B 2

Encyclopädie
der
# deutſchen Nationalliteratur
oder
biographiſch-kritiſches
LEXICON
der deutſchen
# Dichter und Proſaiſten
ſeit den früheſten Zeiten;
nebſt
Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. O. L. B. Wolff,
Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Siebenter Band.

Schmauss bis **Z.**

ESSLINGER STADT BIBLIOTHEK

FRIEDRICH BUCHNER.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1842.

851

~~BIBLIOTEKA [illegible] UNIWERSYTECKA~~

Johann Jacob Schmauß

ward am 10. März 1690 zu Landau in Oberelſaß geboren, ſtudirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz und fing auf dieſer Univerſität ſchon an zu leſen, als er 1721 als Hof-, ſpäter als Kammerrath von dem Markgrafen zu Baden-Durlach angeſtellt wurde. 1734 ging er, durch den Reichskrieg aus ſeiner Stellung vertrieben, ehrenvoll berufen, nach Göttingen, woſelbſt er auch — nachdem er inzwiſchen 1743 nur auf ein Jahr mit dem Titel eines geheimen Rathes als ordentlicher Profeſſor der Rechte nach Halle gezogen war — als Doctor und ordentlicher Profeſſor der Rechte und der deutſchen Geſchichte, mit dem Titel eines Hofraths bis an ſeinen Tod lebte, der am 28. April 1757 erfolgte. Er erwarb ſich viel Verdienſt in folgenden ſchriftſtelleriſchen Arbeiten:

Allerneueſter Staat des Erzbisthums Salzburg. Halle, 1712.

Kuriöſes Bücher- und Staatscabinett. Halle, 1713 ff. 48 Thle.

Neueſter Staat des Königreichs Portugall, Halle, 1714. 2 Thle.

Hiſtoriſches Staats- und Heldencabinett. Halle, 1718. 19. 3 Thle.

Leben Caroli XI. Königs in Schweden. Halle, 1720. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Reichshiſtorie. Leipz. 1720. N. Aufl. 1740.

Einleitung zu der Staatswiſſenſchaft. Leipz. 1741 — 47. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten. Göttingen, 1755.

Akademiſche Reden und Vorleſungen über das deutſche Staatsrecht; herausgegeben von Heldmann. Lemgo, 1766. —

S. genoß zu ſeiner Zeit als Staatsrechtslehrer und Hiſtoriograph eines bedeutenden Rufes, namentlich war ſeine europäiſche Staatsgeſchichte ein hochgeſchätztes und vielgeleſenes Werk.

Chriſtian Heinrich Schmid

wurde am 24. November 1746 zu Eisleben geboren, vortrefflich erzogen und bezog 1762 die Univerſität Leipzig, um nach dem Wunſche ſeines Vaters Jurisprudenz zu ſtudiren, durch innere Neigung den ſchönen Wiſſenſchaften zugewandt. 1766 wurde er Magiſter, 1768 Candidat der Rechte. 1769 erhielt er mit dem Doctortitel die Anwartſchaft auf eine Docentenſtelle, die er aber gern einem Rufe nach Erfurt aufopferte, wo ihn der Umgang mit Wieland, Meuſel und andern trefflichen Köpfen zwei Jahre lang die Entbehrung alles Gehaltes verſchmerzen ließ. 1771 ging er endlich als Lehrer der Eloquenz und Poeſie nach Gießen, ward 1784 heſſendarmſtädtiſcher Regierungsrath, 1790 Univerſitätsbibliothekar und Ordinarius der philoſophiſchen Facultät. Er ſtarb am 22. Juli 1800 und hinterließ:

Anthologie der Deutſchen. Leipz. 1770—72. 3 Thle. in 8.

Biographie der Dichter. Leipz. 1769. 70. 2 Thle. in 8.

Anweiſung zur Kenntniß der vornehmſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt. Leipz. 1784. in 8.

Literatur der Poeſie. Leipz. 1775. in 8.

Nekrolog deutſcher Dichter. Berlin, 1785. 2 Bde. in 8.

Oden der Deutſchen, 1. Sammlung. 1778. in 8.

Das Parterre. Erfurt und Eiſenach, 1771. in 8.

Theaterchronik, 1. St. Gießen, 1772. in 8.

Chronologie des deutſchen Theaters. Leipzig, 1775. in 8.

Theorie der Poeſie, 1. Thl. Leipzig, 1767. in 8.

Leipziger Muſenalmanach. 1770—81.

Engliſches Theater. Leipzig, 1769—77. 7 Bde.

S. erwarb ſich ſeiner Zeit manches Verdienſt um die Verbreitung der vorzüglichſten Erzeugniſſe der deutſchen ſchönen Literatur, namentlich durch ſeine fleißigen, nicht ohne Geſchmack beſorgten Sammlungen; ſeine eigenen Leiſtungen ſind dagegen durchaus unerheblich.

Johann Chriſtoph Schmid.

Dieſer verdienſtvolle Volksſchriftſteller ward am 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl geboren und führte ein ſehr zurückgezogenes Leben. Er ward zuerſt 1791 zu Naſſenbeuern bei Mindelheim, dann zu Seeg Pfarrvicar, 1796 Beneficiat und Schulaufſeher zu Thanhauſen, 1799 Frühmeßbeneficiat, 1809 Diſtriktsſchulinſpector. 1816 erhielt er das Pfarramt des Grafen zu Stadion und ward endlich 1823, durch die Empfehlung ſeines vieljährigen Gönners, des wohlbekannten Sailer, in Augsburg Domcapitular. Seine Schriften ſind größtentheils in die engliſche und franzöſiſche Sprache überſetzt:

Genoveva. Augsburg, 1810.

Das Glück der guten Erziehung. Dillingen, 1806.

Chriſtliche Geſänge, 2. Aufl. Augsburg, 1811.

Die Oſtereier. Landshut, 1816.

Bibliſche Geſchichte. München, 1813.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Landshut, 1818.

Blüthen. Landshut, 1819.
Hirlande, Herzogin von Bretagne. Landsh. 1818.
Erzählungen für Kinder. Landsh. 1823. 4 Thle.
Der Alte von den Bergen. Landshut, 1823.
Itha, Gräfin von Toggenburg. Landshut, 1824.
Der Weihnachtsabend. Wien, 1825.
Das Blumenkörbchen. Wien, 1825.
Roſa von Tannenburg. Wien, 1825.
Die 10 Gebote Gottes. Wien, 1826.
Gott prüft, Gott ſchützt die Unſchuld. Wien, 1826.
Das hölzerne Kreuz. Augsburg, 1827.

S. iſt einer der vorzüglichſten Schriftſteller für die Jugend, welche die deutſche Literatur aufzuweiſen hat; glückliche Erfindung, klare, faßliche und doch durch Anmuth und Innigkeit ausgezeichnete Darſtellung und eine ſehr wohlthuende geſunde Lebensanſicht ſind ſeinen Erzählungen eigen und haben ihm einen wohlverdienten großen Kreis von Leſern erworben.

Konrad Arnold Schmid

ward am 23. Februar 1716 in Lüneburg, wo ſein Vater das Rectorat an der gelehrten Schule verwaltete, geboren. Von den drei Univerſitäten, auf denen er Theologie ſtudirte, feſſelte ihn Leipzig am Meiſten — er hatte zuerſt Kiel, dann Göttingen beſucht — durch die Freundſchaft und literariſche Anregung jenes in der deutſchen Literaturgeſchichte bedeutenden Dichterbundes, der unter Gärtner's Redaction die bremiſchen Beiträge herausgab. Er folgte dann ſeinem Vater in derſelben Stelle an der Johannisſchule ſeiner Vaterſtadt und wirkte höchſt ſegensreich, bis 1760 ein Ruf an das Braunſchweiger Carolinum ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben weitere Bahnen öffnete und ſeinem Leben im erneuten Bunde mit Gärtner, Ebert, Zachariä, in der Freundſchaft mit Jeruſalem, Leſſing, Eſchenburg — welcher letztere ſein Eidam wurde — die erfreulichſte Geſtaltung verhieß. Durch ſeinen unermüdlichen Fleiß Leſſing wohl vergleichbar, lebte er daſelbſt als Doctor der Philoſophie, Profeſſor der Theologie und römiſchen Literatur und durch des Herzogs Huld als Canonicus des St. Cyriaksſtiftes und Conſiſtorialrath bis zu ſeinem Tode, welcher den 11. November 1789 erfolgte.

Lieder auf die Geburt des Erlöſers. Lüneb. 1761.
Des heiligen Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen. Berlin und Stettin, 1786.
Einige Idyllen in den bremiſchen Beiträgen und im 2. Theil der Anthologie der Deutſchen.

Der größte Theil ſeiner Zeit war ſpäter reingelehrten Arbeiten gewidmet, unter welchen aber auch mehrere Ueberſetzungen aus den alten Sprachen verdienſtlich ſind. Seine geiſtlichen Gedichte ſind voll Wärme, Innigkeit und Gedankenreichthum und erfreuen ſich wie ſeine ſämmtlichen Leiſtungen großer Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form.

Friedrich Ludwig Schmidt

ward am 5. Auguſt 1772 zu Hanover geboren. Ein Schüler des großen Schröder gehörte er viele Jahre hindurch der hamburger Bühne an und ſuchte als erſter Director mit Geiſt und Feſtigkeit dem Leichtſinne der modernen Schauſpielkunſt zu wehren. Er hat in ſchönen Perioden den hamburger Brettern vorgeſtanden und nur mit Schmerz ſeine edleren Intereſſen endlich dem Ballet geopfert. Als Darſteller komiſcher Alten war er ſtets ausgezeichnet, das ältere Charakterſchauſpiel ſein Element. Bildung und Geſinnung erwarben ihm die Freundſchaft vieler Mitbürger und nahe Verwandtſchaft feſſelte den Künſtler an angeſehene Familien. Ende Aprils 1841 nahm er feierlich von der Bühne Abſchied und überlebte dieſes Feſt nur wenige Tage. Seine Stücke werden noch lange des wackern Mannes Andenken in Ehren erhalten. — Er ſchrieb:

Almanach für's Theater. Hamb. 1809—11. in 8.
Derſelbe Almanach. Leipzig, 1812. in 8.
Dramaturgiſche Aphorismen. Hamb. 1820. 1828. 2 Bdchn. in 8.
Berg und Thal. Luſtſp. in 5 Aufz. Hamb. 1819. in 8.
Dramaturgiſche Berichte. 1812. Hamburg, 1834.
Die ungleichen Brüder. Luſtſp. in 3 Aufz. Hamb. 1817. in 8.
Neue hamburger Bühne. Hamburg, 1824. in 8.
Dramatiſcher Jugendfreund. Hamb. 1823. in 8.
Die Kette des Edelmuths. Luſtſpiel. Leipzig, 1792. in 8.
Der leichtſinnige Lügner. Stuttgart, 1814. in 8.
Schauſpiele. Leipzig, 1804. in 8.
Neue Schauſpiele. Hamburg, 1817. 2 Bde. in 8.

Nicht blos als Darſteller feiner, beſonders feinkomiſcher Charakterrollen bedeutend, zeichnete er ſich auch als Dramaturg durch gründliche Forſchung, Scharfſinn und Klarheit, und als Luſtſpieldichter durch glückliche Erfindung, gut angelegte Situationen, treffliche Charakterzeichnung und einen lebendigen und witzigen Dialog ſehr rühmlich aus. Sein Luſtſpiel „Der leichtſinnige Lügner" beſitzt namentlich dieſe Eigenſchaften in hohem Grade und gewann 1813 den für die beſte Leiſtung auf dieſem Gebiete ausgeſetzten Preis.

Friedrich Wilhelm Auguſt Schmidt.

Dieſer bekannte und vielgeneckte Dichter iſt am 23. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren. Zuerſt am Invalidenhauſe zu Berlin Prediger, ward er 1795 nach Werneuchen in der Mittelmark verſetzt, wo er im Jahre 1832 ſtarb. Er gab heraus:

(Mit E. C. Bindemann) Neuer berliniſcher Muſenalmanach für 1793—96.
Gedichte. Berlin, 1796.
Almanach romantiſch-ländlicher Gemälde, für 1798. Berlin, in 12.

Almanach für Verehrer der Natur, Freundſchaft und Liebe, für 1801. Berlin.
Neueſte Gedichte. Berlin, 1815.
Almanach der Muſen und Grazien, für 1802.

Ein Nachahmer von Voß war Schmidt vorzüglich bemüht, in ſeinen lyriſchen Gedichten die Vortrefflichkeit und Poeſie ländlicher Häuslichkeit in baarſter Natürlichkeit zu ſchildern und zu preiſen und ward daher wiederholt, am Witzigſten jedoch von Goethe in deſſen *Muſen und Grazien in der Mark*, verſpottet. Seit dieſer Zeit iſt es Mode geworden, ſeiner nur als eines lächerlichen und geſchmackloſen Dichters Erwähnung zu thun, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß er keinesweges ohne Talent für die Darſtellung ſo wie für die Behandlung der Form war, was auch die hier mitgetheilte Probe aus ſeinen Poeſieen bezeugen wird.

Die Dorfbewohner.

Mailüftchen fächern; aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haſelmaus und Froſch heraus.
An unſern Dächern
Klebt froh ihr Neſt die Schwalbe feſt.

Zu beiden Seiten der Laube breiten
Lind' und Jaſmin ihr helles Grün,
Und Lämmchen läuten,
So weiß als Schnee, im Wieſenklee.

Kirſchblüthen zittern an Gartengittern
Mit ſüßem Ruch; bewegt vom Flug
Des Hänflings ſchüttern
Sie oft und ſchnei'n ſein Neſtchen ein.

Der Haſe rammelt, die Biene ſammelt
Im Morchelnthal zum erſten Mal;
Der Tauber dammelt
Und macht ſich kraus am Taubenhaus.

Die Fiſche laichen in Kalmusteichen;
Von Vögelein, die groß und klein
Nun wieder ſtreichen,
Tönt Minneſang die Haid' entlang.

Die Quelle ſtrudelt, der Weſtwind hudelt
Den Apfelzweig. Im Lämmerſteig,
Den Schnee beſudelt
Und ſchmelzend Eis, ſprießt Ehrenpreis.

Die Küchlein ziepen; Neſtvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

Frühmorgens pfropfen wir, ſtängeln Hopfen,
Und ſä'n Spinat und Kopfſalat;
Der Wein, voll Tropfen
Und knoſpend itzt, wird angeſtützt.

Bei ihrer Bleiche ſingt durch Geſträuche,
Den Arm geſchürzt, den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und ſpritzt auf Gras die Leinwand naß.

Des Hüttchens Mutter macht Käſ' und Butter:
Denn itzt beſcheert die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elſenbruch, ihr Milch genug.

Die Luſt zu mehren, wenn's warm iſt, ſcheeren
Wir Schafe noch: ſo ſchmauſt man doch
Um zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht, und ſchämt ſich nicht.

Nachmittags waden im Sand und baden
Wir, leichtbedeckt, im Rohr verſteckt,
Und ruhn auf Schwaden
Und Thymian am Ufer dann.

D'rauf geht's von dannen zum Hain von Tannen,
Wo man auf Moos ſich, wie in Schooß
Von Ottomanen,
Vom Waldinſekt umſumſet, ſtreckt.

Um kalte Schale zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt die Frau, und brockt,
Vom Abendſtrahle
Der Sonne roth, ſchwarz Bauerbrot.

Wenn Tulp' und Nelken aus Thaugewölken
Der Abend näßt, iſt's noch ein Feſt,
Die Schafe melken
Zu ſehn auf Streu der Schäferei.

Wie's Abendpfeifchen, von Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt, uns herrlich ſchmeckt,
Schwebt hinter Streifchen
Von Wolkenflor der Mond hervor!

Und wenn für Morgen vom Berg verborgen
Das Abendroth gut Wetter bot:
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein man fröhlich ein.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck

ward am 1. Januar 1766 in Lübeck geboren, ſtudirte Medicin und lebte bis 1829, in welchem Jahre er in Ruheſtand verſetzt ward, als Doctor der Medicin, königlich däniſcher Juſtizrath, Ritter vom Danebrog und Bankdirector zu Altona. Er lieferte:

Gedichte, herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona, 1821. 2. Aufl. 1827.
Hiſtoriſche Studien. Altona, 1827.

S. hat ſich vorzüglich als lyriſcher Dichter durch die in ſeinen Poeſieen vorherrſchende reiche Anmuth, Naivetät, Wärme und Wahrheit des Gefühls und ſeine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form einen großen Kreis von befreundeten Leſern erworben.

Der Kloſterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden;

„Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

„Ach! in der Welt iſt nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und ſich hinaus zu ſehnen?

„Er läßt dahinten nichts zurück,
Als Dornen und Cypreſſen;
Sein beſtes Theil, ſein ſchönſtes Glück
Iſt ſcheiden und vergeſſen.

„Drum, guter Vater, laßt mich ein
In dieſe Kloſtermauern;
Da will ich ſtill und friedlich ſein
Und, bis ich ſterbe, trauern.“

„„Mit nichten, Jüngling! nimm den Stab,
Und wandre frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böſes ſein, als Gutes.

„„Des Menſchen Herz ſei ſtark und feſt,
Zu lieben und zu haſſen;
Denn wiſſe, wer die Welt verläßt,
Iſt bald von ihr verlaſſen.

„„Ob rings der Himmel noch ſo grau,
Und noch ſo ſchwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensſchifflein ſchwellen.““

„Vernimm, o frommer Greis, mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen;
Es ziemt ſich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

„Der Hoffnung Veilchen ſind erſtickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unſchuld Lilien geknickt,
Der Freude Roſen ſtarben.

„Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

„Dies grobe dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenſtock in meiner Hand,
Iſt Alles, was ich habe.

„Des Baumes Wölbung iſt mein Haus,
Mein Bette Raſenfläche,
Des Feldes Wurzeln ſind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

„Und einſam muß ich, ſtumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken ſchallen.

„Dann wird von keinem Angeſicht
Des Mitleids Thräne fließen,
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe ſprießen.“

„„O, guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

„„Wie Fels der Gram im Herzen liegt—
Vernimm des Greiſes Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

„„Drum nicht an ſchnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand
Sind ſelten treu befunden.

„„Wie Wind vom Meere kommt und haucht,
So ſind des Menſchen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

„„Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben.
Was iſt es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

„„Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tauſenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr
Und wirft dich zu den Todten.““

Paul Gerhard.

Zu Brandenburg einſt waltet
Der Kurfürſt weit und breit;
Doch neue Lehre ſpaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es ſteuern wohl Geſetze
Verbotenem Geſchwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geiſt zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er ſtand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Veſten wanken,
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Der Kurfürſt aber ſandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürſten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Geſetzes Willen
Zu folgen, weiſe fand,
Der hat — es ſei geſprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!““

Der Greis verſetzt beſcheiden:
„Mir ziemt's, das ſtrenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht!
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geſchrieben ſteht?
Es bleibt gerecht ſein Wille,
Ich will ihn halten ſtille.“ —
Und drauf verneigt er ſich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus ſeiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngſte Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand, —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenſtrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu.
Und als der Tag verfloſſen,
So beut, im Wald verſchloſſen,
Ein gaſtlich Dach dem Häuflein Ruh.

O ſchau' den ſüßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, ſank:
„Wer wird ſich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter ſein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menſchen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie ſtehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo ſich ſolche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Iſt nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Troſtes goldnes Lied zurück.

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Iſt über ſie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie ſchwören ſtill, und ſchauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie ſchwören, ob die Wellen
Bis an die Seele ſchwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da ſteht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen ſcharrt im Sande
Bereits des Roſſes Fuß;
Es bringt aus Sachſenlande
Der Bote dieſen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beſchieden
Durch Kurfürſt Chriſtian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln ſahn.

„„Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand;
Es winken uns die Gränzen,
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!""

Johann Ernſt Chriſtoph Schmidt

ward am 6. Januar 1772 zu Buſenborn in Oberheſſen geboren, ſtudirte ſeit 1788 zu Gießen und trat daſelbſt 1793 als Privatdocent auf. Bald darauf eine Zeit lagen am academiſchen Pädagogaginum ſtellt, wurde er 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1803 auch Hiſtoriograph. 1809 ward ihm der Character des Geheimrath und 1820 mit dem eines Prälaten der Sitz in der erſten Kammer der Stände. Die 10 Jahre ſeit 1793 waren ſeine ſchriftſtelleriſch fruchtbarſten, ſpäter arbeitete er nur für Journale. Er ſtarb als erſter Profeſſor der Theologie am 4. Juni 1831.

Grundlinien der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Gießen und Darmſtadt, 1800.
Handbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. Gießen, 1801—20. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4, 1824—27.
Lehrbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. 3. Aufl. Gießen, 1827. (Die früheren „Grundlinien".)
Geſchichte und Beſchreibung des Großherzogthums Heſſen. Gießen, 1818—19. nur 2 Bde.
Lehrbuch der Sittenlehre. Gießen, 1799.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik. Gieß. 1800.
Theol. Encyklopädie. Gießen, 1811.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte. Gießen, 1828.

Dieſer ausgezeichnete Theolog verband in ſeinen Schriften Gedankenreichthum, Originalität und Scharfſinn mit den gründlichſten hiſtoriſchen Forſchungen und erwarb ſich durch dieſelben einen höchſt bedeutenden und bleibenden Ruf.

Jacob Friedrich Schmidt

ward am 2. April 1730 zu Blaſienzell (oder Zelle) bei Gotha geboren, beſuchte ſeit 1746 das Lyceum zu Ohrdruff und ſtudirte ſeit 1750 in Jena Theologie, größtentheils durch Gelegenheitsgedichte ſich ſeinen Unterhalt verſchaffend, in inniger Freundſchaft mit dem bekannten Dichter von Gerſtenberg. Nachdem er in Holſtein mehrere Hauslehrerſtellen bekleidet und auf eine Anſtellung daſelbſt vergebens gewartet hatte, ward er 1765 Diaconus in Zelle; durch ſeinen Ruf als Dichter empfohlen, 1773 dritter Diaconus in Gotha und zugleich Lehrer der deutſchen Sprache am Gymnaſium. Endlich rückte er zum erſten Paſtor an den beiden Hauptkirchen in Gotha auf. Als ſolcher und mit dem academiſchen Titel eines Magiſters der Philoſophie ſtarb er den 2. März 1796. Er ſchrieb außer vielen Predigten und religiöſen Betrachtungen:

Poetiſche Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift. Altona, 1759.
Idyllen. Jena, 1761.
Kleine poetiſche Schriften. Altona, 1766.
Wiegenlieder. Gotha, 1770. 2 Thle.
Kirchenlieder. Gotha, 1779.
Gedichte. Leipzig, 1786.
Horaz, überſetzt. Gotha, 1776. 3 Thle.
(Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. Bd. 2.)
Geiſtliche, moraliſche und ſcherzhafte Oden und Lieder, in 4 Büchern. Leipzig, 1763.

S. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie und zeichnete ſich beſonders durch mehrere gelungene Lieder und Idyllen, am Meiſten jedoch durch ſeine Ueberſetzung des Horaz, eine für die damalige Zeit treffliche Arbeit, aus.

Karl Chriſtian Ehrhard Schmidt

wurde zu Heilsberg im Weimariſchen am 24. April 1761 geboren, ſtudirte in Jena, wo er 1783 als Privatdocent der Philoſophie Kants neue Lehren vortrug. Im Jahre 1791 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Gießen angeſtellt, ſetzte er ſich durch eine Schrift de tribus impostoribus vielfachen Anfeindungen aus, die ihn bewogen, ſchon 1793 nach Jena, das ihn als Diaconus und ordentlichen Profeſſor der Philoſophie berief, zurückzukehren. Hier wirkte er in früherem Geiſte ungeſtört fort, bis Fichte des älteren Lehrers feſten Widerſtand mit der Kraft ſeiner Rede überwand, und den Philoſophen Schmidt ſchlechtweg für eine Null erklärte. 1798 wurde er dritter Profeſſor und 1800 Doctor der Theologie; zu dem akademiſchen Ehrentitel fügte der Herzog von Sachſen-Gotha 1804 den eines Kirchenraths. In ſeinen 6 letzten Lebensjahren ſtand er einem Inſtitut und einem Verein zur Reinigung des Studentenlebens vor. Er ſtarb zu Jena als Doctor der Philoſophie, Medicin und Theologie am 10. April 1812.

Kritik der reinen Vernunft. Jena, 1786, 3. Aufl. 1794.
Wörterbuch zum Gebrauch der kantiſchen Schriften. Jena, 1786, 3. Aufl. 1795.
Verſuch einer Moralphiloſophie. Jena, 1790, neu: 1802.
Empiriſche Pſychologie. Jena, 1791, 2. Aufl. 1796. 2 Thle.
Philoſophiſche Dogmatik. Jena, 1796.
Logik. Jena, 1797.
Predigten. Jena, 1798.
Phyſiologie. 3 Bde. Jena, 1798 — 1801.
Adiaphora. Leipzig, 1809.
Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wiſſenſchaften. Gotha, 1810.

Ein eifriger Anhänger des kantiſchen Syſtems war S. zu ſeiner Zeit vorzüglich bemüht, daſſelbe auf das Studium der Theologie anzuwenden, und dieſe nach beſten Kräften dadurch zu fördern.

Klamer Eberhard Karl Schmidt

wurde am 29. December 1746 zü Halberſtadt geboren, war Kriegs- und Kammerſecretär, dann bis an ſeinen Tod, welcher den 8. Januar 1824 erfolgte, Domcommiſſarius in ſeiner Vaterſtadt. Vergleiche die Beſchreibung ſeines Dichterjubiläums, welches er 1819 feierte, von ſeinem Schwiegerſohne dem Paſtor Fr. Lautſch; zu Halberſtadt 1820.

K. E. K. Schmidt's Leben und auserleſene Werke, herausgegeben von deſſen Sohne W. W. J. Schmidt und Fr. Lautſch. Stuttgart, 1826 — 28. 3 Bde.
Fröhliche Gedichte. 1769.
Poetiſche Briefe. Deſſau, 1782 — 1794. in 8.
Neue poetiſche Briefe. Berlin und Braunſchweig, 1790. in 8.
Komiſche und humoriſtiſche Dichtungen. Berlin, 1802. in 8.
Elegien an meine Minna. 1773. in 8.
Fabeln und Erzählungen. Leipzig, 1776. in 8. (nebſt angehängten Idyllen).
Vermiſchte Gedichte, 2 Sammlungen. Leipzig, 1772. 73. in 8.
Geſänge für Chriſten. Lemgo, 1773. in 8.
Hendekaſyllaben. Leipzig, 1773. in 8.
Die Landpfarrerin, eine elegiſche Dichtung. Berlin, 1801. in 8.
Phantaſien nach Petrarca's Manier. Lemgo, 1772. in 8.
Wehmuthslaute eines früh Verblichenen. (Aus Kl. S. Nachlaſſe edirt durch ſeinen Sohn). Braunſchweig, 1829. in 8.
Katulliſche Gedichte. Berlin, 1774.
Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig, 1768.
Operetten. Leipzig, 1772.

S. gehörte ſeiner Zeit zu den ſogenannten preußiſchen Dichtern und Freunden Gleims, doch war ſein Talent im Ganzen nur gering, wogegen ihn jedoch redliche Geſinnung, Eifer für Recht und Wahrheit, und eine glückliche und leichte Behandlung der Form und Sprache vortheilhaft hervorheben.

Hoffnung in Kriegszeit.

Noch in der Irre geh' ich,
Und weiß nicht, wo hinaus;
In dunkle Ferne ſeh' ich,
Und ſehe Schutt und Graus,
Kriegsfackeln angezündet,
Macht kämpfend gegen Macht!
Was herrlich ſtand, verſchwindet;
Was ſtrahlte, ſinkt in Nacht!

Doch ſoll mein Herz nicht zagen,
Nicht laut um Hülfe ſchrei'n;
Ich will — bald möcht' es tagen —
In Hoffnung fröhlich ſeyn!
Du, der die Myriaden
Der Welten all' regiert,
Du biſt es, der den Faden
Durch all' das Irrſal führt!

Du magſt auf Sturmwindsflügeln,
Du magſt auf Sonnen gehn,
Staub hier auf Aſchenhügeln,
Dort Stern' ins Weltall ſä'n:
Die Lieb' iſt's, ſagt mein Glaube,
Die ſchaffet und zerſtört,
Die ſelbſt im Todtenſtaube
Den Keim des Lebens nährt!

Stückwerk iſt all mein Wiſſen;
Ja kaum den kleinſten Theil
Seh' ich von allen Riſſen,
Wonach du bauſt mein Heil!
Ach! wenn mein Aug' ertrüge,
Zu ſchau'n ins volle Licht,
In Staub ſänk' ich und ſchwiege,
Verhüllt das Angeſicht!

Du aber ruhſt nicht eher,
Bis du am Ziele biſt.
So weit der Himmel höher,
Als dieſer Erdball iſt:
So weit erhebt dein Trachten
Sich über mein's empor.
Was Jahre lang wir dachten,
Winkſt du im Nu hervor.

Es können Berge weichen,
Doch nie dein Vaterſinn;
Der wird die Hand mir reichen,
Wenn ich am bängſten bin!
Es mögen Hügel fallen,
Feſt ſteht dein Wort; es ſteht:
Gnad' und Erbarmen Allen,
So weit die Sonne geht!

Wie über Kindesſchwächen
Die Mutter ſich erbarmt;
Wie ſie nach hartem Sprechen
Die Bruſt, von Lieb' erwarmt,
Mit Küſſen reicht dem Kleinen;
Alſo erbarmſt dich du,
Und ſtilleſt all mein Weinen,
Und ſprichſt mir liebend zu!

In deine Hand gezeichnet
Bleib ich, und hang' an dir!
Wann hätte ſich verläugnet
Dein Vaterherz an mir?
Dir, Herr mein Gott! vertrau' ich
Im böſen Zeitenlauf.
Selbſt unter Trümmern bau' ich
Dir meinen Tempel auf!

Wenn deine Stund' erſcheinet
Schnell wandeln wird es ſich:
Dann wird, was jetzt dir weinet,
Frohlocken über dich.
Auf ſtrahlt der Himmelsbogen,
Woraus die Stimme ſpricht:
So weit, ihr Kriegeswogen!
So weit, und weiter nicht!

Wohlauf, mein Herz, und preiſe
Den Helfer ſchon voraus!
Er führt auf ſeine Weiſe;
Doch herrlich führt er's aus!
Anbetet, Nationen!
Mit Feuerflammen=Blick
Stieg Gott herab; mit Schonen
Traf er und fährt zurück!

An K. E. K. Schmidt

von J. W. L. Gleim.

O Freund, in deiner kleinen Hütte
Wohnt noch die alte, gute Sitte
Der Schäferwelt; auf deine Bitte,
Käm' ich und wäre gern dein Gaſt,
Und wohnt' ich gleich in dem Palaſt
Zu Sansſouci! Bei dir träf' ich
Die Muſen an, die, leider! mich,
Verſammelt all in einen Haufen,
Verlaſſen haben lange ſchon!
Bei dir, dem jungen Muſenſohn.

Die Muſen und die Nymphen laufen
Vor meinem grauen Haar, o Gott!
Wir Alten ſind der Kinder Spott!
Was iſt's? Wir leben und wir ſterben;
Und haben wir nicht einen Erben
Der Unſchuld unſers Herzens, dann
Mein Lieber, ſind wir übel dran!
Wir werden aller Menſchen Haß,
Und thaten keinem was zu Leide!
Wir ſterben, und kein Aug' iſt naß!
Und darum macht mir's große Freude,
Was deine Liebe mir vertraut
Von einem Erben deiner Tugend,
An welchem ſchon der Schöpfer baut,
Den, in der Blüthe deiner Jugend,
Welch eine Wonne! welch ein Glück!
Du ſehen wirſt mit Vaterblick!

O du, mein Lieber, Treuer, bitte
Mich bald doch nur in deine Hütte,
Damit ich recht, als Biedermann,
Noch in den erſten Schöpfungstagen,
Freund, meine Freude dir kann ſagen,
Weil ich ſie nicht mehr ſingen kann.

Antwort an Gleim.

O welch ein Briefchen, Vater Gleim!
Ich las zuerſt es insgeheim,
Und endlich laut (wie konnt' ich's laſſen)
Dem Weibchen, das, mit Armumfaſſen,
Darum mich plagte links und rechts!
Die Neugier ſitzt in allen Klaſſen
Des lieben, ſchöneren Geſchlechts!
Frau Heva's Inbiß zum Exempel,
Was koſtet er die Nachwelt nicht!
Sonſt waren wir der Gottheit Tempel,
Jetzt aber hauſt der ſchwarze Wicht,
Gott ſei bei uns! mit allen Sünden,
Die alle Diener Gottes binden,
In Vater, Mutter, Tochter, Sohn:
Und würd' er nicht, beim Taufen, ſchon
Aus uns ein wenig ausgetrieben,
So ſchluckt' er uns, ich glaube gar,
Zum Frühſtück ein, mit Haut und Haar!
Wie ſchlimm der Herr vor dieſem war,
Es iſt genug davon geſchrieben!
Ein großes Glück, daß bei Madam
Es nicht ſo ſchlechten Ausgang nahm!
Ich las, und meinem Weibchen kam
Sein Vorwitz höher nicht zu ſtehn,
Als nur ein Paar Minuten Schaam,
Und viel Verſchwiegenheit auf heute!
Ein Preis, der ſelber mich nicht reute:
Das Schämen läßt ihr gar nicht ſchön!

Doch mein Entzücken nun darüber!
Wie dir es ſagen, o mein Lieber,
In Proſe? . . . Singen wollt' ich's dir;
Doch wann es ſingen? Nie geraſtet
Hat heute meine gute Thür!
So viel Beſuche hatten wir
Von aller Welt, nur nicht von dir;
So maulthiermäßig überlaſtet
Ward ich von Dingen, klein und groß!
Zwar hab' ich weidlich mich gehaſtet,
Sie abzuwerfen auf den Schooß
Der goldnen Muſe; doch vergebens!
Es iſt verhängt! das Rad des Lebens
Muß, großentheils, ſich öfter drehn,
Auf ſchlimmen Wegen, als auf ſchönen!
So laß ich's denn nach Lüſten gehn!
„Man muß an alles ſich gewöhnen!"
Sagt Sokrates, mit Recht, dünkt mich,
Und alle wird es ſo bedünken!
Zuletzt gewöhnen muß er ſich,
Zum Lohn der Tugend Gift zu trinken!
Gott wahre mich und dich dafür!

Mitunter ließ ſich auch bei mir
Die Muſe der Epiſtel melden,
Die Muſe, die an keinen Helden,
Doch an getreue Freundſchaft gläubt,
Und alles aus dem Herzen ſchreibt!
Allein ich ließ ihr treues Melden
Vorfahrviſite diesmal ſein,
Und knüpfte meinen Damen ein,
„Wenn einer frägt, ich nicht zu Hauſe!"

Erſt jetzt bin ich in meiner Klauſe
Monarch geworden! Nun geſchwind
Die Muſe her! Von meinen Brüdern
Dem Herrlichſten muß ich erwiedern
Das ſchöne Briefchen! Briefe ſind
Der Freundſchaft, was dem Amor Pfeile!
Sie gehn ins Herz, und ſtecken feſt;
Und billig müßt' ein Weſpenneſt
Der Sünder tragen eine Meile,
Der Briefe ſonder Antwort läßt!

„Wir ſterben, und kein Aug' iſt naß!"
Freund, welche Stell' in deinem Briefe!
O Lieber! Lieber, was iſt das?
Ich fühlt' es in der tiefſten Tiefe
Des Herzens! . . .

Du Vater, du! im höhern Sinn
Biſt du das längſt, als ich es bin,
Und werde ſein, wenn anders Wiſe
Noch Wort der Muttergöttin hält!
Ringsum in deinem Paradieſe,
(Ein Paradies iſt deine Welt,
Denn jene Masquen ausgenommen,
Die nicht in unſre Rechnung kommen,
Meint Alles dich auf deiner Welt!)
Ringsum, wo deines Liedes Schöne
Das Herz zur Fröhlichkeit erhellt,
Sind alle Töchter, alle Söhne,
In deren Herzen immerhin
Du Tugend ſangſt und frohen Sinn,
Sind alle deine lieben Kinder!
Und ſind die übrigen es minder,
Die Wittwen und die Waiſen, die
Des langen Lebens bittre Müh
Verſüßt von deinen Händen fanden?
In allen Ständen, allen Landen
Haſt du dergleichen Kinder noch!
Auf wenig Menſchenliſten ſtanden
Die Thaten deines Herzens; doch
Da droben, edler Mann, wird das
Weit richtiger zu Buch getragen!
Und dennoch darfſt du traurig ſagen,
„Wir ſterben und kein Aug' iſt naß!"

Naß werden aller Augen ſein,
Wirſt du dereinſt von hinnen gehn;
Naß Aller Herzen, welche rein
Durch deine Lieder ſind geworden
Und mehr, als Ritter ihrer Orden,
Sich deiner hohen Lieder freun!
Mit ausgelöſchter Fackel ſtehn
Wird Amor, den du haſt gelehrt
Auf Tugend, nicht auf Schönheit ſehn!
Das ſchönſte Mädchen, wenn es hört
Von ſeines Dichters letzten Tagen,
Wird lange ſeinen Arm verſagen
Dem treuen Arm des Liebenden,
In dir, o Vater, zu beklagen
Den Lehrer ſeiner Tugenden! . . .

Doch lange, lange noch verſpäte
Der Engel, der zu Leſſing dich
Wird einſt hinüber bringen, ſich!
Die junge, grüne Roſenſtätte,
Verſteckt in deinem Gartenthal,
Die du mit deinem Staub einmal
Zum Hügel machen wirſt . . . noch lange . . .
Sie bleibe dir noch lange Thal,
Und dufte, wenn bei Mondesſtrahl,
Zu ſüßem Nachtigallgeſange
Du deinen ſingſt, Entzücken aus!
O Lieber! Alles was ſich deiner
Im Herzen freut, verbrüdert ſich
Zu treuen Wünſchen, fodert dich
Zu tauſend Wettſtreit noch heraus
Mit tauſend Nachtigallen; keiner
Von allen, liebender, als ich!

Du weißt, mein kleines Dichterhaus,
Das immer, fern von großen Sachen,
Zufriedenheit und Scherz bewachen,
Möcht' ich ſo gern zum Tempel machen,
Worin die Wahrheit wird gepreiſt;
Und hat mein Enkel irgend Geiſt,
Ein Bild der Wahrheit aufzufaſſen,
Noch meinen Enkel danken laſſen
Möcht' ich dem lieben Heftigen,
Der herzlich ſchnell, nicht aus Grimaſſen,
Mein Vater ward, den Grazien
Mich opfern hieß und der Natur,
Und zeitig ſchon den großen Schwur
Mich ließ beſchwören: ſtehn zu laſſen
Von hundert Verſen zwanzig nur!

Von hundert Verſen zwanzig? Ha!
Damit ich meinen Schwur nicht breche,
Hier: **Soli Deo Gloria**!
Klein, aber reißend ſind die Bäche,
Woraus, von Fürſten unbedingt,
Die kleine Briefesmuſe trinkt!
Sie treten oft ein wenig über;
Und geht's von Herzen, o mein Lieber,
So ſpringt das Wort Gedanken vor!
So eben raunt mir was ins Ohr:
Ich hätte ſchon den Schwur gebrochen!
Drum, lieber Vater, gute Nacht!
Laß unter uns es ſein geſprochen,
Was andern große Naſen macht!

Konrad Friedrich von Schmidt-Phiſeldeck

iſt am 31. Juli 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien zu Helmſtädt ward er Hauslehrer in Kopenhagen, erhielt 1794 das däniſche Indigenat und wandte ſich ſeit 1797 kameraliſtiſchen Studien zu. Er wurde zunächſt Aſſeſſor im Landes-Oeconomie- und Commerzcollegium, erhielt 1806 den Character eines Juſtizraths, 1810 den eines Etatsraths. Seit 1813 Mitdirector der Reichsbank, ſeit 1828 wirklicher Deputirter im Generalzoll-Kammer- und Commerzcollegium, lebte er, hochverdient, als Doctor der Philoſophie und Ritter des Danebrogordens zu Kopenhagen, wo er 1832 ſtarb. Er hinterließ:

Vertraute Briefe über Gegenſtände aus der praktiſchen Moral. Kopenhagen, 1791.
Gedichte. Braunſchweig, 1794.
Briefe äſthetiſchen Inhalts. Altona, 1797.
Hymne auf Gott. 1804.
Ueber das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgerverein und deſſen künftiger Umgeſtaltung. Kopenh. 1817.
Europa und Amerika. 2. Aufl. Kopenhagen, 1821.
Der europäiſche Bund. Kopenhagen, 1821.
Die Politik nach den Grundſätzen der heiligen Allianz. 1822.
Das Menſchengeſchlecht auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkte. Kopenhagen, 1827.
Proben politiſcher Beredſamkeit. Kopenhagen, 1823.
Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenhagen, 1830.
Auswahl neugriechiſcher Volkslieder. Braunſchweig, 1830.

Scharfſinn, Klarheit, tiefes und gründliches Eindringen in ſeinen Gegenſtand erwarben S. v. Ph. als politiſchem Schriftſteller einen ſehr bedeutenden Ruf.

Ludwig Friedrich von Schmidt

geboren am 24. Januar 1764 zu Königsbach im Großherzogthum Baden, iſt eines Landgeiſtlichen Sohn. Von 1778—1781 auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe vorgebildet, ſtudirte er bis 1784 in Jena, mit welchem Jahre er in Göttingen ſeinen theologiſchen Curſus vollends beſchloß. 1786 ward er als Pfarrer in der Grafſchaft Sponheim angeſtellt, 1792 Hofdiaconus in Carlsruhe. 1799 folgte er der ehrenvollen Berufung zur Stelle des Cabinetspredigers der Kurfürſtin nach München, wodurch er 1806 der erſte proteſtantiſche Pfarrer in Baiern geworden iſt. 1802 ward er zum Kirchenrath, 1809 von Jena zum Doctor der Theologie, 1818 zum Miniſterialrath im Miniſterium des Innern und Referenten in proteſtantiſchen Kirchenſachen ernannt. Als er, 1820 bereits Ritter des Civilordens der bairiſchen Krone geworden, 1826 die verwittwete Königin nach Würzburg begleitete, ward er von der dortigen philoſophiſchen Facultät mit ihrem Doctor-Diplom beehrt. Daſelbſt iſt noch ſein Aufenthalt. Er ließ viele Predigten und Amtsreden drucken, beſonders

Predigten bei beſondern Veranlaſſungen gehalten. Sulzbach, 1803, 1809, 1827. 3 Bde. in 8.

in welchen er ſich als Kanzelredner durch große Einfachheit, Tiefe und Fülle der Gedanken und lebendige, kräftige Darſtellung auszeichnete.

Martin Heinrich Auguſt Schmidt,

am 26. Mai 1776 zu Braunſchweig geboren, ſtudirte, aus dem Catharinum und Carolinum ſeiner Vaterſtadt entlaſſen, zu Helmſtädt und Göttingen. In den Jahren 1806 — 1807 königlich preußiſcher Feldprediger, ward er 1812 nach Teltow berufen und rückte 1817 zu der Stelle des Oberpredigers von Derenburg bei Halberſtadt auf. Er ſtarb am 8. März 1830.

Albert und Mathilde, oder die Elemente, Gedicht. Berlin, 1810. in 8.
Berlin an die Siegesgöttin. Berlin, 1814. in 8.
Electron. Berlin, 1810.
Des Marſchalls Uebergang über den Rhein. Berlin, 1814.
Neu-Richmond, beſchreibendes Gedicht. Braunſchweig, 1805.
Die Schlacht an der Katzbach. Berlin, 1813.
Siegesgeſang auf die Schlacht bei Dennewitz. Berlin, 1813.
Die großen Tage des Junius 1815. Berlin, 1815.
Trauerlied auf den General Moreau. Berl. 1813.
Poetiſche Verſuche. Altona, 1825.
Die Völkerſchlacht bei Leipzig. Berlin, 1815. 2. Aufl.
Der Geiſt Heinrich des Löwen. Braunſchw. 1806.
Feſtgaben. Halberſtadt, 1819.

Streng genommen nur ein Gelegenheitsdichter wußte S. doch durch Originalität, Gedankenreichthum, Phantaſie und treffliche Darſtellung ſeinen Poeſieen großes und bleibendes Intereſſe zu verleihen.

Michael Ignaz Schmidt,

am 30. Januar 1736 zu Arnſtein geboren, beſuchte ſeit 1749 das Gymnaſium zu Würzburg und trat dann, zur Vorbereitung auf den Stand eines Weltgeiſtlichen, in das biſchöfliche Seminarium ein. Fünf Jahre darauf ward er Licentiat und Prieſter; ſelbſt ſchon als Kaplan zu Haßfurt angeſtellt, zog er es dennoch vor, als Hauslehrer bei dem Großhofmeiſter von Rothenhar mit dieſem während des 7jährigen Krieges in die Nähe von Stuttgart zu ziehen, wo er allen Glanz des Hoflebens kennen zu lernen Intereſſe und Gelegenheit fand. 1771 kehrte er als Bibiothekar nach Würzburg zurück, ward Mitglied der fürſtbiſchöflichen Schulcommiſſion, Beiſitzer der theologiſchen Facultät und Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte. 1774 erhielt er eine bedeutende Pfründe, dazu die Würde eines geiſtlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung und begann, von dem 1770 unter ſeiner Leitung geſtifteten Schullehrerſeminare aus, großartige Reformen des Schulweſens. Karl von Dalberg machte ihn zum Mitgliede der Erfurter Academie der Wiſſenſchaften. Joſeph II. ernannte ihn 1778 zum Mitgliede des neuorganiſirten Cenſurcollegiums und zum Geſchicht-Lehrer ſeines Neffen Franz. Er lebte zu Wien als Magiſter der Philoſophie, k. kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs bis zum 1. November 1794, ſeinem Todestage.

Geſchichte des Selbſtgefühls. Frankfurt und Leipzig (eigentlich Würzburg), 1772.
Geſchichte der Deutſchen (Bd. 1—5. auch unter dem Titel: „*Aeltere Geſchichte der Deutſchen.*" 5 Bde. Ulm 1778—1785. Bd. 6—22: „*Neuere Geſchichte der Deutſchen*," vom 6. Bd. an aus S.'s Nachlaß ergänzt von *Joſeph Milbiller*. 17 Bde. Ulm, 1705—1808.) Daſſelbe Werk erſchien als: „*Aeltere Geſchichte der Deutſchen.*" 1783 — 93. 8 Bde. und: „*Neuere Geſchichte der Deutſchen.*" 1785—1808. 17 Bde. Eine ſpätere Fortſetzung iſt: *Dreſch's* „*Geſchichte Deutſchlands ſeit dem Rheinbunde.*" Ulm, 1824—1830. 5 Bde., welche Bd. 23—27. der Ulmer, und 18 — 22. der Wiener Ausgabe bildet.

S. war der Erſte, welcher die deutſche Geſchichte populär und lesbar ſchrieb, und verdient ſchon deswegen Anerkennung, auch iſt ihm Fleiß und Geſchmack keinesweges abzuſprechen, doch mußte ihn der katholiſche Standpunkt, von welchem aus er ſeinen Gegenſtand, obwohl mit großer Mäßigung, behandelte, einſeitig machen, weshalb ſeine Darſtellung der Geſchichte Deutſchlands ſeit den Zeiten der Reformatoren nur mit großer Vorſicht benutzt werden darf.

Nikolaus Schmidt,

deſſen Lebensverhältniſſe unbekannt ſind, ward vermuthlich im Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts geboren, und ſchrieb:

Von den 10 Teuffeln oder Laſtern, damit die böſen unartigen Weiber beſeſſen ſind. Wittenberg, 1568.

Ein ſatyriſches Gedicht im Geſchmacke jener Zeit, doch von geringem Werthe.

Heinrich Gottlieb Schmieder

iſt 1763 in Sachſen geboren. Er trat unter das Militär und lag von 1786 — 1788 als Premierlieutenant und Regimentsquartiermeiſter eines Küraſſierregiments zu Düben. Im letztgenannten Jahre nahm er, um die Rechte zu ſtudiren, ſeinen Abſchied und lebte an mehrern Orten von Geſchäften zurückgezogen. 1791 übernahm er die Regie und einen Antheil an der Direction der Bühne zu Altona, bis er im Jahre 1804 ſeinen Aufenthalt in Petersburg wählte, wo er 1828 ſtarb.

Journal für Theater und andere ſchöne Künſte, 1 — 3. Bd., 3 Stücke, und 4. Bd., 2 Stücke. Hamburg, 1797 und 1798. 8.
Neues Journal für Theater und andere ſchöne Künſte. Hamburg, 1799. 8.
Taſchenbuch für Theater auf 1798, 1799 und 1801.
Gedichte und Skizzen. Mainz, 1791.
Scenen aus der neueſten Welt. Halle, 1785.
Der ſchwache König. Gotha, 1786 — 88. 3 Thle.

Seine Leiſtungen erheben ſich nicht über das Mittelmäßige, doch wirkte er nicht ohne Verdienſt für die Ausbildung der dramatiſchen Künſte.

Johann Gottfried Daniel Schmiedtgen,

am 15. April 1766 zu Sorau in der Niederlauſitz geboren, war herzoglich ſachſen-hildburghäuſiſcher Rath, Stifter und Vorſteher einer Verſorgungsanſtalt in Leipzig und endigte ſein Leben zu Leutenberg bei Saalfeld in ruhiger Zurückgezogenheit am 30. September 1816. Folgende Schriften beweiſen ſeine Fruchtbarkeit.

Anna. Leipzig, 1796.
Dämmerungen. 1796.
Theobalds Morgengabe. 1798.
Juchhei oder das neue Hochzeitbüchlein. 1798.
Helena. 1798.
Das Haus von Grodnow. 1798. 2 Thle.
Der hohe Windbruch. 1800.
Die ſtille Ecke am Rohrteiche. 1800. 2 Thle.
Die friedlichen Thäler. 1802.
Der Hageſtolz. 1802.
Pauline Well. 1803.
Die Liebe am See. 1804. 2 Thle.
Kleine Erzählungen. 1805.
Andeutungen. 1809 — 1812. 4 Thle.
Lydie Willmar. 1809. 2 Thle.
Klementine. 1810.
Adonide. 1811.
Die Gränznachbarn. 1812.

Nicht ohne Talent für die Darſtellung, fehlte es S. doch zu ſehr an Eigenthümlichkeit und Phantaſie, um ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben.

Friedrich Schmitt,

am 7. Juli 1744 zu Nürnberg geboren, war zuerſt Lehrer an dem Pädagogium zu Kloſter Bergen und ſeit 1774 Profeſſor an der Ritteracademie zu Liegnitz, wo er den 12. Auguſt 1813 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Leſebuch für Frauenzimmer. Flensb. 1774—1785.
Gedichte. Nürnberg, 1779.
Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig, 1781.

Er überſetzte aus dem Engliſchen:

Pamela. 1772. 4 Thle.
Tom Jonas. 1780. 4 Thle.
Robinſon. 1782. 2 Thle.

Aus dem Italieniſchen:

Anthologie. 1778. 4 Thle.
Taſſoni's geraubter Eimer. 1781.
Fartiguerra's Ricciardetto. 1783. 2 Thle.

Aus dem Franzöſiſchen:

Lolotte und Faufau. 1789. 4 Thle.
Alexis. 1792. 2 Thle.

S. gehört jetzt mit Unrecht zu den ganz vergeſſenen Dichtern, da er, mit Geſchmack, Gefühl, Phantaſie und Sprachgewandtheit ausgerüſtet, doch einer der Erſten war, welche die ſüdlichen poetiſchen Formen mit Glück in die deutſche Poeſie einführten oder zu ihrer Wiederbelebung beitrugen. Folgende Probe ſeiner Leiſtungen wird das hier Geſagte beſtätigen.

Laura.

Thäler, Berge, ſchattenreiche Wälder,
Die nicht mehr die Laſt des Winters drückt;
Stille Grotten, Wieſen, grüne Felder,
Die mit Schmelz und Blumen ſchon der Frühling ſchmückt;
Und du ſilberhelle,
Friſche, reine Quelle,
Die ſo ſüß in meine Seufzer rauſcht;
Und du Philomele, die oft ſcheinet
Meinen Schmerz zu fühlen, oft mir lauſcht
Und dann, voller Mitleid, mit mir weinet:
Hört auch itzt, was meine Klage ſingt,
Die, ſo oft zu wiederholen,
Mich die Liebe zwingt!

Immer fließen werden dieſe Zähren!
Oft noch ſchneller werden ſie dich, Bach!
Oft noch, Fluren, eure Blumen nähren!
Denn von ihr getrennet bin ich! — Nicht mehr, ach!
Soll ich Sie erblicken,
Welche mit Entzücken
Einmal nur, und immer nun mit Gram
Meine Seele füllet! Stets ſie fliehen
Soll ich, die für mich vom Himmel kam,
Deren Augen Haiden machen blühen,
Donner ſchweigen, in die rohſte Bruſt
Sanft Gefühl und Tugend ſtrahlen,
Und des Himmels Luſt!

Ach! in welchem Thal wirſt du ſie finden,
Lenz, und dich, von Ihr verſchönert, freu'n?
Welcher Zephyr wird Ihr Kränze winden,
Und mit Silberblüthen Lauren überſchnei'n?
Welche Sylphen hören
Jetzt ihr Lied, und lehren
Es die Quellen und die Nachtigall? —
Kleine Geiſter mit den Purpurſchwingen,
Die ihr um mich hüpfet, ſeid ihr aus der Zahl
Derer, die ſie ſahen? Ihre Harf' erklingen
Hörten? — O, ſo flüſtert mir von Ihr!
Alle Wunder, die ihr ſahet,
Saget mir von Ihr!

Saht ihr, wie viel ihrer Noth vergaßen,
Liebreich insgeheim von Ihr erquickt?
Saht ihr, wie viel Stirnen Gram verlaſſen,
Wenn ihr himmliſch lächelnd Aug' auf Sie geblickt?
Saht ihr, welche ſchönen
Engelwerthe Thränen
Andacht Sie und Mitleid weinen hieß?
Habt ihr ſie geſammelt und gezählet,
Und, damit bethaut, zum Paradies
Jenes Thal gemacht, das ſie verhehlet?
Sprecht! — Und eilt ihr wieder zu Ihr hin,
Sagt Ihr — Nein, nie ſoll Sie wiſſen,
Wie ich elend bin!

Glücklichſter von allen meinen Tagen,
Tag, der mich zur Göttlichen geführt;
Biſt du gleich der Quell von allen Klagen,
Die nicht Zeit, nicht Schickſal enden wird!
Zwar, Dir liebzukoſen,
Blühten keine Roſen,
Denn Autumnus war's, der Dich gebar!
Aber, gleich dem ſchönſten Sohn des Maien,
Lachte Sie dir Blumen um das Haar,
Das kein Nord durchbrauſte; und erfreuen
Hieß Sie die Natur dich! In dem Eis
Spiegelten ſich Roſen, Frühling
Ward's auf Ihr Geheiß!

O, wie ſtarrte nicht aus meinen Blicken
Die Bewunderung, als ich Sie ſah!
Kalte Schauer, glühendes Entzücken
Wechſelten in jeder meiner Adern da!
Ach, mit welchem Geize
Trank ich alle Reize,
Blieb ich eingewurzelt vor ihr ſtehen!
Hört' ich Ihre Engelsſtimme tönen:
Sah ich Tugend Sie und Grazien
Küſſen, und von Ihr mehr Reiz entlehnen;
Und ein Lächeln ſchimmern im Geſicht,
Das du, Liebe, nur kannſt ſchildern;
Ich vermag es nicht!

O beglückter Bach, von Ihrem Bilde
Mehr, als von der Sonne Glanz, geſchmückt;
Sel'ge Auen, ſelige Gefilde,
Die ihr blühet, wenn Ihr zarter Fuß euch drückt;
Schattenvolle Haine,
Wo ſie oft alleine,
Himmliſche Gedanken denkend, geht;
Und du, Luft, die, ſtets von Ihr erhellet,
Sanft in Ihren gold'nen Locken weht;
Gegend, wo zuerſt mir nachgeſtellet
Von der Liebe ward, o ſähe dich,
Ach! nur einmal noch mein Auge,
Wie beglückt wär' ich!

Seh' ich dich, geliebte Gegend, wieder?
Iſt es möglich? wer riß mich zu dir?
Sank Sie nicht an jenem Bache nieder?
Pflückte Sie nicht Roſen und Violen hier?
Seh' ich Ihre Spuren
Nicht auf dieſen Fluren
Ueberall? — Wird nicht die Luft umher
Heit'rer? — Ha! Sie kömmt! Sie ſelbſt! O Wonne!
Wie, aufgeführet auf dem Meer
Von der Blumengöttin, du, o Sonne!
Horcht! Vereint Sie göttlichen Geſang
Nicht mit dem entzückungsvollſten
Süßen Harfenklang.

Wann erſchollen jemals ſolche Lieder?
Schweigt, ihr Wipfel! Stehe ſtille, Bach!
Seht! der ganze Himmel läßt ſich nieder!
Engel ſingen Ihre hohen Hymnen nach!
Seht! Verklärte grüßen
Sie als Schweſter! Gießen
Seligkeit, wie ſie im Himmel quillt,
Ihr im Buſen! — „Solche Lieder tönte,
Als noch meine Seele Staub umhüllt,“
(Zeuget Rowe) „nie meine Harfe, tönte,
Meta, nie die Deinige ſo ſüß!
Und Ihr ganzes Leben, Meta,
Tönet auch ſo ſüß!“ —

Ha! Wo bin ich? Welche Phantaſieen
Füllen mich mit ſüßer Trunkenheit?
Möchtet ihr doch mind'ſtens niemals fliehen,
Gold'ne Träume, die ihr meinen Geiſt erfreut! —
Hier in dieſen Gründen
Laßt mich ſtets Sie finden.
Immer will ich Sie hier ſuchen gehen!
Hier will ich die träge Zeit verweinen!
(Könnte nur dies ungeſtört geſchehen.)
Hier ſoll ſtets der Engel mir erſcheinen,
So wie jetzo! — Hört! Mich dünkt, Sie ſpricht:
„Freund, wir ſehn uns noch; dann trennet
Uns kein Schickſal nicht!“

Stanislaus Schmitt,

den 12. September 1766 in der Abtei Schönthal geboren, war zuerſt ſubſtituirter Staatsprocurator zu Trier und begab ſich von da als Doctor der Philoſophie und Advokat nach Kreuznach. Er gab heraus:

Gedichte, Frankfurt, 1803. Kreuznach, 1804.
Hildegard, Gemahlin Karl des Großen, epiſches Gedicht. Kreuznach, 1811. 3 Bde.
Zenobia, oder der Triumph des Kreuzes, epiſches Gedicht. Kreuznach, 1810.
Der neue Ortsherr, Drama. Kreuznach, 1810.
Feldblumen, Poeſien für Freunde der ländlichen Natur. Kreuznach, 1808. in 8.

Ein Nachahmer Wielands in der Behandlung epiſch-romantiſcher Stoffe, ſteht er weit hinter ſeinem Vorbilde zurück, und erhebt ſich überhaupt nicht über das Gewöhnliche.

Friedrich Jacob Schmitthenner

ward am 17. März 1796 zu Oberdonis, einem Dorfe im Fürſtenthum Wied, geboren und ſtudirte in Marburg, wo er ſich, von Conradi angeregt, faſt allein mit dem Studium Platons und, von den Neueren, Schellings beſchäftigte. Sein Fachſtudium, die Medicin, verließ er daher bald und nachdem er in Theologie und Jurisprudenz vergebens Befriedigung geſucht hatte, lebte er ſeit 1815 in Gießen ausſchließend freien wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Im Sommer 1815 preußiſcher Unterthan geworden, hatte er zum dreijährigen Militärdienſte ſo wenig Neigung, daß er lieber ſeine Naturphiloſophie eine Zeitlang theologiſchen Privatſtunden aufopferte, die ihm bald ein theologiſches Examen und mit dem 19. Jahre eine Anſtellung als Pfarrer zu erlangen, möglich machten. Doch kehrte er nach nicht langer Zeit zu ſeinen Lieblingsſtudien zurück, und ward ſogar, ohne Neigung für dies Lehrfach, Prorector am Pädagogium zu Dillenburg. 1827 wurde er von der naſſauiſchen Regierung zum Prorector am Pädagogium zu Wiesbaden und, da er dieſe Stelle nicht antrat, zum Director des Schullehrerſeminars zu Idſtein erwählt; unmittelbar darauf aber, ſeinem Wunſche gemäß, zugleich von Preußen und Heſſendarmſtadt zu einer akademiſchen Stellung berufen. Daher ging er auch, nach einem halben Jahre, im Herbſte 1828 als Profeſſor der Staatswiſſenſchaft und Geſchichte nach Gießen und kehrte — im Jahre 1832 als Oberſtudien- und Schulrath eine Zeit lang in Darmſtadt für Schulreform wirkſam — 1835 dahin zurück, wo er als geheimer Regierungsrath, Doctor und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie lebt. Seine Schriften ſind:

Kurzgefaßte Schreibungslehre der deutſchen Sprache. Herborn, 1821. 2. Aufl. 1828.
Deutſche Sprachlehre für Gelehrtenſchulen. Herborn, 1822. (Zu Caſſel, 1837. 2. Aufl.)
Elementarlehre der deutſchen Sprache nach naturgemäßer Methode. Hadamar, 1823.
Urſprachlehre. Frankfurt, 1826.
Deutſche Sprachlehre nach neuer wiſſenſchaftlicher Begründung. Frankfurt, 1828.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1829.
Die Jahreszeiten, lyriſch-didaktiſches Gedicht. Frankfurt, 1829.
Ueber das Schickſal und die Beſtimmung der Geiſter. Wiesbaden, 1819.
Kurzes deutſches Wörterbuch. Darmſtadt, 1837. 2. Aufl.
Geſchichte der Deutſchen. Herborn, 1824. 2. Aufl. 1836.
Grundriß der politiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Gießen, 1830—32. 3 Bde.
Ueber den Character und die Aufgaben unſerer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswiſſenſchaft. Gießen, 1832.
Zwölf Bücher vom Staate. Gießen, 1839. 1. Bd.
Ueber das Cultur- und Schulweſen. Gießen, 1839. 1. Bd. (gegen Fr. Thierſch's Angriffe).
Die Lehre von der Satzzeichnung. Frankfurt, 1824.
Die 3. Auflage von Roth's „Anfangsgründe der deutſchen Sprachlehre.“ Gießen, 1825.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1828.
Die Main-Weſer-Eiſenbahn. Gießen, 1838.

Einer der ausgezeichnetſten und ſcharfſinnigſten deutſchen philoſophiſchen Sprachforſcher, hat S. ſowohl in ſeinen Schriften über die Sprache und deren Wiſſenſchaft, wie in ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten höchſt eigenthümliche und bedeutende Anſichten entwickelt, welche in dem ganzen Umfange ihrer Wichtigkeit vollſtändig vielleicht erſt von der Nachwelt gewürdigt werden können, ihm aber bereits ein hohes wiſſenſchaftliches Anſehen bei ſeinen Zeitgenoſſen mit vollkommenem Recht erworben haben.

Benjamin Schmolck

ward am 21. December 1672 zu Brauchitſchdorf bei Liegnitz geboren, beſuchte die Schule zu Lauban und ſtudirte in Leipzig Theologie. Bei ſeiner Rückkehr ſeinem Vater ſubſtituirt, der in Brauchitſchdorf Pfarrer war, ging er 1702 als Diaconus nach Schweidnitz, wurde dort 1707 Archidiaconus, 1712 Senior des Miniſteriums und 1714 Oberprediger, zugleich Kirchen- und Schulinſpector. Er ſtarb daſelbſt am 12. Februar 1737. Die Titel ſeiner geiſtlichen Schriften ſind:

Heilige Flammen der himmliſch geſinnten Seele. Striegau, 1704. 3 Aufl. 1706.
Geiſtlicher Pechweihrauch. Striegau, 1806.
Luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion. Jauer, 1712.
Roſen nach den Dornen. Jauer, 1714.
Mara und Manna. Breslau und Liegnitz, 1715.
Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz. Breslau und Liegnitz, 1715.
Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche. Breslau und Liegnitz, 1716 und 1717.
Eines andächtigen Chriſten heilige Andachtsflammen. Budiſſin, 1717.
Geiſtlicher Wanderſtab des Siemitiſchen Pilgers. Schweidnitz und Jauer, 1718.
Freudenöl in Traurigkeit. Breslau und Liegnitz, 1720.
Saitenſpiel des Herzens am Tage des Herrn. Breslau und Liegnitz, 1720.
Andächtiger Herzen Betaltar. Hirſchberg, 1720.
Schöne Kleider für einen betrübten Geiſt. Breslau und Liegnitz, 1723.
Bochim und Elim. Breslau und Liegnitz, 1724.
Klage und Reigen. Breslau und Liegnitz, 1725.
Schriften. Tübingen, 1740—44. 2 Thle.

Vorzüglich als geiſtlicher Liederdichter erwarb ſich S. zu ſeiner Zeit einen ausgezeichneten Ruf, der ſich jedoch im Allgemeinen nicht lange erhielt. Es fehlte ihm durchaus nicht an Talent in Behandlung der Form und der Sprache, aber ſeine Begeiſterung quoll nicht aus ſeinem Innerſten, ſondern ward mühſam von dem Verſtande erkünſtelt; deshalb gefiel er ſich auch vorzüglich in ſüßlicher Ziererei und Bilderprunk, dem falſchen Geſchmack ſeiner Tage vor Allem huldigend und in leidiger Affectation das Wahre ſuchend, von dem er ſich gerade dadurch am Meiſten entfernte. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Himmliſcher Sinn.

Himmel an geht unſre Bahn,
Wir ſind Gäſte nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüſte kommen werden.
Hier iſt unſer Pilgrimsſtand,
Droben unſer Vaterland.

Himmel an ſchwing dich, mein Geiſt!
Denn du biſt ein himmliſch Weſen,
Und kannſt das, was irdiſch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erleſen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in ſeinen Urſprung hin.

Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weiſt mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieſes Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.

Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geiſt hier allbereit
Eine Kraft des Himmels ſchmecket.
Nach der Koſt im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.

Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das ſchöne Loos von ferne,
Daß mein Herz ſchon aufwärts ſteigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht iſt viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.

Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jeſus geht mir ſelbſt voran,
Daß ich freudig folgen kann.

Himmel an! ach Himmel an!
Das ſoll meine Loſung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelsluſt vertreiben.
Himmel an ſteht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

Ludwig Schnabel

ſtarb zwiſchen 1760—1780. Er war Kammerſecretär zu Stolberg am Harz. Sein Dichtername iſt Giſander. Weiter iſt Nichts über ſeine Lebensumſtände bekannt. — Er ſchrieb:

Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii, eines Sachſen. 4 Thle. Nordhauſen, 1731—43, neu: 1768. Halberſtadt, 1772. (Auszug in Reichards Bibliothek der Romane, Thl. 2. Seite 163). Neue Bearb. unter dem Titel: die Inſel Felſenburg, von C. R. André. 3 Thle. Gotha, 1788—90; von R. Lappe. Nürnberg, 1823; von Ludw. Tieck. 6 Bde. Breslau, 1827. Eine gänzliche Umarbeitung lieferte Oehlenſchläger.
Der aus dem Monde gefallene und nachher zur Sonne des Glücks geſtiegene Prinz. Frankfurt, 1750.

Unter den Robinſonaden des achtzehnten Jahrhunderts, welche namentlich in Deutſchland ſo großen Anklang fanden, iſt S's Werk unſtreitig das gelungenſte deutſche Product, obwohl es zur ſelben Zeit auch als ein höchſt getreuer Abdruck des falſchen und überladenen Geſchmackes, ſo wie der kleinlichen Weltanſicht jener Periode erſcheint. Der Verfaſſer beſaß ein friſches poetiſches Talent, eine lebendige Phantaſie und eine reiche poſitive Bildung und wußte dieſe glücklichen Mittel mit Geſchick zu verwenden. Allgemeiner Beifall krönte daher dieſe Arbeit. S's zweiter Roman, in welchem dagegen die damals ſo beliebte didactiſche und moraliſche Tendenz, die ſich in der Inſel Felſenburg bereits ziemlich breit macht, zu ſehr hervortrat, machte nicht ein ſolches Glück. —

Eulogius Schneider,

gräßlichen Andenkens, ward zu Wichfeld im Würzburgiſchen am 20. October 1736 geboren. Er ſtudirte zu Würzburg, ward in Bamberg Franciscaner und 1786 als Hofprediger des Herzogs von Würtemberg angeſtellt. Durch ſeinen leidenſchaftlichen Sinn der Gnade dieſes Fürſten und ſeiner Stelle verluſtig, fand er bei dem dichterliebenden Kurfürſten von Cöln die wärmſte Aufnahme mit der doppelten Anſtellung als Pfarrer und Profeſſor zu Bonn, die er 1789 antrat, doch nur kurze Zeit verwaltete, bis die franzöſiſche Revolution ſeine furchtbaren Sympathien weckte und ihn von Kanzel und Katheder auf die Guillotine rief. Kein Franzoſe mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt ſo ſchrecklich, wie Schneider, ſeit er 1791 Vicar des conſtitutionellen Biſchofs von Straßburg, 1792 Maire zu Hagenau und zuletzt Civilcommiſſär bei der Armee vom Elſaß geworden war. Endlich ward er, ſelbſt den Convent ein Abſcheu, am 20. December 1793 nach Paris gebracht, wo er am 1. April 1794 unter dem Fallbeil ſtarb. Seine Schriften ſind:

Gedichte. Frankfurt a. M., 1790. 5. Aufl. 1813.
Der Guckkaſten, komiſches Gedicht (aus ſeinem Nachlaß). Lingen, 1795.
Die erſten Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt und der ſchönen Schreibart insbeſondere. Bonn, 1790.

Wollte man von ſeinen Gedichten auf den Menſchen ſchließen, ſo möchte man S. für einen der trefflichſten, für das Große und Schöne, für Gott und die Menſchheit begeiſterten Männer halten, denn ſeine Poeſieen athmen innige Frömmigkeit, tiefes Gefühl und feurige Empfindung und erwarben ihm zu ſeiner Zeit einen nicht geringen Ruf.

Friedrich Johann Aloys Schneider,

am 12. April 1752 zu Brünn geboren, ward zuerſt Lehrer am Gymnaſium der Kleinſeite von Prag und darauf katholiſcher Prediger zu Leipzig. Der Ruf ſeiner Beredſamkeit brachte ihn 1792 an die Dresdner Hofcapelle; 1798 ward er ſogar zum kurfürſtlichen Beichtvater ernannt. 1800 ging er als apoſtoliſcher Vicar nach Poſen, ward 1807 Doctor der Theologie und Domherr daſelbſt, 1811 Domherr zu Cracau, 1815 Comthur des königlichen Civilverdienſtordens und beſchloß ſein bewegtes Leben als Biſchof von Argos, am 22. December 1818. Er war als Exjeſuit und liberaler Katholik bekannt und ſchrieb:

Gebet- und Erbauungsbuch für kathol. Chriſten. Dresden, 1805. 4. Aufl. 1821.
Der Chriſt in den verſchiedenen Verhältniſſen ſeines Lebens. Leipzig, 1804.
Kurze Betrachtungen über die Leidensgeſchichte. Leipzig, 1808. 2. Aufl. 1810.
Predigten, herausgegeben von Ignaz Cunitz. Prag, 1820 — 1824. 8 Thle.

Klarheit, Gedankenreichthum, Adel und Freiheit der Geſinnung, trefflicher Styl und echte Wärme des Gefühls weiſen S. einen ſehr hohen Rang unter den beſten katholiſchen deutſchen Kanzelrednern an.

Kunz Schneider, ſ. Meiſterſänger.

Julius Franz Borgias Schneller

ward 1777 zu Straßburg geboren, ſtudirte zu Freiburg, zuerſt beſonders Mathematik, dann die Rechte. 1796 focht er in den Reihen der Studirenden, die ſein Aufgebot mit dem Landſturm vereinigt hatte, bei Wagensſtatt gegen Moreau; im Zorn über den Sieg des Feindes ging er nach Wien. Hier ſtudirte er viele Sprachen und wagte ſich, durch Kotzebue angeregt, mit mehreren Stücken nicht ohne Glück auf die Bretter, die damals unter Jenes gewandter Leitung blühten. 1802 ſah er als Begleiter eines Adeligen Paris, London, Belgrad und Venedig und erkannte durch dieſe Reiſe klar ſeinen inneren Beruf zur Geſchichte, deren Lehrſtuhl er bald nach ſeiner Rückkehr in Linz, und 1806 in Grätz beſtieg. Die Freimüthigkeit, mit der er ſtets, in Rede und Schrift, für Deutſchland gewirkt und gehofft hatte, zog ihm ſeit 1816 Verdächtigungen und Cenſurbeſchwerden zu, die ihn bewogen, 1823 nach 28jährigem glücklichem Aufenthalt Oeſterreich zu verlaſſen und das Lehramt der Philoſophie in Freiburg anzunehmen. Grätz ſchenkte dem Scheidenden das Bürgerrecht. Er ſtarb als Doctor und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Freiburg am 15. Mai 1833.

Ueber Preußens Democrationslinie. 1795.
Vitellia, Trauerſpiel.
Die Gefangenſchaft, Luſtſp. } zu Wien gegeben.
Weltgeſchichte. 4 Bde. Grätz, 1810 — 12. 4 Thle. neue Ausg. 1824.
Böhmens Schickſale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oeſterreich und Steiermark. Grätz, 1817.
Oeſterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter ſich. Grätz, 1818.
Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oeſterreich und Steiermark. Grätz, 1819.
Geiſt des Jahrhunderts im Kaiſerthum Oeſterreich. (Preisſchrift).

Weiblichkeit, ein Sonettenkranz. Wien, 1822. 2. Aufl.
Ueber den Einfluß der Weltgeſchichte auf die Philoſophie. Freiburg, 1824.
Sündenbabel und Krähwinkel, (von Julius Velox.)
Ueber den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte. Freiburg, 1825.
Geſchichte Böhmens. Dresden, 1827. 2 Bdchen.
Geſchichte der Menſchheit. Dresden, 1828.
Der Menſch und die Geſchichte. Dresden, 1828.
Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ſeit der Reformation bis zu den Revolutionen unſerer Tage. Stuttgart, 1828—29. 2 Bde.
Hinterlaſſene Werke. Leipz. und Stuttg., 1831—35. 4 Bde.
Chateaubriand's Werke, überſ. Freib., 1823—29. 52 Thle.
Staatengeſchichte Oeſterreichs. Grätz, 1820. 5 Thle.
Geſchichte der Architectur. Dresden, 1828.
Geſchichte Ungarns. Dresden, 1830. 1. Band.
Geſchichte des Weltlaufs und Zeitgeiſts. Dresd., 1830. 1. Thl.

Gründliches Wiſſen, lebendige Phantaſie, Scharfſinn und eine freie Weltanſicht zeichnen S. als Dichter, wie als Hiſtoriker ſehr vortheilhaft aus. Seine Werke über Oeſterreich, namentlich die Schrift über den Einfluß dieſes Reiches ſeit der Reformation machten großes Aufſehn zur Zeit ihres Erſcheinens, und erwarben ihm, wenn gleich von der Gegenpartei heftig angegriffen, großes und wohlverdientes Lob. Unter ſeinen poetiſchen Arbeiten ſind vorzüglich die didactiſchen und ſatyriſchen als die gelungenſten zu betrachten.

Balthaſar Schnurr (von Lendſidel),

geboren den 24. Februar 1572 zu Lendſidel in Franken, Paſtor zu Hengſtfeld in Franken, ſtarb 1644. Er iſt nach neuerer Forſchung nur der ſpätere Herausgeber des ſchon vor ihm im Druck erſchienenen Mückenkrieges. Der wahre Verfaſſer, des ihm früher gewöhnlich zugeſchriebenen, weiter unten ausführlich genannten Buches war:

Hans Chriſtoph Fuchs,

Paſtor und Senior zu Wallenburg und Areſchwang in Franken, der im 16. Jahrhundert lebte.

Jenes Buch iſt: Muckenkrieg. Schmalkalden, 1580 u. ö. — Von Schnurr herausgegeben: Straßburg, 1612. — Neu herausgegeben, von J. G. Büſching, Leipzig, 1806, und mit den Varianten der Schnurrſchen Bearbeitung, von F. W. Genthe. Eisleben, 1833.

Das Ganze iſt eine deutſche Bearbeitung von Theofilo Folengo's (**Merlino Cocaio**) makaroniſchem Gedichte **Moscaea**, welche dem Original ſehr nachſteht, und an der Geſchmackloſigkeit und Weitſchweifigkeit ihres Zeitalters leidet. Näheres ſiehe in Genthe's Einleitung zu der von ihm beſorgten Ausgabe.

Johann Georg Schoch,

geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, lebte als Advocat zu Naumburg. Er dichtete ſehr früh und nahm unter dem Namen des Grünenden an der fruchtbringenden Geſellſchaft Theil. Seine ferneren Lebensverhältniſſe und ſein Todesjahr ſind unbekannt.

Comödie vom Studentenleben. Leipzig, 1657. 68.
Neuerbauter poetiſcher Luſt- und Blumengarten. Leizig, 1660.
Neuerfundene Kriegs- und Friedensſchäferei. Leipzig, 1661.
Weihrauchsbaum und Sonnenblume. Leipzig, 1662.

Seine gelungenſte Arbeit iſt ſeine Komödie, welche das Leben und Treiben der deutſchen Studenten im 17. Jahrhundert ohne dramatiſche Regelmäßigkeit in einer Reihe loſe mit einander verknüpfter Situationen ſchildert, und bei mancher Breite und Plattheit doch auch manches wahrhaft Komiſche enthält.

Chriſtoph Otto Freiherr von Schönaich

ward am 12. Juni 1725 zu Arntitz in der Niederlauſitz geboren, trat in Kriegsdienſte, entſagte aber früh wieder der militäriſchen Laufbahn, um allein den Muſen zu leben. Er ward von Gottſched's Bewunderung am 18. Julius 1752 zu Leipzig feierlich zum Dichter gekrönt, doch hierdurch ſo wenig gegen den Tadel ſehr ſchlechter Poeſie gewahrt, als durch die Anfeindungen der ſchweizeriſchen Schule, durch die er ſich ſeinem Leipziger Gönner verpflichtete. Als kurſächſiſcher Hauptmann und Prälat, auch Domherr zu Altbrandenburg, Freiherr zu Carolath-Beuthen, Senior der fürſtlich gräflichen und freiherrlichen Linie derer von Schönaich und Majoratsherr zu Arntitz lebte er daſelbſt, bis ihn am 15. November 1807 ein ſpäter Tod abrief. Seine Schriften ſind:

Herrmann oder das befreite Deutſchland, Heldengedicht. Leipzig, 1751, 4. Aufl. 1805.

Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt. Leipzig, 1754.

Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen, Heldengedicht. Breslau, 1757.

Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen. Leipzig, 1761.

Montezuma. Trauerſpiel. Königsberg, 1763.

So ſehr Gottſched ſich auch bemühte, S. dem Publikum als einen deutſchen Homer und Virgil vorzuführen und ihn höher als Taſſo und Arioſt zu ſtellen, ſo dauerte ſein poetiſcher Ruhm doch nur ſehr kurze Zeit, trotz dem daß ſein Gönner geglaubt hatte, durch ihn Klopſtock in den Hintergrund drängen zu können, und ſeine glatten und geiſtloſen Reimereien ſanken ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Gottlob Fr. Ernſt von Schönborn,

den 14. September 1737 zu Stolberg geboren, war zuerſt Sekretär des trefflichen Grafen Bernſtorf zu Copenhagen, ging dann 1774 als königlich däniſcher Conſulatsſecretär nach Algier, 1777 als Legationsſecretär nach London und privatiſirte als Etatsrath und Danebrogritter zu Emkendorf, wo er am 29. Januar 1817 ſtarb.

Gedichte: im göttinger Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum, der ſchleswiger Sammlung von Merkwürdigkeiten der Literatur, u. a.

S. Mathiſſons Anthologie. 6. Bd.

Vgl. über ihn: Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen von F. R. Hamburg, 1836.

S. hat mehr practiſch im Leben und durch ſeinen Umgang auf ſeine Freunde gewirkt als durch eigene Schriften; ſeine Gedichte, in welchen er ſich den gramiſirenden Beſtrebungen des Göttinger Dichterbundes anſchließt, athmen Scharfſinn, reges Gefühl und Begeiſterung, ohne ſich jedoch über die damaligen Leiſtungen zu erheben.

Friedrich Chriſtian Ludwig Schöne

ward am 10. Februar 1779 zu Hildesheim geboren, ſtudirte Arzneiwiſſenſchaft, war 1813 Director des großen Militärlazareths in Stolberg und lebt als Dr. der Medicin, Hofrath und praktiſcher Arzt zu Stralſund.

Fauſt. Tragödie. Berlin, 1809.

Fortſetzung von Goethes Fauſt. Berlin, 1822.

Die Macht der Leidenſchaft. Berlin, 1818.

Guſtav Adolfs Tod. Trauerſpiel. Berlin, 1818.

Seine Trauerſpiele, namentlich die Fortſetzung von Goethe's Fauſt, zeugen von Talent in Behandlung der Form und Sprache, ermangeln aber der Tiefe und Kraft und ſind daher im Ganzen wenig bekannt geworden.

Johanna Schopenhauer

ward 1770 zu Danzig geboren, genoß im Hauſe ihres Vaters, des Senators Troſina, eine ausgezeichnete Erziehung, die an der Seite ihres Gatten, des Banquiers H. F. Schopenhauer, durch weite Reiſen vollendet ward. Als Danzig 1793 preußiſch wurde, zogen ſie nach Hamburg den angenehmſten Verhältniſſen entgegen. Dennoch traten Beide 1803 ihre zweite große Reiſe an; nach 3 Jahren, als ſie nach Hamburg heimkehrten, ſtarb ihr Gemahl. Daher wandte ſie ſich 1806 nach Weimar, wo ſie bis 1828 lebte. Sie war auch als Miniaturmalerin, von Auguſtin in Paris unterrichtet, ausgezeichnet. Später ließ ſie ſich in Bonn nieder, zog jedoch, von dem regierenden Großherzoge von Weimar eingeladen, im Jahre 1837 nach Jena und ſtarb daſelbſt am 16. April 1838. —

R. L. Fernow's Leben. Tübingen 1810.
Erinnerungen von einer Reiſe durch England, Schottland und das ſüdliche Frankreich. Rudolſtadt, 1813—17. 3 Thle. 2. Ausg. 1818.
Novellen. Rudolſtadt, 1816.
Ausflucht an den Rhein. Leipzig, 1818.
Gabriele. Leipzig, 1819. 20. 3 Thle.
Johann von Eyck. Frankfurt, 1822. 2 Thle.
Die Tante. Frankfurt, 1822. 2 Thle.
Erzählungen. Frankfurt, 1825—28. 8 Thle.
Sidonia. Frankfurt, 1827. 3 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1830. 24 Thle.
Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. Braunſchweig, 1839.

Feiner Geſchmack, hohe geiſtige Bildung, Reichthum der Erfahrung, ſeltene Beobachtungsgabe und warmes echt weibliches Gefühl, befähigten Joh. S. vor vielen anderen ſchriftſtellernden Frauen die Feder zu ergreifen und die Reſultate ihres reichen Lebens in ihren Romanen und Novellen, ſo wie in ihren Reiſebeſchreibungen niederzulegen. Mit einem ausgezeichneten Styl verband ſie eine treffliche Characterzeichnung und ſeltene Sauberkeit in der Ausführung der Situationen. Dadurch, daß ſie namentlich bei Frauen der höheren Kreiſe entſchieden auf die Nothwendigkeit harmoniſcher Durchbildung des Geiſtes wie des Gemüthes innerhalb des Familienlebens hinwies, hat ſie höchſt ſegensreich gewirkt und ſich reiche dankbare Anerkennung erworben, welche ſie noch lange überleben wird. —

Haß und Liebe.

An den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte im fürſtlichen Glanze Jahrhunderte hindurch das edle Haus des Grafen von Artaban, deſſen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten ſein Anſehen im Lande, ſeine mit jedem Jahre ſich mehrenden Reichthümer vom Vater zum erſtgebornen Sohne. Die jüngern Söhne waren zu Folge uralter Familienverträge blos an die Milde des älteſten Bruders gewieſen, ſie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entſagen und im Felde der Ehre oder im Dienſte der Kirche ihr eignes Fortkommen ſuchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Anſehen zu, ſeine Beſitzungen verbreiteten ſich ins Unüberſehliche; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlöſſer ruhten in ſeinem gewaltigen Schatten, denn keine Nebenſprößlinge durften ſeiner Wurzel entkeimen und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der Glanz ſeines Hauſes hatte zu ſeiner Zeit den höchſten Gipfel erreicht. Er ſelbſt lebte in fürſtlicher Pracht, wie es bei ſeinen großen Reichthümern ihm ziemte; ſein Herz war groß, ſeine Hand ſtets bereit, Wohlthaten zu ſpenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröſtet von ihm weg, und dennoch überſtieg alljährig ſeine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte ſich täglich, denn er haßte jede zweckloſe Verſchwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beiſpiele ſeiner Vorfahren auf ſeiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um ſich her verſammelte, um durch deſſen Glanz wo möglich ihre Zeitgenoſſen gegen die Greuel zu verblenden, welche ihr Andenken bei der ſpäteſten Nachwelt mit unauslöſchlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in ſolchem Uebermaaße ihm geſpendet waren, beglückte meinen Aeltervater der Beſitz einer liebenswerthen, innigſt geliebten Gattin. Sie war die Krone ſeines Lebens, und beide ſahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren verſprach, was ihm noch abging. Doch was iſt die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner ſteht auf Erden ſo hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geſchicks ihn erreichen könne. Auch mein Aeltervater mußte dieſes erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingsſöhnen das Leben, und ſchloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe ſeines weichen reichen Gemüths wandte von nun an der troſtloſe Gatte ſeinen verwaiſeten Söhnen zu, ſie waren ſein Glück, ſeine Welt, ſein Alles auf Erden. Die Knaben wuchſen rüſtig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenſte Gleichheit ihrer Züge, ihrer Geſtalt, ihres ganzen Weſens machte ſie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueſte Abdruck des Andern, nur Ein Herz ſchien in Beider Bruſt zu ſchlagen, Ein Geiſt Beide zu beleben. Jeder wußte, was der andere dachte, lange eh' es ausgeſprochen ward, keiner vermochte ſich zu freuen, wenn ſein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten ſie ſtets Hand in Hand und wünſchten nichts weiter, als ſo auch durch's Leben zu gehen.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchſte Freude, kaum wußte ſein Auge Einen von dem Andern zu unterſcheiden, ſein Herz aber wußte dieſes noch weniger, er liebte Beide unausſprechlich; doch keiner war ihm der liebſte.

So kam die Zeit, in welcher der Jüngere der Brüder ſich für die Kirche oder den Degen entſcheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verſchiedenheit der Beſtimmung ſeiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Anſprüchen ins Leben getreten, und nun ſollte nur einer von ihnen der Güter ſich erfreuen, zu denen, nach den Geſetzen der, keinen Unterſchied dieſer Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt ſchienen. Sein Herz empörte ſich dagegen, aber er gewann es doch über ſich, ſeine Söhne mit ihrer künftigen ſo verſchiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngſten Sohn auf, zwiſchen dem Stande eines Kriegers oder dem eines Geiſtlichen zu wählen.

Bleiches Entſetzen ſprach ſich bei dieſer Eröffnung in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderſtehlichen Beredſamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwiſchen ihm und ſeinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken ſchloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verborgenſten heißeſten Wunſche ſeines Herzens ſo liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen werden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Beſitzungen, welchen der Aelteſte erhielt, blieb noch immer ſo bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Luſſan genannt, und wurde ebenfalls begütert genug, um ein, ſeinem Range und Stande angemeſſenes Leben ſorgenfrei und ehrenvoll zu führen. Beide Brüder vermählten ſich bald darauf mit zwei Schweſtern aus einem ebenbürtigen Hauſe.

Der Vater blieb noch lange ein ſeliger Zeuge der nie getrübten Eintracht ſeiner Söhne, und ihres ſeltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks, ehe er in ſehr hohem Alter in ihren Armen zu ſeinen Vätern hinüber ſchlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Brüder herbei; ihre Beſitzungen gränzten an einander, ſie ſahen ſich täglich, und lebten oft Wochen lang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war noch bei Lebzeiten ihres Vaters nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünſchten nichts ſehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beide von Jugend auf eine Quelle unſäglichen Glückes geweſen war, auch ihren Söhnen, als ſchönſtes reichſtes Erbe einſt zu hinterlaſſen.

Um dieſen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beſchloſſen ſie, ihre Söhne von der früheſten Kindheit an in der engſten Gemeinſchaft mit einander aufwachſen zu laſſen, vollkommen ſo, als ob ſie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieſelben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsſtunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindeſten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihre beglückte Jugend mit einander zugebracht und ihre gegenſeitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachſen; ſo hofften ſie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einſt ſie ſelbſt von ihrem erſten Athemzuge an, auf das innigſte mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Menſch, der Staubgeborne, nur ſelten ungeſtraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachſchreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabſichtigten das Beſte, und brachten das Fürchterlichſte hervor; ſie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bitterſten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die ſie, ohne die Natur dabei zu befragen, beſtimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit einander ewig ergeben zu ſein.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Geſtalt, der geiſtigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von früher Jugend an bis ins graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Luſſan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild deſſen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend geweſen waren. Die Leichtigkeit, mit der er ſowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernſteren wiſſenſchaftlichen Unterrichts ſich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob und die innigſte Zuneigung ſeiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entſpringende Freundlichkeit, ſelbſt gegen den geringſten der Diener, ſeine ſchöne hohe Geſtalt, die über ſein ganzes Weſen verbreitete Anmuth, die Beſcheidenheit, mit der er ſo viele innre und äußre Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders ſtand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit ſtiefmütterlicher behandelt als ſeinen Vetter, ſie hatte ihm auch jene ſchnelle Faſſungsgabe, jene angeborne Leichtheit und Grazie in ſeinen Bewegungen verſagt, die dem jungen Luſſan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich ſchwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete dieſen, jedes Lob, was ſeinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm ſelbſt erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er ſah mit ſchmerzlichem, innern Widerſtreben, wie ſehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurückbleiben mußte, und ſein ſtörriger und harter Sinn ſuchte dieſes auf die abſtoßendſte Weiſe an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen ward, während man ſeinen Nebenbuhler freudig aufſuchte; und ſo entſtand nach und nach die grimmigſte Eiferſucht in ſeinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieſer ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um ſo wilde Leidenſchaften in ſeinem Innern verſchließen zu können; ſie äußerten ſich täglich auf die empörendſte Weiſe; er häufte abſichtlich Beleidigung auf Beleidigung gegen den ihm tödtlich Verhaßten, ſuchte und fand immer neue Veranlaſſungen zum Streit, und wurde faſt jedesmal dafür von ſeinen Eltern und Lehrern nach Verdienſt beſtraft. Dieſe Strafen erbitterten ihn noch mehr, weil er ſie als Ungerechtigkeiten anſah, und ſo ſchlugen Neid, Haß, Durſt nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem ſie es jeder ſanften Empfindung verſchloſſen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einſt in der Einſamkeit in laute Klagen, in heftige Verwünſchungen ſeines Schickſals aus, und ſchwur ſeinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zu ihm zur üblen Stunde ein alter Hausintendant ſeines Vaters, ſeit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie; ein kriechendes Weſen, das von jeher ſuchte, um des eignen Vortheils willen ſeinem Herrn auf jede Weiſe zu ſchmeicheln. Dieſer Menſch war der einzige im Hauſe, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm ſchon ſeinen künftigen Gebieter verehren zu müſſen glaubte, und daher auch von dieſem wohl gelitten. Er eilte auch jetzt, ſeinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkräftigſte Weiſe, indem er ihn auf die Zeit hin vertröſtete, in der er einſt unumſchränkt auf ſeinen Gütern gebieten würde.

Erwartet dieſen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird ſicher nicht ausbleiben, ſprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter ſoll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Lands darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es ſo wollt, denn alle Beſitzungen ſeines Vaters ſind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Eurem Familien-Archive getraue ich mir die bündigſten Beweiſe aufzufinden, daß Euer hochſeliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhauſe angehörenden Güter einen jüngern Zweig deſſelben zu begaben.

Dieſe unſeligen Worte wurden der Quell unſäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß ſie nie und brütete von nun an Tag und Nacht über Plänen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unſer Leben! Der niedere, kriechende Geiſt eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerſtören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Daſein kommender Generationen, eines uralten edlen Hauſes vernichtete ein Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen ſtieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jünglinge ſahen ſich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren mit jedem Tage ſich mehrende Uneinigkeit drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach ſich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß ſie einander zu Geſicht bekamen; Beide vermählten ſich früh, mit Zuſtimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Luſſan war mit mehreren Kindern geſegnet, doch alle ſtarben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer über die fortwährende Uneinigkeit zwiſchen ſeinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht, auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem erſten Athemzuge ſo innig vereint hatte; der ältere Marquis von Luſſan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und die, welche einſt in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen ſchon früher vorangegangen, und ſo war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem Niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längſt erſehnte Rache an ſeinem Todfeinde rückſichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um ſein Verſprechen zu löſen, und ſeinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche dieſen in den Stand ſetzten, wenigſtens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Luſſan einzuleiten, der nichts geringeres beabſichtigte, als ihn aller ſeiner Beſitzungen zu berauben und ihn an den Bettelſtab zu bringen. Vergebens ſuchte Luſſan, meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu bewegen, alle ſeine dahin abzweckenden Vorſchläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu ſteigern, der keine Hoffnung einer möglichen Verſöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Luſſan und mein Vater jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derſelben hart an einander ſtieß; beide verloren ihr Gefolge aus dem Geſicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zuſammen.

Sie hatten ſeit Jahren einander nicht geſehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick ſeines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über ſeinen nahenden Fall zu, die jenen ſo bitter trafen, daß er der ihm ſonſt eignen ſchonenden Sanftmuth darüber vergaß, und ſie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen, ein wüthender Zweikampf begann, doch Luſſan's glücklicher Stern waltete noch immer über ihm, es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um ſein Leben zu bitten. Stoß zu! rief mein Vater im Wahnſinne des Zorns, ſtoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir ſo verhaßt, wie Du ſelbſt es mir biſt. Luſſan betrachtete meinen Vater mit einem recht ſchmerzlichen Blick. Du ſollſt dennoch das Leben von meiner Hand zum Geſchenk nehmen, erwiederte er ihm, warf ſeinen Degen ihm hin, beſtieg ſein Pferd, und ritt davon.

Das Benehmen ſeines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht verſöhnen können, aber er fühlte in ſeinem Innern, daß er an ſeiner Stelle dieſen Sieg ganz anders benutzt haben würde, und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinſicht über ſich zu ſehen, empörte ſein, der wildeſten Leidenſchaft hingegebenes, Gemüth nur noch mehr. Rache ſchnaubend kehrte er nach ſeinem Schloſſe zurück, ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme und verſetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jeßt habe ich Dich, ſcheinheiliger Verräther! rief er, ſobald er das Schreiben geleſen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt aus einem Kloſter am Fuße der Pyrenäen an ihn abgeſandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du ſollſt mir nimmer entrinnen, ich ſchwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuſchreiben, durch welchen mein Vater damals mich, ſeinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihete.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indeſſen zum Jünglinge herangeblüht, meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich nach gewohntem Gebrauch einige Jahre in fremden Ländern zubringen laſſen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen und jugendlich frohem Sinne kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdpartie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder geſehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu ſich in ſein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener, uns verwandte Abt mehrere unſerer wichtigſten Familiendokumente in dem Archive ſeines Kloſters aufgefunden habe, welche während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten, von unſern Vorfahren in jenes abgelegene Thal am Fuße der Pyrenäen in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet ſich unter dieſen Dokumenten eins, ſetzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben, denn es kann ganz allein den gegen Luſſan, den Erbfeind unſers Hauſes, Jahre lang geführten Prozeß, auf der Stelle zu unſerem Vortheil entſcheiden und ihn zwingen, ſeinen Raub wieder herauszugeben. Ich bedarf eines ſichern, treuen Boten, um dieſes unſchätzbare Pergament von dort abholen zu laſſen, das mir dazu dienen ſoll, auf das ſchuldige Haupt jenes niedrigen Heuchlers die längſt verdiente Strafe fallen zu laſſen, und ich habe Dich, meinen einzigen Sohn, zu dieſem Auftrage mir auserwählt. Es iſt nicht nur Deine heiligſte Pflicht, zur Rache Deines ſchwerbeleidigten Vaters beizutragen, es iſt ſogar auch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du biſt eigentlich der Beraubte, denn Du biſt jung, und wirſt Dich lange, nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wir auf unerlaubte Weiſe gebracht wurden, und die jetzt wieder unſer werden ſollen. Bedenke, daß Alles, was Du in dieſem Geſchäfte vollbringſt, eigentlich für Dich ſelbſt vollbracht wird, und ſtrebe Dich meines Vertrauens würgig zu bezeigen.

Du reiſeſt morgen ab; Dein Kammerdiener Lorenzo und einer meiner Diener ſoll Dich begleiten, weiter niemand, denn es iſt nothwendig, daß Du unter einem angenommen Namen reiſeſt, und unterweges ſowohl, als beſonders am Ziele Deiner Reiſe, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das ſorgfältigſte zu verbergen ſucheſt. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloſter errathen, wer Du biſt, und dadurch dem Zweck Deiner Reiſe auf die Spur kommen, denn mehrere von deſſen Bewohnern ſind der Frau von Luſſan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen iſt niemals zu trauen, ſie verſtehen mancherlei böſe Künſte und üben ſie meiſtens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über ſeine Feindſchaft gegen das Haus Luſſan und dem aus dem Untergange deſſelben mir entſprießenden Vortheil zu mir ſprach, machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchſt romantiſche Idee einer Reiſe unter fremdem Namen gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch feſt vor, meines Vaters Befehl auf das Beſte zu vollſtrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von dieſem Prozeſſe reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Luſſan's als unſere Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären, ſie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtſinne eben ſo wenig, als an die traurige Lage, in welche dieſe, vielleicht unſchuldige Familie gerathen würde, wenn der Prozeß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, ſchien mir eine Art Ehrenſache, und dieſer Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Fröhlichen Muthes trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reiſe an und vollendete ſie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die bewußten alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That Alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Luſſan von ſeinen Gütern zu vertreiben und ſie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieſes, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in dieſem, am Fuß der Pyrenäen höchſt reizend gelegenen Badeort einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geſchäftes mochte er dieſes kleine Vergnügen mir nicht verſagen, und ich eilte, von ſeiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres iſt während der Brunnenzeit der Sitz der lebhafteſten Freude und der zwangloſeſten Geſelligkeit. Gleich am erſten Tage ſtürzte ich jugendlich froh mich mitten in den Strudel derſelben, flatterte um alle Damen und bemühte mich, jeder etwas Schönes zu ſagen. Ich lebte ja noch in jenen glücklichen Tagen, in denen man ſich ungeſtraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man ſich ſelbſt für verpflichtet hält, an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender und von einer zahlreichen Dienerſchaft begleitet hier auftreten müſſen.

Während ich mich beſtrebte, die Aufmerkſamkeit der jungen Damen in der Geſellſchaft auf mich zu ziehen, entſtand im Saale jenes leiſe flüſternde Geräuſch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Perſonen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weiſe ausgezeichnet ſind. Auch ich wurde mitten in meinem fröhlichen Treiben dadurch aufmerkſam gemacht. Eine Dame mittlern Alters trat in den Saal, eine hohe ſchöne Frau von edlem vornehmen Anſtande. Ein holdes, liebliches Weſen, im erſten Reize der eben friſch erblühenden Jugend, wahrſcheinlich ihre

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA
KA ELBLĄSKA

Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für dieſe engelgleiche Erſcheinung! dieſe Süßigkeit und Anmuth des wunderſchönen Geſichts, dieſes reinſte Ebenmaaß der Geſtalt, dieſe anſpruchsloſe Grazie, dieſe Beſcheidenheit im Blick und Gang. Ach! ſie war die Krone der Schöpfung, die Welt ſah nie ihres Gleichen!

Mein erſter Blick auf ſie entſchied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbefangene Heiterkeit entfloh, mein nichts und Alles ſagende Geſchwätz verſtummte. Ich ſah nur ſie, mein Auge bewachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, ſie ſah es wohl, und ward erröthend noch ſchöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; ſchüchtern wagte ich es, mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die Uebrigen uns eine kleine Strecke hinter ſich zurückließen. Ich hätte in dieſem Augenblicke, von niemand belauſcht, wohl zu ihr ſprechen können und ſollen; bei Frauen pflegte es mir ſonſt nie an Gelegenheit zu fehlen etwas zu ſagen, doch jetzt ſtand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Geſellſchaft geblieben waren, hatten meine Blicke ſie überall verfolgt, mit ihr allein fehlte es mir an Muth, nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verſtummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Geſellſchaft wieder erreichten, die bald darauf für dieſen Tag aus einander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, ſchmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der erſten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einſamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung deſſelben ſich wandte, ſtand ihr Bild, und wenn ich es ſchloß, ſo fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur ſie, die Namenloſe, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach ihren Verhältniſſen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that, ich hatte dadurch meinem Leben doch eine Nacht voll ſüßer Träume gewonnen. Schrecken, Entſetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daſeins brach in bangem Vorgefühle ſchon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte, ſie ſei Adelaide von Luſſan, die Tochter des Erbfeindes unſeres Hauſes.

Der unverſöhnliche Haß unſerer Väter ſtand bei dieſer Entdeckung in ſeiner ganzen furchtbaren Rieſengröße vor mir, und ich erbebte faſſungslos. Unſäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir ſelbſt ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen gewiß nicht minder verhaßten Namen trug. Ich ſegnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird ſie doch wenigſtens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, ſprach ich mir ſelbſt zum Troſt, und erfährt ſie einſt, welchem Geſchlecht ich angehöre, ſo wird ſie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht verſagen, der ohne ſein Verſchulden den Feinden ihres Hauſes zugezählt wird. Mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch geſtrebt, ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer abſichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen, ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedesmal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geſtändniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich in eiſernen Banden.

Andere umflatterten ſie dreiſter, und ich meinte oft, ich müſſe darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen, nur der ſtrenge Ernſt bewahrte mich vor Verzweiflung, mit dem ſie dieſe zudringlichen Huldigungen von ſich wies, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, ſie nicht auf ähnliche Weiſe zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten, was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon ſich aus. Er beſaß alle jene geſelligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber ſein früheres Glück bei den Damen hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden ſich als der bei weitem Zudringlichſte bezeigte, ſo ſchien er mir dennoch der mir am mindeſten Gefährliche zu ſein. Ich ſah es daher ziemlich gelaſſenen Muthes, daß er bei einem Spaziergange ſich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung an der Seite einer andern Dame der Geſellſchaft. Doch als ich Adelaidens Srimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich ſah, wie mehrere Perſonen ſich um die Geliebte verſammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie ſich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit ſeinem Raube entflohen.

Wie ſchön war ſie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in dieſem Momente ihr anbetend zu Füße ſinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter ſchien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüſtet als Adelaide ſelbſt; die ganze Geſellſchaft ſtimmte ihr bei, ich nur ſchwieg, während Alle ſprachen; doch ſo wie wir wieder in Bagnieres waren, ſuchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte im Namen der Frau von Luſſan das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte ſich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeiſterte nicht wie mich das Gefühl, fur die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte mir eine leichte Wunde am Arm bei, und ſank im nämlichen Moment zu Boden, ſchwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt ſeinen Raub ab, eilte dann, ihm die nöthige Hülfe zu ſenden, und ging zu Hauſe, um auch meine Wunde verbinden zu laſſen.

Mit welchem Entzücken drückte ich meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz, ſobald ich wieder allein war. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, verſuchte es meinem Arme anzupaſſen, ſpielte damit wie ein Kind, und war ſelig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieſelte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich mich am Morgen entſchließen konnte, es wieder von mir zu laſſen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es ſeiner Eigenthümerin zuzuſtellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch ſo unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Band von mir annahm, verſetzten mich in einen Taumel voll Himmelsſeligkeit.

Von dieſem Augenblick an durfte ich täglich Frau von Luſſan in ihrer Wohnung beſuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals ſelig zu preiſen, und mit jedem Tag ſtieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich ſchwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich ſah es deutlich und klar, Adelaide verſtand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszuſprechen wagte; ſie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und ſagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unſrer ſüßen Sprache, wir bedurften keiner andern; ſo mögen ſelige Geiſter mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum iſt Alles ſo wandelbar auf Erden? warum muß das Alles vorüber ſein und ich lebe noch?

Zwei Monate vergingen uns in ſtummer ſeliger Eintracht, im innigſten Verſtehen unſeres Gemüths. Ich konnte nichts denken als ſie, und hatte alles Uebrige vergeſſen, Zeit, Eltern, Verhältniſſe, meinen eigentlichen Namen ſogar. Mir war, als müſſe Alles bleiben wie es war, als gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war ſo jung! ſo unerfahren! was wußte ich von der Welt und dem ewig wogenden Wechſel in ihr?

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl enthielt, ſogleich zu ihm heimzukehren, riß aus meinen ſeligen Träumen mich furchtbar auf. Mein Herz ſtand ſtill, ich blickte um mich her, und ſah mit Grauſen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entſetzliche Vergangenheit, die unſeligſte Wirklichkeit, Alles, Alles ſtand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiſte, und ich fühlte die eiſerne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulaſſen.

Meine Diener begannen Alles zu meiner nahen Abreiſe vorzubereiten; Lorenzo brachte das Käſtchen mit den im Kloſter erhaltenen Documenten und ſetzte es vor mir hin. Ich ſchrie laut auf, ich verhüllte mein Geſicht vor dieſem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener, ſich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Käſtchen aufzuſchließen. Ich betrachtete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauſes werden ſollte. So mögen einſt die Unglücklichen, die vom Tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt wurden, in den Abgrund geſtarrt haben, der beſtimmt war, ſie zu zerſchmettern. Und ich ſelbſt ſollte dieſe Documente ihm, dem Unbeugſamen, dem Schonungsloſen überliefern! Ich ſelbſt ſollte durch dieſe Handlung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnſitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, ſie, und ihren Vater, den ſie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich ſchauderte vor Entſetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Bruſt, tauſend kämpfende Gefühle zerriſſen mein Innres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut, ich ſtand auf, meine Thränen verſiegten, ich ergriff das unſelige Pergament, ich hielt es hoch empor mit feſtem Arme. Du biſt mein! mein! rief ich, mein Vater hat keinen gerechteren Anſpruch an dich, als ich ſelbſt, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich ſollteſt du ja bereichern, für mich ſollte ich dich erwerben, das waren ſeine eignen Worte, als wir ſchieden. Wohl, ich habe es gethan und nun biſt du mein Eigenthum, und ich will mit dir ſchalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zuſammen und legte ſie ins Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um ſie anzuzünden. Praſſelnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind ſpielend gethan, ſo ſah ich auch jetzt mit ſtiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie ſie auf der allmählig ſich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöſchten.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unſcheinbarer Aſche lag vor mir, den unſeligen Prozeß hatte die läuternde reine Flamme geſchlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenſter öffnete und die Aſche der ſpielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit iſt beendet, der unſre Häuſer entzweite, mein Vater darf ſich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehen. Unſre junge Liebe wird ihm gewähren, was ſein alter Haß nicht zu erſtreiten vermochte. Sein ſtrenger Wille wird freundlich erfüllt, die ſo lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geſchlechter, wenn Luſſan's Tochter am Altare ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich ſein, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Bruſt, — doch, von furchtbarer Ahnung ergriffen, ſtand es plötzlich wieder ſtill. Und wenn, und wenn mein Vater unerbittlich bliebe, wenn feindliche Rachſucht ſelbſt die Luſt am eignen Vortheile zu überwinden vermöchte — nun ſo tröſte mich dann das Bewußtſein, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge ſeiner Rache mich mißbrauchen ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerſtören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie ſoll Adelaide erfahren, was ich in dieſer Nacht für ſie vollbrachte, bis die ſelige Stunde ſchlägt, die uns auf immer vereint. Reine, innige Liebe ſiegt, denn ſie weiß Alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entriſſen, vermöchte ſie es nicht, dem, was ſich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenſtellen wird, muthig zu widerſtehen — dann bleibe das Brandopfer dieſer Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank iſt zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erſter Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtſein meiner ſtillen That hob mich über mich ſelbſt; das Gefühl der nahenden Trennung gab mir jenen ſchmerzlichen Muth, der uns beſtimmt, Alles zu wagen, weil wir im Begriff ſtehen, Alles zu verlieren. Dieſe Stunde gehörte mir noch an, ich hielt ſie feſt, und das Geſtändniß, für das ich ſo oft und ſo lange vergebens Worte geſucht hatte, ſtrömte jetzt mit unaufhaltſamer Beredſamkeit mir aus dem Herzen. O wie war Adelaide ſo ſchön, als ſie mädchenhaft erröthend vor mir Begeiſterten ſtand! wie mild und mächtig ſtrahlte ihr himmliſcher Blick mir die Gewährung tief ins wonnetrunkne Herz, welche die ſchöne zitternde Lippe ſich weigerte, laut auszuſprechen.

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthſelhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erſte Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsroſe erbleichte bei dieſem Geſtändniſſe vor meinen Augen zur weißeſten Lilie. O, warum habt ihr mir das gethan! ſeufzte mit unendlich ſchmerzlichem Ton Adelaide. Ihr ſeid Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen ſich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hättet Ihr früher Euch genannt und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich ſtets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun iſt es zu ſpät!

Unter den heiligſten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauſes unermüdlich zu wachen, jeden Verſuch meines Vaters, ihm zu ſchaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich ſprach mit einer Sicherheit von der Hoffnung, durch unſre Liebe den Grund zur Verſöhnung unſrer Väter zu legen, als wäre Alles ſchon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in dieſem Augenblick auf das vollkommenſte davon überzeugt; denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß mein Vater, oder irgend ein lebendes Weſen, beim Anblick meiner ſchönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten, anders fühlen könne als ich!

Ach, Artaban! rief Adelaide in Thränen, ſucht nicht ſo grauſam Euch ſelbſt zu täuſchen; glaubt es mir, wir beide ſind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich ſein auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine leiſe, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Bruſt, ruft ewig, unabläſſig mir zu: Hoffe nicht, du biſt verloren. Darum will ich dieſe Minute feſt halten, die noch unſer iſt, ich will es ausſprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir ſagen kann: Artaban ich liebe Dich! nicht erſt von heute, ſchon lange liebe ich Dich, heiß, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebſt. Sie ſank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; ſchüchtern wagte ich es nicht, die ſchöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdſelige Weſen feſt, feſt an meine Bruſt; ringsum verſchwanden uns Himmel und Erde, mir war, als ſtände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu ſterben.

Adelaide wand ſich aus meinen Armen, ſie richtete ſich hoch auf; wie ein Cherub, geſandt von Gottes Throne, ſtand ſie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernſt und wehmüthig, doch ihre Thränen floſſen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderſchöne Hand. Artaban, ſprach ſie, achte meine Worte, als ſpräche ein Sterbender zu Dir. Wir ſind zu ſchweren Opfern beſtimmt, das weiß ich, weil ich es fühle, ich werde ſtandhaft und willig ſie bringen, wie auch Du es wirſt. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht ſteht mir höher als Liebe und Leben, ihr bringe ich beide dar — wenn dieſes einſt von mir gefordert wird. Ich will wenigſtens des Glückes werth bleiben, wenn gleich ich es nie erringen werde. Gedenke dieſer Worte, ſo oft Du an dieſe Stunde gedenkſt, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich behalte Frieden mit mir ſelbſt und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich dieſen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinſtreifte! Die Gegenwart berauſchte mich ſo, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten ſich zuſammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung ſich aus, denn jede zeigte mir im helleren Lichte das edle, ſchöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüſter, halbe Blicke, leiſes Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der erſten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergeſſen, ſelbſt wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben ſich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung ſchlug, ich mußte fort, Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröſtende Begleiterin während der Reiſe. Sie wiegte in ſüßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, ſie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, wie Alles zum erfreulichſten Ende zu führen ſei. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schloſſe an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch' ein furchtbarer Sturm dort über mich einbrechen ſollte. Wie hätte ich in meiner argwohnloſen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in ſeinem alten Diener einen ſcharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihn von jedem derſelben ſchriftlichen Bericht abſtatten mußte. Der Miethling hatte ſeine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter ſeines Todfeindes liebe, er wußte ſogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr mein eignes Leben in Gefahr geſetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieſer der Sohn eines ſeiner älteſten Freunde, und ſein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weiſe, gegen die noch jetzt, beim Gedanken daran, mein ganzes Innere ſich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bitterſten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich alle Bitten und

Vorſtellungen an, um ihn zu beſänftigen. In der demüthigſten Stellung umfaßte ich ſeine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die ſchuldloſe Adelaide, für ihn ſelbſt; ich beſchwor ihn, endlich einmal aufzuhören ſich ſelbſt zu haſſen, und nicht länger dem feindſeligen Wüthen gegen ſeinen eignen Frieden ſich hinzugeben. Ich ſtellte ihm vor, wie eine Verbindung zwiſchen mir und der Tochter Luſſan's allen Streit aufheben und die Erfüllung ſeiner Wünſche auf die friedlichſte Weiſe herbeiführen müſſe. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Verſöhnung gab, indem er ſo unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unſre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche ſtieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloſter mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, ſo hätte ich bei dieſer Forderung gezittert, ihm meine That zu geſtehen, doch ſeine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, feſt, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug ſeiner Rache ſich weder in meiner, noch in irgend eines ſterblichen Weſens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt und keine Spur davon übrig geblieben ſei. Dann bot ich ihm zum Erſatz für Luſſan's Güter die weit reicheren Beſitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Deſſen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß ſie ſich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenſpitze meines Vaters ganz nahe an meiner Bruſt blitzen ſah. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung ſtand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter riß mich aus meiner Betäubung auf, indem ſie mir zurief, mich zu entfernen und ſie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe ſie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit härter zu beſtehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit ihr, zerriſſen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir, für Dich ſterben, es wird mir leichter ſein, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben ſcheiden, doch von Adelaide kann ich nicht laſſen, nicht von der Treue, die ich ihr beſchworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger ſein. Ach! ſieh doch nur erſt meine ſchöne Geliebte, ehe Du unſer Urtheil ſprichſt. Sie iſt wie Du, meine unausſprechlich theure Mutter, ſo fromm und mild, ſo treu und ohne Falſch wie Du. Die Natur ſelbſt beſtimmte ſie Dir zur Tochter, das wirſt Du fühlen, ſobald Du ſie ſiehſt. Du wirſt, Du mußt ſie lieben, ſobald Du ſie kennſt, und ich ſollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen, liebevollen, milden Herzens?

Die ganze Nacht blieben wir im ernſten, vertrauten Geſpräche beiſammen, meine Mutter und ich. Der Sturm in unſerm Innern legte ſich allgemach, und ich vertraute ihr die ganze Geſchichte meiner reinen, treuen Liebe vom erſten Entſtehen an. Mit Entzücken las ich ihre herzliche Theilnahme in ihren lieben, ſanften Augen, und den heißeſten Wunſch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu ſehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente ſehr ernſtlich, ſie ſchalt es eine nicht nur pflichtwidrige, ſondern auch unbeſonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, ſagte ſie, wäre dadurch auf das Höchſte geſteigert; er ſei feſt überzeugt, daß Frau von Luſſan ſich liſtiger Weiſe ihrer Tochter bedient habe, um mich zu dieſem Schritte zu verleiten; er würde ſich dieſes nie ausreden laſſen, und dieſer Wahn müſſe jeden Verſuch einer Verſöhnung unendlich erſchweren. Dann aber bat ſie mich, auch die Hoffnung nicht ganz ſinken zu laſſen. Ich ſelbſt, ſprach ſie, will für Dich thätig ſein, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günſtiger zu ſtimmen; reize nur ſeinen Zorn durch zweckloſe Widerſetzlichkeit gegen ſeine Befehle nicht noch mehr gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem ſeiner abgelegenſten Güter geführt werdeſt; dort ſollſt Du unter der Aufſicht eines ſeiner Diener ſo lange verharren, bis er ſelbſt Dich wieder zurück beruft. Laſſe mein Bitten Dich bewegen, in dieſe Maßregel ohne Widerſtand Dich zu fügen.

Ich verſprach mit willigem Gemüth Alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unſrer vielleicht langen Trennung heranrückte, und ſo durfte ich endlich es ſogar wagen, ſie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn dieſe nun bald in der von unſrem Schloſſe nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt ſein würde, wo Frau von Luſſan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir dieſe Bitte, ſie verſprach mir ſogar, ſo viel ihre eigne Lage dieſes erlaubte, ſich Adelaiden zu nähern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Bruſt, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anſcheinender Gelaſſenheit, dem mir von meinem ſtrengen Vater zum Aufſeher beſtellten Diener in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte beſtimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch geſtern ſo hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie ſo ganz anders ſtand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder raſtete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in dieſe, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unſrer traurigen Reiſe das uns zum Nachtlager beſtimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich ſah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen ſollten wir von dieſer Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungeſtüm, noch eine Strecke auf ihn zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenſtänden ſich erfreuen, auf denen auch Adelaidens Auge geruht hatte, als ſie dieſen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er ſah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich ſelbſt verſunken, wandelte ich der Straße entlang; ein nahendes Geräuſch ſchreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich ſah einen Reiſewagen pfeilſchnell die ſteile Anhöhe vor mir herabkommen, der Poſtillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen ſchlug um, und ich ſprang noch zur rechten Zeit herbei, um die ſcheuen Thiere ſo lange zu halten, bis zwei, ihre Herrſchaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erſt erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Luſſan. Mein Blut erſtarrte, mein Haar ſträubte ſich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angſt vor dem entſetzlichen Anblick, der ſich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nähern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, ſie lebten, ſie waren ſogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beſchreibt dieſen Uebergang von tödtlicher Angſt zur entzückendſten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verſchwunden, denn ich hielt ja ſie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durfte ich dieſe lieben Augen, dieſe milden Sonnen meines Daſeins mir leuchten ſehen, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward ſo unerwartet mir zu Theil. Der Stern meines Glückes hatte ſich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte und ſein bebendes Licht wollte noch einmal zum Abſchiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daſeins hereinbrach. Ich ſah es wohl, wie drohend, wie dunkel ſie über meinem Haupte hing, und genoß den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war, mit der Freude eines Verzweifelnden.

Frau von Luſſan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg ſogleich wieder fortzuſetzen, auch war am Wagen etwas zerbrochen; und die Reiſenden mußten es ſich gefallen laſſen, in der, zum Glück nahen, Dorfſchenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgeſtiegen war; denn weit und breit fand ſich in dieſer wilden Gegend kein anderes Obdach für ſie. Während die Frauen der Mutter Adelaidens ſich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beſchäftigten, ward mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauſcht zu ſprechen. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr Alles, was ſie nur tröſten konnte. Ich ſprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt ſie ſei, unſre treue reine Liebe zu ſchützen, und daß ſie ſelbſt ſuchen werde, ſich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Dokumente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlaſſung dieſer meiner Reiſe doch nicht ganz verhehlen konnte, ſo geſtand ich ihr zwar, daß mein Vater ſehr aufgebracht gegen mich ſei, aber ich ſuchte dennoch, ihr ſeinen Zorn in ſehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum erſten Male war ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie hätte ich vermocht, das fromme, weiche, liebende Weſen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den ſchönen Augen, zu mir aufſah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechſelt; in jener ſeligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide ſich dem bängſten Vorgefühl unſeres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft-zitternden Bruſt, nie zuvor ſtand unſer Beider Untergang in ſo furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in dieſem Moment, und ſie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unſer nahendes Glück.

Sprich mit meiner Mutter hernach, flüſterte ſie erröthend, ſie weiß Alles, denn ſie iſt meine Mutter, ich ihr Kind; ich habe nie ihr etwas verborgen, ſo lange ich lebe. Sie iſt gerade wie Deine Mutter, ach ſie iſt die Güte und Liebe ſelbſt. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du ſollteſt ihn nur kennen, er iſt nicht hart, wie der Deinige es iſt. Er liebt meine Mutter und mich, und ſie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede, einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück ſeiner Adelaide gilt, wird er ſogar ſich nicht weigern, den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdem, alle unſere gemeinſchaftlichen Verwandten zu vermögen, hier ins Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeſchreiblich glücklich werden, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott ſelbſt wird unſern Bund beſchützen, er iſt der Gott des Friedens, er wird uns ſegnen, er wird das heiße Flehen ſeiner Kinder erhören.

Meine heilige, fromme Adelaide! rief ich aus. — Der Schmerz, den ich ihr zu zeigen nicht wagte, erſtickte meine Stimme. Gleich einer Verklärten hob ſie das ſchöne, ſtrahlende Auge zum Himmel auf, ach! ſie ſah nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben ſchimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem ſchuldloſen Haupte ſich drohend zuſammenzog; ſie lächelte wie ein ſeliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber ſie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den ſchönen Wahn zu zerſtören, der ſie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Bruſt, und wenn — wenn unſere Väter in ihrem unſeligen Zwieſpalt beharren? und wenn unſere Mütter, unſere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirſt Du meiner dann noch gedenken? wirſt Du auch getrennt mich lieben? wirſt Du auch hoffnungslos feſthalten in Liebe und Treue? wirſt Du — —

O quäle Dich und mich mit ſolchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlſt Du nicht ſelbſt, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins ſind?

Frau von Luſſan verlangte zu ruhen und ich mußte Adelaiden verlaſſen. Morgen, ſprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen ſehen wir uns wieder — zum letzten Male! klang es in meinem Innern, aber ich ſprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen Wächter im tiefſten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reiſenden nicht einmal gewahr worden, und ſo durfte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzuſuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich ſchon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir beide ſanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre ſegnende Hand auf unſern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, ſprach ſie ſehr bewegt, ja Du biſt es. Mein Herz, mein Auge ſogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdeckteſt; Du biſt das theure Ebenbild meines Gemahls, wie er war, da ich in früher Jugend ihn kennen und lieben lernte. Gleich ihm trägſt Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters, Deines und meiner Tochter großen, würdigen Ahnherrn. Der ächte Geiſt der Artaban ruht auf Dir, der Geiſt der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Geſpenſt der Zwietracht, des Haſſes, der Rache, welches ſich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeſchlichen hat und ſeinen Frieden zerſtört, iſt Dir eben ſo fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hauſe fremd war. Du wirſt es bannen, Du mein Sohn und meine Adelaide, Ihr beide meine Kinder! Eure ſtarke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von dem Gotte, zu dem ich unabläſſig darum bete, ſeit ich das Geheimniß Eurer ſtillen reinen Liebe errieth. Darum ließ ich ungehindert ſie wachſen und feſt werden; der Himmel ſelbſt hat unſer aller Glück in eure jungen Herzen dieſen Keim gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachſen, und wir, eure Eltern, werden am Abend unſers Lebens nach hartem Kampf in ſeinem Schatten ruhen. Bis dahin ſei jede Stunde meines Lebens dem Beſtreben gewidmet, die lang erſehnte Verſöhnung endlich herbei zu führen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der geſtrige Schrecken erſchöpft; nimm hier aus meiner Hand das Bild Deiner Adelaide, zum Andenken an dieſe Stunde; ich kann nicht mehr. Reiſe mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand an mein Herz, die ein unſchätzbares Kleinod mir reichte, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die ſo unverhofft mir hier entgegen kam und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müſſen ſcheiden, ſprach ich, ſcheiden; ich konnte nichts anderes ſagen noch denken; wir müſſen ſcheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen. Adelaide weinte ſanft. Artaban! ich liebe Dich unausſprechlich, ewig, ſprach ſie, meiner Mutter Segen giebt mir in dieſer ſchmerzlich-ſchönen Stunde das Recht, Dir dieſes Geſtändniß zu wiederholen. Was auch Gott oder meine Eltern künftig über mich verhängen, Du biſt der Mann meiner erſten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingeriſſen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachſucht uns vernichten? Unſre Mütter ſegnen unſern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit iſt, laß einen ſtillen, tief verborgenen Winkel der Erde uns aufſuchen, wo wir, fern von der Tyrannei unſerer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verſchloß meine Lippen. — Schweig', o ſchweige, rief ſie ängſtlich, damit nicht unſer böſer Genius Dich höre und dieſe Worte, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten, vor Gottes Thron trage. Artaban! laß uns immer ſo denken und handeln, daß keins von uns, komme was da wolle, in der Seele des andern erröthen müßte, daß, wenn wir untergehen, doch immer der Troſt uns bleibe, eines beſſern Geſchicks werth geweſen zu ſein. Nur wenn Du dieß mir verſprichſt, kann ich gefaßten Muthes von Dir mich trennen; verſprich es mir, es iſt meine erſte ernſtliche Bitte an Dich, verſprich es mir. Sie reichte die ſchöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels! ſchönes, heiliges, reines Weſen, dort oben iſt Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom ſüßen Leben ſcheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht ſeine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorn gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reiſten noch einige Tage, ich zählte ſie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich, in einem engen, von hohen zackigen Felſen eingeſchloſſenen Thale, lag das alte Schloß im ſchwarzen Schatten der Pinien und Cypreſſen vor mir, in welchem ich weilen ſollte. Er gefiel mir wohl, der düſtere Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenſtille laſtete hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Toſen der Waldſtröme unterbricht das ewige Schweigen, die mit wildem Gebrüll von Fels zu Fels ſchäumend, ſich dem Abgrunde zuſtürzen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über ſtreifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Bruſt, das wie ein ſchützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, ſo ſchrieb ich an ſie, was ſie immer, ach immer leſen ſollte. So ging mein Leben ſeinen ſtillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Troſtloſigkeit kaum den Wechſel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter ſchrieb mir: alle unſere Verwandten hätten ſich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Luſſan zu verſöhnen; ſie hoffe, es werde ihrem gemeinſchaftlichen Bemühen gelingen, ſie bat mich, ſtill und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war ſtill wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei dieſem raſtloſen Kampf in meinem Innern, bei dieſer glühenden Ungeduld, bei dieſem ewigen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte ſtand, kam ich von nun an nicht von der Straße fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entſcheidung meines Geſchickes an mich abzuſenden verſprach. Raſtlos erſtieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde, troſtloſe Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, ſagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertröſten; ſo vergingen mir viele Wochen, jede derſelben dehnte ſich mir zu einer Ewigkeit aus.

Endlich ſah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte ſeine Schritte; doch um die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegen zu gehen. Ich war ſogar einen Augenblick kindiſch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich ſo lange raſtlos umher getrieben hatte, verwandelte ſich jetzt bei ſeinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl ſagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt ſo widerſtrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir ſcheiden werde, und ich hätte Alles darum gegeben, ſie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O, mein vorahnendes Gemüth, wie weit warſt du noch in deiner Beſorglichkeit hinter dem zurück geblieben, was meiner harrte. Meine Mutter ſchrieb mir: mein unverſöhnlicher Vater habe alle Vorſchläge unſerer Verwandten unerbittlich von ſich gewieſen. Um allen fernern Verfolgungen in dieſer Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung mit einem Fräulein aus dem Hauſe der von Foix beſchloſſen und eingeleitet. Er ſelbſt folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieſes zu verkünden, ſie, meine Mutter, würde mit der mir beſtimmten Braut und ihren Verwandten in den nächſten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung ſolle ſogleich in dem Schloſſe, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beſchwor mich, am Ende dieſes Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geſchick mich zu ergeben, und meinen Vater in ſeiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zweckloſen Widerſtand auf das Aeußerſte zu bringen. Was nur immer bange Beſorgniß für ſie und mich ihr Ueberredendes eingeben konnten, wandte ſie an, mich zum Gehorſam zu bewegen; ſie verſicherte, was nur in ihrer Macht ſtand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben, meines Vaters Wille ſtehe unerſchütterlich feſt, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnſinn gränzende Thorheit.

Mit jenem ſcheinbar gefaßten Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf, und glaubte: mir ſei wohler um das Herz, jetzt da endlich Alles entſchieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müſſen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieſelte es mir durch Adern und Mark bei dem ſchneidend kalten, faſt verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich ſchweigend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er ſtand vor mir, gleich den Felſen um uns her, hoch und ſchroff und ſtolz und kalt, indem er ſehr gemeſſen ſeine Befehle mir kund that, wörtlich ſo, wie meine Mutter es mir geſchrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, ſetzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirſt, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, ſo lange ich lebe, Beweiſe davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder feſt und ernſt als er ſelbſt. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch ſchuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das ſtrengſte erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Euer Sohn, ich bin auch der des edlen Geſchlechts der Artaban, wie Ihr ſelbſt es ſeid. Euren heutigen Befehlen Gehorſam leiſten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unſers Hauſes ſich zu Schulden kommen laſſen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der erſten Geliebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beſchließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre ſie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich ſogleich noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verſchulden hier in Eurem Schloſſe widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelaſſen, ſo lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entſtelltes Bild mit ſchonender Hand zu verſchleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb ſchildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenſchaft, der er zum Raube ſich hingab, als er ſeine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterſte Gewölbe des öſtlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben ſo unwürdig erklärte, ſein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu ſehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerſtand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in dieſem Augenblick eben ſo zum ſichern Tode gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes, dumpfes, noch aus den Feudal-Zeiten ſtammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenſter hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen ſchwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechſel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging ſchweigend; auch ich beläſtigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergeſſen, einen niedern Knecht zum Ungehorſam gegen ſeinen Herrn verleiten zu wollen.

Die erſten Tage meiner Gefangenſchaft vergingen mir in dumpfer, an Betäubung gränzender Ruhe; mein Auge gewöhnte ſich an die um mich herrſchende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtſein, für ſie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art ſchmerzlicher Freude. Doch nach und nach regte ſich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünſche ſtiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängſtigte mich unbeſchreiblich, ich fühlte mich mit Grauſen, wie in einem Grabe, abgeſchieden von jedem Leben. Aller Jammer eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt und zeigte mir mein jetziges Elend in ſeinem ganzen entſetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daſeins. Ach! auch ſie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen verſuchen. Bitten, Vorſtellungen, Alles was ein um ſein Kind zagendes banges Mutterherz nur erſinnen kann, hatte ſie in dieſem Schreiben zuſammengedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredſamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, ſie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage ſteigenden Erbitterung meines Vaters, ſeines Zornes gegen mich, ſeines gränzenloſen Durſtes nach Rache an den Feinden ſeines Hauſes, die ſeinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen ſie ſelbſt an, indem mein Vater ſie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er ſie im Verdacht hielt, mit mir einverſtanden zu ſein, und mich in dem, was er meinen Eigenſinn nannte, zu beſtärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinetwillen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeſchreiblich; aber durfte, konnte ich ſie von mir wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geſchick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelſte der Frauen wirklich beglücken?

Ich ſank wieder zurück in dumpfes Hinbrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längſt aufgegeben, die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräuſch an meinem Fenſter regte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott, welch' ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich gelitten haſt, „iſt mir jetzt offenbar,“ ſchrieb ſie. „O Artaban! geliebteſter, „treueſter, edelſter aller Menſchen! Selbſt was Dein großer „Sinn mir vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines Vaters „Zorn mir entdeckt, das Verbrennen jener Documente, die den „Untergang meines ganzen Hauſes herbeiführen ſollten. Ich „weiß auch, in welchem Abgrund von Elend Du um dieſe „That jetzt ſchmachteſt und daß ich allein Dein Leben retten „kann. Ich rette Dich, ich muß, ich will, ich werde Dich be„freien, und ſollteſt Du ſelbſt mich darüber anklagen; das „Bewußtſein meines eignen Elends ſei dann mein Troſt! „Nur mit dem Verluſte meiner Freiheit kann ich die Deine „Dir erkaufen, nur wenn ich am Altar meine Hand einem „Andern reiche, wenn jede Hoffnung einer glücklichen Zukunft „uns auf ewig ſchwindet, nur dann gibt der fürchterliche Ge„bieter unſeres Geſchicks der Freiheit Dich wieder; dieß iſt „ſein laut erklärter, durch einen Eid bekräftigter unabänder„licher Wille. So ſei es denn, ich weiß Dich im Kerker und „habe keinen andern Gedanken, ich denke nicht an mein Leben, „nicht an meinen innern Frieden, ich denke Dein. In weni„gen Tagen wird der ſpaniſche Graf Ornano mein Gemahl. „Ihn habe ich unter mehreren, die um mich warben, mir er„wählt, denn ich weiß von ihm genug, um an ſeiner Seite „einem troſtloſen Leben entgegen zu ſehen. Die arme Treue „wenigſtens war Adelaide Dir ſchuldig, keinen zu wählen, mit „dem ſie hoffen durfte, leidlich durch die Welt zu gehen. Ich „halte ſie Dir im vollſten Umfange, ich will nicht glücklicher „ſein als Du es biſt. Ich weiß es wohl, um ganz Deiner „werth zu ſein, ſollte ich Dir dieſes verhehlen, ich ſollte den „Muth haben Dir treulos zu ſcheinen, mein Leben ſtumm zum „Opfer für Dich darbringen und ſchweigend verbluten. Auch „wollte ich es, deſſen iſt Gott mein Zeuge, doch die Ausfüh„rung dieſes Entſchluſſes überſtieg meine Kraft, ich konnte es „nicht vollbringen. Der Troſt, daß Du noch liebend meiner „denkſt, muß in mein Elend mich begleiten, wenn ich das „Leben tragen ſoll, das mich erwartet. Künftig wird die „Pflicht mir gebieten, Dein zu vergeſſen; nimmer, nimmer „kann ich ſie erfüllen, und mit meinem innern Frieden iſt es „von nun an vorbei, in ihm opfere ich Dir weit mehr als „mein Leben. Doch ſchone mein, dieſes Einzige erflehe ich „noch von Dir, erſchwere nicht den Kampf, den ich von nun „an unabläſſig zu kämpfen habe, laß mein Bewußtſein mich

„rein erhalten; aus Mitleid mit mir ſuche nie, mir zu nahen, „dieſes erbitte ich mir von Dir, als die letzte Gabe, als den „letzten Beweis Deiner Liebe. Und nun lebe wohl für dieſes „ganze Erdenleben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe, meine „Freude, lebe wohl!"

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingeſtreckt, gleich einem Todten, fand mein Kerkermeiſter mich am folgenden Morgen. Ich mochte ſchon lange ſo da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zuſtand erſchreckte den ſonſt harten Mann, mehr noch mein an Wahnſinn gränzendes Erwachen, als es ſeinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er ſo lange Zeit ſich zum blinden Werkzeuge des Willens ſeines Gebieters habe mißbrauchen laſſen, den er jetzt ſelbſt hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menſchen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnſinn der Leidenſchaft, half die Stimme dieſes mir fremden, dieſes verachteten, ſogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtſein. Ich gewann Beſonnenheit genug, dieſen Ausbruch ſeiner Reue zu benutzen, und häufte Verſprechungen auf Verſprechungen, um ihn zu bewegen, mich nur acht Tage ins Freie zu laſſen; nach dieſer Friſt wollte ich mich willig wieder in meinem Kerker einſtellen, das gelobte ich bei Allem, was mir heilig iſt. War es mein Gold, was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor ſeinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts, das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in Alles, was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reiſe, und dieſe konnten erſt in der folgenden Nacht herbeigeſchafft werden.

Ich wollte nach Bordeaux, wo Adelaide ſich jetzt aufhielt, ich wollte ſie bewegen, ihren grauſamen Vorſatz aufzugeben oder zu ſterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich ſie ſehen, was ich ihr ſagen, was ſie mir antworten würde. Meine zu den grauſenvollſten Bildern aufgeregte Fantaſie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangſt der Gedanke, daß ich zu ſpät kommen könne; ich las den unſeligen Brief wieder und wieder, um jede Wahrſcheinlichkeit deſſen, was geſchehen könne, der Zeit, des Ortes, wo das grauſamſte Opfer gebracht werden ſollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, ſaßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltſam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reiſewagen, ich erkannte meine Mutter in demſelben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erſtarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es iſt vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es iſt vorbei, Adelaide iſt — ich konnte das entſetzliche Wort nicht ausſprechen, doch meine Mutter verſtand mich wohl, das ſagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters, Dir Deine Freiheit wiederzugeben, mein Sohn, erwiederte ſie mit dem ſanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne ſchwanden, was ferner mit mir geſchah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesſchlafe, den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn ſie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch ſo lange ich athmete und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem ſie mich beſchwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung zum furchtbarſten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben ſiegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langſamen Schritts, mich der Geneſung zu nähern. O meine Mutter! wie ſchonend, mit welchem unbeſchreiblichen Zartgefühl ſuchte ſie mich nun wieder mit dem Leben auszuſöhnen. Sie weinte mit mir, ſie ſprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Troſt. Das Bild der Geliebten,, und jenen unſeligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab ſie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn ſie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an ſich genommen. Stunden lang verſank ich in Betrachtung dieſer einzigen geretteten Trümmer aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und ſtörte mich nicht. Sie geſtand mir ſpäterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Geſpräch zu ertragen, wie viel ſie ſelbſt zu der traurigen Entwickelung meines Geſchicks beigetragen hatte und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht ſie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe je gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war ſie das Opfer der kalten Pflicht geweſen, früher der, die ſie ihren Eltern, ſpäter der, die ſie ihrem Gemahl ſchuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme ihr zuſammengepreßtes Herz erwärmen dürfen, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erſt erweckt.

Daher gab ſie ſich nur der ängſtlichen Beſorgniß um meine Geſundheit hin, die ſie ſich durch meine lange harte Gefangenſchaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was ſie that, indem ſie auch Adelaiden ihre gränzenloſe Angſt um mich mittheilte, und das edelſte, geliebteſte Weſen aufforderte, ſich ſelbſt zu opfern, um nur mein Leben zu retten. Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichſten Entſchluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in ſeiner ganzen Größe begriffen, ſelbſt meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückſeliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Geſtalt des ſchon alternden Ornano, ſein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, ſeine Gemüthsloſigkeit bei ſehr beſchränktem Geiſtesvermögen, machten die Wahl der ſchönen, von den erſten Jünglingen des Landes geſuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthſel; ſelbſt ihre Eltern riethen ihr davon ab und baten ſie, einem ihrer würdigern Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter ſuchte bei einer gemeinſchaftlichen Freundin in Bourdeaux ſie zu ſprechen, ſie zu warnen und ſie zu ermahnen, für ihr eignes Glück beſſer Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht, die Heldenmüthige von ihrem großen Entſchluſſe abzubringen. Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau, hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geſchick mir an ſeiner Seite bevorſteht. Doch meine Wahl ſoll ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben ſoll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einſt erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano ſoll Sie und die Welt davon überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir ſelbſt vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihren Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlaſſen kann, aber mein ahnendes Herz weiſſagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Geneſung an der Seite meiner Mutter; ich war ſtill und weich wie Alle, die nach ſchwerer Krankheit wieder zum Leben erſtehen; es fehlte mir ſogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu faſſen, und meine Mutter glaubte mich getröſtet, weil ich in meinen Klagen nicht laut ward, um ihrer zu ſchonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu ſehen verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; ſein Gemüth hatte ſich ganz von mir abgewandt, ſeit er ſo hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erſtorben, ſogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht, nur das kleinſte Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und ſo mußte ich denn meine Mutter von mir ſcheiden ſehen und blieb zwiſchen meinen Felſen, in meiner düſtern Waldeinſamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlaſſen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnſucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unſerer früheſten Kindheit an war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte geweſen. Als wir beide heranwuchſen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit ſeinem Fleiß zur Nacheiferung anzuſpornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich ſpäterhin auf meinen Reiſen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloſer Treue mir ergeben, und ich lohnte ihm ſeine Liebe durch unbeſchränktes Vertrauen. Willig hätte er ſein Leben daran geſetzt, mich der Schwermuth zu entreiſſen, in die ich immer tiefer verſank, als kein Tag erſcheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnſucht, ſie nur noch einmal zu ſehen, nagte an meinem Leben und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, raſtlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte und um jeden Preis ihr zu entrinnen beſchloß. In der unſcheinbarſten Verkleidung wollte ich nach Bourdeaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geſchehen ſollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren und es nicht wagen, mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläſſiges Bitten, ſeine dringenden Vorſtellungen bewogen mich endlich dahin, von dieſem Vorſatz in ſo fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte, vorher auf Kundſchaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunſch auf die mindeſt gefährliche Weiſe zu befriedigen. Er reiſte ab und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an, ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht, ihn zu verfehlen, mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abweſend ſei, wieder zurückkehren ſollte. Zuweilen ſtiegen die quälendſten Zweifel in mir auf, die ich mühſam bekämpfen mußte; ſo verging mir die Zeit in Angſt, Sehnſucht nud Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte ſie nach Biskaja auf eines ſeiner Güter geführt, und ſo blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, ſich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verſchaffen, denn dieſer wollte in ſeinem Schloſſe bedeutende Veränderungen vornehmen laſſen, und Lorenzo hatte ſich von Jugend auf nicht ganz unbedeutende Kenntniſſe im Fache der Baukunſt erworben, die er dereinſt in meinem Dienſte geltend zu machen hoffte. Während unſeres Aufenthalts in Italien hatte er ſpäterhin jede Gelegenheit benutzt, um dieſe Kenntniſſe zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem Lande mit großer Luſt und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Verſicherung, auf das ſchnellſte wiederzukehren, vom Grafen geſchieden; er hatte ihm auch verſprochen, einen Maler mitzubringen, der fähig ſei, einen Saal mit ſeiner Kunſt auszuſchmücken. Ich ſollte dieſer Maler ſein, guter Gott! ich ſollte ſie ſehen, ſie hören, dieſelbe Luft mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir ſchwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müſſen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden geſehen. Wie hing mein Auge an ſeiner Geſtalt, als er dieſes mir berichtete! Auch ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde, ihn anzuſehen, mir war, als ſtünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete ſogar, von ihr erkannt worden zu ſein, denn ſie erröthete bei ſeinem Anblick und ſchien ihm ſeitdem ſorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du ſogar den Diener deines Freundes vermeiden mußteſt, den Einzigen, der deſſen Namen dir nennen konnte!

Nur ſelten hatte Lorenzo ſie ſeitdem, und ſtets nur in der Ferne erblickt, denn ſie führte ein ſehr einſam-trübes Leben. Ornano liebte ſie wie Seinesgleichen lieben, mit raſender Wuth. Er bewies ihr dieſe Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eiferſucht, ſie Tag und Nacht bewachte und ihre Freiheit auf alle Weiſe beſchränkte. Ganze Tage brachte ſie einſam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den ſie nie von ſich ließ, war ihr ſteter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einſt gegeben und ihre Anhänglichkeit an dem kleinen Thierchen rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenoſſe und Lorenzo beſchrieb ihn mir als das vollkommenſte Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeiſt umſchwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geſchick ſo viel er dieſes vermochte, und beſänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth gerathenden Tyrannen. Doch mußte er dabei ſich ſorgfältig davor hüten, nicht ſelbſt der Gegenſtand von deſſen Eiferſucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich ſeit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit, mich zu führen, aber er beſchwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben ſogar, unerkannt in Ornanos Schloſſe zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu laſſen, ohne jemals zu ſuchen, ſie zu ſprechen. Er ſchilderte mir in den grellſten abſchreckendſten Farben des Grafen Eiferſucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbeſonnenheit Adelaiden ſtürzen könne.

Ich hörte ihn gelaſſen an und verſprach Alles, was er wollte; das Glück, ſie nur zu ſehen, ſchien mir ſo überſchwenglich groß, mir war, als ſei es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reiſe.

Endlich war das Ziel erreicht; ich ſtand in meiner Verkleidung vor dem verabſcheuten Räuber meiner Seligkeit und knirſchte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieſes ward mir um ſo leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, ſondern ſich mit ſeinen Aufträgen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schloſſes, deſſen Fenſter nach dem Garten ausgingen, ward uns unſere gemeinſchaftliche Wohnung angewieſen, und ſchon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufſicht über die Bauleute, und ich beſtieg ein hohes Gerüſt, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging ſie eines Abends ganz allein an unſerem Fenſter vorüber, nur ihr kleiner Hund ſprang luſtig um ſie her. Sie war bleich, nachläſſig gekleidet, ihr liebes Auge ſchweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenſtande zu haften. Laut weinend ſank ich am Fenſter auf meine Knie; ſo! ſo ſie wiederzuſehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich ſie wieder zurückkehren hörte. Es war ſpät; dichte Dämmerung umſchleierte mir die ſüße Geſtalt, ich ſah ſie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich ſie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienſte. Ich ſtand während der Meſſe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, ſie betete für mich, den Ferngeglaubten, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichſten auf Erden. Ich wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufſteigen laſſen zum Throne des Allerhöchſten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, ſie war meine Heilige, nur ſie konnte ich anrufen, und ach! ſie ſah, ſie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorner.

Don Gabriel beſuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte ſich weit freundlicher gegen mich, als ich es in meiner jetzigen Geſtalt von ihm erwarten durfte. Sein geiſtreiches Geſpräch, ſeine ſehr ſchöne Geſtalt, die anmuthige Würde ſeines Benehmens, hätten ihn mir lieb machen ſollen, und doch war ſeine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach, ich erkannte mich ſelbſt und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich ſehen und ſprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte ſie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus ſeinem dunkelſtrahlenden Auge leuchtete dieſelbe Flamme, die auch mich verzehrte, Alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, ewig, ewig wird er meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben! Don Gabriel trat hinein in den Saal, in welchem ich arbeitete, mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre ſüße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, faſt wäre ich hinabgeſtürzt von dem Gerüſte, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn dieſen Saal ſehen, ſprach ſie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das Alles nicht erfreuen. Sie ſchlug das wunderſchöne Auge zu mir auf, ſie ſah mich, ſie erkannte mich, dieß ſagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächſten Moment ergriff ſie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn geſtützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache ſie ſchwindeln, ſagte ſie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich faſt gewaltſam fort auf unſer Zimmer. Zerriſſen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr, in flehendes Bitten eingekleidetes, ſtrenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichen ihres Zornes? Halb wahnſinnig wollte ich mich jetzt ſelbſt bereden, ich ſei vergeſſen, Adelaidens Herz habe von mir ſich gewendet; meine irren Gedanken ſchweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünſchte in meinen Kerker mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erſt war mein Elend auf das Höchſte geſtiegen, ich hatte in dieſem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum erſten Male durchraſte mich wilde Eiferſucht, ich wünſchte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachſamkeit, ihn mir ſelbſt gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes beſſeres Selbſt. Sei es denn, ſprach ich zu meinem Freunde, konnte ſie aufhören zu lieben, ſo will ich mich freuen, daß ſie den Qualen entgangen iſt, in denen ich mein Leben verzehren muß. Das Glück der Geliebten iſt ächter reiner Liebe höchſtes Ziel. Ich will fort; nie ſoll mein Anblick ſie wieder aus ihrer Ruhe ſtören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr ſagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird dieſen Abſchied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber iſt das Leben dieſe letzte Gunſt noch ſchuldig. Ich fordre ſie; dann gehe ich, wohin Du willſt, Lorenzo, führe mich, ich will dann ſanft ſein wie ein Kind, doch dieſes Lebewohl muß mir noch werden.

Lorenzo beſtärkte mich in dem Entſchluſſe, das Schloß zu verlaſſen; zwar verſuchte er zugleich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal ſprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einſah, ſo verſprach er, mir dazu hülfreich zu ſein, um mich nur nicht länger in dieſem gefährlichen Aufenthalt weilen zu laſſen. Auf ſeinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schloſſe nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, und ihm verſprechen, dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorſatze günſtigen Augenblick zu erſpähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd ſah ich der Erfüllung meines letzten Wunſches auf Erden entgegen, das kleinſte Geräuſch erſchreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu ſehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang erſehnte Zeichen, ich eilte zu ihm herunter, er flüſterte mir zu: Don Gabriel ſei auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer für viele Stunden mit ſeinen Verwaltern beſchäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner ſelbſt mir bewußt, ſtand ich im Vorſaal, ich ſah Adelaiden eben im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß ſie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingeſunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu ſagen, ehe ich von Dir ſcheide. Ich gehe, ich ſterbe fern von Dir, Du ſiehſt mich nie nach dieſer Stunde, Du hörſt meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angſt, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unſeligſte aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willſt Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, o fliehe, ſuche mich nie wieder, eile, verlaß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, verſprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht haſſen willſt, der geboren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu ſtören. Ich konnte nicht von ihr weichen, ſie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen ſinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, ſchäumend, raſend ſtand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit dieſem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke, warf ich mich zwiſchen Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich ſah in ihm nur Adelaidens Mörder, und ſtieß ſeinen eignen Dolch ihm tief in die Bruſt. Er ſank bewußtlos zu Boden; ſeine durch das Geräuſch unſeres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, ſie ſahen den von Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten ſie mich, riſſen mich mit ſich fort, und ſchloſſen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erſt, in der Einſamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnſinn, und überſah mit Grauſen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingeriſſen von meiner ungezähmten Leidenſchaft, Adelaiden und mich geſtürzt hatte. Wohin ich blickte, ſah ich die Geliebte, wie ich zuletzt ſie geſehen hatte, überſtrömt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar ſträubte vor Grauſen ſich empor bei dem Gedanken, ſie, die Heilige, Reine könne beſchuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltſam nahm ich mich zuſammen, um zu überlegen, was ich für ſie thun könne, um ihre Unſchuld vor Gericht zu beweiſen; ich nahm mir vor, nur für ſie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlaſſen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erſchreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauſes wollte ich retten, alles übrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längſt jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch feſthalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete ſich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Verhör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide ſendet mich, Graf Artaban, ſprach er mild, aber ernſt. Sie gab mir den erſten höchſten Beweis ihrer Achtung, indem ſie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieſes Vertrauens werth ſein, ich komme um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis — wenn Rettung möglich iſt, ſetzte er ſeufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unſchuld mit dem heiligſten Eide bezeugen und dann ſterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz ſprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig ſein, das hoffe ich mit Zuverſicht. Ich ſterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder lebt, ſeine Wunde iſt tief, aber nicht tödtlich. Das erſte Zeichen ſeines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, ſeine Gemahlin auf das ſtrengſte zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weiſe in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann ſie nicht retten, wohl aber ſie in Verzweiflung ſterben laſſen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und war wird aus ihr, wenn mir der arme Troſt geraubt wird, für ſie zu ſterben! rief ich verzweifelnd. Ich ſoll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich ſie mit mir hinabriß, ich ſoll ſie in dieſer zurücklaſſen und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um Adelaidens willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, ſetzte er ſehr bewegt hinzu, auch ich bete dieſe Heilige an, ich liebe ſie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Weſens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieſes Geſtändniß muß Euch über ihr Schickſal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den ſie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erſcheinen hat mir den letzten Troſt geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den ſüßen Wahn, die Himmliſche ſei für irdiſche Liebe nicht geboren. Euch liebte ſie! o wie konntet Ihr Euch an dieſem Bewußtſein nicht genügen laſſen! Kommt, o kommt, rettet Euch und vielleicht auch ſie.

Entzweit mit mir ſelbſt, erdrückt von der Seelengröße dieſes edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schloſſe war alles ſtill; als wir außer dem Bezirk desſelben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Kloſters, in welchem er mir hieß, mich zu verbergen, bis die Nachforſchungen vorüber ſein würden, die er ſelbſt meinetwegen würde anſtellen müſſen. Dann ſchied er von mir und ich blieb allein. Die Nacht war düſter, doch finſterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entſchließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlaſſen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloſter mich zu. Mit grauendem Morgen ſtand ich an der Pforte deſſelben und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, ſogleich zum Prior geführt; doch indem ich dieſem das Schreiben überreichte, ſank ich ohnmächtig zu Boden, und er ſah mit Entſetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergeſſen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte, ſie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den phyſiſchen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Kloſters fand ſie ſehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängſtende Fieberbilder umſchwirrten mich, wenn ich ſchlief, wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich ſterben zu laſſen.

Wochenlang feſſelte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige Stunden ſpäter als ich im Kloſter angelangt. Sein und des Priors Pflege, beider tröſtliches Zureden, trugen unbeſchreiblich viel zu meiner Wiederherſtellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schloſſe. Ornano lebte, doch erholte er ſich nur langſam. Adelaide war augenſcheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber ſie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte ſeiner mit der hingebenſten Aufopferung ihrer eignen Geſundheit. Don Gabriel verließ ſie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall ſuchen, nur nicht in dem Kloſter, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken verſunken, lag ich einſt um Mitternacht ſchlaflos auf meinem Lager; Lorenzo ſchlief neben mir ſanft und feſt, denn meine Geſundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düſtrer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete verſammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angſt ergriff mich bei dem Tone; leiſe, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leiſe öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huſchte ein Layenbruder eilend an mir vorüber. Wer iſt es? wer ſtirbt? fragte ich.

Die Väter eilen ins Chor, um für die ſcheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnſinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde, mein Blut ſprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zuſah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich ins Leben zurück. Faſt kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangnes Leben durch und ſah ſchaudernd, wie zerſtörend es überall in Adelaidens Daſein eingetreten ſei. Ohne mich Unſeligen wären ihre Tage ſanft und friedlich dahin gefloſſen, dieſes konnte ich mir nicht verhehlen. Ich überſah meine Schuld und ſaß kalt über mir ſelbſt zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, ſprach ich, und ich, den ſie gränzenlos liebte, ich grub es ihr. Meine wilde ungezähmte Leidenſchaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem ſchweren übermenſchlichen Opfer, das ſie brachte, um mich von dem Untergange meines irdiſchen Daſeins zu retten. Ruhe ſanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, aus dieſem Jammer zu ſcheiden. Büßen will ich auf Erden meine ſchwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, zu dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, ſeliger Engel, jetzt thronſt, über irdiſche Schmerzen erhoben.

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer ſie ſei, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ ſich endlich erbitten, meinen letzten Wunſch zu erfüllen, das Kloſtergelübde mich ablegen zu laſſen, und mir eine, mitten im Walde belegene Einſiedelei einzuräumen, die zum Kloſter gehörte, und ſeit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letztenmal geſehen. Schweigend trat er in meine Zelle, ſchweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet ſie! O ſagt mir alles von ihr! ſprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte ſie, glühend, innig, treu! und ſagte es ihr nie. Schon auf Erden war ſie meine Heilige, wie ſie jetzt im Himmel es iſt, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange ſie unter uns weilte, lebte ich von ihrem Anſchauen, ſie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmliſch, um irdiſche Wünſche zu entflammen. Ich wollte auch ſie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im ſtolzen Bewußtſein ihrer Unſchuld beſtand ſie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls ſtandhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenſtände um ſich her zu erkennen, verbannte er ſie aus ſeinem Geſichte. Nach wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und ſichtbar zu ſchwinden — treu habe ich über ſie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwieſen iſt nichts! — und doch! — der Grauſame verſagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Troſt, ihn zu ſehen und in ſeiner Gegenwart ihre Unſchuld durch einen heiligen Eid am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder ſein Antlitz ſchauen, nie jenes unſelige Schloß betreten, in welchem ſie lebte und litt. Meine Liebe ſank nicht mit ihr ins Grab, ihr Tod fachte ſie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben dieſe Flamme zu löſchen!

Glücklicher! Beneidungswerther! Du reine Seele darfſt vom Leben ſcheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm nach, als er auf ewig von mir ſchied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, ſehe ich einen Tag nach dem andern mir ſchwinden, und harre geduldig, bis Gott ſelbſt ſpricht: es iſt genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entſagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenloſen, der, fern von aller menſchlichen Geſellſchaft, in der ſtrengſten Abgeſchiedenheit hauſet und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wiſſen will. Was ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloſter aus an einen beſtimmten Ort hingeſtellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloſter ſein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch fein Daſein habe ich zerſtört und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treueſten Freundes zu ſchauen und ſeine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier iſt: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.

Amalie Emma Schoppe,

dieſe ungemein fruchtbare Schriftſtellerin, iſt am 9. Oktober 1791 auf der Oſtſeeinſel Fehmern geboren. Von ſehr lebhaftem Geiſte und Autodidaktie erleichterte ſie ſich eine ſchwere Jugend durch Studien der Literatur faſt aller Völker. In Hamburg leitete ſie eine Zeitlang eine Mädchenſchule und heirathete den Juriſten **Dr.** Schoppe, ohne ſeine glühende Liebe zu erwiedern. Sein früher Tod löſte bald die unglückliche Ehe. Durch Roſa Maria Aſſing, ihren Bruder Varnhagen von Enſe, Juſtinus Kerner und Chamiſſo in die Schriftſtellerwelt eingeführt, entwickelte ſie eine bedenkliche Productivität, die in 13 Jahren gegen 118 Bände zu Tage gefördert hat. Sie lebt in Hamburg. Zu ihren vorzüglichſten Schriften gehören:

Eugenia. Hamburg, 1824.
Lebensbilder. Leipzig, 1824. 2 Bde.
Antonie, oder Liebe und Entſagung. Leipzig, 1826.
Glück aus Leid. Leipzig, 1826.
Iwan, oder die Revolution von 1762 in Petersburg. Leipzig, 1827. 2 Bde.
Schickſalswege. Braunſchweig, 1828. 2 Bde.
Tycho de Brahe. Leipzig, 1839. 2 Bde.
Die Schlacht bei Jemmingſtadt. Leipzig, 1840.
Geſammelte Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1828—1836. 3 Bde.
Erinnerungen aus meinem Leben. Altona, 1838. 2 Bde.

A. S. beſitzt glückliche Erfindungsgabe und das Talent gewandter Darſtellung; auch gelingt ihr die Zeichnung weiblicher Charaktere wohl; ihre Schriften fordern daher ein geneigtes Publikum, deſſen Gunſt ſie ſich zu erhalten verſtand. Noch vorzüglicher ſind indeſſen ihre Arbeiten für die Jugend.

Hartmann Schopper,

aus Neumark in der Pfalz, lebte um 1542 und diente eine Zeitlang im Heere Kaiſer Maximilians des 2ten. Weiteres iſt nicht von ihm bekannt. Er ſchrieb:

Fabeln zur Auslegung von Holzſchnitten, die Johann Peſth (pfälziſcher Leibarzt, ſtarb 1597) ſchon mit ähnlichen lateiniſchen Beilagen verſehen hatte. (Vgl. Bragur III., S. 319—29.)

welche aber keinesweges bedeutend ſind.

Heinrich Schorch.

Dieſer fleißige Statiſtiker wurde am 12. Juli 1777 zu Erfurt geboren und lebte als Doctor der Philoſophie und der Rechte, ordentlicher Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften, Univerſitätsbibliothekar und Secretär der Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften in ſeiner Vaterſtadt, wo er am 27. Juli 1822 ſtarb.

Allgemeines Jahrbuch der Univerſitäten, Gymnaſien u. ſ. w. Erfurt, 1798—1802, 6 Hefte.
Allgemeines Handlungs-, Poſt- und Zeitungslexikon. Erfurt, 1804—21, 4 Bde.
Neueſte Kunde von Großbritannien und Irland. Weimar, 1810.
Staats- und Adreßhandbuch der Staaten des rheiniſchen Bundes für 1811—13. Weimar.
Harlekins Wiedergeburt, Intriguenſpiel. Erfurt, 1805.
Luthers Entſcheidung, dramatiſches Gedicht. Weimar, 1818.
Erinnerungen an Friedrich den Großen. Erfurt, 1819.

Fleiß, Genauigkeit und reiches Wiſſen zeichneten S's ſtatiſtiſche Arbeiten ſehr vortheilhaft aus; ſeine poetiſchen Leiſtungen ſind dagegen nicht eben bedeutend.

Johann Karl Ludwig von Schorn

ward am 9. Juni 1793 zu Kaſtell in Franken, wo ſein Vater als Beamter lebte, geboren, ſtudirte Theologie in Erlangen und wurde dann Lehrer an einer Erziehungsanſtalt ſeines Geburtsortes. Hier beſchäftigte er ſich vorzüglich in ſeinen Mußeſtunden mit practiſchen und theoretiſchen Kunſtſtudien, und ging dann 1816 nach München und 1819 nach Dresden, um dieſelben im weiteſten Umfange fortzuſetzen. Im Jahre 1820 ward er für die Redaktion des Kunſtblattes zum Morgenblatte nach Stuttgart berufen, bereiſte für ſeine Zwecke Italien und Frankreich während 1822 und 1823, und erhielt nach ſeiner Rückkehr von einer zweiten Reiſe, nach den Niederlanden und England, 1826 die Profeſſur der Kunſtgeſchichte und das Generalſecretariat an der Akademie, ſowie die Profeſſur der Aeſthetik an der Univerſität in München. Im Jahre 1833 ward er nach Weimer als Director der dortigen Zeichnenakademie und der Kunſtſammlungen berufen. Vom Könige von Würtemberg erhielt er den Civilverdienſtorden, vom Großherzoge von Weimar den Falkenorden, den Familienadel und den Titel und Character eines geheimen Hofrathes. Er iſt Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften.

Außer vielen kleineren Abhandlungen, Recenſionen u. ſ. w. gab er heraus:

Ueber die Studien der griechiſchen Künſtler. Heidelberg, 1818.
Homer nach Antiken. (Fortſetzung von Heyer's Erklärung zu Tiſchbein's Zeichnungen.) Stuttgart, 1821—24. 3 Hefte. Fol.
Medwin's Geſpräche mit Lord Byron. Stuttg., 1824.
Beſchreibung der Glyptothek. München, 1830.
Vaſari's Leben der Maler. — Stuttgart, 1832 ff. 3 Thle.
Umriß einer Theorie der bildenden Künſte. Stuttgart, 1835.
Ueber altdeutſche Sculptur mit beſonderer Rückſicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Erfurt, 1839.

Scharfſinn, reiches Wiſſen, feiner Geſchmack, Gedankenreichthum und ein trefflicher Styl zeichnen v. S's ſchriftſtelleriſche Leiſtungen ſehr vortheilhaft aus und haben ihm einen hohen Rang unter den deutſchen Kunſtforſchern erworben.

Heinrich Auguſt Schott,

einer der verdienteſten und ehrwürdigſten proteſtantiſchen deutſchen Theologen, ward am 5. December 1780 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie und habilitirte ſich, ſchon früh durch gediegene Abhandlungen empfohlen, nach vollendeter akademiſcher Laufbahn. 1806 ward er außerordentlicher Profeſſor der Philologie, 1808 der Theologie an dieſer Univerſität, die er ſpäter mit Wittenberg vertauſchte, wohin er 1809 als Doctor und ordentlicher Profeſſor der Theologie ging. 1812 folgte er einem Rufe nach Jena, als Profeſſor primarius der Theologie und Director des homiletiſchen Seminars. Er ſtarb hier am 29. December 1835 plötzlich, zu früh für die Seinigen, ſeine vielen Freunde und die Wiſſenſchaft. Der Großherzog von Weimar hatte ihm den Titel eines geheimen Kirchenrathes und die große goldene Civilverdienſtmedaille verliehen.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Chriſtlich religiöſe Reden. Leipzig, 1812. 8.
Geiſtliche Reden und Homilien. Jena, 1815. 8.
Chriſtliche Religionsvorträge. Gotha, 1819. 2 Thle. 8.
Neue Sammlung geiſtlicher Reden. Jena, 1822.
Theorie der Beredſamkeit. Jena, 1815—1828. 3 Thle. 8.
Briefe über Religion. Jena, 1826.
Neue Auswahl von Homilien und Predigten. Neuſtadt, 1830.
Einzelne Predigten, Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

S. war einer der lichtvollſten, gelehrteſten, kräftigſten und zugleich beſonnenſten Vertheidiger des rationaliſtiſchen Supernaturalismus; er verband das gründlichſte Wiſſen mit echt kirchlicher Frömmigkeit; jede ſeiner trefflichen Schriften liefert den Beweis dafür. Als Kanzelredner ſchloß er ſich mit großem Erfolg Reinhard an.

Der Herbſt, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens*).

Predigt am 15. Sonntage nach Trinitatis.

Ueber 1. Petr. 1, 24. 25.

Groß und auffallend, meine chriſtlichen Zuhörer, iſt die Verſchiedenheit menſchlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menſchenlebens; und in der Art und Weiſe, wie man das Leben zu betrachten pflegt, ſpricht ſich der menſchliche Charakter aus. Dem leichtſinnigen, gedankenloſen Menſchen kömmt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernſte Frage aufzuwerfen, ob dieſes Leben einen Werth beſitze, und wo ſein Ziel zu finden ſei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von den Zerſtreuungen der Welt gefeſſelt, meint er das beſte Theil erwählt zu haben, wenn er ſeine Entſchließungen und Thaten vom Augenblicke beſtimmen läßt! er will an die Zukunft ſeines Lebens, an den Zuſammenhang des Ganzen nicht erinnert, in ſeiner Ruhe nicht geſtört, dem Schlummer der Trägheit nicht entriſſen werden. Der Lebenskluge, durch gewiſſe Erfahrungen belehrte, aber von einer irdiſchen Neigung, ſie habe dieſen oder jenen Namen, von einer Leidenſchaft beherrſchte,

---

*) Aus Dr. Heinrich Auguſt Schott's geiſtlichen Reden und Homilien. Jena, 1815.

Menſch entwirft ſich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zuſammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber ſein Streben und Sinnen iſt auf das Eitle und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des ſinnlichen Genuſſes ſtrömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger ſich Alles um und neben ihm in ſeine ehrſüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: deſto höher ſchlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlaſſene, den das Bewußtſein böſer Thaten foltert, oder der Unzufriedene und Trauernde, der ſich nicht mit ächtem religiöſen Sinne über vereitelte Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitle Mühe, als ein täuſchendes Schattenbild, als ein bedeutungsloſes Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unſre Anſicht ſein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöſte Jeſu, Erleuchtete von ſeinem Geiſte nennen? Oder iſt es Chriſtenpflicht und Chriſtenſinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieſes Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfaſſen, die ſich auf eine wahre, würdige Vorſtellung von ſeinem Werthe gründet, von ſeiner heiligen Beſtimmung für die Ewigkeit? Unfehlbar wiſſen wir, als Chriſten, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er ſelbſt, der Anfänger und Vollender unſers Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannigfaltige Erſcheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weiſe und geläuterte, eine fromme und chriſtliche Anſicht des Menſchenlebens feſt zu halten. Denn fürwahr, nicht blos die Schönheit der Natur mit inniger Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihrer wechſelnden Geſtalten, ihrer namenloſen Pracht, iſt uns die irdiſche Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeſchloſſen; wir ſollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie ſie im Tempel der Natur mit heiligem Ernſte wiederhallt; wir ſollen mit geſammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unſichtbare ſchauen. Ernſt und bedeutungsvoll erſcheint uns die Natur, wenn wir auf den Geiſt, den ihre Werke offenbaren, auf den Zuſammenhang, der aus den einzelnen Geſtalten und Erſcheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forſchenden Geiſt erleuchtet und durchdringt. In ihrer ewigen Ordnung ſpiegelt ſich das Menſchenleben ſelbſt in ſeiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernſten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft chriſtlichen Betrachtung unſers Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick ſegensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier geſammelt ſind, dort der Vollendung noch entgegenreifen, — der Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, iſt nicht das Einzige und Höchſte, womit uns die Natur im herbſtlichen Gewande beſchäftigen und ergreifen ſoll. Auf etwas Geiſtiges und Unſichtbares deutet der Herbſt in dieſem Hinwelken und Verſchwinden, in dieſem Reifen und vollendet werden, in dieſer wunderbaren Miſchung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben ſo betrachten, wie es der Chriſt betrachten muß. Laßt ſie uns genauer in das Auge faſſen. Du ſelbſt erleuchte uns, Herr unſers Lebens, daß wir die ernſte Sprache der Natur, daß wir dein Wort, Unendlicher, in deiner Schöpfung faſſen und bewahren. —

Text:

1. Petr. 1, 24. 25.

Denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menſchen wie des Graſes Blumen. Das Gras iſt verdorret, und die Blume iſt abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das iſt aber das Wort, welches unter Euch verkündiget iſt. —

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! ſo rufen auch wir uns zu, wenn wir das rege, blühende Leben der Natur allmählig ſchwinden ſehen. Und — können wir dieſes Leben ſchwinden ſehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des Irdiſchen zu denken, ohne wehmüthig ernſte, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menſchenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

der Herbſt als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen.

I.

Vergänglich und flüchtig iſt das Erdenleben; ſeine äußern Reize ſchwinden, und ſeiner Dauer iſt ein Ziel geſetzt — dies iſt das erſte, woran uns die Natur im herbſtlichen Gewande mahnt. Mit tauſendfachen Reizen ſtattet der Frühling unſere Erde aus; und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenſpiel entfaltet ſich dem Auge; der blühende Baum ſtreut Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden ſich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvolle Worte des Erlöſers zu: *ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eins**). Die junge Saat ſchießt fröhlich auf, der Herr giebt Wachſen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt ſich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungsvolles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagsgeſtirn in ſeinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize der erwachenden Natur, ſendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erſt am ſpäten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet iſt, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbringt es ſeinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge ſich wendet, wohin das Ohr ſich neigt, wo ſich ein menſchlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten ſie auf ewig feſſeln, wir möchten das fliehende Jahr in ſeinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unſre Wünſche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltſam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natur. Schauet auf unſre Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einſamkeit, wo noch vor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wieſen iſt ermattet; die Blume hat ihr Haupt geſenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume ſeinen Schmuck; die Sänger des Waldes verſtummen, und ziehen, wunderbar geleitet, in weite Ferne hin; und mit geringerer Wärme durchdringt uns der Sonnenſtrahl, mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag, mit zunehmender Eile erheben ſich die dunkeln Schatten des Abends. *Das Gras verdorrt, die Blume welkt.*

Und du könnteſt ſie welken ſehen, ohne bei dieſen Bildern der Vergänglichkeit mit ſinnendem Ernſte zu verweilen, ohne dir ſelbſt zu ſagen: auch meines Lebens äußere Reize ſchwinden, und ſeine Blumen welken hin? Der Lenz des Lebens iſt dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohſinn, die Geſundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Sorgen und feſſelnden Verhältniſſen und bittern Täuſchungen noch unbekannt, wandelſt du mit leichtem, durch die Freude beflügelten, Schritte auf deinem Pfade hin; und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänzt im Roſenſchein der Hoffnung. Freue dich dieſer ſchönen Zeit, aber freue dich als ein Beſonnener und Weiſer. Wähne nicht, auf ewig zu beſitzen, was einmal welken muß. Eben ſo ſchnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage ſchwinden, in welchen der Baum in ſeiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungeſtörte Fröhlichkeit, jene glückliche Unbekanntſchaft mit drückenden Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erſcheint dir ernſter und bedeutender. Oft fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermatteſt unter des Tages Laſt. Aber du fühlſt dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du ſiehſt von Hoffnungen und Wünſchen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdiſchen Verbindungen geſtalten ſich feſter und beſtimmter, und feſſeln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommer deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras verdorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt ſie dir an ſeiner Stelle? Ein Leben, deſſen Geſtalt noch ernſter, deſſen äußere Wirkſamkeit beſchränkter, deſſen Inhalt immer reicher an laſtenden Beſchwerden, an ſinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe dauert, deſto mehr ermüdet dich dein Weg, deſto einförmiger erſcheint dir deine Reiſe, deſto öfter ſiehſt du bald dieſen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube ſinken, deſto einſamer und ſtiller wird es neben dir, deſto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die ſchwindende Röthe deines Angeſichts, das erlöſchende Feuer der Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regſamkeit der Sinne, du magſt es mit Widerwillen oder mit Ergebung hören: der

---

*) Matth. 6, 29.

Herbſt des Lebens iſt gekommen, der Tag hat ſich geneigt und es will Abend werden. —*)

Und wo der Abend gekommen, da iſt die Nacht nicht fern. Die Natur im herbſtlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, ſie bereitet ſich zum Schlummer, ſie hüllt ſich allmählig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verſchwindet, auch die letzten Früchte füllen unſere Scheuern; bald wird der ſpähende Blick, wohin ſich das Auge wendet, auf öde Berge, verlaſſene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann ſchallt ſie feierlich und ernſt, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erſtarrung über, Grabesſtille verbreitet ſich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande ſchlummert die Erde ihren Todesſchlaf. Und in den Schlummer ſinkend ruft ſie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geiſterſtimme, zu: auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelſt, auch dich wird einſt das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder ſpät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit ſprach: der Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Das Menſchenleben fähret ſchnell dahin, als flögen wir davon.**) Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen ſchützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch ſtill und ſchonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltſam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geiſt, eile mit deiner Beſſerung, glaube und lebe, als müßteſt du noch heute ſcheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling iſt entflohen, mit ſchnellem Schritte naht dein Herbſt, und — wer mag dir ſagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du haſt ſchon Manchen ſcheiden ſehen, du haſt die Flüchtigkeit des Lebens an dir ſelbſt erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbſt des Lebens ſchon vertraut gemacht — befreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel iſt nicht mehr fern.

II.

So giebt es denn gar nichts, was dich hält und feſſelt, fliehendes Menſchenleben? So biſt du nichts als ein bedeutungsloſer Traum? So trägt der Strom des Lebens was wir beſitzen und genießen, was wir in und außer uns vollbringen und geſtalten, unaufhaltſam fort? Erſchütternder, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, ſo kann nur der entſcheiden, der bei den äußern Erſcheinungen des Lebens ſtehen bleibt, nichts von dem Unſichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und ſchafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit beſiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten ſich vollenden ſoll; auch in dieſer Hinſicht iſt die Natur im herbſtlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen ſich zu ſchmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt ſich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führt ſie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt uns die Sonne nicht in gleicher Majeſtät, ſie möge aus des Lenzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die ſchneebedeckten Fluren? Und iſt es nicht der ſcheidende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speiſe und Freude unſere Scheuern füllt? Iſt es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Laſt gebeugt der Baum die Aeſte ſenkt, wenn ſchon der Sturm des Herbſtes um ihn rauſcht und mit dem welkenden Laube ſpielt? Sind es nicht die nützlichſten, die vollendetſten, die erquickendſten aller Früchte, mit denen uns der Herbſt beſchenkt? Sei uns willkommen und geſegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, Sterne des irdiſchen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geiſtes zerbrechliche Hülle ſchmückt! Das Leben hat ſeine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernſtlich wollen, die uns kein Wechſel fliehender Jahre verkümmern oder rauben darf, die an Feſtigkeit und Größe und himmliſcher Kraft, uns wahrhaft zu beſeligen, ſogar gewinnen müſſen, je näher die irdiſche Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundſätze und Ueberzeugungen, fromme und chriſtliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in ſtiller Beſchäftigung des Geiſtes mit ſich ſelbſt, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die belohnenden Freuden des Gewiſſens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweiſe der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — ſie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, ſie verjüngen und vollenden ſich, wenn alles Andere veraltet, ſie lehren uns die Kraft der Zeit, die mächtig zerſtörende, beſiegen, in ihnen verſchönert ſich der ſinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in ſeiner friedlichen und ſtillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen? Mit welcher Aufmerkſamkeit vernimmt man ſeinen Rath! Wie überzeugend iſt die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Troſt, der aus dem Munde eines erfahrenen Greiſes kömmt! Wie fühlt man in ſeiner Nähe ſich erhoben, wenn ſein verklärter Blick auch uns mit ernſten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt, und zu heiligen Entſchließungen begeiſtert! Wie erheitert ſich ſein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für ſeinen Wirkungskreis, früh oder ſpät geſäet hatte, und eine innere Stimme freundlich ſpricht: du haſt dein Leben nicht umſonſt gelebt! Welche milde Ruhe iſt über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen! Und wie könnte dies anders ſein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geiſtigen Bedeutung, wenn ſich der Pilger auf Erden dem Ziele ſeiner Wallfahrt naht. Beruhigt iſt der Sturm der Leidenſchaft, vollendet iſt der Kampf mit ſinnlichem Verlangen, die Palme iſt nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes iſt ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt ſein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und ſchonender, als ſonſt, betrachtet er die Menſchenwelt; mit kindlichem Glauben ſchwingt er ſich auf in unſichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen ſpricht er zu ſeinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, Du läſſeſt deinen Diener in Friede fahren*), mein brechendes Auge wird den Heiland ſchauen. —

III.

Aber zu dieſer Freudigkeit, zu dieſem Frieden Gottes, zu dieſem ächten kindlichen Sinne vollendet ſich das Leben nur bei dem, der mit unermüdetem Eifer nach dem Höchſten ringt. Die Beſchaffenheit der höhern Jahre unſers Lebens hängt von den früheren ab. In ernſter und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbſtlichen Gewande an dieſen großen Zuſammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unſere Fluren ſchmückt, könnten wir die Früchte des Herbſtes ſammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn geſtaltet, wenn ſie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht ſtärkende Nahrung aus unſichtbarer Tiefe zugeführt, wenn der Herr der Saaten nicht wärmenden Sonnenſchein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgeſendet, wenn nicht menſchlicher Fleiß im Schweiße des Angeſichts das Land gebaut, den Samen ausgeſtreut, das Wachſen und Gedeihen zarter Pflanzen mit ſchützender Wachſamkeit gefördert hätte? Vernimm, o Menſch! ſo lange dir der Lenz des Lebens blüht, die warnende, die weckende, die ermunternde Stimme der Natur. Was der Menſch ſäet, ſagt die Schrift, das wird er ernten Wer auf ſein Fleiſch ſäet, wird von dem Fleiſche das Verderben ernten; wer auf den Geiſt ſäet, erntet das ewige Leben**). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudenloſer, an Früchten leerer, Herbſt iſt dir beſchieden, wenn deine Jugendkraft in träger Ruhe ſchlummert, oder in wildem Sinnenrauſch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhneſt, nichts Höheres zu ahnen und zu wünſchen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerkſam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich biſt im Kampfe mit dir ſelbſt, damit die heitere Fröhlichkeit nicht ein gedankenloſer Leichtſinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frecher Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend ſpottet, die Regſamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenſchaft. Schaue mit nachdenkendem und ſtillem Ernſte hin auf den bejahrten Greis, dem ſich der Lebenstag ſo freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einſicht und Erfahrung, welche aus ſeinem Munde ſpricht — reifte ſie nicht allmählich, als eine milde Frucht der ſtillen Einkehr bei ſich ſelbſt, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforſchen, der unermüdeten Aufmerkſamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechſelungen ſeines Lebens, die Eindrücke, welche ſein Geiſt empfing, die Folgen ſeiner Entſchließungen und Thaten, die Menſchen um und neben ſich, den herrſchenden Geiſt der Zeit betrachtet hatte? Die heilige Ruhe, welche aus jedem ſeiner Blicke ſtrahlt — hat er ſie nicht der wandelloſen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernſte, mit welchem er die ſtürmiſchen Regungen der Leidenſchaft zu dämpfen wußte, den Werken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um ſich her verbreitet hat? Und — würde ſein Glauben, ſein Lieben, ſein Hoffen ſo feſt, ſo innig, ſo kindlich, ſo beglückend für ihn ſelbſt, ſo erhebend und begeiſternd für ſeine Brüder ſein, wenn er ſich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an ſich ſelbſt, in ernſten Stunden, in entſcheidenden Augenblicken ſeines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Chriſtum lieb haben, beſſer, denn alles Wiſſen, ſei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblick dieſes Frommen das ſehnliche Verlangen, daß ein ſo freundlicher und milder und ſegensvoller Herbſt auch dir beſcheiden ſei? ſo gehe hin, und ſtreue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Laſt und Hitze gern, wo dich der Herr in ſeinen Weinberg ruft: und du wirſt noch ſpät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend ſind; einen Glauben wirſt du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

---

*) Luc. 24, 29.

**) Pſalm 103, 15 ff.

*) Luc. 2, 29.

**) Gal. 6, 7 f.

IV.

Unerſchütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendſonne ſcheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unſeren Tagen die Natur — *das Leben ſcheidet aus dieſen irdiſchen Verhältniſſen hinweg, um aufzugehen für die beſſere Welt.* Warum knüpfen ſich ſo ungeſucht an die Erſcheinungen des Herbſtes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuverſicht, die Natur wird einſt erwachen von dem Schlummer, dem ſie allmählig in die Arme ſinkt; der entblätterte Baum wird ſich mit neuen jugendlichen Reizen ſchmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied verklungen iſt, werden zurück in unſere Fluren eilen, und einen neuen Lenz verkündigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbſtlichen Gewande uns umringt, entſproßt der Erde eine neue Saat; und wir hoffen mit fröhlicher Zuverſicht, ſie werde im Froſte des Winters nicht erſtarren, ſie werde einſt herrlich blühen und reifen und menſchlichen Fleiß belohnen. Die ſchlummernde Erde ſammelt neue Kraft, um ſich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn ſie der Herr des Lebens zur Auferſtehung rufen wird. In wandelloſer Ordnung ſchreitet die Natur, nachdem ſie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbſte unſers Lebens mit Bangigkeit entgegen ſehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unſern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zuſammenhang, der in der irdiſchen Schöpfung Gottes herrſcht, ſollte nicht eine Zukunft an dieſe Gegenwart, ein Auferſtehen an unſer Sterben knüpfen? —

Nein, auch bei dem ſcheidenden Herbſte erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernſte auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klaget und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem Herrn, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch ſelbſt und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Feſtigkeit des Glaubens, einen himmliſchen Sinn errungen habt, der euch für beſſere Welten fähig macht. Es iſt das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, deſſen heiligen Keim die ſchwindende Hülle in ſich trägt; es überwindet Herbſt und Winter, Tod und Grab und alle ſeine Schrecken.

Nein, frommer Chriſt, erzittern kannſt du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter ſein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unſterblicher Geiſter giebt es ein Leben, welches nie veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu dieſem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu dringen, die Wonne dieſes Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, dieſe ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu ſchauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöſer! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüſte uns ſelbſt mit deines Geiſtes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbſt des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag ſich neigt, und meines Lebens Abend kömmt. Amen.

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jeſum ſteht.*)

Predigt am Sonntage Lätare.

Ueber Joh. 8, 42 — 45.

Im Jahre 1813 gehalten.

Dir, dem eingebornen Sohne des Allerhöchſten, dem ewigen Mittler und Verſöhner, der du das heilige Recht der Kinder Gottes uns erworben haſt, ſei Ehre und Lob in Ewigkeit! Amen.

Groß und auffallend, meine chriſtlichen Zuhörer, iſt unſtreitig die Verſchiedenheit, mit welcher menſchliche Handlungen und Reden beurtheilt werden. Auffallender und größer hat ſie ſich nie gezeigt, als bei den Reden und Thaten Jeſu, unſers Herrn, deſſen letzte Schickſale in dieſen ſtillen, feierlichen Wochen vor unſerm Blicke vorübergehen. Die Reinheit und Unſchuld ſeines Lebens, die überirdiſche Kraft, mit welcher er Thaten wirkte, wie ſie kein Anderer gethan, die himmliſche Macht der Wahrheit ſeines Evangeliums, verfehlte ihren Eindruck nicht. *Du, o Herr, haſt Worte des ewigen Lebens*; rief er mit hoher Begeiſterung den Auserwählten Jeſu zu, die ſich im traulichen Kreiſe um ihn, den Göttlichen, verſammelten, ſeiner himmliſchen Lehre ihre Herzen öffneten, auf ihn ihr Vertrauen, ihr Streben, ihre Wünſche, ihre Hoffnung richteten. *Noch nie hat ein Menſch geredet, wie dieſer Menſch, das iſt wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen ſoll, gelobet ſei, der da kömmt im Namen des Herrn!* — ſo ſprachen die Unbefangenen ſeiner Zeitgenoſſen, die es ſich ſelbſt nicht bergen und verleugnen konnten, daß ſie ſich inniger, als je, ergriffen fühlten. Wenn Jeſus redete: ſo ergoß ſich das Gefühl der Freude, der Bewunderung, der Dankbarkeit und Liebe in jenen Schaaren, die ihm folgten, in lauten Jubel, in allgemeine Verherrlichung des Herrn. Aber je lauter die Bewunderung ſeiner Thaten, je mächtiger der Einfluß ſeiner Lehre ward; deſto mehr verdoppelte und waffnete ſich der Haß der Phariſäer, der Haß der Schriftgelehrten und jüdiſchen Prieſter jener Zeit, gegen die göttliche Wahrheit und den, der ſie verkündigte; deſto eifriger waren ſie bemüht, ſeinen Charakter zu verleumden, ſeine Belehrungen zu verſpotten, ſeine Wunder zu läſtern, ſein Anſehn zu vernichten, ſeine Anhänger umzuſtimmen und gegen ihn zu empören; deſto emſiger ſannen ſie auf Mittel und Gelegenheiten, ihm ſeine Wirkſamkeit, ſeine Freiheit, ſein irdiſches Daſein zu entreißen.

Können wir es leugnen, meine Zuhörer, das Jeſus auch in unſerm Zeitalter auf eine ſehr verſchiedene Art beurtheilt wird? In den Hallen unſerer Tempel wird es laut verkündigt, daß er der Sohn des Ewigen, der Heiland der Welt, der wahre, einzige Mittler und Erlöſer ſei; auf den Flügeln der Andacht ſchwingt ſich das Lied zu ihm empor; an ſeinem Altar wird uns dargereicht, was uns zur unſichtbaren, ſeligen Gemeinſchaft mit ihm, dem Göttlichen, erheben ſoll; und in den Herzen frommer Chriſten lebt Jeſus immerdar. Aber — welch eine traurige Erſcheinung! — auch Frevler haben ſich erhoben, denen die heilige Geſchichte, die himmliſche Lehre Jeſu, unſers Herrn, eine bequeme Veranlaſſung zu faden Spöttereien bot, weil ſie nicht fähig ſind, das Heilige zu faſſen, weil ihr Mund, ihr Herz, ihr Wandel Alles entheiligt und entweiht; auch gehäſſige Gegner Jeſu ſind hervorgetreten, und haben ihn verläſtert, in deſſen Munde kein Betrug gefunden ward; und Leichtſinnige wandeln dahin, in ihres Herzens eitlem Sinne, die zwar nicht ſpotten, nicht läſtern, aber auch nichts für Jeſum fühlen mögen. Dieſer Kaltſinn gegen den Erlöſer, der ſich in unſern Tagen ſo weit verbreitet hat, läßt es auch nicht an Entſchuldigungen fehlen. Man ſucht ihn nicht ſelten durch die Erklärung zu beſchönigen, daß man im Allgemeinen religiöſen Sinn behaupten, zu dem Höchſten beten, die Gottheit lieben und verehren könne, ohne ſich an Jeſum und ſein Wort zu halten, ohne *chriſtlich*-religiös zu ſein. Und in der That, meine Zuhörer, ſcheinbar iſt dieſer Einwurf allerdings. Wer möchte ohne Ungerechtigkeit behaupten, daß unter Allen, die auf Erden lebten, ohne mit Jeſu und ſeinem Evangelio bekannt zu werden, kein religiöſes Herz geweſen ſei? Aber wir, denen die heilſame Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, unſerm Herrn, erſchienen, denen es vergönnt iſt, in der Schrift zu forſchen, hier zu erkennen, was er, der Göttliche, verkündigt, was er für uns gethan, gewirkt, geduldet hat, hier ſeine Herrlichkeit zu ſchauen, die Herrlichkeit des Eingebornen Gottes — wir, die wir uns Chriſten nennen, können unmöglich jenem Wahne huldigen. Wer einmal vernommen hat das Wort des ewigen Lebens, wer mit der heiligen Geſchichte deſſen, in dem wir Leben und volle Genüge haben, nur etwas vertraut geworden iſt, — wenn er ſich ſelbſt nicht widerſprechen, ſeine Einſicht nicht verleugnen, nicht trennen will, was unauflösbar iſt, — der ſage nicht: ich liebe Gott, — wenn er in ſeinem Innern nichts für Jeſum fühlt. Denn eine wahre, ächte, kindliche Liebe Gottes ſteht mit der Liebe und Ehrfurcht, die wir Jeſu ſchuldig ſind, in dem genaueſten Zuſammenhange. Dieſen Gedanken näher zu entwickeln, fordern uns die Worte unſers Textes auf.

---

*) Aus Dr. Heinrich Auguſt Schott's geiſtlichen Reden und Homilien. Jena 1815.

Text:

Joh. 8, 42 — 45.

„Jeſus ſprach zu ihnen: wäre Gott euer Vater, ſo liebtet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott. Denn ich bin nicht von mir ſelber gekommen, ſondern er hat mich geſandt. Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Denn ihr könnet ja meine Worte nicht hören. Ihr ſeid von dem Vater, dem Teufel, und nach euers Vaters Luſt wollet ihr thun. Derſelbige iſt ein Mörder vom Anfang, und iſt nicht beſtanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit iſt nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, ſo redet er von ſeinem Eigenen; denn er iſt ein Lügner und ein Vater derſelbigen. Ich aber, weil ich die Wahrheit ſage, ſo glaubet ihr mir nicht.“

Von ſtolzer Selbſtgefälligkeit verblendet, nannten ſich die Juden, zu denen Jeſus in den Worten unſers Textes ſpricht, Kinder Gottes und ein Volk des Herrn, indem ſie, als die Nachkommen des frommen Abraham, auf die Gnade des Herrn das erſte Recht zu haben meinten. Sie nannten ſich Kinder Gottes, ohne Gott mit ächtem, kindlichen Sinne zu verehren. Wie wenig es ihnen am Herzen lag, den Willen Gottes ernſtlich zu erfüllen, zeigten ſie vorzüglich durch die Verachtung und den undankbaren Haß, mit welchem ſie Jeſum und ſein Evangelium behandelten. Voll edler Wahrheitsliebe ruft ihnen Jeſus zu: wäre Gott euer Vater, verehrtet ihr Gott mit ächtem Kindesſinne, könntet ihr euch mit vollem Rechte Kinder Gottes nennen; ſo liebtet ihr mich! Laßt uns den Ausſpruch des Erlöſers näher in Erwägung ziehen!

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jeſum ſteht, möge unſer Nachdenken jetzt beſchäftigen.

Laßt uns zuvörderſt die Natur und Gründe dieſer Verbindung näher in das Auge faſſen, ſo wird ſich dann mit leichter Mühe zeigen laſſen, wie fruchtbar und wichtig dieſe Betrachtung ſei.

I.

Gott als Vater lieben, meine Zuhörer, umfaßt unendlich mehr, als ſich der irdiſch geſinnte Menſch dabei zu denken pflegt. Es umfaßt in der That weit mehr, als mit dem Munde laut bekennen, daß Gott unſer Vater, Herr und Richter ſei; mehr, als eine flüchtige Rührung bei dem Gedanken an Gott empfinden, die, ohne tiefen Eindruck, ohne wohlthätige Wirkſamkeit auf Herz und Leben', ſchnell vorüber eilt; mehr, als heilige Gebräuche der Andacht und Verehrung Gottes aus Gewohnheit feiern. Nein, von einem immer regen, immer lebendigen Bewußtſein der heiligen Verhältniſſe, in denen wir zu Gott, dem Schöpfer des Lebens, dem Geber alles Guten, dem Herrn und Richter aller Lebenden und Todten ſtehen, ganz durchdrungen werden; kein höheres Gut, kein ſchöneres Ziel unſerer Beſtrebungen und Wünſche, als Gott und ſeinen Himmel, kennen; von heiliger Freude ſich ergriffen fühlen, wo uns Gottes Größe, Gottes Anſtalt, Gottes Wille kund und fühlbar wird; — dies heißt: die Gottheit lieben. Und hat ſie tief gewurzelt, dieſe Liebe, ſo betet man von Herzen, ſo ſtimmt man mit ganzer Seele in die Lobgeſänge ein, durch welche Gott in ſeinem Tempel laut verherrlicht wird, ſo findet man, wie Jeſus, darin ſeine Speiſe, daß man den Willen Gottes thut. Nicht ohne Grund behaupten wir: wer Gott als Vater liebt, muß ſich von ähnlichen Geſinnungen und Empfindungen und Neigungen für Jeſum tief durchdrungen fühlen, er muß auch Jeſum lieben und verehren, ihn, der mit Gott in der genaueſten Verbindung ſteht, ihn, das vollkommenſte Bild des unſichtbaren Gottes, ihn, der vom Vater ausgegangen iſt, ſein Werk auf Erden zu vollbringen, ihn, der uns mit Gott verſöhnte und befreundete.

Wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes! rief der feurige Zeuge der Wahrheit, Simon Petrus, in hoher Begeiſterung aus, da Jeſus ſeine Auserwählten fragte, ob auch ſie ſich von ihm trennen wollten, wie jene, die nicht mehr mit ihm wandelten. Und überall, wohin wir nur den Blick in unſeren heiligen Schriften wenden, hallt uns das Wort des Lebens, das bedeutungsvolle Wort, entgegen: Chriſtus iſt Gottes Sohn, er ſteht mit Gott in einer höhern, einzigen Verbindung! An den Gottes-Sohn zu glauben, fordern uns allenthalben ſeine Schüler auf; von ihm, dem Sohne Gottes, verheißen ſie den Chriſten Gnade und Heil und ewigen Frieden des Geiſtes; dem, der da glaubt, daß Jeſus Chriſtus iſt Gottes Sohn, verkündigt die Schrift, er werde die Welt überwinden.[*] Und kündigt ſich nicht Jeſus ſelbſt, er, deſſen reiner, heiliger Sinn für Wahrheit und für Recht aus jedem ſeiner Worte, aus jeder ſeiner Thaten ſpricht, und uns auf das dringendſte ermuntert, auch dem zu glauben, was er von ſich ſelbſt erklärt, — kündigt er ſich nicht ſelbſt als Sohn des Höchſten an? Hören wir nicht aus ſeinem eignen Munde die Verſicherung: alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn dahingab; wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben?[**] Daß aber dieſer Ausdruck nicht bloß die allgemeine Verbindung umfaſſe und bezeichne, welche uns Alle, als Kinder, als Geſchöpfe Gottes, mit ihm, dem Ewigen, verknüpft; daß es ein ungleich höheres, ein ganz vorzüglich heiliges Verhältniß ſei, in welchem Jeſus, unſer Herr, mit Gott dem Vater ſtehe, über menſchliche Weisheit und Wiſſenſchaft erhaben, — dies bezeugt, was uns die Schrift von ihm, dem Sohne Gottes, von ſeiner unmittelbaren Abkunft aus dem Himmel, von ſeiner göttlichen Natur und Würde, ſagt, dies bezeichnet jenes bedeutungsvolle Wort: er iſt der Eingeborne Gottes, darauf führen uns die eigenen Worte des Erlöſers, wenn er ſich Eins mit dem Vater nennt, wenn er die Liebe preiſt, mit welcher ihn der Vater liebte, ehe denn die Welt gegründet ward, wenn er von ſich ſelbſt erklärt: Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren[***]. Und wir, meine Zuhörer, an welche der Ruf des Evangeliums nicht als ein neues, unbekanntes Wort ergeht, wir könnten behaupten, Liebe gegen Gott und Kaltſinn gegen Jeſum, den Eingebornen Gottes, laſſe ſich vereinigen! Wir wollten uns rühmen, Gott wahrhaftig zu verehren, wenn unſer Herz dem Sohne Gottes, der es in einem höhern Sinne, als wir Alle, iſt, kein Opfer der Verehrung zollt? Wir ſollten nicht einſtimmen in die Worte des Apoſtels: wer nun bekennt, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in Gott?[†]

Und fürwahr! in dieſer höhern, heiligen Verbindung, in welcher Jeſus mit Gott als Vater ſteht, iſt er zugleich das vollkommenſte Bild des unſichtbaren Gottes. Mit vollem Rechte, meine Zuhörer, achten wir uns ſelbſt als Weſen, die der Unendliche nach ſeinem Bilde ſchuf. Denn wo Vernunft und Freiheit, wo eine heilige Kraft, das Wahre zu erkennen, das Rechte zu finden, das Gute zu vollbringen, wirkt: da lebet und waltet etwas Göttliches. Aber wer unter allen Sterblichen, die jemals auf der Erde wandelten, hat ihn erreicht, der nicht, dem gewöhnlichen Menſchen gleich, von Täuſchungen geblendet, von der Sinnlichkeit gefeſſelt, von Leidenſchaften überwunden ward, der von göttlichen Dingen mit göttlichem Sinne redete, was vor ihm kein Weiſer auf der Erde, kein Forſcher der Schrift verkündigt hatte, der ſich mit ſtets geſchäftiger Hülfe, mit immer erquickendem Troſte, der bedrängten Menſchheit als ein Retter nahete, wie des Höchſten unendliche Liebe im Wohlthun unerſchöpflich iſt, der, ſeiner Reinheit ſich bewußt, mit gegründetem, mit ganz entſchiedenem Rechte ſagen durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen?[††] Ihr rühmet euch fürwahr umſonſt, ihr liebtet Gott, wenn der Gedanke an Jeſum, das heiligſte Ebenbild des unſichtbaren Gottes, auf euere Herzen keinen Eindruck macht. Iſt es wahr, daß die unendliche Macht und Größe Gottes mit ſtaunender Ehrfurcht, ſeine väterliche Huld mit kindlicher Dankbarkeit und Liebe, die Heiligkeit und Güte ſeines Willens mit frommem, heiligen Verlangen nach ihm, dem Urquell alles Guten, euer Herz erfülle und begeiſtere: ſo muß ſich eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit und Liebe gegen Jeſum in euerem Innern regen, wie ſie dem frommen Chriſten ziemt, eine heilige Sehnſucht nach dem Herrn. Denn er iſt der Glanz ſeiner Herrlichkeit, das Ebenbild ſeines Weſens, der alle Dinge trägt mit ſeinem kräftigen Wort.

Und er iſt vom Vater ausgegangen, ſein Werk auf Erden zu vollbringen. Wäre Gott euer

---

[*] 1 Joh. 5, 4 f.

[**] Joh. 3, 16, 36.

[***] Matth. 11, 27.

[†] 1 Joh. 4, 15.

[††] Joh. 8, 46.

Vater — ſo erklärte ſich Jeſus ſelbſt in unſerem Texte — ſo liebetet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott, denn ich bin nicht von mir ſelber kommen, ſondern er hat mich geſandt. Und mit welcher Wahrheitsliebe, mit welcher heiligen Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, mit welcher edlen Freimüthigkeit rief Jeſus ſeinen Zeitgenoſſen zu: meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deß, der mich geſendet hat! die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir ſelbſt, und der Vater, der in mir wohnt, derſelbige thut die Werke!*) Mit welchem freudigen Bewußtſein betet er zu Gott: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, das ich thun ſollte!**) Und in der That, es bedarf nicht künſtlicher Reden, nicht tief verborgener Beweiſe, um von der höhern Sendung Jeſu überzeugt zu werden. Höre ſein Wort des Lebens, ſein Evangelium, mit unbefangenem Sinne! es wird dich mächtig ergreifen und unwiderſtehlich überzeugen: hier wehet Gottes Geiſt! Gedenke der mächtigen Thaten, die er mit heiligem Sinne vollbrachte, wenn er Bekümmerte tröſtete, Leidenden half, Todte in das Leben rief; ſie verkünden es laut: in ihm und mit ihm wirkte Gott! Schaue auf ihn, den Ueberwinder des Grabes und des Todes, und du kannſt es nicht bezweifeln: er hat ſich durch Gottes Kraft den Feſſeln des Grabes entſchwungen! Biſt du nicht mit dir ſelbſt im Widerſpruch, wenn du behaupteſt, der Name Gottes ſei dir heilig, wenn du von Liebe Gottes, von kindlich frommen Empfindungen gegen ihn, den Geber alles Guten, ſprichſt; und dem Geſandten Gottes keine Liebe, keine Dankbarkeit und Ehrfurcht weihſt? Widerſtrebſt du nicht dem ewigen Rathſchluß Gottes, empörſt du dich nicht gegen ſeinen Willen, verachteſt du nicht mit ſtolzer Selbſtvermeſſenheit die heilige Anſtalt Gottes, die er zu deinem Heile getroffen hat: wenn du dich nicht zu ihm mit ganzer Seele wendeſt, den Gott ſelbſt für ſeinen Auserwählten laut erklärt, den er zum Heiland der Welt erkoren hat? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn geſendet hat.***)

Und was vollendete der Gottes-Sohn auf Erden? War es nicht das Heiligſte und Höchſte, das Eine Nothwendige, worauf der Menſchheit ewiges Heil beruht? Hat er uns nicht mit Gott befreundet und verſöhnt? Ohne die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes, welche allein zum wahren Heile führt, einem eiteln Götzendienſte fröhnend, und mit ihm traurigen Verirrungen des Verſtandes, verkehrten Neigungen des Herzens, empörenden Laſtern Preis gegeben, lebten die Völker dahin, ehe der Heiland der Welt erſchien; nur wenige ahneten das Wahre; die Bekenner des moſaiſchen Geſetzes gefielen ſich zum Theil, von thörichtem Stolz befangen, in ihren äußeren Werken des Geſetzes, in Büßungen des Körpers, in ihrer Abſtammung von Abraham, und wähnten umſonſt, das glänzende Gepränge ihrer Opfer vertilge ihre Schuld; mit inniger Sehnſucht ſchaueten die Beſſeren ihres Volks umher nach jenem Troſte, jenem Frieden, jener Hoffnung, welche allein aus kindlichem Vertrauen auf die ewige Gnade Gottes, aus wahrer Demuth und Beſſerung des Herzens kommt. Da erſchien die heilſame Gnade Gottes allen Menſchen; da ſendete er den ewigen Mittler, Chriſtus, daß er die Welt mit ſich verſöhnen möchte; da traten, durch ſeinen Kreuzestod entſündigt, der Gnade des Herrn gewürdigt, der Tugend geweiht, zum ewigen Heile berufen — da traten ſie herzu zum heiligen Volke Gottes, die vorher in Sünden erſtorben, in Zwietracht mit ſich ſelbſt, entfremdet von Gott und ſeinem Himmel waren; die Welt befreundete ſich mit Gott, die Erde mit dem Himmel. Wohlan! Wer von wahrer kindlicher Liebe und Verehrung Gottes ſpricht; wer in dem erhebenden Glauben: wir leben, weben und ſind in Gott — das höchſte Glück des Daſeins findet; wem die Freundſchaft mit dem Ewigen heiliger, als Alles, iſt: der bekenne es laut, daß er ſich auf das Heiligſte verpflichtet fühle, auch ihn mit kindlicher Liebe zu umfaſſen, durch den wir freien Zutritt zu dem Vater haben; der weihe ihm frommen Dank, verherrliche ſeinen Namen, bezeuge es laut und freudig, daß er Chriſto angehöre, daß Chriſtus in ihm lebe, und er in ihm!

II.

Von einer wahren, ächten, kindlichen Liebe Gottes läßt ſich die Liebe und Ehrfurcht, die wir Jeſu ſchuldig ſind, unmöglich trennen. Nicht ohne Grund nannte ich dieſe Anſicht wichtig. Denn ſie zeigt es klar und unwiderſprechlich, wie tadelnswerth der Kaltſinn gegen den Erlöſer ſei, der ſich unter uns ſo weit verbreitet hat, und verpflichtet uns zur ernſtlichen Prüfung unſerer ſelbſt.

Warum giebt es ſo Viele unter uns, die ſich Chriſten nennen, und nichts weniger, als Chriſten, ſind? Warum regt ſich nicht mehr jene Wärme, jene hohe Begeiſterung vergangener Zeiten für Jeſum und ſein Evangelium? Warum hört man ſo viele Chriſten unſerer Tage entweder nie von Jeſu, dem Erlöſer, ſprechen, oder mit einer Gleichgültigkeit und Kälte reden, wie man von unbedeutenden, von ganz gewöhnlichen, von längſt vergangenen Dingen ſpricht? Warum verachten ſie den Tempel, meiden das Gedächtnißmahl des Herrn, fliehen den Anblick ſeines Kreuzes? Sie ſind abgefallen von der Liebe Gottes und wandeln dahin in einem verkehrten Sinn; ſie ſind erſtorben für das Heilige, ſie haben keinen ächten religiöſen Sinn. Umſonſt ſeid ihr bemüht, Verächter Jeſu, laue Chriſten, euern Kaltſinn zu beſchönigen! Umſonſt behauptet ihr in eurem Wahne: wir, lieber Gott, wir halten auf Frömmigkeit, wir ſind religiös nach unſerer Art! Entweder ihr täuſchet euch ſelbſt, ihr verſteht euere eigenen Gedanken, Beſtrebungen und Gefühle nicht; oder ihr ſuchet die Welt zu täuſchen. Wäre es euch ein Ernſt mit euerer Liebe Gottes, fürwahr! ihr müßtet auch den eingebornen Sohn des Ewigen mit kindlicher Liebe und heiliger Ehrfurcht nennen, und ſeinen Namen vor der Welt verherrlichen! Wäre euer Herz vom heiligen Gefühl der Majeſtät und Größe, der Alles umfaſſenden Liebe, der Heiligkeit und Weisheit Gottes, innig durchdrungen und bewegt: ihr müßtet auch ihn verehren, den Abglanz ſeiner Herrlichkeit! Beſeelte euch wirklich jene Demuth, die von der wahren Liebe Gottes unzertrennlich iſt, die mit frommer Aufmerkſamkeit auf Alles achtet, was ſich als heiliger Wille Gottes, als Anſtalt und Beſchluß des Ewigen, dem Menſchen offenbart, die es ernſtlich empfindet und erwägt, wie wenig der Menſch durch eigene Kraft vermöge, wenn ihm nicht Hülfe und Heil von oben kömmt: ihr würdet zu ihm, der von dem Vater ausgegangen iſt, ſein Werk auf Erden zu vollenden, mit ehrfurchtsvollem Herzen, mit Liebe und Vertrauen, mit heiliger Sehnſucht fliehen! Fühltet ihr euch lebendig und innig überzeugt, daß es nichts Höheres, nichts Wünſchenswertheres gäbe, als ein Leben in Gott und Freundſchaft mit dem Ewigen: ihr müßtet euer wahres Heil bei Jeſu ſuchen, der uns mit Gott verſöhnte und befreundete! Wendet euch ernſtlich zu Gott, ihr werdet euch auch zu Chriſto wenden. Werdet ächt religiöſe Menſchen, ihr werdet auch ächte Chriſten ſein.

Es iſt nnleugbar, meine Zuhörer, der Kaltſinn gegen Jeſum zeugt unwiderſprechlich von Kälte gegen Gott, von Mangel an wahrem religiöſen Sinn. So laßt uns unſer eigenes Herz mit ſtrengem Ernſte prüfen! Denn in der That, unſer Verhalten gegen Jeſum bewährt es auf das Deutlichſte, wie es mit unſerer Liebe Gottes ſteht. Es ſind die Grundſätze, die Urtheile, die Aeußerungen, die Geſinnungen und Gefühle, welche ſich auf Jeſum und ſein Wort beziehen, in denen ſich der fromme Sinn überhaupt, der religiöſe Eifer ſpiegelt. Iſt es vielleicht der herrſchende Geiſt der Zeit, der dich zur Gleichgültigkeit und Kälte gegen Jeſum ſtimmt? Iſt es die Furcht, dich von der Mode zu entfernen, was dich zurückhält, laut und freudig zu bekennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſei zur Ehre Gottes des Vaters? Hältſt du dich darum zu den lauen Chriſten, weil ihr leichtſinniger Ton da, wo du lebſt, verbreitet, ihre Zahl die größere, ihre Art zu denken die beliebte iſt? Wer ſich dies geſtehen muß, der bekenne es nur, daß ihm die wahre Liebe Gottes etwas Fremdes ſei, daß er das Irdiſche und Weltliche höher achte, als Gott und ſeinen Willen, daß er die eitele, die vergängliche, die trügliche Ehre bei den Menſchen ſuche, und nicht den ewigen Ruhm bei Gott. Achteſt du darum nicht auf Jeſum, weil ſeine Lehre deinen Vorurtheilen widerſpricht, deine verkehrten Neigungen tadelt, deine Lieblingsfehler rügt, und mit heiligem Ernſte auf Beſſerung des Lebens dringt? Wer ſich dies geſtehen muß, der bekenne es nur, daß ſein Herz dem Leben aus Gott entfremdet, daß es ein bloßer Schein und leere Täuſchung ſei, wenn er ſich rühmt, er liebe Gott. Sprichſt du den Namen Jeſu darum ohne Wärme, ohne Antheil deines Herzens aus, weil du bei deiner Vernunft die Lehre der Offenbarung, bei deiner eigenen Kraft die Hülfe Jeſu, bei deinem Verdienſte den erquickenden Troſt des verſöhnenden Todes Jeſu für entbehrlich hältſt? Wer ſich dies geſtehen muß, der bekenne es nur, daß er zu ſtolz ſei, ſeine Unwürdigkeit vor Gott zu fühlen, daß er nicht mit heiliger Ehrfurcht auf die Stimme Gottes achtet, daß ihm der ächte kindliche Sinn, die wahre Liebe Gottes, fehlt. Mögen ſie vor ſich ſelbſt erſchrecken, denen ihr Herz kein beſſeres Zeugniß giebt; mögen ſie innig und lebendig fühlen, daß es ſo nicht bleiben könne, wenn ihnen Eintracht mit ſich ſelbſt und wahrer Friede werden ſoll; mögen ſie mit verdoppeltem Eifer das Eine, was Noth iſt, ſuchen, und in der Liebe Gottes, in der

---

*) Joh. 7, 16.
**) Joh. 17, 4.
***) Joh. 5, 23.

Gnade Jeſu Chriſti, in der Gemeinſchaft ſeines Geiſtes den Segen finden, den die Welt nicht giebt!

Du freueſt dich, frommer Chriſt, wenn dir ein heiliges Bewußtſein ſagt, daß fromme Ehrfurcht gegen den Eingebornen Gottes, daß Dankbarkeit und Liebe gegen Jeſum dein ganzes Herz erfüllt. Deine Freude iſt heilig und gerecht; deine Geſinnungen und Gefühle gegen Jeſum bezeugen es deinem Geiſte, daß du das wahre Leben, das Leben in Gott, gefunden haſt. So halte denn feſt, was du gefunden, was du errungen haſt im Glauben; überwinde die Welt, wenn ſie deinem Himmel dich entfremden, wenn ſie dich bereden will, nach dem allein zu trachten, was eitel und irdiſch und vergänglich iſt; kämpfe den edlen Kampf, vollende deinen Lauf, bewahre den Glauben unerſchütterlich! Dann ſteheſt du feſt im Sturme der Zeit. Wenn der blutige Kampf der Nationen naht, wenn Alles wankt, und der verheerende Tod die bitterſten Opfer fordert: aus deinem Innern weicht der Gottesfriede nicht. Denn weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Hohes noch Tiefes mag dich ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerem Herrn. Amen.

Juſtus Georg Schottelius

ward am 23. Juni 1612 zu Eimbeck im Hannoverſchen geboren, ging — bei dürftiger Lage ſeiner Verwandten kaum den Studien gerettet — 1627 auf das lutheriſche Gymnaſium zu Hildesheim und von dort 1630 auf das Gymnaſium zu Hamburg. 1634 bezog er die Univerſität Gröningen und darauf Leiden. 1638 beſchloß er, nachdem er auch Leipzig auf kurze Zeit beſucht und das Conrectorat in Eimbeck ausgeſchlagen hatte, ſeine Studien in Wittenberg, ward darauf Prinzenerzieher zu Braunſchweig und 1642 zum Hofgerichtsaſſeſſor, 1645 zum Conſiſtorialrath in Wolfenbüttel ernannt. 1646 erhielt er die Anſtellung als Rath im Fürſtenthum Dannenberg; blieb aber zugleich ſeinen früheren Aemtern getreu. In demſelben Jahre ernannte ihn Helmſtädt zum Doctor der Rechte, ſo wie der Blumenorden zu ſeinem Mitgliede unter dem Namen Fontano. In die fruchtbringende Geſellſchaft war er ſchon 1642 mit dem Namen „der Suchende" eingetreten. Er ſtarb als wirklicher Hof-Conſiſtorial- und Kammerrath, auch Hofgerichtsaſſeſſor zu Wolfenbüttel den 25. Oct. 1676.

Er ſchrieb:

Der Nymphe Germania Todtenklage. Braunſchweig, 1640.
Deutſche Sprachkunſt. Braunſchweig, 1641; neu: 1651.
Ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache in 5 Büchern. Braunſchweig, 1663. Vergl. Müllers Bibliothek, Bd. 9.

S. zeichnete ſich zu jener Zeit durch ſeine ſprachlichen Forſchungen ſehr vortheilhaft aus, obwohl er ſich nicht ganz frei von dem Einfluſſe des Lateiniſchen in ſeinem Styl zu erhalten wußte. Seine poetiſchen Leiſtungen offenbaren echte Vaterlandsliebe, Wärme, tiefes Gefühl und Herrſchaft über Sprache und Form, namentlich hat ſeine Elegie, Germaniens Todtenklage, ſehr gelungene Stellen.

Die Jahreszeiten.

Wenn beginnt des Frühlings Schein,
Was beliebt er uns zu weih'n? —
Blümelein.

Nach des Frühlings Licht und Born,
Was ergeußt des Sommers Horn? —
Heu und Korn.

Tritt der reiche Herbſt dann ein,
Was pflegt ſein Geſchenk zu ſein? —
Obſt und Wein.

Kommt der Winter, greis und weiß,
Was gewinnt der Erdenkreis? —
Schnee und Eis.

Heu und Korn nnd Blümelein,
Schnee und Eis und Obſt und Wein,
Geben, ſchaffen, ſchenken voll
Frühling, Sommer, Herbſt und Winter
Jedes, wie es mag und ſoll.

Frühling erneut, Sommer erfreut,
Herbſt bereicht, Winter ſchleicht;
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbſt erfüllt, Winter hüllt.

Darum, Freunde, ſeid bereit,
Recht zu loben allezeit
Frühling, Sommer, Herbſt und Winter!
Zeit giebt Ehre', Zeit giebt Rath,
Zeit giebt Künſte, Zeit giebt That.

Nicolaus Schradie, ſ. Meiſterſänger.

Johann Chriſtian Daniel von Schreber

ward am 17. Januar 1739 zu Weißenſee in Thüringen geboren, ſtudirte Medicin, war vor ſeiner Berufung nach Erlangen ordentlicher Arzt des Pädagogiums zu Bützow, darauf Secretär der öconomiſchen Geſellſchaft zu Leipzig und lebte endlich als Doctor der Philoſophie und Medicin, ordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte und Oeconomie, Oberaufſeher des botaniſchen Gartens und Naturalienkabinets, ſowie als königlich preuß. geheimer Hofrath, kaiſerlicher Rath und Leibarzt, Hofpfalzgraf und Präſident der kaiſerlichen Academie der Naturforſcher zu Erlangen, woſelbſt er am 10. December 1810 geſtorben iſt.

Botaniſch-öconomiſche Abhandlungen vom Grasbau. Halle, 1763.
Beſchreibung der Gräſer. Leipzig, 1766 — 73. 2 Thle. Fol.
Beſchreibung der Quecke. Leipzig, 1773.
Sammlung wichtiger und zuverläſſiger Abhandlungen ſäugender oder vierfüßiger Thiere mit Erklärungen. Erlangen, 1774—1806. 64 Hfte. (fortgeſetzt von G. A. Goldfuß).
Gab heraus den „Naturforſcher" ſeit 1780, von Stück 14 — 30. 1804.

S. war einer der Erſten, welche die Naturwiſſenſchaften allgemein zugänglich zu machen und mit Geſchmack und Eleganz zu behandeln verſtanden.

Aloys Wilhelm Schreiber,

den 12. October 1765 (nach Anderen 1763) zu Kappel in Baden geboren, ſtudirte in Freiburg und wurde ſchon 1784 als Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſium zu Baden angeſtellt. 1788 nahm er eine Erzieherſtelle bei dem Burggrafen von Weſtfalen zu Mainz an, kehrte aber 1799 an die in ein Lyceum umgewandelte Schule von Baden zurück. 1805 wurde er als Profeſſor der Aeſthetik nach Heidelberg berufen, fand bei J. J. Voß liebevolle Aufnahme und in deſſen Sohne, Heinrich, einen vertrauten Freund. Doch mußte er auch den Schaden dieſer, in Verſpottung der damals aufwuchernden myſtiſchen Poeſie ſehr heitern Voſſiſchen Geſellſchaften in mancherlei Anfeindungen tragen, die Heidelbergs Profeſſoren, immer mehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Dieſer Quälereien müde, hielt er um die ſeit Poſſelt's Tode offene Stelle eines badiſchen Hiſtoriographen an, die ihm 1813 zu Theil ward. Nach 13jährigem höchſt verdienſtvollen Wirken in Karlsruhe wurde er unerwartet auf Befehl des Großherzogs Ludwig penſionirt. Er zog nach Baden, ſeinem Lieblingsaufenthalt, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold auch wieder, wie ſonſt in der Reſidenz, — namentlich von Fremden beſuchte — äſthetiſche Vorleſungen hielt und als Doctor der Philoſophie und großherzoglich badiſcher Hofrath in geiſtesfriſchem Alter lebt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Lebensbeſchreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Heidelberg, 1811.
Geſchichte des Großherzogthums Baden für Schulen. Karlsruhe, 1815.
Baden mit ſeinen Bädern und Umgebungen. Karlsruhe, 1805; 6te Aufl. 1838.
Lehrbuch der Aeſthetik. Heidelberg, 1809.
Geſchichte und Beſchreibung Heidelbergs und ſeiner Umgebungen. Heidelberg, 1811.
Anleitung, den Rhein von Schaffhauſen bis Holland, die Moſel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, das Murgthal, Neckarthal und den Odenwald zu bereiſen. Heidelberg, 1812; 4te Aufl. 1836.
Eichenblätter. Heidelberg, 1814.
Herbſtroſen. Karlsruhe, 1816.
Poetiſche Werke. Tübingen, 1817—18., 3 Bde.
Deutſchland und die Deutſchen von den älteſten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. Karlsruhe, 1824. 4 Hefte.
Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2te Aufl., Heidelberg, 1829.
Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogeſen, neue Sammlung. Heidelberg, 1839.
Cactusblüthen. Erzählungen und Novellen. Stuttgart, 1838. 2 Bde.
Novellen. Karlsruhe, 1839. 2 Bde.
Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen, von 1816 bis jetzt.
Dramaturgiſche Blätter. Frankf., 1788—89. 6 Bde.
Theaterſtücke. Frankfurt, 1789.
Rhapſodien. Frankfurt, 1790.
Dramatiſche Gemälde. Wien, 1791.
Scenen aus Fauſts Leben. Offenbach, 1792.
Der Waldbruder im Eichthal. Offenbach, 1794.
Wollmar. Bremen, 1793.
Die Verſchwörung gegen Venedig. Bremen, 1794.
Viſionen. Bremen, 1795.
Romantiſche Erzählungen. Frankf., 1795. 2 Thle.
Myrthen- und Cypreſſenkränze. Stuttgart, 1820. 2 Theile.

Reiches Wiſſen, feiner Geſchmack, Wärme und Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung verleihen ſeinen Leiſtungen nicht geringen Werth und erwarben ihm die Neigung vieler Leſer. Sehr glücklich iſt er in der Behandlung kleinerer hiſtoriſcher Stoffe und Sagen, und am bekannteſten durch ſeine trefflichen topographiſchen Darſtellungen.

Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es ſteh'n zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeiſt und die Stürme,
Die zieh'n da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie ſah im weißen Schleier
Faſt wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was ſie ſonſt noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und ſprach: „Nur ſtill, ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haideroſe,
Die ſteckte ſie in's Haar,
Die Dolden und die Mooſe
Bot ſie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verſchwand jetzt die Geſtalt.

Das Bild iſt mir geblieben,
Noch ſeh' ich ſie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging' alsbald zu ihr.

Der Mummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge,
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
„Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!"

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebſt.
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebſt.""

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer iſt ſein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge;
Der Gram das Herz ihm frißt, —
Und Niemand weiß zu ſagen,
Wo er geblieben iſt.

Chriſtian Schreiber,

am 15. April 1781 zu Eiſenach geboren, ſtudirte Theologie und lebt als Doctor der Philoſophie, großherzoglich ſachſen-weimariſcher Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintnedent der Diöceſen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld.

Prophetiſch-poetiſche Gemälde der Zukunft, Nachbildung der Offenb. Johannes. Naumburg, 1802.
Harmonia, Gedicht. Leipzig, 1803.
Gedichte. Berlin, 1806.
Kleine Schriften. Berlin, 1808.
Alexander in Indien, Tragödie nach Racine. Berlin, 1809.
Religion, Gedicht in 2 Geſängen. Gotha, 1813.
Chriſtliches Liederbuch. Eiſenach, 1816; 2. Aufl. 1822.
Predigten, Homilien und geiſtliche Reden. Eiſenach, 1816.
(Mit Veillodter und W. Hennings) Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutſchen evangeliſchen Kirche im Jahre 1817. Gotha, 1819. 2 Thle. 4.

S. iſt einer der wenigen deutſchen Lyriker, welche ſich Schiller zum Vorbilde nahmen, und man kann von ihm mit Recht ſagen, daß er ſich ihm unter Allen am meiſten genähert habe. Tiefe des Gefühls, reiche Phantaſie, Adel der Geſinnung und ſeltener Wohlklang der Sprache, ſowie vollkommene Herrſchaft über die Form, verleihen ſeinen Poeſieen einen bleibenden Werth. Nicht minder ausgezeichnet iſt er als Kanzelredner.

Joſeph Schreyvogel,

(als Dichter Thomas oder Karl Auguſt Weſt), iſt im Jahre 1768 zu Wien geboren, ſtudirte zu Wien und Jena und wirkte zuletzt — auch kurze Zeit einmal Vorſteher eines Kunſt- und Induſtriecomptoirs — als kaiſerl. königl. Hofſecretär und Dramaturg bei den k. k. Hoftheatern ſeiner Vaterſtadt. 1832 mit Penſion entlaſſen, ſtarb er 1833 daſelbſt an der Cholera.

Geſammelte Schriften, erſte Abtheil.: Bilder aus dem Leben. 2 Thle.
2. Abtheil.: Kritiſche und ſatiriſche Streifzüge. Braunſchweig, 1829. 2 Thle. 12.
Erſter Akt des Trauerſpiels Abeſinda, in Lambert's Taſchenbuch, Jahrgang 3.
Don Gutierre, der Arzt ſeiner Ehre. Trauerſpiel in 5 Aufz. nach Calderon's Don Gutierre. Wien, 1834.
Das Leben ein Traum, von Calderon, überſetzt. Wien, 1820. 3. Ausg.
Donna Diana, von Moreto, überſ.
Die Wittwe, Schauſpiel.
Die Gleichgiltigen, Schauſpiel.
Das Taſchenbuch: Aglaja, ſeit 1819. Wien.
Einzelne Aufſätze in Taſchenbüchern und Journalen u. ſ. w.

Ein feines, reich durchgebildetes Talent war S. beſonders glücklich in der Bearbeitung ausländiſcher Theaterſtücke. Als Erzähler zeichnete er ſich durch anmuthige Darſtellung, gute Charakterſchilderung und glückliche Erfindung, ſowie durch feinen, treffenden Witz eben ſo vortheilhaft aus; vor Allem gelangen ihm Darſtellungen des bürgerlichen Stilllebens.

Johann Matthias Schröckh,

am 26. Juli 1733 zu Wien geboren, kam mit 15 Jahren auf die Preßburger Schule. Der Anblick der mannigfachen Bedrückungen ſeiner proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen daſelbſt trieb den Jüngling, Prediger zu werden; er ließ nicht nach mit Bitten, bis ſein Vater den für das Comptoir Beſtimmten 1750 auf die damals berühmte Schule zu Kloſter Bergen bei Magdeburg ſandte. Seit 1752 ſtudirte er in Göttingen, aber ſchon 1754 durch ſeinen Oheim, den Profeſſor Bel für die akademiſche Laufbahn gewonnen und in mancherlei Weiſe gelehrt beſchäftigt, trat er in Leipzig als Docent mit entſchiedenem Glücke auf. Eine außerordentliche Profeſſur, die ihm 1762 daſelbſt angeboten ward, lehnte er ab und ſiedelte ſich 1767 als Profeſſor der Poeſie in Wittenberg an. Doch zog ihn ſeine innere Neigung immer mehr zur Geſchichte hin, deren Lehrſtuhl er endlich im Jahre 1775 erhielt und zum großen Gewinne ſeiner zahlreichen Zuhörer viele Jahre lang ehrenvoll behauptete. An ſeinem 76. Geburtstage durch einen unglücklichen Fall von einer Bibliothekleiter gefährlich verletzt, gab er am 1. Auguſt 1808 ſeinen Geiſt auf.

Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten. Leipzig, 1764—69, 3 Thle. N. Ausg. 1790. 2 Thle.
Weltgeſchichte für Kinder. Leipzig, 1779—84. 6 Bde.
Allgemeine Biographie. Berlin, 1767—91. 8 Bde.
Guthrie's und Gray's allgemeine Weltgeſchichte. Herausgegeben 1770—76.
Chriſtliche Kirchengeſchichte. Leipzig, 1768—1803. 35 Bde.; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzſchirner, 1772—1825.
Kirchengeſchichte ſeit der Reformation. Leipzig, 1804—1822. 10 Bde.; vom 9. Bande an von Tzſchirner fortgeſetzt.
Sein Leben, von Tzſchirner. Leipzig, 1812.

Bouterweck urtheilt ſehr treffend über ihn (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Th. 11. S. 324): S. iſt weder ein großer Pragmatiker noch ein Muſter in der Darſtellungskunſt. Sein Verſtand drang nicht tief in den Zuſammenhang der Begebenheiten ein; aus ſeinen Charaktergemälden ſpricht nur eine oberflächliche Menſchenkenntniß und ſein Styl iſt weder maleriſch noch prägnant. Aber er war einer der erſten deutſchen Hiſtoriker, denen klar wurde, wo es der bis dahin in Deutſchland gewöhnlichen Bearbeitung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften fehlte, und er that, was in ſeinen Kräften war, dieſen Wiſſenſchaften eine geſchmackvollere Form zu geben, ohne die ſtrenge Geſchichtsforſchung den Reizen des Styls aufzuopfern. — Als die Hiſtoriographie bei den Deutſchen raſcher vorrückte, konnte S. mit mehreren vorzüglicheren Köpfen nicht Schritt halten; aber er hörte auch nicht auf ſich Mühe zu geben, um nicht zurückzubleiben. Durch die verſtändige und anſpruchloſe Popularität ſeines Styls erwarb er ſich bis an ſeinen Tod eine Menge von Leſern.

Friedrich Ludwig Schröder,

dieſer berühmte deutſche Schauſpieler, in Allem den Beſten ſeiner Zeit ähnlich und befreundet, ward am 31. November 1744 zu Schwerin geboren. Unter der Leitung ſeiner Mutter, der trefflichen Schauſpielerin Ackermann, betrat er als dreijähriges Kind zu Petersburg zum erſten Male die Bühne; ſeine kleine Rolle trug ihm Liebkoſungen und Geſchenke der Kaiſerin Eliſabeth ein. Aber ſo verheißungsvoll ſeine Laufbahn begonnen hatte, ſo dunkel und traurig ward ſie bald und ſchien früh in Elend enden zu wollen. Eine Zeitlang ward der Knabe bei der Geſellſchaft ſeines Stiefvaters Ackermann beſchäftigt, aber ſittlich ganz vernachläſſigt, dann dem Friedrichscollegium zu Königsberg anvertraut, aber dieſe Anſtalt entließ den muthwilligen Burſchen, ſobald die Unterſtützungen ſeiner Eltern ausblieben; ein alter armer Schuhflicker theilte mit ihm Hunger und Branntewein. Endlich fand er in der gebildeten Familie des Seiltänzers Stuart einige geiſtige Förderung. Die Uebung des Ballettanzes war für ſeine ganze ſpätere dramatiſche Laufbahn von unſchätzbarem Vortheil; ihr verdankte er nach Jahren die Bewunderung des alten dreiſten Reimarus, der im Theater zu Hamburg einſt im Hamlet nur den wunderbaren Schritt des Geiſtes beklatſchte und dem kurzſichtigen Publikum über Schröders unerkanntes Verdienſt die Augen öffnete. 1759 folgte er ſeinen Eltern in die Schweiz und kehrte, in vielbewegten Jahren zum Dichter, Schauſpieler und Menſchen vorbereitet, 1764 nach Hamburg, wo ihre Geſellſchaft ſchon oft geweſen war, zurück, bei ihr als Balletmeiſter und im Luſtſpiel verwandt. 1771 übernahm er die Direction der Bühne und trat auch als Dichter mit gelungenen Stücken hervor. Wunderbar brachen jetzt alle Blüthen ſeines gewaltigen Schauſpielertalents auf; jede Woche zeigte ihn der Vollendung näher gerückt. Der Geiſt des Hamburger Theaters erreichte jene Vollkommenheit, die ſtets unvergeßlich bleiben wird. Er war Leſſings geiſtverwandter Freund, der zweite Dichter ſeiner klaſſiſchen Geſtaltungen, aber deſſen Nathan hat er nur geweihten Kreiſen vorgeleſen. Das Jahr 1780 war das glänzendſte ſeines Lebens; er machte einen Triumphzug durch Deutſchland, und ſiegte in Wien. Im nächſten Jahre folgte er ſelbſt einem ruhmvollen Rufe dahin, aber die Sehnſucht nach Hamburg trieb ihn, auf's Neue dort die Direction zu übernehmen. 1798 zog er ſich auf ſein Gütchen in Rellingen zurück, doch auch Märtyrer ſeiner Kunſt zu werden, verſchmähte er nicht. 1811 entriß er ſich den Freuden einer ungeſtörten, den Künſten und freimaueriſchem Streben geweihten Muße, um Kraft, Zeit und Vermögen der Bühne aufzuopfern, die ſchon damals dem Verderben einer klüger, doch nicht ſchöner gewordenen Zeit entgegenſank. Er ſtarb am 3. September 1816. Sein Lebes ſchrieb F. L. Meyer, Hamburg, 1819. 4 Thle.

Der Fähnrich, Luſtſpiel. Hamburg, 1785.
Das Teſtament, Luſtſpiel. Berlin, 1786.
Der Vetter in Liſſabon, Familiengemälde. Frankfurt, 1786.
Das Blatt hat ſich gewendet, Luſtſpiel. Frankfurt, 1790.
Das Portrait der Mutter, Luſtſpiel. Berlin, 1790. Und viele Ueberarbeitungen franzöſiſcher und engliſcher Schauſpiele.
Beitrag zur deutſchen Schaubühne. Berlin, 1786—1794. 4 Thle.
Dramatiſche Werke, herausgegeben von Bülow. Berlin, 1831. 4 Bde.
Hamburgiſches Theater. Hamburg, 1778—82. 4 Thle.
Sammlung von Schauſpielen für's hamburgiſche Theater. Schwerin und Wiesbaden, 1790. 3 Thle.

S's dramatiſche Arbeiten ſind größtentheils nach ausländiſchen Vorbildern bearbeitet, zeichnen ſich jedoch namentlich durch ſichere Entwickelung der Charaktere, gute Durchführung der Situationen, trefflichen lebendigen Dialog und echt komiſche Kraft ſehr vortheilhaft aus, ſo daß mehrere derſelben, wie z. B. der Ring, das Portrait der Mutter u. ſ. w. noch jetzt gern auf der Bühne geſehen werden.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart

ward am 26. März 1739 zu Oberſontheim in der ſchwäbiſchen Grafſchaft Limburg geboren; nicht früh, aber plötzlich erwachten ſeine Fähigkeiten, beſonders für Muſik und Poeſie. Seit 1753 auf dem Lyceum zu Nördlingen, dichtete er ſchon hier Volkslieder, die er ſelbſt componirte. 1756 kam er auf die Nürnberger Schule, 1758 nach Jena, wo ein wüſtes Leben ſeine Geſundheit und ſeine theologiſchen Studien untergrub. Er kehrte heim, componirte, ſpielte die Orgel, improviſirte Predigten, zuweilen in Verſen, ward Schullehrer und Organiſt in Geislingen, und heirathete 1764 eine vortreffliche Frau, die ihn wunderbar ertrug, bis ſeine, als er 1768 Muſikdirector in Ludwigsburg geworden war, immer wilder ausbrechenden Leidenſchaften ſie in tiefer Schwermuth mit ſeinen Kindern von ihm trennten. Unſittlichkeit warf ihn in's Gefängniß; befreit wandte er ſich nach Heilbronn, da er in Ludwigsburg wegen ſatiriſcher Gedichte ſein Amt verloren hatte. Der Schmerz um die Seinigen riß ihn aus ſeinem, dort in Muſik verträumten Leben auf; er wäre faſt vom Kurfürſten von Baden, dem ſein Spiel gefiel, angeſtellt worden, wenn nicht eine unvorſichtige Aeußerung ihm alle Hoffnung wieder abgeſchnitten hätte. Nun ging er nach München, das er bald wieder verlaſſen mußte, ehe er ſich noch durch Uebertritt zur katholiſchen Kirche den Weg zu einer einträglicheren Lage hatte bahnen können. In Augsburg begann er ſeine deutſche Chronik zu ſchreiben, componirte, dichtete, declamirte öffentlich mit großem Beifall; aber die von ihm verſpottete katholiſche Geiſtlichkeit nöthigte ihn bald, auch Augsburg zu verlaſſen. Von Ulm verrätheriſcher Weiſe in das Würtembergiſche gelockt, wurde er am 22. Januar 1777 zu Blaubeuren verhaftet und auf die Feſtung Hohenaſperg gebracht. Die myſtiſche Richtung, die der längſt Entnervte hier ergriff, und ſein Hymnus auf Friedrich den Zweiten gaben ihm die Freiheit wieder; 1787 wurde er, nach 10 Jahren verhörloſer Einkerkerung, erlöſt und zugleich zum Director der herzoglich würtembergiſchen Hofmuſik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Daſelbſt iſt er am 10. October 1791 geſtorben.

Ideen zu einer Aeſthetik der Tonkunſt. Wien, 1800.
Die Badekur. Ulm, 1766.
Gedichte. Frankfurt, 1802. 2 Bde. Neu, Frankfurt, 1825. 1829.
Gedichte aus dem Kerker. Zürich, 1785.
S's Leben und Geſinnungen. Stuttg., 1791—93. 2 Thle.
Neujahrsſchilde in Verſen. Augsburg, 1775.
Ode auf den Tod Thomas Abbt's. Ulm, 1767.
Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften. 2. Aufl. (umgearbeitet von Prof. Heißmann). Münſter, 1777, 1781.
Vermiſchte Schriften. Herausgegeben von Ludw. Schubart. Zürich, 1812. 2 Bde.
Todesgeſänge. Ulm, 1767. 1776.

S. iſt von den deutſchen Kritikern zum Theil überſchätzt, zum Theil ungerecht verdammt worden. Er beſaß ein ausgezeichnetes lyriſches Talent, reiche, glühende Phantaſie und große Kraft des Ausdrucks; aber er wußte ſich nicht zu beherrſchen und es fehlte ihm durchaus an harmoniſcher Durchbildung. So hat er neben vielem Trefflichen, viel Schlechtes oder doch Mittelmäßiges geliefert, und faſt alle ſeine Leiſtungen tragen mehr oder minder Spuren ſeines abenteuerlichen Weſens und ſeiner Verirrungen. Früher gaben ihm ſeine traurigen Schickſale eine bei weitem größere Berühmtheit, als er ſie für ſeine Schriften verdiente; jetzt iſt die lebhafte Erinnerung an dieſelben ſo ziemlich erloſchen: nur einige wenige von ſeinen Poeſieen werden daher ſein Andenken für die Nachwelt ſichern, dieſe aber verdienen auch die vollkommenſte Anerkennung.

Gedichte von C. F. D. Schubart.

Der Wolf und der Hund.

Zum Hunde, der ſchon manche Nacht
An ſeiner Kette zugebracht,
Und, wenn der Morgenſtern am grauen Himmel hing,
Auf's Gay mit ſeinem Metzger ging;
Sprach einſtens Iſegrimm: Ei Bruder, wie ſo mager!
Wie elend ſiehſt du aus! wie ſchäbicht und wie hager!
Dau'rſt mich, biſt gar ein armer Hund.
Sieh' mich 'mal an, wie friſch und wie geſund
Ich bin! — Ich rieche nach der Luft,
Mein Balg iſt parfümirt mit mancher Staude Duft.
Ich hab' dir immer guten Fraß,
Bald friſches Fleiſch, bald fettes Aas.
Drauf leck' ich klaren Quell, und traun!
Ich hab' dir immer gute Laun'.
Du aber — — Ach, verſetzte Melack, ach,
Herr Bruder, nur gemach.
Drum biſt du Wolf, ich Hund! du frei;
Ich aber in der Sklaverei.

Und die Moral? O die iſt jedermann bekannt,
In Deutſchland und in Engelland.

Der Rückfall.

Weg, o Liebe, mit dem Zauberbecher!
Circe, weg ich trinke nicht!
Weg von mir, du Flatterer, du Frecher!
Amor mit dem Puppenangeſicht.
Geht zum Jüngling, der dort um der Traube
Moſtbeträufte Berge irrt,
Und nach einer Lais, wie die Taube
Nach dem Tauber girrt.
Grazien und Amoretten,
Locket mich nicht mehr!
Flechtet eure Blumenketten
Um den Süßling her,
Der mit Spielwerk aus Paris beladen,
Dorten pfeift und ſpielt,
Und nach ſeinen Waden
Beifallächelnd ſchielt.
Denn hier ſitz' ich, wo genährt von Oele
Dieſes blaue Flämmchen zückt;
Wo mit Ernſt und Staunen meine Seele
Auf ſich ſelber niederblickt.
Alter Weiſen fromme Lehren ſchweben,
Eingehüllt in Bildern um mich her;
Tauſend Stimmen hör' ich um mich beben:
Guter Mann, ſo liebe doch nicht mehr!
Fahr' empor gen Himmel — fahre!
Er allein iſt deiner Liebe werth;
Warte nicht, bis Wolluſt deiner Jahre
Feuer aufgezehrt. —

Ich will es thun! — ſo ſprach ich und die Saiten
Des hohen Flügels hallten's nach.
Die Geiſterchen, die mich umſchweben, freuten
Sich hörbar, als ich's ſprach.
Doch Himmel ach! wie ſchnell bin ich gefallen! —
Du Zauberin, was willſt du denn von mir?
Ich ſeh' ſie wohl, die blauen Augen hier!
Was ſchauſt du unterm ſanft geſchweiften Hute
Wollüſtigſchön, o Zauberin, hervor?
Laß mich — ſchon ſtürmt in meinem Blute
Der Liebe Flamm' empor! —
Ich ſeh' es wohl das Schlängelchen am Munde,
Das ſich zum Lächeln krümmt;
Und — ach! in einer finſtern Stunde
Euch Geiſterchen des Weiſen überſtimmt. —
Ich ſinke ſchon an ihre Bruſt: — O blicke
Mich nicht ſo ſchmachtend an! —
Dank dir Natur, daß ich dein Meiſterſtücke
Mit dieſem Arm umfaſſen kann!

Froſchkritik.

Im antiken Geſchmack.

Sang in 'nem Buſch 'ne Nachtigall: —
So wunderlieblich war ihr Schall,
Als wie der 'rausgezog'ne Ton
Aus Meiſter Liedels Bariton.
Es war 'n Sumpf nicht weit davon,
Drin lag 'ne ganze Legion
Von Fröſchen: und die hörten all'
Den Wunderſang der Nachtigall.
Da war ein hochſtudirter Froſch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Goſch,
Hatte die edle Muſikam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher ſtudirt,
Und orgelte, wie ſich's gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur —
Empfand er nichts und künſtelte nur.
Der hörte auch die Nachtigall
Und ſprach: Ihr Brüder hört 'nmal,
Wie ſingt das Thier ſo abgeſchmackt,
Macht falſche Quinten, hält keinen Takt.
Weicht nicht in künſtlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In ihrem ekeln di — di — di —
Und duk, duk, duk — ſteckt ihre ganze Melodie.
Magiſter Froſch — lacht drob ſo laut,
Daß ihm beinah zerplatzt die Haut,
Und ſprach: Kameraden, wißt ihr was?
Eine Fuge klingt doch baß,
Wollen's ſingen im Sopran, Alt und Tenor,

Ich orgle euch das Thema vor.
Nun ging's an ein ſcheußlich Gequak
Im wahren antiken Geſchmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Froſch hielt Taſto ſolo;
Unaufgelöſt in der Fuge ganz
Folgt Diſſonanz auf Diſſonanz.
Nach mancher halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —
Die Fledermaus und der Uhu
Hörten dem Froſchconcerte zu.
Waren drob gar luſtig und froh,
Und ſchrien laut: Braviſſimo!
Ein Jüngling voll Empfindſamkeit,
Gelockt von ſanfter Abendzeit,
Kam aus dem nahen Roſenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und ſah zum Himmel hinauf: —
Und als die Fröſche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich,
Und ſchrie: „Der Herker hole euch!“
Hum, ſprach der Kritikus unterm Gewäſſer,
Der Kerl verſteht's nicht beſſer! —

Mährchen.

Es ſtarb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell wie Sonnenſchein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dieß Bäuerlein in's Paradies.

Es ging an den beſtimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant
Und klopfte ſittſam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür
Und ſchrie: „Nun wer iſt wieder hier?“

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als ſeine Felder angebaut,
Mit einem Weibe ſich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer ſprach,
Kam treulich ſeinen Lehren nach,
Und zahlt' ihm redlich, wie mich deucht,
Für ſeine Predigt, Meſſ' und Beicht.
Ich ſtarb. Er ſalbte mich mit Oel.
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir in's Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach' mir auf!“

Nun öffnete die Pforte ſich,
St. Peter ſprach: Ich lobe dich,
Ein Plätzchen in dem Paradies,
— Du ſollſt's auch haben: Aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Feſt,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmliſchem Schasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Bei Nektar und Ambroſia! —
Das Bäuerlein ſprach: Habe Dank!
Setzt' ſich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
— Erhabne Stille herrſchte tief.

Doch plötzlich ſprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:
Es ſchwammen ſüße Simfonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines — Prieſters ſchwebt
Herauf, — vom Lobgeſang erbebt
Der Himmel: „Leuchte wie ein Stern;
„Komm du Geſegneter des Herrn!“
Mit Abraham und Iſaak ſaß
Der Selige zu Tiſch, und aß
Zum erſtenmal Ambroſia;
Und Amen, und Halleluja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Prieſters Ohr.

Und erſt am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit ſich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch ſein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und ſprach: „Herr Peter, ſei ſo gut,
Und ſag' mir, warum war denn heut
Im Himmel ſolche große Freud'?“

Sahſt du's denn nicht, ſagt Peter drauf,
Ein frommer Prieſter ſchwebt herauf?
Drum hat ob ſeiner Seligkeit
Der Himmel ſolche große Freud'!

„So müſſen — fiel der Bauer ein, —
Im Himmel lauter Feſte ſein,
Weil's ja viel tauſend Prieſter giebt,
Und jeder ſeinen Herrgott liebt?“

St. Peter lachte laut dazu,
Und ſprach: „Du liebe Einfalt du!!
Ich, der ich bald zweitauſend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch ſolche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft ſo häufig an,
Daß ich ſie nimmer zählen kann.“

Der gnädige Löwe.

Der Thiere ſchrecklichſten Deſpoten,
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.
Komm, ſprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren
Vor ſeiner Majeſtät voll Angſt verſammelt waren:
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieſes Beiſpiel hier von meiner Gnade an!
Seht, dieſe Knochen ſchenk' ich euch! —
Dir, rief der Thiere ſklaviſch Reich,
Iſt kein Monarch an Gnade gleich! —
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Machiavells geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt,
Und bis auf's Bein verzehrt, iſt leichtlich zu verſchenken!

Friedrich der Große.

Ein Hymnus. 1786, März.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis ſcholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die ſchimmernde Thräne galt für Geſang.

Als ich ein Jüngling ward,
Ueber den Erdkreis immer mächtiger ſcholl;
Da nahm ich ungeſtüm die goldne Harfe,
D'rein zu ſtürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört ich ſeiner Barden Geſang.
Hörte Kleiſt, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut ſtürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Grenade wirft.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geiſt
Deutſchen Biederſinn einigt.
Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
Im Dithyrambenſturme wirbelt.
Dich hört' ich auch, o Karſchin, deren Geſang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — da verſtummt' ich,
Und mein Verſtummen galt für Geſang.
Aber ſoll ich immer verſtummen?

Soll der Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Buſen mir ſprengen? — Nein, ich wag' es,
Ergreife die Harf' und ſinge Friedrichs Lob. —

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf geſteintem Rücken hinunter
Du, meines Hymnus Feuerſtrom!
Er ſtäub' und donnr' im Thale
Meines Hymnus Feuerſtrom,
Daß es hören die Völker umher.
Auf ſchwerer Prüfungen Nachtpfad
Führte die Vorſicht den Helden,
Eh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah er nicht träufen das Schwerdt
Von Katt, ſeines Freundes, Blute?
Sah er nicht blinken das Schwerdt
An ſeinem eignen Nacken? —
Muthig und furchtlos blieb Er; denn Furcht
Kannt' er ſchon als Jüngling nicht.

In der Muſe keuſchen Umarmung
Uebt' er ſich zu tragen den goldnen Szepter.
Schon flammt auf ſeinem Haupt das Königsdiadem
Wie der Wolkenſammelnde Zevs
Saß er auf dem Thron' und ſchüttelte Blitze. —
Da floh die Dummheit und der Unſinn,
Und Barbarei die Nachtgefährtin.
Er ſelbſt war das Urbild der Weiſen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz,
Und predigte Fürſten die Herrſcherkunſt.
Die Geiſter ſeiner Ahnen ſtiegen aus der Gruft;
Mit des Meiſters Pinſel zeichnet er ſie.
Sang hohe Geſäng' in die Lyra;
Und ſpielte die Flöte Apolls. —
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;
So ſtiegen Weiſe und Künſtler empor,
Und der Städte Fürſtin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwerdt berührt
Erſtickt das Schlangenungeheuer die Schikane
Im ausgeſprudelten Giftſchaum;
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.
Hector, Achill, und Cäſar und Julian,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als ſein Kriegsruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er ſein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der plötzlich aufgerollt,
Größere Heere in Staub wirft? —

  Fünfmal donnerte Friedrich Wodan,
  Und ſein war Sileſia, ſeiner Krone
  Köſtliches Geſtein.
Seiner Größe Sonnenpunkt kam. —
Habsburgs Adler ſchwebt ſchreckbar über ihm.
  Er dürſtete Friedrichs Blut.

Moſkoviens Bär mit Eis-behangnen Haaren
  Dürſtete Friedrichs Blut.
Gallia ſchwang die lichtweiße Lilie
  Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbſt Waſa's Enkel,
Und Germania's mächtigſte Fürſten und Städte,
Zuckten die Schwerdter, ins Schlachtthal zu gießen
  Friedrich Wodans Blut.
Er aber — der Einzige! warf
Die erzne Bruſt entgegen
Der Todſchnaubenden Feindesſchaar.
Achtete ihrer ſchreckbaren Menge
Ihrer Roſſe, wie Heuſchreckenſchwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen,
Und ihrer metallnen Donnerſchlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Racheſtrahl Gottes im Wettergewölk,
Unter ſeiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß
Und ſpritzt an ſeines Roſſes Schenkel.
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge ſich.
In Rieſengeſtalt trat einher der Würgegeiſt
Von Wuthgebrüll und Sterbgewinſel begleitet.
Zwanzig ſchreckliche Schlachten wurden geſchlagen:
Oft ſchien das Schickſal an Friedrichs Thron zu rütteln,
Und den Goldſitz zu werfen in den Staub.
Der Rauch von Friedrichs feſten Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greiſe,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trau'rten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viele.
Schwerin und Keith, und Kleiſt und Winterfeld,
Und im Entfliehen aus ihren Leibern
Kümmerten ſich noch die Geiſter der Tapfern
  Um Friedrichs Heil.
Aber der Held ſtand mit der Rache gezücktem Schwerdt,
Stand im Geſchützdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Roſſes Hufſchlag.
Nicht des Hochverraths Drachenblick!
Nicht des zaudernden Bundesgenoſſen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth preis gab.
Ja, ſo ſtand er ſieben Jahr im Feld des Todes,
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.
Es ſtaunten die Völker. — Der Helden Geiſter
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Haſſer —
Und ſo ſtand er in ſeiner Heldenhoheit
          Allein da!!

Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und ſprach:
Es iſt genug!!

                    — Die Donner verſtummten.
Friedrich zog in ſeine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.
Groß und glücklich zu machen ſein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke. —
In des Landes Wunden träuft' er Balſam.
Palläſte ſtiegen aus Brandſtätten empor.
Dem Landmann gab er weiſen Unterricht.
Die Muſen ſonnten ſich wieder in Friedrichs Strahl.
Er ſelbſt war noch immer ihr Liebling.

  „Liebt euer Vaterland!
  „Sprecht eure Heldenſprache ſtark und rein!
  „Schlürft aus der Kryſtallquelle,
  „Draus Griechenland und Latium geſchlürft!
  „Macht durchs Geäffe weicher Auslandsſitte
  „Erzne Knochen nicht zu Marzipan!“
Sprach er zum Biedervolke ſeines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Wagſchal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwerdtſchlag immer mehr.
Weit hinaus in jenes Labyrinth
Von der ſchlauſten Staatskunſt geflochten,
Sah ſeines hohen Auges Wetterſtrahl.
Merkbar war das Wehen ſeines Odems
In jeder großen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürſten.
Auch hängt er furchtlos die Wagſchal' an's Schwerdt.
Da drängten ſich Teutoniens Fürſten
In Friedrichs Felſenburg, wo der Rieſe
Sann auf dem eiſernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, ſprachen:
„Sei unſer Führer, Friedrich Hermann!“
Er wollt's. Da ward der deutſche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nieausgeſungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirglaſt.
Bald wirſt du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unſterblichkeit Ruh' wird über dir ſäuſeln,
Voran ſind ſchon deiner Helden viele gegangen:
Deſſau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith, und Kleiſt, und Seidliz, und Ziethen,
Harren deiner im Tempel der Größe.

Stark kämpfteſt du den Kampf des Lebens.
Stark wirſt du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrſchergeiſt gab dir Gott,
Erhalten wird dir Gott
Dieſen Herrſchergeiſt.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele ſagen:
„Du ſchwurſt im Drange der größten Gefahr,
„Als König zu denken, zu leben, zu ſterben!
„Und Wort haſt du gehalten. —

„Man bring' ihm die Krone,
„Die leuchtender ſtrahlt,
„Als alle Kronen der Erde! —
„Denn Friedrichs, meines Lieblings Geiſt, —
„Iſt's werth — ewig Kronen zu tragen.“

Friedrich's Tod.

„Was bauſt du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Heute ſchauſt du aus deinen Thürmen, noch wenige Jahre: — und der Hauch des Todes kömmt und heult durch deine verlaſſenen Höfe.“

„Und laß ihn kommen, dieſen Hauch. Mein Name wird leben im Munde der Völker, meine Thaten werden wie Sterne hinter mir leuchten. Wenn du, o Sonne des Himmels, ſchwinden, wenn du zerſtäuben wirſt, mächtiges Licht, wenn dein Glanz für eine Weile nur iſt, wie Fingal; ſo wird mein Ruhm deine Strahlen überleben.“

Oſſian.

Was ſchleierſt du, Muſe, den Blick?
Was will an der Wimper die bebende Thräne?
Was hauchſt du aus bleichen, mattgeöffneten Lippen
Seufzer, dem Hauche des Sterbenden gleich? —
Was ſoll dieß ſtumme Deuten auf die Goldharf',
Die an meines Geklüft's Steinwand gelehnt,
Noch ſchüttert von Friedrich's Hymnos? —
„O ſprich ihn nicht aus des Gefeierteſten Namen!
„Denn todt iſt Er! Friedrich Brennus iſt todt!“

So ſprach die Muſe, meiner Einöde Geſpielin,
Schwankt und hielt ſich an meines Geklüftes Steinwand.
Und wie der Sterbende aufzuckt,
Wenn ihn des Todes Nähe ſchreckt,
So begann ſie von neuem:
„Hörſt du Sterbgewimmer vom röthlichen Nord her?
„Hörſt du der Völker ſtaunenden Aufſchrei
„An deines Walles Felſengurt ſich ſpaltend:
„Todt! Friedrich Brennus! todt! —

„Da ſchau hinaus in die Nacht!
„Sieh, eine Rieſengeſtalt
„Bäumt ſich vom Thal auf:
„Den Scheitel im Mondſtrahl, den Fuß im Nachtgrau.
„Der Engel Teutonia's iſt's.
„Siehſt du! Mit dem Wodansſchilde
„Weiſt er gen Himmel. Er ſpricht.
„Wie fernes Wettergemurmel
„Tönt ſeine Rede:
„Dein Trotz, Tochter Teutonia,
„Friedrich, meiner Zöglinge Größter,
(Ich wiegt' ihn groß
In der eiſernen Wiege der Gefahr.)
„Des Auslands Schreck, des Inlands Stolz,
„Friedrich Brennus iſt todt!
„Ich ſah ihn fallen vom Himmel
„Den köſtlichen Abſtrahl der Gottheit:
„Zu leuchten der Erde, der Maaßſtab zu ſein,
„An dem ſich Fürſten, Helden, Weiſe
„Und Meiſter von jeglicher Kunſt
„Meſſen und ſtrecken. Zu gründen
„Boruſſia's Glück. Zu feſtigen
„Die Rechte meines Volks, und zu heften auf Sich
„Des Erdballs ſtaunenden Blick.
„Sein Werk iſt vollendet. Es flog
„Friedrich, der Gottheit köſtlicher Abſtrahl,
„In ſeine Heimath zurücke.“

Der Mond ging blutig unter und die Erſcheinung verſchwand.
„Nimm da die Goldharf' und ſinge
„Friedrich's Todtengeſang!“
So ſprach die Muſe zu mir,
Der in der Betäubung Todesfroſt ſtarrte.
Laß Friedrich's Barden ſingen.

„Sie ſchweigen.
„Wenn ein Cherubswetterwagen
„Ueber dem Walde hängt:
„Wenn die getroff'ne älteſte Wodanseiche
„Vom Donnerſtrahl aufdampft:
„Dann bergen die Sänger des Hains
„Die gold'nen Schnäbel unter die Flügel.
„So ſtumm ſteht Gleim,
„Der ſilberlockigte Grenadenwerfer.
„An des Rieſen geſtreckter Leiche
„Schwankt Ramler mit geſunk'ner Tuba.
„Auch Karſchin, Boruſſiens Bardale,
„Hüllt ſich in Todtenſchleier und ſchweigt.
„Vom Hauche der Wehmuth
„Trübt ſich des Himmels bläuliche Wölbung.
„Des Greiſen keuchender Todtenruf,
„Des benarbten Kriegers Schädelſchlag,
„Der Wittwen Geächz', des Waiſen Geheul,
„Der Armen Geſchluchz' übertäubte
„In Boruſſiens Gauen
„All' ihrer Sänger weinende Klage.
„Erſt wenn der Sturm des Jammers ausgetobt;
„Dann ſingen Friedrich's Barden im Eichenhain
„Unter tröpfelnden Zweigen.“

Reich mir indeſſen die Harfe,
O du, meines Gram's Gefährtin,
Daß ich beginne den Todtengeſang.

Töne, töne dann mein banger Sterbgeſang,
Der Winde Gewinſel im Todtenkranze,
Dem rauſchenden, wilden Graſe
Auf zerfall'nen Heldengräbern gleich, —
So töne du, mein banger Sterbgeſang!
An deine Sternenburg, Himmelerhobener,
Schlage mein Sterbgeſang! —
Groß und belehrend war dein Leben,
Groß und belehrend dein Tod.
Mit Sternenſchrift ſteht deiner Thaten Zahl
Im Buche der Zeit.
Staunend wird ſie leſen der Enkel Urenkel
Und der Kunde kaum trauen.
Doch that ſich der Erdengott ſelbſt je genug?
Ha, dicht an der Wölbung der Königsgruft
Durchblitzt er ſein Leben
Mit der ſtrengſten Prüfung Aetherſtrahl.
Maß jeden Schritt auf ſeiner
Mit Heldenſchweiß beträuften Bahn.
Auch horchteſt du, Einziger!
In den feſtlichen Stunden der innerſten Geiſteseröffnung
Der Gerichtswage Getön,
Und freuteſt dich der gold'nen Schale
Vom Wuchte deiner ſchönſten Thaten zuckend. —
Nicht der Krankheit Natternſtiche,
Nicht des Alters drückende Laſt
Vermocht's, dir den Scepter entſinken zu machen.

Schon ſchmückte dein Antlitz
Der nahen Verklärung morgenröthlicher Schimmer;
Da ſprachſt du die feierlichen Worte —
Engel tranken ſie auf:

„Heil mir! ich werde ewig thätig ſein!
„Zu mächtig fühl' ich in mir
„Des göttlichen Funken
„Ungeſtümes allgewaltiges Wehen.
„Zwar werd' ich dort nicht König ſein;
„Doch ewig thätig und ohne beugenden Undank.“

Mit leiſem Tritte naht ſich der Tod.
Des Lebens Uhr, die mit dem Finger des Titus
Dem thatenſtrebenden Manne
Nie eine verlorne Stunde wies,
Raſſelte ab. — Ha, ſelbſt die letzte Minute
War für den Geizer der Zeit unverloren:
Denn ſie lehrte die Könige die Sterbekunſt. —

Boruſſiens Genius
Neigte ſich tief und küßte des Sterbenden Stirne;
„Du haſt des Völkervaters Pflichten all' erfüllt.
„Sohn! Liebling! bald mein Bruder!
„Meiner lieben Preußen zweiter Schutzgeiſt.“
So hauchte der Halbgott den Sterbenden an.
Friedrich hört's, — und im Entzücken,
Des Völkervaters Pflichten all' erfüllt zu haben,
Brach ihm das Herz. —
Des großen Todten Haupt
Sank ſanft an Herzberg's Bruſt,
Der Erdenbürd' entlaſtet.
Vom liegenden Leichname,
Im Lächeln des guten Gewiſſens noch ſchimmernd,
Eilte ſein Geiſt, der Gottesſtrahl,

Schnell von des Todes Betäubung beſonnen,
In's Reich der Urgröß' empor.
Ihm boten der Menſchen Größte,
De Gottheit getroffenſte Nachbilder
Die lichte, Liebebebende Rechte.
Er aber bemerkte ſie kaum, eilt' und ſank
Am Throne des Allbeherrſchers nieder.

„Vor einem Erdengott, aus Leim geknetet,
„Hab ich mich nie gebeugt. Doch dir — der Größe
„Ewiges, einziges Urbild,
„Küſſ' ich den Saum des Gewandes.“
Sprach's. Der Allgroße lächelt ihm Gnade.
„Du dachteſt nicht König — nur thätig zu ſein? —
„Erſt lohn' ich deine Demuth;
„Dann deinen Thatendurſt.
„Sei ewig König und herrſche!
„Ich habe weite Räume
„Für Geiſter deines Gleichen.“

Aus des Staunens Strudel erhob ſich Friedrich,
Dankt' dem Geber der neuen Gnaden;
Bot dann erſt ſeinen Brüdern,
Den Ehren der Menſchheit, die glühende Rechte.
Und ſeine Helden alle, die für Ihn
Einſt fochten, bluteten, ſtarben,
Folgten ihm in ſeiner neuen Herrſchaft Bezirke.

Dieſes ſah die Muſe. Doch ach! auf der Erde
Erhob ſich an Friedrich's Leichnam Sterbegewinſel.
Ein grauer, benarbter Krieger ſprach:
„Ah, da liegt er nun, der Sieger bei Mollwitz,
Der Donnrer in Czaslau's, Strigau's, und Soor's
Leichenbeſäten Gefilden.

Wer hob
Habsburgs Rieſen mit eiſerner Fauſt
Hoch in die Luft, und ſchüttelt ihn zornig?
Wer zeigte bei Roßbach dem Gallier,
Daß deutſcher Schwerdtſchlag kräftiger ſei,
Als ſeiner Red' und Sitte Gezier?
Wer düngte Zorndorfs Gefilde
Mit Moſkowiens Erwürgten?
Wer ſcheuchte Waſa's entartete Enkel? —
Flohen nicht vor ihm getäuſchter Völker Schaaren,
Wie Horniſſenſchwärme
Vor der praſſelnden Flamme? —
Wer ſpottete des Krieges Ungemach, wie Er?
Oft bot ich ihm an meines Schwerdtes Spitze
Mit Talg beträuftes Brod. Oft löſcht er neben mir
Den Durſt aus dem Bach am Wege.
Wärmte ſich mit mir am krachenden Feuer des Dornſtrauchs.
Schlief im bereiften Gras und achtete nicht
Des Nordſturms Hauch, und des ſtrömenden Regen Durchnäſſung.
Und ach! da liegt Er nun, der Thäter dieſer Thaten!“ —
So ſpricht der heulende Krieger und wetzt
Sein Schwerdt am Sarge des Helden.

Des Genius Vertrauter ſpricht:
Weit hinauf maß Er an der Geiſter Urmaaß.
Feſt und ſtark war ſeine Seele.
Keines Geſchöpfes Gewalt,
Gott allein hätt's nur vermocht
Ihn aus ſeiner Entſchlüſſe Felſenburg
Herauszudonnern. — Der geſchaffne Gedanke
Sprang in voller Rüſtung aus Friedrich's Hirn
Und ward zur That. — Auch lüpft er oft
Der Schönheit Silberſchleier,
Und ſah ihr olympiſches Lächeln.
Nie riß ſich in Ihm Ein Vermögen der Seele
Von den andern los, zur Mißgeſtalt
Seinen Genius aufzudunſen.
Seines Geiſtes Kräfte klangen zuſammen
Wie harmoniſches Silbergeläute.
Darum weinen die Schätzer der Geiſter um Ihn;
Denn ihr Maaß, ihr Feſtgefühl war Er!

Sieh, eine weinende Schaar von Armen, Wittwen und Waiſen,
Naht ſich dem heiligen Leichnam,
Rauft ſich das Haupthaar und ſchluchzt:
War er Zepterträger allein? Völkerzähmer allein?
Weinen wir nur den Großgeiſt in Ihm? —
Nein, ſeliger Schatten, wir weinen in dir
Den Vater! — das Nachbild des Vaters im Himmel.
Wenn gleich beweglichen Feuergebirgen
Die Gefahr unſern Gränzen ſich nahte;
So warfſt du dich an deiner Krieger Spitze,
Achteteſt nicht der glühenden Lava,
Und lenkteſt ab den feurigen Strom.

Fürchterlich ſtreckte der Hunger ſein tönend Gerippe
Ueber Deutſchlands Provinzen,
Griff mit der Rechten nach Wurzeln, mit der Linken nach Aeſern.
Da welkte mit Gras im Munde der Greis.
Da ſtarb vom Kalkmehle der Jüngling.
Da ſog der Säugling Blut.

Nur Vater Friedrich goß aus dem Füllhorne
Des Halmes Stärkung auf die Müden;
Und in Sandfurchen ſprudelte Milch.
Des Brandes Grimm verzehrte Hütten;
Er ſchuf zu Palläſten ſie um.
Gegen himmelſtürzender Waſſer tobende Fluth
War Friedrichs räthliche Weisheit — ein Damm.

So rang er ſelbſt der Natur
In ihren Gerichten den Sieg ab.
O weinet um Ihn!
Den Vater! den Retter des Volks!
O weinet um Ihn!! —

Doch ſind's Friedrich's Kinder allein
Die um den Göttlichen trauern? —

Nein! Europa klagt! Es ſtutzt die Welt!
Seine Feinde ſelbſt umfloren den Arm,
Der gegen den nordiſchen Löwen ſich hob.

Ich aber ſchwinge mich auf Flügeln
Der Phantaſie in deine Todtenhalle,
Und mit geſunknen Armen ſtreck' ich mich,
Du Hochgefei'rter, über deinen Eichenſarg,
Lautweinend, daß mich dein Stab nicht weidete.
Du Gottesflamme! Ganzer! Einſamer!
Dem des feurigſten Hymnos kühnſte Flamme
Die Hüfte nur leckt, nicht das Antlitz verklärt.

O laß mich weinen!
An deinem Eichenſarge laß mich weinen!
Friedrich, wär' ich bei dir!!
Du biſt, wo die Feſſel nicht raſſelt;
Wo unter der Gewaltthat Fußtritt
Der Boden nicht dröhnt. O wär' ich bei dir! —

Dich aber, Boruſſiens glückliches Volk,
Segnet die Rechte des traurenden Barden.
Sei ſtolz! Dein war Fehrbellins Sieger,
Deiner Herrlichkeit Gründer!

Dein Friedrich Wilhelm, deutſcher Kriegskunſt
Mächtiger Schaffer.
Dein Friedrich! der Unerreichte!! —
Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Germania empor.
Und unter Germaniens Töchtern hoch —
Boruſſia!

An die Freiheit.

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß entſtiegen,
Du aller Weſen ſeligſtes Vergnügen,
An tauſendfachen Wonnen reich,
Machſt du die Menſchen Göttern gleich.

Wo find' ich dich, wo haſt du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle;
Dann ewig glücklich — ewig frei
Ein Prieſter deines Tempels ſei.

Einſt wallteſt du ſo gern in Deutſchlands Hainen,
Und ließeſt dich vom Mondenlicht beſcheinen.
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihteſter Altar.

Es ſonnte Hermann ſich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt er ſeine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Luſt
Nahmſt du den Deutſchen an die Bruſt.

Bald aber ſcheuchten Fürſten deinen Frieden
Und Pfaffen, die ſo gerne Feſſeln ſchmieden;
Da wandteſt du dein Angeſicht —
Wo Feſſeln raſſeln — biſt du nicht.

Dann flogſt du zu den Schweizern, zu den Britten;
Warſt ſeltner in Palläſten als in Hütten;
Auch bauteſt du ein leichtes Zelt
Dir in Kolumbus neuer Welt.

Und endlich, allen Völkern zum Erſtaunen,
Als hätt' auch eine Göttin ihre Launen,
Haſt du dein Angeſicht — verklärt,
Zu frohen Galliern gekehrt.

Deutſcher Freiheitsgeiſt.

Der Teufel hol', ſprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er ſprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeiſters Hund:
Der Prahler Pfund ſtand auf — beugt ſich — war mäuschenſtille.

Liſel's Brautlied.

Mädels, ſagt es laut:
Liſel iſt 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut!

Michel, der iſt mein!
O wie wird mir ſein,
Wenn am Dienſtag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles ſchaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meinde ſingt,
Und die Orgel klingt:
Wenn mein Ja ich ſage
Zu des Pfarrers Frage,
Und mir ſchauert die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen graut —
Hoh! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Geſicht,
Wenn er mit mir ſpricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz ſo laut:
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienſtag wär!
's Herzchen wird ſo ſchwer.
Schweſtern! iſt's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

Der Bauer im Winter.

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und ſingt ihr krauſes Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker ſteh'
Und ſo viel tauſend Aehren ſeh'?

Alsbald die Sicheln dengle ich,
Der Grille Lied ergötzet mich;
Dann fahr' ich in das Feld hinaus,
Schneid' meine Frucht und führ's nach Haus.

Im Herbſt ſeh' ich die Bäume an,
Schau Aepfel, Birn und Zwetſchen dran;
Und ſind ſie reif ſo ſchüttl' ich ſie.
So lohnet Gott des Bauern Müh'.

Jetzt iſt die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach iſt überſchneit,
Das ganze Feld iſt kreideweiß;
Mein Weiher iſt bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Tobak ſchmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Span geſchnitzt,
Wenn's Weible bei der Kunkel ſitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum,
Und ſingen heiſa dudeldum!
Mein' Urſchel und mein kleiner Hans,
Die drehen ſich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran,
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch' in guter Ruh,
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, ſo wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott beſcheert:
Und nach dem Eſſen leſ' ich dann
Im Krankentroſt und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink' ich halt mein Schöpple Wein;
Da lieſt der Herr Schulmeiſter mir
Was Neues in der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nehm' mein liebes Weib in Arm;
Leg' mich in's Bett und ſchlaf' froh ein. —
Kann wohl der Menſch vergnügter ſein?

Deutſcher Spruch.

Wenn Deutſchland ſeine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen ſpielt;
Die alte deutſche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Chriſtenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über Alles ſchätzt.
Nicht Irrwiſchlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt.
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel ſtählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutſchland all' dies thut und hält,
So wird's das erſte Land der Welt.

Mein letztes Wort an Regina.

Siegerin, verſenkt in tiefes Trauren,
Ohne Kraft, die Thränen auszuſchauren,
Weih' ich dir dies bange Abſchiedslied.
Abgeſpannt ſind alle meine Saiten.
Sieh, wie mir die Hände niedergleiten —
Ach, vom langen Ringen ſind ſie müd'.

Schwermuth, die auf meinem Herzen brütet,
Abſchiedsqual, die feurig in mir wüthet,
Macht mein Lied zum hohlen Sterbgeſang.
In gebrochnen, ſeufzenden Akkorden,
Mit erſtickten, halbgeſagten Worten
Sing' ich dir des Herzens vollen Drang.

Alles iſt um mich in Flor gekleidet,
In dem Schleier einer Wittwe ſchreitet
Vor mir her die ſeufzende Natur —
Alles, Alles ſchwimmt um mich in Thränen!
Nirgends find' ich Widerſtrahl des Schönen,
Gräber, furchtbar gähnend ſeh' ich nur.

Denn du gehſt — des Abſchieds Todesſtunde
Schlitzt mir — ach! die halbgeheilte Wunde
Mit der Hand von Eiſen wieder auf.
Einſam, ohne dich, o Seraſine!
Wein' ich mit von Gram durchfurchter Miene
Aus dem Kerkerſtaub zu Gott hinauf.

O du Schmuck vom weiblichen Geſchlechte!
Komm, ergreif mir die geſunkne Rechte,
Daß ich dir die Hände drücken kann.
Ach nur einmal mit dem Aug' voll Liebe,
Mit dem Blick von ſanfter Wehmuth trübe,
Sieh mich einmal noch — Erwählte, an.

Eile dann hinunter von dem Walle,
Ach! — begleitet von dem dumpfen Schalle
Meiner Seufzer eile dann hinab.
Gottes Engel, der die Unſchuld hütet,
Und den Feinden um dich her gebietet,
Leite dich mit ſeinem goldnen Stab.

Wenn du wühlſt im ſtrahlenden Gewebe
Deiner Saiten, Zauberin, ſo ſchwebe
Geiſtig meine Angſtgeſtalt um dich.
Denk': „Dort droben leidet der Betrübte,
Der mit Feuerungeſtüm mich liebte,
Und nun klagt und jammert er um mich."

Falte dann für mich die frommen Hände,
Daß Gott meinen langen Jammer ende,
Mit der Freiheit! — oder mit dem Tod! —
Ach, dein Mitleid wird dir Jova lohnen,
Der ſchon oft die ſchönſte ſeiner Kronen
Einer Seele, wie die deine, bot.

Sterb' ich, ſo beſuche meinen Hügel,
Wo mein Leib, bedeckt vom Mutterflügel
Unſrer lieben Erd', im Grabe ruht.
Deine Seele denke dann: Hier unten
Hat der Arme einmal Ruh gefunden
Vor dem Welthaß und Tyrannenwuth.

Ach dann wird ſein Schatten um dich ſchweben,
Und wenn Thränen dir herunterbeben,
Wird er kühlen dir dein Angeſicht.
Der Geliebte, der dir ſtumm zur Seite,
Gab zu meinem Grabe das Geleite,
Liebt dich ſtärker dann — und eifert nicht.

Danken will ich dir in Gottes Garten,
Wo die Edeln auf einander warten,
Für die Freundſchaft, die du mir geweiht.
Jede Ruh', die du in mich gegoſſen,
Alle Thränen, die dem Mitleid floſſen,
Lohnt dir dann die Luſt der Ewigkeit.

Eine Urne.

Der Deutſchen großer Cäſar
Joſeph der Zweite
Ruht hier;
Doch ſeine Hülle nur,
Sein raſtloſer Geiſt
Flog wie Aetherſtrahl durch die weiten
Räume des Himmels.
Die vollendeten guten Herrſcherſeelen
Nickten ihm Beifall:
„Du wardſt auf dem Throne kein Weichling.
Stürme rüttelten dich ſtark,
Standeſt im Felde der Schlacht dem Donner des Brennus
Und der Osmanen Felſenſtürzendem Angriff.
Des Römlings Trutz haſt du gebeugt.
Verſcheucht die Heuſchrecken Schwärme
Betender Wänſte,
Haſt Germania's Sitt' und Sprache geliebt.
Deiner Entwürfe ſcheiterten viele;
Denn ein Menſch warſt du
Konnteſt nicht ſprechen wie Gott:
Sei Licht — und Licht wird;
Doch manche von dir geſäte Eichel
Wird berſten, keimen, aufſtreben,
Von deinem Sternenſitz wirſt du
Mit des Pflanzers Wonnen erfüllt,
Niederblicken auf der Eiche Wipfel."
So ſprach **Rudolph** der Habsburger Ahnherr,
Und **Thereſia** kam, umarmte den Sohn;
Aber **Eliſe** zittert ihm entgegen,
Nahm ihn bei der Strahlenrechte,
Ging vorwärts und rief durch die Himmel:
Da iſt Er!
Der große Dulder auf dem Throne
Der lauter predigte als Salomo
Daß Alles eitel ſei;
Mein **Joſeph** — da iſt Er!
Ihr Geiſter vollendeter Gerechten
Nehmt ihn auf!

Marſchlied.

Hell auf Kameraden! der kriegriſche Ton
Der Trommel und Pfeife ermuntert uns ſchon.
Friſch, ſchnallt den Torniſter den Rücken herum,
Und ſchickt euch zum Marſche — nur ſeht euch nicht um.

Denn Abſchied von Freunden und Mädchen fällt ſchwer,
Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht ſehr,
Sie folgen gehorſam des Führers Gebot,
Und rüſten ſich freudig zum Abſchied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap,
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab!
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Giebt's dorten nicht Wildpret, nicht Fiſche und Wein?

Auch ſagt man, es gebe von roſiger Laun'
Dort Mädels hübſch ſchwärzlich, hübſch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürſten nicht glücklicher ſein.

Drum munter Soldaten, der Marſch iſt zwar weit,
Doch frohe Geſänge verkürzen die Zeit;
Und wenn uns das Waſſer des Meeres umfleußt,
So giebt Gott Geſundheit, und fröhlichen Geiſt.

Ha, wenn wir die Spitze von Afrika ſehn,
Und Winde vom Ufer im Federbuſch wehn;
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf Kameraden! nun ſind wir am Ziel!

Wir leben drauf ſelig und handeln nach Pflicht,
Und achten Hyänen, die Wilden ſelbſt nicht.
So wird auf dem Waſſer, ſo wird auf dem Land
Der Name des braven Soldaten bekannt.

Friedrich Theodor von Schubert,

am 30. October 1758 zu Helmſtädt geboren, ſtudirte von 1776—1779 zu Göttingen Theologie. Nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer hier und dort verlebt und inzwiſchen ſeiner frühen Neigung folgend, ſich bedeutende aſtronomiſche Kenntniſſe erworben hatte, wurde er 1783 in Reval als Reviſor, 1785 als Geograph der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg angeſtellt; 1786 trat er als Adjunct der mathematiſchen Klaſſe, 1789 als wirkliches Mitglied in die Akademie. 1799 ward er zum Aufſeher der Bibliothek und des Medaillencabinets, 1804 zum erſten Aſtronomen der Sternwarte ernannt. Mit der ruſſiſchen Geſandſchaft, die 1805 beſonders für wiſſenſchaftliche Zwecke nach China reiſte, gelangte er über Moskau, Kaſan, Tobolſk bis Kiächta. Im Jahr 1813 wurde er Mitglied des Admiralitäts-Departements und 1816 wirklicher Etatsrath.

Er ſtarb als ruſſiſch kaiſerl. Staatsrath und Ritter des Wladimir- und St. Annenordens am 22. October 1825.

Theoretiſche Aſtronomie. Petersburg, 1798. 3 Thle.
Populäre Aſtronomie. Petersburg, 1804—1812. 3 Thle. (Zuſätze von Georg, Graf v. Buquoi, Leipzig, 1812.)
Vermiſchte Schriften. Tübingen, 1823. 2 Bde.

S. verſtand es, die ſtrenge Wiſſenſchaft, der er ſein Leben geweiht, mit ſolchem Geiſte zu durchdringen, daß er ſie allgemein zugänglich zu machen wußte. Seine populäre Aſtronomie bleibt trotz ſo manchem Vortrefflichen, das die neueſte Zeit uns bot, eine der trefflichſten Leiſtungen in dieſem Fache.

Gotthilf Heinrich von Schubert,

am 26. April 1780 zu Hohenſtein, einem ſchönburgiſchen Städtchen des Königreichs Sachſen geboren, Sohn eines Pfarrers, ward in Greiz und Weimar, am letzteren Orte unter Herders herzlicher Liebe, erzogen. Seit 1800 ſtudirte er in Leipzig Theologie, doch ſchon nach einem Jahre wandte er ſich Jena und dem Studium der Medicin zu. In Altenburg Arzt und ausgedehnter ſegensreicher Wirkſamkeit uneigennützig ſich erfreuend, begann er als Schriftſteller Theilnahme zu erregen. Nach zwei Jahren zog ihn das Intereſſe für den Bergbau nach Freiberg, 1807 Kunſt und Literatur nach Dresden, wo er naturphiloſophiſche Vorleſungen hielt. Von 1809 — 1816 wirkte er als Director des neuerrichteten Realinſtituts in Nürnberg. In dem letztgenannten Jahre ging er als Prinzenerzieher an den Hof des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; eine Fügung, die mehr verhieß, als hielt. Nach drei Jahren mußte er des ihm nachtheiligen Clima's wegen dieſe ſchöne Stellung aufgeben; kehrte nach Baiern zurück und ward erſt zu Erlangen, dann zu München ordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte und königl. baier. Bergrath. Dort lebt er noch jetzt in höchſt gemüthlichem Familienkreiſe. In den letzten Jahren hat er auch den Orient beſucht, aus Sehnſucht, das gelobte Land zu ſehen. Seine bedeutendſten Schriften ſind:

Die Kirche und die Götter, Roman. Penig, 1802. 2 Thle.
Ahnungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens. Leipzig, 1806—20. 3 Thle.
Neue Unterſuchungen über die Verhältniſſe der Größe und Excentricitäten der Weltkörper. Dresden, 1808.
Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft. Dresden, 1803; 3. Aufl. 1827.
Symbolik des Traumes. Lemberg, 1814. 1821.
Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde. Leipzig, 1816.
Handbuch der Naturgeſchichte (mit G. A. Goldfuß und D. G. Nees von Eſenbeck). Nürnberg, 1816—22. 5 Bde.
Die Urwelt und die Fixſterne. Dresden, 1822.
Lehrbuch der Naturgeſchichte. Dresden, 1823. 1826; 12. Aufl. 1840.
Wanderbüchlein. Dresden, 1823.
Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und Italien. Erlangen, 1827.
Peurbach und Regiomontanus. Dresden, 1828.
Die Geſchichte der Seele. Stuttgart, 1830. 1833.
Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedr. Oberlin. München, 1832. 4. Aufl.
Reiſe in das Morgenland in den Jahren 1836 bis 1837. Erlangen, 1838 ff. 2 Bde.
Erzählungen. Erlangen, 1840. 41. 2 Bde.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Der eben ſo fromme und liebenswürdige S. (urtheilt Menzel treffend über ihn, in ſeiner deutſchen Literatur Bd. I. S. 313. 2. Aufl.) iſt ungefähr zu demſelben Reſultate gelangt (wie Eſchenmayer). Als ſelbſtſtändiger Forſcher wie Oken die Natur ordnend, hat er auf eigenthümliche Weiſe und im Gegenſatze gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufſteigen der niederen Geſchöpfe zu höheren, ſondern auch einen Rückfall von den höheren in die niederen angenommen und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo ſie ihre Geheimniſſe verbirgt, oder wo ſie krankhaft und widrig erſcheint, und nicht gerne aufgeführt wird, mit frommem Fleiß belauſcht, um ſelbſt aus der Verweſung die lichte Blume einer ſchönen Lehre hervorſcheinen zu laſſen. Dieſe Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen deſſelben hinführen, und ſeine letzten philoſophiſchen Lehren von Gott und dem All beruhen weſentlich auf der bekannten Scheidung von Geiſt, Seele, Leib, die den Hellſeherinnen gemein iſt. Nur bemüht er ſich, dieſe Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu beſtätigen ,während ſie Eſchenmayer mehr ſpeculativ erläutert. —

Fügen wir noch hinzu, daß das tiefſte Wiſſen und die reinſte Frömmigkeit und Liebe alle Schriften S's auf das Innigſte durchdringen, und daß er nie verfehlt, unſere Neigung zu gewinnen, während er unſern Geiſt lebhaft beſchäftigt und anregt, ſelbſt da, wo wir ganz andere Anſichten hegen, als er entwickelt. —

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer*).

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Heſſen. Er hatte ſehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waiſen in ſein Haus und ſeine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, ſeine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, ſo unvermögend er ſelber war, ſtimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, in den Wunſch der Lehrer ein, und ſo trat Conrad, mit dem lebendigſten Eifer, den Weg der wiſſenſchaftlichen Bildung an, welcher ganz ſeinem Verlangen entſprach. Die gewöhnlichen Schulſtudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Univerſität entlaſſen werden. Auch hier wurde der beſcheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm ſein Durchkommen auf's Möglichſte erleichterte. Aber eben dieſer freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Univerſität und folgte demſelben; Conrad ſtand wieder allein mit ſeinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und ſelbſt dieſe armen Mittel ſollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher ſich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühſam ernährt hatte, ſtarb plötzlich; ſein ſehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldſtücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei ſeinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage ſeinem Neffen geſchenkt, und ſorgfältig, mit Hinzuſchreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für dieſen aufgehoben hatte. Dieſe ganze Erbſchaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung ſeiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge ſeines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, ſondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war ſogar Willens, jene kleine Sparkaſſe den Kindern ſeines Onkels dazulaſſen; der Vormund derſelben aber rieth ihm, er ſolle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel ſei, einſt ein Amt beſchere, das ihm ſein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinſen an die Hinterbliebenen ſeines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Univerſität zurück. Er verdoppelte ſeinen Fleiß, während er zugleich ſeine ſchon vorhin ſehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunterſetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von ſeinem ſorgſamen Oheim erſparte

---

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Summe, noch das Einzige ſei, das ihn zur Fortſetzung ſeines Studirens geblieben war. Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt; der Winter meldete ſich an mit einzelnem Schneegeſtöber; der arme Conrad wagte es nicht von ſeinem wenigen Gelde ſich Holz zu kaufen, welches in jener Univerſitätsſtadt in ziemlich hohem Preiſe ſteht; da erbarmte ſich ſeiner ſein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den ſein Geſchäft, als Schmied, faſt den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkſtätte aufhielt, indem er ihn einlud, in ſeiner wohldurchheizten Stube ſo viel zu leſen und zu ſchreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unſer Conrad viel gearbeitet und wenig gegeſſen hatte, denn ſeine tägliche Nahrung, ſeit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von ſeinem Hauswirth zum Mittagseſſen eingeladen wurde, faſt nichts anderes geweſen als Kartoffeln, Brod und Obſt. Bei all' ſeiner Sparſamkeit ſahe er ſein ererbtes Geld faſt ſchon zur Hälfte aufgegangen; ſollte er jetzt einige Kleidungsſtücke, vornämlich Stiefeln ſich kaufen, deren er nöthig bedurfte, ſo blieb ihm kaum noch für die nächſten Monate das Unentbehrlichſte übrig. Und ſeine Univerſitätsſtudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorleſungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch ſein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern geſegnet, mit andren äußren Glücksgütern aber nur wenig verſehen hatte. Von dieſem war Conrad ſchon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Univerſitätsſtadt bezog, eingeladen worden: er ſolle ihn doch einmal während der Ferien beſuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlaſſenen, ſo wohl that, beſchloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäſche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; ſchon am nächſten Tage gegen Abend traf er bei ſeinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei ſich aufnahm.

„Warum," ſo fragte der alte Freund ſeines väterlichen Hauſes eines Tages Conrad, „warum entſchließen Sie ſich nicht zu einer Reiſe nach Holland? Sie wiſſen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Heſſe war, in Amſterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres ſeligen Vaters Munde, daß dort noch ſehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von dieſen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in dieſen Tagen mit wenig Koſten, ja vielleicht ganz umſonſt, auf einem Rheinſchiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, deſſen Schiffer mir wohl bekannt iſt."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn ſelber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, ſprach dort mit dem Schiffer, verſorgte den jungen Reiſenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und ſelbſt mit etwas Geld und wünſchte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu ſeiner Reiſe.

Das ſchwer beladene Kornſchiff machte freilich keine großen Tagreiſen, doch ließen das ſchöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unſerm Conrad die Zeit nicht lange werden, welche dieſer auch noch überdies zum Leſen und zum Schreiben auf dem langſam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabſchiedete ſich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu dieſen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches ſchon am nächſten Tage nach Amſterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit ſich ſelber und ſeinen Geſchäften ſo viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutſch verſtand, hatte er nach einem anſtändigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinſchaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächſten Straßen, ein Gaſthaus an, das zwar nicht zu den vornehmſten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier ſetzte ſich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachteſſen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünſcht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war ſo reinlich und ſo bequem, wie er ſeit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling ſchlief hinter ſeinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war ſehr beſchämt, da er merkte wie ſpät es ſei; zu der Beſchämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach ſeiner Rechnung fragte und eine ſolche vernahm, durch welche der Reſt ſeines Reiſegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm koſtete, ſehr abgenommen hatte, faſt ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er ſein kleines Reiſebündel und den Wanderſtab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer ſein Rathgeber und Führer war, hatte er ſich nach den noch in Amſterdam lebenden Verwandten ſeiner ſeligen Mutter erkundigt und erfahren, daß ſein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder ſeiner Mutter, zwar längſt geſtorben, daß aber ſein Sohn am Leben und ein ſehr vermöglicher Kaufmann ſei, welcher noch überdies eine deutſche Gemahlin und faſt lauter deutſche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung ſeines Verwandten hatte er ſich genau beſtimmen laſſen. Er fragte jetzt einen müſſig an der Straße ſtehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hauſe; dieſer führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine ſehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ ſich auch ſchlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus ſeines Verwandten ein. Du kommſt ja hier nicht nur zu nahen Vettern, ſondern überdies zu deutſchen Landsleuten, ſo ſprach er ſich ſelber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauſes. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre ſtill geſtanden hatte, fragte man endlich nach ſeinem Begehren. Er ließ ſich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte dieſem ſeinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schickſal ſeiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, ſchrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was iſt denn Euer Begehren?" — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da ſprach einer der jüngern Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutſchen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberſtücken und wollte ſie dem Conrad reichen, dieſer aber, tief bewegt, verbeugte ſich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geſchäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortſchrieben.

Als er wieder allein war, ließ er ſeinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag ſchon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde heute ſich ſättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreiſe nach Deutſchland beſtreiten ſolle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur ſchnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager ſuchen. In dem unüberſehlichen Gewirre der Gaſſen, Kanäle und Häuſer der Stadt, wie der Vorſtadt, und in der Sorge, etwa wieder einen ſo theuern Wegweiſer zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb ſich verirrt, an einer von ſeinem eigentlichen Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die ſich reichlich geſättigt hatten an dem Tiſch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautſchreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad ſeine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter verſorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlaſſen noch verſäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod beſcheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er ſo am Strande hingeht, ſieht er, daß die immer höher anſchwellende Fluth eine Flaſche herbeiſchwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorſchimmert. Jetzt iſt ſie ſchon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günſtigen Stelle, wo er leichter ſich ihr nähern kann, hält ſie mit ſeinem Wanderſtabe feſt und iſt zuletzt ſo glücklich, ſie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flaſche ein Papier, deſſen Addreſſe ſich durch das Glas deutlich leſen läſſet, in ſich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und verſiegelt iſt. In gedankenloſer Neugier will er ſie am Boden zerſchlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich ausſehender Mann zuerſt Holländiſch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutſch verſteht, auf Deutſch an und räth ihm, nachdem er die Addreſſe auf dem inliegenden Papier geleſen: er ſolle die Flaſche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuſchrift gerichtet war, denn auf dieſe Weiſe geben zuweilen Seeleute, wenn ſie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor ſich ſehen, noch eine letzte wichtige Nachricht;

und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, ſei verpflichtet, wenn er eine ſolche Briefflaſche finde, dieſe dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufſchrift laute.

Nach einigem Bedenken entſchließt ſich Conrad, ſeinen ſeltſamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen ſei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müſſe.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und deſſen Lage von dem Fremden ihm genau beſchrieben war, endlich gefunden hatte, war es ſchon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warſt du bei deutſch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich ſo verächtlich, wie wird es dir erſt hier bei den ganz Fremden ergehen,“ ſo denkt er bei ſich ſelber. Doch ſagt er einem der Bedienten die Abſicht ſeines Kommens. Man führt ihn ſogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Beſitzer des Hauſes, nimmt die Flaſche in Empfang, heißt Conrad niederſitzen, und öffnet dann die Flaſche. Nachdem er die Inlage geleſen, ſagt er in ziemlich geläufigem Deutſch: Gott Lob, daß wir indeß neue und beſſere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flaſche in's Meer ſenkte, im Kanal in großer Gefahr ſchwebte, hat ſich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch ſoll Ihre Mühe nicht umſonſt geweſen ſein.

Mit dieſen Worten nahm der alte Herr einige Goldſtücke und reichte ſie dem Jüngling, der ſie dankend empfing und ehrerbietig grüßend ſich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach ſeinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, ſagte der Jüngling, und bin aus Heſſen.

Wie? fragte der alte Herr, iſt Ihr Vater nicht Prediger in * * ?

Mein Vater war allerdings an dieſem Orte Prediger, aber er ſtarb ſchon vor faſt 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch ſie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wiſchte ſich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig ſchüttelte und ſagte: Ich heiße Sie in meinem Hauſe willkommen. Ihr ſeliger Vater hat mich einſt 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in ſeinem Hauſe wie einen Bruder beherbergt; ſeiner und Ihrer ſeligen Mutter treuen Pflege danke ich nächſt Gott mein Leben, ja, was noch mehr iſt, ich danke dem geſegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, beſſeres Leben in meiner Seele, welches ſeitdem nicht ohne Frucht geblieben iſt; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir ſelber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in dieſem Hauſe, deſſen Beſitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geſchäft an, und Gott hat mich reichlich geſegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hauſe des edlen Holländers ſo einheimiſch, als ſei er von Kindheit an da bekannt geweſen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreiſe. Wie erſtaunte er ſo freudig, als er am Tage vor ſeiner Abreiſe auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäſche, auf ſein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweiſung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbeſtimmte Zeit, von einem Handelshauſe in Kaſſel jedes Vierteljahr 200 holländiſche Gulden ausgezahlt werden ſollten. Tief gerührt ſchied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er dieſen ſahe. Denn nachdem er in Göttingen ſeine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine beſonders günſtige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre ſegensreich wirkte. Er hatte es, bald nach ſeiner Anſtellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter ſeines Wohlthäters anzuhalten und erhielt dieſe. Das ſchöne, große Haus, das Conrad Balding in Amſterdam bewohnte, und in welchem ſo mancher deutſche Landsmann gaſtfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geſchichte ſeines Beſitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer.“ Auch den Kindern ſeines treuen Pflegvaters und Oheims in Heſſen hatte Herr Balding das mit reichen Zinſen wieder erſtattet, was ihr Vater in ſeiner Armuth auf ihn gewendet hatte; ſie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensſpruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, ſein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und ſein ausreichendes tägliches Brod in Frieden eſſen konnte.

Johanne Juliane Schubert,

am 25. November 1776 zu Würgsdorf in Schleſien geboren, Tochter des armen Webers May, beſuchte, ein einfaches Kind der Natur, nur die Schule ihres Dorfs und heirathete 1794 den Weber Ehrenfried Schubert daſelbſt. Der Pfarrer Dobermann machte auf ihre Gedichte aufmerkſam.

Gedichte der Webersfrau J. J. Schubert. Reichenbach, 1811. 2. Aufl.

Meine Reiſe nach Breslau, Beuthen und Neumark. Breslau, 1812.

Innigkeit der Empfindung, lebendige Anſchauung und große Beſcheidenheit zeichnen die Lieder dieſer Naturdichterin vor vielen ähnlichen Leiſtungen ſehr günſtig aus.

Karl Aemil Schubert,

am 15. Januar 1741 zu Neuwied geboren, lebte als Stadtſecretär, ſeit 1787 aber als Stadtgerichts- und Waiſenamtsaſſeſſor zu Breslau. Er erhielt 1798 den Charakter eines Pupillenraths und wurde 1802 als Rathmann in den Magiſtrat derſelben Stadt gewählt, in der er am 29. Januar 1803 ſtarb.

Breslauiſche Dramaturgie. Berlin, 1772.

Blumenſträußchen für meine Freundinnen. Berlin, 1775.

Zemire und Azor, Oper nach Marmontel. Berlin, 1775.

Andromeda, Monodrama. Berlin, 1776.

Schauſpiele mit Geſang. Berlin, 1776.

Gedichte im götting. und voſſ. Muſenalmanach.

Seine Singſpiele zeugen von Talent und Gewandtheit in der Behandlung der Form, ohne jedoch eben ſo wenig wie ſeine Gedichte Anſprüche auf Meiſterſchaft zu geſtatten.

Jonathan Schuderoff

iſt zu Altenburg am 24. October 1766 geboren. Er ſtudirte zu Jena und ward 1790 Pfarrer zu Drackendorf, einem benachbarten Dorfe. Schon damals begann er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1798 ward er Diakonus, 1805 Archidiakonus zu Altenburg, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg. Schon früher zum Doctor der Theologie creirt, wurde er 1824 Conſiſtorialrath und zog ſich 1836 mit dem Titel eines geheimen Conſiſtorialraths in den ehrenvollſten Ruheſtand zurück, nach einem höchſt thatenreichen, für proteſtantiſche Gedankenfreiheit unermüdlich wirkſamen Leben, in dem er oft ganz allein die Intereſſen der liberaleren Theologie gegen die Schwärmerei verfocht, zurück. Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Briefe über die moraliſche Erziehung in Hinſicht auf die neueſte Philoſophie. Leipz., 1792.
Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes. Jena, 1798.
Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge. Braunſchweig, 1796.
Verſuch einer Kritik der Homiletik. Braunſchw., 1797.
Moraliſch religiöſe Reden über bibliſche Texte. Halle, 1794.
Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre. Jena, 1799—1801. 2 Bde.
Predigten. Münſter, 1807.
Predigten über die Evangelien der Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres. Altenburg, 1809. 2 Bde.
Communionbuch für gebildete Chriſten aus allen Ständen. Altenburg; 1802, 2. Aufl. 1816.
Ueber Kirchenzucht, mit beſonderer Hinſicht auf die proteſtant. Kirche. Altenburg, 1809.
Anſichten und Wünſche, betreffend das proteſtantiſche Kirchenweſen und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit. Leipzig, 1814.
Briefe über das proteſtantiſche Kirchenweſen. Leipzig, 1815.
Grundzüge zur evangeliſchen Kirchenverfaſſung und zum evangeliſchen Kirchenrechte. Leipzig, 1817.
Ueber die Conſiſtorialverfaſſung. Leipzig, 1831.
Nebenſtunden. Ronneburg, 1823—25. 2 Bde.
Predigter in der neueſten Zeit. Leipzig, 1810.
Einige Predigten. Leipzig, 1814.
Altarreden. Ronneburg, 1819.
Predigten über die Evangelien. Neuſtadt, 1829.
Gelegenheitspredigten. Altenburg, 1820.
Sammlung einiger Kanzel- und Altarreden. Neuſtadt, 1826.
Die Märtyrer der Liebe, von J. S. Berlin, 1805.
Richard und Auguſte, ein Roman in Briefen (anonym). Schneeberg, 1806.
Badebeluſtigungen. Tübingen, 1810.
Einzelne Predigten. Abhandlungen in gelehrten Zeitſchriften u. ſ. w.

Unermüdliches Streben für Licht und Wahrheit, tiefe Innigkeit des Gefühls, entſprungen aus begeiſterter aber klarer Frömmigkeit, Popularität und Deutlichkeit, reiches Wiſſen und ein vortrefflicher, edler und doch allgemein verſtändlicher Styl zeichnen die ſämmtlichen Schriften dieſes echten Dieners des chriſtlichen Glaubens, namentlich aber ſeine Predigten und anderen Kanzelreden auf eine glänzende Weiſe aus.

Johann Adolf von Schultes

wurde am 29. October 1744 zu Reinhardsbrunn bei Gotha geboren; nachdem er lange Jahre als Hofrath und Amtmann zu Themar gelebt hatte, ward er Archiv-, 1804 wirklicher Regierungsrath, und 1808 als herzoglicher Landesregierungs-Director nach Coburg berufen, wo er, in dieſer Würde um das Ländchen hochverdient, am 29. Mai 1821 verſchied.

Diplomatiſche Geſchichte des Hauſes Henneberg. Leipzig, 1788. 90. 2 Thle.
Diplomatiſche Beiträge zur fränkiſchen und ſächſiſchen Geſchichte Baierns, 1792.
Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Grafſchaft Henneberg. Hildburghauſen, 1794—1815. 2 Bde.
Hiſtoriſche Schriften. Hildburghauſen, 1798. 1801. 2 Thle.
Coburgiſche Landesgeſchichte des Mittelalters. Coburg, 1818.
Sachſencoburg-ſaalfeldſche Landesgeſchichte ſeit 1425. Coburg, 1818—21. 2 Thle.

S. hiſtoriſche Arbeiten erfreuen ſich gründlicher Forſchung und reichen Wiſſens, aber ſeine Darſtellungsweiſe ſteht weit hinter dieſen Eigenſchaften zurück und verräth nur zu häufig Geſchmackloſigkeit und Mangel an Kraft und Gewandtheit.

Johann Schultz

ward am 11. Juni 1739 zu Mühlhauſen in Preußen geboren, ſtudirte Theologie und lebte als königl. preußiſcher zweiter Hofprediger und ordentlicher Profeſſor der Mathematik zu Königsberg, wo er am 27. Juni 1805 ſtarb.

Sendſchreiben von der Würde des Schulamts. Königsberg, 1759.
Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1785.
Prüfung der Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1789. 92. 2 Thle.

Ein Verehrer der Philoſophie Kant's trug S. durch ſeine Schriften über die Kritik der reinen Vernunft, welche ſich durch Klarheit und Feſtigkeit auszeichnen, nach beſten Kräften zu der Verbreitung derſelben bei.

Joachim Chriſtoph Friedrich Schulz

ward zu Magdeburg im Jahre 1762 geboren, ſtudirte nach einer despotiſchen häuslichen Erziehung in gleich kümmerlicher Lage zu Halle, bis er ſich 1780 entſchloß, die dresdener Bühne zu betreten. Auf den Brettern unglücklich, fing er an ſich durch Schriftſtellerei bekannt zu machen und lebte ohne Amt längere Zeit zu Wien und Berlin. Weimar nahm ihn endlich mit großer Freundlichkeit auf. 1789 ging er nach Paris und kehrte 1790 nach Berlin zurück, mit reichem Stoff für ſeine bald erſcheinenden Werke über die Revolution und Paris ausgerüſtet. Er erhielt nun von Weimar das Hofrathsdiplom und zu gleicher Zeit einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte an das akademiſche Gymnaſium zu Mitau. Als ſolcher zeichnete er ſich ſelbſt in diplomatiſchen Aufträgen aus, als er 1791 auf dem Reichstage zu Warſchau den Bürgerſtand von Kurland vertreten mußte. Im Jahre 1793 bereiſte er Italien und lebte ſeit 1794 abwechſelnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar. 1795 ward er nach Mitau zurückberufen. Er verfiel jedoch bald darauf in Wahnſinn, in welchem er im October 1798 daſelbſt ſtarb. Vor ſeinen Werken nannte er ſich allein Friedrich Schulz.

Seine bedeutendſten Schriften ſind:

- **Karl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld.** Leipzig, 1781.
- **Ferdinand von Löwenhain.** Leipzig, 1781. 2 Thle.
- **Fritz.** Altenburg, 1783. 2 Thle.
- **Moritz.** Leipzig, 1785.
- **Gradſinn und Aufrichtigkeit.** Wien, 1788.
- **Der Wittwer zweier Frauen.** Berlin, 1788.
- **Der Wüſtling.** Berlin, 1788.
- **Albertine.** Berlin, 1788. 89. 5 Thle.
- **Kleine proſaiſche Schriften.** Wien, 1788. 5 Thle.
- **Kleine Romane.** Leipzig, 1788. 5 Thle.
- **Zaide.** Berlin, 1789.
- **Leopoldine.** Leipzig, 1791. 2 Thle.
- **Martinuzzi.** Berlin, 1790.
- **Die Prinzeſſin von Kleves.** Berlin, 1790.
- **William.** Berlin, 1791.
- **Joſephe.** Wien, 1791.
- **Grigri.** Wien, 1795.
- **Reiſe eines Liefländers.** Berlin, 1795 — 97. 7 Hfte.

Hiſtoriſche Schriften:

- **Geſchichte der großen Revolution in Frankreich.** Berlin, 1790.
- **Paris und die Pariſer.** Berlin, 1790. 1. Bd.

S's Romane wurden zur Zeit ihres Erſcheinens außerordentlich gern geleſen, da ſie ſich, obwohl im weiteren Sinne Nachahmungen franzöſiſcher Vorbilder und ſelbſt franzöſiſcher Frivolität, durch einen trefflichen Styl, große Lebendigkeit, reichen Witz und gut erfundene Situationen auszeichneten.

Ernſt Conrad Friedrich Schulze

ward am 22. März 1789 zu Celle geboren und entwickelte früh poetiſches Talent. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren; allein er vertauſchte ſie bald mit dem Studium der Alten und der ſchönen Wiſſenſchaften. Die Liebe zu Cäcilien, ſeiner Gefeierten, gab ihm die höchſte poetiſche Weihe und, als ſie in hoffnungsloſem Leiden vor ſeinen Augen dahingewelkt war, ſchnellen Tod. Er hatte den philoſophiſchen Doctortitel erlangt und in Göttingen als Privatdocent die academiſche Laufbahn angetreten, da entſchloß er ſich 1814 als Freiwilliger am Rettungskriege Theil zu nehmen. Das Lagerleben ſchien ſeine wankende Geſundheit geſtärkt zu haben, aber den Anblick von Göttingen konnte der Heimkehrende doch nicht mehr ertragen. Nach einer Fußreiſe am Rhein- und Maingebiet im Herbſt 1816, kehrte er ſehr entkräftet nach Celle zurück, wo er am 26. Juni 1817 ſtarb, nachdem die Frucht dieſer Wanderung, „die bezauberte Roſe“ von der „Urania“ mit dem erſten Preiſe gekrönt worden war.

- **Gedichte.** Göttingen, 1813; N. A. Leipzig, 1820.
- **Pſyche,** ein griechiſches Mährchen. Göttingen, 1819.
- **Cäcilie,** ein romantiſches Gedicht. Göttingen, 1818. 2 Thle; N. A. 1822.
- **Die bezauberte Roſe,** romantiſches Gedicht. Göttingen, 1818; N. A. 1823.
- **Sämmtliche poetiſche Werke,** herausgegeben von **Friedrich Bouterweck.** Leipzig, 1818—20. 4 Thle.

S. iſt häufig und namentlich früher überſchätzt worden; er beſitzt mehr Talent als Genie, mehr Gewandtheit in der Form als Urſprünglichkeit in der Erfindung. Dagegen iſt aber nicht zu läugnen, daß er in der Nachbildung fremder Muſter im allgemeineren Sinne und in der anmuthiger, klangreicher, äußerer Geſtaltung Außerordentliches geleiſtet habe. In ſeiner romantiſchen Epopöe Cäcilie treten daher ſeine Mängel wie ſeine Fähigkeiten am Entſchiedenſten hervor; an Wohllaut, Fülle und Anmuth der Diction wird dieſes Werk nicht leicht übertroffen. Dagegen leidet es an unſicherer Characterzeichnung, vorherrſchender Subjectivität, Ueberhäufung des Wunderbaren, Affectation, Geſuchtheit und Weichlichkeit. Seine „bezauberte Roſe“ iſt gedrängter und beſſer durchgeführt, ſteht aber an Bedeutung doch der Cäcilie nach. Am glücklichſten iſt S. unbeſtritten in ſeinen Elegieen, die voll zarter Empfindungen und anmuthiger Darſtellung, obwohl gleichfalls Nachahmungen berühmter Vorbilder, einen ſehr wohlthuenden Eindruck machen.

Elegieen von Ernſt Schulze.

(Geſchrieben vor dem Jahre 1813.)

I.

Schatten der alternden Zeit, o ſteigt aus dem Grabe noch einmal
Freundlich empor, o naht, dämmernde Bilder der Luſt,
Roſig und leicht, wie ihr einſt mich geküßt, da der flüchtigen Thorheit
Raſches Geſpann durch der Welt fröhlichen Taumel mich trug!
Damals lenktet mit irrender Hand ihr den luftigen Wagen,
Ueber der Laune Gebot herrſchte kein andres Geſetz;
Stolz auf den Zögernden lacht' ich hinab, der bedächtig am Kreuzweg
Stand und durch prüfenden Rath kürzer ſich ſchuf den Genuß.
Herzlos nannte wohl mancher mich dann und zürnte des Leichtſinns
Ueppigem Hauch, der empor über die Wolken mich hob,
Doch nie holte den leichten Entſchluß der gewichtige Rath ein;
Flammt doch, eh' des Gewölks Donner euch warnte, der Blitz.
Glänzend umgab mich die Welt, und es wechſelte bunt die Erſcheinung,
Und ein heitres Geſchick reihete Feſt mir an Feſt;
Willig empfing den beſtändigen Gaſt die phantaſtiſche Freude,
Weich im Schooße des Glücks lag der verzogene Sohn;
Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Feſt an die feurige Bruſt drückt' ich das glühende Sein,
Küßte die ſcheidende Luſt, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebteſten Braut ward die Minute mir ſtets;
Was ich am Morgen geliebt, das verließ ich am dämmernden Abend,
Treulos wurde, was mich liebte, ſchon früher mir oft;
Aber begegneten einſt ſich auf wechſelndem Pfad die Getrennten,
Schmerzlos reichten ſie dann freundlich einander die Hand,
Jeglicher wähnte, ſo lange der Traum ihn umgaukelte, treu ſich,
Jeglicher fragte: was frommt Treue, wenn Liebe verſchwand?
Oft auch wandelte ſchnell ſich der Sinn, aus des Glückes Erinnerung,
Süß oft täuſcht ſich das Herz, blühte von neuem das Glück.
Doch längſt ſchwand ſie, die fröhliche Zeit, und der flatternde Geiſt ſtrebt
Fruchtlos unter der Pflicht eiſernen Banden empor:
Was mir mit Blumen die Feſſeln umwand, hin welket es hilflos:
Ach, um die Schönheit hüllt finſtre Gewölke der Tod!
Liebe rief mich herab von dem luftigen Pfad, und Verzweiflung
Winkt mich zurück; doch dem Geiſt wurden die Schwingen gekürzt.
Dankbar weiht' ich ſie einſt den errettenden Göttern und wähnte
Nicht, daß vom friedlichen Heerd wider mich riſſe der Sturm.
Doch oft greift mit der eiſernen Hand in die Harfe des Lebens,
Wenn ſie am zarteſten klang, gellend das düſtre Geſchick.
Ruhend ſchauen die Götter hinab, und der Kampf mit dem Schickſal
Reizt, wie ein tragiſches Spiel wechſelnd, die müßige Schaar.
Aber verzweifelnd ſtürzt ſich der Menſch in des lärmenden Poſſen-
Spieles Tumult, und der Schmerz ſtirbt, und es ſtirbt das Gefühl.

II.

Nahe dich mir, Elegie, leichthüpfende Grazientochter,
Freundin zarten Gefühls, nahe dich mir, Elegie.
Nicht vom düſteren Schleier verhüllt, den herriſch der Volkswahn
Einſt um die Stirn dir wob, mit geröthetem Blick!
Kummer entnervt das Gefühl, und feind den verzagenden Thränen
Schwinden die Muſen, umſonſt weinet im Pontus Ovid.
Nein, ein flüchtiges Kind erſcheine mir, ſchlank und gelenkſam;
Tanzend ſchwebe dein Fuß über die Blumen der Flur;
Scherzend necke die Hand mit duftendem Blüthengeſtöber
Amorn, welcher erzürnt mit dem Geſchoſſe dir droht!
Lächelnd folg' Idalia dir, doch wind' um der Göttin
Ueppigen Reiz das Gewand züchtiger Grazie ſich!
Singe von Luſt und Liebe mir vor, doch nimmer verfolge
Reue die Luſt, nie ſei Kummer der Liebe Genoß!
Spiele geziemen dir nur, nicht Leidenſchaften: behutſam
Nahe dem Kelch, ſonſt ſinkt welkend die Blume dahin.
Weinſt du, ſo weine nur Thränen der Liſt, wie die ſchlaue Kokette.
Und die Verzweiflung ſelbſt ſchmücke der Hoffnung Gewand!
Thränen erweichen den menſchlichen Sinn und Thränen den Orkus.
Waffne mit Thränen dich nur, magiſch beſiegſt du die Welt.
Luſt iſt der Sterblichen Wunſch und Luſt das Leben der Götter,
Hauche nur Luſt und ſchnell öffnet ſich jegliches Herz.
Jeglichem locke mit ſchmeichelnder Kunſt und Jedem gefalle!
Schilt die Menge dich auch buhleriſch, gilt ihr Geſetz?
Richten mag ſie, was nach dem Gebrauch, was nützlich und recht ſei,
Aber das Schöne begreift einzig das ſchöne Gemüth.
Ha, du nahſt! Ich fühle das Weh'n ambroſiſcher Düfte;
Amor, rufe den Lenz, baue mir Lauben im Hain!
Folge mir nach und wohne bei mir, du Holde! Melodiſch
Tönt mir die Laute; wohlan, hauche mir Lieder in's Herz!

III.

Als ich im mondlichen Glanz, umwölbt von Blüthengebüſchen,
Jüngſt im Kahne mit dir hüpfende Wellen durchſchwamm,
Als du ſo innig und warm an des Liebenden Seite dich ſchmiegteſt,
Und dem roſigen Mund Liebesgeliſpel entfloß,
Ach, da pochte mein glühendes Herz voll kühnen Verlangens,
Ueppiger hauchte der Weſt heißeres Sehnen mir zu,
Heilig gelobt' ich es, Reizende, dir, dich einzig zu lieben,
Und ein freundlicher Kuß lohnte den zärtlichen Schwur.
Tag' entſchwanden, es ſchwanden dahin unendliche Monden,
Und ich erblickte dich nicht, weilte verlaſſen und fern,
Todt erſchien mir die Welt und hart die gewohnten Geſchäfte;
Denn den romantiſchen Sinn beugte die ernſtere Pflicht.
Fruchtlos harrt' ich auf Kunde von dir, kein freundliches Briefchen
Und kein tröſtender Gruß letzte das ſchmachtende Herz.
Deiner gedacht' ich im Wachen und Schlaf, und lächelnd, wohin ich
Irrte, durch Wieſen und Hain folgte dem Träumer dein Bild;
Jegliche zarte Geſtalt, die des Zufalls Gunſt mir erſpäh'n ließ,
Wandelt' in deine Geſtalt ſchnell dem Verlangenden ſich.
Du vereineſt ja doch, was nur einzeln Alle beſitzen,
Und dein Bild, es erſcheint ſtets mit dem Schönen zugleich.
Mußt' ich ſie alle nicht lieben, um dich nur einzig zu lieben?
Fühl' ich wohl deinen Kuß, wenn ich nicht alle geküßt?
Was ich zu ihnen auch zärtliches ſprach, ich ſprach es zu dir nur;
Und doch zürneſt du mir, daß ich die Treue verletzt?
Iſt nicht Amor ein Kind, das ſtets mit regem Verlangen
Neue Geſpielen erwählt, wenn ihm die alten entflohn?
Jenen umflattert er nur, der hold und freundlich ihm liebkoſt;
Wer zu naſchen ihm giebt, iſt ihm der zärtlichſte Freund.
Soll ich mit ewiger Treu' in deine Feſſeln mich ſchmiegen,
O dann flüſtere ſtets Worte der Liebe mir zu,
Laß mich nimmer entfliehn aus dem magiſchen Kreis der Umarmung,
Und ein unendlicher Kuß binde den flüchtigen Geiſt!

IV.

Höre mich an! Still weil' ich im froſtigen Hauch des Octobers,
Liebchen, vor deinem Gemach, öffne mir freundlich das Haus!
Liebchen, o hörſt du mich nicht? Umſonſt, ſchon liegſt du entſchlummert,
Und ein gaukelnder Traum küſſet dir friedlich die Stirn.
O der glückliche Traum! Er darf dich ſicher umflattern,
Und die entfeſſelte Bruſt gönnt ihm das lüſterne Spiel:
Dankbar ſchenkt er dafür dir die zarteſten ſeiner Gebilde.
Ich auch, wenn mir ein Gott lächelte, nahte dir jetzt.
Schmeichelnd ſprichſt du es aus, was ſo oft auf der Wange die Schaam mir
Kündete, was in der Bruſt ſchüchtern die Schaam mir verſchwieg.
Aber entflieh, zu reizender Wahn! ſchweig, täuſchende Hoffnung!
Zeigte ſie geſtern nicht noch, daß ſie mich nimmer geliebt?
Leiſe betrat und leicht ſie des Gartens falbe Gebüſche,
Nahete ſtill, und es ſchlug laut mir im Buſen das Herz;
Ach, da ſtahl ſich ein Andrer hinzu, und, wehe, ſie grüßt' ihn
Freundlich und ſchmiegte ſich ſchnell an den gebotenen Arm.
Einig wallten ſie nun, verſenkt in leiſes Geflüſter;
Doch mir kochte die Bruſt heißer im ſiedenden Zorn.
Ha, ich ſah es zu gut, Verrätherin, wie er die Hand dir
Drückt' und den koſenden Mund traulich zum Ohre dir bog.
Geh' nur, ich liebe dich nicht, ich glaub', ich liebte dich nimmer.
Stets noch fand ich dich falſch, wenn du am zärtlichſten ſchienſt,
Mich nur wollteſt du feſſeln und nicht dich ſelber, nur Herrſchſucht
Leitete dich, des Gefühls ſpottete liſtig die Kunſt.
Hätte dich weniger doch die Natur holdſelig gebildet,
Hätte ſie minderen Reiz doch in den ſtrahlenden Blick,
Mindere Zaubergewalt in das ſchmeichelnde Wort der Bethörung,
Mindere Grazie doch dir in die Seele gelegt! —
Oeffne die Thüre mir nur, ſchnell iſt dir Alles verziehen;
Sündigen darfſt du ſo oft, als du zu küſſen vermagſt.

V.

Liebchen, du ſchwebſt jetzt fröhlich dahin im glänzenden Saale,
Leicht im flüchtigen Tanz regſt du den zierlichen Leib,
Höheres Roth durchrieſelt die Wang', und es hebt der Begeiſterung
Ueppiger Rauſch hoch aufwogend die glühende Bruſt.
Doch dein Freund, fern trauert er jetzt im ſtillen Gemache,
Wild um den brütenden Geiſt tobt ihm der Sorgen Gewühl.
Ach, wohl denkſt du nicht mehr des Liebenden, welcher von dir nur
Lernte die Luſt, von dir, Einziggeliebte, den Schmerz;
Längſt wohl ſchwand im bethörenden Rauſch des frohen Getümmels
Sein hindämmerndes Bild ganz aus der Seele dir fort.
Amor ſpannet ſo gern im Tanz die verſtohlenen Netze.
Reichliche Beute belohnt immer den liſtigen Gott.
Lieblich biſt du, wie nimmer ein anderes Mädchen der Erde,
Wer dir nahete, bleibt gern in der Feſſel zurück;
Doch du biſt flüchtig und leicht, wie die hüpfende Woge des Meeres,
Neues allein nur reizt immer den gaukelnden Sinn;
Wie mit Bällen das Kind, ſo ſpielſt du mit Herzen, gelobſt gern
Jeglichem, doch kein Gott, wähnſt du, beſtrafe den Trug.
Oft ſchon nannt' ich dich falſch, und auf ewig wollt' ich dich meiden,
Aber die zögernde Flucht brachte mir neue Gefahr:
Eiferſüchtig ſchalteſt du mich mit Lachen und thöricht,
Und ein glühender Kuß machte von Sünden dich rein.
Ach, jetzt windet ein Anderer wohl, aufwallend in Sehnſucht,
Rings um den zierlichen Leib leiſe den zitternden Arm,
Liſpelt mit koſendem Flüſtern im Sturm des wogenden Tanzes
Manches verſtohlene Wort liebeverlangend zu dir.
Hör' ihn nicht, er betrügt dich nur, falſch iſt der Verräther;
Ach, ſein flatternder Sinn gleichet dem deinen, entflieh!
Reicht er nicht jetzt dir die Hand? O hinweg mit ihr, ſie iſt giftig,
Und Baſiliskengewalt wohnt ihm im ſchmeichelnden Blick.
O, verhüllte dich doch ein undurchdringlicher Schleier,
Könnte nur ich allein ſicher die Reizende ſehn,
Wär' es doch mir allein nur vergönnt, an der Bruſt dir zu ruhen,
Dürfte nur ich allein küſſen den roſigen Mund!
Aber ich ſelber erſchuf mir die quälende Sorg' in dem Herzen,
Und mein eignes Vergehn raubte mir heute die Ruh.
Wehe, warum auch zürnet' ich gleich, als den erſten der Tänze
Du mir geweigert, warum ſchwur ich zu meiden das Feſt?
Trage nun ſelbſt, o Thor, des eiſernen Sinnes Beſtrafung!
Wenn ſie dich morgen nicht küßt, denke, du haſt es verdient!

VI.

Liebchen, wie haſt du geruht nach der Luſt des rauſchenden Tanzes?
Iſt dir das Köpfchen nicht noch ſchwer von dem wüſten Gelärm?
Tobte nicht lang' in der Nacht der Muſik nachtönender Aufruhr
Disharmoniſch und wild rings dir um's hüpfende Bett?
Oder belaſtete nicht dir die Bruſt, als quälender Nachgeiſt,
Welcher die Schwärmer der Nacht ängſtet, ein feindlicher Alp?
Aber verzeih, holdſeliges Weib, dem tückiſchen Spötter!
Gern an fremdem Genuß rächt man den eigenen Schmerz.

Nein, ein reizender Traum umgaukelte ſicher die Stirn dir,
Führt in ein Feengefild deinen entfeſſelten Geiſt,
Kränzte dein Haupt mit den Blüthen des Mais und wiegte behende
Auf hellblauem Gewölk über die Erde dich hin.
Früh ſchon ſitzeſt du dort mir gegenüber am Fenſter;
Zwar iſt ſchmachtend dein Blick, aber doch heiter und mild,
Sinnend lehnſt auf die zierliche Hand du das lockige Köpfchen!
Zählſt du, Schelmin, vielleicht deine Gefangenen nach,
Die du bei'm fröhlichen Feſt mit dem ſiegenden Zauber der Blicke
Und mit des Geiſtes Gewalt dir in die Netze geſcheucht?
Ach, ich war dir ein Thor, dem frevelnden Wahne zu folgen,
Welcher die Ruhe der Nacht, welcher die Träume mir nahm.
Untreu wähnet' ich dich, und ich zürnt' aufgrollend dem Herzen,
Daß es aus deiner Gewalt nimmer zu fliehen vermag.
Unglückſeliger, konnteſt du ſo dem eigenen Glücke
Gram ſein? konnteſt du ſo wünſchen den eigenen Tod?
Stets war grauendes Dunkel der Freund tiefbrütenden Trübſinns,
Auf dem Gewölke der Nacht wiegte die Trauer ſich ſtets;
Doch der erglühende Tag verbannt die Verhaßte zum Orkus,
Uud Aurorens Geſpann leitet ein fröhlicher Geiſt.
Doch nicht blos die Natur, auch du gebieteſt der Dämm'rung,
Und ätheriſches Licht folget dir, Zauberin, gern.
Bin ich dir fern, iſt ſchwarz mir die Sonn' und dunkel der Erdkreis,
Doch dein lächelnder Blick füllet mit Strahlen die Nacht.
Aber du winkſt mir, du lächelſt mir zu, ſchnell flieg' ich hinüber;
Küſſeſt du heute mich nicht, Frevlerin nimm dich in Acht?
Kennſt du den magiſchen Quell, der einſt Rinaldo verwandelt,
Als Angelica ihm folgte mit ſehnendem Blick!
Immer noch rieſelt der Quell, und ſtets noch währt die Bezaubrung;
Reize nicht Amors Zorn! fürchterlich rächt ſich der Gott.

VII.

Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.
Ach, ſie hat mich geküßt! in roſenfarbenem Glanze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht,
Weniges flehte der Mund, Vieles der ſchmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht, und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte ſüße Gewährung:
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leiſe den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob ſie, wie folgt' ich ſo gern, ſanft an die Bruſt mich empor.
Nimm, du haſt es verdient, ſo ſprach ſie mit ſüßem Gelispel,
Und ihr roſiger Mund nahte dem meinigen ſich,
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Accords Schwinden, in's Herz mir hinab,
Ach, wie bebt' ich vor Luſt und ſchauderte, wähnte zu ſterben,
Und doch hatt' ich noch nie reiner und ſchöner gelebt.
Seliger Rauſch! O möcht' ich doch einſt ſo ſcheiden, in ſolchem
Taumel! ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang' noch wünſcht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem ſehnenden Geiſt;
Und dann ſänk' ich dahin, von deinen Armen umſchlungen,
Und im glühenden Kuß ſchwebte die Seele dahin;
Kein Elyſium fordert' ich dann, und bange vermied ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt ich mich hin auf roſige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genoſſene Glück,
Fühlte den ſeligen Kuß noch Ewigkeiten und tauſchte
Für des Olympiers Thron ſelbſt die Erinnerung nicht.
Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.

VIII.

Amor, Himmelgeborner, komm, nicht jener, der ſinnlos
In's wildwogende Meer frevelnder Lüſte ſich ſenkt,
Nicht du verderblicher Gott, der tief in die Herzen den Pfeil uns
Schleudert und hoffnungslos ewige Gluthen erweckt:
Nein, du reizendes Kind, du flüchtiges, welches die Götter
Mit ätheriſchem Band lieblich und loſe verknüpft!
Komm, du romantiſcher Knabe, der Abenteuer Beſchützer,
Zarten Geflüſters Freund, Freund der verſchwiegenen Luſt,
Der du keuſch und üppig zugleich und flüchtig und treu biſt,
Feind der Feſſeln und doch immer in Feſſeln geſchmiegt,
Du, der Schmerz und Freude gewährt, doch nimmer in Trübſinn
Unſere Schmerzen und nie wandelt in Ekel die Luſt!
Komm vom Himmel herab und bring' mir die reizenden Mädchen,
Welche dich immer umblüh'n, bring mir die Grazien mit!
Sieh, ſchon nahte die Stunde, worin dein Schweſterchen ehmals
Unſerem Lichte zuerſt heiter entgegen gelacht.
Damals war dir der Tag ein Feſt, ſiegkündende Lieder
Wehten den früheſten Schlaf auf die Geborene hin,
Schalkheit hauchte dein Kuß ihr in's Herz, phantaſtiſchen Leichtſinn,
Tändelnden Witz und der ſtets wechſelnden Laune Begier.
Doch was du muthwillig ihr gabſt, das ſchmückte die Charis,
Und um's Dornengebüſch webte ſie Roſen umher.
Feire den Tag auch jetzt; denn ſie ward nun größer und holder,
In der Geſtalt und im Geiſt gleicht ſie, du Schelmiſcher, dir.
Schweb' um's ſeidene Bett mit der lieblichen Schaar; noch ruht ſie,
Sanft um den roſigen Mund weht das Gelispel des Schlafs.
Wehre mit ſchützender Schwinge den böſen Träumen, den Unglück
Kündenden, welche den Schooß füllen der brütenden Nacht;
Laß nur die freundlichen leiſe ſich nahn, die Kinder Auroras,
Daß ſie mit roſigem Tanz ſchmücken das ſtille Gemach!
Mal' auf die Flügel des gaukelnden Schwarms kunſtvoll das Verlangen,
Welches der Reizenden Blick rings in den Herzen erregt!
Malet, ihr Huldgöttinen, der unausſprechlichen Anmuth
Zaubergewalt und den Scherz, welcher ſie ewig umbuhlt,
Daß ſie ſich ſelber erblick' in des Traums irrſamer Geſtaltung!
Ach, kein ſchöneres Bild zeigt ihr der ſüßeſte Traum!
Lächeln wird ſie im Schlaf, ihr Glücklichen! Fülle den Köcher,
Amor, damit! O ahmt, Grazien, ahmet es nach!
Regt ſie dann ſanft zum Erwachen die reizenden Glieder, ſo haucht rings
Süße Gedüft' umher, füllet mit goldenem Glanz,
Füllt mit Harfengeliſpel das freundliche Zimmer und ſchwindet,
Daß ſie im Scheiden euch noch ſehe, zum Himmel zurück!

IX.

Liebchen, wie leben wir doch ſo wunderſam? Sind wir denn wirklich
Eins in das Andre verliebt, oder betrügt uns der Schein?
Traulich ſitzen wir oft und es ſcherzt muthwillig der Leichtſinn
Ueber das tiefe Gefühl, über ein ſchwärmendes Paar;
Dichten vereint Spottliederchen oft auf den kindiſchen Amor,
Necken mit ſtechendem Dorn ſicher den trotzigen Gott;
Und doch lieg' ich ſo oft zu deinen Füßen und flüſtre,
Was mich das Herz allein, was nur die Liebe mich lehrt,
Und du beugſt dich herab und ein glühender Kuß, der des Leichtſinns
Lüge beſtraft und des Spotts Dornen, beglücket den Freund.
Froh dann ſcheid' ich von dir und ſchwelg' in ſüßer Erinn'rung,
Wähn', ein ewiges Band kette mein flüchtiges Herz;
Doch kaum flieht der Moment, ſo umſtrickt argliſtig den Frevler,
Welcher die Feſſel ſo gern duldet, ein anderes Netz,
Ach, und jeglichen Schwur, den ich dir that, tilgt die Bezaubrung,
Gleich dem Gewölk, das raſch gaukelnde Winde zerſtreun.
Doch noch nimmer vergaß ich dich ſelbſt, und bin ich auch treulos
Nur dein eigener Reiz trage des Irrenden Schuld.
Ach, du feſſelteſt mich mit ewigen Banden der Sehnſucht,
Jegliches holde Geſicht zeigt dem Getäuſchten dein Bild!
Doch kaum bin ich dir wieder genaht, ſo beugt mich gewaltſam
Dein allmächtiger Blick wieder in's vorige Joch.
Wahrlich, dir ſchenkte Cythere gewiß den magiſchen Gürtel,
Welchen mit Zaubergeflecht webte der Grazien Hand.
Was du auch thuſt, du thuſt es mit Reiz, und heimliche Anmuth
Schwebt im Blick dir und ſchwebt rings um die ganze Geſtalt.
Kehr' ich dir wieder zurück, ja dann geſteh' ich dir Alles,
Preiſe die Schönen ſogar, welche mich geſtern beſiegt;
Und, bei Gott, kaum trau' ich mir ſelbſt, du hörſt es geduldig,
Stimmſt in's ſchmeichelnde Lob gern und gefällig mit ein,
Lobſt den beweglichen Geiſt, der nur die Genüſſe des Lebens
Leiſ' umſchwebt und den Schmerz unter die Winde verſtreut,
Neckſt nur zuweilen mit ſtechendem Scherz den Armen, der Dornen
Statt der Roſen empfing, die er zu pflücken gehofft;
Schalkhaft zeigſt du ein Briefchen mir dann, das du eben empfangen,

Aber die Unterſchrift deckſt du mit ſorglicher Hand,
Rühmſt mir die Blume, die jüngſt ein Unbekannter dir ſandte,
Sprichſt: Schön iſt das Geſchenk, ſollt' es der Geber nicht ſein?
Faßt mich dann plötzlicher Zorn, ſo ergreifſt du die nahe Guitarre,
Uebertäubeſt mein Wort raſch mit der Saiten Getön,
Singſt mir des Mißtrauens Qual mit komiſchem Pathos, und wahrlich,
Endlich muß ich noch ſelbſt wieder mich flehend dir nahn.
Wahrlich, uns gaben die Götter den Sinn der ewigen Kindheit,
Lang' iſt immer die Luſt, kurz uns der flüchtige Schmerz;
Oder es wurde ſchon jetzt der olympiſchen Götter Geſchick uns,
Welches die Leidenſchaft würzet, doch nimmer vergällt.

Aus Ernſt Schulze's bezauberter Roſe.

Dritter Geſang.

Wie langſam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur ſaft'gen Reife ſchwillt,
Seit fünfmal ſchon der Baum im Blüthenglanze
Dein ſtill Gemach mit ſüßem Duft gefüllt:
So, Herrin, keimt an unſers Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und ſchwindet ungeſtillt.
Wohl können wir von gutem Glück noch ſagen,
Will uns der Herbſt auch eine Frucht nur tragen.

Drum iſt es gut, nur einen Wunſch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn.
Und ſehn wir auch auf vielverſchlungnen Wegen
Manch Traumgebild vor unſerm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wohl verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raſchen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen!

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert!
Gefällt es auch den Göttern oft zu ſcherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edlen Wunſch, dem ungetheilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

Und muß ich ſelbſt dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in dieſe Wellen trieb.
Denn willſt auch du mir keine Gunſt verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb,
Das milder ſtets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir ſüßre Huld und reichre Gaben ſchenkte.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, ſeit das Glück ihn trügeriſch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muſe ſtets erwies.
Wie manche Dichter prieſen und beſangen
Die goldne Zeit, das ſel'ge Paradies;
Doch jene, die das Schickſal dort geboren,
Sie prieſen's nicht, weil ſie es nicht verloren.

Doch ſind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn:
Nein, freundlich, wie durch ſanftbewegte Bäume,
Durch Blüthenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkenſäume
Zu uns herab die feſten Sterne ſehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgeſtalten
Ein ſichres Bild der Hoffnung ſich entfalten.

Und ſo begann ſein zweifelnd Herz zu ſinnen;
Was winkſt du mir ſo freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen
Ein ſüßer Traum, ein täuſchendes Gedicht?
Weh mir! was kann ich hoffen, was gewinnen,
So lang mein Glück ein Traum nur mir verſpricht?
Ein Schattenbild, daß nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

Doch ſollten ſo die Götter uns betrügen,
So grauſam ſein im Uebermuth der Macht,
Daß ſie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn ſie uns Schmerz und Täuſchung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unſrer Bruſt entſtiegen,
Die meiſten ſind aus tieferm Quell erwacht
Und nahn ſchon jetzt dem künft'gen Kreiſ' im Stillen,
Wie Geiſter, die in Körper einſt ſich hüllen.

So iſt es hier. Erſchien in manchen Stunden
Nicht räthſelhaft mir jenes theure Bild,
Von Roſen rings geröthet und umwunden
Und ſelbſt zuletzt zur reichen Blüth' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte ſchon, noch eh' er ſich erfüllt;
Nur hält erſt jetzt den Gaſt aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an ſichern Liebesbanden.

Doch ſei es auch, nicht wird er mir entblühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen;
Dies Saitenſpiel, es iſt mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heiſcht, nicht Liebe nur und Muth?
Ein andrer wird, kein Beſſrer, ihn erwerben:
O bittres Loos, viel härter noch als ſterben!

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm ſie glüht;
Doch freu' ich mich noch einmal ſie zu ſehen,
Von der ſo lang mein finſtres Loos mich ſchied.
Mein letztes Lied ſoll freundlich ſie umwehen,
Und ſterben ſoll mein Hauch in dieſem Lied,
Wie hold der Schwan mit ſüßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

Und wird dann einſt durch ihr erbleichtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwölkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage ſchweben,
Wohl denkt ſie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für ſie ich Alles hingegeben,
Und wie ich jetzt ſo fremd ihr bin und fern;
Wohl wird ſie dann mit naſſen Augen klagen:
Er war es werth, zu lieben, zu entſagen.

So ſinnt ſein Herz, indeß ſie weiter ſchreiten;
Doch ob er ſelbſt auch jeden Troſt ſich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführeriſch noch manches Fünkchen glimmt.
So ſieht man oft das Schiff mit Stürmen ſtreiten,
Indeß den Maſt ein heller Schein umſchwimmt.
Nicht will ſein Geiſt der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm iſt's genug, ſie heimlich zu empfinden.

Jetzt wandeln ſie durch jene grüne Weide,
Wo ſchön geſchmückt die bunten Zelte ſtehn:
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude,
Geſang und Tanz erſchallt durch Thal und Höhn,
Rings laſſen Gold und Perlen, Sammt und Seide,
Ihn deutlicher die eigne Armuth ſehn.
Ach, ſeufzt er ſtill, nichts kannſt du jenen Schätzen,
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegenſetzen.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Bruſt gedenkt,
Die unerſchöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt geſtaltet und umfängt,
Und wunderbar das ſelbſtgeſchaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt:
Dann fühlt er ſtolz, es ſei in dieſem Streite
Statt ird'ſcher Macht ein Gott auf ſeiner Seite.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt ſein Gemüth erfreun,
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht ſich ſchon dem wundervollen Hain.
Wie glücklich ſcheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu ſein;
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen
Und ſich im Laub der theuren Blume wiegen.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne ſchallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich erſchließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt;
So ſcheint der Duft um ſeine Bruſt zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längſt erloſchnen Sterne.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und Morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So ſcheint auch das, was ſonſt in dunkeln Weiten
Ein ſchwindend Licht der Heimath ihm erſchien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am ſchönen Ziel zu blühn.
Der iſt beglückt, wem ewig unveraltet
Erinn'rung ſtets zur Hoffnung ſich geſtaltet.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünſche ſteigen
In ihm empor, wie wechſeln Wang und Blick!
Die Hecke nur, ſie trennt mit ſchwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von ſeinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, ſie muthig zu erſteigen?
Er ſteht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einſt gezagt, den Bach zu überſpringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecke dringen?

O holde Schaam, du deckſt mit ſichrer Hülle
Den ſüßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunſch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnſucht ſchläft und fühlt nicht, daß ſie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keuſche Hauch auch unſre wilden Schmerzen.

Indeß umſchwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter ſchon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ ſeine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Roſen ein,
Und ſpielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold lispelnd durch den Hain;
Der reife Tag begann beim ſpäten Scheiden
Sich in des Herbſtes bunten Glanz zu kleiden.

Da ſcholl vom Schloß aus ſilbernen Trompeten
Durch's weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Grotten drang.
Rings ſchwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Geſang,
Und jeder Gaſt vom hellen Ton getroffen,
Schien ſchweigend jetzt ein ſchönres Feſt zu hoffen.

Doch bald erhob ſich aus den ſeidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön!
Man ſah, wie dort ſich blanke Schaaren ſtellten,
Um ſchön gereiht durch's Thal heranzugehn;
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte ſchwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn;
Die Harfe ſchien mit zarten Liebesliedern
Den ernſten Ruf vom Schloſſe zu erwiedern.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schaar durch's grüne Feld zu ziehn.
Man ſah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn;
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn;
So ließen ſich mit leichtem Schmuck die Frauen
In Waffenkreis der kühnen Ritter ſchauen.

Wie hoch voran drei ſtolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerſchaar gereiht,
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürſt gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte ſich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es ſchnell zerſtreut;
Wie Jene Den, wie Dieſe Jenen prieſen,
So wählten ſie zum Sieg bald Den, bald Dieſen.

Schon nahten ſie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge ſtand, es ſchwieg der Sängerchor;
Doch wie geſprengt von ſtarken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich ſcholl aus jenen ſtillen Orten
Mit langem Hall ein ſüßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Oſten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm ſendet.

Wohl dachte jetzt ein jeder ſtolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,
Bald heb' ich froh den zarten Roſenſchleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.
Alpino nur ward trauriger und ſcheuer,
Der Wahn entſchwand, worauf er ſtill getraut,
Er fühlte tief bei jenem ſüßen Klingen:
Dich grüßt ſie nicht, du haſt ihr nichts zu bringen.

Hold ſchimmerten des Haines höchſte Kronen
Vom ſpäten Strahl des Abends matt und mild,
Doch tiefer ſchien die Ruhe ſchon zu wohnen,
In ſüße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erſt der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durch's Gebüſch ein Lispeln leiſ' und loſe
Von Seufzern rauſcht und traulichem Gekoſe!

O ſüßer Kelch voll' Lieb' und Luſt und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns ſchenkt,
Wenn Bruſt an Bruſt, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch ſich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du ſüßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

Ich hab' umſonſt geſtritten und gerungen,
Ich hab' umſonſt ſo lang' und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuren Leib umſchlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unverſühnt.
Der Harfe frohe Saiten ſind geſprungen,
Der Kranz iſt welk, der einſt mein Haupt umgrünt.
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirſt ihn nimmer geben.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauſcht' ich doch mit ſeinem mein Geſchick;
Er ſah doch einſt die ſel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, ſo weint er um ein Glück.
Wohl mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich löſen:
Auch du biſt in Arkadien geweſen.

Indeß ergoß mit feſtlichem Gepränge
Die helle Schaar in dichtgeſchloſſ'nen Reihn,
Im ſüßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad ſich wogend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher ſtieg der Sonne ſpäter Schein,
Da zeigte ſich das Ziel der irren Wege,
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

Allein wie ſüß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß in's duft'ge Grün auch ſank,
Wie friedlich auch aus Roſen und aus Myrten
Manch Laubendach ſich blühend hier verſchlang;
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieſer Flur nicht lang:
Ein ſchönres Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetiſch angezogen.

Denn wallend ſchmückt mit ſilberhellem Spiegel
Die Wieſ' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus deſſen Fluth ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die ſel'gen Ufer hebt;
Und wie geneigt mit weitgeſchlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris ſchwebt,
So fügen ſich gewölbt von Strand zu Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leiſe Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach ſich ſanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend ſchon die Fluth,
Und drüben ſchwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in ſpäter Sonnengluth;
Schon ſchloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen ſchliefen.

Und Alles, was in ſeinen ſchönſten Träumen
Das junge Herz geahnet und geſehn,
Das ſcheint ihm dort zu blühen und zu keimen,
Und leiſ' im Duft zu ihm heranzuwehn;
Und jeder ſieht fern unter jenen Bäumen
Das erſte Bild der frühſten Liebe gehn,
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort ſein Glück ſich zu verſtecken.

Und wo die Zweig' am ſchönſten ſich geſellen,
Und Licht und Schatten ſpielt im zarten Grün
Wo duftiger die weichen Kräuter ſchwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches friſche Wellen
Durch's irre Gras mit ſüßerm Rieſeln fliehn,
Da ſieht man leiſ' auf bunten goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

Dort ſteht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberſchlaf der Roſe blühend Bild:
Nie ſinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets ſäuſeln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie ſich oft im friedlich leiſen Traume
Des Kindes Mund mit ſüßem Lächeln füllt,
So ſieht man ſanft das ſchlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter ſchweben.

Und wie ſie einſt ſo reich an keuſcher Sitte,
So ſtill, ſo zart, und doch ſo leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu ſchüchtern nicht und nicht zu prangend war:
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild ſich unbefangen dar,
Und ſcheint ſich, ſanft gewiegt auf ſchlanken Zweigen,
Von Keimen ab zu Keimen hinzuneigen.

Und wie ſich einſt Gedanken und Gefühle
In zarter Bruſt aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und ſchüchtern doch bewegt:
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele
Und weiß es nicht, wohin der Weſt ihn trägt;
Doch läßt auch nie ſein Walten ſich erſpähen,
Es iſt des Geiſtes tiefſtes, innres Wehen.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leiſe nur und ſchüchtern erſt getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein ſüßes Bild, das ſie allein nur kennt,
Doch zögernd nur, mit keuſchem Widerſtreben
Geſtalte ſie den holden Traum zum Leben.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand ſchön geſchmückt ein hoher Thron bereit:
Dort ſaß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürſt in ernſter Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weiſ' im Rath, viel Helden kühn im Streit,
Die Perlen, die ſein fürſtlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

Und tiefer ſaß, wo auf den bunten Auen
Manch' weicher Sitz aus Raſen ſich geſchwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgeſtellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze ſchauen,
Worin die Frucht den Blüthen ſich geſellt,
So miſchten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge ſich in der Schönen Mitte.

Und froh vereint, das zarte Feſt zu krönen,
Begannen ſie bei hellem Harfenklang
Den Liederſtreit, der lind' in leichten Tönen
Weit über'n See durch Wieſ' und Haine drang.
Erſt lockte ſüß das leiſe Lied der Schönen,
Dann ſchallte laut der Jünglinge Geſang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu einem Glanz verſchwammen.

Indeſſen reih'n ſich drüben ſchon die Mohren,
Schon haben ſtolz und froher Hoffnung voll
Durch's heil'ge Loos die Fürſten den erkoren,
Der jetzt zuerſt die Gabe bieten ſoll.
Noch einmal wird der Bundeseid geſchworen,
Sich ohne Liſt zu nahn und ohne Groll,
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu ſchützen und zu ehren.

Dann trennte ſich der reiche Zug vom Lande:
Ihn führte ſtolz mit ſeinem Dienertroß
Der Inderfürſt im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß;
Dann kam der Mohr von Taprobana's Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umſchloß;
Doch leicht umſpielt mit feuergelber Seide
Ging Saba's Herr im hochgeſchürzten Kleide.

Wohl ſchien's, als ob ihr Schmuck ſchon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein jeder ſtill vertraut:
Denn während Den die goldne Kron' umglühte,
Schien Jenes Stirn von Perlen überthaut,
Der Dritte trug im Haar die duft'ge Blüthe,
Woraus ſein Neſt der edle Phönix baut.
So gingen ſie mit zuverſicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

Dann folgte ſtolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond ſich ſchmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerſchaar und trug die goldnen Schaalen,
Die jeder Blick neugierig längſt verſchlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eiferſucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat liſtig ſich in ihren Kreis geſtohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Laſt befohlen.

O wie ſein Herz unbändig ſchlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter ſtand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur ſtrebte,
Nur ſie allein ſein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück ſo nah' ihn jetzt umſchwebte,
Wie jedes Glück in ew'ger Fern' ihm ſchwand!
Wohl ſcheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

Doch mag ſein Loos, wohin es will, ihn führen,
Sie ſteht doch jetzt vor ſeinen Augen da,
Faſt kann ſein Arm, ſein Athem ſie berühren,
Die heimlich ſonſt ſein Blick von fern nur ſah.
Unmöglich iſt's, er kann ſie nicht verlieren,
Sie ſcheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah —
O raſche Lieb', o täuſchendes Vertrauen,
Du wirſt ein Schloß auf einen Sandkorn bauen!

Als nun gemach mit zitternd leiſem Halle
Das ſüße Lied der Sänger ſich verlor,
Da ſchritt, umtönt von lautem Paukenſchalle,
Mit ſtolzem Blick der Inderfürſt hervor.
Rings reihten ſich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen
Mit ſeidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

Und ſieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felſengrund der alte Ganges ſtreift,
Und das der Greif mit ſcharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge ſchweift,
Und jenes, das, wenn ſie die tiefen Hallen
Des Hauſes wölbt, die Aemſ' im Sande häuft;
Dies Alles ſchoß aus hundert ſchweren Schaalen
Auf einmal jetzt die tauſendfachen Strahlen.

Doch köſtlicher an Reinheit, Farb' und Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit ſchwer gediegner Welle
Im weiten Kelch' das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als dieſen Kelch der mächt'ge Fürſt erhoben,
Begann er ſo der Gabe Werth zu loben:

Das Licht nur weckt die erſten zarten Blüthen,
Im Licht nur kann die ſpäte Frucht gedeih'n;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entſprühten,
Sog tief der Schooß der dunklen Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönſte, dir zu bieten.
Der Sonne Bild iſt ja das Gold allein;
Drum krönt es auch der Fürſten Stirn zum Zeichen,
Daß ſie an Huld und Macht den Göttern gleichen.

So ſpricht der Fürſt. Und wie der Wirth beim Mahle
Das köſtlichſte den gnäd'gen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der ſchwer herniederſinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thaus, der ſüß im Fallen klingt.
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Und zürnend tritt, in ſeinem Wahn betrogen,
Der Fürſt zurück mit halb erſticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobana's Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung ſchlug;
Und mit ihm kam der Diener Schaar gezogen,
Die in der Hand kryſtallne Muſcheln trug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man faſt bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott ſei ſelbſt emporgekommen,
Mit reicher Gab' um ſeine Braut zu frein:
So herrlich iſt der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht ſich in den Muſcheln reihn.
Noch ſtaunen rings die Männer und die Frauen,
Da ſpricht er ſo mit kühnerem Vertrauen:

Die Sonn' erquickt, doch kann ſie auch verzehren:
Doch friedlich ſchafft der nächtlich ſtille Thau:
Ihm gnügt es nicht zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au!
Die Roſe muß zur Sonne ſich verklären,
Das Veilchen ſich zum luft'gen Sternenblau;
Doch nur zu bald zerrinnt ſein zarter Schimmer,
Und nur ſein Bild, die Perle, leuchtet immer.

So ſpricht der Mohr und ſtreut mit ſtolzen Blicken
Die reiche Saat umher in's weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die ſchlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken
Und ſieht getäuſcht die Roſe ſchon entblühn;
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als ſo der Stolz des reichen Mohren ſchwindet,
Hebt Saba's Herr ſein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, ſein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Baſt geründet,
Ruht ſein Geſchenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der ſüß mit leiſer Schwinge
Die Körb' umſpielt, ſchon ahnen, was er bringe.

Denn jeden Strauch, worin auf Saba's Auen
Der heiße Strahl die ſüßern Düfte pflegt,
Die Blüthen dort, die ſtets zur Sonne ſchauen,
Die Aehren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt,
Was köſtlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit dieſem Wort der mächt'ge Freier:

Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da Beider Licht ſich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geiſtes friſches Leben
Mit lauem Hauch durch Höh'n und Tiefen ſchwimmt?
Mag drum der Menſch nach Gold und Perlen ſtreben,
Der Weihrauch iſt den Göttern nur beſtimmt;
Er kann allein auf unſichtbaren Schwingen,
Des Geiſtes Bild, zum hohen Himmel dringen.

So ſpricht der Fürſt, und in kryſtallnem Spiegel
Verſammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerſtreut mit buntem Flügel
Der ſüße Duft ſich durch den dunkeln Hain;
Ein zart Gewölk' umwallt den Blumenhügel,
Ein ſel'ger Rauſch nimmt Aller Herzen ein.
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als nun beſchämt die ſtolzen Freier ſtehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Frau'n, die edlen Ritter ſehen,
Und ſelbſt Aſtolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuſeln und ein Wehen,
Wie wenn die Fluth von leiſen Wogen ſchwillt;
Auf Lüften ſchien und Wellen, wie vom weiten,
Mit ſüßem Klang dies Wort heranzugleiten:

Tief ruht das Gold in unterird'ſchen Hallen
Und ſchlummert träg und glanzlos im Geſtein;
Und ſoll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf ſie der Strahl die Funken ſtreun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur ſein ſcheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?

Nie wird dem Stoff des Geiſtes Werk gelingen,
Der heiter ſich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß ſich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im ſüßen Wechſelſtreit,
Und Form und Form anmuthig ſpielend ringen,
Bis athmend ſich das zarte Kind befreit
Und, reich begabt im Duften und im Blühen,
Zurückgiebt, was der Meiſter ihm verliehen.

So ſprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte ſie mit liſpelnd leichtem Laut.
Und ſchon begann der Mond emporzuſteigen,
Die Erde lag gleich einer blüh'nden Braut,
Die, leiſ' entſchlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenſchaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreiſe ſich mit ſittig ſtillem Gang,
Indeß, durchſpielt von träumeriſchen Tönen,
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte ſich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann ſtand er zart und ſchlank.
Und auf das Bild des ſchönen Jünglings ſchauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

Dann ſpricht er ſo: Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umſonſt die Fürſten ſich bemüht;
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im ſtillen Herzen blüht.
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch ſingen,
Man hört ja gern ein ſanftes Schlummerlied,
Wenn leiſ' empor aus tiefem Waldesſchweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume ſteigen.

So ſpricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Aſtolf den Scepter fürſtlich mild.
Und Jener läßt in's weiche Grün ſich nieder,
Das ſchon der Thau mit neuen Düften füllt,
Erſt flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Geſang und Wort den Saiten ſich geſellen.

Und horch, er ſingt, wie leiſ' aus tiefen Keimen
In ſichrer Nacht der Roſe Kelch ſich webt
Und, dicht umhegt von grünen Blätterſäumen,
Vom friſchen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch ſchon in ihren engen Räumen
Die reiche Form ſich üppig drängt und hebt,
Doch ſtill der Geiſt, von Luſt und Leid geſchieden,
Noch ſchlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit ſeinem Wehn und Wallen,
Mit ſeiner Luſt durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieſeln klingt,
Wenn Blüthen rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch ſie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Luſt, des Lebens ſel'ge Fülle.

Doch nicht, wie rings beim erſten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen ſtreben
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verſchwendet ſie in raſcher Luſt das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn;
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Bruſt gefangen.

Doch wenn gemach die Hüllen ſich entfalten,
Und ſich mit Gold des Buſens Tiefe füllt,
Blickt heller ſtets durch ſeines Kerkers Spalten
Mit friſcher Luſt das holdverſchämte Bild,
Und freut ſich ſtill der wechſelnden Geſtalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt;
Ihr frühſter Duft, des Athems erſtes Weben
Iſt Liebe ſchon und wähnt, er ſei nur Leben.

Ja herrlich iſt's, wenn nicht mit Blitzesſchnelle
Ein fremder Geiſt, von wilder Luſt bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos ſchon die leiſen Schwingen regt
Und unerſchöpft die reiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, ſtets wirkend, nie verſchwendet,
Aus Lieb' entſpringt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt ſchon lang in ſüßem Schweigen,
Wenn nach und nach die ſüße Hülle bricht:
Kaum regt das zarte Laub ſich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leiſen Kreiſe nicht,
Die Blumen ſchaun empor, die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angeſicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um ſie zuerſt zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den erſten Strahl geſandt,
Dann löſt auch ſie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verſchämt das bräutliche Gewand.
Entfeſſelt ſtrömt des Duftes ſel'ge Fülle,
Sie ſchaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der ſie früh erzogen und geſtaltet,
Er iſt's, dem ſich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geſchmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einſt dem frommen Fürſtenſohne
Im ſtillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Beſcheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und ſtaunend niederſchaut:
So blickt auch ſie verſchämt herab von oben
Und weiß es nicht, wer ſie ſo hoch erhoben.

Doch Alles ſingt und blüht und lacht in Helle,
Liebkoſend grüßt der Lenz ſein ſchönſtes Kind:
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tauſend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die ſel'ge Lieb' iſt reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet
Und inniger durchſtrömt vom lauen Wehn,
Läßt reicher ſtets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen ſehn.
So ſcheint, weil ſtets ihr Glanz ſich neu geſtaltet,
Uns aus der Lieb' erſt Liebe zu entſtehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unverſiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt ſie jetzt mit ſchmachtendem Verlangen
An ihm allein, den ſie zuerſt geliebt!
Nicht will ſie minder geben als empfangen,
Und reicher wird ſie ſtets, je mehr ſie giebt.
Selbſt wenn er ſpät in's Meer hinabgegangen,
Und ſchwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann ſich andre Blumen ſchließen,
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit ſchwerem Saum an ſchwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken ſteigen
Und um den Gott in finſterm Trotze ſtehn,
Dann läßt ſie bang der Sorge ſüße Zeugen,
Aus heißer Bruſt die vollern Düfte wehn.
Denn ſchöner oft als in des Glückes Tagen,
Bewährt ſich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten ſendet,
Dann freut ſich ſtill das zarte Frühlingskind
Und ſteht verſchämt, vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leiſ' und lind.
O reines Herz, wie iſt im droh'nden Leide
Dein Muth ſo ſtark, wie ſchüchtern in der Freude!

So blüh' empor zum reichen, keuſchen Leben,
Du ſchlummernder, verhüllter Liebesſtern,
Und ſieh' entzückt, wenn ſich die Schleier heben,
Das neue Licht und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes iſt's, er giebt ſein letztes gern.
Und wirſt du einſt, wer es geſungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur ſein Grab zu ſagen?

So ſang Alpin. Und als er ausgeſungen,
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des ſtillen Hains entzückt zu lauſchen ſchien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum ſichtbar holden Leben aufzublühn;
Nicht weiß man mehr, ob noch das leiſe Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

Und bunter ſtets verſchweben und zerrinnen,
Wie Welle ſich an Welle ſpielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen,
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht;
Geſtalt und Form ſtrebt Alles zu gewinnen,
Und blühend tritt in's Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einſt tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leiſ' umflogen,
Obgleich er ſelbſt dem Auge ſich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken ſelbſt mit zartem Lichte füllt:
So färben hell ſich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Roſe quillt;
Doch läßt ihr Kelch, wie Träum' im ſtillen Wehen
Der Dämmerung, von ferne nur ſich ſehen.

Und ſieh, es ſchwillt aus ihrem weichen Mooſe
Stets blühender die reiche Knoſp' empor,
Und lieblich ſchaut jetzt aus der offnen Roſe
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor;
Und rings umher verwebt ſich leiſ' und loſe
Der Blätter Grün zum weichen, ſeidnen Flor;
Schon ſcheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenſchnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und ſchlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Geſtalt.
Man ſieht die zarte Bruſt tief athmend ſteigen,
Vom erſten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen ſich die kaum gelöſten Glieder,
Sie hebt den Fuß und ſenkt ihn ſchüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum erſten Mal
Aus weichem Neſt von Zweig zu Zweig ſich wagen,
Von Buſch zu Buſch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch ſie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl
Und ſieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wieſ' und Flur, Laub, Blüthen, Wolk' und Welle.

Doch als ſie jetzt mit ungewiſſen Blicken
Alpin erkannt, der ſchweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umſtricken,
Daß ſie auf ihn, auf ihn allein nur ſieht?
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Buſen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und ſucht auch oft ihr Auge ſich zu wenden,
Stets muß es nur noch ſüßre Strahlen ſenden.

Und als ſie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Bruſt nicht länger widerſtrebt
Und ſüß verſchämt, mit roſenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und ſüß ihr Hauch auf ſeinen Lippen ſchwebt,
Und, von der Gluth des Kuſſes tief entzündet,
In ein Gefühl ſein ganzes Leben ſchwindet:

Wer dürfte da mit kaltem Herzen ſagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für eine Gunſt zu wagen,
Die plötzlich naht und, kaum genoſſen, flieht?
Nein, Flammen ſind's, die aus dem Buſen ſchlagen,
Das Leben iſt's, das hellre Funken ſprüht;
Zum neuen Sein ſchmilzt Geiſt und Geiſt zuſammen,
Und glänzend ſteigt ein Phönix aus den Flammen.

Indeſſen ſcheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch Alles ſtaunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht ſich ein Geſtirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüthen und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle ſchwimmt wie Gold;
Doch ſieht man bald, es ſei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei raſche Greifen tragen.

So nahten ſie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenſchleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Luſt die Königin der Feen.
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes ſich zu ihrer Linken ſehn;
Sie, ſchlank und zart im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernſt, mit würd'gem Angeſichte.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen ſtand,
Da nahte ſich Klotilden und Alpinen,
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte ſie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm ſanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte ſie mit ernſter Huld zu Jenen
Die Liebenden und ſprach mit milden Tönen:

Empfangt den Sohn, den ihr ſo lang' verloren!
Er hat verſöhnt, was eure Schuld gefehlt.
Schon iſt das Bild, das ſeine Lieb' erkoren,
Durch ſeine Lieb' entfaltet und beſeelt;
Sein Zauber hat den regen Geiſt beſchworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben iſt allein dem Sänger eigen.

So ſprach die Fee. Doch raſch und freudetrunken
Sind jene Zwei, noch eh' die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Aeltern hingeſunken,
Hier weint Klotild', und drüben jauchzt Alpin.
Und wie im Sturm die längſt begrabnen Funken
Erloſchner Gluth zur friſchen Flamm' entſprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung ſich freuen,
Am alten Glücke Der, und Der am neuen.

Welch' Wiederſehn! welch' reizendes Erkennen!
Hand ſtehn in Hand die Freunde hier vereint;
Dort kann vom Sohn die Mutter ſich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel ſüße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebſten hier die Hand ſich böten,
Sie ſtehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem beſten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen
Und weihen gern das längſt geknüpfte Band.
Und raſch beginnt ſich Alles jetzt zu regen,
Geſang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim ſpäten Hochzeitreigen
Die Fackeln ſinken und die Sterne ſteigen.

Da ſcheidet ſtill die Königin der Feen,
Und heimlich ſchleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leiſe Lüfte wehen
Mit ſüßem Duft um's holde Brautgemach.
Zwar läßt ſich rings kein weiches Lager ſehen,
Kein ſeidnes Zelt, kein ſtill verhehlend Dach;
Doch fühlt man ſchon verſtohlne Geiſter gleiten,
Den ſchönſten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd ſchlauem Blicke
Der letzte Gaſt den ſchönen Inſelhain,
Da löſt ſich auch das Band der goldnen Brücke
Und ſenkt im Nu ſich in den See hinein.
Jetzt ſind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit ſich ſelbſt allein;
Kein Lauſcher wird ihr zärtlich Flüſtern hören,
Ihr Lächeln ſehn und ihre Küſſe ſtören.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leiſem Klang das ſelige Gebiet,
Hold wiegt der Mond ſich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die ſelbſt im Schlummer blüht,
Und ſüß beginnt im nächtlich ſtillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied,
Das Lüftchen ſpielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüſternd leiſe Spiele.

Und wo die Zwei verſchämt, mit feuchten Blicken
Vom ſüßen Rauſch der erſten Küſſe glühn,
Beginnt der Hain ſich enger zu verſtricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn;
Rings glänzt der Thau, und tauſend Blumen nicken
Mit ſchwerem Kelch hernieder aus dem Grün,
Der Efeu ſchlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüth' und Laub ſein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keuſches Bild;
Die Roſe weint und lacht in ſüßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum ſie füllt;
Doch leicht nur will die blüh'nde Ranke ſcherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend ſchaun aus tiefem Grün verſtohlen
Maiblümchen auf, Narciſſen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt ſich ſeinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die ſüßen Vögel ſingen,
Nur ferne rauſcht der See mit leiſem Laut.
Wie innig Roſ' und Lorbeer ſich verſchlingen,
Umſchlingen jetzt ſich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was ſie geſehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüthen.

Dies ſang ich dir, als mit der erſten Roſe
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erſchien;
Doch tückiſch miſcht das Schickſal ſeine Looſe,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein ſchwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt ſchon unter kühlem Mooſe,
Die freundlich mir die kurze Luſt verliehn.
Und mir iſt nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Friedrich Auguſt Schulze,

(mit ſeinem Schriftſtellernamen Friedrich Laun) am 1. Juni 1770 zu Dresden geboren, mußte ſich, frühe den Studien beſtimmt, in der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums die Mittel dazu durch mühſamen Dienſt erwerben, bis er 1797 nach Leipzig gehen konnte. 1800 kehrte er nach Dresden zurück und der Beifall, den ſeine erſten Romane fanden, beſtimmte ihn, auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu bleiben. Dabei nahm er 1807 ein Secretariat bei der Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commerziendeputation an und erhielt 1820 den Titel eines königlichen Commiſſionsraths. Er iſt auch Doctor der Philoſophie. Von den unendlich vielen Produkten ſeiner überaus fruchtbaren Muſe können hier nur die bedeutenderen namhaft gemacht werden:

Eine große Anzahl Romane, ſeit 1790:
- Das Geiſterregiment.
- Der Mädchenhofmeiſter.
- Der Mann auf Freiersfüßen.
- Heirathshiſtorien.
- Das Kleeblatt. 3 Thle.
- Gottliebs Abenteuer vor der zweiten Hochzeit. 2 Thle.
- Die Gevatterſchaft.
- Prinz Gelbſchnabel.
- Reiſeſcenen. 2 Thle.
- Reiſen und Irrthümer eines Heirathsluſtigen. 2 Thle.
- Schloß Rieſenſtein. 2 Thle.
- Seifenblaſen. 2 Thle.
- Rudolf von der Linden. 3 Thle.
- Kleine Erzählungen. 2 Thle.

Kleinigkeiten. 3 Thle.
Geſchichten und keine. 2 Thle.
Glitt und ſeine Freunde.
Glitts geſellige Abende. 3 Thle.
Kleinſtädtereien. 2 Thle.
Geſpenſtergeſchichten. 2 Thle.
Brautproben, Novellen. 2 Thle.
Glitts Erzählungsabende. 4 Thle.
Der Liebhaber ohne Geld. 2 Thle.
Der große Mann in Liebesnöthen. 3 Thle.
Die Luftſchlöſſer. 2 Thle.
Der Landjunker und ſein Pudel. 2 Thle.
Meine Verlegenheiten. 2 Thle.
Die Freiredoute. 2 Thle.
Familienglück. 2 Thle.
Wiederklänge von Leben und Kunſt. 3 Thle.
Die Stiefmutter. 2 Thle.
Die dritte Liebe. 2 Thle.
Die Handſchuhe. 2 Thle. u. ſ. w.
Luſtſpiele. Dresden, 1807.
Gedichte. Dresden, 1828.

Ein überaus anmuthiges Talent wußte S. namentlich in ſeinen Darſtellungen aus dem kleinbürgerlichen Leben mit großer Gewandtheit, Naivetät, Geiſt, Witz, Humor, ſchöpferiſche Phantaſie und gute Darſtellung ſammt wahrer Anſpruchloſigkeit zu verbinden, doch hat er auch in einigen ſeiner Erzählungen und ſeiner lyriſchen Gedichte bewieſen, daß er ſich in höheren Regionen mit gleichem Geſchick zu bewegen weiß. Unter den Romanſchriftſtellern früherer Tage iſt er in ſeinem Genre unbedingt wie der fruchtbarſten, ſo der talentvollſten Einer, und wenn ſich auch im Ganzen der Geſchmack des deutſchen Publikums einer anderen Richtung zugewandt hat, wird **Friedrich Laun** doch fortwährend Freunden einer harmloſen, naiven und erheiternden Lectüre willkommen bleiben.

Der Rappe.

Erzählung von Friedrich Laun.

Die Glorie.

Zum mittelſten Fenſter im neuerbauten Hauſe des Bürger- und Horndrehermeiſters Mützenkönig ſtreckte ſo eben Röschen, ſein jüngſtes Töchterlein, das blondlockige Köpfchen ſo weit als möglich heraus; vermuthlich, um zu ſehen, ob draußen beſſer Wetter wäre, als in der Stube. Denn in der war wieder einmal gar kein Auskommen mit ihrer guten Mütter. Dieſe hatte aber auch freilich den Kopf voll genug. Ihr ſchöner, für die bevorſtehende Rathswahl herangezogener Maſthammel war ſeit einigen Tagen außerordentlich unpaß, die neue Magd wollte ebenfalls nicht einſchlagen, und doch ſtand übermorgen das Reihe um gehende Bierbrauen wieder einmal an ihrem Eheherrn. Dazu kam noch, daß letzterer ſeine Lieblingsgrille, das Haus mit einem vergoldeten Ochſenkopfe zu verzieren, doch noch, gegen den Widerſpruch des Fleiſcherhandwerks durchgeſetzt hatte, welches dieſes Zeichen ausſchließend für ſich behalten und ihm, als Horndreher, nur die Hörner zugeſtehen wollte. Wäre es ſeiner Hausehre nachgegangen, ſo würde eher ein Merkmal des Bürgermeiſteramtes über die Hausthüre geſetzt worden ſein. Theils aber fand ſich kein daſſelbe ſo recht ausſprechendes Abzeichen, theils und hauptſächlich meinte der Hausherr, daß er keineswegs der Bürgermeiſterwürde, ſondern dem Horndrehen ſein bischen Wohlſtand verdanke und den Ochſenkopf beſonders darum den Hörnern beigeſellt habe, weil er der Sache ein ſtattlicheres Anſehen gewähre, auch die Hörner allein zu allerlei einfältigem Witze Veranlaſſung geben.

Die dem Untergange zueilende Sonne warf eben ihre Strahlen auf die neue Hauszierde, ſo, daß das unmittelbar drüber herausguckende rothwangige Mädchen davon geblendet, die Hand über die blauen Augen halten mußte. Die goldenen Hörner, zwiſchen welche das niedliche Köpfchen gerade zu ſtehen kam, bildeten ſo eine Art von Glorie um die in der That recht niedliche ſechszehnjährige Perſon.

Der Schofel.

Auf dem ganzen Markte, den das liebe Kind überſchauen konnte, war in dieſem Augenblicke kein lebendiges Weſen zu ſehen, als ein unglückſeliger, alter Rappe, der ſeinem regelmäßigen Knochenbaue nach, in der Jugend gewiß prachtvoll und wohlgenährt einherſtolzierte und nun als ein Marterholz von Philiſtergaul nur noch in der faltenreichen Haut hing. Der junge Mann, welcher das arme Thier führte, ſchien, dem unſcheinbaren Mantel und ergraueten Hute nach, eben auch nicht in den Gemächern des Wohllebens zu Hauſe. Das ſchwarze Auge aber, das zwiſchen den goldenen Hörnern gleichſam einwurzelte und die Röthe, ſo dabei ſein ganzes Geſicht überflog, dünkte Röschen denn doch gar nicht zu verachten.

Darf ich fragen — ſprach er, näher kommend, zu ihr hinauf — ob ich hier ein Quartier erhalten kann?

Ein Quartier, Mutter! rief Röschen, wie betäubt von der Anrede, in die Stube hinein.

Was? entgegnete die Bürgermeiſterin höchſt verdrießlich, den Borſtbeſen hoch aufgehoben, an das Fenſter tretend.

Der Reiſende wiederholte ſeine Frage.

Warum nicht gar! antwortete ſie, das Fenſter unwillig zuſchlagend, von dem ſie Röschen ſchon zuvor nicht allzuſanft hinweggeſchoben hatte.

Nun ging es aber über das arme Mädchen her, daß ſie nicht gleich die rechte Antwort gegeben. Aufrichtig zu ſein, ſo hatte die kleine Gutmüthigkeit die Verneinung gegen das hübſche Jünglingsgeſicht gar nicht über die Lippen bringen können.

Uebrigens habe ich alles das vorausgeſehen! — fuhr die erhitzte Frau Bürgermeiſterin fort — jeder einwandernde Fleiſcherburſche wird unſer Haus für die Herberge ſeines Handwerkes halten, und jeder Schofel, wie dieſer, für einen Gaſthof, wo er ſich geradezu einquartiren kann. —

Juſt ſolche!

Gern hätte Röschen gegen das Schimpfwort appelirt, aber das gar zu griesgramige Geſicht der Frau machte ſolches in dieſem Augenblicke durchaus unrathſam.

Ueberhaupt — fuhr die Aufgebrachte fort — würde ſich's beſſer ſchicken für dich, nachzuforſchen hier, wo etwas fehle, als ſich mit halbem Leibe zum Fenſter hinauszulegen und jedem Narren Rede zu ſtehen.

Der Narr fuhr dem reizenden Kinde abermals verletzend in das niedliche Näschen. Wenn — dachte ſie — die Narren ſolche wunderhübſche Feueraugen in ihren Köpfen haben, wie der, welches Jüngferchen wird denn noch einen Geſcheidten zum Manne nehmen wollen? Auf eine höchſt ſonderbare Weiſe war ihr nämlich bei dem jungen Fremden ſogleich eingefallen, daß ſie ohnſtreitig auch einmal heirathen werde, ſo gut wie Nachbars Lottchen, ihre Buſenfreundin, daß aber dann ihr künftiger Gatte Augen haben müſſe wie der Fremde, und zwar juſt ſolche! —

Die lehrreiche Wahrheit.

Röschen dachte das in aller Stille. Der Mutter ſuchte ſie indeß zu Gemüthe zu führen, daß ſie ſich ja vorhin, als ſie mit ihrem Nähen fertig war, ſelbſt erboten hätte, das Abwiſchen des Geräthes an ihrer Stelle zu beſorgen; aber fruchtlos.

Als ob es ſonſt gar nichts zu thun gäbe! verſetzte die Mutter. Räuchern zum Beiſpiel!

Röschen flog hinweg. Im Nu war ſie wieder zurück mit der Kohlpfanne und Wachholderbeeren darauf. Da wollte ihre Mutter vor Dampf erſticken. Kurz, weder Röschen, noch ſonſt Jemand konnte es heute der Frau recht machen, weil ſie, wie geſagt, den Kopf viel zu voll hatte.

Mache, daß du fortkommſt! — ſagte endlich die verdrießliche Frau Bürgermeiſterin — Es iſt ohnehin nichts mit dir anzufangen.

Herzlich gern unterließ Röschen die Rüge eines Wortes, das weit mehr, als auf das arme Kind, auf deſſen mürriſche Mutter paßte, um zu ihrer neuverheiratheten Freundin Lottchen zu eilen. Nothwendig mußte ſie dieſer von dem jungen Fremden mit den kohlſchwarzen Augen erzählen, deſſen Erſcheinen ihr ſogleich beim erſten Blicke die lehrreiche Wahrheit in's volle Licht geſetzt hatte, daß Kleider nicht Leute machen.

Die Aehnlichkeiten.

Allmählig dämmerte ein überaus wichtiger Abend für die Stadt heran, wo von jeher die Kinder entfernt wurden, von denen nur noch eins, eben das ſechszehnjährige Röschen, im Neſte zurückgeblieben war, der Abend, wo die ſogenannte Rathsvorwahl im Hauſe des regierenden Bürgermeiſters gehalten ward. Um einen runden Tiſch ſaß da gewöhnlich der enge Ausſchuß eines wohllöblichen Stadtmagiſtrats, und die Frau Bürgermeiſterin zwar nicht mitten darunter, aber doch in der Nähe, mit irgend einer weiblichen Arbeit beſchäftigt.

Beſonders behauptete die dermalige regierende Bürgermeiſterin auf die Rathsvorbeſchlüſſe dieſes Abends einen weſentlichen Einfluß, der ſich noch aus der früheren Zeit herſchrieb, wo ſie mit Recht für die Krone der ganzen Stadt gegolten hatte. Manche, bereits vergelbte Kaffeeſchweſter ſagte damals der andern in's Ohr, daß ſie ihrem Manne, dem ſehr geſchickten Horndreher, in's Handwerk greife und wollte Aehnlichkeiten zwiſchen einigen ihrer Kinder und ein Paar dortigen Senatoren entdecken. Das alles rührte lediglich vom Neide ganz allein, wo nicht gar von ihrer beſondern Tugend her.

Potz Kinder!

Potz Kinder und kein Ende! rief, als man ſchon eine halbe Stunde am runden Tiſche von Nebendingen geſchwatzt hatte, der Bürgermeiſter Mützenkönig, ein Wort, deſſen häufiger Gebrauch die Erklärung ſeines Urſprunges nöthig macht. Wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit ſeiner Ehegattin pflegte er ſolches ehedem zu ſagen, wenn ſie ihm meldete, daß ſie ſchon wieder guter Hoffnung ſei. Späterhin, wenn die Kinder Unfug machten, bediente er ſich dieſes Sprüchworts, weniger paſſend, ebenfalls und weil der Kinderunfug ſehr häufig vorkam, ſo wurde ihm dieſe Rede dergeſtalt zur andern Natur, daß er, wenn er hitzig, oder auch nur verdrießlich wurde, ſie auch da anbrachte, wo ſie im mindeſten nicht hinpaſſen wollte.

So ſagte er auch damals: Potz Kinder und kein Ende, will denn die linke Seite heute ganz wegbleiben?

Die Demonſtration.

Längſt habe ich das mir vorgeſtellt! ſprach hier die am Ofen ſpinnende Frau Bürgermeiſterin und legte die Spindel aus der Hand. Das rührt allein von dem allerliebſten Ochſenkopfe über unſerer Hausthür her. Jetzt zeigt dir dein Mitbürgermeiſter, der Fleiſchhauer Mehrmann, daß er auch zum Rathe gehört, und ſeinen Anhang ſo gut hat, als du.

Nach manchem Hin- und Herreden, meinte die Majorität der Anweſenden, daß der heutige Beſchluß ſich ſchon gelten machen werde. Glauben ſie mir, liebe Frau Gevatter — ſprach einer der ausgezeichneteſten Senatoren, der Bäckermeiſter Purrmann — Alles wird ſich fügen und ſchicken. Unſer Kollege Mehrmann hat allzuviel gelitten unter der Schreckensregierung des ſeligen Stadtſchreibers, um unſerm gerechten Willen in den Weg zu treten. Auch ſeinem Eidam, dem Kämmerer, habe ich unſer löbliches Vorhaben mitgetheilt und ſeine ſtillſchweigende Beiſtimmung erhalten. Das heutige Wegbleiben einiger aus unſerer Mitte, iſt, wie mein Sohn, der Feldwebel, zu ſagen pflegt, eine bloße, leere Demonſtration. —

Nachrichten.

Das glaube ich wohl auch! bekräftigte der Hausherr. Potz Kinder und kein Ende, wenn ich bedenke, wie der nunmehr im Herrn ruhende Stadtſchreiber bei Lebzeiten einem ganzen, wohlweiſen Magiſtrate, ſalva venia auf der Naſe herumtrommelte, ſo kann ich durchaus nicht fürchten, daß irgend ein Mitglied unſeres Corps ſeiner Ehre ſo gram ſein ſollte, um die Beibehaltung der Stadtſchreiberſtelle für erforderlich, oder auch nur zuläſſig zu erachten. Nein, verehrte Herren und Freunde, kein Stadtſchreiber mehr in Reiffenthal!

St! rief der Senator Purrmann, nur nicht ſo laut, ſo gar laut. Mit weithin klirrenden Kourierſtiefeln dürfen wir dieſen Wahlſpruch nicht in die Welt hineinſchreien; unſer Vorhaben, keinen Stadtſchreiber mehr in hieſiger Stadt zu dulden, müſſen wir blos auf leiſen Filzſchuhen auszuführen ſuchen.

Aber die Bürgermeiſterin, aufſtützig geworden durch den ſeltſamen Einfall, die Stadtſchreiberſtelle nicht wieder zu beſetzen, hatte das Spinnrad verlaſſen und trat, an Bläſſe und Wildheit einem zürnenden Schatten gleich, beide Arme in die Seite geſtemmt, dicht zu dem Redner hinan. Liebwertheſte Frau Gevatter — fuhr der Herr Purrmann fort — ich weiß recht gut, was ſie ſagen wollen, und daß wir ihren Herrn Pathen, den Organiſten Backofen, neulich in der proviſoriſchen Vorwahl ſo gut ſchon wie zum Stadtſchreiber ernannt hatten. Allein bei näherer Erwägung und hauptſächlich zufolge eingezogener Nachrichten bei der Kanzlei der höhern Behörde in der Reſidenz, würden wir damit durchaus nicht fortkommen.

Hiſtoriſche Notizen.

Als aber auch hierdurch der böſe Dämon aus dem Geſichte der Frau Gevatter noch immer nicht weichen wollte, fuhr der Herr Senator, im Hochgefühle ſeiner geſchichtlichen Kenntniſſe, mit größter Wichtigkeit alſo fort: Allerdings beſagen uralte Schriften, daß einſt in hieſiger Stadt Reiffenthal einem Organiſten zu Vermehrung ſeines ſchmalen Einkommens zugleich die Stelle des Stadtſchreibers mit übertragen wurde. Seitdem mögen wohl eine ziemliche Zeit lang beide Stellen durch eine und dieſelbe Perſon verwaltet worden ſein. Späterhin hat der Stadtſchreiber die Organiſtenſtelle zwar auch mit erhalten, aber ſolche gewöhnlich einem Andern überlaſſen. Nun würde es freilich ſehr erſprießlich ſein, wenn wir ihrem guten Herrn Pathen, mit Einziehung eines Theils des den zeitherigen Stadtſchreibern abgereichten Jahrgehalts die erledigte Stelle zugleich einräumen könnten. Es iſt auch, ich muß es geſtehen, ein überaus lieber Mann, der eine weit beſſere Figur machen würde, als der ſelige Stadtſchreiber. Denn der, wenn er ſchrieb, hing bekanntlich immer ſo ſehr auf die eine Seite, daß die unwiſſende Bürgerſchaft häufig glaubte, das habe auf die Rathsbeſchlüſſe Einfluß gehabt. Aber, aber, wir hörten ſchon ein Vögelchen pfeifen, daß wir ihn in der Reſidenz als Stadtſchreiber nicht durchbringen würden.

Das alte Herkommen.

Die Frau Bürgermeiſterin erklärte das für die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, da der Organiſt Backofen ein überaus reinliches Händchen ſchreibe.

Ja — ſprach Herr Purrmann — das iſt ja eben das Uebel: Ein Stadtſchreiber ſoll heutzutage nicht wie vormals, wo jeder Organiſt dazu taugte, blos mit der Hand, er ſoll auch mit dem Kopfe ſchreiben, und dafür, daß er das verſteht, Univerſitäts- und andere Zeugniſſe aufzuweiſen haben. — Daher denken wir denn in unſerm allerunterthänigſten Berichte darauf anzutragen, daß zum Beſten der verarmten Kämmerei die erledigte Stadtſchreiberſtelle durch den Aktuarius ſo lange verwaltet werde, bis ein Stadtſchreiber ſich gefunden, der auch zugleich das Orgelſpiel ſelbſt übernehmen könnte. Das wird nun vermuthlich Weile haben. Wir getröſten uns übrigens der Genehmigung des Antrags ganz ſicher. Denn wir wollen uns auf das alte Herkommen berufen, welches ſchon darum, weil das Sportelweſen enge zuſammenhängt mit ihm, bei der höhern Behörde außerordentliche Protektion findet.

Der Titel.

Uebrigens, gute Frau Gevatter, — fuhr er tröſtend fort — werden wir, wie wir hier verſammelt ſind, gewiß nichts dagegen haben, wenn ihr Herr Pathe, zu dem, was er bisher von dem ſeligen Stadtſchreiber bezog, noch eine kleine Zulage erhält. Und — fuhr er, als die Hauswirthin noch immer mit finſtrer Miene den Kopf ſchüttelnd daſtand, deſto freundlicher fort — ſollte ihnen vielleicht der Titel Organiſt nicht zuſagen, wie wäre es da, wenn ihn der Rath zu ſeinem Muſikdirektor ernennte? Frau Muſikdirektorin, gelt, Frau Gevatter, das klänge wohl ſo gut wie Frau Steuereinnehmerin, oder Gleitsmannin?

Wirklich zuckte bei dieſem Worte ein Strahl der Heiterkeit durch das Geſicht der braven Frau, der aber nur allzubald wieder erloſch. Unter uns geſagt, ſie hatte die Idee, ihrem Röschen den Herrn Pathen Backofen zum Manne zu geben.

Die Furcht im Finſtern.

Die Frau Bürgermeiſterin glaubte mit Zuverſicht, Röschen ſei vermuthlich zu keiner Seele, als der alten Frau Haidekraut in der Judengaſſe gegangen, an die ihr ein Auftrag mitgegeben worden. Allein, wie geſagt, des Mädchens Sinn ſtand auf Lottchen und die Herzensergießung gegen dieſe über den jungen Fremden mit dem ſchwarzen Auge, das gerade ſo ſchön war, als das ſchwarze Pferd häßlich, welches er am Zaume führte. Daher eilte ſie unmittelbar nach verrichtetem Auftrage zu dem Kuhthore hinaus, auf den wilden Mann, an deſſen Beſitzer ihre Freundin Lottchen eben verheirathet war.

Ach Lottchen — begann ſie, als ſie das hübſche junge Weibchen allein antraf — wenn ich dich nicht zu Hauſe gefunden hätte, ſo wäre ich vergangen in meinem Elende. Es iſt doch auch gar nicht mehr hübſch, ſeit du ſo weit aus der Stadt weggeheirathet haſt und ſeit mein Vater und dein Schwiegervater ſo uneins mit einander leben, daß man allemal Nothlügen machen muß, um dich nur zu ſehen. Und ich hätte mich gar nicht herauswagen können, wüßte ich nicht, daß unſer Altgeſell alle Tage hierher kommt zu Doppelbier, weil mir ſonſt der Begleiter zurück nach der Stadt gefehlt hätte. Im Finſtern aber fürchte ich mich allzuſehr.

Fragen.

Weißt du noch, Lottchen — fuhr ſie ſeufzend fort — wie du deinen jetzigen Mann vorm Jahre beim Pfingſtſchießen an der Würfelbude zum erſten Male geſehen hatteſt und mir dann ſagteſt, daß dir gleich ganz anders geworden wäre, als ſein Blick nach dir gegangen war? Siehſt du, Lottchen, gerade ſo iſt mir's vorhin geſchehen. Wie der hübſche Menſch ſein Auge auf mich warf, war mir's doch gleich — wie ſoll ich ſagen? — als ob die ganze Welt unterginge und er allein noch übrig ſei. — Leider, kam das nachher ganz anders; die Welt blieb und der hübſche Menſch war über alle Berge. Ach Lottchen, biſt du damals glücklich geweſen — gegen mich genommen heute! Du wußteſt gleich, daß dein nunmehriger Mann Abends mit beim Schützenſchmauſe ſein würde; ich hingegen weiß auch gar nicht, wo man den lieben Menſchen wiederſehen kann

Nicht einmal nachblicken konnte ich ihm, der Mutter wegen, die mich gleich hinein in die Stube riß. Sie denkt freilich, ich würde doch noch einmal ihren Herrn Pathen, den Organiſten, heirathen. Aber da ſoll mich der Himmel in Gnaden bewahren, zumal nun, da ich den heutigen geſehen habe. Zwar wird der Organiſt — denke nur, Lottchen! — Stadtſchreiber werden, wie die Mutter meint. Ei und wenn er König würde und im Golde ſäße, bis über die Ohren, ich möchte ihn doch nicht. Jetzt, gutes Lottchen, rathe mir nur, wie ich's anfangen ſoll, daß ich den hübſchen Menſchen mir wieder aus dem Sinne ſchlage. —

Das Raubthier.

Im ſelbigen Augenblicke noch ging die Thür auf und Röschen ſah erſt eine Sekunde lang nach ihr hin, dann drückte ſie ihre beide blauen Augen in Lottchens ſcharlachrothes Halstuch und ſprach: Ach Gott, wie wird mir nur mit Einem Male!

Natürlich ſchrie bei dieſem Ausrufe die theilnehmende Freundin hoch auf und der Eingetretene lief eiligſt zu. Doch kaum hatte Lottchen, um nur gleich in die Kammer nach dem Schauerſchen Balſam zu ſpringen, die Halbbewußtloſe inzwiſchen der Sorgfalt des jungen Mannes anvertraut und er ſie feſt in ſeinen Armen gehalten, ſo ſchlug ſie auch ſchon die Augen wieder empor. Da ſchien ſie erſt zu glauben, ſie blickte mitten in den Himmel hinein, beſann ſich aber gleich wieder, daß es nur das Geſicht des nämlichen jungen Mannes war, der vorhin vom Markte aus nach dem Fenſter zu ihr hinaufgeſprochen hatte. Ob ihr aber ſchon bei der holden Freundlichkeit ſeines Geſichts auf der Stelle der Vers wieder einfiel, den ſie erſt am Sonntage in der Kirche mitgeſungen:

Er iſt ja kein Bär, noch Leue,
Der ſich nur nach Blute ſehnt.

ſo machte ſie ſich dennoch gerade ſo angelegentlich von ihm los, als ob wirklich ſolch ein Raubthier ſie in den Klauen hätte.

Der verlorne Grund.

Lottchen eilte eben zurück und fragte: Was fürchteſt du dich denn ſo, mein gutes Röschen? Es iſt ja unſer Vetter Karl. Gott Lob und Dank übrigens!

Dazu netzte die Mitleidvolle die Finger mit der Flüſſigkeit aus dem Gläschen, das ſie mitbrachte, und beſtrich die Schläfe der Wiederhergeſtellten, ſie im neuen Wohlſein, wo möglich, noch mehr zu befeſtigen.

Röschen hatte freilich in gewiſſer Rückſicht mit ihrer Angſt ganz Recht. Das war der Weg ſchwerlich zu Ausführung ihres Vorſatzes, ſich den neuen Bekannten aus dem Sinne zu ſchlagen, denn vor dem abgeſchabten grünen Mantel hatte ſie vorhin den ſchönen Wuchs gar nicht wahrnehmen können, über den ihr Blick jetzt nur dann und wann ſchnell und leiſe, wie man mit der Hand über den Pelz eines vergitterten reißenden Thieres fährt, von dem man fürchtet, es könne plötzlich ſie wegſchnappen, hinſtreifte. Uebrigens war der Grund, ſich ihn aus dem Sinn zu ſchlagen, verloren gegangen. Sie hatte es ja nur darum thun wollen, weil ſie nicht hoffen konnte, jemals wieder mit ihm zuſammen zu kommen.

Warum und wie?

Hör' einmal, Röschen — ſo ſprach, wie jetzt Vetter Karl wieder hinausgegangen war, ihre Freundin lächelnd und hob dazu den Finger drohend auf — ich weiß noch ſo gut, als ob's heute geweſen wäre, wie mir das Blut zu Geſicht ſtieg, als ich mit meinem Manne zum erſten Male zuſammenkam und wie ich ihn da gar nicht anſehen konnte, und doch auch wieder anſehen mußte und wenn es mein Leben gekoſtet hätte! Als vorhin dein purpurrothes Geſicht wie Feuer auf meiner Bruſt brannte, fiel mir gleich mein damaliger Zuſtand wieder ein und dann vollends, als ich dich dem Vetter gegenüber ſah. Er iſt's — dabei bleibe ich — der zu dir vom Markte nach dem Fenſter hinauf geſprochen hat.

Warum hätte Röschen ihrer lieben Vertrauten das verſchweigen ſollen und wie hätte ſie es verſchweigen können?

Liſon.

Ach — ſagte Lottchen — iſt das ein guter Menſch, der Vetter Karl!

Röschen horchte hoch auf. Dann erzählte ihr Lottchen erſt von der ungeheuren Gelehrſamkeit, die er auf der Univerſität eingeſammelt, wie er darauf als Freiwilliger mit nach Frankreich gemußt, was für Heldenthaten ihm dort das allgemeine Ehrenzeichen erworben und wie mild und gut er ſich auch gegen die armen friedlichen Bewohner des Feindeslandes erwieſen hätte. Einer ſeiner Kameraden habe das, vor wenig Tagen erſt, ihr und ihrer Mutter ausführlich erzählt.

Ja — fuhr Lottchen fort — den Mädchen in Frankreich iſt der hübſche, kindgute Deutſche auch gar nicht bitter vorgekommen.

Das kann ich mir denken! platzte Röschen heraus.

Nun, nun — ſprach ihre Freundin lächelnd — ſeufze mir dabei nur nicht gleich ſo gar tief; denn ſein Herz hat er wieder mit in's Vaterland zurückgebracht. Nahe dran aber mag es geweſen ſein, daß er's der niedlichen Liſon in Chatillon gelaſſen hätte.

Ach, tauſend, ja hunderttauſend Ohren wünſchte ſich Röschen in dieſem Augenblicke, um nur keinen Laut zu verhören von der Geſchichte, die ihr eben mitgetheilt werden ſollte.

Vielleicht.

Der damalige Kamerad des Vetters — fuhr Lottchen fort — hat es uns nicht genug beſchreiben können, was das für ein nettes, zierliches Weſen iſt, die kleine Liſon in Chatillon. Vetter Karl hat es auch ſelber wohl eingeſehen und der Kuß, den er ihr beim Abſchiede in der Eltern Beiſein auf die Stirn gedrückt haben ſoll und die Thränen im Auge der lieblichen Perſon und im Auge der Eltern ſelbſt, ſollen ihm auf dem Rückmarſche noch manchmal eingefallen ſein. Wer weiß auch — ſetzte ſein Kamerad hinzu — ob er nicht Ernſt gemacht hätte. Denn Liſon's Eltern waren treffliche Menſchen und die Ehrlichkeit ſelbſt. Es plagte uns damals aber die einfältige Marotte, daß kein ächter Deutſcher eine Franzöſin heirathen dürfe. Späterhin iſt vielleicht über ſeine Vorliebe zu dem Mädchen Gras gewachſen. —

Alſo?

Ohnſtreitig galt das ach! welches jetzt zwiſchen Röschens ſchmalen Lippen hervorhauchte, dem unglückſeligen Vielleicht der letztern Worte. Das Geſchenk der größten und üppigſten Wieſe in der Welt würde ihr gewiß lange, lange nicht ſo viel Freude gemacht haben, als das winzigſte ächte Pröbchen von dieſem Graſe.

Und — fuhr Lottchen fort — trotz ſolchen vortrefflichen Eigenſchaften iſt der arme Vetter doch ſehr unglücklich. Denn nun er wieder auf die Univerſität gegangen und bei der Prüfung unglaubliches Lob eingeerntet hat, fehlt es ihm am Beſten, nämlich an dem, was unumgänglich Noth thut zum Fortkommen im Lande, am Zeugniſſe für ſeine guten Sitten.

Alſo? — fragte Röschen und die Rede erſtarb ihr im Munde und ihre Augen ſahen ſo traurig drein, als ob ihr ſo eben Vater und Mutter auf einmal begraben worden wären.

Barmherzigkeit.

Doch Lottchen ergriff freundlich ihre Hand und ſprach: Nein, gutes Kind, wirf deshalb um's Himmelswillen keinen Verdacht auf ſeine Lebensart: daß dieſe muſterhaft zu nennen iſt, muß ihm der Neid laſſen. Allein wie das im Kriege geht, es haben ſich Kameradſchaften zuſammen gethan und er ſoll der Vorſteher einer ſolchen geweſen ſein. Weil man nun glaubt, daß manche dieſer Vereinigungen — worunter aber, darauf wollte ich gleich einen Eid ablegen, des guten Vetters Orden gewiß nicht mit gehört — gefährliche Dinge beabſichtigen, ſo verweigert man ihm, wie Allen, mit ihm in gleichem Falle, das Sittenzeugniß.

Und Vermögen haben ihm ſeine, durch die Laſten der Einquartierung ganz heruntergekommenen Eltern auch ſo blutwenig hinterlaſſen können, daß ihm ſchon jetzt ſo gut wie gar nichts übrig bleibt. Gleichwohl zeigt er ſich ſo barmherzig und beſchämte erſt vorhin, als er hier ankam, durch die Gabe, die eine arme Blinde von ihm erhielt, einen recht wohlhabenden Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, der die Alte zur Thür hinaus werfen wollte.

Die vorſichtige Unſchuld.

Von zwei allerliebſten ächten, wenn ſchon nicht orientaliſchen Perlen, welche dabei Röschens Augen ſchmückten, mochte ohnfehlbar die eine der Freude und die andere dem Schmerze gelten. Es war ja wahrhaftig höchſt erfreulich, daß ein ſo hübſcher freundlicher Menſch auch ſo ein hübſches, freundliches Herz hatte! Um ſo mehr war es aber auch zu beklagen, daß, wenn es ihm nun einmal mit dem Sittenzeugniſſe ſo konträr gehen ſollte, das Schickſal ihm obendrein die Hände ſo leer ließ. Denn ſo viel wußte das gute Kind ſchon von dem Weltlaufe, daß man mit leeren Händen nirgend gern geſehen wird, am allerwenigſten aber ein Freier, der bei ihren Eltern um ſie anhalten wollte.

Auch dieſen Fall nämlich mochte die kleine vorſichtige Unſchuld ſchon ein wenig in das Auge gefaßt haben. —

Auswanderung.

Lottchen mußte ſelber mit dem weißen Tüchlein über ihre Augen fahren, ehe ſie, von der Freundin ſichtbarem Antheile begeiſtert, fortfuhr. Und wohin, Röschen, glaubſt du wohl, daß er jetzt gegangen iſt?

Je weniger aber die Gefragte das errathen konnte, um ſo lieber hätte ſie eben hierüber Auskunft gehabt.

Draußen im Stalle iſt er! ſprach Lottchen.

Wohl bei dem häßlichen, alten Rappen, den er an der Hand hatte, als er über den Markt kam?

Eben bei dem! die Geſchichte mit dem Pferde muß ich dir doch noch erzählen. Die wird dir ausnehmend gefallen: Gar ermüdet war Vetter Karl von der Univerſität bis nach ſeiner Heimath gekommen; denn er hatte die Reiſe zu Fuß gemacht, Tag und Nacht hindurch, ohne ſich einige Erholung zu gönnen. Weil ihm nun dort zur guten Aufnahme das Sittenzeugniß überall fehlte und ſeine Verwandten und Gönner, die ſchon glaubten, er werde ihnen zur Laſt fallen, ihn deshalb noch mit Vorwürfen überſchütteten, ſo dachte er der ihm ſo unfreundlichen Vaterſtadt auf der Stelle den Rücken zu kehren.

Feuersgefahr.

Nach ſeiner Erſchöpfung aber durch die frühere Fußwanderung, fragte er bei einem Pferdeverleiher nach dem Miethpreiſe eines Pferdes bis hierher. Der Mann wollte aber gar zu hoch hinaus für des Vetters Umſtände. Endlich ſagte er indeſſen doch: damit ſie meine Bereitwilligkeit ſehen, ihnen zu helfen, ſollen ſie ein Pferd für ſo und ſo viel haben. Auf ſein Aeußeres dürfen Sie freilich nicht zu ſehr Rückſicht nehmen, auch müſſen Sie darauf gefaßt ſein, es zuweilen mit Sporn und Gerte zu ſtrafen, wenn es etwa allzu faul werden ſollte.

Somit führte er den Vetter in ſeinen Stall. Vetter Karl erſchrak da ordentlich vor dem abgemagerten Thiere und ſchüttelte den Kopf. — Ja, ſprach der Verleiher achſelzuckend, wie das Geld, ſo die Waare. Schon wollte der Vetter fortgehen, da ſah ihn das ausgehungerte Thier wie klagend an. Und er betrachtete es noch einmal und ſprach zum Verleiher: wäre der Rappe nicht ſo ganz furchtbar heruntergekommen, ſo würde ich ihn für den nämlichen halten, auf dem ich einſt den erſten Ritt in meinem Leben verſucht habe. — Leicht möglich — antwortete der Verleiher, das Pferd gehörte wirklich in ſeiner ſchönen Zeit dem Herrn Juſtizrathe, ihrem Oheim.

Und — ſchaltete die Erzählerin ein, das ſind Vetter Karls eigene Worte — und als ob es hier gegolten hätte, in der Ehre dieſes Vetters, der ihn im jetzigen Mißgeſchicke unter allen Verwandten gerade am ſchnödeſten hehandelt, die Ehre ſeiner Familie zu retten, ſo fragte er ſogleich, was der Rappe koſten ſolle, wenn er ihn kaufe. Der Verleiher, aus dem Feuer des Fragenden den Ernſt der Frage ſchließend, forderte ohnſtreitig eine viel zu große Summe, ließ auch an derſelben nur wenig nach. Der Vetter ritt ſchon aus dem Hauſe auf dem Thiere, da rief ihm der Käufer noch nach: Der beſte Rath, den ich ihnen auf den Weg geben kann, iſt: Strafen ſie das Pferd fleißig, damit es guten Willen bekommt. Der Vetter bemerkte gegen mich, nur allzugern hätte er den Rathgeber für einen ſo böſen Willen gegen das ohnehin hartgeſtrafte Thier mit der Gerte tüchtig gezüchtiget.

Nach der erſten Stunde ſchon ward Vetter Karl inne, daß er die Reiſe weit beſſer und ſchneller zu Fuße, als auf ſolch einem Pferde hätte machen können, und hatte es daher auch größtentheils geführt. Gleichwohl iſt er damit kaum bis hier heraus gekommen! Iſt das aber nicht ein recht ſchöner Zug vom Vetter Karl, daß er, ſogar in ſeiner Armuth, ſich dieſes Thieres auf ſolche Weiſe annahm? —

Ach, Röschen war ſo entzückt davon, ſo entzückt, daß, als der Vetter jetzt wieder in die Stube trat, ſie an ihren Blicken recht zu hüten hatte, wenn nicht die Funken ihres glühenden Herzens daraus hinüberfliegen ſollten zu ihm. —

Nein.

Und die Gluth ihres Herzens loderte noch ſtärker empor, als er ſeinem Mühmchen eine recht herzliche Freude darüber kund that, daß das arme Thier nun endlich doch wieder von der Krippe Notiz nahm, von der es Anfangs gar nichts hatte wiſſen wollen.

Ja — ſagte er jetzt, ſich an Röschen wendend — wenn das Haus, aus deſſen Fenſter ſie ſchauten, ein Gaſthof geweſen wäre, ſo hätte ich gar gern dort einkehren mögen, dem Thiere zu Gefallen, dem der Weg bis auf den wilden Mann faſt zu viel wurde.

Dem Thiere zu Gefallen! Röschen, die bis dahin geglaubt hatte, er ſei auf dieſe Einkehr halb ihr und halb ſich ſelbſt zu Gefallen bedacht geweſen, hätte vielleicht den Ausdruck übel nehmen können. Aber nein! daß die Einkehr ihr auch mit zu Gefallen geſchehen wäre, meinte ſie ohnehin aus ſeinem Auge ſchon geleſen zu haben. Dazu war es ihr, als ob ſie dem armen, elenden Pferde ſelbſt mit gut ſein müſſe, weil es ſolch ein Gegenſtand ſeiner Sorgfalt geworden.

Die Beſtie.

Ein Herr in Mitteljahren, vom Anſehn wohlerhalten und gut gekleidet, auf einem ſtattlichen Fuchſe, ſtieg vor dem wilden Manne ab und kam dann auch in die Stube. Während Lottchen die von ihm beſtellte Flaſche Wein herbeiholte und Abendbrod für ihn bereitete, ließ ſein Auge den Vetter Karl und Röschen keine Sekunde los, und das wirkte wie ein böſer Zauber auf die vielen Worte, welche beide einander ſo gern geſagt hätten; kein einziges wagte ſich ihnen auf die Lippen.

Das iſt ja wohl — begann endlich der Fremde — der Herr, den ich vor Kurzem in der Stadt bemerkte? Richtig, ſie ſind es. Sie führten ein Pferd mit ſich, ein heilloſes Thier. Sagen ſie mir um Gotteswillen, wo ſind ſie zu ſolch einer Beſtie gekommen?

Darlegung der Umſtände.

Vetter Karl erzählte hierauf, aber nur ganz kurz und flüchtig, wie er aus Mitleid mit dem Pferde und damit nicht in deſſen letzten Tagen die Hand eines Fühlloſen und derjenigen, die im Sinne deſſelben handelten, allzuhart auf dem ausgedienten Thiere laſte, daſſelbe erkauft habe.

Ei, ei — ſagte kopfſchüttelnd der Fremde — dergleichen ſind warlich keine Rathkäufe. Wer's in der Welt zu etwas bringen will, der wenigſtens darf ſich nicht auf ſolche Händelchen einlaſſen. Vielleicht aber ſind der Herr mit Glücksgütern ſchon reichlich genug verſehen, und dann kann man ja wohl einmal ſo eine freundliche Schnurre mitmachen.

Karl äußerte ſcherzhaft, daß die Glücksgüter juſt ſein Fach eben gar nicht wären.

Noch ſchlimmer, mein lieber Herr! Indeſſen ein einträgliches Aemtchen, oder Ausſichten darauf, das kann dafür ſchadlos halten.

Leider — antwortete Karl — ſind auch meine Ausſichten ſchon dahin!

So frühzeitig?

Die Art von Vorwurf in des Fremden Miene machte, daß der junge Mann durch eine kurze Darlegung der Umſtände ſich von allem böſen Verdachte befreien zu müſſen meinte.

Vorurtheile.

Als beſorge der Wohlhabende ſchon, daß der Allzufreigebige vielleicht gar auf den böſen Einfall gerathen könne, ihn um Unterſtützung anzugehen, ſo zog er ſich, ziemlich finſter ausſehend, mit ſeinem Eſſen, welches Lottchen jetzt hereinbrachte, nach einem benachbarten Tiſche zurück, die jungen Leute ihrem Schickſale überlaſſend.

Eine Stunde ſpäter, als es ſchon dunkel war, verließ er das Haus wieder. Zuvor aber ſchien er doch dem Vetter Karl eins anhängen zu müſſen, und ſagte: Zu guter Letzt, junger Mann, will ich ihnen noch eine Lehre geben, die reichliche Zinſen eintragen kann. Sorgen Sie für das Erſte hübſch für ſich ſelbſt, ehe Sie an Andere denken. Erzählen Sie auch Niemanden die rührende Hiſtorie mit dem alten Pferde. Denn ob man ſchon heutzutage hier und da das ſogenannte Mitleid mit den Thieren unter die Tugenden zählen will, ſo lachen die Vernünftigen doch über dergleichen Vorurtheile, die zu gar nichts führen können.

Glaubensbekenntniß.

Die laute Lache des Hinwegreitenden ſcholl noch von außen in die Fenſter, und Vetter Karl bedauerte ſehr, daß er den Fühlloſen ſo gutmüthig mit ſeiner ganzen betrübten Lage bekannt hatte machen können, ja er bedauerte jedes Wort, das an ihn verloren gegangen war. Röschen aber zeigte ſich noch einmal ſo böſe, als er, auf den Barbaren und beſtürmte Lottchen mit Vorwürfen, daß ſie ihn nicht aus dem Hauſe hatte werfen laſſen.

Ei — verſetzte die — das iſt eben die ſchlimme Seite unſerer Handthierung, jede ungeſchlachte Rede anhören, und dazu nicht nur ſchweigen, ſondern wenn's nicht allzutoll wird, obendrein ein freundliches Geſicht machen zu müſſen. Im Uebrigen aber — fügte ſie hinzu — befinde ich mich deſto beſſer. Zwar ſitzen wir nichts weniger, als im Ueberfluſſe, mein Mann und ich, wenn man indeß einander ſonſt gut iſt, ſo trägt ſich das Uebrige, man glaubt es gar nicht, wie leicht.

Das glaube ich gern! ſprach Röschen, wie ungehalten, daß die Freundin ſie auch ſolch eines gottloſen Unglaubens bezüchtigen wollte, ſah den Vetter Karl an, der ſich ebenfalls laut zu ihrem Glauben bekannte und wurde dann roth, wie eine Mohnblume, über ein ſo unvorſichtig ausgeſprochnes Glaubensbekenntniß.

Allerlei Kreuz und Unruhe.

Die Wirthsſtube füllte ſich immer mehr mit Menſchen an, die ſich an einem großen Tiſche beim Ofen zuſammenſetzten, während Lottchen und Röschen in einer Ecke der Stube recht emſig näheten, und dabei vom Vetter Karl manches Neue aus dem Feldzuge vernahmen. Der Name Liſon lag Röschen noch immer äußerſt ſchwer auf dem Herzen. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob das Gras auch recht gut fortgekommen ſei, das über ſein Andenken an dieſe niedliche Franzöſin gewachſen ſein ſollte. Allein auf die Lippe brachte ſie den Namen nicht. Gern hätte ſie Lottchen gebeten, ihn mit der hübſchen Ausländerin aufzuziehen. Doch der hatte die Unruhe darüber, daß ihrem abweſenden Manne, der ſchon vor Abend hatte heimkehren wollen, ein Unglück könne begegnet ſein, nach und nach allen Muth zu ſolchen Scherzen benommen. Dazu mußte ſie, eben weil er fehlte, deſto mehr ſelbſt mit zugreifen und ihre Nähterei und den Tiſch im Winkel endlich ganz im Stiche laſſen.

Der Repräſentant.

Schon neun Uhr? rief Röschen erſchrocken, als der benachbarte Wandſeiger ſchlug, packte ſchleunigſt ihre Arbeit zuſammen und erſuchte die eben herzukommende Freundin, doch ja den Altgeſellen aus ihres Vaters Werkſtatt zu bitten, daß er ſie nach Hauſe begleite. Aber, o Unglück, Röschens Vorausſetzung, daß der Menſch gewiß, wie gewöhnlich, mit den vielen Leuten am großen Tiſche die Tabackswolke zu unterhalten ſtrebe, vor der kein Menſch in der Stube den andern mehr erkennen konnte, war ganz unrichtig. Gerade dasmal hatte der Altgeſell ſich nicht eingeſtellt. Selbſt ihrer Freundin war es ein Räthſel.

Ach Gott — ſagte Röschen weinerlich ihr in's Ohr — nun kann ich den Weg nach der Stadt mutterſeelen allein zurückgehen!

Aber Vetter Karl mußte ſcharfſichtig wie ein Taubſtummer ihr die gewiß unhörbare Frage, aus der ängſtlichen Miene geleſen haben, denn er erbot ſich ſogleich, den Altgeſellen, in Rückſicht ihres Heimgehens, zu repräſentiren.

Wiederverein.

Gott behüte und bewahre! ſagte Röschen, der Müdigkeit gedenkend, worüber er früher gegen Lottchen geklagt hatte. Es mußte auch des Mädchens wirklicher Ernſt ſein, ſeine Begleitung nicht anzunehmen. Denn während Vetter Karl nach ſeinem Hute ging, war ſie ſchon zur Hausthür hinaus.

Kaum aber hatte die Furchtſame in größter Eil endlich das Stadtthor erreicht und ließ ſich auf dem dieſem zunächſtſtehenden Straßenſteine nieder, um nur von ihrer Parforcejagd ein wenig Athem zu holen, ſo war auch der ihr nachgeeilte Vetter Karl bei ihr und ließ ſich's nicht nehmen, ihr vollends das Geleit in ihrer Eltern Haus zu geben.

Nacht- und Morgenſchrecken.

Aber der hübſche Abend im wilden Manne und dann vom Kuhthore an bis nach Hauſe, hatte dem guten Röschen gar bittere Frucht getragen. Die ganze Nacht über war ſie aus einem Fiebertraum in den andern geworfen worden. Das eine Mal, wie ſie ſchon im Brauttanze mit dem Vetter Karl gar anmuthig den Saal des Schießhauſes auf und nieder flog, ſtieg plötzlich aus dem Fußboden ein überaus reizendes Mädchen herauf, die Arme nach Röschens Tänzer und Bräutigam ausſtreckend. Da ließ er die Braut plötzlich los, zog mit dem zärtlichen Ausrufe: Liſon, meine Liſon! die Andere an ſein Herz und ſie walzten zur Thür hinaus, alle übrige Paare hinterher, nur ſie war, wie feſtgebannt, allein auf dem Flecke, und als ſie nun aufwachte, keine Spur mehr von dem ganzen Vorfalle, als die Thränen, welche ſie dabei geweint hatte und die noch immer ihr über das Geſicht rannen. Bald darauf hatte ſie ſich in einer Dorfkirche, ohne einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, trauen laſſen, und weil ſich mit der Verheimlichung der Sache, ſogar vor den Eltern, der Lärm eines geräuſchvollen Hochzeitfeſtes nicht vertrug, ſo hatte der vorſichtige Traum die blendenden Brautbetten in ein Gemach geſetzt, das unmittelbar an die Sakriſtei anſtieß. Wie ſie nun aber vom Altare weg in die Thür wollten, da erſchien in dieſer plötzlich ihre Mutter, eine Ruthe in der Hand, groß wie ein Stallbeſen, legte das ſechzehnjährige Töchterchen in ihrer Wuth, gleich einem Flederwiſche, über den linken Arm und würde ein furchtbares Exempel an ihr ſtatuirt haben, wenn Röschen in ihrer zweifachen Herzensangſt nicht den ganzen Traum glücklich entzweigeſchrieen hätte.

Und nachdem das ſo hart geplagte Kind endlich gegen Morgen wieder eingeſchlafen, jedes frühere Hinderniß ihres Vereins mit dem Vetter Karl völlig beſeitiget und eben das Licht ausgelöſcht werden ſollte, fühlte ſie ſich auf einmal heftig am Arme gepackt und ſah unmittelbar darauf in das finſtre Auge ihrer Mutter, welche ſie eine Langſchläferin ſchalt, und fragte, ob ſie denn ganz vergeſſen hätte, daß Markttag ſei, und der Einkauf beſorgt ſein wolle?

Die ſpitzige Naſe.

Mittags über Tiſche war die Frau Bürgermeiſterin in dem beunruhigten Gedanken, daß der Organiſt nicht Stadtſchreiber werden ſollte, zwar immer noch nicht gut, aber doch viel beſſer gelaunt, als während des Vormittags. Kaum waren daher die Geſellen und Lehrburſchen vom Tiſche aufgeſtanden, o fing Röschen, die ſchon längſt gern gehört hätte, ob die Mutter vielleicht nunmehr endlich einmal richtigere Anſichten bekommen, alſo an: Geſtern, liebe Mutter, habe ich ſie einmal überaus böſe geſehen!

Die außerordentlich einnehmende Freundlichkeit ihrer Tochter aber bei dieſer Aeußerung machte, daß ſie lachend fragte: Bei welcher Gelegenheit denn?

J, wie der junge Mann mit dem alten Rappen kam und bei uns Quartier ſuchte.

Doch dieſe Erinnerung regte der Mutter plötzlich die ganze Galle auf. Ja — ſagte ſie — das zeigte deine Klugheit wieder einmal im hellſten Lichte. Statt dem Burſchen die Wege zu weiſen, rufſt du mich gar erſt noch herzu.

Aufrichtig, liebe Mutter, ich konnte es nicht über mein Herz bringen. Der Menſch ging gar zu gut mit dem kranken, häßlichen Pferde um, und obendrein war er auch ſo hübſch.

Hübſch? rief die Bürgermeiſterin. Herr meines Lebens, einen Mantel hatte er, dem man ſeine vormalige Farbe gar nicht mehr anſah.

Der Mann ſelber aber, gute Mutter, ſeine Figur!

Ach, was Figur! Dünn aufgeſchoſſen, wie ein Hopfenſtengel und ſo mager, ſo mager! Wahrhaftig ſeine Naſe war ſo ſpitzig, daß ich ſie gleich durch das Oehr meiner großen Stopfnadel bringen wollte.

Blick zum Himmel.

Lachend fiel der Bürgermeiſter ein: War ich denn nicht gerade ſo, als ich zu dir auf die Freyte kam?

Eben drum — antwortete die Bürgermeiſterin — mit ſo ausgehungerten Leuten hat man kein Glück und wenn einmal künftig der Freier um unſere Roſe ſo ausſieht, wie der, ſo kann er ſich nur immer die Anfrage bei mir erſparen. Solche hagere Perſonen lieben nichts ſo ſehr, als Zank und Streit, wogegen mit den beſſer Beleibten ſchon eher ein Auskommen iſt. — Ich meine das im vollen Ernſte! fnhr ſie fort, als hier ihr Gatte hoch auflachte. Es liegt auch in der Natur der Sache. Einem friedliebenden Menſchen gedeiht Eſſen und Trinken, ein zänkiſcher aber wird bei dem beſten Appetit immer ein Storch bleiben. Beweiſt denn das nicht ſchon dein Beiſpiel allein?

Potz Kinder und kein Ende! — rief da der Bürgermeiſter, den Blick zum Himmel gekehrt. — Wenn ich, der Hagere, zänkiſch bin, wie nenne ich denn da die Wohlbeleibten, gleich dir?

Segelſtreichen.

Nimmermehr wenigſtens — verſetzte ſie — hätte ich ſolch einer Lumperei wegen, wie das Zeichen über der Hausthür iſt, mit dem Bürgermeiſter Mehrmann Händel angefangen.

Angefangen! rief der Beſchuldigte. Iſt denn nicht Mehrmann der Anfänger geweſen?

Ei — antwortete ſie — der Ochſenkopf iſt das Zeichen ſeines Handwerks, du zwangſt ihn daher dazu. Und — nun frage ich dich, iſt es denn, abgeſehen von dem böſen Umſtande, daß uns ſolche überlaufen werden, die unſer Haus für einen Gaſthof anſehen, ſo gar angenehm, unter dem Zeichen des Ochſenkopfes zu wohnen? Sollte nicht vielmehr ein vernünftiger Menſch den Ochſenkopf jederzeit ſo weit von ſich entfernen als möglich, heh?

Wie du's verſtehſt! antwortete hier der Bürgermeiſter in einem Tone, vor dem ſeine Ehefrau allezeit die Segel ſtrich, weil ſie aus Erfahrung wußte, daß dann jede Einwendung gefährlich war.

Reſultat.

Das Zeichen über der Thür — fuhr er mit finſterm Brummen fort — ſollte auf mein Gewerbe und auf die Bürgermeiſterwürde zugleich hindeuten. Aber was verſteht die

Einfalt davon? Die weiß freilich nicht, daß der Stier das Sinnbild der Stärke iſt, und daß der Bürgermeiſter, potz Kinder und kein Ende, ſich als der Stärkſte in der Stadt erweiſen muß! —

Mit dieſen Worten verließ er die Stube und warf hinter ſich die Thür grimmig zu.

Das Reſultat von Allem war,' daß die Hausfrau ihren ganzen Unmuth an dem armen Röschen ausließ, die ohnehin ſchon an dem mütterlichen Urtheile über den Vetter Karl zu tragen genug hatte.

Der willkommene Bär.

Drei Tage hatte Röschen, allemal bald nach Sonnenuntergange, die Mutter gebeten, ſie zu Rocken gehen zu laſſen; es werde gewöhnlich in Geſellſchaft mehr fertig, als zu Hauſe allein; wo freilich in der Regel ein ſehr ſchläfriges Wetter graſſirte. Die Mutter war nicht dagegen geweſen. Denn das erſtemal ging Röschen zur verwittweten Stadtſchreiberin, einer ſehr ordentlichen Frau, das zweitemal zu Amtspachters Finkchen, einer ſchon betagten Jungfer, gegen die ſich auch nichts einwenden ließ, und das drittemal zu Salzverwalters Ausgeberin, einer geſchickten, ordentlichen und ſittſamen Schulmeiſterswittwe. Alle drei ſaßen in der Kirche ſehr weit von der Frau Bürgermeiſterin Mützenkönig und kamen auch ſonſt nicht mit ihr zuſammen; ein ſehr guter Umſtand, den Röschen bei ihren Beſuchen mit berückſichtigen zu müſſen glaubte. Sie war nämlich ſo gewiſſenhaft, um nicht einmal gern eine Nothlüge ohne Noth machen, und auf der andern Seite doch auch den Rechten ihres Herzens nichts vergeben zu wollen. So ging ſie denn allezeit wirklich erſt ein halbes Viertelſtündchen zu den genannten Perſonen, um dann recht zum Kuhthor hinaus zu eilen, damit ſie noch vor eintretender Dämmerung auf dem wilden Manne anlangen möchte. Herein nach der Stadt, das wußte ſie nun, fehlte ihr der Begleiter niemals, und daß der Altgeſelle, wie ſie nun fand, den wilden Mann, wegen eines Bären, den er dort angebunden hatte, gerade jetzt ganz unbeſucht ließ, konnte ihr unter den nunmehr eingetretenen Umſtänden eher willkommen, als unangenehm ſein.

Sämmtliche drei Abende.

Mit einem Worte: Alles ging am Schnürchen. Am erſten dieſer drei glücklichen Abende war bereits ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen den beiden angehenden Liebenden gegen Welt und Schickſal und alles Mögliche abgeſchloſſen worden. Lottchen, als Zeugin dabei, hatte auch ihr Freudenthränchen mit hineingeweint und zu den Luftſchlöſſern, welche das Pärchen bis weit in den Himmel hinein ſich für ſeine Zukunft aufbauete, treulich Handlangerdienſt verrichtet.

Am zweiten Abende war die Rede hauptſächlich auf die niedliche Liſon zu Chatillon gekommen und da dem armen Röschen noch bei Schlafengehen ein Skrupel in dieſer Angelegenheit aufgeſtiegen.

Aber auch dieſen Skrupel hob der Abend völlig.

Wuth.

Bei der diesmaligen Heimführung aber zündete ein Blitzſtrahl aus dem heiterſten Himmel das neueſte, ſchönſte Luftſchlößchen den guten Kindern über ihren Köpfen an. Und das ging ſo zu: Röschens Herr Pathe, der Kämmerer, war juſt wie Röschen gegen Abend nach dem wilden Manne hinaus eilte, ihr von daher entgegen gekommen. Aber das Mädchen, damals nichts im Kopfe habend, als den wilden Mann und jenen Skrupel, lief eiligſt bei ihm vorbei, ohne ihn gewahr zu werden, ſo daß er lange ſtehen blieb, ſie mit dem Auge bis in die Thür des wilden Mannes verfolgend. Sein Erſtes, nach der Rückkehr in die Stadt, war daher ein Gang zur Frau Bürgermeiſterin Mützenkönig. Liebe Frau Gevatter — begann er — was fehlt denn meiner Jungfer Pathchen?

Nichts, Gott lob, als vielleicht ein wenig Sitzfleiſch.

Das muß ſein! denn eben rannte ſie draußen vorm Kuhthor auf der Straße nach dem wilden Manne ſo vor mir vorüber, als ob ihr der Kopf brenne.

Wohl kaum möglich, Herr Gevatter. Denn ſie iſt zu Rocken in der Stadt und ſitzt dasmal gewiß dort in aller Ruhe.

Allein der Kämmerer behauptete das Gegentheil, weshalb ſich denn die Bürgermeiſterin auf der Stelle in Salzverwalters Behauſung begab. Dort aber hieß es freilich, daß Röschen ſich zwar richtig eingeſtellt, aber kein Bleiben gehabt habe.

Man kann ſich vorſtellen, in welche Wuth darüber die leicht aufbrauſende Bürgermeiſterin gerieth.

Die Pulvermine.

Nichts ahnend von dieſem Allen brachte ungefähr ein Stündchen ſpäter der glückliche Karl Röschen nach Hauſe und dachte eben an der Thür ſich beſcheiden mit dem Küßchen in Ehren zu verſehen, deſſen Erinnerung ihm den einſamen Rückweg nach dem wilden Manne verſüßen ſollte, als plötzlich, wie eine Pulvermine, die hinter der Hausthür lauſchende Mutter hervorſprang, die Tochter zurückſchleuderte, und dem Heimführer ſtatt der warmen Lippen, wornach er lechzte, den kalten Glasknopf, der zuvor unter ihrer Schürze verborgen gehaltenen Blendlaterne dicht vor den Mund hielt.

Und gerade, daß der junge Mann nicht, wie ein ertappter Strauchdieb das Haſenpanier ergriff, als er nach manchen harten Reden vernahm, wen er vor ſich hatte, gerade das legte die Bürgermeiſterin ihm als eine beſondere Frechheit aus.

Ungewöhnlicher Handel.

Noch weit ärger würde es dem armen Röschen ergangen ſein, wäre nicht, ſeitdem die Mutter von Salzverwalters wieder zurück war, ein ganz eigner, günſtiger Umſtand eingetreten. Sie fand nämlich da gerade den reichen Henkel bei ihrem Manne, der um Röschens Hand für den Gerichtsverwalter auf ſeinem Gute Kührewitz anſuchte. Schon ſeit langer Zeit ſtand der Bürgermeiſter in Verbindung mit Herrn Henkel. Die beſten Ochſenhörner bezog er aus ſeinem Rindviehinſtitute und hatte in ihm immer einen reellen Mann gefunden. Daher glaubte er ihm zwar auf ſein Wort, daß der junge Gerichtsverwalter geſund und auch ſonſt von recht guter Qualität ſei. Allein, gerade wie bei den Ochſenhörnern, den Handel abzuſchließen, ohne daß weder er, noch die hauptſächlichſte Mitintereſſentin, ſeine Tochter, den Gerichtsverwalter zuvor geſehen hatte, hielt er doch für ſehr ungewöhnlich.

Uebereinkunft.

Ja — ſagte Herr Henkel achſelzuckend — entweder, — oder! Mein Gerichtsverwalter iſt jetzt abweſend. Ich habe mir vorgenommen, für ihn in jeder Hinſicht zu ſorgen und ihn unter anderm auch eine Frau, juſt, wie man Kindern ein Weihnachtgeſchenk überreicht, zu beſcheeren. Natürlich mußte ich da etwas recht Hübſches für den jungen Mann ausſuchen und das glaube ich in ihrem niedlichen Töchterchen gefunden zu haben. Schlagen ſie ein, Herr Bürgermeiſter! vielleicht bietet ſich ihnen im ganzen Leben nicht wieder eine ſo gute Gelegenheit für ihr Kind.

Alles recht ſchön, verehrter Herr Henkel — verſetzte Röschens Vater. Wie nun aber, wenn die Chriſtbeſcheerung dem jungen, vielleicht ſchon mit einer Braut verſorgten Manne (denn in ſolchen Fällen ſind die jungen Leute heutzutage eilig genug!) nicht gefiele? Oder auch umgekehrt, wenn der junge Mann dem lebendigen Geſchenke nicht anſtünde?

In beiden Fällen — antwortete der Gutsbeſitzer — verſtehe ich mich zu einer Entſchädigungsſumme, die ſie gewiß anſtändig finden werden?

Wirklich war dieſe, die er nannte, ſo bedeutend, daß der Bürgermeiſter gar kein Bedenken mehr hatte, und lächelnd ſagte: Ja, dann bin ich's zufrieden. Nur den Zwang haſſe ich in dergleichen Dingen.

Große Einigkeit.

Bis jetzt hatte die Bürgermeiſterin ſtill nachſinnend dabei geſtanden. Nun aber begann ſie: Alles mit Unterſchied, lieber Mützenkönig; auch der Zwang hat mitunter ſein Gutes. Aber der Vater, nein, der muß nicht wählen wollen in ſolchen Dingen für die Kinder. Das Auge der Mutter weiß am Beſten zu beurtheilen, ob ein Mann ſo beſchaffen iſt, daß er der Tochter gefallen ſollte oder nicht. Kinder ſind und bleiben Kinder, und wie man ihnen die Ruthe aufzwingen muß zu ihrem Beſten, ſo auch häufig den Mann und die Frau. Aber die Mutter, Herr Henkel, die muß daher nothwendig den Mann zuvor geſehen haben.

Verdrießlich wendete ſich der Bürgermeiſter hinweg um eines eben hereintretenden Käufers willen, während Herr Henkel die Unterhandlungen mit ſeiner Frau heimlich fortſetzte. Er mußte die rechte Weiſe, ſie zu überzeugen, getroffen haben. Denn in Kurzem war ſie über ſeinen Heirathsantrag ſo ſehr mit ihm und ihrem Manne einverſtanden, wie ſie ſolches mit letzterm vielleicht ſeit ihrem Brautſtande kein einziges Mal geweſen.

Elterliche Erklärungen.

Dank Gott — ſprach daher ſpäterhin die Mutter, nachdem ſie dem Heimführer der Tochter die Hausthür vor der Naſe zugeſchlagen hatte — daß inzwiſchen der Himmel auf anderm Wege für dich geſorgt hat. Es würde dir jetzt ſchlimm ergehen, wenn nicht dergleichen Narrheiten nun von ſelbſt aufhören müßten. Du biſt nämlich die Braut des Gerichtsverwalters zu Kührewitz und kannſt dich immer auf die nahe Hochzeit gefaßt machen.

Ja, ja! — fuhr die Mutter fort, als Röschen mit ein paar Augen ſie anſah, wie etwa einen Menſchen, an dem ſich mit Einem Male Spuren des tollſten Wahnſinnes zeigen — Es iſt allerdings wahr, daß du dein Glück durchaus nicht verdienſt. Mache mir aber auch nur wieder einen Streich, wie heute, und du ſollſt ſehen! —

Der aus der Werkſtatt zurückkehrende Bürgermeiſter wollte ebenfalls wiſſen, was das für ein Streich geweſen ſei, und ſprach, als er's gehört hatte: Potz Kinder und kein Ende! So können wir ja Gott danken, daß ſich die gute Gelegenheit gefunden hat, den Zeiſig loszuwerden. Das aber, Roſe, ſage ich dir, thue gut in Kührewitz, oder komme mir im ganzen Leben nicht wieder unter die Augen!

Der letzte Wille.

Was der Menſch nur an Thränen von ſich geben kann, das weinte das arme Röschen gewiß in der halben Stunde, die noch bis zum Schlafengehen übrig blieb. Dann aber war ihr beſſer bei der Zuverſicht, daß ſie ſolch einen unnatürlichen Zuſtand gewiß nicht die ganze lange Nacht hindurch ertragen könne. Als daher eben der Vater wie gewöhnlich noch einmal im Hauſe herumging, nachzuſehen, ob ſich kein Dieb eingeſchlichen habe, und die Mutter zur Zubereitung auf den folgenden Tag in der Küche war, riß ſie ein noch unbeſchriebenes Blatt Papier aus ihrem vormaligen Schulſchreibebuch, ihren letzten Willen aufzuſetzen.

„Liebe Eltern — ſo lautete er — vergeben ſie mir, wie ich auch Jedermann vergebe, und beruhigen ſie ſich wegen meines frühen Todes. Das einzige nur bitte ich, daß Nachricht davon hinaus in den wilden Mann komme, damit Jemand von dort mich zu Grabe hinaus begleiten kann. Uebrigens werde ich auch noch in der Ewigkeit ſein ihre treue Tochter Roſine.“

Dieſes Teſtament befeſtigte ſie mit einer Stecknadel an der Mutter Nähkiſſen und fühlte ſich dann unendlich beruhigt.

Gewaltſame Maaßregeln.

Deſto troſtloſer war Röschen am folgenden Morgen, als ſie, ſtatt in der Ewigkeit, noch mitten in der zeitherigen irdiſchen Umgebung erwachte. Der Zettel auf der Mutter Nähkiſſen, den ſie in ihrer Troſtloſigkeit ganz vergeſſen hatte, zog ihr nur neue Leiden zu, weil ſie darüber gar eines gegen ihr Leben gefaßten Vorſatzes verdächtig wurde. Denn beide, Vater und Mutter, behaupteten nach einem, nur allzuſcharfen, Examen, daß ſie ſo unvernünftig nicht ſei, um glauben zu können, ſie werde ſchon daran ſterben, daß man ihr nur einen Mann zugedacht hätte. Es wurde ihr daher alles Stech- und Schneidewerkzeug weggenommen und ſie überhaupt wie eine verrückte Perſon eingeſperrt und behandelt.

Zwiſchenereigniſſe.

Daß der Maſthammel wirklich mit Tode abging, und auch der für den Abend nach der Rathswahl feſtgeſetzte, gewöhnliche Schmaus von der Mehrheit des Senats deprecirt wurde, nahm die Frau Bürgermeiſterin für zwei ſehr ſchlimme Vorbedeutungen und war darüber gewaltig alterirt. Wirklich ſchlug auch der verhängnißvolle Wahltag zum größten Mißvergnügen des Bürgermeiſters Mützenkönig aus. Sein Mitbürgermeiſter und Gegner hatte nämlich unbegreiflicher Weiſe den größten Theil der Rathsmitglieder auf ſeine Seite gebracht. So drang man denn darauf, daß die Stadtſchreiberſtelle längſtens binnen Jahr und Tag wieder beſetzt ſein müſſe.

Abrede.

Herr Henkel wartete ſchon in der Werkſtatt des Bürgermeiſters Mützenkönig, als dieſer im äußerſten Unmuthe dort ankam und auch gar nicht im Stande war, deſſen Urſache vor dem Gaſte zu verheimlichen.

Hm — ſprach Herr Henkel — wie wenn es mir gelänge, der Sache doch noch einen erwünſchten Ausſchlag zu verſchaffen? Sie wiſſen, daß der Bürgermeiſter Mehrmann ſeine Maſtochſen hauptſächlich aus meiner Anſtalt bezieht. Wie wenn ich zu ihm ginge und ihn bewegen könnte, meinem Gerichtsverwalter in Kührewitz als künftigen Stadtſchreiber ſeine Stimme zu geben? Auf dieſe Weiſe hätte doch ihre Familie die Stelle beſetzt und ihrer eigenen Tochter würde die Sache auch zu ſtatten kommen.

Allerdings ließ ſich das hören. Ja — ſprach der Getröſtete — wenn Sie das bewirken können, verehrter Herr Henkel!

Ich hoffe wenigſtens. Uebrigens würde meine Uebereinkunft mit Ihnen, wegen ihrer Tochter, ihm vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müſſen.

Haupthinderniß.

Dem Bürgermeiſter Mützenkönig vertrieb dieſer Gedanke, je mehr er über ihn nachſann, immer beſſer alle vom Rathhauſe heimgebrachten ſchwarzen Grillen. So, meinte er, müſſe ſein Gegner, Mehrmann, ſich in der Folge gerade am empfindlichſten verletzt fühlen.

Als aber gegen Abend Herr Henkel wiederkam, brachte er, leider, wie er ſagte, die Nachricht des völligen Mißlingens mit. Unglücklicher Weiſe ſei ihm gerade der Umſtand der Verlobung des Gerichtsverwalters mit Röschen entſchlüpft, und da wären auf Einmal die Unterhandlungen ſo gut, wie abgebrochen geweſen. Der Bürgermeiſter Mehrmann habe auch ausdrücklich erklärt, daß, ſo lange der goldene Ochſenkopf über der Mützenkönigſchen Hausthür dem Fleiſcherhandwerk gleichſam Hohn ſprechen dürfe, er auch gewiß dem Intereſſe der Mützenkönigſchen Familie entgegen ſein werde, aus allen Kräften.

Umarmung.

Nach einer langen Berathung, zu welcher die Frau Bürgermeiſterin mitgezogen wurde, ließ ſich der Bürgermeiſter endlich von der Wahrheit überzeugen, daß ein lebendiger Stadtſchreiber als Schwiegerſohn doch wohl die reichlichſte Entſchädigung wäre für den todten Ochſenkopf an ſeinem Hauſe.

Und kaum ein halbes Stündchen ſpäter brachte Herr Henkel den Bürgermeiſter Mehrmann herzu und die beiden Väter der Stadt lagen einander freundlich in den Armen.

Alles das geſchah unten in der Werkſtatt, welche der blaue Montag, den es eben gab, von allen fremden Augen und Ohren gereiniget hatte.

Die beſſere Geſtalt.

Endlich mußte auch Röschen hinunter in die Werkſtatt. Auf der Treppe noch machte die Mutter, welche ſie holte, ihr die Hölle recht heiß, wiſchte noch unten vor der Thür mit dem Schürzenzipfel eine Thräne, nicht eben auf die zarteſte Weiſe, aus dem Auge des armen Kindes, ſetzte ihm dann die Fauſt auf die Stirn und ſprach: daß du um Gotteswillen keine Späne machſt! Auf wen willſt du denn warten, dummes Ding, wenn dir unſer künftiger Herr Stadtſchreiber zu ſchlecht iſt?

Aber alle Ermahnungen fruchteten nichts. Beim Eintreten erſchrak Röschen nur um ſo mehr, als ſie in Herrn Henkel, den man ihr in der letzten Zeit ohne Aufhören als einen ganz koſtbaren Mann gerühmt hatte, denſelben Reiter wieder erkannte, der in ſeiner Fühlloſigkeit dem Vetter Karl draußen auf dem wilden Manne mit dem guten Herzen, das er dem armen Rappen bewieſen, ſo aufgezogen hatte.

Bald aber erhielt die Sache eine beſſere Geſtalt, wie jetzt der Gerichtsverwalter ſelbſt hereintrat, und das kein anderer Menſch war, als der Vetter Karl ſelber.

Erläuterung.

Herr Henkel hatte damals, als Vetter Karl den kranken Rappen am Zaume über den Markt zu Reiffenthal geführt, das aus dem Fenſter ſeines Ochſenkäufers, des Bürgermeiſters Mehrmann, mit angeſehen. Gerade die Milde des jungen Mannes mit dem Thiere hatte ihn bewogen nachzuſchleichen. So war er Zeuge des Geſprächs zwiſchen ihm und Röschen am Fenſter geworden. Späterhin wieder zu Pferde auf der Straße, hatte er Karln an der Thüre des wilden Mannes wahrgenommen und nähere Bekanntſchaft mit ihm, beſonders auch darum zu machen gewünſcht, weil ſein Anzug nicht eben von Wohlhabenheit zeugte und Herr Henkel gern geſehen hätte, ob, wenn er ihm näher auch ſo gefiele, wie von weitem, vielleicht etwas für ihn zu thun ſei.

Im Gaſthofe nun war ſeine Theilnahme an dem jungen Manne immer gewachſen, ſeine und Röschens gegenſeitige große Neigung hatten ihm nicht verborgen bleiben können, und er, nach eingezogener näherer Erkundigung über das Mädchen, ſogleich beſchloſſen, ſich des Pärchens anzunehmen. Seiner gleichzeitigen Nachforſchung auf der Univerſität war bald die Auswirkung des Sittenzeugniſſes gefolgt. Und jetzt erſt trug er ihm die Gerichtsverwalterſtelle in Kührewitz an.

Allerlei Geheimniſſe.

Die Frau Bürgermeiſterin Mützenkönig ſtaunte freilich gar ſehr, als ihr künftiger Schwiegerſohn und der ſpitznäſige Heimführer ihrer Tochter, den ſie damals mit dem Knopfe ihrer Blendlaterne, grauſam genug, abgeſpeiſt und ſonſt allerlei Dinge geſagt hatte, die nicht zu den Artigkeiten gehören mochten, nur eine Perſon waren. Doch kam ihr, unter dieſen Umſtänden, ſeine Naſe bei weitem nicht mehr ſo ſpitzig vor, wie damals. Auch meinte ſie vermuthlich, kann mein armes

Kind ſie vertragen, ſo kann ich es ja wohl auch. Ueberhaupt gefiel ihr der junge Menſch viel beſſer als zuvor.

Die geheimen Artikel des Traktats zwiſchen der Bürgermeiſterin und Herrn Henkel an jenem Abende, wo dieſer den überraſchenden Heirathsantrag that, durch welchen Röschens Mutter auch ſobald für die Sache gewonnen wurde, verlauteten jetzt ebenfalls. Herr Henkel hatte ihr nämlich damals ſchon zugeſagt, daß ſein Juſtitiar Stadtſchreiber und der Ochſenkopf wieder vom Hauſe weggenommen werden ſollte. Seine ſehr genaue Verbindung mit den bedeutendſten Rathsmitgliedern machte, daß er die Zuſage wohl geben konnte. —

Nach einer geheimen Uebereinkunft zwiſchen den beiden, ſich nun wieder herzlich liebenden, Bürgermeiſtern ſollte die Veränderung über der Mützenkönigſchen Hausthür, um der Stadt das Kopfbrechen wegen der Voranſtalten dazu und manches unnütze Raiſonnement zu erſparen, einmal in einer Mondſcheinnacht bewirkt werden, nachdem alles hierzu hinlänglich vorbereitet war.

Zweifache Deutung.

Ein Jahr verging dem Pärchen, wie den Eltern, in ſüßer Hoffnung. Ein einziger Unfall von Bedeutung ereignete ſich, und das war der Tod des Pferdes, das gewiſſermaßen allein Karls und Röschens Glück gemacht hatte. Denn ohne des jungen Mannes rühmlichen Antheil an dem Schickſale des armen Thieres würde der wackere Herr Henkel ſchwerlich auf ihn aufmerkſam geworden und nichts von all' dem Guten, welches daraus hervorging, zu Stande gekommen ſein.

Als endlich die Beſtätigung des neuerwählten Stadtſchreibers, deſſen Fleiß, Geſchicklichkeit und Uneigennützigkeit als Gerichtsverwalter zu Kührewitz in der ganzen Gegend geprieſen wurden, aus der Reſidenz angekommen und er ſchon förmlich eingeſetzt war, ging auch die Hochzeit vor ſich.

Und wer am Morgen nach dieſer bei dem Mützenkönigſchen Hauſe vorüber kam, der ſtaunte auch, daß ſich in der einzigen Vollmondnacht der Ochſenkopf über der Thür in ein Paar verſchlungene Hände verwandelt hatte, welche eine zweifache glückliche Deutung geſtatteten.

Gottlob Ernſt Schulze

ward am 23. Auguſt 1761 zu Heldrungen in Thüringen geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie und Philoſophie, und wurde daſelbſt ſowohl Diaconus an der Schloß- und Univerſitätskirche, als auch zugleich Privatdocent in der philoſophiſchen Facultät und Doctor der Weltweisheit. 1788 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Helmſtädt, und blieb daſelbſt bis zur Aufhebung der Univerſität. 1810 wurde er in gleicher Eigenſchaft nach Göttingen berufen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt und am 14. Januar 1833 geſtorben iſt.

Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Wittenberg, 1788—90. 2 Bde.

Aeneſidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphiloſophie, nebſt einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. Helmſtädt, 1792.

Einige Bemerkungen über Kant's philoſophiſche Religionslehre. Kiel, 1795.

Kritik der theoretiſchen Philoſophie. Hamburg, 1801. 2 Bde.

Die Hauptmomente der ſkeptiſchen Denkart über die menſchliche Denkart in „Bouterwek's neuem Muſeum der Philoſophie" Bd. 3, Heft 2, 1805.

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Göttingen, 1814; 3. Aufl. 1824.

Grundſätze der allgemeinen Logik. Helmſtädt, 1829; 4. Aufl. 1832.

Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen, 1813.

Pſychiſche Anthropologie. Göttingen, 1816; 3. Aufl. 1826.

Ueber die menſchliche Erkenntniß. Göttingen, 1832.

Ein ſcharfer und gründlicher Denker, bemühte ſich S., obwohl ſtreng genommen Eklectiker, durch das Syſtem eines natürlichen Realismus, den er aus dem Scepticismus entwickelte, den Idealismus vorzüglich zu bekämpfen. Sein Streben erwarb ihm großen Ruf, aber keine Anhänger, und er ſteht mit demſelben allein da.

Johann Daniel Schulze

ward am 22. Juli 1777 zu Naumburg geboren, ſtudirte zu Leipzig, wo er ſich auch als Privatdocent der Philoſophie niederließ und promovirte. 1804 ward er als Conrector an das Lyceum zu Luckau berufen und verwaltete hier ſpäter das Rectorat, bis er 1820 als Schuldirector nach Hamm, und 1822 als Director des dortigen Gymnaſiums nach Duisburg berufen wurde, woſelbſt er noch wirkt.

Geſchichte der leipziger Univerſität im Laufe des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1802.

Literaturgeſchichte der ſämmtlichen deutſchen Schulen und Bildungsanſtalten. Leipzig, 1804. 2 Thle.

Einige Schulreden. Leipzig, 1819 u. 30. 2 Bde.

Entlaſſungsrede. Lübben, 1822; und andere einzelne Reden.

Ein tüchtiger Schulmann in jeder Hinſicht, wirkte S. auch im weiteren Kreiſe durch ſeine trefflichen Schulreden, welche bei allen Pädagogen Anerkennung fanden.

Heinrich Adolf Schümberg,

zu Bautzen, wahrſcheinlich im Jahre 1787 geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte und wurde in Bautzen Oberamtsadvocat. Seine Neigung zum Kriegsweſen führte ihn jedoch den franzöſiſchen Fahnen zu und er kehrte, nachdem er in Spanien mitgefochten hatte, als franzöſiſcher Rittmeiſter nach Sachſen zurück. Anfangs lebte er auf ſeinem Familiengute Hainichen bei Bautzen, darauf zog er ſich, unter dem angenommenen Namen Belawet der Schriftſtellerei zugewandt, nach Kamenz zurück, wo er noch verweilt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Das Königreich Neapel, aus dem Franzöſ. Leipzig, 1820—21. 2 Thle.

Erinnerungen aus Spanien. Dresden, 1823.

Gemälde aus der Geſchichte des ottomaniſchen Reichs. Dresden, 1824. 2 Thle.

Spanien, nach A. Rabba. Dresden, 1826. 27. 3 Thle.
Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. Dresd., 1827.
Manuſcript vom Jahre 1812, aus dem Franzöſiſchen des Baron Fain. Leipzig, 1827. 2 Thle.
Suſanna oder die Gefallſüchtige, aus dem Franzöſiſchen. Leipzig, 1828. 2 Bde.
Feſtſpiel zur Geburtsfeier des Prinzen Friedrich Auguſt Albert. Kamenz, 1828.

Eine treffliche Darſtellungsgabe, gute vielſeitige Kenntniſſe und in ſeinen Erzählungen gute Erfindung der Situationen und feſte Characterzeichnung haben ſeinen Schriften viele Freunde erworben.

Johann Gottlieb Schummel

ward am 8. Mai 1748 zu Seitendorf in Schleſien geboren, lebte längere Zeit ſeit 1771 als Lehrer am Kloſter Unſerer Lieben Frauen zu Magdeburg und darauf an der Ritteracademie zu Liegnitz, bis er als Doctor der Philoſophie und Profeſſor der Beredſamkeit, ſo wie der griechiſchen Sprache an das Eliſabethanum zu Breslau berufen ward, wo er am 24. December 1813 ſtarb.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland. Wittenberg, 1770—72. 3 Thle.
Luſtſpiele ohne Heirathen. Wittenberg, 1772.
Kinderſpiele und Geſpräche. Leipzig, 1776—77. 2 Thle.
Fritzens Reiſe nach Deſſau. Leipzig, 1776.
Spitzbart. Leipzig, 1779.
Wilhelm von Blumenthal. Leipzig, 1780—81.
Der kleine Voltaire. Leipzig, 1785. 2. Ausg.
Das blinde Ehepaar. Breslau, 1788.
Reiſe durch Schleſien. Breslau, 1792.
Das Duell, Luſtſpiel. Wittenberg, 1773.
Scheich Sadi's perſiſches Roſenthal, nebſt Lokman's Fabeln. Wittenberg, 1785. 2. Aufl.

S. lieferte zu ſeiner Zeit die beſten ſatyriſchen Romane, welche wir Deutſchen aufzuweiſen haben, nur ſind die Thorheiten, welche er damals mit großem Witz und reicher Kraft und Gewandtheit verſpottete, wie z. B. die Weltverbeſſerungsſucht und die Freigeiſterei, ſo gänzlich verſchollen, daß ſeine Romane eben dadurch auch ihr Intereſſe für uns verlieren mußten.

Johann Balthaſar Schuppe

ward am 1. März 1610 zu Gießen geboren und bezog ſchon im funfzehnten Jahre die Univerſität Marburg. Er hörte philoſophiſche und theologiſche Collegia, riß ſich aber bald von den Hörſälen los, um auf Reiſen die ächte Weisheit zu finden. Durch die Kriegszeiten bald aufgehalten, bald wider ſeinen Willen hier- und dorthin verſchlagen, blieb er endlich in Roſtock in vertrauter Freundſchaft mit Peter Laurenberg und wurde daſelbſt 1631 Doctor der Philoſophie. Von dort indeß wieder vertrieben und über Lübeck nach Hamburg, ſowie von hier nach Bremen flüchtig, ging er nach Marburg, wo er eine Zeitlang Vorleſungen hielt, bis er vor der Peſt entweichen mußte. Er reiſte nun nach Holland zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. 1635 nahm er die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit in Marburg an; wurde 1641 Licentiat und 1645 Doctor der Theologie, nachdem er 1643 zum Prediger des deutſchen Ritterordens gewählt war. Im Jahre 1646 ernannte ihn der Landgraf Johann von Heſſen-Darmſtadt zu ſeinem Hofprediger, Conſiſtorialrathe und Inſpector der Kirchen und Schulen zu Braubach, und man rühmte am Hofe ſeine Freimüthigkeit, ſowie ſeine Weltklugheit. Er ward ſelbſt zu diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, die er mit großem Beifall ausführte. Im Jahre 1649 ward er zugleich nach Augsburg und Hamburg berufen. Er folgte dem letzteren Rufe und wurde in demſelben Jahre, unter dem Jubel der Gemeine, in der Jacobikirche ordinirt. Seine mit allerlei Scherz und Schwank gewürzte Predigtweiſe zog ihm manche bittere Anfeindung zu und durch dieſe tief gekränkt und verſtimmt, ſtarb der ſonſt lebensfrohe Mann, von der Welt abgeſchieden, ſchon am 20. October 1661.

Lehrreiche Schriften, herausgegeben von ſeinem Sohne *Joſt Burchard Schuppe.* Frankfurt a. M., 1684. 1701. 1719. 2 Thle. 8.
(Darin: *die Krankenwärterin, der geplagte Hiob, Sabbathſchänder, Lucidor, die ehrbare und ſcheinheilige Hure, Aurora, Salomo, Corinna, der Bücherdieb, der Hauptmann zu Capernaum, u. ſ. w.*)

Ueber S. urtheilt Küttner ſehr treffend in ſeinen Characteren deutſcher Dichter und Proſaiker S. 155 fgd.: die wunderliche Miſchung des Ernſten und Burlesken in S's Schriften fällt anfänglich auf. Man wundert ſich, wie geiſtliche Lieder, Predigten, gelehrte Abhandlungen und Satyren voll Poſſenreißerei und freier Scherze ſo bunt durcheinander da liegen. Aber man überſchlage die frommen und ernſthaften Aufſätze, die meiſt ſchlecht und mit lateiniſchen Floskeln und ſchaalen Wortklaubereien überdeckt ſind; man leſe die ſatiriſchen allein, und ſie werden gefallen. Zwar reicht S. nicht an Moſchenroſch ſeinen Zeitgenoſſen; aber einige Ungezogenheiten und Uebertreibungen abgerechnet iſt der Vortrag dieſes Schriftſtellers beluſtigend. Er hat ſehr ſchlau die Menſchen beobachtet, über die er ſpottet; er beſitzt Einſicht und Erfahrung in Welthändeln, einen aufgeweckten Kopf, ſchlichten, guten Menſchenverſtand und eine boshafte Laune. Die rauhe, ungeſchliffene Sprache macht es leider ſchwer, alle dieſe rühmlichen Eigenheiten ſeines Geiſtes mit Wohlgefallen aufzuſpüren.

Fabul-Hanß *),

Oder:

Eine ſchöne anmutige Predigt, von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzelet hat, Jud. 9. Dem Hoch-Ehrwürdigen, Groß-Achtbaren und Hochgelehrten Herrn Menoni Hannekenio, Der H. Schrifft weitberümbten Doctori, der Kirchen zu Lübeck hoch-verdienten Superintend. Meinem inſonders Hochgeehrten und Hochgeneigten Herrn, Vettern und Paten, wünſche ich ſamt deſſen gantzem Hauſe alles zeitliches und ewiges Wolergehen.

Hoch-Ehrwürdiger, Groß-Achtbarer- und Hochgelehrter, mein inſonders Hochgeehrter und Hochgeneigter Herr, Vetter und Pate:

Ich werde berichtet, daß zu Lübeck ein Geſchrey erſchollen ſey, daß drey Tractätlein wider Antenorn ſollen gedruckt werden, deren eins genannt werde Examen juxta legē & Evangelium, das andere der Geiſt Crobyle einer alten Huren, das dritte, der geiſtliche Eulenſpieger, Antenorn zu ehren und zu lieben, befihlet mir GOtt. Und wenn ich kein Chriſt, ſondern ein Hayd wäre, ſo würde mich die Natur darzu antreiben.

---

*) Aus „Lehrreiche Schrifften, Deren ſich beyds Geiſt- als Weltliche ꝛc. von *Joh. Balthaſ. Schuppen.* Frankfurt an Mäyn, 1677.“

Ich habe gehofft, ſolche gottloſe Leut, welche in Schafskleidern daher gehen, und inwendig reiſſende Wölffe ſind, würden einmal auffhören wider ihn zu wüten und toben. Weil ich aber vernehme, daß ihre Boßheit je mehr und mehr wachſe, als wil ich hinfüro Antenorn der ſeine Zeit in höhern Dingen anwenden kan, die Mühe abnehmen, und ſolchen Kerlen mit Gottes Hülff antworten, und das Maul ſtopffen. Ich bin zwar noch jung, und E. Hoch-Ehrw. wiſſen am beſten, wie viel Jahr verfloſſen ſeyn, nachdem ſie mich auß der H. Tauff gehoben, und nach ihrem Namen mich genennet haben. Ich höre, daß der Autor deß Examinis juxta legem & Evangelium ein Mann ſey von einem groſſen Bart. Allein ich wil vor ſeinem Bart mich nicht entſetzen, wenn er auch ſo groß wäre als ein Schlacht-Schwerdt, ſondern wil mit GOTTES Hülffe ſehen, wie ich mit ihm zu recht kommen könne. Ich bitte ihn aber, wann er ein ehrlicher Mann, und ein guter Chriſt iſt, er wolle ſeinen rechten Nahmen und Zunahmen bei dieſes Tractätlein ſetzen, damit ich wiſſen könne, mit wem ichs zu thun habe, und einem jeden einen Hering braten könne, nachdem der Mann iſt. Ich wil ihm mit Höfligkeit und Beſcheidenheit begegnen, und alles der Censur vornehmer Theologorum unterwerffen, ehe es in Druck kommet. Ich ſchwöre bey meiner Ehr und Redligkeit, daß ich und mein Bruder Joſt Burchard hiebevor in dieſer Sache keine Feder angeſetzet haben, und daß wir die Unſchuld Antenors nicht geſchrieben haben, wie uns etzliche Schuld geben. Sondern es hat es ein vornehmer Hofmann gethan an einem vornehmen Fürſtl. Hof, von welchem Antenor ſaget, daß er ihm unter tauſend Freunden, welche ihn mit Undanck belohnet haben, kaum die geringſte Wohlthat erwieſen habe, und ſich demnach nicht genugſam verwundern könne, was ihn zu ſolcher Treu und Affection auffgemuntert habe. Wann ich und mein jüngerer Brüder etwas hinfüro ſchreiben werden, ſo wollen wir unſere Namen darbey ſetzen. Ich bitte unterdeſſen E. Hoch-Ehrw. gantz dienſtlich, ſie wollen mich in dieſem fall treulich informiren, ob das eben eine Todſünde ſey, daß ein Theologus auß guter intention eine Fabul erzehle, dem gemeinen Mann dadurch eine gute Lehr beyzubringen? Ich vernehme, daß Antenorn vorgeworffen werde, die Fabuln ſeyen in den Sächſiſchen Kirchen-Ordnungen und in GOTTES Wort, ſonderlich in der erſten an Timoth. am 4. verboten. Allein was die Kirchen-Ordnungen anlanget, die ſind gemacht worden zur Zeit der Reformation D. Lutheri, da haben unſere Theologi mit dem Wort Fabul geſehen auff der Papiſten Legenden von den verſtorbenen Heil. von ihren falſchen Wunderwercken und anderen Lügen, dadurch das Fegfeuer iſt erbauet worden, welches den Papiſten bißhero ſo viel eingetragen hat, als dem König in Hiſpanien die Silberflotte. Was Paulum anlanget, der 1. Timoth. 4. ſagt: Der ungeiſtlichen und altvätteliſchen Fabulen entſchlage dich: Da halte ich davor, Paulus habe damit geſehen auff die alte Jüdiſche Weiber, welche ihren Kindern allerhand Mährlein erzehlen: Als zum Exempel, wenn ein Menſch ſterbe, ſo komme er wieoerum in das Paradiß, daraus Adam und Eva vertrieben, da werde es luſtig hergehen, da werde man eßen, trinken, tantzen ꝛc. Welche und dergleichen Fabuln mein ſeliger Großvater Doctor Helvicus aus ihrem Talmut in Teutſche Sprach verſetzet hat, dieſe Fabuln wurtzelten endlich alſo ein, daß auch die Alten, welche in ihrer Kindheit dieſe Mährlein gehöret hatten, dieſelbige ſo hoch hielten, als wenn es Moſes und die Propheten geredet hätten. Salome mag wol eine gute Frau geweſen ſeyn, allein ohne Zweiffel iſt ihr in ihrer Kindheit die Opinion beygebracht worden, was der Meſſias für ein groſſer Herr ſein werde, wie er das gantze Jüdiſche Volck werde groß machen, und zu Ehren bringen. Weil ſie nun ſahe, daß Chriſtus der wahre Meſſias ſeye, und ihr mit Blut-Freundſchaft ſo nahe verwandt ſeye, da kam ſie zu ihm, und bate, daß er ihre beyde Söhne vor andern befördern wolle, und wollte den Einen in ſeinem Reich laſſen ſitzen zu ſeiner Rechten, den Andern zu ſeiner Lincken, das iſt, er wolle aus den einen etwa einen Reichs-Marſchall, aus dem andern einen Reichs-Cantzlar machen. Dieſe Einbildung iſt vielleicht entſtanden aus den Fabuln und Mährlein, welche Salome in ihrer Kindheit von den alten Weibern gehöret. Weil nun Timotheus auch ein junger Menſch war, und vhne Zweiffel von ſolchen Fabuln gehöret hatte, als ſchrieb Paulus an ihn, daß er ſich derſelbigen enthalten ſolle: Daß ſonſten alle paraboliſche Reden, Gleichnüſſen oder Fabuln in Gottes Wort allerdings verboten ſeyen, das kann ich nirgend finden. Warum hat der H. Geiſt auffzeichnen laſſen die Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet? Warum hat er auffzeichnen laſſen die Fabul, welche Nathan dem König David erzehlet? Warum ſagte Nathan nicht alsbald, König David, du biſt ein Mörder und Ehebrecher, und dei Mörder und Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben, ſondern erzehlete ihm erſtlich eine Fabul von dem Schaaff? Warum hat der Sohn GOttes, der Meiſter mit der gelehrten Zungen, der gewaltig predigte, und nicht wie die Schrifftgelehrten, eine ſolche Art zu predigen gebrauchet, wie Moſes und die Propheten, ſondern hat die vornehmſte Articul deß Glaubens, die vornehmſte Geheimniß, in allerhand ſchönen Parabeln und Gleichniſſen vorgeſtellet, indeme er ſaget: Es ging ein Säemann aus zu ſäen ſeinen Saamen, ꝛc. Das Himmelreich iſt gleich einem Haußvater, der außgieng Arbeiter zu miethen in ſeinen Weinberg, ꝛc. Matheſius ſagt recht und wol, die Allegorien und Gleichnüſſen beweiſen und gründen keinen Articul deß Glaubens, ſondern dienen darzu, daß die gegründete Articul, als in einem Gemählde, den Einfältigen deutlicher vor die Augen geſtellet, und illuminirt werden. Es ſcheinet, daß Antenors Verfolgere nicht recht verſtehen das Wort Fabul, und ich wolte wündſchen, daß ſie möchten leſen, die ſchöne Oration, welche der hochgelehrte Marcus Zuerius Buxhornius in Leiden gehalten hat, de sapientia Aesopi, und daß ſie leſen möchten bey dem alten Ehrwürd. Bachanten-Tröſter Ambr. Calepino, was eine Fabul ſeye. Ich erwarte hiervon E. Ehrw. hochvernünfftiges judicium. Befehle dieſelbige mit allen ihren liebſten Hochangehörigen in den Schutz Jeſu Chriſti, und bitte Gott demüthig und inbrünſtig, Er wolle E. Hoch-Ehrw. der Chriſtl. Kirchen zu Aufnehmung und Erweiterung, Ihrer vornehmen Familien zu Nutz und Troſt, und mir zu einer ſonderbahren Freude, viel Jahr lang bey beſtändigen Leibes-Kräfften erhalten, und ihr geben alles, was ihr eigen Herz contentiren kan. Ich werde bis in mein Grab verbleiben Ew. Hoch-Ehrw. Gehorſamſter und treueſter Diener und Sohn

ANTON MENO SCHUPPIUS.

Geliebte Freunde im HERRN, nachdem wir die Berg-Predigten auff dieſem eurem Berg-Feſt etliche Jahr her verrichtet, wollen wir heut in Doctor Luthers Hiſtorien fortfahren, und der Zeit ihr Recht thun, und damit wir etwas luſtiges und liebliches für uns nehmen, und deſto bequemer von dem Herrn Doctor Eſopo reden können, ſolt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der heilige Geiſt in ſeine heilige Bibel hat auffſchreiben, und auff uns bringen laſſen.

Da Jothan, Gideons und Jerubbaals Sohn, die Judenſchafft ſtraffen wolte, daß ſie ſeines Vatern, ihres treuen Regenten, ſo bald vergaſſen, und ſich greulich an ſeinen 69. Söhnen vergriffen, und einen loſen Mann zum Regenten aufwarffen, ſagte er ihnen dieſe Fabul, welche am 9. Capitul deß Buchs der Richter durch den H. Geiſt auffgeſchrieben iſt.

Höret ihr Männer zu Sichem, ſpricht Jotham, daß euch Gott wieder höre: Die Bäume wollten einen König über ſich ſalben und ſprachen zum Oelbaum: Sey unſer König, aber er antwortete, ſol ich meine Fettigkeit laſſen, die beyde Gott und Menſchen an mir preiſen, und über die Bäume herrſchen? Da es der Oelbaum alſo abſchlug, lieſſen ſie es an Feigenbaum gelangen, der weigerte ſich auch den undanckbaren Bäumen zu willfahren, ſol ich meine Süſſigkeit und gute Früchte laſſen, und über die Bäume ſchweben? Darauff ſprachen die Bäume zum Weinſtock: Sey du unſer König, er antwortete, ſoll ich meinen Moſt laſſen, der Gott und Menſchen frölich machet, und ein Regent über euch ſeyn? das iſt mir nicht zu rathen. Darum wehlten die Bäume den Dornſtrauch. Iſts wahr, und meynet ihrs ernſtlich, daß ich euer Herr ſoll ſeyn, ſagt der ſtachlichte Regent, ſo kommt und vertrauet euch alle unter meinen Schatten, wo nicht, ſo gehe Feuer aus dem Dornbuſch, und verzehre die Cedern Libanon. Diß iſt Jothams Fabul, deß weiſſen Mannes und groſſen Regenten, und lieblichen Heylandes in Iſrael, Gideons Sohn, die ich euch erzehle, damit ihr ſehet, daß der H. Geiſt ihm auch die Weiſſe gefallen läſſet. Wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden, undanckbaren und ungeſchlachten Leuten predigen, und daß die Weiſeſten auff Erden, beyde unter Juden und Heyden, auch in der Chriſtenheit, ſich ſehr gerne auff dieſe Art befliſſen, und die höchſte Weißheit, nach Gottes Wort, in ſolch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefaſſet, und den Leuten fürgehalten haben.

Hierauß hoffe ich, werde ich mich auch heut entſchuldigt wiſſen, der ich deß Herrn Doctors Eſopi, und ſeines Fleiſſes, ſo er an die kluge und vernünfftige Fabuln gewendet, zur Faßnacht gedencke.

Denn als unſer Doctor nun viel Jahr, wie ihr gehöret, wider die Mönche und Schwermer hefftig geſtritten, und ſich mit Predigten und Dolmetſchung in der H. Bibel abgearbeitet, und ein ſehr ſchwaches Häuptlein bekam, wie er aus Coburg ſchreibet, da er ſich dieſer Arbeit unterſinge, will er ſich auch, wie groſſe Leute pflegen, ein wenig erquicken und erluſtiren. Darum, weil er mercket, daß der H. Geiſt in ſeiner Bibel auch vernünfftige und weiſſe Mährlein ſchreiben läſſet, und die Alten gern ſolche verdeckte und bemäntelte Wahrheit und Weißheit mit Thierleins-Häutlein und Sprüchen überzogen, und weiſe Leute ein eigen Fabel-Buch, mit groſſer Vernunfft zuſammen gebracht, welches nun durch grobe und unverſtändige Leute, mit ungeſchickten und unzüchtigen Reden und Mährlein vermenget und beſudelt wäre, nimmet er zu Coburg Gelegenheit, nach Eſſens den alten teutſchen Eſopum für ſich und reiniget und ſchmücket ihn mit guten und derben Teutſchen Worten, und ſchöner Auslegung oder ſittlichen Lehren, und machet ſechzehn ſchöner Fabuln, die voller Weißheit, guter Lehre, und höfflicher Vermahnung ſeyn, und wunderſchöne Bilder und Contrafacturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, in Regimenten und Haußweſen, auf Erden pfleget zuzugehen.

Wie er auch ſolches ſein angefangen luſtig und nützlich Werck mit einer ſehr gelehrten Vorrede zieret, darinnen er frey bekennet, daß nach der heiligen Schrifft die feineſte Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden iſt, wer allen denſelben mit Fleiß nachdencke. Denn unter den Thierlein und Bäumlein findet man das rechte Perlein der Welt-Weißheit, gleichwie der Han im Miſt ein edles Steinlein fand, wol denen, die es kennen, und recht und bequemlich zu gelegener Zeit und an gebührlichen Orten, geſchicklich zu brauchen wiſſen. Denn wie der Königliche Prophet David ſein Pſalterlein in dem erſten Pſalm, welches deß Pſalters Vorrede iſt, preiſet, alſo hab auch der Meiſter, ſo die Fabuln zuſammen geklaubet, in der erſten Fabul diß Buch loben, und den Leuten befehlen wollen. Obwol Bauern und Unverſtändige, die Weißheit, ſo in den Fabuln ſtecket, nicht achten und unwerth halten, dennoch ſey und bleibe es ein edles Perlein und weiſes Büchlein, darinnen viel guter Lehre, Treue, Vermahnung, und höflicher Warnung gefaßt ſeyen. Denn obwol Welt-kluge Leute, um der Kinder und Albern willen, Eſopum als einen Faßnachtsputzen und Popentzen abmahlen, habe doch diß Buch kein Narr oder Unweiſer, ſondern ſehr vernünfftige Leute auff Erden zuſammen geleſen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, ſondern auch die älteſten Juden, welche die rechte Religion allezeit gehabt, ſich auff dieſe Fabul-Weißheit befliſſen.

Darum freylich die weiſen Mährlein-Dichter nicht erſtlich in Phrygia oder Griechenland, ſondern bey den Juden vor Alters geweſen, wie Jothams Fabul, welche vor Chriſti Geburt in drey tauſend Jahr alt war, klärlich bezeuget. Wie wenn Aſſaph der Sang-Meiſter, der liebliche Pſalmen gedichtet, der rechte Eſopus wäre, der erſtlich die Fabuln, wie andere Leute Salomons Sprichtwörter, zuſammen geleſen hätte? denn die Namen treffen faſt mit einander ein. Weil nun dieſes die artlichſten und ſubtileſten Weiſe eine iſt, bittere und ſcharffe Wahrheit, die ſonſt feindſelig und unangenehm iſt, alſo von groſſen Leuten auch in die Kinder, wie überzuckerten Wurm-Samen und Keller-Hals zu dringen, und hochberühmte Leute offt mit ſolchen Fabuln groſʒe Dinge bey Regenten, Unterthanen, Kind und Geſind außgerichtet, hat unſer Doctor ſeine Mühe und Arbeit an den alten und verunreinigten Eſopum legen, und ſeinen Teutſchen ein verneuertes und geſchwertes Mährleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein ſonderen Gefallen trugen. Denn als Philippus unſers Doctors Vorrede und Fabuln ſiehet, bittet er ihn, er wolle fortfahren, und diß Buch verrichten, er wolle ihm tauſend Gulden bey einem groſſen Herrn, deme ers zuſchreiben ſolle, dafür zuwegen bringen.

Aber weil ſich der theure Mann an der Biblia neben viel Predigen und Schreiben, abgearbeitet, verblieb dieß angefangene Werck, welches anfangs gleichwol M. Georg Röhrer hernachmals in den neunten Theil der Teutſchen Bücher Lutheri hat bringen laſſen. Ob aber wol dieſer nützliche Eſopus nicht zum Ende bracht, hat doch der Herr Doctor zuvor und hernach, über Tiſch und in ſeinen Büchern, wenn er zumal vom Regiment und Hofweſen pflegt zu reden, der alten Fabuln und vernünfftiger Sprüchwörter, ſo in Teutſcher Sprache aus den Fabuln kommen ſeyn, gern gebrauchet.

Im ſchönen Hof-Pſalm, welches der 101. den Doctor Creutziger für die gelehrteſte und weiſeſte Schrifft in Teutſcher Sprache hielt, gedencket der Doctor deß Affen, ſo Holtz ſpalten wolte, und deß Keuls vergaß, und da er die Axt außzog, darüber zu Schaden kam. Denn wenn ſich einer frembder Händel unterſtehet, die er nicht gelernet, gehet es ſelten ohne Nachtheil ab. Er gedecket auch deß Froſches, ſo auff dem Heller ſaß, und rühmt ſich, Geld brächt Ehre. Wie auch der Schwermer ſpottet, die eytel Rühmen fürgaben, mit dem alten Sprüchwort: Rühme dich Räuplein, dein Vater war ein Kohl-Wurm.

Uber Tiſch habe ich etliche gute Fabuln von ihm gehöret, als von der Krähe, ſo die Affen ſtraffete, die aus einem Johanneswürmlein Feuer blaſen wolten, und darüber ihren Kopff verlor. Alſo gehets, wenn man andern Lenten, die keinen Verſtand haben, einreden wil, Affen und Pfaffen laſſen ſich nicht ſtraffen, wie ich aus langer Erfahrung bin gewahr worden. Item, da man eines erwehnet, der ſich ſehr heuchleriſch und glimpfflich ſtellet, gedachte er des ſchönen Sprüchworts, ſo aus dem Mährlein von der Mauß und ihrem Töchterlein geſponnen iſt, welche einen rauſchenden Hahn, und ſchleichende Katze ſahe, und ſich über dem Leiſe-Tritt hart verwunderten, hüte dich, ſagt die Mutter-Mauß, fürn Schleichern, der Rauſcher thut dir lang nichts.

Item, wie man meldet, daß etliche Hurneuſel groſſe Klöſter-Güter an ſich gezogen, und Hof-Schrantzen damit begnadigt hätten, ſagt er: Eſopus lehret, wenn jemand einen Braten vom Altar zucket, bleibet gemeiniglich ein glüend Köhlein daran hencken, das verbrenne Neſt und Jungen, wie dem Adler geſchach.

Ich habe auch geſehen, daß unſer Doctor den Sächſiſchen Renckefuchs mit zu Tiſche getragen, und über Eſſen darinn geleſen hat, wie er auch ſeinen Sohn etliche Teutſche Fabuln zum Argument vorſchriebe, die er verlateinen ſolte, wie ich hernach derſelben eine gedencken will.

Groſſe Leute haben je und je ſolcher verdeckter und vermummlicher Reden gern gebrauchet, und bißweilen nicht allein zum Schertz und Kurtzweil, ſondern auch in wichtigen Sachen, gantze Fabuln oder ſchöne Sententz, ſo darauß gewachſen, in ihren Reden geführt. Wie zwar auch der Sohn GOttes und ſeine Propheten und Apoſteln ihren Mund gern in ſchönen Gleichnüſſen auffthun, und groſſe Weißheit in Bilden von Thierlein den Chriſten fürſtellen. Chriſtus weiſet uns zum Sperling, zur Gluckhenne, zum Feld-Blümlein, Schlangen und Dauben, und nennet Herodem einen Fuchs, S. Paulus, Neronem einen Löwen, die Prediger, ſo einander zauſen, wie die Kälbertreiber, heiſſet er Hunde, Ketzer, ſo ſich mit Gottes Wort und Chriſti Fellein heichlich ſchmücken, heiſſet er reiſſende Wölffe: Salomo weißet uns zum Ameißlein, Jotham mahlet in ſeinem Mährlein die liebe Obrigkeit ab, wie auch der Sohn GOttes den Babyloniſchen Käyſer in einem ſchönen Baume fürbildet, darunter die Thierlein im Schatten ſitzen, dafür man ſich billich neigen, und nicht mit Prügeln darauff werffen, oder wie eine Sau ſich daran reiben ſolle. Unſer Jotham mahlet auch einen böſen Regenten ab in einem Dornſtrauch, wie der HErr Chriſtus einen falſchen Propheten darinnen abreiſſet, und David mahlet ſeine Juden ab in ſtachlichten Diſteln oder Mannestreu, wie er im 22. Pſalm, Chriſtum in einem ungehörnten Hirſchen, und Judam im Leithund, und die Pfaffenknecht in Steubern und Windſpieln abconterfeyet.

Da die Gemeinde zu Rom ein Auffſtehen machet, beredet ein kluger Mann die Auffgewiegelten und Ungehorſamen, daß ſie wieder einzogen, da er ihnen die Fabel von Händen und Füſſen ſaget, die dem müſſigen Haupt und freſſendem Bauch, wie ſie meyneten, nimmer Zinß gaben, und darüber verſchmachteten und verdorben. Ein weiſer Mann in Griechenland beredete ſeine Bürger, daß ſie dem Tyrannen nicht die Schaaffhunde überantworten, denn darnach würden die Wölffe gut machen wider die gantze Heerde haben. Jener Löw, der deß Hirten Tochter lieb gewann, ließ ſich aus thörichter Brunſt von der Jungfrauen Vater bereden, daß man ihme die Zähne außſchlüge, und die Krahlen abhiebe, da er nun wehrloß war, muſte er mit der Haut bezahlen. Der Chriſtenheit weiſſe Zähne, Krahlen Wehr und Waffen iſt das ſtarcke Wort Gottes, von Propheten und Apoſteln auffgeſchrieben, wenn wir das dem vermeynten Hirten und ſeinen Miedlingen im Concilio übergeben, ſo iſt die Chriſtenheit wehrloß, und kan ſich wider deß Teuffels Mord und Lügen nimmer auffhalten. Darum wolte unſer Doctor die Schrifft und das mündliche Wort ſein Lebetag nicht fahren, und keinen Menſchen ohne gewiſſe Schrifft über ſeine Lehren urtheilen laſſen. HErr JEſu, du ſtarcker Löw aus dem Stamm Juda, laß uns deine Klauen, die zehen Gebot, und die weiße Zähne, dein H. Evangelium nicht nehmen.

Und daß ich der Teutſchen Klugheit, und wie ſie der Fabul ſo wercklich gebrauchen, hie weiter gedencke, wiſſet ihr, da man Käyſer Rudolffen fragte, weßhalben er ſich nicht zu Rom wolte krönen laſſen, es gehen viel Käyſers-Fahrten aus Teutſchem Land gen Rom, und wenig wieder herauß, drum grauet mir, ſagt der Fuchs zum Löwen. Ein groſſer Biſchoff redet mit einem Evangeliſchen, man ſolte deß Pabſts und der Biſchöffe nicht ſo feindſelig gedencken, trete keiner den andern, ſagt der Hahn zum Pferd, wir ſind euch zun Haupten gewachſen, und unſere Füſſe ſind mit Eiſen beſchlagen. Zu andern Zeiten brauchte ein Fürſt gar höfflich des Fuchs Sprichwort zum Hahn, da man von groſſem Frieden ſchneiden wolte, es mag wol ein Landfride angeſtellet ſeyn, er iſt aber noch nicht jedermann verkündiget.

Es ſagen auch die Weiſen, bald iſts berathſchlaget und beſchloſſen, wer wil aber der Katze die Schelle anbinden, und die Execution verrichten, ſprach die alte Mauß, da die Jungen fürgaben, man ſolte der Katzen eine Schelle anknüpffen. Ein Wolff gäb den Fuchs bey dem krancken Löwen an, als ein Auffwiegler, wie es der Fuchs erfähret, kommt er auch für, entſchuldigt ſich, er wäre auß geweſen, und hätte ſich bey den Aertzten, des Königs Geſundheit halber, auffgehalten, die riethen, er ſolte einen warmen Wolffsbalg auffs Hertz legen, bald zeucht man dem Wolff die Haut über die Ohren. Alſo, wer einem andern eine Grube gräbt, der fällt gemeiniglich ſelber drein. Item, ein alter Hirtenhund, der ſeines Herrn Vieh treulich bewachet, gehet zu Abend ein, den pelffern die Polſterhündlein auff der Gaſſen an, er trabet für ſich und ſiehet ſich nicht um, wie er fürn Ruttelhof kömmt, fragt ihn ein Fleiſchers-Hund, wie er das Gepelffer leiden könnte, und warum er nicht einen bey dem Kamm nehme, nein, ſagte der Hirten-Hund, es zwackt und beiſſt mich keiner, ich muß meine Zähne zu den Wölffen haben. Der Löw wolte ſich auch nicht am Mäußlein rächen, das wurde ihm endlich reichlich bezahlt, da ihn das Mäußlein aus ſeinen Stricken loßmachte.

Aber wer bißweilen verhören könte, und verantwortet nicht alles, und ließ S. Peters und Rolands Schwerdt in der Scheiden ſtecken, der blieb lang ungebiſſen, und vertrüg viel Sachen.

Es iſt Fürſtlich, ſagte auch der groſſe K. Alexander, der den Leuten dienen, und böſe Wort und Undanck dafür einnehmen kan. Und Käyſer Auguſtus verantwortete ſich alſo, da man übel von ihm redete. Ich laß mir an dem genügen, daß mir die Leute mit böſen Worten nicht ſchaden können. Ein gut Gewiſſen überwiegt und verträgt viel Calumnien und verwendte Reden.

Item, auff eine Zeit kauffte ein Bergherr fremde Gewercken aus, und wolte den Genieß gar allein haben, wie ſolches über Tiſch gedacht wird, ſpricht der Herr Doctor: Eben ſo thät jener Bauer im Eſopo auch, dem leget eine Ganß alle Quartal ein gülden Ey, da ihn aber der Geitz beſtund, ſchurfft er die Gans auff, da ſchnitte ſich das Ertzt mit ab. Alſo gehets, wenn man ſich nicht wil an den Gefällen genügen laſſen, ſo Gott ordentlich beſcheret, und wenn der Jäger den Hunden und Sperbern ihr Jäger-Recht verſaget, Bauern ſollen pflügen und dreſchen. Herren ſollen der Zinß, Zehenden und Pacht warten, und ihren armen Leuten Schutz halten, Pfarrer ſollen lehren und predigen, ſaget D. Martin Luther, ſo richtet ein jeder das Seinige aus, und GOtt ſpricht ſeinen Segen darzu.

Item, ein groſſer Herr ligt am Fenſter, und ſiehet einen Hofſchrantzen gen Hof kommen. O wie ein groſſer Dieb iſt diß, ſpricht er zu einem der bey ihm ſtunde. Leidet ihr denn ſolche in Dienſten, ſagt der Rath? Wie ſprach der Fuchs zum Igel, antwortet der Herr, laſſet mir die ſatten Fliegen ſitzen, kommen Hungerige, die ſaugen und ſauffen viel härter, es muß ein Herr viel ſehen und hören, der mit viel Leuten haußhalten ſol, bißweilen findet man einen, der druckt einen Hof-Schwamm auß, der viel Waſſer in ſich gezogen, und hängt ihn an die Sonne, wie Ahaſverus ſeinem untreuen Haman thäte, oder mancher knüpfft ſeinen Halß ſelber zu, wie Achitophel, denn Untreu trifft doch ihren eignen Herrn, oder da ſichs verzeucht, da zahlen endlich die Erben.

Alſo, ſage ich, brauchen wir Teutſchen viel guter Fabuln und Sprüchwörter von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, und hafften und kleben lang, und poldern und rumpeln im Hertzen, als wenn man einem einen Floch ins Ohr ſetzet.

Drum da unſer Jotham ſich bey wilden und groben Leuten auch wolte hören laſſen, dencket er auff eine merckliche Fabul, darinn er Moſis, Joſue und ſeines lieben Vaters Gideons treue Dienſt und unzehliche Wohlthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dornbuſch den neuen und unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meiſterlich und künſtlich abgemahlet. Denn von frommen Regenten, da ſie Gott giebet, hat ein gantzes Land Schatten, ja, ſie erfreuen Gott, wenn ſie Kirchen und Schulen beſtellen, und ſich der wahren Religion annehmen, da gibt Gott Süſſigkeit und Freude für die Unterthanen.

Wenn aber ein Land und Stadt ihrer frommen Obrigkeit vergiſſet, und zahlet ihre Erben mit Teuffels-Danck, kommt ſelten ein beſſer Freund hernach, ſondern queckende und undanckbare Fröſche müſſen einen Storch haben, der ſie ſchindet und verſchlinget, oder müſſen einen Dornſtrauch leiden, darunter Igel, Mäuſe, Schlangen und Kröten hecken, die ein Land zerkratzen, und ihme alles abſchaben, drauß auch endlich ein Feuer kommt, das Land und Leut verzehret, wie es hie den undanckbaren Sichemiten auch gieng, die vergaſſen nicht allein ihres alten Richters, ſondern ſie halffen ihrem Dornbuſch, daß er Gideons 69. Kinder auff einen Stein mördlich und tyranniſch umbbringet.

Solche Undanckbarkeit und Untreue der Unterthanen und Nachkömmlingen bande ihnen einen eigenen Beſen oder Dornſtrauch über ihren Leib, denn ihr neuer Richter draſch ſie redlich über die Köpffe, und ſtach ſie todt, wie er endlich auch vor einem Weibe erworffen ward. Aquila electa juste omnia vincit, ſagt Kayſer Friedrich der Dritte; wer wie ein Dorn-Strauch ins Regiment kommt, ungefordert, ungeſchnittelt, kan nur ritzen und ſtechen, und den Schafen die Wolle abziehen, gehet gemeiniglich mit blutigem oder brinnendem Kopff wieder hinauß, und umb deß Volcks Sünde, Undanck und Boßheit willen, ſchicket Gott offtmals Dorn-Büſch und weltliche Diſtel-Köpffe.

Diß erwehnte ich von Jothams Fabul, und von unſers Doctors Eſopo, und viel weiſer Leut Mährlein, deren etliche in den alten Weiſen auch zuſammen geklaubet ſeyn. Denn groſſe und Biderleut, beyde in Regimenten, Schul und Kirchen die ſich ermüdet, müſſen auch ihre ehrliche Freud und luſtige Kurtzweil, und liebliche Ergetzligkeit haben. Wie ſagt S. Johannes der heilige Apoſtel und Evangeliſt, da ihm etliche verhuben, daß er ſeine Vögelein und Rebhünerlein hätte, und bißweilen mit den Seinigen zum Sichermahl ſchoß. Ein Bogen, der ſtetigs geſpannt iſt, verlamet und verdirbt endlich.

Käyſer Carl der Erſte, und Maximilianus, hatten ihre Freude an Jagen. S. Marcus mahlet bißweilen für die lange Weile. Cyrus der Alte, und der H. Patriarch Abraham baueten Luſt-Gärten, pflantzten Bäum. Salomo diſputirt zur Gelegenheit von allerley Kräutern und Bäumen. Chur-Fürſt Friederich zu Sachſen hatte ſein Drehe-Zeug und ſchifftet und fiedert Böltze, die offtmals andere Leute verſchoſſen. Käyſer Auguſtus machet bißweilen Verß, wie auff eine Zeit ſein Ajax ſich am Schwamm erſtach wie Suetonius ſchreibet. Doctor Martinus war über Tiſch von viel guten Sprüchen und fröhlichen Reden, wie er auch zu Coburg mit M. Veit Dieterich zum Ziel ſchoß, und auff eine Zeit einer Fledermauß Hertz, mit ſeinem Böltzlein auß dem Bauch zoge.

So nun die Gelehrten, dem weiſen Homero ſein merklich Gedicht von der Fröſche und Mäuſe gefährlichen Kriege, können zu gut halten, wie kan man unſerm Doctor und andern zum argen deuten, daß ſie zur Kurtzweil und Ergetzlichkeit der Fabul gedencken, ſchreiben und predigen, weil ſie zumahl von nützlichen und künſtlichen Händeln reden.

Damit wir nun dieſe Faßnacht, nach Gelegenheit der Zeit, bequemlich verrichten, wil ich dieſe Jothams und Eſapos Predigt, nicht mit Rabiniſchen und Mahometiſchen, alten Münchiſchen Exempeln, oder alt-vetteliſchen Mährlein, ſondern mit zweyen und dreyen derben und ſcharfen Fabuln beſchlieſſen, und mit dem Krebs, Fuchs und Sperling manchem ein Klette in Bart werffen, oder Stifft im Hertzen ſtecken laſſen. Ich bitte und vermahne aber, es wolle ſichs keiner annehmen, der unſchuldig iſt: Schreyet einer, ſo muß man dencken, er ſey getroffen.

Unſer Doctor ſchrieb auff eine Zeit ſeinem Söhnlein Johann dieſe Fabul für: Ein Krebs wolte über Land reiſen, unterwegen kommt er zur Schlangen, die wird ſein Gefehrt, nun windet und ſchlinget ſich die Schlang, und gehet die quer, und macht ſich krumb, der Krebs auff viel Beinen übel zu Fuſſe war, folget ſeinem ſchlimmen und ungeraden Wander-Geſellen, und gehet ſich außm Athem, helliget und mergelt ſich in dieſer ſchweren Reiſe ab, wie es Abend wird, kehren ſie beyde unter einem Strauch ein, die Schlang legt ſich in Ring, und fähet an zu ſchlaffen und ſchnarchen, der Krebs iſt müde, und wil kein Schlaf in ſeine Augen, und thut ihm das Schnarchen oder Zützſchen wehe, und wil die Schlange ſtoſſen, daß ſie ſtil lige, wie ſie aufffährt, und wil ſich wehren, ergreifft er ſie mit ſeiner Scheren beym Kopff, und drucket hart zu, biß ihr der Athem außgehet, da ſtreckt ſie ſich die Länge auß, und ligt ſo tod fein gerad. Ey ſagt der Krebs, wänn du heut ſo gerad gangen wäreſt, hätte ich auch beſſer folgen können.

Ach wie ſchwer kommt es einen an, und blutlichen ſaur wirds ihm, wer mit krummen ſchlimmen ſchlüpfferigen, ungeraden, zweyzüngigen, falſchen und gifftigen Leuten über Land ſol reiſen, oder in Regimenten mit ihnen rathſchlagen und umbgehen, oder mit gifftigen und falſchen Predigern und Collegen, und untreum Weib und Geſinde haußhalten. Darumb beſchloß Doctor Luther dieſe Fabel: Lieber Sohn, es iſt nicht allein ein ſchöner Schatz umb einen guten Nachbarn, ſondern wenn einem GOTT auch über Land und in ſeinem Ampte gute und gerade Leut zugibt, mit ſchlimmen und falſchen kommt man ſchwerlich fort, und wird einem blut-ſauer. Denn ein ungerader und tückiſcher Freund iſt viel ärger, denn ein offentlicher zorniger Feind.

Hört noch eine, ob wol der Seyger außgelauffen iſt. Da ich und andere gute Freund dem Herrn Philippo das Geleit von hinnen gaben, und er auch mit ebentheurlichen Gefehrten beladen war, ſaget er uns im Wiſſenthal über Tiſche die Fabel: Ein groſſe Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrye jämmerlich, ein Baur kömmt zum Loch, fragt was da ſey, ſie bittet er wolle ihr herauß helffen, traun Nein, ſagt der Mann, an böſen Thieren iſt nichts Guts zu verdienen, ich ſolte eine Schlang in meinem Buſen auffziehen, die Schlang hält an, und verſpricht dem Bauren, ſie wolle ihm bey ihrem GOtt, der einmahl durch ſie geredt, den böſten Lohn lieffern, ſo die Welt pflegt zu geben. Gifft, Gab und groſſe Verheiſſung bethören auch die Weiſen, der Baur hilfft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, drauff wil ſie ihn zu Lohn freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? Iſt das deiner Zuſag gemäß? Sagt der Baur, ich bin zweyzüngig ſagt die Schlang, die Welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bittet, der bringt ihn gemeiniglich wieder dran.

Wie der Baur in Aengſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilt, ſo wollen wirs auff die nächſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was ſie in dieſer Sachen ſprechen, das ſol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen ſie die Sache für, der Schiedmann ſpricht: Ich habe meinem Kärner fünffzehen Jahr gedienet, morgen wil er mich dem Schelm-Schinder geben, die Welt lohnet nicht anders. Deßgleichen ſpricht der alte Hund, auff den ſie auch compromittiren, ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinen Junckern jagen, und viel Füchs und Haſen fangen helffen, jetzt hat er ſeinem Weidmann befohlen, er ſol mich an eine Weide hencken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bauren wird bang zu Muth, in dem trat ein Füchslein daher, dem legt der Baur ſeine Sache für, und verheiſt ihm all ſeine Hüner, er ſol ihm von dem böſen Wurm helffen, der Fuchs unterwindet ſich deß Handels, beredet die Schlang, ſie wolle ihme die Höle zeigen, und was ihr Gefahr, und deß Bauren Dienſt geweſen ſey. Man kommt zum Loch, der Fuchs fährt ein, die Schlange hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit, in deß wiſcht der Fuchs herauß, und ehe ſich die Schlang umbwendt, weltzet der Baur auffs Fuchſen abred, wieder ein groſſe Wand für.

Wie der Bauer erlediget, fordert der Fuchs, er ſol ihm auffn Abend, das Hüner-Hauß offen laſſen, der Bauer kam heim, thut ſeinem Weib Relation, und was er dem Fuchs für ſein Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bäurin ſagt: Hüner und Gäns ſeyen ihr, er hab ihr nichts zu vergeben. Der Baur wil ſeinen Worten nachkommen, läſt dem Fuchs das Hüner-Loch offen, wies die Frau gewahr wird, wartet ſie mit ihrem Schirmeiſter die Nacht auff den Fuchs. Als der in bona fiducia geſchlichen kommt, verrennen ſie ihm das Loch, und bleuen auff ihn zu, bis ſie ihn ergreiffen. Ach ſagt der Fuchs, iſt denn das recht und der Welt gröſter Lohn für die gröſte Wohlthat, ſo beſtätige ich armer Schalck heut diß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Freylich gehet es nicht anders auff Erden zu, wer der Welt diene, der verleuret nicht allein ſeine Wohlthat, ſondern krieget mit der Zeit Teuffelsdanck zu Lohn, doch muß es endlich alles bezahlt werden. Drauff lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte deß Dancks auch von den Seinigen ein Micheltheil bekommen. Lernet ihr hierauß, umb der Welt Lohn und Danck willen nichts anzufangen, umb ihren Undancks und Untreu willen nichts unterlaſſen, der HErr lebet und regiret zur Rechten ſeines Vaters, der alle treue Dienſte und Wohlthat redlich und reichlich bezahlen, und eines jeden Gerechtigkeit zu ſeiner Zeit ans Mittagslicht bringen wil. Denn von allen ſinget König David: Qui custodit veritatem in seculum. Die Welt hält nicht.

Zum Beſchluß höret auch meine Sperling, denn der Mäuſemiſt und Gerbeleur wil ſie doch immer mit unter den Pfeffer mengen. Ein Sperling hat vier Jungen in einem Schwalben-Neſt, wie ſie nu flück waren, ſtoſſen böſe Buben das Neſt ein, ſie kommen aber alle im Windbrauß davon, nun iſt dem Alten leyde, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht zuvor für allerley Gefahr verwarnet, und ihnen etliche gute Lehren fürgeſagt habe.

Auffn Herbſt kommen in einem Weitzen-Acker viel Sperling zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führet er mit Freuden mit ſich heim, ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorg gemachet, dieweil ihr ohne meine Lehre von mir im Winde kamet, höret meine Wort, und folget eurem Vater, und ſehet euch wol für, kleine Vögelein haben groſſe Gefährlichkeit außzuſtehen, darauff fraget er den ältern, wo er ſich den Sommer über auffgehalten, und wie er ſich ernehret hätte? Ich habe mich in die Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, biß die Kirſchen reiff wurden. Ach mein Sohn, ſagte der Vater, die Schnabelweid iſt nicht böß, aber es iſt groſſe Gefahr dabey, darum habe forthin deiner wol acht, und ſonderlich wann Leute in Gärten umbher gehen, die lange grüne Stangen tragen, ſo inwendig hol ſeyn, und oben ein Löchlein haben. Ja mein Vater, wann denn ein grün Blätlein aufs Löchlein mit War gekleibet wäre, ſpricht der Sohn. Wo haſt du das geſehen? In eines Kauffmanns Garten, ſagt der Junge, O mein Sohn, ſpricht der Vater, Kauffleut, geſchwinde Leut, biſt du umb dieſe Welt Kinder geweſen, ſo haſtu Welt-Geſcheidigkeit genug gelernet, ſiehe, und brauchs nur recht und trau dir nicht zu viel.

Darauff befraget er den andern, wo haſtu dein Weſen gehabt? Zu Hofe, ſpricht der Sohn. Sperling und albere Vögelein dienen nicht an diß Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperber, Kautzen und Blaufüß ſeyn, halt du dich zum Roßſtall, da man den Habern ſchwingt, oder da man driſchet, ſo kan dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheren, ja Vater, ſagte dieſer Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihr Maſchen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibet auch mancher behencken, wo haſtu das geſehen, ſagte der Alte? Zu Hof bey Roßbuben, O mein Sohn, Hofbuben böſe Buben, biſt du zu Hof und umb die Herren geweſen, und haſt kein Federn da gelaſſen, ſo haſt du ziemlich gelernet, du wirſt dich in der Welt wohl wiſſen außzureiſſen, doch ſiehe dich umb und auff, die Wölffe freſſen auch offt die geſcheiden Hündlein.

Der Vatter nimt den dritten auch für ſich, wo haſtu dein Heil verſucht? Auff den Fahrwegen und Landſtraſſen hab ich Kübel und Seil eingeworffen, und da bißweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen. Diß iſt ja, ſagt der Vater, eine feine Nahrung, aber mercke gleichwol auff deine Schantz, und ſiehe fleiſſig auff, ſonderlich wann ſich einer bücket, und ein Stein aufheben wil, da iſt dir nicht lang zu bleiben, wahr iſts, ſagt der Sohn, wenn aber einer zuvor ein Wand- oder Handſtein im Buſen oder Taſchen trüge, wo haſtu diß geſehen? bey Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie außfahren, führen ſie gemeiniglich Handſtein bey ſich. Bergleut, Werckleut, anſchlägige Leut, biſtu umb Berg-Burſch geweſen, ſo haſt du was geſehen und erfahren, fahr hin, und nimb deiner Sachen gleichwol gut Acht, Bergbuben haben manchen Sperling mit Cobald umbgebracht.

Endlich kommt der Vater an jüngſten Sohn, du mein liebſtes Gackenneſtle, du wareſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Kralen haben, und nur auff arme Vöglein lauren, und ſie verſchlucken, halt dich zu deines gleichen, und ließ die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen, oder Häußlein, ſo bleibſtu lang zu frieden. Du mein lieber Vater, wer ſich nehret ohn ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Ahr oder Weyh wird ihm nicht ſchaden, wann er zumahl ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott alle Abend un Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorffvögelein Schöpffer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrey und Gebät höret. Denn ohn ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglin auff die Erde. Wo haſtu diß gelernet? Antwort der Sohn, wie mich der groſſe Windbrauß von dir wegriß, kam ich in eine Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab, und höret dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperling den Sommer über ernehret, und behütet für allem Unglück und grimmigen Vögeln. Traun mein lieber Sohn, fleuchſtu in die Kirchen, und hilffeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen auffräumen, und zirpſt zu Gott, wie die jungen Räblein, und befiehlſt dich dem ewigen Schöpffer, ſo wirſt du wol bleiben, und wenn die gantze Welt voller wilder und tückiſcher Vögel wäre. Denn wer dem HErrn befiehlt ſeine Sache, ſchweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpff, thut gemach, bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein, deß wil Gott Schutz und Helffer ſeyn.

Diß Aberſel und ſeines Vater Spruch, geliebten Freunde, ſchencke ich heut zur Faßnacht, die Kinder dieſer Welt, ſind ja in ihrer Art klüger und verſchmitzter, denn die Kinder deß Lichts, doch friſt der Wolff offt auch die geſcheiden, Hündlein, und Gott ergreifft die Verſchmitzten in ihrer Schalckheit, und alle liſtige Füchs kommen endlich beym Kürſchner in der Beitze zuſammen. Wer aber Gott wol trauet, der hat wol gebauet und wird in der argen Welt erhalten, und endlich mit Ehren auß allem Unglück errettet wann nun eines jeden Wandel und Gerechtigkeit an die Sonne kommen, und jedermann vor dem Gerichtſtul Jeſu Chriſti an ſeinem Leibe empfahen wird, was er guts oder böſes in ſeinem Leben gethan hat. Denn wir ſind nicht zu dieſem Leben, wie die armen Vögelein erſchaffen, und mit Chriſti Blut erlöſet, und mit ſeinem Geiſt beſeliget, ſondern daß wir hie Glauben und gut Gewiſſen bewahren, und auff ein ander und ewiges Leben in Geduld hoffen und harren ſollen. Komm HErr JEſu, und laß dich auf deinem Richtſtul ſehen, und erlöſe und erquicke uns, die wir hie die Hitze und Laſt deß langen Tages tragen, und räume mittler Zeit die brummenden und ſumſenden Fliegen auff, ſo in der Kirchen murren, und die Predigt verhindern wollen, Amen, HErr JESU Chriſte, Amen, der du uns in deinem Wort auff die armen Sperling weiſeſt, und ſtelleſt ſie uns zu Doctorn und Lehrern für, Amen.

An den Leſer.

Dieſes iſt hochgel. Leſer, die Predigt, welche der Hochgel. und Geiſtreiche Theologus Herr Matthesius ſeliger, von Jothams Fabul auff der Cantzel gehalten. Ich bitte dich, du wolleſt dieſelbe noch einmal mit Fleiß durchleſen, und darauß urtheilen, wie unchriſtlich Butyrolambius und ſein Anhang bey Antenorn handeln, in dem ſie ihn bey dem gemeinen Mann, und ſonderlich ſeinen Zuhörern wollen ſtinckend machen, und ein Fabul-Hanſen nennen, weil er hiebevor etwan einmal eine Fabul erzehlet, und ingeniose applicirt hat. Ich wil jetzo nicht gedencken, wie viel Fabuln Matthesius in ſeinen Schrifften und Predigten angezogen habe, ſondern ich erinnere mich einer Predigt, welche er am dritten Oſter-Feyertag zur Veſper gehalten, und nennet ſie ein Oſterneu auß Simſons Hiſtorien Jud. 14. cap. Darinn er alſo redet:

Liebe Freunde im HErrn, ihr Alten habt euch zu erinnern, wie man vor Alters am Oſter-Tage zur Veſper pfleget von der Cantzel ein Oſter-Neu zu ſagen. Das waren närriſche Fabuln und Mährlein, wie man ſie in Rocken Stuben den Kindern erzehlet. Damit wolte man die Leute frölich machen. Wir dancken aber unſerem treuen Heyland, der uns von aller Abgötterey, auch von den närriſchen Fabuln und Lügenden errettet hat, damit der leydige Satan Chriſti, und ſeines Leidens und Aufferſtehung ſpottet, und verhönet damit die Chriſtliche Religion, und hätte gern unſern höchſten Troſt und Hoffnung von der frölichen Aufferſtehung unſers Fleiſches verdächtig und zweiffelhafftig gemachet, wie bey den Epicurern und Saduceern geſchehen. Wir haben (GOTT ſei Lob und Danck) ſo viel tröſtliche Sprüche auß Altem und Neuem Teſtament von dieſem hohen Articul, die unſer Troſt und Freude ſind, daß wir deß Geſpötts gern entbehren.

Es läſſt ſich aber anſehen, als ſey es in der Kirchen ein alter löblicher Brauch geweſen, die hohen Artickel unſers Chriſtlichen Glaubens den einfältigen Leuten in ſeinen luſtigen Hiſtorien und Bildern zu erklären, und fürzuſtellen. Dieſer Gebrauch aber iſt hernach durch ungelehrte und unverſtändige Lehrer in einen Mißbrauch gerahten. Denn Chriſtus und der Heilige Geiſt reden gern in Bild- und Gleichniſſen, darinnen ſie die Geheimniß Gottes außſprechen. Alſo auch Sanct Paulus zu den Galatern, da er den Haupt-Articul von der Gerechtfertigung gründlich und außführlich gelehret, und mit gutem Grund und Zeugniß auß Moſe, den Propheten und Pſalme bewieſen, daß ein armer Sünder für GOTT gerecht und angenehm werde, nicht durch deß Geſetzes Werck, oder eigen Verdienſt, ſondern auß lauter Gnaden, durch den Glauben an den HErrn Chriſtum, erklärt er hernach (cap. 4.) dieſen wichtigen Articul mit der Hiſtorien von beyden Söhnen Abrahae: Ismael, ſo von der Magd nach dem Fleiſch geboren, welcher nicht erbet, und Iſaac, der nach der Verheiſſung von der Freyen gebohren, und der rechte Erbe war. Dieſe Weiſe zu lehren, daß man durch Allegorien und heimliche Deutung der Hiſtorien, die Articul deß Glaubens den Kindern und Albern erkläret, haben geſchickte und treue Lehrer in der Kirchen behalten. Wie auch der HErr Chriſtus in der Hiſtorien Luc. 10. von dem, ſo unter die Mörder gefallen, die gantze Chriſtliche Religion, und eine vollkommene Kirchen Hiſtori fürgeſtellet, wie erſtlich der Menſch von GOtt nach ſeinem Bilde in vollkommener Weißheit und Gerechtigkeit erſchaffen, und mit Göttlicher Krafft, und Unſterbligkeit gezieret. Item, wie er durch den Ertz-Mörder und Lügner iſt beraubet und verwundet, daß ihm weder das Geſetze noch Levitiſch Prieſterthumb oder Opffer helffen kunte, ſondern allein der Sohn Gottes, der Jacob in Samaria in der Himmelfahrt erſchienen, Denſelben jammerte und erbarmte das beraubte und verwundete menſchliche Geſchlecht, der iſt unſer Artzt und Artzney, durch deſſen Fürbitt und Wunden wir ſind geheylet worden. Weil denn dieſe Zeit von Weyhnachten an biß daher die höchſten Articul von Chriſti Geburt, Leiden, Sterben und Aufferſtehung, auß hellen und klaren Texten ſind gehandelt, haben auff dieſe Zeit geſunde Lehrer und Seelſorger dieſe Articul in ſchönen Hiſtorien, und luſtigen Bildniſſen, ihren Kirchen fein artig vorgehalten: Dieſen alten löblichen Gebrauch wollen wir auff dieſes mal auch begehen, und als viel Gott Gnad verleihet, auß Simſons deß Wunder Manns Hiſtorien Chriſtum und ſein gantzes Reich, und Kirchen Hiſtorien, von Anfang biß zu Ende, als in einem Bilde fürſtellen, zu einer luſtigen Erklärung ꝛc. Ich wil nicht gedencken, wie andere vortreffliche Theologi unterweilen dem gemeinen Mann in Fabuln und Gedichten allerhand gute Lehren beygebracht haben. Ich ſehe, daß Butyrolambius Antenorn ſehr übel außdeute, daß er im Geſind-Teuffel gedacht habe einer Fabul, daß der Teuffel mit einer Trummel vor den Himmel kommen ſey, habe Officiers werben wollen, und habe ihnen gut Quartier verſprochen, ꝛc. Allein man lieſet bey alten Scriebenten dieſe Fabul und Gedicht, daß der Teuffel ihm einsmals vorgenommen habe zu freyen, und Kinder zu zeugen, damit er dieſelbige in der Welt außſtatten, und mit den Menſchen, zu ihrem Verderben, umb ſo viel deſto mehr befreundten möchte. Da ſeye ihm vorkommen eine Frau, die habe geheiſſen Impietas, gottloſes Weſen. Mit derſelben habe er ſich vergattet, und ſieben Töchter gezeuget, die er zu Hauſe aufferzogen, und endlich in die Welt außgetheilet, und mit den Menſchenkindern verehrliget habe.

Die erſte und älteſte Tochter habe geheiſſen Arrogantia, Jungfrau Hochmuth, dieſelbige hab er denen von Adel, und hohen Stands Perſonen verheyrathet.

Die andere habe geheiſſen Avaritia, Jungfrau Geitz, die habe er denen Kauffleuten, Hanthierern und Parthierern in den Städten verehrliget.

Die dritte hat geheiſſen Falsiates, Jungfrau Falſchheit, die habe er denen Bauren, und dem gemeinen Landvolck vermählet.

Die vierte habe geheiſſen Invidia, Jungfrau Neid, die habe er den Handwercksleuten außgeſteuret.

Die fünfte habe geheiſſen Hypocrisis, Jungfrau Heucheley, die habe er denen Geiſtlichen zugegattet, welche in Schafs-Kleidern auffgezogen kommen, inwendig aber ſind ſie reiſſende Wölffe, Matth. 7. v. 25.

Die ſechſte habe geheiſſen Superbia, Jungfrau Stoltz, die habe er dem weiblichen Geſchlecht vertrauet.

Die ſiebende und jüngſte Tochter habe geheiſſen Fornicatio, Jungfrau Unzucht und Hurerey dieſe habe er, als das jüngſte und liebſte Kind nicht verheyrathen wollen, ſondern bey ſich zu Hauſe behalten, und jedermann in allen Ständen mit ihr zu bulen vergünſtiget.

Dieſe Fabul wird von vielen vornehmen Predigern in ihren offentlichen Schrifften allegiret. Warumb wird es denn Antenorn vor übel auffgenommen, wenn er dergleichen Arten zu lehren ſich unterweilens gebrauchet? Ich halte davor, daß kein gröſſer Werck nach Käyſer Carl deß Großen Zeiten in Kirchen-Sachen in Teutſchland und andern Königreichen vorgangen ſey, als da die Augſpurgiſche Confession iſt übergeben worden. Mathesius redet in ſeiner 8. Predigt von dem Leben Lutheri alſo:

Gröſſer und höher Werck, und theurer und herrlicher Bekäntnuß iſt nicht geſchehen von der Apoſtel Zeit an, als dieſe zu Augſpurg, vor dem gantzen Römiſchen Reich. Zu Jeruſalem bekannten und bezeugten zwölff Apoſtel, die arme Fiſcher, den Namen JEſu Chriſti, auch mit groſſer Freudigkeit deß Geiſtes, für denen Hohen Prieſtern, Gelehrten, Rath und Hauptleuten deß Tempels, und ſtrafften darneben, die den König der Ehren, Jeſum Chriſtum den Sohn Gottes in ſeinem Fleiſch gekreutziget und umbracht hatten, welches freylich der groſſe Pfingſt-Tag und das höchſte Werck der Chriſtenheit iſt von Anbegin der Welt geſchehen.

Nachdem aber der vermeynte Stul-Erbe St Petri ſich wider Gott und ſeinen Geſalbten, und über den gepredigten Chriſtum und ſein Wort erhaben, und als die rothe Braut von Babylon, mit ſeinem Becher, faſt die gantze Chriſtenheit bethöret und bezaubert, und zu ihrer Abgötterey mit Eydes-Pflichten verknüpffet, und Gott wolte ſeine gefangene Chriſtenheit durch das Wort ſeines Geiſtes, wieder aus der Babyloniſchen Gefängniß zu erledigen anfangen, und gieng ſolch Wort und Werck Gottes nicht vergebens ab, ſondern richtet viel aus. Und Gott zohe etliche groſſe Chriſtliche Herren und Städte durch ſein Evangelium an ſich, die in Krafft des Geiſtes Gottes aus der Propheten und Apoſteln Schrifften erkannten, daß die groſſe Babylon, die Mutter aller Unzucht und Greuel, auff Erden truncken war, von dem Blute der H. Märtyrer und Zeugen Jeſu Chriſti, und daß der Sohn Gottes der einige Hoheprieſter, Haupt und Heyland der gantzen Welt wäre. Darum bekenneten dieſe Herren und Städte frey öffentlich und unerſchrocken, als ſelige Werckzeuge Gottes, und wahre Gliedmaſſen Jeſu Chriſti, und ernſtliche Zuhörer und Liebhaber deß lebendigen Wortes, voll rechtſchaffenes und lebendigen Glaubens ihren Glauben, und was ſie aus D. Luthers Büchern und Predigten gelernet und behalten hatten, ꝛc.

Eben um die Zeit, und eben in dem Jahr, als dieſes groſſe Werck vorgegangen, da die Augſpurgiſche Confeſſion übergeben, Chur- und Fürſten, ja, endlich gantze Königreiche durch Gottes Erleuchtung die Augen auffgethan, und das Pabſtthumb verlaſſen haben, hat D. Luther zu Coburg geſeſſen, und die Fabuln Eſopi verteutſchet. Wenn der naſeweiſe Butyrolambius damals gelebet hätte, würde er geſagt haben, Luthere, was macheſt du eben bei dieſer Zeit? Du haſt keine Vocation, ſolche Dinge zu tractiren. Warum bekümmerſt du dich nicht vielmehr, wie es jetzo zu Augſburg hergehe? Allein Lutherus hat ohne Zweiffel bei dieſer groſſen Veränderung ſo vieler Länder und Königreiche wol geſehen, wie man unterweilens durch ſolche feine Gedicht groſſen und kleinen Leuten könne die Opinionem, illam mundi Reginam aus dem Kopff treiben. Ich habe von andern Leuten gehöret, wie Antenor offtmals mit einer Fabul oder mit einer ſchertzhafften Gleichniß, in vornehmen Conventen mehr außgerichtet habe, als wenn er den gantzen Aristotelem und Ciceronem auff dem Rücken getragen hätte. Butyrolambius mag ſagen, was er wil, ſo ſieheſt du, hochgeehrter Leſer, daß Jotham, deſſen Fabul der H. Geiſt im Buch der Richter hat auffzeichnen laſſen, nicht ſey ein Pedant oder Schul-Fuchs geweſen, ſondern Matheſius nennet ihn in ſeiner Predigt einen Weiſen, einen groſſen Regenten und leiblichen Heyland in Iſrael. Freylich iſt er ein groſſer Regent geweſen, denn er hat zu befehlen gehabt einem Land, das ſo reich und mächtig war, als manches Königreich in Europa. Wenn Butyrolambius wäre ſein Hof-Prediger geweſen, er, würde ihn vielleicht excommunicirt haben. Zum Andern ſagte Math. daß der H. Geiſt ihme auch dieſe Weiſe gefallen laſſe, wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden undanckbaren und ungeſchlachten Leuten predigen, und daß die Weiſeſten auf Erden beydes unter Juden und Heyden auch in der Chriſtenheit, ſich ſehr gern auff dieſe Art befliſſen, und die höchſte Weißheit nach GOttes Wort in ſolch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefaſſet, und den Leuten fürgehalten haben. Hat der heilige Geiſt ihme ſolche Art zu lehren gefallen laſſen, ſo muß Butyrolambius nicht vom heiligen Geiſt getrieben werden, indem er in ſeiner Paßquill thut, als ob Antenor damit die Höll verdienet habe. Zum Dritten ſagt Mathesius, daß Lutherus ſechzehen ſchöner Fabuln ſelbſt gemacht habe, welche voller Weißheit und guter Lehre, und höflicher Vermahnung ſeyn, und wunderſchöne Bilder und contafracturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, im Regiment und Haußweſen auf Erden pflege zu gehen.

Hier möchte ein naſeweiſer Butyrolambius ſagen: Luthere, warum haſt du die Zeit nicht beſſer angewendet? Warum haſt du unterdeſſen nicht ein Pater noster gebeten oder geſagt: Miserere mei Deus? IV. Lutherus habe ſein angefangenes luſtiges und nützliches Werck mit einer gelehrten Vorrede gezieret, darinnen er frey lehret, daß nach der H. Schrifft die feineſte Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden ſeye, wer allein denſelbigen mit Fleiß nachdencke. V. Nennet er diejenige Bauern und Unverſtändige, welche die Weißheit, ſo in den Fabuln verſtecket ſey, nicht achten und unwerth halten. VI. Sagt er, daß die Fabuln Eſopi kein Narr oder Unweiſer gemacht habe, ſondern es haben ſie ſehr vernünfftige Leute auff Erden zuſammen geleſen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, ſondern auch die älteſte Juden, welche damals die rechte Religion gehabt, ſich auff dieſe Fabul-Weißheit befliſſen. Es ſeyn die weiſen Mährlein-Dichter nicht erſtlich in Phrygia und Griechenland, ſondern bey den Juden vor Alters geweſen, wie Jothams Fabul außweiſe, welche etwa 3000. Jahr vor Chriſti Geburt iſt erzehlet worden. VII. Sagt Matheſius: Wie wenn Aſſaph der Sang-Meiſter der viel liebliche Pſalmen gedichtet, der Eſopus wäre, der erſtlich die Fabuln, wie andere Leute Salomonis Sprüchwörter, zuſammen geleſen hätte? Denn die Namen treffen faſt mit einander ein. Antenor ſagte vor etlichen Jahren, daß Petrus Laurenbergius decus illud Academiae Rostochiensis, ihm habe remonstriren wollen, das Salomo die Fabuln Eſopi über ſeiner Tafel erzehlet habe, und ſein Muſicant der Aſſaph habe ſie zu Papier gebracht, und endlich den Griechen communicirt. VIII. ſagt Matheſius, daß dieſes die artigſte und ſubtileſte Weiſe ſeye, bittere und ſcharffe Warheit, ſo wol groſſen Leuten, als auch denen Kindern beyzubringen, gleichwie einen überzuckerten Wurmſaamen, und es haben offt mit ſolchen Fabuln hochberühmte Leute groſſe Dinge außgerichtet, bey Regenten und Unterthanen, bey Kindern und Geſinde. IX. Es haben viel gute Leute ein ſonderbahres Wolgefallen gehabt an dieſen Fabuln Lutheri. Denn als Philippus Melanchthon die Vorrede, und die Fabuln Lutheri geſehen, habe er ihn gebeten, er wolle darinn fortfahren, und dieſes Buch zu Ende bringen. Er wolle ihm bey einem groſſen Herrn, dem er es dediciren ſolle, 1000. Gülden vor die Dedication zuwege bringen. Wenn Butyrolambius damals gelebet hätte, er würde aus einem Phariſäiſchen Eyfer an den Churfürſten zu Sachſen geſchrieben, und bey andern Obrigkeiten angehalten haben, man ſolle dieſes Buch confisciren, und bey namhaffter Straff verbieten es zu verkauffen, denn es ſey ein ärgerlich Buch. X. Sagt Matheſius, daß Doctor Luther offt über Tiſch, wenn er zumal vom Regiment und Hofweſen geredet, der Alten Fabuln, und vernünfftigen Sprüchwörtlein, ſo in Teutſche Sprache aus den Fabuln kommen ſeyn, gerne gebrauchet habe. XI. In ſeinen ſchönen Hof-Pſalmen, welcher iſt der 101. davon Doctor Creutziger geurtheilet daß es ſey Lutheri gelehrteſte und weiſeſte Schrifft, in Teutſcher Sprach gedencket D. Luther unterſchiedener Fabuln. XII. Sagt Matheſius, daß er geſehen habe, daß D. Luther den Sächſiſchen Reincke-Fuchs mit zu Tiſch getragen, und darinnen geleſen habe. Antenor hält davor, daß in dieſem Buch, wie auch in dem Froſchmäuſler, eine groſſe Politiſche Weißheit verborgen ſtecke. XIII. ſagt Matheſius, daß nicht allein vornehme Leute ſich ſolcher verdeckter und vermumlicher Reden gern gebrauchet haben, ſondern auch der Sohn GOttes, und ſeine Propheten und Apoſteln haben ihren Mund gern auffgethan in ſchönen Gleichnüſſen, und groſſe Weißheit in Bildern denen Leuten vorgeſtellet. XIV. Erzehlet Matheſius, wie Menenius Agrippa mit einer Fabul einen Auffruhr in der groſſen Stadt Rom geſtillet, und die Bürger wiederum zu frieden geſprochen habe. Solches hätte vielleicht Cicero mit ſeinem utili & inutili, mit ſeinem honesto & jucundo ſo leicht nicht gethan. XV. Daß das eine ſonderbare Klugheit der Teutſchen ſeye, daß ſie der Fabuln ſo wercklich gebrauchen können, erweiſet Matheſius mit dem Käyſer Rudolph und anderen groſſen Herren, und ſchlieſſet endlich, daß die Teutſchen viel guter Fabuln und Sprichwörter brauchen von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, lang hafften und kleben, und im Hertzen rumpeln, als wenn man einem einen Floh ins Ohr geſetzet habe. Antenor ſagte einsmals, daß der alten Teutſchen Sprichwörter lauter Axiomata, Politica, Ethica und Oeconomica ſeyen, welche ſie aus vieler Erfahrung geſammelt haben, und in dem Florilegio Politico Lehmanni, welches in Sprüchwörtern beſtehe, ſtecke mehr Weißheit, als in 10. Disputationibus Politicis, welche auf Univerſitäten gehalten werden. Solche Dinge laſſen offtmals ſolche aculeos oder Stachel hinter ſich, daß es erſt viel Jahr hernach Frucht ſchaffe, wie allhier die Fabul deß Jothams, welche erſtlich gering geachtet wurde: Aber drey Jahr hernach bey den Sichemitern wirckte, daß ſie an das unſchuldig-vergoſſene Blut gedachten. XVI. Man muß ſich offtmahls in die Zeit und in die Leute ſchicken, und es machen wie Cicero, welcher anders geredet hat bey dem Julio Caesare, anders bey dem Rath zu Rom, und anders bey dem gemeinen Volck. Wenn einer in Republ. Democraticâ aufftrâte, und dem gemeinen Volck die Ohren nicht mit vielen Worten ſtopffete, ſo würde er davor gehalten werden, daß er nichts ſtudiret habe. Darum ſagt Matheſius, weil Jotham ſich bey groben und wilden Leuten habe wollen hören laſſen, da habe er gedacht auff eine Fabul, darinnen er Moſis, Joſuä und ſeines lieben Vaters treue Dienſte, und unzählige Wolthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dorn-Buſch den neuen unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meiſterlich und künſtlich abgemahlet habe. Er erkläret dieſe Fabul alſo, daß ich mich ſehr damit beluſtige. XVII. Sagt Matheſius, daß nicht nur vornehme, ſondern auch andere ehrliche Biderleute, ſo wol im Regiment, als auch in Kirchen und Schulen, nach ihrer vielfältigen Arbeit, ihre ehrliche Freude, luſtige Kurtzweil, und liebliche Ergötzligkeit geſuchet haben. S. Johannes der heilige Apoſtel und Evangeliſt habe unterweilens ſeine Kurtzweil gehabt mit ſeinen Vögelein und Rephünerlein, und habe bißweilen mit den Seinigen zum Sichernmahl geſchoſſen. Käyſer Carl und Käyſer Maximilian haben ihre Luſt geſuchet im Jagen. Der Evangeliſt Marcus habe unterweilens vor die lange Weil gemahlet, ꝛc. Wer wil es denn Antenorn verdencken, wenn er unterweilens nach vieler groſſer Arbeit, nach vielen groſſen Widerwertigkeiten jemand läſt zu ſich kommen zu einer Philosophiſchen Malzeit, und ein Philosophiſches Geſpräch mit ihm hält? Oder nach der Malzeit ſeinem Diener, oder etwa einem frembden Studenten einen luſtigen discurs in die Feder dictirt? Dieſes iſt die einige recreation, welche Antenor hat, und dieſelbige kan und mag man ihm wol gönnen. Ein Bogen, der allezeit geſpannet iſt, verlamet und verdirbet endlich. XIIX. Aus dieſer Predigt ſieheſt du, hochgeehrter Leſer, daß Lutherus nicht allein ein Fabul-Hanß geweſen ſeye, ſondern auch ſeinen Sohn Johannem habe zu einem Fabul-Hanſen machen wollen, indem er ihm unterſchiedene Fabuln hat vorgeleſen, welche er in die Lateiniſche Sprache hat verſetzen müſſen, geſtalt denn Matheſius gedencket, daß er ſeinem Sohn habe eine Fabul vorgeleſen von einem Krebs, welcher habe über Land reyſen wollen, und ſey unterwegens kommen zu einer Schlangen, ꝛc. Durch dieſe Fabul hat er ihm die Lehr geben wollen, daß ein tückiſcher Freund viel ärger ſeye, als ein öffentlicher zorniger Feind. Das hat Lutherus ohne Zweiffel nicht aus Büchern, ſondern aus Erfahrung gelernet. XIX. Nicht nur Lutherus und ſein Sohn Joh. ſind Fabul-Hanſen geweſen, ſondern auch Phil. Melanchthon, der hochgelehrte Mann, welchen auch ſeine ärgſte Feinde, in und auſſer Teutſchland, ſeiner Philosophiſchen Wiſſenſchaft halben geliebet und gelobet haben. Matheſius erzehlet eine Fabul, welche er ihm und ſeinen Freunden im Wiſenthal erzehlet habe von einer groſſen Schlangen und einem Bauern. XX. Ich halte davor, daß durch die ſchöne Fabul und den vier jungen Sperlingen Matheſius ſeinen Kindern habe eine Instruction und Memorial geben wollen. Ich vernehme gar gern, daß Antenor gegen einem vornehmen Freund gedacht, er wolle hinführo in acht nehmen die Fabul, welche Matheſius erzehlet von einem alten Hirten-Hund, der ſeines Herrn Vieh treulich bewachet habe.

Deß Abends ſeye er nach Hauſe gangen, da haben ihn unterſchiedliche kleine Hündlein auff der Gaſſen angebellet, der alte Hirten-Hund aber ſey vor ſich weggegangen, und habe ſich nicht einmal umgeſehen. Als er vor den Küttel-Hof kommen, habe ihn ein Fleiſchers Hund gefraget, wie er das Bellen und Gepelver leiden könne? warum er nicht einen beym Kamm nehme? Nein, habe der Hirten-Hund geſagt, es zwackt und beiſſt keiner. Ich muß meine Zähne wider die Wölffe brauchen, und nicht wider ſolche kleine Lumpen-Hündlein. GOtt laſſe Antenor leben, und erhalte ihn bei beſtändigen Leibes-Kräfften. Butyrolambio und andern Lumpen-Hunden ſollen die Mäuler wol geſtopffet werden. Adjeu, hochgeehrter und hochvernünfftiger Leſer, und bleibe günſtig und geneigt

Deinem demüthigſten Diener
und Knecht
ANTON-MENONI Schuppen.

von Schüren, ſ. Meiſterſänger.

Sybilla Schuſter,

um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, und mit einem würtembergiſchen Geiſtlichen verheirathet, hinterließ das Gedicht:

Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes. Oettingen, 1685.

das ſich für jene Zeit durch die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Versmaaße eigenthümlich auszeichnet.

Friedrich Karl Julius Schütz

ward am 31. Mai 1779 zu Halle geboren, ein Sohn des berühmten Philologen Chriſtian Gottfried Schütz, ſtudirte in Jena und trat 1804 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Halle auf, wo er ſich 1801 habilitirt hatte. 1811 heirathete er die mimiſche Künſtlerin Händel, mit der er, ſelbſt Bühnen betretend, große Kunſtreiſen unternahm, bis er 1818 zum zweiten Male in Halle außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie ward. Bald trennte er ſich wieder von ſeiner Profeſſur, zugleich von ſeiner Gattin, und lebte abwechſelnd, auf verſchiedene Weiſe literariſch ſein Glück verſuchend, theils in Hamburg, theils in Leipzig. Jetzt hält er ſich als Doctor der Philoſophie privatiſirend wieder in Halle auf.

Geſchichte der Republik Frankreich. Jena, 1802.
Epigrammatiſche Anthologie. Halle, 1806. 3 Thle.
Geſchichte Napoleon I. Leipzig, 1810.
Leben und Character der Eliſe Charlotte von Orleans. Leipzig, 1820.
Goethe und Puſtkuchen. Halle, 1822.
Goethe's Philoſophie. Hamburg, 1825—27. 7 Thle.
Stimme Friedrichs des Großen über Politik, Staats- und Kriegskunſt, u. ſ. w. Braunſchweig, 1828. 3 Thle.
Taſchenbibliothek der neueſten Erzählungen. Lüneburg, 1829. 4 Bde.
Blumenleſe aus dem Stammbuche der Händel-Schütz. Leipzig, 1815.
Müllner's Leben. Meißen, 1829.
Paganini's Leben. Meißen, 1830.
Chriſtian Gottfried Schütz, Darſtellung ſeines Lebens, Characters und Verdienſtes, nebſt angehängtem Briefwechſel. Halle, 1834; 1. und 2. Bd.

Geſchmack und Gewandtheit, namentlich bei ſeinen Compilationen, ſind dieſem Schriftſteller nicht abzuſprechen; reich begabt von der Natur hätte er Bedeutenderes leiſten können, als er wirklich geleiſtet hat.

Friedrich Wilhelm von Schütz

ward am 24. April 1758 zu Erdmannsdorf bei Chemnitz geboren, lebte längere Zeit zu Altona und wurde in den Jahren 1792 — 93 bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Hamburg als Legationsſecretär angeſtellt. Darauf zog er ſich auf ſein Gut Hoyersbüttel zurück und privatiſirte dann als königl. ſächſiſcher Hofrath zu Zerbſt, wo er 1821 ſtarb.

Apologie von Leſſings Nathan. Leipzig, 1781.
Unter Allen die ſchlimmſte, Tragicomödie. Deſſau und Leipzig, 1782.
Der Kinderfreund. Hamburg, 1785—86. 2 Thle.
Wöchentliche Unterhaltungen für Jünglinge und Mädchen. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Wilhelm Althaus. Hamburg, 1787—89. 2 Thle.
Leben Mendelsſohns. Hamburg, 1787.
Archiv der Schwärmerei und Aufklärung. Hamburg, 1787 — 97. 5 Thle.
Freimaurerlieder. Hamburg, 1790.
Leben Bernſtorff's. Altona, 1798.
Eduard von Krohnenburg. Leipzig, 1798.
Gemälde franzöſiſcher Helden. Hamburg, 1807.
C. M. Wielands Todtenfeier. Altona, 1813.
C. F. Sintenis Leben. Zerbſt, 1820.
Geſchichte der Staatsveränderungen in Frankreich. Leipzig, 1827. 2 Thle.

Ein geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Schriftſteller, deſſen Biographieen, namentlich zur Zeit ihres Erſcheinens, ſehr günſtig aufgenommen wurden und mit Recht noch immer als treffliche Arbeiten gelten.

J. B. von Schütz, ſ. Sinold.

Wilhelm von Schütz,

am 13. April 1776 zu Berlin geboren, lebte als königlich preußiſcher Landrath und Director der Ritterſchaft in der Neumark zu Zibingen; ſeitdem er dieſe Stelle niederlegte, privatiſirte er in Dresden.

Lacrimas, Schauſpiel, herausgegeben von A. W. von Schlegel. Berlin, 1803.
Niobe, Trauerſpiel. Berlin, 1807.
Der Graf und die Gräfin von Gleichen, Tragödie. Berlin, 1807.
Romantiſche Wälder. Berlin, 1808.
Der Garten der Liebe. Berlin, 1812.
Graf von Schwarzenberg, Schauſpiel. Berlin, 1819.
Rußland und Deutſchland. Leipzig, 1819.
Deutſchlands Preßgeſetz. Landshut, 1821.
Zur intellectuellen und ſubſtantiellen Morphologie. Leipzig, 1821—23. 3 Hfte.
Dramatiſche Wälder. Leipzig, 1821.
Karl der Kühne, Drama. Leipzig, 1821.
Mehrere Ueberſetzungen, kleinere Aufſätze u. ſ. w.

Ein geiſtreicher Mann, der ſich in früheren Jahren eng der romantiſchen Schule anſchloß und namentlich von den Gegnern derſelben wegen ſeines Lacrimas vielfach und heftig angefeindet wurde. Er beſitzt ein ſchönes Talent, reiche Phantaſie und große Herrſchaft über Form und Sprache; aber ihm fehlt die Freiheit dichteriſcher Bewegung und ſeine Leiſtungen erwarben ſich daher nicht den Beifall, der ihnen bei größerer Selbſtſtändigkeit um ihrer ſonſtigen trefflichen Eigenſchaften willen unfehlbar hätte zu Theil werden müſſen.

Aus Lacrimas, von Wilhelm v. Schütz.

Zweiter Aufzug.

Dritte Scene.

Cavanas, Garten.

Iſmene ſitzt. Lacrimas kniet weinend vor ihr nieder.

Lacrimas.

Die Thränen bleiben nicht in ihren Dämmen,
Wann aus ſo vielen Quellen ſtrömend gießen
Die Schmerzen, die ſich nicht mehr laſſen hemmen.
Heut ſieh ſie noch, bald werd' ich von dir fließen,
Ich ſonnenloſer Strom, den Wolken ſchwärzen,
Der finſtern Nächte, die mich dicht umſchließen.
Die Regenwolke wird an deinem Herzen
Vorüber wandeln, welche dir erſchienen
Im Abendroth ſchuldlos und frei von Schmerzen;
Dann magſt im neuen Sonnenlicht du grünen,
Wenn deine trüben Nebel von dir ziehen,
Ihr feuchtes Grab in Wellen zu verdienen.

Iſmene.

Was hör' ich? Wunderbare Worte fliehen
Von deinen Lippen, mir nicht zu begreifen:
Will jetzt dein Schmerz zum Wahnſinn gar erglühen?
Ich flehe dich, Gemahl, laß ab zu ſchweifen
In ſo verworrner Red' um meine Seele,
Und neue Angſt auf meine Bruſt zu häufen.
Was dir dein Herz bedrücket, das verhehle
Mir länger nicht; die, ſo du dir zum Weibe
Genommen, hier auch zur Vertrauten wähle.

Lacrimas.

Das kann ich nicht, nein, tief verhüllet bleibe,
Was mich ſo quält; nur eines magſt du wiſſen,
Daß, von hier fliehend auch, ich dein verbleibe!

Iſmene.

Von hier entfliehend? Mir alſo entriſſen?
Verſtand ich recht? Haſt Wahrheit du geſprochen?
O heiliger Gott, was werd' ich leiden müſſen!
Was klag' ich viel, daß du dein Wort gebrochen?
Genug, du willſt auf Erden mir vergehen,
Und dieſe Drohung hat mein Herz durchſtochen.
(Sie ſinkt hin.)

Lacrimas.

Ich kann's nicht dulden, alſo dich zu ſehen!
Erwache, Weib, ich will nicht von dir laſſen,
Nur laß auf's Neu' mir deinen Athem wehen.

Iſmene.

Noch leb' ich zwar, doch bald werd' ich erblaſſen,
Kaum hab' ich deine Lieb' endlich gekoſtet,
So will mich ſchon die ſel'ge Fluth verlaſſen.
Ihr Wolluſtranken, die ihr d'raus entſproßtet,
Ich glaubt', ihr wäret eine feſte Kette:
O, daß ihr zum Verdorren nur aufſchoßtet!
Harr'n ſoll ich hier allein an öder Stätte?
Strom meiner Luſt, du willſt dich von mir winden,
Nicht mit mich nehmen in dem dunkeln Bote?

Lacrimas.

Was könnten dieſe Worte mir verkünden?
O dürft' ich hoffen? würdeſt mein du bleiben,
Wenn du, wer ich auch ſei, mich ſollteſt finden?

Iſmene.

Laß dich nur neue Flucht nicht von hier treiben,
So magſt du mir, was es auch ſei, berichten,
Mehr wird mich's nicht, wie jenes Droh'n, entleiben.
Ich flehe dich, du mußt mich unterrichten,
Warum noch einmal Trennung ſoll geſchehen,
Und was mir denn verbeut, mit dir zu flüchten!

Lacrimas.

Mein beſtes Weib, du wollteſt mit mir gehen?
Unmöglich iſt's, auch wenn du die Gefahren,
Die deiner harr'n, bereit wärſt, zu beſtehen;
Denn ein Geheimniß würdeſt du erfahren,
Das müßt' aus deiner Bruſt die Liebe bannen,
Die ſich noch gern der Flüchtling will bewahren.

Iſmene.

Dich, dem ſo heiße Liebesthränen rannen,
Sollt' ich um irgend Etwas können haſſen?
Nie! Sag' es mir, ich laſſ' dich nicht von dannen.
Ein größres Unglück kann mich nicht mehr faſſen,
Und hätteſt du, was es auch ſei, begangen,
Ich ſchwör' es, nie darum von dir zu laſſen.

Lacrimas.

Hätt' ich nun frevelhaft dich hintergangen?
Wenn ich nicht aus Italien wär' geboren,
Du wollteſt dennoch treulich an mir hangen?

Iſmene.

Was kann ich mehr? Ich hab' es dir geſchworen;
Es läßt ſich dieſe Liebe nicht verwüſten,
Und niemals geht Iſmene dir verloren.

Lacrimas.

So wiſſe denn, nicht von Europa's Küſten,
Aus Afrika bin ich hieher gekommen,
Mit falſchen Segeln, die wie chriſtlich grüßten.

Iſmene.

O ew'ger Schmerz! der mich zum Weib genommen,
Geboren ward er in der Heiden Lande,
Er iſt mein Feind und Feind von allen Frommen!

Lacrimas.

Wie? dein bin ich, durch mir auch heil'ge Bande.
Du thuſt nicht recht, mich deinen Feind zu nennen,
Weil ich herkam vom Afrikan'ſchen Strande.
Sahſt du nicht Liebe mir im Herzen brennen?
Und wird nicht ewig dieſe Flamme lodern?
Weshalb haſt du mich denn verwerfen können?
Daß ich dich liebe, mehr kannſt du nicht fordern,
Und ich that mehr, als Liebe je begangen,
Zu tauſend Freveln ließ ich mich auffordern.
Denn dich, Iſmene, hab' ich hintergangen,
Mein Vaterland und meinen Gott betrogen;
Und warum ſonſt, als um dir anzuhangen?
Du weißt doch nicht, warum ich in die Wogen
Des Meeres mich von Neuem muß begeben,
Und haſt mir deine Liebe ſchon entzogen!
Mir hat es richt'ge Ahnung eingegeben,
Dir niemals mein Geheimniß zu entdecken,
Um nicht ſo bittern Vorwurf zu erleben!

Iſmene.

Hör' auf, Gemahl! Ja deine Worte wecken
In meiner Seele frommere Gedanken;
Was mir entfuhr, war nur mein erſt Erſchrecken.
Verzeih der armen Thörin! Ewig danken
Wird ſie, und muß ſie dir, was du begonnen,
Verführt von ſolcher Liebe ohne Schranken.
Laß unter uns Vorwürfe ſein zerronnen!
Dich nennen meine Arme wieder ihren.
Entdecke mir, wodurch ich dich gewonnen,
Und wie ich lief Gefahr, dich zu verlieren.

Lacrimas.

So weiche denn, Geheimniß, deine Hülle!
Da, wo zu Ende gehen dieſe Fluthen,
Hebt meines Vaterlandes reiche Fülle
Sich ſchwellend in die heißen Sonnengluthen.
Um ſeinen Buſen ſäuſelt ſanft und ſtille
Der Hauch des Südwinds; unter Palmenruthen,
In Blumengärten glänzen goldne Flüſſe,
In Lüfte wogen Wohlgeruches Güſſe.

Duccala und Hascora, die zwei Lande,
Die dort der Sonne ſchönſtes Licht gewinnen,
Blühn rechts und links an Omiradi's Rande.
Merameris und Elmadina's Zinnen,
Weit ſichtbar beid' auf hohem Bergesſtande,
Umſchließen der Paläſte Pracht, worinnen
Einſt die Sultane beider Länder lebten,
Die jeder nach des andern Herrſchaft ſtrebten;

Bis es dem treuen Weſſir Zumrud glückte,
Die Feind' in ihren Kindern zu verſöhnen.
Durch ihn geſchah's, daß Amigad erblickte
Dilnua, Amru's Tochter, in dem ſchönen
Gefild der Liebe, die ſie beid' umſtrickte.
Und nun band er auch ſchnell bei Friedenstönen
Den Bund der Staaten und der Kinder feſt,
Worauf dies Leben Tanſor bald verläßt.

Doch als ein neuer Feind das Land bedrängt,
Muß Zumrud auf ein Schiff die Kinder ſenden;
Und Amru, dem auch hier der Sieg geſchenkt,
Freut ſich ſchon ihrer, als, welch' traurig Wenden!
Die fort ſind, deren er ſo zärtlich denkt.
Da mußt' es wohl mit Zorn auf Zumrud enden,
Bis auch des Unſchuld der Sultan erkannte,
Und den zurückrief, den er erſt verbannte.

Nun ließ er ihn in Duccala gebieten
Als Baſſa, das war ſeiner Treue Lohn.
Und ich, den deine Blicke nicht erriethen,
Ich heiß' Abdelaſis, und bin ſein Sohn.
Das ihm vertraute Land ließ er mich hüten,
Als er die Kinder ſuchend ging davon,
Und hat mir, die nicht findend, aufgetragen,
Verſtellt mich über's Meer um ſie zu wagen.

Als ich mich auf den Fluthen da befand,
Strömt' es ſo trüb' entgegen meinem Herzen;
Doch kam die Wehmuth, welche mich umwand,
Als ſei's Erinn'rung, um mit mir zu ſcherzen.
Es blühte mir Siciliens Küſtenland,
Ein goldner Baum im finſtern Hain der Schmerzen.
Dort blieb ich lang', indeſſen die Gefährten
Im Suchen ſich nach andern Küſten kehrten.

Schwermuth, die neue Nahrung meiner Tage,
Vermochte meine Sehnſucht nicht zu ſtillen.
Nicht um die ferne Heimath führt' ich Klage,
Hier, glaubt' ich, werde ſich mein Glück enthüllen.
Nun wurde mein Geſchäft mir bald zur Plage.
Mich zog's nach Spanien wider meinen Willen,
Wo ich den Namen Lacrimas bekannte,
Und mein Gefährt' ſich Diarmandas nannte.

Hier ſegelnd einſt, mit mir auf ſtillen Wegen
Die tiefſte Sehnſucht, die ich je empfunden,
Wenn Abendroth dem Schiffe glüh't entgegen. —
Erſah ich dich, vom Meeresduft umwunden,
Am Kreuze ſtehn; nicht lang' konnt' ich dich hegen,
Du warſt zu bald dem flieh'nden Schiff entſchwunden.
Ich blieb bei dir, Chriſt, Pilgrim, gleich zurücke,
Ganz überſtrömt, wie ſie, von tiefem Glücke.

Fortſchiffend hab' ich, Aug' und Sinn im Trüben,
Bei jedem Crucifixe heiß geweint,
Gerufen: Ach, dies Kreuz, es iſt ihr Lieben!
Warum iſt dieſes ſelbe Kreuz mein Feind?
Von meiner Heimath war auch nichts geblieben,
So ſah ich mich verwandelt: denn vereint
Mit dir zu ſein, zu bleiben ohne Wanken:
Das waren einzig meiner Bruſt Gedanken.

Und was ich nun ſeitdem auch unternommen,
Iſmene, du darfſt mich darum nicht ſchelten.
Wie ich dich tief im Innern aufgenommen,
Das muß, Gemahlin, dir für Alles gelten.
Iſt Wankelmuth je in mein Herz gekommen?
Die Reiſe nach des Morgenlandes Zelten,
Weißt du doch nicht, warum ſie muß geſchehen,
Und wie du mich vielleicht wirſt wiederſehen.

Iſmene.

Daß Heil und Noth, daß Schmerz und Luſt in Fluthen
So groß und mächtig ſtrömen würden zu
In deiner Liebe mir, konnt' ich's vermuthen?
Auf ihrem Meer ſchwamm ich in ſel'ger Ruh,
Nun hebt ſich auf der Sturm der Liebes-Leiden,
Dem ich den Buſen willig offen thu'!
So kommt denn her; euch geb' ich mich mit Freuden;
Auch du ſollſt meiner Liebe Kraft erkennen,
Von Allem, nur von dir will ich nicht ſcheiden.
Ja, Lacrimas, du brauchſt mir nicht zu nennen,
Wohin du willſt, warum du mußt entfliehn,
Mit dir zu dulden, ſollſt du mir vergönnen,
Mehr nicht, wie ich, in Leid und Liebe glühn.

Lacrimas.

Hör' mich. Den Schiffern konnt' ich jüngſt nicht wehren
Die Abfahrt, da die Kinder nicht gefunden,
Und nur durch Liſt gelang's, zurückzukehren.
Nunmehr ſind unſre Schätze ganz geſchwunden,
Drum wollt' ich ſegeln, wie ſie laut begehren,
Doch reicher wieder kommend, dir verbunden,
Das Schloß, das ich für meins ſchon ausgegeben,
Erkaufen und mit dir als Chriſt dort leben.

Iſmene.

So zieh ich mit; ich kann, von dir verlaſſen,
Nicht einmal noch am Meeresſtrande ſchweifen,
Und Luſt der Sehnſucht für dein Haupt umfaſſen.
Daß mich nur Trennungsqualen nicht ergreifen,
Will ich nicht blos gewöhnlich Leid ertragen,
Das ſchwerſte lieber auf mein Leben häufen.
Ich freue mich auf alle künft'gen Plagen,
Nur wer erduldet jede Liebespein,
Kann ganz den Quell der Liebesluſt erjagen.

Lacrimas.

So gebe Chriſtus Segen dem Verein!
Froh kann ich nun des Schiffes Anker lichten.
Doch wann darf ich znr Abfahrt fertig ſein?

Iſmene.

Verhüllt werd' ich heut Abend mit dir flüchten.

(Gehen ab.)

Johann Stephan Schütze

ward am 1. November 1771 zu Olvenſtädt bei Magdeburg geboren, wo ſein Vater Landmann war. Bis zu ſeinem 18. Jahre, mit welchem er die Schule zu Kloſter Bergen bezog, war die Lage des ſtrebſamen Jünglings äußerſt drückend und ſeine ſchönen Kräfte wurden faſt gewaltſam durch die Einförmigkeit des Comptoirlebens, dem er beſtimmt war, untergraben. Doch nun entwickelte er ſich ſchnell, ging 1794 nach Erlangen, 1795 nach Halle, um Theologie zu ſtudiren, und beſtand ſein Examen. Doch bei höchſt ungünſtigen Ausſichten auf Anſtellung gab er jetzt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Neigung, die er vorher dem Fachſtudium ungern aufgeopfert, mehr nach und lebte inzwiſchen an mehreren Stellen als Hauslehrer, bis ſein Talent ſich völlig Bahn brach, und der von Iffland ſeinen Arbeiten gezollte Beifall ihm einen Jahrgehalt von dem Oheim, der bisher für ihn geſorgt hatte, erwirkte. So ging er 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er anfangs der Herzogin Amalie, Goethe's und Jean Paul's, bald aber der größeren Menge Beifall in ſeinen Leiſtungen anſtrebte und erhielt. Er lebte daſelbſt als Hofrath, Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter, und ſtarb am 19. März 1839, tief betrauert von Allen, die ihn kannten.

Seine Schriften ſind:
Der Allgefällige. (Kotzebue's Almanach, 21. Jahrg.)
Der Dichter und ſein Vaterland, Luſtſp. Leipz., 1807.
Der Frühlingsbote. Frankfurt, 1823. 25. 3 Bde.
Gedanken und Einfälle über Leben und Kunſt. Leipzig, 1810.
Gedichte ernſten und ſcherzhaften Inhalts. Berlin, 1830.
Gedichte. Leipzig, 1810.
Die Heimkehr, Luſtſpiel. (Kotzebue's Almanach, 22. Jahrgang.)
Die Journaliſten, Luſtſp. in einem Aufz. Leipz., 1806.
Verſuch einer Theorie des Komiſchen. Leipz., 1817.
Der König von Geſtern, Luſtſpiel. (Kotzebue's Almanach, 25. Jahrgang.)
Lebensgeſchichte. Neuhaldensleben, 1834. 2 Thle.
Mutter und Tochter, Luſtſpiel. (Kotzebue's Almanach, 28. Jahrgang.)
Der unſichtbare Prinz, Roman. Leipzig, 1812. 13. 3 Thle.
Verſuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeburg, 1802.
Humoriſtiſche Reiſen durch Mecklenburg, Holſtein, Dänemark. Hamburg, 1812.
Heitere Stunden. Dresden (1821—23); 2. wohlfeile Ausgabe 1828. 3 Thle.
Muntere Unterhaltungen. Leipzig, 1829. gr. 12.
Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad, 1810. Leipzig, 1825.
Was doch die Vernunft thut. (S. Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele, Jahrgang 10.)
Der Wintergarten. Frankfurt, 1816—22. 6 Bde.
Das Land der Wunder. Hamburg, 1812.
(Journal des Luxus, Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.)

S. beſaß eine überaus glückliche Gabe der Auffaſſung und Beobachtung, eine heitere, wohlthuende Lebensanſicht, Gedankenreichthum, eine glücklich geſtaltende Phantaſie, eine eigenthümliche, aber klare und anmuthige Diction und eine treffliche Darſtellung; nur herrſchte ihm unbewußt der didactiſche Zweck ſelbſt in ſeinen rein komiſchen Leiſtungen zu ſehr vor und lähmte zu oft die unmittelbare Wirkung des Gegebenen. Sein Roman, „der unſichtbare Prinz", iſt ſeine beſte Arbeit und verdient im Andenken der Nachwelt fortzuleben, da er einen reichen Schatz von Menſchenkenntniß und geſunder practiſcher Philoſophie enthält. — Seine Schriften über Theorie der Kunſt zeugen von ſeinem Scharfſinn, verrathen aber zu ſehr den Autodidacten.

Die beiden Candidaten.

Erzählung von St. Schütze.

Der Brauer Grundmeyer, wohnhaft in Goldeck, einer betriebſamen Mittelſtadt, war ein eben ſo wohlhabender Bürger als glücklicher Hausvater. Wenn vormals zu den Leuten, die über das ſchlechte Bier klagten, ſein Schwiegervater zu ſagen pflegte, daß Waſſer und Luft daran Schuld ſei, ſchüttelte er ſtillſchweigend den Kopf, und experimentirte, als er das Brauweſen allein betrieb, ſo lange darauf los, bis er jene Elementargeiſter beſiegt, und ſein Getränk eine ſolche Stärke bekommen hatte, daß das fremde Bier ſich davor von Dorf zu Dorf beſchämt zurückzog, und der Erfolg ihm reichliche Zinſen brachte. Die Stadt vermuthete indeß mit Unrecht, wie er nach dem Tode ſeiner Frau die kleine Perücke ablegte und ſein eigenes Haar trug, daß er wieder heirathen, und durch die reiche Nachbarin gegenüber, die Wittwe Vollroth, die nur ein einziges Töchterchen zu verſorgen hatte, ſein Glück noch feſter gründen würde; er verſchmähete ihre Hand aus Rückſicht gegen ſeine beiden Söhne, die keine Stiefmutter bekommen ſollten. Konrad und Gottfried gaben ſeinem äußern Wohlſtande ſchon vollkommen den innern Gehalt, deſſen er bedurfte, um ſich in ſeinem Hauſe zufrieden und heimiſch zu fühlen. Er wünſchte aber, daß aus dieſem Mittelpunkte ſeines Glücks ſich ein neuer Baum erheben möchte, der ſein Brauhaus überrage; deßhalb wollte er ſie ſtudiren laſſen und ſchickte ſie auf das große Gymnaſium. Daß beide ſich vorläufig zur Theologie beſtimmten, war ihm ſchon recht, denn der Oberprediger des Orts ärntete mit ſeinen Predigten immer allgemeinen Beifall ein, und in ſeinem Anſehn ſpiegelte ſich das künftige Glück ſeiner Kinder. Sie ſpiegelten ſich ſelbſt darin, ein jeder wollte ein ſolcher Oberprediger werden. Gottfried ſchrieb ſeine Predigten nach, und Konrad berechnete die Einkünfte, welche die Pfarrſtelle ihm eintrüge. Sie gingen auch beide mit großem Eifer daran: Gottfried wußte bald ganze Reden des Cicero auswendig, und Konrad legte ſie Nachts ſogar unter ſein Kopfkiſſen. Plötzlich aber war es, als wenn bei dieſem ein Stillſtand eintreten ſollte: Er fing an gewaltig zu wachſen, wurde alle Tage breiter und ſtärker, und gähnte, wenn er in die Schule ging, reckte die Arme, wenn er wiederkam, und wenn er ſein Exercitium machen ſollte, zog er den Rock aus. Das Papier lag ihm lange nicht recht und die Feder wollte immer nicht ſchreiben, wenn aber ein Fuder Brennholz, oder neues Korn für das Brauhaus angefahren kam, war er wie ein Wetter hinaus, um mit abzuladen. Bei Tiſche konnte er nicht leiden, wenn etwas in der Schüſſel zurückblieb, und nach Tiſche bewies er, daß man eine angeſchenkte Flaſche austrinken müſſe, wenn das Bier nicht verderben ſollte. Wann ein fetter Ochſe geſchlachtet wurde, mußte er immer mit dabei ſein, und er wurde krank in der Schule, wenn es zu Hauſe friſche Wurſt gab. Der große Birnbaum im Garten krachte, wenn er hinauf ſtieg, um das Obſt abzunehmen, und jeden, dem er freundſchaftlich die Hand drückte, ſchrie Ach! und Weh! über ihn.

Nein! was der Junge groß wird! ſagte der Vater, wie er ihn eines Sonntags im neuen Rock, das Frühſtück auf der Hand eintreten ſah; Gottfried, du wirſt eilen müſſen, wenn du ihn einholen willſt. Da ihr einander ähnlich ſehet, ſolltet ihr auch mit Größe und Breite hübſch bei einander bleiben. — Ja, in der Schule hab ich ihn ſchon eingeholt, entgegnete Gottfried ganz trocken, Oſtern komme ich nach Prima, und er bleibt ſitzen. — Was wär's, ſtaunte der Vater, Konrad iſt ja der älteſte! da muß ich doch einmal mit dem Rector ſprechen. — Ach! erwiederte Konrad, wenn ich der Frau Rectorin ein Dutzend Vorſtorfer Aepfel mitbringe, geht die Thür in Prima ſprangelweit auf für mich. — — Dem war aber nicht ſo. Wie ſich Grundmeyer beim Rector nach ſeinem Konrad erkundigte, geſtand ihm dieſer, daß er ſchon viele Noth und Geduld mit ihm gehabt, und bisher nur geſchwiegen habe, um nicht den Zorn des Vaters vergebens zu reizen — vergebens, weil es doch am Ende das Beſte ſein würde, den guten, ehrlichen Konrad ganz von der Schule wegzunehmen. Wenn Konrad nur ein Kalb von der Straße heraufblöken höre, verſtehe er ſchon vom großen Cäſar kein Wort mehr. — Grundmeyer machte zu dem Vorſchlage erſt ein finſteres Geſicht, dann ſagte er: nun, nun! ein Unglück wäre es gerade nicht, zum Landbau gehört auch Verſtand, wie zur Brauerei; ich habe meine Kunſt auf dem Lande gelernt, und der große Cäſar hat mir kein Wort dazu geſagt. — Er deutete damit auf ſeine Amtsverrichtung bei Herrn von Brennau hin, dem er früher als Brau-Verwalter gedient hatte. Konrad mag in des Himmels Namen Oekonomie ſtudiren, und will er nachher zur Brauerei übergehen, iſt mir es auch recht. — Und ohne weiter mit Brummen und Schelten Zeit zu verlieren, ließ er am nächſten Sonntag ſeine Braunen vor die Kaleſche ſpannen, und fuhr mit dem großen Konrad, der vom Wagen herab ruhigen Beifall lächelte, nach Lindenfeld hinüber zum Herrn von Brennau, der, mit dem Vater einſt ſehr zufrieden, auch keinen Augenblick Bedenken trug, ſeinen mit guten Kräften und Kenntniſſen ausgerüſteten Sohn als freiwilligen Verwalter anzuſtellen. Es ging auch ganz vortrefflich mit ihm. Rührig und thätig arbeitete er ſich bald durch die groben Geſchäfte zum Aufſeher und Rechnungsführer hinauf, und wenn die Produkte aus Brenn- und Brauhaus mit der Zeit noch beſſer wurden, hatten ſie es gewiß ſeinem guten Geſchmack und den Vorübungen an der großen Schule zu danken.

Unterdeß ſchlug ſich ſein Bruder Gottfried mit den alten Claſſikern herum, und verſpeiſte ſie, wie wenn es Honigſcheiben geweſen wären. Bald konnte er ſeine Gedanken, wie eine Mahlmühle mit vielen Gängen, in verſchiedenen Sprachen verarbeiten, doch ließ er ſich von den Heiden mit ihrer Abgötterei und ihrem republikaniſchen Großthun zu keiner Untreue gegen die Theologie verlocken, welcher er ſich auf der Univerſität vielmehr mit einem ſo brennenden Eifer widmete, daß er ſchon im erſten Jahre ſich nicht halten konnte, die Erſtlingsfrüchte ſeines Fleißes heimlich auf den Dörfern umher abzulegen. Bald ſtand er auch auf der Kanzel ſeiner Vaterſtadt, und ſprach mit ſo kräftigen Worten herab, daß dem Oberprediger die Bibel aus der Hand fiel, und alle Candidaten des Orts, die ſich aus Neugierde eingefunden hatten, bis zu Thränen gerührt wurden, was für den höchſten Triumph gelten muß, da nicht leicht in einer Kunſt ein College vom andern ſich rühren läßt. Auf dem Lande wurden ſeine Vorträge endlich mit einem ſolchen Zulauf der ganzen umliegenden Gegend beſucht, daß der Gaſtwirth eines jeden Dorfs, der ſich ein volles Haus wünſchte, ihn um eine Gaſtpredigt bat. — Und wodurch geſchah es denn eigentlich, daß er die Herzen der Menſchen ſo erſchütterte? Kam es daher, daß er die Hand nicht über den Kopf hob, daß er die Rechte nicht zur Unzeit auf das Herz legte, daß er in der Bewegung mit den beiden Händen wechſelte, daß er ſich ein wenig hierhin und ein wenig dahin wandte, daß er die Stimme mit Wohllaut erklingen, ſie nicht bis zum Diskant hinaufſteigen, noch bis in den tiefſten Baß ſinken ließ? Nein! von allem dieſem ſah man keine Spur. Gradeaus ſtand er da, wie ein Licht, auch etwas blaß wie ein Licht, er regte keine Hand, nicht einmal den Kopf, hielt dazu die Augen verſchloſſen, und redete mit einer faſt heiſern Stimme, aber — die Begeiſterung ſprach aus ihm, das Gefühl, die Geſinnung — und das entſcheidet über den Menſchen. In Lindenfeld ſtaunte Bruder Konrad ihn mit offenem Munde an und Herr von Brennau rückte auf dem Stuhle hin und her, daß ſeine Bauern die Thränen nicht gewahr werden ſollten, die er bei ſeiner Predigt vergoß. Nach der Kirche aber lief er bei Tiſche mit dem Kandidaten gleich alle Pfarren durch, um ihm eine davon auszuſuchen. Allein es gab keine Ausſicht für ihn: die Prediger waren alle von dauerhafter Geſundheit, und wenn ja einmal einer krank wurde, brauchte er die Waſſerkur, und verjüngte ſich wieder. Viele Stellen waren ſchon lange im voraus vergeben, entweder an einen Hauslehrer oder an ein Kammermädchen. In Rückſicht des letztern Punktes hatte ſich denn auch für Gottfried ein kleines Hinderniß eingefunden. Des Vaters Nachbarin behielt das Haus gegenüber noch immer im Auge, und ließ nun ihr Töchterchen, wenn der Kandidat aus dem Hauſe trat, auch hinüber ſehen. Das that ihm zwar noch nichts, weil er immer tief in Gedanken verſunken war, aber wie er auf Antrieb ſeines Vaters einen Nachbarbeſuch machte, erinnerte ſich die gute Frau, daß ihr Großvater ihr einſt eine große Bibel mit Bildern hinterlaſſen habe; ſie holte dieſelbe herbei, Gottfried blätterte mit Roſetten darin — blätterte öfters — blätterte unvorſichtig — Roſette erröthete und — in einem Bilde des alten Teſtaments fanden ſie ſich. Seinen Predigten ſchadete das zwar nichts, — ſie gewannen im Gegentheil an Wärme und Anmuth, — aber ihm ſelbſt konnte es doch bei Bewerbung um eine Stelle leicht nachtheilig werden, denn ein Kandidat mit einer Braut paßt nicht mehr in jede Kirche. Die beſten Zeugniſſe des Conſiſtoriums, deren er ſich im vollen Maße zu erfreuen hatte, konnten dieſen Unterſchied nicht ausgleichen.

Endlich aber las aus dem Provinzialblatt Herr von Brennau einen Todesfall und damit eine erledigte Stelle heraus, die auszufüllen Gottfried ganz beſonders berufen ſchien. Ein Prediger nämlich war geſtorben auf einem der Güter des Herrn von Grauenſtein, an den ihn von früher Zeit her, wo er auf Reiſen ſeine Bekanntſchaft machte, noch angenehme Erinnerungen knüpften. Obgleich er ſchon lange keinen perſönlichen Umgang mit ihm gepflogen, durfte er doch hoffen, bei ihm noch in recht werthem Andenken zu ſtehen. Zuweilen gab es auch noch einigen Verkehr zwiſchen ihnen, der durch Briefe und Grüße das alte Band feſthielt, indem die Grundverſchiedenheit der beiden Provinzen, worin ſie lebten, öfters einen Umtauſch von Produkten herbeiführte. Wenn die flache Gegend um Lindenfeld mit Korn aushelfen konnte, ſo durfte Riethſtädt, wo Grauenſtein wohnte, mit ſeinen weitreichenden Wieſen und Wäldern einer beſſern Viehzucht ſich rühmen. Doch zu einer perſönlichen Anſprache kam es zwiſchen den beiden Freunden nur ſelten, indem alles in dem gewöhnlichen Lauf durch die dritte, vierte Hand ging. Jetzt wünſchte nun Brennau dem entfernten Grauenſtein ſo nahe wie möglich zu treten, und ſetzte einen Brief auf, der die ganze Vergangenheit heraufbeſchwor, um die Gegenwart damit angenehm zu erhellen. Die letzten Strahlen ließ er dann auf Waldhauſen fallen, das ſchöne, nahrhafte, lange Dorf, für welches Grauenſtein ſich eben wieder nach einem wackern Prediger umſchauete. Als den wackerſten pries er Gottfried Grundmeyer, den Beherrſcher aller Seelen, der aus einer Familie ſtamme, deſſen Wohl und Weh längſt ſeinem Herzen theuer geworden. Brennau meinte, es könne nicht ſchaden, wenn er die freundſchaftliche Rückſicht für den ſtattlichen Brauherrn im Briefe weiter triebe, als ſie außer demſelben ſtatt fand. Und ſeine Rechnung traf zu. Grauenſtein freute ſich ſo ſehr, wieder einmal ein eigenhändiges Schreiben, und zwar von ſolcher Ausführlichkeit, von ſeinem alten Freunde zu erhalten, daß er in dem Sommerkabinette ſeines großen Schloſſes von dem weichen Fußteppich um zwei Zoll in die Höhe geſprungen wäre, wenn es ihm ſein Podagra erlaubt hätte. Ueber die Verflechtung mit Gottfried aber lachte er, und ſagte: heißt er Grundmeyer oder Brennau? die Worte laufen mir ſo durch einander. Wir wollen indeß nach der Abſtammung nicht weiter fragen. Es wird ſchon ein tüchtiger Junge ſein, ein ganzer Kerl. Er ſoll die Pfarre haben.

Es kam alſo eine ſehr günſtige Antwort zurück: Grundmeyer möchte nur um die Stelle anhalten, und zugleich die Zeugniſſe ſchicken, daß er ſie ſeinem Superintendenten vorlegen könne, und wenn er ihm auch perſönlich gefalle, als woran er gar nicht zweifele, ſo ſei der Paſtor zu Waldhauſen fertig. Gottfried lief mit dieſer Nachricht, die ein Eilbote von Lindenfeld gebracht, gleich zu ſeiner Roſette hinüber, und Mutter und Tochter drängten ſich zu dem Briefe des Herrn von Brennau mit pochendem Herzen. Dem Vater Grundmeyer wurde für die große Freude das Haus zu enge, er zog den neuen Rock an, ließ ſich ein Paar Handſchuhe aus dem Schranke reichen, und beſuchte vorläufig den Oberprediger, dann einige Gevattern im Orte. Gottfried aber ſchloß ſich in ſein Studierſtübchen ein, um den wichtigen Brief an Herrn von Grauenſtein auszufertigen, bis das Mädchen an die Thür kam und rief: Herr Paſtor, Herr Paſtor, wollen Sie denn gar nicht eſſen?

Auf das ausdrückliche Geſuch erfolgte denn auch ſehr bald die zugeſicherte Genehmigung; es fehlte nur noch, daß Gottfried ſich nun auch perſönlich dem Herrn von Grauenſtein vorſtelle. So weit war die Sache richtig, und der Vater beſtimmte ſchon den Tag, an welchem Gottfried mit ſeinen Braunen nach Riethſtädt abreiſen ſollte. Da trat plötzlich ein Unfall dazwiſchen. Wie nämlich eines Morgens der Brauknecht in den Stall kam, weigerte ſich das Sattelpferd aufzuſtehen. Von einer Reiſe nach Riethſtädt, von einer Pfarre zu Waldhauſen wollte es durchaus nichts wiſſen. Weder Peitſche noch Hafer konnten es auf die Beine bringen; es ſchüttelte den Kopf, ſtöhnte in ſich hinein — und den Abend war es todt. Die ganze Straße trauerte um das ſchöne Pferd, das immer ſo klug ausſah, und, wenn es vorbeifuhr, in frohem Muthe jedes Haus zu grüßen ſchien. Grundmeyers aber meinten, daß dies für Gottfrieds Unternehmen von ſehr ſchlimmer Vorbedeutung ſei. Der Verluſt wurde wohl verſchmerzt, er zog indeß eine Verzögerung der Reiſe nach ſich, die nach menſchlicher Einſicht leicht böſe Folgen haben konnte. Gottfried hatte die förmlich-ſchriftliche Vocation noch nicht, und es war noch immer möglich, daß ein anderer, deſſen Nähe mehr wirkte als entfernte Fürſprache, ihn aus ſeinen Anſprüchen verdrängte. Sich gemietheter Pferde zu bedienen, dazu konnte ſich der Brauherr nicht gleich entſchließen; es lief gegen ſeine Gewohnheit, und kam ihm auch beſonders jetzt nicht recht anſtändig vor, weil er wohl wußte, daß er überall mit ſeinen Braunen Ehre einlegte und nun für ſeinen Sohn gern damit auf den Edelmann einen vortheilhaften Eindruck hervorbringen wollte. Zum Glück fiel mit der nächſten Woche in der Stadt ein großer Jahrmarkt vor, wozu aus dem Marſchlande gewöhnlich auch ſchöne Pferde eintrafen. Mit Konrad, der dabei niemals fehlte, und ſchon immer als Schüler an den edeln Thieren ſein Auge geweidet hatte, ging Vater Grundmeyer die langen Reihen der Stampfenden und Wiehernden auf und nieder, bis er einen andern ſchönen Braunen fand, der zu dem verlaſſenen Handpferde wie ein Zwillingsbruder paßte. Konrad mußte es prüfen, unterſuchen, reiten und auf alle Weiſe auf die Probe ſtellen, und nachdem man über den Preis ſchon ziemlich einig geworden war, wurde der Pferdehändler auf den andern Tag in das Haus des Brauherrn beſchieden, um mit ihm den Handel völlig abzuſchließen und das Geld zu empfangen.

Grundmeyer ließ dazu ein nahrhaftes Frühſtück auftragen, und wie eine Flaſche Wein dem Pferdehändler die Zunge gelöſt hatte, fing er an, nebenbei von ſeinem Geſchäft zu ſprechen, woher er ſeine Koppel ziehe und wohin er ſie verkaufe. Da war es denn unter andern auch Herr von Grauenſtein, deſſen Pferdezucht einen ganz vorzüglichen Schlag liefere, und von dem er faſt jährlich mit den ſchönſten Zügen zu Sattel und Geſpann ſich verſehe. Man kann ſich denken, in welche Spannung dieſe Worte den Brauherrn verſetzten. Was! ſagte er, ſie kennen den Herrn von Grauenſtein? Mein Sohn ſoll nächſtens zu ihm reiten. Was iſt das für ein Mann? Machen ſie mir doch eine kleine Beſchreibung von ihm. — Ob ich ihn kenne? gab er zur Antwort. Wie dieſe Flaſche Wein vor mir, und ich denke, noch viel beſſer, weil denn doch Weinfabrikanten nicht zu trauen iſt. Doch iſt es ein guter alter Wein, der dem Magen wohl thut, das fühle ich, und ſo iſt auch der abgelagerte Grauenſtein ein guter alter Herr, indeß — ſtrenge von Geſchmack und etwas ſtark auf die Nerven fallend. Ich würde ihn groß nennen von Perſon, wenn nicht Gicht und Podagra und das Lehnen auf einen Krückſtock ihn etwas gebeugt hätten. Er führt aber darum doch, dauerhaft wie ein altes Eiſen, ein gutes Kommando in ſeinem grauen Schloſſe. Gewöhnlich liegt er, wenn der krächzende Wetterhahn auf dem Schloßthurme nicht gar zu wild umſpringt, mit ſeinem Pelztalar und einer pelzverbrämten Treſſenmütze in dem breiten Fenſter ſeines Wohnzimmers nach Süden, und ſchaut in den Hof hinab. Sein Falkenauge reicht bis zur Henne, die ein Ei verlegt. Wenn ihm etwas nicht recht iſt, und der Verwalter kommen ſoll, zieht er eine Glocke, die über ihm hängt. Alles zittert, wenn es heißt: der Herr iſt da! An beſtimmten Tagen läßt er die edlen Roſſe der Zucht, die im hohen Rieth ſeiner Wieſen gehn, zur Muſterung ſich vorüberführen, und ruft auch wohl ſeinem Bereiter zu, wie er ſie behandeln, zügeln und regieren ſolle. Iſt er guten Humors, ſo lockt er die Pfauen und Truthähne, die Hühner und die Tauben herbei, daß ſie ſich um das Futter zanken, welches er ihnen neckender Weiſe hinunter wirft. Weil er einmal in England geweſen iſt, gefällt er ſich in Marotten von mancherlei Art. So läßt er noch alle Jahre ein Paar Streithähne abrichten, die an hohen Feſttagen in Gegenwart des Bürgermeiſters und anderer Honoratioren des Orts — denn Riethſtädt iſt ein Marktflecken — in ſeinem Hofe mit einander kämpfen müſſen, wobei er ſeine Gäſte mit ihm über den Ausgang zu wetten zwingt, und die Feierlichkeit ſchließt immer damit, daß mit Vorantragung des ſieggekrönten Hahns alle durch eine hohe Ehrenpforte im großen Saal zur Tafel marſchiren, um, wie er ſagt, das Friedensfeſt abzuſpeiſen. — Zur Beſtrafung ſeiner Leute, wenn einer etwas begangen hat, bedient er ſich einer eigenen Vorrichtung. Mitten im Hofe erhebt ſich nämlich ein ſpitzer Stein; den muß der Schuldige betreten, und da ſo lange auf einem Beine ſtehen, als er es aushalten kann. Verliert er das Gleichgewicht, ſo ſteht ihm frei, über ſich ein Seil zu ergreifen. Solches iſt aber mit Harz überzogen, ſo daß endlich die Strafe darauf hinausläuft, daß er wie eine Schwarzdroſſel am Seile hangen bleibt, bis der Herr ruft: nehmt den Vogel von der Leimruthe! Seine größte Sonderbarkeit aber iſt dieſe, daß er jeden Fremden, der ihn beſucht, wiegen läßt. Kommt man die Treppe hinauf, ſo ſieht man auf dem Vorſaal eine mächtige Wage vom Balken herabſchweben, und daneben liegt ein großer Bullenbeißer. Dieſer thut zwar keinem Menſchen etwas, aber er iſt von furchtbarem Anſehn. Kaum hat man den Herrn des Hauſes begrüßt, ſo ſpricht er freundlich: zum Spaß! treten Sie doch einmal auf die Wage, daß ich Sie näher kennen lerne. Ich (fügte der Erzähler hinzu), wiege einen Zentner und 45 Pfund. Er ſagt: zum Spaß! aber es iſt ihm vollkommen Ernſt damit, denn er hat über die Beſchaffenheit der Menſchen ſich ein ſeltſames Syſtem erbaut, indem er annimmt, ein tüchtiger Geiſt könne nur in einem tüchtigen Kürper wohnen, mit den andern ſei es nichts als Flickwerk, ſie wären nur etwas von einem Menſchen, und bei Entwickelung der Kräfte auf halbem Wege ſtehen geblieben.. Es wäre mit ihrem Geiſte eben ſo, als wenn ſie nur einen Arm, oder ein Bein, ein Auge oder ein Ohr hätten; irgend etwas fehle; und wenn ſie nach der einen Seite ſtark erſchienen, ſo wäre es gewiß auf Unkoſten der andern, die ſich ganz verleugne. Was auch der Menſch treiben möge, ſpricht er, ich will etwas Ganzes haben! und deßhalb nimmt er auch keinen in ſeine Dienſte, von dem er nicht ſagen kann: es iſt ein ganzer Kerl! So ſieht man denn lauter ſtarke Menſchen um ihn, nicht eben rieſengroße, denn auf die Größe, ſagt er, kommt es nicht immer an, wenn der Körper nur ſonſt tüchtig und gewichtig iſt, daß der Geiſt zu zehren hat, und nicht wie ein kleines Licht, ſondern wie eine Fackel brennt.

Der Brauherr wurde über dieſe Beſchreibung ganz ſtarr, und ſelbſt Konrad, der mit bei dem Frühſtücke ſaß, vergaß den letzten Biſſen hinunter zu ſchlucken, ſo hoch war ſeine Spannung geſteigert. — Ei mein Gott! fing der Alte ängſtlich an, da muß es doch ſchwer ſein, mit dem Sonderling etwas zu verhandeln; hat er denn keine Familie, keine Angehörigen? — O ja! erwiederte der Pferdehändler, zwei Söhne, die aber unter dem Militair dienen, und zufrieden mit dem Gelde, das er ihnen regelmäßig ſchickt, ſich nur ſelten bei ihm ſehen laſſen, entweder, weil ſie ſich mit ſeinen Marotten nicht vertragen können, oder weil er ſich nicht viel aus ihnen macht. Beliebt bei ihm iſt einzig und allein Mamſell Chriſtine, die Tochter einer ſchönen Kaſtellanin, die einmal bei ihm in Gnaden ſtand. Mamſell ſorgt für ſeine nächſte Haushaltung und für ſeine Pflege. Sie unterſtützt ihn auch, wenn er, den Bullenbeißer voran, in den Garten hinunter geht, und, — iſt ihm des Sonntags die Kirche zu kalt, lieſt ſie ihm Predigten vor aus einer alten Poſtille. Dieſe vermag Alles über ihn, und wenn Sie etwas bei ihm zu ſuchen haben, müſſen Sie ſich an Mamſell wenden. Auch als Geſellſchafterin iſt ſie ihm ſehr von nöthen, weil er mit ſeinem gichtiſchen Körper nur ſelten aus dem alten Schloſſe kommt, und ſelbſt das Fahren, ſagt man, nicht gut vertragen kann. — Sie ſtutzen? — Vielleicht habe ich den alten Herrn etwas ſchwarz angeſtrichen. Er hat auch ſeine guten Seiten, — giebt ſeinen Leuten reichlichen Lohn, läßt volle Schüſſeln auftragen und ſogar von fünf Zigeunern, die von Altersher im Holze wohnen, ihnen alle Monat einmal zum Tanze aufſpielen. Wer pünktlich iſt, hat keine Strafe zu fürchten und obendrein noch in ſeinen alten Tagen auf Verſorgung zu rechnen. Nur miſcht er ſich zuweilen in die Verheirathungen, wenn nämlich Braut und Bräutigam auf der Wage nicht das volle Gewicht haben, denn er möchte ſein Syſtem auch gern bis auf die Nachkommenſchaft fortſetzen. — Was wundern Sie ſich! Tiefer hinein in das Gehölz leben bei uns Edelleute, die es, wenn auch nicht ſo ſeltſam, doch öfters noch weit ſchlimmer treiben. Davon ein andermal, wenn wir wieder einen Handel ſchließen. — Nun ſtand er auf, empfahl noch den neuen Braunen der ſorgfältigen Pflege, ſchüttelte beiden die Hände, und ging vergnügt zum Hauſe hinaus.

Wie er weg war, ſahen ſich Vater und Sohn einander mit großen Augen an. Ei du mein gütiger Himmel! ſagte der Vater, was haben wir da alles hören müſſen! der arme Gottfried! Wenn es ſo ſteht mit dem Herrn von Grauenſtein, bekommt er die Pfarre nicht. Wo ſoll er auch nur den Muth hernehmen, ſich vor ihn hinzuſtellen; er wird ſich ja kaum vor dem großen Bullenbeißer vorbeitrauen. Was hat er für ein elendes, erbärmliches Anſehn! Ich glaube, daß er ſchon in einem halben Jahre ſich nicht recht ſatt gegeſſen hat — vor lauter Gottesgelahrtheit, und vollends, ſeit er verliebt iſt, wird er alle Tage ſchmächtiger. Ja, wenn er deine Figur hätte, da würde er dem Edelmann ſchon gefallen. Ihr ſeid Brüder, ſeht euch ſogar einander ähnlich, und doch — welch ein Unterſchied, wenn ich eure Gliedmaßen betrachte! Warum muß es ſich doch gerade treffen, daß er zu der Pfarre den rechten Körper nicht hat! —

Nun — wie wär's? entgegnete Konrad, wenn ich für den Edelmann den Körper hergäbe, und er zu der Pfarre den Geiſt? Ich will ſtatt ſeiner hinreiſen. Alle Wetter! Ich wiege gewiß meine anderthalb Centner, und fürchte mich auch ganz und gar nicht. Es iſt ja nur, daß er mich ſieht. Ob Gottfried zum Prediger taugt, iſt Sache des Conſiſtoriums, und das hat ihm das beſte Zeugniß gegeben. Soll er nun die ſchöne Pfarre verlieren, blos weil er dünner iſt, als ich? Warum iſt der Herr ſo ein wunderlicher Patron! Allerdings, verſetzte der Vater, und wenn er gar nicht aus dem Schloſſe kommt, ſo wird er auch unſern Gottfried nicht ſehen und nicht predigen hören. Es iſt recht ſchön von dir, Konrad, daß du ihm aus brüderlicher Liebe zu der Pfarre verhelfen willſt. Iſt er einmal eingeführt, wer wird dann weiter nach der Verwechſelung der Körper fragen. Er kann ja wohl auch mit der Zeit ſtärker werden. Doch wollen wir unſerm Gottfried jetzt nichts von unſerm Plan ſagen, er könnte ſich ſonſt ein Gewiſſen daraus machen und ſprechen: wir wollten den Edelmann betrügen! — Ei was betrügen! erwiederte Konrad, Blitz und Wetter! er betrügt ſich ſelbſt, indem er glaubt, daß nur ein ſtarker Körper vollgültig wäre auf der Welt. Das Unrecht iſt auf ſeiner Seite und wir ſind es, die ihn auf den rechten Weg bringen. Es wird ſchon gehen; habe ich doch ſelbſt einmal Theologie ſtudiren wollen, bin bis Secunda gekommen, und äußerlich kann ich ſchon einen Candidaten vorſtellen; an einigen theologiſchen Redensarten ſoll es mir auch nicht fehlen. — Der Vater lobte noch einmal ſeine brüderliche Liebe und äußerte nur die Beſorgniß, daß der Roßtäuſcher ihnen wohl auch etwas könnte vorgeflunkert haben. Er ging deshalb wieder auf den Markt, zu ſehen, ob er nicht noch einen Menſchen aus jener Gegend finden könnte. Man wies ihn an einen Muldenhauer, der mit hölzernen Waaren daher gekommen war. Der beſtätigte aber die Ausſage des Pferdehändlers in allen Stücken, und verſicherte überdies, daß Waldhauſen, zwei Stunden von Riethſtädt, mit Ackerbau und Viehzucht ein wohlhabender, gar lieber Ort ſei, wo vieler guter Menſchen Kinder wohnten.

Nun ſtand der Vorſatz feſt. Konrad mußte ſich ſtracks in ſchwarze Kleider werfen, und eines Morgens in aller Frühe fuhr er von dannen. Zu Gottfried ſagte man, daß er zu einem ökonomiſchen Geſchäft abgereiſt, er ſelbſt aber für jetzt der Reiſe überhoben ſei, weil Herr von Brennau die Nachricht erhalten, daß ſein alter Freund wieder einen ſtärkern Anfall von Podagra bekommen, und unter dieſen Umſtänden dem Candidaten die Präſentatia in Riethſtädt ganz erlaſſen habe.

In Riethſtädt kam aber außer dem gnädigen Herrn noch der Superintendent in Betrachtung. Derſelbe war mit ſeinem Syſtem keineswegs einverſtanden, und faſt kein Beſuch, den er bei ihm machte, ging vorüber, ohne daß er in aller Unterwürfigkeit ſeine Grundſätze beſtritt. Auf Körperſtärke gab er gar nicht viel, vielmehr meinte er, daß die Seele ein beſonderes Weſen ſei, das mit dem Körper wenig zu thun habe, dieſer ſei für ſie nur eine Miethwohnung, ein anvertrautes Gut, und es frage ſich immer, welchen Gebrauch der Menſch davon mache. Nicht auf ein großes oder kleines Haus, ſondern auf den Herrn komme es an, der darin wohne. Der lebende Menſch ſei eigentlich nur ein ganz kleiner, winziger Punkt, aus dem alles Handeln und Denken hervorgehe. Arme und Beine nützten ihm wenig. Wenn er erſt mit ſeinen Füßen die Welt auslaufen und mit ſeinen Händen die Schöpfung ausreichen ſollte, würde er es nicht weit bringen. Die Welt ſelbſt mit Licht und Luft und Waſſer wären ſeine verlängerten Gliedmaßen, wenn er ſie nämlich dazu mache. Deshalb gäben auch ein Paar Ellen oder Centner mehr oder weniger noch gar keinen Ausſchlag. Die Maſſe bleibe ja doch immer dieſelbe, und ein Tropfen Waſſer ſei eben ſo gut Waſſer, wie ein ganzer Eimer voll. Ein Körnchen Salz ſchmecke eben ſo wie ein ganzer Centner. Aber es heiße: Und er blies ihm einen lebendigen Odem in ſeine Naſe! Des Geiſtes Regſamkeit ſei die Hauptſache. Die Flügelmänner wären darum noch nicht die größten Helden. Die großen Hänſe ſollte man eigentlich wie Bäume beſchneiden können, damit ſie nicht in's Holz wüchſen. In einem kleinen Körper concentrire ſich der Geiſt eher. Der ſchwächere ſei reizbarer und rühriger, der ſtärkere oft ein träger Klotz; und die merkwürdigſten Männer in der Welt wären eher klein und gering, als ſtark und anſehnlich von Körper geweſen. — Auf dieſe Weiſe miſchte der Superintendent Gründe aus Philoſophie, Naturlehre, Moral, Bibel und Geſchichte zuſammen, um das Syſtem des Edelmanns zu ſtürzen; Herr von Grauenſtein aber blieb dabei, daß der Körper die Grundlage des Geiſtes und dieſer nur eine entwickelte Kraft ſei, — die Frucht aus dem Stamme. Was man Auszeichnungen des Geiſtes nenne, wären gewöhnlich Einſeitigkeiten, Ausartungen, krankhafte Zuſtände. Die ſogenannten Genies betrachte er nur als halb verrückte Menſchen. Ihrer viele würden ein großes Unglück anrichten. Die ganze Welt müßte zertrümmern, wenn ſolche nicht in der Mitte von ſtarken Fäuſten zuſammengehalten würden! —

Wie jetzt der Superintendent hörte, daß der gnädige Herr für Waldhauſen einen neuen Prediger verſchrieben hätte, dachte er: das wird gewiß wieder ein viereckig-maſſiver Menſch, ein rechter Kanzeldreſcher ſein. In dem Zeugniſſe, das er aufmerkſam durchlas und das von ſeiner Gelehrſamkeit ſowohl als von ſeinen Kanzelgaben außerordentlich viel Rühmens machte, ſtand freilich nichts davon. Man mußte ſeine Perſon abwarten. —

Am Morgen des zweiten Tages näherte ſich Konrad ſeiner Beſtimmung. Er freute ſich, als Riethſtädt aus dem Walde hervortrat, über die großen Wieſen, von denen er es rings umgeben ſah, und noch mehr über die muthigen Roſſe und die luſtigen Füllen, die darauf herumſprangen. Alle Wetter! rief er aus, was ſind das für ſchöne Pferde; doch — unterbrach er ſich, — ich darf ja nicht fluchen, ich bin ja Kandidat der Theologie. Die ſchwarzen da — wer ein Paar ſolche Rappen vor ſeinen Wagen ſpannen könnte — all der Teufel noch einmal! Er ſchlug ſich auf den Mund. Die Füchſe nun — was ſind das für ſchlanke Thiere! wie ſie ſich ſtrecken, wie ſie den Hals krümmen, wie ſie den Kopf werfen, und die zierlichen Füße — alle Blitz! da mag der Teufel nicht fluchen. — Hm! die Schimmel! weiß wie Schnee, wie Schaum auf ſtarkem Bier, voll Geiſt, lauter Leben. Der Henker ſoll mich holen, wenn ich — er ſah ſich um, ob ihn jemand gehört hätte. Ei du mein gütiger Himmel! was iſt das für eine prachtvolle Zucht! — er fing an zu ſeufzen. — Ganz verſtört fuhr er in das Thor hinein. Wie er aber vor dem grauen Schloſſe vorbeikam, und die langen und kurzen Fenſter — Buchſtaben aus verſchiedenen Jahrhunderten — betrachtete, ſchlug ihm doch das Herz ein wenig. Im Gaſthofe angelangt, nahm er eine Stärkung zu ſich, bürſtete den ſchwarzen Rock ab, ſah erſt noch in den Spiegel und dann in Gottes Namen machte er ſich auf den Weg nach dem Schloſſe. Eine eichene Thür mit mancherlei Schnitzwerk, die etwas ſchwer aufging, brachte ihn auf die Hausflur, wo ein ernſthafter, breit aus einander gegangener alter Bedienter, in einer Livree von dreimal Grau mit goldenen Treſſen, der wohl ſeinen ſtarken Schritt ſchon mochte vernommen haben, ihn gleich mit der Frage anhielt: wer er ſei, und zu wem er wolle. Konrad antwortete: ich bin der Kandidat Grundmeyer von Lindenfeld — nein, von Goldeck, wollte ich ſagen, welchen Herr von Brennau hierher ſendet um ſich dem gnädigen Herrn in aller Unterthänigkeit vorzuſtellen. — So? ſagte der Alte etwas freundlicher: Sie ſind alſo der Herr, der nach Waldhauſen zum Prediger berufen iſt? Wir haben Sie ſchon erwartet. Ich will Sie gleich beim gnädigen Herrn anmelden, folgen Sie mir nur, Herr Paſtor.

Konrad ging hinter ihm her die Treppe hinauf — richtig! ſprach er bei ſich ſelbſt, da hängt die große Wage, und da liegt der Bullenbeißer. Dieſer aber machte kaum die Augen größer, da er ihn ſah, und rührte ſich nicht von der Stelle. Nachdem Konrad im Vorzimmer eine Weile gewartet hatte, kehrte der Bediente von der Anmeldung zurück und ſagte: treten Sie nur herein, Mamſell iſt hier. — Neugierig öffnete dieſe ſchon die Thür, und ſtand ihm ſo nahe, daß ihm kaum Platz genug blieb, ſeine weit ausholenden Verbeugungen zu machen. Verweilen Sie hier ein wenig, ſagte ſie, der gnädige Herr ſieht erſt einem kleinen Krieg unter dem Hofgeflügel zu — er wird bald erſcheinen. — Schön! dachte Konrad bei ſich, dann iſt er guten Humors. — Sie kommen aus einer fremden Gegend, fragte ſie, wird es Ihnen nicht leid thun, Ihre Heimath zu verlaſſen? Ich folge meinem Berufe, gab er zur Antwort, und in Waldhauſen ſollen auch gute Menſchen wohnen. Freilich! bejahete ſie, man wird Sie mit offenen Armen empfangen. Haben Sie ſchon an Ihre häusliche Einrichtung gedacht? Konrad ſtutzte: Sie meinen, ob ich Hausrath mitbringe? Ja, erwiederte ſie, das und noch etwas. Sie werden doch nicht lange allein bleiben wollen; den etwa von der Predigerwittwe ſich etwas wirthſchaften zu laſſen, dazu würde ich nicht rathen, es iſt eine wunderliche alte Frau. — So? eine alte Frau? entgegnete er fragend, dann wird ſie wohl nicht wieder heirathen? — Wünſchten Sie das? verſetzte die Mamſell. Konrad: ich könnte eben nicht ſagen. Mamſell: eine Landsmännin wird Ihnen wohl lieber ſein. Konrad: das eben nicht, ſie würde die fremden Sitten hier ſo wenig kennen, wie ich. Mamſell: allerdings würden Sie immer beſſer thun, eine Inländerin zu nehmen, wenn ſie auch gerade nicht in Waldhauſen geboren iſt. Aber ich muß wohl den gnädigen Herrn erinnern — ſie ging in das vordere Zimmer und Konrad brach in einen lauten Fluch aus: tauſendſapperment! ſagte er und ſchlug ſich auf den Mund, das iſt ja gar keine alte Mamſell, wie ich dachte, das iſt ja ein recht hübſches junges Mädchen. All der Hagel! was ſie für ſchöne Augen hat, und wie ſie mich anſah! Wenn ſie einen Candidaten nicht verſchmäht, Topp! ſo bin ich wirklich einer, oder ſattle wieder um und kehre nach Secunda zurück.

Jetzt näherte ſich Herr von Grauenſtein in ſeinem langen Pelztalar und weiten Pelzſtiefeln, geſtützt auf einen Krückſtock. Die Thür ließ Mamſell hinter ihm offen. Willkommen, Herr Kandidat, ſagte er ganz kurz. Bravo! Sie haben ein recht biederes Anſehn, Sie werden einen recht guten Prediger abgeben. Setzen Sie ſich da vor mich hin. Was macht mein alter Freund, der Herr von Brennau? — Der gnädige Herr, antwortete Konrad, hat mir recht viele Grüße für Ihro Gnaden aufgetragen; er iſt ſehr munter für ſeine Jahre, und ſehr thätig: er hat ein Brauhaus und eine Brennerei, und mäſtet jährlich zwanzig Ochſen und fünfzig Schweine. — Und Ihre Predigt hat ihn neulich ſo gerührt? fragte Grauenſtein weiter. Möchte mich auch einmal ſo von Ihnen rühren laſſen. Doch ich bin ſchwer zu haben. Schütteln Sie nur meine Bauern tüchtig, da thut es noth. Die Kirche iſt nichts anders, als ein geiſtliches Hochgericht, welches das Volk im Zaum halten und vom Böſen abſchrecken muß, eine gelindere Ruthe, die dem Scharfrichter vorhergeht und den Geſetzen Gehorſam verſchafft. Auf den rohen Menſchen kann nur die rohe Beize wirken, die Furcht; erſt, wenn er weicher wird, iſt die Milde bei ihm angebracht, und zuletzt das Süße, was man die Liebe heißt, die aber leicht Heuchler macht und Lügner und feige Memmen. Etwas Barſches muß der Menſch behalten, damit er wahr bleibt und tüchtig. Ich denke dabei an England, hat Ihnen Herr von Brennau nichts von unſern Reiſen erzählt? — Es ſind ihm die ſchönſten Erinnerungen, erwiderte Konrad, er ſpricht oft davon. Auch haben wir verſucht, engliſch Bier zu brauen, aber es hat noch nicht recht gelingen wollen. — Sie ſcheinen ſich zugleich für die Oekonomie zu intereſſiren, junger Mann — ſagte Grauenſtein — nun, das wird Ihnen in Waldhauſen zu gute kommen, Sie finden etwas Acker bei der Pfarre. Freilich, viel iſt es nicht. Bei uns iſt mehr für das liebe Vieh geſorgt. — Ei, gnädiger Herr, fuhr Konrad heraus, was ziehen Sie auf Ihren Wieſen für prächtige Pferde heran! Alle Wetter! was ſind das — Konrad erſchrak. Es geht ſo leidlich damit, verſetzte Grauenſtein etwas ſelbſtgefällig; ohne Krieg iſt nur nicht viel damit zu gewinnen, und ich werde wohl mit der Zeit einige Wieſen in Acker verwandeln müſſen. Wenn ich noch an die ſchönen arabiſchen Pferde denke, die ich auf meinen Reiſen geſehen habe! Ja ſonſt! Das war ein ganz anderes Leben. Es iſt, als hätte ich mir in meiner Jugend zu viel Bewegung gemacht und als ſollte mir dafür im Alter abgezogen werden. Mein England iſt jetzt das Schloß; die Wieſen umher können das Meer vorſtellen, ich bin rings davon eingeſchloſſen. Aber ich banne die Welt in meinen Kreis, und will den ſehen, der ſie beſſer regiert. Mein Krückſtock hier iſt mein Scepter; ich will keinem rathen, mir ein X für ein U zu machen. — Indem ſchlich Chriſtine leiſe zu ihm heran und flüſterte ihm etwas in's Ohr. Verſteht ſich! ſagte er zu ihr — und dann zum Kandidaten: Sie ſind heute Mittag mein Gaſt. Aber bevor wir zu Tiſche gehen, muß ich Sie bitten, mich auf den Vorſaal zu begleiten. Er klingelte — der Bediente kam — und ſie begaben ſich nach der großen Wage. Der Bullenbeißer — wie ein Cerberus am Richterſtuhl der Unterwelt — hob ſich augenblicklich auf ſeine Hinterfüße, und ſchritt mit freundlich geöffnetem Rachen und grandios auf dem Boden hin und her fegendem Schweif dem kommenden Herrn entgegen, der ſich nun an Konrad mit den Worten wandte: ich weiß gern, wie viel meine Gäſte wiegen, und wünſche nun auch zu erfahren, wie ſchwer mein Kandidat in's Gewicht fällt, und was er für das praktiſche Leben für Hoffnungen giebt. Treten Sie doch auf dieſe Wagſchale. Konrad verwunderte ſich ganz und gar nicht, was dem Herrn ſehr wohlgefiel, er ſtellte ſich hinauf, der Bediente ſetzte die Gewichte, und wie er damit horizontal ſchwebte, und man Rechnung hielt, fand ſich, daß er 1 Centner und 40 Pfund wog. Recht! ſagte der gnädige Herr, ich habe Sie gleich ſo taxirt. Sie werden die Kanzel recht würdig ausfüllen, und Ihr Anſehen wird Ihren Worten Kraft verleihen. Wenn Sie erſt ſo ein Jahr der Gemeinde vorgedonnert, und Ihren Deputatochſen geſchlachtet haben, denke ich, werden Sie ſchon noch ſtärker werden; nur einen Bauch dürfen Sie nicht bekommen, das verbitte ich mir. — Wie Sie befehlen, gnädiger Herr, antwortete Konrad mit einer tiefen Verbeugung, ich werde in Unterthänigkeit es zu vermeiden ſuchen. — Ich ſehe auch nicht ein, fuhr Grauenſtein fort, was ein aufgeſtiegener Bauch nützen ſoll. Es iſt Ballaſt, Pflegma, abgeſtandenes Leben. Ein vernünftiger Menſch ſollte ſich ſchämen, ſo einen dicken Bauch mit ſich herum zu ſchleppen. — Konrad wußte nicht recht, ob das im Ernſt oder im Scherz geſagt ſei, doch hütete er ſich, eine Miene zu verziehen. Wie ſie die Wage verließen, ſeufzte er ſtill: o mein armer Bruder!

Er ging nun zu Tiſche. Konrad mußte bei Chriſtinen ſitzen. Auf der andern Seite nahmen eine Gerichtsperſon und ein Schreiber Platz, weiter herunter der Bereiter, der Oberverwalter und der Oberjäger; lauter große, ſtarke Perſonen. Und alle waren in die Hausfarbe, in Grau, gekeidet, ſo daß unſerm Konrad ganz dämmrig vor den Augen wurde. — Nur der Jäger machte eine Ausnahme, weßhalb denn Konrads Blicke, wie zur Erholung, oft auf den grünen Jäger gingen, ſo daß dieſer zuletzt in Verlegenheit gerieth, und meinte, daß er etwas an ſich habe. Sonſt gefiel das Patriarchaliſche dieſer Tiſchgeſellſchaft dem Gaſte ſehr wohl, und er ſprach — überhaupt bei Tiſche gern aller Blödigkeit entſagend — den fetten Biſſen, die Chriſtine ihm vorlegte, recht wacker zu, was nur zu ſeinem Vortheil ausſchlug, indem es das große Vertrauen des gnädigen Herrn auf ſeine Tüchtigkeit noch vermehrte. Grauenſtein, in ehrwürdiger Haltung langſam ſpeiſend, ſchien ſich immer auf etwas zu beſinnen, fragte dies und das, und ließ mancherlei Befehle an ſeine Leute ergehen, als z. B. Herr Oberverwalter, haben wir noch alten Hafer genug? Mit dem neuen dürfen Sie mir ſobald nicht kommen. Kunigunde laſſen ſie mit ihrem Katarrh nur noch im Stall, man muß ihr grünes Futter vorwerfen. Cäſar haart ſich jetzt, man darf die Striegel nicht zu ſcharf anwenden. Von den Färſen mag die ſchwarze mit dem Stern zurückbleiben; die andern fort! — Herr Bereiter, es wird nun Zeit, der Roſamunde Hufeiſen aufzulegen. Sie taugt nur zum Ziehen, ſie muß in das Joch. Cato hat die erſte Schule gut durchgemacht, bringen Sie ihn morgen nur mit Sattel und Zeug. Kleopatra trägt mir den Kopf noch immer nicht zu Danke, mehr herunter mit dem ſchlanken Hals, was hat ſie am Himmel zu ſuchen! Der Hufſchmied will dem Pluto zur Ader laſſen, ich bin nicht dafür, warten wir bis zum nächſten Frühling. Und er ſoll nicht ſo oft Arznei eingeben, es verdirbt die Zucht. — Herr Oberjäger, ſchicken Sie doch unſerm Herrn Superintendenten ein Reh in die Küche. Und laſſen Sie überhaupt die Rehe nicht ſo alt werden. Sie verſpeiſen ſich ſchlecht und werden nicht bezahlt.

Unterdeß ſprachen Konrad und Chriſtine meiſt heimlich mit einander; er mußte ihr von ſeiner Familie erzählen und ſie freute ſich, zu hören, daß ſein Vater ein ſo angeſehener Brauherr und ein reicher Mann ſei. Die Dienſtleute ſtanden früher auf; der gnädige Herr gab noch beſſern Wein zum Nachtiſch, und wollte ſehen, wie viel der Kandidat vertragen könnte, welcher denn auch hier eine große Tüchtigkeit beurkundete. Aber endlich wäre es ihm doch faſt zu viel geworden, ſo daß Chriſtine aufhören mußte, ihm einzuſchenken. Darauf empfing ſie ſeinen Arm und ging mit ihm nach dem Beſuchzimmer zurück, während der gnädige Herr in ſeinem Kabinet blieb. Konrad küßte ihr die Hand und behielt dieſe länger in der ſeinigen, als zur geſegneten Mahlzeit nöthig war. Sie machten einander gegenüber eine lange Pauſe, wie wenn ſie ſich noch etwas zu ſagen hätten, bis er in den Seufzer ausbrach: o himmliſche Chriſtine! und ſie ſich von ihm loswand, um den Kaffee zu beſorgen. Hm! ich habe doch wohl zu viel getrunken, ſprach er zu ſich ſelbſt, aber es war auch ein Wein darnach, ich hätte den Kandidaten der Theologie bald ganz mit hinunter geſchlürft. Eine Courage fühle ich jetzt in meinem Leibe, daß ich es ſelbſt mit dem Teufel aufnehmen wollte. — Indem trat der Superintendent herein. Er mochte ſeine Ankunft ſchon gewittert haben. Welch ein vierſchrötiger Menſch! murmelte er für ſich. Konrad verneigte ſich ſo tief, als es nur ohne zu großes Uebergewicht geſchehen konnte. Man begrüßte, man verſtändigte ſich, und näherte ſich in höflicher Anſprache von Weg und Wetter. Chriſtine brachte den Kaffee und beide tranken ziemlich geruhig, nur daß der Superintendent den Kandidaten immer von der Seite anſah. Darauf fing er von ſeinen Zeugniſſen zu reden an, bewunderte das große Lob und that ſo demüthig, wie wenn er vor ihm die Segel ſtreichen müßte. Allmählig aber gab er dem Geſpräch eine gelehrtere Wendung, und rüſtete ſich, ihm einige verfängliche Fragen vorzulegen. Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit, ſagte er, glauben Sie an Wunder, mein Wertheſter?

Konrad. O ja, Hochwürden, ich bin ja ein Theologe.

Superintendent. Was iſt aber ein Wunder?

Konrad. Ein Wunder iſt etwas, wovon man den Zuſammenhang nicht einſieht.

Superintendent. Ei, da könnte ja die Sache doch noch natürlich zugehen, und nur unſere Beſchränktheit am Wunder Schuld ſein. Wie leicht kann das zur Freigeiſterei führen! — Welches Wunder halten Sie denn wohl für das größte?

Konrad. Das größte Wunder iſt das allererſte, daß Gott die Welt aus Nichts geſchaffen hat.

Superintendent. Wie denken Sie ſich das?

Konrad. Es war Nichts da. Wenn alſo eine Welt geſchaffen werden ſollte, ſo war es immer das Beſte, ſie aus Nichts zu ſchaffen. Es mußte doch einmal der Anfang gemacht werden.

Superintendent. War es wohl möglich, mein Herr Kandidat, daß alle Thiere in den Kaſten Noah gingen?

Konrad. O ja! Erſtlich durch ein Wunder, zweitens durch verſchiedene Behälter und drittens dadurch, daß man das Futter mitnahm. Es war eine Art von Stallfütterung. Die Stallfütterung iſt überhaupt jeder andern Wirthſchaft vorzuziehen. Man muß nur fleißig für Futterkräuter ſorgen. Dadurch gewinnt man an Boden und an Dünger. Hier läuft freilich das Vieh noch wild umher. Die Stallfütterung —

Superintendent. Herr Kandidat, wir reden hier nicht von der Stallfütterung, ſondern von den Wundern, wodurch ſich Gottes Macht verherrlicht hat. — Wie ging es zu, daß Bileams Eſel ſprach und warum gerade ein Eſel?

Konrad. Es war ein Wunder. Wär' es ein Hund geweſen, den hätte man verſtanden, ohne daß er ſpricht, das wäre gar kein Wunder geweſen. Ich habe einen Pudel geſehn, der jedes Wort verſtand. Unſer Spitz bei der Heerde —

Superintendent. Still! — Sagen Sie: warum haben wir nur vier große und dagegen zwölf kleine Propheten?

Konrad. Weil das Große überhaupt ſelten iſt.

Superintendent. Sollten Sie nicht wiſſen, daß die erſtern viele und die letztern wenig Capitel der Lehre und Weiſſagung geſchrieben haben? Groß von Geiſt waren ſie gewiß.

Konrad. O die großen Propheten waren ſicher auch groß von Körper, große, ſtarke Menſchen! (Er ſagte dies mit Fleiß recht laut, damit der Edelmann im Kabinet es hören möchte.)

Superintendent. Was finden Sie Lehrreiches an der Hochzeit zu Canaa?

Konrad. Wir erſehen daraus, daß die chriſtliche Liebe Waſſer in Wein verwandelt, die Juden dagegen ſchlechten Wein aufſetzen, ſobald ſie glauben, die Gäſte merkten es nicht mehr. Hierin liegt offenbar der Anfang des Chriſtenthums. Noch bis auf dieſen Tag kommen bei uns die beſſern Weine zuletzt.

Superintendent. Nicht übel bemerkt. Aber ſagen Sie: warum fuhren die Teufel bei den Gadarenern in die Säue?

Konrad. Weil ſie ihnen gehörten. Das Schwein iſt ein unreines Thier. Wo könnten ſie beſſer logiren? die Juden eſſen auch deshalb noch bis auf dieſen Tag kein Schweinefleiſch, weil ſie glauben; der Teufel ſtecke darin.

Superintendent. O ich bitte nicht zu ſcherzen. —

Was meinen Sie: hat Petrus Hahn zweimal gekräht oder öfter?

Konrad. Er hat öfter gekräht, aber Petrus hatte an zweimal genug. — Vom Hahn kann man auf die Hühner ſchließen, die der Hoheprieſter muß gehalten haben, aber ſie paſſen nur in eine große Wirthſchaft, wo viel abfällt; wenn man die Hühner erſt füttern ſoll, koſten ſie mehr als ſie einbringen. — — Der Superintendent rief ihn zornig zurück von der Abſchweifung, und ging nun auf die Kirchengeſchichte über, miſchte griechiſche und lateiniſche Worte in ſeine Fragen, und dem Kandidaten wurde nach gerade angſt und bange: er ſollte die Kirchenväter nennen, und fing an zu ſtottern; endlich lief ihm der Angſtſchweiß von der Stirn. Chriſtine, die immer ab und zu ging, konnte das nicht länger mit anſehen; ſie näherte ſich und ſagte: der gnädige Herr wünſchen den Herrn Superintendenten zu ſprechen. Dieſer räuſperte ſich und begab ſich in das vordere Zimmer. Aber er erſchien vor dem gnädigen Herrn mit ſehr bedenklicher Miene, und betheuerte, daß es unbegreiflich ſei, wie das Conſiſtorium dieſem Kandidaten ein ſo gutes Zeugniß habe ausſtellen können. Von den Kirchenvätern wiſſe er ſo wenig, daß er ſie ſogar mit unſern Kirchenvorſtehern verwechſele. In natürlichen Dingen ſei er gut bewandert, aber nicht in theologiſchen. — Und doch kommt alles von dem natürlichen her, entgegnete Grauenſtein. Ich kann mirs denken: Sie haben ihn zu materiell gefunden. Aber das hat nichts zu ſagen. Ich verlaſſe mich auf das Conſiſtorium und auf meine fünf Sinne. Setzen Sie nur die Vocation für ihn auf, daß ich ſie heute noch unterſchreiben kann. Erſchrecken Sie aber nicht, wenn Sie nach Hauſe kommen und Ihnen ein großes Thier begegnet, es iſt kein Thier aus der Offenbarung, ſondern ein Reh, das ich Ihnen ſo eben zugeſchickt habe, laſſen Sie es ſich gut ſchmecken. Gott befohlen! — Der Superintendent verbeugte ſich ſtillſchweigend und verließ das Schloß.

Gottlob! ſagte Konrad, und ſetzte ſich auf das Sopha, um ſich von der Angſt zu erholen, die er zuletzt ausgeſtanden hatte. Chriſtine war draußen beſchäftigt, um ſeine Sachen aus dem Gaſthofe, wo er, wie ſie meinte, unmöglich bleiben könne, in das Schloß herüber ſchaffen zu laſſen, und wie ſie wieder zurückkam, fand ſie ihn eingeſchlafen. Ihn bedauernd betrachtete ſie ihn näher und geſtand ſich, daß er ein recht hübſcher Menſch ſei. Indem er träumte, ſchlug er ein paarmal um ſich, erwachte dann und bat um Verzeihung. Chriſtine wünſchte ihm Glück zu dem ſiegreichen Gefecht mit dem Superintendenten, und that, als wenn ſie von der erlittenen Schlappe gar nichts gemerkt hätte. Sie rieth ihm indeß, zu ſeiner Erholung in den Schloßgarten hinab zu gehen, und ſich die engliſchen Anlagen anzuſehen. Dieſer Anweiſung folgte er denn auch gleich, ſchauete um ſich und athmete fleißig von der kühlenden Abendluft ein, die ſie ihm verordnet hatte. Im Kopfe wurde es allmählig wieder helle, und er wunderte ſich über die ſchnakiſchen Antworten, deren er ſich gegen den Superintendenten erkühnt. Die Bewandtniß mit den großen und kleinen Propheten wußte er jetzt recht gut, auch fielen ihm mehrere Kirchenväter ein, aber nun zu ſpät. Um die engliſchen Irrgänge kümmerte er ſich wenig; er ſehnte ſich nach einer freien Ausſicht, ſtieg auf die Hecke, und unterhielt ſich mit einem muntern Füllen, das neugierig das jugendliche Haupt zu ihm erhob und dann Reißaus nahm. Ins Dickicht zurückgekehrt und mit Gedanken an Chriſtinen beſchäftigt, warf er ſich die Frage auf, ob es einem Kandidaten der Theologie wohl erlaubt ſei, ein hübſches Mädchen zu umarmen. Warum nicht? ſagte er. Die Bibel verſichert zwar, daß Jacob 14 Jahr um Rahel gedient habe; aber was zwiſchendurch vorgefallen ſein mag, davon ſteht nichts dabei. — Ob ich es wage? ob ſie es wohl nicht übel nimmt? — Er wollte noch weiter in die Betrachtung eingehen, als der breite Bediente ihn im Namen der Mamſell in das Schloß zurück rief. Da der gnädige Herr des Abends nicht zu ſpeiſen pflegte, ſo waren ſie einander ſelbſt überlaſſen. Sie benutzten auch die Zeit nicht übel, thaten immer weiter ihres Herzens Kammern auf und gingen hinüber und herüber. Sie erzählte von Waldhauſen und wie dabei ein Vorwerk liege, das dem gnädigen Herrn gehöre, und das ſie bisweilen zu beſuchen pflege. Er dagegen ſprach viel von den Braupfannen ſeines Vaters und was daraus für die Folge ſich ergeben möchte. Es war das Erſtemal, daß er über dem Reden das Eſſen vergaß. Aber wie zuletzt eine verdeckte Schüſſel auf den Tiſch kam, regte ſich ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Chriſtine hob den Deckel auf, und — die Vocation lag vor ihm, die der Superintendent ausgefertigt und der gnädige Herr ſchon unterſchrieben hatte. Jetzt konnte er ſich nicht länger halten, er umarmte die himmliſche Chriſtine, die ſich nur mit Mühe von ihm loswand. Was ſoll das bedeuten? fragte ſie, vom Tiſche aufſtehend. Ich bin ſo gerührt — entgegnete er — von Freude, von Dankbarkeit und — von noch etwas. Gewiß — ich bin ein guter Menſch, und Sie haben nicht Urſach, ſich vor mir zu fürchten. — Beinahe ſollte ich's, antwortete ſie, aber ich kann mir Ihre Freude wohl erklären. Es iſt auch nun Alles überwunden, und Sie können für Waldhauſen immer Ihre Einrichtungen treffen. Zwar muß noch eine Probepredigt vorhergehen, wozu Ihnen ein Tag wird beſtimmt werden, aber damit hat es nichts zu bedeuten, es iſt eine bloße Förmlichkeit, die Bauern haben gar keine Stimme bei der Wahl, man will ihnen nur nicht mit einem neuen Prediger blindlings über den Hals kommen, und ſieht es gerne, wenn ſie zufriedene Geſichter zeigen. Ihnen wird es ein leichtes ſein, durch Ihren Vortrag ſie zu gewinnen. — Konrads Augen gingen an den Balken; er hatte nicht das Herz, ihren Blicken mit einem lügenhaften Ja zu begegnen. Der Himmel wird ja wohl für das Weitere ſorgen, erwiederte er endlich, und ſich zurückwendend nach dem Bedienten, der gekommen war, ihm ſein Zimmer anzuweiſen, ſagte er ihr etwas beklommen gute Nacht.

Der Morgen war ſtill und ernſt. Je näher der Abſchied kam, deſto weniger ſprachen Beide. Indeß konnte ſie doch nicht umhin, wie der Wagen vorrollte, den gnädigen Herrn herbeizurufen, daß er die großmächtigen Braunen betrachten möchte. Schön, ſagte er, recht ſchön, in ihnen erkenne ich die Würde des Beſitzers; ein tüchtiger Hausherr ſorgt für tüchtiges Geräth. Alſo auf Wiederſehn! rief ſie ihm zuletzt zu, und der Wagen donnerte mit ihm davon. —

Obgleich Konrad ſeinen Plan im Ganzen glücklich ausgeführt hatte, fiel doch ſeine Rückreiſe nicht ſo vergnügt aus, wie ſein Kommen. Wie wird das werden! rief er öfters aus, und jeder Glockenſchlag von den Thürmen ſchärfte ſein Gewiſſen.

Der Vater wäre auch bei ſeinem Empfange beinahe erſchrocken über das nachdenkliche Geſicht, das er von der Reiſe mitbrachte. Wie er indeß Alles, was er gethan und gelitten, ſich ausführlich hatte erzählen laſſen und nun wirklich die Vocation für Gottfried in den Händen hielt, gab er keinem Zweifel mehr Raum, ſondern brach in lauten Jubel aus, indem er zugleich dem Vermittler den wahren Grund ſeines tiefern Ernſtes wohl abmerkte. Staunend über ſeine Schilderung ſagte er: ſo war der Tod des Braunen doch kein Unglück; er führte mich zum Pferdehändler, der uns von Grauenſtein erzählen konnte. Ohne dieſes wäre Gottfried im beſten Vertrauen nach Riethſtädt gereiſt, und wahrlich! er hätte mit ſeiner Perſon die Pfarre nicht bekommen. — Bald darauf wurde die ſchriftliche Gewißheit dem berufenen Gottfried zugeſtellt, wie wenn ſie eben durch den Herrn von Brennau angelangt wäre. Er trug ſeine Freude wieder ſogleich zu Roſetten und ihrer Mutter hinüber, und eilte dann auf ſein Studirſtübchen zurück, um Predigten im Voraus zu verfertigen, denn ſein theologiſcher Eifer kannte keine Grenzen. Dem widerſetzte ſich nun aber Vater und Bruder mit allem Fleiß. Sie dachten an die große Wage und wünſchten, daß der Unterſchied zwiſchen den beiden Candidaten ſich einigermaßen ausgleichen, wenigſtens ſich vermindern und die Lüge ſoviel wie möglich ſich in Wahrheit verwandeln möchte. Man konnte auch nicht wiſſen, ob nicht doch irgendwo ſein Körper dem Herrn von Grauenſtein noch zu Geſichte käme, ja, ob nicht vielleicht Waldhauſen ſelbſt deſſen Grundſätze theile. Er ſollte von jetzt an durchaus nicht mehr ſo viel ſtudiren, ſondern eſſen und trinken, und ſpaziren gehn. Man beſann ſich auf Alles, was den Menſchen ſtark mache, ließ ihn kräftiges Brod in Bier tunken, braunſchweigiſche Mumme frühſtücken, that Mittags Mark in die Suppe, und ſetzte ihm engliſirtes Rindfleiſch vor. Der Vater zog auch Gelehrte und einen Arzt mit zu Rathe. Man trieb ihn hinaus zum Gebrauch der Landluft, und gab ihm in Lindenfeld eine Jagdflinte in die Hand, um hinter Haſen her ſich ſtärkeren Appetit zu holen. Darauf warf man ihn in das Waſſer, erſt in Flußwaſſer, dann nach und nach in Kleien-, Malz- und Molkenbäder. Um ihn ruhig, pflegmatiſch, ſchläfrig zu machen, las man ihm Romane in Briefen, breite Novellen mit langen Dialogen, Philoſophien nach höchſten Principien und mathematiſche Berechnungen vor, ließ ihn auch einigen Sitzungen im Gericht mit beiwohnen. Der arme Gottfried erlag faſt unter der Laſt von Pflichten, die man zur Pflege des Körpers und zur Abdämpfung des Geiſtes ihm auferlegt hatte. Er ſah alle Tage in den Spiegel und konnte noch immer nicht finden, daß er ſtärker würde. Die Hilfsmittel ſchlugen ſo wenig an, daß ſie ſeine innere Bewegung und ſeine Sehnſucht nach der Kanzel nur noch vermehrten. Wenn ein Haſe aufſprang, hielt er oft in Gedanken eben eine Rede an die Gemeinde, verfehlte den rechten Augenblick und hätte eines Tages beinahe den herrſchaftlichen Jäger geſtreift. In den Bädern ertrug er die Langeweile nicht, er declamirte und vergaß nachher, aus dem Waſſer zu ſteigen. Bei Vorleſungen merkte er ſich nur, was zur Erbauung dienen konnte, und ſetzte ſtill für ſich die Betrachtung fort, bis wieder eine Stelle ihn zu neuer Betrachtung reizte. Zu Tiſche ging er mit Aechzen wie zu einer ſchweren Arbeit, man hörte nicht auf, die Gerichte zu empfehlen, gab man aber nicht Acht, ſo war er ſchnell genug, heimlich dem Hunde unter dem Tiſch große Biſſen zuzuſtecken, um nicht damit geplagt zu werden. Er that in Allem ſein Möglichſtes, theils aus gutmüthiger Folgſamkeit überhaupt, theils aus Liebe zu den Seinigen, beſonders zu ſeiner Geliebten, die ebenfalls zu wünſchen ſchien, daß er ſtärker werden möchte, theils aber auch aus der eigenen Ueberzeugung, daß allerdings körperliches Anſehn wohl viel zur ſtärkern Wirkung eines gottſeligen Vortrags beitragen könne. Endlich jedoch verlor er die Geduld, entzog ſich in der Stille dem unfruchtbaren Zwang, und zündete Nachts, wenn Alles ſchlief, ein Licht an, um das, was innerlich trieb und jährte, auch äußerlich zu offenbaren. O du elende, erbärmliche Welt! ſagte er, die du immer an der Schale klebſt, die Sinne fülleſt und dem eitlen Glanze fröhnſt, ich will dir zeigen, welche Kraft dem ſchwachen Sterblichen verliehen iſt, wenn der Geiſt Gottes ihn beſeelt. Es iſt dieſelbe Kraft, die den Menſchen aus dem Nichts hervorruft, ſo daß er ſagen kann: ich bin! die jedem Geſchöpfe ſein Daſein giebt, den Trieb legt in das Thier wie in die Pflanze, die Atome zu Geſtalten zuſammenfügt, aus dem Innern heraufſteigt, die Wände des Gefäßes baut und tauſendfache Tempel errichtet, die Alles ſchafft und wieder ſchafft, die Körper aus den feinſten Faſern webt und ausſpannt, die Jegliches faßt und trägt und im ewigen Wechſel erhält. Ohne dieſe belebende Kraft wäre die ganze Welt nur ein Schutthaufen, eine Anhäufung von Trümmern, die mit jedem Augenblick mehr zerfallen müßten, erbleichen müßten im Strahl der Sonne, vergehen im Regen, verwittern an der Luft. Was rühmt ihr euch alſo der Armesſtärke, des ſtolzen Halſes, der breiten Bruſt? Sind ſie es, welche zum Volke predigen, oder iſt es das Herz, das erglüht, der Geiſt, welcher denkt, die Ahnung, die aus der Tiefe ſteigt, und der Glaube, dem die Gottheit ſich offenbart? Kann meine Stimme nur das Ohr erreichen — mit jenen Gewalten will ich das Herz des Herzens treffen, das Gemüth ſiegreich erheben, es zu himmliſcher Wehmuth rühren und den Sünder erſchüttern bis in das tiefſte Gebein, ja ihn zermalmen in ſeinem Trotz.

So ſprach und ſchrieb er oft bei Nacht, weil ihm bei Tage zu wirken verſagt war.

Endlich, faſt am Ende des Wittwenjahrs, kam die erwartete Einladung zur Probepredigt. Nun überließ man den tief erfreuten Gottfried ſich ſelbſt, und ſtörte ihn nicht weiter in ſeinem Fleiß.

Ueber den äußern Menſchen pflog man indeß noch einige Berathung. Um das, was die Natur bei der erſten Bekleidung der Glieder an Fülle und Rundung gegen ihn verſäumt hatte, wenigſtens dem Anſchein nach einigermaßen zu ergänzen, ſorgte man für ſtarke Unterkleider, und gab dem Leibrock, der fügſamer war, als er ſelbſt, ein doppeltes Futter, ſetzte auch durch höhere Schuhabſätze ſeiner Körperlänge, wenn auch nicht eine Elle, doch ein Paar Zoll hinzu. Bei dem allen blieb er doch gegen den Umfang ſeines Bruders noch um ein Bedeutendes zurück, und behielt überdies ſein blaſſes Geſicht, an deſſen mögliche Auffriſchung man nicht einmal dachte, weil Goldeck noch in ſo tiefer Unſchuld lebte, daß es mit Theater und Schminke noch völlig unbekannt geblieben war. Er ſelbſt, der ſich die wärmere Bekleidung nur aus Rückſicht gegen die kühler werdenden Tage gefallen ließ, würde ſich auch zu einer Anfärbung keineswegs verſtanden haben, aus derſelben Abneigung, womit er alle Verſtellung haßte.

Die Gemeinde wird er ſchon noch erobern, ſagte Konrad zum Vater, aber wie wird ſich der Superintendent gebehrden, wenn er in dem ankommenden Kandidaten nicht mich, ſondern einen andern erblickt? Man überlegte, wie man ihn beſchwichtigen, verſöhnen, gewinnen könnte, und welche Beweggründe wohl am erſten auf ihn wirken möchten. Der Brauherr brachte ein ſchönes Märzbier in Vorſchlag, das ſchon manchen Menſchen ſehr liebevoll geſtimmt hätte. Es macht aber auch zum Zorn geneigt, bemerkte Konrad, manchen hat es ſchon bis zur Schlägerei getrieben. Es läßt ſich da wohl im Voraus nichts thun, man muß bei dem Geſtrengen erſt die weichen Stellen ausſpioniren. Hat Gottfried doch die Vocation, darauf muß er fußen. Die muß er gleich mitnehmen, fügte der Vater hinzu, — und aus Vorſicht laß ich ihm einen Paß ausfertigen, worin ſeine Perſon genau beſchrieben iſt.

Das geſchah; und nachdem alles ſo aufs beſte vorbereitet war, machte der Vater mit Gottfried ſich auf die Reiſe. Er ſprach unterwegs wenig mit ihm, um ſeine theologiſchen Gedanken nicht mit fremden Dingen zu durchkreuzen; deſto emſiger dachte er an ſeine Verpflegung, wozu ſeine Braut auch manche gute Aushülfe für ſchlechte Wirthshäuſer mitgegeben hatte, verwahrte ihn gegen Wind und Wetter, legte den Mantel ihm um die Schultern, knöpfte ihm die Weſte zu und ſorgte für ihn wie eine Mutter. Im Plan der Reiſe ging ſeine Abſicht dahin, erſt kurz vor dem Anfang der Kirche mit ihm einzutreffen, damit ohne lange Beſchauung ſogleich die Wirkung ſeines Geiſtes eintreten könnte. Waldhauſen, das ſeinen neuen Prediger mit großer Spannung erwartete, gerieth alſo in nicht geringe Unruhe, als am Morgen des feierlichen Sonntags eine Stunde nach der andern verging, ohne daß der Kandidat erſchien. Der Glöckner fing ſchon an, vorzuläuten, und er war noch nicht da. Aengſtlich liefen die Leute vor das Dorf, um ſich nach ihm umzuſehen. Da endlich rollte der Wagen daher, alle ſtanden nun feſt wie die Mauer, nahmen die Hüte ab, und zogen ein langes Geſicht. Sie ſchienen von der Außenſeite des Kandidaten nicht ſehr erbaut; doch der Anblick der herrlichen Braunen vor dem Wagen half dem geſunkenen Reſpekt wieder etwas auf.

Im Gaſthofe fand man die Einladung auf das Vorwerk, aber man entſchuldigte ſich mit der Kürze der Zeit, und wie es zum zweiten Male läutete, ſchritt Grundmeyer mit ſeinem Sohn auf die Kirche zu, und begleitete ihn bis in die Sakriſtei. Hier glaubte er den Superintendenten zu finden, gegen den er ſeinen Gottfried in Schutz nehmen wollte; aber der anweſende Geiſtliche empfing ſie gleich mit der Erklärung, daß der Superintendent zu kommen verhindert worden; er ſei der Adjunct. Der Brauherr that den Mund weit auf, und athmete dieſen Troſt ein wie den Duft der ſchönſten Würze. Sein Sohn bezeigte ſich ganz gleichgültig dagegen, gab dem herbei ſpringenden Küſter die Lieder, und ſetzte bei dem Aufwallen der Orgeltöne ſich ruhig hin, in Uebereinſtimmung mit der Gemeinde zu ſingen.

Mit dem Ausbleiben des Superintendenten aber hatte es folgende Bewandtniß. Der gnädige Herr ſelbſt hielt ihn zurück. Er fürchtete nämlich, daß derſelbe, weil er gegen den erwählten Kandidaten ein Vorurtheil hege, bei ſeinem Auftreten ihm nachtheilig werden, und vielleicht über ihn eine Aeußerung thun könnte, welche die Gemeinde in eine üble Stimmung verſetzte; er ließ ihn deßhalb erſuchen, ihm ſelbſt dieſen Sonntag in der Kirche einmal etwas vorzupredigen. Er ſähe ſich dazu gewiſſermaßen genöthigt, weil ſeine Pflegetochter ihn verlaſſe und nach Waldhauſen reiſe, den Kandidaten zu hören, ihm alſo dieſen Sonntag zur Hausandacht keine Predigt vorleſen könne.

Chriſtine war denn auch wirklich nach Waldhauſen gereiſt, und im Vorwerk abgetreten, um dort ihren heimlich Geliebten gleichſam als Wirthin zu empfangen. Wie ſie aber hörte, daß er wegen Verſpätung gleich zur Kirche geeilt ſei, begab ſie ſich auch dahin, nahm indeß aus Vorſicht nur im Hintergrunde hinter einem Pfeiler Platz, um durch ihren Anblick ihm keine Störung zu verurſachen.

Wie er jetzt auf die Kanzel trat, ſtaunte ſie, ſchärfte ihr Auge, und war lange ungewiß, ob ſie ihren Candidaten ſähe, oder einen andern. Ja, ja, ſagte ſie, er iſt es! und dann nach einem zweiten Blick wieder: er iſt es nicht! — bin ich denn mit Blindheit geſchlagen? Es iſt doch Stirn, Naſe, Mund und Kinn, daſſelbe Haar. Er iſt es wahrhaftig. Aber wie mager, wie elend ſieht er aus! Kann ein Menſch in einem halben Jahre ſich ſo verändern? Ich begreife es nicht, er muß krank geweſen ſein. Die ſchmalen Wangen, das blaſſe Geſicht, die magern Hände! Nein! es iſt doch wohl nicht möglich. Er kommt mir auch kleiner vor; es iſt auch ſein Anſtand nicht. Er ſteht ja wie eine Bildſäule da! Warum? Iſt es aus Frömmigkeit? Hat er wohl gar aus Verſtellung ſich ſo verwandelt? Hat er blaß ausſehen wollen? Hat er gefaſtet, ſich kaſteit, oder vorher Rhabarber genommen? Man ſagt, daß manche wirklich ſolch Gaukelſpiel treiben, aber ihm traue ich es nicht zu. Eher will ich glauben, ihn plage ein ſchleichendes Fieber. Gott im Himmel! was ſteigen mir alles für Gedanken auf! Er lebt ja noch, und kommt, um zu predigen. Still! Er ſpricht — es klingt wie ſeine Stimme, aber wie ſchwach, wie rauh! Iſt das Heiſerkeit? Hat er ſich unterwegs erkältet? Oder iſt nur die Angſt Schuld daran? — Jetzt ſpricht er ſchon beſſer. Aber er bewegt ja keine Hand, und warum hält er die Augen verſchloſſen? Sollte er mich hier gewahr geworden ſein? Gott! Es wird mir ganz unheimlich, da ich ihn zu ſehen glaube, und doch nicht weiß, ob er es iſt. — Merke auf, was er ſagt, vielleicht findeſt du ihn in den Gedanken wieder.

Gottfried hatte die allumfaſſende Liebe Gottes, wie das Chriſtenthum ſie lehrt, zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung gewählt. So lange er noch von Gottes Wohlthaten durch die Natur ſprach, glaubte ſie wirklich hin und wieder etwas von den Aeußerungen ihres Kandidaten zu hören, nur daß es eine Oekonomie des ganzen Weltalls war, die ſich vor ihrer Seele ausbreitete. Es war die ſegnende Hand des Vaters, der ſeine Kinder mit Gaben überſchüttet, der vorſorgende Geiſt, der das Glück ganzer Völker, wie das Schickſal jedes Einzelnen bedacht hat, das liebende, wachſame Auge, das herrſchend über Thronen und Paläſte bis in die niedrigſte Hütte dringt. Bald aber vergaß ſie, von der Begeiſterung des Redners fortgeriſſen, über den Vortrag die Perſon, und gab ſich mit der ſtill aufhorchenden Gemeinde den ſeligſten Gefühlen hin, wie er tiefer in die Geſinnung des Allwaltenden hinabſtieg, und jene unbegrenzte Liebe ſchilderte, die auch des Sünders ſich erbarmt, des Strafbaren ſchont, ſelbſt den Schlechteſten nicht in ſeinem Verderben laſſen, ſondern alle — alle erretten, und an das Vaterherz zurückführen will, nach jenen herrlichen Bildern und Gleichniſſen der heiligen Schrift, wo der Hirt, um ein verlornes Lamm zu ſuchen, die ganze Heerde verläßt, die Frau, die einen Groſchen verlor, ein Licht anzündet, und emſig durch das ganze Haus ſucht, wo der verirrte Sohn ſich in die Arme des Vaters ſtürzt, und dieſer ein Feſt ihm bereitet und ſpricht: mein Sohn war todt und iſt wieder lebendig geworden! jene Liebe, wornach die Engel im Himmel ſich mehr freuen über einen Sünder, der Buße thut, als über Neun und Neunzig Gerechte. — Und eine Sehnſucht erwachte in den Herzen der Zuhörer, ein Hinneigen zu dieſer unendlichen Liebe, ein inneres Regen und Bewegen des göttlichen Bildes nach ſeinem Urbilde, und leiſe klang es in der tiefen Bruſt: ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt! worauf es wie eine Antwort aus der Ferne kam: ſei getreu bis an den Tod, ſo will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben. — Die ganze Gemeinde war tief ergriffen, alle weinten, Chriſtine mit ihnen.

Der Brauherr aber, der ihre Anweſenheit in der Kirche bemerkt hatte, dachte jetzt daran, von ihrem Verhältniß zu ſeinem Sohne Konrad unterrichtet, wie er eine Begegnung zwiſchen ihr und Gottfried hindern könne. Eine ſchnelle Entfernung blieb das beſte Mittel. Er bat ihn deshalb, wie er von der Kanzel herabſtieg, in der Sakriſtei ſo lange zu warten, bis er käme, ihn abzuholen. Er eilte nach dem Gaſthofe zurück, ließ gleich anſpannen, und ſeine ſchnelle Abreiſe gegen den Wirth damit entſchuldigend, daß er unterwegs bei einem Freunde einzukehren verſprochen habe, fuhr er bei der Kirche vor, nahm ſeinen Sohn in den Wagen, hüllte ihn wieder in den Mantel — und ſo auf und davon, ehe noch die Waldhäuſer ſich darauf beſinnen konnten, ihn zu umringen und zurück zu halten. Sie ſtanden in Gruppen umher, die jüngern ſtürzten hinterdrein, alle nach dem Anblick des Kandidaten begierig, wie wenn er nach der Predigt anders ausſehen müßte. Gern hätten ſie die Worte, die er ſprach, noch einmal aus ſeinen Augen geleſen. Ihm nachſtarrend ward ihnen zu Muthe, wie dem Wanderer, der über einen Fluß will, und dem plötzlich der wilde Strom die Brücke genommen.

Chriſtine glaubte am beſten zu thun, wenn ſie ſich in das Haus der Predigerwittwe begäbe, wo er auf dem Wege zum Gaſthofe vorbei mußte, und von wo aus ſie ihn näher betrachten und auch wohl ſeiner Perſon ſich verſichern konnte, aber da die Kirche völlig aus war und er nicht erſchien, vermuthete ſie mit der Wittwe, daß er einen Beſuch beim Richter mache. Sie verfügte ſich alſo zu dieſem hinüber, und that, wie wenn ſie eine Beſtellung vom gnädigen Herrn an ihn auszurichten hätte. Aber auch hier fand ſie ihn nicht. Immer ungeduldiger ging ſie nun, ſich ein Herz faſſend, gerades Weges nach dem Gaſthofe, und hier hörte ſie denn zu ihrem Erſtaunen, daß er ſchon abgereiſt ſei.

Was half es ihr jetzt, wenn man ihm von allen Seiten die größten Lobſprüche ertheilte? Es vermehrte nur ihren Schmerz. Sie ſah ihn ſelbſt nicht; er war verſchwunden. Die Entſchuldigung von kurzen Tagen und ſchlechten Nachtquartieren konnte ſie nicht gelten laſſen. Die Eile ſchien ihr unerklärlich. Warum kommt er nicht auf das Vorwerk? Will er mich vermeiden? ſagte ſie, und weshalb? Scheut oder ſchämt er ſich, mit dem blaß gewordenen Geſicht vor mir zu erſcheinen? Will er nicht geſtehn, daß er krank war, will er mich nicht betrüben? — O das nutzt ihm wenig — ich bin jetzt um ſo mehr beſorgt für ihn. Oder — nein, ich mags nicht denken — hat eine andere ihn von mir abgelenkt? Soll ich vergeſſen ſein? Oder hat er nicht ſo warm für mich empfunden, wie er mich glauben ließ? — Oft dachte ich in der langen Zeit, er würde einmal an mich ſchreiben. Ich entſchuldigte ihn mit Blödigkeit, mit Beſcheidenheit; die Freude ſollte vielleicht um ſo größer ſein, wenn wir uns wieder ſähen. Und nun ſtehe ich hier, wie aus einem Traum erwacht. Der Tag iſt da, aber die Hoffnung blieb unerfüllt. Ich weiß nicht, was ich glauben, was ich denken ſoll. Ob es nicht doch ein anderer war? Wenigſtens handelt er wie ein anderer.

Traurig kehrte ſie mit dem Adjunct nach Riethſtädt zurück. Dem gnädigen Herrn mochte ſie von der veränderten Geſtalt nicht einmal ſagen; es hätte ihm ſonſt ſeine Ungunſt zuziehen können. Der Adjunct aber wurde nicht fertig, ſeine herrliche, kräftige, rührende, erbauliche Predigt zu lobpreiſen. Ja, das wußte ich im voraus, verſetzte Grauenſtein lächelnd, das habe ich ihm angeſehn. So ein tüchtiger Menſch kann ja nichts thun und ſprechen, was nicht von Wirkung wäre.

Dem Superintendenten klang es dagegen wie ein Mährchen, als der Adjunct ihm berichtete, der Kandidat habe nicht allein eine überaus gute Predigt gehalten, ſondern nachher auch in der Unterredung mit ihm die tiefſten theologiſchen Kenntniſſe verrathen. Das iſt ja gar nicht möglich! entgegnete der Superintendent, bei mir war er ja ſo unwiſſend wie ein Haubenſtock, und ein ſo dickköpfiger Menſch! — So gar dickköpfig iſt er doch nicht, erwiederte der Adjunct, er kam mir eher etwas ſchmal vor. — Nun, da muß ich ihn wohl durch ein Vergröß'rungsglas geſehen haben, ſagte der Superintendent höhniſch und verdrießlich; ich hätte ihn eher für einen Bierſchröter als für einen Kandidaten gehalten. Freilich, wenn die Kandidaten predigen ſollen, kriechen ſie immer etwas zuſammen. Er mag ſchön gezittert haben. — Nicht im mindeſten, verſetzte der Adjunct, ganz ruhig — ja gleichgültig, möchte ich ſagen — ſtieg er die Kanzeltreppe hinauf. Aber oben war es, als ob ein ganz anderer Geiſt in ihn führe, ſo feurig, ſo beredt ſtrömte es ihm von den Lippen. — Ja, ein anderer muß freilich wohl in ihn gefahren ſein, und wäre es auch nur die Predigt eines anderen — entgegnete der Superintendent noch verdrießlicher — wie könnte ſonſt dieſer büchene Held ſolche Wunder an Ihnen verrichtet haben. Sie ſind ja noch ganz außer ſich. Laſſen Sie es gut ſein, Herr Kollege, erzürnen Sie mich nicht. — Nun bei der Einführung werden Sie es ja ſelbſt ſehen, fügte der Adjunct noch hinzu, und wünſchte ihm darauf eine geruhſame Nacht.

Chriſtine plagte ſich mit mancherlei Vorſtellungen und konnte beſonders den Gedanken nicht loswerden, daß ihr Kandidat nach der Predigt noch mehr leiden, vielleicht in Siechthum verfallen möchte. Gern hätte ſie an ihn geſchrieben, ja nach dem Drange ihres Herzens einen Eilboten an ihn abgeſandt, aber die Schicklichkeit erlaubte nicht, von ihrer Seite zuerſt einen ſolchen Schritt zu thun. Doch Erkundigung über ihn einzuziehen, das ſchien durch eine natürliche Theilnahme am Zuſtande eines Leidenden überhaupt gerechtfertigt. Sie hörte, daß in Goldeck bald wieder ein Jahrmarkt eintreten und daß der Muldenhauer mit ſeinen hölzernen Waaren dahin reiſen würde. Dieſen lud ſie zu ſich, ſchenkte ihm eine Taſſe ſtarken Kaffee ein, und gab ihm den Auftrag, in Goldeck ſich doch umzuhören, wie es dem Kandidaten ergehe, der neulich bei ſeiner Probepredigt in Waldhauſen ſo blaß ausgeſehen. Doch habe er nicht nöthig, ſich deshalb an ihn ſelbſt zu wenden — eine ſolche Frage würde ihn nur beunruhigen, — ſondern er könne das auch wohl in der Nachbarſchaft erfahren.

Der Muldenhauer reiſte, und zu Goldeck in den Markttagen umherwandernd kam er auch in die Straße, wo Grundmeyer wohnte, und gelangte denn mit ſeinen Quirl'n und Schaumlöffeln endlich zu Roſetten und ihrer Mutter. Da er ſich von Riethſtädt her ſchrieb, kaufte man ihm gern etwas ab und unterhielt ſich mit ihm. Er fragte ſofort, was der Kandidat mache, der in Waldhauſen ſo ſchön gepredigt hätte und ob es ihm auch gut bekommen wäre. Man gab zur Antwort, er ſei munter und geſund, und wenn er auch blaß ausſehe, ſo ſei er deshalb doch nicht krank. Mit dieſer Nachricht werde ich viel Freude anrichten, ſagte der Muldenhauer weiter, und ſetzte noch als ein Neuigkeitskrämer hinzu: man ſpricht, Mamſell Chriſtine, die Wirthſchafterin im Schloſſe, werde ihn heirathen. Da faßte die Mutter ihn ſcharf in's Auge und erwiederte: guter Freund, behalte er ſeine Neuigkeiten für ſich, und rede er nicht ſolches Zeug. Wir wiſſen das beſſer, meine Tochter Roſette hier iſt ſeine Braut. — Nun das iſt denn ein anderes, entgegnete er, ich rede nur, was ich in Riethſtädt gehört habe, bitte tauſendmal um Verzeihung. Damit nahm er ſeine Waaren wieder auf und ging.

Aber es war, als wenn er einen glühenden Brand im Hauſe zurückgelaſſen hätte, der nun in helle Flammen ſchlug. Die Braut fing an zu jammern, die Mutter ſchalt bald mit ihr, daß ſie ſo etwas glauben könnte, bald auf den Bräutigam, wenn er durch eine Unvorſichtigkeit vielleicht dazu Gelegenheit gegeben. Roſette verſicherte, daß er ſeit der Probepredigt ſich kälter gegen ſie betrage. Weil er den Kopf voll hat, verſetzte ſie, es ſind ja hunderterlei Dinge zu beſorgen. Indem trat er ſelbſt herein, man umringte ihn mit Klagen und Vorwürfen, er ſtaunte über die Nachricht. Was muß es doch für boshafte Menſchen in der Welt geben, rief er aus, ich bin mit keinem Schritt in Riethſtädt geweſen, habe mit keinem Fuß das Schloß betreten, noch mit keinem Auge die Mamſell geſehn. Das iſt aber der Teufel, der umhergeht, und des Nachts Unkraut unter den Weizen ſäet. — Roſette gönnte ihm keine Gegenrede weiter, ſondern lief auf ihr Zimmer, denn ſie gehörte zu den empfindlichſten Naturen, die bei aller Zärtlichkeit gern trotzen und ſchmollen. — Gottfried rannte umher wie einer, den Zahnſchmerzen plagen. Er trug ſeine Noth mit zum Vater hinüber. Konrad, der mit ſeinem ſtillen

Vorhaben den Dienſt bei Herrn von Brennau kürzlich verlaſſen hatte, betrachtete ihn mit erbarmungsvollem Blick. Es iſt ja nichts, lieber Bruder, tröſtete er, du biſt unſchuldig, was ſchwatzen die Leute nicht! es wird ſich mit der Zeit ſchon noch alles aufklären.

Nicht minder gab es großes Elend bei Chriſtinen, wie der Muldenhauer mit der gegenſeitigen Nachricht zu ihr zurückkehrte, nämlich daß er zufällig die Braut des Kandidaten kennen gelernt habe, welche verſichere, der Bräutigam ſei munter und geſund, die Bläſſe wäre nur eine Verläumdung ſeines Befindens. Chriſtine brauchte ein Paar Augenblicke, ſich vom erſten Schreck zu erholen, dann that ſie über die Braut eine Menge Fragen, auf welche die von den Antworten die wichtigſte blieb, daß ſie hübſch ſei. — Wie der Unglücksbote ſie verlaſſen hatte, warf ſie ſich weinend auf das Sopha. Nun iſt es klar, ſagte ſie, warum er nicht geſchrieben, warum er ſich gar nicht um mich bekümmert hat. Eine Nachbarin hat ihn beſtrickt, — Riethſtädt liegt ihm nun tauſend Meilen weit. Mag er nun einziehen und ganz Waldhauſen ihm entgegengehen, ich rühre mich nicht von der Stelle. — Aber wie hat doch, ſprach ſie dann ruhiger, ſein Angeſicht ſo ſchnell verfallen können! Sollte nicht doch die Untreue ihm Kampf und Ueberwindung gekoſtet haben? Gewiß hat es ihn ſchmerzen müſſen, mich ſo ſchnell aufzugeben, mich ſobald zu vergeſſen.

Sie that ihm aber Unrecht. Konrad hatte die Entfernung von ihr keinesweges ſo gelaſſen ertragen. Nur zu gern hätte er einen Brief oder einen Gruß an ſie abgeſandt, doch er überlegte, ob es wohl ehrlich gehandelt ſei, ſich noch feſter zu ketten, als es unvorſichtiger Weiſe ſchon geſchehen war, bevor er ſich noch in dem Stande ſähe, ihr eine ſichere Zukunft zu zeigen. Vor allem geboten die Umſtände, nach dem gelungenen Auftreten bei dem Herrn von Grauenſtein ſich ganz in den Hintergrund zurück zu ziehen, jetzt ſeinen Bruder handeln zu laſſen und dann erſt wieder an ſich ſelbſt zu denken.

In Folge der einzigen Verſtellung befanden ſich alſo ſämmtliche Gemüther in nicht geringer Sorge, Unruhe und Qual, und der Tag der Einführung wurde mit Sehnſucht erwartet, der über das Schickſal Aller entſcheiden mußte. Endlich war er feſtgeſetzt, und eine förmliche Einladung von Waldhauſen ging ihm als das herzlichſte Willkommen vorher. Zunächſt eilte Vater Grundmeyer hin, um in der Pfarre die nöthigen Einrichtungen zu treffen, Geräth und Geſchirr und was ſonſt in Haus und Hof als nöthig oder brauchbar verblieben, der Wittwe abzukaufen, und mit der Gemeinde Manches zu verabreden, woran er nach der Probepredigt durch ſeine Flucht war verhindert worden. Er folgte dabei dem Grundſatz, nicht alles Beſtehende über den Haufen zu werfen, ſondern das Neue an das Alte zu knüpfen. Später möchte dann Gottfried mit ſeiner jungen Hausfrau ſich alles ſchaffen, ordnen und ſtellen, wie ſie es ſelbſt für gut fänden.

Für diesmal konnte Konrad nicht zurückbleiben. Er hatte vieles auf dem Herzen und ihm war zu Muthe, als wenn er nun heran müßte, die Probepredigt zu halten. — Roſette hielt den heißen Wunſch in ſich verſchloſſen, der feierlichen Einführung auch mit beizuwohnen, ſie ſagte kein Wort darüber, aber die Mutter ſah es ihr an, und für ihren gereizten Zuſtand voll Zweifel und Eiferſucht gab es kein beſſeres Heilmittel, als daß ſie ſich ſelbſt überzeugte, ob Gefahr für ſie vorhanden ſei oder nicht.

Es ſetzten ſich alſo alle viere, Mutter und Tochter, und die beiden Brüder in einen ſehr geräumigen Wagen, und fuhren, jeder ſeine ſtillen Gedanken hegend, in ruhiger Eintracht nach Waldhauſen. — —

Ein ſtiller, ſchöner Sonntagmorgen herrſchte über die Flur, der ſpäte Herbſt ſchien, wie mit einem friſchen Athemzuge, wieder zur vorigen Milde zurückgekehrt, Glockengeläut klang auf den Dörfern umher, die Bewohner von Waldhauſen ſaßen zum Theil vor dem Dorfe, zum Theil am Wege hin, den der neue Prediger kommen mußte, und freuten ſich der erwärmenden Sonne, als zur rechten Stunde der Wagen vom Berge herabrollte, und ein Geläut mit allen Glocken vom Thurme die Botſchaft kund gab: er iſt da! Von der Menge, welche die Kommenden begrüßte, löſten ſich die muntern Knaben, die dem Wagen voranliefen und den Weg zum Pfarrhauſe zeigten, wo neben dem Brauherrn der Richter des Dorfs ſchon mit einer Anrede bereit ſtand, den Erwählten des Herrn in ſeine Wohnung einzuführen.

Nach den erſten Höflichkeiten ſah man gleich neugierig im Hauſe umher, doch Gottfried bat, vor dem Gottesdienſte ſich nicht ſo ſehr zu zerſtreuen, und er ergriff die Hand des Vaters, um mit ihm ungeſäumt in das Gotteshaus einzugehen; die andern folgten. Wie er aber an der Kirche hinging, gab es plötzlich eine Erſcheinung weltlicher Art. Chriſtine war es, die es doch nicht über ſich hatte gewinnen können, heute zurück zu bleiben. Sie trat aus der Kirchthür wie zur Begrüßung hervor, und indem ſie leiſe mit der Hand den Arm des Kandidaten berührte, ſagte ſie: nun, Herr Paſtor? In dem nämlichen Augenblicke aber ſchrak ſie zurück, ihren Irrthum gewahr werdend. Roſette dagegen erſchrak über ihre Anrede und ſtellte ſich zwiſchen beide mit den Worten: was beliebt, Mamſell? Der nahe Anblick überzeugte Chriſtinen, daß es nicht ihr Kandidat ſei, den man eben einführen wolle, doch begriff ſie den Zuſammenhang nicht und ſtand in großer Verwirrung, während Roſette ihren Gottfried mit ſcharfem Auge ins Verhör nahm. Jetzt aber ſchritt Konrad ein: ich bin es, den Sie meinen, ſagte er ganz kurz zu Chriſtinen; und wenn auch mein Bruder für mich die Kanzel beſteigt, ſo bin ich doch für Sie, geliebte Freundin, noch derſelbe, der ich auf dem Schloſſe zu Riethſtädt war. — Mein Gott! haben Sie denn die Pfarre abgetreten? fragte ſie. — Gewiſſermaßen, antwortete er, wir theilten ſie erſt, ich war Paſtor mit dem Körper, er mit dem Geiſte, ich nehme nun meinen Antheil zurück, weil er nicht mehr nöthig iſt. Nicht wahr, mein Bruder Gottfried iſt ein ganzer Paſtor, wenn er auch nicht ſo ſtark iſt, wie ich? — Und doch die Aehnlichkeit! ſagte ſie, es iſt mir noch wie ein halbes Räthſel. — Darauf führte er ſie an der Kirchhofmauer hin, und ſchilderte das Verdienſt der brüderlichen Liebe mit ſo treuherziger Wahrheit, daß ſie ihn darum nur noch mehr liebte, beſonders, wie er hinzufügte, daß er ja ohne dieſes Wagniß auch das Glück nicht würde erlangt haben, ſie kennen zu lernen; und in der Liebe ſei am Ende ein Brauherr wohl immer noch im Stande, einen Kandidaten aufzuwiegen, wozu ihre Miene nicht eben Nein ſagte.

Nun ſahen ſich Roſette und Chriſtine freundlicher nach einander um, baten um Verzeihung, ſich ſo verkannt zu haben und umarmten ſich ſchweſterlich.

Gottfried, der von dem Auftritt an der Kirchthür kein Wort verſtanden hatte, ließ ſich auf ſeinem Wege nicht weiter aufhalten: beherzten Muthes begab er ſich in Begleitung des Vaters in die Sakriſtei. Diesmal fanden ſie den Superintendenten ſelbſt zugegen. Jetzt, wie dieſer des Kandidaten anſichtig wurde, fragte er ohnmaßgeblich, wer er ſei, ob er vielleicht nur vorangegangen und ob ſein Freund nachkommen würde. Gottfried, ohne etwas zu erwiedern, griff in die Taſche und zog die ſchriftliche Vocation und ſeinen Paß hervor, mit den Worten: hier iſt meine Beglaubigung. — Was! entgegnete der Superintendent, Sie wären der berufene Prediger? die Beſchreibung trifft freilich zu. Aber der, welcher ſich uns vorgeſtellt hat, war ja ein anderer. — Es war ſein Bruder, verſetzte der alte Grundmeyer, der ſich anſtatt ſeiner ſtellte, weil er durch eine kränkliche Conſtitution abgehalten wurde. — Wie? ſo hatte man uns einen Betrug geſpielt? ſagte der Geiſtliche zornig, und rief hinaus, daß man nicht eher zur Kirche läuten ſolle, als bis er es anbefehlen würde. Wie kann ein Menſch, der das Wort Gottes verkündigen will, tobte er weiter, ſich ſolchen Frevel erlauben? das iſt ja ärger als Simonie. Nein! ein Betrüger darf die Kanzel nicht beſteigen. — Gottfried fing an zu begreifen und zitterte vor Erſtaunen, wie er hörte, was ſich begeben hatte. Was haben Sie gethan, Vater, rief er aus, und wie hat Bruder Konrad ſich ſo vergeſſen können! — Der Superintendent ſah nun wohl, daß an dem Streiche, den man gegen das Syſtem des gnädigen Herrn geſpielt, der wahrhafte Kandidat unſchuldig ſei, und beſchloß, einer mildern Geſinnung Raum zu geben. Ihre Hochwürden haben vollkommen Recht, eiferte Gottfried indeß, ſolche Mittel ſind unerlaubt, von ſolchen Mitteln werde ich nimmermehr Gebrauch machen; ich werde nicht die Kanzel beſteigen. — Mittlerweile hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Superintendent wolle den Prediger nicht auf die Kanzel laſſen, weil er ſich nicht vorher als Kandidat ſeiner Gunſt verſichert habe. Die Bauern verſammelten ſich und laute Stimmen ließen ſich vor der Sakriſtei hören, welche riefen: er darf nicht, er ſoll nicht, er kann es ihm nicht wehren. Man ſoll läuten, die Kirche ſoll angehen. — Der Superintendent hatte nachgerade für ſeine Perſon zu fürchten; die Waldhäuſer waren derben Schlages und nicht immer mit Gründen zu regieren. — Was fangen wir nun aber an, ſagte er, den Leuten muß doch Kirche gehalten werden, und ich bin auf keine Predigt vorbereitet. Um des Scandals willen, Herr Kandidat, predigen Sie nur, ich will es erlauben. — Nimmermehr, entgegnete Gottfried, das Amt, das ich übernehmen wollte, iſt durch einen Betrug entweiht, ich kann es mit einem verletzten Gewiſſen nicht antreten; ich ſündige, da ich es weiß. — Nicht doch! Herr Kandidat, Sie ſind ja unſchuldig, ich bitte Sie recht ſehr, Herr Kollege, predigen Sie doch nur. — Lieber Sohn, ſprach der Vater, du wirſt mich und deinen Bruder doch nicht in's Verderben ſtürzen wollen? Es kann ſein, daß wir Unrecht gethan haben, aber es iſt einmal geſchehen, ſei doch ſo gut, um unſertwillen, predige doch nur! — Und Sie müſſen predigen, fuhr endlich der Superintendent in einem zornigen Tone fort, hier ſteht es in der Vocation, Sie haben ſolche angenommen, Sie haben ſich verpflichtet, verwalten Sie Ihr Amt! — Das wirkte, dieſen Gründen konnte Gottfried nichts entgegenſetzen. Er langte die Lieder hervor, und der Superintendent befahl zu läuten. Die Kirche füllte ſich mit großem Gepolter. Gottfried ſagte von nun an kein Wort mehr, ſondern faltete, wie die Orgel erklang, die Hände, und rief in einem frommen Liede den Geiſt des Friedens zurück. — So unruhig es vorher in der Kirche zugegangen, ſo feierlich war jetzt die Stille und die Erwartung, womit Aller Blicke bei ſeinem Auftreten zur Kanzel hinaufſahen. Der lebendigen Quelle ſeines gotterfüllten Gemüths entſprungen drang ſeine Predigt wieder tief in die Herzen ſeiner Zuhörer ein. Er ſprach von dem Vertrauen, das unter höherer Leitung die einzelnen Menſchen erſt zur Menſchheit, zu einer Welt verbindet. Je mehr der Superintendent davon hörte, deſto geneigter, deſto wärmer, deſto begeiſterter wurde er für die Gedanken der Rede, und für ihn, der ſie ſo herrlich ausführte. Als er daher von der Kanzel herabkam, ging er ihm mit dem herzlichſten Glückwunſch entgegen und ſagte: Sie ſind wahrhaft berufen und erwählt! von Ihnen erquickt muß der Garten Gottes gedeihen, der heute Ihrer Aufſicht übergeben wird. Da Ihnen nichts an den weſentlichen Erforderniſſen fehlt, und das Unweſentliche uns nie vom Ziele ableiten darf, ſo haben wir nun nichts weiter zu thun, als vor dem Herrn unſere Pflicht zu erfüllen. — Und wie zwei Verſe des Liedes geſungen waren, führte er ihn heraus, und ſtellte ihn der Gemeinde als ihren Prediger dar. Er ermahnte dieſe zum Gehorſam, empfing von ihm den Schwur der Treue, huldigte der Würde ſeines Amts in einer erhabenen Rede, betete und ſegnete ihn ein.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes aber umringten den neuen Prediger viele von der Gemeinde, die geringern, um in einiger Entfernung mit frommen Blicken an ihm zu hangen, die vornehmern, ihm dankbar die Hand zu drücken. Dann nahmen ihn ſeine Angehörigen gerührt in ihre Mitte, und begleiteten ihn auf ſeinem Wege. Auch Chriſtine war herbei gekommen, und flüſterte dem Superintendenten in's Ohr, daß er von dem unruhigen Auftritte, der hier vorgefallen, dem gnädigen Herrn nur nichts erzählen möchten, ſie wollte ſchon Alles in's Gleiche bringen.

Konrad aber entzog ſich der Nähe des Superintendenten, und freute ſich, wie dieſer keine Luſt bezeigte, lange hier zu verweilen. Aus Unzufriedenheit mit dem Betragen der Gemeinde wollte er nicht einmal dem großen Gaſtmahle, das ſie zur Feier des Tages gab, mit beiwohnen, ſondern fuhr ſogleich nach Riethſtädt zurück, indem er unterwegs noch ſeine Betrachtung anſtellte, wie doch die Gaben in der Welt ſo wunderbar vertheilt wären. Wer ſollte es dem ſchwachen Körper dieſes erwählten Predigers anſehen, ſagte er, daß ein ſo mächtiger Geiſt in ihm wohnt! Aber man hat wohlgethan, ihn in der Dürftigkeit der Naturbekleidung nicht vor den Edelmann zu ſtellen. Er würde ihn nimmermehr auf die Kanzel gelaſſen haben, und wie viel hätten wir dann entbehrt! So falſch iſt ſein Syſtem, und ſo wahr iſt meine Behauptung. — Innerlich frohlockend über den Sieg, den er heute über den gnädigen Herrn davon getragen, langte er ganz ſtille wieder in ſeiner Wohnung an.

Chriſtine war in Waldhauſen noch zurückgeblieben, um den Abend die Goldecker auf dem Vorwerke zu bewirthen, und vor allem, um noch länger mit Konrad zuſammen zu ſein. Sie verabredete mit ihm, daß er das Anerbieten ſeines Vaters, ihm einen Theil ſeiner Geſchäfte abzutreten, friſchweg annehmen und dann beim gnädigen Herrn um ihre Hand anhalten ſollte. Ich habe zwar immer gedacht, ſetzte ſie hinzu, weil ich in den Predigten ſo beleſen bin, es würde einmal ein Prediger kommen und mich zur Superintendentin machen, aber es hat nicht ſein ſollen. Auch Gottfried und Roſette ſprachen von der roſigen Zukunft und rückten in zärtlicher Freude den Tag immer näher, der ſie verbinden könnte. Und wie der alte Grundmeyer bei der Wittwe Vollroth ſo vertraulich ſaß, beide, ſich an dem Glück ihrer Kinder weidend, ſah' es beinahe aus, als ob ſie auch ein Paar wären, in aller Freundſchaft verſteht ſich. So ging die Predigt, die ſie heute zu Herzen genommen, an ihnen ſelbſt in Erfüllung, ſie fühlten ſich beglückt durch das Vertrauen, welches alle nun zu einer Familie verband. Es war ein innig vergnügter Abend. Den folgenden Tag aber ließen ſie den jungen Prediger allein, alle reiſten in ihre Heimath zurück, Chriſtine vielleicht am wenigſten mit leichtem Herzen, denn ihr lag noch ob, den gnädigen Herrn zu verſöhnen.

So viel ſie auch über ihn vermochte, diesmal wurde ihr die Bemühung, ihn nach ihrem Willen zu lenken, ſo leicht nicht. Sie mußte ihn erſt ein wenig abtoben laſſen. Mit einer kurzen Erzählung deſſen, was geſchehen war, zündete ſie erſt die Flamme, und ließ ſie eine Weile fortlodern. Dann nahete ſie ſich dem Feuer, um allmählig das Brennbare wegzuräumen. Verwunderung, Zorn, Scheltworte, Drohungen, folgten auf einander durch eine lange Stufenleiter. Grauenſtein fand es unerhört, daß irgend jemand es hatte wagen können, ihn zu täuſchen, er fand es aber ganz abſcheulich, ja unbegreiflich, wie ſogar ein Theologe einer ſo niedrigen Geſinnung fähig ſei, ſich hinter den Rücken eines andern zu verkriechen. Den Grund davon vermuthete er in einer erbärmlichen, lichtſcheuen Perſönlichkeit. Es wird ein verirrter Schneider ſein, ſagte er, der in einer ſolchen Liſt ſein ganzes Vermögen, die letzte Kraft ſeines kleinen Gehirns zugeſetzt hat. O daß ich ihn mit dieſem meinen Scepter berühren könnte! Verdammte Humanität, die uns körperliche Züchtigung unterſagt! Die ganze neue Geſetzgebung glaubt an keine Körper mehr. Sonſt wollt' ich ſchon mit dieſem Motiv ihm die rechte Gottesfurcht einprägen, dem Menſchen, der den Weg zum Himmel zeigen will, und ſich mit einem ſolchen Betrug ſchändet!

Chriſtine. Aber ich ſage Ihnen ja, er wußte von nichts; er iſt unſchuldig.

Grauenſtein. So muß ſein Bruder beſtraft werden, der Böſewicht!

Chriſtine. Der iſt mehr als unſchuldig.

Grauenſtein. Wie das? Iſt er etwa ein Heiliger?

Chriſtine. Nein, weil er nichts Böſes, ſondern etwas Gutes, ja etwas Seltenes gethan hat. Der Kandidat wird von einer Krankheit befallen, Konrad macht ſich auf, des Bruders Glück, das in Gefahr ſchwebt, für ihn zu retten, ür ihn zu erhalten. Und welch ein Wagſtück, vor Ihnen, gnädiger Herr, mit einer ſolchen Verſtellung zu erſcheinen! Was hatte er nicht alles zu befürchten! Er hat eine wahre Heldenthat begangen.

Grauenſtein. Eine Tollkühnheit war es allerdings, eine ſeltſame Verwegenheit. In ſeinem Weſen lag etwas davon.

Chriſtine. Statt ihn zu beſtrafen, ſollte man ihn vielmehr belohnen.

Grauenſtein. Belohnen? Und weißt Du nicht auch ſchon, womit?

Chriſtine. Ja, mit meiner Hand, mein gütiger, gnädiger Herr. Er wirbt um mich. Ich liebe ihn.

Grauenſtein. Du liebſt ihn? Wie, Chriſtine, ſo wollteſt Du mich verlaſſen?

Chriſtine. Wenn Sie mich dazu nöthigen, muß ich es freilich. Aber mir fällt etwas ein. Sie können Ihre Güter nicht überſehen, müſſen ſo vielen Menſchen glauben, ſo viele Rechnungen prüfen. Ihnen fehlt jemand, der das Ganze zuſammenfaßt; machen Sie ihn zu Ihrem Generalinſpector. Die Zimmer auf dem linken Flügel des Schloſſes ſtehen leer. Da könnten wir wohnen, und ſo bliebe ich bei Ihnen, ſo lange ich lebe.

Grauenſtein. Das klingt ſchon vernünftiger. Ja, Du biſt immer ein kluges Mädchen geweſen, und jetzt hat Dir die Liebe den Verſtand noch geſchärft. Ich trage mich ohnehin ſchon immer mit dem Gedanken, einen Theil meiner Wieſen in Feld zu verwandeln. Dein Grundmeyer verſteht den Ackerbau, er iſt der rechte Mann dazu. Du ſollſt ihn haben. — Da küßte Chriſtine ihm mit einer dankbaren Thräne die Hand, er ließ ſeinen Krückſtock fallen und ſchloß ſie in ſeine Arme. Aber, erinnerte er noch, der Superintendent wird nun über mich triumphiren. — Nein, entgegnete ſie, das darf, das ſoll er in Ewigkeit nicht. Gut, ſagte er, ſo ſorge dafür, daß von der Sache niemals mehr die Rede ſei.

Durch den Zwang, den Grauenſtein ſich ſelbſt hiermit auflegte, ward er denn von ſeinem Syſtem einigermaßen bekehrt, wenigſtens die große Wage auf dem Vorſaal nicht ferner geſehen. Alles war nun in Richtigkeit. Konrad kam, und warf ſich dem gnädigen Herrn zu Füßen, der ihn mit einer freundlichen Drohung aufhob. Das Wohlgefallen an ſeiner Perſon erwachte wieder bei ſeinem Anblick, und redete ihm das Wort, ſo daß die Bitte, die er nach Chriſtinens Anleitung thun mußte, gleich ein geneigtes Gehör fand, und an die Verzeihung ſich faſt unmittelbar die Gnadenerweiſung anſchloß; ja mit einem Anfluge von väterlicher Geſinnung ergriff der gute alte Herr ſogar ſeine Hand und legte ſie auf ſeine Bruſt. — Ein Hämmern und Pochen entſtand nun auf dem linken Flügel des Schloſſes, wovon jeder Schlag auf die Stadt herab den Generalinſpector ausſprach. Mit der Frühlingsſonne öffnete dann Grauenſtein den großen Saal dem geſchmückten Brautpaar, die Honoratioren des Orts, der alte Grundmeyer mit dem Bürgermeiſter voran, traten in einem feierlichen Aufzuge herein, und ein Chor verſchriebener Muſikanten ſchmetterte dazu vom Balkon herab. Unten aber waren aus dem Walde die fünf Zigeuner angekommen, um welche ein weiter Kreis ſich verſammelt hatte, aus dem ein unaufhörliches Jauchzen heraufſtieg. Ganz Riethſtädt drängte ſich hinzu, um an dieſem glänzenden Feſte die Fackel der Freude zu zünden. —

Faſt zur nämlichen Zeit holte auch Gottfried ſeine Braut, und wohnte mit ihr zu Waldhauſen, bis ſein Körper eine ſolche Rundung gewonnen hatte, daß er es ohne Gefahr wagen konnte, vor dem Edelmann zu erſcheinen. Dieſer ſchätzte ihn in der Stille auf Einen Centner 15 Pfund, und verſöhnte ſich um ſo lieber mit ihm, als er wünſchte, daß das Vorgefallene bald vergeſſen ſein möchte. Das geſchah aber nicht; die Geſchichte von den beiden Candidaten verbreitete ſich vielmehr durch die ganze Provinz, wurde in Riethſtädt mit Hinweiſung auf das graue Schloß jedem Durchreiſenden erzählt, und endlich vom Bürgermeiſter ſogar in die Stadtchronik eingetragen.

Guſtav Schwab,

am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, Sohn des 1821 verſtorbenen Hofraths J. C. Schwab, ſtudirte zu Tübingen, bereiſte darauf Norddeutſchland und wurde theologiſcher Repetent an der Landesuniverſität. 1818 ward er als Profeſſor der alten Literatur an das Gymnaſium zu Stuttgart berufen, wo er lange wirkte, bis er ſich 1838 eine mußevollere Stellung von ſeinem König erbat und die ſchöne Pfarre zu Gomaringen bei Stuttgart erhielt. In neueſter Zeit vertauſchte er dieſelbe mit dem Pfarramt an der St. Leonhardskirche ſeiner Vaterſtadt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg. Stuttgart, 1819.
Paul Flemmings auserleſene Gedichte und Leben. Stuttgart, 1820.
Die Legende von den heiligen 3 Königen von Johann von Hildesheim, mit 12 Romanzen. Stuttgart, 1822.
Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen für Jung und Alt. Stuttgart, 1836. 37. 2 Thle.
Gedichte. Stuttgart, 1828. 29. 2 Bände.
Griſeldis, Volksſagen in 10 Romanzen. (Urania von 1830.)
Fünf Bücher deutſcher Lieder und Gedichte (für den Schulgebrauch). Leipzig, 1835.
Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alp. Leipzig, 1823.
Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale. Leipzig, 1826.
Lamartine's Gedichte, überſetzt. Leipzig, 1826.
Die Schweiz in ihren Ritterburgen. Chur, 1828. 1. Thl.
Napoleon in Aegypten, Gedicht in 8 Geſängen, überſetzt. Stuttgart, 1829.
Schillers Leben. Stuttgart, 1839. 2 Bde.
Mehrere Jugendſchriften, einzelne Gedichte und Recenſionen in Almanachen und Journalen u. ſ. w.

S. iſt einer der liebenswürdigſten lyriſchen Dichter; voll Klarheit, Innigkeit, edler Einfachheit und Anmuth, und doch zugleich reich an Tiefe, Kraft, Lebendigkeit und Phantaſie. In ihm vereinen ſich Milde und Stärke, kindliche reine Empfindung mit ſelbſtbewußter Herrſchaft über das Erhabene und Gewaltige, Gluth und Schwung der Darſtellung mit epiſcher Ruhe. Er iſt es, der neben Uhland der Romanze den echten Stempel deutſchen Geiſtes aufgedrückt, und ihr durch ſeine trefflichen, wahrhaft volksthümlichen Leiſtungen volles Bürgerrecht in unſerer Literatur erworben hat. Sein ſchöner, reiner und großartiger Sinn tritt uns aus allen ſeinen Dichtungen entgegen und zwingt uns zu gleicher Zeit, in ihm den trefflichen Menſchen zu lieben, während wir den begabten Dichter verehren und preiſen.

Das Schäferfeſt.

Drüben auf den grünen Feldern,
Drüben zwiſchen dunkeln Wäldern
Wogt das bunte Schäferſpiel;
Muntre Knaben aus dem Städtchen,
Raſche Mädchen
Sputen ſich zum frohen Ziel.

Jahre ſind's, da ſtand ich drüben,
Ließ ſie tummeln ſich und üben,
Sah mich nicht am Spiele blind.
Neben mir im Glanz der Auen,
Zuzuſchauen,
Stand das allerſchönſte Kind.

Als ſie ſo zu ſchau'n ſich mühte,
Reines Bild in Engelsgüte,
Bot ich ſchirmend meine Hand.
Wie ihr's aus dem Aeuglein blinkte,
Dankend winkte,
Wie der Gruß ihr lieblich ſtand!

Drunten war ein Laufen, Scherzen,
Aber mir im innern Herzen
Regte ſich geheimes Leid.
„Könnt' ich, ach! zum ſel'gen Minnen
Dich gewinnen,
Schäferin im ſchönſten Kleid!“

Alſo ging ich von dem Feſte,
Hatte wohl erſchaut das Beſte,
Leuchtend ſtieg das Bild mir auf.
Und ſo ward mein ganzes Leben,
Ihr ergeben,
Nur ein heißer Schäferlauf.

Wieder ſind ſie heut beim Spiele,
Jagen nach dem ſchönen Ziele;
Sie und mich ſieht keiner dort!
Ach, wie anders iſt es heute,
Fremde Leute
Stehen an dem liebſten Ort!

Kümmert's mich, wer heute ſieget,
Wer am Ziele ſich vergnüget,
Wer das Kleinod an ſich zieht?
Fraget nicht, ob ich's errungen;
Ausgeſungen,
Ausgeſungen ſei mein Lied!

Die Gründung von Marſeille.

Von Maſſilien will ich ſingen,
Nicht von dem, das jetzo glänzt,
Nach der Art ital'ſcher Gauen
Nur von Blüth' und Wein umkränzt;
Nein, von dem, das, aufgeſproſſet
Aus der Celtenwälder Nacht,
Erſt des ſchönen Südens Blumen
Weg gebahnt und Raum gemacht.

Lauter rauſchte noch der Rhodan,
Der jetzt ſanft und leiſe fließt,
Weil er ward von tauſend Eichen
Mit Geſauſe friſch begrüßt;
Und das Meer, noch nicht geglättet
Von ſo vieler Schiffe Lauf,
Drängte ſich in wilder Jugend
Fluthend nach dem Strom hinauf.

Thronesdecke war der Himmel,
Thronſitz war das hohe Gras,
Wo der Segobrigenkönig
Bei dem Celtenvolke ſaß.
Eine Braut heißt ſeine Tochter.
Hier im offnen Hochzeitſaal
Soll ſie ſich den Bräut'gam wählen,
Nach des Landes Art, beim Mahl!

Aus des Fluſſes blauen Wellen
Schöpft man ſchon den Becher voll,
Den die Königsmaid zum Zeichen
Dem Erwählten reichen ſoll.
Wie ſonſt Mädchenherzen pochen
Heimlich, wo ein Jüngling wählt,
Schlagen hier die Heldenherzen,
Aber laut und unverhehlt.

Denn die Schöne bringt zur Gabe
Dieſen Fluß, ſo weit man ſieht,
Dieſe Wälder fernhin leuchtend,
Dieſes Wild, das bergwärts flieht,
Und dazu zwei blaue Augen,
Heller als des Rhodans Fluth,
Und zwei roſenrothe Lippen,
Wärmer als der Sonne Gluth.

Während nun mit durſt'gen Blicken
Alle ſchauen nach dem Fluß,
Sieht man fernher Schiffe ſegeln,
Wimpeln flattern hell zum Gruß.
Unbekannte Hochzeitgäſte
Rudern friſch den Fluß herauf,
Vor den Kundigen zu ſchiffen,
Willig theilt der Strom den Lauf.

Zögernd hält die Maid den Becher
Und ſie ſinnt noch auf die Wahl,
Sieh', da ſteigen zwei ans Ufer,
Männer, angethan mit Stahl;
Und die Segobrigen-Jugend
Hebt ſich von den Sitzen rund,
An die Schilde ſchlägt ſie grüßend,
Sei's zum Kampfe, ſei's zum Bund.

Aber einer von den Zweien
Bricht ſich einen Eichenzweig,
Streckt ihn lächelnd in die Lüfte,
Und mit Worten ſüß und weich:
„Wird hier wo ein Mahl begangen,“
Spricht er „edler Helden Licht!
Wollet gaſtlich uns empfangen,
Griechengäſte ſtören nicht!“

Und der hohe Celten-König
Hebt ſein Haupt auf, grau und alt:
„‚Wahrlich, das iſt eine Sprache,
Welche wie ein Brautlied ſchallt!
Redet, Jünglinge, nur weiter,
Solches nennt der Celte Sang!
Aber wer in heim'ſche Laute
Dollmetſcht uns den Wunderklang?‘“

Drauf beginnt der Zweite ſtammelnd,
In gebrochnem Celtenwort,
Wie aus Perſerkönigreichen
Griechen ſie geflohen fort,
Wie durch freie Meereswogen
Freies Land ſie ſich geſucht,
Und wenn je ſie wiederkehrten,
Sich und ihre Stadt verflucht.

Zögernd hält die Maid den Becher;
Der zuerſt geſprochen hat,
Hebet die geſenkten Augen,
Siehet ſich an ihr nicht ſatt,
Die mit immer röthern Wangen,
Immer blauerm Augenlicht
Jeden Blick hat aufgefangen,
Jedes Wörtlein, das er ſpricht.

Denn ein ſolcher Jüngling harret
Nimmer hier im Celtenkreis,
Denn ſo hell die Augen funkeln,
Und von Lieb' und Muth ſo heiß,
Dem ſo reich die Locken quellen
Aus ſo goldnen Helmes Gluth,
Dem ſo tadellos die Naſe
Unter heitrer Stirne ruht.

Dem der Klang ſo ſüßer Worte —
Ob ſie gleich kein Ohr verſteht,
Liebe weiß ſie doch zu deuten —
Von den weichen Lippen weht. —

Zögernd hält die Maid den Becher,
Bis der Vater: „Wähle!“ ruft,
Bis die Lieder der Druiden
Betend ſteigen in die Luft.

Da ſieht man die Jungfrau ſchreiten,
Celtin auf den Griechen zu,
Zitternd reicht ſie ihm den Becher,
Lispelt: „„Fremdling, trinke du!““
Mit dem Schwerte klirrt der Celte, —
Jeder jetzt verliert die Braut! —
Doch der Fremde ſelig träumend,
Schwärmt in ſüßem Griechenlaut!

„Waſſer iſt das Erſt' und Beſte,
Spricht bei uns ein Sängermund.
Dichter! was dein Spruch will ſagen,
Wahrlich jetzo wird mir's kund:
Denn aus Chios und aus Cypern
Hat mich ſo kein Trunk erfreut,
Wie ihn dieſe heil'ge Nymphe
Mir aus ihrem Fluſſe beut!“

Und der alte König hebt ſich,
Ruhe winkend mit der Hand:
„Dieſe haben,“ ſpricht er zürnend,
„Ihre eigne Stadt verbrannt;
Wollt ihr die nicht Brüder nennen,
Die euch ſind an Sinne gleich?
Die ſich freien Boden ſuchen,
Finden ſie ihn nicht bei euch?

„Hängt die Schwerter an die Seite,
Ehret meiner Tochter Wahl!
Auf, begleitet aus den Schiffen
Aller edlen Gäſte Zahl!
Und auf dieſer ſonn'gen Wieſe,
Wo ich gebe dir die Braut,
Sei in Jahresfriſt die neue
Freie Stadt von dir gebaut!“

Ida von Toggenburg.

(Schweizeriſche Sage.)

I.

Lebt wo mit Luſt und Einigkeit
Ein fromm und fröhlich Paar,
Das iſt dem böſen Feinde leid,
Und ſeiner hölliſchen Schaar.

Sie ſchleichen um das heitre Haus,
Sie ſuchen ſich einen Ort,
Und ſtreuen ihren Saamen aus,
Hier Sünd' und Jammer dort.

Des Toggenburgers Schloß ſteht hoch
Auf einem Felſen ſteil: —
Was will der ſchwarze Rabe doch?
Er bringt dem Haus kein Heil!

Er kreiſt und krächzet in der Luft:
Da wandelt aus dem Thor,
Zu athmen kühlen Morgenduft,
Des Schloſſes Frau hervor.

Es iſt des Grafen Ehgemahl
Frau Ida, fromm und rein;
Sie folgt der Sonne frühſtem Strahl
Zum Brünnlein im Geſtein.

Das Haar, das ihr die Stirn umflicht,
Iſt golden wie das Korn,
Ihr Antlitz Schnee, ihr Auge Licht,
So tritt ſie zu dem Born.

Sie löſt des Haares Flechten auf,
Und badet ſie im Quell;
Der ſchwarze Vogel hemmt den Lauf
Und ſchaut herunter hell.

Den Trauring ſie vom Finger zog,
Sie wuſch die zarte Hand;
Der Rabe ſacht hernieder flog,
Er ſtahl das heil'ge Pfand.

Und ſchnell er in den Lüften war,
Eh' ſie ihn nur geſchaut.
Sie bindet auf das gelbe Haar,
Und ſucht ihr Ringlein traut.

Im hohen Fels, im Mooſe dicht,
Sie ſucht's im grünen Gras.
Sie tröſtet ſich: „Ich trug es nicht!
Wo ich es wohl vergaß?"

Der Rabe flog auf dunkler Schwing'
Hinein ins tiefe Holz;
Er ſaß, im Schnabel den goldnen Ring,
Auf einer Tanne ſtolz.

So ſpäht der Dieb den Weg entlang,
Da ſchlendert durch den Wald
Mit jungem hellem Jagdgeſang
Des Grafen Jäger bald.

Der Knab' iſt ſo ein friſches Blut,
Ihm iſt der Herr ſo hold;
Jetzt däucht's dem ſchwarzen Vogel gut,
Jetzt läßt er fallen das Gold.

Da ſprüht es vor des Jägers Fuß,
Eine Funke Sonnenlicht;
Er haſcht's, er hört des Krächzers Gruß,
Vom hohen Wipfel nicht.

O Ringlein ſüß, o Glanz voll Huld!
Es däucht ihm ſo bekannt,
Doch darf er's tragen ohne Schuld,
Er ſteckt es an die Hand.

„Das wird im Schloß ein Flüſtern ſein!"
Er fröhlich bei ſich denkt;
„Der Jäger trägt einen Ring ſo fein;
Wer hat ihm den geſchenkt?"

Der eitle Knabe kehret um,
Bethört vom goldnen Fund,
Da regt ſich bei den Knappen ſtumm
Der Neid im Herzensgrund.

Und Einer ſinnt und Einer ſpäht,
Bis er zum Grafen ſpricht:
„Den Ring, den er am Finger dreht,
O Herr, ſeht ihr ihn nicht?

„Wenn nicht der eur' am Finger blitzt,
Ich meint', es wäre der!
Doch wahrlich, unſrer Herrin ſitzt
Kein Ring am Finger mehr!"

Vor ſeines Schloſſes Thor der Graf
Trat wild hinaus im Zorn;
Bald er den jungen Jäger traf,
Der ſaß am kühlen Born.

Mit ſeinem Ring er träumend lag,
Wo ſonſt die Herrin ſaß,
Dort wo der Rab' am frühen Tag
Ihn ſtahl im grünen Gras.

Der Graf rief auf den Jäger bald:
„Wie kamſt zum Ringe du?"
Der ſprach mit Schrecken: „„Herr im Wald
Warf ihn eine Rabe mir zu!""

„Wie dumm du leugſt, du arger Knecht!
Vom Raben ſagſt du mir!
Die Raben ſollen dir thun dein Recht,
Sie ſollen zehren von dir!"

Drauf ſendet einen von dem Troß
Er auf den Anger aus:
„Ein junges, ungezähmtes Roß,
Das führet mir vor's Haus!"

Mit einem rabenſchwarzen Pferd
Der Knappe kam heran,
Sein dunkler Schweif wallt bis zur Erd',
Er band den Jäger dran.

Nicht Flehen hört, noch Schwur ſein Zorn,
Er jagt das Roß hinab,
Das riß durch Felſenſtein und Dorn
Den Knaben in's tiefe Grab.

Die Gräfin bleich am Fenſter ſtand,
Schaut alles an entſetzt;
An des geſchleiften Dieners Hand
Den Ring erblickt ſie jetzt.

Auf ſchrie ſie laut, da ſtand der Graf
Vor ihr, im Auge Mord;
„Geh," rief er, „ſchlafe den ew'gen Schlaf
Bei deinem Buhlen dort!

„Und treibſt du mit der Treu' nicht Spott,
Und gabſt ihm nicht den Ring:
Laß ſehen, ob dich ſchützet Gott! —
Das Pfand mir wiederbring'!"

Er nahm ſie um den Leib mit Macht,
Sein Blick ſo finſter war,
Nicht ſah er durch die dunkle Nacht
Ihr Aug' unſchuldig klar.

Und wo im Zinken vor dem Schloß
Sich thürmt das Felsgeſtein,
Wo in den Abgrund fuhr das Roß,
Dort ſtürzt' er ſie hinein.

II.

Und vor dem Grafen zitternd wich
Der bleichen Diener Schaar,
Es ließ kein Diener blicken ſich;
Einöde ringsum war.

Da ſtarrt' er nieder in die Gruft,
Wo Weib und Diener ſchlief,
Da ſchaut' er wild empor zur Luft,
Wo heiſer ein Rabe rief.

„Hinab, Geſell!" der Ritter ſpricht,
„Fort, halte deinen Schmaus!"
Hoch ſchwebt der Vogel und weichet nicht
Von ſeinem Haupt und Haus.

„Hinaus zur Jagd, zum Zeitvertreib!"
So murret er bei ſich;
„Den Buhlen und das falſche Weib
Verträum' ich ſicherlich!

„Auf, Jäger, ſattle mir mein Roß —
O weh, du Jäger mein!
Du kannſt nicht kommen herauf in's Schloß,
Du liegſt ja im Geſtein!"

Er ſucht ſich ſelbſt ein Roß im Stall:
Was ſtört da ſeinen Muth?
Sie dünken rabenſchwarz ihm all,
An jedem Schweif klebt Blut.

Jetzt weicht der Zorn von ſeiner Stirn,
Sein Auge ſenkt ſich ſcheu,
Die Zweifel ſteigen auf im Hirn,
Im Herzen nagt ihn Reu'.

Er trat hinaus zum Felſenſtein,
Wo hell das Brünnlein floß,
Wo ſanft die Frau ihr Antlitz rein
Taucht' in des Waſſers Schooß.

Er warf ſich vor dem Becken aufs Knie,
Er ſchaute ſehnlich hinein,
Als müßt' im klaren Spiegel ſie
Voll Huld zu ſchauen ſein.

Wohl ſah er den Himmel tief und mild,
Blau wie ihr Augenlicht:
Doch drüber nur ſein eigen Bild,
Sein gramvoll Angeſicht.

Und weh', was ſieht er Schwarzes fern,
Im Waſſer tief, im Blaun?
Der Rabe läßt, ein dunkler Stern'
Ob ſeinem Haupt ſich ſchaun.

Er wächſt und breitet über ihn
Die ſchwarzen Flügel aus;
Umſonſt im Born die Sonne ſchien,
Aus löſchet ſie der Graus.

Da warf zu Boden ihn der Harm
Und deckt' ihn lang' mit Nacht,
Bis er in ſeiner Diener Arm
Beweint, gepflegt erwacht.

Denn als ſie ſo ihn liegen ſahn,
Und zehren an ihm die Qual,
Da kam das Mitleid erſt ſie an,
Sie trugen ihn in den Saal.

Und wie er auf die Augen ſchlug,
Däucht milder ihm ſein Schmerz!
Vergeſſen iſt des Raben Flug,
Zu hoffen wagt ſein Herz.

Er hat geträumt von Waldesluſt,
Vom Felsthal dicht umlaubt;
Als fänd' er — iſt's ihm in der Bruſt —
Was er ſich ſelbſt beraubt.

Er rafft ſich auf, geneſen ſchier,
Ein Roß verlangt ſein Muth;
Wohl ihm, daß ſchneeweiß iſt das Thier,
Das Zeichen däucht ihm gut!

Er reitet aus im Morgenlicht,
Schaut bang zum Himmel empor;
Sein Auge ſieht den Raben nicht,
Kein Krächzen hört ſein Ohr.

Im dichten Walde hüpfet nur,
Das luſt'ge Wild um ihn;
Doch iſt der Graf auf andrer Spur,
Läßt Hirſch' und Eber fliehn.

Wo keine Wohnung weit und breit,
Wo wandelt ſonſt kein Schritt,
Gedrückt in dieſe Einſamkeit,
Iſt doch ein Menſchentritt.

Von zartem Frauenfuß gedrückt
In Blumen und grünes Kraut;
Die Hunde ſpüren ihm nach gebückt,
Sie ſchnuppern, ſie bellen laut.

Und enger wird der Berge Schlund,
Und dichter wird der Wald,
In einen tiefen Felſengrund
Verirren ſie ſich bald.

Das Reh durchkreuzt mit ſchnellem Lauf
Den Weg mit ſeinem Kind,
Es flattern ſcheue Vögel auf,
Die Quellen ſtürzen geſchwind.

Und tiefer ſteigen ſie hinab,
Es denkt der Graf mit Schmerz:
„Fürwahr hier wär' ein friedlich Grab
Für ein gequältes Herz!"

Doch drunten in der ſchmalen Kluft
Aus ſchwarzem Felſenthor,
Umhaucht von feuchter Blumen Duft,
Was leuchtet dort hervor?

Es iſt ein fromm, ein knieend Weib,
Sankt Magdalenen gleich;
Doch ohne Sünde ſtrahlt ihr Leib,
Wie Engel im Himmelreich.

Sie weiß nicht, daß ein Menſch es hört,
Sie fleht zu Gottes Sohn:
„„Bring, Herr, den Kelch, er iſt geleert,
Vor deines Vaters Thron!

„„Dein Arm, er trug mich durch's Geſtein,
Führt hierher mich voll Huld;
Du ſprachſt: hier lerne dem Feind verzeih'n,
Und leiden ohne Schuld!

„„Ich ſchwieg und litt, von böſem Groll
Hat nie mein Herz gewußt;
Ich bin der ewigen Liebe voll,
Leg mich an deine Bruſt!""

Sie kniet, im Blick das ew'ge Heil,
Da ſtürzt der Graf in die Kluft,
So fällt, durchbohrt von des Jägers Pfeil,
Ein Aar aus hoher Luft.

Er liegt vor ihr; ſein heilig Weib,
Nicht rühret er ſie an,
Er fleht nur leiſ' und zitternd: „Bleib'!
O fleug nicht himmelan!

„Zeuch wieder ein in's hohe Schloß!
Und bin ich dir nicht zu ſchlecht,
So laß mich dienen in deinem Troß,
Mach' mich zu deinem Knecht!"

Da floſſen ihre Thränen mild,
Da ſtrahlt' ihr Blick ſo warm;
Sie ſchwieg, und um das Engelsbild
Der Graf ſchlang ſeinen Arm:

„Und könnteſt du mich lieben noch,
Und wenn dein Herz vergaß," — —
Da krächzt' es in den Lüften hoch,
Da fiel ein Ring in's Gras.

Auf ſeiner Stirn lag ihre Hand,
Der Graf den Ring ergriff,
Will ſchmücken ſie mit dem Liebespfand,
Da ſprach ſie und ſeufzte tief:

„„O wehe, ſiehſt du in der Luft
Den böſen Geber nicht?
Er kreiſt und ſpäht, er krächzt und ruft,
Er will mich ſcheiden vom Licht!

„„Von meinem Herrn und Bräutigam,
Dem ich bin angetraut,
Weg will er locken in Sünd' und Gram
Die reine Himmelsbraut.""

Erſchrocken ſtand ſie auf und trat
In ihre Kluft mit Eil',
Und fern ſie ſtand und ſehnlich bat:
„„O ſtöre nicht mein Heil!""

Bald auch der Graf erhebet ſich,
Und ferne bleibt er ſtehn:
„Was ſoll ich thun, o Herrin, ſprich!
Dein Wille ſoll geſchehn!

„Nur — kann's beſtehn mit deinem Glück —
Auf ewig nicht, nicht ganz
Verbanne mich aus deinem Blick,
Aus deinem reinen Glanz."

Sie lächelt ſelig, ja, ſie will;
Es ſpricht ihr ſüßer Mund:
„„Bau' mir ein Kloſter klein und ſtill
Im kühlen Wieſengrund.

„„Das ſchaue mit dem Fenſterlein
Nach deinem Schloß empor,
Dort knie ich bei der Kerze Schein,
Mein Lied dringt in dein Ohr.

„„Dort bet' ich für den armen Knecht,
Der ohne Schuld verdarb,
Dort fleh' ich, bis ich Gnad' um Recht
Auch dir bei Gott erwarb!

„„Und wenn ich nicht mehr bet' und ſing',
So ſteige zu mir herab,
Steck' an den Finger mir den Ring
Und lege mich in's Grab!""

Das Eßlinger Mädchen.

Melak, der Franzengeneral
Mit ſeinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da ſitzt er ſchon,
Man hört ihn lachend ſprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerſt auf den Wall
Am Pulverdampf ſich labend,
Der wolkig zieht, mit ſeinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein ſtehen,
Daraus ein ſchönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er iſt in welſcher Gluth entbrannt,
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in dieſem Schwabenland
So viele ſchöne Gaben:
Mir will der Wein in dieſem Thal
Schier wie der heim'ſche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'ſchen Schäferſtunden."

Noch an demſelben Abend ſteht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt ſein Ruf ergeht:
Will ſie nicht ſein verloren,
Soll ſie alsbald die ſchöne Magd
Dem argen Dränger ſenden,
Worauf er ernſtlich zugeſagt,
Sich von der Stadt zu wenden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutſch geklungen:
„Von einer freien Reichesſtadt
Wird ſolches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel' verdorben;
Und ſterben unſre Töchter all,
So ſind ſie keuſch geſtorben!"

Der andre Morgen dämmert ſtill,
Die Glocken alle ſchallen,
Die Stadt als eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da ſchmückt ſich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang,
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt;
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinſte ſeiner Töchter?
Durch Freund' und Feinde frei ſie geht,
Die Magd mit ſtillem Tritte,
Hinauf, bis wo die Fahne weht,
Von Melak's Lagerhütte.

Geſprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küſſe Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft ſich in die Waffen ſtolz:
Sie ſollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will ſeine Brunſt ſich kühlen.

Wie er will ſchreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem erſten Sonnenſtrahl
Die Jungfrau vor ſich ſtehen;
Mit ihrem Häublein ſpielt das Licht,
Als einem Heil'genſcheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutſchen Sinnes Reine.

Nicht Angſt, nicht andre Regung zückt
Durch ihre reinen Glieder;
Die Bruſt, mit friſchem Strauß geſchmückt,
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet ſind,
Die Locken blond und ſchlichte;
Sie ſchaut ihm, wie ein fragend Kind,
Hell in ſein wild Geſichte.

So deutſcher Schönheit klares Licht,
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf ſein geblendet Angeſicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt iſt ihm das welſche Wort
Auf ſeiner ſchnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geſchwungen.

Hinaus mit ſeiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesſtrahl
Aus ihrem Augenſterne. —
Die Glocken ſind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgeſtalt
Siegreich und unverloren.

Johann Chriſtoph Schwab,

ward am 10. December 1745 zu Ilsfeld in Würtemberg geboren, ſtudirte zu Tübingen und lebte 11 Jahre als Hauslehrer in der franzöſiſchen Schweiz. 1788 wurde er Profeſſor an der berühmten Karlsſchule zu Stuttgart, 1785 geheimer Secretär und Hofrath. 1794 erhielt er den Titel eines geheimen Hofraths und 1816 einen Sitz im Oberſtudienrath zu Stuttgart, wo er in dieſem Wirkungskreiſe und als Doctor der Philoſophie lebte und am 15. April 1821 ſtarb. Er hinterließ:

Zwölf Gedichte. Bern, 1775.
Prüfung des Campe'ſchen Verſuchs eines neuen Beweiſes für die Unſterblichkeit. Stuttgart, 1781.
Vermiſchte Poeſien. Frankfurt und Leipzig, 1782.
Rede über die Aufklärung. Stuttgart, 1785.
Von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache. Stuttgart, 1785.
Erörterung der Preisaufgabe: aus der Natur Gottes zu beweiſen, daß die Praeſcienz unfehlbar und der Freiheit nicht zuwider ſei. Stuttgart, 1788.
Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländiſchen Geſchmack. Berlin, 1788.
Welches ſind die wirklichen Fortſchritte der Metaphyſik ſeit Leibnitz's und Wolf's Zeiten? Berlin, 1796.
Ueber den Eid. Germanien, 1797.
Von den dunklen Vorſtellungen. Stuttg., 1810.

Ein überaus ſcharfſinniger Denker, deſſen Leiſtungen auf dem Gebiete der Philoſophie ſich die allgemeinſte Anerkennung erwarben, und dieſe um ſo mehr verdienen, als der Verfaſſer unabläſſig für Wahrheit und Aufklärung ſtrebte. Seine poetiſchen Verſuche ſind dagegen minder ausgezeichnet.

Johann Joachim Schwabe,

am 29. September 1714 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Leipzig unter Gottſched's Einfluß und wirkte daſelbſt längere Zeit als Hofmeiſter. Erſt 1765 ward er daſelbſt Profeſſor der Philoſophie, zugleich Univerſitätsbibliothekar, verwandte Zeit und Kräfte aber mehr auf Schriftſtellerei, als auf ſeine Vorleſungen. Er ſtarb am 12. Auguſt 1784.

Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes (von ihm herausgegeben. Leipzig, 1741 ff. 8 Bde.)
Kritiſcher Almanach. Leipzig, 1744.
Ueber Swift's Antilogie. Leipzig, 1734.
Rollin's Anweiſung, wie man die freien Künſte lehren und lernen ſoll. Leipzig, 1738. 4 Thle.
Virgils Aeneis. Regensburg, 1742. 61.
Barres allgemeine Geſchichte von Deutſchland. Leipzig, 1749—52. 8 Thle.
Beaumont's Magazin für Kinder. Leipzig, 1772. 4 Thle. 3. Aufl.
Beaumont's Magazin für Frauenzimmer (1760. 4 Thle.)
Nöthige Anweiſung für ein junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt. (1764. 4 Thle.)
Neuer Mentor für Knaben. Leipz., 1773—75. 12 Thle.
Rouſſeau's Emil. Leipzig, 1762. 4 Thle.

Ein fleißiger und in dieſer Hinſicht nicht unverdienſtlicher Ueberſetzer, war S. in ſeinen eignen Leiſtungen und namentlich in ſeinen Poeſieen deſto unbedeutender. Als einer der eifrigſten Anhänger Gottſched's erwarb er ſich durch die unermüdliche Treue, mit welcher er denſelben unterſtützte, zu ſeiner Zeit einige Geltung bei den Jüngern dieſer Schule, während er von den Gegnern, namentlich von Roſt, auf das Empfindlichſte verſpottet wurde. — Auch überlebte er ſeinen geringen Ruhm ſehr lange.

Friedrich von Schwaben, (Gedichte)
Schwabenſpiegel, } ſ. **Minneſingerzeit.**
von Schwanegri,

Friedrich Heinrich Chriſtian Schwarz,

am 30. Mai 1766 zu Gießen geboren, war zuerſt Pfarrer zu Dexbach im Darmſtädtiſchen, ward 1795 nach Eihzell, 1798 nach Münſter verſetzt. 1804 ward er als Profeſſor der Theologie nach Heidelberg berufen, 1805 mit dem Titel eines Kirchenraths, ſpäter Geheimen-Kirchenraths belehnt. Als ſolcher, auch Doctor der Philoſophie und der Theologie, wirkte er in ausgezeichneter Weiſe an ſeiner Univerſität, bis im Jahre 1838 der Tod ihn aus dieſem Leben abrief.

Geiſt der wahren Religion. Marburg, 1796.
Religioſität, was ſie ſein ſoll und wodurch ſie befördert wird. Gießen, 1793; neu 1798.
Die moraliſchen Wiſſenſchaften. Leipzig, 1793; neu 1797. 2 Thle.
Briefe, das Erziehungs- und Predigergeſchäft betreffend. Gießen, 1796.
Der chriſtliche Religionslehrer. 1798. 1800. 2 Thle.
Erziehungslehre. Leipzig, 1802 — 13; neu 1829. 4 Bde.
Peſtalozzi's Methode. Bremen, 1803.
Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik. Heidelberg, 1805.
Mit A. J. d'Autel, F. L. Wagner und C. A. Schellenberg: „Jahrbücher der deutſchen Volksſchulen." Darmſtadt, 1819.
Predigten und theologiſche Schriften u. ſ. w.

Als Theolog zeichnete ſich S. dadurch aus, daß er die Theologie mit der Philoſophie Schellings zu verbinden und zu durchdringen ſuchte. Weit bedeutender noch wirkte er als Pädagog namentlich durch ſeine Erziehungslehre, ſeine Lehrbücher für Schullehrer und ſeine Beförderung von Seminarien und Volksſchulen.

Johann Ludwig Georg Schwarz

ward am 6. Februar 1759 zu Halberſtadt geboren, ſtudirte zu Halle die Rechte und ward bald Referendar und Criminalrath zu Halberſtadt. Darauf lebte er als Regierungsaſſeſſor in Poſen und ward 1794 nach Bromberg verſetzt. 1797 ward er Regierungsrath zu Poſen, 1803 zu Paderborn und 1807 weſtphäliſcher Tribunalspräſident erſt zu Neuhaldensleben, dann zu Duderſtadt. 1816 wurde er als Director des Stadt- und Landgerichts nach Halle berufen, wo er, ſpäter ehrenvoll in den Ruheſtand verſetzt, als Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe lebt.

Er ſchrieb:

Friedrich's Jahrhundert. Halberſtadt, 1789.
Ahdim, morgenländiſche Erzählung. Berlin, 1790; neu 1796. 12.
Eliſen's (von der Recke) und Sophiens (ſeiner Gattin) Gedichte. Berlin, 1790.
Syſtem der unvernünftigen Polizei. Baſel, 1797.
Denkſprüche des P. Syrus und mehrerer Alten. Göttingen, 1813.
Phädrus äſopiſche Fabeln. Halle, 1818.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geſchäftsmanns, Dichters und Humoriſten. Leipzig, 1828.

Ein Mann von tüchtiger Geſinnung, klarem Verſtande, reich an Weltkenntniß und Erfahrung wirkte S. vielſeitig höchſt ſegensreich. In ſeinen Poeſieen ſchloß er ſich den älteren Dichtern, namentlich Wieland an, dem er in ſeinem Ahdim ſehr nahe kam. Seine Autobiographie iſt gleichfalls eine treffliche Arbeit und legt ein ſchönes Zeugniß von ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit ab.

Sibylla Schwarz,

1621 zu Greifswald geboren, die Tochter des geheimen Landraths und Bürgermeiſters Schwarz daſelbſt, lebte als Geſellſchafterin einiger Glieder des herzoglich pommerſchen Hauſes zu Fretow bei Greifswald, woſelbſt ſie den 31. Juli 1638 ſtarb.

Sie ſchrieb:

Gedichte, herausgegeben von M. Sam. Gerlach. Danzig, 1650. 2 Thle.

Ausgezeichnet durch Zartheit, Innigkeit und glückliche Behandlung der Form und Sprache vor vielen anderen Leiſtungen aus jener Zeit.

Jacob Schwieger (auch Filidor der Dorferer genannt),

aus Altona gebürtig, that eine Zeit lang Kriegsdienſte im 30jährigen Kriege und lebte um das Jahr 1665 an dem gräflichen Hofe zu Schwarzburg-Rudolſtadt; ſein längſter Aufenthalt mag indeß zu Hamburg und Glückſtadt geweſen ſein. Unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts den Ausgezeichneteren angehörend, wurde er 1645 in Philipp von Zeſen's Roſenzunft unter dem Beinamen des Flüchtigen, in Riſt's Schwanenorden unter dem Beinamen Filidors des Dorferers, vermuthlich ſo viel als Schäfers, aufgenommen. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Er ſchrieb:

Ueberſchriften und Gedichte. Stade, 1654.
Liebesgrillen. Hamburg, 1654. 56. 2 Thle.
Flüchtige Feldroſen. Hamburg, 1655.
Wandelungsluſt. Hamburg, 1656. 12.
Adelige Roſen. Glückſtadt, 1659.
Die geharniſchte Venus. Hamburg, 1660.
Die verführte Schäferin Cynthia. 1660. 12.
Filidor's Trauer-, Luſt- und Miſchſpiele. Jena, 1765. (vgl. Müller's Bibliothek, Bd. 11.)

S. iſt einer der glücklichſten lyriſchen deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er verbindet Innigkeit, Naivetät und Kraft mit großer Anmuth der Sprache und Form, nur verleitete ihn der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit mitunter zu Spielereien oder Derbheiten, die den guten Eindruck, den ſeine Leiſtungen ſonſt machen würden, ſchwächen.

Schynnenberger, ſ. Minneſinger.

Chriſtian Scriver,

den 21. Januar 1629 zu Rendsburg geboren, verlor frühzeitig ſeinen Vater, der Kaufmann geweſen war, ſtudirte zu Roſtock und wurde daſelbſt Magiſter der Philoſophie. 1653 zum Diakonus in Stendal ernannt, folgte er 1667 einem Ruf nach Magdeburg an die Jacobikirche daſelbſt und erhielt nach und nach die Stellen eines Seniors, Conſiſtorialraths und Inſpectors. Endlich kam er im Jahre 1690 als Conſiſtorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 ſtarb.

Chriſtlicher Seelenſchatz. Leipzig, 1675. (oft aufgelegt, auch in's Schottiſche überſetzt).
Verlorenes und wiedergefundenes Schäflein.
Siech- und Siegsbette.
Witwentroſt.
Arzenei der Betrübten und Troſt der Sterbenden.
Wohlvergnügte Seelenruh.
Güldenes Chriſtenthum.
Gottholds zufällige Andachten. (Auszug daraus, Berlin, 1826. 2 Thle. Zuerſt Magdeburg, 1763. 19. Aufl. 1729; in mehr als 200,000 Exempl. verbreitet,)

S. Erbauungsſchriften wurden früher überaus fleißig geleſen, was ſie auch um der echt chriſtlichen Milde und Innigkeit, die in ihnen vorherrſcht, vollkommen verdienen, nur arten ſie hin und wieder in eine ſüßliche Empfindſamkeit aus, die einem geſunden Sinne nicht zuſagen kann.

Andreas Scultetus,

zu Bunzlau in Schleſien geboren, einer der bedeutendſten Dichter des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines Schuſters, entfloh der Peſt und kam zu dem Senior der Magdalenenkirche, Nicolaus Polius zu Breslau. Als dieſer geſtorben war, ging er nach Liegnitz zu einem Verwandten, dem Kammerſecretär Johann Scultetus. Auch dem bekannten ſchleſiſchen Dichter Andreas Tſcherning war er anverwandt. 1639 kehrte er nach Breslau zurück und ſtarb daſelſt, entweder noch als Schüler auf dem Eliſabethanum, oder in ſeiner erſten akademiſchen Zeit.

Gedichte, aufgefunden von Leſſing. Braunſchweig, 1771.
(Oeſterliche Triumphpoſaune. Breslau, 1641.)
Nachleſe von J. G. Jachmann. Breslau, 1774.
Zweite Nachleſe von Scholz. Breslau, 1783. (Vergl. Müller's Bibliothek, Bd. 9.)

Leſſing hat S. überſchätzt. Ein Nachahmer Opitz zeichnete er ſich allerdings durch Wärme, Gedankenreichthum und Kraft aus, leidet aber durch ſeine didactiſche Tendenz, die ſeinem echt lyriſchen Talente Abbruch thut. Bei längerem Leben und größerer Reife würde er übrigens gewiß höchſt Rühmliches geleiſtet haben.

Sebald, ſ. Silber.

Chriſtian Adolf Freiherr von Seckendorf

ward am 4. October 1767 zu Meuſelwitz bei Altenburg geboren, trat 1786 in mecklenburg-ſchweriniſche Dienſte als Kammerjunker und Lieutenant von der Garde zu Pferde. 1791 ward er Premierlieutenant in einem kurſächſiſchen Huſarenregiment und privatiſirte dann ſeit 1794 auf ſeinem Gute Zingſt bei Querfurt; eines Zwiſts wegen jedoch zum Feſtungsarreſt verurtheilt, entwich er nach Straßburg. Er ſtarb 1831 in der Schweiz.

Er gab heraus:

Gedichte. Leipzig, 1808. 2 Thle.

Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1816—23. 2 Thle.

Dramatiſche Arbeiten. Leipzig, 1822. 23. 2 Thle.

Briefe an einen Prinzen von ſeinem Begleiter auf Reiſen. Leipzig, 1805.

Forſtrügen. Leipzig, 1799—1804. 10 Thle.

Almanach dramatiſcher Spiele. Leipzig, 1824. (pſeudonym.)

Iſt das ſchöne Geſchlecht auch wirklich das ſchöne? Leipzig, 1810.

Der Hochzeittag, Idylle. Leipzig.

Leichte Behandlung der Form, Talent der Darſtellung und glückliche Laune erwarben, beſonders ſeinen komiſchen dramatiſchen Leiſtungen, Beifall.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf,

Sohn eines bairiſchen Miniſters, am 26. November 1744 zu Erlangen geboren, ſtudirte daſelbſt und lebte von 1760—63 in öſterreichiſchen, ſpäter preußiſchen Militärdienſten; zuletzt als Oberſtlieutenant. 1775 begab er ſich als Kammerherr an den weimariſchen Hof, wo er mit allen bedeutenden Mitgliedern deſſelben in naher Verbindung ſtand und namentlich ſehr thätig für Wieland's Mercur wirkte. 1784 ward er königlich preußiſcher bevollmächtigter Miniſter bei dem fränkiſchen Kreiſe und lebte in Anſpach, wo er am 26. April 1785 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Volks- und andere Lieder. Weimar, 1778—83. 3 Sammlungen.

Superba, Oper. Weimar.

Geſchichte Thoengeſee's oder das Rad des Schickſals. Deſſau, 1783.

Proben einer Ueberſetzung von Camoens Luſiade und ein Bruchſtück aus der Geſchichte von Granada in Bertuch's Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur.

Beiträge zu Wieland's Mercur.

Kalliſte, Trauerſpiel. Leipzig, 1794.

Ein angenehmes und gefälliges Talent beſitzend, reich an Bildung und Lebenserfahrung leiſtete v. S. jedoch mehr durch ſeine Ueberſetzungen als durch eigene Arbeiten, namentlich dadurch, daß er zu den Erſten gehörte, welche eine nähere Kenntniß der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur in Deutſchland zu verbreiten ſtrebten.

Karl Auguſt Gottfried Freiherr von Seckendorf

ward am 11. Juni 1747 zu Stuttgart geboren, ſtudirte zu Tübingen und Leipzig, wo er aus einem Schüler Gellerts deſſen Freund wurde und lebte, nach mehreren Reiſen, 1791 als wirkl. Geheimerath, Oberhofmeiſter des collegii illustris und Ritter des großen Ordens zu Tübingen. 1799 erhielt er (Herr von und zu Eckenbrechtshauſen), ſeine Entlaſſung und lebte ſeitdem auf ſeinen Gütern bei Kirchheim unter Teck, wo er 1833 ſtarb. Er veröffentlichte:

Vermiſchte Briefe aus der Familie des Grafen **. Frankfurt, 1775; Fortſetzung, Frankfurt, 1776.

Geiſtliche Geſänge. Oettingen, 1777; 2. Ausg. 1779.

Beiträge zum deutſchen Theater. Ansbach, 1785.

Vorurtheile des Chriſtenthums. 1787.

Politiſche und Religionsvorurtheile. Oehringen, 1798; 2. Aufl. Halle, 1813.

Sämmtliche Gedichte. Oehringen, 1806. 2 Thle.; neu 1808.

v. S. zeichnete ſich vorzüglich im geiſtlichen Liede aus, in welchem Gellert ſein Vorbild war.

Guſtav Anton Freiherr von Seckendorf,

Enkel des Bruders des Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, ſtudirte, am 20. November 1775 zu Meuſelwitz bei Altenburg geboren, zu Leipzig und Wittenberg, und lebte darauf von 1796—1798 zu Philadelphia vom Unterricht in der Muſik und Declamation. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er mehrere Anſtellungen in Kurſachſen, ward 1807 in Hildburghauſen Kammerdirector, nahm aber nach ſieben Monaten mit dem Titel eines Geheimenraths ſeine Entlaſſung, um der Neigung zu einem ungebundeneren künſtleriſchen Treiben Folge zu leiſten. Von 1808—1811 machte er unter dem Namen Patrik-Peale als Declamator Kunſtreiſen. 1811 ward er in Göttingen Doctor der Philoſophie und 1814 vom Herzog von Braunſchweig zu einer Profeſſur an das Carolinum berufen. 1821 reiſte er noch einmal nach Amerika und ſiedelte ſich zu Alexandria am rothen Fluſſe an, wo er im December 1823 in Armuth ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen, eine Romanze. Leipzig, 1816.

Vorleſungen über Declamation und Mimik. Braunſchweig, 1815. 16. 2 Bde.

Feuer! Feuer! Poſſe in einem Aufzug. Hildburgh., 1808.

Vier Gedichte. Braunſchweig, 1820. (Für den deutſchen Frauenverein.)

Orſina, Trauerſpiel in 5 Aufzügen, (Fortſetzung von Emilie Galotti). Braunſchweig, 1810.

Otto III., der gutgeartete Jüngling, Trauerſp. Torgau, 1805.

Beiträge zur Philoſophie des Herzens. Berl., 1814.
Scenen des höchſten Schmerzes. Leipzig, 1801.
Die Grundform der Tage. Göttingen, 1812.
Kritik der Kunſt. Göttingen, 1812.
Aphorismen, die Geſetze des Univerſums anzuſchauen. Berlin, 1812.
Vorleſungen über die bildende Kunſt der alten und neueren Zeit. Aarau, 1814.
Grundzüge der philoſophiſchen Politik. Leipzig, 1817.
Lehrſätze der Denkwiſſenſchaft. Braunſchw., 1819.
Des Vaters Bild, Trauerſpiel. Leipzig, 1822.

Tiefes Gefühl, reiche Phantaſie und glühende Begeiſterung für alles Edle und Schöne im Innern tragend hätte v. S. Bedeutendes leiſten müſſen, wenn nicht zu große Unklarheit in ihm vorherrſchte, die ihm in ſeinen Werken wie in ſeinen Lebensverhältniſſen immer das Rechte verfehlen ließ.

Friedrich Karl Leopold Freiherr von Seckendorf,

1773 zu Wenfurt bei Haßfurt geboren, ſtudirte zu Göttingen und Jena, kam 1798 als Regierungsaſſeſſor nach Weimar und wurde 1802 würtembergiſcher Kammerherr und Regierungsrath zu Stuttgart. Wegen eines Staatsverbrechens verleumderiſch angeklagt, wurde er auf die Feſtung Aſperg gebracht. Nach ſeiner Freiſprechung, welche 1805 erfolgte, privatiſirte er in Wien, trat dann als Hauptmann in öſterreichiſchen Dienſt und blieb im Treffen bei Ebersberg am 6. Mai 1809.

Blüthen griechiſcher Dichter. Weimar, 1800.
Neujahrtaſchenbuch von Weimar auf 1801.
Muſenalmanach, für die Jahre 1807—1808. Regensburg. 12.
Prometheus, eine Zeitſchrift. Wien, 1808; 1. Heft (mit L. Stoll).

Feinheit des Geſchmackes, Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form, und eine anmuthige Phantaſie gaben ſeinen poetiſchen Arbeiten einen bleibenden Werth.

Veit Ludwig Freiherr von Seckendorf

iſt am 20. December 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen geboren, wurde am coburgiſchen Hofe mit zwei würtembergiſchen Prinzen erzogen und begann mit dem 16. Jahre ſeine Studien zu Straßburg. Nach kurzem Aufenthalt am darmſtädtiſchen Hofe wurde er 1646 herzoglich gothaiſcher Hofjunker, nach zwei Jahren Rath und Kammerherr, 1668 Geheimerath, Kammerpräſident und Kanzler. Darauf eine Zeit lang als Präſident des Hofgerichts zu Jena beſchäftigt, ward er wirklicher Geheimerath zu Gotha, daſſelbe im Zeitziſchen und Geheimerath in kurſächſiſchen Dienſten; darauf Landſchaftsdirector und Oberſteuerdirector des Fürſtenthums Altenburg, bis er als königlich preußiſcher Geheimerath und Kanzler der Univerſität nach Halle berufen ward, wo er am 18. December 1692 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Deutſche Reden. Leipzig, 1686—91.
Mehrere geiſtliche Lieder in den Geſangbüchern jener Zeit.
Staatsrechtliche u. kirchenhiſtoriſche Schriften.
Deutſcher Fürſtenſtaat. Gotha, 1665.
Chriſtenſtaat. Leipzig, 1684.

v. S. zeichnete ſich zu ſeiner Zeit vorzüglich als Redner aus und ſeine derartigen Leiſtungen gehören zu dem Beſten, was jene Epoche aufzuweiſen hat; ſeine geiſtlichen Lieder ſind dagegen nicht ſo gelungen.

Wilhelm Heinrich Seel,

1776 zu Frankfurt geboren, lebte als Doctor der Philoſophie und Director der Muſterſchule zu Frankfurt am Main, wo er am 7. November 1821 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Das Erfreuliche der gegenwärtigen Theuerung. Frankfurt, 1816.
Schulreden. Heidelberg, 1817.
Vom Weltuntergange. Frankfurt, 1817.

Ein wackerer, ſtrebſamer Pädagog, der vorzüglich in ſeinen Schulreden Treffliches leiſtete.

August Nathan Friedrich Seemann,

im Jahre 1774 zu Frankfurt an der Oder geboren, lebte nach beendigter Studienzeit als Hauslehrer bei dem Oberhofmarſchall von Maſſow zu Berlin und Steinhöfel, privatiſirte ſpäter zu Halberſtadt und endlich zu Wiesbaden, wo er am 4. April 1825 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Blumen und Früchte. Berlin, 1800.
Neujahrsgeſchenk für gute Kinder. Berlin, 1802; neu 1815.
Bruder und Schweſter, Unterhaltungsbuch. Helmſtädt, 1818.
Kleine Natur- und Sittengemälde. Helmſt., 1819.
Darſtellungen aus der Jugendwelt. Berlin, 1821; neu 1822.
Albert und Eugenie, herausgegeben von C. W. Spiecker. Leipzig, 1823.
Die Familie Otto, herausgegeben von Wilmſen. Leipzig, 1826.

S's Jugendſchriften gehören zu den beſten Leiſtungen dieſer Gattung und haben überall wohlverdiente freundliche Anerkennung gefunden.

Karl Auguſt Seidel

ward am 13. Februar 1754 zu Löbau geboren, ſtudirte in Leipzig Theologie und wurde darauf Bibliothekar des Fürſten von Arolſen, welche Stelle er 1786 mit der eines Hauslehrers zu Grimma vertauſchte. Eine längere Zeit lebte er zu Weißenfels ganz allein der Schriftſtellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erſter Lehrer an die Töchterſchule zu Deſſau berufen ward. In den letzten Jahren in den Ruheſtand verſetzt, ſtarb er daſelbſt am 22. Februar 1822.

Von ihm erſchien:

Novellen. Leipzig, 1791—98. 6 Bändchen.
Kinderſchauſpiele. Göttingen, 1780—81. 2 Thle.
Theaterſtücke. Leipzig, 1789—90. 2 Thle.
Schauſpiele für die Jugend. Weißenfels, 1792. 93. 3 Thle.
Romane: Friedrich Grumbach. 1783.
Volksgeſchichten der Deutſchen. 1786. 87. 3 Thle.
Geſchichten aus unſerer Zeit. 1789. 2 Thle.
Anton. 1792.
Kurd von der Wetterburg. 1794. 2 Thle.
Der ſchwarzgraue Mantel. 1795. 2 Thle.
Die Geiſterſeherin. 1795 ff. 3 Thle.
Gräfin Sidonie von Montabur. 1798. 2 Thle.
Goldſee. 1800. 4 Thle.
Feierabende. 1802. 2 Thle.
Angenehme Erzählungen für die Toilette. 1811 u. ſ. w.

S. beſaß Phantaſie und Darſtellungsgabe, aber er arbeitete zu ſchnell und ließ ſich zu ſehr von ſeiner Laune hinreißen; ſeine Romane und Schauſpiele erreichten daher nicht die Vollendung, die ihnen nach S's Anlagen bei größerer Ruhe und Sicherheit des Tactes hätte zu Theil werden müſſen.

Johann Heinrich Philipp Seidenſtücker,

im Jahre 1766 zu Haveroda im Sondershäuſiſchen geboren, lebte, nachdem er zu Helmſtädt den philoſophiſchen Doctorgrad erlangt, ſeit 1791 als Adjunct der Facultät, ſeit 1795 als Lehrer am dortigen Pädagogium und Cuſtos der Bibliothek daſelſt. 1796 wandte er ſich als Rector nach Lippſtadt und ging endlich, um das dortige Gymnaſium zu leiten, nach Soeſt, wo er am 23. Mai 1817 ſtarb. Er ſchrieb:

Aufſätze pädagogiſchen und philologiſchen Inhalts. Helmſtädt, 1795.
Ueber Schulinſpection. Lippſtadt, 1797.
Bemerkungen über die deutſche Sprache. Helmſtädt, 1804.
Eutonia, declamatoriſches Leſebuch. Dortmund, 1807.
Drei Schulreden. Dortmund, 1811.
Nachtrag zur deutſchen Sprachlehre. Dortmund 1818.
Viele Schulprogramme.

Ein tüchtiger Pädagog, deſſen Arbeiten über deutſche Sprache und Grammatik bleibenden Werth haben.

Johann Gabriel Seidl,

am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, verlebte in dürftiger Lage eine ſehr traurige, ſein poetiſches Talent aber deſto lebhafter anregende Jugend, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und erlangte 1829 ein Lehramt daſelbſt. Später ward ihm eine Profeſſur am Gymnaſium zu Cilly in Unterſteiermark zu Theil, die er bekleidete, bis er 1840 als Cuſtos des Münz- und Antikencabinets zu Wien angeſtellt wurde. Er iſt einer der productivſten unter den öſterreichiſchen Dichter unſerer Zeit.

Von ihm erſchien:

Dichtungen. Wien, 1826—28. 3 Bde.
Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien, 1826.
Erzählungen. Wien, 1828. 3 Bde.
Flinſerln, öſtreichiſchi G'ſtanzl'n, G'ſangl'n und G'ſchichtl'n. Wien, 1828—30. 3 Hfte.
Bifolien. Wien, 1836.
Georginen, geſammelte Erzählungen für Frauen. Wien, 1836.
Epiſoden aus dem Roman des Lebens. Wien, 1839.
Novelletten. Wien, 1839.
Liedertafel. Wien, 1840.
Aurora, Taſchenbuch, ſeit 1828.
Dichtungen. Wien, 1827. 2 Thle.
Der Maurer und der Schloſſer, Oper. Wien, 1827.

Rege Phantaſie, Innigkeit, Wärme und Herzlichkeit des Gefühls, Anmuth und Einfachheit der Darſtellung ſind ihm eigen und ſchmücken beſonders ſeine lyriſchen Poeſieen, unter denen die Gedichte im öſterreichiſchen Dialect die gelungenſten ſind. In ſeinen Erzählungen iſt er nicht ſo erfolgreich, doch hat er auch hier manches ſehr Lobenswerthe geliefert.

König Erichs Glaube.

In Stadt Upſala's Kirche, da ſtand der Hochaltar,
Umſchimmert rings mit Leuchtern, mit Kerzen hell und klar.
Und auf des Altars Stufen, mit fromm erhobner Hand,
Der Schwedenkönig Erich im ſchönen Feſtgewand:

„Gott, wer zu dir ſich ſtellet, hat ſicher ſich geſtellt;
„Wer ſich zu dir geſellet, der hat ſich gut geſellt!“ —
Er ruft's und mit ihm Alle, daß Chor und Kuppel hallt:
„Wenn Gott, der Herr, mit uns iſt, wer hat da noch Gewalt?“

Und wie ſie alſo beten, da theilt ſich raſch der Chor,
Ein ſtaubbedeckter Bote ſtürzt athemlos hervor:
„„Genad' uns Gott! der Däne Skalater rückt heran,
Schon ſtrömt er von den Bergen mit ſieben hundert Mann!““

Der König hört es ruhig und ruft, von Gott erhellt:
„Herr, wer zu dir ſich ſtellet, der hat ſich wohl geſtellt!“
Da ſtürzt ein zweiter Bote dem erſten keuchend nach:
„„Skalater ſteht am Walle, der letzte Riegel brach!““ —

Der König aber hört es und ſingt, von Muth geſchwellt:
„Wer ſich zu Gott geſellet, der hat ſich gut geſellt!“
Da kommt ein dritter Bote, — doch eh' er Kunde gab,
Schnellt ihm ein Dänenſäbel das Haupt vom Rumpf herab.

Da dröhnt ein wildes Lärmen; da wirbelt wüſt Geſchrei;
Skalater kommt gewüthet voll Glaubensraſerei;
Skalater kommt gewüthet mit ſieben hundert Mann, —
Um Gut und Blut und König und Glauben ſcheint's gethan.

Da faßt mit Eins Herr Erich das güldenhelle Kreuz.
Und ſtreckt es gegen Himmel, und ſchwingt es allerſeits,
Und aus der ſieben Wunden des Heilands Jeder bricht
Ein Hundert Strahlen, blitzend dem Feind in's Angeſicht.
Und auf die Stirnen fallen die ſiebenhundert Mann,
Und beten ſtumm im Staube den großen Sieger an,
Und Erich und die Seinen frohlocken gotterhellt:
„Wer ſich zu Gott geſtellet, der hat ſich wohl geſtellt!"

Johann Georg Seiler,

am 24. October 1733 zu Kreußen bei Baireuth geboren, ſtudirte zu Baireuth und Erlangen und erhielt als erſte Stelle 1761 das Diakonat zu Neuſtadt an der Heide. 1764 ward er nach Coburg berufen, wo er ſechs Jahre lang als Prediger ſegensreich wirkte, bis 1770 der Ruf zur Profeſſur nach Erlangen ſeinen Kräften ihr eigentliches Feld eröffnete. Hier erlangte er nach und nach die höchſten theologiſchen Würden eines Doctors, geheimen Kirchen-, Schul- und Conſiſtorialraths, Superintendenten und Hauptpaſtors, dazu die Aemter eines Profeſſors der Theologie und Scholarchan. Er ſtarb am 13. Mai 1807.

Baireuth, der Künſte Sitz, Gedicht. Erlangen, 1757.
Die wichtigſte Sache des geiſtlichen Redners, Lehrgedicht. Coburg, 1767.
Geiſt und Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums. Coburg, 1769.
Kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion. Erlangen, 1772.
Religion der Unmündigen. Erlangen, 1772.
Das kleine bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1782. 2 Thle.
Das größere bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1785 — 92. 19 Thle.
Die Religion in Liedern. Erlangen, 1789.
Schullehrerbibel. Erlangen, 1790 — 98. 6 Thle.
Predigten. Baireuth, 1798. 2 Thle.
Gebet-, Leſe-, Methodenbücher u. ſ. w.

Klarheit, Lebendigkeit, Wärme, Einfachheit und Verſtändlichkeit erwarben S's Predigten und Erbauungsſchriften viele dankbare Freunde. Als ſein vorzüglichſtes Werk iſt ſeine Schrift über Geiſt und Geſinnungen des vernunftgemäßen Chriſtenthums zu betrachten, in welcher er dem Treiben franzöſiſcher Freigeiſterei, die auch in Deutſchland Eingang fand, mit großem Erfolge entgegen wirkte.

Seladon, ſ. Greflinger.

Selbig, ſ. Ch. v. Ahlefeldt.

Selbiger, ſ. Reinhart.

Selchow, ſ. Meynier.

Sellen, ſ. v. Alvensleben.

Selmar, ſ. v. Brinkmann.

Nicolaus Selnecker,

am 6. December 1532 zu Herſpruck im Nürnbergiſchen geboren, lebte als hochverdienter Theolog, auf der Kanzel wie dem Katheder trefflich wirkend, zu Leipzig ſeit 1577 als Doctor und Profeſſor der Theologie und Superintendent; — nachdem er in Dresden Hofprediger, 1561 Profeſſor in Jena, 1568 in demſelben Amt in Leipzig und ſeit 1560 Hofprediger und Generalſuperintendent zu Wolfenbüttel geweſen war. Er ſtarb zu Leipzig am 24. Mai 1592.

Geſangbuch der chriſtlichen Pſalmen. Leipzig, 1587.
(23 Lieder darin ſind von ihm ſelbſt gedichtet.)

S. wußte in ſeinen geiſtlichen Liedern nicht den rechten Ton zu treffen, ſondern verfuhr zu dogmatiſch, weshalb dieſelben ſich auch nicht lange in den Geſangbüchern der proteſtantiſchen Gemeinen erhielten.

Johann Salomon Semler,

bedeutend wirkend zu ſeiner Zeit, ein Vorbote der folgenden, deren Elemente er in ſeinem halb gläubigen, halb ungläubigen Sinn vereinte, wurde am 18. December 1725 zu Saalfeld, wo ſein Vater Prediger war, geboren und in allen Aengſten des peinlichſten Pietismus erzogen. Seit 1742 ſtudirte er in Halle Theologie, in den ebenſo drückenden Feſſeln der baumgartenſchen Philoſophie, aber als ein wahres Wunder des Fleißes. Seine erſten Druckſchriften waren im Geiſt des ſchroffſten Kirchenglaubens abgefaßt. Nach Baumgartens Tode begann ſeine freiere Entwickelung. Er wurde in Halle Magiſter und übernahm 1749 mit dem Profeſſortitel die Redaktion der coburger Zeitung. 1751 berief ihn die Univerſität Altdorf als Profeſſor der Geſchichte und der Poeſie; 1752 Halle für den theologiſchen Katheder, den er als Doctor und Profeſſor der Theologie beinahe 40 Jahre lang, hochverdient um die Wiſſenſchaft, behauptete. Er ſtarb am 14. März 1791, nachdem er viele bittere Erfahrungen gemacht hatte; den Pietiſten verhaßter als ein Gottloſer und Jude, weil er die Heiligkeit der heiligen Bücher beleuchtet, und von der Aufklärung als Heuchler verdammt, weil er das Leben Jeſu und ſeine Sache gegen die wolfenbüttelſchen Fragmente in Schutz genommen. Seine vorzüglichſten deutſchen Schriften ſind:

Verſuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeſchichte d. N. T. Halle, 1773—78. 3 Thle.
Von freier Unterſuchung des Canons. Halle, 1776. 4 Thle.
Aſcetiſche Vorleſungen. Halle, 1772.
Theologiſche Briefe, 3 Sammlungen. Leipzig, 1781—82.
Unterhaltungen mit Lavater. Leipzig, 1787.
Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt. Halle, 1781—82. 2 Thle.
Verſuch einer bibliſchen Demonologie, Halle, 1776.

Sein Streben und Wirken als Theolog iſt oben ſchon angedeutet worden, doch entbehrte er in Hinſicht auf Styl und Form zu ſehr des Geſchmackes und der Gewandtheit, um etwas allgemein Befriedigendes zu leiſten. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet bleibt ſeine Autobiographie ſeine beſte Arbeit.

Carl Borromäus Alexander Seſſa,

1787 zu Breslau geboren, ſtudirte Medicin zu Halle und Wien und promovirte 1808 zu Frankfurt an der Oder. Nach vergeblichem Warten auf eine academiſche Anſtellung daſelbſt, wandte er ſich wieder nach Breslau, wo er als praktiſcher Arzt ſich viel Verdienſt erwarb und am 4. December 1813 ſtarb. Seine Celebrität begann erſt nach ſeinem Tode, iſt aber auch längſt von der beſſeren Zeit vergeſſen.

Makulatur, Zeitung für Narren und ihre Freunde (mit K. Müchler und K. W. Conteſſa. Breslau, 1811. 1. Heft. 4.)
Der Luftſchiffer, Poſſe (in C. v. Holtei's Jahrbuch deutſcher Nachſpiele. 3. Jahrgang 1824.)
Unſer Verkehr, Poſſe. Berlin, 1814; 4. Aufl. Leipzig, 1817.

Witz, Phantaſie und ſcharfe Beobachtungsgabe ſind ihm nicht abzuſprechen, nur benutzte er dieſe ſchönen Gaben nicht immer zu edeln Zwecken, wie er namentlich durch die Poſſe „Unſer Verkehr" viele Antipathieen zu ſeiner Zeit aufgeregt hat.

G. C. Seubert,

in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, war zuerſt Pfarrer zu Freudentheil im Würtembergiſchen und lebt jetzt als Doctor der Philoſophie und Garniſonprediger zu Stuttgart. Er gab heraus:

Predigten auf alle Sonn- und Feſttage. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner, voll geiſtigen Reichthums, Tiefe, Innigkeit und Klarheit.

Johann Gottfried Seume

ward am 29. Januar 1763 zu Poſerna bei Weißenfels geboren. Das bewegte Leben dieſes außerordentlichen Mannes iſt großentheils aus ſeinen eigenen anziehenden Darſtellungen bekannt. Nach dem Tode ſeines verarmten Vaters nahm ſich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, der zuerſt in Borna, dann auf der Nicolaiſchule zu Leipzig gebildet, vorzüglich in den claſſiſchen Studien bald das Ungewöhnliche leiſtete. Als 18jähriger Jüngling wollte er Paris ſehen; unterwegs fiel er aber in die Hände heſſiſcher Werber, und mußte nach Amerika gehen und gegen die Republikaner fechten. Von Canada heimkehrend, ward er zum zweiten Male und zwar von preußiſchen Werbern gefangen genommen und als gemeiner Soldat in Emden angeſtellt. Er verſuchte zwei Mal zu fliehen, ward aber beide Male nach Emden zurückgebracht und endlich nur auf Urlaub gegen Caution entlaſſen. 1788 kam er nach Leipzig zurück, wo er von Schriftſtellerei und Sprachunterricht lebte. 1792 erhielt er den philoſophiſchen Doctorgrad und faſt zugleich eine Anſtellung als Sekretär des ruſſiſchen Generals Igelſtröm in Warſchau, wo er auch Officier bei den Grenadieren wurde. Er erlebte den polniſchen Aufſtand; gerieth in Gefangenſchaft und mußte Augenzeuge der Erſtürmung von Praga ſein. Als ihm die früher genährte Hoffnung, unter Catharina II. in Rußland angeſtellt zu werden, mit dem Tode der Kaiſerin vereitelt ward, ging er nach Leipzig zurück, wo er wieder unterrichtete und über claſſiſche Literatur Vorleſungen hielt. Darauf ward ihm eine Anſtellung in der göſchen'ſchen Druckerei zu Grimma. 1801 machte er ſeinen Spaziergang nach Syracus, ungefähr 600 Meilen durchwandernd; 1805 beſuchte er Rußland und Schweden. Am 13. Juni 1810 ſtarb er zu Töplitz, wohin er gegangen war, um ſeine geſchwächte Geſundheit durch den Gebrauch der Bäder wieder herzuſtellen.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Riga, 1801; 5. Ausg. 1821.
Spaziergang nach Syracus. Braunſchweig, 1803; 4. Ausg. 1815—17. 2 Thle.
Mein Sommer im Jahre 1805. Hamburg, 1806; 2. Ausg. 1815.
Miltiades, Trauerſpiel. Leipzig, 1808.
Rückerinnerungen mit Münchhauſen. Frankfurt, 1807; 2. Ausg. 1823.
Kampf gegen Mosbona. Leipzig, 1809; 2. Ausg. 1817.
Obolen. Leipzig, 1796—98. 2 Thle.
Nachlaß. Leipzig, 1811.

Mein Leben, fortgeſetzt von Clodius. Leipzig, 1813.
Geſammelte Schriften von J. P. Zimmermann. Wiesbaden, 1823. 5 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1826 ff. 12 Thle. in 16.

S. iſt mehr ein bedeutender Dichter durch die Art und Weiſe, wie er ſeine Geſinnung ausſpricht, als durch ſeine poetiſchen Leiſtungen ſelbſt. Obwohl es ihm weder an Phantaſie, tiefem Gefühl und Herrſchaft über Sprache und Form fehlte, ſo vermochte er doch nicht einerſeits durch ſeine Lebensſchickſale, andererſeits durch die daraus entſprungene Verſtimmung ſeines Gemüthes verhindert, ſich zu vollkommener poetiſcher Freiheit der Welt und Lebensanſicht aufzuſchwingen und ſich von den Feſſeln zu befreien, die er ſich ſelbſt eben durch das Mißverhältniß, in welches er ſich zum Leben ſtellte, geſchlagen hatte. Ueberall wird man großartige und kühne Gedanken bei ihm finden, aber nur ſelten geſtattet er ſich dieſe rein, ohne Bitterkeit, Härte und Schroffheit auszuſprechen, weshalb denn faſt Allem, was er hinterlaſſen hat, der wahre Stempel künſtleriſcher Vollkommenheit fehlt.

Aus Seume's Gedichten.

1.

Abſchieds=Schreiben an Münchhauſen.*)

Nimm meinen Kuß im Geiſt an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutſcher Weine
An einen deutſchen Biedermann.
Den an Neuſchottlands weſtlichem Geſtade
Im Labyrinthe menſchenleerer Pfade
Einſt deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und, die Schale
Des Kieſelbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liede Freundſchaft ſchwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundſchaft und bei Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendſonne hingen,
Die bei Neufundland nieder ſank,
Und wie wir auf den Adlerbergen ſaßen,
Und in der Dämmrung Klopſtocks Hermann laſen,
Auf einer Felſenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, in echter Urbewohner Sitte,
Mit Ungeſtüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tiſche nahm.

Ha! kannſt du je das Patriarcheneſſen,
Und unſers Wirthes Jubellied vergeſſen,
Der froh, wie Gott, uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Mein Freund, gewiß durchirrſt du noch im Bilde
Die Berge, wo der wackre gute Wilde
So oft an unſrer Seite ſtand
Und, Hohn der Tiber und Minervens Hügel! —
Auf ſeiner Stirne wahrer Größe Siegel,
So groß als je ein Mann empfand.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unſre kleine Barke durch die Fluthen
Mit Zittern an das Ufer ſtieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen ſangen,
Von Geiſtern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier ſitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und ſchreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geſchäfte,
Und ſchenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Auch keinen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens ſchöner, goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel ſinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durſtigen zum Brechen winkt:

So ſitz' ich doch mit ſchaurigem Gefühle
Und ſehe hier in Schwermuth dem Geſpiele
Der Wellen unſrer Elſter zu,
Und werfe langſam meine düſtern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre ſtille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit ſchwerem Eiſentone
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgeſang,
Der jüngſt vom Felſenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samogeten Winterſee'n
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich an dem beeiſten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukaſiſchen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Buſenbruders nie.

Und wenn, von einem Männerarm geſchwungen
Ein Türkenſtahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörſt:
So ſetze dich zu einem Trauermahle,
Und ſinge mir bei unſrer Bundesſchale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrſt.

Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er ſcheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das meine Seele ſpricht:
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte;
Doch nimm mein Herz im meinem Teſtamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Sei immer Mann und groß durch innre Kräfte,
Und überlaß nie andern ein Geſchäfte,
Das du noch ſelbſt zu enden magſt;
Sei Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit; ſtark wie eine Königseiche,
Und felſenfeſt ſei, was du ſagſt.

Sei wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb der Armuth froh von deinem Herde;
Und tröſte warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, ſegnen;
Der Menſchheit ſchönſter Lohn.

Sei Freund von allem; aber lange ſichte
Und prüfe ſcharf und faſſ' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme ſinkeſt;
Denn wiſſe, wenn du Gift, ſtatt Heilung trinkeſt,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht den Menſchen; dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche tief verſtecket
Sich ſelten in der Leidenſchaft nur zeigt:
Verachte ſtolz den ſtolzen, goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leiſen Ohren
Sich bis zum Gürtel ſchmeichelnd beugt.

Stets handle feſt nach männlichen Geſetzen,
Die du dir ſchreibſt, und Eines zu verletzen

---

*) Nach der urſprünglichen Lesart in den Rückerinnerungen von Seume und Münchhauſen. 8. Frankfurt bei Varrentrapp.

Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägſt du Zufriedenheit in deiner Seele,
So iſt dein Glück für Menſchen groß, ſo quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft.

Mißtraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe ſtrenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nicht, mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet ſeinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen;
Doch wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen;
Wer iſt der Menſch, für den du bürgſt?
Steh ſelbſt, und ſuche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgſt.

Flieh vor dem Weibe, Freund, in ihren Netzen
Iſt erſt Berauſchung und ſodann Entſetzen:
Und in der ganzen Schöpfung liegt
Kein Weſen, das mit allen Engelgaben,
An denen ſich die blinden Opfer laben,
Am Ende grauſamer betrügt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradieſiſches Entzücken
Durch deine trunkne Seele bebt;
Und wenn ſie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers ſüßer Nektarfülle
Zu einem Gott erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenuſſe
Der Schönheit blind zu einem Götterkuſſe
Dem Engel in den Arm dich wirfſt,
Und tief, gleich Libers ſchwer berauſchten Zechern,
Der Wolluſt Taumel aus gekrönten Bechern
Zum göttlichſten Geheimniß ſchlürfſt.

Das Feuer, das dein Weſen heute nähret,
Wird morgen Gluth, und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angſt, und jagt dich auf und nieder;
Du ſiehſt Verrath in jedem deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irreſt nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann ſucht ſie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit deinen heiligſten Gefühlen,
Mit deinem Leben, wie mit Würfeln ſpielen.
Gebrechlichkeit, dein Nam' iſt Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn meine bittren Klagen
Der Schöpfung Meiſterſtück ſo kühn zu richten wagen;
Gieb nie, gieb nie dein ganzes Herz;
Laß nie dein ganzes Ich in Liebe weben,
Verſuche nie zum Gott empor zu ſtreben,
Und du entgehſt betrogner Hoffnung Schmerz.

Freund, hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenſchaft, und du wirſt glücklich werden,
So glücklich als es Menſchen ſind:
Denn Glück, unwandelbar und ungeſtöret,
Das ſelbſt der Neid mit ſtummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menſchenkind.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch ſtörteſt du ihm ſeine gute Reiſe,
Und rückteſt ihn gewalſam aus dem Gleiſe,
So gieb der alten Weiſe Raum.

Durchkrieche nicht der Schule Winkelzüge,
Um aufgeblähter Weisheit Federkriege,
Die ſchnell die Skepſe dir verwiſcht:
Erforſche nur, um gut und froh zu leben,
Und deinen Muſenſtunden Salz zu geben;
Und lache wenn der Tadler ziſcht.

Freund, lebe wohl! und ruf' in deine Seele
Oft See und Fluß und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem guten biedern Wilden ſchlichen;
Und iſt das ſchöne Bild von dir gewichen,
So ſtrafe dich der Thoren Schwarm.

Freund hoffe, daß des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unſern Reſt der Tage
In einer Hütte wägen wird;
Daß noch der Schatten eines Baums uns decken,
Noch ein Geſang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.

Nimm meinen Kuß im Geiſt an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutſcher Weine
An einen deutſchen Biedermann,
Den an Neuſchottlands weſtlichem Geſtade
Im Labyrinthe menſchenleerer Pfade
Einſt deine Seele lieb gewann.

Verlangtes Gutachten über Menſchen und ihren Umgang.

Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren,
Gemiſch von Schwachheit und von Kraft;
Oft ſpricht Vernunft, und öfter Leidenſchaft:
So ſind ſie ſeit ſechs tauſend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren;
Und meiſtens nur, wozu der Augenblick ſie ſchafft.

Im Allgemeinen aufgerafft,
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind ſie nur ſelten, was ſie ſcheinen.
Das Wort iſt nichts, als nur ein Hauch;
Die ſtille That nur, kaum bemerkt durch Einen,
Zerſtreut der Worte dicken Rauch.
Wir meinen ſelbſt nur ſelten, was wir meinen:
Gemächlich iſt der löbliche Gebrauch,
Auf Andrer Anſehn diktatoriſch auch
Stracks zu bejahn und zu verneinen.

Es führet uns am Gängelband
Ein buntes Heer von Vorurtheilen.
Kaum hat man ein Geſpenſt verbannt,
Und ganze neue Rotten eilen
Dem Orte zu, wo das verjagte ſtand.
Wird eines Arztes Wunderhand
Wohl je den tiefen Schaden heilen?
Der Knabe, der ſchnell wie ſein Drache fliegt,
Der Greis mit ſeinem dritten Fuße,
Das Mädchen, das die Puppe wiegt,
Und die Matrone mit der Buße;
Magiſter Duns, den nichts betrügt,
Der Sybarit, der unter Moſchus liegt,
Der Mönch mit ſeinem Engelsgruße;
Das Ordensband, das Lorberhaupt, der Richter,
Der Kämmerling, der Philoſoph, der Dichter;
Ein jeder, Bettler und Miniſter,
Von Paul dem Kaiſer bis zu Paul dem Küſter,
Treibt ſporenſtreichs, mit Feder oder Schwert,
Mit Spaten, Meßtiſch oder Lunge
Als hing das Wohl der Welt an ſeiner Zunge,
Mit heißem Blut ſein Steckenpferd:
Und treibt er in der Hitze nur
Dem Nachbar nicht durch Garten oder Flur,
So iſt die Jagd noch ehrenwerth;
Es trage dann ein jeder ſeine Kappe,
In Sansſouci und bei Gemappe.

Doch darum iſt das Erdenvölkchen nicht,
Wenn gleich im Sokkus und Kothurne,
Vom Flügelkleide bis zur Urne,
Ein jeder ſich ſein eignes Kränzchen flicht,
Sogleich ein häßliches Gezücht.
Prometheus hat uns einmal ſo geknetet
Aus ſeinem Thon; was können wir,
Das arme Machwerk, denn dafür,
Das man verkehrt nun pflanzt und hackt und jätet,
Und mit der brennendſten Begier
Dem Glück entflieht und um das Unglück betet?

Als die Olympier Pandoren
Zum mißlichſten Experiment,
Wovon noch jetzt die hohe Flamme brennt,
Den Leutchen, die des Töpfers Kunſt geboren,
Herabgeſchickt, fing das Preſent
Zu gähren an, und hat nun fort gegohren,
Die Hoffnung nur ging nicht verloren,

Das einſt vielleicht die Gährung ſchweigt,
Und Gutes noch aus dem Gemiſche ſteigt.

Indeſſen webt der Tanz der Horen,
Wer nur ſein Herz dem holden Chore neigt,
Noch viel Muſik für Augen und für Ohren,
Der Menſch iſt menſchlich. Urideen zeugt
Vielleicht am Urquell nicht der Engel,
Der reines Licht von Gottes Antlitz trinkt,
Und im Gefühle ſeiner Mängel
Voll Ehrfurcht zitternd niederſinkt.
Die Täuſchung iſt uns zugeſchworen;
Das Siegel liegt in der Natur:
Wir ſehen hier in unſrer Dämmrung nur
Von Glück und Licht als Tröſterin Auroren;
Und wen beim Antritt ſeiner Bahn
Die Genien mit Lächeln wiegen ſahn,
Dem lächeln auch wohl ihre Floren.

Wir müſſen uns einander nehmen,
So wie wir in dem Kreiſe ſind,
Und uns ein wenig links und rechts bequemen;
Man ſchifft umſonſt ſtracks gegen Flut und Wind:
Ein blödes Aug' iſt darum noch nicht blind.
Man ſtreife nur das Handwerk von dem Manne,
Und nehme, was dann übrig bleibt,
Gewiſſenhaft und nach der Spanne,
Wenn er nicht mehr ſein Steckenpferdchen treibt;
So ſtehen Richter und Suſanne
So ziemlich wie ſie waren da,
Und jeder ſieht ſo ziemlich, was er ſah.

Ein jeder giebt ſein Bißchen Sinn,
Mit dem der Himmel ihn geſegnet,
Weil die Ergebung Vortheil regnet,
Für Unſinn des Syſtems dahin;
Man denkt, Vernunft iſt immer im Gewinn.

Die ſchwarzen Pfaffen und die braunen,
Mit Platten und mit langem Schopf,
Die Gilden mit und ohne Kopf,
Als Stutzer hier und dort als Faunen,
Die ihre tiefen Gaunereien
Dem Volk mit gimpelhaften Launen
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Zwar ſehr oft noch der armen Menſchheit Pein;
Doch mit dem leidigen Gelichter,
Jetzt in Kohorten, jetzt allein,
Bei weitem nicht ſogleich auch Böſewichter.

Ein jeder Narr trägt ſeine Brille;
Ein jeder Menſch hat ſeine Grille.
Der Bonze bläſt das Zionshorn,
Wie Samuel ihm vorgeblaſen,
Und von dem Schnauben ſeiner Naſen
Strömt auf die Frevler hoher Zorn,
Die zu vernünfteln ſich vermaßen.

Der Mann mit einem Flammenſtern
Blickt groß aus ſeinem Strahlenſcheine
Mit Dunſt des Hofs herab auf Kleine,
Und mimikt, wo er kann, ſo gern
Die Miene des erlauchten Herrn,
Als ſchrieb' er das Geſetz am Rheine:
Und in des Vorſaals dicker Luft
Hält mancher ſtolz ſich für des Staates Treiber,
Vom Marſchall bis zum Küchenſchreiber;
Und wer den Hof nicht roch, iſt ihm ein Schuft.

Der Held, für ein Geſpenſt von Ehre,
Und oft für ein Geſpenſt von Pflicht,
Sieht, trunken vor dem trunknen Heere,
Als ob der Gang zum Paradieſe wäre,
Dem Würger trotzig in's Geſicht,
Der oft zum Mahl ſich Legionen bricht.
Wie ſehr ihm auch der Druck des Panzers laſte,
Er zehrt in ihm des Landes Fett,
Und fühlt dadurch ſtracks ſein Verdienſt komplett;
Und den Beweis führt ſeine Degenquaſte.

Das große Heer der Herrn der Feder
Sitzt diktatoriſch in dem Rauch,
Und füttert ſich mit Erbſenbrei und Lauch,
Und glaubt, es treib' allein die Räder
Der Weltuhr fort: und mancher arme Gauch
Im vierten Stock, der alles ſtolz verachtet,
Was unter ihm auf Erden wohnt,
Schnallt ſich den Bauch für Hunger, aber thront,
Indem er nach der Suppe ſchmachtet,
Als hätt' er den Verſtand gepachtet.

Der Junker rollt ſein langes Pergament,
Das hoch der Staub fliegt, aus einander;
Und gegen ihn iſt Philipps Alexander
Ein Männchen nur, das kaum der Schüler kennt,
Ob es gleich Welten nieder rennt:
Das Stift von Mainz hätt' ihm den Eintritt nicht vergönnt.
Er ſiehet in zerſchoſſnen Fahnen,
Vor deren Schrift er ſtaunend ſteht,
Und die er links und rechts mit Ehrfurcht dreht,
Nur ſeinen Werth im Werth der Ahnen;
Und führet das erlauchte Haus,
Durch viele fromme Dunkelheiten
Und manchen alten Schutt der Zeiten
Zwei hundert Jahr vor's Feigenblatt hinaus.

Der Demagog mit faltenvoller Stirn
Spinnt tief verſteckt an neuen Schlingen,
Den Eigenſinn des Pöbels zu bezwingen,
Und ſetzt in ſeinem heißen Hirn
Das ſchönſte Lied, das die Sirenen ſingen,
Und wickelt dann das Volk wie Zwirn,
Um es an ſeinen Pfahl zu bringen,
Wo er es, trotz der blutigſten Akziſe,
Wenn er's vermöchte, ſchwitzen ließe.

Die Göttin, die an ihrem Hofe
Mit einem Blick die Männerwelt
In Sklaverei gefeſſelt hält,
Vor der der Held, brav in dem Arm der Zofe,
Mit Schmeicheleien niederfällt,
Dreht unter Wielands ſchönſter Strophe
Das Schnürchen feſt, mit dem ſie Sprenkel ſtellt;
Und hält mit Liſt die Grazien am Fädchen,
Trotz Liddy, ihrem Haubenmädchen.

Verzeihen wir, damit man uns verzeihe,
Die Menſchen ſind im Ganzen ſchon noch gut;
Man nehme ſie nur nach der Reihe,
Mit allem, was das heiße Blut
So oft, und oft das kalte wieder thut.
Wir ſind, trotz den Apotheoſen,
Womit des Dichters Feerei
Es ſchmeichelnd wagt, den Schönen vorzukoſen,
Nur von der Erdenſiedelei;
Auf Binſen blühen keine Roſen,
Und unſer Ball trägt keinen Fehlerloſen.
Doch hat er viele gute Seelen,
Die hier und da noch ohne Schein,
Gleich einem unpolirten Stein,
Im rauhen Kleid den innern Werth verhehlen,
Und denen, um auch ſchön zu ſein,
Vielleicht nur Schliff und Faſſung fehlen.

Mit ihnen können wir vergnügt
Noch unſers Lebens Stunden zählen;
Und, wenn der Trotz der Alltagswelt betrügt,
Und falſcher Stempel uns belügt,
Zu ihnen uns wie zu Aſylen ſtehlen.
Sie ſind einander anverwandt,
Weil ſie einander angehören:
Die Wahrheit iſt ihr diamantnes Band,
Die Tugend ſtets das Siegel, das ſie ehren,
Ihr Gruß ein biedrer Druck der Hand,
Auch wenn ſie von den fernſten Meeren,
Von fremdem Stamm und fremder Sprache wären.
Die Freundſchaft fließt nicht von den Zungen;
Die Herzen leſen ohne Schrift:
Es wird kein ſchöner Spruch gedungen;
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft:
Denn aus der Seel' iſt ſie entſprungen,
Sie kennen ſich, auch wenn ſie ſchweigen;
Und wer die Sprache nicht verſteht,
In welcher ſie ſich ohne Künſte zeigen,
Und um den Sinn zur Schule geht,
Verfehlt des Weges, den ſie wallen,
In Hütten und in Marmorhallen.
Der Stern iſt nichts, wenn nichts darunter ſchlägt,
Das ſeinen Mann von reinem Werthe
Den Dutzendſeelen dieſer Erde
Entrückt und zu den Sternen trägt.

Mit Kopf und Herz in Gleichgewicht,
So feſt wir hier auf unſern Wegen
Im Gleichgewicht zu gehn vermögen,
Gehn ſie, wenn auch der Sturm aus Wolken bricht,
Mit ſtiller Kraft den Weg der Pflicht:
Und wandern ſie der Nacht Gefahr entgegen,
Das Herz hat Muth, der Kopf hat Licht.

Sie reichen jedem ihre Hand,
Der auf der ſchroffen Felſenwand
Mit Schwindel in dem Blicke ſtehet,
Wo ſich der Fuß hart an dem jähen Rand
Schon ungewiß und zitternd drehet,
Und ſchon das Haar zum Sturze wehet;
Sie wandeln dankbar durch die Au,
Und pflücken zu dem Kranz der Horen
Im Angeſichte von Auroren
Die Roſen mit dem Perlenthau:
Doch legen ſie das neugewundne Band
Der Frühlingskinder aus der Hand,
Und tröſten einen Freudenloſen,
Der weinend an dem Wege ſtand;
Der Augenblick bricht ihnen beſſre Roſen,
Als Flora ſelbſt mit ihrem Lenze wand.

Nicht ſüßer Worte Melodieen,
Nicht Thränen ſelbſt, die an der Wimper glühen,
Beweiſen ſo, wie ein Geſicht,
Von dem mit Ernſt, in ungeduld'ger Regung
Und ſchöner flammender Bewegung,
Die ganze Seele Wohlthat ſpricht.
Fein iſt der Stempel, den ſie tragen,
Und tief, ſehr tief liegt mancher Zug:
Man lernt ihn nicht in wenig Tagen,
Und oft erſcheint nach Jahren noch Betrug,
Betrügen und betrogen werden;
Nichts iſt gewöhnlicher auf Erden.

Mit manchem iſt man ſchon in langen Jahren
Auf dieſer Reiſe durch die Welt
In Einem Kahn hinab gefahren,
Und glaubte ſich ſehr fein und gut geſellt,
Bis ſchnell, wenn durch verborgne Felſen
Die Fluthen unſer Schiffchen wälzen,
Der Nebel von der Stirne fällt.
Der Eigennutz, die Eitelkeit, der Dünkel,
Und irgend eine Leidenſchaft
Schläft oder lauſcht oft Jahre lang im Winkel,
Bis ſie mit eingeſogner Kraft
Gebieteriſch zu Tage dringt,
Und in die Harmonieen grellen Mißlaut bringt.
Die Meinung und der Ruf vergrößern immer,
Und malen optiſch allemal
Den Gegenſtand durch oft gebrochnen Strahl,
Das Gute beſſer, Böſes ſchlimmer,
Das Dunkel dunkler, blendender den Schimmer:
Nur ſelten iſt ein Mann, wie ihn der Ruf
Mit ſeiner ehrnen Stimme ſchuf.

Die Regel durch das Leben ſei:
Vertraulichkeit, und ſelten nur Vertrauen,
Und links und rechts, von Furcht und Hoffnung frei,
Auf Seelenphänomene ſchauen;
Erwarten und nichts auf Erwartung bauen;
Nur alle Menſchen menſchlich nehmen,
Das Gute ſo, wie wir es ſehn;
Mit Muth und Kraft dem Böſen widerſtehn,
Anſtatt darüber uns zu grämen:
Und zu der Sicherheit der Sache,
So weit das Erdenelement
Uns Sicherheit in ſeinem Schooße gönnt,
Den Geiſt der Vorſicht auf die Wache.

Gebet.

(Am Morgen, als Suworow die Prager Linie vor Warſchau ſtürmte.)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch ſchleichenden Betrug geblendet.
In frömmelnder Verehrung ſchändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weiſen forſchender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in ſeiner Schranke,
Und blickt mit Ahndung in dein Heiligthum,
Und ſtehet, wenn in ihren Kreiſen
Dich Myriaden Welten preiſen,
Anbetend ſtill zu deinem Ruhm.

Du ſäeſt Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Iſt blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette deiner Wunder
Iſt eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Und ich, was mag ich Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maß in ihren Kreiſen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Roſenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Du haſt gerecht zu meinem Leben
Mein Theil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verſchulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir in Widerſpruch.

Das Urverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe
Durch lange Folgen an Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch ſchwache Seelen
Mit Gram ſich bis zur Folter quälen,
Im Schickſal anders angereiht.

Wer kann, o Weſen aller Weſen,
Des Schickſals große Rolle leſen,
Auf welche du der Himmel Ordnung ſchreibſt?
Wer hat mit dir im Rath geſeſſen,
Das ewige Geſetz zu meſſen,
Nach welchem du die Sphären treibſt?

Man legt dir, Weiſeſter, wenn Thoren
Durch Unverſtand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verluſt zur Laſt;
Und niemand mißt genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beſchieden haſt.

Nur wenn des Lebens Rieſenplagen
Der Freude letzten Keim zernagen,
Erliegt dem heißen menſchlichen Gefühl
Die ſchwankende Vernunft und fluchet,
Wenn ſie umſonſt nach Rettung ſuchet,
Frech ſich und dir in dem Gewühl.

Wenn übertünchte Böſewichter
Das Recht durch den erkauften Richter
Der Unſchuld rauben, und in hohem Spott
Das Mark der Wimmernden verſchwenden,
Verzweifelt in des Henkers Händen
Die Tugend ſelbſt an ihrem Gott.

Wenn heuchleriſche ſchwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen,
Und Völker an dem Gängelbande drehn,
Und deſto blutiger zu zehren,
Mit Finſterniß die Dummheit nähren,
Wagt's der Gequälte dich zu ſchmähn.

Die Zwietracht ſchwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn' Erbarmen,
Und würgt mit Wuth in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunft zur Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande,
Und mancher Jahre ſchönes Glück.

Der Ocean durchbricht die Dämme
Und greift im Sturme ganze Stämme
Von Glücklichen mit ungeheurer Fluth;
Die Erde wirft mit gift'gem Hauche
Verderben aus dem Naphthabauche,
Und frißt Provinzen in der Gluth.

Wenn rund, wohin das Auge fliehet,
Wo nur der Strahl der Sonne glühet,

Die Menſchheit unter ihren Geißeln weint,
Wenn in unendlichen Geſtalten
Harpyen ihre Mahlzeit halten,
So knirſcht vor Grimm der Menſchenfreund.

Wenn in dem ſtürmiſchen Gewühle
Sich qualvoll kreuzender Gefühle
Die ſchwache Lampe der Vernunft erliſcht;
Wenn hinter ihm Verwüſtung gähnet,
Und vor ihm furchtbar ausgedehnet,
Sich Finſterniß mit Schrecken miſcht;

Wenn er umſonſt nach Lichte ſpähet,
Und zweifelnd an dem Abgrund ſtehet,
Wagt er die große fromme Frevelthat,
Voll hoher Gluth in ſeinen Adern,
Mit dir, Gott, ſeinem Gott zu hadern,
Und läſtert dich und deinen Rath.

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, deſſen Hauch das Weltall füllet,
An deſſen Kleid die Sonnen funkelnd ſtehn;
Auf deſſen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd ſich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wenn die Bosheit teufliſch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypotheſen
Gleich nicht das große Räthſel löſen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerſchwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In ſeines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Buſen wüthet,
Und Läſterung und Wahnſinn brütet,
Im hohen Wahnſinn deine Weisheit ſchmähn;
Ich ſtehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem ſchwachen Auge ſehn.

Laß mich nicht, wenn in ihren Rotten
Verführer frech der Unſchuld ſpotten,
Und jeden Tag ein neues Opfer fällt,
Laß mich, wenn ſie mit Molochsaugen
Sich aus den Thränen Nahrung ſaugen,
Nicht richten über deine Welt.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umſonſt nach Futter ſchrein, wie Raben,
Durch Läſterung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüſtung morden,
Und jubelnd über Menſchentrümmer gehn,
Laß mich nicht unter Menſchenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeiſter mich umwehn.

Laß nie mich in der Angſt es wagen,
Dich hochvermeſſen anzuklagen,
Da Dunkel noch das große Jenſeits deckt,
Nicht fluchen, wenn das Laſter ſieget,
Und Tugend, die im Schlummer lieget,
Zu ihrem Untergange weckt.

Wenn jenſeits noch zur Qual gerottet,
Der Tugend frech die Bosheit ſpottet,
Die hier das Blut der Unſchuld gierig ſog;
So iſt es, Herr, dein Himmelsfunken,
Der, waren wir hier wonnetrunken,
Uns göttliche Verwandtſchaft log.

Wenn du uns hier in unſerm Staube,
Trotz der Verheißung, die ich glaube,
Zum todten Stoff der fremden Weſen legſt,
So ſinkt die Hälfte meiner Brüder
In namenloſes Elend nieder,
Womit du zwecklos ſie zerſchlägſt.

So laß den Zweifel in mir ſtürmen,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmen,
Und alle Sinne ſich im Schwindel drehn,
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und ſinkend werd' ich nicht vergehn.

Ich will, wie an dem Helm im Schiffe,
Am alles tröſtenden Begriffe
Von dir und deiner weiſen Güte ſtehn,
Und wenn des Weltbaus Angel ſinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer ſehn.

Es ſollen mich nicht Widerſprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,
Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel und nicht irre Weiſen
Von meiner Felſenwarte reißen,
Auf der ich ſicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen,
Du hauchſt der Geiſter Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn.
Und zündeſt, wenn die Geiſter zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmliſchem Entzücken
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt:
Dann tauch' ich mich in jene Kreiſe
Der Welten, wenn zur Weltenreiſe
Aurora mir die Füße netzt.

Schwermuth.

Führe mich zu deiner Abendfeier
Göttin mit dem tiefgeſenkten Schleier,
Göttin der Gedanken und der Ruh,
Führe mich, zum Freunde dir geboren,
Fern von dem Geräuſch der goldnen Thoren
Deinem dunkeln Ulmenwalde zu.

Auf der Felſengrotte grauem Steine,
Wo ich einſam oft, im tiefſten Haine,
Von der Erde losgekettet ſaß,
Will ich mich in deine Arme ſchmiegen
Zu dem ſüßen, traurigen Vergnügen,
Welches nie des Weltlings Seele maß.

Rund umher kann ich mit tiefem Grauen
Monumententrümmer überſchauen
Aus der alten, alten Fehdezeit;
Rund umher verkünden ſchwarze Mauern,
Die dem Auge morſch entgegen ſchauern,
Wie die Bosheit Gift in Wermuth ſtreut.

Dort von jenem eingeſtürzten Schloſſe
Wieherten zum Straßenraub die Roſſe
Unter braven Rittern in das Thal;
Und die Enkel ſchwelgen jetzt im Gute,
Das der Urahnherr mit Löwenmuthe
Einſt vor grauer Zeit dem Pilger ſtahl.

Dort hat in des Fauſtrechts blut'gen Tagen
Einen Greis des Sohnes Schwert erſchlagen,
Bei der alten moosbedeckten Gruft;
Dort floh von dem blutgefärbten Herde
Der Verruchte vor des Rächers Schwerte
In die Hölle durch die Felſenkluft.

Dort, wo man die Weizengarben bindet,
Rauchte, von dem Satan angezündet,
Todesfeuer in die Luft empor;
Und die Gegend ſcholl von Kriegesrufe,
Und die Erde bebte von dem Hufe,
Und die Buche zitterte wie Rohr.

Unſre alten guten Väter haben
Tauſende Erſchlagner hier begraben,

Die der blinde Ehrgeiz hingewürgt;
Und der hochgeworfne Knochenhügel
Liegt Jahrhunderte zum ſchwarzen Siegel,
Das den Menſchen Menſchenelend bürgt.

Unter jenes Kirchhofs dunkeln Hallen
Scheinen bleiche Gruppen hin zu wallen,
Und mit Grimme blickt vom Leichenſtein
Noch, wie einſt im alten Aktenſaale,
Der Erfinder teufliſcher Kabale,
Seine Qual und ſeiner Brüder Pein.

Liebenswürdig wie die jungen Horen,
Zu der Schöpfung Meiſterſtück geboren,
Stürzte dort als Opfer feiler Brut,
Die mit ſüßem Gift ihr Herz belogen,
Minna um ihr Erdenglück betrogen,
Sich mit holdem Wahnſinn in die Fluth.

Dort von jenem alten Kloſterthurme
Funkelt' einſt im kleinen Feuerwurme
Dickes Aberglaubens Gaukelei,
Und des Unſinns drohender Pagode
Gängelte die klägliche Synode
An dem Leiteſeil der Möncherei.

An den umgeworfnen Leichenſteinen
Sah man Waiſen voll Verzweiflung weinen,
Die Gerechtigkeit zu Waiſen ſchuf;
Thränen grüßten dort die Morgenröthe,
Und des lauen Weſtes Flügel wehte
Laut zu Gott empor des Jammers Ruf.

Jene Gärten, wo der Schwelger ſinget,
Hat der Armen Kummerſchweiß gedünget,
Der von heißgebrannter Stirne floß,
Und die Despotie, in Blut geſchrieben,
Treibt der Gottheit Bild mit Geißelhieben
Durch die lange Sklaverei, wie Troß.

Göttin, Freundin, ach wer kann die Plagen
Unſrer armen Menſchheit alle klagen?
Elend deckt die Wiege, deckt das Grab:
Elend lagert ſich um uns und lauſchet,
Wenn der Freude ſchönſter Becher rauſchet,
Sitzt am Scepter und am Bettelſtab.

Aus der Urne rinnt der Freude wenig,
Für den Sohn der Armuth und den König;
Und den Tropfen, der uns tröſten ſoll
Macht die ſchele Bosheit ſchon im Falle,
Mit der Hölle Schlangenhauch zu Galle,
Und die Liebe ſelbſt gebiert den Groll.

Göttin, führe du mit deiner Trauer
Mich zur Weihe längs der alten Mauer,
Deren Firſten wilder Epheu deckt;
Laß mich unter kalten Leichenſteinen
Eine Thräne bei den Brüdern weinen,
Welche nun nicht mehr der Kummer weckt.

Halte mich mit deinen Seelenblicken,
Wenn ich Tugend in der Bosheit Stricken,
Und die Bosheit im Triumphe ſeh;
Mache du mich feſt in meinem Wandel,
Wenn ich neben einem Bubenhandel,
Und dem Elend, ſeinem Sohne, ſteh.

Leite mich, Geliebte, wenn ich ſinke,
Daß ich Kraft aus deinem Auge trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt,
Wenn ich vor dem großen Vorhang ſtehe
Und mit Zittern in die Tiefe ſehe,
Daß mich nicht der Zweifel nieder drückt.

Ruhe.

Ruhe jeder Leidenſchaft
Tränkt das Herz mit Götterkraft;
Ruhe ſtählet Sehn' und Mark,
Macht zu jeder Bürde ſtark.

Ruhe führt des Sehers Sinn
Höher durch die Welten hin,
Wo er Orionen mißt
Und der Erde Sand vergißt.

Ruhe ſenkt des Weiſen Blick
Tiefer zu der Brüder Glück;
Ruhe mißt am Lebensſtab
Richtig Zweck und Mittel ab.

Ruhe zückt des Kriegers Schwert
Blitzender für Haus und Herd;
Ruhe bietet der Gefahr
Feſter Stirn und Buſen dar.

Ruhe ſcheucht, wie Sonnenblick
Nebel von dem Pfad zurück:
Ruhe lehrt, was gut und ſchön,
In dem hellſten Lichte ſehn.

Ruhe reihet jedes Ding
In der Kette rechten Ring;
Ruhe bleibet, immer rein,
Jeder Freude Probeſtein.

Ruhe zieht aus Gottes Luft
Süßer ſeines Lenzes Duft;
Ruhe trinkt der Traube Blut
Geiſtiger zu hohem Muth.

Ruhe ſchlürft zum zweitenmal
Aus der Freude Feſtpokal;
Ruhe trägt die Freuden heim,
Wie die Biene Honigſeim.

Ruhe hat bei ſchwarzem Brot
Götterkoſt im Abendroth;
Schöpft vom Bach zum Nektartrank
Waſſer auf der Raſenbank.

Ruhe trotzt dem nahen Sturm,
Wie die Wach' im Felſenthurm;
Ruhe ſieht in's offne Grab
Ohne Herzensangſt hinab.

Ruhe nicht, die ohne Sinn,
Ohne Schaden und Gewinn,
Wie die Schlafſucht um ſich gähnt,
Aber kaum die Glieder dehnt;

Ruhe nicht, die matt und ſtumpf
Bei dem Menſchenelend dumpf,
Ohne Herz und Regung ſitzt
Und den Schweiß der Dummheit ſchwitzt;

Ruhe nicht, die auf die Qual,
Auf die Leiden ohne Zahl
Ihrer Mitgeſchöpfe ſchielt,
Aber nichts mit ihnen fühlt.

Ruhe, welche über Welt
Kopf und Herz in Eintracht hält;
Ruh' der Tugend und ihr Lohn,
In der Hütt' und um den Thron.

Ruhe, die mit ſüßem Hang
Tröſtung reicht und Labetrank;
Ruhe, die den letzten Deut
Einem ärmern Bruder beut.

Ruhe, welche Säcke Gold
Wie die Kieſelwacken rollt;
Ruhe, die am Hochgericht,
Wie bei Bechern, Wahrheit ſpricht.

Ruhe, wie Elyſium
In der Seele Heiligthum;
Ruhe, die mit Majeſtät
Durch die große Schranke geht.

Dieſe Ruhe hält noch feſt,
Wenn uns Welt und Sinn verläßt,
Drückt uns ſanft die Augen zu;
Himmel, gieb mir dieſe Ruh!

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Buſen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereiſten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne ſchlaue Rednerkünſte,
So wie man ihm bot, die Felſenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu ſeinen tiefverdeckten Horden
In die Arme ſeiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von ſeiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der ſchrecklichſte der Donnerſtürme,
Aus dem langen, rabenſchwarzen Haare
Troff der Guß herab auf ſeinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch ſeines Kleides
Klebte rund an ſeinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm ſich leget,
Bat er mit der herzlichſten Geberde
Den geſittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in euerm Hauſe finden! —
Willſt du, mißgeſtaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willſt du Diebsgeſicht mir aus dem Hauſe!
Und ergriff den ſchweren Stock im Winkel.

Traurig ſchritt der ehrliche Hurone
Fort von dieſer unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der ſpäte Abend
Ihn in ſeine friedliche Behauſung
Und zu ſeiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde ſetzt' er bei dem Feuer,
Sich zu ſeinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regenſturm, der ihn ereilte,
Und der Grauſamkeit des weißen Mannes;
Schmeichelnd hingen ſie an ſeinen Knieen,
Schloſſen ſchmeichelnd ſich um ſeinen Nacken,
Trockneten die langen ſchwarzen Haare,
Und durchſuchten ſeine Waidmannstaſche,
Bis ſie die verſprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unſer Pflanzer
Auf der Jagd im Walde ſich verirret,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er ſchwer auf manchen jähen Felſen,
Um ſich umzuſehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in dieſe Wildniß brachte.
Doch ſein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen ſchwarzen Felſenwänden.
Aengſtlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächſten Berges
Noch ein kleines, ſchwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude ſchlug in ſeinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leiſe.
Wer iſt draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtſam ſchmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewiſſen Wege.

Kommt herein, verſetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch iſt Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binſenlager,
Schreitet finſter trotzig in den Winkel,
Holt den Reſt von ſeinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und friſchen Bärenſchinken,
Um den ſpäten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns ſpeiſte,
Feſtlich wie bei einem Kloſterſchmauſe,
Neben ſeinem Wirth der Europäer.
Feſt und ernſthaft ſchaute der Hurone
Seinem Gaſte ſpähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte.
Und mit Wolluſt trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muſchelſchale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Mooſe
War des Pflanzers gute Lagerſtätte,
Und er ſchlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildſter Krieger,
Schrecklich ſtand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor ſeinem Gaſte,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff beſtürzt nach ſeinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit ſüßem Morgentranke.
Als er lächelnd ſeinen Gaſt gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer:
Finſterblickend blieb der Wilde ſtehen,
Sahe ſtarr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, feſter, ernſter Stimme:
Haben wir vielleicht uns ſchon geſehen?
Wie vom Blitz getroffen ſtand der Jäger
Und erkannte nun in ſeinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hauſe jagte,
Stammelte verwirrt Entſchuldigungen.
Ruhig lächeld ſagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden ſind doch beſſre Menſchen!
Und er ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche.

Minna an der Harfe.

Elaſtiſch fliegt
Ihr Finger durch die Silberſaiten,
Und Engelharmonieen gleiten,
Aus ihrer Seele Harmonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittichen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Bruſt geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauſcht,
Wenn ſie durchs Tongewebe rauſcht,
Und um Empfindung ſanft Empfindung tauſcht.

Wenn ihr Geſang,
Wie junger Weſt am Roſenſtrauche,
Der Harfe folgt mit Flötenhauche
Wird meine Seele lauter lauter Dank,
Und heiße Rührung ſteigt,
Wenn jede Erdenrührung ſchweigt,
Hinauf, wo ſich der Seraph betend beugt.

Ihr Feuerſchwung,
Wenn ſchwebend ihrer Lieder Wellen
Empor zu Gottes Lobe ſchwellen
Hebt meinen Buſen zur Begeiſterung,
Und froh der Welt entrückt,
Steh ich am Throne, wo entzückt
Des Lichtes Engel ſich mit Lichte ſchmückt.

Ihr Lautenton
Spielt in dem hingegebnen Herzen
Mit ſüßer Wolluſt ſüßen Schmerzen
Und adelt magiſch jeden Erdenſohn
Im ſeligſten Genuß
Zu hohem, göttlichem Entſchluß,
Wie auf dem Berg' Eloahs Morgengruß.

Das Paradies
Glüht um ſie her, wenn ihre Saiten
Der Tugend Hochgeſang begleiten,
Schön wie es Gott in Edens Gärten wies:
Die ganze Schöpfung lacht,
Wie nach des Maies ſchönſter Nacht,
Wenn Florens Hauch durch ihre Harfe wacht.

Sie führet mich
Mit Zauber fort in ihrem Spiele
Durch Labyrinthe der Gefühle,
Und meine Seele kettet freundlich ſich
Auf ihrer Zauberbahn,
Jetzt ſanft hinab, jetzt wolkenhoch hinan,
Mit leiſem Zug an ihre Seele an.

Mit ſtarker Hand
Läßt ſie in langen Feuerbächen
Den Donner aus den Saiten brechen,
Und webet dann ein glühendes Gewand
Gebietend um die Flur:
Es ſchmelzen ihre Töne nur
Und Ruhe ſinkt herab auf die Natur.

Melancholie
Zieht durch der Leidenſchaften Stille
Um meinen Geiſt die Trauerhülle,
Wenn feierlich die Klagemelodie
Ihr von der Lippe ſinkt,
Und ihrer ſüßen Schwermuth winkt,
Die dann mein Herz zum Götterfrieden trinkt.

Die Liebe ſpricht,
Wenn ſie mit holder Freude lächelt,
Wie Zephyr um die Blumen fächelt,
Mit allem Reiz von ihrem Angeſicht;
Und ſchweigend nah' ich mich,
Und ſchwöre ſtill und feierlich
Dem Göttermädchen: Ja, ich liebe dich!

Und wenn erfreut
Mein Geiſt ſich an ihr Antlitz hänget,
Und auf Gefühl Gefühl ſich dränget,
So lehret mich ihr Blick Unſterblichkeit,
Und Ueberzeugung ſchau,
Hell wie der Glanz im Morgenthau,
Ich feſt in ihres Auges Himmelblau.

Die Freude quillt
Durch lange tiefgegrabne Schmerzen
Bei ihrem Ton in wunde Herzen,
Wenn er in Gluth zu hoher Andacht ſchwillt;
Die Klagen werden ſtumm,
Und zauberiſch wird rund herum,
Wo ihre Lieder wehn, Elyſium.

Ruf du mir zu,
Gieß du mir, Minna, mit Geſange
In meine wogende und bange
Und öde Seele deines Himmels Ruh,
Wenn über Gott und Welt,
Wo Laſter ſteigt und Tugend fällt,
Der Zweifel mich mit Angſt gefangen hält.

Von deiner Hand,
Strömt durch der Weiſen Irrgewimmel
Mir Glaube zu an Gott und Himmel,
Mir Glaube zu an's beſſre Vaterland:
Die Dunkelheit wird Licht,
Wenn deine Seele Hymnen ſpricht;
Dann bet' ich mit, und bet' und zweifle nicht.

Einem Kleinmüthigen.

Willſt du dich denn zu Tode grämen,
Wenn ſich die Menſchen deiner ſchämen?
Tritt ohne Furcht in deiner Kraft hervor;
Was kümmert dich der goldne Thor?
Verächtlich iſt gewiß der Mann,
Der ohne Grund verachten kann.
Der Weiſe fragt nicht, ob man ihn auch ehrt;
Nur er allein beſtimmt ſich ſeinen Werth;
Ganz unbeſorgt um Ruhm und Schmach,
Geht er dem eignen Lichte nach:
Und hat er durch Vernunft nur Einen Freund gewonnen,
So hat der Parze gut geſponnen.

Guter Rath.

Du willſt es; gut, ſo ſollſt du meine Lehren
Zur Abfahrt auf die Reiſe hören.
Du gehſt jetzt in die große Welt,
Und gleich zu gelten, Lieber, fehlt dir Geld:
Denn Geld nur gilt, wie ſchon die Sprache lehrt,
Und Gold allein giebt ſtracks dem Manne Werth.
Und dieſen Mangel auszufüllen,
Mußt du nach manches Thoren Grillen
Die Fahne deines Lebens drehn,
Um durch die Klippen glücklich hin zu gehn.
Fürs erſte ſuche zu ſtudiren,
Mit welcher Art von Menſchenthieren
Das Schickſal dich zuſammen ſchlägt;
Auf welchem Punkte du ſie kannſt berühren,
Und was ihr Geiſt für Farbe trägt.
Verläugne dich; laß nie den Menſchen blicken:
Denn Menſchheit iſt nun vor der Hand
Faſt überall noch konterband,
Und ihr Phantom wird oft nur ausgeſpannt,
Den Sinn der Blöden zu berücken.
Schnell lerne dich mit Anſtand bücken,
Und in der Mode welſchem Ton,
Der frevelnden Vernunft zum Hohn,
Nonſenſikaliſch Formeln flicken.
Leg' auf das warme Menſchenherz
Damit in kindiſchen Gefühlen
Die Knabenadern dir nicht Streiche ſpielen,
Ein dreifach dickes kaltes Erz.
Laß die Moral den Schulmonarchen,
Und ſuche bald im erſten, hohen Rauſch
Mit überlegtem klugen Tauſch
Der Schule Dünſte wegzuſchnarchen.
Schließ dich an reiche, goldne Narren
Mit wohlbedachter Narrheit an;
Sonſt kannſt du auf Fortunens Bahn
Umſonſt Olympiaden karren.
Erfrech dich nie Vernunft zu haben,
Die deinem Gönner widerſpricht,
Und ſchlüg' er, wie die Fibelknaben,
Dem Menſchenſinn in's Angeſicht.
Wag' nie, die alte Nebeldecke
Der bunten und der ſchwarzen Röcke,
Aus welcher Bann und lange Flüche rauchen,
Mit Phöbus Lichtſtrahl anzuhauchen.
Sprich keck; nur wage keine Kaſten
Mit deiner Kühnheit anzutaſten.
Red' in der Selbſtſucht hohem Grimme,
So oft man dein Verdienſt verkennt,
Von deinem Werth mit Stentors Eiſenſtimme,
Bis dich auch die Belohnungsliſte nennt.
Sei groß bei Kleinen, und bei Großen klein;
Im Tadel beißendklug, im Lobe fein;
Doch ſage ſtets mit Peter Squenz,
Vortrefflich! zu der Excellenz.
Bei allen Abderitenſtreichen halte
Den kleinſten Muskel in der Falte:
Verſuch' es nie, dem Laſter nachzuſpüren,
Und Tugend zu analyſiren.
Ergreif die Laune, die den Mann beſitzt,
Mit Kunſt, ſo lange ſie dir nützt.
Laß nie das Ehrgefühl dich drücken,
Das manchem, wenn er weiter zielt,
So oft noch Schülerſtreiche ſpielt,
Vor Dunſen und vor Schurken dich zu bücken.
Sei Kuppler; noch in jedem Lande
Erwirbt man klug ſich Ruhm durch Schande:
Sei blind mit Fleiß und dumm aus Liſt,
Bis du auf deinem Boden biſt.
Hilf Schwärmern fluchen, Schuldnern ſpeculiren;
Hilf Süßlern winſeln, Weibern radotiren;
Und faſſe weislich die Gelegenheit,
So oft ſie dir die Lockenſtirne beut.
Lies Horoskopen in des Weibes Miene,
Und ſprich den jungen Faun zum Amorine.
Sei Frömmler und ſei Freigeiſt nach dem Ton,
Jetzt der Vernunft, dem Glauben jetzt zum Hohn.
Erſinne dir die lieblichſte Kareſſe
Für jeder Dame Lieblingshund,
Und lauf galant die Füße wund,
Und nimm am Ende die Mätreſſe.
Sei Proteus, wechsle die Geſtalten;
Und laß dich unter keiner halten,
Bis du dich in's Gewicht gebracht;
Das dann in der Geſchäfte Schale

Mit Einem Male
Für dich auch eine Schnellung macht.
Dann kannſt du mit Behaglichkeit
Die gute, liebe Lebenszeit
Nach deiner eignen Laune lungern:
Wo nicht, ſo lerne nur getroſt
Philoſophie mit magrer Koſt,
Und dann und wann recht tapfer hungern.

Wohlthat des Herzens.

Kalt und erſtarrt liegt rund die Flur umher,
Wo der Gedanke nur die Gruppen ſtellt;
Und ohne Herz iſt unſre ſchöne Welt
Ein todtes Bild, und aller Freude leer.

Das Herz nur ſchafft in ſüßer Sympathie
Aus jedem Gegenſtand ſich Hochgenuß,
Hört in dem Sturm der Liebe Morgengruß,
Und ſammelt Freuden aus des Lebens Müh.

Das Herz gießt neu die Farben um ſich her,
Und haucht ein neues glühendes Gewand
Mit ſchönem Zauber um das nackte Land,
Macht Arme reich und giebt den Reichen mehr.

Das Herz ſchattirt der Auen Purpurſaum,
Wo ſorgenlos der frohe Knabe lief;
Und Heiligthum iſt, wo der Vater ſchlief,
Die kleine Laube mit dem alten Baum.

Das Herz ſchafft ſich die kleine Raſenbank,
Wo ländlich auf des Lenzes weichem Gras
Jüngſt fröhlich das geliebte Mädchen ſaß,
Zum hohen königlichen Marmorgang.

Das Herz erhebt, in Lunens Silberſchein,
Wo jüngſt entzückt in zephyrleichtem Flug
Zum Abendlied ſie ihre Triller ſchlug,
Den kleinen Wald zu einem Götterhain.

Es zaubert ſich aus einer Felſenwand
Ein Blumenbeet zum Feierkleid hervor,
Wo ſtill die Lauſcherin mit leiſem Ohr
Bei ihrer Schweſter Philomele ſtand.

Das Herz erhöht die Hütte ſich zum Thron,
Macht harte Koſt zur ſchönſten Feerei,
Spricht Schuldner los und giebt Verdammte frei,
Und grüßt als Freund den letzten Erdenſohn.

Die ganze Trift wird harmonieenvoll,
Zur Oreade jeder Echolaut,
Und jeder Quell den Himmliſchen vertraut,
Und jeder Flötenhirte zum Apoll.

Das Paradies iſt eine Wüſtenei,
Wo das Gefühl die Schöpfung nicht beſeelt;
Und wo Vernunft nur ihre Pulſe zählt,
Elyſium ein ſchales Einerlei.

Laß, Himmel mir, ... und klaget mir der Schmerz
Zuweilen auch in meiner ſtillen Ruh
Ein Elegienſtück der Wehmuth zu, ...
Laß, Himmel, mir zum Troſte nur mein Herz.

Das Opfer.

Lo, thy country calls!
Glover.

Noch ſtrömte von den Thermopylen
Der Perſer Blut herab in's Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held ſein kleines Heer
Entſchlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet ſein zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale:
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie ſtehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und ſchweigend, ihm zu dem Altare.

Der Prieſter ſchlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megiſt beſprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth ſich um die Flammen reihen,
Zum Tod im Kampf ſich einzuweihen.

Leonidas ſah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Rieſen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenſtrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König ſprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zuſammenkommen, iſts im Thal
Elyſiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter ſtehn, uns zu empfangen.“

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes ſtarben! Denkt,
Ihr Heldengeiſt ſchwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den öſtlichen Barbaren
Mit tieferm Druck in's Herz zu fahren.“

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abſchiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundſchaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft; wir ſind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?“

Er ſprachs und aß: die Krieger zehrten
Das Mahl auf Schild und Speer gelehnt,
In ſtiller Feier auf und leerten,
Des Hades Göttern ausgeſöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und ſtärkten ſich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern ſchlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief iſt die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngſten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felſenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sclaven und Despoten liegen.

Durch ſtumme Nationen ſchreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz ſich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo ſchon in Blut
Der Herakliden Dolchen wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerſtahle ſuchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor ſeinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sclaven, und zerſtört
Den Schmuck des Jochs, dem ſich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme ſteigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend ſeinen Schlangenlauf;
Die Opfer mähn die zitternden Barbaren,
Zum Stix hinab bei langen Schaaren.

Verwüſtung deckt das Feld mit Leichen;
Der Grieche würgt, der Perſer dolcht

Den Freund in Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und ſchlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrſcht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein Göttergleiches Heer zuſammen.

Des Orients Entflohne ſchauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Buſen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Doch nicht in ſeinem Stolz erſchüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner ſpotten,
Als ſchnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf ſie dringet
Und ſie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Roſſen
Schwoll rund wie Meeresfluth heran:
Die Sparter ſtanden, und beſchloſſen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felſenpyramide,
Und gab Verderben um ſich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenſchwall verſanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr ſeid der Freiheit Lieblingsſöhne.

Einſame Wandlung.

Bin ich denn todt, daß unbegrüßt die Horen
Im Tanz vor mir vorüber glühn?
Daß ohne Balſam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natur, die mich geboren,
Die unerſchöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeſchworen?

Fährt mir allein in Gottes Opferhaine,
Wenn feiernd ihm die Schöpfung ſingt,
Daß lauter Jubel durch die Felſen dringt,
Kein Feuerſtrahl durch die Gebeine?
Hier ſitz' ich auf dem grauen Steine,
Um den ſich rund der Gegend Zauber ſchlingt,
Und, ſpottet meiner nicht, und weine.

Wie ein Verdammter vor der Roſenthüre
Der Seligkeiten Edens ſteht,
Und ſchauernd links in ſeine Wüſte geht,
Als ob der Cherub ihn berühre:
So hör' ich durch gebrochne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Daß nichts vom Leben mir gebühre.

Iſt auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als ſchwindelnd mich ihr ſchwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder ſchlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
Um meine Menſchlichkeit betrogen?

Ich ſteh' allein, wie gänzlich losgeſchlagen
Von allem, was den Menſchen hält,
Und in mir liegt in Trümmern meine Welt,
Die Nacht von den geſchiednen Tagen.
Wer wagt es Werde Licht! zu ſagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt,
Und mich zu mir zurück zu tragen?

Man ſchwor mir Freundſchaft und man ſchwor mir Liebe,
Und ich, ein Zögling der Natur,
Hing feſt mit Zutraun an dem ſchönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer ſchriebe.
Ha, wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze ſchöne Gleißnerei war nur
Wie Regenwaſſer in dem Siebe.

Ich ſchlürfte tief, wie ſeinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nektar von der Lippe ſank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte ſtarr der blinde Zecher,
Und für die Täuſchung zahle meinen Dank
Der weggeſchlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauſcht ſchon längſt, als Brut der Menſchenkunde,
Wenn mich ein helles Maigeſicht
Zum Proſelyten ſeines Glaubens ſpricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und ſtürzt in einer Giftſekunde,
Wenn plötzlich er ſich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur iſt dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth ſpricht allem Schimmer Hohn,
Und läßt ſich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen,
Noch bin ich reich; allein ein Bettler ſchon,
Will man mir mein Gefühl beſtehlen.

Ach gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den ſchöne Heuchelei mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr ſangt mir nur Sirenenlieder:
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertraun, entreißt mich meinem Gram
Durch Zuverſicht an Menſchen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schickſals Farben,
Die ihr mit euern Künſten ſchuft:
Mit jedem Fußtritt find' ich eine Gruft,
Wo ehmals Menſchenfreuden ſtarben,
Wo Narren Segen ſich erwarben,
Um an der Bosheit angeſteckten Luft
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menſchlichen Geſchlechte,
Den zürnend einſt der Dämon rief?
Gräbt ihn die Macht der Leidenſchaft noch tief
In Könige und Ruderknechte?
Daß eines Thoren fromme Rechte,
Der die Beſinnung gläubig längſt verſchlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was ſoll der Wunſch? Ein Wunſch iſt ſchon für Thoren,
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich an's Joch und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.
Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh in eine Klauſe flieh,
Und ſag', ich habe nichts verloren.

Der Maimorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchſt,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradieſe hauchſt.

Sie iſt verglüht, die Weltenſaat der Sterne
Vor deines Goldes erſtem Glanz.
Und aus dem Feuermeer ziehſt aus der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was ſchlief, erwacht, wie ſich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor

Zu deinem Feiergruß, und Philomelen flöten
Begeiſterter empor.

Dein Balſam weht in lieblichem Gemiſche
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal
Auf Blumenteppichen, und deines Odems Friſche
Giebt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönt's rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte ſteht;
Und aus der Bergſchlucht hallt's, und jedes Lüftchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gießt die Gluth ſich von dem Felſen nieder,
Ein Lichtſtaub, der von Gott ſich ſchwingt:
Wir trinken von dem Quell, und ſtammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph ſingt.

Das Weizenfeld iſt deiner Wohlthat trunken
Und badet ſich in Perlenthau!
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feierkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Aepfelbäume Blüthenduft,
Und alles haucht mit Kraft das neugeſchaffene Leben
In die gewürzte Luft.

In Gruppen ſteigt die Gegend auf und nieder!
Der Fluß rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt ſich hier im Wald, und dort erſcheint er wieder,
Und glüht im Sonnenſtrahl.

Die Dorfſchalmei ruft laut ſchon Muth und Freude,
Von Herdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum der Heide
Der Pflüger ſeinen Pflug.

Verſchlaft im Flaum, ihr modiſchen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felſenquell die Fluth der Aganippe
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiße mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und ſtärker
In der erwachten Flur.

Elaſtiſch hebt der Fuß, wie eine Feder,
Den Körper, den er rhythmiſch trägt,
Indeß das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben ſchlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich ſtürzen,
Der unter mir zur Woge ſchwillt;
Und keine Bitterkeit ſoll mir die Koſt verwürzen,
Aus der Geneſung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum ſinken,
Natur! Nimm deinen Zögling hin!
Will bis zum Taumel froh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempel ſchleichet,
Wird Feind von Menſchen und von Licht;
Wem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Iſt nie ein Böſewicht.

Nur du allein kannſt Menſchen rein beglücken,
Und haucheſt Seelenadel ein.
Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Buſen drücken,
Sie ſollte ſelig ſein!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erſte Roſe dieſer Flur,
Und weihe mich im Flug der letzten Blüthenflocke
Zum Prieſter der Natur.

Gewährteſt du, was du mir einſt verhießeſt,
Vollenderin Urania;
Ich ſtände jetzt beglückt, wie du mich hoffen ließeſt,
Zum Neid der Geiſter da.

Den Manen Gleims.

Nennt man Homers und Oſſians Genoſſen,
Von deren Lippen Honigſeim
Und Nektar oft in weiſen Lehren floſſen,
Nennt man auch einſt den alten Gleim.

Froh war als Greis, wie es der Mann geweſen,
Der Harfner mit dem Silberhaar;
Und ſein Geſicht ließ ſeine Seele leſen,
Die hier ſchon in Verklärung war.

Der Neſtor ſah in vielen, vielen Jahren
Geſchlechter Könige zum Ziel,
In Pomp und Schlacht, vor ſich vorüber fahren;
Und zählte, wer hier ſtand, hier fiel.

Hoch ſtieg der Ruhm von ſeines Königs Heere,
Das in dem Sturm die Feinde ſchlug:
In Gleims Gedicht lebt ihre Heldenehre,
Das ſie entglüht zur Nachwelt trug.

Er ſammelte mit Weisheit jede Blüthe
Und flocht ſie ſinnreich in den Kranz,
Und reicht ihn dann mit Freundlichkeit und Güte
Den Freunden zu dem Reihentanz.

Anakreon ſang nicht mit höherm Feuer
Vom Seelenrauſch in Lieb' und Wein;
Und Keines Geiſt war der Betäubung freier,
So ſchön ätheriſch und ſo rein.

Hört erſt den Spruch, vermeſſne Sittenrichter:
Der Mäonide Klopſtock nennt
Den Sänger den undurſtigſten der Dichter,
Die er am ganzen Pindus kennt.

Und jedem Wort, das nicht vor keuſchen Ohren
Ein echtes Bürgerrecht bekam,
Hatt' er mit Zorn den Untergang geſchworen;
Und ſchalt, wer dann in Schutz es nahm.

Brecht, denn ihr thuts, ob dem was er geſungen,
Mit eurem Krittlertadel los!
Dem Größten iſt nicht jedes Lied gelungen;
Sein reiner Menſchenwerth war groß.

Man wird noch oft im Kreiſe ſchöner Seelen,
Die ſtill und ernſt ihn handeln ſahn,
Tief, tief herauf der Reihe nach erzählen,
Was einſt der alte Mann gethan.

Ich ſchreibe ſtolz der Liſte der Verehrer
Des Mannes meinen Namen ein:
Er war mein Freund, mein Vater und mein Lehrer;
Und ſoll als Menſch mein Muſter ſein.

Fragt nicht, wie oft der Unterſucher fehlte;
Des Menſchen Handlung iſt die Saat.
Der Wage deß, der ſeine Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und ſchwer die That.

Ich dacht' an ihn, als über Wolkenſitzen
Ich an des Aetna Hölle ſtand;
An ihn, als ich mich durch die Felſenſpitzen
Am Schneehaupt des Adula wand.

Der Lenz beginnt; bald hofft' ich ihn zu ſehen,
Den blinden Sänger, der mir rief;
Da hört' ich ernſt die Trauerbotſchaft wehen,
Daß er den Schlaf hinüber ſchlief.

Als rauſchte mir ſein Fittich aus der Ferne,
Sah in die Welten ich empor:
Einſt ſuch' ich dich auf deinem Heimathsſterne,
Und finde mehr, als ich verlor.

Ein Andrer mag als Dichter höher fliegen,
Als ſeine heitre Muſe ſtieg.
Wird einer ihn an Tugend überwiegen?
Und dieſes iſt der ſchönre Sieg.

Wenn ich als Greis am Knotenſtocke wanke,
Zurück und vorwärts blicke, giebt
Mir Jugendfreude der Gedanke,
Daß Gleim und Weiße mich geliebt.

Fauſtin.

Du wagſt, in Bedlam noch, dich mit Vernunft zu brüſten,
Tief, tief verworfenes Geſchlecht?
Pygmäiſch ſtehſt du da auf deinen Schaugerüſten,
Nur als Tyrann und Knecht.

Der Unſinn gängelt dich am Zaum der Vorurtheile,
An dem dem du hemioniſch gehſt,
Daß nicht die ſchwere Hand des Geißlers dich ereile,
Wenn du den Schedel drehſt.

Du knieſt, vor Angſt verſtummt, vor jedem Nebelgötzen,
Den dir Dalai Lama gab,
Und folgeſt allem blind, was deine Gaukler ſetzen,
Zur Unvernunft hinab.

Du irrſt, Inſekten gleich, um eine Feuerflamme,
Verbrennſt die Schwingen, fällſt und fluchſt
Dem göttlichen Geſchenk in deines Unwerths Schlamme
In dem du Rettung ſuchſt.

Vom ältſten Nimrod an bis auf die neuſte Krone
Beſtimmt der Dolch, was Recht ſoll ſein,
Und ſchreibet es in Blut; und Weh dem Unglücksſohne,
Fällt ihm ein Zweifel ein.

Der eine zieht am Joch, damit der andre ſchwelge:
Und wagt's der Sklav und blickt empor
Um Troſt und Licht, zerbricht des Herrſchers Eiſenſelge
Ihn wie der Hagel Rohr.

Wo lebten je bei euch des Himmels Lieblingskinder,
Sie, Freiheit und Gerechtigkeit?
Sie blickten nur herab auf eine Welt voll Sünder,
Und flohn mit Traurigkeit.

Kaum blieb ihr Bild zurück in dieſen Regionen,
Das man nur ſelten ehrt und liebt.
Selbſt Ariſtides muß die Böſewichter ſchonen,
Damit man ihm vergiebt.

Und endlich treibt das Volk, ein Bild der Weltgeſchichte,
Aus ſeinem Kreis den reinen Mann;
Weil es das Strafgericht von ſeinem Angeſichte
Nicht mehr ertragen kann.

Man ſtellt mit feilem Hohn in der Zerſtörer Ehre
Des Menſchenſinnes Brandmark auf;
Und eilt verrückt, als ob der Frevel Wohlthat wäre,
Zu dem Idol hinauf.

Die Zwingherrnkunſt unb Herrſchbegier gewannen
Nur durch der Andern Schändlichkeit:
Die Sklaven werden erſt, dann werden die Tyrannen;
Und ſchnell zu gleicher Zeit.

Despoten ſpotten hoch, und dann Oligokraten,
Und dann des Pöbels Hefenſatz:
Dann kommt ein Demagog und ſetzt mit Frevelthaten
Sich auf den alten Platz.

Viel Greuel hatte ſchon mit ſeines Liktors Beilen
Des Sulla Würgerblick gethan;
Doch ſchmeichelnd giftiger ſchlug Wunden, die nicht heilen,
Der Knab' Oktavian.

Der Bonzen Gaunerei erzwang das Auſternleben,
Und ſtempelte den Mann zum Schaf,
Und ſchuf oft Sünde, nur um Sünde zu vergeben,
Und Ruh zu Todesſchlaf.

Ihr waret ſtolz und kühn mit euren Meteoren,
Und prunktet mit Philoſophie;
Wie hat das neue Licht ſich wieder ſchnell verloren
In alte Phreneſie!

Man köderte die Welt mit reiner Freiheit Golde
Und dolchte ſie in Sklaverei;
Und hier hält Despotie des Helfers Fauſt im Solde,
Und hier die Kleriſei.

Wir können alſo nicht das Tageslicht ertragen,
Da man uns in die Nacht verſtößt;
Und ewig müſſen wir das große Räthſel wagen,
Das ewig ſich nicht löſt!

Vom Erdengott herab bis zu dem Dorftyrannen
Spricht Willkühr ungleich nur nach Gunſt,
Und webt das feine Garn, das ihre Söldner ſpannen,
Mit tief gelegter Kunſt.

Die große Schickung lag in Eines Mannes Händen:
Der ſollte wie ein Heiland ſein.
Er fing es göttlich an; doch göttlich zu vollenden
War noch ſein Geiſt zu klein.

Noch nie ſchien das Geſchlecht, von ſeinem Werthe trunken,
So hoch im Strahlenkreis zu ſtehn:
Und nie iſt es ſo tief in Kriechſucht hingeſunken,
Um tiefer noch zu gehn.

Des Menſchen Leidenſchaft iſt, hat ſie nur erſt Nahrung,
Des Krebsgeſchwüres Prototyp.
Was ſich dem Arme naht, das lehret die Erfahrung,
Verzehret der Polyp.

Leſt die Annalen durch von Cyrus bis auf geſtern,
Und ſprecht dann von Gerechtigkeit.
Man ſtellt ihr Bildniß auf; und eilet es zu läſtern,
Wo man es eingeweiht.

Man ehrt die Göttin laut, und höhnt ſie dann mit Thaten
Die Ariman nicht ſchwärzer ſinnt:
Man ſpricht von Menſchenrecht, und hat es ſchon verrathen,
Eh noch der Ton zerrinnt.

Mit Mäklergeiſte ſchrein die Afterpatrioten,
Als bauten ſie des Welttheils Glück,
Und ſinken in den Staub, verächtliche Heloten,
Um einen Gnadenblick.

Wer in dem Knechtsgefühl des Jammers ſeiner Sünde
Zuerſt an's Licht die Gnade trug,
Verdient, daß ihm der Geiſt das Schrecklichſte verkünde,
Wenn ſeine Stunde ſchlug.

Hier würgte man am Fluß mit einer Freiheitsfahne,
Und focht ergrimmt um gleiches Recht:
Und ſchleppt mit Schande ſchwer, dort durch die Oceane
Das Negervolk als Knecht.

Wenn uns ein Funke blickt von Gottes Flammenſonne,
Erſtickt ihn plötzlich eine Zunft;
Und wem kein Heerszug folgt mit Waffen von Bayonne,
Der ſpricht umſonſt Vernunft.

Was bleibet uns zum Troſt? Nur noch die holde Schöne,
Die uns der alte Mythus zeigt:
Vielleicht daß Harmonie noch aus dem Mißgetöne
Des großen Chaos ſteigt.

Mit Schwermuth geh' ich bald hinab zu meinen Vätern,
Vielleicht daß ein Centraljahr kommt,
Wo endlich noch der Kampf mit Narrn und Miſſethätern
Den Guten beſſer frommt.

Der Tag der Heuernte.

„Hört, es hallen Herdenglocken,
„Auf der Trift am hohen Rocken,
„Und der Tag wird heiß;
„Draußen könnt ihr weiter ſprechen,
„Raſch, ergreift den langen Rechen:
„Arbeit gilt es heut und Fleiß!“

Keine Wolke ſteht am Himmel:
Summend ziehet das Getümmel
Nach der großen Au,
Ernſt und heiter, ſtill und toſend,
Singend hier, dort leiſer koſend,
Durch den letzten Morgenthau.

Voll und hoch bis an die Waden
Gehen dieſes Jahr die Schwaden;
Auseinander fliegt
Schnell das Gras von zwanzig Händen,
Das geflockt an allen Enden
Alles in der Sonne liegt.

Heißer brennt es von dem Himmel,
Ruhiger wird das Getümmel,
Bildet ſich zum Zug,
Schwinget raſch den langen Rechen,
Wendet flink den vollen Zechen,
Und es rauſcht der Halm im Flug.

Immer wieder, immer wieder
Wechſeln rüſtig Reihn und Glieder
Emſig ab und auf,
Unter Lachen, unter Plaudern,
Rechts und links und ohne Zaudern
Künſtlich ihren Ringellauf.

Neckend gehn ſie manche Stunde
Wiederholt die heiße Runde;
Und die junge Welt
Weiß es liſtig ſo zu ſpielen,
Daß ſich jedes von den Vielen
An das liebſte Plätzchen ſtellt.

Glühend wird die Mittagshitze;
Alles eilt dem Schattenſitze
An dem Walde zu;
Oder lagert mit dem Kober
Hungrig ſich am größten Schober,
Erſt zum Mahl und dann zur Ruh.

Beſſer ſchmeckt aus großen Töpfen
Friſche Milch als Herrenſchnepfen,
Wenn man ſich gerührt;
Waſſer beſſer als die Weine,
Die der Fuhrmann von dem Rheine
Nur für Gold herüber führt.

Leiſe ſchlummern nun die Alten,
Und die jungen Wichter halten
Ihre gute Zeit;
Spielen, ſpotten, necken, koſen,
Werfen ſich mit wilden Roſen
Bis zu wilder Fröhlichkeit.

„Hollah, endet euer Fliſtern,
Höret, wie die Halme kniſtern!“
Ruft der Altpapa;
„Jungen, Mädchen, zugegriffen!
„Morgen wird zum Tanz gepfiffen;
„Jetzo iſt noch Arbeit da.“

Alles kommt herangeſtürmet,
Schober werden aufgethürmet,
Vor dem Abendthau;
Michel ſchwingt die große Gabel,
Hebet ſchwitzend, wie zu Babel,
Mächtig einen Rieſenbau.

Alles jauchzet ausgelaſſen
Durch des Heues lange Gaſſen;
Und der Alte ſingt
Einſam ſchmunzelnd und zufrieden,
Daß er ſeine Pyramiden
Glücklich noch zuſammen bringt.

Schwer geladen werden Wagen,
Hohe Berge heimzutragen
Für das lange Jahr.
Mögen nicht mit wildem Troſſe
Stolz verzehren fremde Roſſe,
Was des Friedens Gabe war.

Wie aus einem Paradieſe
Duftet Balſam von der Wieſe,
Und die Krankheit weicht;
Städter wallen raſch nach Hauſe,
Die in ihrer engen Klauſe
Bange geſtern noch gekeucht.

Grillen zirpen, Wachteln ſchlagen,
Späte Nachtigallen klagen
Ihren Abſchied ſich;
Und der Sperling in dem Rohre
Zanket mit dem ganzen Chore
Unermüdet ritterlich.

Fliegen ſummen, Käfer ſchwirren:
Neugeſchärfte Senſen klirren
In dem Graſe ſchon;
Fernher in der Abendröthe
Hallt des Waldhorns und der Flöte
Sanft gemiſchter Zauberton.

Neben dem Forellenbache
Zieht mit Singſang und Gelache
Alles freundlich heim,
Findet Abends bei der Mutter
Milch und Brot und friſche Butter
Köſtlich ſüß, wie Honigſeim.

Morgen iſt ein Feſt für Knaben
Die Johanniskronen haben:
Fort noch, in das Feld!
Wer die ſchönſte Krone windet
Und die ſchönſten Bänder bindet,
Iſt beim Tanz des Tages Held.

Hört, es hallen Herdenglocken
Von der Trift am hohen Rocken
Dort dem Dorfe zu;
Dirnen, eilet und verſehet
Stall und Keller ſchnell, und gehet
Dann zum Mahl und dann zur Ruh.

An das deutſche Volk

im Jahr 1810.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüſtung ſah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha?

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerſtörung, als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben Sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo ſie kommen, kommt das Laſter mit.

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäuſten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo ſie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo ſie handeln
Mit der Furien entmenſchter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht ſeine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erſte König, der erlaubte,
Daß man ſchändlich ſo das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron.

Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutſche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken dieſe Horden
Um die Wette ſich für Fremde morden,
Daß die mildre Menſchheit weint und bebt.

Unſre Frucht verzehren fremde Troſſe,
Unſre Gauen mähen fremde Roſſe,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unſre Jugend,
Und mit tiefer, ſtummer Eſelstugend
Fördert links und rechts der edle Duns.

Offen ſtehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeſchwüren,
Die ein Rachegeiſt uns zürnend ſchlug.
Unſre Werke ſind nur Völkerfrohnen,
Und wir ſind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen ſind dieß Gottes Strafgerichte,
Weiſen unſers alten Unſinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande ſeiner Würde,

Wer nur kann, ſich losreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag ſtiehlt.

Was mit Blödſinn vor nicht vielen Jahren
Unſre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir ſelbſt nun, und was ſie jetzt ſind,
Werden wir, gleich wildzerfleiſchten Herden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säculum verrinnt.

Haß und Spaltung herſcht in unſern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Peſt.
Eh' man öffentlich, was recht iſt, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksſchmach wird ein Freudenfeſt.

Unſre Edlen ſuchen fremde Ketten,
Wer ſoll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt ſich gierig in den Raub.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürſten,
Blicken in die Wette unſre Fürſten
Stolz auf Knechtſchaft, hin in's fremde Land;
Kriechen dort in dem Clienten-Heere,
Haſchen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Feſſeln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutſche mit dem Eiſenſtock.
Spott iſt nun des Vaterlandes Weiſe
Und mit Zähneknirſchen ſinken Greiſe,
Zeugen beßrer Zeiten, in das Grab.

Werden unſre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder ſoll das Glück der Vormund ſein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen ſchläget,
Halt es fluthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verſtandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geſchwächten ſterben,
Und die Weltgeſchichte gräbt das Grab.

Beim Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt ſich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit ſchwerem Athem ſchleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in ſchwüler Gluth.

Mit jedem Pulsſchlag wird es bänger,
Und ſchwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und ſtärker kehret ſie zurück.
Der heiße, matte Pflüger ſehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauſpiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angeſicht;
Jehova redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er ſpricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen ſich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend duech die Wälder,
Und Bäume berſten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finſter in dem Ungeſtüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plötzlich Nacht und plötzlich Tag.

Der ganze Himmel ſchwimmt in Flammen
Und rauſchend ſtürzt der Regenguß
In eine Waſſerfluth zuſammen;
Von jedem Berge ſtrömt ein Fluß.
Die Wolken ſpalten ſich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerſtrahl;
Und krachend ſtürzt der Eichen Spitze
Zerſchmettert tief herab in's Thal.

Noch brauſt der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergeſandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unſre Nachbarn zu erfreun;
Und alles iſt erquickt und heiter,
Und ſcheint wie neubelebt zu ſein.

Der Buſen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume ſüßern Duft.
Schön, wie ein Morgen, wird der Abend,
Der kurz vorher ſo ſchwer gedroht:
Der Landmann ſitzt, ſich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.

Er ſieht noch, wie am Firmamente
Der Mond in vollem Glanze ſteht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum ſtillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelſt,
So ſpricht er, legt ſich hin und ruht,
Jehova, Vater, Herr, du handelſt
Mit deinen Kindern weiſ' und gut.

II.

Aus Seume's Spaziergang nach Syrakus.

Rom, den 2. März.

In Tolentino gings gut, und ich ließ mich überreden, von hier aus durch die Apenninen, denen man nichts gutes zutraut, ein Fuhrwerk zu nehmen, um nur nicht ganz allein zu ſein. Hier kommt der Chientente den Berg herunter und iſt für Italien ein ganz hübſcher Fluß, hat auch etwas beſſeres Waſſer als die übrigen. Man geht nun einige Tagereiſen zwiſchen den Bergen immer an dem Fluſſe hinauf, bis zu ſeinem Urſprunge bei Colſiorito, wo er aus einem See kommt, in welchem ſich das Waſſer rund umher aus den höchſten Spitzen der Apenninen ſammelt. Ich hatte einen Wagen gemiethet, aber der Wirth als Vermiether kam mit der Entſchuldigung: es ſei jetzt eben keiner zu finden; ich müſſe zwei Stunden warten. Das war nun nicht erbaulich. Aergerniß hätte mich aber nur mehr aufgehalten; ich faßte alſo Geduld und ließ mich mit meinem Torniſter auf einen Mauleſel ſchroten; mein Führer ſetzte ſich, als wir zur Stadt hinaus waren, auf die Kruppe, und ſo trabten wir italieniſch immer in den Schluchten hinauf. Dieſe wurden bald ziemlich enge und wild, und hier und da aufgehangene Menſchenknochen machen eben nicht die beſte Idylle. Ich blieb auf einer Station, deren Namen ich vergeſſen habe, nicht weit von dem alten Kamerinum, deſſen Livius im puniſchen Kriege ſehr ehrenvoll erwähnt. Hier pflegte man mich ſehr gaſtfreundlich und ich erhielt den bedungenen Wagen nach Foligno. Serrevalle iſt ein großes, langes Dorf in einer engen, furchtbaren Bergsſchlucht am Fluß, nicht weit von der größten Höhe des Apennins; und ich wunderte mich, daß man hier ſo gut und ſo wohlfeil zu eſſen fand. Von dem See bei Colſiorito, einem Keſſel in den höchſten Bergwänden, geht es auf der andern Seite abwärts, und der Weg windet ſich ſehr wildromantiſch in einer Felſenſchnecke hinunter. Caſe Nuove iſt ein armes Oertchen am Abhange des Berges, faſt eben ſo zwiſchen Felſen wie Serrevalle auf der andern Seite. Die Leute verſtehen ſich ſehr gut zu nähren, indem ſie die Sympathie der Reiſenden in Anſpruch nehmen. Sie übertheuern den Fremden nicht, ſondern wenden ſich bei der Bezahlung mit rührender Ergebung an ſeine Großmuth. Wenn man nun einen Blick auf die hohen, furchtbaren, nackten Felſen rund um ſich her wirft; man müßte keine Seele haben, wenn man nicht etwas tiefer in die Taſche griffe und den gutmüthigen Menſchen leben hülfe.

Von Caſe Nuove nach Foligno iſt eine Parthie, wie es vielleicht in Italien nur wenige giebt, ſo ſchön und romantiſch iſt ſie. Man erhebt ſich wieder auf eine anſehnliche Höhe des Apennins, und hat über eine ſehr reiche Gegend eine der größten Ausſichten. Unten rechts, tief in der Schlucht, ſind in einem ſich nach und nach erweiternden Thale die Papiermühlen des Papſtes angelegt, die zu den beſten in Italien gehören ſollen. Oben ſind die Berge kahl, zeigen dann nach und nach Geſträuche, geben dann Oelbäume und haben am Fuße üppige Weingärten. Hier ſah ich, glaube ich, zuerſt die perennirende Eiche, die in Rom eine der erſten Zierden des Borgheſiſchen Gartens iſt. Auf der Höhe des Weges ſoll man hier, wenn das Wetter rein und hell iſt, bis nach Aſſiſi und Perugia an dem alten Thraſymen ſehen können. Ich war nicht ſo glücklich; es war ziemlich umwölkt; aber es war auch ſo ſchon ein herrlicher Anblick. Wer nur ein Kerl wäre, der etwas ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun ſchon in das Land, wo kein Stein ohne Namen iſt. Mit magiſchen Wolken überzogen liegt das alte, finſtere Foligno unten im Thale, wo der Segen Heſperiens ruht. Rechts und links liegen Anhöhen mit Gebäuden, die gewiß in der Vorzeit alle merkwürdig waren. Links hinunter weideten ehemals die vom Klitumnus weißgefärbten Stiere, welche die Weltbeherrſcher zu ihren Opfern in die Hauptſtadt holten; und tief weiter hinab liegt in einer Bergſchlucht das alte Spoleto, vor deſſen Thoren das vom Thraſymen ſiegreich herabſtürzende Heer Hannibals zum erſten Mal von einer Munizipalſtadt fürchterlich zurückgeſchlagen wurde. In und bei Foligno iſt artiſtiſch nicht viel zu ſehen, nachdem die neuen Gallier das ſchöne Madonnenbild mitgenommen haben. Die Kathedralkirche wird jetzt ausgebeſſert, und mich däucht mit Geſchmack. Man hatte mich in die Poſt einquartirt, wo man mich zwar ziemlich gut bewirthete, aber ungeheuer bezahlen ließ. Eine Bewirthung, für die ich den vorigen Abend auch auf der Poſt oben in dem Apennin ſieben Paoli gezahlt hatte, mußte ich hier in dem Lande des Segens mit ſechzehn bezahlen. Man wollte mich überdieß mit Gewalt zu Wagen weiter ſpediren, und da ich dieß durchaus nicht einging, ſollte ich wenigſtens ein Empfehlungsſchreiben meines freundlichen Bewirthers nach Spoleto an einen ſeiner guten Freunde haben. Natürlich, daß ich auch dafür dankte; denn er hatte mir vorher durch ſich ſelbſt ſeine guten Freunde nicht ſonderlich empfohlen. Sobald als der Morgen graute, nahm ich alſo mein Bündel und wandelte immer wieder im Thale hinauf nach Hannibals Kopfſtoß. Hier kam ich bei den berühmten Quellen des Klitumnus vorbei, die jetzt von den Eſeltreibern und Waſchweibern gewiſſenlos entweiht werden, ob ſie gleich noch eben ſo ſchön ſind wie vormals, als Plinius ſo enthuſiaſtiſch davon ſprach. Große Haine und viele Tempel giebt es freilich nicht mehr hier; aber die Gegend iſt allerliebſt und ich ſtieg emſig hinab und trank durſtig mit großen Zügen aus der ſtärkſten Quelle, als ob es Hippokrene geweſen wäre. Hier und da ſtanden noch ziemlich hohe Cypreſſen, die ehemals in der Gegend berühmt geweſen ſein ſollen. Vorzüglich ſah es aus, als ob Athene und Lyäus ihre Geſchenke hier in ihrem Heiligthume niedergelegt hätten. Es ſollen in den Weinbergen noch einige Trümmer alter Tempel ſein; ich ſuchte ſie aber nicht auf. Als ich ſo dort mich auf dem jungen Raſen ſonnte, ſetzte ſich ein ſtattlich gekleideter Jäger zu mir, lenkte das Geſpräch ſehr bald auf Politik, zog einige Zeitungsblätter aus der Taſche, und wollte nun von mir wiſſen, wie man nach dem Frieden die endliche Ausgleichung machen würde, und wie beſonders der heilige Sitz und die geiſtlichen Churfürſten dabei bedacht werden ſollten. Daran hatte ich nun mit keiner Sylbe gedacht, und ſagte ihm ganz offenherzig, daß überließe ich denen, quorum interesset.

Ich bin nicht gern bei ſolchen Ausgleichungsprojekten; denn es iſt faſt immer etwas Empörendes dabei. Ein Beiſpielchen will ich Dir davon erzählen. Du kannſt Dir nichts Anmaßlicheres, Verwegeneres, Hohnſprechenderes, Impertinenteres denken, als den ruſſiſchen Nationalgeiſt; nicht den des Volks, ſondern der hoffnungsvollen Sprößlinge der großen Familien, die die nächſte Anwartſchaft auf Aemter im Civil und bei der Armee haben. Einer dieſer Herren, der nur wenig ſeinem Kameraden vorging, äußerte in Warſchau öffentlich im Vorzimmer, er hoffe wohl noch ruſſiſcher Gouverneur in Dresden zu werden und zu bleiben. Die Frage war eben, wie man Oeſtreich über die zweite Theilung in Polen zufrieden ſtellen wolle? Der Neffe des Geſandten, der doch Major bei der Armee und alſo kein Troßbube war, meinte ganz naiv und unbefangen, da gäbe es ja noch Churfürſten und Fürſten genug zu ſpoliiren. Dein Freund ſtand bei den Excellenzen, deren einige durchaus die moraliſche Antiphraſe ihres Titels waren, und kehrte ſich trocken weg und ſagte: Das iſt wenigſtens der richtige Ausdruck: So geht es hier und da.

Der Jäger verließ mich nach einem halben Stündchen Koſen, und ich verließ den Klitumnus. In Spoleto ging ich ohne Schwierigkeit gerade durch das Thor hinein, durch welches Hannibal laut der Nachrichten nicht gehen konnte. Faſt hätte ich nun Urſache gehabt, zu bedauern, daß ich das Empfehlungsſchreiben des billigen Mannes in Foligno nicht angenommen hatte; denn ich lief in dem Neſte wohl eine halbe Stunde herum, ehe ich ein leidliches Gaſthaus finden konnte. Endlich führte man mich doch in eins, wo man für den dritten Theil der geſtrigen Zeche eben ſo gut bewirthete. Es iſt ein großes, altes, dunkles, häßliches, jämmerliches Loch, das Spoleto; ich möchte lieber Küſter Klimm zu Bergen in Norwegen ſein, als Erzbiſchof zu Spoleto. Die Leute hier, denen ich ins Auge guckte, ſahen alle aus wie das böſe Gewiſſen: und nur mein Wirth mit ſeiner Familie ſchien eine Ausnahme zu machen. Deswegen habe ich mich auch keinen Deut um ihre Alterthümer bekümmert, deren hier noch eine ziemliche Menge ſein ſollen. Aber alles iſt Trümmer; und Trümmer überhaupt, und zumal in Spoleto, und überdieß in ſo entſetzlichem Nebelwetter, geben eben keine ſchöne Unterhaltung. Ueber dem Thore, das man Hannibals Thor nennt, ſtehen die Worte in Marmor:

HANNIBAL
CAESIS AE THRASYMENUM ROMANIS
INFESTO AGMINE URBEM ROMAM PETENS
AD SPOLETUM MAGNA STRAGE SUORUM REPULSUS
INSIGNE PORTAE NOMEN FECIT.

So iſt die Ueberſchrift. Ich weiß nicht, ob es die Worte des Livius ſind: mich däucht, bei dieſem lautet es etwas anders. Die Sache hat indeß nach den alten Schriftſtellern ihre Richtigkeit; nur weiß ich nicht, ob es eben dieſes Thor ſein möchte: denn wie vielen Veränderungen iſt die Stadt nicht ſeit den puniſchen Kriegen unterworfen geweſen! Doch iſt es eben das Thor, durch das der Weg von Perugia geht. Der Marmor ſcheint ziemlich neu zu ſein. Jetzt dürfte ſich wohl ſchwerlich eine franzöſiſches Bataillon zurückwerfen laſſen.

Ich Idiot glaubte, als ich in Foligno angekommen war, ich ſei nun den Apennin durchwandelt; aber das ganze Thal des Klitumnus mit den Städten Foligno und Spoleto liegt in den Bergen; von Spoleto bis Terni iſt der furchtbarſte Theil deſſelben; und hier war ich wieder zu Fuße ganz allein. Den Morgen, als ich Spoleto verließ, ſah ich links an dem Felſen noch das alte gothiſche Schloß, wo ſich wackere Kerle noch einige Stunden um die Stadt ſchlagen können, ging vor den ſonderbaren Anachoreten vorbei und immer die wilde Bergſchlucht hinauf. Wo ich einkehrte, unterhielt man mich überall mit Räubergeſchichten und Mordthaten, um mir einen Mauleſel mit ſeinem Führer aufzuſchwatzen; aber ich war nun einmal hartnäckig und lief trotzig allein meinen Weg immer vorwärts. Oben auf dem Berge ſoll der Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben. Es iſt wohl nur von Rom aus nach Umbrien der höchſte Berg; denn ſonſt giebt es in der Kette viel höhere Parthien. Der Weg aufwärts von Spoleto iſt noch nicht ſo wild und furchtbar als der Weg abwärts und weiter nach Terni. Das Thal abwärts iſt zuweilen kaum hundert Schritte breit, rechts und links ſind hohe Felſenberge, zwiſche welche den ganzen Tag nur wenig Sonne kommt, mit Schluchten und Waldſtrömen durchbrochen. Dörfer trifft man auf dem ganzen Wege nicht, als auf der Spitze des Berges nur einige Häuſer und ein halbes Dutzend in Strettura, deſſen Name ſchon einen engen Paß anzeigt. Hier und da ſind noch einige iſolirte Wohnungen, die eben nicht freundlich ausſehen, und viele alte verlaſſene Gebäude, die ziemlich den Anblick von Räuberhöhlen tragen. Faſt nichts iſt bebaut. Die meiſten Berge ſind bis zu einer großen Höhe mit finſtern, wilden Lorbeerbüſchen bewachſen, die vielleicht eine Bravobande zu ihren Siegeszeichen brauchen könnte. Ich geſtehe Dir, es war mir ſehr wohl, als ſich einige italieniſche Meilen vor Terni das Thal wieder erweiterte und ich mich wieder etwas zu Tage gefördert ſah, unter mir ſchöne, friedliche Oelwälder erblickte, unter denen der junge Weitzen grünte. Das Thal der Cera öffnete ſich, und es lag wieder ein Paradies vor mir. Hohe Cypreſſen ragten hier und da in dem Garten an den Felſenklüften empor, und der Frühling ſchien in den erſten Gewächſen des Jahres mit wohlthätiger Gewalt zu arbeiten.

Vorgeſtern kam ich auf meiner Reiſe hierher in Terni an. Mein Wirth, ein Tiroler, und ſtolz auf die Ehre ein Deutſcher zu ſein, fütterte mich auf gut öſtreichiſch recht ſtattlich, und ſetzte mir zuletzt ein Gericht Sepien vor, die mir zum Anfange vielleicht beſſer geſchmeckt hätten. Er mochte mich für einen Maler halten und glauben, daß dieſes zur Weihe gehöre. Zum Deſſert und zur Delikateſſe kann ich den

Dintenfiſch nach dem 'Urtheil meines Gaumens nicht empfehlen; ſchon ſeine ſchwarzbraune Farbe iſt in der Schüſſel eben nicht äſthetiſch. Nachdem ich geſpeiſt, Interamner Wein getrunken und meinen Reiſeſack gehörig in Ordnung gelegt hatte, trollte ich fort nach dem Sonnentempel, nämlich der jetzigen Diminutivkirche des heiligen Erlöſers. Sie war verſchloſſen, ich ließ mich aber nicht abweiſen und ging zum Sakriſtan, der weiter keine Notiz von mir nahm; bei ſeiner Schüſſel und ſeinem Buche unbeweglich ſitzen blieb und mich durch eine alte Sara in die Kirche weiſen ließ. Der Mann hatte in ſeinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, ſondern blos der heidniſchen Sonne ſein Kompliment zu machen. Richtig. Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen wie wahre Obſkuranten behandelt und dafür geſorgt, daß in den Sonnentempel keine Sonne mehr ſcheinen kann. Alle Eingänge ſind vermauert und zu Niſchen gemacht', in deren jeder ein Heiliger für Italien ſchlecht genug gepinſelt iſt; und über dem Altar ſteht ein Sankt Salvator, der ſeinen Verfertiger auch nicht aus dem Fegfeuer erlöſen wird.

Nun ſtieg ich, ob ich gleich dieſen Tag ſchon durch vier Meilen Apenninen von Spoleto herüber gekommen war, noch eine deutſche Meile lang den hohen Steinweg zu dem Fall des Velino hinauf. Das war Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne ſtand ſchon etwas tief und bildete aus der furchtbaren Schlucht der Nerva hoch in der Atmosphäre einen ganz hellen, herrlich glühenden und größern dunkeln Bogen im Staube des Falles. Ich ſaß gegenüber auf dem Felſen, und vergaß einige Minuten alles, was die Welt ſonſt großes und ſchönes haben mag. Etwas größeres und ſchöneres von Menſchenhänden hat ſie ſchwerlich aufzuweiſen. Folgendes war halb Gedanke, halb Gefühl, als ich wieder bei mir ſelbſt war.

Hier hat vielleicht der große Mann geſeſſen
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der ſeinen Namen ewig macht;
Hat hier das Rieſenwerk gemeſſen,
Das größte, welches je des Menſchen Geiſt vollbracht.
Es war ein göttlicher Gedanke,
Und ſtaunend ſteht die kleine Nachwelt da
An ihres Wirkens enger Schranke
Und glaubet kaum, daß es geſchah.
Wie ſchwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die erſten Donnerwogen
Wild ſchäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine ſelige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genuſſes auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es ſchlachte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Freundes Grab;
Es zehre ſich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelſucht ab!
Es weine Cäſar, ſtolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz um ſeine kahle Scheitel;
Es mache ſich Oktavian,
Das Muſter ſchleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverei auf ſchöne Namen ſannen,
Mit Schlangenliſt den Erdball unterthan;
Die Motten zehren an dem Rufe,
Den ihre Ohnmacht ſich erwarb,
Und jedes Sekulum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe.
Hier ſteigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und ſegnend färbt der Sonnenſtrahl
Des Mannes Monument im Thal,
Wo ſanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente.
Das Feuer glüht mir durch das Rückenmark,
Und hoch ſchlägts links mir in der Seite ſtark;
Wer ſo ein Schöpfer werden könnte!

Oben am Sturz rund um das Felſenbette iſt zwiſchen den hohen Bergen ungefähr eine kleine Stunde im Umkreiſe eine ſchöne Ebene, dir voll umgehauener Oelbäume und Weinſtöcke ſteht. Ich wollte ſchon den Päbſtlern über das Sakrilegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieſes ſei im letzten Kriege eine Lagerſtätte der Neapolitaner geweſen. Sie ſchlugen hier Anfangs die Franzoſen durch den alten Felſenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie ſie mit gewöhnlicher Beſinnung es wagen konnten, ſie weiter zu verfolgen. Sie gingen in das Manöver und bezahlten für ihre Kurzſichtigkeit unten ſehr theuer. Es iſt traurig für die Humanität, daß man ſich mit Tigerwuth ſogar unter den Zweigen des friedlichen Oelbaums ſchlägt. So ſehr ich zuweilen der Härte beſchuldigt werde, ein Oelbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligthum ſein: und ich könnte mich gleich zur Kartätſche gegen denjenigen ſtellen, der beides zerſtört. Die Sonne ging unter als ich den ſchönen Olivenwald herabkam, und kaum konnte ich unter den Weinſtöcken noch einige Veilchen und Hyacinthen pflücken, die dort ohne Pflege blühen.

Es war zu ſpät, noch die Reſte des Theaters in den Gärten des Biſchofs zu ſehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera hinunter iſt furchtbar ſchön. Die Brücke bei Borghetto über die Tiber iſt zwar ein ſehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drei Päbſte immer ſehr kleinlich, wenn man ſie nur gegen die Reſte des alten ponte rotto bei Narni über die Nera hält. Das ſind doch noch Triumphbogen, die Sinn haben, dieſe Brücke und der Trajaniſche bei Ankona. Der ſchönſte iſt wohl der Waſſerfall des Velino, der oben für die ganze Gegend von Rieti ſchon über zwei tauſend Jahre eine Wohlthat iſt, weil er ſie vor Ueberſchwemmungen ſchützt. Ich bekenne, daß ich für zweckloſe Pracht, wenn es auch Rieſenwerke wären, keine ſonderliche Stimmung habe.

Eine halbe Stunde von Narni läßt man die Nera rechts und der Weg geht links auf der Anhöhe fort, immer noch wild genug, aber doch nicht mehr ſo grauenvoll wie zwiſchen Spoleto und Terni. Das Interamner Thal, das man hier bei Narni zuletzt in ſeiner ganzen Ausdehnung an der Nera hinauf überſieht, ſtand bei den Alten billig in großem Anſehen, und iſt noch jetzt bei aller Vernachläſſigung der Kultur ein ſehr ſchöner Strich zwiſchen dem Ciminus und dem Apennin. In Otrikoli, einem alten ſchmutzigen Orte nicht ſehr weit von der Tiber, wo ich gegen Abend ankam, lud man mich gleich vor dem Thore höflich in ein Wirthshaus, und ich trug kein Bedenken, meinen Sack abzuwerfen und mich zu den Leutchen an das Feuer zu pflanzen. Es hatte freilich keine ſonderlich gute Miene; aber ich wäre vielleicht Gefahr gelaufen, im Städtchen ſelbſt ein ſchlechteres oder gar keins zu finden und den Weg zurück zu machen, wo ich dann nicht ſo willkommen geweſen wäre. Kaum hatte ich einige Minuten ziemlich ſtumm dort geſeſſen, als ein ganz gut gekleideter Mann ſich neben mich ſetzte und mir mit einigen allgemeinen theilnehmenden Erkundigungen Rede abzugewinnen ſuchte. Er war ein ſtarker, heißer Politiker, und, wie ſehr natürlich, mit der Lage der Dinge und vorzüglich mit den allerneueſten Veränderungen nicht ſonderlich zufrieden, und meinte weislich, die Sachen könnten ſo keinen Beſtand haben. Sein Anſehen verſprach eben keinen ausgezeichneten Stand, und doch war er einer der geſcheidetſten, bewandertſten Männer, die ich noch auf meiner Wanderung in Italien von ſeiner Nation geſehen habe. Orthodoxie in Kirche und Staat ſchien ſeine Sache nicht zu ſein; und er mußte etwas Zutrauen zu meinem Geſichtsentwurf genommen haben, daß er mich ohne Zurückhaltung ſo tief in ſeine Seele ſehen ließ. Er kannte die heutigen Staatsverhältniſſe ungewöhnlich gut und war in der alten Geſchichte ziemlich zu Hauſe. Der alte Römerſtolz ſchien noch tief in ſeinem Innern zu ſitzen. Er ſprach ſkoptiſch vom Pabſte und ſchlecht von den Franzoſen; beſonders hatte ſein Haß den General Murat recht herzlich gefaßt, von deſſen ſchamloſen Erpreſſungen er zähneknirſchend ſprach, und der ſchon durch ſeinen Mameluckennamen allen Kredit bei ihm verloren hatte. Dieſer Otrikolaner war ſeit langer Zeit der erſte Mann, der meinen Spaziergang richtig begriff, und meinte, daß ſein Vaterland auch jetzt noch ihn verdiene, ſo tief es auch geſunken ſei. Wir ſchüttelten einander freundſchaftlich die Hände, und ich ging mit der folgenden Morgendämmerung den Berg hinunter, neben den Ruinen der alten Stadt vorbei, auf die Tiber zu.

Bis jetzt war es Vergnügen geweſen, auch im Kirchenſtaate zu reiſen. Jenſeits der Berge vor und hinter Ankona, bei Foligno und Spoleto und Terni und Narni war die Kultur doch noch reich und ſchön, und in den Bergen waren die Scenen romantiſch groß und zuweilen erhaben furchtbar. Man vergaß leicht die Gefahr, die ſich finden konnte. Von der Tiber und Borghetto an wird alles wüſt und öde. Die Bevölkerung wird immer dünner und die Kultur mit jedem Schritte nachläſſiger. Civita Caſtellana gilt für das alte Falerii der Falisker, wo der Schurke von Schulmeiſter ſeine Zöglinge in's feindliche Lager ſpaziren führte und vom Camill ſo brav unter den Ruthenſtreichen der Jungen zurückgeſchickt wurde. Es iſt angenehm genug, nach einer eingebildeten militäriſchen Topographie ſich hier den wirklich ſchönen Zug als gegenwärtig vorzuſtellen. Die Lage entſpricht ganz der Idee, welche die Geſchichte davon giebt. Der Ort iſt faſt rund umher mit Felſen umgeben, die von Natur unzugänglich ſind. Der Anblick flößte mir gleich Reſpekt ein, und ohne an Cluver zu denken, der, wie ich glaube, es ziemlich ſicher erwieſen hat, ſetzte ich ſogleich eigenmächtig die alte Feſtung hierher.

Von Borghetto her führt eine alte Brücke über eine wilde, romantiſche Felſenſchlucht, und nach Nepi und Rom zu hat Pius der Sechste eine neue Brücke gebaut, welche vas beſte iſt, was ich noch von ihm geſehen habe. Es iſt übrigens gar erbaulich, in welchem pompöſen Styl dieſe Dinge in Aufſchriften erzählt werden: ſolche ampullae et sesquipedalia verba ſcheinen recht in der Seele der heutigen Römlinge zu liegen. Die alten Römer thaten und ließen reden, und dieſe reden und laſſen thun. Ich habe auf meinem Wege von Ankona hierher viele erhabene Ehrenbogen gefunden, welche in einer angeſchwollenen Sprache weiter nichts ſagten, als daß Pius der Sechste hier geweſen war, und vielleicht ein Frühſtück eingenommen hatte. Dieſe Bogenſpanner verdienten einen ſolchen Herrſcher. Von Civita Caſtellana aus trennt ſich die Straße; die alte flaminiſche geht über Rignano, Malborghetto und Primaporta nach der Stadt, und die neue von Pius den Sechsten über Nepi und Monteroſi, wo ſie in die Straße von Florenz fällt. Ich dachte mit dem alten Sprichwort: Nun gehen alle Straßen nach Rom; und hielt mich halb unwillkürlich rechts zu dem neuen Pabſt. Der alte Weg kann wohl nicht viel ſchlimmer ſein, als ich den neuen fand. Doch von Wegen darf ich mit meinen Landsleuten nicht ſprechen; ſie ſind wohl ſelten in einem andern Lande ſchlimmer und gewiſſenloſer vernachläſſigt, als bei uns in Sachſen.

Erlaube mir über die Straßen im Allgemeinen eine kleine, vielleicht nicht überflüſſige Expektoration. Es iſt empörend, wenn dem Reiſenden Geleite- und Wegegeld abgefordert wird, und er ſich kaum aus dem Koth herauswinden kann, um dieſes Geld zu bezahlen. Die Straßen ſind einer der erſten Polizeiartikel, an den man faſt überall zuletzt denkt. Geleite- und Wegegeld und Poſtregal haben durchaus keinen Sinn, wenn daraus nicht für den Fürſten die Verbindlichkeit entſpringt, für die Straßen zu ſorgen; und die Unterthanen ſind nur dann zum Zuſchuß verpflichtet, wenn jene Einkünfte nicht hinreichen. Denn der Staat hat unbezweifelt die Befugniß, die Natur und Zweckmäßigkeit, und den geſetzlichen Gebrauch aller Regalien zu unterſuchen, wenn es nothwendig iſt, und auf rechtliche Verwendung deſſelben zu dringen. Das giebt ſich aus dem Begriff der bürgerlichen Geſellſchaft, wenn gleich nichts davon im Juſtinianiſchen Rechte ſteht, welches überhaupt als jus publicum das traurigſte iſt, das die Vernunft erſinnen konnte; ſo ſehr es auch ein Meiſterwerk des bürgerlichen ſein mag. Bei den Straßen tritt noch eine Hauptvernachläßigung ein, ohne deren Abſtellung man durchaus auch mit großen Summen und anhaltender Arbeit nicht glücklich ſein wird. Ich meine, man ſucht nicht mit Strenge das ſchädliche Spurfahren zu verhüten. Es iſt ſo gut, als ob keine Verfügungen deßwegen vorhanden wären, ſo wenig wird darauf geſehen. Es iſt mathematiſch zu beweiſen, daß die Gewohnheit des Spurfahrens, zumal der ſchweren Wagen, die beſte, feſteſte Chauſſée in kurzer Zeit durchaus verderben muß. Iſt einmal der Einſchnitt gemacht, ſo mag man ſchlagen und ausfüllen und klopfen und rammeln, ſo viel man will, man gewinnt nie wieder die vorige Feſtigkeit; die erſten Wagen fahren das Gleis wieder aus, und machen das Uebel ärger. Fängt man an, ein zweites Gleis zu machen, ſo iſt dieſes bald eben ſo ausgeleiert; und ſo geht es nach und nach mit mehrern, bis die ganze Straße ohne Hilfe zu Grunde gerichtet iſt. Wenn aber der Weg nur einigermaßen in Ordnung iſt, und durchaus kein Wagen die Spur des vorhergehenden hält, ſo kann kein Gleis und kein Einſchnitt entſtehen; ſondern jedes Rad verſieht, ſo zu ſagen, die Stelle eines Rammels, und hilft durch die beſtändige Veränderung des Drucks die Straße beſſern. Man würde eben ſo ſehr endlich den Weg verderben, wenn man ohne Unterlaß mit dem Rammel beſtändig auf die nämliche Stelle ſchlagen wollte. Durch das Nichtſpurfahren verändern auch die Pferde beſtändig ihre Tritte; und das Nämliche gilt ſodann von den Hufen der Thiere, was von den Rädern des Fuhrwerks gilt. Faſt durchaus habe ich den Schaden dieſer böſen Gewohnheit geſehen, und nur im Hannöver'ſchen hat man, ſo viel ich mich erinnere, ſtrengere Maßregeln genommen, ihn zu verhüten. Aber ich muß machen, daß ich nach Rom komme.

Die Italiener müſſen denn doch auch zuweilen ein ſehr richtiges Auge haben. Zwei etwas ſtattlichere Spaziergänger als ich begegneten mir mit ihren großen Knotenſtöcken bei Nepi, vermuthlich um ihre Felder zu beſehen, auf denen nicht viel gearbeitet wurde. Signore è tedesco e va a Roma, ſagte mir einer der Herren ſehr freundlich. Die Deutſchen müſſen häufig dieſe Straße machen, denn ich hatte noch keine Silbe geſprochen, um mich durch den Accent zu verrathen. Sie riethen mir, ja nicht in Nepi zu bleiben, ſondern noch nach Monteroſi zu gehen, wo ich es gut haben würde. Ich dankte und verſprach es. Es iſt ſehr angenehm, wenn man ſich bei dem erſten Anblick ſo ziemlich gewiß in einer fremden Gegend orientiren kann. Nach meiner Rechnung mußte der mir links liegende Berg durchaus der Soracte ſein, obgleich kein Schnee darauf lag; und es fand ſich ſo. Jetzt gehört er dem heiligen Sylveſter, deſſen Namen er auch trägt; doch hat ſich die alte Benennung noch nicht verloren, denn man nennt ihn noch hier und da Soratte. Nun ärgerte es mich, daß ich nicht links die alte flaminiſche Straße gehalten hatte; dann hätte ich den Herrn Soratte, der ſich ſchon von weitem ganz artig macht, etwas näher geſehen, und wäre immer längs der Tiber hinuntergewandelt. Der Berg ſteht von dieſer Seite ganz iſolirt; das wußte ich aus einigen Anmerkungen über den Horaz, und deswegen erkannte ich ihn ſogleich, da mir ſeine Entfernung von Rom bekannt war. Hinten ſchließt er ſich durch eine Kette von Hügeln an den Apennin. Der Berg iſt zwar ziemlich hoch, aber gegen die Apenninen ſelbſt hinter ihm doch nur ein Zwerg. Ich will mir doch auch ein recht ſchulmeiſterlich, hermeneutiſches Anſehen geben, und Dir hierbei eine pragmatiſche Bemerkung machen. Vielleicht weißt Du ſie ſchon; thut nichts; einr gute Sache kann man zweimal hören. Du darfſt von dem hohen Schnee des Horaz nicht eben auf die Höhe des Berges ſchließen. Der Sorakte hat, weil er mit der großen Bergkette der Apenninen verglichen, doch nicht außerordentlich hoch iſt, und tiefer herab in der Ebene liegt, nur ſelten Schnee; und Herr Horaz wollte durch ſeinen Schnee den ziemlich ſtarken Winter anzeigen, wo man wohl thäte, Kaſtanien zu braten, und ſich zum Kamin und zum Becher zu halten. Das finde ich denn ganz vernünftig. Vielleicht war er eben damals in Tibur, wo er von Mäcens Landgute bloß die Spitze des beſchneiten Sorakte ſehr maleriſch gruppirt vor ſich hatte. Uebrigens thue ich dem Horaz keine kleine Ehre, daß ich mich mit einem ſeiner Verſe ſo lange beſchäftigte; denn er iſt durch ſeine Sinnesart mein Mann gar nicht, und es iſt Schade, daß die Muſen gerade an ihn ſo viel verſchwendet haben.

Nepi könnte ein gar herrlicher Ort ſein, wenn die Leute hier etwas fleißiger ſein wollten; allein je näher man Rom kommt, deſto deutlicher ſpürt man die Folgen des päbſtlichen Segens, die durchaus wie Fluch ausſehen. Hinter Monteroſi packte mich ein Vetturino, der von Viterbo kam und nach Rom ging, mit ſolchem Ungeſtüm an, daß ich mich nothwendig in ſeinen Wagen ſetzen mußte, wo ich einen ſtattlich gekleideten Herrn fand, der eine todte Ziege und einen Korb voll anderer Victualien neben ſich hatte. Die Ziege wurde eingepackt und der Korb beiſeite geſetzt; ich legte meinen Torniſter zu meinen Füßen gehörig in Ordnung, und pflanzte mich Barbaren neben den zierlichen Römer. Er belugte mich ſtark und ich ihn nur obenhin; nach einigen Minuten fing das Geſpräch an; und ich ſchwatzte ſo gut ich in der neuen römiſchen Zunge konnte. Das ewige Thema waren leider wieder Mordgeſchichten, und der Herr guckte jede Minute zum Schlage hinaus, ob er keine Piſtolenhalfter ſähe. Ganz ſpaßhaft iſt es freilich nicht, wie ich nachher erfahren habe; aber eine ſolche Furcht iſt doch ſehr poſſirlich und lächerlich. Dieſe Angſt hielt bei dem Manne an, bis wir an die Geierbrücke von Rom kamen, wo er ſich nach und nach wieder erholte. Am Volksthore, denn durch dieſes fuhren wir ein, fragten die päbſtlichen Patrontaſchen nach meinem Paſſe und brachten ihn ſogleich zurück mit der Bitte: Qualche cosa della bona grazia pelle guardie. So ſo, das fängt gut an; ich mußte wohl einige Paoli herausrücken. Da hielten wir nun vor dem großen Obelisken, und ich überlegte, nach welcher von den drei großen Straßen ich auf gut Glück hinunter gehen ſollte. Eben hatte ich meinen Geſichtspunkt in die Mitte hinab durch den Corſo genommen und wollte ausſteigen, als mein Kamerad mich fragte, wo ich wohnen würde? Das weiß ich nicht, ſagte ich; ich muß ein Wirthshaus ſuchen. Er bot mir an, mich mit in ſein Haus zu nehmen. Er habe zwar kein Wirthshaus, ich ſolle es aber bei ihm ſo gut finden, als es Gefälligkeit machen könne. Ich ſah dem Manne näher ins Auge und las wenigſtens keine Schurkerei darin, dachte, hier oder da, iſt einerlei, ſetzte mich wieder nieder und ließ mich mit fortziehen. Man brachte mich, dem heiligen Franziskus mit dem Stigmen gegenüber, in den Pallaſt Strozzi, wo mein Wirth eine Art von Haushofmeiſter zu ſein ſcheint.

Rom.

So bin ich denn alſo unwiderſprechlich hier an der gelben Tiber, und zwar in keinem der letzten Häuſer. Man hat hier im Hauſe viel Höflichkeit für mich, und mehr Aufmerkſamkeit, als mir lieb iſt: denn ich merke, daß ich hier viel theurer leben werde, als in irgend einem Wirthshauſe; wie mir meine Landsleute, die den römiſchen Rommel etwas verſtehen, auch ſchon erklärt haben. Ich habe meine Addreſſen aufgeſucht. Uhden und Fernow empfingen mich mit Humanität und freundſchaftlicher Wärme. Du kennſt die Männer aus ihren Arbeiten, welche gut ſind; aber ſie ſelbſt ſind noch beſſer, welches nicht immer der Fall bei literäriſchen Männern iſt. Ich bin alſo ſchon kein Fremdling mehr am Kapitole. Auch den ſelbſtſtändigen, originellen und etwas barocken Reinhart ſah ich gleich den zweiten Tag, und mehrere andere deutſche Künſtler. Gmelin iſt ein lebhafter, jovialiſcher Mann, der nicht umſonſt die Welt geſehen hat, und der eine eigene Gabe beſitzt, im Deutſchen und Franzöſiſchen mit der lebendigſten Mimik zu erzählen.

Der Kardinal Borgia, an den ich einen Brief hatte, nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf. Ein Anderer würde in ſeinem Styl Herablaſſung ſagen; nach meinem Begriff läßt ſich kein Menſch herab, wenn er mit Menſchen ſpricht, und wenn irgend ein ſogenannter Großer in ſeinem Charakter noch Herablaſſung nöthig hat, ſo ſteht er noch lange nicht auf dem rechten Punkte. Ich war genöthigt, meine Anrede franzöſiſch zu machen, da ich mir im Italieniſchen nicht Wendung genug zutraute, mit einem ſolchen Manne eine zuſammenhängende Unterredung zu halten. Er antwortete mir in der nämlichen Sprache; aber kaum hörte er, daß ich Latein verſtand, ſo fuhr er, für einen Cardinal drollig genug, lateiniſch fort, das Lob dieſer Sprache zu machen, durch welche die Nationen ſo feſt zuſammenhängen. Haec est illa lingua, ſetzte er hinzu, quae nobis perperit Livios atque Virgilios. Et Tiberios et Nerones, hätte ich faſt unwillkürlich durch die Zähne gemurmelt. Ein Wort gab das andere, ich mußte ihm einiges von meiner Kriegswanderung nach Amerika erzählen und von meinem Weſen in Polen, und der alte Herr fiel mir mit vieler Gutmüthigkeit um den Hals, und faßte mich im Ausbruch der Jovialität nicht allein beim Kopf, ſondern ſogar bei den Ohren. Ein alter militäriſcher General ſeiner Heiligkeit ſtand dabei, und es wurde ein herzliches Trio gelacht, in das ich ſo beſcheiden als möglich mit einſtimmte. Du wirſt ſchon wiſſen, daß man in Rom mehr Mönchsgenerale als Kriegsgenerale antrifft. Beide ſpielen mit Kanonen, und es wäre nicht ſchwer zu entſcheiden, welche die ihrigen am beſten zu gebrauchen wiſſen. Ich erhielt die Erlaubniß, ohne Einſchränkung immer zu dem Kardinal zu kommen, welches für einen Pilger, wie ich bin, keine Kleinigkeit iſt. Er ſtutzte gewaltig, als er hörte, ich wollte übermorgen mein Bündel nehmen und des Weges weiter wandeln, billigte aber meine Gründe lachend, als ich ihm ſagte, ich wollte vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit meinen Spaziergang nach Syrakus endigen und auf meiner Rückkehr mich länger hier aufhalten. Er bot mir keine Empfehlung nach Veletri an, um dort freieren Eintritt in das Familienkabinet zu haben, worüber ich mich einiger Maßen wunderte. Aber man hat Schwierigkeiten mit den Franzoſen gehabt und Einige fürchteten ſogar, die Franzoſen würden die ganze Sammlung wegſchaffen laſſen. Das geſchieht nun zwar, wie ich höre, nicht; aber es iſt doch begreiflich, daß dadurch etwas Furchtſamkeit und Unordnung entſtanden ſein mag. Uebrigens bin ich nicht nach Italien gegangen, um vorzüglich Kabinette und Gallerien zu ſehen, und tröſte mich leicht mit meiner Laienphiloſophie.

Eben habe ich Canova geſehen und unſere Freunde, Reinhart und Fernow. Es iſt überall wohlthätig, wenn ſich verwandte Menſchen treffen; aber wenn ſie ſich auf ſo klaſſiſchem Boden finden, gewinnt das Gefühl eine eigene Magie ſchöner Humanität. Canova hat eine zweite Hebe für die Pariſer gearbeitet, die mir aber mit den Veränderungen, die er gemacht hat und die er doch wohl für Verbeſſerungen halten muß, bei weitem nicht ſo wohl gefällt, wie die venetianiſche. Du kennſt meinen Enthuſiasmus für dieſe. Er hat, däucht mir, dem Urtheil und dem Geſchmack der Franzoſen geſchmeichelt, denen ich aber in der Anlage einer Batterie eher folgen wollte, als in der Kritik über reine Weiblichkeit. Es bleibt an allen ihren ſchönen Weibern immer noch etwas von dem Character aus dem alten Palais Royal zurück. Er hat auch zwei Fechter nach dem Pauſanias gemacht, die nach langer Ermüdung zur Entſcheidung einander freien Stoß geben. Der eine hat ſo eben den furchtbarſten Schlag vor die Stirne erhalten — dieſes iſt der Moment — und reißt ſodann mit entſetzlichem Grimm ſeinem Gegner mit der Fauſt auf einem Griff das Eingeweide aus. Sie gelten für Muſter der Anatomie und des Ausdrucks. Da ſie keine nahe Beziehung auf reine, ſchöne Humanität haben, konnten ſie mich nicht ſo ſehr beſchäftigten: denn Furcht und Grimm ſind Leidenſchaften, von denen ich gerne mich wegwende. Die Stelle aus dem Pauſanias iſt mir nicht gegenwärtig; ich weiſe Dich auf ihn. Demoxenes heißt, glaube ich, der eine Fechter.

In einigen Tagen werde ich durch die Pontinen nach Terracina und ſodann weiter nach Süden gehen; damit ich vor der ganz heißen Jahreszeit, wenn's glückt, wieder zurückkomme. Mißglückt es, denn man ſpricht gar wunderlich, ſo mögen die Barbaren mich auf ihrer Seele haben. Ich will mich nicht durch Furcht ängſtigen, die auf alle Fälle kein guter Hausgenoſſe in der Seele iſt. Zu Ende des Jahres hoffe ich, post varios casus Dich wieder zu ſehen.

Terracina.

Du ſiehſt, daß ich aus den Sümpfen heraus bin. Die Prophezeihung meiner Freunde in Rom iſt eingetroffen. Der Herr Haushofmeiſter in dem Pallaſt Strozzi dem heiligen Franz mit den Stigmen gegenüber, überließ es meiner Großmuth, die ſeinige zu belohnen. Das heißt nun die Leute meiſtens am unrechten Flecke angefaßt. Ich griff mich indeſſen an, ſo viel ich konnte, und gab für drei Tage und drei Mahlzeiten, die übrigen hatte ich auswärts gehalten, zwei Kaiſerdukaten, welches ich für ziemlich honett hielt. Der Mann machte in Rom ein flämiſches Geſicht, aber doch weiter keine Bemerkung, ſondern begleitete mich noch gefällig bis Sankt Johann von Lateran, wo er mir am Thore ſeine Addreſſe gab, damit ich ihn bei meiner Rückkunft finden möchte. Er mochte doch die Rechnung gezogen und überlegt haben, daß einen ganzen Monat verhältnißmäßig das Geldchen noch mitzunehmen wäre. Das war nun aber mir nicht gelegen; meine Börſe wollte ſich in die Länge nicht ſo großmüthig behandeln laſſen. Man hat der Ausgaben mehrere. Ich ging nun durch die weitläufigen, halb verfallenen Gärten der Stadt und durch die ganz wuſte Gegend vor derſelben nach Albano hinüber.

Einige Millien vor der Stadt wandelte links unter den Ruinen der alten Waſſerleitungen, die vom Berge herabkamen, ein Mann mit einem Buche einſam hin, ſuchte ſich rund umher zu orientiren, und ſchloß ſich, als ich näher kam, an mich an. Er war ein Franzoſe, der ſich in Veletri ſchon lange häuslich niedergelaſſen hatte, in der Stadt geweſen war und jetzt heim ging. Seine Geſellſchaft war mir hier höchſt angenehm, da er mit der Geſchichte der Zeit und den Vorfällen des Kriegs bekannt war und rund umher mir alle Auftritte erklärte. Links hinauf nach den Hügeln des Albanerbergs hatten ſich die Franzoſen und Inſurgenten hartnäckig geſchlagen. Die Inſurgenten hatten zuerſt einigen Vortheil und hatten deswegen nach der Weiſe der Revolutionäre angefangen höchſt grauſam zu verfahren: aber die Franzoſen trieben ſie mit ihrer gewöhnlichen Energie bald in die Enge; und nun fehlte es wieder nicht an Gewaltthätigkeiten aller Art. Einige Millien von Albano iſt rechts am Wege eine Gegend, welche Schwefelquellen halten muß; denn der Geruch iſt entſetzlich und muß in der heißen Sommerperiode kaum erträglich ſein. In einer Peripherie von mehrern hundert Schritten keimt deswegen kein Gräschen, obgleich übrigens der Strich nicht unfruchtbar iſt.

Die Albaner bilden ſich ein, daß ihre Stadt das alte Alba Longa ſei, und ſagen es noch bis jetzt auf Treu und Glauben jedem Fremden, der es hören will. Die Antiquare haben zwar gezeigt, daß das nicht ſein könne, und daß die alte Stadt laut der Geſchichte an der andern Seite des Sees am Fuße des Berges müſſe gelegen haben: aber drei oder vier Millien, denken die Albaner, machen keinen großen Unterſchied; und es iſt wenigſtens Niemand in der Gegend, der ein näheres Recht auf Alba Longa hätte als ſie. Wir wollen ſie alſo in dem ruhigen Beſitz laſſen. Die jetzige Stadt ſcheint zur Zeit der erſten Cäſarn aus einigen Villen entſtanden zu ſein, von denen die des Pompejus die vorzüglichſte war. Dadurch ſieht es nun freilich um das Monument der Kuriatier mißlich aus, das auf dem Wege nach Aricia ſteht, und welches mir überhaupt ein ziemlich gothiſches Anſehen hat. Nach der Geſchichte ſind alle, die drei Kuriatier wie die beiden Horatier, unten vor der Stadt Rom begraben, wo der Kampf geſchah und wo auch ihre Monumente ſtanden: indeſſen läßt ſich wohl denken, daß die neuen Albaner aus altem Patriotismus ihren braven Landsleuten hier ein neues Denkmal errichteten, als unten die alten verfallen waren. Wenigſtens iſt nicht einzuſehen, wozu das Ding mit den drei Spitzen ſonſt ſollte aufgeführt worden ſein. Ein Kaſtell zur Vertheidigung des Weges wäre das Einzige, wozu man es machen könnte; aber dazu hat es nicht die Geſtalt.

In Albano fand mein Franzoſe Bekannte, bei denen er einkehrte; und ich ließ mich auf die Poſt bringen, welche das beſte Wirthshaus iſt. Sobald ich abgelegt hatte, trat ein artiger, junger Mann zu mir in's Zimmer, der aus der Gegend war und mit vieler Gutmüthigkeit mir die Unterhaltung machte. Mit ihm wandelte ich noch etwas in der ſchönen Gegend hin und her, und namentlich an das Monument, von deſſen Alterthum er indeſſen auch nicht ſonderlich überzeugt war. Antiquitäten ſchienen zwar ſeine Sache nicht zu ſein; aber dafür war er deſto bekannter in der neuen Welt. Er ſprach franzöſiſch und engliſch mit vieler Geläufigkeit, weil er in beiden Ländern einige Zeit geweſen war; eine nicht gewöhnliche Erſcheinung unter den

Italienern. Je m'appelle Prince, ſagte er, mais je ne le suis pas: indeſſen hatten ihn die Franzoſen nach ſeiner Angabe prinzlich genug behandelt, alle ſeine Oelbäume umgehauen, und ihm auf lange Zeit einen jährlichen Verluſt von zweitauſend Piaſtern verurſacht. Die Wahrheit davon laſſe ich auf ſeiner Erzählung beruhen. Der junge Mann zeigt viel Offenheit, Gewandheit und Humanität in ſeinem Charakter. Sodann führte er mich einige hundert Schritte weiter zu einer alten Eiche an dem Wege nach Aricia, nicht weit von dem Eingange in den Park und die Gärten des Fürſten Chigi. Die Eiche ſollte von ſeltener Schönheit ſein, und ſie iſt auch wirklich ſehr anſehnlich und maleriſch; aber wir haben bei uns in Deutſchland an vielen Orten größere und ſchönere.

Den Herrn Fürſten Chigi kannte ich aus Charakteriſtiken von Rom, und hätte wohl Luſt gehabt, ſeine Beſitzungen näher zu beſehen. Er ſelbſt iſt als Dichter und Deklamator in der Stadt bekannt, und ſoll wirklich unter dieſen beiden Rubriken viel Verdienſt haben. Er muß indeſſen ein ſonderbarer Bukoliker und Idyllendichter ſein; denn in ſeinem Park hat er den ſchönſten und herrlichſten Eichenhain niederhauen laſſen, und in dem Ueberreſte läßt er die Schweine ſo wild herumlaufen, als ob er ſich ganz allein von ihrer Maſtung nähren wollte. Darüber ſind nun beſonders die Maler und Zeichner ſo entrüſtet, daß ſie den Mann förmlich in Verdammniß geſetzt haben, und ich weiß nicht, wie er ſich daraus erlöſen will. Die Gegend iſt deſſen ungeachtet noch eine der ſchönſten in Italien, und das romantiſche Gemiſch von Wildheit und Kultur, die hier zu kämpfen ſcheinen, macht, wenn man aus der Oede Roms kommt, einen ſonderbaren wohlthätigen Eindruck. Die Leute in dieſer Gegend haben den Ruhm, vorzüglich gute Banditen zu ſein.

Von Albano ging ich den andern Morgen über eben dieſes Aricia, deſſen Horaz in ſeiner Reiſeepiſtel von Rom nach Brindiſi gedenkt, nach Genſano und Veletri und immer in die Pontinen hinein. Die Leute von Genſano ſind mir als die fleißigſten und ſittigſten im ganzen Kirchenſtaate vorgekommen, und ſie haben wirklich ihr Fleckchen Land ſo gut bearbeitet, daß ſie den Wohlthaten der Natur Ehre machen. Die Lage iſt ſehr ſchön; Berge und Thäler liegen in dem lieblichſten Gemiſche rund umher, und der kleine See von Nemi, unter dem Namen der Dianenſpiegel, giebt der Gegend noch das Intereſſe der mythologiſchen Geſchichte.

Vor Veletri holte mich ein Franzoſe ein, nicht mein geſtriger, ſondern ein anderer, der bei der Conde'ſchen Armee den Krieg mitgemacht hatte, jetzt von Rom kam und mit Empfehlungen von dem alten General Suwarow nach Neapel zu Akton ging, von dem er Anſtellunug hoffte. In zwei Minuten waren wir bekannt und muſterten die Armeen durch ganz Europa. Nach ſeinen Briefen mußte er ein ſehr braver Officier geweſen ſein, der ſelbſt bei Perugia ein Detaſchement kommandirte; und ich habe ihn als einen ehrlichen Mann kennen lernen. Wir aßen zuſammen in Veletri und ſchlenderten ſodann ganz vergnügt die Berge hinab in die Sümpfe hinein, die einige Stunden hinter der Stadt ihren Anfang nehmen. In Ciſterne wollten wir übernachten; aber das Wirthshaus hatte die ſchlechteſte Miene von der Welt, und die päpſtlichen Dragoner trieben ein gewaltig lärmendes Weſen. Uebrigens fiel mir ein, daß dieſes vermuthlich der Ort war, wo Horaz ſo ſehr von den Flöhen gebiſſen wurde und noch andere traurige Abenteuer hatte: daß auch der Apoſtel Paulus hier geſchlafen haben ſoll, ehe man ihn nach Rom in die Kerker des Kapitols einſperrte. Das war nun lauter böſes Omen. Wir beſchloſſen alſo, zumal da es noch am Tage war, noch eine Station weiter zu wandeln, bis Torre di tre ponti. Hier kamen wir aus dem Regen in die Traufe. Es war ein großes, leeres Haus, der Wirth war nach Paris gereiſt, um, wenn es möglich wäre, ſeine Habe wieder zu erhalten, die man ihm in die Wette geraubt hatte. Erſt plünderten die Neapolitaner, dann die Franzoſen, dann wieder die Neapolitaner und die Streiter des heiligen Vaters zur Geſellſchaft; das iſt nun ſo römiſche Wirthſchaft. Es war im ganzen Hauſe kein Bett, und die Leute ſahen nicht außerordentlich freundlich aus. Der Wirth war abweſend; es waren viele Fremde da, die in den pontiniſchen Sümpfen, wohin ſogar der Auswurf aus Rom flüchtet, kein großes Zutrauen einflößen können. Die alte gutmüthige Haushälterin gab uns indeſſen eine große Decke; wir verrammelten unſere Thüre mit Tiſch und Stühlen, damit man wenigſtens nicht ohne Lärm hereinkommen konnte, legten uns beide, der franzöſiſche Oberſtlieutenant und ich, in die breite mit Heu gefüllte Bettſtelle, ſteckten unſere Stöcke daneben, deckten uns zu und ſchliefen, ſo gut uns die Kälte, die Flöhe und die quackenden Fröſche ſchlafen ließen. Den Morgen darauf war das Wetter fürchterlich und machte den nicht angenehmen Weg noch verdrießlicher: vorzüglich fluchte der Franzoſe nach altem Stil tous les diables mit allem Nachdrucke durch alle Inſtanzen, die Yorik gegeben hat. Es konnte indeſſen nichts helfen; ich Hyperboreer zog bärenmäßig immer weiter; der Franzmann aber verſteckte ſich in ein altes leeres Brückenhaus über dem Kanal und wollte den Sturm vorbei gehen laſſen. Wenn man naß iſt, muß man laufen; ich ließ ihn ruhen, und verſprach, hier in Terracina im Gaſthofe auf ihn zu warten.

Die letzte Station vor Terracina war für mich die abenteuerlichſte. Die alte appiſche Straße geht links etwas oben von den Bergen hin und macht dadurch einen ziemlichen Umweg: aber die neuen wollten dem Elemente zum Trotz klüger ſein, und zogen ſie unüberlegt genug gerade fort. Sie ſieht recht ſchön aus, wenn ſie nur gut wäre. Das Waſſer war groß, ich hatte den Abzug links über eine alte Brücke nicht gemerkt, und ging die große gerade Linie immer weiter. In einer halben Stunde ſtand ich vor Waſſer, das rechts aus der See hineingetreten war und links durch die Gebüſche weit hinauf ging. Durch den erſten Abſatz ſchritt ich raſch; aber es kam ein zweiter und ein dritter noch größerer. Es war dabei ein furchtbarer Regenſturm und ich konnte nicht zwanzig Schritte ſehen. Ich ging faſt eine Viertelſtunde auf der Straße bis über den Gürtel im Waſſer, und wußte nicht, was vor mir ſein würde. Einige Mal waren leere Plätze links und rechts; und da ſtand ich in den Einſchnitten wie im Meere. Nur die Bäume, die ich dunkel durch den Regenſturm ſah, machten mir Muth vorwärts. Endlich war ich glücklich durch die päpſtliche Stelle, und zog eine Parallele zwiſchen den Alten und Neuen, die eben nicht zum Vortheil meiner Zeitgenoſſen ausfiel. Wie ich heraus war, ward der Himmel hell, und ich ſah den Berg der göttlichen Circe in der Abendſonne zu meiner Rechten und zu meiner Linken die Felſen von Terracina glänzen. Es war wirklich, als wenn die alte Generalhexe eben einen Hauptproceß machte, und ich konnte froh ſein, daß ich noch ſo gut mit einem Bischen Schmutz davon gekommen war. Nachdem ich in der Locanda Reale, einem großen ſtattlichen Hauſe an dem Heerwege vor der Stadt, Quartier gemacht hatte, recognoscirte ich oben den Ort auf dem weißen Felſen, wie ihn Horaz nennt, wo man rechts und links von dem Circeiſchen Vorgebirge bis an das Kajetaniſche und über die Inſeln eine herrliche Ausſicht hat. Ich bekümmerte mich wenig um die Ruinen des alten Jupitertempels und um den neuen Palaſt des Papſtes, ſondern weidete mich an der unter mir liegenden ſchönen Gegend, den herrlichen Orangengärten, die ich hier zuerſt ganz im Freien ausgezeichnet ſchön fand, und der üppigen Vegetation aller Art. Auch mehrere Palmbäume traf ich hier ſchon, da in Rom nur ein einziger als eine Seltenheit nicht weit vom Koloſſeum gezeigt wird. Von der letzten Station führt eine herrliche Allee der ſchönſten und größten Aprikoſenbäume in die Stadt.

Mein Franzoſe kam, und es fand ſich, daß der arme Teufel mit ſeiner Börſe auf den Hefen war. Ich mußte ihn alſo doch nach Neapel hinüber transportiren helfen. Zu Abend traf ich im Wirthshauſe ein Paar ziemlich reiche Mailänder, die mit ſchöner Equipage von Neapel kamen, und wir aßen zuſammen. Die Herren waren ganz verblüfft zu hören, daß ich von Leipzig nach Agrigent torniſtern wollte, bloß um an dem ſüdlichen Ufer Siciliens etwas herumzuſchlendern und etwa junge Mandeln und ganz friſche Apfelſinen dort zu eſſen. Die Unterhaltung war ſehr lebhaft und angenehm, und die Norditaliener ſchienen die ſchöne Neapel quovis modo, literäriſch, äſthetiſch und phyſiſch genoſſen zu haben. Morgen geht's in's Reich hinüber: denn ſo nennt man hier das Neapolitaniſche.

Neapel.

Der Morgen war friſch und ſchön, als wir Anxur verließen, der Wind ſtark und die Brandung hochſtürmend, ſo daß ich am Strande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen ſchlugen majeſtätiſch an den ſteilen Felſen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein franzöſiſcher Reiſekamerad Zwiſt mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte paſſiren laſſen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo beſah man bloß, ſchrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzoſe packte ſeine ganze Brieftaſche aus, ſprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Miniſter und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Reſpekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Inſtruction gegangen ſein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wir ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutſche waren. Die Stadt ſelbſt liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmſten Thäler, nicht ſehr weit vom Meere. Der Weg von Terracina dahin iſt abwechſelnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felſen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi ſollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueberreſte von der Ville des Nerva zu ſehen ſein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß darüber den Kaiſer, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus iſt die Gegend zwiſchen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges ſtand in einem engen Felſenpaſſe eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzoſen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie ſuchten ſich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner ſich gar nichts hatten träumen laſſen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuverſicht; man thut beſſer zu glauben, daß die Feinde alle Gemſenjäger ſind, und in einer Entfernung von ſechs deutſchen Meilen iſt es nie unmöglich, daß ſie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner ſahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzoſen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüſtet und Pferdeſtälle daraus gemacht. Das iſt nun freilich nicht ſehr human; von Religioſität nichts zu ſagen. Der Ort liegt in einer Bergſchlucht tief begraben. Es ſtanden hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger öſtreichiſcher Sergeant, jetzt neapolitaniſcher Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzoſe hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm alſo doch Schuhe machen laſſen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil ſeine Füße nicht mehr in baulichem Weſen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er ſuchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaſerta. Ich gab ihm alſo zu dem Ausgelegten noch einen Kaiſerdukaten, quittirte in Gedanken ſchon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Faſt hätte ich vergeſſen, Dir eine etwas ernſthafte Geſchichte von Itri zu erzählen, nämlich ernſthaft für mich. Itri iſt ein Neſt; das Wirthshaus war ſchlecht. Unſere Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und ſich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir ſodann nach. Er war etwas über See und ſchlief ſogleich ein; ich philoſophirte noch eins topſytorvy. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und ſehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehen oder zwölfe geſtiegen ſein. Nun vernahm ich, daß es über unſere armen Perſonalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquiſition hielt. Sono caltive gente, hieß es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorſchlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweiſe. Mein Franzoſe ſchnarchte. Du kannſt denken, daß mir nicht ſonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man ſchlägt hier zum Anfang ſogleich die Leute todt, und macht ſodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unſere Wirthin, nahm ſich unſer mit einem exemplariſchen Muthe an, ſprach und ſchrie, was ſie konnte, und behauptete, daß wir ehrliche Leute wären; der Kommandant hätte unſere Päſſe geſehen. Nun ſchien man zum Unglück dem Kommandanten ſelbſt in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch möchte geworden ſein. Ich zog ganz ſtille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italieniſch zuſammen, und machte Miene die Treppe hinab unter ſie zu gehen. „Meine Herren, ſagte ich ſo ſtark und beſtimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reiſender; ich dächte, im Wirthshauſe, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wohin Sie wollen: aber machen ſie die Sache mit Ernſt und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab.“ Es ward ſtiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich oben zu bleiben, welches ich natürlich ſehr gern that; und nach und nach ſchlichen ſie alle fort. Spaßhaft iſt es nicht ganz; denn dort geht man ſelten ohne Flinte und Meſſer, und jeder iſt zur Execution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich alſo allein zwiſchen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme iſt durch dieſes Etabliſſement ihres Namens faſt berühmter geworden, als ihr frommer Milchſohn. Warum war ich nun nicht geſtern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, ſchönes, ziemlich billiges Gaſthaus, wo ich bei friſchen Eiern und friſchen Fiſchen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und friſchen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühſtück hielt. Unter mir ſtand ein Zitronengarten in der ſchönſten Gluth der Früchte; und links und rechts überſah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Iſchia und Procida. Es iſt, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köſtlichſte Deſert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Vorfalles mit unſern Freunden wieder in nähere Berührung ſetzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz geſeſſen und Fiſche und Früchte gegeſſen, und mich aufgeſordert, ſeiner zu gedenken, wenn ich von Mola auf das klaſſiſche Land umher ſchauen würde. Jetzt iſt er nicht mehr der Liebling ſeiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Fittigen zn erhalten verſtand und ſie rund umher gab. Wo auch ſeine Aſche ruht, ein Biederer müſſe hingehen und ſie ſegnen. Keiner ſeiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch ſein Herz gut, was ſein Kopf verſah.

Nun ging ich vergnügt und froh die ſchöne magiſche Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wo der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä ſtand, bis an den Liris hinab. Langſam wallte ich dahin; mir däucht ich ſähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ ſich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entſchloſſen den Lohn für ſeine Philippiken zahlen. Es iſt mir der ehrwürdigſte Moment in Cicero's Leben; der einzige vielleicht, wo er wirklich ganz rein als ſelbſtſtändiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres ſprach, war es vielleicht Ruhmſucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, ſtand ſeine Exiſtenz auf dem Spiel und er hatte keine andere Wahl als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrſcheinlich Haß und Partheiſucht. Im Glück prahlte er, im Unglück jammerte er: er zeigte in ſeinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewiſſer Rückſicht mit ſeinem Leben ausgeſöhnt; ſo wie es Männer in der Geſchichte giebt, deren Tod faſt das Verdienſt ihres Lebens auslöſcht. Dort unten lag Minturnä; dort, ſtelle ich mir vor, ſtand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder ſeiner Nation zu tödten, und wo dieſer gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesſchrecken in die Glieder jagte. „Menſch, wagſt du es, den Kajus Marius zu morden?“ Weiter hinab rechts iſt die Sumpfgegend, wo nach der Flucht der erſte Mann der erſten Stadt der Welt ſich im Schilfe verbarg, bis er ſich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich ſetzte unter dieſen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich dieſſeits von einer Menge Mauleſeltreiber umgeben war, die mir alle ſich und ihre Thiere zum Dienſt anboten. Da half kein Demonſtriren, ſie machten die Kleinigkeit der Forderung noch kleiner und ſetzten mich halb mit Gewalt auf ein laſtbares Stück, ſchnallten meinen Reiſeſack in Ordnung, und ſo zog ich mit der lieblichen Karavane weiter. Ein Kalabreſe hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Geſellſchaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte ſich einige Millien weiter herab angeſchloſſen, der in der Reſidenz ſein Glück verſuchen wollte, weil ſeine Stiefmutter zu Hauſe den Kredit ihres Namens etwas zu ſtrenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig ſeine Geſchichte erzählen. Nun fing mein alter Eſeltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menſchen die Gefahr vorzuſtellen, der er entgegenliefe. Er that dieſes mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Behutſamkeit im Vortrage, die mir den alten Mann ſehr werth machten. Wäre ich Sultan geweſen, ich hätte den Eſeltreiber zum Mufti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen ſein. Dieſe ſchöne, bedachtſame Philanthropie wäre manchem unſerer Moraliſten zu wünſchen. Auch ſchien er über die ehrenvolle Geſellſchaft durch ſeinen Verſtand nnd ſeinen heitern Ernſt ein ziemliches Anſehen zu haben. Kurz vor Seſſa ſchieden wir: ich ſetzte mich von dem Eſel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menſchen zu ſeinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Taſche als wohl gewöhnlich. Mein Kalabreſe begleitete mich, ich mochte wollen oder nicht, auf die Poſt, als das beſte Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, ſpazierte ich hinauf nach Seſſa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptſtadt der Volsker war. Der Weg von der Poſt hinunter und in die Stadt hinauf iſt angenehm genug: und die Lage des Orts iſt herrlich mit den ſchönſten Ausſichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaurus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche ſtand und einen heiligen Johannes, der enthauptet wird, betrachtete, und eben ſo ſehr die Andacht einiger jungen ganz hübſchen

Weiber beherzigte, die den ſchönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken feſthielten; trat mein alter Eſeltreiber, der auf der andern Seite heraufgekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberſtücke geſehen, die ich dem Buben gegeben hatte; und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel ſeiner Zunftleute, und ſtellte mich wohl funfzig Eſeltreibern aus Seſſa und der Gegend mit der freundſchaftlichſten Theilnahme vor. Mir däucht, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, ſie hätten mich dem Miniſter zum Trotz einſtimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; ſo ſehr bezeigten ſie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigſtens eben ſo wohl, als da mich in Warſchau die alte kommandirende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer heaumführte, und mir in vollem Kreiſe die Ausfertigung einer Depeſche in's Ohr flüſterte. Aus dieſem Zirkel zogen mich einige ſehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Auguſtinern führten, die hier für ihre Bäuche den behaglichſten Ruheplatz mit der ſchönſten Ausſicht nach allen Seiten ausgeſucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klaſſiſchen Geſchmack haben müſſen, iſt, daß ſie die Falerner Berge überſehen. Ihr Gebäude iſt für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich ſchon gewöhnt; man braucht eben nicht erſt über den Liris zu gehen, um ſo ausſchweifende Pracht, ſo unſinnige Verſchwendung zu ſehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris ſieht man noch die Subſtruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenſeits die Reſte einer Waſſerleitung. Der Fluß ſelbſt, der nicht ſehr breit iſt, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu paſſiren ſein: denn er iſt ziemlich tief und jetzt im Frühling ſehr ſchnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzoſen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denſelben ſetzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern deſſelben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, ſetzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indeſſen nicht ſtehen. Es iſt blos die klaſſiſche Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat ſchon längſt ſeinen alten Kredit verloren. Höchſt wahrſcheinlich iſt die Urſache der Ausartung Vernachläſſigung, wie bei den meiſten italieniſchen Weinen, die ſich beſſer halten würden, wenn man ſie beſſer hielte. Als wir den Morgen auswandelten, ward meinem Kalabreſen entſetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf beſtände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Paſſage von Montagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windſtoß durch das Geſträuch erſchreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedorrte Köpfe in eiſernen Käfichen an dem Felſen befeſtigt ſahen, war er der Auflöſung ſeines Weſens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faſelte von lauter Mariolen, wie er ſie nannte, die gar fürchterliche Leute ſein ſollten, und von denen er ſchreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beſchreibung der Kerle ausbat, ſagte er, man wüßte nicht, woher ſie kämen und wohin ſie gingen, ſondern nur was ſie thäten; ſie plünderten und raubten und ſchlügen todt, wo ſie könnten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erſchienen und verſchwänden, ohne ſich um etwas zu bekümmern. Nach ſeiner Angabe kommen ſie meiſtens aus den Bergen von Bruzzo. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gefunden, daß der Menſch ziemlich recht hat. Er pinſelte mir aber die Ohren ſo voll, daß ich ihm ſagte, er möchte mich ungehudelt laſſen mit ſeinen erbärmlichen Litaneien; wenn ich todt geſchlagen werden ſollte, ſo wollte ich mich doch wenigſtens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl ſehr gottlos vor, und mir ſeine Klagelieder ſehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felſenpaſſage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünſtiglich, als wir aus der Gegend heraus waren. Er ſegnete meinen Entſchluß, als ich mich auf der Straße von einem Vetturino bereden ließ, mich einzuſetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu laſſen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouverneur nach Kaſerta gefahren, und man wollte durchaus, ich ſollte ſeine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich beſtürmte ich den Capitaine du jour ſo viel, daß er mir den Paß ohne Vidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl ſchickte, er ſollte mich gehen laſſen; er ſelbſt wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaſerta gehen; dazu war aber mein Kalabreſe durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der ſichere Tod; da wimmelte es von Mariolen. Ich gab dem Schuft einige Karlin, verſtehe neapolitaniſche; ließ ihn ſich rechts nach Averſa forttrollen, um dort am rechten Orte ſeine attellaniſchen Fabeln zu erzählen, und ſchlug mich links nach Altkapua. Einige ehrſame Bürger aus der Feſtung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menſchen erzählte, meinten, es ſei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch ſchon ſeit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren ſchienen ſich patriotiſch ihrer vaterländiſchen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, ſteht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer beſſern militäriſchen Poſition angelegt iſt. Sankt Martin iſt noch jetzt eine Luſtparthie für die Bürger der neuen Stadt, ſo ſehr behauptet der alte Platz ſeinen Kredit. Es ſteht bekanntlich noch der Reſt eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und alſo verhältnißmäßig neu iſt, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweiſe. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche iſt, durch das Hannibal ſeinen Ruhm hinein und nicht wieder heraus trug, ließ nach kurzer Beſchauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Kaſerta fort. Es ſtehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römiſche Begräbniſſe ſind, und von denen eines wenigſtens in ſehr gutem Stil gearbeitet zu ſein ſcheint.

Es wäre überflüſſig, Dir eine Beſchreibung des Schloſſes in Kaſerta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und beſſer finden kannſt. Der erſte Anblick iſt groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die ſchönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beſchäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefeſſelt von der Anſicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge geht, über welche man die berühmte Waſſerleitung herübergebracht hat. Dieſe ſchöne reiche Kunſtkaskade ſchließt den Grund der Parthie. Man wird ſelten irgendwo ſo etwas magiſches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkührlich gehauſt haben: jetzt iſt der Kronprinz und ſeine Sardiniſche Majeſtät hier.

Auf der Poſt empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Trupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten ſich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Humane Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu beſehen; dieß war aber zur Auffaſſung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Vetturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Ma si, si, ſagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich ſtieg ein und ſetzte mich neben einen ſtattlichen dicken Herrn; ſogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieſes iſt alſo das ſchöne, reiche, ſelige Kampanien, das man, ſeitdem es ſo bekannt iſt, znm Paradieſe erhoben hat, für das die römiſchen Soldaten ihr Kapitol vergeſſen wollten. Es iſt wahr, der Strich zwiſchen Averſa, Kapua, Kaſerta, Nola und Neapel, zwiſchen dem Veſuv, dem Gaurus und den hohen Apenninen, oder das ſogenannte Kampanerthal, iſt von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch geſehen habe, der ſchönſte Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchſten Verſchwendung ausgegoſſen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzeſt einen Baum, und er wächſt in kurzer Zeit ſchwelgeriſch breit und hoch empor; Du hängſt einen Weinſtock daran und er wird ſtark wie ein Stamm, und ſeine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum ſteht mit beſcheidener Schönheit an dem Abhange der ſchützenden Berge; die Feige ſchwillt üppig unter dem großen Blatte am geſegneten Aſte; gegenüber glüht im ſonnigen Thale die Orange, und unter dem Obſtwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Miſchung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obſt, Wein und Weizen; und alles iſt üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter dieſen magiſchen Abwechſelungen kamen wir in einigen Stunden in Parthenope an. Der ſtattliche dicke Herr, mein Nachbar, ſchien die Deutſchen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag geweſen, wußte einige Dutzend Wörter von unſerer Sprache, und war die Gefälligkeit ſelbſt. Er war aus dem königlichen Hauſe, und mich wunderte deswegen ſeine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines ſeiner Bekannten an dem Ende des Toledo, bis ich den Herrn Heigelin aufgeſucht hatte, an den meine Empfehlung von Wien lautete. Es iſt wirklich ſehr wohlthätig, wenn man bei dem erſten Eintritt in ſo einen Ort, wie Neapel iſt, als Wildfremder eine ſo freundliche Hand zur Leitung findet, bis man ſich ſelbſt etwas orientiren kann.

Neapel.

Du mußt und wirſt von mir nicht erwarten, daß ich Dir eine topiſche, ſtatiſtiſche, literariſche oder vollſtändig kosmiſche Beſchreibung von den Städten gebe, wo ich mich einige Zeit aufhalte. Dazu iſt mein Aufenthalt zu kurz; die kannſt Du von Reiſenden von Profeſſion oder aus den Fächern beſonderer Wiſſenſchaften gewiß beſſer bekommen. Ich erzähle Dir nur freundſchaftlich, was ich ſehe, was mich vielleicht beſchäftigt und wie es mir geht. Meine Wohnung iſt hier auf Mont Oliveto. Wie der Ort zu dem Namen des Oelberges kommt, weiß ich nicht; er iſt aber eine der beſten Straßen der Stadt, nicht weit vom Toledo, mit welchem er ſich oben vereiniget. Die Beſitzerin des Hauſes iſt eine Franzöſin, die ſich ſeit einigen Jahren der hieſigen Revolution wegen zu ihrer Sicherheit in Marſeille aufhält. Ich habe Urſache, zufrieden zu ſein; es iſt gut und billig. Die Geſellſchaft beſteht meiſtens aus Fremden, Engländern, Deutſchen und Franzoſen; die letzten machen jetzt hier die größte Anzahl aus.

Seit einigen Tagen bin ich mit einem alten Genueſen, der halb Europa kennt und hier den Lohnbedienten und ein Stück von Cicerone macht, in der Stadt herumgelaufen. Der alte Kerl hat ziemlich viel Sinn und richtigen Takt für das Gute und ſogar für das Schöne. Er hielt mir einen langer Sermon über die Landhäuſer der Kaufleute rund in der Gegend umher, und bemerkte mit cenſoriſcher Strenge, daß ſie das Verderben vieler Familien würden. Man wetteifere gewöhnlich, wer das ſchönſte Landhaus und die ſchönſte Equipage habe, wer auf ſeinem Caſino die ausgeſuchteſten Vergnügen genieße und genießen laſſe, und wetteifere ſich oft zur Vergeſſenheit, und endlich in's Unglück. Sitten, Ehre und Vermögen werden vergeudet. Kaum habe der Kaufmann ein kleines Etabliſſement in der Stadt, ſo denke er ſchon auf eines auf dem Lande; und das zweite koſte oft mehr als das erſte. Spiel und Weibergalanterie und das verfluchte oft abwechſelnde Cicisbeat ſeien die ſtärkſten Gegenſtände des Aufwandes; und doch ſei das Cicisbeat hier noch nicht ſo herrſchend als in Rom. Wenn Du mir einwendeſt, daß das ein Lohnbedienter ſpricht, ſo antworte ich: Jeder hat ſein Wort in ſeinem Fache; und hier iſt der alte Kerl in dem ſeinigen. Seine Amtsbrüder in Leipzig und Berlin können gewiß auch weit beſſere Nachrichten über gewiſſe Artikel geben, als man auf dem Rathhauſe finden würde. Jeder hat ſeine Sphäre, der Finanzminiſter und der Thorſchreiber. Ich ſah die Kirche des heiligen Januar in der Stadt; Neapel ſollte, däucht mir, eine beſſere Kathedrale haben. Das vorzüglichſte darin ſind einige merkwürdige Grabſteine und die Kapelle des Heiligen. Dieſes iſt aber nicht der Ort, wo er gewöhnlich ſchwitzen muß; das geſchieht vor der Stadt in dem Hoſpital bei den Katakomben. In den Katakomben kroch ich über eine Stunde herum, und beſchaute das unterirdiſche Weſen, und hörte die Gelehrſamkeit des Cicerone, der, wie ich vermuthe, Glöckner des Hoſpitals war. Ueber den Grüften iſt ein Theil des Gartens von Capo di monte. Der Führer erzählte mir eine Menge Wunder, welche die Heiligen Januarius und Severus hier ganz gewiß gethan haben, und ich war unterdeſſen mit meinen Konjekturen bei der Entſtehung dieſer Grüfte. Hier und da lagen in den Einſchnitten der Zellen noch Skelette, und zuweilen ganz große Haufen von Knochen, wie man ſagte, von der Zeit der großen Peſt. Die römiſchen Katakomben habe ich nicht geſehen, weder nahe an der Stadt, noch in Rignano, weil mich verſtändige Männer und Kenner verſicherten, daß man dort ſehr wenig zu ſehen habe und es nun ganz ausgemacht ſei, daß das Ganze weiter nichts als Puzzolangruben geweſen, die nach und nach zu dieſer Tiefe und zu dieſem Umfange gewachſen. Das iſt begreiflich und das wahrſcheinlichſte.

Die heilige Clara hat das reichſte Nonnenkloſter in der Stadt und eine wirklich ſehr prächtige Kirche, wo auch die Kinder des königlichen Hauſes begraben werden. Die Nonnen ſind alle aus den vornehmſten Familien; und man hat ihre Thorheit und ihr Elend ſo glänzend als möglich zu machen geſucht. Mein alter Genueſe, der ein großer Hermeneute in der Kirchengeſchichte iſt, erzählte mir bei dieſer Gelegenheit ein Stückchen, das ſeinen Exegetentalenten keine Schande macht, und deſſen Würdigung ich den Kennern überlaſſe. Die heilige Klara war eine Zeitgenoſſin des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus; und man giebt ihr Schuld, ſie habe beide insbeſondere glauben laſſen, ſie ſei jedem ausſchließlich mit ſehr feuriger chriſtlicher Liebe zugethan. Dieſes thut ihr in ihrer Heiligkeit weiter keinen Schaden. Jeder der beiden Heiligen glaubte es für ſich und war ſelig, wie das zuweilen auch ohne Heiligkeit zu gehen pflegt. Dominikus war ein großer, ſtarker, energiſcher Kerl; ungefähr wie der Moſes des Michel Angelo in Rom, und ſein Nebenbuhler Franziskus mehr ein ätheriſcher, ſentimentaler Stutzer, der auch ſeine Talente zu gebrauchen wußte. Nun ſollen auch die heiligen Damen zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Qualitäten lieben. Der handfeſte Dominikus traf einmal den brünſtigen Franziskus mit der heiligen Klara in einer geiſtlichen Exſtaſe, die ſeiner Eiferſucht etwas zu körperlich vorkam; er ergriff in der Wuth die nächſte Waffe, welches ein Bratſpieß war, und ſtieß damit ſo grimmig auf den unbefugten Himmelsführer los, daß er den armen, ſchwachen Franz faſt vor der Zeit dahingeſchickt hätte. Indeß der Patient kam davon, und aus dieſer ſchönen Züchtigung entſtanden die Stigmen, die noch jetzt in der chriſtlichen Katholicität mit allgemeiner Andacht verehrt werden. Ich habe, wie ich Dir erzählte, ihm in Rom gegenüber gewohnt, und ſie dort hinlänglich in Marmor dokumentirt geſehen. Mein Genueſe ſagte mir die heilige Anekdote nur vertraulich in's Ohr, und wollte übrigens als ein guter Orthodox weiter keine Gloſſe darüber machen, als daß ihm halb unwillkührlich entfuhr: Quelles bêtises on nous donne à digerer! Chacun les prend à sa façon.

Heute beſuchte ich auch Virgil's Grab. Die umſtändliche Beſchreibung mag Dir ein Anderer machen. Es iſt ein romantiſches, idylliſches Plätzchen; und ich bin geneigt zu glauben, der Dichter ſei hier begraben geweſen, die Urne mag nun hingekommen ſein, wohin ſie wolle. Das Gebäudchen iſt wohl nichts anderes als ein Grab, nicht weit von dem Eingange der Grotte Poſilippo, und eine der ſchönſten Stellen in der ſchönen Gegend. Ich weiß nicht, warum man ſich nun mit allem Fleiß bemüht, den Mann auf die andere Seite der Stadt zu begraben, wo er nicht halb ſo ſchön liegt, wenn auch der Veſuv nicht ſein Nachbar wäre. Ich bin nicht Antiquar; aber die ganze Behauptung, daß er dort auf jener Seite liege, beruht doch wohl nur auf der Nachricht, er ſei am Berge Veſuv begraben worden. Das iſt er aber auch, wenn er hier liegt; denn der Berg iſt gerade gegenüber; in einigen Stunden war er dort, wenn er zu Lande ging, und ſetzte er ſich in ein Boot, ſo ging es noch ſchneller. Die Entfernung eines ſolchen Nachbars, wie Veſuv iſt, wird nicht eben ſo genau genommen. Lag er dort, ſo hat ihn auf alle Fälle der Berg tiefer in den Tartarus gebracht. Aber alle übrigen Umſtände ſind mehr für dieſe Seite der Stadt. Hier iſt die reichſte, ſchönſte Gegend; hier waren die vorzüglichſten Niederlaſſungen der römiſchen Großen, vornehmlich auf der Spitze des Poſilippo die Gärten des Pollio, der ein Freund war des römiſchen Autokrators und ein Freund des Dichters; nach dieſer Gegend lagen Puteoli und Bajä und Cumä, der Avernus und Miſene, die Lieblingsgegenſtände ſeiner Dichtungen; dieſe Gegend war überhaupt der Spielraum ſeiner lebendigen Phantaſie. Wahrſcheinlich hat er hier gewohnt, und wahrſcheinlich iſt er hier begraben. Donat, der es, wenn ich nicht irre, zuerſt erzählt, konnte wohl noch ſichere Nachrichten haben, konnte davon Augenzeuge geweſen ſein, daß das Monument noch ganz und wohl erhalten war; hatte durchaus keine Urſache, dieſem Fleckchen irgend einen Vorzug vor den übrigen zu geben, und dieſes iſt der Ort ſeiner Angabe, — zwei Steine von der Stadt, an dem Wege nach Puteoli, nicht weit von dem Eingange in die Grotte. Ich will nun auch einmal glauben; man hat für manchen Glauben weit ſchlechtere Gründe; und alſo glaube ich, daß dieſes Maro's Grab ſei. Den Lorbeer ſuchſt Du nun umſonſt; die verkehrten Afterverehrer haben ihn ſo lange bezupft, daß kein Blättchen mehr davon zu ſehen iſt. Ich nahm mir die Mühe, hinauf zu ſteigen, und fand nichts, als einige wild verſchlungene Kräuter. Der Gärtner beklagte ſich, daß die gottloſen vandaliſchen Franzoſen ihm den allerletzten Zweig des heiligen Lorbeers geraubt haben. Dichter müſſen es nicht geweſen ſein; denn davon wäre doch wohl etwas in die Welt erſchollen, daß der Lorbeer von dem Lateiner neuerdings auf einen Gallier übergegangen ſei. Vielleicht ſchlägt er für die Gläubigen am Grabe des Mantuaners wieder aus. Man ſollte wenigſtens zur Fortſetzung der ſchönen Fabel das ſeinige beitragen; ich gab dem Gärtner geradezu den Rath.

Als ich hier und bei Sanazars Grabe nicht weit davon in der Servitenkirche war, verfolgte mich ein trauriger Cicerone ſo fürchterlich mit ſeiner Dienſtfertigkeit, mir die Antiquitäten erklären zu wollen, daß er durchaus nicht eher von meiner Seite ging, bis ich ihm einige kleine Silberſtücke gab, die er ſehr höflich und dankbar annahm. Ich habe mich nicht enthalten können, bei dieſer Gelegenheit wahres Mitleid mit dem großen Cicero zu haben, daß ſein Name hier ſo erbärmlich umhergetragen wird. Die Ciceronen ſind die Plagen der

Reiſenden, und immer iſt einer unwiſſender und abenteuerlicher als der andere. Den Vernünftigſten habe ich noch in Tivoli getroffen, der mir auf der Eſelspromenade ein Dutzend von Horazens Oden rezitirte und nach ſeiner Weiſe kommentirte.

Ich verſuchte es, an dem Fuße des Poſilippo am Strande hinaus bis an die Spitze zu wandeln; es war aber nicht möglich, weiter als ungefähr eine Stunde zu kommen; dann hörte jede Bahn auf, und das Ufer beſtand hier und da aus ſchroffen Felſen. Hier ſtehen in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelſtunde zwei alte Gebäude, die man für Schlöſſer der Königin Johanna hält, wo ſie zuweilen auch ihr berüchtigtes Unweſen getrieben haben ſoll. Sie ſind ziemlich zu ſo etwas geeignet, gehen weit ins Meer hinein, und es ließe ſich ſehr gut zeigen, wozu dieſes und jenes gedient haben könnte. Zwiſchen dieſen beiden alten leeren Gebäuden liegt das niedliche Caſino des Ritters Hamilton, wo er beſtändig den Veſuv vor Augen hatte; und man thut ihm vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn man aus dem Ort ſeiner Vergnügungen auf etwas Aehnlichkeit mit dem Geſchmack der ſchönen Königin ſchließt, die von der böſen Geſchichte doch wohl etwas ſchlimmer gemacht worden iſt, als ſie war. Ich war genöthigt, wieder zurückzugehen, und nicht weit von der Villa reale nahmen mich eine Menge Bootsleute in Beſchlag, die mich an die Spitze hinausrudern wollten. Es ſchien mir für den Vormittag zu ſpät zu ſein, deßwegen wollte ich nichts hören. Aber man griff mich auf der ſchwachen Seite an; man blickte auf die See, welche ſehr hoch ging, an den Himmel, wo Sturm hing, und auf mich mit einer Miene, als ob man ſagen wollte, das wird dich abhalten. Dieſer Methode war nicht zu widerſtehen, ich bezahlte die Gefahr ſogleich mit einem Piaſter mehr, und ſetzte mich mit meinem alten Genueſen in ein Boot, das ich erſt ſelbſt herunterziehen half. Der Genueſe hatte auch mehrere Seereiſen gemacht, und hatte Muth wie ein Delphin. Aber die Fahrt ward ihm doch etwas bedenklich; der Sturm heulte von Surrent und Kapri gewaltig herüber, und die Wogen machten rechts eine furchtbare Brandung; das Waſſer füllte reichlich das Boot, und der Genueſe hatte in einem Stündchen die Seekrankheit bis zur letzten Wirkung. Ich wollte um das Inſelchen Niſida herumgerudert ſein; das war aber nicht möglich; wir mußten, als wir einige hundert Schritte vor dem Einſiedler vorbei waren, umkehren und unſere Zuflucht in ein einſames Haus nehmen, wohin man in der ſchönen Zeit von der Stadt aus zuweilen Waſſerparthien macht, wo es aber jetzt traurig genug ausſah. Indeſſen fütterte uns doch der Wirth mit Makkaroni und gutem Käſe. Nicht weit von hier, nahe an dem Inſelchen Niſida, auf welchem auch Brutus vor dem Tode der Republik ſich einige Zeit aufgehalten hat, ſind die Trümmer eines alten Gebäudes, die aus dem Waſſer hervorragen, und die man gewöhnlich nur Virgils Schule nennt. Wenn man nun gleich den Ort wohl ſehr uneigentlich Virgils Schule nennt, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er hier oft gearbeitet haben mag. Es iſt eine der angenehmſten klaſſiſchen, mythologiſchen Stellen, welche die Einbildungskraft ſich nur ſchaffen kann. Vermuthlich gehörte der Platz zu den Gärten des Pollio. Er hutte hier um ſich her einen großen Theil von dem Theater ſiiner Aeneide, alle Oerter, die an dem Meerbuſen von Neapel und Bajä liegen, von den phlegräiſchen Feldern bis nach Surrent.

Nicht weit von der Landſpitze und von dem Wirthshauſe, wo ich einkehrte, ſtand ehemals ein alter Tempel der Fortuna, von dem noch einige Säulen und etwas Gemäuer zu ſehen ſind. Jetzt hat man an dem Orte ein chriſtliches Kirchlein gebaut und es der Madonna della Fortuna geweiht. Man hat bekanntlich manches aus dem Heidenthume in den chriſtlichen Ritus übergetragen, die Saturnalien, das Weihwaſſer und vieles andere; aber beſſer hätte man nicht umändern können; denn es iſt wohl auf der ganzen Erde, in der wahren Geſchichte und in der Fabellehre kein anderes Weib, das ein ſolches Glück gemacht hätte, als dieſe Madonna. Ein wenig weiter landeinwärts ſind in den Gärten noch die gemauerten Tiefen, die man mit Wahrſcheinlichkeit für die Fiſchhälter des Pollio annimmt, und in dieſer Meinung eine große marmorne Tafel an der Thür angebracht hat, auf welcher lateiniſch alle Gräul abſcheulich genug beſchrieben ſind, die der Heide hier getrieben hat; wo denn natürlich die Milde unſerer Religion und unſerer Regierungen ächt kardinaliſch geprieſen wird. Ich weiß nicht, ob man nicht vielleicht mit dem brittiſchen Klagemann ſagen ſollte: A bitter change, sevorer for severe! Es iſt jetzt kaum noch ein Sklave übrig, den Pollio in den Teich werfen könnte.

Mein Genueſe bat mich um alles in der Welt, ihn nicht wieder in's Boot zu bringen. Auch ich war ſehr zufrieden, auf einem andern Wege nach der Stadt zurück zu kehren. Ich zahlte alſo die Bootsleute ab, und wir gingen auf dem Rücken des Poſilippo nach Neapel. Dieſe Promenade mußt Du durchaus machen, wenn Du einmal hierher kommſt; ſie iſt eine der ſchönſten, die man in der herrlichen Gegend ſuchen kann. Lange Zeit hat man die beiden Meerbuſen von Neapel und Bajä rechts und links im Geſicht, genießt ſodann die ſchöne Ueberſicht auf die Parthie jenſeits des Berges nach Puzzuoli, welche die Neapolitaner mit ihrer verkehrten Zunge nur Kianura oder die Ebene nennen. Man kommt nach ungefähr vier Millien des herrlichſten Weges in der Gegend von Virgil's Grabe wieder herunter auf die Straße. Der Spaziergang iſt freilich etwas wild, aber deſto ſchöner.

Man ſagte mir, die Regierung habe wollen eine Straße rund um den Poſilippo herum auf der andern Seite nach Puzzuoli führen, ſo daß man nicht nöthig hätte, durch die Grotte und die etwas ungeſunde Gegend jenſeits derſelben zu fahren, ſondern immer am Meere bleibe. Das wird in der That einer der herrlichſten Wege werden: ungefähr eine halbe Stunde iſt gemacht; aber wenn doch die neapolitaniſche Regierung vorher das Nöthige, Gerechtigkeit, Ordnung und Polizei beſorgte; das andere würde ſich ſodann nach und nach ſchon machen.

Bekanntlich wird das Fort Sankt Elmo mit der darunter liegenden Karthauſe für die ſchönſte Parthie gehalten; und ſie iſt es auch für alle, die ſich nicht weiter auf den Veſuv oder zu den Kamaldulenſern bemühen wollen. Es iſt ein ziemlicher Spaziergang auf die Karthauſe, den unſer ſchleſiſcher Landsmann, Herr Benkowitz, ſchon für eine große Unternehmung hält, auf welche er ſich den Tag vorher vorbereitet. Ich Torniſterträger ſteckte die Taſche voll Orangen und Kaſtanien und wandelte damit zum Morgenbrode ſehr leicht hinauf. In das Fort zu kommen hat jetzt bei den Zeitumſtänden einige Schwierigkeit, und man muß vorher dazu die Erlaubniß haben. Man ſieht in der Karthauſe faſt eben ſo viel, nur hat man nicht das Vergnügen, zehn oder zwanzig Klaftern höher zu ſtehen. Die Karthauſe hat der König ausgeräumt und ſich die meiſten Schätze zugeeignet. Es iſt jetzt nur noch ein einziger Mönch da, der den Ort in Aufſicht hat. In der Kirche ſind noch mehrere ſchöne Gemälde, beſonders von Lafranc und ein noch nicht ganz vollendetes Altarblatt von Guido Reni; auch der Konventſaal hat noch Stücke von guten Meiſtern.

Um die ſchönſte Ausſicht zu haben, mußt Du zu den Kamaldulenſern ſteigen. Die Herren ſind in der Revolution etwas decimirt worden, haben aber den Verluſt nicht ſchwer empfunden. Man geht durch die Vorſtadt Fraskati und einige Dörfer immer bergauf und verliert ſich in etwas wilde Gegenden. Weil man nicht hinauf fahren kann, wird die Parthie nicht von ſehr vielen gemacht. Wir verirrten uns, mein Genueſe und ich, in den Feigengärten und Kaſtanienwäldern, und ich mußte dem alten Kerl noch mit meiner Topographie im Orientiren helfen. Das ärgerte mich gar nicht; denn wir trafen in der wilden Gegend einige recht hübſche Parthien nach allen Seiten. Es gab Stellen, wo man bis nach Kajeta hinüber ſehen konnte. Da wir uns verſpätet hatten, mußten wir in einem Dorfe am Abhange des Berges zum Frühſtück einkehren und einen zweiten Boten mitnehmen. Dieſer brachte uns auf einen der ſchönſten Wege an dem Berge über dem Agnano hin in das Kloſter. Es iſt dort nichts zu genießen als die Ausſicht; die Kirche hat nichts Merkwürdiges. Ein Laienbruder führte mich mit vieler Höflichkeit durch alle ihre Herrlichkeiten, und endlich an eine ausſpringende Felſenſpitze des Gartens unter einige perennierende Eichen, die vielleicht der ſchönſte Punkt in ganz Italien iſt. Von Neapel ſieht man zwar nicht viel, weil es faſt ganz hinter dem Poſilippo liegt; nur der hohe Theil von Elmo, Belvedere und einige andere Stückchen ſind ſichtbar. Aber rund umher liegt das ganze ſchöne maglſche klaſſiſche Land unter Einem Blick. Portici, das auf der Lava der Stadt des Herkules ſteht, der ſich empor thürmende Veſuv mit dem Somma, Torre del Greco, Pompeji, Stabiä, Surrent, Maſſa, Kapri, der ganze Poſilippo, Niſida, Iſchia, Procida, der ganze Meerbuſen von Bajä mit den Trümmern der Gegend, Miſene, die Thermen des Nero, der Lukriner See und hinter ihm verſteckt der Avernus, die Solfatara, bei heiterm Wetter die Berge von Kumä, der Garus und weiter hin die beſchneiten Apenninen; unten der Agnano mit der Hundsgrotte, deren Eingang nur ein hervorſpringender Hügel bedeckt; der neue Berg hinter der Solfatara; alte und neue Berge, ausgebrannte und brennende Vulcane, alte und neue Städte, Elyſium und die Hölle; — alles dieſes faſſeſt Du mit Deinem Auge, ehe Du hier eine Zeile lieſeſt. Tief, tief in der Ferne ſieht man noch Ponza und einige kleinere Inſeln. Da haben die Mönche wieder das beſte gewählt. Freund, wenn Du einmal hörſt, daß ich unbegreiflich verſchwunden bin, ſo bringe mit unter Deine Muthmaßungen, daß ich vielleicht der ſchönſten Natur zu Ehren die größte Sottiſe gemacht habe, und hier unter den Anachoreten hauſe. Hier den Homer und Virgil, den Thucidides und etwas von der attiſchen Biene, abwechſelnd mit Ariſtophanes, Lucian und Juvenal; ſo könnte man wohl in den Kaſtanienwäldern leben und das Bißchen Vernunft bei ſich behalten: denn dieſe wird jetzt doch überall wieder konterband. Alſo gehe zu den Kamaldulenſern, wenn Du auch nicht in Verſuchung biſt, bei ihnen oben zu bleiben.

Jetzt ſchließe ich und ſchreibe Dir vermuthlich noch einiges über Neapel, wenn ich aus Trinakrien zurückkomme; denn eben muß ich zu Schiffe nach Palermo.

Palermo.

Wir hatten einige Tage auf leidlichen Wind zum Auslaufen gewartet: endlich kam eine ſtarke Tramontane und führte uns aus dem Zauberplatze heraus. Es war gegen Abend, die ſinkende Sonne vergoldete rund umher die Gipfel der ſchönen Berge, der Somma glänzte, der Veſuv wirbelte Rauchwölkchen, und die herrliche Königsſtadt lag in einem großen, großen Amphitheater hinter uns in den magiſchen Strahlen. Rechts war Iſchia und links Kapri, die Nacht ſenkte ſich nach und nach und verſchleierte die ferneren Gegenſtände in tiefere Schatten. Ich konnte in dem Abendſchimmer nur noch deutlich genug die kleine Stadt auf Kapri unterſcheiden. Die gemeinen Neapolitaner und Sicilianer nennen mit einer ihnen ſehr gewöhnlichen Metatheſis die Inſel nur Krap. Sie iſt jetzt ziemlich kahl. Ich hätte von Neapel aus gern eine Waſſerfahrt dahin gemacht, um einige Stunden auf dem Theater herum zu wandeln, von welchem zur Schande des Menſchenverſtandes ein ſybaritiſcher Wüſtling einige Jahre das Menſchengeſchlecht mißhandelte; aber ich konnte keine gute Geſellſchaft finden, und für mich allein wären nach meinen übrigen Ausgaben die Koſten zu anſehnlich geweſen. Ueberdieß war es faſt immer ſchlechtes Wetter. Zur Ueberfahrt hierher hatte ich mich auf ein Kauffartheiſchiff verdungen, weil ich auf das Packetboot nicht warten wollte. Der Wind ging ſtark und die See hoch, aber ich ſchlief gut; man erkannte gleich daraus und aus meinem feſten Schritt auf dem Verdeck, daß ich ſchon ein alter Seemann ſein müſſe. Da es Faſten war und die Leute lauter Oel aßen, wollte ſich der Kapitän mit dem Eſſen für mich nicht befaſſen; ich hatte alſo auf acht Tage Wein, Orangen, Brot, Wurſt und Schinken für mich auf das Schiff bringen laſſen. Den ganzen Tag ging der Wind ziemlich ſtark und gut; aber gegen Abend legte er ſich und die See ward hohl. Doch hatten wir uns gegen Morgen, alſo in allem ſechs und dreißig Stunden in den Hafen von Palermo geleiert. Das war eine ziemlich gute Fahrt. Auf der Höhe hatten wir immer die Kanonen ſcharf geladen und ungefähr vierzig große Musketons fertig, um gegen die Korſaren zu ſchlagen, wenn einer kommen ſollte. Denn Du mußt wiſſen, der Unfug iſt jetzt ſo groß, daß ſie zuweilen bis vor Kapri und ſogar bis vor die Stadt kommen, um zu ſehen, ob ſie etwa Geſchäfte machen können, wie ſich auch die Spielkaper in den deutſchen Bädern ausdrücken. Das iſt nun freilich eine Schande für die Regierung, aber die Regierung hat dergleichen Schandflecke mehr.

Wir kamen hier, ich weiß nicht zu welchem Feſte an, wo in der Stadt ſo viel geſchoſſen wurde, daß ich die Garniſon wenigſtens für zehntauſend Mann ſtark hielt. Aber ich habe nachher die Methode des Feuerns geſehen. Sie gehört zur einheimiſchen Frömmigkeit und iſt drollig genug. Man hat eine ungeheure Menge kleiner Mörſer, die man in der Reihe nach einander geladen hinſtellt; abſatzweiſe ſtehen etwas größere, die wie Artillerie donnern. Sie ſind alle ſo geſtellt, daß, wenn am Flügel angezündet wird, das Feuer regelmäßig ſchnell die ganze Fronte hinunter greift und am Ende mit einigen großen Stücken ſchließt. Von weitem klingt es wie etwas großes; und am Ende beſorgt es ein einziger alter, lahmer Konſtabel. Unſer Hauptmann von der Aurora ließ ſich mit ſeiner Artillerie ſtark hören.

Ich wurde auf der Sanität, wohin ohne Unterſchied alle Ankommenden müſſen, mit vieler Artigkeit behandelt, und man ließ mich ſogleich gehen, wohin ich wollte, da die andern, meiſtens Neapolitaner, noch warten mußten. Mein erſter Gang, nachdem ich mich in einem ziemlich guten Wirthshauſe untergebracht hatte, war zu dem königlichen Bibliothekar, dem Pater Sterzinger, an den ich von dem Sekretär der Königin aus Wien Briefe hatte. Der Güte dieſes wirklich ſehr ehrwürdigen Mannes danke ich meine ſchönſten Tage durch ganz Sicilien. Er gab mir durch die ganze Inſel Empfehlungen an Männer von Wiſſenſchaft und Humanität, in Agrigent, Syrakus, Katanien und Meſſina. Der Saal der Bibliothek iſt unter ſeiner Leitung in herrliche Ordnung gebracht, und mit allen ſicilianiſchen Alterthümern ſehr geſchmackvoll ausgemahlt worden, ſo daß man hier mit einem Blick alles Vorzügliche überſehen kann. Es finden ſich in der hieſigen Bibliothek viele Ausgaben von Werth, und mir iſt ſie im Fache der Klaſſiker reicher vorgekommen als Sankt Markus in Venedig. Eine Seltenheit iſt der chineſiſche Konfuzius mit der lateiniſchen Interlinearverſion, von den Jeſuiten, deren Miſſionsgeſchäft in China damals glückliche Ausſichten hatte. Hier habe ich weiter noch nichts gethan als Orangen gegeſſen, das Theater der heiligen Cecilia beſehen, bin in der Flora und am Hafen herumgewandelt, und auf dem alten Erkte oder dem Monte Pellegrino geweſen.

Von hier aus, ſagt man mir, iſt es durchaus nicht möglich, ohne Führer und Mauleſel durch die Inſel zu reiſen. Selbſt die Herren Bouge und Caillot, an die ich von Wien aus wegen meiner fünf Dreier hier geweſen bin, ſagen, es werde ſich nicht thun laſſen. Ich habe nicht Luſt mich jetzt hier länger aufzuhalten, laſſe eben meine Stiefeln beſohlen und will morgen früh in die Inſel hineinſtechen. Da ich barfuß nicht wohl ausgehen kann, und doch etwas anderes zu ſchreiben eben nicht aufgelegt bin, habe ich mich hingeſetzt und in Sicilien einen Sicilier, nämlich den Theokritus, geleſen. Der Cyklops kam mir eben hier ſo drollig vor, daß ich die Feder ergriff und ihn unvermerkt deutſch niederſchrieb. Ich will Dir die Ueberſetzung ohne Entſchuldigung und Präambeln geben, und werde es ſehr zufrieden ſein, wenn Du ſie beſſer machſt; denn ich habe weder Apparat noch Geduld, und wäre mit ganzen Stiefelſohlen wohl ſchwerlich dazu gekommen. Alſo wie folget:

Nicias, gegen die Liebe, ſo däucht mich, gibt es kein anders
Pflaſter und keine andere Salbe als Muſengeſänge.
Lindernd und mild iſt das Mittel, doch nicht ſo leicht es zu finden.
Dieſes weißt Du, glaub' ich, ſehr wohl, als Arzt und als Liebling,
Als vorzüglicher Liebling der helikoniſchen Schweſtern.
Alſo lebte bei uns einſt leidlich der alte Cyklope
Polyphemus, als heiß er in Galateen entbrannt war.
Nicht mit Verſen liebt' er und Aepfeln und zierlichen Locken,
Sondern mit völliger Wuth, und hielt alles andere für Tand nur.
Oft, oft kamen die Schafe von ſelbſt zurück von der Weide
Zu der Hürd', und der Hirt ſaß einſam und ſang Galateen
Bis zum Abend vom Morgen ſchmelzend im Riedgras am Ufer,
Mit der ſchmerzlichen, ſchmerzlichen Wunde tief in dem Herzen,
Von der cypriſchen Göttin, die ihm in die Leber den Pfeil warf.
Aber er fand das Mittel; er ſetzte ſich hoch auf den Felſen,
Schaute hinaus in das Meer, und hob zum Geſange die Stimme:
Ach Galatea, Du Schöne! warum verwirfſt Du mein Flehen?
Weißer biſt Du als friſcher Käſe und zarter als Lämmer,
Stolzer als Kälber, und herber als vor der Reife die Traube.
Alſo erſcheineſt Du mir, wenn der ſüße Schlaf mich beſchleichet;
Alſo gehſt Du von mir, wenn der ſüße Schlaf mich verläſſet;
Flieheſt vor mir, wie ein Schaf, das den Wolf, den grauen, erblickte.
Mädchen, die Liebe zu Dir ſchlich damals zuerſt in das Herz mir,
Als mit meiner Mutter Du kamſt Hyacinthen zu ſammeln
Auf dem Hügel, und ich die blumigen Pfade Dich führte.
Seitdem ſchau ich immer Dich an, und kann es durchaus nun,
Kann es nicht laſſen; doch kümmert es Dich, beim Himmel! auch gar nichts.
Ach ich weiß wohl, liebliches Mädchen! warum Du mich flieheſt:
Weil ſich über die ganze Stirne mir zottig die Braue,
Von dem Ohre zum Ohre geſpannt, die einzige lang zieht,
Nur ein Auge mir leuchtet, und breit mir die Naſe zum Mund hängt.
Aber doch ſo, wie ich bin, hab' ich tauſend weidende Schafe,
Und ich trinke von ihnen die ſüßeſte Milch, die ich melke:
Auch geht mir der Käſe nicht aus im Sommer, im Herbſt nicht,
Nicht im ſpäteſten Winter; die Körbe über den Rand voll.
Auch kann ich pfeifen, ſo ſchön wie keiner der andern Cyklopen,
Wenn, Goldäpfelchen, Dich und mich, den Getreuen, ich ſinge
Oft in der Tiefe der Nacht. Ich füttre eilf Hirſche mit Jungen,
Alle für Dich, und für Dich vier junge zierliche Bären.
Komm, ach komm nur zu mir; Du findeſt der Schätze viel mehr noch.
Laß Du die bläulichen Wogen nur rauſchen am Felſengeſtade;
Süßer ſchläfſt Du bei mir gewiß die Nacht in der Grotte.
Lorbeer hab' ich daſelbſt und ſchlanke, leichte Cypreſſen.
Dunkeln Epheu zur Laube und ſüß befruchteten Weinſtock;
Friſches Waſſer, das mir der dicht bewaldete Aetna
Von dem weißeſten Schnee zum Göttertranke herabſchickt.
Sprich, wer wollte dagegen die Wogen des Meeres erwählen?
Und bin ich ja für Dich, mein liebliches Mädchen! zu zottig,

Ei, ſo haben wir eichenes Holz und glühende Kohlen,
Und von Dir vertrag ich, daß Du die Seele mir ausbrennſt,
Und, was am liebſten und werthſten mir iſt, das einzige Auge.
Ach, warum ward ich nicht ein Triton mit Flöſſen zum Schwimmen?
Und ich tauchte hinab, Dir das ſchöne Händchen zu küſſen,
Wenn Du den Mund mir verſagſt, und brächte Dir Lilienkränze,
Oder den weicheſten Mohn mit glühenden, klatſchenden Blättern.
Aber jenes blühet im Sommer und dieſes im Spätjahr,
Daß ich Dir nicht alles zugleich zu bringen vermöchte.
Aber ich lerne gewiß, ich lerne, o Mädchen! noch ſchwimmen,
Kommt nur ein fremder Schiffer zu uns hieher mit dem Fahrzeug,
Daß ich doch ſehe, wie lieblich es ſich bei euch unten dort wohnet.
Komm, Galatea, herauf, und biſt Du bei mir, ſo vergiß dann,
Wie ich, hier ſitzend am Felſen, zurück nach Hauſe zu kehren:
Komm und wohne bei mir, und hilf mir weiden und melken,
Hilf mir mit bitterem Lab die neuen Käſe bereiten!
Ach die Mutter nur iſt mein Unglück, und ſie nur verklag' ich;
Denn ſie redet bei Dir für mich kein freundliches Wörtchen,
Und ſieht doch von Tage zu Tage mich magerer werden.
Sagen will ich dir nun, wie Kopf und Füße mir beben,
Daß auch ſie ſich betrübe, da ich vor Schmerzen vergehe.
O Cyklope, Cyklope, wo iſt Dein Verſtand hingeflogen;
Gingſt Du doch hin und flöchteſt Dir Körbe und mähteſt Gras Dir,
Deine Lämmer zu füttern, das wäre fürwahr doch geſcheidter.
Melke das Schäfchen, das da iſt; warum verfolgſt Du den Flüchtling?
Und Du find'ſt Galateen: auch wohl eine ſchönere andre.
Mädchen die Menge rufen mir zu zum Scherze die Nacht durch;
Alle kichern mir nach: ſo will ich denn ihnen nur folgen;
Denn ich bin auf der Welt doch wohl auch wahrlich ein Kerl noch.
Alſo weidete Polyphemus und ſang von der Liebe,
Und es ward ihm leichter als hätt' er Schätze vergeudet.

Iſt es nicht Schade, daß wir das zärtliche Liebesbriefchen des Polyphemus an ſeine geliebte Galatee von dem Tyrannen Dionyſius nicht mehr haben? Es wurde, glaube ich, durch einen Triton beſtellt. Die ſiciliſchen Felſen machen alle eine ganz eigene idylliſche Erſcheinung; und wenn ich mir ſo einen verliebten Cyklopen Homers oder Virgils in ſchmelzenden Klagen darauf ſitzend vorſtelle, ſo iſt die Idee gewaltig poſſierlich. Das gibt übrigens auch, ohne eben meine perſönlichen Verdienſte mit den Realitäten des Polyphemus zu vergleichen, eigene, nunmehr nicht unangenehme Reminiscenzen meiner übergroßen Seligkeit, wenn ich ehemals meine theuer gekaufte Spätroſe der kleinen Schweſter meiner Galatee geben konnte, und wenn ich drei hyperboreiſche Meilen auf furchtbarem Wege in furchtbarem Wetter meinen letzten Gulden in das Schauſpiel trug, um aus dem dunkelſten Winkel der Loge nicht das Schauſpiel, ſondern die Göttin zu ſehen. Ich hatte mit meinem Cyklopen gleiches Schickſal, und brauchte mit ziemlichem Erfolg das nämliche Mittel.

Eben hatte ich die letzten Verſe geſchrieben, als man mir meine Stiefeln brachte: und dieſem Umſtande verdankſt Du, daß ich Dir nicht auch noch ſeine Hexe oder ſein Erndtefeſt bringe.

Agrigent.

Siehſt Du, ſo weit bin ich nun, und bald am Ende meines Spazierganges, der bei dem allen nicht Jedermanns Sache ſein mag. Von hier nach Syrakus habe ich nichts zu thun, als an der ſüdlichſten Küſte hinzuſtreichen; das kann in einigen Tagen geſchehen. Wenn ich nun ein ächter Gelehrter oder gar Antiquar wäre, ſo würde ich mich ärgern: denn ich habe viel verſehen. Ich wollte nämlich von Palermo über Trapani, Alcamo und Sciakka gehen, um in Segeſte und Selinunt die Alterthümer zu ſehen, die noch dort ſind. Auch Barthels hat ſie nicht geſehen, wenn ich mich recht erinnere; und der Tempel von Segeſte wäre doch wohl eine ſo kleine Abſchweifung werth. Ich wohnte in Palermo mit einem neapolitaniſchen Offizier, einem Herrn Canella aus Girgenti, zuſammen, mit dem ich ein langes und breites darüber ſprach; und dieſer hatte die Güte, mir einen Mauleſeltreiber aus ſeiner Vaterſtadt als Wegweiſer zu beſorgen. Nun denke ich in meiner Sorgloſigkeit weiter mit keiner Silbe daran, und glaube, der Kerl wird mich gerade an den Eryx bringen. Ich ſetze mich auf und reite in der größten Andacht, in welcher ich meine Orangen nach und nach aufzehre, wohl zwei Stunden fort, als mir einfällt, daß ich doch zu weit links von der See abkomme. Der Eſeltreiber verſicherte mich aber ſehr ehrlich, das ſei der rechte gewöhnliche Weg nach Agrigent. Ich bin wieder einige Millien zufrieden. Endlich kommen wir bei Frati an, und ich finde mich zu ſehr mitten in der Inſel. Nun orientirte und erklärte ich mich, und da kam denn zum Vorſchein, daß ſich der Eſeltreiber den Henker um meine Promenade bekümmert hatte, und mit mir gerade den alten römiſchen Weg durch die Inſel geritten war. Was war zu thun? Rechts einlenken? Da war eine ganze Welt voll Berge zu durchſtechen, und Niemand wollte den Weg wiſſen; und das Menſchenkind verlangte nicht mehr als ſechs goldene Unzen, um nach Palermo zurück und den andern Weg zu machen. Das war meiner Börſe zu viel; ich entſchloß mich alſo mit etwas Griesgrämlichkeit, nun ſo fort zu reiten, und die eryciniſche Göttin andern zu überlaſſen, die vielleicht auch ihren Werth beſſer zu würdigen verſtehen. Wir ritten von Palermo bis faſt an die Bagagerie den Weg nach Termini, und ſtachen dann erſt rechts ab. Die Parthien ſind angenehm und könnten noch angenehmer ſein, wenn die Leute etwas fleißiger wären. So wie man ſich von der Hauptſtadt entfernt, wird es ziemlich wild. Wir kamen durch einige ziemlich unbeträchtliche Oerter, und der Abfall der Kultur und des äußerlichen Wohlſtandes war ziemlich grell. Alles war weit theurer, als in der Hauptſtadt, nur nicht die Apfelſinen, an denen ich mich erholte und von denen ich mein Magazin nicht leer werden ließ. Nicht weit von Bei Frati blieb uns rechts auf der Anhöhe ein altes Schloß liegen, das man Torre di Diana nannte, und wo die Sarazenen ehemals mit den Chriſten viel Grauſamkeit getrieben haben ſollen. Es war mir noch zu zeitig bei den ſchönen Brüdern zu bleiben, zumal da das Wirthshaus geradezu der Revers des Namens war; wir ritten alſo ungefähr fünf Millien weiter an ein anderes. Hier war auch nicht ein Stückchen Brod, auch nicht einmal Makkaronen zu haben. Wir ritten alſo wieder weiter: mein Eſeltreiber und noch ein armer Teufel, der ſich angeſchloſſen hatte, fingen an, ſich vor Räubern zu fürchten, und ich war es auch wohl zufrieden, als wir endlich ziemlich ſpät in Sankt Joſeph nicht weit von einem Fluſſe ankamen, deſſen Namen ich vergeſſen habe.

Hier fanden wir eine ganze Menge Mauleſeltreiber aus allen Theilen der Inſel, und doch wenigſtens Makkaronen. Aus Vorſicht für mich hatte ich in Palermo Brod gekauft, das beſte und ſchönſte, was ich je geſehen und gegeſſen habe. Hier war es mir eine Wohlthat, und ich ſelbſt konnte damit den Wohlthäter machen. Die Leutchen im Hauſe, unter denen ein Kranker war, ſegneten die fremde Hülfe: denn das wenige Brod, das ſie ſelbſt hatten, war ſehr ſchlecht. Iſt das nicht eine Blasphemie in Sicilien, das ehemals eine Brodkammer für die Stadt Rom wär? Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen.

Einen luſtigen Streit gab es zum Deſert der Makkaronen. Die Eſeltreiber hatten mir abgelauert, daß ich wohl ihre Alterthümer mit beſuchen wollte, wie ſich denn dieſes in Sicilien einem Fremden ſehr leicht abmerken läßt. Da erhob ſich ein Zwiſt unter den edelmüthigen Hippophorben über die Vorzüge ihrer Vaterſtädte in Rückſicht der Alterthümer. Der Eſeltreiber von Agrigent rechnete ſeine Tempel und die Wunder und das Alter ſeiner Stadt; der Eſeltreiber von Syrakus ſein Theater, ſeine Steinbrüche und ſein Ohr; der Eſeltreiber von Alcamo ſein Segeſte und der Eſeltreiber von Palermo hörte königlich zu und ſagte — nichts. Ihr könnt euch auch groß machen, ſagte der Treiber von Katanien zu dem Treiber von Alcamo, mit eurem Margarethentempelchen, der nicht einmal euer iſt, und fing nun an auch die Alterthümer ſeiner Vaterſtadt, als der älteſten Univerſität der Erde, herauszuſtreichen, wobei er den Alcibiades nicht vergaß, der in ihrem Theater geredet habe. Du mußt wiſſen, Margaretha heißt bei den Siciliern durchaus ein gefälliges, feiles Mädchen: das war für die Mutter des ehrſamen Mannes der Aeneide kein ſonderlicher Weihrauch. Ohne mein Erinnern ſiehſt Du hieraus, daß die ſiciliſchen Mauleſeltreiber ſehr ſtarke Antiquare ſind, ob ſie die Sache gleich nicht außerordentlich genau nehmen: denn der Agrigentiner rechnete den benachbarten Makaluba zu den Alterthümern ſeiner Vaterſtadt, ohne daß ſeine Gegner proteſtirten; und hätte der Streit länger gedauert, ſo hätte der Katanier vielleicht den Aetna auch mit aufgezählt.

Den Morgen darauf gingen wir durch die Jumarren, einen heilloſen Weg, unter ſehr ſchlechtem Wetter. Nie habe ich eine ſolche Armuth geſehen, und nie habe ich ſie mir nur ſo entſetzlich denken können. Die Inſel ſieht im Innern furchtbar aus. Hier und da ſind einige Stellen bebaut, aber das Ganze iſt eine Wüſte, die ich in Amerika kaum ſo ſchrecklich geſehen habe. Zu Mittage war im Wirthshauſe durchaus kein Stückchen Brod zu haben. Die Bettler kamen in den jämmerlichſten Erſcheinungen, gegen welche die römiſchen auf der Treppe des ſpaniſchen Platzes noch Wohlhabenheit ſind; ſie bettelten nicht, ſondern ſtanden mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken flehend in ſtummer Erwartung an der Thüre. Erſt küßte man das Brod, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in dieſem Augenblicke alle ſiciliſchen Aebte und Barone mit den Miniſtern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätſche ſtellen können. Es iſt heillos. Den Abend blieb ich in Fontana Fredda, wo ich, nach dem Namen zu urtheilen, recht ſchönes Waſſer zu trinken hoffte. Aber die Quelle iſt ſo vernachläſſiget, daß mir der Wein ſehr willkommen war. Ich mußte hier für ein Paar junge Tauben, das einzige, was man finden konnte, acht Karlin, ungefähr einen Thaler nach unſerm Gelde, bezahlen: da ich doch mit den ewigen Makkaronen mir den Magen nicht ganz verkleiſtern wollte. Das beſte war hier ein großer, ſchöner, herrlicher Orangengarten, wo ich ausſuchen und pflücken konnte, ſo viel ich Luſt hatte, ohne daß es die Rechnung vermehrt hätte, und wo ich die köſtlichſten, hochglühenden Früchte, von der Größe einer kleinen Melone fand. Gegenüber hängt das alte Sutera traurig an einem Felſen, und Campo Franco von der andern Seite. Das Thal iſt ein wahrer Hesperidengarten, und die Segensgegend wimmelt von elenden Bettlern, vor denen ich keinen Fuß vor die Thür ſetzen konnte: denn ich kann doch nicht helfen, wenn ich auch alle Taſchen leerte und mich ihnen gleich machte.

Der Fluß ohne Brücke, über den ich in einem Strich von ungefähr drei deutſchen Meilen wohl funfzehn Mal hatte reiten müſſen, weil der Weg bald dieſſeits bald jenſeits geht, ward dieſen Morgen ziemlich groß; und das letzte Mal kamen zwei ſtarke cyklopiſche Kerle, die mich mit Gewalt hinüber trugen. Sie zogen ſich aus bis auf's Hemde, ſchürzten ſich auf bis unter die Arme, trugen Stöcke wie des Polyphemus ausgeriſſene Tannen, und ſuchten die gefährlichſten Stellen, um ihr Verdienſt recht groß zu machen: ich hätte gerade zu Fuße durchgehen wollen, und wäre nicht ſchlimmer daran geweſen, als am Ende der pontiniſchen Sümpfe vor Terracina. Ihre Forderung war unverſchämt, und der Eſeltreiber meinte ganz leiſe, ich möchte ſie lieber willig geben, damit ſie nicht bösartig würden. Sie ſollen ſich ſonſt kein Gewiſſen daraus machen, Jemand mit dem Meſſer oder dem Gewehrlauf, oder geradezu mit dem Knittel, in eine andere Welt zu liefern. Die Gerechtigkeit erkundigt ſich nach ſolchen Kleinigkeiten nicht weiter. Der Fluß geht nun rechts durch die Gebirge in die See. Ich habe ſeinen eigentlichen Namen nicht gefaßt; man nannte ihn bald ſo, bald anders, nach der Gegend; am häufigſten nannten ihn die Einwohner Fiume di San Pietro. Von nun an war die Gegend bis hierher nach Agrigent abwechſelnd ſehr ſchön und fruchtbar, und auch noch leidlich bearbeitet. Nur um den Makaluba, den ich rechts von dem Wege ab aufſuchte, iſt ſie etwas mager.

Ich will Dir ſagen, wie ich den Berg, oder vielmehr das Hügelchen fand. Seine Höhe iſt mehr unbeträchtlich, und ſein ganzer Umfang ungefähr eine kleine Viertelſtunde. Rund umher ſind in einer Entfernung von einigen Stunden ziemlich hohe Berge, ſo daß ich die vulkaniſche Erſcheinung Anfangs für Quellwaſſer von den Höhen hielt. Dieſe mögen dazu beitragen; aber ſie ſind wohl nicht die einzige Urſache. Die Höhe des Orts iſt verhältnißmäßig doch zu groß, und es gibt rund umher viel tiefere Gegenden, die auch wirklich Waſſer halten. Am wenigſten ließe ſich ſeine periodiſche Wuth erklären. Wo ich hinaufſtieg, fand ich einen einzelnen, drei Ellen hohen Kegel aus einer Maſſe von Thon und Sand, deſſen Spitze oben eine Oeffnung hatte, aus welcher die Maſſe immer herausquoll und herabfloß, und ſo den Kegel vergrößerte. Auf der Höhe des Hügels waren ſechs größere Oeffnungen, aus denen beſtändig eben dieſelbe Maſſe hervordrang; ihre Kegel waren nicht ſo hoch, weil die Maſſe flüſſiger war. Ich ſtieß in einige meinen Knotenſtock gerade hinein, und fand keinen Grund; ſo wie ich aber nur die Seiten berührte, war der Boden hart. In der Mitte, und ziemlich auf der größten Höhe deſſelben, war die größte Oeffnung, zu der ich aber nicht kommen konnte, weil der Boden nicht trug, und ich befürchten mußte, zu verſinken. Zuweilen, wenn es anhaltend ſehr warm und trocken iſt, ſoll man auch zu dieſem Trichter ſehr leicht kommen können. Ich ſah der Oeffnungen rund umher, größere und kleinere, ungefähr dreißig. Einige waren ſo klein, daß ſie nur ganz kleine Bläschen in Ringelchen ausſtießen, und ich konnte meinen Stock nur mit Widerſtand etwas hineinzwingen. Die Ausbrüche und die Regenſtürme ändern das Anſehen des Makaluba beſtändig; er iſt daher noch etwas wandelbarer, als ſeine größern Herren Vettern. Ihm gegenüber liegt, in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden, auf einer beträchtlichen Anhöhe eine Stadt, die von weitem ziemlich hübſch ausſieht, und wenn ich nicht irre, Ravonna heißt. Die Einwohner dieſes Orts und einiger naheliegenden kleinen Dörfer wurden, wie man erzählte, vor drei Wochen ſehr in Schrecken geſetzt, weil der Zwergberg anfing, inwendig gewaltig zu brummen und zu lärmen. Es iſt aber dießmal bei dem Brummen geblieben. Von dem Diminutiv-Vulkan bis hierher ſind ungefähr noch acht Millien durch eine ziemlich rauhe Gegend über mehrere Berge.

von Sevelingen, von Seven, } ſ. Minneſinger.

David Chriſtoph Seybold,

am 26ten Mai 1747 zu Brackenheim in Würtemberg geboren, ſtudirte in Jena Philologie und wurde dann daſelbſt außerordentlicher Profeſſor. 1774 nahm er das Rectorat in Speier an, das er nach zwei Jahren mit demſelben Amte in Grünſtadt und 1779 mit der gelehrten Schule zu Buchsweiler im Elſaß vertauſchte. 1796 ward er nach Tübingen berufen und wirkte dort als Doctor der Philoſophie und ordentlicher Profeſſor der alten Literatur. Er ſtarb daſelbſt am 10. Februar 1804.

Von ihm erſchien:

Wanderſchaft eines Journaliſten. Buxtehude, 1772.
Predigten des M. Nothanker. Leipzig, 1774—76. 2 Thle.
Die Hirten der Alpen, Nachſpiel. Leipzig, 1777.
Neujahrsgeſchenke für Kinder. Frankf. 1778—83. 6 Bde.
Reitzenſtein, (Roman). Leipzig, 1778. 2 Thle.
Hartmann, (Roman). Leipzig, 1778.
Joſeph II. Leipzig, 1786.
Hiſtoriſches Handbuch. Reutlingen, 1788—92. 5 Thle.
Reden. Lemgo, 1792.
Lucian's neueſte Reiſen. Reutlingen, 1791.
Glimpf- und Schimpfreden des Momus. Winterthur, 1792.
Einzelne Reden, Ueberſetzungen u. ſ. w.

S. zeichnete ſich namentlich durch ſeine Schulreden als ein ſehr tüchtiger Pädagog, ſo wie durch ſeine anderen Schriften als ein talentvoller Satyriker aus.

Seyfried, ſ. Minneſinger.

Heinrich Wilhelm Seyfried

ward am 28. Juli 1755 zu Frankfurt a. M. geboren, gehörte als Schauſpieler und Theaterdichter verſchiedenen Bühnen an, bis er ſich zuerſt in Braunſchweig, darauf in ſeiner Vaterſtadt und endlich in Berlin ganz literariſchen Arbeiten widmete. Er ſtarb zu Berlin am 20. April 1800 und hinterließ:

Frankfurter Dramaturgie. Frankfurt u. Leipzig, 1779 — 80.
Spiegel ohne Queckſilber. Frankfurt u. Leipzig, 1783.
Bruchſtücke ſatiriſchen Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1783. 84.
Dramatiſcher Fauſtin. Hamburg, 1784. 85.
Poetiſche Schmauſereien. Wolfenbüttel, 1787.
Edel's Kampf und Rache. Berlin, 1788.
Gallerie der Engel. Berlin, 1788. 89.
Chronik von Berlin, 1789. 90. 4 Bde.
Der Neujahrstag, Poſſe. Berlin, 1791.
Die Thronfolge, Familiengemälde. Berlin, 1796.
Berliner Guckkaſten, 1796.

S. arbeitete zu ſeiner Zeit nicht ohne Erfolg für die Bühne, indem er die Anforderungen derſelben, ſo wie des Publikums genau kannte; da ihm aber nur darum zu thun war, augenblicklichen Beifall zu ernten, ſo geriethen ſeine Leiſtungen bald wieder in Vergeſſenheit. Seine übrigen Schriften erheben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Benedict Edlbeck Siber,

nennt ſich in ſeinem Buch ſelbſt Pritſchmeiſter, d. h. Hofnarr des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich. Sein Geburts- und Todesjahr ſind unbekannt. Er ſchrieb:

Vom ritterlichen Schießen zu Zwickau, 1574.

ein Buch, das eine Menge von guten und geſunden Späßen enthält, welche wohl verdienten, ein Mal wieder an das Licht gezogen zu werden.

Georg Ludwig Peter Sievers,

im Jahr 1766 zu Braunſchweig geboren, lebte zuerſt als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter in ſeiner Vaterſtadt, darauf in Caſſel, endlich in Paris. 1822 kehrte er nach Deutſchland zurück und ließ ſich in Wien nieder, bis er Italien zu ſeinem Aufenthalte wählte, wo er, bald in Rom, bald in Neapel wohnend, lange Zeit der wiener Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben die italieniſchen Artikel lieferte.

Er gab heraus:

Der weibliche Abällino. Leipzig, 1801.
Die komiſche Ehe, Luſtſpiel. Leipzig, 1802.
Auswahl aus vorzüglichen franzöſiſchen Schauſpielen. Leipzig, 1803.
Er und ſie, Luſtſpiel. Hamburg, 1805.
Die Zwillingsſchweſtern. Hamburg, 1805 — 1807. 4 Thle.
Leſſings Schädel, Luſtſpiel. Hamburg, 1807.
Der Schutzgeiſt Weſtfalens. Kaſſel, 1808.
Die Kleinſtädter. Leipzig, 1809. 2 Thle.
Schauſpielerſtudien. Leipzig, 1814.
Der Eilfertige, Komödie. Leipzig, 1814.
Ueber Madame Catalani. Leipzig, 1816.
Mozart und Süßmayer. Mainz, 1829.

Ein Mann von Geiſt und Geſchmack, den er jedoch mehr in ſeinen äſthetiſchen und kritiſchen Aufſätzen als in ſeinen Luſtſpielen und Romanen zeigte, obwohl auch dieſe ſich günſtige Leſer erwarben.

Sigeherr, ſ. Minneſinger.

Benjamin Silber,

mit ſeinem Schriftſtellernamen: Karl Sebald u. Eduard Blum, ward am 29. December 1772 zu Waldheim geboren u. trat ſchon 1790 in das Neuſächſiſche Artilleriecorps. 1798 ward er Lieutnant, 1807 Artilleriezeugwärter auf dem Königſtein, 1811 Capitän, 1813 Major. Als ſolcher und Kaſſirer bei dem Soldatenknabeninſtitute in Annaburg ſtarb er in letzterer Stadt am 7. April 1821.

Er gab heraus:

Die getäuſchte Liebe. Weißenfels, 1803 — 5.
Die 7 Sonntage. Freiberg, 1803.
Das Titelkupfer. Freiberg, 1803. 2 Thle.
Opiate in kleinen Erzählungen. Freiberg, 1804. 5. 3 Thle.
Oliver Cromwell. Leipzig, 1804. 2 Thle; 5. Aufl. 1821.
Kurfürſt Johann Friedrich, Trauerſpiel. Leipz. 1804.
Richard und Angelika. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Die Nebenbuhlerinnen. Berlin, 1806. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.

Gute Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen und eine lebendige friſche Darſtellung erwarben ſeinen Romanen viele Freunde.

Silvio Romano, ſ. F. W. Riemer.

Simpliciſſimus, ſ. Greifenſohn und Hempel.

Sineck, ſ. Denis.

von Singenberg, ſ. Minneſinger.

Philipp Balthaſar Sinold,

genannt von Schütz, wurde am 5. Mai 1657 zu Königsberg bei Gießen geboren, und ſtudirte zu Weißenfels und Jena. Nachdem er in Italien im Militär gedient hatte, ließ er ſich in Leipzig nieder; doch folgte er 1704 einem Rufe nach Köſtritz, wo er als Rath und Lehndirector der reußiſchen Lande, freilich nur ein Jahr lang wirkte. 1705 ging er nach Forſt und 1711 als Regierungsrath nach Barnſtadt in Schleſien. 1718 ward er gräflich-hohenloheſcher Präſident und 1727 gräflich-holmiſcher Geheimer-Hofrath zu Laubach, wo er am 6. Mai 1742 geſtorben iſt. Als Amadeus Kreutzberg (dies war ſein Schriftſtellername) gab er heraus:

Geiſtliche und andere erbauliche Poeſien, Lieder, Sonette und Epigrammata. Nürnberg, 1720.
Wahre Seelenruhe in den Wunden Jeſu. Leipzig, 1742.
Viele anderſeitige Schriften, auch Ueberſetzungen.

Tiefe Frömmigkeit, Innigkeit, und eine für jene Zeit treffliche Darſtellung zeichneten ſeine aſcetiſchen Schriften aus; auch war er nicht unglücklich in ſeinen epigrammatiſchen Verſuchen.

Chriſtian Friedrich Sintenis,

dieſer ungemein fruchtbare Schriftſteller, der bedeutendſte von drei in der literariſchen Welt rühmlich bekannten Brüdern, ward am 12. Mai 1750 zu Zerbſt geboren, ſtudirte Theologie und lebte zuerſt als Prediger zu Bornum. Darauf wurde er als Diaconus in Zerbſt angeſtellt und verwaltete dies ſein Amt von 1777 — 1790; im letztgenannten Jahre kam er, mit dem Titel eines herzoglichen Conſiſtorial- und Kirchenraths, als Paſtor an die Dreifaltigkeitskirche und als Profeſſor der Theologie und Metaphyſik an das Gymnaſium zu Zerbſt. Er ſtarb daſelbſt am 31. Januar 1820. (Vergl. ſein Leben und Wirken v. Fr. W. v. Schütz, Zerbſt, 1820.)

Von ihm erſchien:

Veit Roſenſtock. 1776. 3 Thle.
Wahlmann. 1778. 2 Thle.
Menſchenfreuden. 1778. 3 Thle.
Reden. 1779. 3 Thle.
Die Reinfeld'ſche Familie. 2 Thle.
Das Buch für Traurige. 1781. 2 Thle.
Hallo's glücklicher Abend. 1783. 2 Thle.
Vater Roderich unter ſeinen Kindern. 1783.
Theodor. 1785. 2 Thle.
Elias Blayroſe. 1785.
Trakimor. 1787. 2 Thle.
Predigten. 1785. 4 Thle.
Flemmings Geſchichte. 1789. 3 Thle.
Stunden für die Ewigkeit gelebt. 1791. 2 Thle.
Nicolaus Grimm. 1794. 2 Thle.
Stunden der Wahrheit und Tugend. 1795. 2 Thle.
Elpizon. 1790. 2 Thle.
Dialogen des Küſters Ehrentraut. 1796. 2 Thle.
Robert und Eliſe. 1796. 2 Thle.
Neue Menſchenfreuden. 1797. 2 Thle.
Hallo der Zweite. 1797. 2 Thle.
Zweite Poſtille. 1798. 4 Thle.
Piſtevon. 1800. 3 Thle.
Sonntagsbuch. 1801. 3 Thle.
Das größere Buch für Familien. 1804.
Stunden des einſamen Nachdenkens. 1810. 3 Thle.
Predigten. 1811. 2 Thle.
Oswald der Greis. 1813.
Menſchenwürde. 1817.

S. war es, der zuerſt den moraliſch-religiöſen Roman einführte, um durch Darſtellungen häuslicher, auf der Baſis des Glaubens aufgeführter Zufriedenheit zu wirken und das Wohl der Familien zu befördern. Solchem Beſtreben mußte natürlich die ſentimentale Auffaſſung des Lebens die Färbung leihen. Er fand zu jener Zeit ein großes Publicum und ſeine Romane wurden viel geleſen. Sie ſind übrigens nicht weiter als einen Schritt weiter geführte Kinderſchriften, mit denen er ſich auch viel beſchäftigte und welche ebenfalls zu ihrer Zeit große Verbreitung gewannen.

Aus Sintenis Menſchenfreuden.*)

Das wünſcht' ich, daß ich ſo das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem mahle hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erſchütterung, gewaltiges Erbeben, und hingeworfenen Muth, verurſachen würd'? Denke dis nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt auch feierlichwonnevolle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweret; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſo iſts auch wieder überwunden.

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von ſich, und ſeinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren ließe; Ich kanns nicht ſagen, ob es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können, obs wahr ſei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe, hinter Dingen zu kommen, welche natürlich ſein ſollen. So viel weis ich aber mit Gewisheit und aus Erfahrung, daß die Vorſtellungen, welche der Menſch von Kindheit an in Anſehung der Gewitter empfängt, bei Feſtſetzung ſeiner Denkungsart über ſie das mehreſte thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren geſehen, welche ſchon beim Anblick eines Wetterſtrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz ſuchten, und ſich mit einem Geſchrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hauſe. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle geweſen wäre, unter denſelbigen Umſtänden eben ſo würde gehandelt haben, als ſie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, ſo bald ein einziges derſelben aufſtieg, um ſie her gemacht wurden, das Zuſchrauben der Fenſterladen, das ſorgfältige Verſchlieſſen aller Thüren, das angſtvolle Zuſammenlaufen der Leute im Hauſe, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geſchwiſter, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf ſie keine andere Wirkung haben, als ſie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf deſſen Bewegungen ich bei iedesmahligen Aufſteigen eines Wetters die genaueſte Aufmerkſamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er ſieht den Himmel in ſeiner Schwärze mit ruhigen Augen an,. und, wenn es blitzt, freuet er ſich herzlich, und ſpricht; Papa, das war ſchön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrift, ſo iſt er mit ſich ſelbſt noch nicht darüber einig, wozu er ihn machen ſolle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutſche gefahren, bald denkt er, es ſei ein Schus, und greift geſchwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit ſchieſſen; bald hält ers für Trommelſchlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falſche Vorſtellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, ſo bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er ſich ſelbſt davon macht, will ich, wenns Zeit ſein wird, ſchon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menſchen bildet, ſie für Gewitterfurcht ſorgfältig zu bewahren! So würden ſie einſt den Vortheil davon haben, daß ihnen der gröſte Theil des Sommers unruhloſer, freudenvoller wäre; da ſie im Gegentheil, wenn ſie einmahl Vorurtheile darüber eingeſogen, und dieſe ſich feſtgeſetzt haben, oft durch die vernünftigſten Vorſtellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür ſich nicht losreiſſen können.

---

*) Menſchenfreuden; aus meinem Garten vor Z. Frankfurth und Leipzig, 1778.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüſtung und Zerſtöhrung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für ſelbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man ſich darauf legte, über dieſen Punkt oft vernünftig mit ſich ſelbſt zu raiſonniren, ſo würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt iſt nun einmahl von der Art, daß die möglichſte Vollkommenheit des Ganzen da ſein, und erhalten werden ſoll. Allein, dieſe Vollkommenheit des Ganzen verſpricht keineswеges ähnliche Vollkommenheit iedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erſcheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Laſſet uns alſo annehmen, daß Gewitter, ſo, wie iedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüſtung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, ſo iſts doch offenbar, daß das Ganze derſelben unausſprechlich dabei gewinne. Willſt du's nicht glauben, Freund, ſo geh Tags drauf nachm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und ſieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während deſſelben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und ſtell dir vor, daß dieſer Balſam, den du ietzt einathmeſt, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Blitz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müſte alſo gleichſam als ein Märtirer fürs Ganze betrachtet werden; man müſte ſeine Niederlage als ein Opfer anſehen, ohne welches eine weit gröſſere Aufopferung würde haben vor ſich gehen müſſen. — Es gibt Gemüther, für welche dieſe Betrachtung allein ſchon Beruhigung genug ſein kann, weil ſie einſehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch ſie nicht abgeändert werden könne, ſie mit ihr zufriden ſein müſſen, und daß ſelbige, ſo, wie ſie einmahl iſt, auch weiſe und gut genug ſei.

Aber laſſt uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da ſtiften, einmahl nicht als Gewinn fürs Ganze, ſondern als wirklichen Verluſt für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, biſt du beſtimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: ſo wartet auf dich entweder Verluſt deines Vermögens, oder deines Lebens ſelbſt zugleich. Ich geſtehs, aller ſeiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, beſonders, wenn man Jahre lang daran geſammlet hätte, müſt' eine traurige Situation im Leben ſein. Philoſophiſche Seelen müſſen aber auch denn in dem Bewuſtſein noch Troſt finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und ſollt' es nicht in den Händen der Fürſten ſein, ihre Unterthanen auch von dieſer Seite zu beruhigen, wenn ſie ein = für allemahl feſtſetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterſtrahl abbrennte, alle ſeine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, ieder pro rata, dazu zuſammentragen müſten, daß dem Unglücklichen ſein verlohrnes Vermögen bei Heller und Pfennig erſetzt würde? Wahrſcheinlicherweiſe würden ſie ſich alle dazu bereit finden laſſen, weil ieden von ihnen das armmachende Schickſal treffen kann; und ſollten Widriggeſinnete ſich dagegen ſetzen, ſo könnte ihnen angedeutet werden, die für einander ſorgende Geſellſchaft zu verlaſſen, und ſich Häuſer an einſamen Oertern zu bauen, damit ſie, wenn ſie ia abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer ſetzten. Träfe dich aber, Bruder, der Wetterſtrahl ſelbſt, und du fändeſt in ſeinem Schwefeldampf den Tod, was fragſt du nach dem Brande, welcher dein Haus einäſchert? Fürs Haus ſorgt man allenfalls, ſo lange man darinn wohnt. Der Verluſt deines Lebens ſcheint dir ietzt ſchrecklich, wenn du ihn dir denkſt, nach dem Augenblick des Strahls aber ſchmerzt er nicht weiter. Uns allen iſt die Gewisheit unſers Abgangs bekannt, nur ſeine Stunde kennen wir nicht. Müſſen wir doch glauben, daß die, welche es einmahl ſein ſoll, dazu die ſchicklichſte ſei. Geſchöpfen, welche abgehen müſſen, kanns gleich viel ſein, ob ſie heute, oder morgen, gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf fchnell erſchallt, gewinnen ſie mehr, als ſie verliehren, und vielleicht iſt der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der ſanfteſte. Ob ſie erſt anfangen, zu hinken, ſich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, ſich mit dem Anblick derer, welche ſie verlaſſen ſollen, noch lange quälen, oder, ob ſie mitten im ſchnellſten Lauf ſinken, verkürzte Angſt haben, und den Ihrigen aus den Augen geriſſen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn ſie vorſichtig genug geweſen wären. Wenn es einmahl Thiere gibt, deren Geſellſchaft beim Wetter uns gefährlich iſt, warum entfernen wir ſie nicht alsdenn von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht ſicher ſind, warum nehmen wir zu ihnen unſere Zuflucht? warum ſetzen wir uns nicht lieber dem durchdringendſten Regen aus, und halten die Näſſe, welche er über uns her führt, für ein Präſervatif widers mögliche Unglück? — Vielleichts iſts in den Händen der Menſchen, die, dem Anſehen nach, furchtbarſte Erſcheinung in der Natur eben ſo unſchädlich für ſich zu machen, als ihre lächelndſten und entzückendſten. Beiſpiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem reifenden Geiſte der Menſchheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil ſiegen werde. Wär' ich Fürſt, oder König, ſo brächt' ich auf meinem Reſidenzſchloſſe, auf allen meinen Luſt = und Jagdſchlöſſern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häuſern, die Ableiter zuerſt an, und machte mir von der Nachahmungsſucht meiner Unterthanen die Hofnung, daß ſie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen iſt man ſchon weiter in der Sache, und hat davon den erwünſchteſten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einſicht und Anſehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernſt und Muth angriffen. Ich kenne einen ſiebzigjährigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über dieſe Wohlthat, welche man dem Menſchengeſchlecht erweiſen könnte. „Bewahre Gott, ſagt' er, Herr Konfrater, wie profan denken Sie! Wollen ſie unſerm Herrgott in ſeinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich ſein?“ Ich hatte Mitleiden mit der fürietzt übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonſtrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am ſelbigen Tage ſich hatte eine Ader öfnen laſſen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute ſo ſchnell zur Ader gelaſſen?“ Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchſt nöthig, mein Arzt ſagte mir, daß mich der Schlag auf den Fus verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlas Gott in ſeinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenſtand unſeres Geſprächs ziehen konnte, und fing von etwas andern an zu reden. — Mit ſolchen Vorſtellungen hab' ich mich den gröſten Theil meines Lebens hindurch beſchäftigt, und damit iſt mirs gelungen, das raſſelndſte Donnerwetter für mich zur Menſchenfreude umzuſchaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht' ich, Gewitterſtunde iſt nicht mehr weit. Ich ſtand auf, ſah mich um, und erblickte in Südoſt einige Wetterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerkſamkeit. Nach einer halben Stunde erſchien ſchon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir ſeine Annäherung. Die Sonne brennte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und ſchienen nach Erquickung zu ſchmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der hellſte, blauſte Himmel, weiter hin gekräuſelte, lichthelle Wolken, welche ſich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter ſelbigen ein dicker, ſchwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in ſich aufgenommen zu haben ſchien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrup machten, eilten zur Sonne her, und verbargen ſie. Noch war Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhub ſich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauſchte, und das Gewitter ſchwebte ſchon über meinem Haupt. Einige ſchmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, ſo zu ſehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauſchte er ſtark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächſe, weil ſie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden dieſe weicher und zarter, und das Geräuſch verlohr ſich merklich. Der Donner ſchallte ſchon wieder entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinſten Braunkohlpflanze hatte alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im ſtärkſten Platzregen ſah ich bereits den äuſerſten Rand des Horizonts ſich wieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! In ieder Minute veränderte ſich die Himmelsfarbe. Bald trennte ſich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweiſſe Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und ſchienen gelb. Bald fingen ſie von der Nachbarſchaft der Sonne an, zu rötheln; bald lieſſen ſie hier und da ſchon einige blaue Räume über mir ſehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und ſenkte ihren glückwünſchenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenſchein den Glanz des Kriſtalls. In Nordoſten ſchwebte nun das übergezogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen daſſelbe ſchien, ſchwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es ſah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel ſo rein und ſo blau, als er den ganzen Tag über nicht geweſen war. Die Dünſte waren zerſtreut, die Atmoſphäre war reiner, und ein ſanfter Weſtwind ſchüttelte den aufgehaltnen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues friſches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich ſchon auf den folgenden Morgen, um zu ſehen, wie alles gewachſen, wie alles neu gepflanzt zu ſein ſcheinen würde. Ich ſtand da, ſchaute mich um zwiſchen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaubt, daß man beim Bewuſtſein der Tugend in allen ihren Auftritten, und ſolltens auch die äuſerlichfurchtbarſten ſein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, ſoll' auch einmahl den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grauſen beiwohnen werden. Im Schooſe der Natur bildet ſich Güte des Herzens, und haben wir die, ſo beben wir auch im Weltgericht nicht. — —

Die Jahre meiner erſten Jugend trafen gerade in die Zeit des letzten deutſchen Kriegs. Als ein Knabe von zehn Jahren las ich die Zeitungen mit der gröſten Attention. Ich wuſte ſo ziemlich den iedesmahligen Stand der beiderſeitigen Armeen, konnte die berühmteſten Generale beim Nahmen nennen, und hatte mir unter den Kriegführenden Mächten meinen Mann ausgeſucht, für den ich in Gedanken herzhaft und wacker mitfocht. So oft ich von einer Bataille las, in welcher die Macht, der ich wohlwollte, den Sieg erfochten hatte, trug ich, wenn ich in die Schule ging, meine Naſe hoch empor; hatte ſie aber den Kürzern gezogen, ſo ſah ich keinen Menſchen an, und brummte, wenn mich iemand um etwas fragte, wie ein Bär. Nicht ſelten hatt' ich ſogar mit alten Bürgern meiner Vaterſtadt Händel, welche es mit der andern Parthei hielten, und ich kanns bis dieſe Stunde nicht begreifen, wie beiahrte Leute es mit einem Buben aufnehmen, und über dergleichen Sachen im Ernſt mit ihm reden konnten. So viel weis ich aber noch, daß ich von einem von ihnen einmahl bald ein Paar derbe Ohrfeigen deshalb bekommen hätte, wenn mein ſeliger Grosvater nicht dazwiſchen gekommen wäre. Da ich nun während des Krieges erſt zum vollen Bewuſtſein meiner kam, ſo hatt' ich auch gar keine Idee vom Frieden. Ich hörte allenthalben Wünſche nach Friede, hatte auch hie und da etwas von den Seligkeiten deſſelben geleſen, und konnte mir nicht vorſtellen, was Friede ſei. Tauſendmahl hab' ich damahls blos darum gewünſcht, daß endlich einmahl Friede werden möchte, damit ich nur erführe, was er wäre. Als ich nun las, daß er zu Hubertsburg wirklich geſchloſſen ſei, ſo war ich allenthalben Aug', und allenthalben Ohr. Ich guckte ſtarr den Himmel an, und war von der Ueberraſchung ſo voll, daß ich nichts geringeres glaubte, als daß Sonne, Mond und Sterne, zu Friedenszeiten noch herrlicher glänzen würden, als im Krieg. Am Himmel aber bliebs, wie's geweſen war. Nun hielt ich mich an die Erde. Ich ſuchte auf derſelben lauter neue Paradiſe, ſuchte allenthalben Freude und Wonne; meinen damahligen Vorſtellungen aber nach ſchien ſich auch da wenig zum Beſſern hin abgeändert zu haben. Die Zeitungen waren im Gegentheil nicht mehr ſo amüſant für mich; die Kaufleute fingen an, zu klagen, daß nicht mehr ſo viel zu verdienen ſei, als im Krieg; die Juden gingen lumpigter einher; ich konnte mit meinen Spielkameraden nicht mehr um einen Groſchen Kegel ſchieben, wie ſonſt; mein Vater klagte über anſehnlichen Verluſt, welchen er durch die ſchleunige Reduktion der Ephraimiten, Dreiergroſchen, und Kupferſechſer, erlitten hatte; und die abgedankten, zum Theil lahm und krumm gehauenen Soldaten kamen bettelnd vor die Thüren, und fluchten alle Teufel aus der Hölle heraus. Ha! wie da der Werth des Friedens in meinen Augen zu fallen anfing! aber, Brüder, ſo bald ich lernte, über wichtige Gegenſtände der Menſchheit gehörig reflektiren, ſah ich ein, daß — *Friede Menſchenheil und Menſchenſegen ſei*; und von der Zeit an ſchwebt mir ſein Bild als ein recht reizendes, göttliches Bild vorm Aug.

Menſchenblut flieſſt ſanft und ſicher in ſeinen Adern fort, wenn Friede iſt — ha! welch ein Gedanke! — Iſt warlich ſo etwas geringes nicht, als hie und da gedacht wird, wenn Tauſende hingeführt, und dem Tod in den Rachen geiagt werden! Man hatte ſie ia nicht gefragt, ob ſie dazu ihre Einwilligung gäben. Wäre dis, daß ſie den Tod freiwillig geſucht hätten: ſo könnte man allenfalls ſagen, daß man ihnen nicht hatte zuwider ſein wollen. Aber, wenn ich mirs vorſtelle, wie Jünglinge und Männer zur Opferbank hingeſchleppt werden, iene aus den Armen abgelebter Eltern, und ſehnſuchtsvoller Bräute, dieſe aus dem Schos ihrer Gattinnen, ihrer Kinder, und ihres Vaterlands — wenn ich mirs vorſtelle, wie ſie ſich gewaltig dagegen ſträuben, und doch hingeſchleppt werden: ſo blutet mir's Herz! Und, wenn ſie denn nun hinkommen ins Schlachtfeld, ſo ſtehen ſie da, und ſtreiten, und wiſſen nicht, warum? Religion und Vaterland müſſet ihr vertheidigen, ſagt man ihnen; Religion und Vaterland — ſüstönende Nahmen! Man könnts ihnen aber nicht verdenken, wenn ſie einmahl die wichtigen Fragen aufwürfen: ob die Religion überhaupt andere Waffen führen dürfe, als nebelvertreibende Aufheiterung, Führung des Menſchen auf ſeine Beſtimmung, Antrieb zu edeln, grosmüthigen Handlungen, abgetrocknete Thränen der Tugend, und allgemeines Menſchenglück befördernde Wohlthätigkeit? und ob das Wohl des Vaterlands nicht mit geringerm Aufwande, als die Verſchüttung des Bluts vieler Tauſende ſeiner Kinder iſt, erhalten, geſichert und befördert werden könne? Wären die Streiter noch wirkliche Feinde gegen einander: ſo wärs noch etwas. Gewaltiges, erhitzendes Gefühl empfangenen oder geglaubten Unrechts, könnte man vorgeben, riſſe ſie denn ſo weit von ſich ſelbſt weg, daß Menſchenhände, welche doch nur dazu gemacht ſind, einander Wohlthaten zuzureichen, ſich mit ſiebenfachern Tod für einander füllten. Aber ſo ſehen ſie ſich auf der Erde vielleicht zum erſten mahle, kennen einer des andern Nahmen nicht, und das erſte, was ſie thun, ſoll doch ſein, daß ſie ſich die Köpfe ſpalten, oder das Herz durchbohren, oder Hände und Füſſe abhauen. Oder kennen ſie ſich, ſo ſteht wohl gar Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater — ach! wie eng wird mir die Bruſt, indem ich dis denke! Und denn gäbs ia wohl noch hie und da einen tapfern Kerl, der, wenns einmahl nicht anders ſein ſoll, ſich wacker wehrte, und ſein Leben theuer verkaufte; aber ſo wird ihm auch dis wohl nicht einmahl verſtattet. Wenn er mitten im Avanciren iſt, ſo ſpeien ſchon geöfnete Feuerrachen zu Dutzenden, und zu Schocken, von fern auf ihn Tod und Zerſtümmlung her. Dis, Brüder! ſchien mir immer ſo etwas recht abſchreckendwidermenſchliches zu ſein, daß man die edelſten, muthvollſten Menſchen zu Boden ſtürzt, ohne daß ſie ſich wehren können! Stellte man ſie noch Mann gegen Mann, und lieſſe ſie ſich mit einander balgen: ſo käme dem Helden doch ſeine Stärke und ſeine Entſchloſſenheit zu ſtatten. Gewis gingen denn auch nicht ſo ungeheure Mengen von Menſchen verlohren; es würden, welches noch gräslicher iſt, nicht ſo viele Krieger zerſtümmelt, lägen nicht da aufm Schlachtfelde, und müſten über ſich bei vollem Leben wegreuten und wegfahren laſſen, müſten ſich nicht iämmerlich verbluten, und zuletzt noch halblebend unter zwanzig Todten in einem geſchwindverfertigten Grabe letzte Stäte finden! — — O Friede! Friede! du biſt Menſchenbluts Schutzgott! Menſchenblut flieſſt durch dich in ſeinen Adern ungeſtört und ſanft fort, wallt für Kinder, und Eltern, und Gatten, für Freunde, und für Vaterland, ſtröhmt Eifer und Feuer zu Rechtſchaffenheit und edler That zu!

Gottes Erde gewährt dir auch mehr Anblicke der Schönheit, Bruder! wenn heiliger Friede auf ihr ſchwebt. — Da ſiehſt du keine Zerſtöhrungen in der Natur, als die etwa, welche der Winter macht. Siehſt keine verwüſteten Fruchtfelder — es müſte denn hie oder da eins von ihnen ein ſeltener Hagelſchlag treffen, der doch nur ſtrichweiſe geht; ſiehſt die Weiden voll froher Heerden, die, wenn auch eine Seuche ſie zuweilen ergriffe, ſich bald wieder vermehren; ſiehſt nicht Meilenweit abgebrannte Dörfer, zerſtöhrte Meierhöfe, und eingeäſcherte Städte; ſiehſt nicht die Landleute in groſſen Schaaren flüchtig werden, und Häuſer und Höfe verlaſſen; ſiehſt nicht geplünderte Waarenlager! Allgemeine Sicherheit waltet. Der Städter treibt ſeinen Handel und ſein Gewerbe, und ſein Vermögen iſt ſein, und ſeiner Kinder. Der Bauer geht zu ſeinem Pflug, lockert die hart gewordene Erde, düngt ſie, wirft ſeine Saaten aus, und ſpricht in ſeinem Herzen: nach einigen Monaten werd' ich erndten. Jeder Unterthan trägt mit Richtigkeit ſeine Gaben ab, und darf keine Schulden machen, um ſchwere Kontribution herbeizuſchaffen. Sein Fürſt ſieht ihn frohlockend und arbeitſam, und ſeiner Kinder Freude wird Freude für ſein väterliches Herz! — —

Und die Tugend, Freunde, ach! die Tugend — wie viel gewinnt ſie durch Frieden! Nicht nur die Geſetze des Landes bleiben heilig und unverletzt; Menſchenherz iſt ſich auch ſelbſt Geſetz. Jene ſanftern und zärtlichern Gefühle, welche der Adel unſerer Natur ſind, werden nicht durch ſtete Anblicke der Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit unterdrückt. Man kennt die Wolluſt nicht in ſo vieler Mannigfaltigkeit; der Jüngling wird nicht ſo allgemein vom Jüngling, und das unſchuldvolle aufblühende Mädgen nicht vom zügelloſen Böſewicht verführt. Eigenthumsrecht iſt heilig, und gegenſeitige Treue beglückt die Geſellſchaft. Unmäſſigkeit im Trunk bleibt nur der Vorwurf weniger Unglücklichen, welche ſchon zu weit von der Bahn der Erbarkeit abgewichen ſind, als daß ſie zu ihr zurückkehren könnten. Der Eidſchwur hat mehr Ehrwürdigkeit, und die fluchende Stimme tobet nicht ſo laut. Auf der Erziehung der Kinder, der künftigen Vaterlandsbürger, ruhet mehr Güte und Ordnung, mehr gute Beiſpielfülle. Das öffentliche Verdienſt wird erkannt, und der Staat hat mehr Reichthum und Muſſe, es würdig belohnen zu können; das ſtille, im Verborgenen ſegnende wird aufgemuntert, hervorzutreten, und ähnlichen Lohn zu empfangen. Die Gerechtigkeit leiſtet auch dem Geringſten unter den Unterthanen Hülfe, und der Wohlſtand öfnet dem Bürger die Quellen der Barmherzigkeit. — —

Dich will ich ſegnen, du Beglücker des Menſchengeſchlechts, Friede! ich will dich ſegnen, ſo lange ich bin! Du biſt recht Menſchenbeſtimmung — biſt himmliſchen Urſprungs — biſt liebenswürdiges Geſchenk vom Allvater! — Heil dir, mein deutſches Vaterland! Land des Fleiſſes, und der Volksmenge! daß Seligkeitvoller Friede jetzt auf deine Fluren wohnet! Ach! er müſſe fort über dir ſchweben; müſſe lange über dir ſchweben! Heilige, Freundſchaftsvolle Bande müſſen das Herz deines Joſephs, deiner Thereſie, und deines Friedrichs, an einander feſſeln! müſſen feſſeln die Herzen aller deiner Fürſten! Denn müſſe Jeder deutſche Vater ſeinen Kindern frühzeitig das Wort: Friede, lallen lehren — müſſe ſie lehren, die Seligkeit deſſelben kennen und ſchätzen — müſſe ſie hinführen zu den Altären der Tugend, und ſprechen: Bewahret Unſchuld und Güte, ſo wird auch — Freude in eurem Buſen ſein! — — —

Viel Friedliches hat gleich bei ſeinem erſten Anblick ein Erndtefeld. Jüngſt ging ich über ein ſolches Feld; da empfand ich Erndtefreude — ach! Erndtefreude!

Unausſprechlich verliert der Städter, wenn er in ſeiner Eingeſchloſſenheit die Erndtezeit verlebt, und nicht fleiſſig in den offenen Fluren wandert. — Mannigfaltige, durchaus angenehme Abwechſelung der Gegenſtände überraſcht uns da, theilt uns in zehn, zwanzig Theile, und zieht den einen davon dort- und den andern dahin. Bald wallen noch vor uns dickbeſtaudete Gerſten- und Haferfelder; bald liegen hinter uns ſchon unzählbare Roggenhälmer in aufgethürmten Reihen. Wie ſie da ſo ſtill liegen, die kleinen Wälder, welche vor einigen Tagen noch ſauſeten und brauſeten, — vollendetes Produkt der Natur — von Menſchenhänden abgehauen und ihnen nun ganz überlaſſen! Dort harken einige alte Mütter; da binden muntere Mädgens Garben; hier mandelt ein männlicher Bauer auf; weiterhin hält ein Wagen, und ein Paar ſchwarzbraune Knechte laden die dicken Bunde; ganz unten ziehen ſchon vier wohlgefütterte Rappen einen andern ſchwerbelaſteten Getraidewagen nach dem Dorfe hin. Wie geſchäftig die Menſchen alle ſind! Mähen und harken, harken und binden, binden und laden, laden und fahren — mähen und harken, und binden, und laden, und fahren, und — pfeifen, und ſingen. Weidlich klatſcht der fahrende Jüngling mit ſeiner Peitſche den ſchallenden Kreutzhieb, und die ihn liebende Dirne ſchreit Juchheiſa darein. Iſt doch ein gar vortreflicher Anblick, ein ſolches Gewimmle von Menſchen zu ſehen, die alle mit Eifer arbeiten, und bei ihrer Arbeit noch frohes Muths ſind! Das ſind ſo die rechten Menſchen, welche arbeiten, und — dabei fröhlich ſind. Die Arbeit verſüſſt ihnen die Freude, und die Freude erleichtert ihnen die Arbeit. Geh hin, Städter, und lerne vom Landmann dein Tagewerk verrichten, und dabei ſcherzen und lachen! Jedes abgemähete Feld verſchafft uns eine neue Ausſicht. Vorher, wenn wir vorübergingen, ſahen wir ins Getreide; nun erblicken wir über dem leeren Acker hin Büſche, und Mühlen, und Dörfer. Es iſt uns, als ſähen wir ſie alle zum erſten mahle. Gehen wir weiter an einen Morgen, noch mit Waitzen beſtaudet, ſo ſind ſie alle wieder weg. Wir kommen wieder an ein Kornfeld, wo eben gemähet wird, und ieder Hieb, welchen die Sichel thut, läſſt uns einen Zweig von ienen Bäumen, oder einen Schornſtein von ienen Häuſern, abermahls erblicken. Reitzvolles Spiel, welches die Natur noch mit ihren Kindern treibt! Wohne ihm noch bei, Städter! in wenig Wochen wird es aufhören, und ſtehſt du denn auf derſelben Stelle, ſo wird dich bald ein fortwährendes Einerlei ermüden! —

Biſt du aber aufm Erndtefeld, ſo denke auch einen redlichen, weitumfaſſenden Gedanken an die Wohlthätigkeit um dich her! Bruder! welche Empfindungen werden dir ins Herz ſtröhmen, wenn du den Segen, als Menſch, betrachteſt, welcher vor deinen Augen in herrlicher Fülle da liegt! Iſt wahrlich nicht anders, als ſähſt du ſchon Brodt an Brodt liegen; als wär' das ganze Feld voll Tiſche, und voll Bänke, beſetzt mit hungerſtillender Nahrung, und mit esbegierigen Gäſten. Stell dir vor, wie herzlich es ihnen ſchmecke; wie ſie bei einer frugalen Mahlzeit nach vollendeter Arbeit ſich erholen, und neue Kräfte zur morgenden noch vorſchwebenden ſammlen! Wohl euch, ihr Armen unter meinen Mitbürgern, deren vornehmſte, beinahe einzige Nahrung Brodt iſt, die im Schooſſe einer zahlreichen Familie ſich ſchon glücklich preiſen, wenn ſie für ſich, für Weib und Kinder, dieſes allgemeinen Nahrungsmittels Fülle haben — nun iſt der Theurung wieder geſteuret! Neuer, erquickender Vorrath davon wieder allenthalben da! Bald werden die trockenen Körner, unter den arbeitſamen Händen des Dreſchers, umherſpringen; bald wird der Landmann damit ſeine Säcke füllen, und ſie den Städtern zu Markte bringen. — Ach! wüſte ich die Stätten im Felde, auf welchen Brodt wächſt, welches bald hie und da ein Gefangener in ſeinem Kerker bei Waſſer eſſen wird, mit welcher menſchlichen Theilnehmung wollt' ich auf ſie hintreten, und meine Thränen auf ſie weinen! In Gottes freier Luft, wollt' ich denken, wächſt Brodt für eingeſperrte Brüder! daß ſie doch auch die Freiheit hätten, welche die Hälmer hatten, in deren Aehren Korn für ſie war! daß ſie doch alsdenn eben ſo ſegensreich wären, als ſie! —

Das wäre meines Herzens voller Wunſch, daß ich die ganze Erndte hindurch meine Gemeine aufs Feld führen, und ihnen da predigen könnte! So im Anblick der um und um ſegnenden Natur, mitten unter dem tauſendfachen Guten, welches vom Himmel auf die Erde gefallen iſt — was für Empfindungen müſten ſich da in die Seelen der Gottesverehrer ſtröhmen laſſen! wie müſte man ſie da thätig zum Guten, duldend fürs Ungemach, aufmerkſam auf Schöpfergüte, machen können! Einen feierlichern, herzdurchdringendern Gottesdienſt müſts nicht geben auf Erden, als den! Dem Manne, welcher wohl wuſte, was im Menſchen war, und ſeine zärtlichſte Seite bald finden konnte, mochte auch dieſe Bemerkung nicht entwiſchen. Mit überwallender Liebe für ihn leſ' ichs, daß er mit ſeinen Buſenfreunden ſo gern über Saatfluren und Erndtefelder ging; daß er auch Sabbath mit ihnen daſelbſt oft feierte, und ihnen Hinblick auf den Allvater, Wohlgefallen an ſeinen Schöpfungen, Nachahmung der Natur, Glauben an die Fürſehung, und Ausſicht in eine frohe Zukunft, lehrte!

Und Erndten, Brüder, erndten iſt ſo eine recht menſchliche Verrichtung. Nutzen ſucht der Edle bei allen ſeinen Handlungen; Nutzen für ſeine Brüder, und für ſich. Wir ſäen allenthalben im Leben, und warten auf Erndte. Warten ſehnlich drauf, daß unſere guten Thaten den von uns abgezweckten, gewünſchten Erfolg haben ſollen. Der Anblick der Erndte im

Feld iſt daher völlig nach unſerm Geſchmack. — Wir wiſſen die Widerwärtigkeiten, welchen oft die aufgegangene, ährentreibende, reifende Saat auf der Flur unterworfen iſt; wiſſen auch, wie oft wir bei Ausübung unſerer beſten Thaten behindert werden; ſehen wirs nun, daß der Ackermann gute, reichliche Erndte hält: ſo ſchwebt vor unſern Augen ein Bild iener Freude, welche wir haben, wenn wir von unſern edlen Handlungen allen den Segen erblicken, welchen wir uns von ihnen verſprechen. — Ward das Feld, worauf ietzt Erndte iſt, vor Winter beſäet, ha! was für ein ſtarker Gedanke ergreift denn den Chriſten! haſt auch ſo, denkt er, eine Erndte über Winter zu hoffen, eine volle, reiche Erndte! — Wie ihn das Bild von Menſchenbeſtimmung, welches ihm die Natur hier vorhält, ſo ſanft anlächelt! wie er all' ſeine Blicke auf daſſelbe feſſelt, und nicht wieder von ihm loskommen kann! Guter Thaten Lohn, ach! guter Thaten ganzen Lohn — hier und dort, und dort und hier! Jetzt Anfang — denn Vollendung! Bei der Hinſaat wohl gar Trauren — aber zur Garbenbindezeit Freud und Jubel! — Der Mann, welcher mit Rom und Korinth korreſpondirte, und ſich gut drauf verſtand, Gegenſtände in der Natur, und im gemeinen Leben, für die Religion brauchbar zu machen, mocht das Bild auch oft angeſehen, und mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet haben. Reſultat all ſeiner Betrachtungen war und blieb: Laſſt uns ſäen im Segen, ſo werden wir erndten im Segen! —

Auch, Brüder, hab' ichs nie ſtärker empfunden, wie wahr es ſei, was einsmahls der Beſte von uns allen ſagte, als wenn ich zur Erndtezeit über Feld wandelte. Wenn ich denn ſo mitten auf einer groſſen Waizenbreite ſtand, und nirgends Ende derſelben ſah, wenn die unzählbaren Millionen Aehren um mich her wankten: ſo wars, als ſtände ich mitten unter der ganzen Menſchheit, und ſchaute den unendlichen Segen, welcher an ihr zu ſtiften — nicht zu ſtiften — nur zu ſammlen, wäre. Erndte genug, dacht' ich, Erndte genug; nur Arbeiter her! Gelegenheit genug da, Menſchengewinn zu machen; nur Edle werden erfordert, welche die Mühe dabei nicht ſcheuen — eine Mühe, die mit iedem Augenblick ſich reichlicher belohnt! Und denn erneuerte ich auf der Stelle den Vorſatz, unermüdet zu arbeiten, und allenthalben, wohin nur meine Stimme dringen möcht, andere zu gemeinſchaftlicher Arbeit mit mir zu ermuntern. — —

O Fluren voll Erndte — ſeid mir heilig! heilig, wie Tempel der Gottheit! Nie müſſ' ich auf euch hinwandeln, ohn von den edelſten, hinſchmelzendſten Empfindungen durchdrungen zu werden! Nie euch wieder verlaſſen, ohn lebhaft zu fühlen, daß ich — um einen Grad mehr Menſch geworden ſei! — — —

Dich, Jüngling, lieb' ich, dem beim heiligen Nahmen: Vaterland, das Blut ſchon gewaltiger wallt; und dich, Mann, der mit raſchem, felſigten Muth am Vaterlands Wohl arbeitet; und dich, Greis, der, an Kräften arm, an Wünſchen aber reich, brennendes Verlangen, daß Vaterland nach ſeinem Hintritt noch glücklich ſei, am Grabe vorm Allvater ausſchüttet! O ihr Edlen, wie ergreift euch alle meine Liebe, und mein Lob! Wie ſeh' ich euch vornan in der würdigſten Menſchenklaſſe, in welcher man Menſchengröſſe und Menſchenwonne fühlt! — — Patriotiſmus! Patriotiſmus! — Freudenquell für alle groſſe und ſchöne Seelen, in Latium nicht nur, und in Grächen, auch in Belgien, Helvetierland, Germanien, und Altmexiko, und an allen Orten und Enden der Erde — Vaterland glücklich ſehen, glücklich wünſchen, nach Vermögen glücklich machen — — Der hat kein menſchliches Herz, welcher dis alles nicht mit voller Heiterkeit verrichtet!

Gut aller Güter! Leben! ach! Leben! wie nenn' ich dich recht? — Ach! erſtes, allererſtes, allerheiligſtes, allerunverletzlichſtes Gotteseigenthum! triefendſter, reichquillendſter Schöpferſegen! Allumfaſſendſter Ausflus vom Weſen der Weſen! dich ſchätzen, dich nach Würde ſchätzen, dich menſchlich verwenden und genieſſen — dies iſt unter allen Verehrungen, Preiſungen und Anbetungen des Allvaters die würdigſte, ihm gefälligſte, und ewiger Glorieausſicht volleſte! — Kannſt du, Bruder! auf dein Vaterland hinblicken, und wär' es auch nur ein Ländchen von anderthalb Meilen, ohn' in deinem Innern laut zu ſprechen: Ach! liebes, theures Land, warſt Lebensland für mich! In deinem Schoos fing ich an, zu athmen; zu empfinden, was Lebenskraft und Lebensfülle ſei! Gabſt Leben — habe Leben, gib Leben, empfange Leben auch von mir zurück, ſo lang' ich bin! — ?

Sieh, Bruder! dein Vaterland zeigte dir nicht nur erſten unter allen Segen von fern, bracht' ihn dir auch nah; gab ihn dir nicht nur halb, gab ihn dir ganz! Tauſendmahltauſend Lebenerhaltende Wohlthaten umfloſſen dich in ſeinem Schoos! Wuchſeſt empor; hoch empor! Reifteſt zur Menſchenreife! Saheſt ſeiner Frülinge Bluhmen; erndteteſt ſeiner Sommer und Herbſte Früchte; genoſſeſt ſeiner Winter Ruh! — Nun ſtehſt du da, mitten unter allen Weſen, ſchauſt ſie gebietend an, und ſprichſt: Seid all' unter meine Füſſe gethan — all' unter meine Füſſe gethan; doch ohne mir Recht zu geben, das Geringſte von euch unnöthigerweiſe zertreten zu dürfen. — Ach! Vaterland, Vaterland, töne deinen Ohren ſüs! ſei deinem Herzen edelſtes, geliebteſtes Erdenland! Freue dich, wenn ein Fürſt darinn herrſcht, welcher für das Heil deſſelben ſorgt! Gönn' ihm den Frieden, und ſeine Erndten, und all' ſeine Wonnen! — Biſt von ihm erhalten worden, ſuchs wieder zu erhalten! Wend' allen deinen Fleis an, ihm das wieder zu thun, was es dir that, und es zu ſegnen von allen ſeinen Seiten! —

Fandſt auch, Bruder! im Vaterlande Menſchen, welche dich in ihre Arme nahmen! Tratſt in Verbindungen ein, die dir dein Leben heiterer und ruhvoller machten! — Da kam ein Redlicher, ſchon weit gröſſer, als du, auch ſchon dem Grabe wieder weit näher, als du, ſchaute dich liebreich an, drückte dich treu an ſein Herz, und nannte ſich — Vater; Vater von dir! Da lag ein Menſch von ſanfterm Gliederbau, von zärtlicherer Empfindung, weinte, und lächelte zugleich, gab dir am Buſen die erſte öffentliche Nahrung, und rief dich: Kind; mit mütterlicher Liebe — Kind! Da liefen kleine, ſorgenloſe Geſchöpfe, gebildet, wie du, herbei, zwar ſchon gröſſer, als du, aber noch unvollendet, ſpielten neben dir ihre frohen, kindlichen Spiele, wiegten dich, ſahen dich wiegen, waren dir Bruder und Schweſter! Da eilten Freunde, wohlmeinende Freunde, hinzu, ſchauten dich mit Blicken künftiger Vertraulichkeit an, und nahmen dich unter die Reihen derer auf, welche ihnen auf Erden die Wertheſten waren! Nun fing in deinem Herzen an, die Liebe zu erwachen. Du ſahſt ein Mädgen, ein holdes, reitzvolles Mädgen, und wünſchteſt's, dein zu nennen. Vaterland gabs dir, und ſprach: Nimms hin — hin in deinen Arm! Machs glücklich, und werde dadurch glücklich! All dieſe Bande ſind nicht Ketten für dich; ſind ſanfte Umwindungen — Roſ' an Roſe. Las ſie dich feſt ans Vaterland knüpfen! Reich ihm gern ihrer groſſen Segnungen Hälfte!

Geh zurück auf all' deiner Wiſſenſchaft, Tugend, und Denkungsart, Grundlagen — nahmſt ſie aus Vaterlands begüternden Händen. Vaterland lehrte — Vaterland bildete dich. Die erſten Eindrücke, welche äuſerliche Gegenſtände auf dich machten, hatten den Anſtrich ſeines Klima, ſeiner Regierungsform, und ſeiner Sitte. Auf ſeinen Fluren wardſt du empfindſam, in ſeinen Tempeln religiös, unter ſeinen Edlen tugendhaft. So oft nun dein Auge mit tiefer Wolluſt auf die Natur, und ihre Schönheiten, ſchaut, ſo oft dein Glaube dich beruhigt, und Bewuſtſein deiner Rechtſchaffenheit dich übers Misgeſchick emporhebt: ſo oft wirf einen dankbaren Seitenblick aufs Vaterland hin! Freu dich, wenn wiſſenſchaftliche Männer in ſeinem Schoos ſind, deren Licht dem Mitbürger, dem Nachbar, und dem fernen Fremdling, ſcheint! Freu dich, wenn du ſiehſt, wie ein würdiger Gerechter mit dem andern Arm in Arm durch ſeine Städte und Dörfer wandelt, und wie ſie beide gemeinſchaftlich ſich bemühen, allenthalben edler Thaten reichen Segen zurückzulaſſen! Führ' ſeine Jünglinge der Weisheit, und ſeine Töchter der Tugend, zu! Sei ſelbſt der Weisheit Verehrer, der Tugend Freund! —

Und hat Vaterland auch eine Stäte zum Grabe für dich, weiſt du unter allen ſeinen Fluren diejenige ſchon, auf welcher du ſtauben wirſt: ſo geh an Frühlingsmorgen und Sommerabenden zu ihr hin, ſieh Sonne und Mond auf ihr auf- und untergehn, und ſprich: Ach! Vaterland! — auch einmahl Land der letzten Ruh für mich! — wenn dein Hügel mich deckt, dein Raſen über mir grünt, und deine Erde ſich mit der meinigen vermiſcht; wenn ich kein holdſeliges Wimpern der Morgenröthe mehr ſehe, kein freundſchaftliches Winken des Abendſterns mehr; wenn gegen Geräuſch und Stille mein Ohr taub iſt, und alle meine Theilnehmung an Weltfülle und Weltgeſchäftigkeit verſchwindet; wenn meine Gattin, meine Kinder, und alle die, neben denen ich gerne im Leben gehen mocht, über mir hinwandern: denn treffe dich noch Segen auf Segen! denn wohne noch Fried' und Seligkeit in dir! denn ſeien noch all deine Bürger Tugendfreunde, und Schöpferfreunde, und deine Freunde! denn arbeiten ſie noch all mit Eifer für dich — arbeiten für dich, und für ſich! Heil vom Allvater ſtröhme denn mächtig hinzu — beförder' ihre edlen Unternehmungen — geb' ihnen allen heitern, wunſchübertreffenden Ausgang! —

Ach! und lebteſt du, Freund, dein Leben vom Vaterland fern; trennten dich von ihm lange, bahnloſe, furchtbargethürmte Gebirge, unwirthbare, brennende Sandwüſten, und Weltmeere voll Schiffbruch und Tod; wärſt du verlaſſen und einſam auf einer der unbekannteſten, von Menſchen unbeſuchteſten Inſeln, und hätteſt Nacht, wenn dein Vaterland Tag hätte: ſo müſte beim Gedanken an deine väterliche Flur dein Buſen ſich noch emporheben; müſteſt die Sonne noch dafür ſegnen, welche jetzt über dir ſchwebt, daß ſie vor zwölf Stunden überm Vaterlande ſchwebte, und ihm mit einem Strahl zugleich Licht und Wärme gab! Riefe dich denn der Tod — ſucht' er und fänd' er dich unter einer andern Himmelsgegend, und könntſt du ihm nicht entfliehen, und, ehe er dich träfe, dein Vaterland nicht noch einmahl von weitem ſchaun: ſo müſt' aus jeder niederfallenden Thräne ein Wunſch für ſein daurendes Heil aufſteigen, und ſchmeichelnde Hofnung auf deiner Wünſche Erfüllung dir noch Verſüſſung des Hinſcheids in fremden Lande ſein! Müſteſt noch hinſchleichen in letzter Lebenskraft ans Geſtade des Oceans, und über all ſeine Wellen nach der Zone hinblicken, unter welcher dein Vaterland läge, und ſegnend deine Hände aufheben, und — ſinken laſſen!

Glückt's dir aber nach einer langen Reihe von Jahren, in ſeinen Schoos zurückzukehren, ha! welche unausſprechliche Freude für dich! Säheſts denn von weitem und verdoppelteſt eilfertig all deine Schritte; beträtſt denn ſeine Grenze, und jauchzteſt! Suchteſt deine Freunde; fändeſt einige von ihnen noch lebend, beinahe unkenntlich, und drückteſt ſie ans Herz; gingeſt zu den Gräbern der Verblichenen, und ſetzteſt dich auf ſie hin, und dächteſt noch einmahl ihre Liebe in all' ihrer Kraft! Wandelteſt in das Haus, wo das Licht zum erſtenmahl dir ins Auge fiel — beſuchteſt den grünen Platz, wo du gern mit deinen Geſpielen tanzteſt — ſchauteſt den Garten mit ſtillem Nachdenken an, wo du oft in Geſellſchaft deiner Eltern, und ihrer Freunde, warſt — träteſt in den Schatten der Bäume hin, unter denen du einſt nach Aepfeln ſuchteſt — fändſt noch hie und da auf Beeten, wo du ſonſt Bluhmen pflanzteſt, eine Viole, oder Tauſendſchön — und die zarten, kleinen Eindrücke, welche dis alles ehemahls auf dich machte, kämen in dich zurück; du erneuerteſt die Reihen deiner erſten Jugendideen, und ſtändeſt da, hinſchmelzend — hinſinkend — Wonnethrän im Aug! — — —

Johann Chriſtian Siegmund Sintenis,

am 17. Auguſt 1752 zu Zerbſt geboren, Bruder des Vorigen, wurde 1785 Paſtor zu Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbſtiſchen. Von ihn erſchien:

Waldro, der letzte Vater in der Reihe der Edlen. Halle, 1781. 3 Thle.

Gutmann und Wilhelmine. Halle, 1782; neue Ausg. 1801.

Unterredungen mit Eltern und Kindern. Dornb., 1780.

Mütterlicher Rath an meine Tochter. 2. Ausg., Halle, 1794.

Ein fleißiger Nachahmer ſeines Bruders (C. F. ſ. den vorigen Artikel), den er jedoch nicht erreichte.

von Sittewald, Philander, ſ. Moſcheroſch.

Wilhelm Smets,

(mit ſeinem vollen Namen Philipp Carl Joſeph Anton Johann Wilhelm S.) ein Sohn der großen dramatiſchen Künſtlerin, Sophie Schröder, wurde am 15. September 1796 zu Reval im Eſthlande geboren, wo ſein Vater — ein Holländer von Geburt und namhafter Juriſt — unter dem Namen Stollmers, Kotzebues deutſche Bühne als Director leitete. Nach der Eheſcheidung ſeiner Eltern 1801 brachte ihn ſein Vater auf die Schule nach Aachen; 1812, beim Tode deſſelben, erhielt er eine Freiſtelle auf dem kaiſerlich-franzöſiſchen Lyceum zu Bonn. Seine ganze Natur hatte ihn zum Künſtler beſtimmt und die Erinnerungen ſeiner Kindheit, ſo wie der Einfluß der natürlichen Erziehung hielten ihm beſtändig die Ideale künſtleriſchen Lebens vor. Doch mußte er ſeine große Neigung zur Malerei ganz unterdrücken, und ſeine poetiſche Anlage, die in Bonn ſich zu entfalten begann, ward durch die Strenge der Disciplin und die Entziehung aller deutſchen Claſſiker bedroht und eingeſchränkt. Das Herannahen der verbündeten Heere begeiſterte den Jüngling, im Lyceum eine Verbindung in dem Geiſte zu ſtiften, der in der deutſchen Burſchenſchaft ſeine Blüthe erhielt. Das Geheimniß ward entdeckt, S. entwich mit mehreren Genoſſen nach Aachen zu ſeinen Angehörigen. Im Herbſt 1814 ward er Hauslehrer nahe bei Cöln, im darauf folgenden Frühjahre trat er in die freiwillige Jägerſchaar des Niederrheins. In Gneiſenau's Hauptquartier angeſtellt, rückte er bald zum Lieutenant bei dem dritten Rhein-Landwehr-Infanterie-Regiment auf. Nach dem Feldzuge begleitete er einen adeligen Zögling nach Wien, wo er nach 10jähriger Trennung in der großen Schröder ſeine Mutter wiederfand. Kurze Zeit verſuchte er ſich unter ihrem Auſpicien und mit Glück auf mehreren Bühnen Wiens; kehrte aber, der Breter überdrüßig, an den Rhein zurück, und ward in Coblenz an der Kriegsſchule als Lehrer der deutſchen und franzöſiſchen Sprache und der Literatur, darauf am dortigen Gymnaſium als Lehrer angeſtellt. Im Herbſt 1819 ging er, einem längſt gehegten Wunſche folgend, nach Münſter und ſtudirte dort unter Georg Hermes Theologie, beſuchte ſpäter das Cölner Prieſterſeminar und ward 1822 in der Cölner Domkirche zum Prieſter geweiht. 1821 war er von Jena mit dem philoſophiſchen Doctortitel belehnt worden. Er bekam bald das Amt eines erſten ordentlichen Religionslehrers und Penſionatinſpectors am katholiſchen Gymnaſium, und wurde nachher auch Caplan und Sonntagsprediger zu Cöln. 1828 zog er ſich jedoch, körperlich ſehr leidend, von dieſen Aemtern zurück, um die Landpfarre Jerſel bei Bonn anzutreten. Nach 4 Jahren wurde er als erſter Oberpfarrer und Inſpector von 26 Dorfſchulen nach dem Landſtädtchen Münſtereifel berufen, wo er zugleich am Gymnaſium durch Religions- und Declamationsſtunden beſchäftigt war, und als erzbiſchöflicher Commiſſarius bei den Prüfungen fungirte. Nach drei Jahren vertrieb ihn aber ſeine Kränklichkeit aus dieſem rauhen Klima nach dem reizenden Nideggen an der Stoer, wo er ein Jahr Oberpfarrer war. Doch nur gänzlicher Ruheſtand konnte ſeinen wankenden Kräften helfen. Seit 1837 lebt er daher als Weltgeiſtlicher und Privatgelehrter zu Cöln.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Cöln, 1816.

Poetiſche Fragmente aus Theobalds Tagebuche. Coblenz, 1818.

Taſchenbuch für Rheinreiſende. Coblenz, 1818.

Taſſo's Tod, Trauerſpiel. Coblenz, 1819.

Hieroglyphen für Geiſt und Herz. 2te Aufl. Cöln, 1823.

Ueber Volksfeſte und Volksdenkmale. Cöln, 1823.

Gedichte, mit dem Bildniß des Verf. Cöln, 1824.

Ferdinand Franz Wallraf, ein biogr.-panegyr. Verſuch. Cöln, 1825.

Neue Dichtungen. Bonn, 1830.

Des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, Jubelfahrt auf dem Rhein, romant. Gedicht in 3 Geſängen. Bonn, 1833.

Kleinere epiſche Dichtungen. Bonn, 1835.

Spruchlieder. 2te Aufl. Bonn, 1835.

Epheukränze, neueſte Dichtungen. Aachen, 1838.

Gedichte, vollſt. Samml. Stuttgart und Tüb., 1840.

Tiefes, inniges Gefühl, Adel der Geſinnung, lebendige ſchöpferiſche Phantaſie, Herrſchaft über Form und Sprache, Anmuth und Wohlklang zeichnen ihn vorzüglich als Lyriker aus und räumen ihm eine würdige Stellung unter den deutſchen Dichtern ein.

Aus den Gedichten von Smets.

Des Dichters Lebensbilder.

Es ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſter Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erſte zeigt am Strande,
Den Finnlands Flut benetzt,
Ein Kind, das ſich im Sande
Am Muſchelſpiel' ergötzt.
Durch vielverſchlungne Wege
Gelangt's zum ſchönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenſtein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Citherklang,
Den Kummer zu verſöhnen
Durch tiefen Herzensſang:
Und wo in Frühroths Milde
Am Berg das Schloß ſich zeigt,
Dem ſchönſten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimath Herd:
Da ſucht mein junges Leben
Im Opfertod ſein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenſpiel.

Das vierte läßt mich ſchauen
Ein altes Chriſtenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen,
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling knieet,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdſel'ge Mutterherz:
Treu ſucht' ich's viele Jahre, —
Da ſchwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das ſechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel',
Erſt an des Meeres Strande,
Da iſt des Wandrers Ziel:
Der eilet durch die Menge
Mit ſtill verſchämtem Blick,
Doch läßt er der Geſänge
Kühn redend Wort zurück.

Das ſiebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Prieſterſchmucke ſchreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet ſich zum Volke,
Und ſpricht ein tröſtend Wort,
Doch ſcheucht er ſelbſt die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke ſehen
Begeiſtert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Geſtehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde, Arm in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine ſchlägt die Saiten,
Der Andre ſingt ein Lied,
Für echte Kunſt zu ſtreiten
Sind Alle heiß erglüht.

Das zehnte iſt in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesſchauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es ſoll an dieſer Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh ſeinen Theil ſich nahm;
Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebensluſt,
Die noch in Weiheſtunden
Schwellt die verletzte Bruſt.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das ſchonend ſich geneiget
Zu mir und meinem Lied;
Da ſeh' ich Alle wieder,
Die mir ſo hold geſinnt;
Nicht ſchönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernſt und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen ſoll?
Doch hat ihn nie ſo ſinnig
Die Muſe angeblickt,
Und nie ſo treu und innig
Die Freundſchaft ihn beglückt.

So ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſter Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauſchet,
Der ſanft wie Weſte bald,
Bald wie der Waldſtrom rauſchet,
In meinen Liedern ſchallt.

Dankgebet.

Was hab' ich dir, unendlich Gütiger,
Nicht Alles zu verdanken! — Alles, Alles!
So ſag' ich recht, und kniee weinend nieder,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.

Hoch ſchwillt mein Herz, und weiß ſich nicht zu faſſen,
Wenn mir Erinn'rung vor die Seele führt
Die Tag' und Stunden all', die unzählbaren,
Wo deine Liebe mich geſucht, gefunden,
Geſtärkt, geſchützt, getröſtet und genährt,
Wo du der reinen Freuden mir ſo viele
Bereitet haſt, aus mancher Fahr und Noth
Gerettet mich, den Ausweg mir gezeigt,
Wenn ſich mein Geiſt in Dunkelheit verlor;
Wie Manches, drob mein Herz gezittert ſchon,
Haſt du mit güt'ger Hand mir fern gehalten,
Und plötzlich, wann ich keine Hülfe ſah,
Mir zugewandt, was Troſt und Hülfe gab.
Und als der Tod mir ſchon ans Herz getreten,
Baar aller Kraft ich ausgeſtreckt da lag,
Da nahmſt du nicht den letzten Lebensodem
Von meiner Lippe weg, ein Schlummer ſank
Von deiner Huld auf mich herab, und wieder
Erhob ich mich zum Leben neu empor.

Unendlich Gütiger, ſo hab' ich Alles,
Ja, Alles dir zu danken, dir allein;
Ich bleibe weinend auf den Knieen liegen,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.....
Es iſt ein bodenloſes Meer von Güte,
Worein ich ſchaue, Herr, gedenk' ich dein:
Wie du mich haſt geführt ſo wunderbar,
Wie du mit Freuden haſt mein Herz erfüllt,
Daß ich von Leiden kaum zu ſagen weiß,
Sie ſchwinden all' wie unempfunden hin,
Vor deiner großen Güte Uebermacht.

Doch Dreierlei iſt's, Herr, wofür ich dir
Vor Allem danke, wenn ich darf den Werth
Von deiner Güte, du Unendlicher,
Nach Menſchenbrauch ermeſſen, mehr und minder.

Das Erſte denn, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die große Gnade
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verſtändniß, Troſt und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholiſch, apoſtoliſch heißt und iſt,
Daß ich ein Mitglied dieſer Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Das Zweite drauf, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt der heitre Sinn,
Den du mir, Gütigſter, verliehen haſt,
Das froh Gemüth, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir ſpielt, die bleiche Wange färbt, die Bruſt mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet,
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

Das Dritte dann, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die Himmelsgabe
Herzinn'ger Freunde, die du auf den Pfaden
Unſteten Lebens mir haſt zugeführt:
Es war ſo manches herrliche Gemüth,
So manche klare, himmelvolle Seele,
So manches Herz, das mir aufrichtig ſchlug,
So mancher Biedermann mit Rath und That,
So Viele, Viele, die mit Innigkeit,
Mit lautem Jubel und mit ſtiller Freude,
Mit reichem Geiſt und tiefem Ernſt des Lebens
Mich liebten, hegten, ſchützten, warnten, lehrten,
Die mich du Lieber, Bruder, Freund genannt. —

Ja, Alles, Alles, Herr verdank' ich dir,
Doch meines Dankes innigſtes Gebet
Bleibt immer dieſes, wenn ich eingedenk
Der drei Geſchenke bin, die du, o Vater,
Für mich herabgeſandt aus Himmelshöhe,
Den Pilgerpfad mir dreifach zu erleuchten.
Ja, Herr, dies iſt's, wofür vor allem Andern
In Thränen ich auf meinen Knieen liege,
Von unausſprechlich heißem Dankgefühl
Erbebend in des Herzens tiefſten Tiefen.

Der Schächer.

Sanct Joſeph und Maria
Mitſammt dem Jeſulein,
Die wandern aus Judäa
Still in Aegypten ein:
Maria auf dem Laſtthier
Mit ihrem Kindlein ſaß,
Und Joſeph ſchritt daneben
Mit Beil und Winkelmaß.

Wann Eins begann zu dürſten,
Sprang gleich ein klarer Quell,
Und wenn der Hunger heiſchte,
War eine Frucht zur Stell';
Und wo vor Götzenbildern
Vorüber ging der Zug,
Da fielen ſie in Trümmer,
Wie eitel Lug und Trug.

Auch ſchwang ſich oft ein Engel
Herab vom Himmelsrand,
Und gab die ſchönen Blumen
Dem Kindlein in die Hand.
So ging es viele Meilen
Durch Wald und über Feld,
Als wär' zu Ehr' und Freuden
Nur Alles wohl beſtellt.

Da ſaß nun eines Abends
Maria mit dem Kind
Still unter einem Baume, —
Es war ſo kühl und lind.
Sie ſaß voll Mutterfreuden,
Von Sorg' und Kummer bar,
Sanct Joſeph mit dem Thiere
Seitab gewandelt war:

Als plötzlich vor Maria
Ein kecker Räuber ſtand,
Und hielt den ſchweren Jagdſpieß
Erdräuend in der Hand.
Maria fleht inbrünſtig,
Und ſchaut auf's Kindelein
Mit Blicken, die erweichet
Wohl hätten einen Stein.

Das Kindlein unbeſorglich
Sieht auf den Räubersmann;
Der fühlt ſich ſo ergriffen,
Daß er's nicht tragen kann,
Und folgt dem Zug der Gnade,
Die ſchnell ſein Herz erreicht,
Von Mitleid tief beweget,
Und in den Wald entweicht.

Drauf zogen froh ſie weiter,
Und hatten keine Noth,
Und kehrten auch zur Heimath
Nach des Herodes Tod.
Das Kind erwuchs in Weisheit
Und Tugend wunderbar,
Das für der Welt Erlöſung
Beſtimmt zu ſterben war.....

Da kommt die bittre Stunde,
Wo unterm Kreuze ſteht
Maria, und ein Schwert ihr
Scharf durch die Seele geht.
Und rechts und links vom Heiland,
Da hangen voller Hohn
Die Schächer, und erleiden
Den wohlverdienten Lohn.

Doch Einer läßt erleuchten
Sein Herz vom Gnadenſtrahl,
Und ſehnt nach Jeſu Reiche
Sich in der Todesqual;
Und Jeſus ſpricht vom Kreuze
Mit göttlichem Verzeihn:
„Du ſollſt mit mir noch heute
Im Paradieſe ſein!“

Und wie Maria ſtehet
Am Kreuz' in Muttertreu',
Erkennt ſie jenen Räuber

Im Schächer voller Reu';
Der Jüngling war geworden
Ein Greis, in Sünden grau,
Doch hat ſie ſeine Züge
Behalten gar genau.

Und der den Herrn verſchonet
Einſt in Aegyptenland,
Nun in der Todesſtunde
Bei ihm Vergebung fand. —
So mög' uns Alle rühren
Die Mutter mit dem Kind,
Wenn wir auf ſchlimmen Wegen,
Wie dieſer Schächer, ſind.

Johannes Evangeliſta.

Als der Lieblingsjünger unſers Herrn,
Sanct Johannes, hochgealtert, wieder
Kam nach Epheſus aus Patmos' Oede, —
Noch der Einz'ge von den Zwölfen übrig,
Die der Herr in alle Welt geſendet,
Alle Creatur zu lehren und zu taufen, —
Pflegt' er gern Erholung ſich zu gönnen
Nach des Tages apoſtol'ſchen Mühen,
Nach dem Himmelflug und heil'gem Ernſte,
Da ſein Evangelium er geſchrieben.

Und in eines Gartens duft'ger Kühle
Ging der Greis luſtwandelnd auf und nieder,
In den Händen eine Taube haltend,
Die er abgerichtet, daß ſie aufflog,
Um die Silberſcheitel girrend kreiſ'te,
Dann mit einem Mal die hellen Schwingen
Mächtig ſchlagend, aufwärts ſtieg und wieder
Sich dem Heil'gen auf die Schulter ſetzte,
Wie vertraut ihm in die Ohren raunend.

Eines Tags, da ihn ſolch Spiel erfreute,
Kam ein Fürſt, ein Araber gegangen,
Der, ein Sprößling Iſmaels, vernommen
Von dem Lichte, das der Welt erſchienen,
Und zu ihm, der mit dem Licht gewandelt,
Der das Wort geſehn in Körperhülle,
Zu Johannes wollt' er hin, verlangend
Von ihm ſelber heil'ge Lehr' und Taufe.

Und er fragte nach dem Lieblingsjünger
Jeſu Chriſti, nach dem Wundergreiſe,
Dem der Herr erſchienen ſelbſt auf Patmos,
Den aus glüh'nder Oelflut er gerettet.
Und man wies ihn hin zum Garten, deutend
Auf den Greis, der mit der Taube ſpielte.
Doch zurück trat, wie verhöhnt, der Häuptling,
Daß ſein Bogen hell erklang, und dröhnend
In dem Köcher raſſelten die Pfeile.

Wie, ſo redet' er den Greis an, ſoll ich
Glauben, du ſeiſt Einer jener Zwölfe,
Die der Herr der Welt ſich hat erkoren,
Daß ſie lehren ſeinen höchſten Willen?
Seh' ich dich hier ſolche Kurzweil treiben,
Mit der Taube ſpielend, gleich den Knaben,
Kann ich nur dem Ueberkühnen zürnen,
Der getäuſcht mein heiliges Verlangen.

Doch Johannes freundlich ihm entgegnet:
Freund, was hängt doch über deiner Schulter?
Sag' mir das, ich bitte dich. — Ein Bogen. —
Wohl, ſo ſag' mir auch: iſt er geſpannt? — Nein! —
Nicht? Warum denn nicht? — Ich habe keines
Schuſſes Ziel vor Augen jetzt, und blieb' er
Stets geſpannt, verlör' er ſeine Straffheit,
Und verſagte mir, wenn ich ihn brauchte.

Sieh, verſetzt Johannes drauf, ſo geht es
Mit dem Geiſt des Menſchen auch, wenn immer,
Wenn unausgeſetzt er ſchafft und wirket,
Stets geſpannt, dem Höchſten zugewendet;
In des Körpers hemmender Behauſung
Eingekerkert, ſchwächt er, immer thätig,
Dieſen Doppelgänger, und der Eine
Wie der Andre leidet an Erſchlaffung.
Drum, das Wort vom Licht der Welt verkündend,
Forſchend in der Gottheit heil'gen Tiefen,
Gönn' ich auch dem müden Geiſt und Leibe,
Zu erholen ſich, erheitert, abgeſpannt,
Wie du abgeſpannt haſt deinen Bogen. —

Das iſt Weisheit, was dein Mund geredet,
Sprach der Araber, nun will ich's glauben,
Daß du biſt Johannes, Chriſti Jünger.
Lehr' mich höhre Weisheit noch, ich bitte! —

Und Johannes hat ihm drauf verkündigt
Chriſti Lehre von der Lieb' und Sanftmuth,
Demuth und Geduld, von Mild' und Ruhe:
Nicht vom Himmel Feu'r herab zu rufen,
Das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen,
Und den Docht, der glimmt, nicht auszulöſchen.
Dies und Alles, was des Heilands Lehre
Uns zu glauben und zu thuen auflegt,
Lehrt er ihn, und als er gläubig worden,
Hat er ihn getauft vor allen Brüdern.

Melano.

„Lucca, Lucca, hart bedrängt
Durch der Florentiner Haß,
Wie ihr Heer ohn' Unterlaß
Wüthend mordet, raubt und ſengt;
Lucca, ſollſt du untergehen,
Nicht mehr frei für dich beſtehen?
Prüfe, was dir Rettung ſchafft,
Rüſte dich mit letzter Kraft,
Oder ſchon nach wenig Wochen
Wird Florenz dich unterjochen.“

Lucca hört der Ehre Ruf,
Kämpft der Nothwehr heißen Kampf,
Stadt und Dorf in Glut und Dampf,
Aecker unter Roſſes Huf.
Doch vor Fortebraccio's Heere
Kämpft umſonſt für ſeine Ehre,
Seine Freiheit Lucca's Macht,
Kämpft ſchon in der letzten Schlacht,
Und der Feinde wildes Stürmen
Drohet ſelbſt Petroſa's Thürmen.

Und Melano, der befiehlt
In dem letzten feſten Schloß,
Wie viel edles Blut auch floß,
Doch Befreiung nicht erzielt;
Wie er ſich auch wehrt auf's Beſte,
Retten kann er nicht die Veſte.
Den nicht Noth und Tod bedrängt,
Ob er in die Luft ſie ſprengt?
Sinn't er's? Will er fallend ſiegen,
Eh' der letzte Wall erſtiegen?

Ja, beſchloſſen iſt's im Rath,
Krieger, Bürger ſind bereit,
Jeder gern dem Tod ſich weiht,
Wandelt kühn den Schreckenspfad.
Schnell dem Untergang zu reifen,
Leiten ſie die Pulverſtreifen;
Längſt der Unwehrbaren Zahl
War entfloh'n in's weite Thal,
Nur der Führer noch das zarte
Knabenpaar bei ſich bewahrte.

Und zur Uebergabe dröhnt
Mächtig der Trompete Ton;
Doch herab mit edlem Hohn
Von dem Wall dies Wort ertönt:
Dann ſollt ihr die Veſte haben,
Wenn ſie flammend uns begraben;
Wollt ihr nahe ſeh'n den Fall,
Stellt euch hart nur an den Wall,
Die ihr nicht vermogt zu zwingen,
Wird euch in die Arme ſpringen!

„Aber bitten höret mich,“
Ruft Melano nun bewegt,
Und die heiße Thräne regt
Ungewohnt im Auge ſich,
„Hört mich bitten um das Leben

Meiner Kinder, hingegeben
Sei's fortan in eure Hand
Als des Edelmuthes Pfand, —
Mutter ſei Florenz den Knaben,
Wenn die Veſte mich begraben!"

Und in Decken weich und warm,
Und mit Stricken wohlverwahrt
Werden nun die Knaben zart,
Liegen lächelnd Arm in Arm.
Und bei ſtummem Vatergruße
Sind ſie zu des Felſen Fuße
Schon gelangt. „Noch einen Blick!"
Ruft Melano, tritt zurück,
Weiß er ſie dem Feind verpfändet,
Der ſich ſchnell zum Rückzug wendet.

Und die Veſte bebt und kracht,
Aufwärts fliegen Thurm und Wall,
Und begraben mit im Fall,
Was da lebt, in grauſe Nacht. —
Aber in Florenz zu Rathe
Sind die Väter im Senate,
Und beſchließen feſt und kalt:
Stracks der Füchſe Aufenthalt
Werde Lucca, eh' es mehre
Seiner Macht und Hoheit Ehre.

Sieh', geharniſcht in den Saal
Tritt ein alter Krieger nun,
Dem Melano's Knaben ruhn
Auf der Arme hartem Stahl.
Und dem Rathe gibt er Kunde,
Wie Petroſa ging zu Grunde,
Wie der Feind ſein liebſtes Gut
Hingab ihrem Edelmuth',
Und den ſchönſten aller Siege
Sich errang im Schreckenskriege.

Rings die Senatoren ſchaun
Stumm ſich an; des Helden That
Wendet der Vernichtung Rath,
Weckt Bewund'rung, Lieb' und Graun.
Und geſetzlich wird beſchloſſen,
Daß Melano's zarte Sproſſen
Theilen ſollen Würd' und Recht
Mit dem edelſten Geſchlecht. —
Drauf verſöhnt vom Kampfplatz ſchieden
Lucca und Florenz in Frieden.

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt an dem Maine,
Da geht es luſtig her,
Da iſt's beim Fackelſcheine
Als ob's bei Tage wär';
Denn wiedrum ward gekrönet
Ein deutſcher König heut,
Drob durch die Stadt ertönet
Der Jubel weit und breit.

Herab vom Römer ſchallet
Trompeten= und Paukenton,
Der luſtige Reigen wallet
Gar manche Stunde ſchon;
Da führt ein ſchlanker Ritter
Die Königin zum Tanz,
Doch wie ein Leichenbitter
Iſt ſchwarz der Mummenſchanz.

Und als der Tanz geendet,
Die Königin entzückt
Zum Tänzer hold ſich wendet,
Der glühend auf ſie blickt:
„Ihr gleicht des Todes Ritter,
Und ſeid voll Lebensmuth,
Drum löſ't der Maske Gitter,
Daß man euch kennen thut."

„„O nimmer dies begehre,
Erhab'ne Königin,
Mein Leben und deine Ehre,
Wohl wären beide hin!""

„Wer biſt du, Ritter, ſage,
Ich ſchütze dich, wohlan!
Vor Fürſt und Reich nicht zage,
Und wärſt in Acht und Bann!"

Und wie der Tänzer ſchweiget,
Der König zu ihm ſpricht:
„Potz Launen! Ritter, zeiget
Eu'r ehrliches Geſicht!...."
Da kann er's nicht mehr bergen,
Die ſchwarze Larve fällt:
Der Scharfrichter von Bergen!
Ein Schrei den Saal durchgellt.

Er ſinkt dem König zu Füßen,
Spricht mit gewandtem Sinn:
„„Im Tod mag gern ich's büßen,
Doch entehrt blieb die Königin;
Drum Majeſtät, in Gnaden
Hört gern auf meine Liſt,
Wie unſer beider Schaden
Leicht abzuhelfen iſt.

„„Zieht aus der goldnen Scheide
Den Degen blank und flach,
Und gebt im Ritterkleide
Mir auch den Ritterſchlag;
Wer dann die Königin ſchmähet,
Den fordert mein ehrlich Schwert,
Der Ritter für ſie ſtehet,
Und war des Tanzes werth.""

„Du Schalk! Die Schmach zu bergen,
Empfange Schild und Helm,
Doch ſollſt du Schelm von Bergen
Mir heißen, du arger Schelm!"
Der König ſpricht's, und ziehet
Den Degen zum Ritterſchlag;
Der unehrliche Tänzer knieet,
Und wird ehrlich denſelben Tag.

Das Mägdlein und das Chriſtusbild.

An Meiſter Heinrich, welcher rüſtig ſchuf
Manch Bildwerk, kam aus hohem Nord der Ruf:
Des Heilands Standbild, übermenſchlich groß
Aus edelm Marmor würdig darzuſtellen.
Ein Greis ſchon, dankt er Gott ſein Künſtlerloos,
Und fromme Thränen ſeinem Aug' entquellen.

Es neigt vor Gott in Demuth ſich ſein Geiſt:
„Wo iſt auch nur der Schatten, der mir weiſ't
Des hohen Urbilds göttliche Geſtalt?
So oft ich, Herr, dein Teſtament geleſen,
War mir's, als ſei an mir vorbeigewallt
Dein ew'ger Sohn, doch faßt' ich nicht ſein Weſen."

Und Tag und Nacht hindurch und Nacht und Tag
Mit Fleiße denkt dem hohen Bild er nach;
Doch nichts genügt ihm, was er ſchafft und ſinnt.
Das Göttlich=Menſchliche ſo im Vereine,
Wie faßt er es, daß es Geſtalt gewinnt,
Und hehr ins Leben tritt aus todtem Steine?

Da, ſieh, in einer ſchönen Sommernacht,
Bei ſolchem frommen Sinnen halb durchwacht,
Als nun der Schlaf ihn in die Arme nahm,
Sieht er im Traum ein wunderſeltſam Leuchten,
Drin aus der Fern' ein Bild ihm näher kam,
Deß Züge ihn wie die des Heilands däuchten.

Und in der zweiten Nacht ſich's heller zeigt,
Doch noch gehüllt in Nebel weich und leicht.
Da endlich leuchtet in der dritten Nacht
Verklärt vor ſeinen hochentzückten Sinnen
Der Menſchenſohn in ſeiner Mild' und Macht,
Und langſam nur die Züge ſanft zerrinnen.

Der Meiſter rafft ſich auf, der Morgen graut,
Sein Geiſt das Bild noch immer deutlich ſchaut;
Da drückt dem weichen Thon er ſchnell es ein,
Und ſieh, der kunſtreich fert'gen Hand entſteiget
Das Traumbild, das ſich im Verklärungsſchein
Der dritten Nacht dem innern Blick gezeiget.

Und als nun im Modell das Bild da ſtand,
Im ungeſchürzt hinwallenden Gewand,
Das himmelvolle Antlitz ſanft geneigt,
Die eine Hand zart an die Bruſt gehoben,
Indeß die andre lehrend aufwärts zeigt:
Durch Mich nur kommt zum Vater ihr nach oben!

Da naht zur Morgensfrüh' ein Nachbarskind,
Ein holdes Mägdlein, keuſch, und frommgeſinnt,
Das reicht dem Meiſter friſche Blumen dar;
Drauf dieſer ſchnell vom Flor das Bild entblößet:
Da neigt das Kind ſich tief, und lispelt gar
Den heil'gen Namen, der die Welt erlöſet.

Der Meiſter fragt: „Weißt du denn, wer das iſt?"
„„Ei, unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſt.""
Ihm ſcheint dies Wort ein höhrer Fingerzeig,
Er fragt beſtürzt: „Woran kannſt du das ſehen?"
„„Sieht denn dem Herrn auch noch ein Andrer gleich?""
Verſetzt das Kind, — der Meiſter glaubte zu vergehen.

„Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!"

Noch einmal ziehet zum Kampf ins Feld
Der Herrſcher von Elba, der Frankenheld.
Sein Volk, dem wieder von Freiheit träumt,
Hat die Schwerter gewetzt und die Roſſe gezäumt.
Von Charleroy zieht der Gewaltige aus,
Und beſteht bei Ligny den erſten Strauß,
Und rüſtet ſich nun zur entſcheidenden Schlacht
In Feldherrngröße und Kaiſerspracht.

Ihm ſcharf gegenüber der Blücher ſitzt,
Und Gneiſenau's Aug' ihm entgegenblitzt,
Und neben dieſen Sir Wellington
Mit des Niederlands muthigem Königsſohn....
Im Sturmſchritt Colonn' an Colonne ſich reiht;
Die Feldherrn rufen, da iſt's an der Zeit,
Da ſchlägt der Donner an jedes Ohr,
Zum Angriff klirrten die Reiter hervor,
Und mit: „Vive l'Empéreur!" iſt die Schlacht entbrannt,
„Rule Britannia!" — „Mit Gott für König und Vaterland!"

Da ſteht, die Arme verſchränkt auf der Bruſt,
Der Kaiſer, und ſchwelgt ſchon in Siegesluſt;
Sein Antlitz aber hat deſſen Hehl,
Und kalt nur ertheilt er den Heerbefehl.
Doch nicht wie bei Wagram und Auſterlitz,
Sein Wort wie ein Donner, ſein Blick wie ein Blitz:
Entflohn iſt der Zauber, und läſſig zur That
Der Feldherrn mancher, und ſpinnet Verrath.

Drum plötzlich der Kaiſer erſtarrt und erbleicht,
Und der höhniſche Zug von der Lippe weicht.
Die Schlacht iſt verloren! das ſieht er ein,
Und ſein Herz durchwühlt unſägliche Pein.
Doch worauf er ſein Heldenvertraun geſetzt,
Sein Beſtes, das will er noch wagen zuletzt;
Und die alte Garde, die mit ihm war
In fünfzig Schlachten wohl zwanzig Jahr',
Rückt todesmuthig und ernſt und ſtill
Im Sturmſchritt vor, wie ihr Kaiſer es will.

Da ſtürzen zuſammen die feſten Reih'n,
Wie Congrev's Raketen den Tod auf ſie ſpei'n,
Doch ſinkend noch rufen ſie: Vive l'Empéreur!
Und laſſen vom Kaiſer nimmermehr.

Wohl ſchmerzt' es den Mann von Vittoria,
Da ſo viel Brave er fallen ſah,
Und ſchnell iſt ſein Vorſchlag hinüber gebracht:
Sie möchten ſich geben in guter Schlacht.
Held Cambronne aber gemeſſen ſpricht:
„Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!...."

Und auf's Neue der blutige Kampf begann,
Bis die Garden lagen, Mann bei Mann,
Auch fühlten im Sterben ſie keine Noth
Durch das falſche Gerücht: ihr Kaiſer ſei todt.
— — Doch Gourgaud wandte dem Kaiſer das Pferd, —
So entkam er Gneiſenau's Rächerſchwert.

Der alte Grenadier.

1830.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor ſeiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an ſein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn ſah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sanct Helena,
Da murrt der narb'ge Graukopf,
Und ſtarret vor ſich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf ſein rauhes Kinn.

Wie ſollt' er wohl beſiegen
Den Schmerz in ſeiner Bruſt,
Wie könnt' er wohl vergeſſen
Den ſchrecklichen Verluſt?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbann's,
Faßt ihn aufs Neu der Zauber
Des wunderbaren Mann's.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache ſtehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, geſpenſtig,
Und läßt ihm keine Ruh',
Bis endlich er marſchieret
Dem nächſten Hafen zu.

Es liegt hier ſegelfertig,
Zu reiſen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felſen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Capitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen ſich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf ſegeln ſie von dannen,
Sehn ſchon das Grab im Geiſt,
Da hebet ſich der Sturmwind,
Und Tau' und Segel reißt.
Mit Mühe ſie entkommen,
Dem Untergang ſo nah,
Und retten ſich zum Hafen,
Der kaum ſie ſcheiden ſah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweſer an.

Drum ſtarret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr geruht:
Es tönt die Marſeillaiſe
In ſein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne tricolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiſer lebt,
Ob ihn auch Hudſon's Täuſchung
Noch tauſendmal begräbt!"
Und preßt, im Todeskrampfe
An's Herz ſein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empéreur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,

Und Trauerſalven ſchallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So ſtarb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend ſeinem Kaiſer
In's letzte Feldquartier.

Auguſtina.

Saragoſſa, Saragoſſa! Iſt der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nur in dir erſchallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nur vor Schmach und Schande bangen?

Saragoſſa, wie ſo ſtill iſt's auf den Mauern doch geworden?
Willſt du ſchlimmer als der Feind denn ſelber deine Freiheit morden?....
Aber ſieh, es naht ein Mägdlein, ſich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte ſchwer im Krob' am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will ſie laben, will mit Speiſ' und Trank ihn ſtärken:
Weh, da muß ſie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!

Und die Lunte, die noch glimmet, ſchwingt behend ſie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft ſie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraſchend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erſchöpften, zum Geſchütze ſich zu ſtellen.
Und, wie aufgeſchreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger ſtürmen,
Männer, Weiber, Greiſe, Kinder kämpfen ſchon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tauſend Weiſen ſchaffen,
Siedend Oel und Felſenſtücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung ſchmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleiſcht er endlich weichen,
Aus der Luft noch überſchüttet von emporgeſprengten Leichen. —
Saragoſſa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speiſ' und Trank zum Liebſten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich geſtärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebſten liegen ſah in ſeinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preiſ' in Liedern, Saragoſſa, deine Heldin Auguſtina!

Chriſtian Wilhelm Snell

ward am 15. April 1754 zu Dachſenhauſen im Darmſtädtiſchen geboren, ſtudirte in Gießen, wurde daſelbſt Doctor der Philoſophie und ſtand zuerſt als Lehrer am dortigen Pädagogium. 1784 wurde er Prorector zu Idſtein, 1797 Director und Profeſſor daſelbſt und 1811 als Oberſchulrath und Director an das Gymnaſium zu Weilburg verſetzt. 1828 trat er in einen ehrenvollen Ruheſtand.

Von ihm erſchien:

Ueber die frühe Bildung des Geſchmacks. Marburg, 1782.
Mit F. W. D. Snell: Unterhaltungsbuch. Gießen, 1784—87. 3 Thle.
Handbuch der Philoſophie für Liebhaber. Gießen, 1802—18. 8 Thle.; 2. Aufl. 1819 ff.
Sophron und Neophilus. Marburg, 1785.
Lehrbuch der deutſchen Schreibart. Frankfurt, 1788; neu 1818.
Ueber Determinismus und Freiheit. Offenbach, 1789.
Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückſeligkeit. Frankfurt, 1790.
Unterhaltungen der Familie zu Roſenthal. Gießen, 1817.
Verſuch einer Aeſthetik. Gießen, 1828.

S. ſchloß ſich dem Kantiſchen Syſteme an und erwarb ſich beſonders dadurch großes Verdienſt, daß er die Lehren dieſer Philoſophie durch eine klare und allgemein verſtändliche Darſtellung dem größeren Publicum zugänglich zu machen ſuchte, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang.

Friedrich Wilhelm Daniel Snell,

Bruder des Vorigen, wurde am 26. October 1761 an demſelben Orte, wo jener, geboren. Er begann nach vollendeten Studien ſeine Laufbahn als Lehrer am Gymnaſium zu Gießen, wurde 1790 außerordentlicher, mit Anfang des neuen Jahrhunderts ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, deren Doctorgrad er längſt beſaß, an derſelben Univerſität. 1803 wurde er zugleich erſter Lehrer am Gymnaſium, legte dieſe Stelle aber 1805 nieder und wurde dafür zweiter Pädagogiarch. In dieſen Aemtern wohlverdient, ſtarb er am 28. October 1827.

Von ihm erſchien im Druck:

Menon. Manheim, 1789; 2. Ausg. 1796.
Darſtellung der kantiſchen Kritik der Urtheilskraft. Manheim, 1791—92. 2 Thle.
Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie. Gießen, 1794. 2 Thle.
Ueber philoſophiſchen Kriticismus. Gieß., 1802.
Anfangsgründe der Naturlehre. Gießen, 1806. 2 Thle.
Mehrere Journale und mathematiſche Bücher.

Gleich ſeinem Bruder war auch er eifrig bemüht, die Philoſophie durch populäre Darſtellung allgemein zugänglich zu machen; zu gleicher Zeit zeichnete er ſich durch treffliche mathematiſche Lehrbücher ſehr vortheilhaft aus.

Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden,

ein höchſt merkwürdiger Mann, 1754 zu Anſpach geboren, wurde er zuerſt brandenburgiſcher Regierungsrath, dann Geheimerrath zu Anſpach. Darauf reſidirte er als preußiſcher Geſandter des fränkiſchen Kreiſes zu Nürnberg, privatiſirte ſeit 1790 zu Saſſenfurth am Main im Bambergiſchen, bis es ihm einfiel, Theaterdirector zu werden. Er iſt der Gründer der erſten ſtehenden Bühne zu Bamberg. Seit 1810 lebte er zu Erlangen, als Doctor der Philoſophie und der Rechte, fürſtl. brandenburg. Geheimerrath und Kammerherr, Großprior des St. Joachims- und Ritter des kurpfälziſchen großen Löwen- und des naſſauiſchen Ordens pour l'amitié. Er ſtarb daſelbſt am 13. Juli 1831.

Unter ſeinen Schriften ſind vorzüglich hervorzuheben:

Emmi, oder die zerbrochenen Eier, Gedicht in acht Geſängen. Aarau, 1819.

Erzählungen. Brandenburg, 1823. 2 Bdchen.

Doctor Fauſt, Volksſchauſpiel in fünf Acten. Augsburg, 1797.

Hortenſien, Erzählungen aus geſchichtl. Quellen. Nürnberg, 1829.

Natalie und Deſaide. Hildburghauſen, 1820.

Pſyche, ein Mährchen in 4 Büchern. Berlin, 1801.

Schauſpiele. Berlin, 1788—91. 4 Bde.

Franz von Sickingen, hiſtor. romant. Gemälde. Leipzig, 1808; neu 1819.

Theater. Aarau, 1814—19. 3 Bde.

Virginia. Trauerſpiel in 5 Acten. Berlin.

Zoe, ein hohes Ideal zarter Weiblichkeit. Berlin, 1805.

Außerdem noch viele einzelne Dramen, Erzählungen, Schriften juriſtiſchen Inhaltes u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein bedeutendes, aber zu raſch und unſtät arbeitendes Talent, ſuchte v. S., mit reicher Phantaſie, Wiſſen und Gewandtheit ausgerüſtet, vorzüglich dem Tage zu gefallen und auf den Effect zu wirken; daher findet ſich in allen ſeinen Leiſtungen, neben höchſt glücklichen und gelungenen Stellen, viel Triviales und Geſuchtes, und wahrhaft künſtleriſche Durchdringung und Vollendung wird überall bei ihm um ſo ſchmerzlicher vermißt werden, als er bei größerer Strenge und Ruhe gewiß hätte Bedeutendes erreichen müſſen.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger,

am 28. November 1780 zu Schwedt geboren, ſtudirte ſeit 1799 zu Halle die Rechte und die Philoſophie; 1802 wurde er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angeſtellt. Von 1806—9 privatiſirte er, ſeinen Studien obliegend, in ſeiner Vaterſtadt und trat dann zu Frankfurt an der Oder wieder hervor, wo er ſich habilitirte und bald Profeſſor ward. Nach Aufhebung Frankfurts ging er zuerſt nach Breslau, dann als Doctor und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Berlin, wo er am 25. October 1819 geſtorben iſt.

Er gab heraus:

Sophokles Tragödien, überſ. Berlin, 1808; neu 1824. 2 Thle.

Erwin, vier Geſpräche über das Schöne und die Kunſt. Berlin, 1815. 2 Thle.

Philoſophiſche Geſpräche. Berlin, 1817.

Nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel, herausgegeben von Ludw. Tieck und Fr. von Raumer. Leipzig, 1826. 2 Thle.

Vorleſungen über die Aeſthetik, herausgegeben von K. W. L. Heyſe. Leipzig, 1829.

S. ſchloß ſich dem Syſteme Schelling's an, führte aber die Naturphiloſophie auf eigenthümliche Weiſe nach mancher Richtung hin weiter, und zeichnete ſich beſonders als Aeſthetiker und äſthetiſcher Kritiker durch originelle Auffaſſung, tiefes Eindringen in die von ihm behandelten Gegenſtände, feinen Geſchmack, geiſtreiche Behandlung, Scharfſinn und warmes Gefühl auf glänzende Weiſe aus; namentlich iſt ſein Erwin ein treffliches, Freunden der Kunſt nie genug zu empfehlendes Buch.

Dietrich Wilhelm Soltau,

am 15. März 1745 zu Bergdorf bei Hamburg geboren, lebte früher als Kaufmann in Petersburg, legte aber 1797 dies Geſchäft nieder und zog nach Lüneburg, wo er, als Doctor der Philoſophie und Senator, am 13. Februar 1823 geſtorben iſt. Von ihm erſchien:

Hudibras, aus dem Engliſchen des Buttler. Riga, 1787; neu Königsberg, 1798.

Pfauenfedern. Hamburg, 1800.

Don Quixote, aus dem Spaniſchen des Cervantes überſetzt. Hamburg, 1800—1801. 6 Thle.

Cervantes lehrreiche Erzählungen. Hamburg, 1800—1801. 3 Thle.

Reineke Fuchs. Berlin, 1803; neu Lüneburg, 1823.

Decameron des Boccaccio. Berlin, 1803. 3 Thle.

Beiträge zur Berichtigung von Adelungs Wörterbuch. Leipzig, 1800.

Reiſe durch Schottland u. ſ. w. Leipzig, 1808. 3 Thle.

Fox, Geſchichte der früheren Regierungszeit James. Hamburg, 1810.

Briefe über Rußland. Berlin, 1811.

Geſchichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugieſen im Orient, nach J. de Barros. Braunſchweig, 1821. 5 Thle.

Lebensweisheit für alle Stände, nach dem Engliſchen. Braunſchweig, 1822.

Ein trefflicher Ueberſetzer, der bei genauer Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, die von ihm übertragenen Gegenſtände mit ſeltenem Geſchmacke, feinem Tacte und großer Gewandtheit zu behandeln verſtand, und namentlich zur Verbreitung von Cervantes und Boccaz in Deutſchland nicht wenig beigetragen hat.

Eliſe Sommer

ward 1767 zu Stralſund geboren — ihr Vater hieß Brandenburg — heirathete jung den fürſtl. ſayn-berleburgiſchen Kabinetsrath Sommer. Eine nach deſſen Tode eingegangene zweite Ehe mit F. A. Joſt löſte ſie bald wieder, und nahm den Namen ihres erſten Gatten von Neuem an. Eine Zeit lang lebte ſie in Marburg, von wo ſie nach Frankfurt an der Oder gezogen iſt.

Poetiſche Verſuche. Marburg, 1806.
Gedichte. Frankfurt, 1813.
(Neuere) Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Züllichau, 1833.

Warmes Gefühl, Innigkeit, Anmuth und glückliche Behandlung der Form zeichnen viele Lieder dieſer talentvollen Frau ſehr vortheilhaft aus.

Philipp Carl Chriſtian Sondershauſen

ward 1792 zu Weimar geboren, ſtudirte Theologie und Philologie und lebte als Doctor der Philoſophie, Pagenhofmeiſter und großherzogl. Rath in ſeiner Vaterſtadt.

Von ihm erſchien:

Dramatiſche Gedichte. Altenb., 1821—23. 2 Bdchen.
Bernhard von Weimar, romantiſches Trauerſpiel in 5 Aufz. Merſeburg, 1825.
Euterpe, dramatiſche Gedichte. Merſeburg, 1825.
Proben aus meinem Tagebuche. Weimar, 1817.
Stunden im Weinberge des Herrn. Leipz., 1817.
Die Befreiung Griechenlands, zwei dramatiſche Gedichte. Altenburg, 1821.
Aëdon, der Hindu, der neue Orpheus, drei dramatiſche Gedichte. Altenburg, 1822.
Viele Aufſätze u. ſ. w. in Journalen u. ſ. w.

Reiche Phantaſie, Innigkeit und Wärme des Gefühls, gute Characterzeichnung und glückliche Behandlung der Form ſind den dramatiſchen Leiſtungen dieſes trefflichen Mannes eigen und würden ihm einen bedeutenden Rang anweiſen, wenn er ſich nicht zu häufig von ſeiner Einbildungskraft fortreißen ließe.

Franz Anton Joſeph Ignaz Maria von Sonnenberg

ward am 5. September 1779 zu Münſter geboren, ſtudirte Jurisprudenz, durchreiſte Frankreich und Deutſchland, und ließ ſich endlich in Jena nieder, um theils in der Stadt, theils in dem nahen Dörfchen Drackendorf zu wohnen. In einem furchtbaren Anfall von Schwermuth ſtürzte er ſich aus dem Fenſter ſeiner Wohnung am 22. November 1805.

Seine Schriften ſind:

Deutſchlands Auferſtehungstag. Götting., 1806.
Donatoa, oder das Weltende. Rudolſtadt, 1806. 4 Bdchen.
Frankreich und Deutſchland, ein Basrelief. Hannover, 1803.
Gedichte, nach ſeinem Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Rudolſtadt, 1808.
Das Weltende. Erſtlinge, erſter Thl. Wien, 1801.
(S. Leben ſ. J. G. Gruber. Halle, 1807.)

Ein ausgezeichnetes poetiſches Talent, voll ſchöpferiſcher Phantaſie, Gluth und Kraft, würde v. S. neben Klopſtock, dem er vorzüglich nachſtrebte, eine hohe Stellung eingenommen haben, wenn er mit jenen ſeltenen Fähigkeiten größere Ruhe, Klarheit und Beſonnenheit verbunden hätte. So aber, von dem raſtloſen Drange ſeines Innern fortgeriſſen, gerieth er häufig in Uebertreibungen, die er dann durch Künſtelei und Wortprunk zu vermitteln ſuchte. Unter ſeinen Oden wie in ſeinem Donatoa finden ſich jedoch einzelne ſeltene und große Schönheiten.

Die Phantaſie.

Phantaſie, ſchöner Traum der erſten Unſchuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuſeln in mondenheller
Lenznacht herabſank!

Und nun eröffneſt du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonne Feu'rgeſtade
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen.

Träumeſt an Edens ſtillen Blumenhügeln
Nicht blos, höreſt in tiefer, blauer Ferne
Auch den erſten Baum der Erkenntniß feierlich
Rauſchen im Winde!

Phantaſie, ja dich ſchuf in ihrer ſchönſten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranz dir ums
Blüthengelock her;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silberſturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Roſengewande!

Ewige Jugend trankeſt du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Lilien
Silberſchnee umglänzte deines Buſens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühſt du; ſiehe, dir dampft aus den Thälern
Das Gebirg' vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölken
Wallſt du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen!

Dir auch erbrauſet des empörten Meeres
Stürmiſch Donnern; denn ſeine Schaumgebirge
Thürmt es nur zum würdigen Götterthrone
Dir in die Wolken.

Sieh, wie den Thron jetzt Wetterflammen röthen;
Jene Kinder der Lüfte wirbeln knieend um ihn;
Denn ſie feiern, Königin, dich im großen
Tempel der Höhe.

Deinen Altären dampft der erſte Weihrauch
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huld'gen dir in dem ſchönen
Frühe- und Spätroth!

Einſt, wenn du auch im leiſen Abendlüftchen,
Unter ſäuſelnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeſchimmerten Blumenhügel
Roſig erſcheineſt;

Sollen der Saiten reinſte Silbertöne
Mit dem Säuſeln der Eichen Dank dir ſchallen,
Bis ich endlich unter dem Blumengraſe
Ruhiger ſchlumm're!

Aus F. von Sonnenberg's Donatoa.

Erſter Geſang.

Du, die den Sfären die ewigen Harmonien gelehret,
Und mit dem Sfärengeſang die Welt zur Liebe begeiſtert,
Muſe, o du, die das Licht vom Himmel zur Erde gebracht hat,
Sieh den Jüngling vor dir, ihn würdige deiner Herabkunft!
Komm Allwiſſende! Göttliche, komm, wie du über der Welt ſtandſt,
Als chaotiſch noch unter dir rauſchten die Waſſer der Erde,
Und um das Antlitz ihr, wie ein Schleier, die Finſterniß wallte,
Du mit ſtralender Hand die ſchwarze Windel hinwegzogſt,
Und mit dem Sternenhimmel im Morgenroth ſie umhüllteſt,
O ſo komm, ſo hebe mir auf den Schleier der Zukunft,
Und durchglänze mit allerwärmendem Strale mein Innres,
Jener Zeiten Geſicht, mit Ernſt und göttlicher Würde,
Und mit der Liebe, womit ich den Kindesarm an der Wiege
Schon zu dir hob, und ewig dich ſuchte, den Menſchen zu ſingen!

Ja, in harmoniſchem Flug, o Ewige, ſeh ich dich kommen,
Jetzt ausſtrecken den Stralenarm, aufwallet der Schleier,
Nebel entfliehn, Tag gießeſt du überall aus, mit dem Tage
Wird's unendlich um mich, die ganze Welt vor mir offen,
Offen das Lichtreich, offen der Abgrund, oben voll Liebe,
Unten voll Wuth, rings ſtrömt es zur Erde, und wirret ſich, ſtralt hier,
Nachtet dort, verſchwindet itzt alles in Nacht, nicht Welt mehr,
Nicht der Olimp, nicht der Abgrund mehr, entwölket in Licht ſich
Alles, war Nacht denn nicht? ach überall lauteſtes Urlicht,
Fern nur, in tiefſter Ferne, wie's glänzt dort: „Gott iſt die Liebe!"
Reiche, vom Sternenhimmel herab, die Harfe dem Sänger,
Heilige, Hehre, ich ſeh's, das große Geſicht der Vollendung!

Lächelnd in ſanfteſter Herrlichkeit, gleich der erwachenden Sonne,
Und mit Morgenſternen gekrönt, Bild ewiger Unſchuld,
Stand der Welt-Schutzgeiſt hoch über der Erd', ihm zur Rechte
Wogte das Meer, beſtrömt vom Golde des Abends, zur Link' ihm
Wallten, im Silber des Monds, die ſtädtumkränzeten Fernen.
Ueberall rauſchte das Leben um ihn, auf Stralengewölken
Schwebt' er empor, ſein freundliches Auge durchirrte die Welt itzt,
Mütterlich hing's an der Welt, an ihr, wie zum Kuſſe des Abſchieds,
Itzo ſenkt' er's gegen die ſcheidende Abendſonne,
Bebend erlöſcht ihm das ewige Lächeln, noch wandt' er's zur Erde,
Und wie die Klage getrenneter Lieb', entklang ihm die Stimme:

Erde, mein Schutzkind! ſeit der Geburt, führt' ich dich am Leitband,
Ruhteſt immer du mir, und ich dir immer, am Herzen.
Jetzt als Greiſin ſchwankſt du vor mir, Allvater noch ruft nicht,
Und ſchon ſuchſt du den Hügel der Ruh, o hätteſt du, Erde,
Einſt mich gehört, du liefeſt, als Kind, noch froh um die Sonne,
Ach und weinteſt mich jetzt nicht an, im verlaſſenen Alter.
Trüb iſt alles in dir, dein Herz zuſammengewelket.
In ihm wohnte der Gott der Lieb' einſt, als du noch Kind warſt,
Hätteſt du nicht von ihm dich getrennt, in ewiger Jugend
Blühteſt du jetzt, ach jetzt mit dem Sterne der Liebe als Zwilling,
Die du gebarſt, die treu dir am Buſen einſt hingen, und damals
Freundlich einander ſich all, vor deiner Sonne, umarmten,
Tödten ſich hier! dort beugt ſie das Joch, unheilige Herrſcher
Spielen mit ihnen herum wie der Tod, und ſie krönen den Tod nun. —
Fern, wo der Himmel wie Roſe noch blüht, dort thront noch der letzte
Edelherrſcher vor Gott, hindrängt ſichs dunkel zum Thron auf,
Stürzt ihn ſein Volk, deß Seligkeit Freud' ihm noch war, von der Höhe,
Und er ſinkt, wie tödtendem Sohne der Vater zu Füßen,
Dort, wo die Jugend der Menſchen vordem, umkränzet von Frühling,
Jubelnd in Unſchuldslied, dem Blumenſcepter der Liebe
Wie er ihm winkte, ſo gern ihm folgte zum Guten und Schönen.
Fern, ihr Thäler und Höhn, der erſten Liebe der Erde
Heilige Denkmal', itzt von Geburten unheiliger Luſt voll!
Ach ihr entweiheten Thäler und Höhn, wo vormals des Schöpfers
Herrlichkeit lächelnd die Wolken hinabſtieg, ſeine Geſchöpfe
Näher zu ſehn, wo ich vor ihm in Frühlingen ſtand, und ihm ſagte:
Siehe die Unſchuld der Welt! und meine Hoffnungen all' ihm
Laut zujauchzte, daß Meer und Erde verſtummten, und alle
Ihre Kinder freudig verſtummten, mich jauchzen zu hören;
Wo er die Erd' itzt ſegnete, wo in dem Segen ſein Arm mich,
Mit dem Menſchengeſchlechte zugleich, an das Schöpferherz ſchloß! —
Fern, wo ſie prangen die Städt'; ach rings hinab durch die Ferne
Bachanal, ſo ſah ichs, o Welt, ſeit des Mondes Geburt, nie;
Schaurig! und da, wo zu Unſchuldsfeſten die Jugend des Lichtreichs
Oftmal hinabkam, und an die Kindheit der Erde ſich anſchloß,
Da, wo vereinet in Liebe und Lied, die Erd' und das Lichtreich
Lebten zuſammen, der Schöpfer ſich freute, geſchaffen zu haben!
Ach o Erde, wie jetzt, wie jetzt, veraltetes Schutzkind!
Unter der Abendröthe Triumphzug, dunkler Triumph dort,
Wachend zu ſehn, die Freiheit der That nur wohn' in der Traumwelt,
Und hier hauchte die ſchaffende Lieb' ihr göttlichſtes, hauchte
Freiheit ein dem Geſchöpf, hier ward's das Ebenbild Gottes,
Dankten ihm Göttermenſchen durch That, im Gefühle der Freiheit.
Fern, wo der Mond, ſieh, Erde, dein Kind, wo es freundlich dir lächelt,
Schwelgt itzt alles in ewigem Mahl, und taumelt vom Mahle
Singenden Erdetöchtern hinab in den Schooß und die Arme,
Greiſe mit Kindern zugleich; ihr ſchwarzen Feſte, wie dunkel
Werdet ihr mir! wie ſchreckt mich das Freudengelächter im Umkreis.
O Geſchöpf des unendlichen Vaters, wie ſinkſt du zum tiefen
Erdgeſchöpf, das nie zu den Sternen nach ewigem aufblickt,
Seinen Himmel im Staube nur ſucht, wo die Jugend der Welt einſt,
Blühend in heiliger Kraft, und in Schönheit, die Söhne des Lichtreichs
Lockte hinab, auf der Erde zu lieben, die jubelnd emporrief:
Höchſte Wolluſt, den Schöpfer zu denken! Wem lachſt du itzt, Schutzkind!
Ach dein Lachen, ich kenn's, dieß Weinen, verhüllet in Lächeln,
Oder Verzweiflungslächeln vielleicht, noch ſchauriger kommt es!
Hügel zu ſuchen, und nicht zu finden, o könnt' ich dich retten!
Dunkel, wie dunkel es dort auf den Wogen, und fern in den Thälern,
Flammen wehn, Tod! rufet der Donner, wie wirrt es ſo roth ſich,
Wirrt ſichs im Dunkel ſo weiß! die Kinder Gottes, ſie tödten
Wüthend einander, ſie wagten es nicht, einſchlummernd vor Schwäche,
Weh, ſie ermuthigten erſt ſich durch Mahl, nur tödten zu können.
Menſchengeſchlecht! dein Abend iſt da, ſtets düſterer ſteigt es,
Der aus der Unterwelt, drängt deine ſanfteren Führer,
Drängt ſie immer ferner von dir, du höreſt, mein Schutzkind!
Meine Stimme nicht mehr, nicht deiner liebenden Schützer
Zärtliche Klag', ihr Bitten nicht mehr, wir ſind dir umſonſt da! . . . .
Ach ſchon nah'n wir dem Rande der Welt! . . . ein höherer Geiſt muß
Kommen zu dir, der erſte im Reich Allvaters zur Hülfe.
Selber drängſt du mich weg, ihn, der dich, als Kind, ſchon geführt hat!
Scheiden muß ich, o Menſchengeſchlecht, ach ſcheiden von dir itzt,
Menſchengeſchlecht, das ich wiegt' in der Wiege des Paradieſes;
Wo mich immer, und ſelbſt aus den Armen der Jenſeitgeliebten,
Liebende Sehnſucht wieder hinab zu dem Brudergeſchlecht zog!
Scheiden, mich trennen von dir, das ewig mir ruhte am Herzen,
Ach, woran ich ſo liebend gewöhnt bin, das aus des Schöpfers
Hand in die Arme, als Kind, mir kam, wo ich jauchzte zum Schöpfer:
Nimm mich nie von der Erd', und ſchließen auch Hügel des Schlummers
Söhne des Lichts, laß blühen den Hügel für mich auf der Erde!
Mitten im Menſchengeſchlecht, mich auferſtehen mit ihm einſt!
Scheiden von dir, das ich hoch von der Sonn' einſt möchte noch einmal
Wiederſehn — nun wende den Blick, und vielleicht nicht mehr finde!
Ach, mein Geliebteſtes drängt mich hinweg, mich drängſt du von dir weg! —

Schutzkind! — Menſchengeſchlecht!!! . . . ich kann die Welt nicht mehr führen!
Helft, o helft, ihr Höheren, bald, mir ſinket das Leitband!

Wehmuth hauchte, wie trübes Gewölk, dem ätheriſchen Jüngling
Ueber das ewige Morgenroth der Seele voll Milde,
Seine ſonnigen Stralen erloſchen in weicheſten Sternenglanz,
Und dem freundlichen Aug' hinab, wie vom Sterne des Aufgangs,
Glänzten des Mitleids Thränen, und ſanken, wie perlender Thau, ihm
Ueber die liebliche Roſendämmrung der Wangen hinunter.

Einzuſchlummern, verhüllte die Welt ſich ins Schattengewand itzt;
Und er rief von den Schützern der Völker, den Führern der Kindheit,
Schaaren zu ſich, ſie ſtralten heran, ſo ſprach er zu ihnen:

Söhne des Lichtes, hinauf! und zeugt vor dem Vater der Erde,
Wie ihr die Welt ſaht, . . . hebet euch dann zu ihm, der vom Lichtreich
Stieg hinab mit der Liebe zur Welt, und ſie brachte der Menſchheit,
Einet vor ihm eu'r innigſtes Herzensgebet mit dem meinen,
Daß er bitte den Schöpfer, zur Rettung unſeres Schutzkinds,
Ihm, ſtatt meiner, zur Führung des Leitbands, dem ich erliege,
Höheren Geiſt, den erſten der Herrlichen niederzuſenden.
Löſchend die Thräne mit leuchtender Hand, wandt' um er ſein Antlitz.
Orion, Adonalla, Libaniel, Ildi und Silpho,
Chöre mit ihnen, umhülleten ſich mit lichterem Aether,
Schürzten ihr Aethergewand mit Abendſtral an dem Knie auf,
Banden mit Silberſchnur an die Füße ſich roſigen Fittig,
Schwangen ſich dann in die Lüft' und empor an blendender Schulter
Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze.
Goldnes Gewölk' umwallte den Zug, ſie eilten! vom Himmel
Tönt' es in wirbelnden Melodien zurück auf die Erde.
Jetzt ſchwand ihnen die Welt, ſie ſchwebten von Höhe zu Höhe,
Wallten durch Sonnen und Unſchuldserden, und freundlich Geſpräch kürzt'
Ihnen den Pfad, der liebendſten Hoffnungen bange Geſpräche,
Und in ewigem Wechſel die ewige Schöne, der Schöpfung
Lautes Leben, wie Lied, rings Eine Jubelumarmung,
Hoffnung ihnen, der Schöpfer erhalt' um ſie noch die Erde.
Monde mit knoſpenden Tagen umblühten, Planeten mit Abend
Purpurn beglänzt, und Sonnen voll ewigen Frühlings, von Welten
Rings in harmoniſchem Donnerflug umrollet, entſchwanden.
Siriusreiche hindurch, noch Sternenhimmel herüber,
Und ſie ſahen in dämmernden Fernen, die Heimat der Höhern.

Alle jubelten ihr, ſie nannten ſie Kinder des Aethers,
Wie nur immer die Religionen der Erde ſie kannten,
Jauchzten von Morgenſternen ihr zu: o Himmel, die Erde
Nimm in dich auf, komm, Wohnung Allvaters, hinab auf die Erde!
Oeffne dich allen, o Lichtreich, öffne dich allen Geſchaffnen,
Die durch göttliche Thaten, durch Sie bekennen: daß Gott iſt;
Dich, Olimp, dich ahnet doch immer die Liebe der Erde.
Und nach dem Namen des Lichtreichs grüßten die Wohner in ihm ſich:
Thronen des Himmels, Geburten des Urſtrals, heilige Mächte,
Söhne des Lichts, des Olimps, Dämonen, Seraphim, Engel.
Siehe, die Ewigherrlichen waren's, wie immer der Erde
Kinder ſie auch ſich fabelten, waren doch alle die Höhern.

Nah war itzt der Olimp, umſchleiert von ſternenbeſäumter,
Ewiger Aufgangsröthe des ungeborenen Urlichts,
Rings voll Paradieſe der Liebe, von jüngeren Engeln,
Und von der Unſchulds-Erden verklärter Kindheit, bewohnet,
Stralt er, von Sonnen umkränzt, er ſelbſt als die ewige Schönheit,
Schönheit außer ihm nicht, um ihn als Spiegel das Weltall.

Hier ſieht jeder der Lichtgebornen den Vater der Schöpfung,
Jeder, nach ſeiner Natur, im Höchſturbilde der Liebe,
Aller Herrlichkeit, aller Vollkommenheit ewige Einheit.
Ihn, wie er iſt, wie könnt ihn der Endliche faſſen, vermittelt
Durch die Natur hier, offenbart er ſich ſeinen Geſchöpfen.

Durch die Pfort' itzt traten herein die Schützer der Menſchen
In die Wohnung des Lichts, herglänzt, als Sonne des Weltalls
Rings von Sternenkreiſen umwallt, der liebenden Allmacht
Ewiger Thron, als ewige Morgenröthe des Himmels.
Alle Himmel vom Aufgang bis in den Niedergang, alle,
Mit unendlichem Glanz, ſie überſtrömend mit Urlicht.
Näher ſchwebten die Schützer der Welt, nun ſahn ſie des Schöpfers
Herrlichkeit in dem unendlichen Glanz, als die Seele des Urlichts.
Beteten an, ſahn rings um ihn her, in Höhn und in Tiefen,
Jauchzten, in unabſehlichen Reihen, die Chöre des Lichtes.
Liebend umarmten ſich all', mit Stralenarmen verſchlungen,
Jubelten Cherub und Seraph empor, und Seraph und Cherub
Jauchzten, ans Herz einander geſchmiegt, ringsher durch des Himmels
Unermeßliche, ſchwangen ſich hier Erzengel und Seraph,
Innig umarmt, dort tauſende, all' itzt Eine Umarmung,
Chor gedränget an Chor, Heerſchaar an ſtralender Heerſchaar,
Schwangen ſich Himmel um Himmel gewunden, die Reiche der Liebe
All' empor zum unendlichen Herzen der Vaterallmacht.
All' umarmte der Schöpfer, aus aller Herzen ergoß ſich
Wonnegebet, durch welche veredelnde Thaten, und wo ſie,
Näher zum ewigen Plan des Allvaters, der Seligkeit Aller,
Wirken könnten in Sonnen und Erden, itzt ihnen zu winken.
Und der liebende Allunendliche wieß, durch die Schöpfung,
Hier ſie in Sonnen empor, bald dort herunter in Sterne,
Ferner in Mond', und tiefer nach Erden am Ufer des Weltalls.
Laut frohlockend dankten ſie dann, und warfen die Kronen
Nieder, daß purpurn zwiſchen den Lebensblumen der Lichtgrund
Blitzt' umher von den Kronen, wie einſt von Sonnen der Aether,
Als mit der Schöpferhand der Sternenſäer ſie ausgoß.
Ueberall jauchzeten Engelumarmungen himmelab, ſtralten
Fort in der angeborenen Klarheit zu göttlichen Thaten.

Und die Schützer der Welt, geführt vom Schönſten des Himmels
Kamen jetzt vor den Thron Allvaters, und neigten ihr Antlitz.
Thränen im Blick, ausſtreckend den Arm zum Herzen des Schöpfers,
Rief itzt Orion, bebender Stimme; der Hüter der Erde,
Schöpfer, er kann ſie nicht mehr, ach! nicht mehr führen am Leitband.
Wehmuth faßte die Himmliſchen alle, der Vater des Weltalls
Winkte herab, da trat zu ihm vor der Herrlichen erſter,
Und erkannte den Weltgerichtsblick in der Vaterallmacht
Ewiglächelndem Antlitz, ſank auf das Knie und die Stimme
Hob er leiſ' empor: ich erkenne dich liebende Allmacht,
O daß nicht allgegenwärtiger Schmerz die Himmliſchen faſſe,
Wenn ſie nun ſähn, wie, unter den Sternen, durch dunkele Thaten,
Lange Jahrtauſende durch, das Ziel Allvaters gefernt wird,
Daß ſie nicht ſehn, ach! wie jetzt vielleicht die ewige Liebe
Weltuntergang ausſprechen kann, ſie dem Tode nun hingiebt,
Willſt du, Vater des Lichts, in der Nacht des Heiligthums richten!

Und er trat in tieferen Himmel, des Heiligſten Nacht ruht
Unter ihm tief, hier richtet der Schöpfer gefallene Welten,
Richtet ſchonend, aus ſchreckender Ferne ſie noch, bis dereinſtens
Zu dem alles enträthſelnden Tag die Ruferin herſchallt.
Jeden, der wallet vorbei, erfaſſen heilige Schauer,
Schauer, entſtrömend dem inneren Graun, hier wohnen des Todes
Engel, die Welten den Untergang rufen, und führen zur Hölle.
Sieht das Reich der Liebe den Ewigen hier herabgehn,
Ach, es gedenkt mit Wehmuth dann, daß er ſchuf auch die Hölle.
Niederſank der Erhabne, in heißes Gebet für die Erde;
Dann erhob er ſich, wälzet' auf die Pforten, ſie rollten
Dumpf herein, wie fernes Gewitter, dem Brauſen des Meers gleich.

Und als nun von dem Thron des Weltalls Vater ſich wandte,
Rings von einem Himmel voll Sonnen umfloſſen, herabtrat,
Wie, Jahrtauſende durch, kein Lichtgeborner ihn ſchaute,
Als er itzt, mit dem Himmel voll Sonnen, von tauſendmal tauſend
Engeln umſchwebt, von Harmonien der Liebe umjubelt,
Ueber ſich neigende Berg' und Hügel daher, mit der Allmacht
Majeſtätsgang niederſtieg in des Heiligthums Tiefe;
Da verſtummten die Jubel herum; dann traten des Lichtreichs
Schaarenheere zuſammen, und reichten zum Bunde die Hand ſich,
Jetzt durch Eine veredelnde Großthat für die Verklärung
Aller, dem Weltfall unter den Sternen entgegen zu wirken.

Dunkel ſtieg's in des liebenden Allunendlichen Antlitz,
Dunkel, wie Weltgericht auf, Poſaunen ſchollen, es bebte

Leis in allen Tiefen der Himmel, und ſiehe, des Schöpfers
Ewige Liebe-Herrlichkeit ſchien itzt Grauen, die Sonnen
Strömten Flammen, wie Blut, und als er jetzt den Gerichtsthron,
Unter entſetzlichen Donnerſchlägen, und raſſelnden Stürmen,
So erſtieg, wie er kam, da dem Schöpferrufe die Hölle,
Selbſt erſchreckend vor ſich, daß ſie war, Angſt gegen ihn aufſchrie;
Sieh, da erſchien in tiefſter Fern', hochthronend auf Wettern,
Furchtbarer Todescherubim Heerſchaar, welcher in Mitte,
Donatoa, in Mitte der Furchtbaren fürchterlich, thronte,
Und herwinkend zu ſich, die Wirkungskreiſe ihr abmaß.
In Erdbeben, in Sturm und Gewitter, entartete Völker
Stürzend, zur Hölle zu führen, ſie ausſandt' unter die Sterne.
Donnernd traten itzt all' herab von den Wettern, ihr Gang ſcholl
Dumpf, wie das fernher kommende Weltmeer; eine Gomorrha,
Flammend um Nacht, ſchien ihre Geſtalt in tieferer Ferne.
Schwebten ſie näher heran, dann ſtrömten blutige Stralen
Ihnen aus Haupt, aus Arm und aus Bruſt, und ſtrömten vom Auge
Blitze, und Stral und Blitz gleichtödtend, und hoben die Flügel
Sich aus den Stralen hervor, wie undurchdringliche Nächte.
Aber ſo ſchrecklich die Hehren auch daſtehn, ihnen die Sonnen,
Wandeln ſie her, zuſchließen das Aug', und ſelber die Himmel
Ihnen ſchauern, ſo öffnet doch Sonn' und Geſtirn und der Himmel
Hinter ihnen den Blick, ſich ihrer Schöne zu freuen,
Sich in der furchtbaren Götterherrlichkeit auch zu entzücken.

Einen Blick in der Schrecklichen Schöpfung eröffne mir Muſe!
Hoch vor der Erde Geburt, als noch im Chaos die Hölle
Schlummerte, ſtieg Jehovah nieder, die Hehren zu ſchaffen.
Graunvolle Todesnacht umflorte das ewige Sternall.
Und in der Nacht hing unter dem Himmel ein ſchauriges Wetter,
Wie ein flammender Scharlach, über die Tiefe geſpreitet.
Hoch ſtand da in der Nacht Jehovah, winkt', und es ſtrömten
Flammen und greifbares Dunkel heran. Da ſchwebte der Schöpfer
Ueber dem grauſen, mit Finſterniſſen ſich mengenden Glutmeer,
Wo mit Entſetzen herum, des himmelerſchütternden Wetters
Blitzausgüſſ' in die Todesdüſtere purpurn erloſchen.
Donnerſtürme eilten umher, zerriſſen das Wetter,
Tobten, und wirbelten über dem unermeßlichen Glutmeer,
Sieh, da ſchlugen und thürmten die Wogen ſich hoch in die Stürme,
Und ins zerriſſene, Donnerſchläg' um ſich ſtürzende Wetter,
Wirrte ſich Wetter und Meer, und Meer und Sturm durcheinander;
Da durchhauchte ſein Geiſt dies blutiglodernde Chaos;
Und er ſchöpft' in die ausgebreitete Allmachthand nun
Woge nach Wog', und ſchuf aus jeder ein Weſen, zu tödten,
Jedes Verderben an ſich; und, Weltenweiten im Umkreis,
Jubelt' es dumpf, ihm dankten die Todesengel ihr Daſein.

Schreckenvoll ſaß jetzo Jehovah auf dem Gerichtsthron.
Tief in den Fernen herum, wo in Finſterniſſen der Thronglanz,
Weltbrand ähnlich, in ſchrecklicher Flammenröthe vertagte,
Knieten, zum Kreis ſich ſchließend, die Todescherubim nieder.
Donner riefen itzt her vom Thron, mit bebendem Schritte
Nahten, die Flügel um Antlitz hüllend, die Führer der Menſchen.
Ihrer ewigen Jugendherrlichkeit mildere Stralen
Zitterten all', da, wie blühender Tag, vor dem Thron ſie ſtanden.
Alle zeugten, zwar glänzten die Thränen der Liebenden, drückten
Eng ſie aufs ſchlagende Herz, die Hand aufs blutende Herz ſich,
Aber ſie zeugten wider die Welt, gebrochen von Wehmuth,
Tönte die Stimm' und flehte um Welterrettung dem Schöpfer.
Dumpfer ſcholl's von dem Thron, dem Donnerruf, wie er herſcholl.
Drängte mit einmal der Todescherubim Kreis um den Thron zu,
Feurige Wirbel entrauſchten ihnen, ſie ſtrömten des Blickes
Schreckliche Glut, durch die Sternentiefen herab, auf den Erdball.
Als ihr forſchender Geiſt der Königreiche gedachte,
Wo mit ewigem Krieg, zur Luſt, die Herrſchenden ſpielten,
Und auf Völkergebeinen ſich Thron' an Thronen erbauten,
Als ſie der Laſter des Menſchengeſchlechts, der ſinkenden Menſchheit
Immer tiefern Sturzes gedachten, die Seligkeit Aller
Durch ihn gefernt, da lodert' ihr Auge, wie nächtlich Kometen,
Goß egyptiſche Finſterniſſe der Zorn in ihr Antlitz.
Alle hoben ſich auf, und zeugten wider die Welt dann;
Und die Gerechtigkeit forderten alle zu Weltuntergang auf.

Schauer ergriff den ſanfteren Himmel, er wandte zum Richter
Thränen und heißes Gebet, er wandt' an den Todes-Olimp ſich,
Nicht zu flehn um Ende der Welt, fortſtrömte der Hehren
Schaurig Gebet, ſtets ungeſtümer ums Ende der Welt fort.

Dumpf und feierlich ſcholl's, wie der Todtenruferin Hall, itzt
Nieder vom Thron, und Vorempfindung des Weltgerichts faßte
Allen Himmel umher, da ſchwebt' aus ferneſten Tiefen
Heerſchaar auf zum hohen Gerichtsthron, ſiehe, des Todes
Seraphim waren's, voll höheren Grauns. Wann Welten der Tod ruft,
Kommen ſie nur. Sie waren die Erſtgeſchaffnen des Richters,
Aelter noch wie Himmel und Höll', in der erſten Geſtirne
Untergange, nach Donatoa, vom Richter geſchaffen.
Langſam ſchwebten jetzt ſie heran aus dunkelen Räumen,
Halb in Gewand noch verhüllt, ſie nahten ſo, ihr Gewand war
Purpurdüſterer Flammennebel, wie über der Erde
Grabesnacht, vor dem Auferſtehungsmorgen, er herzieht.
Sieh, und des Throns blutröthliches Licht ſtarb ſchauerlich bleich itzt,
Da ſie näher nun kamen, auf ihrer Antlitze Nächten,
Strömt' auf die Flüge herab, die, Bahre zu werden, ſich hoben.

Bebend ſtanden die Führer der Welt, ſie ſahen ſie kommen,
Ahneten bange den Tod des Menſchengeſchlechts, und im Umkreis
Rüſteten ſchon die Todesengel zum Weltuntergang ſich.
Schnell aus den Tiefen des Heiligthums ſchwangen ſie ſich in die Himmel,
Eilten zum Throne des Mittlers, mit unbeſiegbarem Lächeln,
Voller Huld, voll göttlicher Gnad', empfing ſie der Mittler.

Alle hoben gefaltete Hände zu ihm, und es zittert
Orions Stimm', aus Tiefe der Seel' erklang ſie mit Wehmuth.

Mittler! die Erde vergeht, hält deine Liebe ſie jetzt nicht!
Ach die Tödtenden rüſten ſich ſchon, o rette die Welt itzt,
Hör uns, Mittler, uns hört nicht der Richter, wir weinen vor dir noch,
Du nur kannſt noch allein, o eile zum Vater der Erde,
Deine Stimme zum Vater iſt mehr als die Stimme der Engel,
Aller zugleich, dich hört er, der dich wie die ganze Natur liebt;
O und du haſt ja die Welt geliebt, ſie geliebt wie den Himmel,
Kameſt zu ihr, und nahmeſt das Licht des Himmels für ſie mit.
Soll denn die Welt nun vergehn, in Finſterniß jetzt ſie vergehen,
Mittler! die du zum Himmel erzogſt, ihr die Liebe gelehrt haſt,
Sie, die wir nannten, ach immer nannten die Erde des Mittlers!
Du, der die Erde geſegnet, ſo viel, der alles für ſie that,
Dein iſt ſie, erhalte das Deinige, unſere Brüder,
Deine Menſchen, erhalte ſie dir, erhalte ſie uns noch,
Deine Engel, die einſt um dich waren, als du in die Welt kamſt,
Höre ſie, du, der auf Erden in unſerer Mitte gewohnt hat!
Du, dem wir lagen im Arm, als du mit ſanfterer Stimme
Sagteſt vor uns, „laßt kommen die Kleinen zu mir,“ und wir eilten,
Ach, und zu deinen Umarmungen trugen die freundliche Unſchuld,
Sohn des Vaters der Welt, wenn Du für ſie fleheſt, um Dich noch
Wird er die Welt, die Menſchen erhalten, o Mittler, die Deinen
Sind's, die du einſt geliebt haſt, ſind es, die dich einſt liebten!
Deine Welt, verlaſſe ſie nicht, ach, wenn du ſie retteſt,
Danken, wie wollen wir danken dir, Mittler, o Dir, wie dem Schöpfer,
Als er ſie ſchuf, erhalt' uns das Einzige unter den Sternen;
Mittler, Mittler, wir flehn, uns rette die Erde, und dir ſie!

Und die Heiligen, alle Geſchlechte der Engel, die Himmel
Flehten um Welterrettung zum Mittler: voll göttlicher Liebe
Blickt' er ſie an, und hob ſie vom Thron zu des Heiligthums Tiefen.
Hoffnung glänzte, wie Morgen empor, in jeglichem Blick da.
Jubel tönet' umher, nachjauchzten die Himmel dem Mittler.
Und er trat in des Heiligſten Nacht, die Engel des Todes
Rollten in ehrfurchtsvollem Erſtaunen zurück auf die Seiten,
Neigten ſich ihm, des Liebenden Herrlichkeit ſtralte, wie Aufgang,
Her durch die ſchaurige Nacht, die Engelreihen herunter,
Und auf der Ewigkeit Thron, zu des Richters Seite ſich ſetzend,
Sprach er voll Huld, und die Blick' und göttlichen Mienen, ſie alle
Lächelten ewige Lieb', er neigte dem Schöpfer ans Herz ſich:

Heiliger Vater, ich komme zu dir, voll Gnade auch hör' itzt
Mich mit der Liebe, womit du mich hörteſt, als du mir die Welt gabſt;

Meine Herrlichkeit hat ſie mit Wonne geſehn, und des Vaters
Herrlichkeit einſt erahnet in ihr, verklärend einander.
Wohnten wir, wie im Himmel, auf Erden, und Himmel und Erde
Waren Eins durch Wahrheit und Liebe, und unſere Menſchen
Lebten ſelig in uns, wie wir voll Gnade in ihnen.
Deinem unendlichen Ziel, o Göttlicher, alle Geſchaffnen,
Deiner Liebe Schöpfungen alle zu dir zu erheben,
Daß ſie dich einſt, die ewige Liebe von Antlitz zu Antlitz
Sehn, und ſie alle in dir, in Gott uns Alle vereine
Daß ſich alle der Seligkeit Aller in Ewigkeit freuen;
Deinem Ziel iſt näher gekommen die ewige Menſchheit;
Aber das zeitliche Menſchengeſchlecht verkennt mich im Geiſt itzt.
Allunendlicher Vater, als du den Plan für den Himmel
Aller Geſchöpf' einſt gründeteſt, war auch der Tod in dem Plane,
Und vor dir iſt die Welt, wie das einzelne Weſen, nicht bitt ich,
Daß du die Welt erhalteſt in Ewigkeit, Schöpfer, ſie komm' einſt
Näher zu dir, wie das Kind durch den Tod zum himmliſchen Vater!
Sieh, wie der Menſch von Erd', iſt jetzo die Welt gealtet,
Aber zu früh, durch ſchnelleres Leben zu früh, und die Menſchheit
Hat noch ihr Erdenziel nicht erreicht, und ſchon nahet ihr Ende;
Vater voll ewiger Huld! ſo lang in der Menſchheit der letzte
Gotteshauch, für die Heiligkeit Aller, auf Erden entwickelt,
Für dein ewiges Ziel, noch kann verherrlichet werden,
Vater, erhalte ſo lang', in meinem Namen, die Welt noch.
Deinen Herrlichen, Göttlicher, haſt du vor allen geheiligt;
Nun erhöhe vor dir dein Geſchöpf auch, nähere Gott es!
Sende den erſten, den liebendſten deiner Geſchaffnen der Welt itzt!
Ihn verkläre vor Himmel und Erde, wie du vor den Engeln,
Vater, vor aller Natur, den Eingebornen verklärt haſt!
Daß er mich jetzt, wie ich dich verherrlichte, da du mich ſandteſt,
Und ich das ewige Licht von dir zu den Menſchen hinabtrug,
Göttlicher Vater, daß ſo er mich wieder vor allen verkläre,
Und mit mir dein Geſchöpf, in Einer Liebe, bei dir ſei.
Winke den Erſtgeſchaffnen zu mir, ich will ihn verklären,
Vater von dir, mit der Herrlichkeit, die du mir gabſt, eh' die Welt war!
Mir auch gabſt du die Welt, dein Höchſtgeſchaffener komme,
Schöpfer, und nehme, vor dir, aus meinen Händen die Welt itzt,
Frei, wie vor dem Unendlichen je ein Geſchaffener frei war.
Endlich iſt er, o Schöpfer, der Fall des höchſten Geſchöpfes
Würde dein göttliches Ziel, durch Weltenalter, noch fernen.
Doch nur, deinem Geſchöpf vertrauend, was ſelber die Gottheit
Liebend leitete, heiliger Vater, allein durch die Freiheit,
Selbſt, wie Schöpfer zu wirken, erhöhſt du, in deinem Erwählten,
Alle Schöpfung von dir, und heiligt er durch die That ſich,
Würde dein Ziel, Weltalter dein Ziel, die Vollendung genähert,
Heiliger Vater, er komm in die Welt, daß er wieder die Meinen
Führe zu mir, und können ſie nicht ſich mehr auf der Erde
Freun in des Sohnes Herrlichkeit, er durch ihr zeitliches Ende
Alle ſie wieder erhebe zu mir, und Gott und die Menſchheit,
Liebend vereinet in mir, in Ewigkeit wohnen zuſammen.
Du, der ewig, durch mich, ſich offenbart dem Geſchöpfe,
Allerheiligſter, wandelſt du auch mit deinen Gefallnen
Wege, die Nacht, die Untergang ſcheinen dem Blicke des Himmels,
Komm in der ewigen Schöpferhuld, daß alle die Meinen
Mitten im Untergang noch, den Gott der Liebe enthüllt ſehn,
Vater, ihr ſterbender Hauch dir noch dank', und allen Geſchöpfen
Einſt es offenbar werde, daß Wahrheit und Liebe des Sohnes
Herrlichkeit ſind, und nur durch ſie die Schöpfungen Gottes
Zu des Vaters Herrlichkeit kommen, der Seligkeit Aller.

Alſo mit göttlicher Liebe der Sohn, und als er voll Huld ſo
Sprach, glänzt' höher ſein Antlitz immer, und ſtralte die Klarheit
Aller Himmel vereinet in ihm, er ſchwieg, doch die Blicke
Lächelten noch für die Welt um Gnade zum Vater der Schöpfung,
Und der neigte ſich ihm, mit allen Stralen, ans Herz nun;
Gnädig wandte ſich ſo zum Mittler der Richter des Weltalls:

Sohn, du ewiges Bild der Gottesliebe zur Menſchheit!
Mittler, worin der Endliche ſieht die Enthüllung der Gottheit,
Deine Verklärung, o Sohn! iſt meine Herrlichkeit, Allen
Komme ſie einſt, dein Wunſch iſt erfüllt, die Welt, mit ihr werd' ich,
Wie ich als Vater ſie ſchuf, als Vater mit ihr vollenden!
Aber der Weg' Unendlichkeit fordert das All der Geſchöpfe,
Fordert zum Ziel Allvaters auch Tod, Weltuntergang oft auch.
Todesengel, auch Sie ſind meine Geſchöpf', und der Schöpfer,
Er, der Alles verklärt, Allvater ſchuf auch die Hölle,
Schuf ſie zum Wohle für All', und hat geſehn, daß ſie gut war,
Alles in Ewigkeit für die Ewigkeit wohl geordnet.
Von mir hat ſie die Welt getrennt, die gefallene Welt wird
Itzt erzittern dem Weg, den Ich mit ihr wandl' als Richter.
Ewiger Sohn, wodurch ſich des Vaters Gerechtigkeit Allen
Ewig offenbaret als Liebe, verherrlichen werd' ich
Jetzt, vor dem Engelgeſchlecht, vor allen Himmeln, den erſten
Meiner Todesengel, das höchſte meiner Geſchöpfe.

Als der Vater von Ewigkeit ſprach, da neigte das Lichtreich
Ehrfurchtsvoll ſich um ihn, und ſchauerte ſanft, und es blühten
Neue Frühling' in ſeinen Eliſien, ſtiegen, aus allen
Morgenröthen, wie Weihrauch ihm, umarmten des Aethers
Söhne ſich all', doch liebende Bangigkeit ſchwellte den Buſen
Aller Schützer der Welt, daß ein Todesengel herabſteig'.

Itzo winkte der Richter vom Thron, da hob ſich ein Chor auf,
Spreitet aus die ſternendurchſprengten Flügel, und lichtſchnell
Flog's in die Himmel herbei! die ſtrömten heran aus den Nähen,
Strömten aus Fernen heran, und all' ins Heiligſte nieder,
Schloſſen dann unabſehliche Kreiſ', in liebender Hoffnung,
Bang des hohen Gerichtsausganges Enthüllung erwartend.

Hoch vor den Heiligen, hoch vor den Engelgeſchlechten erhaben,
Stand Donatoa vor Gott, als Erſter aller Geſchaffnen,
Fürchterlich ſchön, ihm ſchauerten alle verſammelten Himmel.
Aller Blicke ſtralten auf ihn, rings ſchwiegen die Himmel.
Liebend umkleidet' ihn nun, mit ſeiner Klarheit, der Mittler,
Und umarmet' ihn dann, vor allen Engelgeſchlechten.
Harmonien der Lieb' erklangen, und rollender Donner
Tönt' in ſie Einlaut — ſieh, und die Herrlichkeit Gottes, vom Thron her,
Strömt ſie auf ihn, der Schöpfer itzt heiligt' ihn, und erhöhte
Seine Freiheit vor Gott; frei war er, wie nie ein Geſchaffner.
Jetzt mit der ewigen Liebeherrlichkeit ihn anlächelnd,
Wies des Mittlers Linke zur Welt, und reicht' er die Rechte
Donatoa, und ſprach: Nimm itzt mein Menſchengeſchlecht hin!

Leiſe Schauer durchbebten die Himmel, Jehova ſchaute,
Richtenden Ernſtes, auf Donatoa, mit Ernſt, der erſchütternd,
Himmel und Hölle zugleich, in Einem Blicke, ihm aufthat.
Reicht' ihm die Schlüſſel des Abgrunds dar, der Furchtbare nahm ſie,
Und im Donner erſcholl zu ihm nieder die Stimme der Allmacht:

Donatoa, die Unterwelt wird wieder dich aufſtehn!
Frei iſt Sie, wie der Himmel, dir wird ein Großes vertrauet;
Steig herab, und verherrliche ihn, der, zum Wohle für Alle,
Auch die ſtrafende Höll' erſchuf; am Grabe der Schöpfung
Werd' ich richten dich einſt, wie eine Welt, denn dich trag' ich,
Wie ein ganzes Engelgeſchlecht, unſichtbar am Buſen.
Wirke groß, und du ſollſt mich als Schöpfer der neuen Natur ſchaun!
Aber, wenn du zum Untergange der Erde nun aufſtehſt,
Donatoa, dann hör' hier erſt die Stimme des Richters.

Zweifelnd blickten die Söhne des Lichtreichs auf zu dem Mittler,
Als ſie die Welt und des Abgrunds Schlüſſel dem Engel des Todes
Uebergeben nun ſahn, in ſeinen Händen ihr Schickſal.
Stimme klang da nieder vom Thron, ſo tönte die Stimme:
Richtet nicht, Himmel, Allvater richtet die Todesengel,
Wendet eu'r Antlitz nicht, wenn ihr ſeht die Verderber herabgehn,
Und in ihren Händen die Welt, zu Tod ſie daherziehn;
Jubelt ihm dann, Allvater iſt hier, und wenn ihr hinabblickt,
Ihre Thaten nun ſchaut, und ihre Reden nun höret,
Wenn itzt Völker die Hölle verſchlingt, und ſchreckliche Opfer
Flammen, von Todesengeln geweiht Allvater als Rächer,
Könnt ihr nicht jauchzen, dann ſchweigt mit Ehrfurcht dem, der vollendet;
Schaut und hört ihr ſo Dunkles, das bebend eu'r Inneres aufruft:
Dort iſt Nacht! da verſtummt, bis euch Allvater ſie aufklärt,
Oder nun kommt dem gefallenen Todesengel als Richter;
Wohl, daß auch Nacht vom Heiligſten über die Zukunft herhängt.

Alle Himmel neigten ſich jetzt, der Endlichen erſter
Sank vor den Thron, ſtumm dankt' er dem Vater und Richter des Weltalls.

Donatoa, ſo nannt' ihn der Schöpfer, als er in der Urzeit,
Hoch vor des Himmels Geburt, in allunendlicher Liebe,
Morgenroth um ſich her, vom ewigen Thron, in des Chaos
Aufruhr niederſtieg, und, mitten im dunkelen Aufruhr,
Aus Urfeuer den Furchtbaren ſchuf; wild tobte das Chaos

Um den Geſchaffnen, als ſtänd' er, wie Erſtlingswelt, ihm in Mitte.
Siehe deinen Erſchaffer! ſo klang die Stimme des Schöpfers.
Staunend dem Daſein, ſtaunend dem Schöpfer, itzt ſeinem Verderben,
Starrt' er dankend ihn an, dann ſchaut' er umher durch das Chaos;
Wüthend verfolgt' es ihn, raſ't empor um den Hehren, da ſchlang er
Traut, in des Daſeins Kindheit, an die Jehovahbruſt ſich,
Fühlte ſich ſtaunend als Schöpfung im Chaos, und dennoch zu tödten
Ganz geſchaffen, da trat er allein mit kindlicher Kühne
Mitten herein in den Aufruhr, tödtete ſchon mit der jungen
Herrlichkeit blutigem Stral, der bald zum Blitze heranwuchs.
Sieh, und was er als Sieger wie todt hinſtreckte, ward Leben,
Drängt' um ihn ſich, da ward das erſte Geſtirn, auf den Stern hin
Kniet' er jetzt vor den Schöpfer, und dankt ihm jubelnd ſein Daſein.
Seinem Jubel erſchrack das Chaos, der Jubel war Hymne;
Grabdumpf ſcholl ſie die Urnacht durch, ihr Wiederhall ſeufzte:
„Tod!“ da ſeufzte Donatoa zum Ewigen: „Tod?“ auf;
Und im Unendlichen jauchzt' harmoniſch der Wiederhall: „Leben!“
Jubelnd ſtaunt er empor, da gab der ewige Schöpfer
Liebend dem furchtbaren Engelkind in die Rechte den Donner,
Und die Stimme Jehovahs kam zu ihm nieder: ſo ſprach ſie:

Sieh, ſo biſt du geſchaffen, daß Schöpfung werde dein Tödten,
Heilige, Donatoa, in dir den Richter als Schöpfer!
Ahnden wird dich der künftige Himmel, doch ſpät dich erahnden,
Bleibe mir treu, denn du biſt die erſte Liebe des Schöpfers!

Mehr noch ſprach der Schöpfer zu ihm, doch enthüllt's nur die Zukunft.
Und in allen Verderben, in ſeiner Schreckniſſen allen,
Wuchs er heran, bald nannt' ihn der Himmel den Engel der Hölle.

Itzo hub er den Thron ſich auf, in ſeiner Entſetzen
Blutigflammenden Herrlichkeit, halb noch verhüllt in Gewölken,
Neigte ſein Antlitz, hehr wie der purpurglühende Vollmond,
Dankend dem Ewigen noch, vom Auge, voll ſtrömender Blitze,
Heißen Dank für ſeine Verklärung, noch einmal ihm ſtralend.
Itzo rüſtet' er ſich, zum Erdkreis niederzuſteigen,
Schlug die Wolken vom Haupt, und mit Regenbogen durchwunden,
Glänzet' hervor, wie Wetterſtralen, ſein wogiges Haupthaar.
Todesnacht warf dann er ſich um, als Gewand, und es wallt' ihm,
Schaurig durchglänzt von ſeiner Geſtalt hochflammendem Purpur,
Wie von der Abendröth' ein Gewitter, herab zu den Füßen.
Seitwärts wandt' er ſich nun, nahm Stral aus Gewölken, verflocht ihn
Wie zum ſternigen Gürtel, und gürtet' hoch des Gewandes
Nacht mit dem Stral ſich auf an der Bruſt, in dunklere Falten.
Rollte dann, wie brauſendes Meer, die Flügel, ſie ſtiegen
Hoch an den Schultern empor, zwei Finſterniſſen des Abgrunds
Aehnlich empor um das leuchtende Haupt, und hinab durch der Engel
Glänzende Reihn, zog itzt er daher, zum Rande des Himmels.
Weit noch wogt' ihm das Todesgewand, enthüllte ſich unten,
Sieh, und wie Morgenröth' des Jenſeits ſchleppt ihm der Saum nach.
Alles Verderben verhüllt, ſahn ihn fortwandeln die Himmel,
Denn wenn in ſeiner zerſtörenden Flammenblöß' er daherging,
Würden in Gräberwüſten, die Paradieſe des Himmels,
Und der Sfärengeſang, in Angſtgebete, ſich wandeln.
Aber wenn einſt er dem Ende der Welt ruft, oder zum Weltgrab,
Zwiſchen ſinkenden Monden und Sternen, die Himmel herabſteigt,
Seines Rachſchwerts düſtere Feuerſtürm' um ihn nieder,
Durch die allgegenwärtige Nacht der Schöpfung ihm leuchten,
Wenn er itzt daſteht über dem Weltkreis, mit der Poſaune
Donnerruf, die Erde vom Tod zum Gericht zu erwecken;
Dann wird der furchtbare Herrliche alles, was Schrecken, was Graun iſt,
Alles entblößen vor ihr, und ſeine blutigen Blitze
Werden, in Güſſen ihm rings entſtrömend, und bis um die Pole
Schlängelnd herab, der erwachenden Mutter Erde im Schooße
Alle die Kinder-Tod' enthüllen in ſchaurigem Frühroth.

Itzo wand er ſich um, dem Todescherubim winkend;
Todesolimp, ſo nannte der Himmel das Heer der Verderber.
Und in dunkle Wetter ſich kleidend, und Wolken umgoſſen,
Kamen in ſtürmendem Flug ſie ihm nach, aufrollten des Lichtreichs
Pforten ihm nun, und dumpf, wie der flutende Ocean herrauſcht,
Schwebte die Majeſtät Donatoa's nieder zum Erdkreis.

Und der Vater des Weltalls hob ſich zurück in die Himmel,
Mit ihm die Söhne des Lichts, noch zarte Laute der Wehmuth
Miſchten ſich in den ewigen Jubel, da ſchwang von des Lichtes
Söhnen der erſte, da ſchwang ſich Michael hoch vor die Reihen.
Seine göttliche Seele durchglüht' ein großer Gedanke,
Glänzt' in die Meinen hervor, wie Poſaun', erhob er die Stimme:

Hört mich ihr Reiche der Liebe, zu ihm, dem der Mittler die Welt gab,
Eil' ich hinab, mit inniger Bitte, mir frei zu geſtatten,
Seinen furchtbaren Wegen zu folgen, und mir auf der Erde
Sfäre zu Rettungsthat für's Menſchengeſchlecht zu eröffnen.
Immer um ihn, will dann ich ihn flehn, zu verzögern den Weltſturz;
Und wenn als Tod er auch kommt, den Tod begleite die Liebe.
Hofft ihr Himmel, die Vaterallmacht war's, die ihn auskor!

Jubelnd umarmten ihn all', und bis hinab an die Pforten
Jauchzten die Engelreich' um ihn mit; und der Herrlichen ſchönſter,
Liebendſter aller, geſchaffen aus Lilienſtralen des Urlichts,
Hüllt' in den reineſten Aether ſich hier, wie in Sternenhimmel,
Schwang den ſilbertönenden Flug, und wie Röthen des Aufgangs,
Wallten die Flügel, und Melodien entſäuſelten ihnen.
Blumen goſſen ſie aus, und Frühling hauchten die Blumen,
Die er, der glänzenden Roſenblüth' am Buſen Aurorens
Aehnlich, durch's goldene Haar, das über die Lilienſchultern,
Gleich gekräuſelten Sonnenſtralen, ſich wiegt' in den Lüften,
Hoch um die Weiße der Schläfe ſich flocht, wie zum Kranze der Hoffnung.
Stillerhabener Ernſt, und Seelenhoheit, wie nur ſie
Einſt der Gefallenen Fürſt in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm, durch Liebe verklärt, aus dem Himmel der Mienen,
Und in die himmliſche Züge des Götterernſtes ergoß ſich
Heiter und ſanft, ſtillfriedliches Lächeln unſterblicher Jugend.

Schnell von Geſtirn zu Geſtirn, durch tiefere Sonnengebiete,
Schwebt' er dahin, die Roſenſtralen der Fittige goſſen
Morgen auf Unſchuldserden, und rings in den Morgenröthen
Jauchzt' in ſeligen Feſten der Freundſchaft die Unſchuld der Erden.
Immer noch ſchnelleren Schwungs, ſah fern er itzt Donatoa,
Und in geſchleuderter Eil' an Planet und an Monden hinunter
Blitzte ſein Flug, und er ſtand, in allen lächelnden Eden
Seiner erhabenen Schöne, vor ihm, ſo ſprach er voll Ehrfurcht:

Donatoa, vergieb's dem Schmerz, der mich vom Olimp zog,
Jenen Schmerz, daß du jetzt vielleicht mit der Erde ſchon endeſt,
Ihm, o Erſter, vergieb's, wenn ich mit der Bitte dir nahe,
Donatoa, um Letztverſuch für die Rettung der Welt noch!
Beid' uns ſchuf Ein Vater der Lieb', und ihn, der das Weltall
Wärmt an dem Vaterherzen als Kind, der Dich und der Mich liebt,
Ihn, den liebenden Allunendlichen, der, durch den Mittler
Ewig vermittelt dem Endlichen, dir ſie gab, zu verklären,
Steigſt du itzo hinab, vergönne mir ſo dir zur Seite,
Dich zu verherrlichen! Könnt' ich die Welt neu gründen durch Liebe,
Wieder verjüngt, ſie als Unſchulds-Erde, dem traurenden Schutzgeiſt
Sie in den Triumph zuführen als jüngere Schweſter des Himmels,
Donatoa die That, nur dich verkläre die That dann!
Aber willſt du allein mit dem Menſchengeſchlecht vollenden,
Dann auch dränge mich nicht hinweg, und laß mir den großen
Hehren Blick in die Wirkungsſphäre des Donatoa!
Denn wie ein Engelgeſchlecht, wirkſt du allein ſchon, und wenn ich
Deine Thaten nicht faſſ', ich werde ſchweigen mit Ehrfurcht.
Todesengel auch kamen vom Herzen des Schöpfers zur Welt oft,
Und ich ahnt's, wie auch Lieb' oft Sterne der Liebe zu Grab ruft.

Aber wenn du dem Menſchengeſchlecht das Auge nun ſchließeſt,
Dann laß fühlen der Welt, daß der Tod nur Allvaters Kuß iſt!

Alſo der liebende Herrliche. Dämpfend die Flamme des Nachſchwerts,
Gab ihm die Majeſtät Donatoa's alſo zur Antwort:

Der zum Tödten mich ſchuf, Erzengel, Er, der die Sündflut
Ueber die Welt goß, und in Gomorrha's Flamme herabfuhr,
Gab mir die Sodomwelt, ihr komm' ich als des Verdammers
Stellvertreter, und ihn zu erklären, empfang ich die Welt itzt!
Meine Pflicht iſt Schwert der Gerechtigkeit, und an des Weltalls
Grabe dereinſt, und über dem Tod der Engelgeſchlechte,
Faßt mich allein ein Weltgericht, nun ſuch' in dem Gange,
Den ich jetzt geh' mit der Welt, und führt er auch in den Abgrund,
Suche nicht, hier mich zu halten, Erzengel, unheilig nur wirkſt du
Wider ihn, der auch Engelgeſchlecht' einſt himmelab ſtürzte;
Folge mir nach, vielleicht, daß auch That der Verherrlichung dir wird,
Aber richte nicht für, nicht wider mich. Der neuſchaffend,
Auch das gebrochene Herz des Todesengels verjünget,
Wird euch Alles enthüllen, am großen Tage Jehovahs.
Eil' itzt hinab zu dem Welt-Schutzgeiſt, des Kommenden ſchnell ihn
Vorzubereiten, und ſtürzt ein Stern herab in das Weltmeer,
Führ' auf den Stern ihn zu mir, daß übergeb' er das Leitband!

Und itzt strömt' er den Blick auf Michael, flammend Entſetzen
War er, und ſchien die Liebe dennoch; erheitert durch Hoffnung,
Und von Ahnung, unnennbarer Liebeahnung durchſchauert,
Stralte die Schönheit Michaels eilend voran nach der Erde.
Sonnen rollten zurück, und Jubelwelten entſchwanden,
Sterne ſtiegen empor, Milchſtraßen ſchimmerten um ihn,
Und ſein melodiſcher Flug, der wie Saiten die Lüfte umher ſchlug,
Tönt' Einlaut in des ſtürmenden Sfärenfluges Triumphe.
Morgende Welten durchleuchtet' er heller, wie fliegender Mittag,
Wallet' er über ſie, goldenes Glanzgewölk aus den Morgen
Strömte, wie Flut von Roſen, ihm nach durch Aurorageſtirne,
Und von Weſten durchhaucht, zum Kranz um den Engel ſich ringelnd,
Und von den Stralenflügeln mit lichterem Purpur umgoſſen,
Bildet' es Aufgangsröth' um ihn her, und in Herrlichkeit ſtand er
Hoch in der Aufgangsröth', und wandte wie Sonne ſein Antlitz
Jetzt nach der nächtlichen Erd' hinab, die fern vor ihm aufſtieg.

Und, wie nach Weltumarmung ſich ſehnend, den Arm nach ihr reichend,
Klang ihm die Stimm', und zu Harmonie erhob ihr Geſang ſich:

Friede mit dir! Du ſternbekrönte Mutter der Menſchen!
Zu dir komm ich hinab, zu ihm dich wieder zu führen,
Welcher den Himmel und dich, auf Einem Arme getragen,
Erde, dir reichet der Himmel die Hand, nimm auf ihn mit Liebe,
Fliehe ihn nicht, komm, ihm an der Hand, zurück zu dem Schöpfer!
An der großen Allvaterbruſt hingſt du, mit ihm glücklich,
Warſt die Jugendgeliebte des Himmels, die treue, und gerne
Schmiegen in Liebe ſich traut einſt Erd' und Himmel zuſammen.
Hätteſt du ewig treu ihn geliebt, neuſchaffend die Schöpfung,
Würd' in ihr der Vater von Ewigkeit beid' euch vereinen.
Siehe, der Himmel, den du verließeſt, er ſelber, o Erde,
Naht ſich nur dir, nimm wieder ihn auf, gedenkend der Zeiten,
Wo ihr zuſammen noch wart, in hoher Jubelumarmung,
Eine Seele nur ſcheint, Ein Herz am unendlichen Herzen.
Nicht um der Blüthenhülle Hinwegfall trauert der Himmel;
Höher verklärt, und ſchön an dem Buſen, woran er dir ruhte,
Bräutlich nun ausgeſchmückt mit dem Stern der Liebe zum Strauße,
Würd' er im hohen Triumph, umjauchzt von erwachenden Sonnen,
Aus der Mitte der Sternengeſchwiſter hervor im Triumphe
Führen die Braut vor den Gott der Liebe, und würde nun endlich
Eure Liebe gekrönt durch Verein, und, in ew'gem Verein, ihr
Ruhn im Schooße der Vaterallmacht, hoch ihr am Herzen,
Heb' aus der geiſtigen Nacht, die tief dich umhüllet, das Antlitz,
Blick ins Sternen-Unendliche, ſieh, o Erde, wie alles,
Bis in die fernſten Tiefen und Höhn des Unendlichen alles
Liebe iſt, und umſchlingt, und liebend wieder gefaßt wird.
Sternenhimmel umarmen einander, und jüngere Sonnen
Drängen, als Kinder, ſich vor, in Morgenröthen gekleidet,
Sonnen, von Sternenkreiſen umrollt, um höhere Sonnen,
All', in Jubelgeſang, um die höchſte, den Thron Allvaters:
Liebe lehrt er der Nächſten um ihn, dem Himmel, der Himmel
Liebte die Erd', und lehrte ſie ihr, zog Welten zu Gott auf.
Erde, ſo wareſt auch Du geſchaffen, einſt jüngere Welten
Zu ihm hinauf, als Muttererde, als Sonne zu führen,
Warſt ſo ganz für den Himmel, und ſeine Liebe, geſchaffen,
Mit ihm vereint, Stammeltern zu werden der neuen Natur einſt;
Bis das hohe Allvaterziel, die Göttlichkeit Aller
Jauchzend errungen durch ewige That, und alle Natur nun,
All' in Einer Liebe vereint, Ein Himmel, um Gott ſei.
Dieſer Triumphgedank', o Erde, ſinkt dir bei ihm nicht,
Wie ein veraltetes Grab, dein enges Leben zuſammen!
Ach, und dies veraltete Grab, das nennſt du dein Alles,
Erde, ſchwinge dich wieder empor zu höherer Liebe!
Komm zu der Liebe des Himmels zurück, und in heiliger Ahnung
Wirſt du ſehen den Kranz, der für dich im ewigen ſtrahlet,
Wird er alles dir lehren, was drüben deiner erwartet!
Siehe, ſo lange nicht zartere Hüll' aus Licht dich umwallet,
Kann dich der Himmel ſo eng nicht umſchlingen, daß Seel' er in Seele
Hauch', er kam verſchleiert zu dir, du hobſt ihn den Schleier;
Erde, da war's, als ſein Licht, die Herrlichkeit, die von ihm ausging,
Blendete-dich, dein Auge verdunkelte, du ihn nicht mehr ſahſt. —
Deinem Abfall traurt der noch immer dich liebende Himmel!
Welten fallen wie Säuglinge oft, doch Erde, du haſt dich
Selbſt von ſeinem Herzen geſtürzt in des Tartarus Arme,
Wirfſt dich in ſchrecklichen Schlummer, dir reicht er Früchte des Todes
Und, voll Eden dein Traum, nimmſt du ſie als Früchte des Lebens.
Dich aus dem Traum, dich aufzuſchrecken aus tödtendem Traume,
Kommt der Donnerer, hörſt du ihn nicht, dann endet mit dir er,
Daß, wenn nicht mehr in der Zeit, du doch in der Ewigkeit aufwachſt!
Erde, und wachſt du im ewigen auf, in des Tartarus Armen,
Wirſt du mit ihm für ewig vereint in der neuen Natur dann,
Wird der Himmel die Erd', als Ewigtodte, beweinen.
Fern ſchon heran, itzt näher heran erſchallet des Donnrers
Flug, daß ihn, der Mittler ihn ſandte, wie wird es mir Nacht hier!
Aber auch in der Nacht iſt der Gott der Lieb', und die Nacht auch
Hat er verklärt mit der Sternenkron'! Er wird es enthüllen.
Wende dich wieder zu uns, du hehre Mutter der Menſchheit,
Komm zur Liebe des Himmels zurück, die Religion iſt!

Tief an der Erde vertönten die Melodien des Nachhalls.
Stille Hoheit, nahet er jetzt, ſein Auge voll Urſtral,
Funkelte grüßend ihr zu, und des Auges liebliche Blitze
Brachen ſich ſanft an dem Schnee der Wangen, und wurden auf ihnen
Sonnenröthen, er ſtieg zu dem Welt-Schutzgeiſte hinunter.

Und des Donnerers Herrlichkeit naht', ihm ſtrömten des Schwertes
Flammenergüſſ' hinab, und fern itzt bebt' ihm der Erdball.
Wie ein Komet, durchirrend die ruhige Bahn der Planeten,
Fern ſie erſchüttert, ſo kam er her, ſo bebt' ihm die Erde.
Donatoa trat auf ein kleines verwüſtet Geſtirn itzt,
Wo er, als Tödter geſandt, vor kurzem ein Menſchengeſchlecht noch
Führte zu Grab, itzt ſeine Verweſungen ſchwül um ihn ſtäubten.
Kirchhof war nun der Stern, oft ruhten Engel des Todes
Ueber dem Kirchhof, trüb verſunken in düſteren Tiefſinn;
Und, von Todten umringt, auf neue Todte nun ſinnend,
Oder alternde Nebel ſich ſammelnd, zu Sterbegeſängen,
Ihrer Harfe, die Trauerſaiten mit ihnen zu kränzen.
Donatoa ſtand auf dem Stern, gewandt nach der Erde,
Breitet' über ihn aus der Fittige Nacht, und ein Vollmond
Stieg im Fernen empor, ſchien auf ſie feierlich herunter,
Und zwei jüngere Todesſeraphim, welche dem Donnrer
Ueberall folgeten, traten, zur Seit' ihm, unter die Flügel.
Niederſenkt' er des Nachſchwerts ſtrömende Flamm', und ihr Schimmer
Floß um die Welt, wie ſchauriges Nordlicht, rings ſie erhellend.
Lang' anſtarrt' er das Menſchengeſchlecht, da wölkt' ihm des Zornes

Finſterniß ſchrecklich die Stirn, und der Wangen blutige Sonnen
Dämmerten Abend des Lebens herab zum Menſchengeſchlechte.
Sinkend auf's Knie, wandt itzt er das Auge, voll tödtender Stralen,
Halb gen Himmel, und halb zur Erd'; und, Blitz' um ſich ſtrömend,
Schwebte der grauenvolle Blick, wie zwiſchen Leben und Tod hier.
Wetter umrollten ihn dann, und dumpf, mit den Schlägen der Wetter,
Scholl in harmoniſchen Donner umher des Furchtbaren Stimme:

Du, deß Majeſtät durch die Tode des Menſchengeſchlechtes,
In dem Wirbel der Flut, mit Wohlgefallen, daherfuhr,
Der im alten Olimp-Sturz fürchterlich ſchon ſich verklärte,
Schon in der Urzeit, hoch ſich verklärt', als Er, mit der Rechte
Schaffend die Schöpfung, zugleich mit der Linke das ewige Grab grub;
Du, der in grauenvollen Weltgerichten mit Wonne ſich fühlet,
Und, zu ſeiner Verherrlichung, einſt der Natur das Herz bricht,
Ewiger Allvergelter, zu dir erheb' ich dies Rachſchwert,
Das du, hoch vom Gipfel der ebengeſchaffenen Hölle,
Einſt mir herunterreichteſt, zum Untergange von Welten!
Deinen Namen verklär's auf Erden, und bringe die Welt dir,
Hört ſie im Leben dich nicht, dir todt dann wieder zu Füßen!
Tauſend Geſtirne, die du mir gabſt, ſchon weiht' ich dem Abgrund,
Jubelnd zu dir, doch daß du endlich die letzte der Welten,
Richter, die Mittler-Erde, mit ihr zu enden, mir hingabſt,
Dank, wie ich einſt, aus der Chaos-Flamm', als Weſen mich hebend,
Dir am Jehovahherzen ihn jauchzete, wie für ein zweites
Daſein, Dank dir dafür; ſo ihn, wie ich, voll von Jehovahs
Tag, ihn dir jauchzt', als du, zur Schöpfung der Hölle, mich mitnahmſt,
Kind ich als Todesengel noch war, dem furchtbaren Vater
Folgt', und mit einmal die Höll' itzt ſtand, ich verwirrt dich anſah,
Blick du mir gabſt in der Gottheit ewige Tiefen, und nun ich,
Dir aus den Armen herab, anſchaute die grauſe Geſchaffne,
Und im Entzücken, daß war die Hölle, zu dir frohlockte;
So auch itzo dir Dank, daß du hier, zu enden, mich herſandſt,
Ueber Tod und Leben der Welt mit Freiheit zu richten.
Hört dich jetzt nicht die Sünderin, als der Gerechtigkeit Opfer,
Flamme ſie dir, und werde der Staub des Menſchengeſchlechtes
Dir ein würdiger, dir ein wohlgefallender Weihrauch!
O, der erhabenen Folgen des hehren Gerechtigkeit-Opfers!
Ha, wie ſeh ich ſie jetzt, verklärend den Vater der Hölle,
Vor mir ſchon in der Ewigkeit ferneſte Tiefen hinabgehn!
Ha, wie ſehnte ſich ewig mein Herz, mit dieſen Planeten
Endlich, mit ihm, deß Ende der Ruf zum Tod der Natur iſt,
Sternenzerſtörer, mit dieſem Planeten nun endlich zu enden,
Daß dein Weltgericht komm', und dich vor allen verkläre!
Ha, wie fllammend drängt mich mein Inneres, ſehnet mein Herz ſich,
Sehnet ſich heiß nach Weltgericht, heiß nach dem Tod der Natur ſich:
Daß der Triumph der Gerechtigkeit gründe die neue Natur dann,
Jener Gerechtigkeit, die im Olimp auch Verdammerin einſt war.
Wann am Grabe der Welt, in hoher furchtbarer Schöne,
Nun aufgeht der Weltgerichtstag, das Grab ſich ihm aufſchließt,
Laut mit allen Poſaunen des Himmels, von Sternen zu Sternen,
Rings die Natur durch, ſchallet ſein Nam' herab bis zum Abgrund;
Und, mit ſtürzenden Welten, auf niederſinkenden Himmeln,
Ueber Sonnen voll Tod, herkommt der Zürner Jehovah;
Wehe dann, Erdnergeſchlecht, wenn du jetzt zu ihm nicht zurückkehrſt! —
Fürchterlich wird dich faſſen ſein Zorn, und, am Weltgerichtsabend,
Werden, von dampfenden Sternen herab, in eiſerne Harfen
Todesengel die Jenſeitswehen aus Wettern dir donnern;
Wehen, als heulte ſie dir das dumpfe Geröchel der alten
Höll' in der Todesſtunde, ſo werden ſie wider dich kommen;
Dich in den Brand der Schöpfung von neuem zum Tod hinſtrecken,
Deinen flammenden Staub, durch Weltſyſteme, zerſtreuen,
Bis in der neugeborenen Höll' ihn der Schöpfer verjünget.
Dort, Gerichtetes, jammere dann an der ewigen Wunde,
Die du ſelber dir ſchlugſt, wegtödtend das Herz, wodurch Gott ſprach,
Jammert dort an der brennenden Todeswunde des Herzens,
Bis du einſt aufwinſelſt zur mitverjüngten Gehenna:
Höll', als Säugling kannt' ich dich ſchon, ha, Schwarze, jetzt ſind wir
Beide grau, ja winſele fort an der inneren Flamme,
Bis zur Greiſin die Ewigkeit wird, und die Ewigkeit müd' iſt,
Müde, dem Tage Jehovahs ruft, daß Er nun vollende!
Eile, Vergeltungstag, an deinen feurigen Händen,
Führend, wie Kinder, zur Linke den Tod, zur Rechte das Leben,
Komm, mit jubelnden Donnerſtürmen der ewigen Harfen
Singen dir Todesengel ihr ernſtes Willkommen entgegen;
Und oft wandelnd zur Höll', auf der Mittler-Erde mich raſtend,
Auf der alten Babilon Trümmer, erſchüttr' ich Triumphe,
Mit luſtſchauerndem Ungeſtüm dumpf in die Saiten herunter.
Eile heran, ſchon ſeh ich's, wie dämmernd in tiefeſter Ferne,
Seh es, hör' es ſchon her, wie endet der Ewige, um ihn
Untergeht der Weltgerichtstag, der Weltgerichtsabend
Morgen itzt wird der allunendlichen Aernte der Schöpfung,
Dumpfe flammende Schwül' aushaucht, und allgegenwärtig
Rauſchet die Saat, wie Ozean rauſcht, der Aernter umherſchaut,
Reif das Weltall ſieht zu der unendlichen Aernte,
Jetzt aufſteht von dem Thron, die Sichel faßt, und nun ausholt,
Ha, und die Sichel vom Aufgang, Blitze wie Fluten ergießend,
Rund um ſich her zum Niedergang ſchwingt, und vor ſich herunter
Alle Sternenſaaten mit Einem Male dahin wirft;
Dann für die Ewigkeit ſchnell ausſondert die edlere Frucht ſich,
Und die dornige Saat in des Abgrunds Flamme hinwegſtürzt.
Nah iſt der Tag, als dornige Saat, ſchon ſeh ich dich, Erde,
Reifen zum Tage der Flamme, wie Garb' ihr wurde Gomorrha.
Graue Sünderin, kehrſt du nicht um, Verzweiflungsgebet dann
Wirſt du zu ſpät aufjammern zu Ihm, der, in graueſter Urzeit,
Dich verſchont', und ein Engelgeſchlecht, das ihm ruht' am Herzen,
Nicht verſchonte, gefallene Himmel ins ewige Grab ſtieß.
Du, der für Weltuntergang, für Tode mich ſchuf; wie die Freiheit,
Mehr' in mir auch die Kraft, jetzt mit dem Erdnergeſchlechte,
Unter ewiger Jubelhymne zum Schöpfer der Hölle,
So zu enden, ſo fühle die Welt: es lebt der Verdammer!

Und wie tauſend Orkane, wie todtweiſſagende Wetter,
Scholl die erſchütternde Stimm' herab, und verlor um die Welt ſich.
Sprach der Schreckliche, ſprachen die Todesengel, die Erde
Hörte zwar nicht, mit irdiſchem Ohr, die Donner der Rede;
Aber ihr Inhalt drang in die Seele des bebenden Erdners,
Sprach lautdonnernd in ihm, als Stimme des ernſten Gewiſſens,
Schreckt' in ihm dumpf, wie Ahnungen auf, wie her aus dem Jenſeits
Zugeflüſtert, mit innerem Donner, der Seele nur hörbar,
Treffend, voll höheren Grauns, wie mit Todesſtoß, ihn erſchütternd.
Alſo ſah der Erdner auch nicht, mit irdiſchem Blicke,
Mit dem Auge voll Nebeltrübe, die Furchtbaren wandeln,
Nicht die Geſtalt, die Schreckniſſe nicht der hohen Verderber.
Geiſtig wirkten ſie hier, nur zart verſinnlicht, der Blicke
Feinſten, wie Schatten, enthüllt: die Schreckniſſe ihrer Geſtalten
Wo die Entſetzlichen wandelten, wo ſie die dunkelen wandten,
Fuhren herab in die Phantaſie des Erdbewohners,
Und erfüllten mit Schreckenbildern von Tod und Gericht ſie,
Und von Weltuntergang, von Jenſeits-Strafe, von Hölle,
Stiegen tödtend hinab in des Erdners Traum, und Verwirrung,
Dumpfe Verſtimmung und Angſt, blieb lang noch zurück dem Erwachten.
Siehe, ſo wirkt' ihr Geiſt auf den Geiſt, unmittelbar traf er,
So entſetzt die Welt, vor Donatoa, ſich jetzo.
Zwar wenn ſie ganz der Natur ſich nährten, dieſe Verderber,
Uebergingen ins Sichtbare nun, ſie kamen verkörpert
Dann in grauſen Naturerſcheinungen, ſprachen in Wettern,
War Erdbeben ihr Schritt, ihr Zorn die Wuth der Vulkane.

So auch der Welt; daß nun ſie erwach' aus dem Taumel der Laſter,
Als des Weltuntergangs Vorbild, herunter zu kommen,
Rüſtete Donatoa die dunkelen Schreckniſſe um ſich.

Jahre ſchon wankte der Stern, herab zu ſtürzen zum Erdball;
Gegen ihn wandte der Donnerer ſich, mit dumpfem Gebotſchall:

Stern, ſtürz hin, erwecke die Welt, und wachet ſie nicht auf,
Werde dem Todesolimp zum Hochaltare des Todes,
Wo er in Flammen das Menſchengeſchlecht der Gerechtigkeit opfert.

Weltſchwer laſtet' er jetzt auf den Stern ſich, wiegt ihn mit Urkraft
Unter ſich wild, vom Pole herauf, zum Pole herunter.
Da mit betäubendem Donnerknall zerplatzte die Axe,
Riß aus den Polen; und alle Gebirge zu Thal hinſchmetternd,

Und mit entſetzlicher Wuth, mit Nachhall krachend Getöſe,
Stürzte der Stern, wie tauſend Donnerſchläge mit einmal,
Scholl er, und borſten, im ſchmetternden Hinſturz, Gegenden borſten
Wüſten voll Ström', und dampfende Länder von ſeinem Geſtad los,
Sanken, wie kleinere Sterne, wie Sternenhimmel, herunter.
Hoch auf die mittleren, hundertmeiligen Trümmer erhaben,
Kam der Donner her, umtobt vom Meer des Geſtirnes,
Und in die Wogen des Nachſchwerts Glutausſtrömungen dämpfend;
Kam, wie herab mit dem fallenden Sternenhimmel, zum Erdkreis,
Fürchterlich toſte die Trümmer, die Höhn und die Tiefen verwirrend,
Praſſelt' herunter itzt dumpf ins Weltmeer, brauſend umſchlug es
Rings ihr die Seiten, und brauſend umſchlugs die zerriſſenen Wolken,
Hohl nachkrachende Donnererſchütterungen tummelten lang noch
Hin und her in den Polen die Welt, die Fluten des Meeres
Warfen, in Wogengebirgen, der Sündflut ähnlich, ſich thurmhoch
Ueber die Ufer, und wühlten, und wälzten, in dunkler Verwüſtung,
Städte mit allen Bewohnern, empor in die donnernden Wolken,
Schleuderten dann, in Strudel gejagt, ſie wieder zum Abgrund,
Und Erdbeben in Oſt, Erdbeben in Weſten, verſchlangen
Völker und Städt', und Todesſchauer durchzuckten die Erde.
Alſo kam in ſeinen Verderben der Donnerer nieder.

Hoch aus dem Wogen-Chaos des Meers, zwölf ſchwindelnde Berghöhn,
Ragte das Trümmergeſtirn, voll Graun, bis über den Dunſtkreis,
Und in tiefſten Fernen, und neben der Erde vorüber,
Sanken ſchauerlich immer noch fort die anderen Trümmern.

Michael ſah ihn, und über das Meer, in lichteſter Klarheit,
Kam er auf blüthenweißem Gewölk, ihm hatt' um den Buſen
Liebend ſich angeſchmiegt der erſchrockene Hüter der Erde.
Und ſo ſchwebten ſie her, wie Morgen und Mittag, zum Donnrer,
Der in der Höh, wie ein grauſer, gewitterumſtrömender Abend,
Und zur Seit' ihm, wie Nacht, die Todesſeraphim, daſtand.
Traurend blickte der Welt-Schutzgeiſt gen Himmel, vom Himmel
Sank ſein glänzendes Auge, voll Thränen, zurück auf die Erde.
Michael ſchlang mit den Stralenarmen ihn enger ans Herz ſich,
Und wie Harfengetön, entfloß ihm die Rede des Troſtes:

Hüter der Welt! der oft in den Jugendzeiten des Himmels,
Mit mir in Liebe-Sterne hinabſtieg, dem ich, vor Alters
Führend umher durch den Sternenhimmel, die Schöpfung zuerſt wieß!
Siehe, mir gab Allvater, den Erden Hüter zu wählen!
Iſt auch die Welt, die du an dem Leitband führteſt, gefallen,
Blick' in die Orionen empor, rings glänzen in ihnen,
Wo dein Blick auch nur ſpäht, der Unſchuldserden noch viele.
Wähle von ihnen dir, Jugendgeliebter, nach deinem Gefallen!
Die untreu den Himmel verließ, hört jetzt ſie nicht ſeinen
Ernſteren Ruf, da den Erſtgeſchaffnen die liebende Allmacht
Sendet zu ihr, dann Schützer ihr ſein, iſt deiner nicht würdig!
Sieh, und die Unſchuldswelt, die aus den Sternen der Liebe,
Oder aus ſchöneren Urlichtsſonnen zur Hütung dir auswählſt,
Frühlingt auch ſie nicht mehr, als die erſte Liebe des Himmels,
Fruchtet vielleicht, als die höhere zweite, als ew'ge des Himmels.
Hängt dennoch an der Erde dein Herz, und kann ſie des Lichtreichs
Wiedergefundne nur werden im Tod, Schutzengel der Erde!
Ihre Hülle nur fällt, lang hat ſie geblüht, und verblichen
Höhere Sonnen in ihrer Geburt, kaum Reife des Aufgangs,
Sanken ſie ſchon, und neigten ſich oft doch Sterne der Unſchuld
Schon in dem Erſtlingslächeln, und Silbermonde mit ihnen,
Weiße Wolkenhimmel nur erſt, ſchon wieder dem Ende.
Neugeſchaffen nach ſchönerem Bild, in Liebeverklärung,
Steht ſie einſt auf, ein höheres Weſengeſchlecht an dem Buſen,
Führſt du ſie dann, im Gejauchz, um ihre Sonne, den Himmel.

Lange verſtummte der Hüter der Welt, dann ſprach er voll Wehmuth:
Tiefer ſchmerzt mich jener Gedank', o in dieſer geliebten
Blumigen Hülle, wie ſah ich in ihr ſo gern doch die Erde,
Wie umſchlang ich ſie immer in dieſer vertrauten Umhüllung,
Schöner war ſie doch mir, als die Lichtumwallung der Sonne.....
Wenn nun alle die Thäler und Höhn, die Eden nicht mehr ſind,
Wo ich vordem, umjauchzt von der Jugendliebe der Menſchheit,
Sie für den Himmel erzog, wo des Lichtreichs Söhne auf Erden,
Einſt mir am Herzen, den Himmel vergaßen, und ſichtbar des Schöpfers
Liebe, wie im Olimp, mit gleichem Lächeln auch hier war;
Blühn ſie nicht mehr, die Thäler und Höhn, wo göttliche Thaten
Meine Menſchen zum Jubelopfer dem Schöpfer einſt weihten,
Dieſe Gefild', hier lebt' ich mit ihnen, hier war mir der Himmel.
Sieh umher durch die Welt, die Höhn, die Tiefen, ſie alle
Sind voll Spuren der Herrlichkeit Gottes, dem Hüter der Erde
Rings Denkmale der Jugendſeligkeit, ſind nun alle
Untergegangen, wie könnt' ich jubelnd die Erde noch führen!
Jede ſchönere Umgeſtaltung, und würde die Erde
Himmel auch einſt, ich ſuchte die Jugendeden doch wieder.
Dort das kleine Gebirg, wo die Morgenröthe des Frühlings,
Mir als Roſe des Himmels, nun aufſproßt, dieſes Gebirge,
Wo du vordem mir, wie ich erſchaffen ward, liebend erzählteſt;
Jener Hügel, wo vormals ich ſah die Schöpfung des Menſchen,
Die ich gehütet in jeder Erſchüttrung, und einſt in den Fluten;
Werther ſind ſie mir doch, als Paradieſ' in des Aufgangs
Roſengeſtirn, als jedes Eliſium in der Natur mir!
Find' ich den heiligen Hügel nicht mehr, das Gebirg und das Thal nicht,
Wo als Ober-Hüter der Erd', Eloa der Hohe,
Von dem Verſöhner geſandt, mit mir einſt theilte das Leitband,
Mir das gefallene Schutzkind wieder erhob und zurückgab;
Find' ich die traulichen Jugendhimmel der Erd' in der Heimkunft
Alle nicht mehr, dann iſt ſie ja nicht der Welt, die ich führte.
Dieſe liebt' ich, und jedes, auch höhere Weſengeſchlecht iſt
Doch nicht das Menſchengeſchlecht, woran ich, wie ewig, gewöhnt bin.
Sieh den Hüter der Welt, mehr auf der Erd', als im Himmel,
Hatt' er gelebt, ſo ward ihm die Erde zur traulichſten Heimath,
Und in die Unſchuld, Seligkeit, Freundſchaft und Liebe der Erde
Immer gemiſcht, ſo iſt der Engel wie Menſch nun geworden.
Wie ich mein Schutzkind zu mir hinauf, ſo ſtimmt' ich zu ihm mich
Freudlich hinab, daß wir ganz Eins würden vor uns und dem Schöpfer,
Stürzte die Hülle der Welt hinweg, verläßt ſie die Menſchheit,
Find' ich das Menſchengeſchlecht nicht zurück in den Zügen der Menſchheit,
Reiner, erhöhter und lichter, und ſo die Hülle der Welt auch,
O wie kann ich die Welt, wie anderen Stern, dann noch hüten!...
Erde, dich nimmt mir der Todesengel vom Herzen hinweg nun! —

Traurend ſprachs der Schützer der Erd'; und hin vor den Donnrer
Traten ſie jetzt; ſanft neigend ſein Haupt an Michaels Buſen,
Tönte ſein Schmerz, wie Wehmuthslied vom Grab des Geliebten,
So zum Donnerer auf, indeß vom leuchtenden Aug' ihm
Thränen entbebten, und hell ins gebrochene Lächeln der Wangen
Sinkend, wie Lilienſterne im Abendhimmel, erglänzten.

Nimm's denn hin, mein Geliebteſtes, nimm mir denn ab das Leitband!...
Dein iſt jetzo die Welt, ich war ihr Führer,... durch Liebe
Mit ihr vereint, durch ewige Leitung von ihrer Geburt an,
Mehr mit ihr als dem Himmel vertraut, nannt' einſt ich ſie mein noch...
Alles hab' ich gethan, was ich für die Erde nur konnte;
Alle Hoffnungen laß ich in ihr, mit gehorchendem Willen
Geb' ich ſie dir, mit der Erd', in die Hand, die zu Tod ſich nur ausſtreckt!
Schutzkind, fahre denn hin, dich ſeh ich zum letztenmal itzt!
O der bangſten Wehmuth für Alles einſt hoffenden Engel,
Ach, zu ſehn in den Händen des Todesengels ſein Schutzkind!
Fürchterlicher! wenn je du es ahneteſt, wie es der Schöpfer
Einſt geliebt hat, wenn du es ahneſt, daß auch das verhüllte
Allerheiligſte Liebe nur iſt; wie Michael, ahneſt,
Daß es das Herz des Schöpfers nur iſt, die Welt er dir hier gab;
O dann ſchone der Erde, du Fürchterlichſter des Todes!
Hebe ſie auf, durch Thaten, als thät' ſie der Engel der Liebe,
Hebe ſie auf, gieb dem ſie zurück, der ſie führte als Schutzgeiſt
Aber als Menſchen-Erde zurück, denn mich freut kein Geſtirn mehr,
Mich kein Menſchengeſchlecht, wenn dieß nicht wiederum mein wird!

Als er verſtummte, da wandt' er den Blick auf Michaels Hoheit,
Bitt' auch du für das Leben der Welt, ſo ſagte des Blickes
Trauerlächeln, der Liebeherrliche nahte des Donnrers
Majeſtät ſich heran, und alſo hob er die Stimme:

Erſter aller Geſchaffnen, Gebieter der Engelgeſchlechte!
Deiner Endigungsthat mit der Welt, ich hoffe zu dir es,

Donatoa, ihr werden die Himmel einſt freudig erſtaunen.
Jedes am ſchlagenden Gottesherzen gewärmete Herz ſehnt
Gottesähnlich ſich immer doch nach der Seligkeit Aller;
Auf ſie blickeſt auch du, doch, endend itzt mit der Erde,
Du am Allvaterherzen der nächſte, gedenke auch göttlich,
Daß die Bitte des Erdeſchützers wie Tauſender Bitt' iſt!
Jedes höhere Weſen umſchling' ich mit höherer Liebe,
Ob es im Lichtreich wandelt, in Engelhüll', in der Unſchuld
Sternen, als Menſch, als Dämon in den oberen Morgenröthen;
Aller freut ſich Allvater, zu Einem Ziele ſie führend!
Aber da nur in der Menſchenhülle der Hüter ſein Schutzkind
Lieber umarmt, dem trauteren Bild ſich traulicher anſchmiegt,
Donatoa, mit Ehrfurcht wag' ich die Bitte der Liebe,
Seinen Himmel auch ihm mit der Welt einſt wieder zu geben;
Macht, wie ſie keinem der Herrlichen ward, iſt dir angeſchaffen,
Deine Freiheit, vor allem Olimp, erhöht von dem Urgeiſt.

Mildernd ſeine Verderben, die Wuth der Schreckniſſe um ſich,
Aber die Stirn voll düſteren Ernſtes, ſein Auge voll Flammen,
Gab Donatoa mit leiſerer Wetterſtimme zur Antwort:

Selber wähle die Welt itzt zwiſchen Himmel und Hölle;
Wählt ſie die Höll', ha, Schonung der Welt kennt dann nicht dies Rachſchwert,
Jede Spur der Herrlichkeit Gottes erlöſch' in der Erde;
Werde dann Weltgerichtsſpur, Gomorrhagrab, wo einſt Gott ſtand.
So zu verwandeln des Ewigen Spur, ſieht dann mich der Himmel,
Mich hier wandeln, die Hölle; du bebſt? den Engel des Todes
Rufen höhere Pflichten, als dich, Erzengel! und kam ihm
Höhere Freiheit, ſein leiſeſtes Schwanken wird Sturz vom Olimp ihm!
Mitleid iſt Schwäche dem Todesengel, des Sternenzerſtörers
Herz hat ihn in der Engel Kindheit gewärmet, ſein Arm ihn
Oft um Höllen getragen, er hier ihm, zu jubeln, gelehret.
Sieh nun den Cherub, er will die Gerechtigkeit, Heiligkeit Aller,
Huldigt ihr nicht die Welt, ihr Schwert dann richte durch ihn ſie.
Frage nicht hier! ich rief ſchon oft dem Ende von Welten,
Oft ſchon dem Tode von Weſengeſchlechten, und, dem ich ſie ſtürzte,
Er, den der Hölle Verzweiflung nicht ausſpricht, freite mich höher!
Zweifl', Erzengel, nicht ihm! er richtet unſer Gericht einſt!
Siehe der flammenden Cherubim Herrſchaar, die aus den Höhn itzt
Niederſchwebt, dir könnt' ich aus ihr itzt traurende zeigen,
Die, nach Geſtirn, nach Erde geſandt, aus unheiligem Mitleid
Zögerten einſt mit dem Untergang des Geſtirns und der Erde;
Könnte dir zeigen aus ihr, die einſt, unheiligen Mitleids,
Früher zu Untergang aufſtanden, als ihnen die Pflicht rief.
Von den Händen der Erdenhüter, und Schützer der Menſchen,
Fordert das Letztgericht Völker zurück, mit dumpferer Stimme
Fordert's Welten zurück von den Händen der Todesengel;
Fragt, von dampfenden Sonnen, auch ihn, mit eiſerner Stimme:
Warum riefſt du nicht hier: geh unter, Sonne, warum nicht
Früher dem Tod dort! geh für die Sonne, die Erde, nun unter!
Schreckenvoller noch wird, vom Grab des Todesolimps her,
Einſt, um des Todes der Mittler-Welt, mit mir rechten Jehovah.

Donatoa verſtummte, mit ſonnenſtraligem Blicke,
Wandte zum Welt-Schutzgeiſte ſich Michael, kann ich die Erde,
Sagte ſein Blick, kann dir ich ſie noch erhalten, ich werd' es.
Fordert die Liebe den Tod der Welt, zum Herzen des Mittlers
Heb' ich mich dann, und mit ihm zu der Lieb' Allvaters, ſie hört mich
Dann, und dir kommt, verjüngt, mit der reinen Menſchheit, die Erde
Wieder für ewig zurück, vertraue mir, Jugendgeliebter!

Und vertrauend der höheren Engelmacht, und voll Dank ihr
Blickend ins heitere Sonnenantlitz, ſtieg, wie des Aufgangs
Schöne, das Frühlingslächeln zurück in die Mienen des Schützers,
Und wie Regenbögen umglänzt' es ſein liebliches Auge.
Dann vorſtreckt' er die Hand, annahm der Donnrer das Leitband.

Und aus dem Lächeln die Thränen nun trocknend, ſah er die Erd' an,
Und wie die jenſeits hoffende Lieb', ertönte ſein Abſchied!

Hör' itzt, Erde, den höheren Himmel, der Mächtige hilft dir,
Auf, ermanne dich, rufe die Letztlingskräfte zuſammen,
Helfe dir nach, er führt dich zurück, zu dem Schooße der Gottheit!
Ihm am Herzen, verjüngt, in paradieſiſcher Jugend,
Göttermenſchen-Geſchlecht am Mutterbuſen dir hangend,
Seh ich dann, mein Schutzkind, wieder, vom Arme des Schöpfers
Zu mir hinunterwallen, als junger Himmel, in allen
Freundlichen Zügen von mir doch wieder erkannt, als die Erde.
Jauchzen werd' ich dir dann, wie ich jetzt dir traurte, und um mich
Alle Jugend des Lichtreichs, alle die Hüter der Erden,
Wieder wie einſt, zur Seite des neu dich ſegnenden Schöpfers,
Werd' ich dein Menſchengeſchlecht, am Schöpferherzen umarmen,
Deines ewigen Lebens mich freun, und der Vater der Engel
Wird vollenden mit Schöpferliebe, und Himmel und Erde
Dann mit der Morgenröthe zuſammenbinden zum Kranz ſich.
Ja, ich ſehe dich wieder, o Welt, denn hinauf in das Lichtreich
Schwing ich zum Schöpfer mich itzt, Fürbitter dort dir zu werden!

Eine Thräne nur glänzte zur Erd', und, über dem Abend,
Strahlt er die Wolken hindurch, ihn nannten die Himmel Adami.

von Sonnenburg, ſ. Minneſinger.

Joſeph Reichsfreiherr von Sonnenfels

wurde im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mähriſchen Gränzſtädtchen, geboren. In ſeiner früheren Jugend war er ſich ziemlich überlaſſen, aber ſeine Anlagen erſetzten den Mangel fremder Unterweiſung. Mit dem 13ten Jahre vollendete er die Schulphiloſophie zu Wien und galt für einen vortrefflichen Logiker. Hierauf folgten drei Jahre, in denen er ſich ſehr wenig mit gelehrten Dingen beſchäftigte und faſt den ganzen Wuſt der frühzeitig eingenommenen Weisheit vergaß. Er ging unter das Militair, diente fünf Jahre zu Klagenfurt und wurde Unterofficier. Hier warf er ſich in müßigen Stunden auf allerlei Zweige der Wiſſenſchaft, lernte auf eben nicht ſyſtematiſchem Wege von Deſerteurs und Mädchen Franzöſiſch, Italieniſch und Böhmiſch; las, was ihm vorkam, und ſchrieb und dichtete im Geiſt ſeiner Lectüre. Er kam mit ſeinem Regiment nach Ungarn, dann nach Wien, nahm ſeinen Abſchied und begann jetzt, in jeder Hinſicht gereift, mit allem Eifer das Studium der Jurisprudenz, die er einſt ſelbſt zu lehren Neigung hatte. Zugleich ſtudirte er unter ſeinem Vater, der eigentlich als Berliner Jude geboren, ſpäter getauft war, hebräiſch und rabbiniſch, und wurde demſelben als Interpret derſelben Sprache bei der niederöſterreichiſchen Regierung adjungirt. Darauf bildete er ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe in zweijährigem Dienſt bei dem oberſten Juſtizrath, Grafen Hartig, aus. Aus Patriotismus, um Oeſterreich auch in dieſem Puncte vor dem Urtheil des übrigen Deutſchland eine ehrenvollere Stellung zu verſchaffen, warf er ſich jetzt auf einmal, ſein Fachſtudium ganz vergeſſend, auf die Literatur. Die ſogenannte deutſche Geſellſchaft, von Herrn von Riegger geſtiftet, wählte ihn zu ihrem Mitgliede, doch befriedigte dies ſeine Wünſche nicht. Er hielt an mehreren Orten vergebens um einen Lehrſtuhl der Literatur an und ließ ſich faſt aus Verzweiflung als Rechnungsführer unter der ehemaligen Arrieregarde anſtellen. Aber dieſe Stellung machte ſein Glück, indem ſie ihm die Freundſchaft und Achtung einflußreicher Männer erwarb. Durch dieſe ward er als Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften an der Wiener Univerſität angeſtellt; 1763 begannen ſeine Vorleſungen, zugleich aber auch der Tadel der Neuerungsſucht gegen den trefflichen freimüthigen Mann. Er ließ ſich nicht irren und wirkte in verſchiedenen Fächern, Politik, Recht, Polizei, Handlung, Finanzweſen, aber eben ſo für die wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Behandlung der deutſchen Sprachkunde, der Poeſie und des Bücherweſens auf die trefflichſte, lichtvollſte Art. Seine Feinde ruhten nicht eher, bis ſie ihn bei Maria Thereſia förmlich denuncirt hatten; doch durchſchaute dieſe das Lügengewebe und Sonnenfels ſtieg nur noch höher dadurch. Er wurde K. K. Rath. Im Jahre 1779 wurde er zum K. K. wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei, wie auch zum Beiſitzer der K. K. Studiencommiſſion ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. So lebte er beſtändig in Wien, mannigfach verdienſtlich wirkend, als Doctor der Rechte, Commandeur des königlich dän. Danebrog- und Ritter des St. Stephansordens und Präſident der K. K. Akademie der vereinigten bildenden Künſte. Er ſtarb daſelbſt am 25. April 1817.

Seine Schriften ſind:

Der Mann ohne Vorurtheil. Wien, 1765; neu 1775. 3 Thle.

Eleonora und Thereſia, Wochenſchrift. Wien, 1767; 2. Ausg. 1769.

Das weibliche Orakel, Wochenſchrift. Wien, 1767.

Briefe über die wieneriſche Schaubühne. Wien, 1768. 4 Thle.

Ueber die Liebe des Vaterlandes. Wien, 1771; neu 1785.

Ueber die Abſchaffung der Tortur. Zürich, 1775; neue Ausg. 1782.

Reden, polit. Abhandlungen u. ſ. w.

Geſammelte Schriften. Wien, 1783—86. 10 Bde.

Ueber v. S. Wirken als Schriftſteller urtheilt Küttner in ſeinen Characteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 407 mit folgenden Worten: Keine Werke von großer Erfindungskraft und ſeltenen Originalſchönheiten, aber kleine, reichhaltige Schriften, voll Freimüthigkeit und edler, menſchenfreundlicher Geſinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichſten Verſtande iſt er ein Schriftſteller der Menſchheit und des gemeinen Lebens, der von allen ſeinen Arbeiten, die er mit ſo vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen vollendete, die erſprießlichſten Folgen erlebt hat. Er hat ſelbſt im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzweſen, Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die die Glückſeligkeit unzähliger Geſchlechter vermehren. Er hat mit entſchloſſenem Muthe dem falſchen Geſchmacke auf der Bühne und in den Hörſälen ſich entgegengeſetzt und den guten einzuführen getrachtet. Er hat wahres Verdienſt um die Aufklärung und Aufmunterung des Künſtlers und um die verfeinerte Denkart vieler ſeiner Landsleute. In ſeinem Vortrage, den er bald in redneriſchen Schmuck, bald in geſellſchaftliche Proſa kleidete, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satyre mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt. Unerſchrockenheit und feſte Stärke des Geiſtes, Einſicht, Erfahrung, ein lauterer Geſchmack und die thätigſte Vaterlandsliebe beſeelen Alles, was er ſchreibt und laſſen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die ſeinem raſchen Auge vielleicht zu gering und kleinlich ſchienen, nur wenig bemerken.

Carl Gottlob Sonntag

ward am 22. Auguſt 1765 zu Radeberg geboren, ſtudirte zu Schulpforte und Leipzig und ging darauf nach Riga, wo er 1788 Rector der Domſchule ward. 1789 wurde er als Rector an das Lyceum gewählt und mit dieſer Stelle das Diaconat an der Jacobikirche verbunden. 1791 ward er Paſtor, 1799 Aſſeſſor des Oberconſiſtoriums, 1803 Präſes und Generalſuperintendent daſelbſt. Er hatte die Titel eines Doctor der Philoſophie und Theologie und Ritter des St. Annenordens zweiter Claſſe, und ſtarb am 29. Juli 1827.

Er gab heraus:

Zwei Schulreden. Riga, 1789.

Einige Predigten. Riga, 1789.

Das ruſſiſche Reich. Riga, 1791—92. 2 Bde.

Ueber Menſchenleben, Chriſtenthum und Umgang, Predigten. Riga, 1794. 2 Thle.

Ein Wort zu ſeiner Zeit für Mütter und Töchter. Freiburg, 1798.

Riga's Umgebungen, Dünaſtrom und Jubiläum, Predigten. Riga, 1810.

Formulare, Reden und Anſichten bei Amtshandlungen. Riga, 1802. 7 Bde.; neu 1818. 2 Bde.

Von Gott, ſeinen Werken und ſeinem Willen. Riga, 1811.

Sittliche Anſichten der Welt und des Lebens, Vorleſungen. Riga, 1818—20. 2 Bde.

Ein trefflicher Kanzelredner und aſcetiſcher Schriftſteller, der die Gluth wahrer inniger Frömmigkeit mit Klarheit und edler, einfacher Darſtellung zu verbinden wußte.

Georg Ludwig Spalding,

des berühmten Vaters (J. J. Spalding, ſ. den folgenden Artikel) würdiger Sohn, wurde am 8. April 1762 zu Barth in Pommern geboren, und lebte ſeit 1787 als Doctor der Philoſophie und Profeſſor der alten Sprachen am berliniſch-cölniſchen Gymnaſium. Später wurde er auch Prorector und Secretär der hiſtoriſchen Klaſſe der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin, woſelbſt er am 7. Juli 1811 geſtorben iſt.

Von ihm erſchien im Druck:

Rede über den Werth des Gelehrten. Berlin, 1797.

Verſuch didactiſcher Gedichte. Berlin, 1804.

Ueber die deutſche Sprache. Berlin, 1807.

Die Wiederkehr des Königs, Ode in den Annalen der Academie. 1814—15.

(Vgl. Denkſchrift auf G. L. S. von Phil. Buttmann in den Abhandl. der Academie. 1814—15; S. 24—27.)

S. erwarb ſich als Philolog einen angeſehenen Namen, auch erfreuten ſich ſeine didactiſchen Gedichte zur Zeit ihres Erſcheinens einer günſtigen Aufnahme, da er Inhalt wie Form mit Geiſt zu wählen und mit Geſchick zu behandeln wußte.

Johann Joachim Spalding,

dieſer ausgezeichnete Kanzelredner, ſegensreichen und ehrwürdigen Andenkens, ward am 1. November 1714 zu Triebſees in Pommern geboren. In ſeinem 15. Jahre kam er auf die Schule nach Stralſund, 1731 auf die Univerſität Roſtock, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er die Vortheile einer Erzieherſtelle mit denen des akademiſchen Lebens verband. Hier zuerſt lernte er freiere Anſichten über Theologie und Philoſophie kennen. Bis zum Jahre 1749, in welchem er das Predigtamt zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern antrat, lebte er, bald bei ſeinem Vater, um dieſen in ſeinen Amtsgeſchäften zu unterſtützen, fleißig predigend, bald als Erzieher oder Studienleiter junger Adligen, immer mit dem Edelſten in unermüdlicher Thätigkeit beſchäftigt. Er las, was ihm immer aus der theologiſch-philoſophiſchen Literatur ſich darbot; ſchrieb Abhandlungen zum Theil unvergänglichen Werthes, las mit großer Freude Shaftebury's Moral und ließ 1748 ſein Werk über die Beſtimmung des Menſchen drucken. Eine merkwürdige Epiſode ſeines Lebens bildeten die Jahre 1745 und 46, in denen er, als Sekretär des ſchwediſchen Geſandten von Rudenſkiold, unter den angenehmſten Verhältniſſen und den erwünſchteſten Anregungen zur Arbeit zu Berlin lebte. Seine Stellung ließ ihm hinreichende Zeit, um eines Gleims, Kleiſt und Sack Freundſchaft ganz zu genießen und wohl zu nützen. Dennoch ſehnte er ſich nach einer Pfarre und nahm deshalb jene nicht bedeutende Stelle an. 1757 wurde er nach Barth, einer Stadt derſelben Provinz, als erſter Prediger und Präpoſitus der dahin gehörigen Synode berufen. Hier ging ihm alles Glück des geiſtlichen Standes auf, doch zugleich traf ihn der Schlag, ſeine geliebte junge Gattin (1762) zu verlieren. Wie ein Himmelstroſt kamen ihm im darauf folgenden Frühling in ſein verödetes Haus die drei geiſtvollen chriſtlichen Schweizerjünglinge Lavater, Heß und Füßli, denen Sulzer keine ſchönere Weihe für ihren Beruf hatte empfehlen können, als die Nähe und Bekanntſchaft ſeines frommen Freundes. Im Jahre 1764 wurde S. unterdeſſen ſchon literariſch berühmt geworden, als königl. preuß. Oberconſiſtorialrath, Probſt und erſter Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin berufen und entwickelte — auch im Schulfach und zu Gunſten der akademiſchen Verhältniſſe — mannigfaltige Thätigkeit. Es iſt ein Zeichen ſeiner Zeit, daß er für gut fand, ein neues Collegium, auch für nicht Theologie Studirende, über die Wahrheit der Religion einzuführen. Er ſah, von vielen Freunden umgeben, an der Seite bedeutender Theologen, zu denen ſeit 1768 auch Teller gehörte, unter der Pflege ſeiner dritten theuern Gattin ein ſchönes Alter herannahen, als Friedrich des Zweiten Tod ihm ſchwache Hoffnungen für die Sache des Glaubens, bald aber große Beſorgniß für die Zukunft brachte. Die Religion hatte er ſtets als die erſte Angelegenheit der Menſchheit gepredigt und gelehrt verfochten, aber das Religionsedict verſetzte ihn in Schrecken und Feuer. 1788 legte er deshalb ſeine Probſtſtelle nieder. 1797 überbrachte ihm Niemeyer von Halle den theologiſchen Doctortitel. Allmählig nahm ſeine rüſtige Geſundheit ab, und am 26. Mai 1804 entſchlief er in ſeinem neunzigſten Lebensjahre.

Seine Schriften ſind:

Beſtimmung des Menſchen. Greifswald, 1748; 13. Ausg. Leipzig, 1794.
Gedanken über den Werth der Gefühle im Chriſtenthume. Leipzig, 1761; 5. Ausg. 1784.
Lieder für den öffentlichen Gottesdienſt. Berlin, 1765.
Predigten. Berlin, 1765; 3. Aufl. 1775.
Neue Predigten. Berlin, 1768; 3. Ausg. 1777. 84. 2 Thle.
Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts. Berlin, 1772; 3. Aufl. 1791.
Vertraute Briefe die Religion betreffend. Berlin, 1784; 4. Ausg. 1788.
Die Religion, eine Angelegenheit des Menſchen. Leipzig, 1797; 2. Ausg. 1798.
Selbſtbiographie, herausg. von G. L. Spalding. 1804.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. ſ. w., Ueberſetzungen u. ſ. w.

Ueber S. urtheilt Pölitz in ſeinem practiſchen Handbuche zur Lecture der deutſchen Claſſiker Thl. I. S. 303 ſehr treffend: Spalding gehörte nicht nur zu den denkenden und aufgeklärten Theologen der Nation, ſondern auch zu ihren vorzüglichſten Schriftſtellern. Um die practiſche Philoſophie und um die fruchtbare Darſtellung der Religionslehre hat er entſchiedene Verdienſte. Seine Wärme für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur ſelten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter ſeinen Styl bildete, wo die deutſche Sprache ihre höhere Reife erſt zu erhalten anfing, und ſo viel Leben in der Darſtellung als nöthig iſt, um dieſelbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen ſeine Producte.

Predigt über das Glück des häuslichen Lebens.

Gnade und Friede von Gott unſerm Vater und unſerm Herrn Jeſu Chriſto ſei mit uns allen. Amen.

Meine chriſtliche Zuhörer! Eine gewiſſenhafte Frömmigkeit wird ohne Zweifel auch dadurch überaus ſchätzbar und liebenswürdig, daß ſie in den beſondern Umſtänden dieſes zeitlichen Lebens ſelbſt ihre glückſeligen Wirkungen ausbreitet. Es iſt kaum zu begreifen, woher bei einer ſo großen Menge von Menſchen, die doch die Gottesfurcht nach ihrer wahren Beſchaffenheit beſſer kennen ſollten, der Wahn hat entſtehen können, daß dieſelbe das Glück und Vergnügen auf Erden ſchlechterdings ſtöre, und alſo nicht anders, als wie eine beſchwerliche widrige Laſt, anzuſehen ſei, die wir nur aus Noth und Zwang tragen müßten. Wenn das der ganz irdiſch geſinnte und thieriſche Menſch ſagt, der ſich dazu geboren glaubt, bloß den nächſten ſinnlichen Trieben ſeiner Natur nachzugeben, und ſeine ganze Luſt lediglich auf eine leibliche Weiſe zu ſuchen; wenn dem dabei eine Lehre im Wege iſt, die ihm, zur Erlangung beſſerer Freuden, eine Beherrſchung und Einſchränkung ſeiner Begierden, als nothwendig, vorſchreibt; ſo iſt es freilich kein Wunder, daß ein ſolcher dieſe Anweiſung eben ſo gut für eine unerträgliche Tyrannei hält, als ein ausſchweifendes verwildertes Kind die heilſamſte Zucht eines weiſen und liebreichen Vaters gleichfalls für Tyrannei zu halten pflegt. Aber wer noch dafür angeſehen ſein will, daß er etwas höhere Ausſichten habe, daß er ſeinen Leib nicht für ſeinen ganzen Menſchen halte, daß er noch andere Arten von Vergnügen kenne und glaube, als die er mit den Thieren gemein hat, für den iſt allemal ſehr unrühmlich, wenn er ſich über die Störungen eines vergnügten und glücklichen Lebens, welche die Gottſeligkeit ihm verurſachen ſollte, beſchweren will. Sobald der Hauptzweck des Menſchen, und das, worin ſeine wirkliche und ganze Glückſeligkeit beſtehet, einmal feſtgeſetzt und entſchieden iſt; ſo wird man finden, daß alle wahrhaftig unſchädliche Annehmlichkeiten auch keineswegs von dem Chriſtenthum unterſagt und gehindert, ſondern vielmehr nur erhöht, nur wirklich einnehmender und reizender gemacht werden. Der Ausſpruch des Apoſtels, daß die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze ſei, und die Verheiſſung dieſes ſowohl als des zukünftigen Lebens habe, iſt ſo wahr, und wird durch ſo mannichfaltige Erfahrungen beſtätigt, daß es immer nur einen Mangel von genugſamer Kenntniß und Ueberlegung verräth, wenn man über vermeinte Beſchwerungen der Religion klaget, und darüber die unläugbaren Vortheile und Befriedigungen vergißt, die uns von ihr ſchon in dieſer Zeit der Wanderſchaft ſo häufig zu Theil werden. Ein Zuſtand des Lebens darf an ſich nur der Natur, der Ordnung und dem wahren Nutzen gemäß ſein, ſo wird die Furcht und Liebe gegen Gott uns allemal zu einem ſo viel erfreulichern Genuſſe dieſes Zuſtandes verhelfen. Dieß gilt in allen Fällen; und eben auch die erſteren Verbindungen des geſellſchaftlichen Lebens, welche den

Grund und den Anfang von den übrigen ausmachen, das, was man häuslichen Stand und Familie nennet, das wird in Anſehung des wahren Glücks und Vergnügens ausnehmend viel gewinnen, wenn Gewiſſen und Chriſtenthum dabei die Gemüther regiert. Ich werde aus dem heutigen evangeliſchen Text Anlaß nehmen, dieſe Sache in ein mehreres Licht zu ſetzen, und wir wollen Gott dazu um ſeinen Segen in einem gläubigen Gebet anrufen ꝛc.

Text: Joh. II. 1—11.

> Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jeſu war da. Jeſus aber und ſeine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, ſpricht die Mutter Jeſu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jeſus ſpricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Meine Stunde iſt noch nicht kommen. Seine Mutter ſpricht zu den Dienern: Was er euch ſaget, das thut. Es waren aber allda ſechs ſteinerne Waſſerkrüge geſetzt, nach der Weiſe der jüdiſchen Reinigung, und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. Jeſus ſpricht zu ihnen: Füllet die Waſſerkrüge mit Waſſer. Und ſie fülleten ſie bis oben an. Und er ſpricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speiſemeiſter. Und ſie brachten es. Als aber der Speiſemeiſter koſtete den Wein, der Waſſer geweſen war, und wußte nicht, von wannen er kam, (die Diener aber wußten es, die das Waſſer geſchöpfet hatten), rufet der Speiſemeiſter den Bräutigam, und ſpricht zu ihm: Jedermann giebt zum erſten guten Wein, und wenn ſie trunken worden ſind, alsdann den geringern; du haſt den guten Wein bisher behalten. Das iſt das erſte Zeichen, das Jeſus that, geſchehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete ſeine Herrlichkeit. Und ſeine Jünger glaubten an ihn.

In dieſer Erzählung wird einer Hochzeit, als des Anfangs des häuslichen Lebens, erwähnt; und es finden ſich auch noch andere Umſtände angezeigt, die dieſer Betrachtung zu ſtatten kommen. Ich will alſo das, als eine Anleitung, gebrauchen, unter dem Beiſtande Gottes,

Von dem Glück des häuslichen Lebens zu handeln.
Es giebt ein wahres und wichtiges Glück in dem häuslichen Leben,
Und in der Gottſeligkeit liegen vorzügliche Mittel, ſich dieſes Glück zu verſchaffen.

Das ſind die beiden Stücke, die hiebei näher zu erwägen ſein werden.

Es wäre eine ſehr ungegründete Bedenklichkeit, wenn wir glauben wollten, daß Vorſtellungen von dieſer Art, welche ſich auf ſo beſondere Umſtände und Pflichten beziehen, für die Würde eines öffentlichen chriſtlichen Unterrichts zu klein und zu unerheblich wären. Ich bin vielmehr verſichert, daß die Wirkungen des Chriſtenthums und der Lehren von der Gottſeligkeit ſo viel ausgebreiteter und merklicher ſein würden, wenn unſere Chriſten zum Theil mehr lernten, die allgemeinen Unterweiſungen und Ermahnungen eigentlicher auf die beſonderen Fälle und Verhältniſſe, in welchen ſie ſich befinden, anzuwenden. Die ganze Religion gehet einmal dahin, den Menſchen in der Rechtſchaffenheit zufrieden und glücklich zu machen, und je klärer ſich dieſe heilſame und wünſchenswürdige Frucht davon auch in Abſicht auf die beſonderen Umſtände in der Welt zeigen läſſet, deſto ſtärker muß uns der Werth der Gottſeligkeit einleuchten. Vornehmlich macht auch das häusliche Leben einen ſo beträchtlichen Theil der Ordnung Gottes in der Natur aus, und es kömmt eben darauf ſo viel von des Menſchen Glückſeligkeit und Elend an, daß uns die Vortheile deſſelben von dieſer Seite ſo viel wichtiger ſein müſſen. Darauf gehet der Zweck unſers erſten Theils.

Jeſus, unſer Herr, war bei dem Anfange einer Ehe mit Wohlgefallen gegenwärtig, und beſtätigte alſo mit ſeinem Beifall dieſe Art der Verbindung, auf welche ſich größtentheils alle übrige geſellſchaftliche Verbindungen gründen. Wir finden auch ſonſt in ſeinen Reden ſo manche Aeußerungen, aus welchen genugſam erhellet, wie heilig und werth er alle dieſe Bande unter den Menſchen will gehalten wiſſen. So lange auch die Natur noch nicht durch wilde Grundſätze und unwürdige Nachahmungen verderbet worden, ſo lange wird es immer ihrer urſprünglichen und innerſten Einrichtung gemäß befunden werden, dergleichen genaue Gemeinſchaft zu unterhalten, und darin ein vorzügliches Vergnügen zu finden. Es iſt einmal wahr, daß freundſchaftliche und liebreiche Zuneigungen überhaupt die menſchliche Natur erfreuen, und daß eigentlich nur diejenigen Empfindungen der Seele angenehm ſind, die aus dieſer Quelle entſpringen. Dies leitet alſo allerdings den Menſchen dahin, ſeine Geſinnungen der Gütigkeit und des Wohlwollens ſo weit auszubreiten, und ſein Gemüth mit ſo vieler Lebhaftigkeit dazu zu gewöhnen, als es ihm möglich iſt. Allein außer dieſer allgemeinen Zuneigung und Menſchenliebe giebt es doch noch genauere Arten von Freundſchaft und Theilnehmung, die aus nähern Vereinigungen entſtehen, die etwas, das uns beſonders angehöret, zum Gegenſtande haben, und die eben deswegen unſer Herz mit weit ſtärkern und einnehmendern Empfindungen erfüllen. So bringet es die ordentliche menſchliche Natur mit ſich. Was aber Gewohnheit, Vorurtheil, Nachhängung regelloſer Triebe und ein gewiſſer Geiſt der Ungebundenheit, der, mit frecher Losreißung von aller Ordnung, nur immer ein gegenwärtiges Vergnügen ſuchet, was das in dieſen urſprünglichen guten Verfaſſungen der Natur für Aenderungen und Verderbungen zuwege bringen kann, das iſt freilich eine ganz andere Frage; und davon giebt die Erfahrung Zeugniſſe genug. Die beßten Anlagen und Einrichtungen der Seele, die von dem Schöpfer ſelbſt herrühren, können durch dergleichen fremde Urſachen ſo zerrüttet werden, daß darüber aller Geſchmack an regelmäßigen und ordentlichen Vergnügungen durchaus verloren gehet. Indeſſen wird ein jedes unverdorbenes Herz ſchon von ſelbſt finden, wie viel diejenigen Zuneigungen an Lebhaftigkeit und reiner unſchuldiger Beruhigung voraus haben, die ſich auf ſolche genaue und feſte Bande gründen, die ſich auf ſolche beſondere Angehörige, auf Perſonen, welche gewiſſermaßen etwas eigenthümliches von uns ſind, beziehen; und daß in den Namen von Ehegatten, von Aeltern und Kindern, von Familien und Anverwandten etwas überaus rührendes und angenehmes lieget, welches nur diejenigen nicht mehr zu empfinden wiſſen, die, durch Unordnung und Zerſtreuung, von der wahren und guten Natur bereits gänzlich abgekommen ſind.

Und geſetzt, daß ſo manche Menſchen das natürliche Gefühl dieſer Annehmlichkeit ſchon verloren haben, ſo würden ihnen doch, bei ein wenig Ueberlegung, dieſe genauen Verbindungen, auf welchen ſich das Glück des äußerlichen Lebens gründet, ſehr ſchätzbar und wünſchenswürdig werden müſſen, wenn ſie bedenken wollten, wie viel das allgemeine Beßte der menſchlichen Geſellſchaft dabei gewinnet, und wie dies letztere gar nicht beſtehen kann, wenn nicht durch die ordentlichen Bande der Familien der Grund dazu geleget wird. Da, wo keine Ehen heilig ſind, wo Aeltern und Kinder ſich nicht kennen, noch auf eine beſtimmte vertrauliche Art ſich angehören, wo Niemand gleichſam an den andern gebunden iſt, da wird, außer der gehinderten Ausbreitung des menſchlichen Geſchlechts, die Fürſorge, die Erziehung, der theilnehmende Beiſtand nothwendig aufhören müſſen, ohne welche doch ſchlechterdings weder die Menſchen für ſich zu dem Genuß eines glücklichen Lebens geleitet, noch zu dem gemeinen Beßten nutzbar werden können. Derjenige, der aus ſolchen ungebundenen Geſinnungen niemand eigenes hat, deſſen er ſich annimmt, der wird ſich noch ſo viel weniger anderer annehmen, die ihm gar nicht angehören; und das giebt dann eine ſolche allgemeine Trennung der Gemüther von einander, daß ein jeder bloß für ſich lebt, bloß auf ſeine eigenen perſönlichen Vortheile und Vergnügungen bedacht iſt, und das ganze übrige menſchliche Geſchlecht als ſo etwas fremdes anſiehet, um deſſen Wohl oder Weh er ſich gar nicht zu bekümmern habe. Man muß, däucht mir, überall nichts ſehen können, wenn man das nicht ſiehet, daß es eine wirkliche und offenbare Abſicht Gottes in der Natur iſt, durch die erſten urſprünglichen Vereinigungen, welche das häusliche Leben ausmachen, durch das Band zwiſchen Ehegatten, zwiſchen Aeltern und Kindern, zwiſchen Angehörigen und Familien, die Menſchen gleichſam näher zuſammen zu halten, und ſie zu einer gemeinſchaftlichen Fürſorge und Theilnehmung unter einander ſo viel geneigter und geſchäftiger zu machen. Darum wird uns auch in der heiligen Schrift der Herr ſelbſt, als der Stifter dieſer Verbindungen, vorgeſtellet; und eben darum hat er auch den Menſchen durch die Natur dieſe Empfindungen von Zärtlichkeit und Zuneigung in das Herz gelegt, damit das, was zu dem allgemeinen Vortheil ſo nothwendig iſt, auch das eigene beſondere Glück und Vergnügen eines jeden werden möge.

Eine Seele alſo, die noch das Gefühl der Regelmäßigkeit und des ruhigen Vergnügens bei ſich erhalten hat, muß das nothwendig für einen ſehr glücklichen Zuſtand des Lebens halten, wenn in einem Hauſe, in einer Familie, bei Ordnung, Fleiß und Unſchuld, ein ſtiller, vertraulicher und liebreicher Umgang herrſchet, wenn diejenigen, die darin zuſammen gehören, ſich ſelbſt einander das Leben verſüßen, wenn einer an dem andern Urſache zur Werthſchätzung, zur Freude findet, wenn ſie bei dem Wohlgefallen und bei der Zufriedenheit, ſo ſie ſich unter einander verſchaffen, und wodurch das Herz am angenehmſten gerührt wird, nicht nöthig haben, außerhalb und in rauſchenden Zerſtreuungen ihre Aufmunterung zu ſuchen. Hier iſt in Anſehung des wahren Vergnügens die genaueſte Uebereinſtimmung zwiſchen der Natur und Vernunft; und wenn wir auch mehr auf das Beſondere gehen, ſo hat das Glück des häuslichen Lebens in mehr als einer Abſicht ſo viel vorzügliches an ſich, daß der Mangel deſſelben durch keine Art von weitläuftigern und ſchwärmendern Luſtbarkeiten jemal erſetzet werden kann.

Die ruhigen ſanften Freuden einer Familie, die ſich unter einander gefällt und glücklich findet, ſind darum ſchon ſo viel mehr werth, weil man ſie näher in ſeiner Macht hat, weil man ſie ſicherer und ununterbrochener genießen kann, als die andern weit geſuchten Fröhlichkeiten, die auf ſo mancherlei

Art von zufälligen fremden Umſtänden abhangen, und deren man ſo oft wider ſeinen Willen entbehren muß, weil man ſie nicht immer nach ſeiner Willkür ſchaffen und erzwingen kann. Derjenige, der nur dann ſein Leben vergnügt und glücklich hält, wenn er an üppigen und prächtigen Ergötzungen Theil nimmt, der immer eine Menge von Menſchen, Koſten, Anſtalten und Zurüſtungen bedarf, um etwa einmal einige angenehme Stunden zu haben, der wird nur gar zu oft dem Verdruſſe unterworfen ſein, daß es ihm daran fehlet; und je mehr er dann ſein Gemüth dazu gewöhnet hat, daß er ohne das nicht leben kann, deſto ſchmerzhafter wird ihm eine ſolche gezwungene Entbehrung werden. Hergegen wer da gelernet hat, in der Eingezogenheit vergnügt zu ſein, und ſich durch ordentliche Geſchäftigkeit, oder durch den vertraulichen und nützlichen Umgang mit denen, die ihm angehören und die er liebet, zu ermuntern, der braucht dieſe ſeine Aufmunterung nicht weit zu ſuchen; dem bieten ſich die Erquickungen des Lebens gleichſam in der Nähe und von ſelbſt dar; und unterdeſſen, daß jener mit mühſamer Aengſtlichkeit nach Fröhlichkeiten jaget und haſchet, die ihm doch ſo oft entwiſchen, ſo wohnet dieſer dagegen gleichſam unmittelbar an der Quelle der Zufriedenheit, die ihm durch dergleichen äußerliche Zufälligkeiten ſo leicht nicht verſchloſſen werden kann. Ich will damit freilich nicht ſagen, daß ein ſolches Glück des häuslichen eingezogenen Lebens gar keinen Unfällen und Widerwärtigkeiten unterworfen ſei. Dafür iſt in dieſer ungewiſſen Welt kein Zuſtand jemal völlig geſichert. Die angehenden Eheleute in unſerm Texte mußten ſchon gleich anfangs einen Mangel erfahren, der ſie ohne Zweifel nicht wenig kränkte. Und die Urſachen ſind überhaupt zu mannichfaltig, die auf eine oder die andere Weiſe die heitere Ruhe bewölken und die Zufriedenheit ſtören können. Aber indem die bitterſten Zufälle von ſolcher Art den Menſchen bei einer Lebensart ſowohl treffen können, als bei der andern, ſo wird doch gewiß die gemeinſchaftliche liebreiche Verbindung in einem eingezogenen Leben dergleichen Bitterkeiten weit mehr erleichtern und überwinden helfen, als da, wo man der Unterſtützung eines ſolchen vertraulichen und theilnehmenden Umganges entbehren muß. Auch in dieſer Abſicht ſind die Betrachtungen ſehr wahr, die Salomo äußert, und die er mit dem Gedanken beſchließet: *Wehe dem, der allein iſt; wenn er fällt, ſo iſt kein anderer da, der ihm aufhelfe.*

Hiernächſt hat das Glück eines zufriedenen häuslichen Lebens auch deswegen ſehr viel voraus, weil es von ſo manchen ſehr unangenehmen und ſchädlichen Folgen frei iſt, die gemeiniglich aus einer gar zu zerſtreueten Lebensart zu entſpringen pflegen. Der Verluſt von Zeit, Geſundheit und Vermögen, ein ſehr gewöhnlicher und oft ſehr weit gehender Verluſt, ſollte wohl einen jeden der Aufmerkſamkeit würdig dünken. Aber der Schaden betrifft auch vielfältig die weſentliche Glückſeligkeit der Gemüther ſelbſt. Diejenigen, die kein Vergnügen in ihrem Hauſe zu finden wiſſen, die werden ſich auch gerne ſo weit, als es ihnen möglich iſt, von dem Geſchäfte der Erziehung ihrer Kinder entfernen, einem Geſchäfte, welches, nach dem Urtheil einer jeden überlegenden Vernunft, ſchlechterdings unter die wichtigſten und angelegentlichſten gehöret. Man kann ſo oft ſchon den ganzen elenden Erfolg eines ſolchen Verfahrens und die unglückliche Geſchichte dieſer Verwahrloſeten voraus ſehen, davon die Erfahrung ſo häufig und ſo traurige Proben giebt. Hergegen iſt es unter die größten und edelſten Vergnügungen des Lebens zu rechnen, mit Sorgfalt an der Bildung des Verſtandes und des Herzens der Seinigen zu arbeiten, und den guten Fortgang davon vor Augen zu haben. Hierzu aber ſetze man noch inſonderheit die beſſere Sicherheit des eingezogenen Lebens vor den herrſchenden Verderbniſſen, die leichtere Sammlung und Erhebung des Gemüths zu Gott, die bequemere Sorge für die große Angelegenheit der Seele, die öftern und ungehinderteren Gelegenheiten, das zu denken, was der vernünftige und unſterbliche Geiſt eines Menſchen am meiſten denken ſollte; und man betrachte im Gegentheil, wie leicht die übermäßigen Zerſtreuungen in der Welt das Gefühl der Religion verdunkeln und unterdrücken, das Gewiſſen verletzen, das Herz mit den ſchädlichſten Grundſätzen, die man überall um ſich antrifft, und die ſich ſelbſt hernach ſchwer genug beſtrafen, anſtecken und vergiften, ſo wird ſich auch daraus urtheilen laſſen, daß der am glücklichſten lebt, der des Gewühls von ausgelaſſenen Beluſtigungen entbehren, und näher bei ſich ſelbſt Zufriedenheit finden kann.

Ich glaube, man dürfte nur die Abbildung von beiderlei Lebensarten lebhaft und vollſtändig genug gegen einander ſtellen, ſo würde daraus unſtreitig der Vorzug der einen vor der andern ſehr deutlich hervorleuchten. Es iſt nicht meine Sache, hier eigentlich zu beſtimmen, wie weit bisweilen Umſtände und Pflichten es erlaubt machen können, ſich dieſer häuslichen Eingezogenheit mehr zu entziehen, oder an weitläuftigerm Umgange oder glänzenden Ergötzungen Theil zu nehmen. Die Entſcheidung darüber muß, in den beſondern Fällen, einem jeden ehrlichen Gewiſſen überlaſſen werden; und wenn dieß ehrlich iſt, ſo wird es ſchon allemal richtig entſcheiden. Da aber hier die Rede nur von demjenigen iſt, was aus eigener Wahl geſucht wird, was man für ſeine Glückſeligkeit, für ſein unentbehrliches Vergnügen anſiehet; ſo ſcheinet es mir in der Abſicht unglaublich zu ſein, daß dann irgend ein Gemüth in dergleichen Zerſtreuungen eine wirkliche Befriedigung antreffen könne. Wo bei den menſchlichen Empfindungen nichts ruhiges, nichts feſtes und beſtimmtes iſt, da kann auch nimmermehr etwas wahrhaftig vergnügendes ſein. Eine Seele, die ohne Ende auf tauſend vorſchiedene Gegenſtände herumflattert, die beſtändig gleichſam außer ſich, und auf unzählige Art getheilt iſt, die wird ſich, mitten im Getümmel und Geräuſch, dennoch in einer beſtändigen Leere finden, eben weil ihr die ruhige Sammlung und die gehörige Richtung der Neigungen fehlet, die dem Herzen eigentlich Genüge thut. Wenn ich mir aber an deſſen ſtatt ein Haus vorſtelle, ſollte es auch nur die niedrigſte Hütte ſein, wo eine ſolche eingezogene Glückſeligkeit und Zufriedenheit wohnet, wo die Ehegatten in aufrichtiger Eintracht und Liebe ſich das Leben ſo leicht zu machen ſuchen, als ſie nur können, wo Aeltern und Kinder, an einer Seite liebreiche zärtliche Fürſorge, und an der andern willigen dankbaren Gehorſam gegen einander beweiſen, wo auch andere nahe Verbundene, die zuſammen gehören, in Vertraulichkeit und Freundſchaft ihre Herzen gleichſam mit einander theilen, wo überhaupt ein jedes Gemüth von redlichem Wohlwollen und unverſtellter Gefälligkeit gegen den andern erfüllet iſt, wenn ich mir eine ſolche Familie vorſtelle; ſo däucht mir das der erfreulichſte und glücklichſte Zuſtand zu ſein, den die Welt geben kann; und eine jede Befleißigung, die darauf mit Ernſt gewendet wird, belohnet ſich ſelbſt überſchwenglich durch das unſchätzbare heitere Vergnügen, welches damit verknüpft iſt. David macht davon in ſeinem hundert und acht und zwanzigſten Pſalm ein Gemälde, deſſen Wahrheit und Annehmlichkeit ein jedes Herz rühren wird, dem die reinen und unſchuldigen Empfindungen der Natur nach nicht durch eingewurzelte Unordnungen fremd und verächtlich geworden ſind. Ich möchte daraus einem Jeden, der ſich in ſolcher Verfaſſung befindet, den Glückwunſch zurufen: *Wohl dir! du haſt es gut.*

Ein ſolches Glück iſt wohl werth, daß es durch die gehörigen Mittel geſucht werde; und dieſe Mittel liegen vorzüglich in einer wahrhaftig gottſeligen Geſinnung. Das habe ich nun noch in dem andern Theile mit Wenigem zu zeigen. Ich will mich alſo hier keinesweges in die Regeln einlaſſen, welche die irdiſche Klugheit und Weltkenntniß in dieſer Abſicht an die Hand geben kann. Ich bin freilich weit davon entfernet, dieſelben, als unrechtmäßig und unnütz, zu verwerfen; allein das iſt doch auch, nach einer genauen Unterſuchung, unwiderſprechlich, daß nicht allein durch alle Klugheitsregeln, die mit dem Gewiſſen nicht beſtehen können, weit mehr verloren, als gewonnen wird; ſondern daß auch, in Fällen von dieſer Art, die bloße Rechtſchaffenheit des Herzens und des Verhaltens allein ſchon das allermeiſte zur Erlangung des gewünſchten Zwecks ausrichtet. Man wird es in ſo manchen Angelegenheiten durch die Erfahrung ſelbſt beſtätiget finden, daß der göttliche Ausſpruch: *Die Furcht des Herrn, das iſt Weisheit, und meiden das Böſe, das iſt Verſtand,* auch in Anſehung der wahren Vortheile des Lebens, eine weit ausgebreitetere Bedeutung hat, als man ſich insgemein einbildet. Wenn einmal ein ruhiges und zufriedenes Leben mit Recht ein glückliches Leben heißen kann, ſo braucht man dazu ganz gewiß viel weniger Verſchlagenheit, als nur gerade Gottesfurcht und Beobachtung des Gewiſſens. Anſtatt daß jene erſtere uns oft in Netze und Schlingen verwickelt, und in ſolche krumme Wege hinein leitet, wo wir gar nicht wieder heraus zu finden wiſſen, ſo haben wir unter der Führung der Gottſeligkeit nur eine einzige richtige Bahn vor uns, die uns nicht irren läſſet; und indem wir ein für allemal uns das Geſetz machen, das zu thun, was wir vor Gott, als recht, erkennen, ſo gehen wir dabei am allerſicherſten zu unſerm Zweck, nämlich ein ruhiges und zufriedenes Herz zu haben.

Darauf kömmt es alſo auch hauptſächlich an, wenn einem Menſchen ſein häusliches Leben vergnügt und glücklich ſein ſoll. Diejenige Familie, die nach der Erzählung unſers Textes, bei Gelegenheit einer Hochzeit beiſammen war, hat alle Vermuthung vor ſich, daß ſie der Tugend und Rechtſchaffenheit ergeben geweſen, weil Jeſus, unſer Herr, ſich darunter befand, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zu der Verwandtſchaft derſelben gehörete. Dabei genoß ſie auch den Vortheil, daß dem Mangel von ihm abgeholfen ward, der ſonſt zu ihrem Schmerz und zu ihrer Beſchämung würde gereichet haben. Wir wollen dieß, als ein Bild, gebrauchen, wie die Bewahrung eines guten Gewiſſens ſehr gerade zu dem ruhigen Glück und Vergnügen führet, welches in dem häuslichen Leben ſo viel werth iſt. Eine Seele muß nothwendig bei ſich ſelbſt in der rechten Ordnung ſein, wenn ſie an einer ſolchen ſtillen einheimiſchen Zufriedenheit Luſt finden ſoll. Denn da iſt uns ohne Zweifel der Anblick unſerer ſelbſt und unſerer innerlichen Beſchaffenheit ſo viel näher; da wird der Umgang mit unſerem eigenen Herzen eher veranlaſſet; da werden wir immer leichter dahin gebracht, uns in unſerer wahren Geſtalt kennen zu lernen. Iſt es nun alsdann mit unſerm Gemüth und Wandel ſo beſchaffen, daß wir die genauere Betrachtung deſſelben nicht ſcheuen dürfen, daß wir uns vielmehr, unter der Verſicherung der göttlichen Begnadigung, nach dem Zeugniſſe unſers Gewiſſens Beifall geben, und die gegenwärtige Richtung unſerer Seele mit einem gegründeten Wohlgefallen anſehen können, ſo werden wir mit Vergnügen dieſen Umgang mit uns ſelbſt aushalten, und wir haben dann keine Urſache, eine Stille zu vermeiden, die uns durch keine nagende Vorwürfe beſchwerlich wird. Aber wo dieſe gute Verfaſſung fehlet, wo der Menſch es ſchon voraus weiß, daß ein ruhiges und eingezogenes Leben ihn zu oft und zu dringend auf die Bekanntſchaft mit ſeinem eigenen übelgeſtalteten Herzen führen werde, da iſt es kein Wunder, daß er ſo weit davon fliehet, als er kann, und daß er eine jede Gattung von Schwarm und Getöſe ſucht, um darin ſich ſelber und die Anklagen ſeines Gewiſſens zu vergeſſen. Es mag alſo ſo manchen zu ihrer eigenen Beurtheilung überlaſſen ſein, ob ſie ſich nicht bloß deswegen ſo ſehr in die Welt zerſtreuen, damit ihnen die Erkenntniß ihrer ſelbſt nicht zu nahe kommen, damit ihnen ihr eigener innerlicher Zuſtand nicht zu ſichtbar werden ſoll? und ob ſie nicht in der Ruhe des häuslichen Lebens weit mehr Vergnügungen finden würden, wenn ſie dabei nur mit mehr Zufriedenheit an ſich ſelbſt denken könnten? Wo wirklich ein gutes Gewiſſen und ein gegründeter Friede der Seele iſt, da wird gewiß auch dieſe Eingezogenheit ſchon ſo viel angenehmer werden.

Eben ſo nöthig aber ſind auch die beſondern Pflichten der Rechtſchaffenheit und der Gottesfurcht, die ſich eigentlich hieher beziehen, zum Genuß dieſer häuslichen Glückſeligkeit. Das Wort des Herrn ſelbſt enthält ſo manche Vorſchriften, deren gewiſſenhafte Befolgung die unfehlbare Frucht haben würde, Annehmlichkeit und Freude in den Familien auszubreiten. Und die eigene Betrachtung der Sache machet es klar, wie viel richtige chriſtliche Geſinnungen dazu beitragen, die beßten Vortheile in dieſem Zuſtande des Lebens zu verſchaffen und zu erhöhen. Laſſet nur in den hierher gehörigen freiwilligen Verbindungen, von welchen unſer Glück oder Elend in der Welt in ſo großem Maaße abhänget, die Wahl durch würdige Abſichten geleitet, und durch eine gegründete gegenſeitige Werthſchätzung der Gemüther beſtimmet werden; Laſſet nur Eintracht, freundſchaftliche Gefälligkeit, und eine aufrichtige Begierde, unſern Angehörigen das Leben zu erleichtern, die Herzen einnehmen; Laſſet durch Treue und Emſigkeit in den Verrichtungen des Berufs einen jeden ſo viel mehr für Ausſchweifungen und für die kläglichen Folgen des Müßiggonges bewahret werden; Laſſet eine chriſtliche Vergnügſamkeit das Herz von weitſchweifigen Begierden und den unſeligen Qualen des Neides bei dem Anblick fremder Güter, Vorzüge und Herrlichkeiten frei machen; Laſſet dann die vertraulichen gemeinſchaftlichen Anweiſungen und Ermunterungen zur Tugend und Unſchuld die Seelen veredlen; die wünſchenswürdigſte Wirkung wird da nicht ausbleiben. Eben durch dieſe Geſinnungen wird eine Menge der bitterſten Beſchwerlichkeiten abgewehret, die ſonſt die Häuſer mit Unmuth und Elend erfüllen. Was dann noch freilich immer von Widerwärtigkeiten möglich iſt, die bloß von zufälligen Schickungen herrühren, ſo werden ſolche bei weitem das Herz nicht ſo peinlich zernagen, als diejenigen Leiden, die der Menſch ſich ſelbſt durch ſeine Schuld und Thorheit znziehet. Dagegen ſind die unmittelbaren Folgen einer ſolchen rechtgeordneten Gemüthsbeſchaffenheit ſo erfreulich, die daher entſpringenden Vergnügungen ſo rein und den natürlichſten menſchlichen Empfindungen ſo gemäß, das Wohlgefallen Gottes ſo gewiß, und die Beweiſungen ſeiner Güte ſo zuverläſſig, daß ſich hier alles vereiniget, ein ſolches Leben glücklich zu machen. *Siehe, alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet!*

Dieſe bisherigen Vorſtellungen werden ohne Zweifel ſehr leicht von einem Jeden ſelbſt nach der Beſchaffenheit ſeiner Umſtände näher auf ſich angewendet werden können, ohne daß ich in der Abſicht etwas Weiteres hinzuzuſetzen nöthig habe. Ich will ſie alſo nur mit einer allgemeinen Betrachtung beſchließen, die ich für ſehr erheblich halte. Ich wünſche nämlich, meine chriſtliche Zuhörer! daß ihr hieraus Gelegenheit nehmen möget, überhaupt zu bedenken, wie nothwendig ſich die chriſtliche Frömmigkeit, wenn ſie rechter Art ſein ſoll, in dem Leben ſelbſt und in einer jeder beſondern Vorkommenheit deſſelben äußern, und da ihre Wahrheit und Kraft beweiſen müſſe. Man kann ſich nicht leicht eine ſchädlichere Einbildung von dem Chriſtenthum machen, als wenn man es als ſo etwas anſiehet, das ſich von dem gewöhnlichen Verhalten gänzlich abſondern laſſe, wenn man es bloß in die Mauern der Kirche oder in die abgemeſſenen Stunden der Andacht einſchließet, wenn man meinet, man ſei damit Chriſt genug, daß man ſich da etwa durch die Vorſtellung göttlicher und geiſtlicher Dinge rühren und in Bewegung ſetzen laſſe. Das ſei die Zeit, denket ſo Mancher, die er Gott und der Religion einräume; und damit thue er ſchon ſehr viel. Das übrige Leben aber habe damit nichts zu thun; das habe ſeine Regeln, ſeine Vergnügungen und ſeine Vortheile für ſich, und die Grundſätze der Gottſeligkeit und des Gewiſſens, die man ſonſt an ſich gerne gut heiße und in ihrem Werth laſſe, die könnten ſich doch in die übrige ordentliche Führung des Wandels und in die gewöhnlichen Handlungen des geſellſchaftlichen Lebens unmöglich einmengen.

Mich dünkt, es braucht nur etwas weniges von Nachdenken, ſo wird uns der Ungrund und die Nichtigkeit dieſes Wahns klar genug einleuchten müſſen. Die Erkenntniß von Gott und die Lehren von der Gottſeligkeit haben durchaus den Zweck, daß wir gute Menſchen werden ſollen, weil wir ſonſt ſchlechterdings nicht in dem Wohlgefallen Gottes glückliche Menſchen werden können. Dieſe Güte und Rechtſchaffenheit des Herzens, die durch die göttliche Wahrheit in uns angerichtet wird, die wird dann natürlicher Weiſe die Quelle und Grundregel unſers ganzen Thuns und Laſſens. Indem wir da den Werth oder Unwerth der Dinge in dem Lichte des Geiſtes kennen gelernet haben, indem wir nunmehr nicht nur wiſſen, ſondern auch empfinden, was eigentlich als Glück zu ſuchen, oder als Elend und Schande zu verachten ſei, ſo herrſchet dieſe Geſinnung nothwendig durch alle unſere wiſſentlichen Worte und Werke. Das, was recht iſt, was Gott gefällt, was uns glücklich macht, das iſt uns dann in unſern Gedanken immer am unmittelbarſten gegenwärtig, und das regieret dann auch unſer ganzes Leben. Wer alſo ein Chriſt ſein will, der muß es in ſeinem wirklichen Verhalten, der muß es auch in den beſondern Theilen deſſelben ſein, der muß eben in den gemeinen Vorfällen ſeines Lebens ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Achtung gegen Gott und gegen das Gewiſſen beweiſen; oder ſein ganzes Chriſtenthum iſt Blendwerk und Selbſtbetrug. Man kann ſicher ſagen, daß nicht die Handlungen des Gottesdienſtes und der Andacht, nicht die Gebetsübungen, nicht das Leſen und Betrachten des göttlichen Wortes, daß das nicht die Gottſeligkeit ſelbſt ſei; ſondern das ſind nur die Mittel dazu; dadurch ſoll unſer Gemüth nur in die Richtung und Ordnung geſetzet werden, die Gott an uns haben will, und die ſich dann auch bei einer jeden Gelegenheit in unſerm wirklichen Betragen äuſſert. Wenn ich durch die Ueberzeugung des Geiſtes und der Wahrheit die Gerechtigkeit lieb gewonnen habe, ſo kann ich auch nicht in der kleineſten Vorkommenheit mit Vorſatz eine Ungerechtigkeit begehen. Wenn ich, in der Aufklärung des Glaubens, das einzige wahre Glück des Menſchen erkannt habe, ſo kann ich unmöglich den niedrigen unedlen Vergnügungen der Sinne, als meinem höchſten Gute, mit wiſſentlicher Begierde nachjagen. Wenn ich einmal, mit völliger Beiſtimmung meines Herzens, meine beßte Ehre in den Beifall Gottes und meines Gewiſſens geſetzt habe, ſo kann ich mir unmöglich nichtsbedeutende äußerliche Vorzüge zu meinem wichtigſten Werth anrechnen. Dieſe innerliche Geſinnung macht den Menſchen zum Chriſten; und dieſe Geſinnung, wenn ſie einmal da iſt, muß ſich in einem jedesmaligen Verhalten thätig beweiſen. So kann alſo der Menſch gewiſſermaßen ſein Leben zu einem beſtändigen Gottesdienſt machen, wenn er ſich beſtändig von der großen Empfindung des Glaubens und des Gewiſſens leiten läſſet. Das iſt unſerer ganzen Beſtrebung Werth; und nur dann werden wir die unſchätzbaren Beruhigungen und Freuden der Gottſeligkeit recht genießen.

Gieb du uns dieſen Sinn, o heiliger Gott! und leite uns auf den Weg der Wahrheit, auf welchem wir dir gefallen können. Laß unſer Chriſtenthum nichts todtes und unfruchtbares ſein; ſondern mache es in uns zu einem beſtändig wirkſamen Triebe, recht zu thun, und ſo viel Gutes auszuüben, als du uns Kräfte und Gelegenheiten dazu darbieteſt. Lehre uns, in einem jeden Umſtande unſers Lebens deinem Willen treu zu bleiben, und bringe uns dadurch zu der gleichförmigen ſtandhaften Rechtſchaffenheit, ohne welche kein wahrer Friede in unſerer Seele ſein kann. Du wirſt auch einmal alle unſere Thaten richten; darum verleihe uns die Gnade, dich vor Augen zu haben, daß wir nicht ſündigen. Dann wirſt du deine barmherzige Abſicht an uns erreichen, daß wir durch Chriſtum deiner ſeligen Gemeinſchaft fähig werden. Dir ſei Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.

Cyriakus Spangenberg,

am 17. Juni 1528 zu Nordhauſen geboren, ſtudirte zu Wittenberg, ward daſelbſt Magiſter und bald darauf Prediger zu Eisleben. Von dort als Schloßprediger und Generaldekan nach Mannsfeld berufen, wurde er in den berüchtigten Streit des Jenaiſchen Theologen Flacius, als Anhänger deſſelben, verwickelt, und mußte deshalb Mannsfeld, ſo wie ſeine nächſte Stelle zu Schlitz verlaſſen. Nach unſtätem Umherirren ſtarb er zu Straßburg am 10. Februar 1604.

Von ihm iſt erſchienen:

Wider die böſen Sieben ins Teufels Karnöffel-Spiel. Jena, 1652.
Der ganze Pſalter Davids in Liedern. Frankfur1582.
Geiſtreiche Lieder und Pſalmen. Frankfurt.
Chriſtliche Comedie von dem kananäiſchen Weiblein. Schmalkalden, 1589.
Viele hiſtoriſche Schriften, Chroniken u. ſ. w.
Sein Leben von Johann Georg Leuckfeld. 1712. 1720.

Ein fleißiger und gelehrter aber geiſtloſer Mann, deſſen hiſtoriſche Schriften das Verdienſt emſiger Zuſammentragung haben, deſſen poetiſche und ſatyriſche Productionen aber ſtatt des Witzes und der Kraft derbe Plattheit beſitzen. Am glücklichſten war er in ſeinen Liedern, von denen ſich einige, als wahrhaft gelungen, bis auf unſere Zeit in den kirchlichen Geſangbüchern erhalten haben.

Franz Heinrich Sparre, ſ. Renner.

Der Spate, ſ. von Stieler.

Karl Spazier,

am 20. April 1761 zu Berlin geboren, wurde nach Vollendung ſeiner Studien zuerſt als Lehrer am deſſauiſchen Philanthropin angeſtellt. Nachdem er darauf einen gewiſſen Baron von Mengden als Führer nach Halle und Göttingen begleitet hatte, privatiſirte er 1790 zu Neuwied. Im folgenden Jahre ging er, mit dem Titel eines Hofraths, — er war ſchon vorher Doctor der Philoſophie geworden, — als Lehrer der deutſchen Sprache und Literatur an die Schulze'ſche Handelsſchule nach Berlin, und wurde 1797 Mitdirector der vom Profeſſor Olivier zu Deſſau geſtifteten Erziehungsanſtalt. Seit 1800 privatiſirte er in Leipzig, wo er die Zeitung für die elegante Welt ſtiftete und am 19. Januar 1805 geſtorben iſt.

Er gab heraus:

Lieder und Geſänge. 1782.
Antiphädon. Leipzig, 1785.
Ueber deutſche Schulen. Göttingen, 1786.
Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Proteſtanten. Gotha, 1788.
Wanderungen durch die Schweiz. Gotha, 1790.
Verſuch einer kurzen und faßlichen Darſtellung der theologiſchen Principien. Neuwied, 1791.
Ueber die Macht früher Gewohnheit. Berlin, 1791 (Rede).
Der neue Origenes. Berlin, 1792; neu 1796.
Karl Pilger, Roman ſeines Lebens. Berlin 1792—96; neu 1810. 3 Thle.
Berliner muſikaliſche Zeitung. 1793. in 4.
Karl von Dittersdorf Lebensbeſchreibung. Leipzig, 1801.

S. war ein talentvoller und geiſtreicher Mann, der mit glücklicher Darſtellungsgabe, Witz und Scharfſinn zu verbinden wußte; den größten Ruf erwarb er ſich jedoch durch die Gründung und Redaction der Zeitung für die elegante Welt, welche zu ſeiner Zeit, namentlich durch die in derſelben vorwaltende Polemik gegen Kotzebue und Merkel, als Herausgeber der Zeitſchrift, „der Freimüthige," in welcher ſie beſonders Goethe angriffen, großes Aufſehen machte.

Friedrich von Spee,

1591 zu Kaiſerswerth geboren, ein vortrefflicher Mann und glühender Verfechter der römiſchen Kirche, der er das abgefallene Städtchen Peina wiedergewann, aus der adligen pfälziſchen, jetzt in den Grafenſtand erhobenen Familie der Spee von Langenfeld, trat frühe, von ſeinem Herzen getrieben, in den Jeſuiterorden, und lebte zu Cöln und dann im Hildesheimiſchen. Er ſchrieb, freiſinnig genug für ſeine Stellung, noch vor Thomaſius gegen die Hexenproceſſe. Im Leben vielfach angefeindet, ſtarb er am 7. Auguſt 1635, als ein Opfer ſeiner Anſtrengungen um die bei der Belagerung von Trier Verwundeten. Von ihm erſchien:

Auserleſene Gedichte (moderniſirt), herausgegeben von J. H. von Weſſenberg. Zürich, 1802.
Trutz-Nachtigall, geiſtl. poet. Luſtwäldlein. Berlin 1817 (wörtlich treu).
Daſſelbe, herausgegeben von P. P. Willmes. Cöln, 1812. Cöln, 1840 u. ö.
Goldenes Tugendbuch. Coblenz, 1829.

Reiche, ſchwärmeriſche Phantaſie, Tiefe des Gefühls, Gluth der Begeiſterung, hohe Würde, ſeltene Anmuth und Kraft in Behandlung von Sprache und Form und eine warme lebendige Naturanſchauung geben v. S's Liedern einen unvergänglichen Werth, und reihen ſie dem Beſten, was je die geiſtliche lyriſche Poeſie hervorgebracht hat, unbedingt an, trotz dem, daß auch ſie hin und wieder nicht frei von der Geſchmackloſigkeit und dem Schwulſte jener Tage ſind.

Aus Spee's Trutznachtigall.

1. Lob Gottes

aus Beſchreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet ſich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen ſich die Räder,
Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf
Umgürt't mit Roſenfeder.
O wie ſo ſchön, wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Du ſchnelle Poſt, o ſchöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen;
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beſchlagen!
Jetzt ſchöpfeſt uns den beſten Schein,
So Winters war verlohren,
Da Rad und Eimer ſchienen ſeyn
Von Kält gar angefroren.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

O reines Jahr! o ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluſt nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Muſic ſchon,
Wie ſichs mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang mit ſüßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Für uns die ſchöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft verſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Buſch, Heck und Feld durchſtreifen,
Die Neſter ſchon ſeyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirkelt ihn'n ſo rein und rund
So mannigfaltig Weiſe?
Wer meſſet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudiges Tütelüren?
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt laufen wieder ſtark und feſt,
So Winterzeits geſtanden,
All Flüß und Wäſſer, in Arreſt
Beſtrickt mit Eiſes Banden;
Jetzt kalte Luft und ſaure Wind
Uns wieder ſeynd verſöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt öffnet ſich der Erdenſchooß,
Die Brünnlein fröhlich ſpringen;
Jetzt Laub und Gras ſich geben bloß,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird ſtündlich bringen?
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die Blümlein ſchön wie tretens an
Und wunderſchön ſich arten,
Violen, Roſen, Tulipan,
All Kleinod ſtolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen*), Nägelein**),
Narciß und Sonnenwendel.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Ey da, du gülden Kaiſers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tauſendſchön und Wiederton,
Naſturz und Ritterſporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Baſilien, Brunellen,
Agleyen auch und Bärenklau,
Dann Mohnſaam, Glock und Schellen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Mein! ſaget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wiſſen,
Weil ihr an euch kein Farb geſpart,
Wer hat euch vorgeriſſen?
Wo nahmet ihr das Muſter her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt ich ſchauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer mag nun je geboren ſeyn
So reich von ſcharfen Sinnen,
Der auch das g'ringſte Pflänzelein
Nur ſchlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit ſag ich rund und glatt,
Dem würd all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menſchenkunſt erſpinnen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Das Feld und Wieſen, feucht und feiſt,
Mit Bächlein viel zerſpalten,
Die Sonn, wann ſie vorüber reiſt,
Mit ihrer Schön aufhalten.
Nun wundert ſich der Himmel ſelb,
Wie zierlich unterſtrahlet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich ſich gemahlet.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer treibet aus Getreid und Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwirret ſaß,
Wer hats hinausgeſponnen?
Wer ſchärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunſt und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die ſtolze Bäum' in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geſchnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war ſo viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich ſchweigen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Bald auch die zahm und fruchtbar Bäum'
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obſt, mit Kinderträum,
Nuß, Aepfel, Kirſch und Biren.
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pferſich bleich wie falber Tod,
Die Kirſchen ſchwarz gerathen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

---

*) Lilien. **) Nelken.

Des Obſts ich ſchier ohn Zahl erblick,
Und thut ſich immer mehren,
Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Faſt alle Näſt*) beſchweren.
Pomranzen gülden von Geſtalt
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald
Als neulich hab verſtanden.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Der Rebenſtock voll Trauben ſchwer
An Pfählen lieblich ſcheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet,
Da ſammlet ſich das Rebenblut
Zu ſüßen Traubenzähren,
Die machen uns den friſchen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die reine Flüß kryſtallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten ſchier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen,
Dort haltens ihre Freudenſpiel
Auf glatten Waſſerplanen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die Thier auf grünen Felder breit
Sich friſch und freudig zeigen.
Das Wild in dunklen Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen**).
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig ſpielen.
Mit hin und her gewendtem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüſten wirds ergetzet,
Ergetzet wird faſt jeder Sinn,
Und alles Wunder ſchätzet:
Ohn Maaß iſt alle Welt geſchmückt,
Wer Künſtler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Drum lobet ihn, ihr Menſchenkind,
Bei nun ſo ſchönen Zeiten;
All Traurigkeit nun ſchütt't in Wind
Spannt auf die beſte Saiten:
Auf Harf und Lauten taſtet frei,
Schneid't an die ſüße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelſchrei
Thut ihm all Ehr erzeigen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

2. Gedicht vom heil. Franciscus Xavier,

als er nach Japon ſchiffen wollte, um die Heiden zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieſer Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, ſchweiget von Gewitter,
Ach von Winden ſchweiget ſtill!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet ſolcher Kinderſpiel.
Laſſet Wind und Wetter blaſen,
Flamm' der Lieb vom Blaſen wächſt,
Laßet Meer und Wellen raſen,
Wellen gehn zum Himmel nächſt.

Ey doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Piſtol und Büchſenſpeiß
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und ſie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungeſtüm,
Laßt die brummend Wellen ſchwätzen
Und die Trommen ſchlagen um.
Nord und Süden, Oſt und Weſten,
Kämpfen laßt auf ſalzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebreſten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wogen,
Ueber tauſend Wäſſer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tauſend Seelen gilt.
Wem will grauſen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen ſchön ohn alle Maaß.

Eya, ſtark und freche Wellen,
Eya, ſtark und ſtolze Wind!
Ihr mich nimmer ſollet fällen,
Euch zu ſtehn ich bin geſinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet euch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket loß.

Philipp Jacob Spener.

Der fromme Spener wurde am 13. Januar 1635 zu Rappotlsweiler geboren. Er beſuchte das Gymnaſium zu Colmar und ward ſeit 1651 auf der Univerſität Straßburg fromm und freiſinnig erzogen; erhielt 1652 den Titel eines Magiſter, begleitete 1654 zwei Prinzen von der Pfalz auf Reiſen, und kehrte zurück, um als Privatdocent aufzutreten. Doch fand er für gut, von 1659 — 62 zu ſeiner ferneren Ausbildung noch mehrere Univerſitäten zu beſuchen. 1663 wurde er Frühprediger, 1664 Doctor der Theologie zu Straßburg; 1666 trat er, noch ein junger Mann, als Senior, an die Spitze der Geiſtlichkeit von Frankfurt am Main. Hier hielt er zuerſt jene ſo heftig angefeindete, in ihrer Quelle ſehr reinen Conventikel, die den Pietismus, dieſe rein practiſche, damals nothwendige, und, wäre ſie nicht zur Modegefühlsreligion geworden, an ſich untadelhafte Richtung, im Gegenſatz gegen Unglauben und Orthodoxie ins Leben riefen. Er achtete die damalige Kirche gering und wollte ſie lieber Gott, als ſeinen Prieſtern befehlen und ein Kirchlein in der Kirche ſtiften. Doch ſchon ſeine Anhänger mißverſtanden den frommen, aber im Leben heitern Mann, und der Unſinn einer nur durch Kämpfe zu gewinnenden Seligkeit machte die an ſich reine Sache nur zu bald verdächtig und verhaßt. 1686 wurde er als Oberhofprediger, Oberconſiſtorial-Aſſeſſor und Kirchenrath nach Dresden berufen, fiel jedoch, nach-

---

*) Aeſte.
**) Ein bekannter Jagdausdruck.

dem er dort und auch auf die Leipziger Univerſität für wahre Frömmigkeit und bibliſche Theologie unter Spott und Anfeindung ſegensreich gewirkt hatte, als gewiſſenhafter Beichtvater bei dem Kurfürſten Johann Georg dem Dritten in Ungnade, und ging 1691 als Conſiſtorialrath und Probſt zu St. Nicolai nach Berlin, woſelbſt er, nachdem eine 1698 an ihn ergehende Einladung, nach Dresden zurückzukehren, von ihm war zurückgewieſen worden, am 5. Februar 1705 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Pia desideria. 1675.
Vom geiſtlichen Prieſterthum.
Von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen. Frankfurt, 1680.
Katechismuspredigten.
Bußpredigten. 8 Thle.
Leichenpredigten. 13 Thle.
Geiſtreiche Geſänge. Halle, 1710.
Theologiſche Bedenken, Gutachten und Briefe. Halle, 1700 — 11. 8 Thle.

Seine practiſche Wirkſamkeit war weit bedeutender als ſeine ſchriftſtelleriſche; es fehlte ihm an Kraft und Präciſion in der Darſtellung, an Phantaſie und Leben; ſeine Proſa iſt daher breit, redſelig und ermüdend, ſeine Poeſie nüchtern und arm; beide jedoch voll reiner Frömmigkeit und eifrigen Ernſtes.

Predigt von Ph. J. Spener.

Ioh. c. III. v. 17.

Dann GOTT hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

οὐ γὰρ ἀπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ εἰς τὸν κόσμον ἵνα κρίνῃ τὸν κόσμον.

Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es ſolle uns Chriſten allen billich bekandt ſeyn, wie die gantze Chriſtliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, ſich in dieſe 2. Stück abtheile, die da heiſſen Geſetz und Evangelium. Da wir zu dem Geſetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir ſolchem Befehl vollkommen gehorſamen, das Leben verſpricht, oder in dem Fall, daß wir ſeinem Fordern kein Genüge leiſten, den Sündern trohet und ſie verurtheilet: Zu dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheiſſungen und Vorſtellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heyls in Chriſto.

Ob nun ſchon dieſe beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß ſie beyde eines GOttes Wort ſind, beyde alle Menſchen angehen, und beyde unſer Heyl befördern oder zu befördern gegeben ſind; So dann beyde allezeit in der Chriſtlichen Kirchen müſſen getrieben werden. So iſt gleichwol groſſer Unterſcheid unter denſelbigen: Und ſolchen Unterſcheid recht gründlich zu verſtehen, iſt wol eines von den vornehmſten Stücken der Chriſtlichen Erkandtnuß: Ja wir mögen ſagen, der ſeye bereits ein guter Theologus, welcher diſen Unterſcheid recht gnugſam verſtehet.

Daß aber auch Einfältige etlicher maſſen ſolchen Unterſcheid, und deſſen vornehmſte Stücke faſſen mögen, ſo wollen wir derſelben 8. mercken, wie ſie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dieterici, befindlich.

Sind alſo Geſetz und Evangelium unterſchieden. 1. Was anlanget dero Erkandtnuß, wie ſie uns bekandt werden. So wiſſen wir nun etwas von dem Geſetz von Natur. Daſſelbe iſt Adam in das Hertz geſchrieben geweſen, und ob ſchon ſolche Erkandtnuß, als ein vortrefflich Stück deß ſo herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, alſo, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Geſetz wiederumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, iſt doch noch übrig geblieben einige Wiſſenſchafft deſſen was Gut und Böſe iſt; Daß auch die Heyden, die das Geſetz nicht haben, von Natur thun deß Geſetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Geſetzes Werck ſeye geſchrieben in ihrem Hertzen, Rom. am 12. v. 15. welches ihr Gewiſſen, das ſie verklagt und beſchuldiget, eben dardurch wol zeigt. Hingegen iſt das Evangelium keinem Menſchen von Natur bekandt. Wir wiſſen von Göttlicher Verſöhnung, und von Chriſto, von Natur gantz nichts, ſondern Chriſti Erkandtnuß muß erſt auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium iſt ein Geheimnuß, das von der Welt her verſchwiegen und erſt offenbahret iſt, Rom. 15. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß iſt, hats uns verkündiget. Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Iſt auch der Unterſcheid, daß das Geſetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müſſen die Hertzen erſtlich durch deß Geſetzes Straffe erſchrecket werden, ehe ſie durch deß Evangelii Troſt wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müſſen in dem Geſetz lernen an ſich ſelbſt verzagen, ehe ſie zu Chriſto in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Iſt auch der Unterſcheid darinnen. Daß GOtt das Geſetz durch Moſen ſeinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erſtlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheiſſung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbahr durch ſeinen Sohn JEſum Chriſtum, da Er auff Erden herumb gieng, vortragen und offenbaren laſſen. Das Geſetz iſt durch Moſen gegeben, die Gnade aber durch JEſum Chriſtum worden, Joh. 1. v. 18.

Vierdtens: Einer der vornehmſten Unterſcheiden iſt dieſer, daß das Geſetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und laſſen ſollen, und daran hängenden Tröſtungen und Verheiſſungen, die ſich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheiſſungen, was GOTT ohne einige unſere eigene Würdigkeit, Verdienſt oder Werk uns zu gut thun wolle und ſich erbiete.

Alſo, welches das Fünffte iſt, fordert das Geſetz von uns, wie wir ſollen bewandt ſeyn, wie heilig wir ſollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben ſollen, ſo wil es auch haben, daß wir dann ſolches nicht nur wiſſen, ſondern auch thun: Aber uns vor dem Böſen, das uns verbotten iſt, hüten ſollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geſchencket werde, und wie wir derſelben nicht durch unſere Wercke ſondern den Glauben an Chriſtum ſollen theilhafftig werden.

Sechſtens, daher obſchon das Geſetz auch ſeine gewiſſe Verheiſſungen hat, ſo ſind es lauter ſolche Verheiſſungen, die auff der Bedingung ſtehen, wo der Menſch ſolches thun werde. Thue das, ſo wirſt du leben. Luc. 10. v. 28. Aber die Verheiſſungen deß Evangelij ſind nicht umbſchrenckt mit ſolchen Conditionen, ſondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbſonſt, und ohn einig unſer Verdienſt. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden durch die Erlöſung ſo durch JESUM CHriſtum geſchehen iſt, Rom. am 3. verſ. 24.

Daher flieſſet Siebendens, daß ſie gantz unterſchiedene Würckungen haben. Das Geſetz fordert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Menſch auch dasjenige thun köndte, was es fordert, ſondern da mag der Menſch ſelbſt ſehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber auff keine Weiſe. Hingegen da das Evangelium den Glauben fordert, ob wir wol auch denſelben nicht vor uns ſelbſt und auß eignen Kräfften haben, ſo würckt gleichwol das Evangelium ſelbſt denſelben, bey denen die ſeine Würckung laſſen an ſich kräfftig ſeyn. Wiederumb weil beſagter maſſen das Geſetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und alſo der Menſch nicht kan leiſten, was es von ihm fordert, ſo trohet ihm das Geſetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch an, ſchrecket und ängſtiget ihn, daß er, ſoviel an dem Geſetz wäre, verzweifflen müſte, aber es kan ihm nicht wiederumb ſelbſt helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröſtet den Menſchen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn alſo durch Troſt wiederumb lebendig.

Darzu kommet Achtens, daß deßwegen ob ſchon das Geſetz und Evangelium alle Menſchen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müſſen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterſcheid ſeye, daß das Geſetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne ſichere böſe Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Chriſten anlangt, bei denſelbigen allein ihr ſündliches Fleiſch und alten Adam, dann demſelben drohet es noch immer, daß der Menſch nicht ſicher werde, ohne daß gleichwol auch ſelbſt dem Geiſt das Geſetz die Regel zeiget, nach dero er leben ſoll. Aber was das Troheamt und den Fluch, auch den Zwang des Geſetzes anlangt, iſt nach ſolchem dem Gerechten kein Geſetz gegeben. 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre

Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig ſind. Es ſind Mühſelige und beladene, die der HErr zu ſich ruffet, und welche Er erquicken wil. Matth. 11, 28. Es ſind Elende denen der HErr predigen, zubrochene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er tröſten wil, und darzu geſandt iſt. Eſa. am 61. v. 1. 2.

Alſo, meine Geliebte, ſind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Geſetz und Evangelium, unterſchieden, und iſt ſolches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, ſondern ſich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben geſtern geſehen, wieviel herrlicher ſeye unſere heutige Pfingſten deß Neuen Teſtaments gegen der alten Pfingſten. Nun iſt eben ſolches deßwegen, daß die Pfingſten Alten Teſtamentes war eingeſetzt zur Gedächtnuß, wie das Geſetz war gegeben worden: Die Pfingſten aber deß Neuen Teſtaments erinnert uns der groſſen Wolthat, wie GOTT ſeinen Heiligen Geiſt nicht nur vor deme ſichtbar auff die Apoſtel außgegoſſen, ſondern noch jetzo unſichtbahr in die Hertzen der Gläubigen ſendet, und dardurch in ihnen kräfftig iſt.

Was auch unſer heutiges Evangelium anlangt, gehöret dieſe Materi gleichfals zur Erläuterung deſſelben, ſonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr ſagt: GOtt hat ſeinen Sohn nit geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das vornehmſte Gut deß Evangelij iſt, nicht geſchehen ſeye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Geſetz, daß alſo gewieſen wird, das Ampt Chriſti ſeye eygentlich nicht ein Geſetzes Ampt, ſondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung iſt, ſo uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Erſten und ſo bekandten, als kräfftigen Macht-Spruch: Alſo hat Gott die Welt geliebet, ꝛc. in vier Predigten, vier wichtige Materien tractiret: Wie ſich Erſtlich die Liebe GOttes gegen das Menſchliche Geſchlecht verhalte, als der Urſprung aller unſer Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geſchenck ſeye, da GOtt uns ſeinen Sohn gegeben habe, und wie wir daſſelbige anzuſehen haben. 3. Wie der Glaube ſo auß Würckung deß Heiligen Geiſtes herkommen muß, das einige Mittel ſeye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und alſo derſelben thätlich genieſſen, und wie der Glaube müſſe bewandt ſeyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben ſeye, deſſen die Gläubigen auß ihres himmliſchen Vatters Liebe umb CHriſti Verdienſtes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo ſehen wir weiter, wie Chriſtus die angefangene Materi außführet, und zeiget, Er ſeye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, ſondern ſie ſelig zu machen. Wir ſehen aber dißmahl allein das Erſte, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen ſeye. Ach HERR JESU! Lehre uns deine heylſame Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen ſeyeſt, ſondern unſere Seligkeit zu befördern, alſo erkennen, daß wir uns auch von dir ſelig machen laſſen, und nicht auß deiner Ordnung außſchreiten, und damit deinen Rath an uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunfft uns nicht zum Gericht, ſondern zum Troſt und Seligkeit gereiche. AMEN.

Erklärung.

Unſere Wort lauten alſo: Dann GOtt hat ſeinen Sohn nit geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Wir ſehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt ſeinen Sohn geſandt habe. 2. Die Abſicht, warum Er Ihn geſandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erſte belangend, ſo heiſſet es: Dann GOTT hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt. Das Dann hänget dieſe Wort an das vorige an, daß ſie alſo eine Bekräfftigung und Erläuterung deß vorigen in ſich haben; Der HERR hat in dem vorigen geſagt, daß Gott habe ſeinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da ſagt Er: Dann Er hat Ihn nicht geſandt zum Gericht. Hat dieſe Krafft. Es hätte einer ſagen mögen: Ach, dieſes kan kein Werck der Göttlichen Liebe ſeyn, daß GOtt ſeinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT und alſo ſein Sohn ſind von unendlicher Gerechtigkeit, ſie können nichts anders, als Sünde ſtraffen.

Hat dann GOTT ſeinen Sohn in die Welt geſandt, ſo findet Er in der Welt nichts, daß ſie würdig wäre, ſelig gemacht zu werden, ſondern allein zum Gericht und Verdamnuß, ſo wird alſo die Verdamnuß dadurch vermehret werden. Wie dann in dem Alten Teſtament offtmahls GOTT vorher geſagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch ſo offt unſer Gewiſſen an GOTT gedencket, kan es nicht anders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und alſo darvor ſich entſetzen, wo es heiſſt, daß GOTT komme. Dieſem Gedancken begegnet Chriſtus, und ſagt: Es ſeye dieſes ein theures Gnaden-Geſchenck, daß GOtt ſeinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wiſſe zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, aber Er habe Ihn gar nicht zu dem Ende geſandt, ſolches zu anden und zu rächen, ſondern zu helffen und das jenige ſelig zu machen, das an ſich verdorben war. Damit es dabey bleibe, es ſeye dieſes ein gantz verſicherte Prob der groſſen Göttlichen Liebe, daß GOTT ſeinen Sohn geſchicket habe.

Die Sache ſelbſt heiſſet: GOtt hat ſeinen Sohn geſandt in die Welt. Der Ihn geſandt hat, iſt GOtt. Wird damit verſtanden die Erſte Perſon der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unſer Vatter iſt, ſondern zuförderſt Chriſti, der Andern Perſon, Vatter. Daß aber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Erſten Perſon, im Gegenſatz gegen die übrige, gehandelt werde, ſehen wir darauß, weil ſtehet, ſeinen Sohn. Iſt dieſes alſo eine Perſon die einen Sohn hat. Doch iſt zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn geſandt, ſo hat ſich doch auch Chriſtus der Sohn ſelbſt geſandt, und iſt auß eigenem Willen gekommen. Es iſt aber GOtt in dieſem Werck, da Er ſeinen Sohn zu unſerm Beſten uns geſchickt hat, anzuſehen; Als ein ſolcher GOtt, welchen wir mit unſern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders ſahe, als lauter Feindſchafft gegen ſich. Und alſo die vor ſich ſolcher Wolthat, nicht würdig wären, ſondern, daß alſo die Gutthat auß pur lauter freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeit hergekommen ſeye.

So vielmehr, weil GOtt, da er ſeinen Sohn ſandte, nicht nur angeſehen hat die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen iſt, ſondern, daß auch der allermeiſte Theil noch künfftig würde in ſeinen Sünden fortfahren, und alle dieſe Wolthat die der HErr an ihnen thun wolte, an ſich vergebens laſſen werden: Ja, daß kein einiger unter allen ſeyn werde, der nicht unterſchiedlich mahl mit Undanck ſolche Wolthat vergelten werde; Ob ſchon einige ſich unter denſelben endlich durch die anhaltende Gnade würden gewinnen laſſen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menſchliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor ſolche Menſchen ſeinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl auffhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren ſoviel ſich ſolcher Gutthat nur ſo viel ärger mißbrauchen werden. Unter Menſchen werden wir keinen finden, welcher ſeine Gutthat an dergleichen Leuthen, von denen Er alles ſolches vorſehe, thun würde. Aber das heiſſet es auch, daß GOTT uns nicht nur geliebet, ſondern preiſe ſeine Liebe gegen uns, daß Chriſtus vor uns geſtorben, und alſo vorhin von dem Vatter geſandt worden, da wir noch Sünder und ſeine Feinde waren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher flieſſende Gutthat ſoviel gröſſer machen.

Wen er aber geſandt habe, da heiſſets ſeinen Sohn: Und eigentlicher, ſeinen ſelbſt Sohn, und alſo einen ſolchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Weſen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menſchen ſolche Gnaden-Kinder ſind: Die Kron ſeines Hertzens: Den Glantz ſeiner Herrlichkeit, und das Ebenbild ſeines Weſens. Hebr. 1. v. 3. Und alſo einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheiſſen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Weſen und Majeſtät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Gröſſe Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß frembdem Gut, daß Er uns einen andern geſandt, der Ihn nichts angienge, ſondern der Ihm dem Vatter ſo lieb ware als Er ſelbſt: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Worauß wir nicht nur ſehen, daß alſo Chriſtus wahrer GOtt dem Weſen nach ſeye, welches der Name Sohn mit ſich bringet, und zwar ſein ſelbſt Sohn: Da wir mit ſolchem Namen, nicht genennet werden ſeine Söhne, ſein ſelb Söhne. Sondern auch, daß dann Chriſtus in dem Werck ſeiner Erlöſung nicht zu betrachten ſeye, nur als ein Menſch, ſondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihr Werck darbey gehabt. Es heiſt hie: GOtt hat nicht die Menſchheit Chriſti, ſondern ſeinen eigenen Sohn geſandt, der iſt nun GOTT. Nun welchen GOtt geſandt zu der Erlöſung deß Menſchlichen Geſchlechts, der hats auch erlöſet. Wiederumb die Erlöſung muſte geſchehen durch Leyden und Sterben. Alſo hat auch GOtt ſeinen Sohn zum Leyden und Sterben geſchickt, alſo hat dann auch GOttes Sohn, und daher ein wahrer GOTT gelitten und iſt geſtorben, obwol nicht eben nach ſeiner Gottheit, die nicht leyden noch ſterben kan, dannoch in ſeiner Ihm eben ſowol als die Gottheit zugehörigen Menſchheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieſes hierbey, daß auß ſonderbahrem Rath GOtt der Vatter habe zu unſerer Erlöſung ſeinen Sohn ſchicken wollen, nehmlich, daß, wie Er der weſentliche Sohn GOttes iſt, Er mit ſeinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn geweſen iſt.

Was aber die Sache ſelbſt anlanget, ſo heiſſet es nun ferner: GOTT habe Ihn geſandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn geſendet: 1. In das Fleiſch, daß Er Menſchliche Natur an ſich nahm, und alſo unſer Bruder würde, auff daß nachmahl auß ſolchem Brüderlichen Recht, all ſein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menſchen geſündiget, ſo ſolte nach Göttlicher Gerechtigkeit Erforderung auch wiederumb ein Menſch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Menſch zu werden, ſondern gar Knechtes Geſtalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun ſolte vor unſere Sünde, ſich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit geſtrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter ſeinen Sohn darzu geſandt, daß Er das Geſetz erfüllete. Welches ſchon ein Stück der Knechts-Geſtalt war, daß Er nemlich, da Er ſonſten deß Geſetzes HERR an ſich ſelbſt war, und daran nicht verbunden geweſen wäre, ſich demſelben unterworffen. GOtt hat Ihn unter das Geſetz gethan. Galat. 4. und es alsdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den ſchuldigen Gehorſam nicht in eigener Perſon geleiſtet hatten, ſo muſte unſer Bürge denſelben vor uns leiſten. 4. Hat der Vatter Ihn auch geſendet zu ſeinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außſtünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch ſolches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn ſo zu dem Leyden und Todt geſandt, daß auch Fünfftens Er Ihn geſendet, daß Er wiederumb durch ſein Leyden in ſeine Herrlichkeit eingehen, und alſo die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben ſolte, welche ſolche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und alſo dem vollkommenen Werck der Erlöſung, hat GOTT ſeinen Sohn geſandt. Und zwar mit gleichſam ſeiner gewiſſen Instruction und Befelch, das iſt, es war von Ewigkeit beſchloſſen, was Chriſtus thun und was Er leyden ſolte. Daher in der Schrifft deß vorbedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geſchiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil deſſelben war bereits von den Propheten vorher geſagt worden, damit ja ſoviel kundtbahrer wäre; Chriſtus thäte nichts als was der Wille ſeye, deſſen der Ihn geſandt habe: Wie Er ſelbſt ſagt, Johan. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch alſo geſandt; wie ein groſſer Herr, da Er einen gevollmächtigten Geſandten ſchicket, alles das jenige genähm hältet, was derſelbe in ſeinem Namen thut, daß alſo auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen laſſen, was Er in ſeinem, als ſeines himmeliſchen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat ſein Opffer, das Er geleiſtet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn ſelbſt darzu geſendet hatte, ſolches Opffer zu verrichten. Was Chriſtus gelehret, das hat Er auß dem Schoß ſeines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles ſolches erkennt der Vatter vor ſein Wort und Willen.

Daher weil uns Chriſtus die Gnade ſeines himmliſchen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugeſagt hat, ſo iſt es bey dem Vatter auch alſo ſein Will: Und heiſſet alſo 2. Corinther 5. v. 18. 19. ſelbſt von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm ſelbſt verſöhnet habe durch JEſum Chriſt, dann was CHriſtus thut, daß Er uns verſöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu geſandt hatte. Alſo müſſen wir dieſes ſenden anſehen.

Es hat aber der Vatter ſeinen Sohn zu uns geſandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, ſo muſte GOttes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn geſendet nicht auff eine, ſondern unterſchiedliche Weiſe, dann 1. hat Er Ihn geſendet in ſeinem Ewigen Rathſchluß. Dann weil von Ewigkeit her beſchloſſen geweſen, daß in der Fülle der Zeit Chriſtus ſolte dem verlohrnen Menſchlichen Geſchlecht helffen, und es ſelig machen, ſo iſt ſolcher Rathſchluß bereits das erſte Senden geweſen, da Er ſchon darinnen beſtimmt worden, nicht zum Gericht, ſondern zur Seligkeit der Menſchen. Nachdem aber der Erſte Menſch Adam würcklich gefallen war, ſo hat GOtt ſo bald ſeinen Sohn geſandt in dem Verſpruch, weil Er gleich Gen. 3. verſprach, es ſolle deß Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Dieſe Verheiſſung, und alle andere Verheiſſungen, darinnen GOTT in dem Alten Teſtament hat von dem HErrn CHriſto oder Meſſiä zugeſaget, ſind lauter Arten deß Sendens. Da iſt Chriſtus gleichſam ſchon außgegangen ſein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geſchlachtet worden ſind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wuſten, daß dieſes Viehe ſo ſie ſchlachteten, und deſſen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen köndte, ſondern, daß es die Krafft deß Bluts Chriſti thun müſſe, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch dieſe Vorbilder dem Glauben vorgeſtellet ward: So offt wurde gleichſam Chriſtus von ſeinem Vatter geſendet, und gab auß ſeinem künfftigen Opffer die Krafft voran ſolchen ſchlachtenden Opffern; Und kam alſo Chriſtus ſo offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigener Perſon gekommen iſt. Alſo heiſſets, Er ſeye das Lamm das erwürget iſt von Anbeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn alſo der Vatter auf vilerley gedachte Weiſen geſandt hatte hat Er endlich Vierdtens Ihn würcklich und perſönlich geſandt, alles ſolches zu verrichten, was vorhin beſchloſſen, verſprochen und vorgebildet worden.

Es iſt aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der erſten Zukunfft Chriſti: Dann wie wir wiſſen, ſind ohne die geiſtliche Zukunfft CHriſti, da derſelbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HERRN, deren die Erſte genennet wird die Zukunfft in das Fleiſch, die Andere iſt die Zukunfft am Jüngſten Tag zum Gericht. Hier iſt klar auß ſchon beſagtem, daß von der Erſten geredet werde.

Sonderlich wo wir ſehen: 4. Wohin Er ſeinen Sohn geſandt? Da heiſſet es, in die Welt. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geſchicket habe, darinnen ſich zu offenbahren: Sondern, daß in die Welt heiſſet, daß Er auch ſelbſt ein Theil der Welt würde, (das iſt, daß Er ein Menſch würde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die Welt die iſt die jenige, zu dero beſten es angeſehen war, daß der HERR kam. Alſo iſt der HErr CHriſtus nicht kommen, umb ſeines Luſtes und Nutzens willen, ſondern in die Welt umb dero beſtens willen. Und zwar heiſſet hier die Welt, nicht ſo wol eigentlich dieſes Gebäu Himmels und der Erden, als die geſambte Menſchen, die in der Welt ſich befinden, und deßwegen, weil ſie unter irrdiſchen Creaturen die vornehmſten ſind, ſonderbahr die Welt genennet werden. Dann es iſt eine ſolche Welt, worinnen der Vatter ſeinen Sohn geſchickt, die durch Ihn ſelig werden ſolte, welches keiner andern Creatur als den Menſchen zukommt. Iſt alſo ſo viel, ob ſagte der HERR, GOTT habe ſeinen Sohn geſchickt zn den Menſchen, nehmlich zu ihrem beſten, umb ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beſchaffen iſt: Ach! ſo hatte ja GOtt kein Urſach umb derſelben willen ſeinen Sohn zu ſenden, dann die Welt iſt nichts anders, als wie jener ſagt, ein Stall voll böſer Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, ſo gar, daß auch der Welt Freundſchafft GOttes Feindſchafft iſt, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Chriſtus das Menſchliche Geſchlecht mit dieſem Namen Welt. Daß Er nicht ſagt, GOtt hat ſeinen Sohn geſandt zu den Menſchen und vor dieſelbe, daß Er die Menſchen, die gleichwol als Menſchen GOttes Geſchöpff ſeynd, ſelig machte; Sondern er hat Ihn geſandt, zu denen die aus Menſchen und GOttes-Geſchöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom. am 5. verſ. 10.

In dem Stand waren ſie anzuſehen, als GOtt ſeinen Sohn vor ſie gab: Lauter Feinde GOttes, die darzu eine ſolche feindſelige Natur hatten, daß ſie auch nichts anders auß ſich ſelbſt konten, als ihren GOTT haſſen. Eine ſolche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, alſo in dieſen Worten auß Liebe ihr ſeinen Sohn geſandt. Eine Welt die in dem Argen ligt. 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finſternuß war, da Er als das rechte Liecht erſt in die Finſternuß ſie zu erleuchten kommen iſt; Ja eine ſolche Welt, die darzu, als der HErr zu ihr geſandt wurde, Ihn nit auffnehmen wolte. Joh. 1. In ſolcher Boßheit mußte dieſe Welt angeſehen werden.

Darnach als eine ſolche, daran GOtt nichts anders anſahe, als lauter Urſachen von Zorn, weil ſie aus ſeinen Knechten und Geſchöpffen ſeine Feinde worden waren, ſie zeitlich und ewig zu ſtraffen und zu verderben.

Das heiſt dann Liebe, daß GOtt eine ſolche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen lieſſe, ſondern ſo ein theures Mittel derſelben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich ſeinen Sohn vor ſie zu ſenden.

Jedoch muß ſie ferner angeſehen werden, als eine ſolche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elende fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlaſſen wurden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. Wo der Unterſcheid und deſſen Urſach allein Göttlicher Weißheit heimgeſtellet bleibet.

Es iſt zu mercken, daß es eine Welt ſeye, die hier beſchrieben wird, als eine ſolche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit ſelbſt gehabt, ſondern erſt durch Chriſtum hat erlangen müſſen, dann es heiſt, daß eben umb ſie ſelig zu machen, der HERR habe müſſen geſandt werden: Bey ihr waren lauter Urſachen allein deß Gerichts gefunden worden. Iſt der Erſte Theil.

In dem Andern ſehen wir jetzo: *Worzu der HErr gekommen?* Da heiſſet es: *Nicht, daß Er die Welt richte, ſondern, daß die Welt durch Ihn ſelig werde.* Wir ſehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen ſeye, *daß Er die Welt richte.*

Hie möchte ſcheinen, wir könten dieſes nicht wohl ſagen, weil ja freylich CHriſti Zukunfft vielen zum Gericht geſchiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngſten Tag, ſo eigentlich zum Gericht angeſehen iſt; Sondern auch die erſte Zukunfft, die Zukunfft ins Fleiſch. Joh. 15, 22. Sagt Er ſelbſt: *Wann Ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen geſagt, ſo hätten ſie keine Sünde.* Und deutlicher Joh. 9, 39. *Ich bin zum Gericht auff dieſe Welt kommen.* Welches das Anſehen haben möchte, daß ſolches gerad dieſen Worten entgegen ſtünde.

Aber wo die Sache einfältig angeſehen wird, ſo gibt ſichs unſchwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu CHriſtus gekommen, nach dem Willen ſeines himmliſchen Vatters, was ſein und ſeines himmliſchen Vatters Rath dabey geweſen ſeye: hingegen iſt es freylich geſchehen, daß Chriſti Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß ſie umb ſeiner Zukunfft willen ſo viel ſchwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außtrücklich deßwegen gekommen wäre, ſondern zufälliger Weiſe aus ihrer Schuld. Weil ſie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, ſo wird ihre Sünde dardurch ſchwerer und alſo ihr Verdamnuß vermehrt. Aber daran iſt nicht Chriſtus ſchuldig, ſondern ſie ſelbſt. Gleich wie das Evangelium ſo an ſich ein Geruch deß Lebens zum Leben iſt, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Todt wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur ſchwerers Gericht auff ſich ziehen von Chriſto, eben über anderes auch noch darinnen ſündigen, daß ſie deß HERRN heylſamen Rath gegen ſich verkehren.

Es heiſt aber, daß Er nicht kommen ſeye, zu richten die *Welt*. Daß Er nicht kommen ſeye zu richten die Frommen, wo einige vor ſich ſelbſt fromm wären oder ſeyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier ſtehet, er ſeye kommen nicht, daß Er die *Welt* richte. Die Welt, das ſündliche Menſchliche Geſchlecht, an dem an ſich ſelbſt nichts anders iſt, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur ſchon wegen der ſündlichen Verderbnuß das Gericht liget, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heiſſets die Welt, das iſt, wiederumb alle Menſchen ins geſambt, wie böſe ſie auch ſeyen. Da iſt kein Menſch in der Welt, wie gottloß er iſt, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Chriſtus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen bringen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, ſondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Selbſten Judas, deme doch Chriſti Zukunfft jetzt nichts nutzet, ſondern er nur umb derſelben willen ſo viel ſchwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Chriſtus ihn zu richten nur gekommen ſeye, ſondern Er iſt auch ihn ſelig zu machen gekommen, aber er ſelbſt hat das Gericht auff ſich gezogen.

Das Wort *Richten*, heiſt mehrmal in der Schrifft ſo viel als *in dem Gericht verdammen*, und ſo wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht ausgeſchloſſen werde.

Iſt alſo dieſes die Meynung deß HErrn, GOtt hat ſeinen Sohn nicht darzu in die Welt geſchickt, daß derſelbe der Menſchen gantzes Leben examiniren und erforſchen, ſodann nachdem ers finden würde, jedem nach ſeinem Verdienſt geben, auch alſo die jenige die Böſes gethan verurtheilen und würcklich endlich verdammen ſolle: Sondern das iſt des Geſetzes und Moſis Ampt. Aber Chriſtus iſt darzu kommen, daß Er ohn eracht, deß Menſchen Leben ſeye vorher geweſen wie es wolle, es ſeyen Sünden vorhanden ſo groß ſie ſeyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben ſich bekehret) wegen ſeiner auch greulichſten Sünden ſolle verdammt werden. Alſo iſt der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, ſondern ſie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß ſie ihrer Sünden wegen nicht ſollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heiſſet es in folgenden Worten: *Wer an ihn glaubet werde nicht gerichtet*, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. *Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, ſondern ſeye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.*

Ja auch mögen wir ſagen, der HERR ſeye auch alſo kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht ſo bald auff die Menſchen kommen ſolte, daß der Menſch, der Sünder nicht gleich in ſeiner Sünde auff friſcher That alſobalden mit dem Gericht überfallen würde, ſondern, daß ſie noch Zeit erlangten ſich zu bekehren, und alſo durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

Lehr-Puncten.

Wir ſehen jetzo zur Haupt-Lehre: *Daß Chriſti Ampt nicht ſeye zu richten, ſondern ſelig zu machen:* Solches müſſen wir aber recht verſtehen.

1. Wird nicht geſagt, daß CHriſtus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja ſelbſt in unſerm Apoſtoliſchen Glaubens Bekandtnuß: *Er werde kommen zu richten die Todten*, und wie ſeine erſte Zukunfft in das Fleiſch geweſen iſt eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche ſich nicht bekehret und ſeine Gnade angenommen haben, ſeyn eine Gerichtliche und Zorns Zukunfft. Darvon heiſſet es Joh. 5, 27. *Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menſchen Sohn iſt.* So wird Matth. 25. v. 31. ſeq. ſolche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und ſonſt hin und wieder in der Schrifft beſchrieben. 2. Wird auch nicht geſagt, daß Er nicht richte; in dem Verſtand, daß nicht das Gericht deß Geſetzes Moſis ſein Gericht ſeye. Dann Er iſt der einige Geſetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und alſo iſt Er der, welcher ſelbſt Moſi das Geſetz gegeben. Iſt demnach Moſis Geſetz eben auch Chriſti Geſetz, und alſo wo Moſes und ſein Geſetz den Menſchen richtet, ſo richtet CHriſtus den Menſchen durch Moſen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Chriſtus in ſeinem Ampt das Geſetz gar nie gelehret habe, als der freylich ſolches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in ſeinen Predigten ſehen, ſonderlich Matthei 5. Wo er deutlich ſaget, daß Er nicht gekommen ſeye das Geſetz auffzuheben, ſondern zu erfüllen. Daher wo es heiſſet: CHriſtus ſeye nicht gekommen die Welt zu richten, ſollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müſte deßwegen in der Chriſtlichen Kirche das Geſetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, ſondern allein das Evangelium, als die Lehre Chriſti vorgetragen werden. Dann Geſetz muß allemahl neben dem Evangelio ſtehen, und dieſen den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, ſondern noch ſelbſt bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen ſündlichen Fleiſches. Sondern dieſes iſt die Meynung, wo wir ſagen, daß Chriſtus nicht gekommen ſeye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Geſetze gegeben in ſeinem Mitler-Ampt. 2. Solch ſein Mittler-Ampt beſtehe nicht darinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor ſich würdig iſt. Damit widerſpricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Chriſtus darzu gekommen ſeye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Geſetz gegeben, darauß die Leute beſſer und gewiſſer ſelig werden möchten, wo ſie daſſelbige hielten; als durch Moſis Geſetz. Wie nicht allein ſolches den Türcken und Mahomets vorgeben iſt, der da gelehret, daß unſer JEſus ein groſſer Prophet geweſen, der einen vollkommern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moſes. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch beſſern und leichtern Weg gewieſen. Sondern ſelbſt in der Chriſtlichen Kirchen, findet ſich bey den Papiſten, Arminianern, Socinianern dieſer Irrthum, daß dieſes zu Chriſti Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Moſis noch neue Geſetz gethan habe. Dann damit würde CHriſtus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Geſetze gibt, derſelbe muß auch nach ſolchen Geſetzen urtheilen und richten, die jenige zu abſolviren die nach ſolchem Geſetz thun, die jenige zu verdammen, welche ſie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in ſeinem Mittler-Ampt kommen iſt, ſo kan Er auch in demſelben keine neue Geſetz gegeben haben. Muß deßwegen das Geſetz der Liebe, ſo Er ſeinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein ſolch neu Geſetz geweſen ſeyn, welches Er damahl zu aller erſt gegeben, ſondern es war eben ſelbſt das alte Moſaiſche Geſetz, ſo Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und ſie deſſen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Chriſti alſo ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und beſtehe ſeine Gnade nicht ſo wol darinnen, daß in unſerer Rechtfertigung nicht auff die Wercke geſehen werde (welches die Gnade deß Evangelij iſt) als darinnen, daß der HErr Chriſtus uns die Gnade und Geiſt gegeben habe, das Geſetz zu halten, ſo wir ſonſt nicht hätten

halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung deſſelben ſelig werden müſten. Welches aber wiederumb hieſſe, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittler-Ampts Chriſti, daß Er kommen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Warheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konten, daſſelbe vor uns zu halten, und uns ſolchen ſeinen Gehorſam zu ſchencken, daß er vor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Perſon geleiſtet: Und alsdann in ſolchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Anſehung einiges Wercks, zu geben, ja uns auß ſolchem Glauben allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehre herrlich in den Schrifften Pauli außgeführet iſt, ſonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, ꝛc. das iſt ein ſolch ſeligmachen, das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittler-Ampt uns ſelig machet, ſolle gar darauff nicht geſehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob ſolches im Glauben unſer werde. Das heiſt, Er ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige ſo ſie zu dem Glauben bekehret worden ſelig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil aber, da der Menſch glaubig worden, derſelbe Glaube nicht müſſig ſeyn ſoll noch kan, ſondern ſich in allerhand guten Wercken hervor thun muß: So iſt abermahl in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß Er ſolche Wercke nach der Schärpffe deß Geſetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allen Wercken noch groſſen Mangel würde finden, und ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er alle Mängel an denſelben mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, und läſſt Ihm dieſelbige umb ſein ſelbſt und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt ſie als gut an, ſihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran iſt, und hingegen träget Er mit Gedult die daran klebende Gebrechen. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye in ſeinem Mittler-Ampt, ſondern, daß dieſes darinnen beſtehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiner uns geſchenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere unvollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richter ſeye.

Aber hie laſſet uns, meine Geliebte, wol vorſehen, daß wir uns derſelben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig machet ohne Abſicht auff unſere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glauben annehmen wil, ſo möchten wir nach unſerm wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zu frieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und deſſen Trohungen ſchweigen gegen uns; Dann was bedarff es derſelben, da Chriſtus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heyland Chriſtus ſeye nicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten erfordere, wie die Prediger ſagten: Dieſe müſten das Evangelium und ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, oder ſonſt Luſt haben die Leuthe forchtſam zu machen. Auch bey vielen die ſich eben mit Worten deſſen nicht verlauten laſſen, zeigt das gantze Leben, daß ſie in dem Verſtand CHriſtum vor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade an ihrem Heyl ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſagen, ſie glauben an CHriſtum, und können ihnen darüber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt aber ſolches ein grauſamer Betrug deß leidigen Teufels, der auß der ſchönſten und lieblichſten Blum des Mittler-Ampts Chriſti als eine gifftige Spinne das ärgſte Gifft machet.

Es iſt freylich wahr, daß CHriſti Mittler-Ampt kein Richter-Ampt ſeye, und daß allen denen jenigen jre Sünde, wie viel und ſchwer ſie ſeyen, nicht mögen ſchaden oder gerichtet werden, die an ſolch ein Mittler-Ampt ſich halten, und deſſen genieſſen. Es iſt aber auch wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt ſo fern allgemein ſeye, daß Er begehre alle ſelig zu machen; Was auch die Erwerbung der Gnaden und Heyls-Güter anlangt, hat Er ſie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlangt, ſo geſchiehet auß der Menſchen eygener Schuld, daß nicht alle an ſolchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt CHriſti als welche in Chriſto JEſu ſind, in denſelben allein iſt keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittler-Ampts CHriſti iſt. Welche aber auſſer CHriſto ſind, dieſelbe ſind die Güter deß Mittler-Ampts Chriſti unfähig, und denen bleibet der Mittler CHriſtus ein Richter.

Wer iſt aber in CHriſto JESU? Antwort, allein der der den wahren Glauben hat. Ich ſage, den wahren Glauben, nicht nur die wahre Bekandtnuß der Religion, die Evangeliſche Religion, ſondern deroſelben Krafft, den Glauben ſelbſt, und zwar der ihn hat, nicht nur der ſich deſſelben rühmet, oder der ihn zwar gehabt aber verlohren hat. Wer alſo den wahren Glauben nicht hat, der iſt auſſer Chriſto.

Weil aber jederman meynt er habe den wahren Glauben, ſonderlich unter uns Lutheriſchen, welcher Glaube ja der rechte iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wollen wir nicht betrogen werden, was der wahre Glaube ſeye.

Vor zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. v. 16.) haben wir durch GOttes Gnade von ſolcher Materi außführlicher gehandelt: Jetzo läſſt es ſich in dieſer Kürtze nicht widerholen. Wir wollen allein dieſe 2. Stück zur Prüffung deß Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menſchen, als er vorhin geweſen. Wer alſo nicht ein anderer Menſch iſt, als wir Menſchen von Natur ſind, ſondern ſein Leben alſo führet, daß Er in allen Dingen ſeinen Nutzen, Ehr, Gemächlichkeit ſuchet, und dieſelbe ſeines GOttes Willen vorzeucht, deren wir die meiſte ſehen, der hat den Glauben nicht: Er ſtehet nicht in der Wiedergeburt.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar feines Kennzeichen, wer in CHriſto JEſu ſeye, und alſo den wahren Glauben habe, und deßwegen in wem keine Verdamnuß ſeye, nehmlich die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Er ſagt zwar nicht, die nicht das Fleiſch an ſich haben, und bey denen es nicht noch einige Früchten ſtätig ſuchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleiſch wandelen, welche die Lüſte ihres Fleiſches, das jenige worzu ſie die Welt, der Teuffel und ihr eygen Fleiſch anreitzet, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihnen nachhängen, ſondern entweder alſo balden ihnen ſtarck gnug widerſtehen, oder, wo ſie je einmahl damit übereylet worden, dieſelbe ins Werck zu ſetzen, daß ſie ſo bald ſich wieder auffraffen, Buſſe thun, und mit ſoviel mehrerm Ernſt ſich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelen nicht nach dem Fleiſch, und die ſind es allein, welche deß Mittler-Ampts CHriſti genieſſen. Da ſie hingegen nach dem Geiſt wandelen, in dem ſie nicht nur das Böſe unterlaſſen, ſondern auch in dem Guten ſich üben, und demſelben nachſtreben, was der H. Geiſt, der ſie treibet, in ihnen wil. Das ſind nach Pauli Außſpruch allein diejenige, die in CHriſto JEſu ſind, und ſich deſſen zu getröſten haben, daß ihnen Chriſtus kein Richter ſeye, dann ſie genieſſen würcklich ſeines Mittler-Ampts.

Hier prüffe ſich alſo jeglicher wie er ſtehet, ſo wird er bald finden, ob er in dem Glauben ſtehe oder nicht: Er prüffe ſich aber redlich und ernſtlich, ſonſt, betreugt er ſich, ſo iſt der Schade ſein. Welche aber finden, daß ſie noch biß daher nicht haben begehrt nach dem Geiſt zu wandlen, und die noch nicht begehren den Wandel nach dem Fleiſch abzulegen, daß ich es deutlicher ſage, die noch nicht ernſtlich ihnen vorgenommen, nun und nimmermehr muthwilliglich ihren GOTT zu erzörnen, und ein gantz ander Leben zu führen, als ins gemein in der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, ſage ich, haben den Glauben nicht, ob ſie ihnen ſchon ſolches einbilden, dann der Mangel der Frucht weiſet es, deßwegen ſo gedencken ſie nicht, daß das Mittler-Ampt Chriſti, biß ſie den Glauben in wahrer Buß erſt empfangen, ſie angehe zu würcklichem Genuß. Sondern ob ſchon Chriſtus kommen iſt, nicht, daß Er die Welt richte, und alſo auch, daß Er ſie nicht richte, ſo wird Er ſie gleichwol richten, dann ſie ſind wegen deß Unglaubens auſſer Ihm, und auſſer der Gnaden, daher ſind ſie wiederumb unter der Strenge deß Geſetzes. Alſo, wo ſie vor Chriſti Gericht werden kommen, ſo wird ihnen CHriſtus ein Richter ſeyn, denn als einen Mittler haben ſie Ihn von ſich geſtoſſen, und wird ſie nicht anders ſelig ſprechen als nach dem Geſetz, wo ſie das gantze Geſetz gehalten haben: Das iſt ihnen nun bloß unmüglich; Alſo ſind ſie, ohne in der Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Ferners, weil ſie auſſer Chriſto ſind, ſo iſt alles was ſie thun ſündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol ſchwach hergehet, und noch viel Gebrechen daran iſt, GOTT deßwegen gefället, weil CHriſtus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Geſetzes urtheilet, ſondern es umb ſeiner eygenen Gerechtigkeit willen vor gültig annimmt: So genieſſen die andern ſolcher Wolthat nicht, ſondern, wo das geringſte manglet an dem das ſie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel manglen muß,) ſo ſihet es GOtt als Sünde an, und verdammt deßwegen auch ihre vermeynte gute

Wercke, weil ſie nicht nach dem Geſetz vollkommen ſind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Geſetz worden iſt, da ſie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in ſeine Ordnung ſich ſchicken wolten.

Sind alſo ſolche Leuth freylich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderſt als GOtt mißfallen; Soviel ſeligen der jenigen Stand iſt, welche in dem Glauben an CHriſtum dem Gericht entzogen ſind, darinnen eben unſer gröſſeſter Troſt iſt. Dann da ſtehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überſchreitet, der iſt ewig verflucht und verdammt: Das ſagt das Geſetz, dem wir nicht widerſprechen dörffen. Hierauff subsumiret unſer Gewiſſen. Nur habe ich nicht nur ein einiger, ſondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Darauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Geſetz erledigt werden, ſo lang können wir dieſem Schluß nicht entgehen.

Daher ſo iſt dieſes die gröſſeſte Wohlthat CHriſti, daß er uns von dem Gericht erlediget, Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die GOttes Loß, 1. Pet. 3. v. 5. κλῆρος ſind, ſo allen wahren Chriſten zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Geſetzes unſer Urtheil anzuhören haben, ſondern vor Chriſti Mittler-Thron. Da heiſt der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird ſelig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft ſeye, habe ich andere äuſſerliche Zeugnuß; daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß deß H. Geiſt, und dann das äuſſerliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſt wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich ſelig.

Alſo appelliren wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Geſetz auff das Evangelium: Von CHriſto der zwar das Geſetz durch Moſen gegeben, auch die Unglaubige an jenem Tag richten wird, auff Chriſtum dem Mittler der nicht zu richten gekommen iſt. Da wird das Gewiſſen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Geſetz gegeben hat, Wille ſeye, daß Er deßwegen ſeinen Sohn in die Welt geſandt habe, damit ſie nicht müſte nach dem Geſetz geurtheilet werden.

Damit iſt der Menſch ſeiner Gerechtigkeit vor GOtt verſichert, er iſt auch verſichert, daß GOTT ſeinen kindlichen Gehorſam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leiſtet, Ihm gefällig ſeyn laſſe, und auch ſeine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er iſt deſſen gewiß, gleich wie hier in der Welt CHriſtus nicht mehr Ihn richten wil, wo er in dem Glauben ſtehet, alſo, da er dardurch dem Fluch und der Gewalt deß Geſetzes einmahl entriſſen iſt, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abſcheidet, ſo werde er an Chriſto auch, wann Er an dem Jüngſten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, ſondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag ſeine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geſchencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er ſolle auch da nicht gerichtet werden, ob er ſchon vor dem Richter-Stuhl ſtehet, aber das Urtheil über ihn nicht auß dem Geſetz, ſondern Chriſti Gnaden- und Mittler-Ampt geſchöpffet muß werden.

Ach HErr JESU! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter ſeyeſt allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wir damit alle Sicherheit deß Fleiſches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muhtwilligen Sünden den Glauben wegſtoſſen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du deinen Glaubigen kein Richter ſeyeſt, damit wir uns deines Verdienſtes auß Würckung deß Heil. Geiſtes freudig getröſten, darauß alle unſere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Todt einig uns darauff verlaſſen, auch vor deinem Richterſtuhl getroſt darauff beruffen, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit genieſſen, die du uns verdienet haſt. AMEN.

Lazarus Spengler

ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, und machte ſich als vorderſter Rathſchreiber daſelbſt um die Reformation ſehr verdient. Er ſtarb am 7. September 1534.

Von ihm erſchien:

Chriſtliche Lieder, z. B. durch Adams Fall u. a.

Sein Glaubensbekenntniß, in Luthers Werken. Jen. Ausg. 6, p. 326.

Sein Leben von U. G. Haußdorf. Nürnberg, 1741.

Ermahnung und Unterweiſung zu einem tugendhaften Wandel. 1520 (Nürnberg, 1830).

Spengleriana, von M. Max Meyer. Nürnberg, 1830.

S. ſuchte in ſeinen geiſtlichen Liedern vorzüglich Luther, ſein Vorbild, zu erreichen, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang, und erwarb ſich daher zu jener Zeit, wie um die Reformation im Allgemeinen, ſo um die Förderung des beſſeren Kirchengeſanges im Beſonderen große Verdienſte.

Sperrvogel, ſ. Minneſinger.

E. Spiegel, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtian Wilhelm Spieker

wurde am 7. April 1780 zu Brandenburg geboren, ſtudirte zu Halle und lehrte eine Zeit lang daſelbſt am Gymnaſium und Pädagogium. 1806 machte er als Feldprediger den Kriegszug mit, begab ſich 1807 als Lehrer nach Deſſau, 1809 als außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Prediger nach Frankfurt. 1812 wurde er daſelbſt Archidiaconus und 1818 zum Superintendenten und Oberpfarrer an der Hauptkirche erwählt. Er war ſchon früher mit dem philoſophiſchen und theologiſchen Doctortitel belehnt; auch zum Ritter des eiſernen Kreuzes erhoben.

Er gab heraus:

Meine Reiſe von Halle nach dem Brocken. Halle, 1803.

Luiſe Thalheim. Leipzig, 1808. 2 Thle.

Die glücklichen Kinder. Leipzig, 1808. 4 Thle.

Emiliens Stunden der Andacht. Halle, 1808; 5. Ausg. 1837.

Vater Hellwig unter ſeinen Kindern. Nürnberg, 1809—10. 2 Thle.

Chriſtliche Religionsvorträge. Züllichau, 1812.

Gebete, Predigten und Reden zur Zeit der Erhebung. Berlin, 1816.

Andachtsbuch. Berlin, 1816. 2 Thle.
Geſchichte Martin Luthers. Berlin, 1818.
Des Herrn Abendmahl. Berl., 1819; 5. Ausg. 1839.
Erzählungen für die Jugend. Leipzig, 1819.
Gelegenheitsreden. Frankfurt, 1820.
Sammlungen geiſtlicher Lieder. Berlin, 1823.
Geſchichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Berlin, 1839.
Kirchen- und Reformationsgeſchichte der Mark Brandenburg. Berlin, 1839. 1. Bd.
Leben des Herzogs Leopold von Braunſchweig. Berlin, 1839. 2. Ausg.
Chriſtliche Morgenandachten. Berlin, 1835. 2. Ausg.
Chriſtliche Abendandachten. Berlin, 1840. 2. Ausg.
Chriſtliches Troſtbuch für Leidende. Berlin, 1838.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. ſ. w.

Als trefflicher Kirchenhiſtoriker, mehr aber noch als ausgezeichneter Kanzelredner und aſcetiſcher und Jugendſchriftſteller, hat ſich S. durch ſein unabläſſiges humanes und echt patriotiſches Wirken einen gefeierten Namen erworben und mit Recht die lebhafteſte Anerkennung gefunden.

Chriſtian Heinrich Spieß,

1735 zu Freiberg geboren, lebte lange Zeit als Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, verſchiedenen Bühnen angehörend, und wurde endlich 1788 gräfl. kiniglichſcher Wirthſchaftsbeamter zu Letzdieckau in Böhmen, in welcher Stellung er am 17. Auguſt 1799 ſtarb.

Er gab heraus:

Schauſpiele:
Die drei Töchter. 1782.
Maria Stuart. 1784.
General Schlengheim. 1785.
Das Ehrenwort. 1790.
Clara von Hoheneichen. 1790.
Stadt und Land. 1791.
Die Folgen einer Lüge. 1792.
Liebe und Muth macht Alles gut. 1793.
Oswald und Mathilde. 1793.
Friedrich Graf von Toggenburg. 1794.

Romane:
Biographien der Selbſtmörder. 1785. 4 Thle.
Das Petermännchen. 1791. 2 Thle.
Der alte Ueberall und Nirgends. 1792.
Die Löwenritter. 1794. 4 Thle.
Biographien der Wahnſinnigen. 1795. 4 Thle.
Reiſen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 1796. 3 Thle.
Die Geheimniſſe der alten Aegyptier. 1797. 3 Thle.
Hans Heiſing. 1798. 4 Thle.
Maria Clement. 1800.

Lebhafte Phantaſie und raſche Darſtellung ſind ihm nicht abzuſprechen, aber ſein Geſchmack war ungebildet und das Wohlgefallen, das er am Grauenhaften und Uebernatürlichen fand, ſo wie ſeine Vielſchreiberei verleiteten ihn, auf den Effect allein hinzuarbeiten, ohne nach Höherem zu ſtreben. Seine Schriften wurden daher eben ſobald wieder vergeſſen, als ſie in der Mode waren. Am Gelungenſten erſcheint ſein Drama: Clara von Hoheneichen, das ſich demgemäß auch am Längſten im Andenken bei der Menge erhielt.

A. R. Karl Spindler,

um 1795 zu Breslau geboren, erhielt ſeine Erziehung in Straßburg, wo er ſtudirte, war eine Zeit lang Schauſpieler und lebte dann als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter zu Stuttgart, wo er ſeit 1829 die Damenzeitung redigirte. Im folgenden Jahre zog er nach München und begann zu gleicher Zeit die Herausgabe des Taſchenbuchs: Vergißmeinnicht. Später ließ er ſich in Baden-Baden nieder, wo er gegenwärtig noch ſeinen Wohnſitz hat.

Er gab heraus:

Sämmtliche Werke. 50 Bände. Stuttgart, 1831 und folgende Jahre.

Daraus mögen hervorgehoben werden:
Eugen von Kronſtein. 1824.
Der Invalide. 1831.
Der Schwärmer. 1831.
Blümlein Wunderhold. 1831.
Der Jeſuit. 1829—32.
Kettenglieder. 1829—32.
Sommermalven. 1833.
Winterſpenden. 1833.
Die Nonne von Gnadenzell. 1833.
Lenzblüthen. 1834.
Freund Pilgram. 1825 und 34.
Der Jude. 1827 und 34.
Herbſtviolen. 1834.
Mooſroſen. 1830—35.
Je länger, je lieber. 1835.
Der Baſtard. 1826 und 35.
Boa Conſtrictor. 1836.
Tag und Nacht. 1836.
Regenbogenſtrahlen. 1836.
Außerdem einzelne Erzählungen und Aufſätze in Zeitſchriften, beſonders in der von ihm redigirten: „Damenzeitung" und „Zeitſpiegel," in Almanachen u. ſ. w.

Es ſei mir geſtattet hier das Urtheil anzuführen, das ich in meiner Allgemeinen Geſchichte des Romans (Jena, 1841, S. 479 ff.) über S. ausſprach, und als das Reſultat langer und unpartheiiſcher Betrachtung der Werke dieſes ausgezeichneten Mannes betrachten darf: Eine reiche, oft übermüthige Phantaſie, eine vortreffliche objective Darſtellung und eine genaue Auffaſſung der Zeit, welche er ſchildert, treten ihm in allen ſeinen Leiſtungen an die Seite. In ſeinen Characteren weiß er, beſonders durch glückliche Intuition, die nationale Eigenthümlichkeiten eben ſo trefflich wieder zu geben, als das Beſondere des Individuums zu zeichnen; nicht ganz ſo glücklich iſt er aber in conſequenter pſychologiſcher Entwickelung derſelben. Hier verfährt er oft zu gewaltſam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, ſondern Alles, wie hervorgeſprungen, gleich ſo entſtehen läßt, wie er es braucht und haben will. Dies zeigt ſich beſonders in ſeiner Darſtellung des Laſters; er handelt gleichſam mit den Verbrechen en gros, und ſeine Sünder ſind ſo verworfen, wie nur irgend möglich; dadurch raubt er ihnen aber das Intereſſe des Mitleids, und ſchadet der Wahrheit wie der Wahrſcheinlichkeit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeſchwört. Seine Phantaſie ſcheint ihn hierzu gewaltſam fortzureißen, und die künſtleriſche Ruhe, die über Allem ſchweben muß, zu zerſtören. So lange man ſeine Werke lieſt, folgt man ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, denn er weiß denn Leſer fortwährend zu feſſeln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum ſeiner Darſtellungen; hat man aber geendigt, ſo wird man ſich nie befriedigt fühlen. Daß er, bei ſeiner Genialität, die Mittel beſitze, Alles das, was man an ihm vermißt, zu leiſten, unterliegt keinem Zweifel; auch beweiſen einzelne, oft geringe Umſtände, Momente und Motive, die Tiefe ſeiner Gefühle, die Leichtigkeit ſeines Blicks und das wahrhaft poetiſche Element, aus welchem ſich Alles bei ihm entwickelt, hinlänglich. Seine kräftige Natur gefällt ſich zu ſehr in Contraſten, und draſtiſche Wirkungen ſind ihm die liebſten. — S. hat, ſeit jene Zeilen niedergeſchrieben wurden, außer dem Könige von Zion, nur noch einen größern Roman verfaßt, die Nonne von Gnadenzell, und ſich ſpäter faſt allein mit kleinen Erzählungen beſchäftigt, die ſeinem Weſen eigentlich nicht zuſagen, da er, ſeinen Anlagen nach, durchaus die Elnbogen frei haben muß, um erfolgreich zu ſein, in der Enge eines kleinen Raums ſich aber nicht zuſammenzudrängen verſteht. Jener Roman leidet an denſelben Fehlern, und erfreut ſich derſelben Schönheiten, wie die übrigen; eins hat er vielleicht vor ihnen voraus, das ihn uns noch angenehmer macht, es iſt mehr deutſches Naturleben darin, auf deſſen Schilderung ſich S. meiſterhaft verſteht, weil er es mit der ganzen Wahrheit eigener Anſchauung wiedergibt. Er iſt überhaupt durch und durch deutſch, und zwar ſüddeutſch, und ſo hat er auch den hiſtoriſchen Roman aufgenommen und behandelt, und ihn uns vor allen Anderen, die ſich hier verſuchten, am Nationalſten angeeignet.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth. *)

Süd-Frankreichs goldener Himmel und blaues Meer bezaubern das Auge des Reiſenden, und wiegen ſeine Phantaſie in morgenländiſche Träume; die nördlichen Küſten des Königreichs bieten ernſtere Reize dar. Am mittelländiſchen Meere die Gärten der Armida, an der Manche oſſianiſche Scenerieen; die Provence hat das Paradies von Hyères, die Normandie den Berg des heiligen Michal.

Sankt Michaels-Berg „in den Gefahren des Meeres" hat ſeines Gleichen nicht. Abgeriſſen von dem feſten Geſtade, eine Vorwacht des Landes in öder Sandfläche, die zweimal im Tage von den Meereswellen erobert und verlaſſen wird, ſtreckt ſich die rieſenhafte Felſenpyramide ſtolz in die Luft, und trägt auf ihren dürren grauen Schultern eine Stadt, ein Schloß, eine Abtei. Das Kloſter faßte einſt, Mönche und Diener zuſammengerechnet, über hundert Menſchen; dreihundert Krieger lagen in der Veſte; heute noch zählt das Städtchen zu den Füßen des Monaſteriums vierhundert Einwohner.

Es geht die Sage, daß einſt ein dichter Wald geweſen, wo ſich jetzo die gefährlichen Greven oder Triebſandfelder bis zum Meere dehnen, und daß nur nach und nach die gewaltige Fluth des Oceans das Erdreich ſammt dem Haine hinweggeſchwemmt habe; daß der Felſen rund um von grünen Bäumen bekränzt geweſen, wie noch heute ſeine den Nordwinden ausgeſetzte Seite, während gegen Weſten der geborſtene und vom Sturm gepeitſchte Berg nur hie und da einen kümmerlichen wilden Feigenbaum von ſeiner Fruchtbarkeit zeugen läßt. Fenchelſtauden und Schierlingskraut wuchern indeſſen allenthalben, vergilbte Mooſe hängen um die Scheitel der Granitblöcke, und wenn die Frühlingsſonne des greiſen Titanen Eitelkeit weckt, ſchmückt er ſich mit einem üppigen Gürtel von blutrothen Steinnelken.

Es geht die Sage, daß einſt in dem mächtigen Eichenhaine Druiden gehaust, und wilde Wahrſagerinnen ihre Sprüche geſungen; daß auf dem Gipfel der Felſen gräuliche Menſchenopfer geſchlachtet worden; daß endlich der Erzengel Michael ſelbſt dem Heidenthume ein Ziel geſetzt, und einem gottesfürchtigen Biſchof befohlen, Kirche und Kloſter an den ſündigen Ort zu bauen, und Jünger des heiligen Benedikt hinein zu thun, damit wieder Segen komme über das Land. — Heute ſind aber die Hymnen der Prieſter verſtummt, leer die Zellen des hochgethürmten Stifts, verödet die Kreuzgänge, dreihundert Fuß über Stadt, Grève und Meer.

Es geht die Sage, daß ſchon von den älteſten Grafen der Normandie die Aebte des Stifts die Gewalt des Schwertes erhalten haben, zugleich mit dem ſanfteren Zwang des Hirtenſtabes: ſo daß ſie in der Feſte gewappnete Schaaren hielten, und ſelbſt die Waffen zur Hand nahmen, wenn es galt, das Heiligthum des Erzengels zu beſchirmen gegen die rohe Wuth der Bretagner und Engelländer. Dem Herkommen gehorſam, beſtätigten Frankreichs Könige durch mehrere Jahrhunderte das Recht der Aebte, und thaten öfters Wallfahrten nach dem Ort der Gnaden. — Heute iſt es anders; aus dem Stifte iſt ein Gefängniß geworden, die herrliche Kirche iſt in eine Weberwerkſtätte verwandelt, die Burg bewacht von Soldaten, die ſehnſuchtsvoll nach dem Feſtlande ſtarren, und den unſeligen Kerkerdienſt verwünſchen.

Aber das Volk im Städtchen iſt immer noch daſſelbe, wie vor Zeiten; ein liſtig, rührig Fiſchervolk, wenige Bedürfniſſe kennend, vertraut mit den Gefahren der Grève und der Tücke des Meeres, das in der hohen Fluth unerbittlich alles zerſtört, was die Menſchen auf dem feuchten, lockern Lande bauten, und bei ſeinem Rückzuge als ein Erbe die wohlſchmeckenden Muſcheln hinterläßt, womit ſich die Bewohner des Berges zum großen Theile nähren. Weil die ſtets von neuem anſchwellenden Wogen der See den Fiſchern nur in verhältnißmäßig kurzen Zwiſchenräumen geſtatten, aus dem Thore der Stadt zu gehen, und ihrem Gewerbe obzuliegen, ſo bedürfen die guten Leute eines Mittels, die langen Stunden der Muße auf eine wohlfeile Art auszufüllen, und wie alle Küſtenbewohner finden ſie dieſes Mittel in den Mährchen, die einſtens ihrer Großväter Einbildungskraft erdacht, und in den wunderlichen Geſchichten, die, auf einem feſtern Grunde beruhend, von Mund zu Mund, aufgeputzt mit ſeltſamen Nebendingen und eigenthümlicher Redeweiſe, bis auf unſere Tage gekommen ſind. Was dieſem vom Feſtlande getrennten Geſchlechte an Aber- und Wunderglauben abgehen möchte, haben die zahlreichen Wallfahrer hinzugetragen, die ſeit ſo vielen Jahren, — früherhin beinahe ohne Unterlaß und in hellen Haufen — aus allen Ländern Europa's zuſtrömten, den heiligen Michael in ſeinem Münſter in periculo maris zu verehren. Die Fiſcher des Berges lernten von den Pilgern Abentheuer aus der Fremde, von den Prieſtern Legenden, Zeichen und Wunder, von dem Kriegsvolke Schlachten und Heerzüge, von den Gefangenen des Schloſſes Gaunergeſchichten, von den Schleichhändlern Wagſtücke zu Waſſer und zu Lande; und von den Seeleuten endlich die Kunſt, alte Hiſtorien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt. So entſtand nach und nach eine ſehr merkwürdige Sammlung von Volksſagen auf dem Berge, die ſtets mit neuem Vergnügen von den Alten erzählt und von den Jungen gehört werden, wenn die Flamme im Kamine flackert, die Muſcheln in der fetten Butter von Avranches geröſtet werden, die Hammelrippen auf den Kohlen ſchmoren, und Aller Augen der guten Mahlzeit entgegenharren. Draußen, vor der klappernden Thüre, geht aber der Septemberſturm, und die hohe Springfluth rollt heran, wie auf unzähligen, blitzſchnelldrehenden Rädern aus dem Grunde des Meeres, und rings um Stadt und Berg brandet die tobende See. Oder ſie rauſcht ab in dunkeln Schatten, immer leiſer ſchlagend den naſſen, aufgewühlten Sand, und der Nebel zieht auf, daß der Fiſcher ſich nicht hinaus wagt, und, Netz und Hacken bereitend, gierig horcht, wenn Geſchichten erzählt werden, wie ſie hier folgen.

1.

Die Träume des Mönchs Aubert

vom Berge des heiligen Michael.

„Macht das Kreuz, Kinder, und betet ein Paternoſter, junge Geſellen, daß der Verſucher fern von euch bleibe."

In einer rauhen Herbſtnacht verſchlief ein armer Mönch aus dem Kloſter die Frühmette, und der Mönch hieß Aubert, und es iſt ſchon lange, lange her.

Und da ihn der ehrwürdige Abt zur Strafe ziehen wollte,

---

*) Aus Spindler's Taſchenbuch 1835.

ſagte er reuig: „Ich habe viel mehr geſündigt, mein Vater, was ich Euch in der Beichte bekennen will.“

Darum ſetzte ſich der Herr in den verſchwiegenen Beichtſtuhl, und der Mönch ſprach: „Da ich die Frühmette verſchlief . . . juſt habe ich geträumt, daß es mir in der Clauſur nicht mehr gefiele; weßhalb ich um Strafe und Ablaß bitte.“

Der Abt verſetzte: „Entſchlage Dich der ſündigen Gedanken und bete die kommende Nacht hindurch auf Deinen Knieen im einſamen Chore.“

Der Mönch Aubert that, wie ihm geheißen. Aber am nächſten Morgen kam er wieder zu dem Herrn in den Beichtſtuhl, und ſprach: „Ich habe wieder und ſchwerer gefehlt. Der Schlaf hat mich vor dem Altare übermannt, und mir däuchte, als ſey ich dem Kloſter entſprungen, als liebte ich ein Weib, als wiegte ich Kinder, und begehrte ich nimmer in’s Heiligthum zurückzukehren.“

Der Abt ſchüttelte nun bedenklich den weißen Kopf, und verſetzte: „Deine Träume werden immer gefährlicher, armer Mönch. Büße dafür in der unterirdiſchen Kapelle, wo zwiſchen ungeheuern Strebeſäulen, im Grunde des Münſterbaues, der Altar der heiligen Mutter ſteht. Ihre Milde reinige Deine von ſtrafbaren Begierden befleckte Seele. Nach dreien Tagen kehre zurück vor dieſen Richterſtuhl der Gnade.“

Der Mönch ging gehorſam, wohin ihm befohlen. Da er jedoch in der Kapelle ſtand, wo im engen Kreiſe der fünf Schuhe dicken Pfeiler die Lampe vor dem Bilde der geſegneten Mutter brannte, und die Thüre, wodurch man in die Kirche ſtieg, ſchwer hinter ihm zufiel, — da ſeufzte er, und meinte ganz ſtille, es wäre doch wohl beſſer, wenn er daheim bei den Eltern geblieben wäre. Nicht ein Jeder iſt zum Heiligen gemacht, und das erfuhr der Mönch gar bald, weil die Verſuchung nicht von ihm abließ.

Am vierten Tage . . . nicht früher und nicht ſpäter . . . ließ der Herr das Gewölbe öffnen, und der Mönch wurde halb ohnmächtig gefunden. Er war am Boden ausgeſtreckt, und erſchöpft von dem Faſten und Gebet. Aber nicht ſo bald hatte er ſich wieder erholt, als er vor den Abt trat, und zu ihm als ein weinender Beichtſohn redete: „Ich bin Euer unwürdigſter Bruder. Da ich eingeſchlummert geweſen am dritten Pfeiler des Gewölbes, hatte ich wiederum einen Traum. Gott und der heilige Erzengel erbarmen ſich meiner! Mir träumte, es ſey eine blaue Nacht, und ich führe zu Schiffe mit vielen wunderlich gekleideten und bewaffneten Leuten, als ihr Wegweiſer zum Berge. So überfielen wir dieſes theure Kloſter und warfen Feuer hinein, daß es lichterloh brannte, und das Bild des Erzengels vom Thurme ſchmolz. Ich aber hatte ein Schwert, das ich wetzte, und rief überlaut, daß ich vor mir ſelbſt erſchrak: Die Mönche alle müſſen ſterben, und den Abt morde ich mit eigener Hand! — So erwachte ich, und ſtelle Euch mein Leid anheim, ehrwürdiger Herr und Meiſter.“

Der Abt bekümmerte ſich tief ob der böſen Träume ſeines Kloſterſohns, und er ſagte: „Bei dem Schilde des heiligen Michael! So iſt es noch keinem Schläfer in dieſem frommen Felſenhauſe ergangen. Was gottesfürchtige Leute im Schlummer ſehen, iſt unſchuldig Blendwerk der müden Sinne. Deine Geſichte ſind jedoch von übler Vorbedeutung. O gedenke Deines Patrons, des heiligen Biſchofs Aubert von Avranches, dem der Erzengel im nächtlichen Traume befahl, dieſes Kloſter zu gründen, und zum Wahrzeichen ſeiner himmliſchen Sendung mit einer Berührung des Fingers die Schläfe öffnete, welches Maal und Signum noch an dem Schädel des Heiligen zu ſehen iſt. Durch ſolche Oeffnung zog die Gnade in des Biſchofs Seele, aber der Böſe hat Dein Herz angerührt, und den Keim der Sünde hineingelegt, daß es nur nach Zerſtörung und Verderbniß lechzt. Du biſt nicht rein genug, im Kreiſe Deiner Brüder zu verweilen. Büße darum in der Einſiedelei auf Tombelène, bis Du geneſeſt. Dann rufe ich Dich wieder, ein liebender Vater.“

Ihr kennt Tombelène, ihr Jungen und Dirnen; den rauhen Felſen, unfern von unſerm Berge, weiter voran auf der Grève, weiter voran im Meere Ihr badet euch dort in der Seefluth, ihr Buben, ihr vetet dort zu der heiligen Appoline, ihr Töchter, und vermaledeit die Jakobiner, die Zerſtörer der Kapelle, worinnen auf Tombelène die Martyrjungfrau verehrt worden iſt.

Aber dazumal war auch ein Klöſterlein neben der Kapelle, und in demſelben wohnten Söhne des heiligen Benedict, dreie an der Zahl, die unſer Herr, der Abt, alljährlich dorthin verſendete, daß ſie mit Gott allein ſeyen. Zu jenen Prieſtern ſchickte er nunmehr den Mönch Aubert in dem kleinen Kloſterkahn, und Aubert hatte einen Brief von dem Herrn an die Brüder.

Da ſie den Brief geleſen, ſtanden ſie ſchweigend vor Bangigkeit, bis ihr Vorſteher zu Aubert anhob: „Was haben wir verſchuldet, daß wir mit Dir den Fluch empfangen? Iſt nicht ſchon bitter genug unſere Abgeſchiedenheit, nicht eiſig genug der Sturm und die Fluth an dieſem öden Orte, daß wir noch den böſen Feind bei uns aufnehmen müſſen? Verhüte der Erlöſer, daß Du in unſerer Mitte ſchlafeſt! gehe hin zu der Höhle, die ſchon manchem Sünder als Wohnung gedient hat!“

Nach der Höhle, die gegen Mitternacht lag, führten die ſtrengen Brüder den weinenden Aubert. Die Felſenſpalte war fünfzig Fuß über der Grève und dem Meeresſpiegel, und eben ſo viel Fuß unter der Fläche des Felſenbergs, der ſich an dem Orte ſenkrecht in den Grund abſtieß, ſo daß der elende Bewohner des Klippenlochs an Stricken hinuntergelaſſen werden mußte. Ein Brod, eine Kürbisflaſche mit Waſſer und eine Decke waren die Ausſteuer, die man mit dem Mönche in die Tiefe ſenkte. Die Nahrung wurde erneuert mit jedem Tage; aber an jedem war die Plage der ſtrengſten Einſamkeit dieſelbe. Wollte der unglückliche Büßer nicht frieren, ſo mußte er in’s Innere der Höhle kriechen, wohin nur ein matter Strahl des Tages drang; wollte er am Sonnenlicht ſein Auge erfreuen, mußte er ſich blosſtellen dem Sturm. Eine Ranke von dunklem Epheu die einzige Erquickung ſeiner Sinne; der traurige Sandſtrich oder das anwogende graue Meer ſeine einzige Ausſicht; ſeine Muſik der klägliche Laut des Brachvogels; das Gebet ſeine einzige Arbeit, ſein einziger Zeitvertreib!

Da fragte er ſich oft in verzweifelten Stunden, warum er geboren, warum er die Welt verlaſſen, und ob alles mit ihm zu Ende ſey. Und in ihm erwachte der Trotz des Schiffers, der auf ſchwachem Boot durch die Brandung ſteuert, und ſein Leben dünkte ihm nichts mehr, und er beſchloß, es zu endigen. Und dieſes ſollte geſchehen bei der nächſten hohen Fluth.

Als aber die Fluth kam, ſchrecklicher und tobender als jemals, daß der Felsberg in ſeinen Grundfeſten erzitterte, — als der arme verblendete Mönch, das beſchauliche Leben des Kloſters verfluchend, ſchon die Kutte abwerfen wollte, um ſich in die Wogen zu ſchleudern — da beruhigte ſich auf einmal ſein Herz. Doch war es nicht Gottes Finger, der es that, ſondern der Böſe, der mit ſeinen Rabenfittigen dem Verirrten Muth zufächelte.

So daß er zu ſich ſelber ſprach: „Sieh doch, wie ſchon mein erſter Traum ausgegangen iſt in Wirklichkeit! Was hindert mich denn, zu warten, ob nicht auch der Traum der Liebe ſich erfüllen möchte? Und endlich der Rache Traum, der ſchönſte von allen?“

Seit langem zum erſtenmal lächelte Aubert wieder, und ſetzte ſich auf die Kante ſeiner Felſenhöhle, wo ſie am meiſten vorſprang in das wilde Wellenſpiel. Doch Alles um ihn her war anders geworden. Das graue Meer ſchien ihm von Silber, und wo in der Ferne der Schaum der anſchwellenden Wogen aufbrauste, bildeten ſich vor ſeinem Auge liebliche Geſtade mit grünen Hügeln, woran weiße Lämmer weideten, worauf vergoldete Thürme ſtanden und friſche Bäume wehten. Flog eine Möve vorüber, oder ein Zug von graugefiederten Regenpfeifern, ſo winkte ihnen der Mönch, als vorübergleitenden Schiffen; hüpfte in ſeiner Nähe ein wildes Kaninchen von Stein zu Stein, ſo grüßte er es als einen Menſchen. Bis die Nacht ihr ſchwarzes Netz über die Fluthen breitete, trieb er es ſo, und nachdem es dunkel geworden, rief er dem Mond, obgleich derſelbe hinter den Wolken ſchlief.

Indem der Mönch bemerkte, daß die Sterne fort waren, und Regen in den finſtern Lüften hing, ſeufzte er ſchwer, wie ein Mann, der in ſeinem engen Grabe zum Leben erwacht; aber ſein gieriges Auge hatte ſchnell gefunden, woran ſein Herz verzweifelte. Weit, weit von ihm, dort, wo Meer und Himmel zuſammenhängen, blitzte es auf, wie die Flamme eines Leuchtthurmes, und ſie kam näher und heller heran, daß Aubert nicht mehr wußte, ob der Thurm auf ihn, oder er mit der Inſel, als wie in einem Schiffe auf den Thurm zuſchwamm. Nach und nach wurden aus dem einzigen Lichte ihrer zweie; zuerſt wie die Augen einer Katze im Finſtern, dann wie feurige Ruthen, deren Strahlen bald größer, bald kleiner ausfuhren, dann wie rollende Feuerräder. Die See rauſchte, daß tauſend klappernde Mühlen nicht gehört worden wären, und über den aufbuckelnden Rücken des Waſſers ſtrich ein ungeheures Thier, wie ein ſeltſamer Wettervogel mit weit ausgeſpannten ſchlagenden Schwingen. So geſchah es, daß der Mönch, gleichwie er am Tage die Möven für Schiffe gehalten, jetzo in der Nacht ein gewaltiges Segelſchiff für einen Meervogel nahm, bis die Maſten deutlich wurden, beſteckt mit Laternen bis zu den Bramſtangen, und die gebauſchten Flügel von blendem Tuch, und hundert ſchaumbedeckte Ruder, wie Spinnenfüße ſo emſig.

Habt ihr von dem grünen Seefahrer gehört, der auf einer Galeere von Perlmutter durch alle Meere ſteuert um Mitternacht, deſſen Raaen voll Seide hängen ſtatt des Segeltuchs deſſen Tauen aus den ſchönſten Mädchenhaaren gedreht, deſſen Kanonen aus dem feinſten Golde gebohrt ſind? Der zauberhafte Schiffer ſammt allen ſeinen grünen Matroſen hat nicht ein Zehntheil der Pracht aufzuweiſen, die ſich vor dem armen Mönch Aubert aufthat, als das blanke Fahrzeug gerade unter ſeinem Felſen anlegte, das Verdeck von Fackeln hell wurde, wie am ſchönſten Sonnentage, und aus den ſammetnen Vorhängen der Kajüte eine Dame trat, gewebt aus Roſen und Diamanten, aus Rubinen und Schnee.

Eine Menge von ſchillernden Dienern mit goldenen Ankern auf Knöpfen und Hüten, ſpannten eine Leiter von karmoiſinrothen Seidenſtricken aus, reckten die ſilbernen Ruderſtangen hinan, daß ſich die Dame ihrer als eines Geländers bedienen mochte, und machten ihre Aufwartung ſo geſchickt, daß die funkelnde Herrin in der Höhle ſtand, ehe ſich der Kloſterbruder deſſen verſah.

Er drückte ſich verlegen in einen Winkel. Die fremde Meerfahrerin ſchien ihn nicht zu bemerken, und ſetzte mit beſonderer Behutſamkeit ein ſchwarzes Gefäß neben ſich auf den Boden nieder. Dann klatſchte ſie in die Hände, und als wie ein Schwan mit ſtäubendem Fittig ſchwenkte ſich das Zauberſchiff in die Fluth zurück, und verſank kaum hundert Schritte vom Felſen mit Mann und Maus und Schätzen in der Tiefe.

„Heiliger Erzengel, hilf!“ ſchrie der Mönch beim Anblick ſolchen Unglücks auf, und im Nu durchrollte ein grimmiger Donner die Höhle, und die fremde Dame ſank zu Boden, erbleichend in all ihrem Glanze. Aubert lauſchte ängſtlich aus ſeinem Verſteck; die Fremde rührte ſich nicht, doch webte um ihre Geſtalt ein grünliches Licht, wobei deutlich geſehen werden konnte, wie die ſchöne Frau nach und nach zur weißeſten Leiche wurde. Aber auch der grüne Schimmer wurde mit jedem Athemzuge des Mönchs matter und matter, bis Aubert hervorſprang, von Angſt und Begierde getrieben, ſich neben der Sterbenden niederknieete, und mit ſeinen Händen ihre Wangen ſtreichelte, mit ſeinem Munde den ihrigen küßte, untröſtlich wie er war, ſo viel Liebreiz zu verlieren im Augenblicke, da er ſich ihm zum erſtenmale wie ein Freudenhimmel aufgethan. — Da wurde der Schein wieder licht und röthlich, und ſprühte wieder Morgengluth auf das Geſicht der Ohnmächtigen, daß ihre Glieder gelenk wurden, und ſie aufgerichtet fragen konnte: „Hat Dich Velleda, die Druidin, geſchickt, mir zu helfen, Du Stern meiner Augen?“

In der Höhle lag nämlich die uralte Hexe begraben, welcher einſt das ganze Heidenvolk der Normandie unterthan geweſen iſt, und die fremde Dame, die ſich eine Tochter des Herzogs von Bretagne nannte, war gekommen, an dem Grabe der Drude zu beten, die Zauberei zu lernen, und ſich weiſſagen zu laſſen von dem Geſpenſte. — Da ſie dem Mönch dieſes erzählte, ſträubten ſich freilich ſeine Haare, aber die Prinzeſſin war ſo ſchön, daß er nicht mehr von ihr gewichen wäre, hätte es auch ſein Leben gegolten.

Sie öffnete das ſchwarze Gefäß, zog daraus eine ſchwere Lampe und einen Weihrauch, den ſie in die Flamme warf. Er wirbelte auf wie aus einem Schornſtein, und kaum hatte die Fürſtin ein paar geheimnißvolle Worte geſprochen, als ſchon die Wand der Höhle borſt, und der blaſſe Leib der Drude erſchien, wie er im Felſengrunde lag, geſchmückt mit Ketten und Ringen, ein Bündel blutrother Pfeile in jeder Hand. Der Leichnam, ohne ein Auge zu öffnen, antwortete langſam auf jede Frage der Prinzeſſin, und der erſchrockne Mönch verſtand weder Frage, noch Antwort. Er fror und ſchwindelte, als drehe er in einem Waſſerſtrudel, und zu Zeiten kam es ihn an, als ſolle er beten, doch fiel ihm leider kein Gebet ein.

Wie aber zu ihm die Prinzeſſin redete: „Die Zauberin prophezeit mir, daß Du mein Gatte ſein werdeſt', und ich frage Dich auf Ja oder Nein!“ da wußte er mit einemmale friſch zu antworten: „Bei dem grünen Meere und den ſilbernen Sternen! ich muß verderben ohne Deine Liebe!“

Die Prinzeſſin verzauberte ihn noch mehr durch einen verbuhlten Blick, und befahl ihm, aus der rechten Hand des Geſpenſts einen Pfeilbündel zu nehmen. — Er thats, die Drude verſchwand, und von Stund' an wurde der Mönch ein eidbrüchiger, gottvergeſſener Mann.

Vergebens ſchrieb von unſerm Berge der ehrwürdige Abt gen Tombelène, daß dem Sohne Aubert verziehen, und der Schooß des Kloſters wieder offen ſei. Als ihm die Brüder die frohe Botſchaft hinunter riefen in die Klippenſpalt, antwortete er: „Ich habe geweint, und Ihr habt mich ausgeſtoßen; nun bleib' ich, wo ich bin, und will ſterben, wo ich ſo lange gelebt habe.“

„Wir wollen den Starrkopf durch Hunger zwingen;“ rathſchlagten unter ſich die Brüder, und ließen zwei Tage vergehen, ohne dem Ausgeſetzten Nahrung zu ſpenden. Einer von ihnen horchte aber in der Nähe, ob er nicht einen Ruf des Mönchs vernähme. Alles blieb ſtill. Den Brüdern wurde endlich angſt und bange. Sie ſchrieen in den Abgrund: „Bruder Aubert, lebſt Du noch?“ — Alles blieb ſtill, wie zuvor. Da weinten ſie, und ſprachen in ihrer Betrübniß: „Gewiß iſt er geſtorben, und wir haben ſeinen Tod auf dem Gewiſſen. Wenigſtens wollen wir ſeine Gebeine in geweihte Erde legen.“

So gingen ſie zur Zeit der Ebbe auf die Grève, und legten Leitern an das Geſtein, und kletterten empor zur Höhle. Wie erſchracken ſie aber, da ein gelbgeſprenkelter fetter Lindwurm den dampfenden Rachen ihnen entgegenhielt, umringt von einer Brut kleiner Drachen! Einer der Mönche war vor Entſetzen des Todes, und ſeine Gefährten trugen freilich eine Leiche nach ihrer Einſiedelei, aber ſie war nicht die rechte.

Von der Zeit an floh Jedermann den Felſenvorſprung gen Mitternacht, als den Aufenthalt böſer Geiſter. Wenn jedoch Windſtille eintrat, und das Meer Friede hielt, hörten die frommen Bewohner von Tombelène oft ein fernes Gewinſel, wie von Kinderſtimmen oder ein feines Gelächter, wie von einem friſchen Buben, den die Amme ſchwingt und kitzelt. „Behüte uns vor dem Lindwurm und ſeinen Jungen!“ ſangen alsdann die Prieſter, und verſtopften ihre Ohren.

Indeſſen ging es in der Höhle luſtig her und voller Freuden. Die feuchten ſchimmlichen Wände waren mit Silberſtoff bekleidet, und Aubert ſchlief in einem Purpurbette an der Seite ſeiner Gattin; neben ihm ſtand die ſeidene Wiege ſeiner Kinder: eines Sohns und zweier Töchter. Die Zeit war vergangen wie auf Sturmesflügeln, und er wähnte ſich im Reiche der Seligen, geliebkost von ſeinem ſchönen Weibe, im Beſitz der herrlichſten Kleinodien. Der Felſen, ſo ärmlich von außen, war von innen ein reiches Schloß, das unſichtbare Geiſter Tag für Tag mit den ſeltenſten Leckerbiſſen des Meeres und der Küſte verſahen, mit Auſtern aus der Bucht von Cancale, mit Weinen aus Bordeaux. Der Mönch wünſchte ſich eine kleine Ewigkeit in ſolcher Hülle und Fülle.

Einſt erhob ſich jedoch die Zauberfrau von ihrem Lager, gähnte ſehr, und dehnte die weißen Arme und ſprach: „Jetzo habe ich an der Einſamkeit mich müde geſchwelgt. Heute, ſchöner Aubert, verlaſſe ich Dich, denn meine Zeit iſt um, und nimmer ſiehſt Du mich wieder.“

Der abtrünnige Kloſtermann ſchwankte vor Entſetzen auf ſeinen Beinen, und das Scheidewort zermalmte ſein Herz. Die arge Frau merkte dieſes gar wohl; darum ſprach ſie mit liſtigem Lächeln weiter: „Nimmer, nimmer in Ewigkeit, wenn Du nicht Dich entſchließen magſt, mir zu folgen an den Hof meines Vaters, und zu erwarten, welches Loos er uns beſtimmt: denn er iſt ſtreng, und wird mir um meiner Liebe willen zürnen.“

Dieſe Rede erwärmte des Unglücklichen Bruſt, und er ſchwor, dem Weibe und den Kindern zu folgen; zu ſein, wo ſie, zu ſterben für ſie. Die Zauberin befahl ihm, einen von den rothen Drudenpfeilen in die anwogende See zu ſchießen, denn es war wiederum die Zeit der höchſten Fluthen und wachſender Sturm auf den Waſſern. Da der Pfeil in den Giſcht der Wellen fuhr, beſänftigte ſich das Wetter und aus der ſpiegelglatten Ebene hob ſich langſam das Schiff mit den Damaſtſegeln, den Silberrudern, den goldbeflaggten Maſten und dem karmoiſinrothen Tauwerk. Das blanke Schiffsvolk ſchwenkte die Hüte, die Geſchütze krachten, und wie der Wind ſtach das Fahrzeug in die hohe See. Aubert lag, wie in Trunkenheit befangen, am Kabeſtan, und ſah, wie durch einen Flor, Tombelène aus ſeinen Blicken ſchwinden, den Erzengel auf unſerm Thurme immer weiter zurückweichen, bis er endlich im Luftkreiſe verdämmerte. Dann ſah Aubert nichts mehr, denn er war feſt eingeſchlafen.

Als er wieder vom Schlummer zu ſich kam, waren Schiff und Matroſen hinweg, und er fand ſich im Sande auf der Küſte von St. Malo, wo dazumal der Herzog von Bretagne dem Vergnügen des Lachsfangs oblag. Nur ein Schloß war da, denn die Stadt war noch nicht gebaut. Das Schloß wurde von des Herzogs Trabanten bewacht, die herabkamen, den fremden Abentheurer zu fangen, weil ſie glaubten, die ſtürmiſche Fluth habe ihn an's Geſtade geworfen. Der Mönch fürchtete ſich vor den Bärenfellen, die ſie auf den Schultern trugen, und vor den langen Schwertern in ihren Händen, und war um ſo gehorſamer, ihnen zu folgen, ob er gleich viel jammerte um ſein Weib und ſeine Kinder. Er hatte gut jammern; die groben Bretagner verſtanden ihn nicht.

Während dieſes geſchah, war die Prinzeſſin ihm vorausgegangen zum Schloſſe, wo der Herzog bei'm Becher ſaß, mitten unter ſeinen Fiſchern, und der Fang war groß geweſen, und die Freude größer als der Fang. Und als der Herzog ſeinen Bart erfaßte und ausrief: „Bei'm großen Baal! den ganzen Schmaus gäbe ich darum, wenn meine liebe Tochter, die ich vor Jahren begrub, hier zur Stelle wäre, lebendig und friſch, und Mutter eines geſunden Buben!“ da trat die

Prinzeſſin in den Saal, umringt von ihren Kindern, und meldete, wie ſie nicht geſtorben, wie nur ein Blendwerk den Vater betrogen, wie ſie zurückkehre, eine fröhliche Mutter. —

Der Herzog ſchickte hin, das Grab der Tochter aufzubrechen, und es wurde leer gefunden. Da überredete ſich der Fürſt, daß ihn ein Spuck genarrt habe, und weil die Zauberin niemanden ähnlicher ſah, als ſeiner Prinzeſſin, ſo nahm er ſie als ſolche in ſeine Arme. Wie er jedoch vernahm, daß ein Chriſt und ehemaliger Prieſter des Heilands ſeiner Enkel Vater war, gerieth er in heftige Wuth, und wollte den Mönch zu Staub verbrennen laſſen. Mit Mühe nur änderte er ſein Urtheil auf Fürbitte der Tochter dahin ab, daß dem Aubert das Leben geſchenkt ſein ſolle, wenn er des Herzogs Götzen anbeten würde. Nebenbei befahl der Fürſt, daß man die beiden Mägdlein, ſeine Enkelinnen, ertränke; nur dem Sohne ſchenkte er Gnade, weil ſein eigener in der Schlacht gefallen war, und ein Erbe dem Herzogthum Noth that.

Die Prinzeſſin ging zu Aubert in den Kerker, und ſagte zu ihm: „Unſer Sohn lebt, wenn ſchon unſere Töchter im Meere zu Grunde gingen. Aber auch Du ſollſt leben, wenn Du ein Heide wirſt.“ — Der verblendete Mönch war ſchon dergeſtalt von Gott gewendet, daß er hiezu ohne Bedenken ſprach: „Amen, alſo geſchehe es.“ —

Dann fuhr die Zauberin fort: „Auch ſollſt Du in Purpur und Seide gehen, mein Ehegemahl heißen, ein Fürſt der Bretagne ſein, wenn du dem Herzog helfen willſt, des heiligen Michaels Berg zu gewinnen. Mein Vater wird nur dann glücklich ſein, wenn er auf jenem Berge den Altar ſeiner Väter und ſein eigen Schloß aufgerichtet hat.“

Der Mönch zauderte ein wenig; aber — wer ſeinen Erlöſer verläugnet, wird dieſer ſeinen Brüdern getreu bleiben? So antwortete Aubert: „Bei Deiner Schönheit! ich will den Berg des Michael gewinnen.“ So führte ihn die Prinzeſſin im Triumph zum Schmauſe des Herzogs, wo er vor dem Bilde des Baal opferte, und zur Rechten des Fürſten ſaß, welcher ihn trunken machte vor Herrlichkeit und Wein, daß er ſeinen Schöpfer läſterte, und ſich theuer vermaß, ſein armes Kloſter zu verderben.

Binnen dieſer Friſt ſammelten die Hauptleute des Herzogs das Heer, und alle ſeine Sloops und Kanonierböte bereiteten ſich, die Anker zu lichten, weil der Augenblick günſtig war, zur See an den Berg zu kommen, bevor die Zeit der ſtehenden Waſſer eintrat. Auf der vorderſten Schaluppe ſchiffte ſich der Eidam des Herzogs ein, und neben ihm ſeine Frau, kundiger als ein Steuermann der Strömungen und leitenden Himmelszeichen. Sie ſegelten raſtlos und erreichten im mitternächtigen Dunkel den Felſen, wo noch keine Stadt, ſondern nur das Kloſter ſtand, himmelhoch, wie noch jetzt.

Beim Schein der Pechfackeln verließen die Bretagner ihre Fahrzeuge, und klimmten ſtill die in den Felſen gehauenen Stufen hinan. Der Mönch war vorne daran, und ſuchte nach einem unterirdiſchen Eingang, der ihm wohlbekannt geweſen; denn er dürſtete nach Blut und Rache, und rief, ſein Schwert ſchwingend: „Alle Mönche müſſen ſterben, und ich morde den Abt mit eigener Hand!“

Da ihm ſolch wildes Wort entfuhr, ſtieß ihn die Frau zürnend an, und die Hunde des Kloſters gaben Laut. Erſchrocken ſchaute ſich Aubert um, und ſiehe: da war es wie in ſeinem dritten Traume: die bunten wunderlich gekleideten Gewappneten, die Fackeln, die Spieße und Fahnen, und er, der Führer der Feinde. „So hat ſich plötzlich mein Schickſal erfüllt!“ ſeufzte er mit einer Anwandlung von Reue. Aber die Prinzeſſin ſtieß ihn wieder an, ſagend: „Fühlſt Du den kühlen Morgenwind? Es muß vollendet ſein, bevor der Tag anbricht.“

Ein feierlicher Geſang ertönte auf den Mauern, und die älteſten Prieſter erſchienen auf der Bruſtwehr, demüthig die weißen Schädel neigend, und ſprachen: „Tödte uns, unwürdiger Bruder, aber ſchone des Heiligthums!“

„Wirf den Brand in das Dach!“ ſchnaubte die Prinzeſſin, und drückte dem Mönch eine glimmende Kugel in die Hand, während die Bretagner mit fürchterlichem Geſchrei die Leitern anſetzten, und einen Hagel von Pfeilen nach den Zinnen ſchickten. Aubert ſchleuderte wie ein Wahnſinniger die Granate nach dem Thurme, und traf das metallne Standbild des Erzengels, daß es wie ein Höllenfeuer loderte; aber alſobald geſchah ein Wunder. Das Bild fuhr hernieder vom Thurme, und der Erzengel ſelber war es in der Majeſtät ſeines Zorns, ſo wie ihr ihn noch ſehet auf den Gemälden, mit dem ſtrahlenden Schild und Helm und dem langen Degen. Als ein Wetterſtrahl ſtürzte er auf die Zauberin, die ſich plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwandelte, und trat das knirſchende Ungethüm mit Füßen, daß der Berg zerborſt, und die Gluth leuchtete bis nach Guerneſey.

Die Bretagner entflohen heulend nach dem Ufer. Wer von ihnen nicht den Hals brach, kam in den Wellen um, denn die Schiffe waren von Sturmsgewalt dem Ankergrund entriſſen worden, und trieben, zerbrochene Trümmer, auf dem Waſſer. Aubert war mit dem Geſichte voran zur Erde geſtürzt, und erwartete in ſeiner Vernichtung den tödtenden Streich vom Engelſchwerte.

Auf Erden hätte wohl keiner dem Sünder das Wort der Gnade geredet, aber in den Himmeln richtete ſich für ihn der allbarmherziger Fürſprecher, ſein Namensheiliger auf, ſchwebte herab auf einer ſchönen klaren Wolke, und rief ihm milde zu: „Du ſollſt nicht ſterben, ſchwacher, verführter Mann. Der Teufel, der liſtiglich verſuchte, mit Hülfe eines Prieſters das Heiligthum ſeines Erzfeindes zu verderben, liegt überwunden in dem Pfuhl der Flammen. Der Schirmwächter des Himmels hat nur Waffen gegen den Böſen; für den reuigen Sünder nur Gnade.“

Nachdem der ſelige Biſchof von Avranches ausgeredet, weihte er den Mönch auf’s Neue mit ſeinem Segen, und verſchwand in der Glorie des Erzengels, die zum Wahrzeichen noch einen ganzen Tag lang geſehen wurde. Die Kloſterbrüder führten das wiedergefundene Schäflein in die Clauſur, aber nachdem Aubert reiflich die Vergangenheit überlegt und geprüft, verlangte er nach Tombelène zurück, und beſchloß daſelbſt in ſeiner Höhle, ein prophezeiender und gebenedeiter Einſiedler, ſein andächtiges Leben, welches er in Buße und Gebet zu hohen Jahren brachte.

Der Herzog von Bretagne, da er ſolche Mähr erfuhr, bekehrte ſich mit ſeinem Volke zum Chriſtenthum und verſtieß den Sohn der hölliſchen Braut von ſeinem Hofe. Die Fügungen der Vorſehung ließen zu, daß jener Halb-Satan im Verlauf der Zeiten eine Prinzeſſin der Normandie berückte, und jenes Grafen Robert Vater wurde, der in der Welt unter dem Namen des „Teufels“ ſich berüchtigt gemacht hat, und deſſen Geſchichte ihr alle kennt, Alt und Jung. —

2.

Die Wallfahrt des Königs Ludwig.

„Haben die Muſchelthiere geſchmeckt? Danket Gott für die leckere Speiſe, und putzet die Schaalen blank, weil der Pilger ſie liebt und zum Andenken kauft, damit für den fleißigen Fiſcher nichts vom Fange verloren gehe. Geſegnet ſeien St. Michaels Meermuſcheln, denn edel ſind ſie, wie die Muſchelſchaalen des heil. Jakob, und König Loys hat einen Ritterorden daraus gemacht. Von dem König Loys will ich daher erzählen. Das fördert die Arbeit, und hält die Augen wacker und munter.“

Es war einmal ein König in Frankreich, deſſen Vater übel gewirthſchaftet, und auf ein Haar ſein Land an die Roſtbeefs verloren hatte. Wie ein Geiziger immer nach ſich einen Verthuer, ſo zieht auch ein Verſchwender nach ſich einen Sparer. König Loys dachte daher in ſeinem Sinne, daß er ſo lang als möglich die Krone erhalten wolle, die er nach ſo mancher Gefahr geerbt hatte. Was iſt aber eine Krone, wenn der Kopf darunter fehlt? Und wie leicht iſt es nicht um eines Menſchen Leben geſchehen, und wer hat in einem Lande wohl der Feinde mehr, als ein König?

Darum ſperrte ſich Loys mit allen ſeinen Schätzen in ein Schloß ein, dem Niemand auf hundert Klafter nahen durfte, wenn er nicht einen Geleitsbrief des Königs hatte, oder ein Vertrauter des Schloſſes war. Ohne Erbarmen wurde niedergemacht, der nicht Rechenſchaft von ſeinem Begehren geben konnte, und die Leute ließen ſich’s geſagt ſeyn; denn wer nicht mußte, ging gewiß nicht in des gefährlichen Schloſſes Revier.

Der König war nun wohl ſicher von außen, wie in einer Nuß; aber die Langeweile plagte ihn, und weil ihn die Unterthanen nicht mehr beſuchten, befahl er ſeinen Soldaten, die Unterthanen zu beſuchen; namentlich die Adelichen, die er nicht leiden mochte, weil ſie den Kopf höher trugen, als ihm lieb war. Darum verkürzte er hie und da einen um eine Kopflänge: darum ärgerten ſich die andern und ſchworen ſich zuſammen gegen den König, der jedoch alle Verſchwörungen vereitelte, das Schwert wacker brauchte, und Städte und Ländereien verſchluckte, wie es ihm gefiel.

Der alte Herr von Mortal war der letzte, der dem weiſen Könige die Spitze bot. Er hatte ein wohlbeſetztes Schloß, worinnen ſein Sohn als Commandant lag. Als des Königs Truppen kamen, die Burg wegzunehmen, zog ihnen der alte Sire entgegen, und lieferte eine Schlacht, die er elendiglich verlor, worinnen er leider gefangen wurde.

Da man ihn vor den König geſtellt hatte, begehrte der Sire von Mortal ein geheimes Gehör, und ſprach über eine Stunde lang mit dem Monarchen, worüber ſich Niemand wunderte, da der alte Ritter in geheimen Künſten und Wiſſenſchaften wohl bewandert, auch Herr Loys von dergleichen Gelehrſamkeit ein großer Freund gweſen. Um ſo mehr ſtaunte das Volk, als nach dem geheimen Geſpräch der alte Ritter dennoch zum Galgen geführt, und ohne Verzug aufgehenkt wurde.

Der König ſah aufmerkſam hinter einem Fenſter zu, und der ſilberlockige Greis drehte ſich im letzten Augenblick zu dem Fürſten, und rief: „Mit meinem Leben beſiegle ich, was ich Dir vertraut habe.“ Hierauf ſtarb er wie ein Mann. König Loys verlor aber alſobald ſein ungläubig lächelndes Geſicht, gab viele Sorge in ſeinem Antlitz kund, und gebot allen ſeinen Kriegern, den jungen Mortal lebendig zu fangen und vor ſeinen Thron zu bringen. Viele Schildlouisd'or wurden auf den Fang geſetzt, und mancher hätte ſie gerne verdient, aber der junge Ritter machte einen Strich durch die Rechnung, indem er nach langer Vertheidigung die Feſtung in Brand ſteckte, und entfloh, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Man hat in der Nähe und Ferne nach ihm gefragt und gejagt, ohne ihn zu erwiſchen, und endlich über anderen Händeln des flüchtigen Edelmanns gänzlich vergeſſen.

Von Stund an verließ alle Munterkeit den König, und eines Espenblattes Rauſchen machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er verkehrte ſeine ganze Lebensweiſe, ſchlief am Tage, und ohne daß irgend eine Seele genau wußte, in welchem Zimmer; wachte zur Nacht, aber ſelten im Schloſſe, ſondern auswärts in fremden Herbergen und Schenken, wo ſich Niemand des Königs Anweſenheit einfallen ließ; eine Viertelſtunde, bevor er zu eſſen begehrte, ließ er den Köchen wiſſen, was ſie zu bereiten hätten, und dann aß er nur das ſchlechteſte der Gerichte; endlich mußte die Speiſe vor ſeinen Augen bereitet werden auf einem niedern Herde, ohne Gewürz, in einem Topfe, den er ſelbſt reinigte, und er ſtand mit blankem Meſſer neben dem Koch, und belauerte denſelben, ob er nicht etwas in die Speiſe zu werfen verſucht ſei.

In ſolcher Angſt und Einſperrung verfielen ſeine Kräfte, und ſein Arzt, der nicht mehr ſein Vertrauen beſaß, ſchüttelte den Kopf, und verſchrieb eine Reiſe auf's Land. Das behagte dem König, und eines Tags ließ er verkünden, Seine Majeſtät befände ſich unwohl und in allen Kirchen ſolle man für ſein Leben beten. Während nun der Arzt des Fürſten Krankenzimmer mit eigener Hand vor allen Zudringlichen verſchloſſen hielt, ritt Herr Loys auf einem kleinen grauen Pferde zur Hinterthüre hinaus. Ihm folgten nur ſeine vertrauteſten Diener, der Profos und der Barbier.

Wie dem König die Schwermuth und die Stubenluft den Appetit und die Heiterkeit geraubt hatten, ſo gewann er beides wieder durch des friſchen blauen Himmels Anblick, und hörend der Vögel Gezwitſcher, und den Geſang der Bauerndirnen, die der Feldarbeit oblagen. Er freute ſich von Herzen des ſchönen Landes, das ihm gehörte, und wenn er einen Fluß ſah, dachte er ſich: „Auch der Fluß iſt mein;“ und wenn er an einem Berge hinritt: „Ich bin der Herr dieſes Berges;“ und als eine Stadt ſich vor ihm ausbreitete: „Ha, die Stadt iſt mein eigen, und erſt nicht die ſchönſte, die ich habe.“

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl in der luſtigen Stadt ritten alle weiter, Fürſt und Diener; Herr Loys lachte und ſcherzte voller Munterkeit, daß auch die Diener wieder neu auflebten, weil ſie wohl verſpürten, daß ſie nichts ſeien ohne den Gebieter.

So erreichten ſie im Abendſchein eine weite Ebene, an deren Ende eine Burg mit hohen Zinnen lag. „Wem iſt das Schloß?“ fragte der König begierig, und ſeine Diener antworteten: „Das war des Herrn von Mortal Eigenthum, und jetzo iſt's das Deine;“ vermeinten auch, wieder einen luſtigen Schwank aus des Königs Munde zu vernehmen. Der blieb indeſſen ſtumm, faltete die Stirne, ſprach den ganzen Abend kein Wörtlein mehr.

Am nächſten Morgen kamen ſie durch einen herrlichen Kaſtanienwald. Loys, aufgeheitert durch die grüne Blätterpracht, fragte: „Weſſen iſt der Wald?“ — Seine Diener ſchauten einander verſtohlen und verlegen an, und beide antworteten: „Wir wiſſen's nicht.“ Hierauf wendete ſich mit derſelben Frage der Herr an einen Fiſcher, der im Bach Krebſe fing, und als ein ehrlicher Fiſchersmann antwortete ihm dieſer: „Der Wald hat dem Sire von Mortal gehört, aber der König hat ihn für ſich genommen.“ Herr Loys blieb wieder ſtumm, doch ſeufzte er tief, ſprach den ganzen Tag kein Wörtlein mehr.

Bei ſo ungünſtigen Zeichen wurde der Barbier keck genug, zu fragen, wie es komme, daß ein ſo gewaltiger König der Schwermuth nicht Meiſter werden könne, ſobald er nur den Namen eines überwundenen Feindes höre? Der alte Sire ſei ab und todt, und der junge, ein flüchtiger Landſtreicher, werde etwa in laufender Stunde eine Beute des Hungers, oder der Raben Speiſe.

Nun zog jedoch Herr Loys mit blaſſem Geſicht den Hut demüthig ab, die Hände faltend, und ſagte: „So wahr ich die Augen zum Himmel wende, ſo wünſche ich, daß es dem jungen Mortal wohl gehe, jetzo und immerdar.“

Der Profos zuckte die Achſel und machte eine blutdürſtige Fratze, indem er das Maul bis zu den Ohren verzog, meinend, der König habe nach ſeiner Gewohnheit den Schelm im Nacken, wie eine Katze, die niemals ſanftere Pfoten macht, als wenn ſie zum Kratzen Luſt trägt. Der Barbier ſann ſtille über den verwunderlichen Spruch des Königs nach, und hing den dicken Schädel bis zum Sattelknopf.

Indem gewahrte Loys, der endlich die Augen vom Himmel abthat, zu ſeinen Füßen im Hintergrunde der Landſchaft eine graue Fläche, die mit den Wolken eins zu ſein ſchien, und als wäre dort das Ende der Welt. „Was dort?“ fragte er. „Das Meer;“ verſetzte der Profos. „Und dort?“ — „Der Berg des heiligen Michael;“ verſetzte der Barbier ſeinerſeits.

Sie befanden ſich nämlich auf der Höhe von Moidrey, wo die Mühle ſteht; hatten zur Linken die Küſte von St. Georg, den vielgekrümmten und gezweigten Fluß Couesnon mit ſeinen Untiefen, und ſchauten beim hellen Wetter hinaus bis an den Felſen von Cancale; rechts hinwiederum ſahen ſie Tombèlene, und weit dahinter die Spitze von Granville; gerade vor ſich den Michaelsberg, die mattweiße Grève und das graue ſilbergeſtriemte Meer. — So gewiß, als es nur eine Normandie und nur einen Berg, wie den unſrigen gibt, ſo gewiß iſt es, daß alle Reiſende von nah und fern ein Heimweh nach unſerm Felſen verſpüren, ſobald ſie deſſelben anſichtig wurden, und es ging dem König um kein Haar anders, denn er ſagte: „Bei unſers Herrn Oſterfeſt! ich will den berühmten Berg beſuchen als ein Pilger, wie alle Könige, meine Vorfahren, gethan haben; und alſogleich ſoll es geſchehen.“ Befahl zur ſelben Stunde dem Barbier, vorauszureiten und dem Abt zu bedeuten, daß Loys von Frankreich ſich nähere, und guten Empfang begehre.

Der Barbier getraute ſich nicht ſehr, allein über den gefährlichen Triebſand zu reiten, und wollte den Profoſen voranſchicken. Weil aber der König von einem Augenblicke zum andern nicht wußte, ob es nicht etwas zum Aufknüpfen geben möchte, behielt er den Profos bei ſich, und erneuerte dem Bartdiener ſein Gebot. Endlich ſagte dieſer, als ſei er um den König beſorgt: „Biſt Du auch gewiß, daß der Abt des Berges Dein Freund, und ohne Falſch ſammt ſeinen Mönchen und Söldnern?“ — „Er iſt mein Milchbruder;“ ſagte der König entgegen: „Milchbrüder ſind aber den leiblichen vorzuziehen, die ſchon als unſere Feinde zur Welt kommen. Leichter theilt ſich ein Mutterbuſen, als ein Königreich. Vorwärts, Barbier.“

Loys hatte nach ſeiner Gewohnheit gut gerechnet. Der Abt war ſein aufrichtiger Freund und dankte ihm herzlich die Würde, die er durch des Königs Gunſt erhalten, ſo wie durch die Wahl ſeiner Kloſterbrüder. Kaum hatte er darum des Barbiers Botſchaft vernommen, als er die Glocken zuſammenſchlagen hieß, ſeinen Soldaten befahl, in der Stadt Spalier zu machen, ſeinen Hauptleuten, dem Fürſten auf die Grève entgegen zu ziehen, und ſelber mit dem Convent und Kreuz und Fahne an das Thor der Stadt trat. Es war um die Mittagsſtunde, wo die Grève trocken liegt, und Pferd und Mann am leichteſten die Tümpfel vermeiden mögen, die im Sande als wie ein Trichter ſich plötzlich verrätheriſch öffnen, um zu verſchlingen, was in ihren Schooß verſinkt. Die Luft war hell und warm, und des Königs Empfang nicht geſtört.

So gings hinauf die vierhundert Staffeln zum Schloß und zur Abtei. An ihren Pforten wurden die Waffen der beiden Begleiter abgefordert, aber der König behielt die ſeinigen, dem uralten Recht zufolge. Er behielt ſie auch aus ſchwarzem Mißtrauen, denn ſchon am erſten Thore, wo die beiden alten engliſchen Kanonen, aus Eiſenſtäben zuſammengeſchweißt, halb verſchüttet im Sande liegen, hatte Loys, vor den Geſchützen ſtehend und darüber eine und die andre Frage thuend, bemerkt, daß der Abt im Hintergrunde ſeines Herzens etwas verborgen hielt, das er nicht über die Lippen laſſen wollte. Zum zweiten, da ſie im Löwenhofe vor dem Standbilde des wappenhaltenden Thieres verweilten, war es dem König vorgekommen, als hielte der Abt ſeine Blicke nicht allzuredlich aus. Darum, wenn auch des Prieſters Worte milde und getreu klangen, war doch der kluge Fürſt vor ihm auf der Hut, und wer täglich um ihn war, merkte das, denn er that gar zutraulich, und wie das unbefangenſte Kind.

Für's erſte beſuchte der vornehme Pilger die Kirche und hörte dem Te Deum zu, daß ihm die Mönche vorſangen. Für's zweite folgte er dem geiſtlichen Wirthe in den gewölbten Ritterſaal, der dazumal ſeines Gleichen an Pracht nicht fand. Da war eine Tafel für die Majeſtät ganz allein gedeckt, und der Abt bediente den hohen Gaſt mit eigenen Händen, kredenzte ihm jeden Trunk, koſtete jede Speiſe vor, ſo daß der mißtrauiſche Herr ohne Angſt und Bedenken zulangen konnte, obſchon für alle Fälle der Profos, der Fürſten Schwert haltend, an der Thüre ſtand, neben ihm der Barbier mit des Königs Dolche.

Loys lehnte ſich beim Nachtiſch in den Armſtuhl zurück, blinzelte mit den Augen und ſprach gnädig zu dem Abte: „Ehrwürdiger, ich ſchenke Euerm Gotteshauſe ſechshundert Thaler.“ — Der Abt verneigte ſich einmal, antwortend: „Der liebe Gott ſegne den König dafür.“ — Loys fuhr weiter fort: „Ehrwürdiger, ich ſchenke Euch dieſen koſtbaren Roſenkranz.“ — Der Abt verſetzte, indem er ſich zweimal verneigte: „Der unwürdigſte Pfaffe dankt dem König dafür.“ — Dagegen verlangte Loys, dem Prieſter nach ſeiner beſondern Art zu beichten, vollkommenen Ablaß und am folgenden Tag das Abendmahl zu empfangen. Der Abt, ob er ſchon wußte, daß der Monarch ſich vorbehielt, in Gedanken zu beichten, was er nicht gerne mit Worten ausſprach, that dem Geſalbten des Herrn ſeinen Willen, und abſolvirte ihn als einen rechten, frommen, gottſeligen Pilger. Deß war Loys froh, und ſprach mit lauernden Blicken: „Jetzo wäre ich gerade vortrefflich zugerichtet, wenn Ihr mich heimlich aus der Welt ſchaffen wolltet; wie?“ — der Abt ſchlug erſchrocken ein Kreuz, und in ſeines Geſichtes Verfärbung erkannte der König ſeine Unſchuld, keineswegs die ertappte Bosheit. Daher rückte er dem zitternden Wirthe näher, und ſagte ihm mit glatter Treuherzigkeit: „Wenn ihr nichts wider mich im Schilde führt, warum ſchlagt Ihr die Augen nieder, ſo ich Euch ſcharf anſchaue? Bekennt mir das, wie ich Euch meine Sünden bekannte; wir ſind allein, und ich zähle noch hundert Thaler in Euern Beutel, wenn Ihr gegen meine Neugierde mit der Sprache herausgeht.“

Der Abt merkte freilich, daß er mit baarem Läugnen hier nicht durchkommen würde, und zugleich wollte er die andächtige Stunde ſeines gefährlichen Milchbruders nützen; dieſes machte, daß er freimüthig anhob: er habe allerdings etwas auf dem Herzen, doch nimmer dem König zum Schaden, wohl aber einer von Angſt gepeinigten Seele zum Nutzen, und wenn ſein erlauchter Gaſt allen Pflichten eines mit Gott verſöhnten Pilgers gehorſamen, und, wie er in der Beichte verſprochen, allen ſeinen Feinden verzeihen wolle, ſo ſei des Wirths Geheimniß zu ſeinen Dienſten.

Dem König kam es auf ein Verſprechen nicht an, und der Abt bekannte ihm, daß in dem Kloſter ein Flüchtling verborgen ſei, den alle Welt verfolge; der ſich demungeachtet noch nicht habe entſchließen können, ſeiner Heimath Boden zu verlaſſen, und gar zu gerne dem Herrſcher ſich unterwerfen wolle, wenn er ſeiner Gnade gewärtig ſein dürfe.

Loys runzelte die Stirne und fragte: „Wer das?“ — „Der junge Sire von Mortal;“ antwortete der Abt mit Beklemmung; denn ſchon fürchtete er, wie er das Zornwetter aufſteigen ſah, zu viel geſagt, auf des Fürſten Wort zu viel gebaut zu haben.

Wie ſeine Furcht jedoch groß war, ſo war zehnmal größer ſeine Freude, als der Sturm vorüberging wie ein Blitz, und das klarſte Wetter aus den Augen des gewaltigen Herrn lachte, daß derſelbe aufſprang, und ſich geberdete, als ob er im Spiel ganz England gewonnen hätte, um es in Paris zu verzehren. Wie endlich ſeine Luſtigkeit ſich beſänftigte, und er vor Gelächter zu Wort kommen konnte, rief er: „Unſer Herr Gott lebe hoch, denn er hat das ſehnlichſte Begehren meines Herzens erfüllt! Ehrwürdiger, geht hin, und bringt mir den wackern jungen Edelmann, daß ich ihn als meinen liebſten Vaſallen umarme.“

Dem Abt war nicht wohl zu Sinne, indem er dafürhielt, der theure König ſei plötzlich ein Narr geworden. Dennoch ging er, auf den Schutzheiligen des Hauſes vertrauend, hin, den jungen Sire zu holen, welcher ungewiß und ſorgenvoll ſeinen Schlupfwinkel verließ. Denn im Grunde ſeiner Seele haßte und fürchtete er den König um ſeines Vaters betrübten Endes willen, und nur ſein verliebtes Gemüth hatte ihn im Vaterlande gefeſſelt. Er war der Verlobte des ſchönſten Fräuleins in der Normandie; einer älternloſen Waiſe, deren Vormund mit ihr unfern von Pontorſon wohnte, und eifrig an dem König hing. Woraus leicht zu errathen, daß derjenige des Königs Freund ſein mußte, der das ſchöne und reiche Fräulein gewinnen wollte.

Der junge Sire wollte ſich dem Herrn zu Füßen werfen, aber Loys duldete das nicht, und öffnete ihm die Arme. Der Edelmann, der von Allem dieſem nichts verſtand, ſagte: „Weil mein ſeliger Vater gegen Dich gefochten, o Herr, haſt Du uns alles genommen, und ich bin ein Bettler. Wie ſtände mir eine Vertraulichkeit zu, welche Du nur Deinen vornehmſten Lehnsleuten gewähreſt?“ — „Du ſollſt von Stund an der allervornehmſte meiner Hofherren, der erſte Marſchall, ein Herzog und der reichſte Ritter in der Welt ſein;“ verſetzte der König.

Der Abt verſpürte Schwindel bei ſolchen Reden, und der Ritter kneipte ſich die Arme blau, um ſich zu überzeugen, daß er mit wachenden Augen ſehe, und mit wachen Ohren höre. Doch ſagte er noch: „So viel Dank ich Dir auch für Deine Gnade darbringe, o mein König, ſo vergaß ich doch nicht, daß mein Vater an Deiner Ungnade ſtarb, und mir iſt ein Räthſel, warum Du eines Rebellen entwaffneten Sohn ehren ſollteſt, wie Dein eigen Kind? Oder es iſt Alles, was Du jetzo thuſt und redeſt, nur ein grauſames Spiel mit einem wehrloſen Schlachtopfer, und dann wäre beſſer, Du gäbeſt mir alſogleich den Tod.“ — Dieſer männlichen Sprache antwortete Loys mit freundlicher Stimme: „Ich mußte Deinen Vater hart ſtrafen um des Beiſpiels willen, aber bei Dir gelobe ich ſeine Stelle zu vertreten. Darum laſſe Deinen Pfleger und Gebieter nicht allzulange eine Verſöhnung erwarten, die nur zu Deinem Glücke ausſchlägt.“

So umarmte denn der junge Sire von Mortal den König, und derſelbe führte ihn in alle ſeine Rechte und Reichthümer wieder ein, ſchenkte ihm noch vieles Land und viele Leute, machte ihn zum erſten Kammerherrn, Pair und Herzog, und ſetzte ihm für alle Wohlthaten nur die Bedingung, fortan an ſeinem Hofe zu leben, ſo lange es Beiden, dem Herrn und dem Unterthan, gefällig und lieb ſein würde. Der Ritter willigte in Hoffnung fröhlichſter Zukunft ein, und der Abt pries des Himmels unerforſchliche Fügungen. Der König gab den Mönchen ein Feſt, ſpeiste die Armen freigebig, beſchenkte die arbeitſamen Fiſcher, und empfing von denſelben ein leckeres Gericht von den allerbeſten Muſcheln. Dieſes erinnerte ihn an die Muſchelſchaalen, welche im Kloſterwappen ſtehen, und an die, welche die Pilger auf ihre Kleider zu heften pflegen; und aus Dankbarkeit, daß ihn der heil. Michael beſonders geſegnet, ſtiftete er zu ſeinen Ehren einen reichen Orden, deſſen Ritter eine Kette von ſilbernen Muſcheln auf der Bruſt trugen, daran das Bild des Erzengels, wie es auf dem Thurm ſtand. Auch ſetzte er drei Silbermuſcheln zu den vieren in dem Wappen der Abtei, und fügte hinzu des Königs Hauptſchildſtück, das blaue Feld mit den drei goldenen Lilien. — Der Kommandant des Schloſſes, die tapferſten Offiziere des Königs, und der Ritter von Mortal, erhielten die Ordenskette des heil. Michael; doch wußte keiner, in welchem Stücke der Erzengel den König geſegnet hätte; am allerwenigſten der Sire von Mortal, der von ſeinem eigenen Schickſal und Erdenglück nicht das Mindeſte begriff.

Beſcheiden und einſam war der König zum Berge gepilgert; mit Pracht und Muſik und vielem Gefolge kam er zu ſeiner Hofſtatt zurück. Jedermann verwunderte ſich über ſeine Leutſeligkeit, und über die plötzliche Aenderung in ſeiner Lebensordnung. Seine frühere Aengſtlichkeit war zum großen Theil verſchwunden, und er floh nicht mehr die Geſellſchaft der Menſchen. Namentlich war einer am Hofe, den er nie von ſeiner Seite ließ. Das Frühſtück mußte derſelbe mit dem Fürſten theilen, und das Mittagsmahl, und das Abendeſſen; den Wein, das Spiel, die Jagd. In der öffentlichen Audienz ſtand er neben des Königs Thron; hatte irgend ein Geſandter heimliches Gehör, ſtand der unzertrennliche Freund dicht vor der Thüre. Saß Herr Loys am Kamin, ſo war ihm gegenüber der Andere; legte ſich Herr Loys zu Bette, ſo ſchlief der Andere dicht an ſeiner Schwelle.

Der Profos hatte ehedem ſolch unaufhörlichen Dienſt gehabt, und kam jetzo nur ſelten vor des Gebieters Angeſicht. Der Barbier war ehedem der Günſtling geweſen, und ſah ſich jetzo verdrängt. Der junge Sire von Mortal hatte die beiden Reſpektsperſonen erſetzt, und doch wußte er nicht, wie und warum dieſes geſchehen; zugleich ſeufzte er ſelber über des Königs Gunſt.

Denn, wenn er einmal ſagte: „O Herr, erlaube, daß ich friſche Luft ſchöpfe, während Du der Regierung abliegſt,“ ſo verſetzte der König ſchmeichelnd: „Ein Stündchen ſei Dein, mein liebes Herz; nur gehe nicht zu weit!“ Und alſobald war irgend ein Diener von des Herrn Vertrauten auf ſeiner Ferſe, und wenn der Ritter fragte, warum? ſo hieß es: „der König wolle es ſo.“

Ritt er wie ein kühner Edelmann im Galopp, ſo ſprach der Diener, indem er ihm in die Zügel griff: „Der König will das; Ihr möchtet ein Unglück haben.“

Wollte er ſich baden im kühlen Strom, ſo litt es der Diener nicht, und ſprach: „Der König wehret das; Ihr möchtet ein Unglück nicht haben.“

Spielte er Ball, um ſich warm zu machen, und war im beſten Zuge, ſo ſtellte der Diener das Spiel ab, ſprechend: „Der König wünſcht nicht, daß Ihr Euch erhitzet; für Euch wäre es vom Uebel.“

Schlug die Stunde der Heimkehr, ſo mahnte der Diener unbarmherzig, ſprechend: „Der König erwartet uns, und wenn auch die Verſäumniß Euch verziehen würde, mein Rücken würde ſie theuer bezahlen.“

Der junge Sire erbarmte ſich alsdann ſtets des armen

Trabanten, und kehrte folgſam heim, als wie ein Lamm; doch ſchwoll ihm nach und nach das Herz vor Unwillen und Sehnſucht, und er dachte ernſtlich nach, wie ſchlecht es ihm erginge in dem goldenen Käficht. Zugleich beſann er ſich, wie er ſein Loos wohl ändern möchte. Mit Gewalt war nichts zu richten, nur allein mit Liſt. Aber wie kurz und ſtumpf und durchſichtig iſt die Liſt eines jungen Mannes von zwanzig Jahren.

Einmal ſaß er mit dem König zu Tiſch, und griff nach einem fetten Fiſche. Da klopfte ihm Herr Loys ſpielend auf den Finger, ſagend: „Die Speiſe iſt unverdaulich, und Du ſollſt den Magen Dir nicht verderben.“ Der Andere fragte: „Herr, warum nimmſt Du ſo viel Antheil an meiner Geſundheit?“ — „Weil ich Dich liebe als einen Sohn;“ verſetzte Loys mit freudlichen Katzenaugen. — „Wenn Du mich alſo liebſt, o Herr, ſo möchte ich wohl etwas von Dir erbitten.“ — „Sag' es frei heraus.“ — „Gib mir ein ſchönes Pferd aus Deinem Marſtall.“ — „Das ſchönſte nimm' es Dir.“ — Alsdann ein paar luſtige Pagen zum Gefolge.“ — „Es ſei; meine edelſten Knaben ſollen es als eine Ehre achten, hinter Dir zu reiten.“ —

„Ferner einen Beutel voll Goldes.“ — „Geh' zu meinem Schatzmeiſter. Die Gefälle Deiner Güter liegen bereit.“ — „Und endlich die Erlaubniß, eben dieſe meine Güter zu beſuchen. Des Herrn Auge fehlet dort, und dem Erben iſt es Pflicht, der Ahnen Vermächtniß nicht zu verwahrloſen.“ —

Der König ſchüttelte den Kopf und meinte: „Damit hat es noch Zeit. Du biſt ein kleiner Schelm, und würdeſt lange nicht wiederkehren.“ — Der Ritter betheuerte: „Sobald Du es befiehlſt, bin ich wieder hier.“ — Ich glaub' es nicht;“ ſagte der Fürſt: „und wenn Du's ehrlich meineſt, ſo könnte Dir auf der weiten Reiſe ein Unglück zuſtoßen. Kein Wort mehr davon.“ — Die Mühe des Ritters war umſonſt geweſen.

Ein andermal griff er die Sache anders an. Der König war guter Dinge, denn ſeine Frau, die er nur dann und wann beſuchte, hatte ihm einen Prinzen geboren. Daher ſchwatzte am Kamin der Monarch tauſend ſchöne Dinge vom Glück des heiligen Eheſtandes und der Häuslichkeit, daß ein Pfarrer es nicht beſſer hätte machen können. Der junge Sire von Mortal, der ſein Herz im Angedenken an ſeine Liebſte ſehr bewegt fühlte, meinte, gerade jetzo ſei des Königs Herz am leichteſten zu rühren. Darum ſprach er mit Zutrauen: „Du biſt ſo fröhlich, Herr; laß' auch mich Dein Vergnügen theilen.“

Der König ſagte: „Tauſendmal für einmal, liebſter Pflegeſohn. Wie meinſt Du das?“

Der Ritter ſagte: „Ich bin durch Deine Gunſt ſo reich und groß geworden. Gut wäre es, wenn ich all den Reichthum einſt einem Sohne hinterließe, wie Du dem neugebornen Dauphin Deine Krone.“

Der König krauſte die Augenbraunen; doch ſagte er: „So iſt's von Anbeginn in der Welt gehalten worden. Erkläre Dich nur näher.“

Der Ritter ſagte: „Laß mich auf die Freite ziehen, königlicher Herr. Ich begehre ein Weib zu nehmen, und glücklich zu ſein in meinem Hauſe, wie Du jetzo in dem Deinigen.“

Da verſetzte Loys trocken: „Ich war viel älter als Du, da ich heirathete. Späte Ehen bringen Glück. Zudem wollen die Weiber lange geprüft ſein, denn ſie taugen wenig. Ich wäre untröſtlich, ſtürbeſt Du an Eiferſucht oder an Gram über ein gehäſſiges Weib, oder im Zweikampf mit einem Nebenbuhler, oder an dem geſchmolzenen Blei, was hie und da eine rachſüchtige Hexe ihrem Manne ins Ohr träufelt, während er ſorglos ſchläft. Man hat Beiſpiele.“

Der Ritter ſagte erſchrocken: „Der liebe Gott bewahre mich. Die Dame, die ich mir erwählte....“

Der König fiel ihm liſtig in die Rede: „Haſt Du ſchon etwas erleſen? Wer iſt die Schöne? Sag' es mir.“

„Sag' es nicht, ſag' es nicht!“ rief eine ängſtliche Stimme in der Bruſt des Ritters ſo laut, daß er der Frage antwortete: „Die Dame, die ich mir erwählen würde, müßte nicht dem Bilde gleichen, welches Du, o Herr, von den Weibern entwirfſt. Noch iſt mein Herz ruhig, aber wenn ich prüfen ſoll, muß ich meine Freiheit haben. Gib mir die Freiheit.“

„Du biſt frei, ſo gut wie der König von Frankreich;“ entgegnete ihm Loys mit falſcher Schmeichelei. „Fordre nicht ein Mehreres. Erwarte ruhig alles von der Zeit und meiner Gnade.“

Der Sire von Mortal ſchwieg zwar, doch mordete die ſteigende Erbitterung ſeiner Seele die Hoffnung, obgleich der König ſie immerdar anfachte. Der Ritter warf ſeine Augen auf die Leute am Hofe. In ihren Blicken las er jedoch nur Haß gegen den Günſtling, und erwartete von ihnen keine Hülfe. Nach ſeiner Liebe ſtand ſein Sinn; aber wie aus der räthſelhaften Falle kommen, worein ihn das Verlangen, ſein Lieb zu verdienen, geführt hatte?

Da brach ein Krieg mit den Kaiſerlichen aus. Alle Regimenter marſchirten in's Feld, und ſo viele gute Marſchälle und Generäle Frankreich ſchon dazumal hatte, ſo war doch gerade kein Ueberfluß an tapfern Männern. Als der Sire von Mortal die Trommeln, Trompeten und Signalhörner vernahm, griff er muthig an den Degen und dachte bei ſich: „Jetzo oder nie iſt die Zeit, meine Freiheit ehrenvoll zu gewinnen und die Braut hinterher!“ — Forderte auch ohne Verzug vom König ein Kommando, oder mindeſtens die Erlaubniß, als Freiwilliger unter den Grenadieren die Campagne mitzumachen.

Da kam er ſchön an. Herr Loys wurde vor Schrecken blaß, und rief überlaut: „Bewahre mich Gott und der heil. Michael! Du könnteſt todt geſchoſſen werden, oder als ein Krüppel wiederkehren, und eins wäre für mich ſo traurig als das andere. Laß Dir die Kriegsluſt vergehen, und bleibe bei mir im ſichern Hauſe. Es gibt genug tapfere Franzoſen, die ihr Land vertheidigen werden, ohne daß ich Deines Arms bedürfte.“

Nun war dagegen in dem Ritter kein Haltens mehr. Er vermochte ſeinen Groll nicht länger zu verſchweigen, und fuhr heraus wie ein braver Soldat: „Bedarf auch Frankreich meines Arms nicht, ſo bedarf ich der Ehre, und mein heldenmüthiger Vater hat mir ſeinen kriegeriſchen Namen nicht hinterlaſſen, damit ich hinter der Kunkel ſterbe. Du falſcher König! Du haſt mich berückt um meine Freiheit und Jugend, und ich hätte zu dem Mörder meines Vaters mich nichts beſſeres verſehen ſollen; aber zu einem feigen Buben ſollſt Du mich nicht ſtempeln. Und weil Du mir die Thore Deines Kerkers nicht öffnen laſſen willſt, ſo zeige ich Dir in Deinem eigenen Hauſe, daß ich Dich, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich haſſe Dich, wie den Teufel, Du biſt mir zuwider wie eine Kreuzſpinne, Du lügneriſcher Fürſt; ich verfluche Dich als einen Menſchenſchinder und mörderiſchen Blutigel! Da haſt Du jetzo Dein Theil, und mein Herz iſt wieder leichter. Du magſt nur den Profoſen rufen, daß er mich aufknüpfe. Mein ehrlicher Vater hat den unehrlichen Henkerſtrick zu einem ſtattlichen Ordensbande geweiht.“

Ihr glaubet wohl, ihr einfältigen Fiſcher vom Berge, daß Herr Loys nichts ſtracklicher zu thun gehabt, als zu befehlen, daß dem Jüngling geſchehe, wie er geſagt? Mit nichten. Der König ſagte lächelnden Angeſichts: „Lieber Pflegſohn, Du haſt Dich gewiß im Weine übernommen. Schlafe den Taumel aus, und komme dann wieder.“ Ließ ihn in ſein Zimmer führen; befahl ſtrenge, daß er den Umkreis des Schloſſes nicht verlaſſen möchte. — Der Profos wachte mit tauſend Augen; keine Maus wäre ihm entgangen.

Am andern Tag kam der Barbier, den Herr Loys zu dem jungen Sire geſchickt hatte, nach deſſen Wohlbefinden ſich zu erkundigen, und ſagte mit zögernder Stimme und heuchleriſch niedergeſchlagenen Blicken: „O Herr, Du haſt eine Schlange in Deinem Buſen erzogen. Der verrätheriſche Herzog läſtert Dich in Gegenwart Deiner getreueſten Knechte, verweigert, vor Dir zu erſcheinen, und ſendet Dir als ein Zeichen ſeines Ernſtes des heiligen Michaels Ordenskette zerbrochen zurück.“

Der König erblaßte dießmal ſehr vor Zorn, doch bezwang er ſeinen Aerger, ſprechend: „Ein Tollkopf iſt's, mein lieber Barbier; doch bin ich ihm herzlich zugethan, und wehe dem, der ihm ein Leid zufügen möchte. Verſtehſt du mich, Barbier?“

Der Bartſcheerer verneigte ſich, ob er gleich den Kopf ſchüttelte, und ſich erinnerte, wie viele ſchon in des gefährlichen Schloſſes Mauern ihr Leben für weit geringere Fehltritte verloren. — Dießmal beſuchte aber der König in eigener Perſon den widerſpenſtigen Edelmann. Der hatte ſich, die Galle zu beſänftigen, eine Ader öffnen laſſen, und lag müde auf dem Bette, rührte ſich auch nicht ein bischen, als der Fürſt zu ihm trat.

Der König ſagte gütig: „Tröſte Dich und geneſe. Wenn der Krieg ſo abſonderlich Dich freut, ſo machen wir den Feldzug zuſammen; doch wirſt du nie von meiner Seite weichen dürfen, daß Dir nichts Uebles widerfahre.“ Der Ritter ſagte trotzig: „Was kümmert's Dich ſo mir Uebels widerfährt? Du biſt wie ein eiferſüchtig Weib, und ich fange an, ganz eigene Gedanken von Deiner Gnade zu hegen. An Deiner Seite wäre ich ein Gefangener im Lager, wie hier im Schloſſe. Nichts da; lieber ſterben.“

Der König wurde ungeduldig und rief: „Wenn Du nur nicht immer von dem unſeligen Sterben ſprächeſt! das ziemt ſich nicht für junge Leute, und verdrießt ſtets das reifere Geſchlecht.“

Der Ritter war gleich mit der bittern Antwort bei der Hand: „Ein Mörder fürchtet am meiſten den Tod und das letzte Gericht.“ — Und als der König hier zufällig nieſete: „Proſit, mein Herr von Frankreich! Gott helfe Dir; Amen.“

Es war aber juſt, als wäre Herr Loys aus Stein gehauen; denn während dem Barbier, Arzt und Profoſen gelb und grün vor Augen wurde, da ſie hörten, wie keck und frech der neugebackne Herzog redete, zuckte der König nur leiſe die Achſeln und ſagte im Ammentone: „He, he, was gilt der Waizen? Ohe, was gilt ein goldner Thron?“ womit er andeuten wollte, daß dem eigenſinnigen Knabengeſchwätz ſelbſt ein mächtiger Herr, wenn er vernünftig iſt, Nachſicht ſchenken müſſe.

Der Ritter verſtand indeſſen wohl, wie ſein ſeltſamer Pfleger ſeiner ſpottete, und brummte ihn an: „Spiele Deine Faſtnachtsſchwänke, wie Du willſt, ſo lange Du magſt. Ich bin es müde, Dein Affe zu ſein, und bringe mich lieber mit eigener Hand um's Leben, wenn Du nicht dem Profoſen Arbeit giebſt.“

Herr Loys verfärbte ſich ärger als jemals, und ſagte haſtig: „Nehmt ihm alle Waffen weg, laßt ihn nicht aus den Augen! Das wäre erſchrecklich. Man polſtere die Wände aus, daß er ſich kein Leid thue. Vergittert die Fenſter! Gebt ihm keinen Fiſch zur Speiſe; er möchte ſich mit einer Gräte erſticken!“ — Des Königs Vertraute gelobten Alles.

Der Ritter lachte hierauf verächtlich und grimmig, erwiedernd: „Fürchte nichts, Du Böſewicht, der Du mich noch aufheben willſt, um mich als einen ganz beſondern Braten zu ſchlachten. Was Du auch mit mir vorhaben magſt, ich will mir noch Zeit nehmen, Dir alle Verwünſchungen zu ſagen, die über meine Zunge wollen. Vermauere für mich Deine Küche, ſtoße Deine Fiſchbehälter in den Grund; ich will mich zu Tode hungern.“

Herr Loys griff unwillkührlich nach ſeinem eigenen magern Leibe und zitterte ſehr. Dann entfernte er ſich, und band dem Arzt und dem Barbier auf's Gewiſſen, durch die lockendſten Speiſen die Eßluſt des Trotzkopfs zu reizen. Und weil er in ſeiner Klugheit überlegte, daß die gehäſſigen Diener dem Ritter etwa Gift in die Schüſſeln thun möchten, ließ er dieſelben wieder vor ſeinen Augen bereiten, und geleitete ſelber die Tafeldiener zur Thüre des jungen Sire, wo er alsdann, durch das Schlüſſelloch ſchauend, von allem, was dahinter vorging, Zeuge ſein konnte.

Der Edelmann war nicht weniger beharrlich, und verweigerte unerbittlich Speiſe und Trank. Einmal zwar hätte er ſich bald verführen laſſen, von den köſtlichen Muſcheln unſrer Meeresbucht zu koſten; ſie rochen ſo trefflich! doch überwand er die ſtarke Verſuchung.

Es konnte nicht fehlen: er zehrte ab wie ein Schwindſüchtiger, und des Königs Kleider wurden demſelben auch immer weiter, und ihm ſchmeckte kein Biſſen mehr. Dennoch wetzte ſtets vergebens der Barbier ſein Meſſer, und der Profos ſchürzte vergebens Schlinge auf Schlinge. Die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn fand kein Ziel; die Frommen im Hofſtaate meinten, er fange ſchon an, ſeine Sünden zu bereuen; die Klugen dagegen beſürchteten, der theure Fürſt habe ſich etwa irgend eine Wohlthat zu Schulden kommen laſſen, und könne ſich jetzo darüber nicht zufrieden geben.

Genug: am fünften Tage ging Herr Loys abermals zu ſeinem hartnäckigen Pflegſohn, der als wie ein Träumender auf dem Bette lag, und ein fürchterlich Geſicht ſchnitt, den widerwärtigen Beſuch bemerkend. „Du zerreißeſt mein Herz;“ redete der König mit leidender Stimme: „Ich ſterbe mit Dir, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör giebſt.“

„Deſto beſſer für Frankreich!“ antwortete ihm, ſo ſchwach er war, der ungeſchlachte Ritter. Worauf der König zuſammenfuhr, und ſchalt: „Meinſt Du, Du undankbarer Junge? Es iſt alſo Dein Vorſatz, daß ich ſterbe, Du tückiſcher Böſewicht? Jetzo befehle ich Dir, zu leben. Du ſollſt mit aller Gewalt leben.“

Der Ritter lachte mit zufallenden Augen, indem er gleichgiltig ſprach: „Still, Lolo! Du ſtörſt mich. Geh' doch hin, woher Du kamſt.“

Die Umſtehenden waren vor Beſtürzung wie an den Boden gefroren. Endlich ſagte der Profos mit Zerknirſchung: „Wir alle ſind in Deinen Dienſten grau geworden, aber ſolche Vermeſſenheit haben wir noch niemals unbeſtraft geſehen. Gebiete endlich, daß man vorläufig dieſem Menſchen, der, ich weiß nicht wie, Dich offenbar behexte, die Ruthe gebe, die erſtorbene Lebensluſt wiederum anzufachen; und alsdann …“

„Schweige, Du grauer Eſel!“ rief plötzlich der Sire von Mortal, und Paff! hatte der Profos eine derbe Ohrfeige. Alſobald lag aber wieder der Ritter als ein Todter auf dem Bette. Der Profos rieb ſich die Backe, die Anweſenden wichen ſcheu von dem Bette zurück; nur der König blieb ruhig, lächelte ſogar, that den Finger an die Naſe, und verſetzte: „Wahrlich; die Ruthe wäre hier nicht übel am Platze, um …“

Er konnte nicht ausreden, denn bereits hatte ihn der Ritter bei dem Barte und den Ohren gepackt, ſchüttelte ihn gewaltig und rief: „So, du feiner Schalk? Du wähnſt mich matt zum Tode? Warte, Du ſchelmiſcher Dieb, daß ich Dir zuvor den Zopf flechte, bevor Du den Schulmeiſter bei mir ſpieleſt!“ Und zupfte und ſchüttelte den erlauchten Herrn, daß demſelben Hören und Sehen verging, und er um Hilfe ſchrie. „Todt, todt ſchlagt den Frevler, todt!“ ſchrieen alle Diener entgegen. Der Doktor ſchwang einen Arzneikolben, der Barbier ſein Raſirmeſſer, der Profos ſeinen Pallaſch. — Dießmal wäre es um den armen Sire von Mortal geſchehen geweſen, hätte nicht — allen zum Staunen — der König mit dem eignen Leibe ihn gedeckt, und allen in das Ohr gedonnert: „Haltet ein! bei dem Leben Eures Herrn! des Todes iſt, wer Dieſem auch nur ein Härlein des Scheitels verletzt!“

Murrend und mit geſenktem Haupte, wie gejagte Hunde, gingen die Hofdiener hinaus; der Ritter ſtreckte ſich wiederum gleichgiltig auf dem Lager aus, und der König ſetzte ſich in einen Winkel. Dort überlegte er lange und viel, und nachdem er mit ſich auf's Reine gekommen war, redete er abermals zu dem Edelmann, als ob nichts vorgefallen wäre: „Vernünftige Leute geben nach. Du ſollſt Deinen Willen haben, was die Hauptſache betrifft; ſollſt frei ſein, und für Deinen König fechten; doch ſchicke ich Dich nicht gegen die groben Deutſchen, ſondern auf das Meer gegen die Goddams. Meine Flotte verſammelt ſich an der Spitze von Granville, und auf der Hinreiſe thue mir nur die Liebe, dem Abt von St. Michael einen Brief zu überbringen. Es wird Dich freuen, Deinen beſten Freund wiederzuſehen. Ich gehe jetzo, das Schreiben zu verfaſſen. Während deſſen iß und trink ohne Gefährde. Bei meinem Haupte! Schon heute ſollſt du nicht mehr in meinem Schloſſe übernachten.“

Während dieſer Rede hatte ſich der junge Sire langſam von ſeinem Kiſſen erhoben, und verwundert des Königs Geſicht gemuſtert. Darauf war jedoch nur Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit zu leſen, und daher ſtrahlte bald von inniger Freude des Ritters Antlitz. Mit neuer Jugendkraft verließ er ſein Siechbett, zog ſeine ſchönſten Kleider an, ließ ſich den Bart zierlich ſtutzen, das Haar friſiren, und aß mit größtem Appetit, um wieder rothe Backen zu bekommen; denn ſein Vorſatz war, auf dem Wege zu der Flotte in ſeines Liebchens Hauſe Anker zu werfen.

Als der König zurückkam, ihm den goldig verſiegelten Brief zuſtellte, und ankündigte, daß der Profos mit den ſchottiſchen Reitern ihn begleiten würde bis zum Admiralſchiffe, ſchmollte er freilich ein wenig; dachte aber ſchnell bei ſich, daß er ja eben ſo gut, nach dem Abmarſch der Reiter, wieder auf einen Tag die Fregatte verlaſſen würde können, um, von Zeugen nicht beläſtigt, ſeine Dame zu beſuchen.

Ehe der Abend kam, war Alles zu ſeiner Abreiſe bereitet, und er dankte mit kindlicher Seele dem Herrn für die Gnade, die ſolcher zwar ſpät, aber doch endlich an ihm bewieſen. Herr Loys machte dazu ein ſaures Geſicht, verſetzend: „Gut, ſchon gut, fahre hin, Du Eigenſinn. Ein anderer hätte Dich den ſchwarzen Röcken ausgeliefert, Dir den Prozeß zu machen, … aber, kann ich dafür, daß ich Dich mehr als einen Freund liebe? Mir iſt's recht, daß Du hinausgehſt, Dir die Hörner abzulaufen. Ich kann nicht heraus aus Furcht und Aengſten. Bald wagteſt Du zu Pferde Deinen Hals, bald im Fechten Deine Glieder, bald im Schwimmen Dein Leben, und endlich wollteſt Du Dich zu Tode hungern. Ueberall mußte ich die Augen haben, über Deinen Leichtſinn zu wachen. Die Schreibſtube nehme ich aus, wohin Du nie verlangteſt, den Tod eines Gelehrten zu ſterben.“

Der Sire von Mortal lachte hiebei herzlich, weil er nicht leſen und nicht ſchreiben konnte. Der König beſchloß aber ſeine Rede: „Jetzo magſt Du auswärts treiben, was Dir beliebt. Sehe ich's doch nicht ſelber mit an. Valet, mein Prinz Ungehorſam. Wenn Du London in der Taſche haſt, ſo bring' es mir.“

Auf dieſe Weiſe ſchieden ſie von einander, nachdem die Herrlichkeit ihrer engen Freundſchaft kaum ein paar Monate gedauert hatte. Der gute Abt von unſerm Berge, zu welchem der junge Sire in geſtrecktem Galopp geritten kam, den Auftrag des Königs auszurichten, ſperrte verwundert die Ohren weit auf, da der Jüngling ihm Alles, was geſchehen, erzählte. Noch begieriger aber öffnete er die Augen, da er des Königs Brief las, der ungefähr alſo lautete:

„Mein lieber und getreuer Milchbruder. Der Ritter, welcher dieſes Schreiben beſorgt, iſt mir theurer als mein eigen Herzblut. Sein Vater, ein großer Nekromant, hatte in den Sternen gefunden, daß mein Leben mit dem des jungen Mortal aufs innigſte verknüpft ſei, und durch geheime Beſchwörungen hat er herausgebracht, daß der Tod des Jünglings unfehlbar der Meinige ſein würde. Welches der Vater mit ſeinem eigenen Tode bekräftigte, weil ich, Betrug fürchtend, ihm nicht Gnade gab. Jetzo bin ich vollends von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugt, und weil der Sohn zu dieſer Friſt ein trotziger Löwe geworden, der in dem Paradieſe meiner Wohlthaten nicht mehr gut thut, ſo mache ich Dich hiemit zum Schatzmeiſter meines für Frankreich ſo koſtbaren Lebens. Sperre den Sire in Deinen feſteſten Kerker, aber füttere ihn wie ein geliebtes Wildthier. Er iſt ungeſtüm und böſe, aber Deine Weisheit wird ihn erhalten und zu hohen Jahren bringen. Ich liebe Dich dafür ſchon im Voraus dreifach, ehrwürdiger Milchbruder. Aber bedenke, daß für Dich kein Galgen hoch, kein Scheiterhaufen heiß genug ſein würde, wenn Du nur im Geringſten das Vertrauen täuſchen möchteſt, ſo ich in Deine Treue ſetze.“

Unter dieſen Brief hatte der kluge König ſeinen Namenszug ſo deutlich gemalt, daß dem Abt unmöglich wurde, an der Aechtheit der Depeſche zu zweifeln. Eine lange Wahl war auch nicht möglich, denn der Ritter drang auf die Weiterreiſe, und der Profos, der ein wenig von des Königs Bosheit wiſſen mochte, belauerte den Abt mit verdächtigen Blicken. Zudem lag die Partei, welche der Abt zu ergreifen hatte, auf der Hand. Er liebte ſeinen erlauchten Herrn und Wohlthäter; er glaubte ſelber nicht wenig an die Verheißung der Sterne. So faßte er ſich kurz zuſammen, ließ ſchnell durch ſeine Söldner den argloſen Edelmann unverſehens ergreifen, und ſperrte ihn mit eigener, wiewohl zitternder Hand in den berüchtigten eiſernen Käficht des Schloſſes.

Dieſer eiſerne Käficht war aber eigentlich von Holz, und ſtand in den Gewölben. Noch heute kann man die Stelle ſehen, wenn man in den Vorkeller ſteigt, aus dem die Treppe in die Todtengruft der Mönche abwärts führt. Aus dem Vorkeller, neben dem Fleck, wo ein Altar für die armen Seelen geweſen iſt, geht's in einen weiten gewölbten Saal, und hinter demſelben liegt das Gemach mit dem Käficht, der an den Bögen der Decke mit Ringen und Eiſenſtangen feſtgemacht war, und ganz frei ſtand, daß man um ihn herumgehen konnte.

Dorthin führte der Abt den Profos, zeigte ihm den in ſeinen Ketten knirſchenden Gefangenen, und ſagte ihm, er möchte dem Könige melden, was er geſehen, und wie der Befehl des Herrn vollzogen worden ſei. — Der Profos verſprach's gar gerne, und zog wohlgemuth von dannen. — Hierauf verbreitete ſich an der Hofſtatt das Gericht, der Sire von Mortal ſei in's Meer gefallen und ertrunken; der König hatte nichts eiligeres zu thun, als die kaum verſchenkten Güter wieder einzuziehen, und bald krähte kein Hahn mehr nach dem verſchollenen Edelmann.

Der König lebte fröhlich und geſund viele Jahre lang in Freud' und Luſtbarkeit, und ſchickte ſtets am Michaelstage ein Geſchenk an den frommen Abt, mit der Frage, wie es um den Vogel im Käficht ſtehe. Und immer hatte der Abt zu antworten: „Gut ſtehts, und Gott wird noch lange unſern Herrn erhalten!“ Da geſchah es, daß die Regierungsgeſchäfte ſich häuften, und viele Kriege zu Waſſer und Land ausbrachen, und Herr Loys nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf ſtand, vor Arbeit und verdrießlichen Welt- und Familienhändeln. Da vergaß er des heil. Berges ein paar Jahre hindurch, und der Abt, weil er nicht gefragt wurde, gab keine Nachricht. Mittlerweile wurde der König viel älter, und nach und nach ſchwächer und kränker, ob er ſich's ſchon nicht geſtehen wollte; als plötzlich der heilige Franziskus in's Land kam und den König beſuchte, daß er wieder geneſe.

Wie der heilige Franz hörte, was der kluge Herr Loys alles auf dem Gewiſſen hatte, wäre er faſt ohnmächtig geworden; um ſo mehr, als ſo viele Todte nicht mehr lebendig gemacht werden konnten, weder vom Fürſten, noch vom Heiligen. Dagegen drang der Letztere in ſeinen Beichtſohn, daß er alle Gefangene losgeben möchte, und namentlich den armen Sire von Mortal. Es ſei eine ſchwere Sünde, zu glauben, daß der Menſchen Leben von andern Dingen abhänge, als vom Willen des lieben Gottes ganz allein, und was der alte Ritter vor ſeinem Tode ausgeſagt, ſei nur eine Lüge der väterlichen Angſt und Zärtlichkeit geweſen, die den Sohn von dem Verderben zu retten begehrt hätte; indem er den Aberglauben des Königs mehr vertraut, als ſeiner Menſchlichkeit.

Herr Loys wand ſich, wie ein Wurm, aber der Heilige verweigerte ihm die Abſolution, bis er endlich mürriſch ſagte: „Wohlan, es ſei, weil es ſein muß. Heda, wo iſt ein Kurier?“ — „Geh ſelbſt, und löſe, die gebunden ſind;“ befahl ihm der Heilige, und der König ſetzte ſich auf ſein graues Pferd, ritt ſelbander mit dem Barbier zu unſerm Berge, überfiel den Abt, ehe derſelbe es vermuthete.

Schon von weitem rief er ihm entgegen: „Heda, Meiſter Abt, wie geht es meinem Finken im Bauer?“ — Und der Abt wurde wie Scharlach. — „He, ehrwürdiger Milchbruder, ſeid Ihr taub, ſeid Ihr ſtumm? Bringt mir den Sire von Mortal zur Stelle.“ — Und der Abt wurde wie ein Leintuch. — „Bei'm heiligen Kreuz! was iſt das? den Schlüſſel her, den Gefangenen her! ich bedarf ſeiner, bei'm Donner!“ — Und der Abt fiel dem König zu Füßen, und konnte kaum vor Schluchzen und Wehmuth hervorbringen: „Er iſt geſtorben, o Herr, ſeit drei Jahren ſchon geſtorben, und ich habe nimmer gewagt, Dir's zu ſchreiben, um Dich nicht zu ſchrecken und zu erzürnen. Hier iſt der Käficht, hier ſind die Kleider, worinnen er den Geiſt aufgab; hier der Altar, wo ich für ihn ein Todtenamt gehalten; hier die Gruft, worinnen er ſchläft, unberühmt, ſchier namenlos, in einem ſchmalen Prieſtergrabe!“

Der König folgte ſchweigend dem Abt zum Käficht, zum Altar, zum Gruftgewölbe, und dann hinwieder zum Tag der Oberwelt. Mit verſchränkten Armen und Beinen ſaß er über eine Stunde ſinnend in dem großen Lehnſtuhle des Ritterſaals, und ſein Antlitz, zuerſt von Sorgen verfinſtert, verklärte ſich nach und nach in Heiterkeit. Seine Bruſt athmete freier, daß er voll Zufriedenheit ausrufen mochte: „Ihr thatet weiſe, frommer Abt, mir den Todesfall zu verhehlen. Er würde Euch den Kopf, und mir viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet haben. Heute jedoch, nach drei langen Jahren, iſt es anders, und ich merke, daß der alte Rebell nur ſeine Kurzweil mit mir trieb, und daß der heilige Franz nicht Unrecht hat.“

Zugleich freute er ſich inniglich, daß des Ritters Abſterben ihn hinderte, des Heiligen Willen durch die Befreiung des Gefangenen zu thun; denn, erſtens, that er niemals gern einen Gefangenen los.

Dafür belohnte er den Abt reichlich, beſchenkte abermals die Armen vom Berge, und ritt munter wie unſer Herrgott unverzüglich wieder von hinnen. „Bleib' im Kloſter über Nacht, königlicher Herr;“ ſagte zwar der beſorgte Abt, indem er auf die weiße Sturmwolke am Himmel zeigte: „Wir werden ein Wetter erleben, ehe der Abend einbricht!“ aber Herr Loys verachtete des erfahrenen Prieſters Warnung, und meinte, er ſei ſchon geborgen, wenn er nur vor dem Eintritt der Fluth über die Grève zur Küſte käme.

Dieſes geſchah wohl, aber mit dem Fürſten ſtieg zugleich ein gräßliches Donnerwetter an das feſte Land, das mit Hagel, Sturm und Regen den Reiſenden unbarmherzig zuſetzte, als ſollten ſie in Grund gebohrt werden. Des ſchlotternden Barbiers vom Wind zerfezte Kleider flatterten wie ein zerriſſenes Segel; der König troff wie eine Hängeweide. Sie verirrten ſich auf der Küſte. Das Abenddunkel und der Wolkenbruch jagten ſie auseinander, und ſeit langen Jahren zum Erſtenmale ſah ſich Herr Loys ganz allein, in einer wildfremden Gegend, auf einem Pferde, welches allen Gehorſam vergaß, und ſtets in der Runde drehte, wie ein ſchwaches Boot in einem Strudel. Schaute der arme Mann hinter ſich, ſo leuchteten ihm freilich die Laternen von unſerm Berge entgegen; aber dahin zurückkehren? Proſit die Mahlzeit! das Meer war ſchon da, und ſpottete aller Könige.

Darum ſtieg Herr Loys wohl oder übel vom Pferde, und führte daſſelbe am Zügel; bald zog er den Gaul aus dem Moraſt, bald that ihm der Gaul die Gefälligkeit. Dann kamen ſie in einen Wald, und ſtießen ſich die Naſen an die Bäume, und endlich die Köpfe an ein Ding, das breiter war als ein Baum. Das war ein Thor mit guten eiſernen Nägeln geſpickt; an dem Thor eine lange Mauer, hinter der Mauer ein hohes Dach. Ein Edelhof, mit einem Wort. Der König klopfte wie ein Räuber, und die Chriſtenmenſchen im Schloſſe machten ihm auf, und führten ihn zu der wunderſchönen Dame, der all' die Herrlichkeit gehörte.

Sie empfing den Verirrten gaſtfreundlich, ob er ſich gleich nur für einen Goldſchmid ausgab, der von einem Jahrmarkt komme; ließ ihm ein Bad bereiten, verſorgte ihn mit Wäſche, Kleidern, Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, wie die reichen Leute alle die Bequemlichkeiten nennen, und leiſtete ihm Geſellſchaft bei einem wohlbeſtellten Nachteſſen.

Der Tiſch war für drei Perſonen gedeckt, und dennoch ſaßen nur zweie daran. Als noch überdieß der König bemerkte, daß die Edelfrau nur wenig aß, hie und da zerſtreut ein Wort ſagte, und kaum die Augen von einer Uhr verwendete, ſo auf dem Kamin ſtand, ſprach er mit ſeinem einſchmeichelnden Weſen: „Meine liebe Dame; wenn nicht bereits der Schlafrock und die Mütze, die ich trage, mir verrathen hätten, daß ein Herr dieſes Haus bewohnt, ſo würd ich ſchon aus Eurer Ungeduld ſchließen, daß Ihr Euern Mann erwartet.“ Die Dame verſetzte: „Das iſt ſo, mein Herr. Mein Mann iſt auf der Jagd, und das Wetter ſo böſe. Ich kann ſeine Heimkehr kaum erwarten, denn ich liebe ihn ſehr.“

Der König, weil er wenig Liebe kennen gelernt hatte, lachte etwas ungläubig, daß die Dame empfindlich wurde, und wiederholte: „Ja doch, und tauſendmal Ja. Er iſt mir theurer als das Leben, und ich ſtürbe gern, wenn ich ihn unſern Kindern und ſeinen Freunden noch tauſend Jahre erhalten könnte.“

Der König dachte bei ſich: „Wenigſtens gießt meine Wirthin ihrem Manne kein geſchmolzenes Blei in's Ohr, und ich möchte wohl für meine quälende Krone das Leben dieſes Fuchsjägers eintauſchen.

Während er ſo dachte und grübelte, kam der Krautjunker heim. Derſelbe war jedoch Niemand anderer als der Sire von Mortal, den der Abt von unſerm Berge in der Kloſtergruft beerdigt haben wollte. Der König erfuhr gar bald, daß ſein ſchelmiſcher Milchbruder ſchon vor einer kleinen Ewigkeit den Ritter freigelaſſen hatte, damit er ſein Liebchen heirathen konnte, deſſen Vormund geſtorben war. Die getreue Dame hatte gern auf ihres Verlobten Namen und Reichthum verzichtet, um nur ihn ſelber zu beſitzen, und ihre Güter mit ihm zu theilen.

Dieſes erzählte ohne Furcht und Reue der edle Ritter dem König, und lag mit ſeiner Frau und allen ſeinen Kindern ſo lange vor dem Herrn auf den Knieen, bis derſelbe — der Verlaſſene ſpürte weniger Gottes Finger, als vielmehr das Meſſer an der Kehle — ſeinen theuerſten Schwur that, dem Abt alles zu vergeben, und dem Sire nichts zu Leide zu thun; unter der Bedingung jedoch, daß die ſchöne Dame das koſtbare Leben ihres Mannes bis in's ſpäteſte Alter zu erhalten ſuche; was ſie mit tauſend Freuden gelobte.

Der König ſchied am andern Morgen verſöhnt und luſtig vom Edelhofe, und zankte den Barbier, da er ihn wieder antraf, nicht allzuſehr, weil er guter Dinge war. Des alten Ritters Weiſſagung gewann wieder ſein volles Vertrauen, und er war nicht böſe, wenn er überlegte, daß wohl ſein verwittertes Leben mit der blühenden Geſundheit des kräftigen Ritters zuſammenhängen möchte. Für jene Geſundheit war die muſterhafte Frau ein beſſerer Wächter als goldene Ketten und eiſerne Käfichte, und die Schätze des Sire gab der kluge Loys nicht heraus.

Einen Monat lang reute ihn ſein theurer Eid nicht. Da er jedoch ſchwächer wurde, härmte er ſich ab, und er grübelte und diftelte, wie er ſeinen Schwur umgehen möchte, von dem er noch keiner Seele ein Wort geſagt hatte. Von Tag zu Tag hatte er neue Klagen. Heute ſagte er: „Mir iſt ſo übel; gewiß hat ſich der unbeſonnene Junker den Magen überladen!“ Morgen hieß es: „Welch eine Jaſt in meinem Blute! gewiß ließ ſich der Andere ſchröpfen trotz des Mondwechſels!“ Uebermorgen jammerte er: „Meine Glieder fallen auseinander; ſicherlich überläßt ſich der Menſch dem Trunk und der Schwelgerei.“

Endlich ſagte er eines Abends, da er ſich vor Angſt und Schmerz nicht mehr zu helfen wußte, zu dem Profoſen: „Komm morgen in aller Frühe zu mir; ich habe Dich zu verſchicken, und wichtig iſt der Mann, den Du ausheben ſollſt.“ Als aber der Profos am andern Morgen kam, war der König todt, und das Geheimniß des Sire von Mortal mit ihm. — Der neue König hat ſpäter dem Ritter zu allen ſeinen Rechten wieder verholfen, und ihm erlaubt, eine koſtbare Goldkrone in unſer heiliges Stift zum Wahrzeichen zu ſchenken. Wer den diebiſchen Jakobinern erlaubt hat, dieſelbe zu ſtehlen, weiß Gott. Genug: ſie iſt nicht mehr da.

3.

Das ſtumme Kind auf der Grève.

„Horch, wie die Glocke ſchwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Menſch verunglückt auf der Grève! ein Menſch geht unter in der wachſenden Fluth! — Ja, ſchreit es nur durch die Gaſſe, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menſchlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen ſpeien den Strick aus, und der klaffende Sand ſchnappt nach den Hufen der Pferde, wenn ſie nicht zeitig den Rückweg ſuchen. Denn der liebe Gott ſchwebt über den Waſſern, und des Menſchen Hülfe richtet nichts.“

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Bruſtwehr, und gedenkt lieber bei eurer Arbeit mit ſtillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es iſt nicht alles aus, wenn das Meer ſeinen Raub hinabſchlingt. Ein ernſthafter Engel wacht über den Abgründen.“

„Wann die See über die Grève fährt, ſo tauchen die Muſchelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre roſigen Schalen, daß ſie einem Schiffchen mit ausgeſpanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwaſſer, und ſinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Menſch wiſſe von ihnen.“

„Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand ſteigt mit Korb und Hacken, ſo findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelſtange bohrt die verſteckten Muſcheln an's Tageslicht. — Alſo bedeckt das Meer nicht Alles mit ſeinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig verſunken glauben.“

„Eine ſolche Geſchichte hat ſich bei uns zur Kaiſerzeit begeben, und wer ſich fürchten will, der höre zu.“

Alte Leute erinnern ſich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende ſeines Lebens bewohnte er das rothangeſtrichene Haus, deſſen Dachgiebel ſich an den Mauergang zwiſchen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem ſtattlichen Hauſe geboren, ſondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marilland, von blutarmen Fiſcherleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen ſich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden ſollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngſten derſelben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, ſchickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geiſtlich ſtudiren ſollte.

Der ältere, der Matthias, war ein ungeſchliffener Burſche, und prügelte alle ſeine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlſte Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk ſeines Vaters aus dem Grunde, und brachte ſein kleines Fiſcherweſen empor, ſo daß er bald ſtehende Netze in den Bächen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geſchicklichkeit. Wer neben ihm fiſchte, hatte ſeine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts ſicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fiſch und Krebſe aus dem Behälter geſtohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten ſtecken, ſchickte ihn auf die Inſeln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte ſich, daß er blind wurde, und brachte ſeinen Lebensreſt in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkeſſel das Weihwaſſer bot, und hie und da ein Almoſen dafür erhielt. Er hätte jedoch immerhin Hungers ſterben können, wenn nicht ſein Weib bei Tag und Nacht auf den Muſchelfang gegangen und ſeine Verſorgerin geweſen wäre.

Aber mit dem armen Fang iſt's nicht allein gethan, und unſere Landsleute haben nicht umſonſt das Sprichwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muſcheln fiſchen, als das und jenes thun!“ — Des Mathias Eltern gingen allmählig zu Grunde, bis ſie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer ſchönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Bruſt eine feine Invalidenmedaille, in der Taſche einen ſchön geſchriebenen Abſchied. Er brachte viel Geld von den Inſeln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz ſetzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tiſch und Bett und Spiegel. Unter den Spiegel in Glas und Rahmen hing er ſeinen Abſchied, an ſein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unſrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein beſcheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fiſchereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geſchäft mit den Schleichhändlern, die zwiſchen unſerer Küſte und den engliſchen Inſeln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Mezgerstochter von St. Lô mit anſehnlicher Ausſteuer.

Das war jedoch ein Geſchäft, das nicht ſonderlich gut ausging. Die Frau langweilte ſich auf unſerm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangſal. Wann er, was oft geſchah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei ſeinen Fiſchern zubrachte, um Platteißen und Barben zu fangen, ging's zu Hauſe hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern ſeines Gelichters. Die beſten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöſt worden wäre, ſind den ungebetenen Gäſten durch die Gurgel geſchlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hauſe hinaus warf, und ſein Geſchmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alſogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte ſie als eine Verſchwenderin in ein Kloſter geſteckt, wo ſie es nicht gar lange aushielt, und ſelig ſtarb. Der Mann begrub ſie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und ſein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind ſetzte er in's Haus, und damit es eine beſſere Aufſicht hätte, und er ſeinem nächſten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er ſeinen Bruder aus Irland kommen, wohin ſich derſelbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geiſtliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hauſe; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne

Falſch und Argwohn. Darum hatte die alte Marthe ſo viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Baſe von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal ſchon ein Gefängniß geweſen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der ſeine Gefangenen und ſeine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochſenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter ſeinen Mißhandlungen hart wie ein Felsſtein. — Da ſie das älteſte unter den Geſchwiſtern war, ſo kam manchmal, wenn der Vater ſeinen Rauſch ausſchlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu ſchließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingeſperrten Verbrecher ſahen das Mädchen gern, weil es ſie nicht prügelte, und ſanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter ſteckte eine ſchmähliche Habſucht, womit ſie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und ſich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Waſſer bezahlen ließ. Das trieb ſie, bis ſie genug beiſammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde ſie eine Betſchweſter, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienſt, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdeſſen geſtorben, und ſie hat niemals deren Gräber beſucht.

Sie iſt ein ſeltſames Weib geweſen, hat mit Niemand Freundſchaft gehalten, über Alles geſpottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, ſie ſei eine Närrin, oder ſie müſſe eine Hexe ſein.

Von allen Menſchen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbſchaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen ſeines Geldes und wegen ſeiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn ſie war nicht ſchön wie ein Engel, aber ſchön wie ihre Mutter geweſen, aber leichtſinnig wie ihre Mutter, aber ſchwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerſeits Tiennette Niemand ſo lieb, als ihre Geſellſchafterin Marthe, weil dieſe das Mädchen unaufhörlich hätſchelte, putzte, kämmte und friſirte, beſchenkte und fütterte, ſpazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was ſie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendſtreichen, und wenn der Kanonikus, der ſtets zu Hauſe war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, ſo nahm lieber Marthe alle Schuld auf ſich ſelber, ehe ſie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn ſie nahm zu an Reiz und Leibesgeſtalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unerſättlich. Bellottens Augen gingen ſtets hin und her, friſch und hell, wie ſpielende Fiſche, und ſuchten muthwillig ein Netz, ſich darinnen zu fangen. Nicht lange, und ſie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, geſponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren ſchelmiſche Soldaten. Wo ſie keinen Feind wegzublaſen hatten, ſchoſſen ſie im Spaß nach den Herzen der unvorſichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte ſie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kaſtanienbraunen Backenbarte und dem blaſſen Geſichte. Er hatte nämlich nicht die ſtärkſte Bruſt, und die ſcharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — ſeit er die Mamſell Mathias kannte — ſtieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schloſſe. Dazumal war die neue Kaſerne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geſchmack an unſern ſteilen Gaſſen, ſo fand Tiennette mit einemmale Geſchmack an der Ausſicht von der Plateforme der Kloſterkirche, fürchtete ſich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und ſtieg unverdroſſen täglich hinan, und ſpazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der ſie behandelte wie eine große Dame, und ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwiſchen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerloſen Gange um das Kirchendach.

Marthe ſah dieſe Spaziergänge nicht gerne, und ſagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu böſem Ende!“ — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil ſie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte ſie unaufhörlich im Hauſe aufzupaſſen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der ſo ſcharf ſah! der ſo verdrießlich war, ſeit er mehrere tauſend Livres durch die Ungeſchicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags iſt das Meer beſonders ungeſchliffen, und reißt alle Fiſchereien in der Bucht zuſammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo ſie geſtanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon iſt. Mathias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein ſollte der ſchlechte Kerl von Ausreißer einmal ſein Schwiegerſohn werden.

Das ſchlug den Alten ſehr nieder. „Du wirſt ſehen,“ ſagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpfeln bei Tombelène Muſcheln holen muß, um mein Leben zu friſten. Mit dem Glücke iſt's aus; ich gehe dem Bettelſtab entgegen.“ Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her ſchlich ohne Raſt mit unauslöſchlichem Durſt; denn er ſchlief nimmer und fürchtete ſich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit ſeinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber ſpazierte mit ihrem Offizier. „Sie iſt wie ihre Mutter;“ ſagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf ſie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samſtag war ſein Durſt ganz unleidlich, und der Eider ſchmeckte ihm nicht mehr; ſo daß er nur nach Waſſer verlangte. Die Ciſternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unſerm ſalzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es ſoll ein großer Jammer geweſen ſein, den Mathias zu ſehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er ſchwatzte in ſeinem Fieber nur von den weiten Inſeln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmeſſen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug; zwiſchen hinein verwünſchte er ſeine ſelige Frau, und ſeine lebende Tochter, daß dieſelbe ſich vor Entſetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienſtag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerſtag ſeine Hülle, wohin ſie gehörte.

Nun ergab ſich, daß Tiennette kein ſchlechtes Herz in der Bruſt trug, denn ſie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf ſeiner Plateforme warten; ſie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, ſondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerſt Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewiſſes.

Der Kanonikus ſoll den Lieutenant mit ſeiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu ſehen iſt, ſoll der Offizier bei ſeiner Seligkeit ſich vermeſſen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, ſobald der Kaiſer ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsſtelle gäbe.

Was an der Sache gewiß iſt: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in ſeine Heimath auf Urlaub und ſoll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ ſich nicht mehr vor den Leuten ſehen, und des Matthias Haus war wie ausgeſtorben.

Unſere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küſte, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortſchaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder ſie ſuchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichſten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand ſtiebte herab auf unſere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garniſon, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu ſeyn glaubte. Der Maire, ein ſchläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpaſſen, die Bürger waren ſtets beſorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine friſche Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und ſo merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachtbarn, daß in des alten Mathias Hauſe ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;“ ſagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?“ — „Wir taufen ihn;“ ſagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter ſagte nichts, und herzte das ſchwache Kind, und wollte ſeine Amme ſeyn, aber das ging nicht. Zudem ſchaute Marthe den Säugling finſter an, und meinte: „Jetzo iſt der Junge noch hinfällig und ſtille, aber in ein paar Tagen wird's anders ſeyn, und ſein Geſchrei wird uns verrathen. Wenn Du Deinen guten Ruf liebſt, Bellotte, ſo trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Laſt übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird.“ —

Tiennette ſträubte ſich, aber der Augenblick war ſtreng, und der Kanonikus ſtimmte der Marthe bei. So wurde endlich beſchloſſen, wie die Baſe wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in friſche Wäſche, Marthe ſteckte es, da es ſchlief, in einen Fiſchkorb, deckte denſelben ſäuberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Dol.

Der Abſchied von dem kleinen Auguſtin war der Anfang von Tiennettens ſchwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hätte freilich viel ſagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verſchwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam ſie zu ſich, und fragte nach der Baſe. Dieſe kehrte erſt am Abend zurück, war von der Wanderung ſehr angegriffen. „Der Weg iſt weit,“ ſagte ſie verdroſſen: „auch habe ich mich auf der Grève erkältet. Das Kind iſt jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten.“ — „Gib mir einen Kuß dafür;“ ſprach Tiennette, und erſchrak gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Prr!“ ſagte dieſe und ſchüttelte ſich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellotte, löſe ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hauſe, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus.“ — Sie ſchlief richtig die ganze Nacht, und ſtand wieder kerngeſund auf. Sie war ein Weib, wie von Eiſen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß ſie nicht geneſen konnte, und viele Wochen hinſiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die ſich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich ſie mit Zähnen und Klauen ſich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unſchuld betheuerte.

Zu jener Friſt war eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieſelbe „zu den drei Freunden.“ Marthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags ſaßen dort ein paar Fiſchweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauſcht, ſtichelten ſie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeſchickt habe, und Marthe ſey des Kindes Trägerin geweſen, und zwar zur Zeit, da ſie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen: Marthe war ſeitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu ſtopfen, aber ihre zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erſtickt wurde, um ſo mehr, da ſie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geſchrieen wurde, ſie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da ſtand ein Douanier auf, der hinter der Thüre geſeſſen, und ſagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewäſche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter iſt unſchuldig wie die helle Sonne. Ich war juſt an ſelbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Poſten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr ſtiegt ſo haſtig von der Grève auf den Damm, und erſchrakt ſo ſehr, da ich unverſehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Contrebande. Ja, ſo meinte ich, und viſitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte ſchlüpfen, ſo ehrlich als vorher.“

Die vorlauten Schreier waren jetzo ſprachlos; Marthe blickte ſtolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achſeln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen friſchen Trunk auf ihre Koſten reichen, und ging beruhigt nach Hauſe. Von Stunde an hatte das Geſchwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb ſich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Roſt. Bald rief ſie den Liebſten, der gar nichts von ſich hören ließ, bald ſeufzte ſie nach ihrem kleinen Auguſtin. Der Kanonikus hatte vollauf an ihr zu tröſten, Marthe ſtets zu beſchwichtigen. Der Onkel ſchrieb an den Offizier, an den Miniſter, an alle Generäle, an den Kaiſer ſelbſt; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe ſey gut verſorgt; Tiennette beſänftigte ſich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und ſie ſagte: „Beinahe wollte ich, der Bube ſey geſtorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!“ — Tiennette ſchrie aber hell auf, fiel ſchier in Gichter und Krämpfe, und ſchwor bei allen Engeln, ſie würde elendiglich ſterben, wenn ſie jemals erführe, daß der kleine Auguſtin todt ſey. „Nun, nun,“ antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht ſo ernſtlich, ich ſagte ja nur ſo.“ Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber ſie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwiſchen den beiden Thürmen hinter ihrem Hauſe. Dort ſetzte ſie ſich Tage lang hin, und ſchaute troſtlos über die Greve nach der Küſte, ob ſie nicht ihr Kind ſähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweiſe überdauerte ſie dieſen gewaltſamen Zuſtand, und ihr Geſicht wurde roſenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben ſchwach, und ſie hätte nicht eine Viertelſtunde weit gehen können. Eine traurige Geſellſchafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, ſo daß Marthe, die Alles ſchlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Auguſtin zu beſuchen.

Inzwiſchen traf es ſich, daß der Chirurgus die Garniſon vertauſchte, und von dem Kanonikus Abſchied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant ſich umſchauen, ihn an ſein Verſprechen zu mahnen. Der Doktor ſagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner, auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu ſehen, und ihr von ihm zu ſchreiben. Der Doktor ſagte: „Gern; wo finde ich das Kind?“ — „Von der Kirche linker Hand, das ſiebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenſtern;“ antwortete Marthe mürriſch, und ſetzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, ſeinem Kameraden in’s Gewiſſen zu reden, und nach dem Buben zu ſchauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Naſe zu binden. Der ſchreibt in ſeinem Leben nicht.“

Und er ſchrieb dennoch; einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geiſtlichen Herrn den ſeinigen. Tiennettens Brief behielt ſie, weil nichts darinnen ſtand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus ſtand auch nichts Tröſtliches. Der Offizier war nach Spanien marſchirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und ſeine Vertraute überlegten reiflich, ob ſie der armen Bellotte ihr Mißgeſchick darthun ſollten. Endlich vereinigten ſie ſich in der Art, daß ſie ihr nur den Abmarſch des treuloſen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtſinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falſche Soldat ſchlecht mit ihr gemeint, ſo meinte es ein anderer Mann um ſo beſſer mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Ponterſon, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, beſuchte denſelben, und machte alſogleich mit ſeiner hübſchen Couſine Bekanntſchaft, geſonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen beſäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob ſie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus ſagte „Ja,“ weil er es wünſchte; Marthe ſagte „Nein,“ weil ſie es nicht wünſchte.

Eine Dirne iſt der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — ſo waren Tiennettens Augen trocken, ihr Ohr offen, und ſie bemühte ſich, auf ihren Füßen gelenker zu ſcheinen, als ſie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, nnd hatte einen langen Zwieſprach mit ihr bei verſchloſſener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden ſeyn mochte, und nahm auch an einem günſtigen Abend ihre Pflegetochter in’s Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu ſprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellotte, der Menſch hat Abſichten auf Dich.“

„Das meine ich auch;“ verſetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte ſich hoch. — „Und Du?“ fragte ſie ausholend. — „Ei, mir wär’s nicht ungeſchickt.“ — Marthe ſtaunte immer mehr. „So? Du Leichtſinn!“ fragte ſie wieder: „Das kann Dein Ernſt nicht ſeyn. Wenn das der Lieutenant erführe…“ — „Hm! der Lieutenant!“ antwortete Tiennette ſchnippiſch, und rümpfte die Naſe. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!“ wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit Dir getraut iſt ....“ — „Das iſt Alles vorbei, liebe Marthe;“ ſagte Tiennette ganz friedlich: „er iſt todt; der Onkel hat mir’s geſagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten.“

Jetzo merkte erſt Marthe vollſtändig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und ſchwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete ſie vor ſich hin: „Der arme kleine Auguſtin!“ — Tiennette wurde aufmerkſam: „Was iſt’s mit dem Kleinen?“ — „Der kann jetzo ſterben, wann er will; eine Waiſe ſeyn oder einen Stiefvater haben ... ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt.“ — „Wie Du auch redeſt! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir ſeyn könnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erſtens ſchämte ich mich zu ſehr, und zweitens würden wir ſchwer geſtraft, weil wir dem Maire alles verheimlicht haben.“ — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;“ ſpottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein … was kümmert das die Mutter, wenn ſie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen ſie ſich bekennen darf!“ —

Tiennette weinte, und Marthe freute ſich des Weinens. Darum ſtichelte ſie fort, wie mit ſpitzigem Meſſer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Haſt ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß ſein Kind zu Grunde gehen. Oder meinſt Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen ſpielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Hiſtorie Wind bekommt, läßt er Dich ſitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein.“

Tiennette ſchluchzte immer heftiger, und warf ſich der Marthe um den Hals. Jetzo ſchlug die Baſe gelindere Saiten an, indem ſie ſprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thuſt am beſten, wenn Du für Dich bleibſt. Die Männer ſind alle ſchlecht, und Du würdeſt mit dem Einnehmer noch viel ſchlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer ſteht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher iſt todt geſagt worden, und wieder zum Vorſchein gekommen, da man am wenigſten daran dachte.“

„Laß die Todten ruhen!“ ſeufzte Tiennette. Die Alte verneigte ſich mit einem zitternden „Amen!“ worauf Mamſell Mathias verſprach, den Einnehmer nicht zu begünſtigen, und ledig zu bleiben, damit ſie einſtens für den kleinen Auguſtin ſorgen könne. Aber Marthe müſſe es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiederſähe, und öfters mit demſelben ſich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigſtens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunſch am beſten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächſtens ſelber nach Dol gehen.

Sie zögerte indeſſen von Tag zu Tag, weil ſie des Einnehmers nächſten Beſuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht ſich ſelber überlaſſen bleibe, und vielleicht zerſtört würde, was Marthe wieder mühſam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht; ſeine Beſuche ſchienen plötzlich und auf immerdar abgeſchnitten. Als eines Abends der Kanonikus ſagte: „Ich höre von dem Boten von Pontorſon, daß der Vetter krank zu Bette liege;“ athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübſch Wetter ſeyn, und ſie wolle nach Dol wandern. Was ſie auch mit dem Frühſten that, verſehen mit allerlei Geſchenken für den kleinen Auguſtin, und mit anſehnlichem Koſtgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichſam ihr zum Trotze, in der Mittagsſtunde auf ſeinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tauſend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängſtlich und ſcheu, machte ſich bald in die Küche, weil ſie in Abweſenheit der Haushälterin für den Gaſt Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er ſelber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerſtreut auf die Fragen des Kanonikus, der ſich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache iſt,“ ſprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht ſowohl krank, als im Innerſten erſchüttert und gleichſam ſchwer ermüdet geweſen bin. Mir iſt nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anſtand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaſte zu reiten.“

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte ſtets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens ſeine Beſuche und das Haus ſeiner Verwandten nicht im Geringſten angehe. Statt deſſen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Luſt, ſeine Couſine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in dieſen Worten lauter Muſik, und obgleich ihm ſchwer wurde, über gewiſſe Dinge mit der Sprache herauszugehen, ſo hielt er es doch im Vertrauen auf ſeines Vetters Bravheit für ſeine Pflicht, und ſie plauderten lange insgeheim; ſchieden auch zufrieden aus ſolcher Heimlichkeit, ſo daß der Kanonikus bei Tiſch ſeiner Nichte ſagen konnte: „Dein wackerer Couſin weiß Alles, und es hat ſich ſein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein ſoll ſein erſtes liebſtes Kind ſeyn und ſeinen Namen führen. Zu Ponterſon ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeſchick und die Anerkennung Auguſtins deckt Alles zu. Darum ſage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte; einen edlern Mann findeſt Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich ſo wohl verſorgt ſehe.“

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraſchten Tiennette, und als ſie durch dieſe Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtſchaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte ſie nicht über ſich gewinnen, Nein zu ſagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr geſtanden. So küßten ſich alſo die Verlobten, gaben ſich die Hände, ſchenkten ſich goldene Ringe, und ſetzten den Hochzeittag feſt. Der Bräutigam kannte ſich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde ſäumen, heimzureiten, ſeiner Mutter die angenehme Botſchaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur geſetzten Friſt bereit ſey. Zugleich bedung er ſich, daß der Kanonikus ihm ſchreiben möchte, wann der kleine Auguſtin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem dieſe Verabredungen getroffen waren, ſchaute der Einnehmer durch's Fenſter, ob der Knecht aus dem Wirthshauſe bereits das Pferd geſattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geſchehen; der feiſte Schimmel ſtand zu Befehl. Aber der junge Freier wechſelte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Geſichte wiſchte. „Sonderbar;“ murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Was mich wieder die Angſt überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt.“

Die Braut und der Kanonikus ſahen ſich beſtürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Urſache ſeiner Beängſtigung zu entdecken. Der ſchüttelte den Kopf, verſuchte, ſich ſelber auszulachen, blickte beſorgt durch die Scheiben zum Himmel, der ſich allmählig trübte, wie ſo oft in ſpäten Nachmittagſtunden geſchieht, und ſtotterte auf einmal: „Es wäre etwa beſſer, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir iſt ſo wunderlich zu Muthe.“

Der Kanonikus wollte ſo eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu beſtellen, als der Vetter ſich plötzlich beſann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anſtehe, vor der Liebſten Muthloſigkeit zu zeigen. Daher rief er ſchnell: „Mit dem verdammten Schwindel ſollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glaſe Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebſand noch die Untiefen des Couesnon.“ — Der Kanonikus ſagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu paſſiren.“ — Tiennette, ſtill erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Faſſung zu ſehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indeſſen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögerd darauf: „Dennoch paſſirte ich neulich das Waſſer; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; ſo kam ich von meiner Straße ab.“ — „Das war das Mondlicht; es täuſcht ſo oft auf der Grève;“ bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;“ — dieß ſprach der Einnehmer mit Seelenangſt — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding . . . wenn ich es Ihnen erzählte . . . Sie würden mich vielleicht auslachen . . .“ — „Vielleicht;“ verſetzte der Onkel: „Verliebte ſehen oft ſeltſame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte iſt ſchreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlaſſen wollt, ſo drängt die Zeit. In einem Stündchen iſt die Fluth da.“ — „Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;“ antwortete der Einnehmer.

Da bei dieſen Worten Tiennette mit dem Weine kam, ſchwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiederſehen, ſchüttelten ſich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, ſtolperte der Schimmel mit ſeinem Herrn die ſteile Gaſſe hinab zum Thore.

Als ſie auf die Grève kamen, rieſelten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raſchen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war ſchlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügeriſch von lockern Sandballen verſtopft ſind, welche beben und zittern unter dem ſchreckhaften Fuße der unerfahrenen Menſchen und Thiere, bis dieſe ihr eigenes Grab ſich höhlen, und langſam, aber rettungslos, in das Moor ſinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutſam. Es war leer auf der Grève. Kein Menſch durchkreuzte ſie. Auf entfernten Sandſtrichen ſtand hin und wieder ein Fiſchreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niederſank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küſte.

Plötzlich drehte ſich der Reiter im Sattel um, und horchte.

Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch ſeinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen ſo ähnlich klingt. Noch einmal ſeufzt die Grève, dann ſteht der Gaul mauerfeſt. „Vorwärts!“ ſpricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängſtigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten ſind wir bei dem Damme.“

Indeſſen war der Schimmel bereits bis an die Feſſel eingeſunken, und nur ein raſcher Druck des Reiters brachte das Thier aus dieſem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es ſchon gelinde am ganzen Körper, und hob ſträubend die Füße. „Witterſt Du das Geſpenſt, Papillon? Kennſt Du nicht mehr den Weg zur Küſte? Iſt denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?“ Bei dieſen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in ſeinem Rücken ſah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er beſtürzt vorwärts ſchaute, war auch da der molkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr ſichtbar, und er ſpürte ſich fortgetragen, ohne zu wiſſen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebts? warum Halt?“ Das Thier ſchnaubte ſchwer. „Ich muß abſteigen;“ dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küſte oder dem Meere uns nähern.“ Er warf ſich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauſchte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demſelben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsſpuren zu unterſcheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauſchen. „Gott ſei mir gnädig;“ ſeufzte er: „das iſt der Couesnon, das iſt der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau beſinne, ſo ſagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht ſein würde.“ Indem er ſich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieſer Verlaſſenheit? Wenn du nicht getreu aushältſt in der Strömung des Fluſſes, ſo ſind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiſer zur Küſte werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon ſchnaubte ängſtlicher. Durch die Nebelmaſſe, die eben anzuſchauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Geſtalt, tief am Boden, dem Reiſenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die ſeine Augen verwirrte, erkannte er die Erſcheinung, die ihn ſchon einmal erſchreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, ſo heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Geſichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es tröffe von ſchaumiger Fluth, als ob es aus einem naſſen Grabe emporgeworfen würde, ſchwankte es vor dem erſchreckten Bräutigam; es ſchloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es ſchreien; dennoch blieb rings die gräßlichſte Stille. Dann that es, wie das erſtemal, da der Einnehmer es geſehen: es drehte ſich um, ſchwamm durch die Luft, und lag plötzlich ſteif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müſſen.

Unter dem Geſpenſt ſchoß der Cuesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als ſonſt, wie immer vor der Fluth, ſprudelnd gegen die Gewalt des ſteigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, ſprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind ſchwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, ſchnellte ſich das Geſpenſt um und um, und ſauſte kopfunter in das Waſſer. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn ſchon mit einbrechenden Füßen.

Der Nebel verzog ſich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchſte Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patſcheſt und ſchleuderſt Du ſo? O weh, das iſt die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, ſonſt iſt's um uns geſchehen!“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligſt durch die Schwemmung, durch die Rinnſale. Ein blaßgelber Punkt ſtach durch den Nebel; darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küſte erreicht, und hielt ausſchnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Poſten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den ſich der Nebel auflöſte. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Marthe von ihrer kleinen Reiſe zurück.

Wohlgemuth ſagte ſie zu Tiennette: „Rathe, was der launiſche Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnſucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erſt in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch ſei getroſt, ſie läßt mich's vorher wiſſen, und wir erwarten ſie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Auguſtin kann alsdann gleich in unſerm Hauſe zu Pontorſon bleiben.“ — Marthe wiederholte verduzt: „Hochzeit? in unſerm Hauſe zu Pontorſon?“

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater ſein; alles iſt ſchon in beſter Ordnung.“ Marthe warf den Kopf in die Höhe, ſtemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte ſchelten, und brach ſtatt deſſen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs luſtig klang, ſondern das innerſte Mark in Tiennettens Gebeinen zerſchnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde deſertirt.

Während alſo Marthe ſich abſonderlich aufführte und gebehrdete, während Tiennette ſich entſetzte und verſtummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Geſicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geſchrieben wird!“ ſagte er mit ſtammelnder Zunge: „da iſt der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal ſchon vergebens geſucht, Deine Angaben ſeien falſch, liebe Marthe, ſchreibt er.“ — Die Baſe wurde blauroth auf der Stirne, und ſtotterte einige Worte, die Niemand verſtand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine ſchwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und ſprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, iſt noch viel ſeltſamer. Hört einmal, ihr Weiber.“ Hierauf las er mit vieler Angſt herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornehmlich deſſen letzte Worte: „Ich „achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein „Mordſtück verübt worden iſt, und habe deßfalls meine Anzeige bei den Gerichten ſchon gemacht. Wer weiß, was an „jenem Fleck ſich finden dürfte. Mündlich und bald ein Mehreres.“

„Süßer Heiland! was ſoll das bedeuten!“ ſeufzte Tiennette mit ineinander verſchränkten Händen. Marthe ſagte: „Es iſt ſo heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen.“ Tiennette, ſteif wie ein Maſtbaum, horchte nicht auf den Unſinn der Baſe, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er ſich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verſchoben hatte, daß ſie wie die Nachtmütze eines Rekruten ſaß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich laſſe ihn bitten, mich ſo bald als möglich zu beſuchen.“ — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;“ antwortete Marthe, und ſchwankte aus der Stube. Dann lief ſie nach der Kammer, ſuchte ihr erſpartes Geld zuſammen, und wollte es in die Taſche ſtecken. Aber ſie vergaß es, während ſie den Mammon einwickelte, ſteckte an ſeiner Statt einen Schuh zu ſich, und ging auf die Straße. Ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man paſſirt nicht ohne Karte.“

Da beſann ſie ſich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schloſſe wohne, und ging ſchnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der ſteile Weg ganz einſam war, murmelte ſie vor ſich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil ſchön Wetter iſt, will ich fortgehen, und nicht einmal Abſchied nehmen.“

Was ſie auch that, obſchon die Witterung keineswegs ſo ſchön war, als ſie meinte. Es ſtürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorſon?“ fragte ſie ſich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und ſeinen Gensd'armen in die Hände.“ — Sie wendete ſich in der Richtung nach Cherrueix. — Bald fragte ſie ſich auf's Neue: „Verfolgen ſie mich nicht?“ und ſchaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenſchein, am Fuße von aufſteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel ſchweben wolle. Von dem ſturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte ſich Marthe nach der Grève. Die Küſte, auf Duftwolken ſchwimmend, wie der Berg, ſchien vom Meere beſpült. Ein Reiter auf dem Damme ſchien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! ſeufzte Marthe, und warf ſich immer rechts in die Triebſandfelder. „Summen mir die Ohren, oder iſt das die Glocke vom Berge?“ ſagte ſie dann, ſtutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; ſie ſtand an deſſen Ufer. „Geſchwind hinüber;“ flüſterte ſie ängſtlich, und deutete ſcheu nach der Seite, wo der Fluß einen Ellbogen macht: „Iſt dort nicht der Platz?“ Sie entblößte die Füße, ſchürzte das Kleid, watete durch das Waſſer.

Es geſchah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueix heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüſtig dem Berge zu. Am Cuesnon ſah er ein, in einem Sandtümpel verſinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor ſteckte. Der Mann half mit Chriſtenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Verſinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieſer Friſt auf der Grève?" ſagte er verwundert: „kommt, folgt mir geſchwinde, ehe die Fluth ſteigt."

Worauf ihm Marthe mit ſtierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?" Wohin ſie deutete, ſchaute der Mann, ſah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht laſſen, ich ſoll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn verſenkt habe." — „Wen, Jungfer Marthe?" — „Armer Auguſtin! war Dein Tod ſo ſchwer? Wo ſind Deine Ueberreſte, daß ich ſie wegräumen kann, ehe der Adjunkt ſie findet? ich darf nicht eher nach Hauſe." — „Marthe, Ihr ſeid verrückt. Kommt doch; der Wind geht friſch, und der Strom ſchwillt." — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!" ſchluchzte Marthe, und ging im Kreiſe auf der wankenden Sandſcholle: „ich muß den Auguſtin verſtecken. Sie ſoll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden ſie auf meinem Grabe lachen." — „Gott ſei mir gnädig!" ſchrie der Bote, da er ſolch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schickſal.

Der Wind ging friſcher, höher ſchwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angſt vor dem Geſpenſte folgte die bittere Todesangſt in Marthe's Seele. Jetzo begehrte ſie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben ſtand vor ihr das blaſſe Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Froſt, triefend von rieſelnder Welle, öffnend den Mund zum Geſchrei. Doch blieb es ſtumm, während ſein Grab immer lauter brauſte, und die See als ein graues Leichentuch ſich langſam gegen die Küſte aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Menſch, der ſie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald raſend, ſchaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergeſpenſtes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umſpülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte ſich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge ſie hinweg, und legte ſie entweder zu dem armen Auguſtin auf den Grund des Cuesnon, oder ſpülte ſie mit ſeinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigeſprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und ſie iſt mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schickſal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geſchoſſen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber ſein Sterbeſtündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

4.

Die ſchöne Catherine von St. Malo.

Crick! — Crack! — Der Blitz in Dein Genick! — ein ſchönes Kind in mein Hamak!"*)

Geſchwind eine luſtige Hiſtorie von der ſchönen Catherine von St. Malo. Sie war die Tochter des reichſten Seilermeiſters, der jemals für die königliche Flotte von Frankreich Taue geſponnen hat. Der Seiler war ein guter Freund des berühmten Segelmachers Kerbiec und hatte Luſt, ſich mit demſelben zu verſchwägern. So beſchloſſen die alten Geizhälſe bei einer Flaſche Wein, daß ſie ihr Geld auf einen Haufen legen wollten, indem der Segler ſeinen Sohn mit der kleinen Catherine verlobte. Yves war zehn Jahre alt, und Catherine ein halbes, als die Verlobung geſchah, und in derſelben Nacht wurde dem Segelmacher noch ein Bube geboren, welchen der Pfarrer mit dem Namen Jonas taufte.

Die Alten meinten, eine gute Eheſtandsfregatte gebaut zu haben, mit Segel und Tauen aus eigner Fabrik, und befrachtet mit eigenem Golde. Aber der vorwitzige Nachzügler Jonas ſtörte ein wenig die Fahrt in den Hafen.

Er war luſtig, und Yves verdroſſen; er war rüſtig, und Yves ſchwerfällig; er war von verliebter Beredſamkeit, und Yves der trägſte Bräutigam, den es je gegeben hat. Catherine, da ſie ſechszehnthalb Jahre hatte, ſah den fünfzehnjährigen Springinsfeld lieber als den bedächtigen Verlobten, und ſagte es von der Bruſt weg, ohne Scheu.

Da ſtanden aber die Weißköpfe auf, und behaupteten, der Vertrag ſei eiſenfeſt, und Catherine müſſe ihn erfüllen, weil die Väter nicht umſonſt vor fünfzehn Jahren Narren geweſen ſein wollten.

„Was fällt Dir ein?" ſagte noch zwiſchen vier Wänden der Seiler zu ſeiner Tochter: „Yves iſt ein Mann, Jonas ein Bube. Yves hat Ehrgefühl, denn er iſt ein Kaufmann geworden, und zählt bald unter den Schiffsrhedern; Jonas hingegen ein gemeiner Matroſenjunge. Yves iſt ſparſam; Jonas verſchwenderiſch und ein wüſter Geſelle. Darum bekömmt Yves des Vaters Vermögen und Jonas nur eine dürftige Abfindung; und eben darum wirſt Du Madame Yves und nicht Madame Jonas."

Hierauf weinte Catherine nur, ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie kannte ihren Vater und ſein gutes Tauende.

Jonas weinte freilich nicht, als der Segelmacher, der nicht gern viel redete, ihn ohne Weiteres abprügelte, aber er ging auf ſeines Bruders Schreibſtube, und walkte den Yves tüchtig durch. „Das ſind für jetzt nur Schläge;" ſagte er ihm: „Wenn Du jedoch die Catherine heiratheſt, Du Dintenkler, ſo harpunire ich Dich wie einen Wallfiſch." Ging ſodann nach St. Servan, und bankettirte in den Kneipen, bis ſein Vater wieder eine lange Rechnung für ihn bezahlen und ihm Alles verzeihen mußte.

Yves, der feige Tropf, athmete ſtets freier, ſo oft Jonas mit ſeinen Seekameraden auf den Kabeljau zog, oder eine Küſtenfahrt machte. Doch war der Matroſe immer wieder zurück, wie das Fieber, ehe man's verhoffte, und allemal gröber, ungeſchliffener und verwegener.

Catherine war ſiebenzehn Jahre alt, und der Seiler drang auf die Heirath. Der Segelmacher verſetzte immer lächelnd: „Die Ausſteuer für meinen Yves iſt noch nicht fertig. Wartet noch ein Weilchen zu."

Catherine war achtzehn Jahre alt, und weil ſie ſich langweilte, fragte ſie: „Wann heirathe ich denn einmal?" — „Bald oder gar nicht;" brummte der Seiler verdrießlich: „Weiß ich, warum der alte Schleicher ſo lange zögert? Schier reut mich mein Wort."

Das Mädchen hätte Alles darum gegeben, wenn dieſes alſo geweſen wäre, aber ſchon am Abend ſprach der Seiler nicht mehr aus dieſem Tone. Denn der alte Segelmacher hatte ihn unter den Arm genommen, und ihm eine Menge ſchöner Dinge gezeigt, die alle dem vielgeliebten Yves beſtimmt waren.

Da ſtand in der breiteſten Gaſſe ein prächtiges Haus, weiß wie Kreide, die Fenſter grün umrändert, wie die niedlichſten Stückpforten; daneben ein Garten mit Blumen und Brunnen; ein Gewölbe voll von Waaren und eine Schreibſtube mit vielen Dienern, die Feder hinter'm Ohr, vor dicken Büchern; eine Geldkiſte, geſtopft mit Silber und Gold; eine Wage, worauf der Kaſſirer das liebe Geld wog, weil er zu faul war, die Menge zu zählen. — Ueber all' dieſe Herrlichkeit befahl Yves ganz und gar.

Von dannen gingen die Alten nach dem Hafen, auf die Werfte. Da lag auf dem Stapel das trefflichſte Schiff, ein nagelneuer Zweimaſter, hell angeſtrichen, wie ein Vogelkäfich, und getheert, daß es ſtrahlte. „Hier iſt meines braven Yves eigenes Schiff!" prahlte der Segelmacher: „Das ſoll ihm Geld und Gut in's Haus bugſiren ohne Unterlaß, und Deiner Tochter zu Ehren die „ſchöne Catherine von St. Malo" heißen, bei meiner Treu!"

Mit dieſer Höflichkeit bohrte der pfiffige Segler des Seilers letzten Groll in den Grund, ſo daß er verſetzte: „Topp, Gevatter Windmacher; und an dem Tage, da beſagtes Schiff vom Stapel gelaſſen wird . . ."

„Heirathet mein Goldſohn Deine Tochter, Gevatter Strick!" vollendete der Andere. —

Sie gingen hin; der Erſte, um die Blumenſträußer für das Schiff, der Zweite, um den Hochzeitſtrauß zu beſtellen. Während deſſen ſtrich Jonas auf unſichern Wellen, nicht ahnend, welche Havarie ſein Glück bedrohte. Catherine dachte wohl einmal, zweimal und dreimal an ihn, aber die Eitelkeit trug den Sieg davon. Eine reiche Kaufmannsdame und eine arme Matroſenfrau! Da war nicht viel zu wählen.

Yves mit den ſchönen Kleidern, den weichen Händen und den vielen Dienern; Jonas im Kamiſol von Segeltuch, Hände und Geſicht voll Pech und Thran, ein Knecht, dem Jedermann befahl! Yves trank nur Zuckerwaſſer und erlaubte ſich kaum dann und wann eine Cigarre; Jonas ſchluckte den Punſch mit vollen Zügen, und rauchte unabläſſig den abſcheulichen Cantinekanaſter. Catherine hatte bereits gewählt; und wenn die heimliche Liebe ein oder das anderemal den Kopf in das Haus des Verſtands ſteckte, wie wurde ſie gejagt!

---

*) Die Erzähler auf franzöſiſchen Schiffen bedienen ſich meiſtens dieſer Eingangsformel, deren Gegenſtrophe von den zuhörenden Matroſen geſprochen wird.

Da brach ein Tag an, wie ihn der Herrgott nur ſelten macht: allenthalben Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu warm ſchien, ein leiſes friſches Lüftchen über dem Meere, daß die kleinen Wogen ſich kräuſelten und blau waren, wie der Himmel. — Das Schiff, worauf Jonas diente, näherte ſich, vollgepfropft mit Stockfiſchen, dem Hafen von S. Malo. Jonas und ſeine Kameraden, nachdem ſie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit gethan, lagerten auf dem Verdeck, und berechneten ſtille für ſich, was ihnen der heilige Vater zu Rom dafür ſchuldig ſey, daß ſie die Chriſtenheit mit Faſtenſpeiſe verſorgten.

Plötzlich hörten ſie Glocken, plötzlich brummten ihnen Kanonen in die Ohren, Muſik ertönte mit Trompeten und Pauken, und wie ſie in den Hafen ſteuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Raaen ſaßen voll Menſchen, und mitten unter ihnen wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluthen ſtürzte, bewimpelt von oben bis unten, ein nagelneues Schiff. Noch dampften die Rinnen der Stapelbahn, noch purzelten auf dem maſtloſen Verdeck die neugierigen Landratten durcheinander.

„Ohe! ohe! wie heißt die Brick?“ — „Die ſchöne Catherine von St. Malo!“

Indeſſen klang das Geläut wieder vom Kirchthurme. „Jetzt werden ſie getraut!“ rief das Volk, dahin rennend.

„Ohe! ohe! wer macht Hochzeit!“ — „Die ſchöne Catherine von St. Malo!“ — „O weh, o weh, weſſen iſt das Schiff?“ — „Dem reichen Yves Kerbiec!“ — „O weh, o weh, wem iſt die Braut?“ — „Dem reichen Yves Kerbiec!“ — „So führe ihn der Satan über Teufels Bord, ſammt Braut und Brick!“

Das war der zornige Jonas, welcher dergeſtalt fluchte, und mit einem Plumps im Waſſer lag. Er wollte ſich ſelber erſäufen, weil er juſt den Bruder und die Schwägerin nicht bei der Hand hatte. Sein Matroſe jedoch, — das heißt: ſein Schlafkamerad, — holte ihn wieder an’s Tagslicht, und redete ihm ſo lange zu, bis Jonas Vernunft annahm, und wieder zu St. Servan einkehrte, und ſchlemmte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

So waren ſeit der Hochzeit vierzehn Tage vergangen, als Jonas in ſeinem ſchönſten Schifferſtaate zu Herrn Yves auf die Schreibſtube kam. Sein Geſicht war ernſthaft, aber ruhig, und er ſagte alſogleich: „Fürchte nichts, lieber Bruder; ich will Dich nicht ſchlagen. Der liebe Gott hat zugegeben, daß Du Catherinens Mann wurdeſt, und ſo mag es denn in’s Himmels Namen ſein. Für meinen Schmerz und Verdruß reiche mir aber eine Entſchädigung. Dein Schiff, die ſchöne Catherine von St. Malo“ — bei dieſen Worten ſtanden dem armen Jungen die klaren Tropfen im Auge, — wird nächſtens die Anker lichten, und bei den Mohren Goldſtaub oder Ebenholz einladen; mache mich zum Capitän des Schiffs. Ich verſtehe mein Handwerk beſſer, als man glaubt, und werde gewiß nimmer zngeben, daß der ſchönen Catherine ein Unglück zuſtoße.“

„Ich habe ſchon meinen Capitän;“ antwortete Yves kalt. — „So mache mich zu ſeinem Lieutenant.“ — „Ich habe auch dieſen.“ — „Aber der Oberbootsmann?“ — „Schon erkannt.“ — „Und der Steuermann?“ — „Bereits gedungen.“ — „Und wenn ich auf der „ſchönen Catherine“ als letzter Matroſe dienen müßte . . .“ — „So würdeſt Du auch alsdann zu ſpät kommen;“ verſetzte Yves mit Spott und Hohn: „mein Schiff entbehrt nicht des geringſten Küchenjungen. Gott befohlen, ſuche einen andern Dienſt und beſſere Dich.“

Jonas maß mit zornigen Augen den Herrn Bruder von der höchſten Spitze ſeiner Nachtmütze bis zum unterſten Rande ſeines großblumigen Schlafrocks, ſchnitt ihm ein bitterböſes Geſicht, und ging trotzig davon. „Und wenn eine Legion von Teufeln an Steuer- und Backbord ſäße,“ brummte er iu ſich hinein: „ich ſegle doch mit der ſchönen Catherine nach Afrika.“

Damit ſein Gehirn geſchmeidiger würde, trank er Grog; das Herz aufzurichten, ließ er brennenden Punſch folgen, und die Flammen deſſelben machten ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finſtere Nacht hinaustanzte, als wäre ſie von tauſend Kronleuchtern erhellt. Er war außer ſich vor Wohlbehagen, er hätte ſich auf einer Bombe in die Wolken ſchleudern laſſen, er hätte ſich in eine Nußſchale gezwängt, auf der Spitze des großen Maſtes ſeine Toilette gemacht.

Sein Weg führte ihn zum Hafen. Da wandelten Laternen, da ſchlugen Ruder im Waſſer, da tönten Pfeifen, da kreiſchten Räder und Winden. Die „ſchöne Catherine“ nahm die letzte Fracht an Bord, ſollte beim erſten Morgenlicht Hafen und Rhede verlaſſen.

Ein Canot wollte vom Ufer ſtoßen. Der Bootsmann ſchrie den Jonas an: „Ohe, ſchläfriger Matroſe! biſt Du’s? kommſt Du endlich? biſt der letzte, lockerer Geſell. Spring herein, und eilends, oder . . . . .“ Er ſchwang das betheerte Tau, aber Jonas ließ ſich’s nicht zweimal ſagen, hüpfte in den Kahn, packte nervig in die Ruder ein, und legte bald unter der Brick an. — Ja wahrhaftig; ſie war’s, die ſchöne Catherine, mit wallenden Wimpeln, ſchneeweißen Segeln und Maſten, die Stengen mit goldenen Knöpfen geziert, das knarrende Takelwerk neu und vornehm aufgerichtet. Und Jonas am Bord, der ſeligſte Matroſe von Frankreich, während der Trunkenbold, für den man ihn angeſehen, in irgend einer Kneipe Rauſch und Dienſt und Glück verſchlief. Denn Jonas achtete es für ein großes Glück, auf der Brick zu fahren, die ſeiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der ſchönen Catherine auf einer grünen Wieſe ſpazieren, und als hüpften Lämmer um ſie her, ſtatt der ſchäumenden Wellen.

Der Capitän wunderte ſich wohl, da er am hellen Tage den wildfremden Matroſen zu Geſicht bekam, aber ſchon war’s zu ſpät, und er begnügte ſich, ihm mit Seemannskälte zu ſagen: „Du ſollſt ein böſer Bube ſein, Jonas, obſchon ein guter Matroſe. Aber auch ich bin böſe wie ein Wolf, und bin mit ſchlimmeren fertig geworden. Achtung alſo! und mit Gott fahrt aus!“

Die Brick war nur noch wie ein kleiner Punkt am Meeresrande ſichtbar, als Madame Yves aus dem Schlummer erwachte, und bitterlich zu weinen anhob, daß die Kiſſen von ihren Thränen feucht wurden. Der Kaufmann fragte ruhig: „Was habt Ihr, Catherine?“ — „Ich denke an Euren Bruder;“ antwortete die Frau. Das ärgerte den Zuckerhut, und er ſagte: „Laßt die Narrheiten ſein; ich rathe es Euch.“ — Worauf ſie: „Freilich war es meine größte Thorheit, daß ich Euch geheirathet habe. Ich hätte doch Euren Bruder lieber gehabt, und gewiß hat er ſich vor Herzeleid in’s Waſſer geſtürzt, und ein Haifiſch frißt ihn wie ſeinen Aeltervater, den Propheten.“

Dazumal gaben noch die Männer ihren Weibern Schläge, und daher wartete der Kaufmann ſeiner Ehehälfte mit einer Ohrfeige auf. Sie weinte deſto mehr, und liebte ihn um deſto weniger. Alſo brachte jeder Tag der Thränen und Ohrfeigen mehr, und immer weniger der Liebe; bis an einem ſchönen Morgen Catherine ihr Herz leer und hart wie einen Kieſelſtein fand, und in ihrem Sinne dachte: „Warum ſoll mich der Yves beſtändig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen.“

Friſch! der Wind ſetzt um; die Segel los! Es knackt der Maſt mit ſeinen Wänden; laßt Euch treiben unbekümmert vor dem Winde. Der Kiel ſchneidet die Fluth; legte ſich auch der Bord zur Seite, die Richtung iſt gerade, und das Log haſpelt gut. — Die ſchöne Catherine zu Hauſe, die ſchöne Catherine auf dem Meere, beide ſteuern trefflich; weil dieſe dem flinken Jonas gehorcht, und jene den plumpen Yves trillt.

Jonas war zum Steuermann der feinen Brick befördert worden, weil der bisherige für gut gefunden hatte, zu erkranken; Jonas behielt ſeinen Poſten, indem der Kranke in den afrikaniſchen Gewäſſern ſtarb, und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geſchickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Die Geſchäfte gingen herrlich, aber die Fieber auch. Es ſchneite nur ſo das Elfenbein in das Schiff, es ſtäubte das Gold hinein, Baumwolle und Ebenholz tapezirten es von oben bis unten. Aber täglich folgte ein Anderer von der Equipage dem alten Steuermann in das Meer, bis dem Capitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brick heimwärts zu wenden.

Jonas für ſein Theil wäre lieber im Sande der Wüſte verſcharrt geweſen. Heimwärts ſteuern mit ſo viel Geld und Gut für den geizigen Bruder? heimwärts, um auf ewig die „ſchöne Catherine“ zu verlaſſen? das liebe Schiff, ſeine einzige wahre Heimath? — Das war ſchier zu hart, ſelbſt für eine harte Matroſenbruſt.

Er hegte ſeine ganz beſonderen Wünſche. Er betete zu Zeiten um einen tüchtigen Sturm, worinnen die Brick mit Mann und Maus zu Grunde ginge; dann um einen Corſaren, der die „ſchöne Catherine ſinge, und als gute Priſe mit ſich nähme; dann meinte er, es wäre hübſch, wenn er unverſehens das Schiff an irgend eine Heideninſel führen, und daſelbſt Seiner wilden Majeſtät Großadmiral werden könnte. — Wie lieblich ſollte dann ſeine Flagge der feinen Brick anſtehen!

Aber nicht Sturm, nicht Corſar erſchienen an Himmel und Horizont, und mit jedem Morgenlicht, wann der Capitän des Steuermanns Journal nachſah, punktirte er auf ſeiner Karte näher und näher zur vaterländiſchen Küſte. — Die Equipage jubelte, aufgezehrt von Fieber und Scharbock, wie ſie war, und lechzend nach franzöſiſchem Brod und Gemüſe. — Da kam es anders in einer pechfinſtern Nacht.

Die ermüdete Mannſchaft ſchlief größtentheils; der Capitän, wie ſich von ſelbſt verſteht. Jonas hatte ein paar Züge Grog genommen, und manövrirte mit ſchläfrigen Augen und Händen. Mit einemmale blies der Wind ein großes Ding heran, welches ſchwärzer war, als Nacht und Meer: ein holländiſches Kriegsſchiff von hundert und zwanzig Kanonen, und es hielt ſo ſcharf auf die arme Brick zu, daß der Zweimaſter einen fürchterlichen Stoß erlitt, um und um purzelnd, als ginge er auf den Grund.

„Die Schaluppe aus! die Barcaſſe aus! das Schiff ſinkt!“ ſchrie die verzweifelnde Mannſchaft, und wie durch ein Wunder gelang es ihr auf der Stelle, die Boote in die Fluth zu laſſen, und Offiziere und Matroſen ſprangen hinein, und das holländiſche Linienſchiff, das wie eine Blindekuh das Unheil angerichtet hatte, nahm alle chriſtlich an Bord, vermeinend, die Brick ſei im Schooße Abrahams aufgehoben. Hierauf fuhr der Holländer nach dem Cap, fiel den Engländern in die Hände, die ihn zerſchoſſen wie ein Sieb; deßhalb zündete der Mynheer ſeine Pulverkammer an, und flog mit den Feinden gen Himmel. Freilich flogen auch die guten Franzoſen von St. Malo mit ihm, und die Geſchichte des armen Jonas hätte ein Ende, wenn er nicht zum Glück auf der „ſchönen Catherine“ geblieben wäre, die nicht ſcheiterte, ſondern nur ein bischen näſſer als gewöhnlich aus dem Bade ſtieg.

An das Steuerrad geklammert, ſchlug Jonas die Augen auf, und wunderte ſich, daß er nicht den Kopf unten und die Füße oben hatte. Noch ſchüttelte ſich das Fahrzeug heftig, als erholte es ſich von ſeinem Schrecken; dann gewann es das Gleichgewicht, dann gehorchte es dem Steuer, welches Jonas mit zaghafter Hand probirte. — Jetzo rief er ſeinen Wachtkameraden; keine Antwort. Hierauf ſtieß er in ſeine Pfeife; Niemand regte ſich. Keine Lampe brannte mehr. Die Finſterniß war erſchrecklich, die See ging hohl. Ein Schauer überflog den armen Jonas; denn, ſo oft eine breite Welle die Flanken des Schiffs ſchlug, dachte er ſich: „Gewiß treibe ich auf einem lecken Kaſten, und wenn die Sonne aufgeht, muß ich untergehen.“ Doch tröſtete ihn, daß er mit der „ſchönen Catherine“ ſterben würde.

Die Sonne ging auf, und beſchien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, welches nun Jonas vom Deck zum Raum durchſuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Menſch. Das zudringliche Salzwaſſer hatte alle Waaren verſchont, nur ein paar Fäſſer Biscuit verdorben. — Jonas merkte nach und nach, daß er jetzo ganz allein der ſchönen Catherine Herr ſei. Ein Anderer hätte ſich gefürchtet; er war luſtig und wohlgemuth.

Vorerſt ging er in des Capitäns Kajüte, und putzte ſich mit des Capitäns Staatskleide: dann frühſtückte er eine gute Flaſche Madera; ſofort unterſuchte er den Compaß, ſtopfte ſich eine Pfeife, und überlegte, ernſthaft vor der Karte ſitzend, was zu thun ſei. Der Großadmiral von den wilden Inſeln ging ihm wohl dann und wann durch den Kopf, aber leider wußte er nicht, wo die Inſeln zu ſuchen ſeyen, und überhaupt wußte er nicht recht, wo er hinfuhr. Da merkte er, daß ein Capitän nicht juſt ſo vom Himmel falle, und Alles in der Welt gelernt ſeyn müſſe.

Er ſchlug ſich einige Monate auf der See herum, ſtellte die Segel, richtete und putzte das Schiff, und hielt ſich fern von unbekannten Ufern. Sah er durch des Capitäns Fernrohr ein großes Fahrzeug, huſch! zog er die engliſche Flagge auf, und paſſirte ungehindert. Spürte er in der Nähe einen Hund von Seeräuber, puff! gab er heftig Feuer aus ſeinen Caronaden, und kein Flibuſtier traute ihm ſehr. — Eines Tags ſah er die franzöſiſche Flagge über's Meer ſtreichen, und da er den Lougre herzhaft anrief, klangs zu ihm herüber: „Von St. Maurice; nach St. Malo!“

Jetzt packte ihn plötzlich das Heimweh, als wie mit glühenden Zangen, und er konnte nicht genug Segel aufziehen, um dem geſchwinden Lougre zu folgen. Doch hielt er die Richtung ein, und ehe ein paar Tage vergangen waren, erkannte er ſich nachgerade in den Gewäſſern. Da kamen die ſieben Inſeln herangeſchwommen, dahinter das Geſtade Frankreichs, die Inſel Brehat, der Meerbuſen von St. Brieuc, das Vorgebirg Frehel . . . . endlich, endlich St. Malo!

Jonas donnerte Schuß auf Schuß aus ſeinem Geſchütz, und kletterte wie eine Katze Stenge auf, Stenge nieder, verrichtete alle Dienſte, vom Marsklimmer bis zum Kieljungen, vom Capitän bis zum Kanonier. Die Lootſen kamen auf ſtiller See, die Zöllner am geräuſchvollen Hafen, und ringsum war Staunen, Freude und Bewunderung, da man vernahm, wie ein Einziger durch Gefahren und Ströme mit ſichrer Hand die „ſchöne Catherine“ geleitet.

Nun wirbelte das Volk ohne Zahl zum Ufer, und die Commiſſäre der Marine ſchrieben ſchwarz auf weiß nieder, was Jonas gethan, und der Seepräfekt verſprach ihm das allerneueſte Ehrenkreuz, und der König that mehr, denn er gab es ihm wirklich. Alle aber meinten — vom König bis zum Lootſen, daß nach allen Schiffsgeſetzen die Hälfte der reichen Schiffsfracht demjenigen gehöre, der das Ganze dem Eigenthümer gerettet.

Der geizige Yves meinte jedoch nicht ſo, wie alle, und wo alle ſich freuten, ſtieß ihm der Neid das Herz ab. Erſt zankte er ſich mit dem Bruder, dann mit ſeiner Frau, die des Bruders Parthei nahm, dann kam es zu einem großen Prozeß. — Jonas trumpfte den Yves tüchtig ab, und ſagte: „Eine von den beiden Catherinen muß ich haben: entweder das Schiff mit einer halben Million, oder . . . .“ Da ſchrie Yves vor Gericht: „Nimm die andere, Du Thranfiſch! ich gebe Dir ſie herzlich gerne, denn ſie keift und plagt mich zu Tode.“ — „Dann warte ich lieber noch ein Weilchen;“ antwortete der boshafte Matroſe. Und der Biſchof ſprach, „ſo ſei es ſchicklich.“

Madame Yves hatte indeſſen eine Wallfahrt nach unſerm Berge gelobt, wenn Jonas den Prozeß gewinnen würde. Der heilige Erzengel konnte auch ein Weilchen auf die ſchöne Pilgerin warten, denn die Perücken rieben ſich lange, bis das Urtheil zur Welt kam. Yves verlor ſeinen Handel ganz und gar, und da er es hörte, traf ihn der Schlag.

So gewann der brave Jonas auf einmal die ſchöne leibhaftige Catherine von St. Malo; ihre Namensſchweſter, die Brick; und alle Schätze des Yves, des Seilers und des Segelmachers. Unſer Berg hat niemals ein freigebigeres und fröhlicheres Pilgerpaar geſehen, als Herrn und Madame Jonas. Er iſt zum Wallfahrerkönig gewählt worden, und ſie hat eine prächtige Reihe von Medaillen und Muſcheln am rothen Bande um ihren Hals getragen. Verliebt, wie beide waren, ſind ſie geblieben, bis an ihr Ende, und Herr Yves mit ſeinem Geize und ſeinen Ohrfeigen lag ſo gut vergeſſen im Grabe, wie der alte Steuermann der „ſchönen Catherine“ auf den afrikaniſchen Korallenbänken. — Die Geſchichte iſt alle; die Lichter ſind aus. Gute Nacht!“

Spiritus Aſper, ſ. Hempel.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler

wurde am 10. November 1752 zu Stuttgart geboren, ſtudirte zu Tübingen und trat daſelbſt 1777 als Doctor der Philoſophie und Repetent an der theologiſchen Facultät auf. Im Jahre 1779 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Göttingen, wo ſein Landsmann, der ehrwürdige Plank, ſchon lange wirkte, und 1788 wurde er Hofrath. 1797 rief indeß ſein Vaterland den ausgezeichneten Geſchichtsforſcher und freiſinnigen Politiker als wirklichen Geheimrath zurück; 1806 wurde er in den Freiherrnſtand erhoben und zum Staatsminiſter, Präſidenten der Oberſtudiencommiſſion, Curator der Univerſität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienſtordens ernannt. Aber ſo wie ſein hiſtoriſcher Blick in einer ſo hohen Stellung gewinnen mußte, ſo drohten die allzudrückenden Geſchäfte oft ihn zu überwältigen; er ſtarb endlich hochgeehrt und wegen ſeiner geraden, treuherzigen Sinns beliebt, am 14. März 1810.

Von ihm erſchien:

Sämmtliche Werke, herausgegeben von K. Wächter. Stuttgart, 1827.

Wir zeichnen aus:

Geſchichte des kanoniſchen Rechts. Halle, 1778.

Geſchichte des Kelchs im Abendmahle. Lemgo, 1780.

Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Göttingen, 1782; 5. Ausg. von Plank, 1812.

Geſchichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Göttingen, 1783.

Geſchichte des Fürſtenthums Hannover. Göttingen, 1786; neu 1796. 2 Thle.

Sammlung einiger Urkunden und Actenſtücke zur würtembergiſchen Geſchichte. Göttingen, 1792 – 96. 2 Thle.

Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten. Berlin, 1793—94. 2 Thle; 3. Ausg. fortgeſetzt von Sartorius. Berlin, 1823.

Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahre 1660. Berlin, 1790.

Von der ehemaligen Zinsbarkeit der nordiſchen Reiche an den päpſtlichen Stuhl. Hannover, 1797.

Ueber die Geſchichte der Jeſuiten, herausgegeben von L. Leipzig, 1817.

Vorleſungen über die Geſchichte des Papſtthums, herausgegeben von J. Gurlitt. Hamburg, 1828.

Geſchichte der Hierarchie, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Geſchichte des Kreuzzüge, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Ueber S. urtheilt Bouterwek in ſeiner Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. XI. S. 515, eben ſo treffend als gerecht, indem er von ihm ſagt: S. legte wenig Werth auf Reize des Styls, bei denen der Verſtand nichts gewinnt; aber ſein politiſcher Scharfblick unterſchied nicht nur ſehr fein zwiſchen dem Wichtigen und dem Unwichtigen, er verſtand auch die ſeltene Kunſt, den grammatiſchen Zuſammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umſtände und der Charactere mit wenigen Worten ſo hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe maleriſcher Beſchreibungen bedarf, um ſich ein Bild der Vergangenheit zu ſchaffen, als ob man ſähe was man lernt. Dieſes Talent zeigt ſich beſonders in den beiden hiſtoriſchen Werken, durch die ſein Name zuerſt ein Anſehen erhielt, dem Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche und der Geſchichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen. In ſeinen ſpäteren Werken, der Geſchichte des Fürſtenthums Hannover und der Geſchichte der däniſchen Revolution, beſchränkt ſich ſeine hiſtoriſche Kunſt großentheils auf eine trocknere Entwickelung der politiſchen Rechtsverhältniſſe zwiſchen Fürſten und Landſtänden. Aber auch ſein Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten, obgleich nur ein Lehrbuch, verdient in der Geſchichte der ſchönen Proſa erwähnt zu werden, weil es in kurzen Sätzen, die man hiſtoriſche Aphorismen nennen möchte, die Zeitalter, die politiſchen Verhältniſſe und die Charactere ſo treffend und ſo ſcharf bezeichnet, daß der Verſtand immer beſchäftigt wird und zugleich faſt aus jedem Satze ein kleines Gemälde herſpringt. S's Sprache iſt nicht immer correct. Auch hat ſein Styl in einigen Zügen etwas Erkünſteltes, dem man ein Beſtreben, zu intereſſiren, zu ſehr anmerkt.

Fünfte Periode; *)

von den Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erſter Abſchnitt,

bis auf die Zeiten der Concordienformel.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das Ganze zerfällt nun in ſo viele Hauptheile, als von einander verſchiedene große Partien in der Chriſtlichen Kirche ſind. Die Geſchichte der Griechiſchen und anderer Morgenländiſchen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menſchen, der nur vegetirt, wird kein Geſchichtſchreiber erzählen. Es bleiben alſo übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geſchichte der auf beiden Seiten abſchweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der poſitiven Religion. Geſchichte der Atheiſten kann ein kleiner Anhang bei den letztern werden. Bei allen dieſen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfaſſung, ihre Dogmatik in beſondern Capiteln erzählen, würde öfters nicht möglich ſein und immer eine unnütze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen dieſer Geſchichte.

Der Strohm von Nachrichten fließt hier ſo voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlangt, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat recht polemiſch genau viel geſammelt und iſt bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geſchichte der Entſtehung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs (Leipz. 1781.) verbunden mit Robertſons Geſchichte von Schottland und eben deſſelben Geſchichte Carls V., wird die meiſte Aufklärung verſchaffen, und jeden gefühlvollen Leſer auf die Briefe der Reformatoren aufmerkſam machen. Burnets Reformationsgeſchichte von England iſt nach dieſen das intereſſanteſte Werk über dieſe Periode. Ohnedieß iſt eine allgemeine Reformationsgeſchichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politiſchen und kirchlichen Verfaſſung eines jeden einzelnen Landes wiſſen, wenn man ganz wahre Reform. Geſch. haben will.

Weismanns Kirchengeſchichte wird eigentlich erſt von dieſem Zeitpunct an recht ſchätzbar. Boſſuet (histoire des variations) hat in böhmiſcher Abſicht viel gutes und wahres geſagt; unter ſeinen Widerlegern zeichnet ſich Baſnage vortheilhaft aus.

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Univerſität Wittenberg befand ſich ein frommer Auguſtinermönch, Profeſſor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, ſein antiphiloſophiſcher Eifer für Exegeſe und allgemeineres Bibelſtudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart ſeines Zeitalters zu machen ſchien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht ſaß, ſo brachten ihm oft ſeine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandſchatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenſchuld los zu ſein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als ſolche Fuggeriſchen Factors, die nur ihrem Herrn ſein Pränumerationsgeld wieder zu verſchaffen ſuchten.

Er ſchrieb theses gegen dieſen Unfug (1517) und predigte gegen dieſen Unfug; was ſollt' er ſchweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieſer Mäkler, längſt war auf Reichstagen über dieſe Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, ſelbſt der Pabſt würde dieſen ihm ſonſt ſo nützlichen Menſchen ſteuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergiſchen Auguſtinermönch, wie über eine längſt erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, ſelbſt nach Reuchlins und Huttens Siegen dieſe Schutzpatronen der Dummheit noch ſo mächtig zu ſehen. Luther hätte nicht ſchneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabſt ſelbſt geſchrieben haben würde: aber gleich die erſte Hoffnung, den Prozeß in Rom ſchnell geendigt zu ſehen, mißlang ſeinen Gegnern. Doch ſelbſt auch der päbſtliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben ſo demüthige als entſchloſſene Widerſetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte ſchon ganz den Mann kenntlich, der es innigſt fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorſam gegen Gott und ſeine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade ſein Churfürſt Reichsvicarius wurde, und ſelbſt auch der neugewählte Kaiſer Carl V. ſchien für ihn der erwünſchteſte Kaiſer zu ſein: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo geſucht, Carln um dieſe Krone zu täuſchen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürſten von Sachſen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit ſeinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiſer aus Spanien ankam, hatte ſich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der

---

*) Aus Spittlers Grundriß der Kirchengeſchichte. Göttingen, 1785.

Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers ſchon ſo verſchlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf ſeinem erſten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige ſo ſelten ſind, die nicht mit der Wahrheit ſpielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er ſich bloß nach Convenienz ſeiner gerad vorhabenden Projecte entſchieden. Dem Pabſt zu Ehren, kommt Luther in die Acht, und Friedrichen zur Dankbarkeit wird geſtattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Menſch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlaſſung Reformator. Carlſtadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Auguſtinermönch ſo einzuſperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ ſich nicht dämpfen, überall traten ſchon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, beſonders zu Zürich ſprach Ulrich Zwingli noch beſtimmter und aufgeklärter als Luther; ſchade für den edlen Mann, daß er nur ſo kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbſt in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er ſchwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit ſo mächtig, daß ſich andere des reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologiſchen Facultät Andreas (Bodenſtein von) Carlſtadt warf ſich unterdeß zum ſtürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmuſſen war ſchon Luther zu viel Elias, der Churfürſt ſelbſt wollte geſchont wiſſen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet ſtund Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was ſein College gethan, aber er ſah ſehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg überſetzt hatte *), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderſtürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langſam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürſten ſtund noch auf dem Scheidwege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beſchwerden bewieſen genugſam, wie wenig ſie Sklaven des Pabſt ſein wollten, aber allzuraſcher Fortgang der Reformation mußte ſie alle zurückſchrecken; kein weiſer Augenarzt führt den Menſchen ins helle Sonnenlicht, dem ſo eben der Staar geſtochen wurde. Immer zeigt ſich anfangs ohnedieß bei ſolchen Totalrevolutionen des menſchlichen Geiſtes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erſte Eifer ſich zu brechen ſucht, welche nur auf der entgegengeſetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigſte der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug ſind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüſte verdrehen.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, ſeufzend unter dem Drucke ihrer beſonders damals ſich häufenden Steuern, aus ſeiner trefflichen Lehre von Chriſtlicher Freiheit (1524) ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probeſtück des menſchlichen Geiſtes ſcheinen, der, weil ihm bisher ſo manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach ſeiner vernünftigen Einſicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwiſſenden glauben wolle.

§. 3.

Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beſtändigen.

So lang Churfürſt Friedrich der Weiſe lebte, ſo hielt ſich Luther ſelbſt in manchem zurück, und er konnte ſeinen unentdeckten Wahrheiten ſo lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit verſprechen, bis durch dieſelbe recht ſichtbare Veränderungen im politiſchen Syſtem würden hervorgebracht worden ſeyn und die Deutſchen Regenten auch aus perſönlichem Intereſſe dieſelbe begünſtigten. Dem weiſen Friedrich folgte in der Regierung (1525) ſein Bruder Johann der Beſtändige, und unter dem Schutze dieſes entſchloſſenern Fürſten fand Luther ſich und ſeine Sache ſo vollkommen geſichert, daß er nun ſogar zu heirathen ſich unterſtund, nachdem er ſchon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltprieſterrock vertauſcht hatte. Politiſchklug ſchien es wohl damals nicht zu ſein, den bittern Hohn ſeiner Feinde und die ſorgvollen Vorſtellungen ſeiner Freunde gerade zu einer ſolchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiſer zum Herrn ſeines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preuſſen auf Reichstagen ſehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgiſcher Prinz, bisher Hochmeiſter des Teutſchen Ordens in Preuſſen, machte das Teutſchordensland znm erblichen Herzogthum, wurde Polniſcher Vaſall, heirathete bald hernach und führte evangeliſche Religion ein. Wie verführeriſch mußte ſein Beiſpiel für die Biſchöfe ſein, wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürſtenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geſchärft mußte aber eben daher auch die Aufmerkſamkeit der Altkatholiken werden, dieſem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und ſelbſt der heftige Ton, in welchem ſich der Wittenbergiſche Reformator zur härteſten Antwort anließ, ſchien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche faſt niemals bei den deutſchen Schriften deſſelben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verſchaffte endlich doch ſeiner Partei wenigſtens ſo viele Religionsfreiheit, daß dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen wurde, wie er es bis zur Entſcheidung einer allgemeinen Synode in ſeinem Land halten wollte. Kaiſer Carl bekam an dem losgelaſſenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und ſein Bruder Ferdinand konnte bei dem beſorglichen Verluſt des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie ſchien ſich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in dieſem und dem folgenden Jahr. Pabſt Clemens VII. wurde von Carls General (1527) ſo gezüchtigt, als kaum ſeit Nogarets Zeiten ein Pabſt bedrängt worden ſein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieſelbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroiſchen Landgraf Philipps von Heſſen hub ſich auch die neugeſtiftete Univerſität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieſes Fürſten, der damals ganz Heſſen ungetheilt beſaß, faſt eben ſo viel gewonnen als durch den Beitritt eines Churfürſten, wenn ſchon oft ſeine aufbrauſende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packiſchen Nachrichten ſich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall ſchränkte ſich auch ſchon lang nicht mehr auf Teutſchland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern ſeinen Meinungen folgten, ſondern ſelbſt die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Guſtav Waſa in Schweden erklärten ſich feierlich auf Reichstagen für ſeine Partie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther ſo oft bedauert, daß ſich in dieſen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation ſo faſt einzig nach politiſchen Abſichten hat müſſen lenken laſſen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich ſein Churfürſt ſich entſchloß, die alte Hierarchie (1526) in ſeinem Lande zu zerſtören, eine eigene Kirchenviſitation anordnete, und als Landesherr die von den Biſchöfen mißbrauchte und verſäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieſer Viſitation (1527) durch die traurigſten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfaſſung eines populären Religionsentwurfs ſei, eines etwas größeren für die unwiſſende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Dieſen zwei Katechismen hat die evangeliſche Lehre in der Sphäre, für welche ſie beſtimmt waren, eben ſo viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologiſchen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, ſeitdem Luther ſeine theses angeſchlagen, und ſchon hatten ſeine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetſten Beifall; ſchon hatten ſich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äuſſere Geſellſchaft vereinigt, ſchon exiſtirte eine Kirche, die ſeinen Namen mit eben ſo vielem Ruhme tragen konnte, als die katholiſche mit gerechter Schmach den Namen des Pabſtes tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun ſo hell brannte, und daß ſelbſt ſein gekrönter Antagoniſte in England aus Ueberdruß an ſeiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römiſchpäbſtlichen Oberherrſchaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther tröſten, wenn er in ſeiner Nachbarſchaft im herzoglichen Sachſen und in Brandenburg die Bekenner ſeiner Lehre verfolgt ſah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizeriſchen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm ſo ganz widrigen Vorſtellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs ſchien durch einen Reichtagsſchluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß

---

*) Dieſe Ueberſetzung ſollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

Sulejmanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormſer Decrets zu ſtande, und die Lage der neuen Kirche ſchien ungeachtet der damals eingelegten Proteſtation der proteſtantiſchen Fürſten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabſt ſich ausſöhnte, und wahrſcheinlich ſchon damals die muthigen Teutſchen Fürſten zum Opfer der Verſöhnung beſtimmte. Von König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn ſo eben hatte auch er, durch lange Kriege erſchöpft, Friede mit dem Kaiſer geſchloſſen. Ferdinand ſiegte mit Oeſterreichiſchem Glück über die Türken, und was am gefährlichſten ſchien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizeriſchen und Sächſiſchen Reformatoren größer.

Schon lang war es auch nicht mehr blos Trennung einzelner Theologen, ſondern der größte Theil der Reichsſtädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigſtens doch dieſen innern Zwiſt zu heben, veranſtaltete Landgraf Philipp zu Heſſen ein Geſpräch zu Marburg zwiſchen den Häuptern beider Partien, aber ſein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken ſah man der verſprochenen perſönlichen Ankunft des Kaiſers entgegen, und ſo ſcheinbar gnädig auch das kaiſerliche Ausſchreiben zu einem Reichstag nach Augsburg (1530) war, ſo kannte man doch Carls argliſtige Schmeicheleien, und der einzige ſeiner Räthe, auf deſſen milde Geſinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinara ſtarb unterwegs.

Der Kaiſer hatte verſprochen, die Sache der proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt zu hören, ſie ließen alſo durch den ſanftern Melanchthon einen kleinen Aufſatz entwerfen, welcher apologetiſch und polemiſch die Hauptſtücke ihrer Lehre enthalten ſollte. Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verleſung dieſes Aufſatzes vor Kaiſer und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhafteſten Eindruck zu bemerken, aber in einer ſo projectvollen Seele, als die ſeinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürſten, die im Stande waren ſo unerſchrocken ſich zu widerſetzen, und der Reichstagsſchluß fiel ſo hart aus, daß die proteſtantiſchen Fürſten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden ſchloſſen, und ſo gar manche der katholiſchen Partie wurden durch das deſpotiſche Verfahren aufmerkſam gemacht, wodurch Carl die Römiſche Königswahl (1531) ſeines Bruders zu ſtand gebracht hatte.

Einen ſymboliſch verpflichtenden Aufſatz für alle Lutheriſche Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung ſeines Augsburger Aufſatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und ſelbſt nach der Abſicht der Fürſten nicht machen ſollen, ſie wollten ohnedieß nur die vorzüglichſte Artikel beſtimmen laſſen: aber durch das Auflauren unſerer Gegner und durch unſere eigene oft eiferſüchtige Wachſamkeit gegen die Zwingliſche Partie iſt dieſe vortreffliche Lokalſchrift zu einem Anſehen gediehen, das ihr ſelbſt der Gegner aller ſymboliſchen Verpflichtung unter allen Vorſchriften dieſer Art am willigſten gönnen wird.

§. 5.

Erſter Rel. Friede. Verien der Schweizer und Sachſen. Heinrichs VIII. Pſeydoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich ſeines Bruders gegen den ſiegreichen Sulejmann retten müſſen, ſo würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er ſo innig verabſcheute, und Zwingels trauriges Schickſal (1531) der auf der Wahlſtatt bei Cappel ſtarb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen deſſen Folgen nur der unüberwindlichſte Glaube ſchützen konnte. Wie ſehr auch Kleinmuth beſchämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergiſchen Reichstag (1532) des folgenden Jahres geſtund man den Proteſtanten eine Religionsfreiheit zu, welche beſtimmter und weniger karg war als die bisherigen Vergünſtigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizeriſche Partie eine Gränzlinie zog. Das war die letzte Freude, die Churfürſt Johann der Beſtändige erlebte. Möchte er doch mehrere ſeiner Eigenſchaften ſeinem Sohn, Johann Friedrich hinterlaſſen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte ſich übrigens im Ganzen immer noch beſſer. Die nothwendige Abweſenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbiſchen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an ſeiner Wiederherſtellung hinderlich war, die glückliche Erſtickung der Münſteriſchen Raſerei, der Tod des Churfürſten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer franzöſiſcher Krieg wegen Mailand — alles traf wie beſtellt zuſammen, ſelbſt auch zwiſchen der Schweizeriſchen und Sächſiſchen Partie wurde zu Wittenberg (1536) Friede geſchloſſen, und man merkt ſchon an dem Tone des Aufſatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel ſeit ſechs Jahren gewonnen worden ſein müſſe. Wenn aus der von P. Paul III. ſo ganz nahe gezeigten Synode etwas werden ſollte, ſo wollten die Proteſtanten freimüthig ſprechen!

Dank für den Segen Gottes, der ſie ſo allmälig ins freiere emporkommen ließ. Unendlich wünſchenswerth waren ſolche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs beſtimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von ſeiner Gemahlin einer Tante Kaiſer Carls V. geſchieden ſein, weil ſeine Gewiſſenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntſchaft mit der ſchönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verſtärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabſt gegen den haſtigverliebten alle politiſchen Kunſtgriffe ſeines ermüdenden Canzleiceremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorſchläge zu einer auch ohne den Pabſt gültigen Eheſcheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieſes vortrefflichſten Mannes ſtund, machte dem Pabſte zum trotz (1534) ſich ſelbſt zum Pabſt ſeines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob ſie unter ihm weinen oder lachen ſollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil ſie ihn nicht als Pabſt, nicht als rechtmäßig geſchiedenen erkennen wollten, und die Proteſtanten mußten ſterben, weil ſie an Transſubſtantiation und ſieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heinrich zwar zerſtört, aber die alten dogmatiſchen Irrthümer hat er ſtehen laſſen, die Klöſter hat er geplündert, aber der Mönchswahn iſt geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieſer König mit dem Gewiſſen ſeiner Unterthanen geſpielt, wiemit den Köpfen ſeiner Gemahlinnen, und die Vorſehung ſchien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil ſie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur beſſern Vollendung des unvollkommen angefangenen Werks brauchen wollte.

§. 6.

Fortgang der Ref. in Teutſchland. Luthers Tod.

In Teutſchland erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürſten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner, die alte dem Pabſt ergebene ſtarben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil hörten, kamen empor, ſchon mehrere Biſchöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und faſt wäre ſogar ein geiſtliches Churfürſtenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen ſchienen ruhig fortzupredigen, fortzuſchreiben und fortzudisputiren, weil ſie es doch einmal auf dieſem Wege ſo weit gebracht hatten, aber in Landgraf Philipp von Heſſen brauſte es beſtändig, und ſein unruhiger Nachbar Herzog Heinrich von Braunſchweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündniſſe und Ligen wurden gegen einander geſchloſſen; Luther, erzürnt durch die ireniſchen Kunſtgriffe der Schweizer, (1544) um allen Schein des Melanchthoniſirens von ſich zu entfernen, fing den Abendmahlſtreit aufs neue an. Der Kaiſer wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der ſchon lang vom Pabſt verſprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürſten ſeine Siegershand fühlen laſſen. Auf denen immer vergeblich verſuchten Religionsgeſprächen wurde ſtets das Ganze ſo eingerichtet, daß die Proteſtanten als eigenſinnige erſcheinen mußten, und die öftere Abweſenheit ihrer Fürſten von Reichstagen, auf welchen doch ſelbſt der Kaiſer zugegen war, ſchien dieſen Vorwurf zu bekräftigen. Luther ſtarb (28. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigkeiten der Lutheraner.

Der ganze lang gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr. Bei Landgraf Philipps brauſender Hitze und Churfürſt Johann Friedrichs phlegmatiſcher Unentſchloſſenheit konnte keine Eintracht ſein, jeder der proteſtantiſchen Fürſten ſah immer mehr auf das ſeine als auf die gemeine Sache, und beſonders der Churfürſt von Sachſen war ein Opfer treuloſer und unverſtändiger Freunde. Die Schlacht bei Mühlberg (1547) entſchied.

Moritz erhielt, was ſeine argliſtige Politik geſucht hatte, aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, daß er ſeinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und man ſah alle diejenige als Theilnehmer dieſes Verbrechens an, welche aus Johann Friedrichs Dienſten in Moritzens Dienſte übertraten. Dem alten Melanchthon hätten ſie es nicht ſo ganz übel nehmen ſollen, er war einmal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die projectirte Univerſität Jena zu Stande kommen ſollte, ſo war eine ſolche Verſetzung immer unangenehm, und es forderte immer den Enthuſiasmus junger Lehrer, um die Sache in Gang zu bringen. Moritz erfuhr bald, was für ein beſchwerlicher Wohlthäter ſein allergnädigſter Kaiſer ſei. Trotz aller ſeiner Vorſtellungen wurde ſein Schwiegervater der argliſtig gefangen genommene Philipp von Heſſen nicht losgelaſſen, und da Carl, um ſowohl die Proteſtanten als den Pabſt zu demüthigen, auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) einen dogmatiſchen Aufſatz publiciren ließ, wie es bis zur Entſcheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubensſachen und Kirchengebräuchen gehalten werden ſollte, ſo ſah man vorzüglich auf Moritzen und verſprach ſich Gehorſam von dem neuen Churfürſten. Nichts traurigeres iſt, als eine ſolche Convenienzreligion, wie wir durch dieſes Augsburger Interim bekommen ſollten. Als ob man ſich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie man ſich über einem ſtreitigen Stück Landes vergleicht, als ob wir uns faſt zu allen dogmatiſchen Irrthümern der Altkatholiken hätten bequemen können, weil der Kaiſer, der damals des Pabſtes Freund nicht war, den Glauben an einen römiſchen Papſt uns erlaſſen wollte.

Man kann nicht ohne innigſtes Mitleiden ſehen, daß ſich der gute Magiſter Philipp verleiten ließ, den Hoftheologen zu machen, das Augsburger Interim in Leipzig in ein anderes Interim umzugießen, und ſeinem neuen Herrn zu lieb ſo viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrund der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Carl ließ die Proteſtanten empfinden, wie man an der Spitze eines ſiegenden Heeres von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur deſto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann ſtand, und die übrige dem Vorwurf des Eigenſinns auf eine ſo ungerechte Art ausſetzte. Seinen ſtrengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünſcht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieſer ſectiriſchen Schüler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Oſiander, Weſtphal ihn ſchützen möchte.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren beſonders im Artikel von den moraliſchen Kräften des Menſchen nicht wenig verſchieden von Luthern gedacht, aber große Männer wiſſen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms; den Schülern erſcheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehedem der lebende, und wenn dabei die Gefahr noch ſo nahe iſt, in alte längſt verwünſchte Irrthümer zurückgeſtürzt zu werden, ſo vergißt oft auch der theologiſche Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens ſuchte Melanchthons Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem ſie behauptete, die aus dem Interim augenommenen Dinge ſeien ganz gleichgültig (adiaphora) und Luthers eifrige Anhänger, ohne bei dem Interimsſtreit ſtehen zu bleiben, ergriffen jede Gelegenheit, um ſich von den verdächtigen Melanchthonianern ſichtbarer zu ſcheiden.

Weil Ge. Major obſchon unter vielen richtig beſtimmenden Einſchränkungen den Satz äuſſerte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit ſeyen, ſo behauptete Nic. Amsdorf, ſie ſeyen ſchädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und beſonders der gelehrte Victorin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbſünde und ſeinen Einfluß auf die moraliſche Kräfte des Menſchen glimpflich beſchrieben, ſo behauptete Flacius, die Erbſünde ſei die Subſtanz des Menſchen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Chriſti im Abendmahl näherten ſich Melanchthons Schüler den calvinſchen Redarten, die Schüler Luthers ſchrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart ſondern von der Allenthalbenheit (ubiquitate) der menſchlichen Natur Chriſti, und dieſe Vorſtellungsart erhielt beſonders in Schwaben unter dem Anſehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen ſymboliſchen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Oſiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verſchiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweiſt, wie alles zum unvernünftigſten Widerſpruch reizbar war. Oſiander behauptete, daß wir durch die weſentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrſcheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermiſchte in ſeinen unbeſtimmten Ausdrücken die myſtiſche Union mit der Rechtfertigung, und weil er nur alles auf göttliche Natur Chriſti bei der Rechtfertigung bezog, ſo bezog ein anderer, Stancarius, alles auf die menſchliche Natur Chriſti.

Noch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther gewagt hatte die Theologie vom Staube der tödtendſten polemiſchen Scholaſtik zu befreien, ſo fingen ſeine unmittelbare Schüler ſchon an, die wiederhergeſtellte Religion von ihrer vortrefflichen praktiſchen Abzweckung hinwegzudrehen, wieder Streitfrage auf Streitfrage zu häufen, und das ſchon zu der Zeit, wie noch gar nicht entſchieden war, ob ſich das Ungewitter aufklären werde, deſſen Ausbruch nicht mehr zu ſehen Luther ſo ſehnlich wünſchte.

§. 8.

Religionsfriede in Teutſchland und Mariens kathol. Eifer in England.

Moritz, erſt das Werkzeug der Unterdrückung der proteſtantiſchen Freiheit, wurde ihr ruhmvolleſter Retter. Er überfiel den podagriſchen Carl mit einer Schnelligkeit, die alles Beſinnen nahm, drang ihm und ſeinem Bruder Ferdinand (1552) den Paſſauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum Augsburger Religionsfrieden (1555), der erſten feierlichen Garantie der proteſtantiſchen Religionsfreiheit, die ſich nicht auf den fatalen Synodaltermin gründete. Leider ſieht man es aber wohl in manchen Puncten dieſes Religionsfriedens, daß Moritzens Anſehen nicht mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waffen in der Hand geſchloſſen worden war. Für die Sicherheit der Schweizeriſch geſinnten war es gar nicht beſtimmt genug: den Beſitz der bisher noch geretteten Kirchengüter hatte man der altkatholiſchen Kirche durch eine Clauſel verſichert, welche den Fortgang der evangeliſchen Religion beſonders unter den Großen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man ſich aber nicht, erſt nur zu einigem Genuſſe zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigſten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht damals Proteſtanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Carls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihre Brüder daſelbſt wüthe; fünfthalb Monate nach dem geſchloſſenen Augsburger Religionsfrieden ſtarb Thomas Cranmer den edelſten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie ſie gewiß in Neroniſchen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem Tode der unaufgeklärtfrommen Königin (1558).

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutheriſchen Kirche.

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht ſo verſchiedentlich in den verſchiedenen Provinzen von einander ab, daß ſich faſt gar nichts compendiariſch allgemein davon ſagen läßt. Biſchöfliches Regiment iſt bei Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als geſucht worden. Eine völlige Gleichheit aller Geiſtlichen unter einander aufzuſtellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu laſſen, daran haben wenigſtens die Sächſiſche Reformatoren nicht gedacht. Wo die Landſtände bei der Reformation mitwirkten, da haben ſich meiſtens auch die Kirchengüter erhalten, die ſonſt faſt in allen den Ländern, wo die Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, gewöhnlich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Faſt alle Reformation in Teutſchland war nur — vom Regenten erhörte allgemeine Bitte des Volks; der Regent hat alſo nicht dem Volk die Religion gegeben, ſondern er hat ſie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvorſichtige Freude über den gnädigen Schutz des Regenten manchen ſolche Ausdrücke abgelockt, die ſich mit den Grundſätzen eines aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen laſſen.

Nicht alle evangeliſche Kirchenordnungen ſtammen von der Oberſächſiſchen ab, auch hier gab es einen Unterſchied zwiſchen Melanchthonismus und Lutherthum, und das Interim, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in manchen Ländern vieles Anſehen behielt, vermehrte den Unterſchied, der aber wie die Geſchichte von Brandenburg am deutlichſten beweiſt, noch mannichfaltige Abwechslungen gelitten hat.

§. 10.

Ausartung der Schüler Melanchthons in ſogenannte Krypto-Calviniſten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden (1560) erhielt endlich Melanchthon die längſt gewünſchte Ruhe im Tode, aber ſein Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Unruhen. Auch ſeine Schüler ſchritten nun über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher der Lehrer noch ſchüchtern geblieben war, die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun erſt recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder kleinen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schweizer endlich über die der ſtrengern Lutheraner ſiegten, war kein Verluſt für die letztere empfindlicher, als der Verluſt der Churpfalz. Die Lutheraner ſchienen auf Reichstagen (1560) und bei andern öffentlichen Verhandlungen immer den Katholiken gleich bleiben zu können, ſo lange die drei weltliche Stimmen im Churcollegium proteſtantiſch waren, und gegen die drei geiſtlichen Churfürſten bei ſeltener Theilnehmung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten konnten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft ſchienen Proteſtanten und Katholiken einander weniger tödtlich zu haſſen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern ſelbſt in Anſehung einiger der wichtigſten Lehren war, gab den erſtern manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen, und da es ſchon zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die ſogenannte

Zwinglianer ſich erſtrecke, wie viel weniger konnte er den eigentlichen Calviniſten gelten. Jo. Calvin hatte nehmlich ſchon lang in der Dogmatik der ſogenannten Reform. Kirche die wichtigſte Veränderungen gemacht, und auſſer einer kleinen Umbildung der Zwingliſchen Abendmahlslehre auch einen zweiten großen Streit über Prädeſtination und Gnadenwahl erregt, alſo auf Calviniſten ſchien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten ſich zwar hierin noch nicht den Genfiſchen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf dieſe letzte Erklärung ihrer ganzen Geſinnungen warten, und von beiden Seiten miſchten ſich politiſche Abſichten ein, welche beſonders aus dem individuellen Verhältniſſe des Albertiniſchen nnd Erneſtiniſchen Sächſiſchen Hauſes entſprangen. Die ſeit Moritz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich-ſächſiſchen Hauſes gegen die Churlinie wurde unter Churf. Auguſt durch die Grumbachiſche Executionsgeſchichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthoniſchen Partie gelungen wäre, die Churfürſtin Anna auf ihrer Seite zu behalten, ſo würde Auguſt von ſeinem Leibarzt Peucer und andern ihn umgebenden politiſchen Theologen oder theologiſchen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden ſeyn.

Während daß die Meißniſchen und Thüringiſchen Theologen durch Colloquien ſich mit einander zu vergleichen ſuchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, ſo trat zwiſchen dieſelbe mit der Geſchäftigkeit eines Unterhändlers der Tübingiſche Canzler Jakob Andreä, ein Mann von unermüdetem Eifer, der durch alle ſeine Privatverhältniſſe zu einer ſtrengen Behauptung der ſo genannten Schwäbiſchen Orthodoxie ſo gezwungen wurde, daß er zum groſſen Schaden ſeines Ruhms bey der Nachwelt weniger gelinde ſeyn konnte, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung beſtimmt hätte.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigſten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

§. 11.

Letzte Veranlaſſungen zur Entſtehung der Bergiſchen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg herausgab (1571), beſchleunigte den Ausbruch des lang geſammelten Haſſes. Die Theologen zu Jena und faſt noch mehr die in den Niederſächſiſchen Reichsſtädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus ſelbſt von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden ſollte, und ſacramentiriſche Geſinnungen ſogar in öffentlichen Lehrbüchern erſcheinen dürften.

Mit Wehmuth ſieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein ſolcher Mann hätte nie ſollen mit Selnecker und Tilemann Heshuſius zuſammentreten, und die Wittebergiſche Theologen würden ſich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn ſie nicht in ihrer Grundfeſte aus Philippiſtiſchem Eifer den aufgeklärten Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churf. Auguſt von Sachſen, von deſſen Entſcheidung alles abhieng, fand ſich in einem Gedränge, aus welchem ſich ſelten ein frommer Fürſt, bey genommener Theilnehmung an theologiſchen Streitigkeiten, glücklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samoſatener, Arianer, und von andern proteſtantiſchen Höfen liefen gehäufte Klagſchreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calviniſtiſche Lehrer nicht entweihen laſſen ſolle. Umſonſt hielt man Convente, umſonſt verſuchte man Vereinigungsſchriften, die Wachſamkeit der Niederſächſiſchen Theologen ließ ſich nicht durch Zweydeutigkeiten täuſchen, und die Curſächſiſche Hofpartie hielt ſich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu verſichert, daß ſie auch die auf dem Landtag zu Torgau (1574) abgefaßte Artikel nicht unterſchreiben wollte.

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benutzte. Nun kamen die Aufſätze des Tübingiſchen Canzlers, Jakob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen ſymboliſchen Schrift nach Sachſen ſchickte, nur konnte man es unmöglich einem Manne überlaſſen, bey einer ſo großen Menge verſchiedener Meynungen unter den Proteſtanten die feinſte Beſtimmungen der Lehre von der Perſon Chriſti nach ſeinem Gutdünken auszudrücken.

Bey wenigen Friedensſchlüſſen mag die Negociation ſo weitläuftig, die Aufmerkſamkeit der Partien ſo eiferſüchtig, die Kunſt für alle alles zu werden, ſo mannigfaltig geweſen ſeyn, als bei Verfertigung dieſer ſymboliſchen Schrift, wodurch die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche bisher ungewiſſe Gränzen gegen die Reformirte feſtgeſetzt werden ſollten.

Als ſich endlich ſechs der angeſehenſten Lutheriſchen Theologen im Kloſter Bergen bei Magdeburg verſammelten (1577), um einen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufſatz, der unterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen herumgeſchickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, ſo ſiegte doch faſt gewöhnlich der betriebſame Andreä, und von den übrigen machte ſich nur Chemnitz ſo wichtig, daß ſeine Meynung in einigen Artikeln beybehalten wurde. Wie nun zuletzt die Schrift bis zum Einſammlen der Unterſchriften fertig war, ach ſo war es leider gar nicht Vereinigungsformel.

§. 12.

Würkungen der Bergiſchen Concordienformel.

Die Reformirte, welche ſich bisher von vielen Lutheranern als Halbbrüder betrachtet ſahen, konnten bei Aufſtellung eines ſolchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch welches ſie von allem, was ächtlutheriſch ſein ſollte, ſo merklich ausgeſchieden wurden. Melanchthons war offenbar in der neuen ſymboliſchen Schrift zu wenig gedacht, ſollten ſeine Schüler über den Undank nicht trauren, den dieſer große Mann, noch eh er zwanzig Jahre lang todt war, von eiferſüchtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche Gemeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie übergetreten ſeyn, wenn man nicht alle Melanchthoniſche Neutralität zum Verbrechen gemacht hätte. Politiſche Eiferſucht der proteſtantiſchen Höfe unter einander gab vielleicht den Theologen in andern Ländern die nächſte Veranlaſſung, ſich dafür zu rächen, daß bey der letzten Reviſion ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung ſelbſt ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutſchland am beſten. In Dänemark wurde dieſes neue ſymboliſche Buch als verbotenes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königin Eliſabeth in England davon wiſſen, ſo wenig ſie auch ſonſt die Genfiſche Partie liebte.

Der Hiſtoriker bekümmert ſich nicht um die Richtigkeit der in dieſem Buch feinbeſtimmten Sätze, aber die Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entſtehung allzugenaubeſtimmender Symbole der Zuſtand einer jeden Kirche immer höchſttraurig iſt. Die Geſchichte der Lutheriſchen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erſcheinung des freymüthigern Kalixtus — welche dürre unfruchtbare Wüſte iſt ſie nicht? und wie viel hat es nicht der ſo genannten reformirten Kirche genützt, daß ſie erſt ungefähr vierzig Jahre ſpäter zu einer gleich geſetzmäßigen Beſtimmung gewiſſer dogmatiſcher Hauptpuncte kam. Die nachfolgende Geſchichte derſelben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geſchichte der Lutheriſchen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlaſſung geben.

Johann Baptiſt von Spix,

am 9. Februar 1781 zu Höchſtädt an der Aiſch geboren, ſtudirte zu Bamberg und Würzburg erſt Theologie, dann Medicin, und machte im Auftrage der Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach ſeiner Rückkehr ward er Adjunct an der Akademie, 1811 Conſervator des zoologiſchen Muſeums und 1813 wirkliches Mitglied der Akademie. Vom Jahre 1817—20 bereiſte er mit dem Doctor von Martius Braſilien; er hat die Titel eines Doctors der Philoſophie und Ritters des königlich baierſchen Civilverdienſtordens.

Er gab heraus:

Geſchichte und Beurtheilung aller Syſteme in der Zoologie. Nürnberg, 1811.

Braſilien in ſeiner Entwicklung ſeit der Entſtehung bis auf unſere Zeit. München, 1822.

Mit R. P. F. von Martius: Reiſe in Braſilien. München, 1823—1828. 2 Thle.

S. erhöht ſeine Verdienſte um Länder- und Naturkunde noch ganz beſonders dadurch, daß er alle vorzutragenden Gegenſtände mit großer Eleganz und Anmuth zu behandeln verſteht, und ſo ſeinen ſämmtlichen Leiſtungen nicht blos einen wiſſenſchaftlichen, ſondern auch ausgezeichnet künſtleriſchen Reiz zu verleihen weiß.

Johann Spreng,

1525 zu Augsburg geboren, lebte als Magiſter der Philoſophie und kaiſerlicher geſchworner Notarius zu Augsburg, woſelbſt er im Jahre 1601 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Homer's Ilias, in Reimen überſetzt. Augsburg, 1610 und 1630.
Virgils Aeneis. Augsburg, 1610.
Ovids Verwandlungen. Augsburg, 1571.

S. war einer der erſten deutſchen Ueberſetzer, und deshalb nicht unverdienſtlich, doch behandelte er die Originale mit nicht geringerer Freiheit als die Form, die er ihnen im Deutſchen gab, und welche nur aus gereimten Knittelverſen beſteht, wie ſie von den Meiſterſingern bei epiſchen Darſtellungen überhaupt gebraucht wurden.

Johann Jakob Spreng,

am 31. December 1699 zu Baſel geboren, lebte zuerſt als Prediger zu Ludweiler im Naſſauiſchen, dann ſeit 1743 als Magiſter der Philoſophie und Profeſſor der griechiſchen Sprache, der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit zu Baſel, wo er am 24. Mai 1768 ſtarb. Von ihm erſchien:

Geiſtliche und weltliche Gedichte. Zürich, 1749.
Ueberſetzung der Pſalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, 1766.

Ein fleißiger aber nicht eben talentvoller Mann, der ſich der Bodmer'ſchen Partei anſchloß und am glücklichſten in religiöſen Liedern war.

Kurt Sprengel,

ward am 31. Auguſt 1766 zu Boldekow in Pommern geboren, von ſeinem Vater, einem Prediger, erzogen, wirkte, ohne alle eigentliche Schulbildung, in mehrern Häuſern als Hofmeiſter, und ging 1785 nach Halle, um Theologie zu ſtudiren. Doch vertauſchte er dies Studium bald mit dem der Medicin und wurde Doctor erſt der Philoſophie, dann in ſeiner Facultät. 1789 erhielt er eine außerordentliche, 1795 eine ordentliche Profeſſur und 1797 eine ordentliche Profeſſur der Botanik mit dem Titel eines preußiſchen Medicinalraths. Er ſtarb im Jahre 1833. Der preußiſche Adlerorden und der ſchwediſche Nordſternorden waren die Zeichen fürſtlicher Gunſt, die ihm zu Theil geworden.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der Arzneikunde. Halle, 1792—99. 4 Thle.; 3. Ausg. Halle, 1821—28. 5 Thle.
Anleitung zur Kenntniß der Gewächſe in Briefen. Halle, 1802—4. 3 Sammlungen.
Geſchichte der Chirurgie. Halle, 1805; 1. Theil. Zweiter, von Wilhelm S., dem Sohn. Halle, 1819.
Geſchichte der Botanik. Altenburg und Leipzig, 1817—18. 2 Thle.

Eine überaus ſorgſame und edle Behandlung des Stoffes in der Darſtellung verlieh ſeinen Leiſtungen neben ihrem hohen wiſſenſchaftlichen auch noch einen wahrhaft äſthetiſchen Werth und erhob namentlich ſeine treffliche Geſchichte der Heilkunde zu einem claſſiſchen Werke, welches faſt in alle europäiſchen Sprachen übertragen wurde.

Matthias Chriſtian Sprengel,

am 24. Auguſt 1746 zu Roſtock geboren, ſtudirte zu Göttingen, wo er ſich unter Schlözers Einfluß zum Hiſtoriker bildete und 1778 außerordentlicher Profeſſor ward. 1779 folgte er dem Rufe nach Halle, wo er als Doctor der Philoſophie, ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Bibliothekar wirkte und am 7. Januar 1803 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Geſchichte der Europäer in Nordamerika. Halle, 1782. 1. Thl.
Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen. Halle, 1783; 2. Aufl. 1792.
Geſchichte von Großbritannien und Irland. Halle, 1783.
Geſchichte der Maratten. Halle, 1785.
Geſchichte der indiſchen Staatsveränderungen von 1756—83. Leipzig, 1788. 2 Thle.

Mit J. R. Forſter:

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Thle.

Mit G. Forſter:

Neue Beiträge. Leipzig, 1790—93. 13 Thle.
Auswahl der beſten ausländiſchen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Nachrichten. Halle, 1794 bis 1800. 14 Thle.
Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen. Weimar, 1800—2. 7 Thle.

Einer der beſten Schüler Schlözers, ſuchte S. in Allem ſeinem großen Lehrer nachzuahmen und zeichnete ſich durch gründlichen Fleiß, Scharfſinn und reiche Kenntniſſe ſehr vortheilhaft aus; leider blieben ſeine gediegenſten Leiſtungen unvollendet.

Paul von Spretten (Speratus),

am 13. December 1484 in Schwaben geboren, ſuchte in Paris und Italien ſeine Ausbildung, geſellte ſich aber nach ſeiner Heimkehr zu Luthers treueſten Freunden und Vertheidigern der Reformation, deren eifriger Apoſtel er für Preußen wurde, nachdem er aus der Gefangenſchaft des Biſchofs von Ollmütz war entlaſſen worden. Er lebte als Doctor der Theologie, herzoglich preußiſcher Hofprediger und Biſchof zu Liebrauhl im pomeſariſchen Kreiſe, und ſtarb am 17. September 1554.

Fünf geiſtliche Lieder werden auf ihn zurückgeführt,

(S. die dritte Ausgabe von Luthers geiſtlichen Liedern, Wittenberg, 1525, in der ſie enthalten ſind),

die ſich durch echte Frömmigkeit und Kraft auszeichnen.

Anton Matthias Sprickmann

ward am 1. September 1749 zu Münſter geboren, lebte zuerſt ſeit 1774 als kurcölniſcher Regierungsrath, ſeit 1779 auch als Profeſſor der Rechte zu Münſter. 1791 ward er daſelbſt zum Hofrath und Lehnscommiſſär ernannt, und trat 1803 als Regierungsrath in den Oberappellationsſenat, 1811 ins Tribunal. 1814 wurde er als ordentlicher Profeſſor nach Breslau berufen, und lebte endlich ſeit 1817 als Doctor und ordentlicher Profeſſor der Rechte, wie auch Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe zu Berlin, woſelbſt er 1827 ſtarb.

Von ihm erſchien im Druck:

Die natürliche Tochter, Luſtſpiel. Münſter, 1774.
Der Tempel der Dankbarkeit. Leipzig, 1775. (Vorſpiel.)
Eulalia, Trauerſpiel. Leipzig, 1777.
Der Schmuck, Luſtſpiel. Münſter, 1780.
Der Dialog zur Operette: Die Wilddiebe (von W. Rühle). Münſter, 1774.
Maureriſche Reden. Lingen, 5791.
Gedichte in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w.

S. ſchloß ſich in ſeiner Jugend dem Göttinger Dichterbunde an und zeichnete ſich in höherem Alter als einer der vorzüglichſten Lehrer des deutſchen Staatsrechtes aus. Als Dichter ſuchte er vorzüglich im bürgerlichen Drama Leſſing nachzuahmen, und es gelang ihm beſonders in ſeinem Trauerſpiele Eulalia, das früher gern und oft auf der Bühne geſehen wurde, ſeinem Vorbilde ſehr nahe zu kommen. Den Beweis möge folgendes Bruchſtück liefern.

Aus Sprickmann's Eulalia.

Vierter Aufzug.

Scene: Ein Saal im Schloſſe in der Stadt.

Erſter Auftritt.

Herzog, Marquis (ankommend.)

Marquis. Willkommen hier, gnädiger Herr, auf der Wahlſtätte, wo Sie ſiegen ſollen!

Herzog. Das Siegslied ſingen Sie mir nun ſchon ſo lange; aber —

Marquis. Haben Sie mir nicht den ganzen Angriff überlaſſen; und wenn ich Ihnen denn nun mit meinem Kopfe dafür ſtehe?

Herzog. Nein, auch das nicht; wenn man ein bischen Prahlens gewohnt iſt, und dann ſelbſt doch nicht einſieht, wie das kommen müßte, ſo beruhigt auch das nicht.

Marquis. Aber warum ſollten Sie's ſelbſt nicht einſehen? Hab' ich Ihnen nicht meinen Plan vorgelegt, und meine Waffen? die nun ſchnell wie der Blitz alle nach einander, ſie muß, ſie ſoll nicht zu Athem kommen! (ſieht nach der Uhr) — 8 Uhr! wie geſagt, mit meinem Kopfe, wenn Sie nicht um Mitternacht da ſtehen, berauſcht in aller Wonne der Liebe, und im ſchwindelnden Miſtrauen auf Ihr eigenes Gefühl, und doch in der innigſten trunkenſten Gewißheit; aber nun, denk' ich, ziehen Sie ſich zurück; man weiß unſre Ankunft, und man wird Sie beſtürmen.

Herzog. Gerne, gerne, es iſt mir ohnehin, als ob alle Welt auf mir läge! mein Herz pocht, pocht —

Marquis. O der kleine ungeſtüme Zager pocht gleich ängſtlich beim Uebermaße des Glücks, wie des Unglücks! — Aber noch eins! So platoniſch, wie Sie der Gräfin begegnet ſind, könnte ſie leicht d'rauf fallen, ein ausdrückliches Zeugniß von Ihnen hören zu wollen, wenn ich ihr nun ſagen werde, daß es doch ſo gar geiſtig nicht gemeint war; und doch — ſich ſehen zu laſſen — Sie ſagten ja ſelbſt, daß Sie das nicht dürfen. Ein Brief, denk' ich, gehen Sie, gnädiger Herr! ſchaffen Sie ſich die Bilder all des Glücks in ihren Armen zur Anſchauung, und dann das warme entgegenglühende Herz aufs Papier hin!

Herzog. Auch das!

Marquis. Und noch das wichtigſte! wenn der erſte Angriff fehlſchlägt — der zweite heißt Wahl zwiſchen Ergebung oder Tod! und daß ſie auch da Ernſt ſehe, ein Todesurtheil wider den Grafen!

Herzog. Was?

Marquis. Nur zum Schein, verſteht ſich!

Herzog. Ha, ſpielen mit Todesurtheilen?

Marquis. Spielen? ja, das eigentliche Wort, geſpielt iſt geſpielt, und wenn kein ander Mittel iſt —

Herzog. Und wenn denn auch dieſes fehlſchlägt?

Marquis. Gewiß nicht.

Herzog. Aber wenn nun? ſo werd' ich auch wohl — nur zum Schein — vollziehen ſollen? Denn nicht wahr, auch das wäre geſpielt? ob mit Würfeln oder Schwerdtern — Kleinigkeit!

Marquis. Gnädiger Herr! Sie verſprachen mir ſo unumſchränkt —

Herzog. Bei Gott! wenn ich Ihnen das verſprach, Blut — Blut des Unſchuldigen —

Marquis. Will ich denn Blut? Setzen Sie den Fall möglich, den ich unmöglich glaube, nicht glaube, weiß, weiß wie das Wiſſen meines Daſeins — daß das fehlſchlagen könnte, iſt nicht Gnade und Vollziehung, beides in ihren eigenen Händen? Noch mehr, wenn ich mit einem Wörtchen Sie dann reize, ſo ſteh' mein Leben für das Leben des Grafen!

Herzog. Ich will's überdenken! ach Marquis, wenn Sie auch Wort halten mit all dem Prahlen von Siege, wie's dem guten menſchenfreundlichen Feldherrn ſein muß, wenn er durch Blut watet zum theuer erkauften Lorbeer, das fühl ich alles, alles zum Voraus! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Marquis (allein.)

Und wie's ihm ſein muß, wenn er den Feind, den Gefürchteten, den Stolzen, da entwaffnet in der Mitte hat, ſein ſpotten kann, und dann in die Trompete ſtoßen zur Vertilgung, ha, da fühl' ich ſo ſanft, ſo ſelig! Aber zur That! Ueberdenken muß ich doch noch ein Mal den ſchönen herrlichen Plan! o ich weide mich daran ſo ſatt, und doch nie geſättiget! Da ſteht meine erſte Schanze, ſo eine große, drohende! — Eiferſucht! ob das liebe kleine Herzchen auch für dich wohl Raum hat? Schwerlich; iſt's doch ſo voll, ſo voll Liebe! — Nun aber dann die zweite: Wahl zwiſchen Ergebung oder Tod; das muß wirken und durchſetzen, gewiß, gewiß! — Doch wenn auch die ſchon erſtiegen; ſieh guter Herzog, das weißt du ſelbſt noch nicht: geſpielt iſt geſpielt; aber das Spiel kann Ernſt werden; und bring' ich es nicht dahin, daß du es ſelbſt ſo umkehrſt, — ha ich müßte dich nicht kennen!

Dritter Auftritt.

Gräfin, Marquis.

Gräfin (äußerſt niedergeſchlagen.) Der Herzog iſt zurück, lieber Marquis?

Marquis. Ja, liebe Gräfin! will und kann aber niemand ſprechen.

Gräfin. So Marquis! Laſſen Sie uns Freunde ſein! o ich hab' Ihnen vieles abzubitten, wenn Sie ein rechtſchaffener Mann ſind!

Marquis. Das dacht' ich immer, daß die Zeit kommen müßte, wo Sie einſehen würden, mich verkannt zu haben. Aber, Gräfin, das iſt meine Art ſo, ich überlaſſe das der Zeit, was andre ſo lange von ſich ſelbſt auspoſaunen, bis man anfängt ihnen zu glauben. Doch das läßt ſich ja alles noch einbringen, liebe Gräfin, wenn Sie mich würdigen wollten, Ihr Freund, Ihr Rathgeber zu ſein! Ihre Lage iſt kritiſch, und Sie brauchen beides. Der Herzog muß durch alles, was ſeinem Herzen werth iſt, zugleich beſtürmt werden, oder ſein Zorn, fürcht' ich —

Gräfin. Ich höre immer von ſeinem Zorne, und die Beweiſe davon ſind ſo ſchrecklich; aber warum? was hat der Graf verſchuldet?

Marquis. Verſchuldet? Hochverrath!

Gräfin. Gott, und alle Heiligen!

Marquis. Und das wäre Ihnen noch ein Geheimniß?

Gräfin. Wie ſollt' es nicht?

Marquis. Die Geſchäfte bei dem Vater der Herzogin waren abgemacht, und der Herzog ſchickte dem Grafen geheime Ordre, unverzüglich in Angelegenheiten von der äußerſten Wichtigkeit nach Wien zu reiſen —

Gräfin. Geheime Ordre?

Marquis. Um die nur ich wußte.

Gräfin. Nach Wien? unverzüglich?

Marquis. Und er verachtet ſie, und kommt zurück.

Gräfin. Unverzüglich? geheim? und mir, auch mir kein Wort davon? Ha, ich ſehe, ich ſehe! Schrecklich! ſchreckliches Licht, wie das bischen vom Blitz in der Sturmnacht! — Ha, wenn das wäre, was ich ihm nicht glauben wollte? Das doch — doch ſo wäre! Unverzüglich, Marquis? daß ſchon der Umweg von den Paar Meilen hieher, der kleine Flug der Liebe zu ſeinem armen Weibe, die kleine Stunde eines ſo langen, langen Abſchiedes Hochverrath wäre?

Marquis. Wenn ſie dieſe Angelegenheiten kennten —

Gräfin. O bewahre mich Gott, und alle Engel des Himmels davor! ich möchte ſchon — möchte ſchon jetzt, da ich ſie nur zu errathen fürchte —

Marquis. Aber freilich, wenn's blos das wäre; aber das entſetzlichſte —

Gräfin. Nein, nein, das entſetzlichſte wäre das?

Marquis. Urtheilen Sie ſelbſt; die Abreiſe, die Trennung der Herzogin —

Gräfin. Trennung?

Marquis. Was Sie bald hören werden, förmliche völlige Trennung!

Gräfin. Immer entſetzlicher!

Marquis. — iſt ſein Werk!

Gräfin. Lüge, Lüge! Gut, Marquis, daß ich Sie da ertappe, ſo kann doch auch das andere noch erlogen ſein! Sein Werk? — Ha ſchändlich! Sagten Sie das meinige, ſo hätt' es Schein; Unbeſonnenheit, unvorſichtige Theilnehmung, verführeriſche Schwärmerei, als wenn der Herzog zu beſſern wäre, und durch mich — ſo was könnt' ich mir vorwerfen, wie ich das nun auch ſchon faſt wie meiner Sünden ſündlichſte bereue, und doch war's, hoff' ich, von ihrer Seite undankbarer als von der meinigen unbeſonnen. Aber Er!

Marquis. Und wenn ich nun hinzufüge, als den Grund von alle dem ein langes geheimes Verſtändniß des Grafen —

Gräfin. Des Grafen?

Marquis. Mit der Herzogin.

Gräfin. Teufel du!

Marquis. Ich verzeih' Ihnen das; mit dem Bewußtſein all Ihrer Liebe für den Unwürdigen, und all ſeiner Verſtellung, können Sie ſich das nicht denken; es ſollte ſich auch nicht denken laſſen: ſo über alles, was das Glück einem Sterblichen geben kann, in Ihren Armen glücklich, und dann doch —

Gräfin. Ha, mir graut hier! — ſo allein — allein hier mit — mit — ja der biſt du, den ich dich nannte, aller verworfenen Geiſter verworfenſter! Von mir — von mir!

Marquis. Aber doch immer, dächt' ich, der Mühe werth, mich auszuhören; ich verſpreche Beweiſe.

Gräfin. Beweiſe?

Marquis. Unwiderſprechliche! — Sehen Sie hier! Eigenhändige!

Gräfin. Von Brünov? her! (Sie lieſt.)

Marquis. An die Herzogin: ſie war aber ſchon abgereiſt.

Gräfin. Gott!

Marquis. Nun? kein Verſtändniß? keine Vorbereitung dieſer Trennung? kein Trotz?

Gräfin. — aber nein, nein: oder man muß es mit euren Augen leſen.

Marquis. Es wird ſich zeigen. Die Räthe ſind beim Herzog verſammelt.. ich fürchte zum Urtheil über ihn.. — ich fürchte!

Gräfin. Ha, ihr Sklaven! ja wenn er dem Herzog im Wege iſt, wer von Euch, wer von Euch allen läßt ſich nicht den Spiegel ſchieben, wie der Herzog will, zuſehen, was Er will, und beträf's ſein eigenes Weib und Kind? Aber wo ſind ſie? wo ſind ſie? Ich will hineintreten zu ihnen, will — will's ihnen ſagen, daß ſie's tief in der Seele fühlen ſollen, noch im öffentlichen Gerichte Gottes, wo's auch über ſie gehen wird, daß ſie feile Augen und Hände haben, zu verdammen, und zu tödten! Der Graf — und mir das? das ſagen Sie mir? Geh'n Sie, peinigen Sie ihm, wenn Sie können, Geſtändniß und Schwur darüber ab, Schwur in meinem Angeſicht, und ich will eher glauben, daß er Gott —

Marquis. Mäßigen Sie ſich, faſſen Sie ſich, Liebe!

Gräfin. Ha, wer ſagt das?

Marquis. Sie haben all Ihre Standhaftigkeit nöthig.

Gräfin. Nicht ſo, nicht die! aber Wuth, und ich danke dir, Gott im Himmel, du haſt mir reichlich gegeben!

Marquis. Wenn Sie nur nicht ſo bald hätten vergeſſen wollen, daß wir Freunde ſein wollten!

Gräfin. So recht! zur Sünde verführt, und dann vorgeworfen, du biſt der! du biſt der!

Marquis. Und doch ſoll mich auch das nicht abhalten. Sehen Sie, ſo ganz leiſe ins Ohr will ich Ihnen geſtehen, ich glaube von dem allen auch nichts: ſeh' es auch im Briefe nicht; aber jene — nun Herren ſeines Lebens, werden es finden, wie Sie ſagen, wenn der Herzog will, und er wird, er wird wollen!

Gräfin. Marquis!

Marquis. Bin ich nicht der Vertraute ſeines Herzens?

Gräfin. Abſcheulicher!

Marquis. Und ſo wiſſen Sie es denn! ja ſo — Sie nannten es bei'm rechten Worte: im Wege, im Wege, iſt er ihm; der Herzog —

Gräfin. Schweigen Sie! ſchweigen Sie!

Marquis. Er liebet Sie, betet ſie an, will, will Sie beſitzen!

Gräfin. Will? Will? Ha, er komme! er komme mit ſeinem Wollen! aber Kerl! du lügſt! du lügſt!

Marquis. Auch davon Beweiſe! (ab.)

Vierter Auftritt.

Gräfin (allein.)

Beweiſe? ach! und braucht's noch bewieſen zu werden? alle Welt ſieht es, ſah es! die Herzogin, mein Vater, der Graf, alle, nur ich nicht! taumelte blind daher, als wollt' ich nicht! — als wollt' ich nicht! und ſie ſahen auch das, glaubten, mußten glauben! — o der Triumphirenden, die der Warnenden nicht hörte, nicht aufgeben wollte, was Menſchenkenner unmöglich nannten! Aber auch was aufgeben? Hab' ich mich verirrt, welcher Engel würde ſich ſchämen, ſich ſo verirrt zu haben? und noch jetzt zweifle ich! Er war ſo gerührt! Dies Aufleben all ſeiner Tugend! Dies volle überſtrömende Gefühl der Schaam, der Reue! ach! wenn ich dürfte hoffen, das hoffen! — Ha er kommt! Gott über Himmel und Erde! — (in ängſtlicher Erwartung.)

Fünfter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin! (giebt ihr einen Brief vom Herzog.)

Gräfin (lieſt, zittert, verſtummt, in Betäubung: faßt ſich, wirft ihm den Brief zu den Füßen: wild umher: — in Verzweiflung in den Lehnſtuhl.)

Marquis. Armes Weib! Und ich muß Ihnen noch mehr ſagen; das Todesurtheil iſt unterzeichnet. Sehen Sie — (überreicht's ihr.)

Gräfin (keine Antwort . . wehrt ihn mit der Hand von ſich, fällt zurück in den Lehnſtuhl, läßt die Hände von beiden Seiten wie bei kommender Ohnmacht ſinken: eine kleine Pauſe: dann ſchlägt ſie beide Hände über dem Kopfe zuſammen mit innigſter Kraft:) Gott! Gott! (ſpringt auf) Todt?

Marquis. Gräfin, Eine Stunde Bedenkzeit! ich werde ſie hier im Vorzimmer abwarten. (ab.)

Sechſter Auftritt.

Gräfin (allein.)

Todt, todt, todt? — ſollſt bluten, ſchöner Lieblicher! verſpritzen all das warme liebekochende Blut! ſollſt da liegen, dich krümmen um's Schwerdt, und röcheln des letzten Röchelns, daß ich zur Frau dir ward! Ha nun! Ha nun! Du armer Glücklicher in deinem Weibe! mußt — mußt! ſie ſpricht's aus, ohne Gnade! — ohne Gnade! — Ha! wie ſie da zu ihm hereindringen, die Frohlockenden im Hohn der Hölle! — haſt ein ſchönes Weib, ein gar ſchönes, wie Lilien und Roſen! Haſt dir's wohl recht wohl ſein laſſen, zu ſaugen ihr an Blick und Lippe! aber ſieh! das Ding gefällt andern auch! mußt daran! bete für deine Sünden! — (ſie kniet.) Ach Gott! — hier! hier! (reißt den Buſenſchleier weg, liegt da, und rutſcht auf den Knieen, als wenn ſie jemanden beſchützen wollte) hier! Erſt hier, Mörder, wenn ihr Menſchen ſeid, aus Barmherzigkeit, und wenn ihr Teufel ſeid, ihr tödtet ihn ſo zwiefach! Ha! — Ha! ohne Gnade! Die Schwerdter all! — Jeſus Chriſtus! — durchs Herz! — (fällt zurück an den Lehnſtuhl.)

Siebenter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin, Gräfin! was machen Sie?

Gräfin. Fort? ſchon fort? (Marquis bringt ſie in den Lehnſtuhl.) Ha Sie, d'Anvriers! wo iſt Er, wo ließen ſie ihn? ich muß nach! ich muß! ich muß! das wißt ihr nicht, wie das ſo iſt, das Sterben ohn' einander, und ſterben ſoll er doch?

Marquis. Er kann ja leben, Gräfin, wenn Sie wollen!

Gräfin. Lügner! ſie haben ihn ja ermordet!

Marquis. Faſſen Sie ſich doch! Sie können ja entſcheiden! Denken Sie das! Sie, Sie ſprechen es aus über Tod und Leben!

Gräfin. Wo iſt er, wo iſt er?

Marquis. Im Gefängniß!

Gräfin. Gewiß? Gewiß?

Marquis. Sie haben noch eine Stunde zu entſcheiden!

Gräfin. So war's wohl nicht ſo, ich glaubte — eine Stunde;? recht, ſo ſagten Sie, ſo ſtand's ja auch auf dem Papiere, alſo ich entſcheid' es!

Marquis. Ein Wort, und Sie retten ihn!

Gräfin. Retten? ja ja! wie Rynſolt und Lucia! Franzoſe! höre, haſt du wohl deutſche Bücher geleſen? — Doch das gewiß nicht! wärſt gewiß ſo ein Satan nicht, wenn du geleſen hätteſt, wo das ſteht mit Rynſolt und Lucia! thut aber nichts: ich kann's dir mit zwei Worten ſagen: Rynſolt war der Herzog, Lucia ich, und Danvelt Brünov, und das arme Weib that's, wollt' ihn retten, und als es vorüber war, war's doch zu ſpät! man hatte den Armen ihr das Liedlein röcheln laſſen zum Feſte, daß ſein Geiſt hinſchweben konnte, und zuſehn dem lieben Spektakel. So werdet ihr's auch wohl im Sinne haben?

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Daß ich auch ſo albern fragte! geh' nur, geh' nur! — geh'! (Marquis tritt zurück.) Rynſolt und Lucia! — o du Allgütiger, ein Wink deiner Gnade, daß dein ſchwaches Geſchöpf nicht falle! ich fühl' es, ich fühl' es! fühle Kraft und Muth, das zu denken, zu wählen! Dank dir, ewiger flammender Dank! es hat ſeine Schreckniſſe verloren, das Bild des Sterbenden! Dort oben bei dir iſt Verſammlung aller liebenden Gerechten in deinem Schooße, von Ewigkeit zu Ewigkeit! und was iſt da Tod? Der Schritt in's beſſere Brautbett! und er gehe voran! ich will ihm nachblicken, nachſchmachten, und harren dem kommenden Brautengel. Gott! dieſe himmliſche ſüße Ruh! dieſe Stärke — ! — Marquis! (er kommt näher.) Sehen Sie, ich brauche der hohen Gnade einer ganzen Stunde nicht! Gehen Sie, ſagen Sie dem Herzog, der Entſchluß iſt gefaßt!

Marquis. Und heißt? —

Gräfin. Sterben!

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Ja, Sie mögen wohl erſtaunen: das wiſſen Sie nicht, mögen es wohl nie gefühlt haben, oder erinnern ſich's doch nicht mehr aus den frühen Tagen Ihrer Unſchuld, wie's Gott einem giebt, wenn er Stärkung vom Himmel ſchickt im Entſchluß zur Pflicht! — er ſterbe!

Marquis. Aber bedenken Sie auch, bedenken Sie —

Gräfin. Verführer!

Marquis. Nicht das blos, daß Er fällt! aber Sie, Gräfin, Sie ſelbſt —

Gräfin. Allein!

Marquis. In der Gewalt —

Gräfin. Ha ſchrecklich!

Marquis. Werden Sie am Ende doch nicht müſſen?

Gräfin. Müſſen? Du Undankbarer gegen Gott! Ein Menſch müſſen, weil ein Menſch will? Und Gott gab dir — doch es iſt wahr, nicht dir, nicht Seelen wie du biſt! Zurück, zurück! ich muß das überdenken! (Marquis tritt zurück) Gott gab — (feierlich langſam, nachſinnend) dem leidenden Edlen — darf ich's nennen? Freiheit! Freiheit! eine Hand wider ſich ſelbſt, zu können, und Muth zu wollen, warum denn nicht auch Recht zu dürfen? zu dürfen, gegen Gewalt, die ihn zwingen will zu dem, was er nicht darf? und das werden ſie? — ſie werden machen wollen aus mir, was nicht ſein darf! — alſo! — ich kann, ich will, ich darf! O immer ſüßer von oben! immer heller, wo alles Finſterniß war! Sterben zu dürfen, auch ſterben! Bluten für ihn, wie er für mich (wieder nachſinnend) Und wenn für ihn, warum — warum nicht mit ihm? — mit dir, mit dir! So Arm im Arm! Herz an Herz, Lippe an Lippe, und ſo hinauf in's beſſere Brautbett! — (ſetzt ſich.) Ich weiß nicht: ich möchte weinen: iſt's nicht Traum, oder wieder Geſichte? Mit dir, für dich! Einziger! und — und — nein: nun darf ich mir vollends nicht mehr trauen! Iſt's eine Möglichkeit! Heller, glänzender Gedanke! o wenn du werden könnteſt! Für ihn! — und ohne ihn! Tod zur Rettung ſeiner! — — Und doch warum nicht? was ſoll den Harten der Tod des Grafen, wenn ich nicht bin? Herrlich, herrlich! o ich muß in's Einſame, beten da im Angeſicht deiner Sterne, für all den Troſt, Unendlicher! — Marquis! alles iſt nun gut! gut, wie ich's wollte! wie Ihr's wolltet! Nur noch eine Weile, ſo mag der Herzog kommen.

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Nicht wahr? das iſt herrlich? pfui, daß ich das denken könnt, ihn ſterben zu laſſen, den Beſten, Einzigen!

Marquis. Das konnten Sie nicht: ich wußte das zum Voraus.

Gräfin. Gehen Sie, ſagen Sie's dem Herzog, daß ich will!

Marquis. Und wann?

Gräfin. Wenn's nun einmal ſo iſt, die erſte Stunde die beſte! Nur ein Paar Augenblicke! denn ſehen Sie! fertig bin ich zwar mit mir, aber da iſt denn doch noch ſo allerhand! ich muß mich noch erſt recht faſſen.

Marquis. Er wird vor Freude außer ſich ſein!

Gräfin. Gewiß! aber, Marquis! noch eins: ſprechen muß ich doch den Grafen erſt noch.

Marquis. Den Grafen?

Gräfin. Nur einen kleinen Augenblick im Gefängniß!

Marquis. Ich weiß nicht —

Gräfin. Er könnte mich umholen, meinen Sie? nein, nein: hab' ich je falſch geſchworen, nur gelogen? Und ſehen Sie, die Hand auf die Bruſt, ich ſchwör's bei Gott! nur eine Stunde, ſo ſoll der Herzog mit mir ſchalten und walten, wie er will oder kann!

Marquis. Wenn's möglich iſt, was dürfen ſie jetzt nicht fodern? Er wird's kaum glauben; — und wollten Sie nicht, Gräfin — ſehen Sie, — hier nur eine kleine Zeile unter den Brief.

Gräfin. O ja, o ja! kaum kann ich: (ſie ſchreibt etwas unter den Brief des Herzogs.) Nun: ich erwarte Sie bald, recht bald. (ab.)

Achter Auftritt.

Marquis (allein.)

Ha ha ha! was das für ein Geſperre war! (lieſt, was ſie geſchrieben.) „Nur eine Stunde mich völlig zu faſſen, nur die Erlaubniß, den Grafen noch einmal zu ſehen, und es werde mit mir, was Sie wollen oder können. Eulalia." — Das ſoll nicht umſonſt geſchrieben ſein. An's Leben kann ich dir alſo nicht, Verhaßter! aber ich will dir's vergiften! Ihre eigene Hand! das muß wirken, denk' ich!

Neunter Auftritt.

Marquiſin, Marquis.

Marquis. Wie? Sie hier, Madam?

Marquiſin. Ja!

Marquis. Und wie? Sie dürfen —

Marquiſin. Alles.

Marquis. Und der Officier, dem Sie übergeben ſind? —

Marquiſin. Närrchen, ſind die nicht alle meine Kreaturen?

Marquis. In der That, Madam, Sie thäten beſſer —

Marquiſin. In dem Kämmerchen zu bleiben, wo Ihr mich einſperren möchtet? Ja, ſehen Sie, das thät' ich nun recht gerne; aber — aber im Vertrauen, Marquis! ich habe ſo große, große Projekte im Kopf, und da iſt mir das Kämmerchen ſo klein. Mit dem inneren Auge auf Pläne, Pläne von Ausdehnung von der Erde bis zu den Sternen, vom Himmel bis zur Hölle, und wenn denn das äußere Auge auch ein Mal wiederſehen will, dann ſo auf die engen vier Mauern eingeſchränkt zu ſein, das läßt ſich nicht aushalten; frei, frei um ſich blicken zu können, iſt für die Seele halbe Arbeit.

Marquis (für ſich.) Wenn ich ſie dazu gebrauchte, den

Brief in die Hände des Grafen zu bringen? Aus ihrer Hand kann er ihm nicht verdächtig ſein!

Marquiſin. Und dann laßt Ihr einen da ſo ganz allein: man ſieht und hört nichts; und ich liebe das Neue ſo, beſonders wenn's ſo meine Freunde betrifft.

Marquis. Ihre Freunde?

Marquiſin. Kein Mißverſtändniß! das geht nicht auf Sie, auch auf den Herzog nicht; aber ich habe noch einen Freund, den ihr in euren Hurenkommerz verwickelt habt! wiſſ'ts, wiſſ'ts, Graf Brünov iſt mein Freund, und da ſollt Ihr noch erſt Wunder ſehen!

Marquis. Nun: von dem Freunde kann ich Ihnen tröſtliche Nachrichten ſagen; er nahet ſich ſeiner Befreiung!

Marquiſin. Das heißt?

Marquis. In einer halben Stunde iſt die Gräfin in den Armen des Herzogs.

Marquiſin. Nimmermehr!

Marquis. Da ſehen Sie's! Leſen Sie! (giebt ihr den Brief.)

Marquiſin. Ha bravo! (eilt damit ab.)

Marquis. Madam, was wollen Sie? — Hören Sie, hören Sie! (ihr nach.)

Fünfter Aufzug.

Scene: das Vorzimmer des Gefängniſſes: im Hintergrund das Gefängniß ſelbſt, mit Gegitter! Die ganze Bühne iſt dunkel, nur ein düſterbrennendes Licht im Gefängniß auf dem Tiſch: der Graf in Ketten, ſtumm, in Betäubung; nach einer kleinen Weile hört man ein ſtarkes Geraſſel mit großen Kerkerſchlüſſeln; dann tritt die Marquiſin herein.

Erſter Auftritt.

Graf, Marquiſin.

Marquiſin. Hier? hier? entſetzlich; (ſie reißt das Gegitter auf, ſieht den Grafen eine Weile an) — Graf!

Graf. Ha Sie? — Sie hätten mich nicht ſtören ſollen!

Marquiſin. Es mögen reizende Bilder ſein, die ich verjagte! — Hier, hier! ja hier muß es ſich herrlich phantaſiren laſſen! ſo ein wahrer Todtenkeller, und dann das hohe feierliche Kettengeraſſel!

Graf. Herrlich, herrlich!

Marquiſin. Aber ich ſollte ja doch Ihre Freundin ſein?

Graf. Recht; aber, gutes Weib! das muß weit, weit von hier ſein!

Marquiſin. Nun, und wenn ich Ihnen das nun anzukündigen hätte, daß das ſein kann, bald, bald!

Graf. Was?

Marquiſin. Noch vor Mitternacht!

Graf. Was?

Marquiſin. Ja, freue dich, freue dich! Gleich zum Lohn des erſten Genuſſes! ſobald deine Frau eingeweiht iſt in meinem Bette, zur Favoritin im Serail!

Graf. (ſpringt in Wuth auf, faßt ſie heftig an der Schulter.) Weib!

Marquiſin. Aber laß das ſein: Laß ſie das Weib behalten, wir wollen zuſammen davon gehen, in der Einöden ödeſte! Zwar deine Frau kann ich dir nicht ſein, aber doch deine treue theilende Gefährtin: ſollſt ſitzen in meinem Schooß und eſſen aus meiner Hand, und ausruhen an meiner Bruſt, oder wenn du weinen willſt, was dir im Herzen brennt, will ich's einathmen, und kühlende Thränen drauf zurück gießen, die dir's lindern ſollen; und wieder, wenn du klagen willſt, und auffordern alles Gefühl, ob es gelitten habe, wie du, dann will ich dir erzählen, für jedes gräßliche deiner Leiden, noch gräßlicheres von mir ſelbſt, und ſo ſoll dir's wohler werden!

Graf. Wahnwitzige, dein Glück, daß du mir das zeigſt!

Marquiſin. Wahnwitzig! das wolle der Himmel nicht, auch bin ichs nicht; noch nicht. Sieh, ich habe noch allerhand gute Einfälle! dieſen Dolch zum Exempel! ſieh, hab' ich ihn nicht recht ſpitz gemacht? Ich ſpieſte meinen Schooßhund damit, und ſchwang ihn in die Höh, daß er zappelte, daß es eine Herzensluſt war! Es iſt ſo ein Dolch für Schooßhündchen, wenn ſie aller Welt Freund werden, und nicht mehr hübſch an einem halten wollen!

Graf. Wie, wenn ich das recht verſtehe —

Marquiſin. Das müßten Sie ja wohl, denk' ich! Wir wollen unſern Bund beſchwören, ſo recht feierlich, mit Einweihung und Blutopfer! und das ſoll der! er ſoll! er ſoll — — Aber o des Kalten, der ſo leben kann, beleidigt vor Gott und der Welt! und dann ſo ohne Rache! läßt ſich ſein Weib aus den Armen reißen, und ſteht denn da, und ſteht denn da, und meditirt über aller Welt Eitelkeit! ha, du haſt deine Frau nie geliebt!

Graf. Wahnwitzige!

Marquiſin. Nein, nein! das Herz müßte dir hoch aufpochen! Alles Blut kochen im Feuer, und zerreißen alle Pulsadern, alle Kräfte ſich emporarbeiten, und dann in den Arm ſich drängen zur Rache!

Graf. Ha, wenn ich Rache brauche —

Marquiſin. Das iſt's, was ich meine, daß dir das Herz das nicht ſagt, nicht ungeſtüm zudonnert: jetzt, jetzt, jetzt wird dein Weib Hure!

Graf. Du raſeſt!

Marquiſin. Und fühle mich deswegen beſſer, als du biſt. Sieh, als der Herzog den erſten geilen Blick auf ſie warf, der zerpreßte mir das Herz gleich, daß ich's wußte; denn ich liebte ihn wahrhaftig, und wenn er vollends ſo was geſchrieben hätte: „Nur eine Stunde, ſo werde aus mir, was Sie wollen."

Graf. Ha, wer ſchrieb das?

Marquiſin. Da! du Vernünftiger, Gelaſſener! (giebt ihm den Brief des Herzogs, mit den untergeſchriebenen Zeilen der Gräfin.)

Graf. Eulalia! Eulalia! — Weib, deinen Dolch!

Marquiſin. Recht ſo, recht ſo! Sieh ich habe auch noch einen für dich! Sieh! den!

Graf. (nimmt den Dolch, ſchwingt ihn.) Biſt ein herrliches Weib!

Marquiſin. Und du ſo ein Mann. Haſt eine ſo ſchöne männliche, deutſche Fauſt! aber ſieh her! die ſoll's auch ſchon mit ausmachen helfen! aber gieb, gieb! ſie will noch erſt herkommen.

Graf. Gut, gut!

Marquiſin. Und da würdeſt du ſie hier tödten.

Graf. Spießen, emporſchwingen! Weib, das gefiel mir!

Marquiſin. So ſpiel' ich nur mit Schooßhündchen! aber mit Menſchen, mit Boshaften aus freier Wahl, was iſt das biſchen tödten? Da muß es beſſer kommen; und ich hab's gefunden das beſſere. Gieb her! Sollſt ſie in ſeinen Armen ſehen, und dann, dann —

Graf. Ja, das wäre, aber wie könnte das —

Marquiſin. In ſeinen Armen, und dann ſo beide auf beide hinein!

Graf. Hui! das ſollte!

Marquiſin. Sollte nicht, ſoll! Sieh ich habe mich arm darum gemacht, habe nichts mehr, als wie du mich hier ſiehſt, habe alles den Feilen hingegeben, die uns bewachen ſollten, und ſie haben mir beide den Herzog verkauft.

Graf. Du biſt klug, wie ich mir's kaum träumen ließ.

Marquiſin. Nicht wahr? o ſollſt ſchon noch ſehen! ich bin dir ein recht herrliches Weib! — aber mich dünkt ich höre kommen! — her, her! mich muß ſie hier nicht finden! ſo bald es Zeit iſt, hol' ich dich ab! Ha! zur Rache! zur Rache! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf (allein.)

Das ſoll! das ſoll! (er ſchwingt die Hand, als ob er noch einen Dolch hätte.)

Dritter Auftritt.

Gräfin, Graf.

Gräfin. Brünov!

Graf. Sie iſt's! (läuft in's Gefängniß zurück, und ſchlägt die Thür hinter ſich zu.)

Gräfin (will ihm folgen.) Brünov!

Graf. Fort! fort!

Gräfin. Brünov! Wie? Deine Eulalia!

Graf. Menſch! fort!

Gräfin. Ach Gott! was iſt das? Laß mich Brünov! nur ein einziger, einziger Blick! es ſoll der letzte ſein! ich will ſterben!

Graf. Ja, ja!

Gräfin. Mann, meiner Seele! was iſt das?

Graf. Beſtie!

Gräfin (kniet vor dem Gitter hin.) Ach, Brünov! ſieh, hier lieg' ich und flehe! verſtoße mich nicht! Nimm mich auf! nur noch einmal an deine Bruſt, daß dieſes Herz an dem deinigen ſchlage! Meine Seele glüht auf meinen Lippen zur letzten, letzten Vereinigung! zum letzten Abſchied, bis zum Wiederfinden im Schooße des Ewigen!

Graf. Entſetzlich!

Gräfin. Brünov! Um Gottes Barmherzigkeit willen! um der Tage unſrer Liebe, komm, komm!

Graf. Fort!

Gräfin. Du wirſt es bereuen, du wirſt es bereuen! ich will ſterben; kannſt du ſo mich hinſcheiden laſſen, deine Eulalia! dein liebendes, keuſches Weib?

Graf. Ha, du! (ſpringt wüthend heraus.) Kreatur!

Gräfin (fällt ihm zu Füßen, faßt ſeine Knie.) Nein, nein: nicht fort! ich kann, ich darf dich nicht laſſen! du würdeſt dir's ſelbſt nicht verzeihen! Brünov, Brünov! ich will ſterben! nur den letzten, letzten Kuß der Liebe! du über alles — über — über meine Seele Geliebter!

Graf. Hure, Hure! (ſtößt ſie mit dem Fuße, ſie fällt zurück in Ohnmacht) (wüthend) Du, du, du! — (betrachtet ſie eine Weile; in ſanfterem Tone:) Du! — (noch eine kleine Pauſe; mit Wehmuth) Du! Du! — den letzten Kuß! ach Gott! wenn du ſie jetzt nehmen wollteſt, jetzt, jetzt, da es noch Zeit iſt! Noch liegſt du da, rein, und unbefleckt, ſchönes, ſüßes Meiſterſtück des Schaffenden! noch nicht verunſtaltet zum Teufel! Nun, darf ich, darf ich dich noch küſſen? (kniet neben ihr hin.) Noch ſind dieſe Lippen unentweiht! Aber du darfſt es nicht wiſſen; deine Seele iſt es nicht mehr! (küßt ſie.) den letzten — den letzten! — Und darin alles, was du mir warſt, all den Himmel deiner Liebe! den letzten? nein, nicht den letzten! wenn du nun abgeblutet haſt die Flecken deiner Seele: wenn ſie dann emporſteigt, rein in Blut und Reue, wie dieſer Engelkörper! — dann laß ſie verweilen auf dieſen Lippen, (küßt ſie) dieſen — dieſen Lippen! und das ſei der letzte! — Holla! Wache! (Wache kommt) Schleppt ſie fort! (Man ſetzt ſie auf einen Seſſel und trägt ſie fort.) Ach Eulalia, Eulalia! (küßt ſie noch ein Mal.) (Eulalia ab.)

Graf (allein.) Wohin? wohin? Weib! daß du mir den Dolch nicht ließeſt! es wäre hier beſſer geweſen. — Gott! daß das das Ende ſein ſollte, all, all der Liebe! Eulalia! Eulalia! was that ich dir, Unmenſchliche! was that ich dir, daß du mich zwingen mußteſt, zu treten mit dir ins Gericht, dein Herz zu durchbohren, und dieſes zehnfach, tauſendfach in dem Deinigen!

Vierter Auftritt.

Marquiſin, Graf.

Marquiſin. Da geweſen?

Graf. Ja!

Marquiſin. Und nun?

Graf. Entſchloſſen! (ſinnt nach) entſchloſſen!

Marquiſin. Da! (giebt ihm den Dolch) Deine Hand! und nun fühle, fühle, was wir wollen! Morden? wer kann das nicht? aber ich! morden in der Stunde. — Ha, mir ſchwindelt! — Morden in der Stunde der Sünde! Morden Leib und Seele! — Leib und Seele!

Graf. Weib!

Marquiſin. Fort! fort!

Fünfter Auftritt.

Scene: Das Schlafgemach der Gräfin, ſie ſitzt auf dem Bette. Der Raum, wo das Vorzimmer des Kerkers und der Kerker ſelbſt waren, wird das Vorzimmer der Gräfin.

Gräfin, Marquis; einige Weiber um ſie beſchäftiget.

Gräfin. Laßt mich, laßt mich, Lieben! es iſt alles wieder gut. Geht, geht. (Sie gehen ab. Die Gräfin kommt mit dem Marquis heraus.)

Marquis. Dacht ich's nicht zum Voraus?

Gräfin. Eine kleine Ohnmacht, was will das ſagen?

Marquis. Und nun?

Gräfin. Ja nun, der Herzog komme!

Marquis. O Gräfin! (küßt ihr die Hand.) (Ab.)

Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Gräfin. Das war bitter, bitter! aber auch billig. Hienieden ſoll nichts ohne Bitterkeit ſein, auch die ſüße, ſüße Schale des Todes nicht! Ich murre nicht, Allgütiger, der du mich ſo unſanft rufſt! Aber doch dieſen Abſchied, dieſes letzte Ausweinen all meines Gefühls in ſeinem Schooße, hätteſt du es mir geben wollen — doch, was wäre auch dann dieſes Opfer geweſen? Schmerzlich, ſchmerzlich ſollt' es ſein, und ich nehm' es an, wie du es mir darreichſt! (ſie zieht eine Flaſche mit Gift hervor.) Du, du! (gießt das Gift in ein Glas Waſſer.) Brünov! Brünov! — noch wär' es Zeit! aber ſie eilt dahin! Ach, ſo lebe wohl! Lebe wohl! — Und daß du das nicht höreſt! in ſtummer Verzweiflung, Verzweiflung über mich, mich, da ſitzeſt! mich liebſt, und kämpfeſt mit dir ſelbſt, mich nicht zu lieben! — Doch, auch das wird ja aufhören! zum letzten Male dann (wirft die Kammerthüre auf); o du ſtilles, ſchönes Gemach der Liebe, ſo oft den trunknen Liebenden ein Himmel! hier hier! — Heiliges Bett der Ehe, hier hier, (ſetzt ſich auf's Bett) wenn er nun kommt, hier mich wiederfindet, und ſieht die Eingeweihte dem Tode der Liebe! wie er daſtehn wird in ſchrecklicher Betäubung! Gott, Gott, Allmächtiger, dem ich komme! — Doch nein, das will ich erflehen an der Stufe deines Thrones dort oben! Hier nur das: Laß den Uebergang der Sterbenden ſanft ſein! und nun! — (will trinken, kann nicht) nun! — Gott! als wenn Himmel und Erde um mich her ſchrien: noch iſt's Zeit! (ſie kommt heraus) ich kann nicht! entſetzlich! ich kann nicht!

Siebenter Auftritt.

Herzog, Gräfin.

Gräfin. Da iſt er! (ſetzt das Gift hin.)

Herzog. Ach Eulalia! ſo iſt es denn wahr?

Gräfin (beſchämt, fällt ihm zu Füßen.) Ach, noch iſt's, noch iſt's Zeit!

Herzog. Wie? meine Liebe?

Gräfin. Sehen Sie all die Heiligthümer der Liebe! ſehen Sie! ſehen Sie!

Herzog. Noch Thränen? noch Sperrung? und Sie ließen mich glauben —

Gräfin. O das Weib! geängſtigt in allem Gefühle für den Liebling ihrer Seele!

Herzog. Das heißt Spotten!

Gräfin. Hier mitten unter all den tauſend und tauſend Schwüren, das alles entweihen, entheiligen? — Laſſen Sie, laſſen Sie mein Winſeln und Jammern an Ihr Herz dringen, um Ihrer eignen Seele willen!

Herzog. Ich höre das nicht! Sehe nur die Reize alle, in jeder Thräne neue Schönheit, in jeder neuen Schönheit neue Liebe, mein ganzes Sein nur Sinn zur Liebe!

Gräfin. Grauſamer Mann! wer hätte das gedacht, als ich oft einſam um Sie weinte zu Gott!

Herzog. Nicht dieſe Bilder, Eulalia! Denken Sie meine Liebe, meine unnachfühlbare Liebe! kommen Sie, kommen Sie in dieſe Arme!

Gräfin. Und ich höre das? Noch ein Mal, noch ein Mal! O Sie glauben doch, daß ein Gott iſt, der auf uns herab ſieht! Gott, hier und in ſeinem Angeſichte —

Herzog. Nein, Gräfin, Sie ſollen mich nicht weich machen, Sie wiſſen die Bedingung und ich fordre —

Gräfin (zu ſeinen Füßen.) Herzog! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Kommen Sie, kommen Sie!

Gräfin. Bei dem Schöpfer Himmels und der Erde! bei dem Erlöſer und Richter an jenem Tage! Erbarmung! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Ich laſſe vollſtrecken —

Gräfin. Entſetzlich! entſetzlich! nein, nein! ſo komm!

Herzog. Ach Eulalia!

Gräfin. Nur dieſes Glas Waſſer zur Faſſung! (trinkt) Brünov! Gott! du ſahſt es! keine Rettung! Brünov! (eine kleine Pauſe) — (mit Ruhe und Kälte.) Nun, Herzog! das war Gift!

Herzog. Was?

Gräfin. Nun komm! Grauſamer, Unerbittlicher! — ſchon wüthet es! nun? reizt dich's nicht mehr? — wie er nun daſteht!

Herzog. Gütiger Himmel! nein, nein: Eulalia! — ein Vorwand! —

Gräfin. Wirſt es ſehen! o, ſchon fühl ich's! (ihre Kräfte ſind erſchöpft, ſie ſetzt ſich in den Lehnſtuhl.) Gott, wie mir wird!

Herzog. O laß es ſein! laß es ein täuſchender Vorwand ſein! ich will aufgeben! Engel — ich will —

Gräfin. Zu ſpät!

Herzog. Barmherziger Gott — — (läuft wie unſinnig herum, ringt die Hände — eine kleine Stille, die plötzlich durch ein Lärmen im Nebenzimmer unterbrochen wird.)

Achter Auftritt.

Marquis, Marquiſin, Graf, Wache,
die Vorigen.

Marquis (noch inwendig.) Faßt ſie an! faßt ſie!

Marquiſin (bricht herein, der Graf ihr nach.)

Gräfin. Brünov!

Marquiſin. (die Wache hat den Grafen gefaßt; hält ihn mit Gewalt zurück.) Ha, Feiger! läßt dich halten, und haſt Waffen, den ſchönen ſpitzigen Dolch? — her! (ſie reißt ihm den Dolch aus der Hand, und ſo die Hände in die Höh', in jeder einen Dolch, Haar und Kleider in Unordnung, in äußerſter Wuth herein:) Leib und Seele! Leib und Seele! (die Wache ſchleppt den Grafen mit Gewalt ab.)

Marquis (faßt ſie von hinten beim Haar.) Weib!

Marquiſin. Ha! wer faßt mich? voran! (will ihn durchſtoßen, er faßt ſie bei den Schultern; die Wache hält ſie mit Gewalt feſt, entwaffnet ſie.)

Gräfin. Gott im Himmel!

Marquiſin. Meinen Dolch! meinen Dolch! Hu — Hu! (brüllt vor Wuth.) Teufel! Teufel! das ſollt' euch ein Feſt!

Herzog. Furie!

Marquiſin. Hu! — (windet ſich, will los.)

Marquis. Sehen Sie, gnädiger Herr!

Herzog. Ha, du! (faßt einen Dolch, zuckt ihn auf den Marquis — — wirft ihn hin.) Ha, es giebt noch Henker im Lande! faßt ihn! ins Gefängniß! ins ſchrecklichſte, das iſt! täglich ein kleines Glied von ſeinem Körper herunter, das neben ihm verfaule, bis ſeiner kein Gedanke mehr iſt, als in der Hölle!

Marquis. Gnädiger Herr!

Marquiſin. Ha! bravo! bravo! das iſt ſchon etwas!

Herzog (zum Marquis.) Fort! fort! Sieh her, was du gemacht haſt! Sie ſtirbt! Sieh her! und in jedem welkenden Reize deine Verdammung! Sie liebte mich, Abſcheulicher! der Teufel hatte dir das Gift in der Hölle gekocht! Verläumder! da liegt ſie nun, die mich liebte, und ſtirbt den heiligen Selbſtmord zur Rettung! — Gott! Gott!

Marquiſin (fährt mit äußerſtem Schrecken zuſammen; ſieht die Gräfin mit ſtarrem Auge an. Nach und nach läßt die Arbeit in Seel' und Körper bei ihr nach; die Wuth geht in Bewunderung, dieſe nach einem Blick auf ſich ſelbſt, in Reue über.)

Marquis (auf den Knien.) Denken Sie, gnädiger Herr! —

Herzog. Daß du mich retteteſt! eine Sünde mehr! fort, fort! (Marquis ab.) Ach, Eulalia! Eulalia! — (zur Wache.) Der Graf ſoll kommen, und der Kanzler!

Gräfin. Alſo in ſeinen Armen! Ach Gott! wenn's noch in ſeinen Armen ſein ſollte!

Marquiſin (mit wehmüthiger Stimme.) Laßt, laßt! (Die Wache läßt ſie los, ſie wirft ſich laut weinend vor einen Lehnſtuhl auf die Knie, den Kopf in den Lehnſtuhl.)

Herzog. Entſetzlich! entſetzlich! — (die Hände ringend) entſetzlich! wie konnteſt du, grauſames Weib? wie konnteſt du?

Marquiſin (ſpringt wieder auf; ſchlägt die Hände über'm Kopf zuſammen, — ſieht wild umher, will abgehen.)

Gräfin. Marquiſin! (ſie bleibt ſtehn, ſieht furchtſam hin.) Kommen Sie! kommen Sie! (die Marquiſin nähert ſich langſam dem Lehnſtuhl der Sterbenden.)

Gräfin (reicht ihr die Hand.) Freundin! (feierlich, nach einer kleinen Pauſe:) Gott weiß auch einen Weg für die Verirrten! (die Marquiſin reißt ihre Hand los, und eilt laut weinend ab.)

Gräfin. Herzog! Sie ſollen ihr gut begegnen! Eine Verirrte Ihrer Verführung! Laſſen Sie der Sterbenden den Gedanken, daß ſie alle ihre Sünden abbüßte!

Herzog. Grauſame! Grauſame! Marternder Engel! o hat denn dein Herz keinen Fluch, keinen einzigen anklagengenden Seufzer mehr? Sieh in die Jahre, die du hätteſt leben können, in all die Liebe deines Brünov! in all den Himmel, den ich zerſtöre! Und dann fluche dem Zerſtörer und den Mitſchuldigen allen; aus Barmherzigkeit! Fluche!

Neunter Auftritt.

Der Kanzler, die Vorigen.

Kanzler. Euer Durchlaucht!

Herzog. Herein! herein! Alter! doch daß Sie zuerſt kommen, armer furchtſamer Mann! Sie werden, können ja nicht fluchen, und ich muß, muß fluchen hören!

Kanzler. Gott! meine Tochter!

Gräfin. O mein Vater!

Herzog. Sie ſtirbt! Gift, Gift!

Kanzler. Eulalia! gerechter Gott!

Herzog. Ha! und nichts als das, Alter? So höre doch, ſie ſtirbt, ſie ſtirbt! laß es doch aufbrauſen! hier ſteht der Mörder! Laß es doch! Sei Vater und fluche! der Mörder deiner Tochter kann ja doch dein Herr nicht ſein? Fluche! fluche! fluche!

Gräfin. Nein, mein Vater, Verzeihung! wie ich ihm verzeihe! Auch mir, Vater! auch mir, Ihrer Armen, die Sie nicht hören wollte.

Kanzler. O meine Tochter, meine Tochter!

Zehnter Auftritt.

Graf, Vorige, Wache.

Graf (hereingeſtürzt.) Ha, Wütherich! (fällt auf ihn, man hält ihn mit Gewalt zurück.)

Herzog. Laßt ihn, laßt ihn!

Gräfin. Da iſt er! ach, Brünov! Brünov!

Graf. Iſt's wahr? Gift?

Gräfin. Sagt' ich dir's nicht, daß ich ſterben wollte? und daß es nur um den Abſchiedskuß war?

Graf. Engel! Engel! und ich hörte nicht, und hatte dir's geſchworen, nicht zu glauben? — Aber wo iſt er, wo iſt er? Hund, wo biſt du; ſpießen, emporſchwingen!

Herzog. Recht ſo!

Graf. Laßt mich! Laßt mich! Ho des Wilden! haſt du nun — haſt du nun —?

Herzog. Graf! Armer! Unglücklicher! und ich habe das alles angerichtet! — ich will deiner Rache nicht entrinnen! Sie ſoll über dich kommen, in all deinem Durſte. Nur ſo lange ſie noch iſt, — ſie iſt dein! und dieſe Augenblicke, die letzten, darf ſie, darfſt du nicht verlieren. Aber ſie wird ſterben, fühle das in allen ſeinen Schreckniſſen! Sie wird ſterben! und wenn ſie todt iſt, durch mich, durch mich todt, ſo ſei der nächſte Augenblick mein; ich will deiner harren in der ganzen Wuth deines Elends! — Und du, Theure, Arme, wie ſoll ich dich nennen, Märtyrerin!

Gräfin. Hören Sie mich, und du Brünov, wenn euch die Wünſche der Sterbenden werth ſind, — ſeid Freunde.

Graf. Nie!

Gräfin. Brünov! — Doch ich will's hier nicht fodern! — Aber wenn du ausgeweint haſt — Gott wird mir das gönnen, daß ich um dich ſein kann, und wenn dann der Gedanke in dir aufſteigt, dann denke, daß deine Eulalia dir zuliſpelt, was ihr Wunſch im Sterben war. (Der Graf fällt auf die Knie neben ihr und verbirgt ſich das Geſicht.) Und Sie, Herzog, laſſen Sie es den Preis meines Todes ſein, was mich hieher geführt hat! aber ich dacht' es nicht, daß es dahin kommen ſollte! Ihre Rettung, Ihre Rückkehr zur Tugend, Liebe der armen Vernachläſſigten, und Rechtfertigung meiner Unſchuld! Laſſen Sie's den Preis meines Todes ſein!

Herzog. Theure! — Heilige! (ab. Wache mit ihm.)

Elfter Auftritt.

Gräfin, Graf, Kanzler.

Gräfin. Und Sie, mein Vater! Es ſei an Ihnen, das Vermächtniß Ihrer Tochter auszuführen, was ſie nicht vermochte, zwar nicht vermochte, aber doch, dünkt mich, vorbereitet hat, daß es leicht ſein muß!

Kanzler. Ach meine Tochter! meine Tochter!

Gräfin. Und nun — Brünov! Du — du — du! Theuerſter! Einziger! (Sie nimmt ſeine beiden Hände, und drückt ſie mit Inbrunſt an ihre Bruſt.) Noch immer in der ſtummen Betäubung? Auf, deine Blicke! (Der Graf ſieht ſie an, wirft den Arm um ihren Hals und läßt den Kopf an ihren Buſen ſinken.) Sagteſt du nicht ſelbſt, dort oben! daß da uns ein zweiter Brauttag werden ſollte in reiner unbefangener Keuſchheit, wie der erſte klägliche deine Eulalia dir in die Arme gab. Sieh Brünov, oft wenn ich den Mond ſo anſah, und die Sterne all am Himmel, dachte, daß ich die nun ſchon in meiner Kindheit ſo ſah, und in allen Abwechslungen meines Lebens, mit Augen voll Thränen, und wieder voll Freude! wenn ich dachte, daß die erſten Menſchen ihn ſchon ſo ſahen, und alles was hienieden gelebt hat, ihn ſo ſah, o dann hab' ich's gefühlt, wie die innigſte Tröſtung vom Himmel, daß es mit uns nicht blos fur dieſes Sterbeleben ſein kann. Auch wir werden ſo fortdauern, ſo ganz uns ſelbſt gleich, wie dieſer Mond dem Monde von Jahrtauſenden her! und was iſt da ſterben? was ſind zwanzig, dreißig klägliche Jahre? und werd' ich dich dann dort oben weniger lieben! Geh' ich aus der Schöpfung, in der du ſtehſt? ich werde da ſein, in der Ferne den Ball hier, auf dem wir uns fanden, und wo du noch wandeln ſollſt, nach mir, ſchimmern ſehn, wie der Sterne geliebteſten! werde an ihm hangen in frommer wehmüthiger Liebe! und wer weiß, was ich mir verdient habe? ob ich nicht inniger bei dir ſein darf, dich umſchweben mit dem Engel deiner Leitung, dich in den Mühen deines Lebens, auf dem einſamen Pfade zu mir, mit Troſt umſäuſeln und mit Stärkung? — Brünov! das konnte kein Traum ſchwärmender Liebe ſein, wenn wir in den trunkenſten Augenblicken zum Himmel hinaufſah'n, und dann die Hand uns drückten, wer wollte lieben, wenn das Traum wäre — (eine Zuckung) Ach Gott! — wer wollte lieben? Brünov! komm, komm! mache mir das Ende meiner Kämpfe nicht ſchwer! es naht heran! (eine noch heftigere) Vater des Lebens und des Todes! (heftig) Brünov! Brünov! den letzten! (ſie faßt ſeine Hand, bringt ſie mit Noth zu ihren Lippen, küßt ſie.)

Graf (ſpringt auf, küßt ihren Mund) Eulalia! Eulalia! — nein, nein! (fällt wieder auf die Knie.)

Gräfin. Beſter! beſter! beſter! (eine heftige Zuckung; ſie hebt ſich auf, wie in Angſt, fällt zurück) Gott! mein Erlöſer! Brünov! Brünov! (drückt den Kopf feſt auf die Bruſt und die Hände zuſammen) Brü — nov! — (ſtirbt.)

Kanzler. Meine Tochter! meine Tochter! weh! weh, weh!

Graf (ſpringt auf, ſieht ſie an mit äußerſtem Schrecken, fällt über ſie her, küßt ſie, bleibt ſo liegen, ſinkt langſam herunter, fällt in Ohnmacht.)

Dietrich von Stade,

ward am 13. October 1637 zu Stade geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und Upſala, trat 1662 als Secretär bei dem Baron von Banner in Dienſt; 1668 aber ward er Conſiſtorialſecretär, und 1711 Archivar der Fürſtenthümer Bremen und Verden. Er ſtarb am 19. Mai 1718.

Von ihm erſchien:

Erläuterung und Erläuterungen der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich Luther in der Bibelüberſetzung bedient. Bremen, 1711; neu 1724; ſo wie ferner:

Mehrere Schriften zu Gunſten der deutſchen Sprache — in lateiniſcher.

St. erwarb ſich durch ſeine Leiſtungen zu jener Zeit große Verdienſte um die Erforſchung der älteren deutſchen Sprachdenkmäler.

von Stadeke, ſ. Minneſinger.

Stadweg, ſ. Meiſterſänger.

Friedrich Auguſt von Stägemann

ward am 7. September 1763 zu Vierraden in Ukermark geboren, ſtudirte zu Halle die Rechte und erhielt dann eine Anſtellung zn Königberg. 1808 ward er, zuerſt beim Miniſter von Stein und 1810 bei dem Staatskanzler Hardenberg beſchäftigt, Staatsrath, 1816 geadelt und 1819 zum erſten Redacteur der preußiſchen Staatszeitung ernannt. Zuletzt wirkte er als königlich preußiſcher wirklicher geheimer Staatsrath bei dem Miniſterium. Er ſtarb 1841.

Er gab heraus:

Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten. Berlin, 1828.

Erinnerungen an Eliſabeth. Berlin, 1835.

Kriegsgeſänge aus den Jahren 1806—1815. Halle, 1815. 2 Thle.

Nächtrag. Halle, 1818.

Erinnerungen an die preußiſchen Kriegsthaten von 1813—1815.

Sehr treffend ſagt Menzel von ihm in ſeinem Werke über die deutſche Literatur, Thl. V. S. 191: Unter den patriotiſchen Dichtern glänzt auch Friedrich Auguſt von Stägemann, deſſen antike Versmaße jedoch weniger geeignet waren, große Popularität zu erringen. Ueberdies verſtand dieſer Dichter den Freiheitskampf der Deutſchen gegen Napoleon durchaus nur als Preuße und Ariſtokrat, und richtete deshalb die Kanonen ſeiner flammenſprühenden Begeiſterung augenblicklich gegen jede Völkerzuckung, die etwa ein Mißbehagen an dem Gewordenen ausdrückte. Zuletzt hat er denn auch gegen die armen Polen geſungen, was ſich freilich den ſtolzen Erhebungen im Unglück gegenüber nur wie ein grauſamer Uebermuth im Glück ausnimmt und nicht ſchön iſt.

Der Rheinübergang des erſten Heerzuges.

Am 1. Januar 1814.

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelſtiller Nacht?
So feierernſt, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

Fragt Bober, Elb' und Partha! fragt:
Wer hat in ihre Flut
Das Erymanthenwild gejagt,
Bedeckt mit ſchwarzem Blut?

Es iſt der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies.
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreiſ't
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeiſt
Voran der tapfern Schaar.

Und in den Blitzen, die er wirft,
Berauſcht ſich Blücher's Stahl,
Und Gneiſenau, erleuchtet, ſchlürft
Den wunderbaren Strahl:

Und ſenkt hinaus in ernſte Nacht
Den ſternenhellen Blick,
Und wägt die zweifelhafte Schlacht
Und wägt des Cäſars Glück.

Ihm Heil, dem echten Sohn des Teut!
Der dieſen grimmen Kampf
Auf Tod und Leben nicht geſcheut,
Und nur des Frohnes Krampf:

Der nicht, ein ſchwankes Schilf, geweht,
D'rin Wind und Wetter ſpielt;
Der nach dem Herzen früh und ſpät
Der Schreckgeſtalt gezielt;

Die in der Geiſter grauſem Streit
Bei Donners ehrnem Klang
Dem wahnzerriſſ'nen Haupt der Zeit;
In Stahlgeſchmeid entſprang.

Heil ihm, der uns gen Frankreich führt,
Der Landwehr treu geſellt!
Dort wird der Tiger aufgeſpürt,
Nur dort von uns gefällt.

Wir ziehn gen dort, wie Wetter ziehn,
Denn düſter weht ein Flor
Noch um dein Waffenhaus, Berlin!
Um dein verwittwet Thor.

Dich, Friedrichs Degen! dich beſitzt
Kein Wälſcher, edle Zier!
Zu Tauſenden geſtaltet blitzt
Dein Feuer hier, nur hier!

Doch Brandenburger Fahnen wehn
An Feindes dreiſter Wand.
Sie wehten dort. Wir gehn, wir ſehn;
Sie wehn in unſrer Hand.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

Wir ziehen heim, und Palmen blühn
  Aus unſerm Schwert hervor,
Und ſiegestrunken grüßt Berlin
  Sein friſchbekränztes Thor.

Unſre Zeit.

1820.

Siegeslied iſt oft erklungen
  Aus der gottgelobten Bruſt,
In den Gauen teutſcher Zungen,
  Unſerm Volk zu Lieb' und Luſt.
Denn wo Gottes Geiſt gewaltet,
Hat ſich Licht und Lied entfaltet,
  Gottes innen ſich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
  Denn die Zeit iſt nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
  Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter,
  Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat geſprochen,
  Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
  Und der Zeit gewaltig Wort.
Längſt verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
  Wider Papſt und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
  Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, beſpritzt Gemüther,
  Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht ſie nicht der Sonne Thoren,
  Nicht der Geiſter Glanz und Glut.

Haltet Wacht! denn Prieſterfrevel
  Iſt unſterblichen Geſchlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
  Für die Huſſe links und rechts.
Aus verſunk'nen Marterkammern
Warnt uns noch der Unſchuld Jammern
  Und der Märtyrer Geächz.

Land der Eichen, Land der Treue,
  Männerſtammes reifer Kern,
Heil dir, teutſches Land, gedeihe
  Freudig unter gold'nem Stern!
Geiſt und Arm erlöſ't vom Frohne,
Tapf're Lanzen um die Throne;
  Fürſten in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
  Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
  Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorſäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
  Schwankt ihr ſchattengrau Geſpenſt.

Ueber hohen Brennusthürmen
  Schwebt ein Aar mit Blitz beſchwingt,
Deſſen Strahl den Schlangenwürmen
  Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklängʼ aus Memnonsſaiten,
  Wenn ſein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
  Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Roſenkronen
  Um der Erde Scheitel flicht.
Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
  Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
  Was der Herr und Meiſter ſpricht.
Du entzünd', o Geiſtesklarheit!
  Uns dein evangeliſch Licht.
Helden, deren Sporn nur klinget,
Weisheit, die nur Meſſen ſinget,
  Herr und Meiſter, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
  Was wir ernſt durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
  Mit dem Geiſt der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
  Heiter, hell in Tages Pracht!

Caroline Stahl, geborne Dumpf,

ward am 4. November 1782 zu Ohlenhof in Liefland geboren, wohnte früher in Nürnberg, dann in Wien, und hält ſich jetzt als Wittwe in Dorpat auf.

Sie ſchrieb:

Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Kinder. Nürnberg, 1816. 1821.
Kleine Romane. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Erzählungen. Wien, 1820.
Die Familie Müller. Nürnberg, 1821.
Scherz und Ernſt. Riga, 1823.
Moraliſche Erzählungen. Riga, 1823.
Allwinens Abendſtunden. Riga, 1823.
Mährchen. Riga, 1824.

Feine Beobachtung, Scharfſinn, gute Characterzeichnung und anmuthige Darſtellung zeichnen die Leiſtungen dieſer geiſtreichen Frau aus und geben ihnen, da zugleich eine ſehr geſunde Moral in denſelben herrſcht, einen bleibenden Werth; namentlich iſt „die Familie Müller" um jener guten Eigenſchaften willen, ein empfehlenswerther Roman.

Heinrich Wilhelm von Stamford,

1742 zu Bourges in Frankreich geboren, kam, ein Findling, jung nach Deutſchland, und wurde im ſiebenjährigen Kriege Lieutenant in braunſchweigiſchen Dienſten. 1769 ging er als Lehrer nach Ilfeld und hielt bald darauf den Officieren zu Halberſtadt Vorleſungen, bis ihn der König von Preußen zum Major à la suite ernannte. Im Jahre 1782 begleitete er den jungen Prinzen von Oranien nach dem Haag, wurde, nachdem er nach und nach die übrigen Grade durchlaufen hatte, Generallieutenant, und trat als ſolcher mit den holländiſchen Truppen in engliſche Dienſte. Endlich zog er ſich in den Ruheſtand zurück und wohnte abwechſelnd in Braunſchweig und Hamburg, wo er am 16. Mai 1807 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Nachgelaſſene Gedichte, mit Vorrede von H. M. Marcard. Hannover, 1808.

Seine poetiſchen Leiſtungen beurkunden mehr den durch die Wiſſenſchaft und das Leben fein durchgebildeten Geiſt, als den eigentlichen Dichter, doch ſind einige treffliche elegiſche Gedichte darunter.

von Stamheim, ſ. Minneſinger.

Nicolaus Peter Stampeel,

1764 zu Hamburg geboren, lebte als Privatgelehrter zu Leipzig, wo er am 5. October 1810 ſtarb.

Er hinterließ:

Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, z. B. Lodoiska, Malwina, 3 Thle. Mathilde, 4 Thle.

Gab heraus: Aglaja. Frankfurt, 1801—3.

Ein fleißiger aber mittelmäßiger Ueberſetzer.

Gotthelf Wilhelm Chriſtoph Starke,

am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, ſtudirte in Halle, und kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1783 Collaborator, 1792 Rector der Stadtſchule ward. 1793 erhielt er die Oberpredigerſtelle an der Altſtädter Kirche, und ging endlich 1799 als Oberhofprediger nach Ballenſtädt, wo er ſeit 1830 in ehrenvollem Ruheſtande lebt.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Bamberg, 1788.
Einige Gedanken über die Ueberſetzung der griechiſchen und römiſchen Dichter. Halle, 1790.
Horazens Brief über die Dichtkunſt. Halle, 1791.
Gemälde aus dem häuslichen Leben. Berlin, 1793—98. 5 Thle.; 3. Ausg. 1817.
Vermiſchte Schriften. Halle, 1796.
Predigten. 1797.
Kleine Romanenbibliothek mit B. Lafontaine, Leveſque, S. Mernau und R. Reinhard. Göttingen, 1799—1801.
Kirchenlieder. Halle, 1804.
Lieder für unſere Zeit. Berlin, 1813.
Vier Predigten über die Vereinigung der evangeliſchen Chriſten. Quedlinburg, 1820.
Predigten und Reden. Stuttgart, 1828.

St. erfreute ſich ſeiner Zeit großen Beifalls durch ſeine Darſtellungen aus dem bürgerlichen Leben, die ſich durch glückliche, wenn auch auf einen engen Kreis beſchränkte Erfindung, freundliche und gemüthliche Schilderung, gute Characterzeichnung, geſunde Moral und zarte Innigkeit auszeichnen, jedoch mitunter zu leicht in ſentimentale Weichlichkeit ausarten.

Das Feſt der Hausgötter.

Röthlich erhelltes Gewölk goß ſeiner Gebilde ſich freuend
Der geſegnete Mai hold über die Bläue des Himmels,
Wie verloren in Träumen der Lieb' ein blühender Jüngling
Ueber dem ſpiegelnden Quelle der Heimath Roſen zerpflücket.
Blumen gewährte der Mai den beteppichten Wieſen und Gärten,
Aehren der ſteigenden Saat, kühl athmende Schatten den Wäldern,
Freudengeſang dem Gevögel und üppige Sprünge den Heerden.
Aber dem frohen Bebauer der milden italiſchen Fluren
Gab er im Wonnegefühl beim Feſte der häuslichen Götter
Mehr als Lenzgenuß. Ach groß iſt der Häuslichkeit Segen!
Siehe von ihren Geſchenken gedeihet hienieden die Menſchheit,
Wie das Getreide der Flur vom erfriſchenden Regen des Frühlings,
Süßer begeiſtert ihr Hauch, als die ſtärkenden Düfte der Blumen,
Sanfter umhüllet ihr Dunkel als trauliche Schatten der Wälder,
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als ſonnige Tage des Maimonds.

Dieſer Gewährungen froh trat ſchimmernd vom röthenden Morgen
Tullius neben der jungen geliebten Gefährtin zum Heerde,
Dankte den Göttern und rief: „Willkommen beglückender Feſttag!
Heute beſtäube der Rechen und Spaten, der Rocken und Webſtuhl.
Feſtlich und rein glänzt' Alles, die Bilder der häuslichen Götter
Standen in Dunkel gehüllt vom ſchwebenden Dampfe des Weihrauchs.
Und ſich enthülſendes Korn ſprang knatternd in glühenden Kohlen,
Friedliche Still' umwallte ſo lauſchend die ländliche Hütte,
Daß von dem nahen Geſilde das Wirbeln der ſteigenden Lerchen,
Und vom Gebälke des Dachs aus irdnem Gebäude der Schwalbe
Zwitſcherndes Liedergeſchwirr helltönend die Gatten erfreute.
Neben dem Heerde vergnügte das Aug' ein Körbchen, aus welchem
Blumen mit mancherlei Kraut friſch duftend und prangend ſich blähten,
Krokus und Ritterſporn und Violen, Narciſſen, Akanthus,
Iris und Lilienſchnee, bei Roſen von Päſtum und Myrthen.

Aemſig verknüpfte die Gattin die Blumen und Zweige zum Schmucke,
Für die Götter des Heerd's. Wie ſchimmert das Kränzchen ſo lieblich!
Rief mit Entzücken der Mann. Ach! Beſte, ſo windeſt du freundlich
Mir zum Kranze die Blumen der irdiſchen Freuden zuſammen,
Schaue die Thränen des Danks, und laß uns die Götter verehren!
Ihnen zerfloſſen vordem die geſegneten Väter in Andacht,
Ihnen entbieten dereinſt die Kinder Verehrung und Feſte.
Weihe den Göttern den Kranz, ſie beſchirmen die reifende Menſchheit,
Schirmen die Tugenden, welche zum Frieden die Sterblichen leiten.
Oftmal wird das Geleit im Gewimmel der Menſchheit gedränget,
Sieh! dann flieht's zum Heerde der häuslichen Götter, und findet,
Schutz und erhaltende Lieb' — o laß uns die Hüter verehren!
Laß uns bewahren die Schätze des Schönen und Guten der Vorwelt,
Laß uns mit Schätzen des Guten und Schönen verſorgen die Nachwelt.
Gütige Götter, und dann gewährt uns Gedeihen und Segen,
Gebt im genügſamen Sinne den Zauber des goldenen Alters,
Gebet in Wenigem Viel. Laßt immer in eurer Beſchirmung
Kräfte zum Wirken am Morgen und Ruhe des Abends uns ſchöpfen,
Spendet erquickende Kühlung in drückender Hitze des Mittags,
Schutz, wenn's ſtürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundſchaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kuſſe drs Abſchieds!
Redliche Gattin, du weinſt? Laß Küſſe die Thränen dir trocknen!
Schreckt dich der Abſchied? — Fürchte dich nicht vor Elyſiums Auen!

Als er mit Wärme ſo ſprach, vernahmen ſie beide den Fußtritt
Eines Mannes; ihm eilte der Gatt' entgegen, und kehrte
Bald mit Entzücken zurück. O ſieh nur, rief er von weitem,
Unſer Verehrter und Freund, der Sänger des Wahren und Guten,
Sendet uns einen Geſang zur Feier des häuslichen Feſtes.
Gütige Götter des Hauſes, ihr ſeid auch Götter der Freundſchaft!
Schützet uns unſre Geliebten, erhaltet uns würdig der Freundſchaft!

Inniglich laſen die Gatten das Lied, und freuten ſich herzlich,
Drückten ſich küſſend die Händ' und laſen es oft noch von neuem.

Aber, ſeufzte das Weib, wie danken wir unſerm Geliebten
Für ſein freundliches Lied? Laß uns ein Sträußchen ihm binden,
Hier ſind Blumen genug, und wünſch' ihm, was wir uns wünſchten.
Fröhlich erkieſten und banden ſie nun die Blumen zum Strauße,
Küßten und ſandten den Strauß mit den Worten der Liebe dem Freunde:
Heil und Gedeihen und Dank dir, Sänger des Wahren und Guten,
Für dein freundliches Lied! nimm Edler ein Sträußchen von Blumen,
Welche wir freudig zum Schmucke der häuslichen Götter erlaſen.
Wandle noch lange mit Kraft, den Genoſſen des Tages die Schätze
Lehrender Alten zu ſpenden, o wandle hienieden noch lange,
Schätze des Wahren und Guten und Schönen zu ſammlen der Nachwelt.
Und die geſegneten Götter des Hauſes gewähren dir Freude,
Liebes und Gutes die Fülle! Geneuß in ihrer Beſchirmung
Schöne begeiſternde Morgen, und Ruhe des Abends, Erquickung,
Schutz, wenn's ſtürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundſchaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kuſſe des Abſchieds,
Wandle ruhig, — und fürchte dich nicht vor Elyſiums Auen.

Der Dichter.

Ruhig verlebte Philetes in Joniens Auen die Tage,
Vielen geborgen und arm, doch beglückt durch die Gaben der Muſen,
Welche der Göttergenuß nicht ſelten verleihen der Armuth.
Liebend erfreut' ihn ſein Weib, ihn erfreuten die blühenden Kinder:
Für ſie beſchnitt' er den Baum, zog Frücht', und vermählte den Weinſtock,
Ihnen gehörte ſein Lied und der dürftige Lohn des Geſanges;
Und ſie genoſſen mit ihm den ärmlichen Segen genügſam
Und in zufriedenem Harren auf nahe beglücktere Zeiten.
Denn ein bithyniſcher Fürſt vom Ruhme des Sängers getrieben
Hatt' in das Land ihn berufen, damit er in fröhlicher Muſe
Thaten und Feſte der Götter und Helden, die Tugend der Bürger,
Und zur Veredlung des Mahles die Freuden des Lebens ihm ſänge.
Wenige Monde nur noch, dann begrüßt er Bithyniens Auen.
Deren geahnete Reize die Seele des Sängers erfüllten.
Alſo ſich wiegend in Träumen verließ er ſein Hüttchen und wallte
Einſam und Lieder erſinnend am Ufer des kleinen Lethäos,
Wo begeiſternd ein Thal in umblühetes Dunkel ihn lockte.
Ueppiges Myrthengeſträuch verbarg die beſonnete Landſchaft
Lieblich dem Auge zu Theil, und Roſen umwanden die Zweige,
Daß ſie den Myrthen entknoſpet erſchienen, und Vögelein girrten,
Liſpelnd verlor ſich der Weſt in leiſe gebogenen Halmen,
Und das beblümete Moos ſchwoll weicher als ſeidene Polſter;
Aber vor allem entzückt' ihn der Zauber der göttlichen Muſen
Welche den Dichter verſtrickten in Banden des ſüßen Geſanges.
Wonniglich ging er einher verſunken in ſchönen Gedanken
Hörte der Himmliſchen Gruß, die des Sterblichen Hütte beſuchten,
Schwebte mit ihnen empor zum Olympos, und koſtete Nektar,
Folgte dann ſchauernd hinab zu den Schatten dem ſchwebenden Hermes,
Freundlich umſtrahlt ihn der Glanz von Elyſiums goldenen Blumen.
Süß war ſeine Begeiſtrung, und ſüß ſein liebendes Streben,
Ihre Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden.
Alſo verfloß ihm die Zeit, er beachtete nicht ihr Verfließen,
Denn des Geſanges Gewalt entnimmt uns den Feſſeln der Stunden.

Käm' er doch wieder, ſo wünſcht' indeß mit den Kindern die Gattin,
Denn ſie hatte ſchon lange die Speiſe beſchicket, und hielt ſie
Sorgſam und hütend auf Kohlen und ſtillte die fragenden Kleinen.
Sicherlich haben ein Mahl ihm die göttlichen Muſen bereitet,
Welches ihn ſchöner vergnügt, ſo redte ſie, harret ein wenig,
Sehet, er mag nicht allein, er mag mit dem liebenden Weibe
Mag mit euch nur genießen, und mehr als der eignen Erquickung
Freut er ſich eures Genuſſes; nicht lang, ſo bringt er euch Blumen.
Williglich harrten ſie nun, mit ihm nur glücklich ſich fühlend.
Aber ihm war es gelungen im liebenden Streben, des Geiſtes
Holde Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden,
Und er begab ſich zurück, den Verzug nicht ahnend, zur Hütte.
Als er nun näher ihr kam, da gewahrt' er von Ferne ſein Hündchen;
Aber es hüpfete nicht wie ſonſt viel ſchmeichelnd und wedelnd,
Läſſig und angſtvoll ſchlich's ihm entgegen. Ihn rührte der Anblick,
Denn er liebte das Thier, ſchon lang' es ernährend mit Sorgfalt.
Treues Geſchöpf, was quält dich? ſo ſprach er bedauernd und ſtrich ihm
Sanft und ſanfter das Haar, da wollt' es ſich dankbar erheben,
Krümmte ſich, ſank vor ihm nieder, und winſelt' und zuckt' und erſtarrte.
Inniger hatte der Hauch der erweichenden Muſen des Herzens
Zarte Gefühle gemacht, und werther ihm alles, was athmet.
Mitleid netzte ſein Aug', er bedachte das Eilen des Lebens,
Und die beſeelende Kraft, wie ſchnell und wohin ſie verfliege.
Manches verſucht' er darauf, dem Thiere zu helfen, es regte
Nimmer ſich wieder, und ernſt betrat er die Schwelle des Hauſes,
Fragt' und erzählte mit Haſt, was draußen das Herz ihm bewegte.
Aber erſchrocken enteilte die liebende Gattin dem Heerde,
Sahe den Unfall erſtaunt mit den klagenden Kindern ihn klagend.
Wahrlich, uns hat ein Gift das Hündlein getödtet, begann ſie,
Eben umſprang es mich noch, von dem Dufte der Speiſen gereizet,
Lüſtern und raſch, und ſchien bald ſo, bald anders zu bitten,
Bis ich ihm gab; fürwahr durch grauſes Verſehn des Verkäufers
Ward mit erkauftem Gewürz' ein Gift mir heute gegeben,
Möge der Arzt uns belehren, uns drohte das bitterſte Wehe!

Eilig berief nun Philetes den Freund, den Arzt, in das Hüttchen,
Dieſer erforſchte das Mahl, und findend die Spuren des Giftes
Pries er das rettende Glück, es jauchzte das Weib mit den Kindern.
Dank euch, ihr Himmliſchen, Dank! uns werden noch fröhliche Tage
Von dem Olympos beſchieden, ſo ſprachen ſie ſelig, Philetes
Trocknete, brünſtig umarmt, ſich die Thränen, und rief im Entzücken:
Dank, o Muſen, auch euch! ihr gewähret elyſiſche Wonne,
Lehret und ſtärkt, euch preiſe mein Lied; mich gütig zu ſchützen,
Hieltet ihr zaudernd mich feſt in den Banden des ſüßen Geſanges,
Bis die Gefahr uns verſchwand, o Dank euch, göttliche Muſen!

Mitfreude und Mitleiden.

Agathon ſtand tiefſeufzend an ſeinem verhagelten Morgen,
Weiter ach! hatt' er kein Feld, Thränen entrannen ihm viel.
Nahe dabei beſaß ein Reicher die herrlichſte Breite,
Welche das Wetter nicht traf, golden von Weizen umwallt:
Siehe, wie voll, wie ſchön! gieb Wonne dem guten Beſitzer!
Dachte der Arme, und ging heitrer hinweg als er kam.
Drauf beſuchte der Reiche das Weizengeſild', und bekümmert
Schaut' er die Felder umher mit dem zerſchmetterten Korn:
Agathon hartes Geſchick traf dich, nun klaget die Gattin,
Weinen die Kinder mit dir; tröſte dich dürftiger Mann!
Wächſt mir doch Viel, du ſollſt von der Fülle des Nachbars genießen!
Alſo dacht' er, und ging reicher hinweg als er kam.

Der Beſuch.

Zwei häusliche Gemälde.

Erſtes Gemälde.

Schon ſeit mehr als ſechzig Jahren ſind Halme und Blumen auf dem Grabe des Pfarrers Buchbaum gewachſen; aber noch pflegt ſein gegenwärtiger Nachfolger im Amte, wenn er ſeinen Gäſten den Kirchhof und auf demſelben die Ruheſtätte des Redlichen zeigt, von einem Beſuche zu erzählen, welchen Buchbaum einſt einem trauten Freunde, dem Prediger Haiden, gab.

Dieſer Beſuch war einige Jahre beſchloſſen geweſen, und immer durch mannichfaltige, ach! zuletzt durch ſehr traurige Vorfälle zu Buchbaums Schmerze verhindert worden. Denn er liebte den guten Haiden von ganzer Seele. Haiden war mit ihm aufgewachſen, hatte in der Schule immer neben ihm geſeſſen, mit ihm gelernt und geſpielt, mit ihm zugleich die Schule verlaſſen, auf der Univerſität drei Jahre lang mit ihm auf einer Stube gewohnt, und als ſie ſich nun trennen mußten, mit ihm den freundſchaftlichen Vertrag gemacht, daß ſie nicht bloß einen Briefwechſel über ihre wichtigern Angelegenheiten und Schickſale unterhalten, ſondern ſich, wenn es nicht durch eine zu weite Entfernung unmöglich gemacht würde, recht oft beſuchen wollten. Beide wurden Prediger in Dörfern, die eine Tagereiſe aus einander lagen. Bis ſie über die Funfzig hinaus waren, hatten ſie jährlich einmal eine volle Woche vergnügt mit einander zugebracht. Als höheres Alter ihnen das Reiſen etwas erſchwerte, ward die beſtimmte Ordnung nicht mehr ſo genau beobachtet, und nun waren ſchon drei Jahre ſeit Haidens letztem Beſuche bei ſeinem Freunde vergangen.

Wahrlich, wir müſſen den rechtſchaffnen Jugendgenoſſen und ſein ehrliches Weib einmal ſehen, ſagte Buchbaum zu ſeiner Gattin, die Pferde ſtehen müßig im Stalle, das Wetter ſcheint beſtändig zu ſein, ich bin jetzt geſunder und getroſter, als die Zeit her, wir müſſen noch dieſen Winter hin. Wer ſteht uns dafür, daß wir es ſonſt wieder können? In das alte, liebe Haus, in welchem wir ſo manche ſchöne Stunde feierten, kommen wir nun ſo nicht mehr. Je nun, da Haidens neue Stelle an Ertrage die vorige übertrifft, ſo iſt es um ſo beſſer, und das Dorf, wo er jetzt wohnt, liegt uns beinahe eine Stunde näher. Seit einem Vierteljahre ſind die Guten bereits da und völlig eingerichtet, wir werden alſo deſto willkommner ſein. Wir müſſen hin. Wer weiß, wie es bald mit einem von uns kommt. Haiden wird mich ſo kaum noch kennen, ich bin in den Paar Jahren ſehr alt geworden.

Der biedre Mann, der bei dieſen Worten mit einem Seufzer und mit Thränen im Auge ſchwieg, hatte Recht. Er war nicht tief in den Sechzigen, aber der größte Kummer, den es giebt, Kummer um ein Kind, hatte ſeinen Rücken gekrümmt und ſein Haar grau gemacht.

Der Beſuch wurde beſchloſſen, und den Freunden in einem Briefe angekündigt, welcher mit der herzlichſten Liebe und Freude beantwortet ward. Ein junger Mann aus der benachbarten Stadt übernahm eine Predigt und die übrigen Amtsgeſchäfte des Pfarrers, der Winter war gelind und angenehm, alles war weithin nur mit dünnem Schnee überdeckt und die Bahn vortrefflich. Ein Paar Stunden vor Tage ſetzten ſich die beiden Alten in ihren wohlverwahrten Wagen, die ſechs Meilen wurden über ihre Erwartung ſchnell zurückgelegt, und es ſchlug erſt drei Uhr in Haidens Dorfe, als ſie vor demſelben waren. Hier ſank ihnen Haiden, der den Wagen aus ſeinen obern Fenſtern von fern bemerkt hatte, mit ſeinem Weibe in die Arme.

Ein Willkommen drängte das andre, eine Begrüßung und Umarmung, eine Frage, eine Erinnerung und eine Thräne jagte die andre, Wehmuth mit der ganzen Fülle von Gefühlen, die ſie einſchließt, herrſchte bei Allen, darum waren ihre Reden anfangs nur kurz, von einem Gegenſtande zum andern überſpringend und abgebrochen. Liebe und Sorge der treuherzigen Wirthe für die Bequemlichkeit und Erquickung ihrer Gäſte, Liebe und Dank der Gäſte füllten die ſtummen Augenblicke aus. Aber jedes Wort und jede Aeußerung, jeder Händedruck und jede Nöthigung zum Genuſſe des dampfenden Trankes in der mild geheizten Stube, jede Frage und jede Bemerkung bei dem nachherigen Durchwandern der beiden Gäſten noch unbekannten Wohnung, bei der Beſichtigung ihrer Lage, und bei der Beſchreibung aller ihrer Vortheile, war ein neues Band, welches die vier guten Menſchen zu den vertraulichſten Ergießungen an einander ſchloß.

Dieſe waren längſt im vollſten Strome, und ſchon mehrmals von der bei dieſem Beſuche unvermeidlichen Erwähnung großer Leiden abſichtlich zurückgelenkt, als die Wirthin freundlich fragte, ob ſie ihren Lieben, die ſich heute zur Erholung vermuthlich etwas zeitig zur Ruhe legen würden, das Abendeſſen auftragen ſolle? Es iſt ſpäter, ſetzte ſie hinzu, als wir bei unſerm traulichen Geſchwätze dachten, ſechs Uhr iſt vorbei, und vielleicht hat ſich der Hunger, der ſich vorhin nicht melden wollte, bei unſern Reiſenden eingeſtellt.

Ja, ja, ſagte Haiden nach einem Blicke auf Buchbaums billigende Geberde, bringe, was du haſt, und nun ſetzt euch Lieben, und laßt uns fröhlich genießen.

Fröhlich! erwiederte Buchbaum, ja fröhlich! und noch ein Wörtchen: Du weißt, Haiden, daß wir dießmal nicht ohne manche ernſte Reden von einander ſcheiden werden. Es kann nicht anders ſein, wir haben Vielerlei zuſammen erfahren, wir haben uns zuſammen gefreuet, und haben Herz genug, auch mit einander zu weinen. Aber laß uns im Voraus die Hand darauf geben, daß wir dem, ſo ſchnell es ſein kann, ein Ende machen, daß wir uns nicht kümmern und erſchüttern, ſondern tröſten und ermuntern wollen, zu dulden als ſolche, welche die Hoffnung haben, daß ſie nicht immer hier bleiben, daß es für ſie anderswo Aufſchluß und völlige Befriedigung giebt.

Alle trockneten oder verbargen Thränen. Weißt du wohl, Haiden, fuhr Buchbaum aufheiternd fort, wie wir uns in Jena ſo zuſammen an den Tiſch ſetzten? Freilich dampfte uns da keine ſo gewürzte Suppe entgegen, auch blinkte für uns kein Wein, wie hier; aber es waren doch gute, gute Zeiten!

Haidens Antwort, die das Erwähnte weiter ausmalte, und die Folge von lachenden Bildern, die ſich leicht daran anreihte, ſo wie manches Wörtchen von öffentlichen Begebenheiten, worüber Haiden von jeher gern plauderte, würzte das Mahl, und das Mahl labte und ſtärkte. Die Wirthin hatte es ſorgſam zugerichtet, wie die Liebe zuzurichten pflegt, und bloß für den alten Jugendfreund war ein köſtlicherer Wein angeſchafft worden, als Haiden gewöhnlich trank. Gutmüthigkeit gab und empfing, Gutmüthigkeit ſprach und hörte bei und nach dem Mahle.

War es ihr leiſer Zug, der Alle mahnte, gegen die, mit welchen ſie ſich ſo innig eins fühlten, auch gar nichts im Herzen zurückzubehalten, oder war es bei allen ein dunkler Gedanke, daß ſie ſich in der gegenwärtigen Stimmung über erlittene Leiden am gefaßteſten ſprechen laſſen werde, oder war es beides, was der Unterhaltung bald nach Tiſche Feierlichkeit und Klagen, Seufzer und Thränen gab? Wie unwillkührlich waren ſie plötzlich in einem Geſpräche vertieft, an welchem ſie oft ſchon geſtreift, und das ſie doch immer vermieden hatten. Sie rückten ihre Stühle näher zuſammen, die Reden wurden ſchneller von den lauſchenden Ohren empfangen, oft faßte eine Hand die andre, und oft drückte ſich eine Bruſt an die andre, da Alles, was die Freunde aus traurigen Briefen wußten, wiederholt, erläutert und gegenwärtiger gemacht ward.

Buchbaum erzählte, wie ſein Sohn, von welchem Haiden immer behauptet hatte, daß er ein außerordentlicher Mann werden müſſe, zwei Jahre lang auf der Univerſität die größeſten Erwartungen zu übertreffen verſprochen, welche Fortſchritte er in der Rechtswiſſenſchaft, die er erlernte, und in der Meßkunſt, die er vorzüglich liebte, gemacht habe, wie er dann durch eine verzeihliche Unbeſonnenheit in eine Schlägerei, und durch dieſe in einen mehr öffentlichen Aufruhr verwickelt, wie er, der nicht leicht unter den Letzten war, als einer von den Anführern entdeckt, und ſchimpflich von der Univerſität verwieſen ſei. Er hat es nicht gewagt, ſetzte der Vater ſchluchzend und oft ſtockend hinzu, indeß die Mutter in Thränen ſchwamm, mir wieder unter die Augen zu treten, da er meine Hoffnungen ſo ſchrecklich getäuſcht hatte. Und Gott weiß es, ich hätte ihm gern vergeben. Daß doch Kinder Zutrauen zu dem Vaterherzen hätten! Ach, warum hat Furcht und Stolz über die Liebe geſiegt? Gott iſt mein Zeuge, ich hätte ihm vergeben. Denke Haiden, bald nach ſeiner, damals noch nicht allgemein bekannten Entweichung, hat ihn ein Bauer auf dem Hügel hinter unſerm Dorfe ernſt und ſinnig nach der Pfarrwohnung hinab blicken ſehn. Der Mann denkt, Fritze iſt zum Beſuche zu Hauſe, und hat nichts Arges daraus. Nach acht Tagen erfuhr ich es gelegentlich. Wie habe ich geforſcht! aber alles Forſchen iſt vergebens geweſen. Wenn uns eine Spur nicht irre geleitet hat, ſo iſt er zu Schiffe gegangen. Gott, in welchem Meere mag er ſchwimmen oder verweſen. Wie beugſt du mein graues Haupt, mein Fritze, mein einziger Sohn!

Getroſt Freund, fiel ihm Haiden ein, getroſt! es iſt noch nicht Alles verloren; ſeit einem Jahre iſt er verſchwunden, vielleicht ſiehſt du ihn wieder, vielleicht ſiehſt du ihn bald wieder. Dir iſt doch noch die Hoffnung übrig. So iſt es mit uns nicht. Unſre Lotte kommt nimmer zurück von dem Todtenacker.

O, rief Buchbaum, wie gern tauſchte ich mit dir! Deine Tochter ſtarb als eine fromme, tugendhafte Jungfrau, du weißt, wo ſie iſt, du hätteſt ſie nicht ſo verſorgen können. In ihrer reinen Blüthe ward ſie hingegeben in die Arme des Vaters, der ſie nun weiter erziehen wird. O! daß ich ſo wüßte, wie du, wo mein Sohn iſt! Siehe, wenn er auf unſerm Kirchhofe eingeſenkt wäre, als ein früh vollendeter ſchuldloſer Jüngling, hinknieen wollte ich auf ſeinem Grabe, und die Hände falten und mit Entzücken rufen: du Herr haſt ihn mir gegeben, du haſt ihn mir genommen, dein Name ſei gelobt! —

Haiden und ſeine Gattin thaten, was ſie konnten, den Kummer der Freunde durch Anſprüche auf Mitempfindung zu zerſtreuen und zu mildern. Sie erwähnten daher aller ihrer Kinder, die in den Jahren der früheſten Jugend ſtarben, und dann weitläuftiger ihrer Lotte, die ihnen als erwachſene Jungfrau vor einem Jahre entriſſen ward. Umſtändlich beſchrieben ſie das Entſtehen, den Fortgang und das Ende der Krankheit, wiederholten die letzten Reden der guten Tochter, und ergoſſen ſich dann, als wollten ſie ihre Zuhörer nicht wieder zur Beachtung des eignen Wehes kommen laſſen, in Aeußerungen über die mannichfaltigen Beſchwerden, über die Mühe und Angſt des irdiſchen Lebens, wobei ſie beſonders auch die Furcht vor räuberiſchem Ueberfall in Anſchlag brachten, die ſie in der Nähe eines großen, damals noch ſehr unſichern Waldes faſt unabläſſig gefühlt hätten. Wir können uns glücklich ſchätzen, fügte Haiden hinzu, daß wir ſo durchgekommen ſind. Mein Vorgänger in meiner vorigen Stelle ward doch, wie ich euch mehrmals erzählt habe, in zwanzig Jahren dreimal beſtohlen. Auch iſt ſeit zwei Jahren wieder mehr als vorher von Einbrüchen gehört worden. Und eben das hat mich ſtärker als die übrigen Vortheile zur Annahme meines jetzigen Amtes bewogen. Hier ſind wir doch ein Stündchen weiter von dem fürchterlichen Walde entfernt, in deſſen Nähe wir ſonſt wohnten. Ohne Sorgen leben wir indeß auch hier nicht, und unſre Nächte ſind unruhig. Wie wohl iſt, ſprechen wir manchmal, denen in den Gräbern, die keine böſen Menſchen mehr fürchten. Oft ſchlafen wir erſt, wenn wir des Morgens um vier Uhr die Stimmglocke tönen hören, noch auf ein Paar Stunden unbekümmert ein.

Dieſe Worte führten mancherlei Beſchreibungen von Diebſtählen und von dabei verübter Liſt und Gewalt herbei. Man weiß, wie in unſern Zeiten bei größerer Sicherheit dergleichen Geſpräche die Aufmerkſamkeit ſpannen und die Theilnehmung anziehn, indeß ſie das Haar ſträuben; mit welcher Innigkeit mußten ſie alſo von denen geführt werden, die vor beinahe hundert Jahren in einer ſehr waldigen Gegend das in der Wirklichkeit ſcheueten, was uns faſt nur wie eine grauſe Dichtung ſchreckt. Enger drängten ſich die trauten Leute zuſammen, und erzählten mit leiſer Stimme eine furchtbare Geſchichte nach der andern, bis die Erwähnung, wie ſpät es ſei, gleichgültigere und auf einen erwünſchten Schlaf beſſer vorbereitende Reden in den Gang brachte.

Zehn Uhr war vorüber, als die Gäſte in ihr Schlafzimmer hinauf begleitet wurden, und die Wirthe ſich heiter und furchtloſer als gewöhnlich zur Ruhe legten und entſchliefen. Wenn man willkommne Freunde unter ſeinem Dache hat, iſt man ja immer vor Dieben und Feuer minder bange, gleichſam als wären mit den Geliebten mächtige Schutzgeiſter in das Haus eingezogen. Auch Buchbaum lag mit ſeiner Gattin bald auf dem von ſorgſamer Pflege erwärmten Lager. Der Alte hatte ein Tiſchchen vor das Bett geſtellt, und ſeiner Gewohnheit nach vor dem Entſchlummern ein wenig geleſen. Diesmal hatten ihn einige fromme Geſänge aus einem damals geſchätzten Liederbuche beſchäftigt. Ach dies Liederbuch war ihm vorzüglich theuer als das letzte Weihnachtsgeſchenk, das ſeinem verlornen Sohne beſcheert ward. Zierlich war es in rothes Pergament gebunden, und auf der Decke ſtand in Silber abgedruckt der Name des damals glücklichen Kindes, von Blumenranken und einer Krone eingeſchloſſen. Buchbaum ſchöpfte am Abende, wenn er nicht in der Bibel las, oft aus dieſem Buche Erbauung, und dazu hatte er es auch beim Abreiſen beigeſteckt. Mit Gedanken, wie ſie dies Büchlein erwecken mußte, war er, indeß ſein Weib ſchon in feſterm Schlafe lag, in leiſen Schlummer geſunken.

Plötzlich ſchreckte ihn ein erſchütterndes Krachen, wie wenn Alles umher zerſchmettert würde, wieder auf, und über ſeiner ſchnellen Bewegung ermunterte ſich ſeine Gattin. Er glaubte, einen Donnerſchlag gehört zu haben, und faltete die Hände zum Gebete, als in der Kammer neben der Stube ein vielfaches Geräuſch und Flüſtern merklich ward. Räuber hatten den Fenſterladen von außen aufgeſprengt, und beſprachen ſich nun in der Kammer. Herr Gott! Diebe, Diebe! ſeufzten die Gatten einander zu, als ſchon mit einer Blendlaterne ein langer, furchtbarer Mann in die Stube trat, deſſen Antlitz ein tief herabgedrückter Hut oben eben ſo verbarg, als den untern Theil des Geſichts ein ſchwarzer Bart verhüllte. Er ſchaute umher, betroffen darüber, daß er Menſchen in der Stube bemerkte, und winkte ſeinen Gefährten zurück zu bleiben. Dann nahte er ſich mit feſtem, bedachtſamen Schritte und beugte ſich über das Bett her, in welchem die Alten mit über einander gerungenen Händen, an allen Gliedern ſichtbar zitternd wie vom Fieberfroſte geſchüttelt, ſich abwärts nach der Wand hin gerichtet hatten, ſo daß die Silberlocken des Greiſes dem Räuber zuerſt in die Augen fallen mußten. Dieſer Anblick ſchien ihn mächtig zu rühren; wie von übermannender Ehrfurcht ergriffen, ſtarrte er ſo beſtürzt weg, daß ſein zurückfahrender Arm das Liederbuch vom Tiſche riß und dieſes vor ſeinen Füßen niederfiel.

Er hob es auf, taumelte in die Mitte der Stube, richtete den Blick ſo ſchmerzlich aufwärts, als ſolle er vergehn, dann warf er ihn wieder auf das Buch, dann ballte er die Hand gegen die Bruſt, zitterte wieder nach dem Lager, hing eine Weile über demſelben, wie ein Menſch, dem Vernichtung angekündigt iſt, bebte dann wie von einer ſchrecklichen Gewalt gezwungen gleichſam ſich ſträubend zurück mit einem langen entſetzlichen Ach! ſchob das Buch haſtig in den Buſen, und ein Krampf ſchien ſeinen ſchlaffen Gliedern neue Feſtigkeit zu geben, als er hinweg ſtürmte und in der Kammer leiſe aber ſchnell gebot: Fort, im Augenblicke fort! oder ihr ſeid verloren, wir ſind verloren, weg, weg! Ohne Verzug entfernten ſich alle und zuletzt der Anführer, der noch einmal aus der Mitte der Kammer mit einem langen entſetzlichen Ach! wie vorhin, nach dem Lager herüber ſtöhnte und dann den übrigen folgte.

Es ward wieder ſtill, die Gatten richteten ſich auf, matt und mühſam wie Menſchen, die ein Mörder erſchlagen zurück zu laſſen glaubte. Herr Jeſus, Vater, ſeufzte die Mutter, das war Fritze. Sein Ach! — ſeine Stimme in der Kammer! — Gott! ſeufzte der Vater entgegen, es war Fritze. An der Stimme in der Kammer erkannte auch ich ihn, und ſein Ach, ſein Blick auf das Buch, — ſiehe, es iſt nicht mehr da, — macht es mir gewiß; aber ſchweig, auch gegen unſre Freunde ſchweig, es war unſer Sohn, wehe! —

Beide waren wie zermalmt. In einem Zuſtande dumpfer Betäubung wurden ſie hernach von den wach gewordenen Wirthen getroffen, in einer Art von Betäubung, die Haiden und ſeine Frau als eine Wirkung des Schreckens nicht auffallend fand, blieben ſie ferner, ſie ſprachen wenig, äußerten Liebe und Herzlichkeit mehr durch Geberden und ſchmerzliches Lächeln, als durch Worte und reiſten, ſo bald es möglich war, in ihre Heimath zurück.

Der Beſuch.

Zweites Gemälde.

Der Menſch vermag bisweilen etwas zu dulden, was er vorher für unüberſtehlich, und Laſten zu tragen, die er, als möglich gedacht, für drückend gehalten haben würde. Die beiden Gatten ſammelten ſich allmählig aus der erſten wohlthätigen Dumpfheit ohne merkliche Erſchöpfung ihrer Kräfte, und erſtaunten oft ſelbſt darüber, daß ſie ſo gefaßt waren. Wir haben, ſagten ſie wohl, das Unſrige an ihm gethan, wir haben uns nichts vorzuwerfen: Gott, der du uns Kraft giebſt, laß ihn auf gute Wege zurück kommen. Zur Linderung ihres Schmerzes wirkten zum Theil auch die Schlüſſe, die ſie aus ſeinem ganzen Benehmen bei dem Ueberfalle und aus der Verbergung des Liederbuches auf ſeine Geſinnungen machten. Und dieſe Geſinnungen beſtätigte ihnen bald nachher ein mit dem Erguſſe der quälendſten Reue und mit den flehendlichſten Bitten um Vergebung erfüllter Brief, welcher über alles folgenden Aufſchluß gab:

Nach mehren fruchtloſen Verſuchen, ein anſtändiges Unterkommen zu finden, hatte er bei ſeinen Streifereien einen mit ihm verjagten Jüngling getroffen und nebſt demſelben den Entſchluß gefaßt, Soldat zu werden. Von allem entblößt und der Verzweiflung nahe, fanden beide in dem Gaſthofe eines von der Landſtraße entlegenen Dorfes einen Menſchen, den ſie nach ſeiner Tracht und nach ſeinem Vorgeben für einen Werber hielten. Dieſer zog ſie einige Tage mit ſich herum, verpflegte ſie beide während einer Krankheit ſorgſam, ſchlug ſich dann mit ihnen in waldige Gegenden und führte ſie nach mancherlei Vorbereitungen bei der noch nicht ſehr zahlreichen Rotte ein, deren Anführer er war. Von ihrer ſchrecklichen Lage, von Drohungen und Ueberredungen beſtürmt, entſchloſſen ſie ſich zu dem Gewerbe der Menſchen, welchen ſie ſchon verpflichtet waren. Die raſende Kühnheit, womit ſie bei der erſten Unternehmung den Tod ſuchten und nicht fanden, gab ihnen bei der Bande ein Gewicht, welches der Jüngling mehrmals zur Verhütung eines Mordes und anderer Schandthaten gebraucht zu haben verſicherte.

„Der Einbruch bei dem redlichen Haiden, ſo hieß es dann wörtlich, welchen ich noch in dem Dorfe wähnte, wo ich als Knabe ſo manchmal die größten Seligkeiten genoß, war der zehnte und letzte Ueberfall, woran ich Antheil nahm. Tief erſchütterte mich die Aehnlichkeit mit meinen Eltern, die ich an den weggewandten Geſichtern zu bemerken glaubte, und bei dem Anblicke des Buches, welches mir den gräßlichen Aufſchluß gab, war mir, als würden meine umnebelten Augen aufgethan, in den Himmel, den ich verloren, und in die Hölle, in welche ich mich geſtürzt hatte, zu ſchauen. Dies Buch iſt nun mein köſtlichſter Schatz, immer trage ich es bei mir. Die Bilder von dem Segen der Unſchuld, von häuslichem Frieden und Fleiße, von häuslicher Redlichkeit, Schuldloſigkeit und Freude, die es täglich in meine Seele ruft, werden mich meinen gegenwärtigen Vorſätzen treu erhalten. Oft war mir, wenn meine Hand es berührte, als tönten mir noch einmal die Abſchiedsworte der Mutter: Vergiß deine Eltern und ihre Hoffnungen nicht! als hörte ich noch einmal den Vater ſagen: Wandle vor Gott und ſei fromm! — Ueber die Vereitlung des Raubes wußte ich die Rotte zu beſänftigen, und nach zwei Tagen gelang es mir und meinem Freunde, ihr zu entrinnen.“ —

Der Schluß des Briefes enthielt dann noch die Nachricht, daß er jetzt mit Ausſichten auf Glück eine anſtändige Beſchäftigung treibe und keiner Unterſtützung bedürfe; eine Auseinanderſetzung der Gründe, aus welchen er ſeinen Aufenthalt nicht angebe, die Bezeichnung eines mit ſeinem Gefährten nahe verwandten Mannes, der zwar nicht ſeine Schickſale, aber ſeinen Wohnort wiſſe und ihm Briefe ſeiner Eltern zukommen laſſen werde, und zuletzt Aeußerungen der innigſten Wünſche, daß er einſt im Stande ſei, den Beſtohlenen, die ihm beſtändig vor Augen ſtünden, den Erſatz zu leiſten, zu welchem er ſich verpflichtet halte.

Aehnliche Briefe kamen in den folgenden Jahren zwar ſelten und mit vorſätzlich unbeſtimmt abgefaßtem Inhalte; aber die Gefühle und Grundſätze, die aus ihnen ſprachen, richteten die Eltern eben ſo auf, als ein paarmal die Nachrichten von weiterer Entfernung ſie bekümmerten. Buchbaum und ſeine Gattin gewannen das Leben wieder lieb, das ihnen in der Erwartung der wichtigſten Auflöſung eine immerwährende Spannung gab, und in welchem ſie noch einen unermeßlichen Schatz von Freuden zu heben hofften. Sie wurden wieder ſo geſund, als ſie vor dem Verluſte des Sohnes geweſen waren, nahmen wieder wie vorher an der Welt und ihren Ereigniſſen Theil, und der Briefwechſel mit Haiden ward von neuem ſo lebhaft als ſonſt geführt. Die lieben Freunde erfuhren von Fritzen, was ſich mittheilen ließ, erklärten ſich das Mangelhafte in den Nachrichten aus ſeinem Stolze, der noch immer eine öffentliche Beſchimpfung nicht verſchmerzen könne; und erhielten vielmals die dringendſten Einladungen. Ueber dem allen waren indeß beinahe vier Jahre ſeit Buchbaums merkwürdigem Beſuche vergangen, als endlich an einem Abende im Anfange des heitern Herbſtes der erſehnte Haiden mit ſeinem Weibe, wie es ſeit Monaten zugeſagt war, zur Zeit des Abendeſſens, das ſchon auf Kohlen ihrer harrte, eintraf.

Freundſchaftliche Wärme, Erinnerung, Mittheilung und Freude waltete bei demſelben, wie in vorigen Zeiten, nur kummerfreier, als beim letzten Beſuche. Buchbaum erzählte ſeinen Lieben, wie er die vollen acht Tage, die ſie bei ihm zubringen wollten, vorläufig zu ihrem Vergnügen eingetheilt habe. In den letzten Tagen, ſagte er, leben wir ganz uns ſelbſt, die vorletzten bringen wir bei einigen braven Nachbarn zu, auf übermorgen iſt alles von guten Menſchen, was du in unſerer Gegend kennſt, beſonders auch der ehrliche Pfarrer Müller, eingeladen, und morgen fahren wir mit dem Früheſten in die Stadt, um den Oberſten Roulon zu ſehen, der gegen Mittag mit ſeiner Schaar wieder ausrückt.

Den Oberſten Roulon zu ſehen? rief Haiden, der längſt gern auf ſeinen Lieblingsſtoff, auf Staatsſachen und Kriegsbegebenheiten gekommen wäre, — ha! das iſt ſchön. Roulon iſt in dieſem Kriege ſeit einem Jahre mein Held. Da ſiehſt du Frau, daß ich Recht hatte. Sagte ich nicht, Roulon iſt dort in der Nähe, wer weiß, ob er uns nicht zu Geſichte kommt? — Unterwegs habe ich gehört, daß er in der Stadt erwartet würde.

Buchbaum. Und er iſt heute Mittags wirklich eingetroffen.

Haiden. Ja der iſt raſch, wo man kaum an ihn denkt, da iſt er ſchon. Er ſei ein wunderſchöner Mann von einer wahren Heldengeſtalt, ſagte mir heute ein Gaſtwirth, der ihn geſehen hatte. Weißt du wohl, wie er ſich vor einem halben Jahre, als man ihn bereits verloren gab, mit ſeinen Paar hundert Leuten durchſchlug? das war ein erſtaunlicher Streich! Wir können froh ſein, daß uns hier der Krieg nicht näher angeht.

Buchbaum. Je nun, gegen den wehrloſen Bürger und Landmann war er doch immer edel und gütig.

Haiden. Freilich wohl, freilich. Bewaffneten Kriegern gegenüber wie ein Löwe, iſt er doch ſelbſt in Feindes Lande ſchonend und billig, und gegen alle andern friedlich wie ein Lamm. Roulon iſt mein Held! — Auch gelehrt ſoll er ſein.

Buchbaum. Wenigſtens nach ſeinen Briefen und Reden zu urtheilen, die wir geleſen haben. —

Buchbaum ſtand hier auf und holte Zeitungen herbei. Ich habe, fuhr er fort, dieſe Blätter, die heute Nachmittags kamen, und die du noch nicht geſehen haben kannſt, abſichtlich für dich aufgehoben. Höre nur, hier iſt eine Rede, die er vor dem letzten Durchzuge durch feindliches Gebiet, ehe er in unſre Lande kam, an ſeine Soldaten gehalten hat: „Muthig, meine kühnen Mitſtreiter, meine braven Waffenbrüder, muthig! Nur noch eine kurze Zeit Schweiß und Mühe, ſo folgt Ruhe, nur noch eine Zeitlang Gefahren und Wunden, ſo ſeht ihr eure Eltern und Weiber und Kinder und Bräute wieder. Denkt an die Eurigen, und fragt euch, wie ihr wünſchtet, daß ſie behandelt würden, wenn unſre Gegner ſiegreich wären, wie wir ſind. So handelt denn in des Gegners Lande. Seid muthig bis in den Tod gegen die gerüſteten Feinde, und ſchonet der unbewaffneten Handwerker und Bauern und Weiber und Kinder, mit welchen wir nicht fechten, und welche zu plagen den Krieger ſchändet. Geht, wenn wir weiter in die Länder kommen, deren Bewohner nichts mit uns zu zu ſchaffen haben, mit dieſen wie mit Freunden um, erleichtert ihnen die Laſten der Koſten, welche die Nähe von Kriegsheeren ihnen unvermeidlich auflegt, erpreßt nichts, bezahlt redlich, was ihr empfangt; nehmt, was die Reichern euch ſo geben, als Geſchenke dankbar an, und erwartet nichts von den Aermern. Seid meine kühnen Waffenbrüder, ſeid immer, was ihr waret, ehe ihr Soldaten wurdet, ſeid und bleibet Menſchen!“ —

Herrlich, herrlich! Roulon iſt mein Held. Laß uns anklingen: Er mag jetzt einen vergnügten Abend haben! rief Haiden, griff dann begierig nach den Zeitungsblättern, und vertiefte ſich mit ſeinem Freunde ſo im Leſen, Beurtheilen und Erzählen, daß der Abend allen, ſie wußten nicht wie, verſchwand.

Bald ruhten die lieben Gäſte in den Armen des Schlafes, auch Buchbaum wollte ſich niederlegen, und erneuerte nur noch mit Innigkeit und Wehmuth das Andenken an den ernſten Auftritt, den er bei ſeinem Freunde erlebte, als haſtig an die Thür geklopft ward. Buchbaum ſchrak zuſammen, öffnete vorſichtig einen Fenſterladen, und ſahe im hellen Mondenſcheine einen Mann, den ein langer Mantel verhüllte, und hinter ihm einen Diener zu Pferde.

Wer iſt da? fragte der Greis.

Der Oberſt Roulon, war die Antwort.

Ach Fritze! Fritze! Gott im Himmel! Mutter! Fritze iſt da. Dieſes Rufen, und mit der Mutter hinaus taumeln, mit den Worten: Mein Sohn, mein Sohn! in des Mannes Arme ſinken und an ſeinem Buſen hängen, war ſo eins, daß die Erzählung es nicht ſcheiden kann. Grüße, Umarmungen, Liebkoſungen, einzelne Fragen, Bitten um Verzeihung und Ausbrüche ihrer vollſten Gewährung wechſelten lange, ehe der Sohn nur dies Wenige im Zuſammenhange ſprechen konnte: Welcher Macht — und ich denke auch welchem Rechte — ich diene, wißt ihr nun. Der vor vier Jahren ausgebrochene Krieg kam mir und meinem Gefährten, dem kühnen Major, der jetzt ſo oft genannt wird, zu Statten. Wir traten mit veränderten Namen in Kriegsdienſte. Bei der Erſtürmung einer Batterie kämpften wir beide mit der Wuth von Verzweifelnden, Unzählige ſanken neben uns, wir kamen durch; ich trug nur dieſe beiden Hiebe auf der Stirn, einen Streifſchuß im linken und eine unbedeutende Wunde im rechten Arm davon. Wir wurden ausgezeichnet und waren bald Offiziere. Meine Kenntniſſe, vorzüglich meine Bekanntſchaft mit der Meßkunſt, fernerer Muth bei verſchiedenen bald auf einander folgenden Unternehmungen, ungewöhnliches Glück bei einigen ſehr gewagten, und der Tod ſo vieler braven Männer haben mich und beinahe eben ſo meinen Freund mit ſeltner Schnelligkeit emporgehoben. Große Schätze ſind ſeit mehr als einem Jahre auf die rechtmäßigſte Art in meine Hände gekommen, aber reich bin ich nicht. Es gab überall ſo viele Elende, denen geholfen werden mußte, und — o Gott, ihr wißt es — ich hatte zu erſtatten. Erſt vor einem Monate habe ich mich des letzten Erſatzes entledigt. Kennt ihr dieſes Liederbuch noch? Gott, welche Erinnerungen hängen an ihm, daß ich ſie ein Paar Tage hindurch in dieſem Hauſe auffriſchen und feiern könnte! Ach es iſt noch alles in der lieben Stube, wie ehemals, auch ein Canarienvogel, vielleicht derſelbe, den ich zuletzt mit von der Schule brachte, hängt an der alten Stelle. O daß ich eine Zeitlang hier hauſen dürfte! Sehen mußte ich euch; aber meine Zeit iſt kurz. Morgen Mittags gehe ich weiter, die Mitternacht iſt vorbei, und um zwei Uhr iſt meine Gegenwart in der Stadt nöthig. Morgen früh nach ſieben habe ich noch ein Stündchen Muſe, könntet ihr dann in der Stadt ſein, da ließe ſich noch manches ſprechen und erzählen.

Wir kommen, wir kommen, mein Sohn, erwiederten die Alten, aber der redliche Haiden iſt hier, dürfen wir ihn mitbringen?

Haiden, ach Haiden! rief der Held, o wie vieles Entzücken ſoll ſich mir in wenige Stunden zuſammen drängen! ja er muß mitkommen. Er hört ja ſo gern erzählen.

Nur einige flüchtige Verabredungen und ein Paar lange Umarmungen waren noch möglich, denn die Stubenuhr ſchlug eins. Wie oft haſt du mich ſchon, ſprach der Krieger, an den gern verſchobenen Abſchied gemahnt! Auf Wiederſehn in wenigen Stunden, lebt wohl, lebt wohl!

Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfſchulmeiſters.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen! Ich bin ſo heiß, als ob ich einen ſchwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule iſt freilich jetzt voll Kinder; iſt's nicht ſo warm davon in der Stube, als ob eingeheizt wäre? Je nun, ſo unbequem es ſonſt iſt, in der Wohnſtube unterrichten zu müſſen, im ſpäten Herbſte hat es doch ſeinen Vortheil, wenn man ſo wenig Holz zum Heizen bekommt, als ich. Die Wärme von meinen Schülern habe ich bei meinem Amte obenein, und ſie iſt mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit angerechnet. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findet's meine Frau, wenn ſie herein kommt, nicht ſo ſchwül als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter ſchon ſo viele gab, ſeitdem der neue Kirchenrath die Landſchulen in Ordnung bringen will und auch mich beſucht hat. Was kann man dazu ſagen? Der Mann hat gute Abſichten, und gute Abſichten ſoll man haben. Auch iſt er freundlich und nicht ſtolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger, rechtſchaffener Schuldiener wäre und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verſtändiger würden, als die Vorfahren, — und als ich ſelbſt bin, hätte ich bald hinzugeſetzt. Die Kinder, ſagte er, müſſen in der Naturlehre und Naturgeſchichte nicht fremd bleiben, und wiſſen, was heutiges Tages geſund iſt, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie ſchwer es ſich auch lernt, wenn man ſechs und ſiebenzig Jahr alt iſt.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen laſſen, ohne es je ſelbſt mit der muthwilligen Schuljugend verſucht zu haben, ſollten nur bedenken, wie ſelten für die neuen Sachen, die ſie vermuthlich alle wiſſen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man ſelbſt nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Laſt zu Theil. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtſinnigen Knaben, und mit dem Leſen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeſchichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit ſo vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, das ich den Jungen in den Kopf bringen ſoll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir blutſauer; habe ich nicht geſtern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon ſprechen zu können! Die Kinder ſtaunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorſchein bringe, und ich ſehe es ihnen an, daß ſie denken, wer hätte geglaubt, daß unſer Schulmeiſter ſo gelehrt iſt! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es ſelbſt erſt im Schweiße meines Angeſichts gelernt habe! Daß läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das ſei unter den Lehrern nicht Sitte, ſagte er, und vermindre nur ihr Anſehen. Er muß es ja verſtehen. Nur ſchlimm, daß ich nicht alles recht behalte, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergeſſen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, und daß, ſeitdem das Buch geſchrieben ward, woraus ich lerne, ſchon Manches wieder anders geworden iſt. Hat mir nicht der Herr Pfarrer geſagt, daß hinter dem Saturn noch ein Planet entdeckt wäre? Was kann nun das helfen? Es waren ja Planeten genug, zumal für ein altes Gedächtniß.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus geſprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälſchlich, wie ich nun aus meinem Buche ſehe, den Mars vor den Merkurius geſetzt. Das haben ſich die Jungen denn ſo fälſchlich eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht ſchadet! wie beuge ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh ſagen, die Gelehrten wären darüber verſchiedener Meinung; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Merkurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt, und für gewiß erfahren, daß der Mars erſt nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu ſcheinen, als ich bin, nicht reden. Alſo kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich verſprochen, daß ich geirrt habe, und ſo mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uebung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr ſcheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre leſen, und meine Kinder leſen fertig, und ein wenig ſchreiben und rechnen, und ſtelle die Planeten, ſo gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück ſchauen? Bin ich nicht von jeher mit den Knaben hingekommen, ohne Ungeſtüm und Gewalt, indeß manche Schulmeiſter alles durch Schläge zwingen wollen, als ob die Köpfe der Kinder Steinnüſſe wären, die man aufklopfen muß? Hat nicht Wilmſens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchſtaben kennen gelernt? Beim erſten Schulbeſuche acht Buchſtaben!

In derſelben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch größeres Weſen davon, und läßt ſich reichlicher dafür bezahlen. Ich will beſcheiden meine kleine Thaten thun, und ſtill meinen Weg gehen, und nicht viel Geſchrei davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mir's immer ſo gelingt, und genügſam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten ſein, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hauſe, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine ſchwarze Weſte ſo röthlich wird und hie und da zerreißt, daß ich ſie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anſtoß daran, und die Wahrheit zu ſagen, es giebt auf unſerm Planeten Weſten, die in noch ſchlechtern Umſtänden ſind. Alſo getroſt! ich will ferner fleißig arbeiten und ärmlich wohnen und eſſen, ich will in meinen müden Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunſche glückt, dem Herrn Kirchenrathe ſagen: Haben Sie Nachſicht mit meinem Kopfe, und ſehen Sie auf mein Herz. Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern giebts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kommt ja meine Chriſtine mit der Waſſerſuppe und den rauchenden Kartoffeln!

---

von Starkenberg, ſ. Minneſinger.

Gotthold Friedrich Ständlin,

am 15. October 1758 zu Stuttgart geboren, ein Bruder des bekannten Theologen K. F. Städlin, lebte als Doctor der Rechte und Kanzleiadvocat in ſeiner Vaterſtadt, bis er am 17. September 1796 auf einer Reiſe zu Straßburg im Rhein ſeinen Leben ein Ende machte.

Albrecht von Haller, Gedicht in drei Geſängen. Tübingen, 1780.

Proben einer deutſchen Aeneis nebſt lyriſchen Gedichten. Stuttgart, 1781.

Vermiſchte poetiſche Stücke. Stuttgart, 1782.

Gedichte. Stuttgart, 1788. 91. 2 Thle.

Gab heraus:

Schwäbiſcher Muſenalmanach. Stuttgart, von 1782—87, und die

Poetiſche Blumenleſe. Stuttg., 1792. 93. 2 Thle.

Gedichte der Geſchwiſter Stäudlin. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

St. ſuchte vorzüglich Haller nachzuahmen und war nicht ohne Talent für die didactiſche und deſcriptive Poeſie.

Karl Friedrich Stäudlin

am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren, ſtudirte zu Tübingen und durchreiſte nach vollendetem Studium, ſeit 1786 als Erzieher, ſpäter allein bis 1790 Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und England. Sogleich nach ſeiner Rückkehr von London wurde er zum ordentlichen Profeſſor der Theologie zu Göttingen ernannt, wo er von nun an, ununterbrochen thätig, — als Doctor der Philoſophie und Theologie, auch Conſiſtorialrath wirkte und am 5. Juli 1826 ſtarb.

Von ihm erſchien:

- Geſchichte und Geiſt des Scepticismus. Leipzig, 1794. 2 Thle.
- Geſchichte der Sittenlehre Jeſu. Göttingen, 1799—1823. 4 Thle.
- Geſchichte der philoſophiſchen, hebräiſchen und chriſtlichen Moral. Hannover, 1805.
- Geſchichte der chriſtlichen Moral ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaft. Gött., 1808.
- Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften. Göttingen, 1810—12. 2 Thle.
- Geſchichte der Moralphiloſophie. Hannov., 1822.
- Univerſalgeſchichte der chriſtlichen Kirche. Hannover, 1823. 3. Ausg.
- Kirchengeſchichte von Großbritannien. Göttingen, 1819. 2 Thle.
- Monographien, Lehrbücher u. ſ. w.

St. ſuchte als Theolog, vorzüglich auf hiſtoriſchem Wege, die ruhige Mitte zwiſchen der ſtrengen Orthodoxie und der Neuerungsſucht zu halten, und zeichnete ſich durch Fleiß, Scharfſinn und Gründlichkeit (ſeine letzten Schriften ausgenommen, die hin und wieder den Stempel der Flüchtigkeit tragen) ſehr vortheilhaft aus.

Heinrich Steffens

wurde am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. 1779 kam er mit ſeinem Vater nach Helſingör, wo er die gelehrte Schule beſuchte, 1785 nach Röskilde, und 1787 nach Copenhagen. Die Natur ſchien den tieffrommen und wohlredenden Jüngling zum Geiſtlichen berufen zu haben, aber er beſtimmte ſich frühe einen andern Weg. Büffons Werke verſetzten ihn in ſolche Begeiſterung, daß er beſchloß, dies Studium zum Ziel und Preis ſeines Lebens zu machen. 1790 begann er ſeine akademiſche Laufbahn, die er ſo ehrenvoll beendigte, daß die Prüfungscommiſſion der Naturforſcher ihm 1794 eine Summe von 150 Thlrn. zu einer Reiſe in ſein Vaterland bewilligte. Den Sommer dieſes Jahres verlebte er in Bergen, und wurde im Herbſt, nachdem ein Schiffbruch an der Elbmündung ihm ſeine ganze Habe geraubt hatte, nach Hamburg verſchlagen, wo er den Winter über blieb. 1796 trat er, unter der liebevollen Fürſorge von Henſken und Fabricius, zu Kiel als Docent ſeiner Wiſſenſchaft auf und ſeine äußere Lage würde ſich bald genug freundlich geſtaltet haben, hätte ihn nicht der Zwieſpalt ſeines durch Spinoza zerriſſenen Inneren aus dieſer Ruhe aufgeſcheucht. Sein guter Geiſt führte ihn nach Jena, wo Schelling eben begonnen hatte, die Blüthe ſeines Syſtems zu entfalten, die, wie Platen ihm zuſingt, Dichter begeiſtern konnte. St. ward bald in die neuen Myſterien ſo tief eingeweiht, daß Schelling ihn 1800 zum Recenſenten ſeiner naturphiloſophiſchen Schriften erkohr. In Jena Doctor und Adjunct der philoſophiſchen Facultät geworden, ging er über Berlin nach Freiberg, wo er des großen Werner Achtung und Freundſchaft erhielt und ſeine erſten Werke zu ſchreiben anfing. 1802 kehrte er in ſein Vaterland zurück und las in Copenhagen mit hinreißendem Beifall, aber mancherlei Anfeindungen bewogen ihn, 1804 dem Rufe zu einer Profeſſur in Halle zu folgen. Durch die Schlacht bei Jena von da vertrieben, lebte er bis 1809 in Holſtein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann in ſeine Stellung zurück. Die heimlichen Bündniſſe der Patrioten von Preußen fanden in Steffens den feurigſten, unerſchrockenſten Genoſſen. Lauter durfte freilich ſein Donnerwort ſich erheben, als er 1811 nach Breslau kam, wo das begeiſterte Volk nur des Führers bedurfte. Er ſchrieb und ſprach Befreiungsreden, trat endlich ſelbſt in die Reihen der Freiwilligen, die er, nicht vor dem Fall von Paris, und mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt verließ. Darauf lehrte er wieder als ordentlicher Profeſſor der Phyſik und der philoſophiſchen Naturgeſchichte zu Breslau, bis er 1831 an die Berliner Univerſität berufen wurde, zu deren glänzendſten Zierden er gehört.

Das Verzeichniß ſeiner Werke beurkundet die Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes:

- Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde. 1801.
- Handbuch der Oryktognoſie. Halle, 1811—24. 4 Bde.
- Grundzüge der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft. Berlin, 1806.
- Anthropologie. Berlin, 1822. 2 Bde.
- Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik. Breslau, 1829 und 1835.
- Ueber die Idee der Univerſitäten. 1809.
- Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden. Berlin, 1817. 2 Bde.
- Carricaturen des Heiligſten. Leipzig, 1819—21. 2 Bde.
- Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben. Breslau, 1824; neu 1831.
- Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir Lutherthum iſt. Breslau, 1831.
- Die Familien Walſeth und Leith. Breslau, 1827; neu, 1830. 3 Bde.
- Die vier Norweger. Breslau, 1828. 6 Bde.
- Malcolm. Berlin, 1831. 2 Bde.
- Ueber geheime Verbindungen auf Univerſitäten. Berlin, 1835.
- Religionsphiloſophie. Berlin, 1841.
- Was ich erlebte. Berlin, 1841.

St. iſt einer der genialſten Schüler Schellings und unter den Naturphiloſophen nächſt Oken unbedingt derjenige, welcher die Wiſſenſchaft und das Leben am Glänzendſten ſeinem Syſteme zu vermitteln wußte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er als Philoſoph zu poetiſch, als Dichter zu philoſophiſch ſei, und dieſer Vorwurf läßt ſich allerdings nicht von ihm ablehnen, aber St. wäre ohne dieſen Fehler nicht, was er iſt, nicht der begeiſterte, beredſame Dichter und Denker, nicht ſo eigenthümlich und reich, wie er ſich auf allen Gebieten des Geiſtes, auf denen er ſich bewegt, uns zeigt. Er iſt ganz der Sohn ſeiner Ueberzeugung, Alles kommt bei ihm aus einem warmen, wahren Herzen voll tiefer Frömmigkeit und lebendiger Begeiſterung, ſelbſt ſeine Wiſſenſchaft ruht ſtets auf ſeinem Gemüth und das eben iſt es, was ihn ſelbſt da, wo er ſich zu Extremen hinreißen läßt, ſo originell und doch ſo wahrhaft und innig liebenswürdig macht. Voll Gluth der Empfindung, voll reicher Phantaſie, mit ſeltener Herrſchaft über die Sprache, obwohl er nie den Ausländer ganz von ſich abzuſtreifen vermag, ausgerüſtet, legt er ſelbſt in ſeinen Romanen ſtets nur die Ergebniſſe ſeines Strebens, ſeiner Anſchauung, ſeiner Erfahrung nieder, und ſeine Perſönlichkeit iſt es, die uns immer in derſelben auf das Wohlthuendſte, ſelbſt unter der farbenreichſten Verhüllung entgegentritt. Man möge ein noch ſo entſchiedener Gegner ſeiner, namentlich politiſchen und religiöſen Anſichten ſein, dieſelben noch ſo heftig bekämpfen, vor ihm ſelbſt wird man ſtets die größte Hochachtung hegen, denn überall offenbarte ſich auch bei dem, was uns vielleicht als Irrthum erſcheint, ſtets die großartige und edle Natur, der es entſprungen iſt. Von dieſem Standpuncte aus betrachtet erſcheinen uns ſeine Romane beſonders, wie Manches auch gegen Plan, Oeconomie und Durchführung derſelben einzuwenden ſein möge, als die reichſten und beredteſten Zeugniſſe einer erhabenen Seele, welche unabläſſig für das Große und Schöne wirkt, und die Mißverhältniſſe des Lebens mit dem Höheren zu vermitteln und zu verſöhnen ſucht, indem ſie ſich deren Ausgleichung oder Beſeitigung auf die redlichſte Weiſe und mit würdigſtem Ernſte angelegen ſein läßt. Wen der Verſtand nicht einſeitig gefangen hält, der wird nie ein Buch von St. ohne die innigſte und wärmſte Anerkennung und Verehrung ſeiner Perſönlichkeit aus der Hand legen.

Aus Walſeth und Leith.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Maſten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel verſehen (ein Ottring), war mit acht Mann beſetzt. Dieſe waren in kurze, meiſt wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, ſteif, und glänzend geſchwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umſchließend, mit breiten Rändern, aus grober zuſammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und ſchwarz, wie jene. Die meiſten waren junge rüſtige Burſchen, zwei ältere, mit langem, ſtruppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Ausſehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweiſe, aber eine gewiſſe herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrſchender Zug.

Das unabſehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche ſchien ſpiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe ſchaukelten es. Hier wechſelte, wie die Farbe, ſo das Anſehen der See. Strömungen kräuſelten das Waſſer, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die ſich in grader Richtung, meiſt von Norden nach Süden, erſtreckten, und in derſelben Richtung ſich in ſich bewegten. In fernem Weſten erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Oſten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelſtreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchſchnitt, bezeichnete die fernen felſigen Ufer der Heimat. Rings umher herrſchte eine feierliche Stille, ſelten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur ſchwarze Delphine in Menge wälzten ſich, und das Plätſchern tönte in die Meeresſtille hinein. Ein unermeßliches Heer durchſichtiger, gallertartiger Meduſen, größere und kleinere, ſah man den runden, ſcheibenförmigen Leib wechſelnd ausdehnen und zuſammenziehen; — man glaubte ſchwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig ſaßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordſee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten geſpannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillſchweigen unterbrochen, wenn ſie mit den mächtigen Fiſchſchnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubsaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühſam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen ſeltenen Leckerbiſſen der Einwohner abgiebt; oder wenn ſie jubelnd einen Haifiſch fingen, dem ſie die Leber ausſchnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei ſolchen Gelegenheiten entſtand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu ſeiner früheren Beſchäftigung zurück, und blickte ſtillſchweigend und aufmerkſam in die Tiefe. Es wird als ein beſonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieſer Untiefe völlig ruhig iſt. Dann hangen die ſtarken Fiſchſchnüre ſenkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deßwegen war jeder aufmerkſam, emſig bemüht, den Augenblick zu benutzen, deſſen Vortheile ſie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrſcht über der Untiefe ein ſtarker Strom, der beſonders in der Mitte ſelten nachläßt, ſo, daß er eben das Zeichen iſt, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieſer zeigte ſich jetzt, und trieb die Schnur mit ſich, daß dieſe den Grund nicht finden konnte, und die Fiſcher ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fiſche zu fangen, aber der Strom nahm ſo ſtark zu, daß ſie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieſer Richtung entfernten ſie ſich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Oſten umbiegt.

Wir müſſen aus dem Strom heraus, ſagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anſtrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf deſſen unermeßlicher Fläche das Boot ſchwamm, noch immer ruhig, die Segel zuſammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fiſcher verzehrten als Frühſtück getrocknete Fiſche, etwas alten Käſe und flaches trocknes Gerſtenbrot. Ihr Trank war eine Miſchung von Waſſer und ſaurer Milch.

Als wir geſtern früh ausfuhren, fing Thorwald an, ſah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehauſe ſtehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich ging zurück, die Ruder zu holen; da ſtand er als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verſchwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählſt, unterbrach ihn Ola, ſo will ich dir auch ſagen, daß ich den Drouſpeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen geſegelt waren. Svend ſah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wiſſen ſolltet.

Gott ſtehe uns bei! das iſt ein ſchlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — ſagte jetzt Svend, ein ſchöner junger Fiſcher, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wiſſen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich ſage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fiſcher blickten ängſtlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden ſobald nicht nach Hauſe kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiederſehen, ſagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es ſchien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot iſt tüchtig, es fehlt uns nicht an Speiſe und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?

Sie ergriffen die Ruder, und ſuchten völlig aus dem Strome heraus, und, ſo viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während ſie alle mit großer Anſtrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß beſtimmend, bewölkte ſich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die ſchwarze Meeresfläche kräuſelte ſich immer mehr, und ein Wind blies aus Südoſten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgeſpannt, und ſie ſuchten, den Wind bis auf wenige Grade durchſchneidet, und ſo hin und her kreuzend, die Höhe, die ſie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß ſie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indeſſen erhob ſich der Wind immer ſtärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd ſtrebten die kühnen Fiſcher dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen ſpielten an dem Rande des ſchiefſegelnden Boots, überſtrömten es oft, und als der Wind ſich bis zum Sturme ſteigerte, ſpritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Waſſerfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements ſchwer zu erkennen. Nur die Worte — ſchöpft das Waſſer aus — reef die Segel ein — das Ruder nach der Leeſeite, (Roer i Läe) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüſten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten ſich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe ſich verengten. Auf dieſer Schärfe brachen ſich die Wellen, ſich zerſplitternd in ſchneeweißen Schaum, der hoch in die Luft ſpritzte, während ein Theil des Waſſers von dieſer Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feſte abſchüſſige Wand herablief. Aber die große rieſenhafte Waſſermaſſe hob ſich, indem ſie ſank, ſank, während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeiſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen, ſchnell griff jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waſſer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt, von der mächtigen Woge, an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf nach der ſchäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesſchnelle herunterzuſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterlaß, während einer ſteuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam da ſaßen, um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulöſen. So geſpannt waren ſie auf das Nächſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die brauſenden Wellen immer ſchwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Männer mußten ununterbrochen das Waſſer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten ſie das Schiff; der nächſte tauchte es zwiſchen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen, wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannichfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber, bald ſahen ſie es in der düſtern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaſſen.

Mehre Stunden waren ſchon verfloſſen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzelne Waſſermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Boot unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpät geworden, noch immer mußten ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der ſie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

Der Wind iſt zwar gut, ſagte Ola, aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und ſo Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch, wie er drohend vor mir ſtand, und darauf verſchwand.

Ich erblicke jetzt etwas Beſſeres, Ola, erwiederte Svend, erkennſt du dort nicht die drei Schweſtern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei ſchwarze Punkte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob ſich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblößten die Häupter, und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Töne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hineinſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours ging nun immer mehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerriſſene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennſt du, Godöe ſiehſt du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht ſo, erwiederte verdrießlich Ola, du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlägt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten, ohne furchtſam zu ſein. Die Jugend wird immer tollkühner, ſie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten ſah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unſere Väter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, ſcheuten ſie ſich, auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in ſo ungewohnter, unſichrer Lage. Das war der alte ſtille Ernſt; doch jetzt ſieht jeder leicht darüber hinweg.

Du haſt wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübſelige Angſt daraus entſtünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo ſtarrſt du ſo hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieſer. Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punkt, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten ſie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es iſt ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. — Wir müſſen darauf zu, vielleicht iſt dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Punkte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Waſſer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothſchuß, ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtätigt. Man war ſchon einig, daß es eine Brigg ſein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Boegſpriet, und ſah, wie die zerriſſenen Taue um den einen kahlen Maſt hetumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannſchaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, wähnerd das Schiff den Wellen preisgegeben, unſicher hin- und herſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie näher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hinterkaſtell zerſtört, und hörten das Jammergeſchrei der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtäte Bewegung deſſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien, von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte, der ſich durch den Strick auf das Schiff hinaufſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten, der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaſſen, abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er ſprach däniſch. Man erfuhr durch ihn, daß ſie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieſes gehört, als er eilig ſich in das Boot ſchwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne friſches Waſſer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwur man ſie, zu warten, bis ſie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläſſe hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen, daß ſie beſſere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloſſen, da. Eine einfache, weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, ein weißes leinenes Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten

Schößen, dte Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieſes war ein ſchwarzſeidenes Tuch eng geſchlungen, ſo daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerſt auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden ſelten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erſchöpfung mit ſich, und die rüſtigen Fiſcher hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu dieſem koſtbaren und ſeltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläſchchen bei ſich trug. Mit Waſſer verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte ſich etwas, und ihr erſter Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann verſuchte Svend durch dieſes Mittel zu ſtärken.

Während er hier beſchäftigt war, hatten einige Fiſcher die Fiſche gekocht, dieſe und Gerſtenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genoſſen gierig, und ſchauderhaft erſchien es dem guten jungen Manne, als er dieſe feine, edle Geſtalt von einem faſt thieriſchen Heißhunger ergriffen ſah. Die Frau richtete ſich auf, und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Sie ſchien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weiſe die Frau getäuſcht hätte, um von den ſeinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu ſpät gemerkt, und daher war der Mann früher ſchon, als die meiſten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es ſchien ihnen ein Räthſel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannſchaft auch war, ſo wurden ſie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend ſetzte ſchon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man ſowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe ſichtbar erſchüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langſam geht es!

In der That ging das Schiff ſehr langſam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küſte zu. Während die Fiſcher mit großer Anſtrengung ruderten, und ſchon zweifelten, daß ſie Kräfte genug haben würden, um das Schiff ſo weit zu ſchleppen, entdeckten ſie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannſchaft zu, daß ſie eine Kanone löſen ſollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer ſtark, ſie ſchienen den Ruf nicht zu verſtehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend beſtieg es, er ſah nur flüchtig die Frau, die erſchöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen ſchien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten ſtanden, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden ſich mit dem erſten, und das Schiff ging jetzt ſchon ſchneller nach dem Lande zu.

Indeſſen neigte ſich der Tag, der Wind hörte auf, in der ſtillen Nacht tönten die vereinigten Ruderſchläge, die Wellen brachen ſich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger ſuchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob ſich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten ſich dem Ufer immer mehr, und als ſie gegen Morgen in Breeſund hineinruderten, erblickten ſie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell, Boote ſtrömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinſchleppten, konnte vermehrt werden, die erſchöpften Fiſcher wechſelten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalveſtad, dicht unter einer ſteilen, drohend herunterhängenden Felſenwand feſt angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menſchen verſammelt, Mehrere von der Mannſchaft des Schiffes hatten ſich ſo weit erholt, daß ſie ohne Hilfe das Schiff verlaſſen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten ſich wechſelſeitig, ſtürzten auf die Knie, und die gewaltſamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuſchauer, die ſie neugierig umgaben.

Unſer Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die ſich zudrängenden Zuſchauer, die ſie mit Fragen beſtürmten, und war ſchon geſtorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unſeren großen Maſt zerſplitterte, auch unſer Steuermann, jetzt todt, lag krank in ſeiner Koye, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns verſahen, zerſchmettert, und ſeit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten ſicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilſchnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel ſo ab, daß wir den Hungertod vor Augen ſahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und ſchon fingen einige an, das Schauderhafteſte vorzuſchlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte ſich, und ſie erkannte den jungen Mann, der ſie ſo freundlich unterſtützt hatte. Aber ſie ſprach deutſch, und keiner verſtand ſie. Sie pflegte mit angſtvoller Sorge ihren Mann, kniete neben ſeinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde verſucht; allein ſie kam zu ſpät. Mit einem matten Blicke nach ſeiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in ſtilles Gebet verſunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingeſtürzt. Nach einiger Zeit ſchlug ſie die großen Augen auf, ſie ſchien ganz in innere Betrachtung vertieft, ſie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten ſich, ein klares Licht ſchien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude ſpielte um die blaſſen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme ſang ſie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß verſuchet werden.
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Troſt erleichtert ſeines Kind's Beſchwerden.
Ei, höre nur, wie er ſo freundlich ſpricht:
Verzage nicht.

Und alſo bricht das Herz ihm gegen dich,
Er ſpricht: ich muß mich über dich erbarmen,
Du armes Kind haſt niemand, außer mich,
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sei gutes Muths, die Hilf' iſt dir ſchon nah,
Der Troſt iſt da.

Die Fiſcher hatten ſich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau geſtellt, und als ſie zu ſingen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverſtändlich; aber die rührende Andacht, die ſich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge ausſprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Geſanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Verſammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte ſich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuſchauer zeigten, ſchien das Vertrauen geſtärkt zu haben, ſie blickte mild um ſich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächſtſtehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte ſie ſich heimatlich unter dieſen wohlwollenden Menſchen, die ihren Kummer theilten, obgleich ſie nicht vermochte, ſich ihnen verſtändlich zu machen. Noch einmal kniete ſie, betete über der Leiche des Mannes, und ſprach: Du haſt dich für mich und für dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten ſich um ſie herum, jede bot ihr Hilfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie iſt die Frau des deutſchen frommen Predigers, deſſen Tod ſie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben ſie wie eine Heilige angebetet; denn allen erſchien ſie hilfreich, und verſchmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, ſchmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war ſie ein tröſtender Engel, wenige Männer ſo muthig, wie ſie, und wenn die Noth wilde Leidenſchaften unter uns erregte: ſo war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildeſten zum Stillſchweigen zu bringen.

Während die Fremde ſo alle Theilnahme der Umſtehenden beſchäftigte, während die kundigen Frauen unter ſich murmelten, daß ihr Zuſtand baldige Ruhe und Pflege foderte, ſah man von Norden her ein ſtattliches Boot ſich nähern. Im Hintergrunde ſtand ein anſehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an ſeiner Seite.

Da kömmt der Herr von Gidſköe, rief das Volk, er wird ſchon für die Frau Sorge tragen.

Er näherte ſich dem Schiffe, beſtieg es, und ging auf die Fremde, die, wie er ſah, der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war, mit einem vornehmen Anſtande zu.

Es war ein kleiner, breitſchultriger Mann, der einen dunkeln Ueberrock trug, ſich aber beſonders durch eine wohlfriſirte, gepuderte Perücke auszeichnete; dieſe war mit einem Haarbeutel beſchwert, von welchem breite ſchwarzſeidne, an den Rändern gezähnte, Bänder um den Hals loſe und zierlich nach vorn liefen, wo ſie ſich über der feinen Hemdkrauſe vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreieckiger, wie die Weſte, mit goldenen Treſſen gezierter, Hut.

Der höchſt einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen, daß ſie von geringem Stande ſei, und er redete ſie in dieſer Vorausſetzung etwas herriſch auf däniſch an, ſie auffodernd, ihm über ihre Lage Bericht abzuſtatten.

Ich bin, antwortete ſie, im reinſten Franzöſiſch, nicht ſo glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verſtehen; — und als ſie merkte, daß er aufhorchte, und ſie zu verſtehen ſchien, ſprach ſie weiter.

Ich komme von Grönland, wir trieben zehn Wochen, als unſer Schiff zertrümmert wurde, unſtät auf dem Meere herum, der Hungertod drohte uns, und leider, mein Mann, ein Miſſionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war, nach Deutſchland zurückzukehren, iſt eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterſtützt, und ſo weit ich ſie verſtehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott, der mich in einer ſo hilfloſen, verlaſſenen Lage zu einem wohlwollenden, chriſtlichen Volke führte, und Sie, mein Herr! werden mir Hilfe, Rath nicht verſagen, wo ich deſſen ſo dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze, — die letzte, theuerſte, habe ich auf immer verloren, ſagte ſie, indem ſie die Thränen zu verbergen ſuchte, — nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.

Während ſie ſprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn ſich auffallend verändert, er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerkſamkeit anhörte. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte ſeinen Ohren nicht trauen, da ſie ſich ſelbſt als die Wittwe des eben verſtorbenen Miſſionars angab.

Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen, antwortete er; ſie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schweſter werden ſich glücklich ſchätzen, Ihnen dieſe leiſten zu können. Ich erſuche Sie, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freilich einige Meilen entfernt iſt; und es ſollte mir lieb ſein, wenn Sie ſich ſtark genug fühlten, mein Boot zu beſteigen, und dieſe kleine Reiſe zurückzulegen.

Der Mann zeigte ſo viel wohlwollende Theilnahme, er hatte ſo viel Vertrauen Erweckendes, nnd die Hoffnung, in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen, denen ſie ſich verſtändlich machen könnte, wirkte ſo mächtig, daß ſie ſich ſtark genug fühlte, das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte ſich indeſſen von den Umſtehenden, die ihn zu kennen und zu lieben ſchienen, Alles erzählen laſſen, trat auf die Frau zu, und redete ſie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Franzöſiſch an.

Auguſt Friedrich Freiherr von Steigenteſch

ward am 12. Januar 1774 zu Hildesheim geboren; der Enkel eines berühmten Komikers zu Wien, trat er mit dem funfzehnten Jahre in öſterreichiſche Kriegsdienſte und zeichnete ſich ſchnell aus. Er machte die Feldzüge von 1805 und 1809 mit, nahm darauf ſeinen Abſchied und ward in dem letztgenannten Jahre nach Königsberg geſandt. Im Jahre 1813 ſtand er dem Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg als Generaladjutant zur Seite, 1814 ward ihm die zweite diplomatiſche Miſſion, nämlich in Vereinigung mit den Geſandten der vier großen Mächte Norwegen dem Könige von Schweden zu übergeben. 1815 erhielt er den Geſandtſchaftspoſten in Copenhagen; die Rückkehr Napoleons von Elba machte jedoch ſeine Anweſenheit in der Schweiz nothwendig, um deren Regierungen zum neuen Kampfe aufzufordern. Später folgte er dem Kaiſer Alexander nach Petersburg, kehrte jedoch nach Wien zurück und erhielt nun den Titel eines wirklichen Geheimraths. Sein letzter Geſandtſchaftspoſten war in Turin; er bekleidete ihn aber nur kurze Zeit, da er ſchon am 30. December 1826 daſelbſt ſtarb. Er war Großkreuz des St. Annen-, Wladimir-, Danebrog-, und des Ordens der eiſernen Krone, Commandeur des Leopolds-, Ritter des Militär-Max-Joſephsordens und mehrerer anderen Decorationen.

Von ihm erſchien:

Geſammelte Schriften, Ausgabe letzter Hand. Darmſtadt, 1819. 5 Thle.
Convenienz und Liebe, Luſtſpiel. Osnabrück, 1798.
Erzählungen. Osnabrück, 1802.
Erzählungen. Wien, 1818. 2 Thle.
Erzählungen und vermiſchte Aufſätze. Darmſtadt, 1819 und 1823. 3. Aufl.
Die Freier, Luſtſpiel. Osnabrück, 1798.
Gedichte. Osnabrück, 1799.
Gedichte. Frankfurt, 1805 und 1808. 2. Aufl.
Gedichte. Darmſtadt, 1823. 4. Aufl.
Die Gelehrſamkeit aus Liebe. München, 1809.
Keratophoros, Mährchen. München, 1806. 1809.
Die Kunſt, ſein Glück zu machen. Osnabr., 1802.
Das Landleben. Leipzig, 1803 – 1810.
Loth, Erzählung. Osnabrück, 1802.
Luſtſpiele. Leipzig, 1823. 3 Thle.
Marie, Roman. Darmſtadt, 1812. 1823. 2 Thle.
Mährchen. Leipzig, 1813.

Feine Characterzeichnung, glückliche Erfindung, Anmuth und Wahrheit der Darſtellung, Correctheit und große Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache ſind ſämmtlichen poetiſchen Leiſtungen dieſes talentvollen Mannes, vorzüglich aber ſeinen Luſtſpielen eigen, deren Werth noch durch einen witzigen und feinen Dialog ſehr erhöht wird. Sein Roman: Marie, iſt eine freie Bearbeitung der berüchtigten liaisons dangereuses und wie dieſer in Briefen geſchrieben, die ſich ebenfalls durch einen trefflichen Styl auszeichnen aber vor dem franzöſiſchen Original noch den großen Vorzug hoher moraliſcher Tendenz, und einer, trotz der Verderbniß der Sitten, welche hier gleicher Weiſe, obwohl unter andern Verhältniſſen, geſchildert wird, keuſchen und reinen Darſtellung voraus haben.

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger ſchliefen und verſtummten,
Da wallte Thoms, den oft ſein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer ſummten,
Und über ihm die ſchnelle Schwalbe flog.

Am Grabe ſeines Vaters ſank er nieder:
Der Mangel ſtieß ihn in die Welt hinaus,
Dort waren alle Menſchen ſeine Brüder,
Die große weite Erde war ſein Haus.

Er trug das wunde Herz, vom Gram zerriſſen,
Zu ſeines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel ſeines Vaters war ſein Kiſſen,
Und eine Thräne ſein errungnes Glück.

Es ward ihm hier ſo heimlich und ſo bange,
Dem Staube nah', von dem er Troſt empfing;
Er drückte ſeine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So ſprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findeſt Menſchen, wenn ich von dir ſcheide;
So ſprachſt du, als dein Auge brach, zu mir.

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menſchen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Bruſt zu legen,
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt;

„„Geh',“ “ ſprach ſie, „„ſuche Brot, du bleibſt den Deinen,
Kommſt du zurück, wie meinem Herzen werth.“ “

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfaſſen,
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu ſchwach,
Da weint' ich laut, vergeſſen und verlaſſen,
Kein Auge ſah, der Felſen ſprach mir nach.

„Am Thor der Heimath ſetzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam zum Birkenwalde her,
Ich ſprang empor und rief: „Du haſt mich wieder!“
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr.

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater! wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie ſie, den armen Thoms nicht mehr.“

Jetzt ſah er, wie im Weſten freundlich ſchwebend
Der Abend ſich in Thetis Arm verlor,
Da hob er ſeine Hände, kalt und bebend,
Und ſeinen Blick zum Geiſt der Nacht empor.

Und kalte feuchte Morgennebel floſſen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her.
Da war ſein Blick für dieſe Welt geſchloſſen,
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beſchienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeiſt in Ruinen,
Schwamm auf dem Felſenquell ſein Bild.
Da liſpeln ſanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Geſanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauſchet durch die Lieder
Mit ſchwarzen Flügeln um ſein Ohr,
Das Schrecken ſträubt ſein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die ſanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt ſchwach und ſtark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der Weſt im Mai;
Der Kindheit goldne Träume ſchweben
Im Spiegel des Geſangs vorbei.

Der ſchöne Traum, zu früh vergangen,
Hat ſanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln ſchleicht
Sich ſchüchtern auf die blaſſen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Toſen,
Bald ſchwach, bald ſtark, mit leiſem Schwung,
Die Sehnſucht um verblühte Roſen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich ſcheidenden Gewittern,
Verhallt, nun ſterbend, dumpf und ſchwach;
Die Saite ahmt mit leiſem Zittern
Den ſüßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blaſſe Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finſtern Hallen.

Dem Arm der Freude ſchnell entriſſen,
Erhebt ſich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kiſſen,
Das Blut und Wunde ſchrecklich macht.
Die Harfe ſchweigt; in ihren Pauſen
Verblutet röchelnd ſich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brauſen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blaſſe Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er ſehnt ſich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu ſterben.

Der Harfe Stürme rauſchen wilder;
Das Siegel ſpringt am Grab der Zeit;
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauſcht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felſenkluft der Nord.
Des Sängers blaſſe Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß,
„Laß,“ ruft der Ritter leichenblaß,
„O laß das Bild vorüberfliehen!“

Da flüſtern leiſe durch die Saiten
Der Hoffnung ſüße Melodien.
Sanft, wie des Schickſals Faden, leiten
Sie in den Arm der Tröſterin.
Kühn trotzt der Mörder den Geſetzen,
Ihn lenkt das ewige Geſchick;
Auf ſeinen Wink hält das Entſetzen
Des Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter ſchlingt um die Geſtalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An ſeiner Bruſt voll Leidenſchaft
Das ſüße Traumbild feſtzuhalten.

Der Sänger ſchweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenſchwer;
Da flüſterts leiſe durch das Grüne:
„„Erkennſt du Erichs Ton nicht mehr?“ “
Er blickt empor, die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert ſich mit kalten Händen
An ſeines Bruders Knieen feſt.

Das Band des Schreckens löſt ſich wieder,
Das ſeine Kraft gefeſſelt hält;
Und auf die blaſſen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

Chriſtian Gottfried Daniel Stein

ward am 14. October 1771 zu Leipzig geboren, beſuchte die Thomasſchule und von 1788—90 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Theologiſche Zweifel unterdrückten in ihm die früher gehegte Neigung zum Predigerſtande, immer lebhafter trat dagegen ſein Intereſſe an Erdkunde hervor, das er in allen Ferien auf kleinen Reiſen zu befriedigen ſuchte. Nachdem er Doctor der Philoſophie geworden, ward er durch Gedicke's Fürſprache 1794 Collaborator und ſeit 1802 Profeſſor am grauen Kloſter zu Berlin. 1830 ernannte ihn der König zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe. Er ſtarb am 14. Juni deſſelben Jahres, nachdem er ſein ganzes Leben dem Studium ſeiner Jugend, und zwar immer an derſelben Stelle gewidmet, und ſich um die Wiſſenſchaft höchſt verdient gemacht hatte.

Er veröffentlichte:

Handbuch der Geſchichte und Erdbeſchreibung des preußiſchen Staats. Berlin, 1798.

Characteriſtik Friedrichs des Zweiten. Berlin, 1798. 3 Thle.

- Kleine Geographie. Leipzig, 1808.
- Handbuch der Geographie. Leipzig, 1808; 4. Aufl. 1819—20. 3 Thle.
- Geographiſch-ſtatiſtiſches Poſt-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1811. 2 Thle.
- Neues geographiſch-ſtatiſtiſches Poſt-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1818 bis 21. 4 Thle.
- Handbuch der Naturgeſchichte. Leipz., 1812. 2 Thle.
- Europäiſche Geographie nach natürlichen Grenzen. Berlin, 1817.
- Handbuch der Geographie und Statiſtik des preußiſchen Staats. Berlin, 1819.
- Reiſe-Taſchenlexikon für Europa. Leipz., 1827.
- Reiſen nach den vorzüglichſten Hauptſtädten von Mitteleuropa. Leipzig, 1826—29. 7 Thle.
- Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Sachſen. Dresden, 1828.

St's Schriften zeichnen ſich durch Gründlichkeit, Genauigkeit, Faßlichkeit und eine ſorgfältige treffliche, dem Inhalt vollkommen angemeſſene Darſtellung aus und haben ſich von jeher mit Recht eines großen Kreiſes von Leſern aus allen Ständen zu erfreuen gehabt.

Karl Stein,

1773 im Mecklenburgiſchen geboren — als Schriftſteller Guſtav Linden, Karl Jents, auch Georg Schiller genannt — lebt als königlich preußiſcher Hofrath, großherzoglich ſachſen-weimariſcher Rath und Profeſſor zu Berlin.

Romane:
- Amöne. Poſen, 1804. 2 Thle.
- Ludmilla. Poſen, 1809. 2 Thle.
- Herr von Schulterbein. Berlin, 1807.
- Abenteuer des Herrn von Wackelbart.
- Albertine von Wackerbarth. Hamburg, 1806.
- Die Unergründlichen. Berlin.
- Der Sohn des Krieges. Berlin, 1808.
- Der Herr Nachbar. Berlin, 1810. 2 Thle.
- Scherz und Ernſt. Berlin, 1808.
- Die Wachsfigur. Berlin, 1808.
- Der Hausnarr. Berlin, 1811. 2 Thle.
- Der Gaſthof zur ſilbernen Laute. Berl., 1812.
- Buch für Winterabende. Berlin, 1812—19. 3 Thle.
- Gleich und Gleich. Berlin, 1824.
- Das Blumenkörbchen. Coblenz, 1828.
- Und viele andere.

Luſtſpiele:
- Die Schädellehre. Berlin, 1805.
- Die Nymphe der Spree. Berlin, 1808.
- Die zweite Heirath.
- Die Wahl.
- Die Probe.
- Der rechte Mann. Berlin, 1812.
- Deutſches Theater. Berlin, 1820.

Aeußerſt glückliche Characterzeichnung, geſchickte Erfindung der Situationen, Witz und eine unverſiegliche heitere Laune haben St's Erzählungen und Romanen viele Freunde erworben; mehrere ſeiner Luſtſpiele erfreuten ſich nicht geringeren Beifall auf der Bühne.

von Steinach, ſ. Minneſinger.

Steinau, ſ. E. Hübner.

Gotthelf Samuel Steinbart

ward am 21. September 1738 zu Züllichau geboren, und höchſt pietiſtiſch erzogen, doch ſchon auf der Schule zu Kloſter Bergen unter der Leitung des Abtes Steinmetz beſonders durch die Bekanntſchaft mit Voltaires Schriften zum Nachdenken angeregt, und ſpäter durch das Studium von Locke und Wolff im Umgange mit Teller und Töllner zum Rationaliſten ausgebildet. Von Halle, wo er ſtudirte, durch den ſiebenjährigen Krieg vertrieben, ging er nach Frankfurt an der Oder und nach Berlin; endlich kehrte er, als Director der Schule daſelbſt, in ſeine Vaterſtadt zurück. 1774 wurde er, durch ſeine Schriften empfohlen, als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen; 1786 zum Doctor der Theologie, 1787 zum Oberſchulrath, ſpäter zum preußiſchen Conſiſtorialrath ernannt. 1789 legte er ſeine Stelle als Oberſchulrath nieder. Den Ruhm, den er in ſeiner Zeit genoß und Doctor Bahrdts Lobrede konnte ſeinen Eudämonismus doch nicht gegen die Macht der Kantiſchen Philoſophie ſchützen; er hatte ſeinen Ruf längſt überlebt, als er am 3. Februar 1809 ſtarb.

Er gab heraus:
- Philoſophiſche Unterhaltungen. Jena, 1782—86. 3 Hefte.
- Grundbegriffe zur Philoſophie über den Geſchmack. Züllichau, 1785. Thl. 1.
- Anweiſung zur Amtsberedſamkeit. Züllichau, 1784. 2. Ausg.
- Gemeinnützige Anweiſung zum regelmäßigen Selbſtdenken. Jena, 1793. 3. Ausg.
- Syſtem der reinen Philoſophie des Chriſtenthums. Züllichau, 1794. 4. Ausg.

St. wirkte zu ſeiner Zeit äußerſt günſtig als aufgeklärter Theolog, wie er ſich gleichfalls auch als trefflicher Schulmann einen wohlverdienten Ruhm erwarb.

Heinrich Chriſtoph Steinhart,

geboren 1763 zu Vierau in der Altmark, unter dem Namen Ludwig von Salbiger als Schriftſteller bekannt, lebte als Prediger zu Dobbrun in der Altmark, wo er am 20. September 1810 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Ueber die Altmark. Stendal, 1800—1801. 2 Thle.
Meine Reiſe nach Frankreich. Berlin, 1801—1803. 3 Thle.
Meine Reiſe ins Bad. Berlin, 1803.
Meine Reiſe nach Italien. Berlin, 1804—1806. 2 Thle.
Die Revue. Berlin, 1804.
Drei Monate aus dem Leben des Canonicus v. S. Berlin, 1806.
Der goldene Stier. Berlin, 1805—20. 2 Thle.
Die Drillinge. Berlin, 1811. 3 Thle.

St. ſuchte als Humoriſtiker vorzüglich Jean Paul und Benzel=Sternau nachzuſtreben, doch blieb er, obwohl keinesweges ohne Talent für dieſe Gattung, weit hinter Beiden zurück, da es ihm an geiſtiger Tiefe und poetiſcher Productivität fehlte.

Steinhäuſer, ſ. Meiſterſänger.

Friedrich Chriſtian Philipp von Steinheil,

am 16. November 1760 zu Baireuth geboren, war zuerſt als Aufſeher und Lehrer der engliſchen Sprache an der Carls=Akademie zu Stuttgart angeſtellt, hierauf Regimentsquartiermeiſter und Hauptmann, zuletzt wirkte er als außerordentlicher Profeſſor am Gymnaſium zu Stuttgart, woſelbſt er am 10. Januar 1814 geſtorben iſt.

Seine Schriften ſind:

Lehrgebäude der deutſchen Sprache, mit einer Geſchichte dieſer Sprache überhaupt und jedes Redetheils insbeſondere. Stuttg., 1812.
Deutſche Sprachlehre für höhere Schulen. Stuttgart, 1815.

St. zeichnete ſich zu ſeiner Zeit höchſt vortheilhaft durch ſcharfſinnige Forſchung auf dem Gebiete der deutſchen Sprache aus.

Steinhövel, ſ. Meiſterſänger.

Steinmar, ſ. Minneſinger.

Heinrich Stephani

ward am 1. April 1761 zu Gmünd an der Greck geboren, ſtudirte zu Erlangen und begleitete darauf einen jungen Grafen von Caſtell nach Kloſter Bergen und Jena, in deſſen Folge er den Titel eines Conſiſtorialraths erhielt. Nach einer Reiſe in die Schweiz ging er 1808 als bairiſcher Kreis=, Kirchen= und Schulrath nach Augsburg, wurde 1811 als Kreis= und Schulrath nach Ansbach, 1818 als Decan und Stadtpfarrer nach Gunzenhauſen im Rezatkreiſe verſetzt. Nach vieljährigem ausgezeichneten Wirken wurde der ausgezeichnete und aufklärende Mann, im Jahre 1834, auf eine Anzeige des Conſiſtoriums von der bairiſchen Regierung aus ſeinen Aemtern entlaſſen. Er iſt Doctor der Philoſophie und Theologie, königlich bairiſcher Kirchen= und Schulrath, und Ritter des Hausordens vom heiligen Michael.

Von ihm erſchien:

Lehrbuch der Religion. Nürnberg, 1787.
Menſchenhaß und kindliche Reue, Schauſpiel für die Jugend. Magdeburg, 1792.
Syſtem der öffentlichen Erziehung. Berlin, 1805; neu 1813.
Der bairiſche Schulfreund, Zeitſchrift. Erlangen, ſeit 1811.
Das heilige Abendmahl. Landshut, 1811.
Beiträge zur gründlichen Kenntniß der deutſchen Sprache. Landshut, 1823—27. 2 Thle.
Predigten, Fibeln und andere Lehrbücher.
Archiv für Erziehungskunde. Leipzig, 1791—94. 4 Theile.
Selbſtbiographie. Aachen, 1829.
Ueber die Duelle, die Schande unſeres Zeitalters. Leipzig, 1828 u. ſ. w.

St. machte ſich als Pädagog vorzüglich verdient durch die von ihm erfundene neue Methode das Leſen zu lehren, welche in ſehr vielen Volksſchulen mit großem Erfolg eingeführt wurde. Als aſcetiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller zeichnete er ſich ferner durch Innigkeit, Wärme, Klarheit und Gründlichkeit höchſt vortheilhaft aus.

Chriſtian Gottlob Stephanie,

(eigentlich Stephan,) 1733 zu Breslau geboren, entſagte früh dem Kaufmannsſtande, zu dem ſein Vater ihn beſtimmt hatte, und trat bei der Schuch'ſchen Schauſpielergeſellſchaft zuerſt 1756 in ſeiner Vaterſtadt mit Beifall auf. Mit derſelben bereiſte er ganz Deutſchland, verließ ſie jedoch, als ſein Streben durch Eckhofs und

Kirchhofs Freundſchaft einen höheren Flug nahm. Er ſpielte darauf in Altona und in Mitau, bis er 1750 als Hofſchauſpieler nach Wien berufen wurde. Hier mußte er ſich dem Geſchmack des Zeitalters und der Sitte extemporirter Komödien, der er einſt entweichen wollte, als er Schuch verließ, eine Zeit lang fügen, aber ſchon 1762 wurde durch ſeine Wirkſamkeit allwöchentlich Ein regelmäßiges Stück geſtattet, und ſeit 1768 die Poſſe auf zwei Abende beſchränkt. Natürlicherweiſe ſetzte er ſich durch ſolches Streben den bitterſten Anfeindungen aus, gegen welche nur Maria Thereſia ſelbſt den Achtungswerthen ſchützen konnte. Er wirkte bis an ſeinen Tod, der 1798 am 10. April erfolgte, unermüdet fort, ohne Joſephs II. Anerbieten des ehrenvollſten Ruheſtandes anzunehmen.

Von ihm erſchien:

Geſammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, 1766—68. 3 Jahrgänge.

Schauſpiele:

Die Liebe in Corſica. Wien, 1770.
Die neue Frauenſchule. Wien, 1770.
Die Wahl. 1771.
Der neue Weiberfeind. Wien, 1773.

Seine Schauſpiele erfreuten ſich zur Zeit ihres Erſcheinens freundlichen Beifalles, erhielten ſich aber nicht lange auf der Bühne, da ſie bald von beſſeren Leiſtungen Anderer überflügelt wurden, und es ihnen an Tiefe und Originalität fehlte.

Gottlieb Stephanie, der Jüngere,

am 19. Februar 1741 zu Breslau geboren, Bruder des Vorigen, ward in ſeinen zu Jena begonnenen Studien durch den Krieg unterbrochen. 1757 wurde er preußiſcher Huſar, gerieth 1760 in öſterreichiſche Gefangenſchaft, nahm darauf noch einmal Dienſte und ſtieg zum Oberlieutenant hinan. 1769 folgte er ſeinem Bruder als Schauſpieler auf das Burgtheater zu Wien. Er ſtarb am 23. Januar 1800.

Von ihm erſchien:

Luſtſpiele:

Die abgedankten Officiere.
Die Wohlgeborene.
Gräfin Freienhoff.
Die Kriegsgefangenen.
Der Bräutigam.
Die Wildſchützen u. a. m.

Schauſpiele:

Der Deſerteur aus Kindesliebe.
Gerader Sinn und Hinterliſt u. a. m.

Sämmtliche Schauſpiele. Wien, 1771—86. 6 Thle.
= = Singſpiele. Liegnitz, 1792.
= = dramatiſche Werke. Wien, 1789. 6 Thle.

St's dramatiſche Leiſtungen ſind noch unbedeutender als die ſeines Bruders.

Sternau, ſ. von Benzel Sternau.

Sternau, ſ. Meynier.

Sternberg, ſ. Meynier.

Alexander Freiherr von Sternberg

ward am 22. April 1806 auf dem Gute Noiſlfer bei Reval geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe, beſuchte darauf das Gymnaſium in Dorpat, ſtudirte dann auf der dortigen Univerſität und ging 1829 nach Petersburg. Die Cholera vertrieb ihn 1830 von dort; er ging nach Dresden, machte dann eine Reiſe nach Süddeutſchland, lebte drei Jahre in Mannheim, beſuchte darauf die Schweiz, Oberitalien und Oeſterreich, und ſchlug ſpäter ſeinen Wohnſitz in Weimar auf, wo er ſich gegenwärtig noch befindet.

Er gab heraus:

Die Zerriſſenen. Stuttgart, 1832.
Eduard. (Fortſetzung des Vorigen.) Stuttgart, 1833.
Leſſing. Stuttgart, 1834.
Novellen (mit Einſchluß der ebengenannten). Stuttgart, 1832—34. 4 Bde. in 5 Abtheilungen.
Molière. Stuttgart, 1834.
Galathee. Stuttgart, 1836.
Fortunat. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Palmyra. Stuttgart, 1838. 2 Bde.
Pſyche. Frankfurt, 1838. 2 Bde.
Kallenfels. Berlin, 1829. 2 Bde.
Saint-Sylvan. Frankfurt, 1839. 2 Bde.
Schifferſagen. Stuttgart, 1848. 2 Bde.
Georgette. Frankfurt, 1830.
Alfred. Deſſau, 1841.
Novellen, Erzählungen, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften und Almanachen.

Es ſei dem Herausgeber geſtattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, das er erſt vor Kurzem in ſeiner „Allgemeinen Geſchichte des Romans“ über dieſen ausgezeichneten Schriftſteller mit folgenden Worten niederlegte. St. behandelte zuerſt eine Manifeſtation unſerer Zeit, auf welche ſpätere Tage gewiß höchſt verächtlich blicken werden, die Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, welche ſich gegen ſich ſelbſt wendet, weil ſie in ſich keinen Halt findet und ihr der heilige Ernſt der Geſinnung fehlt, und ſchilderte dieſelbe, jedoch nicht erſchöpfend, was er überhaupt nicht thut, in ſeinen beiden Erzählungen, Eduard und die Zerriſſenen. Die fein ſinnliche Behaglichkeit, welche die höheren Stände um ſich zu verbreiten wiſſen, und durch welche die Blaſirtheit nur noch mehr geſteigert wird, ſtellte er vortrefflich dar, wie ſich überhaupt ſeine Romane dadurch ſehr vortheilhaft auszeichnen, daß der Gentleman überall durchblickt, während gerade die meiſten Romanſchriftſteller der neueſten Zeit ſo großen Mangel an wirklicher Kenntniß des Weſens der höheren Stände, die ſie vorzugsweiſe gern ſchildern, wie an Tact für das Schickliche, beſonders bei der Zeichnung vornehmer Frauen, verrathen. In ſeinen übrigen Erzählungen beſchäftigte er ſich ebenfalls vorzüglich mit Intereſſen der Gegenwart oder der nächſten Vergangenheit, jedoch mit eben derſelben Auffaſſung. — Seine Situationen ſind immer geiſtreich erfunden und trefflich angeordnet, ſeine Charactere indeſſen häufig ſchwankend und unſicher. Wie anmuthig ſpielend und zugleich künſtleriſch geſtaltend ſeine Phantaſie ſei, das hat er vorzüglich in einigen Märchenromanen und Novellen bewieſen.

Die Alchymiſten.

Novelle von A. von Sternberg.

In einer jener langen finſtern Gaſſen des alten Dresdens, die ſo eng ſind, daß faſt eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberſtehenden ſchwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürſten Chriſtian II. zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldſchmiedmeiſter mit Namen Tobias Roſen. Er hatte frühzeitig geheirathet und ſein junges hübſches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeſchick hineingeriſſen, das ihn verfolgte, ſo weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitſam und auf ſeine Weiſe thätig in die Zukunft denkend, war ſeine Armuth keine ſelbſtverſchuldete; nur inſofern war ſie ihm zuzuſchreiben, indem ſich ſein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Roſen litt an Schwermuth, und eine ſo erkrankte Seele iſt ſchon ohne äußeres Mißgeſchick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil ſeiner Familie, es hatte ſeinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schickſal. Die finſterſten Anfälle zeigten ſich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungsſorgen geplagt, innerlich von ſeinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeſchoſſes ſaß, das bleiche Haupt in die Hand geſtützt, den Blick auf die gegenüberſtehende unermeßlich hohe ſchwarze Mauer richtend, die erſt in der ſpäten Abendſtunde einen ſpärlichen Lichtſchimmer empfing. Im Hauſe gegenüber zeigten ſich nur ein paar Fenſteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringſte und Niedrigſte der Hausgenoſſenſchaft nicht, dort wohnen mochte, waren die Läden halb geſchloſſen, und der kalte Luftzug, der in der engen Gaſſe herrſchte, fuhr durch die Gitterſtäbe und halb zerbrochenen kleinen Fenſterſcheiben. Von Ferne tönte das Geräuſch der lebhaften ſonnenbeſchienenen Gaſſen und Plätze herüber, Spaziergänge und Beſuchende verließen um dieſe Zeit ihre Häuſer, doch Keiner, führte ihn auch ſein Weg durch die dunkle Gaſſe, mochte aus dem fröhlichen Sonnenſchein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längſten Umweg. Und ſo ſtörte denn auch Niemand die finſtern Gedanken des armen Goldſchmiedemeiſters: er mußte endlich, da ſie ihn zu erdrücken drohten, ſich ſelber kräftig aufraffen; er that es und ſtand auf, um in die Kammer ſeines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beſchäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu beſuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Feſt in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie ſie bei trübem Lampenſchimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff ſtand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tiefverwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er ſetzte ſich hin, und indem er ſie auf ſeine Knie zog, half er ihr einige Bänder befeſtigen, die ſie nicht ſelbſt zu knüpfen vermochte; ſeine Hand umſpannte ihren Leib, ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, indem er ſie lange aufmerkſam und forſchend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinſt Du wirklich, Du ſeieſt noch ſchön? glaubſt Du, die Leute werden ſtehen bleiben, Dir nachzuſehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte? Kind, Du biſt die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenſchwellend, pfirſichfriſch, eine holde Kleine, jedes Männerauges ſüßeſte Koſt. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauſes wie im Triumph überſchreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber haſt Du ſie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes ſchönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Laſt der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langſam gemordet. O, fort mit dieſem Kleide! es war Dein Brautkleid; ſiehſt Du nicht, wie es überall nicht mehr paſſen will? wo ſind die ſüßen Reize geblieben, die hier die ängſtlich klaffenden Falten ausfüllten? Das Häubchen ſucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange!, um ſich daran zu ſchmiegen, die Wange iſt eingeſunken und erbleicht; die Fülle des ſchwarzen Haars, ſonſt ſo übermüthig und widerſtrebend, wo iſt ſie hin? Ach, Marie, ſieh mich nicht ſo bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröſtete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er ſchob die ihm liebkoſende Hand zurück und ſprach finſter: Hier in dieſer Stadt, wo der Neid der Zünftler mich ſo bitter peinigt, hier in dieſer finſtern Grube, gegen die der Miſſethäter im ekelhafteſten Gefängniß wie in einem Palaſte wohnt, hier fühle ich erſt recht, wie ſehr ich von allem Glücke verlaſſen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es iſt Alles aus.

Er ſchwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widerſprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsſtück an; er ſah es, ſprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich ſetzte ſie ſich jetzt neben ihn, und beide ſaßen eine Weile ſo ſtillſchweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne ſein Weib dabei anzuſehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigſt und nicht durch eine unpaſſende falſche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderſt. Es iſt dieſes: auf unſrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeſchick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erſchrick nicht darüber, was ich Dir jetzt ſage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider ſeinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder haſt Du Reichthum und lebſt ohne Sorgen, Du kannſt auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns ſcheidet, will ich ſchon auftreiben.

Er hatte bei dieſer Rede nicht den Muth aufzuſehen, und hätte er aufgeblickt, ſo wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigſte gerührt worden. Sie, die ihn ſo innig liebte, war jetzt von Entſetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte ſie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen floſſen. Es iſt genug, rief Tobias, denke dieſen Worten nach, in den erſten Augenblicken der Aufregung iſt Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir ſprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer ſich und kettete ſich an den Unglücklichen; wir ſprechen nie wieder hiervon. Willſt Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unſrer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt haſt, ſagte er nach einer Pauſe, ſo hatteſt Du doch Urſache zu klagen. Selbſt das Mutterglück, Du Arme, iſt Dir nicht zu Theil geworden; hätteſt Du eine Tochter, ſie brächte Jugend und Freude in dieſe finſtern Mauern, ihretwillen könnteſt Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing ſich mit der heißeſten Zärtlichkeit an ſeinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte ſchöne Mädchen, das zuerſt Neigung ihm bewieſen. Den armen Tobias überwand ſo viel Liebe, er blickte getröſteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieſes Geſpräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlaſſene Werkſtatt ſorgfältig abgeſchloſſen worden, aus der finſtern Gaſſe hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer ſie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Feſt gab, hatte mit Empfang ihrer Gäſte ſo viel zu ſchaffen, daß der Meiſter mit ſeinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er ſetzte ſich in eine entfernte Laube nieder, und ſein ſchönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie ſie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe ſeiner Liebe, er drückte ihr ſtumm die Hand. Während deſſen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte.

Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich geſtimmt war, und ſagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine luſtige Geſchichte erzählen, die ſich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn ſie unſerm Fürſten zum Spott auserſonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land ſpricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die ſich mühten das Geheimniß, wie man Gold herrorbringen könne, auszuforſchen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn ſie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerſt, liegt am Tage; doch es iſt mit dieſen Forſchungen, ſo eifrig und vielſeitig ſie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; ſtatt deſſen haben ſich die Thorheit, der Unverſtand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menſchlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht geſtellt. Viele weiſe Männer ſind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles ſchlimmer iſt; unſrer Zeit jedoch, ſcheint es, iſt's aufbehalten, an Unſinn und Verkehrtheit die ergötzlichſten Beiſpiele aufzuſtellen. So hat ſich nun kürzlich am Rhein eine Geſellſchaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen laſſen, die ganze Angelegenheit im ſpaßhafteſten Ernſte nimmt. Es nennen ſich dieſe Leute nicht geringer als Beherrſcher der Welt, und im Grunde haben ſie auch nicht ganz Unrecht; ſie behaupten, das Geheimniß, Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunſt theilhaftig werden will, muß ſich gefallen laſſen, unter ſeltſamen Ceremonien in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiſer, dazu ſieben Kurfürſten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche ſind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die ſeltſamſte, bei welcher der allerwunderlichſte phantaſtiſche Spaß vorfallen ſoll, iſt die ſogenannte chemiſche Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende beſtehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchymiſten, wie man ſie nennt, die die Sache ernſthaft behandeln, nicht wenig über dieſe Scherze eifern; allein das iſt, meiner Meinung nach, eben das Köſtliche in der Menſchennatur, daß ſie im Stande iſt, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefſinnigen Beſchauung, die den Menſchen, der ſich ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzuſetzen. Wem wären Geldgier, Habſucht, ſchnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehäſſigen Leidenſchaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menſchen mit Heißhunger geſucht würde? Tauſende würden ſich in dieſem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grauſam zerſtören, alle finſtern Kammern des Elends, des Selbſtbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und beſänftigend der Scherz und der Muthwille auf, ſie ſtellen die Thorheit ans Licht, ſo daß man über ſie lacht, und ſiehe da, die große Menge iſt geheilt, Niemand will mehr Geſundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wageſtück ſetzen.

Wer ſind denn dieſe Menſchen, fragte Marie, welche ſich dieſe Scherze erlauben?

Ich kenne ſie nicht, entgegnete Leonhard, doch ſtelle ich mir vor, daß ſie jung und ſorgenlos ſind; denn unſern geſetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir ſie hier wandeln ſehen, käme dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr ſolltet Euch in ihre Geſellſchaft aufnehmen laſſen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehörtet nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geſchieht's auch. Es ſcheint ja doch, daß es mit der Anſtellung hier am Hofe nichts wird, und ſo könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen ſtehn.

Ihr ſeid glücklich! ſeufzte Tobias, indem er ſein Haupt in die Hand ſtützte.

Auf dieſe Weiſe, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich ſpät; aber dafür iſt es auch eine chemiſche Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was ſo gewöhnlich geſchieht.

Ein großer, ernſt ausſehender Mann hatte ſich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben ſich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Geſprächs ſchon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umſtändlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Geſellſchaft?

Wie geſagt, rief Leonhard, ſie lehren Gold machen. Da ſie aber dabei das luſtigſte Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderſchaft ſind, ſo mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht ſehr ſtrenge genommen werden. Gewiß iſt es, daß ein luſtiger Student, ein reiches Mutterſöhnchen, an ihrer Spitze ſteht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern iſt das Aufſehen, das ſie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch ſchon bei uns hört man von ihnen ſprechen, und ſogar iſt mir ein leiblicher Vettrr genannt worden, der ſich erſt kürzlich mit allen Formen in die Geſellſchaft hat aufnehmen laſſen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden ſie ſchwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, iſt unſer Kurfürſt auf das ernſtlichſte mit den geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiſer und Reich ſie duldet, wenn ſie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Prieſter aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich verſichere Euch, meine Freunde, ich denke ſchon recht mit Luſt daran, mich ihnen dahinzugeben und den Reſt meiner Tage in überſchwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunſt, Gold zu machen, ſo wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allererquicklichſte Weiſe verſchwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymiſt treibt, der nun ſchon vier Jahre bei unſerm Herrn im verſchloſſenen tiefſten Gewölbe des Schloſſes laborirt? Der arme Mann ſieht Monate lang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenſchein; doch es giebt Leute, die nicht viel beſſer wohnen. Er ſah bei dieſen Worten Marien an, und ſie blickte ihm verſtohlen, aber ſanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, iſt nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher ſagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche ſchwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefeſſelt ſind ſeine Glieder Tag und Nacht an den unglückſeligen Höllenherd, an dem er blaſend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde ſteht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem ſtaubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublaſen vermag. Muthwillig ſchadenfroh verwandelt ſich der Erdgeiſt immer neu vor ihm, ſtreift immer glänzendere Kleider ab, ſchlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So ſteht und bläſt er jahrelang, das ekelhafte Gequike der ſchmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Keſſel tönt in ſeine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erſcheint ihm das Geſpräch mit Menſchen, das Lächeln eines ſchönen Weibes oder der Geſang des Prieſters am Altare. Verwandelt iſt er durch und durch und gleichſam metallen geworden, eine grauſige Bildſäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden ſich zieht, der ſich krampfhaft zuckt und regt. Selbſt ſein Schlaf iſt fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln ſpielen, ſo hat der Arme ſchwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von ſeiner unſterblichen Seele reden; kann ſie wohl jemals fromme und gottſelige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr ſeht ſelbſt, wie ſich jedes Geheimniß der forſchenden Kraft im Menſchengeiſte entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge ſollen jedoch, wie es ſcheint, immerdar für uns verſchloſſen bleiben, und wo wir auf ein ſolches Geſetz des Verbots ſtoßen, ſollte es uns durchaus heilig ſein. Vielem ſelbſterſchaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunſt viel mit den Metallen zuſammengeführt, doch ſo gefährliche Gedanken ſind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unſchuldige Freude gehabt, mir ſind die edlen unter ihnen lieb, weil ich ſie für die reinſten Erzeugniſſe der innern ſchaffenden Erdkraft halte, ſowie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Waſſer und Luft ſcheinen.

Es giebt Menſchen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine ſo unſchuldige Liebe zu beſondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, ſollte man glauben, eine gewiſſe Verwandtſchaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtſchaft zu einem Metall! rief der Meiſter Leonhard mit Lachen; ja, ja eine ſolche Verwandtſchaft würde ich mir ganz gut gefallen laſſen.

Ich kannte, ſetzte der Arzt ſeine Rede fort, eine fromme engelreine Frau, die Aebtiſſin des Klarenkloſters war, welches jetzt aufgehoben worden. Dieſe edle Dame liebte nichts ſo ſehr als den Anblick ſchönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte ſie auf ihrem Tiſchchen vor ſich eine Scheibe von dieſem Metalle, dazu ein Glöckchen; ſie blickte wohl minutenlang die erſte an und ließ dann das zweite mit anfangs leiſen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft geſtand ſie mir, wenn ich ſie an ihrem Krankenlager beſuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für ſie wären, die ſie vollkommen verſtände, ſowie die ſilberne Scheibe ihrem Auge erquickender ſei als die ſchönſte Blume. Nie habe ich von dieſer Frau vernommen, daß ſie habſüchtig oder geizig geweſen, daß ſie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was ſchon der fromme Stand ihr unterſagte; doch mußte Alles, was ſie umgab, zierlich und glänzend ſein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten ſie. Wo ſie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte ſie Silber an, und da ließ ſie auf das anmuthigſte das matte Silber mit dem glänzenden, hellanſpiegelnden abwechſeln; zuweilen zog ſie Farben mit hinzu und ergötzte ſich an dem Widerſpruch, den dieſe bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Weſen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe ſich aus dieſen Erſcheinungen der Geiz erklären, die Habſucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finſtern Verirrungen eines an ſich unſchuldigen geheimnißvollen Triebes ſein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, ſo kenne ich dieſe zarte Verwandtſchaft ganz wohl; doch hab' ich's ſtets nicht ganz chriſtlich mit dieſen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Taſche, ſo drängte es mich, ſie wieder zu verſtoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenſo ſchnell wieder abſegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippſchaft auf dieſe Weiſe zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemiſche Hochzeit anſtoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beiſammenſitzenden mit vollen Gläſern verſehen. Als man eben anſtieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte ſich die freundliche Wirthin des Feſtes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten ſich unter einander. Das Geſpräch über die Goldmacherkunſt war jetzt abgebrochen, die Geſellſchaft, meiſtens Bürger mit ihren Familien, vertheilte ſich, um das Bretſpiel, die Schaukel und Rennbahn ſowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Muſik wurde in den Garten gelaſſen; bei den erſten Klängen gerieth der Meiſter Leonhard ſogleich außer ſich: der Anblick der hübſchen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten ſich zugleich ſeines feurigen Sinnes; er drängte ſich an die erſte friſche Tänzerin, und man ſah ihn bald in immer ſchnellern Kreiſen mit ſeiner Beute herumfliegen, ſo daß die Muſikanten ſelbſt, auf einen Moment ihre Inſtrumente abſetzend, über den ausgelaſſenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er ſtahl ſich fort, indem er den Entſchluß faßte, ein Geſchäft noch zu beſorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vor's Thor rief. Es wohnte daſelbſt auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher ſich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine anſehnliche Arbeit dem jungen Meiſter anzuvertrauen. Als er den halben Weg ſchon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, ſchwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein ſchnell emporſteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verſchloſſen; der Beſitzer hatte plötzlich verreiſen müſſen, und die zurückgebliebene Dienerſchaft berichtete, daß er erſt nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch dieſen verfehlten Gang noch trüber geſtimmt, als ſie ohnedies war, er ſah ein, daß er in der Nacht und bei dem ſchlimmſten Wetter den Rückweg antreten müſſe, und verwünſchte ſeinen Entſchluß, ſo ſpät und bei ſo ungewiſſen Nachrichten ſich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er ſo daſtand, rauſchte der Regen in Strömen nieder, dichte Finſterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die ſpärlich vertheilten Poſten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte ſich das erſte Ungeſtüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf ſich zukommen hörte; es hielt in ſeiner Nähe; zwei ſtreitende Stimmen ließen ſich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entſchloß ſich, nicht um jene ſich zu kümmern, da er doch nicht im Stande war ihnen zu helfen; allein ſein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angſtruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die faſt ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unſcheinbares Fuhrwerk bemerken, deſſen Führer eben, wie es ſchien, es verlaſſen hatte; der einzelne magre Gaul, ſeinem Willen überlaſſen, ſcheute und drohte den Wagen, in dem, ſo viel Tobias ſehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Geſtalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob ſeine Stimme, und als er glauben mochte, ſeine Worte ſeien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte ſich an Tobias' Knie, der beſchäftigt war, das wildgewordene Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch ſein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht ſo grauſam ſein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu ſehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes, und die brüllenden Donnerſchläge ließen dieſe Worte nur theilweiſe an's Ohr des jungen Goldſchmiedmeiſters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor ſich zu ſehen, dem aller Beiſtand fehle, ſo erſchütternd für ihn, daß er ſich entſchloß, ſelber in dieſem Unwetter der Hilfe bedürftig, ſie den Bedrängten angedeihen zu laſſen. Auf ſeine Frage berichtete der Knabe, daß ſein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann ſei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückiſcher Feinde die Flucht zu ergreifen. Dieſen Bericht brachte der Knabe nur ſtockend hervor, in Tobias' Herzen regten ſich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlaſſen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unſern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und ſoll ich nicht daſſelbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme?

Himmel! ſchrie der Knabe mit dem ergreifendſten Wehelaut, ſo giebt's denn kein menſchliches Erbarmen mehr! Ihr ſeht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in dieſem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, ſterben ſoll er, ohne Gnadenmittel und Tröſtung! ſeine Seele iſt auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in ſein Inneres. Was ſoll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er deſſen umſtrickende Arme von ſeinen Knien löſte, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen ſichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der ſicherſte iſt in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias raſch; ſeid Ihr einmal mein Gaſt, ſo birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, ſo viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habſeligkeiten im Wagen mir nachtragen, und ſo will ich Euch, will's Gott, ſicher in meine einſamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore ſchon geſchloſſen ſind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge ſein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin ſtehen. Der Knabe näherte ſich jetzt dem Kranken, leiſe und behutſam hob er zuerſt das Haupt, und Tobias ſah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geſchloſſenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er ſich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erſt die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorſicht ſich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leiſe und ſanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr ſeht, ihm iſt ſchon grauſam mitgeſpielt worden; ein unvorſichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte ſchwankende Lebensflamme liſcht unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zuſtand des Kranken; mit Entſetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk geriſſen niederhingen, kraft- und willenlos ſchwankte die ganze Geſtalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüſtigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelöſten Verbrecher auf ſeinem Rücken durch die Schrecken einer ſo wilden Nacht nach Hauſe trüge. Der Knabe ſchien dieſe Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden paſſenden Zeitpunkt, um ſich mit zärtlichen Bitten und Liebkoſungen an Tobias anzuſchmiegen; er verdoppelte ſogar dieſes ängſtliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Taſche des Meiſters einen vollen Beutel mit Geld geſchoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, ſucht damit die Wache zu beſtechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in ſo rauher Nacht die Wachſamkeit der Söldner eingeſchläfert. Gott laſſ' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungeſehen vorüberkommen! Tobias war zu ſehr mit ſich und ſeinem Unternehmen beſchäftigt, um den Jammernden zu tröſten; er mußte ſeine ganze Klugheit und Geſchicklichkeit aufbieten, um nicht ſo nahe dem Rettungshafen noch zu ſcheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldſchmieds, öffnete, und ſo zogen die einſamen Wanderer mit ihrer ſchauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln

Gaſſen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und ſie befanden ſich vor dem beſtimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen ſaß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, ſie öffnete das Fenſter und herableuchtend entſetzte ſie ſich vor der Gruppe, die ſich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte ſie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was ſich zwiſchen ihm und dem Fremden ereignet, und bat ſie, unverzüglich Anſtalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkſtatt zu bereiten. Es geſchah ſo leiſe und ſchnell wie möglich. Der Kranke, ſowie ſein verwüſteter Körper die bequeme Lage der Polſter fühlend, zeigte zum erſten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von ſeinem Bette, als bis ſie ihn in einen ruhigen Schlaf verſenkt ſahen, der Knabe jedoch ließ ſich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Den Morgen darauf ging der Meiſter zum Arzte Hubert. Der Knabe, der ſich an die Thüre des Krankenzimmers geſtellt hatte, wollte den fremden Mann, als er erfuhr, daß es ein Arzt ſei, durchaus nicht einlaſſen; erſt als man ihn verſicherte, es gelte das Leben ſeines Vaters, gab er nach. Hubert unterſuchte die Wunden des Mannes und wandte ſich dann kopfſchüttelnd zu Tobias. Nehmt Euch in Acht, rief er leiſe; wenn nicht alle Merkmale trügen, ſo hat der Mann ſchon auf der Folter gelegen; wie es ſcheint, habt Ihr einem ſchweren Verbrecher Eure Hilfe zugeſagt. — Als Tobias bei dieſen Worten heftig erſchrak, ſetzte Jener mit milder Stimme hinzu: Doch, Freund, laßt Euch nichts geſagt ſein; die Zeichen können auch täuſchen, und wäre er auch verdammt — bedenkt, hat unſer Herr und Meiſter nicht ſelbſt dem Sünder am Kreuz ſeine göttliche Hilfe zugeſagt?

Ich mußte es wohl, rief Tobias, dumpf in ſich hinein; Unſchuld, Freude und Glück begegnen mir nicht — ſo ſoll mir denn auch jede That zur Verdammniß werden. Weh mir, ein todeswürdiger Verbrecher in meinem Hauſe!

Wer ſagt Euch, daß er das iſt? rief Hubert leiſe; kann er nicht unſchuldig angeklagt und gerichtet worden ſein, hört man in dieſen verwirrten ſtürmiſchen Zeiten nicht von Grauſamkeiten aller Art? Doch, Freund, Vorſicht muß ich Euch ſelbſt anrathen, auf meinen Beiſtand könnt Ihr zählen, lange wird es der Arme doch nicht mehr machen, die mörderiſchen Eiſen haben fürchterlich in ſeinem Fleiſche gewüthet.

Aber wenn er nun in unſerm Hauſe ſtirbt? rief Marie.

So ſorgen wir, entgegnete Hubert, für ein ſtilles Grab, in dem ſeine zerſchlagenen Glieder weich liegen mögen. Fürchtet nicht das ſchlimmſte, liebe Frau.

Tobias, Marie und Hubert theilten ſich jetzt in die Pflege des Alten; ermüdete ihre Wachſamkeit, ſo war der Knabe Bertram da, deſſen Kräfte unerſchöpflich ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte der Kranke wohl zwei Wochen in Tobias' Hauſe; Hubert's ſtärkende Mittel wirkten, das volle Bewußtſein kehrte den Armen wieder, und er hatte nun öfters heimliche Unterredungen mit ſeinem jungen Begleiter. Wenn Tobias und Marie an ſeinem Bette erſchienen, dankte er ihnen auf das rührendſte; der Knabe bat ſich von Marien Frauenkleider aus, und ſo ging er in die Stadt. Eines Tages kehrte er frühzeitig zurück und fragte um die Erlaubniß an, ob ſeine Stiefmutter eintreten dürfe, ſie wüßte von dem elenden Zuſtande ihres Mannes und ließe ſich nicht länger abhalten ihn zu ſehen, ſeine Pflege zu übernehmen. Tobias beſprach ſich mit ſeinem Weibe und beide ertheilten, obgleich ungern, die Erlaubniß, die fremde Dame kommen zu laſſen. In dunkler Abendſtunde erſchien jetzt eine in ſchwarze Schleier gehüllte hohe Geſtalt, die ins Gemach eintretend mit einem dumpfen Wehelaut am Lager niederſank. Es erfolgte eine lange Unterredung der Drei untereinander, die das Ehepaar aus Zartgefühl nicht ſtören mochte, obgleich Hubert gegen jedes längere anſtrengende Geſpräch gewarnt hatte. Als die Dame wieder heraustrat, ſuchte ſie den jungen Goldſchmiedmeiſter auf, um ihm in den rührendſten Ausdrücken die Gefühle ihres Dankes auszuſprechen. Tobias blickte in ein Antlitz, das obwohl blaß, doch von großer Schönheit war; die wenigen rührenden Worte, die ſie ihm ſagte, die Innigkeit, die in Stimme und Geberde lag, goß zum erſten Mal wieder nach langer Zeit eine ſüße Befriedigung in die Seele des jungen Mannes, ſeine That gereuete ihn jetzt nicht, und wäre auch ein doppelt großes Wagniß mit ihr verbunden geweſen.

Das Geheimniß vom Aufenthalte des Verfolgten verrieth keine von den Perſonen, die im Hauſe des Meiſters davon wußten; Tobias ſchätzte ſich jetzt glücklich, in einer Gaſſe zu wohnen, die zu betreten der Fuß jedes müſſigen Spaziergängers ſcheute. In einſamen Stunden plagte ihn jedoch ſelbſt die Begierde, zu wiſſen, wer ſein Schützling ſei; in welchem Verhältniß Arabella, ſo hieß die ſchöne Dame, zu ihm ſtände; ob ſie, die liebliche reizende Erſcheinung, wirklich jenem verlöſchenden, verwüſteten Leben angekettet ſei; in wie weit Bertram, der ſchöne Knabe, zu dem ſeltſamen Paare gehöre. Zufällig wurde ihm über dieſe Zweifel und Vermuthungen ein dunkler Aufſchluß ertheilt. Beim Beginn der dritten Woche erſchien der luſtige Sangmeiſter Leonhard in der Werkſtatt, wo er den Freund allein fand, und nachdem er auf ſeine Weiſe mancherlei Luſtiges berichtet hatte, zog er mit einem Mal eine ernſthafte Miene und ſagte: Habt Ihr nicht vernommen, daß man auf das angelegentlichſte dem großen Zauberer und Alchymiſten nachforſcht, der aus der Haft unſeres Herrn entſprungen iſt?

Tobias horchte hoch auf, und jener fuhr unbekümmert fort: Wir ſprachen vor Kurzem im Garten der reichen Wittwe von dieſen Zauberkünſtlern und Allerweltsleuten; es wurde bei der Gelegenheit noch gefragt, was denn doch aus dem gelehrten Alchymiſten, den der Kurfürſt eigends für ſich im Schloßgewölbe arbeiten laſſe, geworden ſei; Niemand wußte hierüber Auskunft zu ertheilen; jetzt aber thut ſich's kund: entſprungen iſt der Unglückliche, und was das Schlimmſte iſt, die Frucht der jahrelangen Studien hat er mit ſich genommen.

Ei, rief Roſen, und worin hat denn dieſe Frucht beſtanden?

Es iſt ihm endlich gelungen, Gold zu machen, entgegnete Leonhard wichtig. Unſerm gnädigen Herrn aber, der ihm für die Entdeckung wohl zu wenig geboten hat, iſt er ſammt dem Geheimniß entſchlüpft. Doch ſo geht es, wenn man ſich mit dem Leibhaftigen einläßt. Die Menge behauptet, in jener Nacht, wo wir das erſte ſtarke Gewitter hatten, ſei der Goldmacher vom Teufel geholt worden, ja einige Schloßwächter haben ihn ganz deutlich aus dem großen Rauchfange der unterirdiſchen Eſſe mit Qualm, Feuer und Geräuſch in die Höhe fahren ſehen; Andere behaupten ſeinen Wagen unweit der Stadt gefunden zu haben, doch leer, wo er denn wahrſcheinlich, da das irdiſche Fuhrwerk ihm zu langſam ging, zum hölliſchen ſeine Zuflucht genommen, und querfeldein oder vielmehr querluftaufwärts vor dannen gefahren ſein muß. Kurz, verſchwunden iſt und bleibt er, unſer allergnädigſter Herr ſitzt jetzt mit langer Naſe da. Die goldnen Füchſe, die ſchon ſo lieblich im Tiegel blinkten, und zu denen, wie der närriſche Doctor kürzlich behauptete, ſo viele ehrliche Leute eine wahre Verwandtſchaftsliebe fühlten, ſind nun auch auf und davon.

Roſen verbarg den Antheil, den er an dieſer Rede nahm, ſo gut es ihm die ſchreckenvolle Ueberzeugung, den ſo allgemein gefürchteten und verachteten Alchymiſten in ſeiner Wohnung zu haben, geſtattete. Sein Geſellſchafter, der zu ſehr mit ſeiner Neuigkeit beſchäftigt war, achtete nur wenig auf Den, welchem er ſie mittheilte. Ich möchte nur wiſſen, ſprach er weiter, wie viel denn nun eigentlich Wahrheit an dem ganzen wunderlichen Treiben iſt. Man hört jetzt ſo viel und mancherlei, daß Einem ordentlich der Kopf zu ſummen anfängt. Ihr, zum Beiſpiel, Herr Gevatter, ſeid nun ſo gefühllos; bedenkt doch nur, wenn an der Sache etwas Wahres iſt, werdet Ihr nicht mit beiden Fäuſten zugreifen? Ernſthafte und geſtrenge Herren wie der Kurfürſt Chriſtian laſſen ſich doch auch nicht von Jedermann den Bart ſcheren. Ich verſichere Euch, fiele mir der Teufelsbanner in die Klauen, er ſollte nicht fort, ohne Federn zu laſſen.

Treibt keinen Scherz, Freund, mit derlei Dingen; bedenkt, daß es fluchenswerthes Wiſſen iſt.

Poſſen! rief Leonhard. Ihr nehmt Alles ernſt und gewiſſenhaft auf. Kann es nicht ein ganz einfaches Naturgeheimniß ſein? Als man zum erſten Mal davon ſprach, daß ein Buch, ſtatt von den Mönchen langſam abgeſchrieben zu werden, mit feſtſtehenden, kleinen Zeichen könnte gedruckt, und um ſo viel Tauſende vervielfältigt werden, ſchrie da nicht Alles auch über Teufelskünſte, und am Lichte beſehen löſte ſich die ganze Verdammniß in eine unſchuldige nützliche Erfindung auf. So geht es auch hier. Ich habe, da man ſo viel über jene Kunſt ſpricht, ernſtlich nachgedacht, und will auf meine Weiſe die Erfindung heiter und gefällig ans Licht ſtellen. Wenn Ihr Zeit habt, mir zuzuhören, ſo will ich Euch ſogleich einiges von meinem Plan mittheilen. Erſtlich müßt Ihr Euch vorſtellen, daß der große Erdkörper gleich nach der Schöpfung in die größte Verwirrniß gerathen, daß alle Dinge drunter und drüber geworfen worden, Gehäſſiges mit dem Freundlichen ſich verketten mußte, Freunde getrennt, Feinde aneinandergeſchloſſen wurden. Dieſes iſt nun gewiſſermaßen der Sündenfall der tauben, fühlloſen Creatur; da kamen die vier Elemente als eben ſo viele Erlöſer, um überall, wohin ihr lebendiges Wort dringt, die Bewußtloſen zum Bewußtſein, die ſich Suchenden und Getrennten zum ſüßen Vereine zu bringen. Unaufhörlich geht, während wir Menſchenkinder auf der Erde ſtehen und wandeln, unſer bürgerliches Geſchäft wohl oder übel treiben, dieſes Werk der ſtillen Erlöſung vor ſich; unter unſern Füßen, unſern täppiſchen Händen, oft vor unſerer Naſe fliegen ſich die getrennten Naturtheile in die

Arme, begrüßen ſich die ſüßen Liebſchaften aus Oſt und Weſt, und mit Gebraus und Gezänk, das wir jedoch nicht verſtehen, werden unzufriedene Ehen getrennt, glückliche geſchloſſen. Und dieſes iſt ſtets das Werk der vier thätigen Erlöſer, die nicht ermüden, überall, auch in den verwirrteſten Händeln ihre Hände im Spiel zu haben. Der Menſch iſt eigentlich dabei nur ganz nebenher nöthig, obgleich er ſich einbildet, wie überall, ſo auch hier die Hauptperſon zu ſein; dann will er wohl auf ſeine Weiſe, was die vier geſchäftigen Erlöſer leiſten, ſelbſt verrichtet haben und baut ihnen Herd und Eſſe, ſchiebt ihnen die verwickeltſten Proceſſe unter und ſchaut müſſig zu, wie die wunderlichen unſichtbaren Sachwalter die ſchwierige Aufgabe löſen werden. Dann brauſt es und ziſcht vor ſeiner Naſe, und hundert Zungen reden geſchwätzig durcheinander, Funken ſprühen, wie von zornigen Augen geſchleudert, bis endlich der Friede eintritt und das ſchöne leuchtende Kind lieblich aus dem Streit hervorgeht. Dann freuen ſich wohl die Dummen, daß ſie den Proceß gewonnen haben, ſchieben dieſes ihrer Geſchicklichkeit zu, und vergeſſen die vier Erlöſer, die ohne alle Beihülfe früh oder ſpät daſſelbe ausgewirkt hätten. Seht, ſo würde ich das Ganze in artige Reime zu bringen ſuchen.

Ihr habt einen ſpaßhaften Sinn, Gevatter, rief Tobias. Euch erſcheint, was tauſend Andre in Sorgen und Bedenklichkeit ſtürzen würde, als willkommene Aufgabe, Euern heitern Scharfſinn daran zu prüfen. Doch verzeiht, daß ich diesmal nicht recht auf dieſe Scherze hören kann: ich habe einen ſchweren Kranken im Hauſe, der mir viel Bekümmerniß verurſacht. Eben jetzt höre ich den Armen in Nebenzimmer ſtöhnen, und ſo muß ich wohl hingehen zu ſehen, wie es ihm geht.

Laßt Euch nicht ſtören, entgegnete der Sänger; wenn es nicht anders ſein kann, ſo bin ich auch der Mann, der ſich mit ſelber leidlich unterhalten kann, zudem kommt ja da unſer Freund Hubert, dem will ich doch ſogleich einige Neuigkeiten aufbinden. Der Arzt trat ins Zimmer, und Tobias fand Zeit, ſich ans Bette ſeines Kranken zu verfügen. Schon während den Reden Leonhard's hatte er bemerkt, wie Bertram, von Zeit zu Zeit in die Stube blickend, ihm heimlich mit beſorgter Miene Zeichen gegeben. Jetzt fand er den Alten leblos auf dem Lager ausgeſtreckt, der Knabe ihm zur Seite knieend. O heiliger Johann! rief er, als Tobias näher trat, und die Zwiſchenthür der Gemächer verſchloſſen hatte, der Vater hat Euer Geſpräch, Meiſter, mit dem fremden Herrn mit angehört; ach, jedes Wort ſchien ihm die fürchterlichſten Schmerzen zu machen, zuletzt ſank er mit einem dumpfen Schrei zurück und liegt nun ſo erſtarrt, wie Ihr ihn hier ſeht. Ja, edler Meiſter, Ihr habt die Wahrheit vernommen, Ihr wißt nun Alles! Bei der Jungfrau und ihrem ewigen Sohne, handelt chriſtlich an uns!

Tobias beruhigte den zitternden Knaben, ſelber jedoch fühlte er ſich auf das heftigſte erſchüttert. Er vermochte nicht in dem Gemache auszuhalten, indem jetzt der geringſte Gegenſtand, vor Allem aber der Anblick des fürchterlichen Mannes ihm Entſetzen einflößte. Beruhigend war es ihm, Hubert noch in der Werkſtatt zu finden, der dort allein und unruhig auf- und niederging, nachdem er von Leonhard verlaſſen worden war. Als er den bekümmerten Meiſter eintreten ſah, ſchloß er ihn zärlich und mit Heftigkeit an ſeine Bruſt. Armer Freund, rief er, Ihr ſeid in der That unglücklich! das Mißgeſchick verfolgt Euch; ich habe Alles erfahren und frage Euch nun, was Ihr zu thun gedenkt.

Tobias ſchaute finſter vor ſich hin. Er muß fort! rief er endlich in wildem Zorne aufbrauſend, er muß mein Haus verlaſſen; nicht länger darf ich mit dem Ungeheuer unter einem Dache leben, das ganz Sachſen verflucht, das allein Schuld an dem Elend unſers Landes iſt, das unſern menſchlichen, friedlichen, gütigen Fürſten zu einen hämiſchen, tückiſchen Tyrannen umgeſchaffen hat. Jeder Hauch ſeines Mundes iſt ein Fluch mehr über mein Haupt.

Still, ſagte Hubert, indem er den Zürnenden auf die Seite zog; ſchont ſeiner, bedenkt, daß er uns gar wohl hören kann. Wie muß ihm, der vielleicht bald abſchließen will, der jetzt mit ſeinem verrathenen Gott peinvolle Rückſprache nimmt, Euere Verdammnißrede ins Ohr fallen. Schont ſeiner.

Keine Schonung, rief Tobias; ihm, dem Landverderber keine Schonung!

Aber dem Sterbenden Schonung, entgegnete Hubert, denkt an Euere eigne Sterbeſtunde dereinſt, und wenn Ihr auch wolltet, ſo ließe ich, der Arzt, drn Armen nicht aus dem Hauſe ſchleppen. Er packte mit dieſen Worten die Salben und Kräuter, die er mitgebracht, zuſammen und entfernte ſich ins Krankenzimmer, gleichſam um auf jede friſche Wunde, die die heftigen Worte ſeines Freundes geſchlagen, einen Tropfen heilenden Balſams zu ſpenden. Der Kranke, als er aus dem bewußtloſen Zuſtande erwachte, küßte die Hände ſeines Pflegers, drückte den Knaben mit heißen Thränen an ſich und verlangte dann zum erſten Mal eine geheime Unterredung mit Tobias.

Gegen die ſpäte Abendſtunde ſchloſſen ſich beide Männer in dem einſamen Gemach ein, und der Kranke nahm das Wort:

Es iſt geſchehen, was geſchehen mußte, mein Geheimniß iſt verrathen; Ihr wißt jetzt, redlicher, trefflicher Meiſter, an wem Ihr das Werk der Barmherzigkeit geübt habt in jener fürchterlichen Nacht. Ja, ich bin der Schotte Setonius, der von dem Herrn dieſes Landes auf das ſchändlichſte verrathen worden; bin es, der den dunklen Fluch hat auf ſich nehmen müſſen, den er allein tragen muß. Ich verwünſche die Stunde meiner Geburt; allein auch die ſeinige ſei verwünſcht um des beiſpielloſen Elends willen, das er auf mein Haupt gehäuft.

Weiht mich nicht zwecklos in Euere Geheimniſſe ein, bemerkte der Goldſchmiedmeiſter ernſt; theilt mir nur mit, was ich wiſſen muß, um Euch zu retten.

Retten? wiederholte der Kranke, und ein hohles fürchterliches Lachen ſchlug an die Wände des engen Gemachs; mich wollt Ihr retten? Unglücklicher, Ihr habt mich auf Euern Rücken getragen und wißt noch nicht, wie es mit mir ſteht. Bei dieſen Worten warf er die Decken ab, und Tobias' Blicke fielen auf einen Körper, der halb ſchon eine Beute der Verweſung, den gräßlichſten Anblick darbot, den man ſehen konnte. Schaut her, ſetzte der Alchymiſt ſeine Rede fort, ſo lohnen Fürſten! Das iſt der Preis für ſieben ſchaudervolle Jahre, in denen ich unabläſſig für ihn gearbeitet; dieſes der Preis für meine ſchlafloſen Nächte, dieſes der Lohn, daß ich das Antlitz meines Weibes, meines Kindes entbehrt. Ja, Freund, mit ſolchen Gliedern wandelt man nicht mehr unter den Lebendigen; ich weiß, wo ich hingehöre, und wo ich vielleicht nach Verlauf weniger Stunden ſein werde. Doch ehe ich ſcheide, will ich den Schatz, der dem friſchen Leben gehört, in Euere Hände niederlegen; Ihr, Tobias, ſollt unter den Hunderttauſenden, die unter Qualen nach dem Preiſe gerungen, Derjenige ſein, dem er ſpielend in den Schoos fällt.

Von welchem Schatze ſprecht Ihr?

Hört meine Geſchichte, rief Seton aus.

Kennt Ihr das Hochland, Freund, es iſt mein Vaterland; laßt mich zuerſt bei ſeinem Bilde verweilen. Mit ſeinen kühnen Felſenmaſſen, mit ſeinen Nebelgebilden und dunkeln ſchweigenden Gewäſſern, mit ſeinem ewig brauſenden Meeresſtrande und ſeinen unwirthbaren Küſten iſt es das Land der Dämonen. Man ſollte meinen, der wilde Trotz, die unerſättliche Begier, der lauernde Hohn, ſie hätten gleich am Anfang, wie die ſanftern Geiſter Herrſchaft über die Erde gewannen, ſich dorthin zurückgezogen, um ihre rauhen Athemzüge mit dem Hauch unwirthbarer Wüſten zu miſchen. Der Menſch, geboren auf jenen Bergen, lernt frühe ſeinen unſichtbaren Erziehern gehorchen: ſeine niedere Hütte iſt umgeben vom luſtigen und tückiſchen Volke der Elfen, der Gnom pocht an dem Geſtein ſeines Herdes und Kobolde rücken an dem Dache; ſchwankt des Fiſchers unſicheres Boot auf den ſchwarzblauen Wellen, ſo zieht der ärmlichen ſchaukelnden Wiege ein boshafter Nix nach, ſie in gefährliche Buchten lockend; dem Jäger, der ſich für ſein darbendes Weib daheim und die hungernden Kinder den Gefahren der Jagd hingibt, verfolgt ein Schwarm wilder Luftgeiſter, die ihn von Felſen zu Felſen hetzen, bis ſie den Elenden mit zerſchmetterten Gliedern im Abgrunde liegen ſehen. Noch ſchlimmer aber ſind die Geiſter des Hochmuths, des Trotzes, die ſich unſichtbar in das Herz des Hochländers niſten und mit jedem Pulsſchlage wachſen. Auch meiner Seele bemächtigten ſich die Unholde, in ihre rohe Hände fiel der Inhalt meines Lebens, und er war rettungslos verloren. Mein Vater beſaß Reichthümer, er opferte einen Theil derſelben großmüthig meiner Erziehung, doch er riß mich leider zu ſpät aus der Wildheit meiner Umgebung heraus. Mit den Dämonen, die an meine Ferſen ſich hefteten, trat ich jetzt in das zahme Triebwerk des auf Verdienſt gebauten thätigen Lebens; wie mochte ich's lange in dieſen Feſſeln aushalten? Eine Stelle unter den Landtruppen wurde mir gegeben; ich verließ ſie widergeſetzlich und flüchtete mich, verfolgt, in das mir verwandte ſtürmiſche Element; ich wurde Matroſe. Hier lächelte mir das Glück; mein Muth gewann mir Freunde. Schon einmal waren die Schranken bürgerlicher Geſetze überſprungen, es koſtete mich nur wenig Bedenken, es zum zweiten Male zu thun. Ein gehäſſiger Hauptmann ſtand uns Allen im Wege, mein Meſſer befreite uns, es nahm das Meer den Leichnam auf, und frei, der kleinen, von dürftigen Geiſtern erſonnenen Geſetze der Geſellſchaft ſpottend, zogen wir in das grenzenloſe Gebiet der Willkür, des Muths und des Glückes ein. Gleich Triumphbögen ſpritzte der Schaum um unſer Kaperſchiff, es tanzten und jubelten die Wellen, als hätten in der Tiefe die unruhigen Meergeiſter unſern Treubruch erfahren. Ich war nun wieder ganz in der Gewalt meiner alten Dämonen; ſie hatten mich, ſie hielten meine Locken, ſie badeten mein Herz in wilden Wünſchen und ſtachelten meine Seiten, daß ich gleich einem wilden Roſſe dahinbrauſte, ihnen nur folgend. Indeſſen büßte ich auch dieſe Luſt bald. Mein Auge ward in der Stille einer Nacht wunderbar geöffnet; ich that finſtere Blicke in das Innere des Menſchengeiſtes, und ſiehe da, die ewig ſchwankende Wage von Wunſch und Hoffnung ſtand gezähmt in meiner Hand. Bis jetzt hatte ich Ehrgeiz, Thatenluſt, Freiheit für das Höchſte gehalten; jetzt ſah ich, daß dieſe wilden Leidenſchaften nicht ſelbſt herrſchend waren, auch ſie beugten ſich einer geheimen magiſchen Kraft, die verhüllt, doch allmächtig hinter jeder Erſcheinung des Lebens lauſchte. Es war des Goldes Macht! Kaum hatte ich den ſtärkern Dämon erkannt, als ich auch ſogleich ihm Treue ſchwur; vergeſſen, gleich einem verſtäubten Gewande ſank das kühne Gemälde meines Korſarenlebens hinter mir hinab; das Auge erhielt jenen lauernden Blick, die Hände jene ſtille Geſchäftigkeit, die der Verkehr mit meinem neuen Dämon erfoderte. Auf heißen Marktplätzen ſaß ich jetzt, im Gewühl der Straße, unter den Wechſelbänken der Börſe, und in mein Ohr, gewöhnt an das Brauſen der Aequinoctialſtürme, tönte jetzt das alte Lied der Klage, das zahme Gewinſel des Elends, die Lockpfeife des Betrugs. Hier erkannte ich nun die ganze Größe meines Dämons: ich ſah den Leib der Unſchuld hingemordet, die greiſe Locke des Verdienſtes geſchändet, das verwandte Blut verſpritzt; Alles im Dienſte meines Dämons: und in ſeinem Umgange gereift, kam mir der Gedanke, mich in Beſitz großer Schätze, ſei es, auf welche Weiſe es wolle, zu ſetzen. Schändlichen Wucher hatte ich ſchon lange getrieben, jetzt trat ich von Neuem aus den Schranken des Geſetzes und ſchloß mich einer Bande von Falſchmünzern an, die in den Klüften eines einſamen Gebirges ihr Weſen trieben. Hier hatte mich die Hölle ſchon näher an ihrem Herde. Lange Nächte hindurch ſaß ich mit faſt erblindetem Auge, die hellen Metallſcheiben brünſtig betrachtend, die aus unſerer Werkſtatt hervorgingen, um ihre betrügeriſche Laufbahn durch die Welt zu machen. Ich haßte die Menſchen und freute mich, ſie betrügen zu können. Doch bald ekelte mich auch dieſe Wirkſamkeit an; ſo nahe der geheimnißvollen Quelle, wollte ich ihren Gehalt bis auf den tiefſten Grund erforſchen. In Rückſicht auf Sonderung und Bereitung der Metalle, hatte ich ſchon manche koſtbare Erfahrung mir zu eigen gemacht, es trieb mich zu immer neuen Verſuchen, unermüdlich ſtrebte ich weiter — doch vergebens! Damals gerade erſcholl das Gerücht von einem Manne, den die Inquiſition verfolgte, der nach England hinüber ſich rettete und endlich in unſern ſchottiſchen Gebirgen eine Zuflucht fand. Man erzählte von ihm wunderbare Dinge, er ſollte das Geheimniß entdeckt haben, nach dem ſchon Tauſende vergeblich forſchten, das Geheimniß, das edelſte Metall ſchöpferiſch hervorzurufen. Mein Geiſt flammte auf, ich floh aus unſern Höhlen und fand mich bald in der Nähe jenes Meiſters.

Der Sprechende hielt hier inne. Vergebt, edler Meiſter, fuhr er mit erſchöpfter Stimme fort, wenn die Macht dieſer Erinnerungen mich niederbeugt, laßt mich eine Pauſe machen, in der ich mich ſammeln kann, um Euch die bitterſten Erfahrungen meines unruhvollen Lebens mitzutheilen. Tobias winkte ihm Gewährung zu; er ſelbſt vermochte nicht zu ſprechen, ſchweigend trat er an das Fenſter und richtete ſein Auge auf die wankenden Schatten, die das Licht im Gemach auf die gegenüberſtehende Wand des Nachbarhauſes warf. Tiefe Stille herrſchte, dann bat Seton, ſeine Erzählung fortſetzen zu dürfen.

Jener Mann, hub er an, war ein Italiener von Geburt, verſchwiegen und tückiſch; es koſtete Mühe, mich ihm nahe zu bringen, und gewiß wäre es mir nie gelungen, ſein Schüler, ſein Vertrauter zu werden, wenn nicht ſein junges Weib, das ihm gefolgt war, eine geheime Leidenſchaft zu mir gefaßt hätte; ich begünſtigte dieſe; es war mir völlig gleich, auf welchem Wege ich zu meinem Zwecke kam. O, junger Freund und Retter, wie ſoll ich Euch mein Entzücken beſchreiben, als ich nun erfuhr, daß es in der That ein Mittel gebe, jenes herrliche Metall ſchöpferiſch hervorzurufen. Dieſes Mittel hatte mein Meiſter in Händen; aber Haß gegen die Menſchen, Verachtung der Welt brachten ihn jetzt dahin, daß er ſchwur, die geheimnißvolle Tinktur mit ſich ins Grab nehmen. Denkt Euch, Freund, die goldne Frucht des Lebens verſenkt ins Grab! Konnte ich dieſes leiden, konnte das Weib, das mächtige Erdenwünſche ſtachelten, dieſes leiden? Ich ſchweige von der peinvollen Zeit, in der ich mit dem finſtern Bernardo zuſammen lebte und arbeitete. Tückiſch, wie er war, machte es ihm Freude, auch mich immer und immer in die Irre zu führen, mich tauſend vergebliche Verſuche machen zu laſſen; jetzt das Geheimniß dicht vor mich hinzulegen und dann, wenn meine Hand ſchon darnach griff, es hohnlachend in die weiteſte Ferne zu ſchieben. Doch wehe dem Elenden; er meinte mit mir zu ſpielen, und er ſelbſt war ein Spiel in unſern Händen. Die geheimnißvolle Tinktur, für mich des Lebens Erſtes und Letztes, verſchloß er jedoch auf das ſicherſte; vergeblich war ein Verſuch ſich der Flaſche zu bemächtigen, alle unſere Anſchläge, ſie durch Güte in unſere Gewalt zu bekommen, mißglückten; fürchten mußten wir, daß der finſtere Lebensüberdruß des Meiſters, der von Stunde zu Stunde ſich ſteigerte, ihn zum Selbſtmord treiben werde; er könnte dann wol von einem Felſen ſich ins Meer hinabſtürzen, die koſtbare Flaſche in ſeinen Händen — für uns, für die Welt auf ewig verloren! Dieſe Gedanken brachten mich dem Wahnſinn nahe. Weshalb, ſagte in einer geheimen buhleriſchen Stunde meine Geliebte zu mir, weshalb ein Fahrzeug retten wollen, da es doch beſtimmt iſt, an der nächſten Klippe zu zerſchellen? Ich verſtand dieſe Worte, die Lippe des Weibes ſprach nur aus, was in meinem Buſen längſt ſich emporgedrängt; unſere Augen leuchteten und brannten zuſammen, die wilde Lohe eines Menſchenmordes ſchoß verzehrend zugleich über die ausgedörrte Steppe unſrer Herzen; ihre Rechte faßte krampfhaft nach dem Meſſer, indeß die meinige den Dolch im Gürtel packte. Indem hörten wir Bernardo das Haus verlaſſen und in die ſtürmiſche Nacht ſich hinausſchleichen. Es iſt Zeit! ſtöhnte ſie, und ich ſprang auf; die Hand vor die flackernde Flamme des Lichts haltend, blickte ſie mir nach, wie ich leiſe hinauswankte. So irrten zwei Schatten, einer den andern verfolgend, durch die Nebel einer trüben Mondnacht; lauernd gleich einer Katze bückte ich mich um jedes Geſträuch, jetzt auf dem Leibe fortkriechend, jetzt um eine vorſpringende Felſenkante mich windend; immer noch ſchwebte die ſchwarze Geſtalt vor mir, zehn Schritte nur entfernt — jetzt bleibt er ſtehen — ich, meinend, er wolle ſich nach mir umſchauen, weiche zurück, indem höre ich einen ſchwachen Laut, und o Himmel! aus meinem Verſteck auftauchend, finde ich die Stelle, wo er ſtand, leer — dumpf brauſt das Meer unten an ſeinem Geſtade. Wie vom Tode gehetzt ſpring' ich hervor, ſuche, rufe durchfliege den ganzen Raum am Abhange — umſonſt! meine Beute iſt mir entgangen, zerſchmettert mit meinem Schatze liegt er in der Tiefe! Die Welt ging unter vor meinen Blicken, der Wahnſinn faßte mich, ohnmächtig ſtürzte ich auf die Platte des Felſen nieder.

Als ich wieder die Beſinnung fand, ſchlug kalter Regen an meine Wangen, betäubt und blutend erhob ich mich, um in die verlaſſene Hütte zurückzuſchleichen. Auf dem Wege dahin fiel das ganze Bewußtſein des Verlorenen auf meine Bruſt und lähmte meine Schritte. Wozu zurückkehren? rief ich bei mir, fort in die Welt, es iſt ja doch Alles verloren! Ich weiß nicht, welch ein ahnendes Gefühl mir trotz jener Ueberzeugung zuflüſterte: kehre heim, noch iſt nichts verloren! So trat ich denn in das Gemach, wo ich Beatricen, ſo hieß die Witwe Bernardo's, auf mich harrend fand. Als ſie Blut an meinen Kleidern ſieht, triumphirt ſie; doch indem meine Worte ſie belehren, daß es mein eignes ſei, daß die Beute uns entgangen, ſtößt ſie ein fürchterliches Jammergeſchrei aus. Jetzt wird das ganze Haus durchſucht, die Gewölbe erbrochen, jeder Behälter geöffnet, die Mauer ſelbſt umgeriſſen — umſonſt, der Schatz bleibt verloren; ſogar die Leiche des Meiſters, die uns einige Tage darauf gebracht wurde, entweiht vergebens die räuberiſche Hand der Habſucht. Was jetzt beginnen? Beatricens Schätze, wenn ſie ihren Beſitz mit mir theilte, verſprachen noch auf lange Zeit ein wildes, ausſchweifendes Leben; dennoch hätte ich ſie nicht zu meinem Weibe gemacht, wenn mir nicht anfangs eine dunkle Ahnung, dann ein deutlicher Verdacht, zuletzt faſt Gewißheit von Beatricens verſtellter Tücke Kenntniß gegeben. Die Reichthümer, die in meine Hände fielen, ſchwanden bald, dennoch fanden ſich immer neue, es wurde mir deutlich, daß das in alle Künſte der Heuchelei eingeweihte Weib mich in jener Nacht betrogen, und daß es ihr gelungen, die Wundertinktur von dem Untergange zu retten. Meine Bitten, meine Vorſtellungen blieben fruchtlos, da erſann ich ein wahrhaft teufliſches Mittel, um das Geheimniß zu enthüllen. Als ſie ſich Mutter fühlte, und ihre Zeit herannahte, trat ich an ihr Lager, jede Hülfe entfernend, wiederholte ich noch einmal meine Bitten; als ſie auch jetzt taub blieb, wandte ich grauſame Mittel an, die die Geburt verhinderten. Unter Qualen der Hölle wand ſich die Arme auf ihrem Lager, ſie zitterte für das kaum erwachende, ſie zitterte für ihr eigenes Leben; faſt ſchon bewußtlos, in blutigen Thränen gebadet, bekannte ſie endlich, da die Marter aufs Höchſte ſtieg, daß ſie ſchuldig ſei, daß ſie die Tinktur vom Untergange gerettet und bis jetzt verborgen habe. Die Flaſche ward ausgeliefert, und jetzt endlich hatte ich meinen Gott in Händen; allein um welchen Preis war er erkauft!

Entſetzlich! rief Tobias und verhüllte ſein Antlitz.

Ich komme jetzt an die letzte Epoche meines Lebens. Wir verließen Schottland; der Ruf meiner geheimen Wiſſenſchaft ging mir voran, und ich ſah auf Reiſen vieler Herren Länder

Glaubt nicht, daß die Ehre, die Auszeichnung, die man mir erwies, mich die Menſchen lieben lehrte, nein, ich lernte ſie nur um deſto grimmiger haſſen, je deutlicher ich das Band fühlte, daß ſie an mich kettete. So kam ich denn auch hierher, und hier ſollte das Maß meines Mißgeſchickes erfüllt werden. Ihr ſowol, Tobias, als das ganze Land kennt die Geſchichte meines Lebens an dieſem Hofe; doch Euch wie den Uebrigen iſt mein eigentliches Verhältniß zu dieſem Fürſten wol nie klar geworden, und nach Dem, was Ihr jetzt aus meinem Munde erfahren, möchte es Euch noch weniger begreiflich erſcheinen; doch höret weiter. Von den ſieben Jahren, die ich hier zugebracht, ſind mir fünfe mit dem äußerſten Glanze, durch alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens geſchmückt, dahingefloſſen; ich war es, dem die Schätze dieſes Reiches zu Füßen lagen, den man auf Gold und Purpur bettete; der Fürſt wollte mich kirren, doch ich blickte in ſein finſteres, enges Herz, und jetzt kam mir die Luſt an, die ich ſo oft meinen Meiſter an mir hatte büßen ſehen, mit meinem Opfer zu ſpielen. Ich peinigte ſeine Ungeduld, ſtachelte ſeine Begier, malte ihm die Reiche der Welt zu ſeinen Füßen; und wenn er dann anbetend vor mir niederſank, verſteckte ich mich argliſtig hinter ein blindes Ungefähr, ſchob ihm ein Märchen unter und verlor mich in die geheimnißvolle Wolke, in die er mir nicht nachdringen konnte. O, Freund, Ihr ſeid arglos, ſelbſt ungekränkt, habt Ihr wol nie Kränkungen empfinden laſſen, Ihr kennt nicht die Luſt, die darin liegt, mit den Gewaltigen dieſer Erde zu ſpielen, ſie ihre Ohnmacht empfinden zu laſſen, und hunderttauſend Beleidigungen, die ſie gewohnt ſind ungeſtraft auszutheilen, langſam und unter dem Schein von Schmeicheleien auf ihr eignes Haupt zu häufen. Ueberdrüſſig des Lebens, bekannt mit jeder ſeiner Gefahren wie ſeiner Liebkoſungen, ſelbſt Herr unermeßlicher Schätze, lag mir an der Gunſt des Fürſten wenig, ich verſcherzte ſie, und dieſer, des Spiels überdrüſſig, kehrte auch jetzt die Kralle hervor und er, der ſonſt an meinem Buſen gelegen, der mir das heiligſte Bündniß zuſchwor, das jemals Menſchenworte beſiegelte, er ließ mich jetzt in den Kerker werfen, wo mich kein Strahl des Lichtes begrüßte, wohin der Blick meines Weibes, meines Kindes nicht drang. Hier that ich nun den Schwur bei der finſtern Nacht meines Dämons, als Sieger aus dieſem Kampfe herauszugehn; der Fürſt ſollte ſich den Fluch ſeines Volkes vergeblich aufgeladen haben, meine Rache an der ganzen Menſchheit ließ ich laſtend auf dieſes eine Haupt fallen, und Dank der höhern Mächten, es iſt mir gelungen! Zerſchmettert liege ich, doch nicht überwunden; mein iſt der Preis, indeſſen er in ohnmächtiger Wuth die goldnen Säle ſeines Palaſtes durchtobt, auf ewig ſich betrogen fühlend.

Bis ſo weit war Seton in ſeiner Erzählung gelangt, jetzt feſſelte gänzliche Erſchöpfung ſeine Zunge, dennoch faßte er nach einer kurzen Pauſe ſeine ganze Kraft noch einmal zuſammen, um ſeiner Rede noch dieſen Schluß beizufügen: Ich habe geſiegt, doch ferne ſei es von mir, wie jener Verdammte, meinen Schatz mit in die Gruft nehmen zu wollen; er ſei dem Leben geſchenkt, mit einem Worte, Meiſter Tobias, er ſei Euch geſchenkt.

Seine Augen funkelten in wildem Feuer und er rief mit noch lauterer Stimme: Ja, Dir ſei er gegeben, Freund, der Gott dieſer Welt! Das Scepter aller Reiche lege ich zu Deinen Füßen! Dieſes ſei Dein Lohn dafür, daß Du auf Deinen Schultern während jener fürchterlichen Nacht, wo ich ſchon mit meinen Dämonen Abrechnung hielt, mich zurück ins Leben, ins Reich des Lichtes ſchlepptest. Freund, nicht wahr, ich lohne königlich? Doch was königlich, göttlich lohne ich — ich bin Dein Gott! ſinke nieder vor mir im Staube! —

Er fiel röchelnd zurück und lag, eine Leiche, auf dem Polſter. Tobias ſaß erſchüttert da, den Blick auf die Geſtalt vor ſich richtend, und als jetzt die bleichen Lippen zuckten, als ſich der zerbrochene Leib, gleichſam den Tod von ſich ſtoßend, noch einmal aufrichtete, um die letzten entſcheidenden Worte zu ſagen, ſtürzte der junge Mann, wie von höhern Mächten gezwungen, auf die Knie vor das Lager und bot ſein Ohr dem liſpelnden Munde des Sterbenden: Höre, mein Sohn, die Bedingung, unter welcher der Schatz der deine iſt: jene Beatrice, von der ich geſprochen, lebt, ſie iſt eine und dieſelbe Perſon mit Arabellen, die Du an meinem Lager geſehen. Sie liebt Dich, ſie will die Deine werden, und nur wenn Du meine Wittwe heiratheſt, erhältſt Du meine Reichthümer.

Haltet ein! rief Tobias, ich habe ein Weib! —

Verſtoße ſie! Iſt da noch eine Wahl, Bettler oder König zu ſein! Unglücklicher, ſollte ich mich in Dir getäuſcht haben, und ich müßte mich nach einem Andern umſehn, der nicht ſo elender Feigheit Gehör gibt, um ſein Glück mit Füßen zu treten?

Verſucher! rief Tobias mit gepreßter Stimme, fort, entfliehe, ich habe nichts mit Dir zu ſchaffen. Er ſprang auf und ſtürzte aus dem Gemach.

Hubert kam ihm an der Thür entgegen und ſchien entſetzt über ſein Weſen, doch trat er ohne zu fragen ins Krankenzimmer, und ließ dem Goldſchmied Zeit, in der einſamen Werkſtatt über das eben Gehörte und Geſehene nachzudenken. Sein erſter Entſchluß war, ſogleich zu ſeinem Beichtiger zu gehen, ihm jenes aufgedrungene Geheimniß zu übergeben und ſo den Verbrecher vor ſeinem Tode in die Arme der ſtrafenden Kirche zu überliefern. Doch ſchon im nächſten Moment fühlte er ſich von Mitleid bewegt. Wie, rief er bei ſich, er will Dich reich, will Dich glücklich machen, und Du willſt ihn verrathen? Der Arme, ſeinen böſen Geiſtern dahingegeben, erleidet er nicht ſchon Strafe genug? — Hubert trat jetzt wieder zu ihm, das Antlitz dieſes ſanften Menſchenfreundes leuchtete in Heiterkeit. Wieder zwei Stunden Schlaf ihm geſchenkt, rief er, ein köſtliches Geſchenk; er, der die Reichthümer der Welt zu beſitzen meint, er bittet um nichts, als eine Stunde ruhigen Schlafes; ich fürchte, daß nun bald der ewige darauf folgen wird. Ihr werdet, Tobias, in wenigen Tagen eine Leiche aus Euerm Hauſe tragen laſſen, macht es nur ſtill und klug, damit das arme hübſche Weib und der holde Knabe, die er nachläßt, nicht den Fluch tragen müſſen, der an dieſem zerbrochenen Körper hängt.

Kann ich's wehren? entgegnete Tobias, wenn ſein Aufenthalt in meinem Hauſe ruchbar wird, wenn man ihn zu ſuchen kommt? —

Wer ſoll es erfahren? ſagte Hubert ſanft; wir Beide ſagen es gewiß Niemanden.

Ihr wißt nicht, was er mir vertraut hat, ich fühle mich halb und halb gedrungen, es meinem Beichtiger zu berichten. Hubert ſah den Goldſchmied mit ſeinen klaren offenen Augen an: Das ſolltet Ihr nicht, wenn er Euch vertraut hat; fühlt der Arme Bedürfniß nach Beichte und Erbauung, ſo will ich den Pater Auguſtin herbringen, da mögen ſie es unter einander abmachen; warum wollt Ihr den Zwiſchenträger ſpielen?

Tobias neigte zu dieſen Worten zerſtreut und faſt willenlos das Haupt, der Arzt verließ das Zimmer. Die Thüre zum Krankenzimmer ſtand offen, leiſe näherte ſich ihr der Meiſter, um einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, doch er blieb gefeſſelt ſtehen auf der Schwelle. Arabella lag zu den Füßen des Lagers, ſie ſchien, von Anſtrengung und Nachtwachen ermüdet, in Ohnmacht geſunken, ſie hörte nicht das Geräuſch des Nahenden, und dieſem blieb Zeit, ſich an dem Anblick ihrer verführeriſchen Schönheit zu weiden. Aufgelöſt hingen die dunkeln Locken um den blendenden Nacken und die gewölbte Schulter; das ſchwarze Gewand, das die ſchöne Geſtalt verhüllte, verbarg nicht die edeln Formen, ebenſo wenig wie der dunkle Schleier vermögend war, die ſüßen Regungen eines Buſens zu verbergen, der vielleicht jetzt mit den Bildern einer reizenden Zukunft ſich füllte, mit einem Glücke ſich beſchäftigte, deſſen Hauptgegenſtand, ihr unbewußt, ſich gegenwärtig befand. Der arme Goldſchmiedmeiſter fühlte ſich aufs heftigſte ergriffen; alle glühenden Träume ſeiner Jugend, die blendenden Ausſichten von Glück, Reichthum und Liebe bemächtigten ſich jetzt ſeines berauſchten Herzens, erweiterten es zu neuer Seligkeit; Elend und Erniedrigung, ſein ganzes früheres Leben, ſanken hinter ihm zurück; er fühlte Muth und Jugendkraft, die neue glänzende Laufbahn anzutreten, die ihm unerwartet das Glück anbot. Wie hatte eine einzige Stunde ſo ganz ſein Leben umgeändert! Doch in dieſen Träumen ſtörte ihn jetzt Mariens Bild. „Unglücklicher, rief er zu ſich ſelbſt, ſo nahe alſo wohnen Treue und ſchändlicher Verrath in deinem Buſen beiſammen? Das liebende Weib, das dir in Armuth und Elend gefolgt, das bereit iſt, bis ans Grab mit dir auszuharren, ihr willſt du entſagen? und einem Weibe willſt du ſie opfern, das ſich durch Verbrechen befleckt hat, das nichts beſitzt, als ihre buhleriſche Schönheit und Gold, um damit ihre Schande zuzudecken? — Wankelmüthiger! rief die geheime Stimme im Herzen, willſt du wieder jenen niedrigen Bedenklichkeiten Raum geben, die dich bis jetzt in ein enges, dürftiges Daſein gebannt? Zerreiße endlich die Bande deines düſtern Charakters! Wie? buhleriſch nennſt du das holde Weib? du irrſt, dir wird ſie treu ſein, an dich kettet ſie die Liebe; deinem Arme iſt es aufbehalten, ſie aus unwürdiger Umgebung hinaufzuziehen; konnte ſie bei den Ungeheuern, denen ſie bis jetzt angehörte, wol anders handeln? Und Marie? wird ſie ernſtlich deinem Glück, das zugleich das ihrige iſt, entgegenſein? Noch ſeid ihr jung, noch iſt ein neues Leben für Beide möglich; oder willſt du im Elend ausharren, bis es euch Beiden das Herz abdrückt? — Ein ſchneller Schritt, und es iſt geſchehen! —

Es klopfte an die Thür, und heftig erſchreckend fuhr Tobias aus ſeinen Träumen auf; er glaubte Marien eintreten zu ſehen, doch es war Hubert, dem der Benedictiner folgte. Ich bringe da meinen Collegen, den himmliſchen Arzt, rief der Erſtere, laßt uns nur gleich zu Werke ſchreiten. Sie näherten ſich der Thür des Krankengemachs, die Tobias geſchloſſen hatte; er ſah dem Mönche erſtaunt und verwirrt ins Antlitz. Weshalb ſo eilig? rief er zu Hubert; es hat Zeit. Nein, Freund, entgegnete jener, ich habe es Euch ſo deutlich vorhin nicht ſagen wollen, doch vernehmt jetzt, daß der Arme die Nacht nicht mehr erleben wird. — Tobias zitterte heftig, es fielen ihm Seton's Worte ein: ſo muß ich mich denn wol mit meimem Schatze an einen Andern wenden! Jetzt entſcheide dich! rief die innere Stimme drohend; ſowie der Fuß des Mönchs dieſe Schwelle überſchritten hat, ſo iſt Alles verloren. — Kalte Schauer bedeckten die Stirn des Unglücklichen; er hörte Mariens Stimme ihn beim Namen rufen, zugleich tönte das Röcheln des Sterbenden aus dem Krankenzimmer. Laßt uns, rief Hubert; wie ſeid Ihr doch ſo thöricht und grauſam, uns länger aufzuhalten. Noch nicht, entgegnete Tobias mit faſt tonloſer Stimme; ich habe mit ihm zu ſprechen; bleibt hier vor der Thür, bald komme ich wieder. Er trat ins Gemach, Arabella kam auf ihn zu, ſorgfältig verſchloß ſie die Thür. Seton hatte ſich aufgerichtet und ſeine dunkeln Augen leuchteten dem Eintretenden entgegen. Nun, haſt Du gewählt, mein Sohn? fragte er dumpf.

Ich bin der Euere, rief Tobias und ſank am Lager nieder; in dem Moment fühlte er ſich von Arabellens Armen umſchloſſen. Hab ich's doch gewußt! triumphirte Seton, allein jetzt iſt keine Zeit zu verlieren. In die Hände Deines Weibes lege ich den Schatz nieder, entſchließt Euch Beide zur eiligſten Flucht, iſt mein Leib erſtarrt, ſo müßt Ihr ſchon weit über das Weichbild dieſer Stadt entfernt ſein. Unter meiner Lagerſtätte liegt in Gold eine anſehnliche Summe, ſie bringt Euch fürs Erſte über die Grenze dieſes Landes, nehmt den Knaben mit und wahrt ſeiner. Jetzt lebt wohl! Noch einmal, Tobias, bleibe treu Deinem Weibe, denn wiſſe, daß ſie jeden Treubruch beſtrafen kann, nur ſie weiß um die Art, wie die geheimnißvolle Tinktur angewendet werden muß.

Das Auge der ſchönen Arabella ſenkte ſich bei dieſen Worten, ein Zug von Schmerz wurde auf ihrer hohen Stirne bemerkbar. Warum dieſe Zweifel? ſagte ſie leiſe, von denen mein Herz nichts weiß. Ich bin ganz die Euere, Tobias.

Der junge Mann, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, umſchloß die Braut, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen. Eine Pauſe verging.

Seton richtete ſich auf, ſeine Blicke glänzten in wildem Feuer, indem er ſie auf die Gruppe vor ſich richtete. Betrogen! Grauſamer, betrogen! rief er mit ſchneidender Stimme; tobe jetzt durch die leeren Räume Deines goldenen Kerkers! ich bin Dein Gott, ich habe Dich elend gemacht, um dieſe zu beglücken! Im Bewußtſein dieſes Sieges fahre hin, erbärmliche Welt!

Er ſank zuſammen und war verſchieden, ehe ihm der Prieſter die Gnadenmittel reichen konnte. In derſelben Nacht verließ Tobias mit Arabellen und Bertram in heimlicher Flucht die Stadt. Er mochte ſein Weib nicht wiederſehen. Arabellens Arm hielt ihn umſchlungen, hinter ihm ſchloß ſich das dunkle Gemälde ſeines Elends, die Pforten einer glänzenden Welt öffneten ſich prangend.

In einer der herrlichſten Gegenden am Rhein, nicht weit von der alten Stadt Mainz, befanden ſich eine Menge fröhlicher und geputzter Leute auf einer anſehnlichen Wieſe beiſammen. Ein zierliches, von friſchen Baumgruppen umgebenes Haus erhob ſein freundliches Obdach auf einer kleinen Anhöhe; es war ganz der feſtlichen Freude gewidmet, unaufhörlich zogen luſtige Schwärme hinaus und hinein; oben über der Hausthür auf einer großen vergoldeten Tafel ſtanden die Worte: Die luſtige Geſellſchaft der Goldmacher hat hier ihre Herberge aufgeſchlagen.

Indeß die jungen Leute, Mädchen und Burſche ſich auf der Wieſe mit Fangball, Scheibenſchießen und Tanz beluſtigten, ſaß der Wirth der Herberge mit einigen ſeiner Freunde auf dem grünen Vorplatze des Hauſes bei einem Becher kühlen Weines. Das Geſpräch bewegte ſich um die heutigen Feſtlichkeiten, die ſchon dageweſenen und die noch zu erwartenden. Ein Paar Bürger, die eben hinzutraten, erkundigten ſich, ob die Schiffe noch nicht zu ſehen ſeien.

Nein, entgegnete der Wirth; erwartet ſie auch nicht ſo ſchnell wiederkehren zu ſehen, ſie ſind den Fluß weit hinaufgezogen, auch wollen ſie hie und da am Ufer landen, wo man ihnen freundliche Grüße und Ehrenbezeigungen aller Art ſchon vorbereitet hält. Setzt Euch hin, Freunde, und laßt ſie uns erwarten. Die Beiden nahmen Platz, und der Eine ſagte: Mich ergötzt in der That dieſe luſtige Brüderſchaft. Mag, wie ſo Viele behaupten, ihr Beginnen thöricht ſein, dennoch bringen ſie in die finſtre Zeit Leben und Fröhlichkeit; ihre Schwänke und Poſſen laſſen uns den Zank der Fürſten vergeſſen, ſowie die kleinen boshaften Zwiſtigkeiten der Städte, welche ſo gern alle Welt von ſich ſprechen machen möchten.

Ihr habt Recht, entgegnete der Wirth; als vor zehn Jahren das Weſen ſeinen Anfang nahm, hätte ich ihm dieſen luſtigen Fortgang nicht prophezeit. Die erſten Begründer miſchten offenbar noch zu viel Ernſt ins Spiel, ſie gingen wirklich darauf aus, irgend ein Geheimniß zu entdecken; jetzt aber weiß Jedermann, daß ſelbſt der tiefſinnigſte Ernſt hier nichts als gutgemeinten Scherz bedeutet.

Wie, nahm einer der Gäſte das Wort, Ihr meint alſo wirklich, daß Alles nur auf Poſſen und Spaß hinausläuft, daß hinter allen ihren Feierlichkeiten ſich durchaus kein Geheimniß verbirgt?

Sicherlich nicht! rief der Wirth. Ein finſterſchauender langer Mann am Ende des Tiſches erhob ſich jetzt und rief: Wie könnt Ihr doch noch zweifeln, Gevatter, daß Alles Dummheit, Narrheit iſt! Schande und Spott für unſer liebes Deutſchland iſt es, daß dieſes und vieles andere Geſindel ſo frei und ſchamlos auf Straße und Markt ſein Weſen treiben, Kirche und Staat wol gar nebenbei beſchimpfen darf. —

Ihr irrt Euch, Herr Archivarius, entgegnete eine Stimme, Staat und Kirche bleiben unangetaſtet.

Unangetaſtet? wiederholte der Erzürnte. So iſt es wol zu dulden, daß die Narren dort die ſieben Kurfürſten des heiligen römiſchen Reiches mit ſich führen? daß ſelbſt des Kaiſers Majeſtät von ihnen lächerlich gemacht wird? Nicht allein, daß ſich das Geſindel über die Geſetze des bürgerlichen Lebens hinwegſetzt, an den Hoflagern des Fürſten ſich einniſtet, ſie untergraben auch Friede und Ordnung im Lande. Jeder mißrathene Burſche, dem die Arbeit nicht mehr ſchmeckt, läuft zu ſolchen Narreninnungen über, und iſt immerdar höchſt willkommen.

Sie fallen Niemanden zur Laſt, bemerkte der Wirth, ſie bezahlen ordentlich, wo ſie hinkommen.

Aber von welchem Gelde? erwiderte der Eiferer. Reiche Thoren, die ſie ankirren, müſſen's hergeben. Freilich iſt dieſe Art, Gold zu machen, kein Geheimniß. Mich wundert nur, daß unſer Herr, der Erzbiſchof, die Wirthſchaft ſo mit anſehen kann, daß er keinen Machtſpruch thut. Seht zum Beiſpiel heute, meint Ihr, daß irgend ein Schreiber es in der Actenſtube aushält? Hinaus will Alles. So werden die koſtbarſten Proceſſe, die weitläufigſten Unterſuchungen, Meiſterſtücke der Feder bei Seite geworfen, um in blinder Wuth hinauszutoben. Zuſchauen wollen die Narren, Einer lacht über den Andern, am Ende ſind ſie Alle blind, toll. Die Welt iſt alt und kindiſch geworden.

Macht nur nicht, rief der Wirth, daß ſie Euch für Euere Strafpredigten mit in den Narrenorden ſchließen; ſie verſtehen ſich auf's Hänſeln trefflich. Viele lachten, der Archivarius wollte eben antworten, als mehre Stimmen laut riefen: Da kommen ſie, da kommen ſie! Alles drängte ſich von der Wieſe hinan auf den erhöhten Platz des Hauſes, von wo man den herrlichen Fluß überſehen und zugleich den Blick auf die nachbarlichen, im Abendſchimmer lieblich glänzenden Auen richten konnte. Mehrere buntbewimpelte Schiffe kamen jetzt majeſtätiſch den Fluß herab; ein fernes frohes Geräuſch von Blasinſtrumenten und ſingenden Stimmen ließ ſich vernehmen; Waldhorn und Flöte klangen wie rufende Kinderſtimmen in das Abendroth hinein, das Echo wiederholte die zauberiſchen Klänge, am Ufer tönte Freudengeſchrei und Beifallrufen. So ſchwammen die geſchmückten Fahrzeuge nahe an die Wieſe heran, wo ſchon eine Geſandtſchaft bereit ſtand, ſie in Empfang zu nehmen. Die Bürger am Tiſch hatten ſich alle auf die Bänke geſtellt, der Wirth behauptete den Platz auf dem Tiſche, und indem er ſein ungeheueres Kelchglas ſchwenkte, gab er der Dienerſchaft das Zeichen, mit einem allgemeinen Jubelruf einzuſtimmen. Indeß der Zug ſich aus den Schiffen hinaus langſam die Wieſe hinaufbewegte, fanden einige Freunde des Wirths Gelegenheit, ſich nach den vorzüglichern Mitgliedern deſſelben zu erkundigen. Wer iſt nun der dicke freundliche Herr, fragte der Eine, den ſie dort mit Blumen geſchmückt, gleichſam im Triumph daherbringen? Die untergehende Sonne ſpiegelt ſich auf ſeinem friſchen rothen Antlitz, und wohlgefällig im lauen Abendwinde nicken die prächtigen weißen Federn auf ſeinem Hute.

Dieſer iſt der eigentliche Freudenſpender, entgegnete der Wirth, der das ganze heutige Feſt veranſtaltet hat und es aus ſeiner Taſche meiſtens bezahlt, der alte reiche Ritter Blending aus der Nachbarſchaft.

Der ältliche Herr alſo, der die ſchönen Beſitzungen am Fluſſe hat? fragte eine andere Stimme. Ei ſeht doch! freilich er iſt ein Hageſtolz, hat nicht nöthig, das koſtbare Gut ſo ſtreng beiſammenzuhalten, um es lachenden Erben ſpäter hinzuwerfen. Wer aber iſt der beſonders luſtige zierliche Herr, der jenem zur Seite geht, faſt wie ein fahrender Schüler gekleidet, mit der Laute im Arm?

Der Sänger Leonhard, entgegnete der Wirth mit wichtiger Miene; Ihr ſeht an der großen goldnen Kugel, die er am feuerrothen Bande um die Schulter trägt, daß er zu den Eingeweihten gehört. — Freude über Freude! riefen mehre Stimmen; ſeht ihn dort unſern gnädigſten Kurfürſten? auch er iſt im Zuge, auch er verſchmäht es nicht, einen guten Spaß mitzumachen. Still doch! tönten andere Stimmen; überſchreit doch nicht die Muſik! Hört ihr die Pfeifen und Trompeten? Jetzt kommen ſie den Hügel hinan! ein ſtattlicher Zug! Wer iſt doch der große, reichgekleidete Herr, auf dem ſtolzen Roſſe dort? fragte der Wirth ſeinen nächſtſtehenden Freund; er ſieht finſter aus und ſcheint ein Fremder zu ſein. Gewiß, war die Antwort, hat auch ihn das große Feſt herbeigelockt; doch verſchont mich jetzt mit Fragen, Gevatter, ich muß nach Weib und Kind ſehen, daß ſie noch auf dem Gerüſte Platz finden; das ſchwärmt im Gedränge herum und geht wol gar am Ende ſpurlos verloren.

Man hörte jetzt von allen Seiten her Muſik, Geſchrei und Beifallrufen. Eine Menge junger Mädchen, mit Blumen geſchmückt, zeigte ſich auf der Höhe; die unten ſtehende Sonne übergoß ihre leichten Geſtalten mit flüchtigem Purpur, und es ſchien, als ſchwebten die leichten Geſtalten tändelnd in der Luft. Goldne Mützen, weiße Federn, bunte Gewänder ſchimmerten jetzt durcheinander im gedrängten Zuge, der ſich zum Gaſthof hinaufbewegte; Roſſe wieherten, die Träger der Frauenſänften ſchrien ſich einander zu, zwiſchendurch tönte Gelächter, Pagen und Diener liefen hin und her, am Gerüſte wurde gehämmert, eine Menge Kinder wandten ſich durch die Gruppen der Erwachſenen, indem ſie ſich mit großen Blumenkränzen und Gewinden ſchleppten, ſie den Arbeitern hinreichend, welche ſie an den Pfeilern des kurfürſtlichen Zeltes befeſtigten. Hinter dieſem belebten Gemälde ſah man den majeſtätiſchen Rheinſtrom dahinfluten, ſeitwärts die Thürme der Stadt Mainz, gegenüber die herrlichen, mit Reben bepflanzten Uferhügel, bis weithin im ſchwimmenden Glanz der Abendröthe daliegend.

Während ſich die Menge auf der Wieſe beluſtigte, die Vertrauten und Bekannten im Geſpräch zuſammentraten, viele Eilige und Beſorgte ſich um Plätze auf den Gerüſten ſtritten, wurde es nach und nach dunkel, und ein prächtiger Zug von Fackeln kündigte den Beginn des Schauſpiels an. Der Wirth des Gaſthofs hatte es nicht unterlaſſen können, ſeiner Neugier folgend, ſich dem geheimnißvollen Fremden, der ſo mächtig ſeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, näher anzuſchließen. Beide betraten jetzt einen geräumigen Brettergang, an deſſen Ende ſie einen Platz einnahmen, von dem ſie die Ausſicht ſowol auf die große Menge der Zuſchauer, als auch den ſichern Anblick Deſſen hatten, was ſich auf der Bühne ereignete. Man vernahm hier auch die Stimme der Sprechenden deutlich; die entfernter Sitzenden ließen ſich von ihren Nachbarn den ungefähren Sinn der Worte, inſofern ſie Bezug auf den Vorgang hatten, erklären; den Meiſten war nur an dem reichen und blendenden Schauſpiel gelegen.

Die Fackeln waren überall hin vertheilt, und vor dem fürſtlichen Zelte erſchien jetzt in bunter Tracht ein ſogenannter Schalksnarr, der hier den ernſthaften Poſten eines Prologus auszufüllen hatte. Er machte kund, daß er von den Göttern abgeſendet ſei, um folgendes traurige Ereigniß anzuzeigen. Der mächtige König der Erde, nämlich der Erdgeiſt, habe ſeine liebſte Tochter, die Prinzeſſin Gold, verloren, durch feindliche Zauberer ſei ſie ihm geraubt und in einen Thurm eingeſchloſſen worden, den eine dreifache unüberwindliche Mauer umgebe. Viel tauſend Jahre habe die Arme darin geſchmachtet; endlich ſei ein edler mannhafter Ritter erſchienen, der ſie befreien wolle. Allein mit gewöhnlichen Waffen war ein ſo ſchwieriges Unternehmen durchaus unausführbar; die Tücke der Magier hatte ihr Opfer zu ſicher verwahrt, Talismane von der ſtärkſten Macht waren an die Pforten geheftet, alle Schlöſſer an den Eingängen gefeit. Was ſollte nun geſchehen? Zum Glücke gelingt es dem weiſen und tapfern Ritter, ſich vier kühne Helden zu Freunden zu machen, und zwar dadurch, daß er ihnen den Aufenthaltsort ihrer entführten Schönen entdeckt. Mit der Macht dieſer Schönen, die vier unüberwindliche Feien ſind, wird eine Lanze geſchmiedet, die alle Hinderniſſe überwindet, durch deren Hülfe der reiche und tapfere Ritter zum Beſitz der Prinzeſſin gelangt. Er führt die Holde ihrem Vater zurück und erhält ſie von dieſem zur Gemahlin zum Dank für ſeine kühne Ritterthat.

Dieſe Worte, in zierliche Verſe gebracht, waren verklungen, vom Beifall der ſchauluſtigen Menge begleitet; es begann jetzt die eigentliche tragiſche Verhandlung. Alle Blicke hefteten ſich auf die Bühne. Man ſah einen wunderbaren Garten, aus deſſen Boden helle bunte Flammen emporloderten; doch was Flammen ſchienen, waren prächtige Blumenkelche, koloſſale Tulpen, purpurroth, ſmaragdgrün, goldgelb durcheinanderfunkelnd; über ihnen wiegten ſich Schmetterlinge, die gleichfalls in durchſichtigen Farben brannten und gleich ſchimmernden Sternen in dunkeln Lüften hingen; ans den Gebüſchen drangen liebliche Töne, bald ſchmachtend, bald klagend in den Nachthimmel hinauf. Doch das Köſtlichſte zeigte ſich den erſtaunten Blicken in der Mitte des wunderbaren Gartens. Hier warf ein Springbrunnen Strahlen goldgelben Weines in ein Becken von Gold, nebenbei auf reichen Teppichen und Polſtern ſaß die Prinzeſſin Gold, von ihren Frauen umgeben. In der That konnte man nichts Lieblicheres und Entzückenderes ſehen, die Geſtalt und die herrlichen Formen des ſchönen achtzehnjährigen Mädchens waren in ein prangendes Gewand von Goldſtoff gehüllt, das ſeine ſchweren Falten weithin auf den dunkeln Teppich hinbreitete, goldne Ketten zierten Arme und Buſen, ſelbſt das hellgelbe Haar war mit ihnen durchflochten, und über Alles legte ſich in klaren Wellen, gleich einem goldnen Duft, ein leichtgewebter Goldſchleier. Sie ſaß ſinnend da, mit dem einen ſchönen Arm das Haupt ſtützend, mit dem andern einen herrlichen Papagei emporhaltend, der, wie ein großer funkelnder Strauß von Edelſteinen ſich ſchimmernd bewegte. Die Menge auf den Gerüſten ließ ſich bei dieſem Anblick nicht zähmen, alle Stimmen brachen in laute Bewunderung aus, als ſich die ſchöne Prinzeſſin jetzt erhob und langſamen Schrittes durch den Zaubergarten dahinwandelte, gleichſam auf den Wellen der Muſik ſchwimmend; die Spur ihres Ganges bezeichnete eine Menge Goldfunken und Gluhwürmer, die im Graſe funkelten. Doch wehe dem ſchönen Bilde! es ſoll nicht lange in ſo ſüßer Einſamkeit ſchwärmen dürfen! Plötzlich, welch ein Anblick, fangen die mächtigen Tulpenhäupter ſich zu regen an, hinter jeder lauſcht eine finſtere verzerrte Larve hervor. Bald erheben ſie ſich lang und länger, in jeder Minute wächſt ihre fürchterliche Zahl; aus der Erde, aus den Gebüſchen, ſelbſt aus dem Springbrunnen ſteigen ſie empor, und endlich ſtürzen die Ungeheuer mit vereinter Gewalt auf die Prinzeſſin los, die mit ihrem flatternden Goldſchleier wie eine wahnſinnige Blume ihnen voranfliegt. Vergebens, der Schwarm der dunkeln rieſigen Geſtalten iſt dicht hinter ihr her, es kreiſen im Sturmwind ihre ſchwarzen Gewander hoch in die Lüfte, die Ketten raſſeln und ſchlagen an die erhitzten Leiber, und endlich, als ſie die Arme gefangen haben, erheben ſie einen dämoniſchen Freudentanz auf der Wieſe, bei dem ſie die köſtlichen Blumen des Gartens mit wilden Füßen zerſtampfen. Nach dieſen bewegten Erſcheinungen tritt Ruhe ein; jene Unholde verſchwinden mit ihrer Beute, und nach einer Pauſe zeigt ſich ein neuer Anblick. Seitwärts öffnet ſich ein Felſenthor, und alle Blicke wenden ſich dorthin, um den Erdkönig zu begrüßen, der langſam aus der Tiefe emporſteigt und durch ſein gefurchtes Antlitz, mehr noch durch einen langen ehrwürdigen Bart, der bis an die Erde reicht, nicht wenig Ehrerbietung und Staunen einflößt. Der alte treffliche Herrſcher, ſo lange Jahrhunderte in Frieden regierend, beklagt ſich jetzt bitter über den Raub ſeines Lieblingskindes. Dunkle Gerüchte haben ihm erzählt, daß der Frevel von den Magiern verübt worden, und wenn dem in der That ſo iſt, hat jede Hoffnung zur Befreiung der Unglücklichen nur ſchwachen Grund. Der troſtloſe Vater muß faſt verzweifeln, denn er kennt jene betrügeriſchen Weiſen, die die Naſe in jedem Geheimniß ſtecken haben, die ſo gerne Alles wiſſen möchten und dabei zudringliche, unbequeme Leute ſinb. In dieſe Sorgen vertieft ſteht er noch da, als man im Hintergrunde auf ſeinem guten Gaul den Ritter Blending nach Abenteuern ausreiten ſieht. Der König winkt ihn heran, und der Ritter, das Schickſal der unglücklichen Prinzeſſin erfahrend, zeigt ſich ſogleich voll Edelmuth und Thatkraft, er bietet ſeinen tapfern unüberwindlichen Arm an, vorher aber, und dieſes iſt ihm nicht zu verdenken, möchte er grrn das Bild der Schönen ſehen, zu deren Frommen er ſich jetzt in ein Gefährniß begibt. Warte, mein Sohn, ruft der Alte und greift in die Taſche, dieſes Vergnügen ſollſt Du haben; ich pflege ſtets eine Anzahl von ihren Portraits bei mir zu führen — ſiehe, da iſt eines! Er zeigt dem Ritter ein Goldſtück, und dieſer iſt ſo entzückt über das Portrait, über deſſen Glanz und Lieblichkeit, daß er ſogleich dem edeln König den glücklichen Ausgang des Unternehmens zuſchwört. Ich dachte es wol, bemerkte dieſer; wer nur dieſes Portrait zu Geſichte bekam, hat ſogleich den brennenden Wunſch bezeigt, ſie zu beſitzen. Allein mein Sohn, die Verborgene aufzufinden iſt nicht ſo leicht; ich rathe Dir, Dich nach Beiſtand umzuſehen, vor allen Dingen mußt Du die Metalle zu Rathe ziehen.

Wer ſind dieſe?

In Wahrheit, entgegnete der Alte, ich weiß nicht, wo ſie herumſchwärmen; es ſind die Brüder jenes holden Kindes. Doch ich muß Dir geſtehen, ſetzte er mit einem kleinen leichtfertigen Lächeln hinzu, ſie ſind nicht meine ächten Söhne. Die einzige Frucht meiner Ehe iſt die wunderſchöne Tochter, jene ſind mir nebenbei durch allerlei Liebſchaften meiner etwas wilden Jugend zugefallen; ſie ſind jedoch, wie ich höre, brave, rechtliche Burſche, wenngleich manche ein wenig plump und gemein ſind, allein man kann nicht an allen ſeinen Kindern gleiche Freude erleben.

Der Ritter entſchließt ſich nun die Metalle aufzuſuchen. In der That ſind einige verarmt: das Eiſen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei iſt ſo dick urd ſchwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen ſich erhalten kann; nur das Silber hat den ſchönſten Platz, es iſt am Buſen eines jungen Mädchens. Als dieſe vier tapfern Helden das Unglück ihrer Schweſter vernehmen, entſchließen ſie ſich raſch, dem Ritter ihre Hülfe zu gewähren. Sie machen ſich zu dieſem Zwecke alle waffenfähig, und jeder ſchmiedet ſich einen Panzer von dem ihm zukommenden Metalle, und ſo reiten ſie aus, um von ihren Geliebten Abſchied zu nehmen. Doch auf dem Schloß der Damen angelangt, erfahren ſie zu ihrem Schreck, daß Raubritter ſie entführt haben. Neues Ungemach! Der Ritter verſpricht die verlornen Schönen aufzuſuchen, und es gelingt ihm, ſie zu finden. Dieſe vier Fräulein ſind die Elemente. Das Feuer, eine hohe ſtolze Jungfrau im rothen Gewande, erwählt zu ihrem Paladin das Kupfer; es iſt ein derber, geſund ausſehender Burſche, der nur vom vielen Trinken eine etwas roth angelaufene Naſe hat, doch grade deshalb ein um ſo feurigeres Anſehn zeigt. Die Erde, ein braunes, ſchon etwas ältliches Fräulein, ergibt ſich dem Ritter Eiſen, weil er ihr der ehrlichſte und derbſte ſcheint. Waſſer, die holde zarte Jungfrau im ſilbernen Schleier, mit den klaren Augen und dem ſüßen Wellenſchlage des ſchönen Buſens, iſt ſchon durch die zarteſten Bande mit dem Jüngling Silber verbunden, und in der That kann man nicht leicht ein ſchöneres Paar ſehen. Das jüngſte Fräulein, ein verzogenes Mutterkind, grillenhaft, voll Launen, dabei aber die ſüßeſte Kleine, die je das Auge geſchaut; ihr Sylphenkörperchen tanzt auf jedem ſchwankenden Grashalm, ihr Geſichtchen ſpiegelt wie ein klarer röthlicher Mondglanz; dieſe vermählt ſich aus lauter Caprice dem plumpen Ritter Blei; die wunderlichſte Ehe, die man ſich denken kann. Der arme Mann kann von ſeinem Weibchen nicht die geringſte Gunſt erlangen; denn ehe er vor ihr auf ein Knie niederſinkt, iſt ſie ſchon hunderttauſend Meilen weit fortgeeilt, und während er die Worte: ich liebe Dich, ausſpricht, hat ſie ſchon drei Mal die Runde um den Erdkreis gemacht. Dennoch ſind alle vier Damen für das Glück ihrer ſüßen Vereinigungen ſa erkenntlich, daß ſie nun dem irrenden Ritter ebenfalls ihre Hülfe zuſichern. Da ſie mächtige Feien ſind, ſo iſt auf ihre Verſprechungen ſchon zu bauen; wirklich verfertigen ſie alsbald durch gemeinſchaftliche Kunſt eine kryſtallene Lanze, die ſie dem Ritter in die Hand geben. Dieſer eilt jetzt auf den Schauplatz der ihm beſtimmten Thätigkeit, gefolgt von den vier Helden. Man ſieht ihn vor dem Thurm, in dem die Prinzeſſin ſchmachtet, erſcheinen. Die erſte Pforte, vertheidigt durch einen wilden Rieſen, den Aberglauben, wird geſprengt; die zweite ſchützt ein träges Ungeheuer, die Faulheit, doch auch ſie muß weichen; die dritte endlich, geſchloſſen durch einen kräftigen Talisman, das Geheimniß, fodert die meiſte Anſtrengung, doch auch ſie öffnet ſich endlich und im Glanze zahlloſer Lichter tritt die Prinzeſſin Gold hervor. Ein allgemeines Beifallsgeſchrei begrüßt ihr Erſcheinen; die vier Helden ſenken ehrerbietig die Speere beim Anblick ihrer holdſeligen Schweſter. Indem laſſen Pauken und Cimbeln ſich hören, auf einem goldnen Wagen, gezogen von vier prachtvollen Löwen, erſcheint die Göttin Fortuna; ſie nimmt die Befreite und ihren Retter in den Wagen auf, die Metalle und Elemente ſchließen, auf ihren ſtolzen Roſſen thronend, dem Zuge ſich an, und dieſer bewegt ſich nun in heitrer Pracht beim Jubel der Menge langſam über die Bühne. Zum Schluß erſcheint nun auch der alte Erdkönig; er zeigt ſich durchaus als ein Mann von Ehre, der ſeine Zuſage auch zu halten willens iſt; die Metalle, Elemente, niedere und höhere Naturgeiſter aller Art ſind gegenwärtig, wie er die Hand der Prinzeſſin in die des glücklichen Ritters legt. Chöre der Geiſter ſingen Brauthymnen, und indeß ſich die Vermählten auf einem goldnen Thron niederlaſſen, kommen nun alle Völker der Erde in ihren verſchiedenen Trachten, um ihnen zu huldigen. Tanz und Geſang beſchließen das Ganze.

Die Feſtlichkeit war beendet; viele Gäſte eilten nun nach Hauſe, andere ſuchten ſich für die Nacht ein Plätzchen im Fremdenhofe oder in den benachbarten ärmlichen Hütten. Das große Wirthszimmer hatte der Ritter Blinding in Anſpruch genommen; es wurden hier Anſtalten zu einem köſtlichen Mahl getroffen, welches die Eingeweihten unter ſich, ohne Zuziehung anderer Gäſte, einnehmen ſollten. Der Wirth jedoch wußte es ſo einzurichten, daß der Fremde unbemerkt ein Plätzchen an der Wand erhielt. Die gute Laune der Goldmacher war ſo lebhaft erregt und ging durch die herrlichen Weine, die der reiche Gaſtgeber ſpendete und die ohne Aufhören um die Tafel kreiſten, bald in eine ſo wilde Ausgelaſſenheit über, daß auch ohne jene Vorſicht Niemand ſich um den einzelnen fremden Mann bekümmert hätte. Der Ritter Blinding ſaß obenan, ſein Antlitz glänzte, als ſchiene wiederum die Abendſonne darauf, das runde Bäuchelchen und die vollen Wangen ſchüttelten ſich bei dem kräftigen Gelächter, das Meiſter Leonhard's Schwänke zu erregen wußten. Die vier Metalle waren in ihrer Maskenkleidung geblieben, nur hatten ſie die Larven abgelegt, und es zeigte ſich jetzt, daß es vier ehrenfeſte Ritter aus der Nachbarſchaft waren; auch der Erdkönig trat jetzt als ein junger luſtiger Burſche ohne Bart hervor. Die Frauen und Jungfrauen, die das Spiel hatten verherrlichen helfen, blieben von dem Gelage fort.

Als die geſellige Freude ihre höchſte Spitze erreicht hatte, bemerkten mit Unwillen die Zunächſtſitzenden an dem Sänger Leonhard eine traurige und nachdenkliche Miene. Ach, meine Freunde, entgegnete der Meiſter auf ihre Fragen, wie Ihr mich jetzt fröhlich in Euerer Mitte ſitzen ſeht, ſo will es mich gemahnen einer Zeit, die jetzt längſt dahin iſt. Eine geheime Schuld drückt mein Herz; ich meine, daß ich an dem Unglück eines lieben Genoſſen und theuern Freundes Schuld bin. Viele wurden bei dieſen Worten ernſthaft, Andere erkundigten ſich neugierig, von wem die Rede ſei, und der Ritter Blinding rief: Ich, Euer König, befehle Euch, und zwar im Namen meiner holdſeligen Gemahlin, die leider gleich nach unſerer heiligen Trauung mich wiederum verlaſſen hat, die Urſache Euerer Bekümmerniß, Meiſter Leonhard, ſowie die Geſchichte jenes Freundes, den Ihr unglücklich nennt, uns zu erzählen. Alle Gäſte ſtimmten dieſer Auffoderung bei, und der Sänger nahm das Wort: Leider, meine hochgeehrten Freunde und Genoſſen des Geheimniſſes, kenne ich das Schickſal jenes Freundes ſelbſt nicht genau; der Theil von Schuld, den ich mir aber bei ſeinem Mißgeſchick zumeſſe, iſt dieſer. Zehn Jahre ſind es jetzt ungefähr, da ich, damals in der Reſidenzſtadt Dresden lebend, in einem Kreiſe fröhlicher Leute von jenen ehrwürdigen Geheimniſſen ſprach, in die ich jetzt durch beſondere Gnade des Himmels eingeweiht bin. Wer hätte glauben ſollen, daß das Bäumchen ſcherzhafter Unterhaltung, entſproſſen dem Boden augenblicklicher ausgelaſſener Laune, ſo bittere Früchte des Ernſtes anſetzen würde. Mein Freund, der auch gegenwärtig war, nahm ſich meine Worte zu Herzen, böſe Geſellen mögen wol nachgeholfen haben; kurz, der redliche ſtille Mann ging plötzlich in ſchädliche Verwirrung über, verließ Frau und Werkſtatt und iſt in die weite Welt gezogen. Ich höre, daß er ſich für einen gelehrten Alchymiſten ausgegeben hat, ſein näheres Schickſal habe ich aber nicht erfahren können; es iſt nur zu gewiß, daß auch er das elende Ende aller jener Leute gefunden hat, welche ſich im Ernſte mit der finſtern Kunſt beſchäftigen. Wenn dieſes iſt, ach, Freunde, ſo drückt mich die alte Schuld; denn ich war es, der ihm leichtfertig zuſprach, als er eines Tages von der Goldmacherkunſt mit mir redete.

Wie nannte ſich euer Freund? fragte ein Ritter.

Leonhard erwiederte: Laßt mich ſeinen Namen verſchweigen, ich will Niemandes Ankläger werden.

Ich frage auch nur, entgegnete jener, weil ich vor einigen Jahren am Hofe König Sigismund's von Polen einen fremden Grafen kennen lernte, den die Menge einen Alchymiſten nannte, und über deſſen Herkunft nur dunkle Gerüchte gingen. Es könnte ja wohl dieſer Euer vermißter Freund ſein.

Leonhard ſchüttelte das Haupt. Wie käme der Arme zu Anſehen, Glück und Reichthum? Ach, wenn der Himmel mir nur das Glück ſchenkte, ihn noch einmal zu ſehen, oder wenigſtens von ſeinen Erlebniſſen genaue Kunde einzuziehn!

Wäre er nur in unſerer Mitte, rief der Ritter Blinding; hier an unſerer wohlbeſetzten Tafel könnte er lernen, wie man in Wahrheit Gold machen könne. Nicht in finſtern Gewölben, am dunkeln Heerde bei Rauch und Qualm, nein, unter heitern Geſellen, bei Geſang und Wein und kräftiger liebevoller Freundſchaftsrede, da wird im Herzen das echte Gold geboren, da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher, gierig ſaugt die begehrliche Lippe den flüſſigen Goldſchaum, und aufſteigend erblühen im Gehirn die goldenen Träume, die trunkenen Bilder. Alles dieſes, meine Freunde, iſt wirkliches echtes Gold, und die Art, wie wir es hervorbringen, iſt die einzig wahre und echte; wer mir von einer andern redet, will mich betrügen und täuſchen.

So ſitzen wir denn, rief Meiſter Leonhard, in das heitere Bild unwillkührlich einſtimmend, in unſerer geheimnißvollen Werkſtatt beiſammen, Jeder an ſeinem Platze am Heerd beſchäftigt; mein Auge erblickt nichts als Retorten, Deſtillirkolben und Zaubergefäße von allen Formen. Noch ſchwebt über uns im goldenen Dufte das Geheimniß! Wer wird zuerſt mit aufwärts ſchauendem, begeiſtertem Auge einen der ſchlanken zierlichen Geiſter erfaſſen, die in der ſchimmernden Atmoſphäre oben tanzen und jubiliren? Seht, wie ſie neckiſch auf- und abfahren, ſtets flüchtig enteilend, wenn der Gedanke ſie eben zu faſſen meinte. Das ſind die Geiſter des Scherzes, der glücklichen Einfälle, die über jeder gutbeſetzten Tafel ihr tändelndes Spiel treiben. Auf, Ihr Goldmacher! wer zwingt zuerſt die ſüßen kleinen Gottheiten in die Retorte hinab; doch nein, nicht gezwungen wollen ſie ſein, freiwillig kommen ſie und ſenken die zierlichen kryſtallenen Glieder in die ſchäumende Weinflut, ſingend auf- und niederfahrend im goldenen Element. Laßt ſie wieder entflattern, wenn ſie wollen; haltet ſie nicht, ſeid zufrieden, daß der Trank, der alltägliche Trank in Euerm Becher, durch ihre Berührung jetzt in Gold verwandelt iſt; ſchlürft ihn herab und gebt uns dann gleich die neugeprägten Gedanken, die echten herrlichen Witze friſch aus der Werkſtatt. Ihr Andern, die noch nicht das Geheimniß fanden, macht das Wechslergeſchäft, bringt das neue Gold in Umlauf, tauſcht die großen Münzen in kleine um und verſorgt die äußerſten Enden der Tafel geſchickt mit Erwerb und Wohlſtand. Seht, ſeht, wie jetzt bald das ganze Land in Wohlhäbigkeit blüht; gleichwie jeder Bauer ſein Huhn im Topfe hat, ſo hat jetzt jeder Gaſt, auch der ärmſte und ſtillſte, auf ſeinem Teller einen guten Einfall. Immer häufiger ſenken ſich die zarten neckiſchen Geiſter von oben herab, immer zärtlicher ſchauen ſie in die begehrlichen weinglänzenden Augen der fröhlichen Trinker, zu ganzen Schaaren ſtürzen ſie in die kühlen goldenen Badewannen, und bald iſt Keiner mehr im Kreiſe, dem nicht in innerſter gedrungener Lebensfülle, in überſchwenglicher Luſt das Geheimniß aufgegangen iſt, der nicht das ſtille Feſt der Vermählung mit der erwählten ſüßen Braut begangen hat. Ja, Freunde, wir ſind alle Goldmacher, erkennt unſern großen Beruf, doch laßt uns zugleich ſtreng das Geheimniß bewahren; der geiſtreiche freie Lebensgenuß, das echte lautre Gold der Freude iſt nur für die Auserwählten geſchaffen, die taube, dumpfe Menge muß ewig im Finſtern tappen.

Nein, rief der Ritter Blinding, wir in unſern königlichen Gnaden ſind nicht ganz Eurer Meinung, verehrlicher Goldmachermeiſter. Unſere holdſelige Vermählung mit der Prinzeſſin Gold iſt mit Recht eine denkwürdige Angelegenheit des ganzen Landes zu nennen. Ich ſtelle mir vor, wie viele meiner geliebten Unterthanen, die in ihren entfernten Wohnplätzen von dem großen Ereigniß haben ſprechen hören, nicht wenig Begierde zeigen werden, ihre neue Herrſcherin kennen zu lernen. Da dieſes von Angeſicht zu Angeſicht nicht leicht möglich iſt, ſo beſchließen wir huldvoll, genannten Unterthanen eine genügende Anzahl Portraits zu überſchicken. Auf dieſe Weiſe, meine Freunde, laßt uns denn nun auch die Nichtwiſſenden in unſer Geheimniß einweihen.

Er nahm bei dieſen Worten ſein graues Hütlein vom Haupte, warf eine Handvoll Goldſtücke hinein, unter Scherz und Gelächter ging das Hütlein weiter im Kreiſe, und als es nun zum Sänger Leonhard gelangte, rief er: So will ich denn dieſe koſtbare Portraitſammlung mit einigen ſeltnen Cabinetsſtücken aus alter Schule vermehren. Ja, Glück und Freude den Armen und Unglücklichen! Er löſte von ſeiner goldenen Kette ein paar große, gewichtige Münzen ab und warf ſie klingend in den Hut.

Recht ſo, rief der Ritter, Ihr zeigt Euch als tüchtigen Goldmacher, dem es auf ein paar Loth mehr oder weniger im Gewichte nicht ankommt. Habt meinen Dank, lieber Meiſter!

Scherz und Freude erreichten die höchſte Spitze. Nun ſingt das Lied der Goldmacher! riefen mehrere Stimmen, und Meiſter Leonhard ergriff die Zither, die an ſeinem Stuhl lehnte, und ſang mit wohllautender Stimme folgende Strophen:

Tief in der Nacht geheimnißvoll
In dunkler Höhlen Raum
Wächſt durch geſpaltet Steingeklüft
Ein lebenvoller Baum.

Wo iſt des Baumes Wurzelſchaft,
Dem blühend er entſteigt?
Wer nennt mir die geheime Kraft,
Die tauſendfach ſich zweigt?

Iſt, wie in des Gehirnes Raum,
Ein goldner Traum entblüht,
So dies der alten Erde Traum,
Drin frühe Jugend ſprüht?

Iſt's der Titanen wildes Blut
Vergoſſen einſt im Streit?
Die Spur von Götterübermuth
Vernichtet keine Zeit.

Wie, oder treibt des Frühlings Gruß,
Der Blumen bringt dem Thal,
Dort in der Felſenkammer Schluß
Den hellen Goldesſtrahl?

Vergebens forſcht der Seherblick,
Die dunkle Tiefe ſchweigt,
Des Baumes räthſelhaft Geſchick
Iſt Dir im Bild gezeigt.

So wuchern unter Steingeklüft
Die Adern goldner Luſt;
Vergebens daß Du um Dich greifſt,
Greif' in die eigne Bruſt.

Ja, ja, rief der Ritter Blinding, ein Thor iſt, wer das Köſtliche und Süße in der Ferne ſucht, es liegt uns Allen nahe. Gebt dem Sänger dieſen Becher unſeres ſchönſten Metalles, ihm ſei es zuerſt geweiht! Gott ſegne des trefflichen Mannes Eintritt in unſere Gemeinſchaft, es wäre ewig Schade geweſen, wenn ſo koſtbare Talente ſich im Alltagsdienſte des ſtaubigen Lebens abgenützt hätten. Es lebe der Meiſter Leonhard, der Sänger!

Alle ſtimmten fröhlich in dieſen Trinkſpruch ein, zugleich ertönten liebliche Flötentöne unter den Fenſtern dem Neuaufgenommenen zu Ehren.

Der Fremde, der aus ſeiner Ecke heraus ein aufmerkſamer Zeuge der Tafelfreuden und Geſpräche geweſen war, benutzte jetzt den Augenblick, in dem mehrere Gäſte ſich erhoben, um in der Stille das Zimmer und das Haus zu verlaſſen. Draußen lag die Nacht über die Gegend gebreitet, mild leuchtete der Halbmond herab, ſich in den Wellen des Fluſſes ſpiegelnd. Die Ufer unten und noch ein Theil der Wieſe war mit unruhigen Gruppen gefüllt, die ſich zur Abfahrt anſchickten. Eine ſchöne Gondel, höher als die andern Fahrzeuge im Preiſe, lag noch wartend da; der Fremde miethete ſie für ſich, um noch vor Mitternacht die Stadt Mainz zu erreichen. Wie die Ruderer eben abſtoßen wollten, zeigten ſich am Geſtade zwei ängſtlich ſuchende Frauen, von einer Dienerin begleitet; ſie wünſchten einen Platz zu erlangen, doch die überfüllten Böte wieſen ſie überall zurück; der Fremde wurde ihrer nicht ſobald gewahr, als er ihnen die Gondel anbot. Das Anerbieten wurde nach kurzem Zögern angenommen, und es traten, von den Ruderknechten geleitet, eine ältliche Frau und ein blühendes junges Mädchen in den innern, von bunten Lampen erhellten Raum. Wie angenehm überraſcht war der Fremde, als er in dem jungen Fräulein die Prinzeſſin Gold erblickte. Sie ſchien ihm hier in ihrer einfachen Tracht faſt noch blühender und ſchöner; das goldene Haar, deſſen köſtliche Fülle erſt jetzt recht ſichtbar war, umſchloß in vollen Flechten das zarte jungfräuliche Antlitz, dieſes hob ſich auf das ſchönſte von dem dunkeln Hintergrunde der bewegten Wellen ab. Schwankend, wie die Bewegung des Bootes es mit ſich brachte, wiegte ſich die holde Erſcheinung; es war dem fremden Manne, als ſei nicht der dicke Ritter Blinding, ſondern er der Glückliche, der die wunderbare Prinzeſſin Gold, des Erdkönigs Lieblingstöchterlein, in geheimer dunkler Kammer bei ſich verſchloſſen halte als ſeine ſüße Braut. Er theilte der Matrone ſeine Entdeckung in Betreff des Schauſpiels mit und erfuhr von dieſer, daß er ſich nicht getäuſcht habe; im Geſpräch, das jetzt angeknüpft war, zeigte es ſich, daß die ſchöne Lisbertha die Tochter eines Goldſchmieds war; der Vater, ſchon ſeit Jahren todt, hatte nur ein geringes Erbtheil ſeiner Wittwe hinterlaſſen, von dem ſie in beſchränkter Lage dennoch zufrieden und glücklich lebte. Der Ruf der Schönheit, in dem die ſchöne Goldſchmiedstochter ſtand, hatte ihr die heutige Ehre zugezogen, die anderen Frauen beim Feſte waren ihre Geſpielinnen. Zu ſchnell für die ſchon beginnende vertraulichere Mittheilung war die Stadt und das Haus der Wittwe erreicht. Der Fremde, nachdem er die Frauen bis an ihre Thür geleitet, nahm Abſchied und erhielt die Erlaubniß, ſie noch einmal vor ſeiner Abreiſe beſuchen zu dürfen.

Auf einem abgelegenen Platze im Garten vor der Stadt fanden ſich zwei Männer zuſammen, die ſich gegenſeitig Vieles zu berichten hatten. Es war der Meiſter Leonhard und jener Fremde, in dem wir den Goldſchmiedmeiſter Tobias Roſen aus Dresden wiederfinden. Nicht aufhören konnte der Sänger ſich über das Ausſehen ſeines Freundes zu verwundern. Wie, rief er, indem er jetzt vor ihm ſtehend ſeine Hand ergriff, wie iſt's nur möglich, liebſter Meiſter, daß ich Euch überhaupt nur erkannt habe? Als ich Euch verließ, ſtandet Ihr im vollen Reichthum Euerer jugendlichen Kraft, und jetzt, in der That ich täuſche mich nicht, färben graue Haare Euern Scheitel; ſind denn wirklich nur zehn Jahre über unſern Häuptern dahingegangen?

Zehn Jahre, erwiederte Tobias mit bitterm Lächeln, ſind Zeit genug, um den Giftbecher des Lebens zu leeren. Freund, haſt Du nie gehört, daß eine einzige Stunde hinreicht, um einen braunen Scheitel in einen grauen zu verwandeln? Nur zu ſehr haſt Du die Wahrheit ausgeſprochen an jenem Abende; ich bin der Elende, den Du bezeichneteſt, der, auf Haufen

Goldes ruhend, nahe daran iſt zu verſchmachten, der, im Beſitz alles Deſſen, was das Leben köſtlich macht, den ärmſten Bettler beneidet. Doch höre jetzt meine Geſchichte.

Meine Flucht aus Dresden mit jener Arabella haſt Du ſchon vom Arzte Hubert, unſerm beiderſeitigen liebevollen Freunde umſtändlich erfahren; begleite mich jetzt auf dem kecken Ausfluge, den ich im Beſitz von Seton's Schätzen in die weite Welt unternahm. Unſer Weg führte uns zuerſt weit weg von dem Lande, aus dem ich ſelbſt durch Verbrechen mich auf immer gebannt hatte; in Rom, wo Arabella, mit ihrem wahren Namen Beatrice, Verwandte fand, blieben wir einige Zeit. Hier verband uns das heilige Sacrament der Ehe, und am Abend jenes Tages reichte ſie mir die Flaſche mit der geheimnißvollen Tinctur. Meine Begier, die erſten Verſuche zu machen, war ſo groß, daß ich die Nacht trotz Arabellens liebkoſenden Bitten mich in das ſchon bereit gehaltene Gewölbe einſchloß und bis an den frühen Morgen die Zeit mit Experimenten zubrachte. O Freund, welche nie geahnte Seligkeit durchdrang jeden meiner Pulsſchläge, als nun zum erſten Mal unter meinen Händen aus der Umhüllung von tauben Schlacken, in ſeltſam treibender brauſender Kraft ſich öffnend, das blinkende goldene Auge mich anlächelte! Noch immer zögernd und fürchtend, die himmliſche Erſcheinung möchte wieder in Nacht verſchwinden, wage ich es kaum, das neugeborene Metall der ſcharfen prüfenden Feile anzuvertrauen, es auf die Scheibe des Steines zu bringen; jetzt, da es geſchieht und es ſich als echt bewährt, bringe ich es an meine Lippen und erwärme das ſtarre Kind mit den heißeſten Küſſen. Ich hatte mir ſelber einen heiligen Eid gethan, das erſte Gebild, welches ich aus dem ſelbſtgewonnenen Metalle wollte formen laſſen, ſollte das der gebenedeiten Mutter Gottes mit dem Kinde ſein, hierdurch glaubte ich verblendeter Thor meine Schuld zu ſühnen. Das Bild wurde in Arbeit genommen; doch, nennt es Zufall, nennt es Strafe des Himmels, vergeblich mühte ſich einer der geſchickteſten Meiſter Roms, es trefflich auszuführen, immer wieder mißlang der Guß, und das Werk, welches er endlich vollendete, erfüllte weder meine noch ſeine eigenen Wünſche und Erwartungen. Das Gold der Hölle ſollte zu keinem heiligen Zwecke dienen! Ein prächtiger Halsſchmuck, den ich der ſchönen Lucretia, der Tochter eines meiner römiſchen Freunde, ſchenkte, gelang beſſer; doch hier zeigten ſich auch zum erſten Mal die dämoniſchen Kräfte wirkſam. Arabellens Eiferſucht, ſchon lange heimlich rege, brach in vollen Flammen aus, ſie warf mir Undank vor, und ich erkannte jetzt, in welche Feſſeln ſchmachvoller Abhängigkeit ich mich begeben; das Band der Sinnenglut, das mich bis jetzt an die Seite des ſchönen Weibes feſtgehalten, zerriß; nur die Treue, die ſie mir bewahrt, die Anhänglichkeit, die ſie mir bewieſen, gebot mir Achtung; doch auch dieſe Stütze meines Glückes ſollte zuſammenbrechen. Ich vergaß Euch zu erzählen, Freund, daß jener Bertram, den wir aus Dresden mitnahmen, Seton's Sohn, Arabellens Stiefſohn, jetzt von einem ſchwächlichen Knaben zu einem ſchönen Jüngling herangereift war. Ich nenne ihn ſchön; doch es war jene unheimliche düſtere Schönheit, die, indem ſie einerſeits unſer Intereſſe mächtig an ſich zieht, andrerſeits jede auch nur leiſe Annäherung des Vertrauens und der Liebe kalt von ſich ſtößt. In einem bleichen, regelmäßig geformten Geſichte brannten zwei dunkelleuchtende Sterne, der Stempel finſtrer Verſchloſſenheit war der hohen Stirn aufgedrückt, und um den ſchöngeformten Mund zuckte die kalte Miene des Stolzes. Er hatte mir immer die Ergebenheit gezeigt, die er dem Retter ſeines Vaters ſchuldig zu ſein glaubte, in Stunden des innigern Geſpräches nannte er mich ſeinen Freund, ſeinen Retter, und ſoll ich's geſtehen, trotz jener abſchreckenden Anzeichen ſeines Geſichtes hing ich mit vollem Vertrauen an ſeinen Worten. Ach, ich war ja noch nicht getäuſcht worden, noch hatte ich keinen Zug aus dem bittern Kelch gethan, den ich ſpäter bis auf die Neige ausleeren mußte. Es war mir ein Bedürfniß, zu lieben, und ich liebte den ſchönen Jüngling, den ich an meiner Seite hatte aufwachſen ſehen. Zugleich beſchwichtigte ich mit dieſer Neigung mein mahnendes Gewiſſen: Du willſt für ihn Schätze ſammeln, rief ich bei mir; ihn, an deſſen Ferſe ſich noch kein Fluch geheftet hat, deſſen Locken die üppige Fülle der Jugend ſchmückt, ihn willſt du reich und glücklich machen. Dieſe Gedanken begleiteten mich, wenn ich in meine ſtille Gruft hinabſtieg zur nächtlichen Arbeit, ſie hielten mich aufrecht, wenn in fürchterlichen einſamen Stunden mir der Gott, dem ich jetzt diente, ſein eigentliches Antlitz zeigte. Wie oft kamen mir jetzt jene Worte in den Sinn, die Ihr, Meiſter Leonhard, einſt ſpracht von der nächtlichen Tiefe der Begier, die in der Menſchenbruſt ſchlummert, und die Niemand ungeſtraft weckt; jetzt ſah ich mich ſelbſt in dem Bilde, vor dem ich damals ſchaudernd zurückbebte, und dennoch war meine Kraft zu ſchwach, um mich loszureißen. Wem der gütige Himmel das Geſchenk der Liebe rein im Buſen bewahren will, den ſtellt er nicht hoch, eine ſüße Abhängigkeit ſchlägt ihre Bande um ſein Herz, und das Bedürfniß ſchließt ihn feſt an die Menſchen; anders iſt es mit den Gewaltigen dieſer Erde, ſie lernen frühe die Sklaven ihrer Laune haſſen, ein käuflich Geſchlecht ſehen ſie zu ihren Füßen, das ſich willig jeder Schandthat bequemt, ſowie es ohne Willen der Tugend dient. Auch mir wurden dieſe bittern Betrachtungen, früher mir ſo fremd, jetzt einheimiſch in der Seele. Aengſtlich prüfte ich ein Herz, das ſich mir näherte, ich fürchtete es als unechtes Gold zu erkennen, und wie oft fand ich meine Furcht gegründet. Nur Betram's Treue hielt ich mir zugeſichert, doch ich ſollte von dieſer Seite her auf das empfindlichſte gezüchtigt werden.

Der Sprechende hielt inne, das ganze Gewicht ſeines Elends ſchien ihn zu übermannen, er ſenkte ſein Haupt und verbarg es in der Hand. Die Tröſtungen ſeines Freundes vermochten ihn in ſeiner Erzählung weiter fortzufahren.

Ein mir treuergebner alter Diener hatte mir ſchon lange von geheimen Zuſammenkünften Nachricht gegeben, die Arabella, wenn ſie mich in der Werkſtatt arbeitend glaubte, veranſtaltete; ich gab ſeinen Zuflüſterungen kein Gehör. Endlich zündete auch hier der Funke des Argwohns, und in einer finſtern Nacht ſchlich ich verkappt durch die Gänge meines eignen Palaſtes dem Schlafgemach meines Weibes zu. Man erwartete mich ſicherlich nicht: ich fand die nöthigſten Vorſichtsmaßregeln verſäumt, eine ſchlafende Zofe war die einzige Wache, die die Treuloſen dem Verräther entgegenſetzten. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thüren und ſtand endlich mitten in der dämmernden Nacht des Schlafgemachs. O Freund, was mußte mein Auge erblicken: ein köſtliches Mahl ſtand bereitet, Arabella und Bertram hatten ſich daran gelagert, die Ehrvergeſſenen fuhren entſetzt von den ſchwelgeriſchen Polſtern auf, als ſie meine drohende Geſtalt hinter den hohen ſilbernen Credenzgefäßen des Tiſches erblickten. Ich glaubte ſie reuig zu meinen Füßen ſinken zu ſehen; doch dieſer Moment war dazu geſchaffen, mir die ganze fluchwürdige Tücke Derer zu enthüllen, die ich bis jetzt mit Liebe und Vertrauen umſchloſſen. Auf meinen Blick des zornigen Vorwurfs erhob ſich Arabella zuerſt. Treuloſer, rief ſie, Du wagſt es mich anzuklagen? Du, den ich aus der Niedrigkeit emporhob, und der mir, die geſchworne Treue ſchändlich brechend, mich jedem augenblicklichen Gelüſte aufopferte. Dein unnatürlicher Durſt nach Gold, Ungeheuer, entfernt Dich ſchon auf ewig aus meinen Armen! Hinab wieder in Deine kalte Gruft! Was willſt Du unter Menſchen, fort aus dem Gebiete des Lebens, dem Du nicht mehr angehörſt! Dieſer Vorwurf traf mein Innerſtes, er erſchütterte mich tief. Arabella, rief ich mit gebrochnem Herzen, und Du, Bertram, hört mich ihr Treuloſen! wenn ich den finſtern Mächten anheimgefallen, wenn mein Auge von dem goldnen Lichte des Tages Abſchied genommen, für wen geſchah dieſes? für wen arbeite ich dort in der Tiefe und ſammle Schätze? Schütte ich ſie nicht freigebig in Euern Schoos? verzehrt mich nicht die Mühe, um daß Euch die goldne Frucht erquicke? Ha, Ihr Undankbaren, und das iſt mein Lohn!

Ich hielt mich ſchwankend an die Stützen des Tiſches, faſt drohte ich meinem Schmerze zu erliegen; da trat jener freche Bube auf mich zu, ſeine ſchönen Züge waren verzerrt, ſein Antlitz das eines Mörders, der auf Raub ausgeht, er faßte mich krampfhaft, und ſeine dunkeln Augen blitzten mich an. Wo iſt mein Erbe? rief er mit entſetzlicher Stimme, gib es heraus, Elender! Die Stunde iſt gekommen, wo wir fürchterliche Abrechnung mit einander ſchließen müſſen. Ich ſah ihn ſtarr und gelaſſen an. Mein Erbe! rief er drohender; jene Tinctur, die Du durch Heuchlerkünſte dem ſterbenden Vater abzulocken gewußt, und die mir, mir allein gehört. Liefre ſie aus in unſre Hände, und dann ziehe frei Deines Weges! Dieſe Worte waren kaum geſprochen, als ich meine volle Kraft wiederkehren fühlte; die Fülle des Zorns übergoß mein Antlitz und ich war nahe daran augenblickliche blutige Rache zu nehmen. Die Elenden waren darauf gefaßt, der Ruf Bertram's brachte mehre Diener herbei, ſie ergriffen mich, vergeblich war mein Widerſtand, in meinem eignen Hauſe, von meinen eignen Knechten gefeſſelt und auf Befehl Deſſen, den ich als Freund geliebt, wurde ich fortgeführt. O entſetzliche Nacht!

Ihr habt Bitteres erduldet, rief Leonhard, indem er die Hand des Leidenden faßte. Wie kann doch ſo viel Verrath und Schändlichkeit in dem Buſen des Menſchen beiſammen wohnen! Sagt, was geſchah nun jenen Elenden?

Laßt mich von den fürchterlichen Tagen ſchweigen, ſetzte Tobias ſeine Rede fort, wo ich in meinem eignen Hauſe als Gefangener lebte. Zum Glück hatte jener alte treue Diener, von meinem Schickſal die Vorahnung hegend, Mittel gefunden, den Schatz in Sicherheit zu bringen; er ruhete nicht eher, als bis es ihm gelungen, auch mir die Freiheit zu verſchaffen, gerade in einem Zeitpunct, wo ich den Gerichten auf Anklage jener Schändlichen ausgeliefert werden ſollte. So entfloh ich denn in einer Nacht einſam und hülflos; doch ich hatte in den Händen, was mich wieder reich und angeſehen bei dem treuloſen Geſchlechte der Menſchen machen konnte. Doch, Freund, konnte ich mich des geretteten Schatzes freuen? war er es nicht, der mir jene bittern Erfahrungen zugezogen? Ich war nur zufrieden, daß er keine Beute meiner Verderber geworden. Ich durchzog jetzt wieder frei die Welt. Europa war mir zuwider geworden; mich trieb es, fremde Welttheile zu ſehen, ich wollte die glücklichen Gegenden beſuchen, in denen der Menſch, ein freier Sohn der Natur, in völliger Abgeſchiedenheit und Einfachheit paradieſiſche Tage verlebt. So wanderte ich zu der Wiege der Menſchheit, nach Aſien, hinüber, und auf den merkwürdigen weltkundigen Gebirgen, von deren Scheiteln der Strom der Weltgeſchichte ſich vor ſechstauſend Jahren brauſend ergoß, wanderte jetzt mein einſamer Fuß. Glücklich war ich in den Wüſten; doch wo ich menſchliche Wohnſitze betrat, da erwachten auch wieder die alten Geiſter der Verachtung, des wilden Uebermuths in mir. Ueberall ſchloſſen ſich unter der lockenden Larve von Liebe und Freundſchaft Habgier, Heuchelei und Verrath mir an. Wozu, Freund Leonhard, das ganze trübe Gemälde vor Deinen Augen entrollen? Du ſiehſt, das mich das Heimweh doch wieder nach Europa gebracht; ich habe jetzt die Welt kennen gelernt, nach deren Anblick mich dürſtete. Ach, Frieden und Ruhe finde ich nur bei ihr, an dem Buſen meiner Marie; zu ihren Füßen will ich wallfahren, durch blutige Thränen meine Schuld abbüßen, und nimmt ſie den Reuigen auf, dann lächelt mir auch wol wieder der Himmel. Vorher jedoch will ich den Schatz der Dämonen von mir thun. Mir, dem Schuldigen, hat er Fluch gebracht, doch in den Händen der Unſchuld und Jungfräulichkeit muß er auch wider Willen Segen ſchaffen. Geſtern, mein geliebter Freund, hab' ich ein Mädchen kennen gelernt, ein ſüßes Kind voll Schönheit und Anmuth, einen Engel der Erde, wie er nie reiner aus den Händen des Schöpfers hervorging, ihm will ich mein Gut dahingeben und dann an der Seite Mariens den Unterhalt meines Lebens wie früher kümmerlich gewinnen, doch mit dem wieder gewonnenen Glück und dem Frieden im Herzen.

Uebereilt Euch nicht, Meiſter Tobias, rief Leonhard, als jener ſeine Erzählung beſchloſſen hatte; werft nicht muthwillig von Euch, was Ihr ſo ſauer erkämpft. Hab ich Euch jemals als ein wahrer Freund gegolten, ſo hört auf meinen Rath.

Tobias ſchüttelte das Haupt, Thränen befeuchteten ſein Auge. Ich habe genug gelebt, rief er; ich bin müde, das Tageslicht zu ſchauen. Was ſollen mir Reichthum und Glanz? Soll ich Euch geſtehen, jene Stunden, in denen ich Euch fröhlich beim Feſttiſch erblickte, haben mir den Dolch vollends ins Herz geſtoßen. Dieſe Herrlichkeit iſt für mich auf immer dahin! So laßt mich denn nun auch aus der Gemeinſchaft der Lebenden hinaustreten.

Ihr erſchreckt mich, Meiſter, rief Leonhard, und ſchloß den Freund in die Arme; bedenkt, daß Ihr noch ein ſchönes Lebensziel vor Euch ſeht.

Den Tod ſehe ich vor mir, entgegnete Tobias mit dumpfer Stimme, und will mich der Himmel beglücken, ſo ſchenkt er mir den Tod in den Armen meiner Marie.

Er erhob ſich und trat in den Schatten der dunkeln Lindenbäume, Leonhard folgte ihm. Die offene Thür des Gartens ließ die Gruppe fröhlicher Spaziergänger ſehen, die, aus der Kirche kommend, in Geſpräch und Scherz den frühlingshellen Weg hinabwandelten. Noch tönte die ernſte Glocke der Cathedrale ihre feierlichen Klänge durch die klaren Lüfte. Die hinſchauenden Männer erblickten Lisbertha's holde Geſtalt, wie ſie neben ihrer Mutter am Gartenthor vorbeiging. Dieſes ſüße Bild vermochte den Trübſinn beider Freunde zu zerſtreuen; Meiſter Leonhard's Augen glänzten, und Tobias, indem er auf die Enteilende hinwies, rief leiſe: Dieſes iſt der Engel, den ich auserwählt; ſie lebt mit ihrer Mutter in Armuth, auch der Geliebte, dem ſie ſchon verſprochen, iſt nicht reich, ſo hat ſie im vertraulichen Geſpräch es mir geſtern ſelbſt geſtanden. Wohlan, ſie ſoll über ihr Geſchick einen goldnen Morgen anbrechen ſehen. Das verführeriſche Metall, das ſie im Bilde dargeſtellt, es ſehnt ſich, als gehorſamer Sclave, zu ihren Füßen ſeine Dienſte anzubieten. Kennſt Du ſie dieſe Prinzeſſin Gold, Freund Leonhard?

Ob ich ſie kenne, rief der Sänger faſt unwillig; hab' ich doch für ſie, zu ihrer Verherrlichung das ganze wunderliche Spiel geſtern gedichtet.

So nenne mir auch den Glücklichen, rief Tobias raſch, der dieſe Perle, dieſes Kleinod heimführen ſoll.

Schaut mir in die Augen, entgegnete der Sänger, und Ihr werdet keine Frage weiter nöthig finden. Wie, Ihr ſelbſt? rief der Freund und ſchloß den Glücklichen in ſeine Arme. O, ſo iſt auch mir geholfen, ich darf dann meinen Schatz in Eure Hände niederlegen. Ihr nehmt ihn, nicht wahr, als Vermächtniß eines Unglücklichen, der Euch einſt theuer war?

Der Sänger zeigte ſich auf das innigſte gerührt. Tobias, rief er, Euer Herz iſt rein und geſund geblieben, es fühlt lebendig und warm wie früher. Ja, Ihr ſeid der Alte; doch weil die Dämonen an Euch keine Macht haben, ſo behaltet jetzt ſelbſt Euern Schatz. Fangt ein neues freudiges Leben an, noch iſt der Entſchluß in Eure Gewalt gegeben! — Kommt, laßt uns zuſammen Marien aufſuchen; ich laſſe Euch nicht, bis ich Euch wieder froh und glücklich ſehe.

Ihr lehnt meine Gabe ab, nahm nach einer Pauſe Tobias das Wort; Ihr wollt Euch frei und ohne Schuld erhalten: nur mich, nur mich ſoll das volle Gewicht des Elends zu Boden drücken! Er ſank auf die Ruhebank nieder, ſeine Thränen floſſen, und in dem bleichen Antlitz kämpften Schmerz und Verzweiflung. Vergebens tröſtete der Sänger mit den zärtlichſten Worten, er mußte den Freund ſeinem Trübſinn überlaſſen. Den andern Morgen hatte er die Stadt verlaſſen, Leonhard und Lisbertha erfuhren nicht, wohin er ſich gewendet.

In dem Garten der reichen Wittwe zu Dresden ſaß der Arzt Hubert allein in der Laube, die, ihres Schmuckes durch die letzten rauhen Tage des Herbſtes beraubt, ein paſſendes Bild darbot zu dem Gemüthszuſtand Deſſen, der in ihr Platz genommen. Die ſonſt aufgerichtete Geſtalt des Mannes hatten Jahre und Sorgen gebeugt, die Züge ſeines wohlwollenden Antlitzes, noch immer ſanft und freundlich, trugen doch Spuren tiefen Kummers. Aus den Gedanken und Bildern, in die er verſunken, ſchreckte ihn jetzt das Geläute der Sterbeglocke aus der nachbarlichen Kirche. Langſam erhob er ſich, und dem Eingang des Gartens zuſchreitend, empfingen ihn ſchwarzgekleidete Männer in ihre Mitte, und auf die Gaſſe hinaustretend, ſah man ſie ſich dem Zuge anſchließen, der eben mit Geſang und geweihten Kerzen einen Todten zur Ruheſtätte brachte.

Vor dem Thore angelangt, zeigte ſich ein Wanderer, der des Weges kam und der beim Anblick des Zuges ſtehen blieb; er trat auf Hubert zu, indem er fragte, wen man hinaustrüge. Der Arzt erwiederte: Die Wittwe eines Goldſchmiedmeiſters aus dieſer Stadt, Maria Roſen mit Namen. Der Wanderer wich ſtill zur Seite, und der Zug ging ſeine Straße weiter.

Der Mond leuchtete durch zerriſſene Wolken, die Bäume des Kirchhofs warfen ihre wankenden Schatten über die zahlloſen Leichenſteine und Gebilde; da ſchlich ſich noch ſpät ein einſamer Waller die Furchen zwiſchen den kühlen Ruhebetten entlang, bis er ein friſch aufgeworfenes Grab fand, auf dem er niederſank. Der Mond beleuchtete ſein bis zum Tode entſtelltes Antlitz; noch einmal richtete ſich der Unglückliche auf, der dunkle Mantel hob ſich im Winde, raſchelnd wand ſich das dürre Laub unter ſeinen Füßen, und in den Buſen greifend, rief er mit hohler Stimme: Nimm Dein Geſchenk zurück, Seton! Fluch über Deine Aſche! — In dem Moment blitzte im Strahl des Mondes eine Kryſtallphiole und zerbrach klirrend auf der hellen Fläche des nächſten Steines; gleich dunklem Herzblute floß die purpurne Spur und verlor ſich unter den Marmor. Heftiger rauſchten die Gipfel zuſammen, es war, als tönte eine menſchliche Stimme klagend über die Gräber dahin.

Als der Arzt Hubert das Grab am frühen Morgen beſuchte, fand er die Leiche des Wandrers auf dem Raſen deſſelben. Wie ward ihm, als er, näher hinſchauend, ſeinen unglücklichen Freund erkannte. Er bewahrte ſein Geheimniß, nur ſorgte er, daß der Arme ſeinen Platz neben ſeinem Weibe erhielt.

Stettler, ſ. Meiſterſänger.

von Steyn, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtian Ludwig Stieglitz,

am 12. December 1756 zu Leipzig geboren, ſtammt aus einer alten hochanſehnlichen und wegen treuer Anhänglichkeit an den Proteſtantismus aus Böhmen nach Sachſen eingewanderten Familie. Sein trefflicher Sinn wurde unter Johann Auguſt Erneſti's Vormundſchaft ausgebildet, der ſchon ſeinen Vater unterrichtet und ſeinem Großvater den Cicero gewidmet hatte. Er beſuchte die Thomasſchule und ſtudirte die Rechte auf der Akademie ſeiner Vaterſtadt, aber Baukunſt blieb ſeine Lieblingsneigung. 1784 wurde er Doctor der Rechte, 1792 Mitglied des Raths, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeiſter, endlich 1823 Proconſul. Schon früh hatte er eine Stelle im Collegiatſtifte zu Wurzen erhalten, und 1810 ward er mit der Würde eines Probſtes bekleidet. Nachdem er 1834 ſein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, ſtarb er am 17. Juli 1836.

Er gab heraus:

Erzählungen aus den Ritterzeiten. Weißenfels, 1787.
Taſchenbuch für 1802.
Wartburg, Gedicht in acht Geſängen. Leipzig, 1801.
Ueber den Geſchmack in der Baukunſt. Lpz., 1788.
Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken. Leipzig, 1790.
Geſchichte der Baukunſt der Alten. Leipz., 1792.
Encyclopädie der bürgerlichen Baukunſt. Leipzig, 1792—98. 5 Thle.
Die Baukunſt der Alten. Leipzig, 1796.
Gemälde von Gärten. Leipzig, 1804; neue Ausg.
Archäologie der Baukunſt der Griechen und Römer. Weimar, 1801. 2 Thle.
Archäologiſche Abhandlungen. Leipzig, 1817—20. 2 Thle.
Von altdeutſcher Baukunſt. Leipzig, 1820.
Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz. Leipzig, 1829.

St. hat ſich vorzüglich durch ſeine Forſchungen im Gebiete der Archäologie, und beſonders der Geſchichte der Baukunſt, einen ſehr rühmlichen Namen erworben, ſeine dichteriſchen Leiſtungen ſind dagegen von geringerer Bedeutung.

Heinrich Stieglitz

ward im Jahre 1803 zu Arolſen geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Gotha, ſtudirte ſeit 1820 Philoſophie und Philologie in Göttingen, Leipzig und Berlin, promovirte in der letztgenannten Stadt als Doctor der Philoſophie, und ward 1828 hier als Cuſtos an der Bibliothek und Lehrer an einem Gymnaſium angeſtellt. Seine wankende Geſundheit veranlaßte ihn ſpäter beide Aemter wieder aufzugeben; eine Reiſe nach Rußland und in dem darauf folgenden Jahre der Beſuch des Bades Kiſſingen ſtellten ihn jedoch nicht ganz wieder her. Da faßte ſeine Gattin Charlotte, geborne Willhöft 1834 den furchtbaren Entſchluß, ihrem Leben durch einen Dolchſtoß ein Ende zu machen, in dem irrigen Wahne, ihm durch dieſe gewaltige Erſchütterung Leben und geiſtige Freiheit wieder zu erringen. Er verließ nun Berlin, lebte eine Zeit lang in München und den baieriſchen Hochlanden und befindet ſich gegenwärtig in Italien.

Seine Schriften ſind:

Gedichte zum Beſten der Griechen. (Mit Ernſt Groſſe.) Leipzig, 1823. 2 Thle.
Bilder des Orients. Leipzig, 1831—33. 4 Bde.
Stimmen der Zeit. Leipzig, 1833; neue Ausg. 1834.
Dionyſosfeſt. Leipzig, 1836.
Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum. Lpz., 1838.
Bergesgrüße. München, 1839.
Einzelne Gedichte und proſaiſche Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Phantaſie, Lebendigkeit, Gedankenreichthum, ſeltene und glänzende Herrſchaft über Sprache und Reim und poetiſcher Aufſchwung ſind St. in hohem Grade eigen, aber es fehlt ihm an Ruhe und an jenem tieferen geiſtigen Durchdringen des Stoffes, wodurch derſelbe poetiſch eigentlich erſt geſchaffen wird, und welches den urſprünglichen Dichter beurkundet. Durch das ſchwere Schickſal, das ihn traf, ſcheint ihm bis jetzt Beides noch nicht geworden zu ſein; er iſt für einen Dichter immer noch zu ſehr ein Kind der Gegenwart.

Kaspar von Stieler

ward am 1. März 1632 zu Erfurt geboren, ſtudirte zu Erfurt, Leipzig, Gießen und Königsberg Theologie und Medicin, trat 1654 in Kriegsdienſte und verwaltete mehrere Officierſtellen. Nachdem er gräflich dohna'ſcher Hofmeiſter und auf Reiſen geweſen war, begann er 1662 in Jena das Studium der Rechte. 1663 ward er vom Grafen von Schwarzburg zum Kammerſecretär, 1666 von den Herzogen von Sachſen zu ihrem Kammer-, Lehn- und Gerichtsſecretär zu Eiſenach ernannt. Dieſe Stelle legte er aus Liebe zur Schriftſtellerei nieder und lebte, nachdem er vom Herzoge zu Holſtein den Hofrathstitel erhalten, in Jena, Weimar und zuletzt in Erfurt. Als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Spaten. Er ſtarb am 24. Juni 1707.

Seine Schriften ſind:

Der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder teutſcher Sprachſchatz. Nürnberg, 1691. 4.
(Umgearbeitet von Chriſtoph Ernſt Steinbach, med. dr. „vollſtändiges deutſches Wörterbuch". Breslau, 1734. 2 Thle.)
Das Trauerſpiel Ballemgerie. Jena, 1680. 12.

St. erwarb ſich große und mannigfache Verdienſte durch ſein deutſches Wörterbuch, in welchem er neben großem Fleiß ſeltenen Scharfſinn beurkundete, von dem er jedoch häufig zu ſehr gewagten und kecken Conjecturen verleitet wurde.

Jakob Stille, ſ. Glatz.

Karl Stille, ſ. Demme.

Karoline Stille, ſ. Thieſen.

Stilling, ſ. Jung.

Ehrenfried Stöber,

am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, lebt als Licentiat der Rechte und Advocat zu Straßburg.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die Tempelritter, nach Roynouard. Straßburg, 1805.
Alſatiſches Taſchenbuch für 1807. Straßb., 1806.
Biographiſche Notiz über Oberlin. Straßburg, 1807.
Blätter dem Andenken Pfeffel's. Straßb., 1810.
Lyriſche Gedichte. Straßb., 1811; neu 3. Ausg. 1821.
Straßburg's Jubelfeier der Reformation. Straßburg, 1817.
Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel. Straßburg, 1818.
Geſchichte und Characteriſtik der ſchönen Literatur der Deutſchen. 1826.
Sammlung auserleſener Stücke der ſchönen Literatur von Noël und Stöber. 1827. 2 Thle.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine lebendig ſchaffende Phantaſie, Anmuth und Wohllaut ſind St's Gedichten eigen, nur findet ſich ein eigenthümlicher Gegenſatz bei ihm darin, daß er in deutſchen Weiſen das Franzoſenthum preiſt und verherrlicht.

Chriſtian Gottlob Stöckel

ward am 23. Mai 1722 zu Neobſchütz geboren, ſtudirte zu Breslau und Frankfurt an der Oder, wurde 1744 Hofmeiſter beim General von Derſchau in Breslau. 1746 als Stadtſecretär zu Brieg angeſtellt, wurde er 1752 Syndicus daſelbſt; ſeit 1764 wirkte er auch als Waiſenamtspräſes und des königl. Handelsgerichts erſter Beiſitzer. Er ſtarb 1774 im September.

Er gab heraus:

Das befreite Schleſien. Breslau, 1745. 46. 4.
Gedichte. Breslau, 1748.
Vier Oden über den ſiebenjährigen Krieg. Breslau, 1761.

Ein Gottſchedianer ohne alles wirkliche Talent.

Leonhard Stöckel,

um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts geboren, lebte als Schulmeiſter zu Bartfeld in Ungarn.

Er ſchrieb:

Hiſtoria von Suſanna, in Tragödienweiſe geſtellt. Wittenberg, 1559.

Ein unbedeutendes Machwerk im Geſchmack jener Zeit.

Heinrich Arnold Stockfleth,

am 17. April 1643 zu Alfeld geboren, wirkte zuerſt als Superintendent zu Neuſtadt an der Aiſch und darauf als Oberhofprediger, zugleich auch General- und Specialſuperintendent zu Mönchberg und Director des Gymnaſiums zu Baireuth, in welcher Stellung er am 8. Auguſt 1708 verſchied. Er führte die Titel eines Licentiaten der Theologie und markgräflich brandenburg-baireuthiſchen Kirchenraths; als Pegnitzſchäfer war er Dorus und ſeine Gattin (Maria Katharina, geb. Friſch) wegen ihrer Theilnahme an ſeiner Makarie in der Orden aufgenommen, Dorilis benannt. Er gab heraus:

Reiſegeſchenk. Mönchberg, 1668. 12.
Die kunſt- und tugendgezierte Makarie. Nürnberg, 1669. 12.

St. war am glücklichſten als Lyriker und hat namentlich in ſeiner Makarie mehrere ſehr gelungene Proben ſeines Talentes für dieſe Gattung der Poeſie niedergelegt.

Ernſt Stockmann,

am 18. April 1634 zu Lützen geboren, war zuerſt Prediger zu Beyer-Naumburg im Mansfeldiſchen, und darauf bis an ſein Ende Superintendent zu Allſtädt in Sachſen-Weimar. Auch hatte er den Titel eines Magiſters der Philoſophie. Er ſtarb am 28. April 1712.

Von ihm erſchien:

Poetiſche Schriftluſt, oder 100 geiſtliche Madrigalien. Leipzig, 1668.
Lob des Landlebens. Jena, 1681.
Lob des Stadtlebens. Jena, 1683.

St. war nicht ohne Talent für die deſcriptive Poeſie und hat manche für jene Zeit recht gelungene maleriſche Schilderung hinterlaſſen.

Chriſtian Graf zu Stolberg,

von der Linie Stolberg-Stolberg, am 15. October 1748 zu Hamburg geboren, war der Sohn Chriſtian Günthers, G. v. St., däniſchen Kammerherrn, Geheimraths und Oberhofmeiſters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Er ſtudirte von 1769—1774 in Göttingen, wo er Mitglied jenes berühmten Dichterbundes ward, der unter Klopſtock's Schirm Bürger, Boje, Leiſewitz, Voß, Miller, Hölty und mehrere andere glückliche Talente vereinigte. Im Jahre 1777 wurde er Amtmann zu Tremsbüttel in der holſteiniſchen Landſchaft Stormam, legte dieſe Stelle 1800 freiwillig nieder und lebte als königlich däniſcher Kammerherr auf ſeinem Gute Wiedebye bei Eckernförde im Holſteiniſchen, woſelbſt er am 18. Januar 1821 geſtorben iſt.

Seine Schriften ſind:

Gedichte der Brüder Stolberg. Leipzig, 1779 (neue Ausg. Wien, 1822). 2 Thle.
Gedichte aus dem Griechiſchen. Hamburg, 1782.
Schauſpiele der Brüder Stolberg. Hamburg, 1781. 1. Thl.
Sophocles, überſetzt. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Die weiße Frau, ſieben Balladen. Berlin, 1814. 12.
Vaterländiſche Gedichte von den Brüdern Stolberg. Hamburg, 1815.
Geſammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamburg, 1821—26. 22 Thle.

Ueber Graf Chriſtian Stolbergs dichteriſche Leiſtungen ſ. den Schluß des folgenden Artikels.

Aus Chriſtian, Grafen Stolberg's Gedichten.

Blücher.

Den 14ten Juli 1814.

Ihr Töchter Deutſchlands, wallet mit Hochgeſang
Entgegen, wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unſern Helden! traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

Sie kommen, eilt, ich höre drommeten! Du
O Blonde! ringl' im Wallen dein Haar, und du
Mit blauem Blick aus ſchwarzen Wimpern,
Winde dich aus der Matrone Händen,

Die ſorgſam dir die Falte des Kleides wie
Die Locke ſchlichtet; Flügel der Eile ziemt
Den freien Töchtern Deutſchlands, Eile
Gab uns den Sieg, und der Sieg die Freiheit!

So, endlich! Nun auch ordnet den Reigen! Seht
Ihr ſchon es ſtäuben hinter dem Hügel dort?
Sie nahen! Vor den Fahnen brauſet,
Wo ich nicht irre, der Schimmel Blüchers!

Er iſt's! Er iſt's! Athmet die Seelen ihm,
Wie Nachtigallen hold, und wie Lerchen froh,
Entgegen in Geſang' dem Helden!
Spendet den Sommer aus euren Körben,

Vor ſeinem Roſſe! Du, die ich meine, nah'
Mit freier Ehrfurcht, nahe dem Helden, ſteigt
Er von dem Roß — er wird es — winde
Dann ihm in's ſilberne Haar die Blumen!

Denn gut und freundlich iſt er, wie Sonnenſchein
Im Lenze, wenn auf glühenden Abendroth
Des Rheines ſich die Sieben Berge
Senken und heben in reger Wallung.

Und ſag ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernſteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Moſel,
Danket dir Deutſchland durch ſeine Töchter!

Denn Blitze Gottes ſprühte dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbuſch!
Dein Arm war Sturm! Dein Schwerdt, den Deutſchen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

Dem ſchnöden Feinde! Ha! Du zerſtiebteſt ihn
Wie oft! Er wandte fluchend ſich oft, und floh
Geſchreckter, bis vor ſeiner Babel
Thoren ſein Trotz in den Staub dahin ſank!

Dein Name, Blücher, tönet im Hochgeſang,
So lang der Rhein die kreiſelnden Strudel wälzt;
Dann knirſcht das Volk, deß Name nimmer
Scholl in dem reinen Geſang der Deutſchen*).

An meine ſterbende Schweſter Sophie Magdalene.

Roſenknoſpe! So ſchön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's, welchen der Morgenthau
In den duftenden Buſen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.

Und nun neigſt du herab, Roſe, dein lechzendes,
Ach, dein welkendes Haupt! — Wenige Sonnen nur
Und du blüheſt, o Schönſte,
Schöner wieder in Eden auf!

Labung thauen auf dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!

Deiner Leiden entkeimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der dich umflechten ſoll!
Wie ſo heiter, o Beſte?
Zeigt dein Engel den Kranz dir ſchon?

Weinend naht' ich, und ſank ſprachlos an deine Bruſt,
Lächelnd küßteſt du mich, aber nur bitterer
Floß die Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Geliebteſte!

Die Blicke.

An Dora.

Röthliche, goldbeſäumte Wolken hüllen
Ihre Strahlen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

---

*) Es iſt merkwürdig, daß unter allen Namen der Völker der Name Franzoſen der einzige iſt, den der Gebrauch der edleren Sprache bei uns nie zuließ.

Schimmernder blüh'n die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Strahlt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um ſich.

Himmliſcher aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild in's Herz mir noch ungefühlte,
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulſe; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namen-
loſes Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübſinn! Dann entquellen
Sehnſuchtsſeufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duftige Nebel locket ſo die Sonne
Aus dem Blumengefild' am Sommerabend;
Trübe ſteigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir in's liebende Herz! Auch ſie gewähret
Süßes namenloſes Gefühl, der Liebe
Traute Geſellin!

Bis du mir einſtens (Ahndung liſpelt's leiſe —
Ahndung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im ſchmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelſt!

Eliſe von Mannsfeld.

Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert.

„Wie viele ſehnten ſich nach dir,
Du kühle, ſtille Nacht!
Nun haſt du ihnen Labung, Ruh
Und ſanften Schlaf gebracht.

Auch mir kommſt du erwünſcht; jetzt kann
Ich frei und einſam ſein;
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! was hab ich denn gethan,
Daß ſie ſo grauſam ſind?
Mein Vater nannte mich ja ſtets
Sein liebes, gutes Kind;

Und ihren beſten Segen gab
Die Mutter ſterbend mir,
Der wird im Himmel einſt erfüllt;
Doch wahrlich! nicht auch hier.

Daß dieſer Segen ſich nur nicht
In Fluch verkehr' für die,
Die ſo mich kränken! Gott verzeih
Es ihnen! beſſ're ſie!

Ach, alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärſt,
Die du durch hoffnungsloſe Qual
Mein krankes Herz verzehrſt!

Kann ich's nicht dulden, nun wohlan
So hab' ich Einen Troſt:
Dann brichſt du, armes Herz! Drum ſei
Bis daß du brichſt, getroſt!" —

So eben kehrt ein Rittersmann
Von ſeinem Ritt zurück,
Und kommt, geführt von ſeinem Pfad,
Hart an des Schloſſes Brück'.

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief in's Herz hinein;
Er wähnt', um Hülfe fleh' ſie ihn,
Und will ihr Retter ſein.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher ſein Auge glüht,
Bis endlich hoch am Fenſter er
Das Fräulein ſtehen ſieht.

„Ach Fräulein! ſprich, was jammerſt du?
Vertraue mir dein Leid.
Dies Schwerdt, der Arm, dies Leben ſei
Zu deinem Dienſt geweiht." —

„Ach, edler Ritter, Schwerdt und Arm
Iſt nicht, was mir gebricht!
Nur Troſt für mein beklomm'nes Herz:
Und ach, den haſt du nicht." —

„Entdecke mir dein kränkend Weh,
Das wird dir Lind'rung ſein,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Troſt verleihn." —

„Du guter Jüngling! höre denn,
Ich eine Waiſe bin,
Und mit den lieben Eltern ſtarb
Mir Ruh' und Freude hin;

Ein Ohm und eine Muhme jetzt
An Eltern Statt mir ſind,
Die quälen mich, daß Gott erbarm'!
Und tödten ſchier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf,
Nun iſt das Erbe mein.
O, wär' ich arm! dies ſchnöde Gut
Iſt Urſach meiner Pein.

Mein Oheim dürſtet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut,
Drum ſperrt in dieſen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wuth.

Hier bleib' ich, droht er, wo ich nicht
Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
Ob ich in's Kloſter mag.

Wie eilig wär' die Wahl geſcheh'n,
Ich thät den Schleier an,
Ach, liebte nicht mein junges Herz
Den beſten, ſchönſten Mann.

Jüngſt beim Turniere ſah ich ihn,
Ich ſah und liebt' ihn gleich,
Wie frei, wie edel und wie kühn!
Nicht einer war ihm gleich." —

„Sei, edles Fräulein! gutes Muth's,
In's Kloſter ſollſt du nicht,
Noch minder ſollſt du ſein die Schnur
Vom alten Böſewicht.

Ich kann's, ich will's, ich rette dich,
Das iſt mein feſter Sinn,
Bring' dich in deines Jünglings Arm,
So wahr ich Stolberg bin." —

„Du? Stolberg? o mein Leid iſt hin!
Mein Engel führte dich;
Du biſt mein trauter Jüngling, du!
Nach dem ich ſehnte mich.

Jetzt ſag' ich frei und offen dir,
Was ſchon mein Blick geſtand,
Als ich um deine Lanze jüngſt
Den Eichenkranz dir wand." —

„O Gott! du mein geliebtes Kind,
Eliſe Mannsfeld? O!
Dich liebt' auch ich bei'm erſten Blick;
Noch keiner liebte ſo!

An meiner Lanze ſieh den Kranz,
Den ſie nun ewig trägt,
Ach könnteſt du dein Bild auch ſehn,
So tief hier eingeprägt!

Jedoch was ſäumen wir? ich bring
Dich heim vor Sonnenſchein,
Und unſrer keuſchen Liebe ſoll
Nichts mehr im Wege ſein."

„Von ganzer Seele lieb' ich dich
O Jüngling! aber doch
Streibt ſich mein jungfräulich Gefühl
Bei'm raſchen Vorſatz noch.

Du kennſt die arge Welt; du weißt,
Wie im Triumphe ſie
Mir Stand und Ehr' und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entflieh." —

„O Mädchen, was iſt uns die Welt?
Laß immerhin ſie ſchrei'n;
Dein Beifall nur, mein Beifall nur
Soll unſer Richter ſein.

Und keiner deines Stammes ſoll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Prieſters Segenshand
Zur Eh' geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erſt
In meine Burg hinein.
Nun geht's zu meiner Schweſter hin;
Da ſoll die Trauung ſein.

Wie wird mein liebes Guſtchen ſich
Der lieben Schweſter freu'n,
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr' eig'ne Wonne ſein!

Eliſe laß uns eilen! komm,
Gleich iſt es Mitternacht!
Der Mond, der jetzt ſo hell uns ſcheint,
Hat bald den Lauf vollbracht." —

Nun ſchlich das Fräulein leiſen Tritts
Hinab den Windelſteig,
Bis unten ſie zum Fenſter kam,
Da ward ſie todtenbleich;

Doch ſchnell ergreift ſie wieder Herz,
Und öffnet es behend,
Und wagt's und ſpringt dem Ritter zu,
Der ihr entgegen rennt.

Sein Mädchen drückt' er ſprachlos jetzt
Feſt an ſein klopfend Herz,
Vor ungefühlter reiner Luſt
Vergaß ſie allen Schmerz.

Dann hob er freudig ſie auf's Roß,
Und vor ihr ſetzt er ſich,
Sie ſchlang die weißen Arm' um ihn;
Fort ging's nun ritterlich.

Vom Roß und freudigen Gebell
Des treuen Greifs erweckt,
Lief ſchnell die Zof' an's Fenſter hin,
Ihr Fräulein ſie erblickt.

Sie tobt mit wildem Angſtgeſchrei,
Klagt allen ihre Noth;
Der Alte ſchäumt und flucht und ſchwört
Der Nichte Schmach und Tod.

Er fordert ſeine Saſſen auf,
Und eh' der Tag begann,
Verließen rüſtig ſie das Schloß,
Er führte ſelbſt ſie an.

Indeſſen war das Ritterpaar
Durch Anger, Wieſe, Feld
Weit über Berg und Thal und Forſt;
Vom günſt'gen Mond erhellt.

Mit lautem Schaumgetöſe ſtürzt
Die Bude vor ſie hin:
„Es geht, mein Kind, erzitt're nicht!
Des Stroms ich kundig bin." —

Der Rappe ſtutzt und hebt den Fuß
Und prüft den Fluß gemach,
Drauf ſtrebt' er wiehernd durch, als wär's
Nur ein Forellenbach.

Nun kommen ſie zum Schloß geſprengt,
In Himmelswonn' entzückt;
Beſchreib's, wer eine Freude je,
Wie dieſe war, erblickt'.

Nun ſaßen ſie bei'm frohen Mahl,
Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf!
Der Mannsfeld rücket her!"

Und Braut und Schweſter jammerten,
Zerrauften ſich das Haar;
Indeß der Graf zu Pferde ſchon
Im vollen Harniſch war.

Dem Zug' er ſchnell entgegen kam,
Und rief dem Mannsfeld laut:
„Umſonſt iſt deine Müh'; ſie iſt
Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
Deß Ruhm erſchallet weit,
Der Fürſten unſerm Volke gab
Schon zu der Heiden Zeit?"*)

Mit eingelegter Lanze ſprengt
Der Alte gegen ihn;
Sein Haufe folgt; erwartend bleibt
Der Ritter kalt und kühn,

Und zieht ſein Schwerdt. Als Mannsfeld naht,
Verhaut er ihm den Stoß,
Und haut, und haut den Schädel durch,
Daß er zur Erden ſchoß.

Die Reiſigen zerſtreuen ſich,
Und Stolberg eilt nach Haus,
Und ruht die lange, ſüße Nacht
In Liebchens Armen aus.

Hymnus an die Göttin der Geneſung.

Im Januar 1780.

Hygea, Göttin, es ſtrömt
Von dir aus Heilung und Kraft,
Und Leben haucht
In die Adern der Natur,
Daß ihre pochenden Pulſe ſchlagen,
Daß ſchwillt ihr allſaugender Buſen,
Dein Odem, Beſeelende!

Schaue, Göttin, herab, es knieen
Der Flehenden tauſendmal tauſend an deinem Altar,
Bebende Händ' erheben ſie dir,
Und es ſteigt empor in der Weihrauchwolk' ihr Gebet.

Aus den Tauſenden der Gelübden ſondre du,
Himmelstochter, mein Flehen, das nicht
Eigener Schmerz entpreßt ſterbenden Lippen.

Keine Geneſungsmale von mir
Harren dein an deines Tempels Wand;
Statt der Gaben nimm von mir, o Retterin,
Die bangen Thränen, die mein Aug' und mein blutend Herz
Weinen auf Emilia's bleiche Hand!

Ach, Emilia, ſieh', Emilia liegt
Kraftlos und leidend! Es beugt ſich welk
Herab die Roſe der Wang', es umwölkt ſich, ach!
In Emilia's Auge die Heitre der Himmelsbläue.

---

*) Das Geſchlecht der Stolberge gehörte unter die zwölf Edlen Häuſer der Vierfürſten des ſächſiſchen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große Sachſen eroberte.

Hygea, Göttin, es keimt
Da, wo du wallſt über der Gebirge Scheitel
Und durch den Schooß des grünenden Thals,
Labſal unter deinem Fuß empor und Heil!
Deine Locken athmen, wenn du vorüberſchwebſt,
Lebenshauche mit der Barde Duft
Und da, wo die Lüfte theilt dein Saffranmantel,
Gaukeln heilende Würzgerüche dir nach!

Helferin, du biſt reich
An Rettung! Aber dein Balſamkelch, iſt er
Ach, ausgegoſſen! — ſo komm, ich beſchwöre dich, komm,
Raube von mir der Stärke Fülle,
Die aus der Geſundheit überſchäumendem Becher
Tobend mir in den Adern fleußt,
Und in dem Nervenarm ſchäumend mir zuckt!
Nimm was dein iſt von mir und träufle Geneſung
In die lechzenden Lippen Emilia's, daß ſie wieder
Glüh'n, und daß wieder, wie vom Morgenthau erquickt,
Blühe die Roſe der Wang', und Emilia's Auge
Glänze wieder im Schmuck des Sonnenhimmels.

Höre, Göttin, ach! mein Flehn und das Flehen Aller,
Aller Guten, die All' Emilia lieben!
Gieb mir, o Tochter Gottes, mit der Geneſung
Meiner Leidenden, wieder Troſt und Ruhe!
Ach, ſie flohen von mir, und es ſchleicht indeſſen
Wie der verſiegende Bach in des Mohrenlands Wüſte,
Traurig und öde dahin mein Leben.

Der wahre Traum.

Eine Ballade.

Wunderſam, durch Dunkelheiten
Geht, allheilige Natur,
Deines Zaubertrittes Spur;
Ahnend folgen die Geweihten;
Aber ſieh, es irren, gleiten
Klüglinge, die ſelbſt ſich leiten,
Die des Dünkels Irrwiſchſchein
Zieht in Sumpf und Pfuhl hinein.

Wohl mir, Göttin, daß zu deiner
Hochbeglückten Jünger Schaar,
Als die Mutter mich gebar,
Du mich laſeſt von gemeiner
Bahn mich führteſt, zu geheimer
Weisheit Pfad, wo heller, reiner
Jeder Wahrheit Urborn quillt,
Und des Forſchers Schmachten ſtillt.

Bald, als Feuerſäul', erhebet
Sich dein Haupt gen Himmel; wir,
Voll Begeiſtrung, folgen dir
In die Himmel, neu belebet;
Bald, als Wolkenſäul', umſchwebet
Heilig Dunkel uns; dann bebet
Ahnungsſchauer, der uns mild
Lockt in Edens Duftgefild.

Oft, um mütterlich zu walten,
Lehr' und Warnung zu verleihn,
Wenn Gefährlichkeiten dräun,
Muth und Glaub' in uns erkalten,
Bei der Rechten uns zu halten,
Hüllſt du dich in Traumgeſtalten,
Lispelſt, in des Schlummers Ruh',
Offenbarungen uns zu.

So noch geſtern. — Freunde, hören
Sollt ihr ſtaunend, was geſchah,
Welches Traumgeſicht ich ſah;
Eu'r Vertrauen zu vermehren,
Soll euch dieſer Handſchlag ſchwören,
Daß ich euch nicht will bethören,
Wahrlich dieſer Traum nicht ſei
Ein Geſpinnſt der Phantaſei.

Als ich ſanft und ſchlummernd ruhte,
Alles Kummers unbewußt,
Wohl auf meines Weibes Bruſt,
Horcht, da kam mit hohem Muthe,
Wie entſproßt aus edlem Blute,
Zu der Eich', an der ich ruhte,
Schön gewappnet, angethan
Nach der Ritter Brauch, ein Mann;

Reichte traulich mir die Rechte,
Traulich ſchlug ich drein, alsdann
Seine Red' er ſo begann:
„Müßig ruhſt du hier? Ich dächte,
Lieber, kämſt mit mir; ich möchte
Wetten ſchier, wohin ich brächte
Dich, da ſollteſt du geſtehn,
Daß du nie ſo was geſehn."

Sonder Säumen thät ich wallen,
Mit dem Ritter, der mich bald,
Wo am dunkelſten der Wald,
Schattete, bald nach Gefallen,
Leitete durch Felſenhallen,
Bald durch Trümmer wild verfallen,
Dann der ſchroffen Kluft entlang,
Dann bedroht vom Klippenhang.

Endlich langten wir zur Stelle,
Zu des Ritters Fehdeſchloß,
Das ein Zwinger rund umſchloß,
Brücken, Warten, Zinnen, Wälle,
Pforten, Stein ſo Pfoſt' als Schwelle,
Sicherten für Ueberfälle
Dieſe Burg; als wir davor,
Schloß von ſelbſt ſich auf das Thor.

Aus dem Thore ſchlich zur Linken
Unterirdiſch, wüſt' und bang,
Ein gewölbter Niedergang;
Unter'm Fuß, ſo thät mir's dünken,
Sah ich Leichenſteine blinken;
Aengſtlich folgt' ich, ſahe ſinken
Eine Fallthür; Leichenduft
Athmete die grauſe Gruft.

Särge ſtanden hier die Fülle.
Einer, ſchön von Marmelſtein,
Hatt' ein eigen Kämmerlein.
„Hier in dieſes Grabes Stille,"
Sprach der Ritter, „iſt mein Wille,
Daß du ſeheſt, Freund, die Hülle
Des Gebeins, einſt weich und warm,
Ach, des Weib's in meinem Arm!"

Auf des Todtenmales Mitte
War, von Silber, glatt und ſchön,
Ein gediegner Kelch zu ſehn.
„Sage, Ritter, ſag', ich bitte" — —
Zürnend blickt' er, winkt' und litte
Nicht zu enden, ſtieg drei Tritte,
Gab den Kelch mir, ſah mich an:
„Zittre nicht! Du biſt ein Mann!"

Kaum hatt' er den Kelch gegeben,
Als es in dem Wunderding
Brauſend an zu gähren fing,
Und mit Macht herauszuſtreben,
Gleich als ob der Traube Leben
Perlte drinnen; ſich erhebend
Thät alsbald der weiße Schaum
Höher denn des Kelches Saum.

Aus dem Schaumgeſprudel ſtiegen
Holder Blümlein drei heraus,
Wanden ſich in einen Strauß;
Schaum und Gährung ſanken, ſchwiegen.
Schwebend ſich im Kelche wiegen
Sah ich Roſ' und Veilchen, ſchmiegen
Sich um beide, unſchuldweiß,
Das geliebte Kind des Mai's.

Hold und lieblich duftend, blühten
Meine Blümlein; plötzlich gohr
Schaumgeziſch im Kelch empor;
Sauſend ſtieg's, verſchlang mit Wüthen
Meine Blümlein; drauf verſprühten
Giſcht und Blaſen, ängſtlich mühten,
Ach! nicht lieblich, wie zuvor,
Meine Blümlein ſich hervor.

Aſchenfarb und gelb, verblichen
Jede Schöne, ſüßer Duft
Nun verkehrt in Grabesluft!
Todesſchweiß und Schauer ſchlichen,
Ob dem bangen, fürchterlichen
Anblick, über mich; entwichen
War ich ſchier. Der Rittersmann
Sah's und hub zu reden an:

„Einſt hatt' ich ein Weib! Beſingen
Thät kein Dichter je ein Weib,
Schön, wie ſie, an Seel' und Leib;
Keinem Maler (hundert gingen
Stolz zum Werke!) that's gelingen,
Sie auf Leinewand zu bringen;
Sie nur malte fein und glatt
Einſt ſich auf ein Roſenblatt.

„Einſt hatt' ich ein Weib!“ (Es bebten,
Als er's ſeufzte, perlenklar,
Thränen an der Wimper Haar.)
„Lieb' und Gegenliebe lebten
In uns, Ruh' und Wonn' umſchwebten
Uns, und Heiterkeit: die webten
In des Lebens Ungemach
Süße Freuden, Nacht und Tag.

Dennoch — Ach! der Weiber Herzen
Sind ein Räthſel allzumal! —
Fand ſie Kurzweil manches Mal,
Mir zu brüten Sorg' und Schmerzen,
Kalt zu küſſen, kalt zu herzen,
Leicht mit meiner Ruh' zu ſcherzen,
Meiner Liebe! warm und treu,
Immer alt und immer neu!

Immer thät das Wunder währen
In dem Kelch; es ſauſ'te, ſtieg,
Blühte, welkte, brauſ'te, ſchwieg.
„Was dies Sträuslein ſei, dies Gähren
Sollſt du,“ ſprach er, „ſtaunend hören.
Dieſer Kelch faßt meine Zähren,
Die der Liebe Freudendrang,
Und auch Gram, vom Auge zwang!“ —

Da erwacht' ich bebend. Sehen
Thät ich, ſtatt des Traumes Bild,
Nur mein Weiblein ſüß und mild.
Ihres Odems leiſes Wehen,
Ihres Buſes ſanftes Blähen
Hieß mein Beben ſchnell vergehen.
Deine Warnung, Nachtgeſicht,
Dank der Liebe, ſchreckt mich nicht!

Die weiße Frau.

Im Auszuge.

Erſte Ballade.

Ein alter, weiſer Spruch uns lehrt
Der erſte Schritt nur koſte;
Von leiſem Odem angezehrt,
Des Stahles Spiegel roſte;
Wohl Tibur's Leierſänger ſpricht:
Des Färbers Schmink erſtatte nicht
Verblich'ner Wollenflocke
Den Schnee der Lämmchenlocke.

Ihr Herr'n und Fraun'n mit warmem Blut
Und leichtem Sinn, auf eurer Hut!

Einſt ſtand an Veſta's Opferheerd
Im Jungfraunkranz ihr Blümchen,
Die Prieſterin, die unverſehrt
Bewachte Flamm' und Blümchen,
Wohl jenes Flämmchens Bild, das zart
Ein heil'ger Wächter dem bewahrt,
Dem noch im Heiligthume
Nicht welkte Edens Blume.

Das Flämmchen, trifft's ein rauher Hauch,
Erliſcht und wandelt ſich in Rauch.

Wohlan denn, ſchließt den Ring und hört,
Doch zürnt nicht, Herr'n und Frauen,
Wenn, was mich Clio's Täflein lehrt,
Erfüllt eu'r Herz mit Grauen.
Die Sonn' auf ihrem Flammenpfad,
Alltäglich ſieht die Gräuelthat,
Verübt durch Menſchenhände,
Wie Dichtung nicht erfände.

Ein Phöbos=Roß erſchöll' ſein Mund,
Erſchaudernd, ach, was thät's uns kund

Graf Otto ſchwang ſich auf ſein Thier
Und ſprach zu ſeinen Rittern:
„Wir ziehn umher, ich trachte mir
Ein Weibchen zu erwittern;
Es hab' in Stadt, Gebirg' und Thal
Das Forſcherauge freie Wahl,
Nicht eh' bis ich ſie finde
Gehts heim nach Orlamünde.

Halsbrechend iſt, o Graf, dein Ritt,
Nimm weislich Freundes Warnung mit!

Vom Elbſtrom bis zum ſchwarzen Wald,
Vom Bodenſee zum Brocken,
Blieb ſtets ſein Puls, ſein Herz ihm kalt
Für Buſen, Aug' und Locken;
Das anmuthsvollſte Fräuleinchor
War ihm ein bunter Tulpenflor,
Kein Wuchs gab ihm Genüge,
Kein Köpfchen mied die Rüge.

Des Sängers Finger: Warne! winkt,
Die Strafe folgt, ſo ſchwer ſie hinkt.

Mit Mißmuthsfurchen ſich bezog,
Des eklen Wählers Stirne,
Die Hoffnung, ſie zu ſehn, entflog,
Sie ſeines Traumbilds Dirne.
Friſch auf! zu meiner Sippſchaft hin
Ziehn wir, dort zwiſchen Etſch und Inn,
Wo meiner Laune Grillen
Mir Ohm und Muhmen ſtillen.

Du arme Stirne, die ſich furch't,
Doch Aerg'res dräut dir unſre Furcht!

Willkommen! drängt ſich's um ſein Roß,
Herr Vetter, Neffe, Pathe!
Und aller Jubel grüßt im Schloß
Den Sohn der Frau Beate.
Die ſchöne Tochter an der Hand,
Macht Fürſt Meran ihm ſie bekannt.
Schnell kam von Amors Bogen
Ein Pfeil ihm angeflogen.

Ach, was dich ſtach, wenn's nur nicht war
Ein Würmchen aus Alecto's Haar!

Hoch feir't der Feſte Prunk nach Brauch
Die Ankunft unſers Grafen;
Schon weht der Wechſelliebe Hauch
Sein Schifflein in den Hafen,
Und Freuden, wie an Perlenſchnur
Gereiht, entſprießen Beider Spur,
Bis ſie des Ehſtands Kette
Umſchlingt im Hochzeitbette.

Ein Hafen, dem's an Klippen nicht
Und Strudeln, wie bekannt, gebricht!

Durch Prieſterſpruch und Gattenkuß
Geſtempelt zur Vermählten,
Zog, über Berg und Feld und Fluß,
Sie mit dem Auserwählten,
Zur Heimath, die aus Sala's Thal
Schon ragt empor im Abendſtrahl,
Land, Stadt und Schloßgeſinde
Jauchzt laut in Orlamünde.

Wohl herrlich iſt das Einzugsfeſt,
Glück iſt ein Vogel, halt ihn feſt!

Geſponnen von der Freude Daum,
Glitt, wie im Zaubermährchen,
Ihr Tag, und auf der Liebe Flaum
Ruht Nachts das Turtelpärchen;
Vom Schäferſpiel zur Schau und Pracht,
Vom Grottenbad' zur Falkenjagd

Ging's und vom Leckermahle
Zum Faſchingstanz im Saale.

Des Lebens Roſe blüht, doch, o,
Auf Erden ohne Stachel, wo?

Schaut! eng und enger ſtets umſchlingt
Der Gürtel ſchon ihr Mieder,
Der zehnte Mond erſcheint, da ſingt
Die Amme Wiegenlieder;
Ein Zwillingspaar auf Mutterſchooß
Erhöht der Eltern Wonneloos,
Mit großem Aug' das Bübchen
Und ſie mit Wangengrübchen.

Holdſelig Pärchen! Ach, euch ſingt
Kein Vöglein, was euch Zukunft bringt!

Bald lud nach Nürnberg zum Turnier
Sie Burggraf Albrecht beide — —
„Behagt's dir Liebchen? — Schatz, mit dir
Zög' ich zum Styx mit Freude.“
Geſattelt und gezäumt zum Ritt!
Flugs unter ihm ſein Renner ſchritt,
Ihr Zelter ſpielt zur Seite,
Von fern folgt ihr Geleite.

Zum Styx? Dein Tanz auf Blüthenbahn
Gleicht nicht dem Schritt in Charon's Kahn!

Graf Albrecht Zollern trug die Burg
Des Kaiſers dort zur Lehne,
Er, Deutſchland und Burgund hindurch
Mit Fug benannt der Schöne.
Für Phidias und für Apell'
Der Männerſchönheit Kunſtmodell,
Von Sohle bis zu Scheitel
War Rüg' und Tadel eitel.

Die ſchöne Tyndaride ſah
Den ſchönen Paris. Was geſchah?

Zweite Ballade.

Ein Morgenlands-Eroberungsherr
Einſt prangt' im Wagenſeſſel,
Ihn zogen kaiſerlich einher
Vier König' in der Feſſel,
Der Ein' in Purpur angeſchirrt,
Von Gold und Kettenſchmuck umklirrt,
Blickt, unter Schweiß und Keichen,
Stets rücklings nach den Speichen.

Was treibſt du? frägt Seſoſtris ihn,
Erwiedernd ſagt er kalt und kühn:

Schau, Herrſcher, wie des Rades Rand
In Wirbelkreiſen ſchwebet,
Wie, was jetzt birgt des Gleiſes Sand
Empor ſich wieder hebet,
So ſchwingt ſich auch des Glückes Ball,
Erhebung ſinkt, es ſteiget Fall,
Wohl dieſe Tröſtung ſchenkten
Die Götter dem Gekränkten.

Seſoſtris ſpannt betroffen aus,
Vier Gäſten öffnet er ſein Haus.

Verſchmäht die Warnung beide nicht,
Mann mit dem ſchönen Weibe!
Noch ſtrahlt auf euch ihr Zauberlicht
Fortuna's helle Scheibe.
Sie wendet ſich! — Mit feſtem Sinn
Springt auf vom Schooß der Buhlerin,
Eh' was jetzt glänzend funkelt,
In Nacht ſie euch verdunkelt! —

Der Herold ruft uns zum Turnier,
Schon harrt die Menge, folget mir!

Auf Söllern und auf Bühnen prangt
Die Blüthe edler Frauen,
Schon ſehnend Jeder Herz verlangt
Ihn, dem es klopft, zu ſchauen.
Es öffnet ſich der Schranken Thor,
Die Kämpfer paarweis ziehn hervor!
Die ſtolzen Lanzen neigen
Sich vor der Schönen Reigen.

Wohl manche ſitzt ſo ſpröd' und kalt,
Der's unter'm Buſenkoller wallt.

Der Thaten herrlichſte vollbringt
Das Häuflein Ritterhelden,
Doch vorwärts mein Geſang ſich ſchwingt,
Die Chronik mag ſie melden.
Auf jenen Purpurerker hin
Geheftet, ſpäht mein Aug' und Sinn,
Ob, was das Herzchen lüſt're,
Ein Feuerblick mir flüſt're.

Färbt ſich die Wange? Roſenſchein
Des Vorhangs mag der Büßer ſein.

In Feierprunk, auf Barbenhengſt,
Graf Zollern ſtrahlt vor Allen,
Ach, guter Orlamünde, längſt
Iſt dir dein Loos gefallen!
Entgegen ſprengen Beid' in Haſt,
Doch Albrecht, ehrend ſeinen Gaſt,
Beugt aus, ſenkt ihm die Spitze,
Schaut auf nach ihrem Sitze.

Als Beider Speer gefällt, erſah
Sein Ziel, wie war dir, Gräſin, da?

Sie, nach Gebühr, erwählet, kränzt
Den Sieg im Ritterkreiſe,
Sie tritt vor Albrecht, o wie glänzt
Ihr Blick bei'm erſten Preiſe,
Als ihr gelöſ'tes Buſenband
Zur Schleif' um ſeinen Arm ſie wand,
Er dankend ſich ihr bückte,
Die Hand ihr küſſend drückte!

Schwebt ſchon dir, wie mir Argwohn ſingt,
Ein Schleiflein vor, das Liebe ſchlingt?

Bei Fackelgluth und Kerzenglanz,
In hochgewölbter Halle,
Fei'rt Freud' ihr Feſt im Walzertanz
Bei Geig' und Hörnerſchalle;
In Sphärenſchwung kreiſ't her und hin
Der Sieger mit der Siegerin — — —
Ihr ſtreift an Scheiterklippe!
Ach, nur nicht Lipp' an Lippe!

Dort, wo euch barg der Säule Fuß,
Was ſah, was hört' ich? war's ein Kuß?

Ein Baum, uralt, entwuchs dem Kern,
Verboten Frucht und Blüthen,
Wohl ſproßt er nah, wohl ſproßt er fern,
Schwer iſt's, die Luſt zu hüten;
Die Dryas, vor der Stirn gelockt,
Im Nacken kahl, umſchwebend lockt,
Und wer im Flug ſie haſchet,
Die Honigäpfel naſchet.

Dem Baume fern blüht, zart und hold,
Das Unſchuldspflänzchen Minneſold!

Er uns in inn'rer Bruſt geſpannt,
Ein Prüfer, Warner, Richter,
Der Aderpuls, ihr ſtarrend ſtand,
Umwachſen dicht und dichter.
Sie ſchüchtern erſt die Blüthen haſcht,
Dann mählig auch ein Früchtchen naſcht,
Bis ſie die Zweige ſchüttelt
Und voll ihr Körbchen rüttelt.

Gleich ihm, jung, ehlos, Sieger, o,
Du Schöner, warſt kein Scipio!

Schon läugſt auf Aller Angeſicht,
Ihr Herren und ihr Damen,
Leſ' ich die Frage: Nennſt du nicht
Des ſchönen Weibes Namen? —
Ach, nicht vermag ich zu entweihn
Den Namen, der ſo engelrein,
In Lieb' und Sehnſuchtsſchmerzen,
Lebt heilig mir im Herzen!

Dein Name ſoll entweiht nicht ſein,
O Schweſter, Pſyche-Agnes, nein!

Dritte Ballade.

Wie ſingt mein alter Freund? — Natur
Giebt Jedem was ihm diene,
Dem Roß den Huf, Gehörn dem Ur,
Und ihren Dolch der Biene,
Dem Manne giebt ſie klugen Sinn,
Und was des Mann's Gebieterin?
Die Schönheit, der, beſieget,
Der Weiſ' und Held erlieget.

Verſchwieg der Greis, daß Weiberliſt
Des Venusgürtels Brämung iſt?

Sie reichlich ausgeſtattet war
Mit ſolchem Angebinde,
Lockt wo ein Ziel, ſie wußt' auf's Haar,
Wie krumm ihr Pfad ſich winde.
Ihr Otto, erſt wohl barſch und wild,
Wird bald durch Koſen ſanft und mild;
Was Herzchen nur erſinnet,
Die Liſt ihr ſchlau erſpinnet.

Ihr, die des Zaubers Gurt umſchmiegt,
Ibr Schönen! ſchönen Sieg nur ſiegt!

„Ach, Orlamünde liegt ſo fern,
Ziehn dort wir hin, ich ſterbe!
Und huldigt meinem Eheherrn,
Als mütterliches Erbe,
Nicht Culmbach, das vom Main umkränzt,
An Albrecht's Rebenhügel gränzt?
Dort ſoll ein herrlich Leben
Mir Lieb' und Freude weben!“

In nächſter Nacht bei Kuß und Spiel
Erreichte ſchon ihr Wunſch ſein Ziel.

Die Horen flogen, ſchon erſcholl
Des Abſchieds dumpfe Stunde,
Ach ihr, den Pfeil im Buſen, quoll
Die bitterſüße Wunde!
Ihm von des Eifers Gluth verzehrt,
Das Blut in allen Adern gährt,
So ziehn zum neuen Neſte
Sie hin nach Culmbach's Veſte.

Wohl mir, daß nicht als Dritter ich,
Unſeelig Paar, geleite dich!

Wie Sumpfes Qualm und Roſenduft,
Wie Strahl entfernt von Schatten,
So zwiſchen Jetzt und Einſt die Kluft
Klafft gähnend unſern Gatten.
Der Graf, gelähmt an Sinn und Arm,
Schwand mählig hin durch ſtummen Harm,
Starr', wie des Grames Bildniß,
Saß er in öder Wildniß.

Ein Tröpfchen Gift, wär' ich Gemahl,
Wie dankt' ich dir die kürz're Qual!

Ihm brach das Herz! — Im Wittwenflor
Forſcht ſie des Spiegels Launen
Und künſtelnd leihet ſie das Ohr
Dem Rath, den Zofen raunen.
Graf Otto, mit Gepräng' und Pracht,
In's Grabgewölbe wird gebracht,
Im weißen Nonnenſchleier
Schaut ſie die Leichenfeier.

Das Zwillingspärchen, ſchwarz geſchmückt,
So hold aus Himmelsaugen blickt!

Die Jo's Bremſ' einſt ſummt' und ſchwirrt'
Und ſtach und ſtach und ſummte,
Daß raſtlos Berg und Thal durchirrt'
Entflammt, die Schlauvermummte.
Ihr Stachel iſt noch heut gewetzt,
Sie ſchwirrt und ſticht und ſummt und hetzt,
Und weißt du, wo ſie brüte?
Im lüſternen Gemüthe.

Doch giebt's, die Circe's Stab nicht ſchreckt,
Und die nicht Jo's Bremſe neckt!

Umſummt, umſchwirrt lag Morgens ſie,
Da ſeufzt' die Lieblingszofe:
„Geſtrenge Frau, bei'm Burggraf, wie
War's herrlich dort bei Hofe!
Soll ich, ihr ſeid ſo jung, ſo ſchön,
Im Wittwenbett verblühn euch ſehn!
Was meint ihr, wenn er käme,
Platz hier zur Seit' euch nähme?“

Du Natter! in des Sprichworts Sinn,
Trägſt du zum Quell das Waſſer hin!

„Hör', Trutchen, ſchleiche du dich fort,
Sei dienſtbar mir im Stillen,
Laß fallen manches kluge Wort,
Schlau fördernd meinen Willen!“
Sie flink bei'm Frühmett-Glockenſchall,
Zieht Burſch' und Klepper aus dem Stall,
Strebt raſch mit feinen Ränken
Ihr Werk zum Ziel zu lenken.

Wirf nur den Angelhaken aus,
Doch wird der Fiſch dir auch zum Schmaus?

Den Burggraf wurmt nun manche Jagd
In fremdem Luſtgehege,
Vergeltend, dräuend, ſein Verdacht
Weckt Ahnungsſorg' ihm rege.
Er ſpricht: „Der Gräfin Orlamünd'
Iſt Hinderniß ihr Zwillingskind,
Von ihrem Traualtare
Ziehn mich zwei Augenpaare.“

Dich leitet Klugheit, doch mich ſchreckt
Der Vorwandsſchleier, der ſie deckt.

Ein Blitz bei Gertrud's Botſchaft ſchlägt
Der Wittwe durch die Glieder,
Erröthend und erbleichend frägt
Sie ſtotternd, frägt, und wieder. —
Ihr guter Geiſt, der längſt ſchon ſtrebt
Umſonſt, nun weggewandt, erbebt,
Vermags nicht länger, hebet
Den Fittig und entſchwebet.

Kennt ihr ein Wetterglas, hervor
Tritt, wenn die Jungfrau weicht, der Mohr?

Das Zwillingspaar auf jungem Klee
Im Schatten lächelnd ſpielet,
Und ſanft beſtreut im Blüthenſchnee
Mit Händchen, Füßchen wühlet;
Schon keimt's in ihrem Sinn empor,
Und Herzensblümchen ſprießen vor,
O ſeht, wie's Schmeichelbübchen
Umhalſ't ſein Schweſterliebchen!

Das Vög'lein ſingt im Morgenthau
Und Abends würgt's des Sperbers Klau'!

Sie geht vorbei mit raſchem Fuß,
Den Lieblichen, die Mutter,
Sie lall'n und werfen Kuß auf Kuß
Holdſelig hin der Mutter,
Doch, was giebt ihnen ſie zurück?
O, fragt nicht, ihr Medea-Blick
Zeigt ſattſam, was ſie brüte
Im mörd'riſchen Gemüthe.

Es haspelt ſchaudervoll dein Knäul
Sich ab, in Gräul verwebt ſich Gräul!

Schon iſt durch Mutterhand vollbracht
Der Frevelthaten Fülle!
Den Jammeranblick, Mitternacht,
Deck' ihn mit ſchwarzer Hülle!
Und du? — Umſonſt die Linke reibt
Die Rechte, unvertilgbar bleibt
Geſprenkelt rothes Leben
An deinen Fingern kleben!

Das Weltmeer, könnt' es Bad dir ſein,
Es wüſche nicht die Flecken rein!

O ſeht, wie hold das Engelpaar —
Zum Sarge ward die Wiege,
Zum Siegsgewand der Grabtalar —
In Himmelsträumen liege!
Die Todeswund' iſt wohl verſteckt,
Ein unſchuldsvolles Häubchen deckt

Dem Knäblein und dem Mädel
Ach den durchſtochnen Schädel!

Geprägt in Todeszügen ſteht,
Ach, für die Mutter ein Gebet!

Auf volkbeſä'ter Straße zieht
Der Leichenzug der Kleinen,
Wehklage jammert, Andacht glüht,
Und aller Augen weinen.
Willſt du in tiefer Kloſtergruft,
Beſchirmet treu vor Zeit und Luft,
Die Zwillingsſärge ſehen?
In Himmelskron ſie ſtehen.

Da flammten, wohl manch' hundert Jahr,
Zwei Lämpchen ihnen am Altar.

Unſichtbar ſchwebt und ſinkt und ſteigt
Die ernſte Rächerwage,
Umher von Mund zu Ohr ſchon ſchleicht
Die ſchaudervolle Sage.
Die edlen Häupter des Geſchlechts
Berathen ſich, ihr Spruch des Rechts
Schließt in des Kerkers Enge
Sie ein auf Lebens Länge.

Im Wonnebett der Liebesrauſch
Und Züchtlingsſchragen, welch ein Tauſch!

Hof heißt die Stadt im Frankenland
Da ſtarr'n des Zwingers Zinnen,
Die enggewölbte Felſenwand
Umſchließt das Räumchen drinnen.
Durch's Gitter blinzt des Tages Spur,
Es pflaſtern Kieſelchen die Flur,
Nur Bank und Tiſch und Schragen
Sind Hörer ihrer Klagen.

Die hohlgetret'ne Kieſelflur
Trägt ſtürmender Verzweiflung Spur.

Bei'm Mittagsglöckchen ſchiebt ſich ein
Mit Faſtenſpeiſ' ein Teller,
Durch ſchmalen Spalt, es perlt ihr Wein
Im Quell und nicht im Keller.
Ach, und der Troſt, den uns gewährt
Des Menſchen Aug', iſt ihr verwehrt,
Kein Laut aus Menſchenkehle
Nah't ihrer Jammerhöhle.

Sie muß den Todtenkopf auf zween
Gekreuzten Knochen vor ſich ſehn!

Es ſteigen raſtlos Sonnen auf,
Es ſinken Sonnen nieder,
Und wechſelnd kehrt der Stundenlauf
In Lenz und Winter wieder.
Unſeelig Weib! Es rächt Natur
An dir ſich, Nacht und Winter nur
Umgiebt dich, keine Schonung
Blickt mild in deine Wohnung.

Dem Jammerflehn der Richter Ohr
Bleibt eiſern wie dein Kerkerthor.

Doch mählig, mählig wirkt der Zeit
Geheimer Zauber, ſchleichend
Wirkt Kerkerqual und Einſamkeit,
Das Felſenherz erweichend;
In einen Abgrund dringt ihr Blick,
Erbebend ſchaudert ſie zurück,
Stets gräßlicher entfalten
Sich ihr die Gräulgeſtalten.

Des Steines Kieſelſchooß, berührt
Vom Stahl, den Funken ſo gebiert.

Jedoch ihr lodert nicht in Gluth,
In laut'rer Flamm' ihr Funken,
Sie zagt und in Verzweiflungswuth
Liegt troſtlos ſie verſunken;
In ihrer Bruſt gewidmet war
Euch nimmer noch ein Weihaltar,
Euch beiden Himmelstöchtern
Des reinen Flämmchens Wächtern.

Ach, Glaub' und Lieb', aus eurer Hand
Ward ihr noch nie ein Himmelspfand.

O, hätteſt du als Sünderin,
In Staub und Aſche büßend,
Zermalmt das Herz, zerknirſcht den Sinn,
Gefleht, in Zähren fließend.
Dann hätten Glaub' und Lieb', erweicht,
Den Tröſtungsbecher dir gereicht,
Dann hätt' ein Blick von Oben
Das welke Herz gehoben.

Das Segenspflänzchen, perlenfeucht,
Von Früchten ſchwer die Sproſſen beugt.

Es ſteigen raſtlos Sonnen auf,
Es ſinken Sonnen nieder,
Und wechſelnd kehrt der Stunden Lauf
In Lenz und Winter wieder.
Kein Schimmer tagt, ſie troſtlos liegt,
Des Jammerlebens Quell verſiegt,
Der ſchwache Puls nur ſchläget
Von Todesgraun erreget.

Kein Labetröpfchen lindernd kühlt
Die Gluth, die ihr im Buſen wühlt.

Dem Ruhegeber, der befreit
Vom Joch den Lebensmatten,
Ihn bettet nach des Frohnens Zeit
In kühlen Grabesſchatten,
Dem Leidenlöſer, der nur reicht
Die Freundeshand, der ſelbſt ſchon leicht
Geſchürzt ſich fühlt zu dringen
Empor auf freien Schwingen.

So wie er ſproßt, im Neſte ſchon,
Den Fittig prüft des Adlers Sohn.

Gebrochnen Auges, wild ſie ſtarrt,
Die letzten Kräfte ſinken,
Sie röchelnd, zuckend, angſtvoll harrt — — —
Er nah't, ſie ſchaut ſein Winken.
Der Knochenmann, der ſchreckt ſie nicht,
Sie ſchreckt das ernſte Strafgericht,
Der Richterwage Neigen,
Ach, ihrer Schaale Steigen!

Wär' unſer Auge ſchuppenlos
Wir ſchauten unſrer Schaale Loos.

Ihr Stündlein ſchlug! — Verdammt ihr Geiſt,
Gebannt in enge Sphäre,
Irrt unſtät, ruhelos, verwaiſ't
Umher in öder Leere.
Der alte Sehnſuchtstrieb nicht ruht,
An Albrecht's Stamm, an Zollern's Blut —
So Drang und Zwang ſich gatten —
Geheftet bleibt ihr Schatten.

Wohin des Burggrafs Sippſchaft reicht,
Des Weibes Schemen dort ſich zeigt.

Gehüllt in weiße Wittwentracht,
Im weißen Nonnenſchleier,
So ſchleicht ſie nun um Mitternacht
Durch Burg- und Schloß-Gemäuer,
Die bleichen Händ' in's Kreuz gelegt
Auf flachem Buſen, unbewegt
Den Blick geſenkt zur Erde,
Mit ſtarrer Leichgeberde.

Die weiße Frau! Sie, allbekannt,
Zuerſt geſehn in Frankenland.

Wechſelgeſang Iſraels bei ſeiner Erlöſung aus der Babyloniſchen Knechtſchaft.

(Fragment aus dem Drama: Belſazer.)

Chor der Greiſe.

Du hatteſt, Adler, dem von dem Aufgang her
Der Retter winkte, hatteſt vom Erdenſaum,
O Mann, die Bahn, vollbracht, und nahe
Säuſelt' es unter dem Fuß' und Fittig.

Wir zagten noch! O zürne, du Retter, nicht
Uns Erdenſöhnen, denen zum Erbe ward

Die Kleinmuth; die nach ihres Herzens
Spanne dich meſſen und dein Erbarmen!

Chor der Männer.

Hüter; freudig erſchallt nun von der Warte dein
Jubel! Hüter, die Nacht hat ſich in Sonnenſtrahl
Nun verwandelt, die Klage
Nun verwandelt in Harfenklang!

Feſſel, du biſt gelöſ't! Kerker, geöffnet ſind
Deine Thore! Du liegſt, blutige Drängerin,
Liegſt im Staub', und im Staube
Liegſt du, Wüthrich, o Belſazer!

Chor der Greiſe.

Hinab, o Babel! Setze, Geſchändete,
In Aſch' und Staub dich! Stolze Chaldäerin,
Entflechte deine Locken, ſchürze
Dich, und ermatt' an der Mägde Mühle!

Du zarte Lüſtlin, krümm' in der Feſſel dich!
Wie deine Sklaven unter der Geißel einſt.
Ha, frei ſind ſie! Nun ſtampft auf deinen
Nacken die Ferſe des Ueberwinders!

Chor der Männer.

Erdenkönigin einſt! hüll' in den Schleier dich,
Wittwe! ſcheere dein Haupt; ſchleich' in den Zauberkreis;
Laß die Meiſter des Glücks dir
Rettung leſen im Sternenlauf!

Ach, ſie zagen, wie du, hüllen ihr graues Haupt
In den Mantel! — Wo war eure geprieſene
Kunde? Winkt der Mond euch
Keine Deutung der Flammenſchrift?

Chor der Greiſe.

Der Blitzſtrahl ſchießt! und plötzlich erſchallet laut
Des Donners Stimme! Siehe, ſo folgte ſchnell
Der Flammenſchrift das Angſtgewinſel,
Schallte das Echo der Siegsdrommete!

Chor der Männer.

Unſre Danke mit ihr! Sonne der Hoffnung, du
Mond des Troſtes und du, untergegangen war't
Ihr, und Dunkel umhüllte
Unſern Kerker der Dienſtbarkeit!

Zweiter Wechſelgeſang

(anderer Greiſe und anderer Männer).

Chor der Männer.

Aus iſt's, Treiber, mit dir! Siehe zerbrochen iſt
Deine Geißel des Frohns, und in dem Staube liegt
Deiner wüthenden Herrſchaft
Völkertilgender Königsſtab!

Chor der Greiſe.

Nun fei'rt die Erde! Libanon's Jubel tönt,
Die Ceder rufet rauſchend der Tanne zu:
Der ſtolze Dränger liegt! Nun dröhnet
Uns an der Wurzel nicht Axt und Hammer.

Die Hölle jauchzte, da du hinunter ſankſt,
Vom Seſſel hoben ihre Tyrannen ſich,
Und ruften höhnend: Ha! wie uns, ſind
Dir nun gefallen die Qualenlooſe!

Chor der Männer.

Deine Pracht iſt dahin! König, es ſchwindet dir
Tanz und Feiergeſang. Schwelger der Frevelluſt,
Nun ſind Motten dein Bette,
Deine Decke die Würmerbrut!

Endlich ſankſt du hinab, flammender Unglücksſtern!
Ha! du ſtrebteſt den Stuhl über die Sterne des
Lichts zu heben, zu fahren
Hoch auf Wolken, ein Gott, einher!

Chor der Greiſe.

Zur Hölle fährſt du, Wüthrich! Es ziſchet dir
Der Schatten Lache! Dir, o du Dürſtender
Nach Blut der Völker, der zur Wüſten
Machte das Land, und zur Trift die Städte.

Zwar viele Fürſten, Dränger des Landes, ruhn
Im Marmorgrabe! So nicht, o Belſazer,
Dein Leib! Er wird auf Scheidewege
Wie ein veraltet Gewand, geworfen.

Chor der Männer.

Da vermodre, Tyrann, deine zertretene
Leiche! Würger des Volks, der du in's eiſerne
Joch der Knechtſchaft die Deinen
Zwangſt, und Freie des Nachbarlands!

Die vier Chöre der beiden Wechſelgeſänge.

Der du den Dränger ſchlugſt und die Drängerin,
Der du den Deinen löſeſt der Knechtſchaft Joch,
O ſtürze jeden Dränger, löſe
Jedem Gefeſſelten ſeine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; ſchon dämmerſt du Freiheits-
Morgen! Es duftet der Thau ſchon und die Pappel des Thales.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig!
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick;

Chor der Jungfrauen.

Schweſtern, wendet euch weg von der Morgenröthe nach Salem:
Wendet das Aug', und in ihm feuchte die Sehnſucht den Blick!
Du auch blickſt nach Salem, o ſchöner Morgen der Freiheit!
Lieblich duftet dein Thau, labet die Roſe des Thals!

Hananja, Miſael und Aſarja.

Erhebt die Häupter! Schaut der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel ſchwebet
Schön, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein ſchöner Morgen! ſchöner als Lenze ſind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat,
Läßt ſeines Auges Sonne leuchten,
Iſrael, träuft dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aelteſten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwangre gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O, dann grünſt du empor, Juda, ein triefender
Oelbaum, rankeſt empor, Iſrael, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskol's
Bach die Rebe des Wunderſtamms.

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwerdt, und geſchmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unſer Retter im Himmel iſt unſer Schild, und es flammet
Seines Engels Schwerdt auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O, dann blüht, wie die Roſ' im Thale, die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unſchuld Gewand blendet im Lilienglanz;
Myrtenkränze ſchmücken ihr Haar, uud ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr ſittſam den Schooß.

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reifet mit Früchten das Bette der Keuſchheit;
Heil dir, die du gebierſt! Heil dir, o ſäugendes Weib!
Wir gebahren und ſäugten mit Jammer! — mit Wonne gebierſt du
Kinder des Segens, und ſäugſt Kinder des Segens, o Weib!

Chor der Greiſe.

Kindlein, euch ergreifet die Hand, die das Auge nicht ſiehet,
  Leitet auf ebener Bahn euch in ein heiliges Land.
Auch wir ſtrauchelten ohne ſie! und ohne des Führers
  Leuchte verlöre den Pfad unſer verlöſchender Blick!

Hananja, Miſael, Aſarja.

Der du, ſchaun wir empor, uns auf der Berge Höh'
Zeigſt den ſegnenden Strahl, faſſe der Wallenden
  Rechte, leucht' uns, und führ' uns
  In ein heiliger Vaterland!

Alle Chöre.

Greis, und Jüngling, und Mann, ſiehe, wir ſchaun empor!
Weib, und Jungfrau, und Kind! Faſſe der Wallenden
  Rechte, leucht' uns, und führ' uns
  In ein heiliger Vaterland!

Fragment aus dem Trauerſpiel Otanes.

Chor.

Im Purpurzelte ſaß, im entfernteſten
Der Winkel, tief zur Erde das Haupt gebeugt
  Die Fürſtin Suſias, entflochten
  Sank das Gewebe der braunen Locken.

Umringt von Mägden, hüllten die Traurende
Der Magd Gewande; aber es täuſchte nicht
  Der Tugend Würde, nicht der Schönheit
  Liebliche Blume den Blick der Sieger.

Da floß die Thräne, rann auf den Schleier, rann
Auf ihre Füße; jammernd zerriß ſie das
  Gewand, und ſchlug den Schwanenbuſen!
  Banges Gewinſel der Jungfraun folgte.

Sie kannte nicht den Sieger, den edelſten
Der Götterſöhne, der von dem Weibe weg
  Sein Auge wandte, heilig, wie die
  Schweſter ſie ehrte, dem Gatten rufte.

Die Schlacht begann, der Donner des Wagenheers
Erſcholl, da kam ſie, hielt in der rechten Hand,
  Umweht vom Fittig, einen goldnen
  Helm in der linken ein Halsgeſchmeide.

Des Panzers Purpur wallt ihr vom Arm hinab;
So ſtand ſie vor ihm — „Weib, du entzeuchſt den Schmuck
  Dir ſelbſt!" — Ach, Abradates, du nur
  Biſt mir mein Ruhm, mein Stolz, mein Kleinod!

Sie ſelber ſchmückt' ihn, doch ihr entträufelten
Des Kummers Zähren, die ſie umſonſt verbarg;
  Da ruft ihm die Drommete — leiſe
  Flüſterte ſie mit der Liebe Worten:

„War je ein Weib, das mehr wie die Seele den
Geliebten liebte, bin ich das Eine Weib!
  O, ſtreite deiner werth, ich ſcheu ein
  Leben der Schmach, doch mit dir den Tod nicht!"

Ernſt und wehmuthsvoll hob er das Auge gen Himmel:
  Beſter, größter Gott, mache des Weibes mich werth!
Fleht' er, und ſprang in den Wagen, und faßte die Zügel indeſſen
  Küßte das liebende Weib, bis es entrollte, das Rad.

Ach, noch röthete nicht Paktolo's Welle der Abend,
  Als des Leichnams Haupt ihr in dem Schooße ſchon lag;
Ruhig blickte die Weinende bald gen Himmel und ruhig
  Bald auf den blutenden Leib ihres Geliebten hinab.

Denn ſie war entſchloſſen; ſie hatte den Tod und das Leben
  Ernſt gewogen: den Tod hatte die Treue gewählt;
Sterbend ſank der Liebenden Haupt auf die Bruſt des Geliebten;
  Beide ſchwebten zugleich in die Gefilde des Lichts.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Bruder des Vorigen, wurde am 7. November 1750 in dem holſteiniſchen Flecken Bramſtedt geboren, er ſtudirte in Göttingen, wo er ebenfalls zu dem Dichterbunde gehörte und machte dann eine größere Reiſe mit ſeinem Bruder. Nach ſeiner Rückkehr anfangs däniſcher Kammerjunker in Kopenhagen, erhielt er im Jahre 1777 die Stellung eines fürſtbiſchöflich lübeckiſchen bevollmächtigten Miniſters daſelbſt. 1789 ging er als däniſcher Geſandter nach Berlin, wurde 1791 Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung zu Eutin und bereiſte in demſelben Jahre mit ſeiner zweiten Gemahlin Italien. Gewiß war dieſe Reiſe nicht ohne Einfluß auf Stolberg's ganze Gemüthsſtimmung und das Ereigniß, das mit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts ſo großes Aufſehen erregte. Er war ein vieljähriger Freund von Johann Heinrich Voß, aber ſchon erregte ſein „Sendſchreiben an einen holſteiniſchen Kirchſpielvogt in Schweden," in welchem er ſich der Einführung der neuen von Adler verfaßten ſchleswig-holſteiniſchen Kirchenagende widerſetzte, bei den Liberalgeſinnten Befremden und Verdacht. Hatte er ſich in derſelben aber, wenn auch pietiſtiſch, doch als einen ſtreng lutheriſchen Orthodoxen gezeigt, ſo mußte ein Zeitalter, das die geheimen Uebergänge von dieſem Standpunct zum katholiſchen noch nicht kannte, auf das Aeußerſte erſtaunen, als Stolberg im Jahre 1800 alle ſeine Aemter niederlegte, nach Münſter ging, und, mit den größten Opfern, nebſt ſeiner ganzen Familie, von der nur Agnes, die älteſte Tochter ſich ausſchloß, zu der römiſchen Kirche übertrat. Das Erſtaunen ſprach ſich in zahlreichen Schriften, oft mit großer Erbitterung gepaart, aus; am tiefſten mußten Stolberg die heftigen Vorwürfe ſeines früheren Freundes, des alten Voß, der noch 1819 ihn angriff, verwunden. Er lebte längere Zeit zu Münſter und ſeit 1812 zu Tatenfeld bei Bielefeld. Endlich zog er ſich auf ſein Gut Sondermühlen im Osnabrückiſchen zurück, woſelbſt er am 6. December 1819 geſtorben iſt; noch ſeine letzten Tage waren durch Voß' Schrift getrübt. Er war auch Ritter des ruſſiſchen Alexander-Newsky- und St. Andreas-Ordens und ſeit 1815 Doctor der Philoſophie.

Von ihm erſchien:

Homers Ilias. 2 Thle. Flensburg und Leipzig, 1778. 1793. 2 Bde.
Jamben. Leipzig, 1784.
Die Inſel. Leipzig, 1788.
Reiſe nach Italien. Königsberg, 1794. 4 Thle.
Die Weſthunnen. Eutin, 1794.
Platons auserleſene Geſpräche. Königsberg, 1796—97. 3 Thle.
Vier Tragödien des Aeſchylos. Hamburg, 1802.
Oſſian's Gedichte. Hamburg, 1806. 3 Thle.
Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. Hamburg, 1806—1818. 15 Thle.
Büchlein von der Liebe. Hamburg, 1821. 3. Ausg.
Leben Alfred's des Großen. Münſter, 1816.
Drei kleine Schriften. Münſter, 1818.
Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamburg, 1819—21. 2 Thle.
Kurze Abfertigung der langen Schmähſchrift des Hofrath Voß. Hamburg, 1820.
(Ueber die mit denen ſeines Bruders zugleich erſchienenen Werke', vergl. den vor. Artikel.)

Ueber die poetiſchen Arbeiten der beiden Brüder (ſ. den vorigen Artikel) ertheilt Bouterweck in ſeiner

Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Bd. XI. S. 403 ſehr treffend mit folgenden Worten: Die Brüder Chriſtian Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1748, und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1750, theilten mit ihren Freunden Voß und Bürger ſchon zu Göttingen das Intereſſe für deutſche und griechiſche Poeſie. Ihre Gedichte, die zuerſt durch die Muſenalmanache und das deutſche Muſeum bekannt wurden, gaben ihrem Namen bald ein Gewicht, das noch vermehrt wurde, als im Jahre 1778 die homeriſche Iliade in Hexametern überſetzt von dem Grafen Friedrich Leopold zu gleicher Zeit mit Bodmer's Ueberſetzung deſſelben Gedichts herauskam. In dem folgenden Jahre beſorgte Boie eine Ausgabe der erſten Sammlung eigner Gedichte der beiden Brüder. Seit dieſer Zeit ſind zu denen vom Grafen Chriſtian nur wenige hinzugekommen, unter andern im Jahre 1787 zwei Schauſpiele mit Chören zugleich mit ähnlichen vom Grafen Friedrich Leopold, der nicht lange vorher, im Jahre 1784, in ernſten Satyren unter dem Titel Jamben ſich von einer neuen Seite gezeigt hatte. Der hohe Adel des Gefühls, durch den ſich faſt alle dieſe Gedichte, ſelbſt die volksmäßigen und kindlichen, auszeichnen, hätte ihnen unter Gleichgeſinnten Freunde erwerben müſſen, wenn auch ihr eigentlich poetiſcher Werth geringer wäre. Aber ſie gehören auch als Gedichte zu den vorzüglicheren aus dieſer Periode der deutſchen Literatur. Die Phantaſie ſchwingt ſich in ihnen nicht immer ſo hoch, wie das Gefühl; aber ſie erhebt ſich kraftvoll über das Gemeine, und verarbeitet den anziehenden Stoff in glücklichen Gedanken und Bildern mit männlicher Leichtigkeit zu einem ſchönen Ganzen. In der gewählten und doch ungezwungenen Sprache erkennt man die Zöglinge der alten Claſſiker. Im lyriſchen Rhytmus wird der Graf Friedrich Leopold von keinem deutſchen Dichter übertroffen. Er iſt auch der Einzige, deſſen Balladen in der Nähe derer von Bürger einen ehrenvollen Platz behaupten. In den Schauſpielen mir Chören, in gleichem Geiſt und Style von beiden Brüdern, wird das dramatiſche Intereſſe, das man vermißt, durch das lyriſche wenigſtens ſo weit erſetzt, daß Gefühl und Phantaſie immer hinlänglich beſchäftigt bleiben. Die Ueberſetzung der Iliade vom Grafen Friedrich Leopold mußte der von Voß den Platz räumen; aber ſie verdient im Andenken zu bleiben als ein Verſuch, den griechiſchen Dichter mit einer prunkloſen Feierlichkeit reden zu laſſen, die freilich verſchieden von ſeiner patriarchaliſchen Naivetät iſt.

Aus F. L. Grafen Stolberg's Gedichten und Jamben.

Ode.

An den Mai.

Eile nicht, ſchönſter Sohn des bunten Jahres!
Schüttl', o glänzender Mai, die Roſenflügel
Ueber dieſer Wölbung der Eiche, dieſer
Wölbung der Buche,

Deren verſchlungne Wurzeln Sitz mir bieten,
Deren Wipfel umſchlungen kühle Schatten
Senken, und mit wehendem Luftgeſäuſel
Sprachlos mir ſchmeicheln;

Hier, wo die Biene mich umſummet, vor mir
Sich an ſchwebendem Faden wiegt die Raupe,
Wo mir einſam Horchenden, einſam tönend
Wehmuth und Wonne.

Sehnſucht und leiſe Hoffnung Philomele
Singt in's ahnende Herz, bis laute Chöre
Rund umher wetteifernder Nachtigallen
Wecken den Träumer.

Bindet den holden Mai mit Geisblatt, Kinder,
Ihr mit Ranken des Weines, daß ſein Fittig
Weile; lulle, freundliche Philomele,
Lull' ihn in Schlummer!

Der Harz.

Herzlich ſei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geiſtes,
Denn das blache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und ſtrömt in den genügſamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewäſſerten
Aue brüllet der Stier, ſtampft das geſättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der ſchirmende Forſt deinem erhabenen
Nacken ſchattet! er nährt ſtolzes Geweihe dir!
Dir den ſchnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, ſelten mit goldenem
Fluche ſchwanger, verleiht nützendes Eiſen uns
Das den Acker durchſchneidet
Und das Erbe der Väter ſchützt.

Dir giebt reinere Luft und die teutoniſche
Keuſchheit Jugend von Stahl; mooſigen Eichen gleich,
Achten ſilberne Greiſe
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeiſterung;
Felſen jauchzten zurück, wenn ſich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Herrmann vernahm's! Sturm war ſein Arm! ſein Schwerdt
Wetterflamme! betäubt ſtürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeſchlechts Enkel verhülleten
Herrmanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopſtock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia dir! Furchtbar und ewig ſteht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsſchlachten! und donnernd
Dich unſterblicher Lieder Klang!

Die Natur.

Er ſei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle ſind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunſt
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunk'ner Begeiſterung
Die ſtumme Lippe! Schauer begegneten,
In hoher Wallung ſeiner Seele
Nie mit der ſteigenden Morgenſonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger,
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' iſt Taumel, oder Schlafſucht!
Wehmuth und Wonne des Weiſen Erbe!

Er iſt kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Iſt Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerſchlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich ſpotte! —

Ich ſeiner ſpotten? — Weh mir! O zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Staub ergriff
Den Mann von Staub, daß er des Staubes
Spottete, den er beweinen ſollte!

O ſei geſegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch geſegnet, du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!

Nur reinen Herzens duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen ſind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einſamkeit, können nur ſie ertragen!

Woll'ſt oft, o ſanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernſte Pfade leiten, im Mondenſchein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!

Dann werden oft ſich ernſte Betrachtungen
In Harmonieen wandeln, Begeiſterung
Wird mich erfüllen, daß die Thale
Hallen mein Lied und die Felſengänge!

Wenn du mich förder leiteſt, Natur, ſo ſoll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es ſoll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel ſchmücket!

Frauenlob.

Traun, der Mann iſt Neides werth,
Dem ſein Gott ein Weib beſcheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falſch, den Täublein gleich!

Seiner Wonne Maaß iſt groß!
Seine Ruhe wechſellos!
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den ſolch' Weiblein tröſten kann!

Gleich des Mondes Silberblick
Lächelt ſie den Gram zurück;
Küßt des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen ſeinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn von Zorn die Bruſt ihm glüht
Und ſein Auge Feuer ſprüht;

O! dann ſchleicht ſie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Alſo kühlt der Abendthau
Die verſengte Blumenau!

Keine Mühe wird ihm ſchwer!
Keine Stunde freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Laſt
Harret ſein die ſüße Raſt!

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken Beider Augen zu!
Ihrer keuſchen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand!

Gott ſchenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm!

Mit verſchämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter! glühn
Mit der Mutter Unſchuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenſchein!

Drob erfreut der Vater ſich,
Drob die Mutter inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preiſ't den Geber früh und ſpät!

Gold hat keinen noch beglückt;
Falſcher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden haſcht, greift Sand!
Wiſſenſchaft iſt oft ein Tand.

Aber Weiber giebt uns Gott!
Ohne ſie iſt Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch!
Lieben uns im Himmel noch!

Das eine Größte.

Ländliche Ruhe, Freundſchaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude! Freiheit giebt uns
Mannſinn! aber göttlich zu leben iſt das
Einige Größte!

Lied eines alten ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

Sohn, da haſt du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu ſchwer!
Nimm den Schild und dies Geſchoß
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm ſchon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwerdt und Streitart ſtumpf gemacht!

Herzog Rudolf hat dies Schwerdt,
Axt und Kolbe mir verehrt,
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verſchmähte Heinrich's Sold!

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolf's Muth
That mit ſeiner linken Hand
Noch dem Franken Widerſtand!

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiſer Conrad rüſtet ſich!
Sohn, entlaſte mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umſonſt dies Schwerdt
Für der Väter freien Heerd!
Sei behutſam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer ſei zum Kampf bereit!
Suche ſtets den wärmſten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widerſteht!

Wenn dein Haufe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein feſter Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwerdt,
Sieben Knaben, Deutſchlands werth!
Deine Mutter härmte ſich
Stumm und ſtarrend, und verblich.

Einſam bin ich nun und ſchwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber ſiebenmal,
Denn der ſieben andern Fall.

Drum ſo ſcheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich,
Freut dein alter Vater ſich!

Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich ſcheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er der letzte ſeines Stammes,
Weinte ſeiner Söhne Fall;
Zwiſchen moosbewachs'nen Mauern
Tönte ſeiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greiſes Troſt und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte ſie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! ſie weinte ſelbſt im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenſter ſchien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horſt, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte ſeines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einſt bei'm freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre ſanften Augen ſtrebten
Ihn zu ſtrafen, ach! da bebten
Thränen auf das Buſenband.

Horſt entbrannte, blickte ſeitwärts
Auf ſein ſchweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer ſprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er ſeinen Handſchuh
In der Agnes keuſchen Schooß:
„Albrecht nimm! Zu dieſer Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum geſagt, ſchon flog ſein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und beſtieg ſein Roß;
Freute ſich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich ſchimmerte die Rüſtung
In der Abendſonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirſche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes ſich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht ſinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang' von leiſer Ahndung ſpornet
Horſt ſein ſchaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauſes Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und ſtürzt ſich in ſein Schwerdt.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt ſie ſo zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verſchied im ſtummen Harm.

Stimme der Liebe.

Meine Selinde! denn mit Engelſtimme
Singt die Liebe mir zu, ſie wird die Deine!
Wird die Meine! Himmel und Erde ſchwinden!
Meine Selinde!

Thränen der Sehnſucht, die auf blaſſen Wangen
Bebten, fallen herab als Freudenthränen!
Denn mir tönt die himmliſche Stimme: Deine
Wird ſie! die Deine!

An Jünglinge.

Ihr fröhlichen Jünglinge, höret
Den fröhlichen Jüngling! Er lehret
Euch glücklich und weiſe zu ſein.
Heut iſt mir's im Herzen ſo helle!
Ich ſchöpfe die Freud' aus der Quelle
Im alten Hungariſchen Wein!

Auf, wackre Geſellen, und tränket
Mit Freude die Seelen! Es kränket
Den hölliſchen Drachen das Glück.
Doch hütet euch, Brüder! Er lauſchet,
Und wo ſich ein Jüngling berauſchet,
Da grinzt er mit ſchielendem Blick!

Oft führt er bei nächtlichen Fackeln
Die Reigen der Thoren; ſie wackeln
Frohlockend, und träumen nicht Harm.
Er führt ſie im Taumel des Tanzes;
Noch duften die Blumen des Kranzes,
Schon hält ſie die Lais im Arm.

Ich warne dich, flatternde Jugend:
Oft grenzet die Freude der Tugend
An giftiger Laſter Genuß.
So ſchleichet, im freundlichen Schatten
Der Pappel, auf blühenden Matten,
Die Natter, und ſticht dich im Fuß.

Drum merke dir, was ich dich lehre:
Auf daß dich der Feind nicht bethöre,
So ſuche dir heut' noch ein Weib!
Statt länger zu flattern, erwähle
Ein Mädchen mit lieblicher Seele,
Und eben ſo lieblichem Leib!

Es halte ſich jeder zur Schande,
Zu fliehn die holdſeligen Bande,
Womit uns ein Weibchen umſchlingt!
Sie führt uns am roſigen Bändchen,
Mit ſammtnen, liebkoſenden Händchen,
Bis ſie in den Himmel uns bringt!

O Wonne, ſein Weibchen zu wiegen
In Armen der Liebe, zu liegen
Bei'm Weibchen in ſüßem Genuß!
Ich achte, mit neidenden Blicken
Und ſchmachtendem Geiſterentzücken,
Umſchweben die Engel den Kuß.

Ich hätt' euch noch vieles gelehret;
Das Mädchen hier hat mich geſtöret;
Sie weckte den Trunknen dort auf.
Wart, Braune! Gleich wirſt du ihm büßen!
Er ſtraft dich mit duftenden Küſſen,
Und haſcht dich im wankenden Lauf!

Die Büßende.

Ballade.

Hört, ihr lieben deutſchen Frauen,
Die ihr in der Blüthe ſeid,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich ſelbſt nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken ſollt ihr ſchauen,
Wie ein Ritter, ſonder Glimpf
Rächte ſeines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuſchheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittermann von weiten,
Der zum Kaiſer ſollte reiten,
Von Navarra's Fürſt geſandt
In das heil'ge deutſche Land.

Einſt da Strom und Nachtwind brauſ'te,
Und ſein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutſcher Ritter hauſ'te,

Deſſen Hof der Sturm durchſauſ'te,
Und der Ulmen Haupt zerſauſ'te;
Freudig leitet' er ſein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erſtarrt;
Denn des Winters Froſt war hart.
Bald erſchienen edle Knappen,
Forſchten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten ſeinen treuen Rappen,
Führten dann bei Fackelſchein
Ihn in den Palaſt hinein.

Herzlich, nach der Deutſchen Weiſe,
Ging auf ihn der Deutſche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh'
Nach der ſchweren Winterreiſe,
Und erquicke dich mit Speiſe!
Sieh', es glänzt von Reif und Eiſe
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch iſt deine Hand erſtarrt." —

Bei der krummen Hörner Schalle
Führt er den erfrornen Mann,
Einen Windelſteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter ſtanden alle,
Aus gegoſſenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl
In dem ungeheuern Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und ſchon ſitzen ſie am Tiſch,
Unſre Helden trinken friſch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welſcher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre ſich;
Stumm und langſam feierlich,
Kommt ein Weib in ſchwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geſchmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geſchornem Haupte, ſchön
Wie der blaſſe Mond zu ſehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaß;
Ihm entſank ein Doppelglas.
Und er zweifelte ob Leben
Wär' im Weibe, ob ſie ſchweben,
Senken, oder ſich erheben
Würde, ein Geſpenſt der Nacht,
Das in grauſen Stunden wacht.

Aber näher kam ſie ihnen,
Setzte nun ſich an den Tiſch,
Aß zween Biſſen Brod und Fiſch,
Und ſie ſchellte; da erſchienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt ſie! er verſteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und ſchon hält er in der Linken
Einen Schädel, ſpült ihn rein,
Gießet Waſſer dann hinein,
Hälts ihr ſchweigend dar zu trinken;
Ach! ſie läßt die Augen ſinken,
Sieht den naſſen Schädel blinken,
Starret vor ſich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

„Ich beſchwöre dich, zu ſagen,"
Hub der fremde Ritter an:
„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannſt du mit dieſen Plagen
So ſie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen ſtumme Klagen?
Sie iſt ſchön, wie Engel ſind,
Und geduldig wie ein Kind."

„Fremdling, ſie iſt ſchön! Ich baute
Auf die Schönheit all' mein Glück;
Labte mich an ihrem Blick,
Wann ſie bei der ſanften Laute,
Fromm und liebend auf mich ſchaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre ſchönen Augen logen!
Wer ergründet Weibesſinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat ſie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb ſich immer gleich und neu!

Als ich einſt von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da ſah mein erſter Blick,
Der ſie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm ſich,
Doch ihn traf der Todesſtich!

Aber ſie fiel mir zu Füßen,
Flehend: „Herr erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eiſen möcht ich küſſen,
Das da ſoll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugeſellt!" —

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seelen noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und fachte
Meines Zornes Gluth; ich ſprach;
„Büßen ſonſt du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führſt zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magſt du nach dem Heile ſtreben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angſt und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!"

Da thät ich ihr Haupt beſcheeren,
Nahm ihr Gold und Edelſtein,
Hüllte ſie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen ſie verzehren,
Magſt du von ihr ſelber hören.
Faſſe dich, und folge mir
Hier durch dieſe Seitenthür!" —

Und er führt' ihn eine lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führſt mich in ein Grab!" —
Rief der Ritter, und war bange.
„Graut dir ſchon vor dieſem Gange?
Aber horch dem leiſen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt ſie ihren Bußgeſang." —

„Halt! nun ſind wir an der Schwelle!" —
Rief der Deutſche, ſtieß an's Schloß;
Raſſelnd ſprang die Feder los,
Und ſie ſah'n ſie in der Zelle.
Von den Augen ſtürzt die helle,
Gottgeweih'te Thränenquelle,
Fließet aus zerknirſchtem Sinn,
Auf das off'ne Pſalmbuch hin.

„Ach! wie iſt ihr Schickſal bitter!"
Ruft der Gaſt, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der geſtrenge deutſche Ritter.

Wie getroffen vom Gewitter
Sieht er hinter einem Gitter,
O, wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe ſonder Haupt.

Als der Fremdling ſich ermannte,
Sprach der Deutſche: „Sieh' den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erſt für ſie im Stillen brannte,
Dann ſein Feuer ihr bekannte;
Den ſie ihren Trauten nannte,
Der mit ſeiner Frevelthat
Mir mein Bett beſchimpfet hat!

Das iſt nun ihr größtes Leiden,
Daß ſie ihren Ehemann,
Der ſolch' Leid ihr angethan,
Muß beſtändig um ſich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonſt, nun möcht' ſie gern ihn meiden,
Doch ſie ſieht ihn, und beim Mahl
Iſt ſein Schädel ihr Pokal.“ —

Ehe ſie das Weib verlaſſen,
Wünſcht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlaſſung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelaſſen
Mit geſenktem Blick und blaſſen
Lippen: „Ritter, nicht zu faſſen
Iſt mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd iſt recht geſchehn!“ —

Freundlich wünſchte ſie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angſt erſchüttern
Den Navarrer; ſie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in ſein Zimmer,
Bang' und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht.
Ach! er ſah ihr Bildniß immer,
Wie ſie bei der Lampe Schimmer
Spielte, ſang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib geſehn,
Das ſo elend war und ſchön.

Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er ſeine Rüſtung an,
Ging hinein zum deutſchen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram ſie tödte,
Aus dem Jammer ſie errette;
Sprach es, ſchwang ſich auf ſein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne ſank
Täglich in den bittern Trank.
Abgeſtorben allen Freuden,
Thät ſie jedes Labſal meiden,
Thät an ihrem Gram ſich weiden,
Sang den frommen Bußgeſang
Täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leiſes Stöhnen,
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des geſtrengen Mannes Herz.
Wer vermag ſich zu den Tönen
Leiſer Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer ſtummen Dulderin
Jeden felſenharten Sinn.

Sieh, er ließ ſein raſches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen ſolches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen;
Nahm ſie in ſein Bett von neuem,
Thät ſich weiblich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, ſtark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unſre Frauen zu belehren
Hab' ich ſolches kund gemacht,
Und in ſaub're Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und ſich täglich bei uns mehren.
Tauſend Schädel, die wir ſehn,
Sollten auf dem Schenktiſch ſtehn.

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräuſch des erdumgürteten Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht in nichtige Wolken
Eingehüllt, und ſchwindet hinab in die ſchauernde Tiefe.
Segnend ſtrahlſt du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet ſich dein! in ſchimmernde Feiergewande
Kleideſt du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres

Siehe, du leiteſt am roſigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt ſich in deine Safrangewande,
Aber, wie wachſen ſo ſchnell die Kräfte des himmliſchen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem ſtrahlenden Köcher,
Und ſchon ſchnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmliſcher, nicht! und ſoll dein Bogen ertönen,
O, ſo richte dein furchtbar Geſchoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der ſchneeigten Alpen herunter ſchmelzende Gipfel.
Und auf ſandige Wüſten, die Löwen und Tieger durchirren!
Zürne, Himmliſcher, nicht! Dir flehen der Vögel Geſänge;
Dir der ſäuſelnde Wald; und dir die duftende Blume
Wolleſt nicht des wehenden Zephyrs Flügel verſengen!
Wolleſt nicht austrinken das Labſal kühlender Quellen!
Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus ſtrahlender Urne
Leben auf die Natur! Du haſt die Fülle des Lebens!
Schöpfeſt, näher dem Himmel, aus himmliſchen Quellen, und dürſteſt
Selber nimmer! Als Gott, mit ſeiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf.
Millionen auf einmal, jede mit Erden umkränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürſtenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Alſo rief er. Gedenke deß, o Strahlende! Früher,
Oder ſpäter kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloſes Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche ſich ſtürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung
Wähne nicht zu vergehen! Der große Geber des Lebens
Wird gefall'ne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen! Wie du auf ſchwärmende Mücken herabſchauſt,
Schaut er ewig herab auf alle kreiſende Himmel!

Der Rheinſtrom.

(Fragment aus der Hymne an die Erde.)

Dir gebührt ein eigner Geſang, o Rheinſtrom! vor allen
Flüſſen Deutſchlands biſt du mir werth! Dich ſah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und ſtürmenden Winden und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felſenbahn leitet!
Muthiger rauſchet der Jüngling einher, und ſeiner Umarmung
Stürzet die brünſtige Reuß mit ſchäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langſam ſchlängelnder Krümmung.
O wie ſtürzt er donnernd herab bei'm hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felſen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der ſtaunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'rung Geſchrei, und heilige Schauer
Faſſen ihn, wie ſie die Felſen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernſt mit männlicher Kraft, theilſt du die Koſtnitzer Fluthen
Eileſt Städten vorbei, und trägſt auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, ſchützeſt die Grenzen des heiligen Reiches,

Und beſchenkſt die Ufer mit hangenden, goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! ſie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch ſinge,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, ſie fleußt ihm entgegen in ſanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geſchenke, den Reichthum der fruchtbaren Fränkiſchen Fluren;
Bringt ihm ſilberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felſen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt ſie mit mächtigem Arm, und führt ſie hinunter,
Durch kryſtallne Hallen, in ſeine ſtille Behauſung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die ſchönen Geſtade
Hallen weit umher vom Brautgeſange der Fluthen!

Lied.

Ich ging im Mondenſchimmer
Mit Lyda Hand in Hand,
Ach, ich vergeſſe nimmer,
Was da mein Herz empfand!

Bald ſchien die Nacht mir lauer,
Als ich vorher ſie fand,
Bald eilten kalte Schauer
Aus mir in ihre Hand.

Auf ihren Augen ſchwebte
Des Mondes Silberſchein,
Auf ihren Lippen bebte
Sein ſanfter Strahl ſo rein.

Der Liebe Thränen bebten
Aus meinem Aug' hervor,
Und leiſe Seufzer ſchwebten
Hinauf zu Lyda's Ohr.

Sie ſchwieg — doch eine Thräne
Bebt ihr im Auge hell,
Der Mond ſchwamm auf der Thräne
Wie auf dem Wieſenquell.

Ich ſchwieg — und ſah die Thräne,
Sie meint ich ſäh' ſie nicht!
Der Mond ſchwamm mit der Thräne
Hinab in ihr Geſicht.

Nun ſchwanden Mond und Erde
Vor meinem Angeſicht!
Nur Lyda blieb — ich werde
So ſelig wieder nicht!

Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Roſenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wieſe, ſchwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen ſenket,
Und an jungen Aehren bebt;

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts ſich die Schaafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen ſaugt;
Wann das Geißblatt ſüße Düfte
In dem Wehen leiſer Lüfte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die ſchweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend ſingt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als ſchwebte ſie im Tanze,
Süße Milch nach Hauſe bringt;

Wann die Erlen duftend ſäuſeln;
Wann die Mücken Teiche kräuſeln;
Wann der Froſch ſich, quakend, bläht;
Wann der Fiſch im Waſſer hüpfet,
Aus der kalten Tiefe ſchlüpfet,
Und der Schwan zum Neſte geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Heſper mit verliebtem Strahle
Heimlich meine Quelle küßt;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
Philomele ſie begrüßt:

Dann umſchweben ſüße Freuden,
Hand in Hand mit ſtillen Leiden,
Meinen Geiſt; mein Auge weint.
Wann die Thrän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiß ich ſelbſt nicht immer,
Was die ſtille Thräne meint.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
Dem getäuſchten Auge ſtahl;
Mancher leiſe Wunſch entbebte
Seufzend meiner Bruſt, und ſchwebte
Ungeſehn im Mondenſtrahl.

Ich beſchwör' euch, Abendlüfte!
Ich beſchwör' euch, kühle Düfte!
Heſper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beſchleichet dieſes Sehnen
Mich allein mit ſolchen Thränen
Im geheimen Mondenſtrahl?

Die Erſcheinung.

Hingeſunken am See, über den Düften des
Lenzes, dacht' ich nur Sie, fühlte nur Sie allein,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Blüthen fielen, und Thau fiel auf die Wimper mir,
Weſte wiegten mich ein; eh' ich die Augen ſchloß,
Sah' ich funkeln den Abend,
Hört' einſchlafend die Nachtigall.

Da erſchien mir im Traum Eine der Himmliſchen,
Gleich dem Abendgeſtirn flammten die Augen der
Göttin, Seligkeit ſchwebte
Auf den Lippen der Lächelnden.

Wie der Abend des Bachs Wellen mit Gold bedeckt,
Floß ihr Roſengewand über die göttlichen,
Leicht hinſchwebenden Glieder,
In Geduft von Ambroſia.

Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und lächelte;
Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und träufelte
Ihres himmliſchen Nektars
In die bebenden Lippen mir.

Freude heiß ich! es blüht bei den Unſterblichen
Meine Laube, doch ſenkt auch zu den Sterblichen
Sich mein Fittig herunter,
Und ich tränke mit Nektar ſie.

Komm, ich liebe dich, komm! Weihe die Leyer mir,
Mir dies klopfende Herz, komm und entſage *der*,
Die des Tags dir die Seele,
Die des Nachts dir die Seele füllt.

Göttin, ſprach ich, für dich ſeufzen die Sterblichen,
Selig preiſen durch dich ſich die Unſterblichen!
Ach, ich liebe dich, Göttin,
Aber, Himmliſche, zürne nicht!

Sieh' ich folge dir nicht! Zürne der Sterblichen,
Zürne Lyda nur nicht! Kann ich entſagen *der*,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt?

Sie entſchwand wie ein Blitz; und ich erwachte ſchnell;
Hochauf klopfte mein Herz, aber es klopfte *der*,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Ode.

An Agnes.

Warum an meinem Auge dein Auge hängt,
Wie auf dem Quell im Thale der Vollmond ſchwimmt,
Das weiß ich, Freundin; deiner Blicke
Forſchen verſteh' ich, auch wenn du ſchweigeſt.

Warum ich ſchweigend lange dem Wellenſpiel
Mit Wehmuth nachſah? fraget dein Auge mich;
Ob mir Erinnerung, ob mir Zukunft
Ueber den Wellen die Seele wiege?

Ach beides, Freundin! War es nicht hier, daß uns
Den Brautgeſang die Nachtigall flötete,
Du mir Vergißmeinnichtchen wandeſt,
Träufelnd von Thau und der Liebe Thränen?

In dieſen Buchen ſäuſelte ſanft der Weſt,
Ihr zartes Laub hing über den Häuptern uns:
In jener Krümmung tanzten Fiſche
Zwiſchen den Schemen der wilden Roſen.

Die wilden Roſen welkten, des Sommers Gluth
Gab dunklers Laub dem Haine; den falben Herbſt
Vertrieb der Winter eilend, ſtand dann
Still auf dem See mit erſtarrtem Fuße.

Die Knoſpen ſchwellen wieder, der Buchfink ſingt,
Das Veilchen blüht, das Lämmchen umhüpfet ſchon
Die Mutter, und das Reh verſchmähet
Lange das Moos an dem alten Stamme.

So fliehn die Jahre, Weib, und es trennet uns
Ein Jahr dereinſt, es lächelt im Lenzgewand
Vielleicht uns beiden, und der eine
Weinet im Sommer am Grab des andern.

Ich müſſe weinen, Agnes, bei deinem Grab'!
Es wird mir Troſt ſein, daß du um mich nicht weinſt,
Das mein der Jammer ward, und daß du
Weinen mich ſiehſt aus des Himmels Lauben;

Und daß von vielen Kindern die jüngſte dir
Sei gleich geworden, liebend wie du, wie du
Voll reiner Unſchuld, um die Mutter
Weinend, wie du um die Mutter weineteſt.

Du weineſt? Sieh, ich küſſe die Thräne dir
Vom ſchönen Auge, weine, Geliebte, nicht!
Wie klopft dein Herz! Ach, unſers Erſtlings
Schone, der unter dem Herzen ſchlummert!

Das befreite Deutſchland.

November 1814.

Wenn der junge Tag, in der wallenden Locken Gold
Erröthend aus der Wiege des Meers, zu dem Himmel ſchaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains:
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegeſang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht belaurt,
Entfernt ſich mit ſchleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Geäſt. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finſtern Graun ſich Wohlſein erſpäht.

Es erſchalle laut, o ihr Sänger des Vaterlands,
Der glühende deutſche Geſang aus der vollen Bruſt,
Wir ſind frei! wir ſind frei! — O Freiheit erkämpft
Mit dem Schwerdte des Ruhms, wer ſich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir ſind frei durch's Schwerdt! Und durch uns iſt Europa frei!
Es rühmte des ſchnellen Erfolgs ſich der eitle Feind;
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erſchlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erſchlich der Feind?
O nein! er beſchlich uns vorlängſt in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand,
Der für Weſen ihm gilt, und auch uns galt, im ſchnödeſten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er ſich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und er weckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesſchlaf!
Und es kehrte zurück die verſchämte Demuth, Glaube mit ihr;

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertraun in Ihn.
Da erhuben ſich ſchnell ſo Fürſten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn!

Du biſt frei, o Land der bewährten und feſten Treu!
Verdien' es zu ſein, von Europa das Herz!
In vereintem Gemüth zu hegen die Gluth,
Die, an himmliſchem Strahl ſich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

Die Gränze.

Den 29. Januar 1814.

Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entſtrömend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl und Freude!

Du deutſcher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Iſt groß und hehr, nicht rauſchend dem Ohre, ſchnell;
In ſtiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und ſind unaufhaltſam;

Sind tief wie Meer, wie Gottes Geſchoſſe ſchnell
Und kraftvoll, doch befreundet dem flachen Floß,
Das deinen Wogen ſich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.

Als Gott der Herr die Veſte von Fluthen ſchied,
Und Inſeln aus der Tiefe ſich heben hieß,
Und Quellen aus dem Schooß der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze ſtellte;

Geſetz dem Sturme ſprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anſtaunte; da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern

Sein Wonneſtrahl; durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rheiniſchen Berge Schooß. Er empfing und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Träufelte Labſal von deutſchen Reben,

Des Rheines werth, des Deutſchen auch werth! voll Kraft,
Zu That entflammend und zu Geſang, nicht Schaum
Aufſprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geiſt, und das Herz durchglühend.

An beiden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felſen, ſpielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, ſich kräftiger dort entflammend!

An beiden Ufern tönet des Deutſchen Sinn
Aus deutſchem Wort; dem edelſten Weine gleich,
Und dir, o Rhein, iſt unſre Sprache,
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;

Vom eitlen Nachbar, der ſich in Schaum berauſcht,
Verſtanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm ſeinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinſtreift.

Ihn haben Schrecken Gottes, und deutſches Herz —
Heuſchrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor ſich ſcheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein ſich ſtürzet —

So haben Schrecken Gottes, und deutſches Herz
Des Drängers Horden, welcher der Herrſchaft ſich
Bei uns vermaß, ihn ſelbſt, den Dränger,
Herr von der Oder bis hin zum Rhodan

Geſchreckt, verfolgt, zerſtiebet! Er windet ſich,
Und fleht um Frieden! Frieden, ja Frieden ſei
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutſchen ſei deutſche Freiheit,

So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme hehre; ſie, der Empfindung, ſie,
Geſpielin des Geſangs, der frei im
Tanze wie Sphärengeſang einherſchwebt!

Ode.

Deutſchlands Beruf.

Ja, Herz Europens ſollſt du, o Deutſchland, ſein!
So dein Beruf! Es ſtrömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret ſtrömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönneſt du jedem Glied,
Was ihm gegeben, eigneſt, veredelnd, dir
Das Gute zu von Allen, giebſt es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, ſo gut als reich,
In eigner Fülle ſchaltend, des Heimiſchen
Mit Liebe pflegſt, doch auch des Fremden
Pflegeſt mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein ſind
Jene, die fremdes Verdienſt verkennen.

Denn Herz Europens ſollſt du, o Deutſchland ſein,
Gerecht und wahrhaft, ſollſt in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Gluth des Gefühls verbreitet!

Undeutſcher iſt der blinde Bewundrer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; laßt
Dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß ſie,
Denn ſie erwarmen an Gluth des Herzens.

Dem Knaben durch's Leben.

Sei deinen Freunden immer treu,
Und weich bei fremdem Schmerz,
Den Großen dieſer Erde ſei
Dein Nacken ſtarr wie Erz!
Die Wahrheit ſei dir nie ein Scherz!
Rein ſei dein Herz,
Und ſchaue glaubend himmelwärts!

Elegie.

An die Lieben in der Heimath.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
Und der Einfalt! Von fern ſeid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen ſtürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jüngling ſich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
Löſchen der flatternden Gluth Funken, und ſchüren die Gluth.
Alſo löſchet der Quell die ſteigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und ſtarrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, ſchärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
Aelterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufſtellt, des ziſchenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weiſen der Zeit, welcher ſich trügelnder ſchmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
Und der großen Natur, ſeid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele ſchwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
Staunt und ſchwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,
Wo die grünliche Woge ſich birgt in Wolken des Schaumes,
Und mit ewigem Thau weit die Gefilde beſtrahlt.
Wo der Engel der Schweiz den ſiebenfarbigen Bogen
Täglich ſpannt, des Bunds ſtrahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher dauernde Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
Bis dein Donner, o Rhein, zwiſchen den Felſen verſtummt!
Meine Seele ſchwebet mit euch im gleitenden Nachen
Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an den Ufern der Siel mit Lavater, irrt an der Limmat
Ufern mit ihm und euch, und mit dem redlichen Heß.
O, wie wiegt ſich mein Geiſt in wehenden Lüften der Freundſchaft!
O, wie ſchwingt ſich mit euch über den Sternen mein Geiſt!
Lavater, reiße mich nicht auf deinen Flügeln zum Himmel;
Auch von dem Nordmeer ſchwebt über den Sternen mein Geiſt.
Laß mich weilen mit dir die Augenblicke der Täuſchung,
Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
Lebe wohl, und lebet ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
Wolkenan! wie tobt hoch von den Felſen die Reuß!
Hundert Ströme ſtürzen von überhangenden Klippen,
Felſen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, ſchäumender Strom, du Felſenbohrer mich gängelt
Trunk'ne Begeiſt'rung hinauf, bis in dein wankendes Bett,
Welches die klimmende Gemſe nicht ſah; der ſteigende Adler
Niſtet darunter, und ſchaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die ſchwarze Wolke dich, Gotthard, gürtet, indeſſen
Deine Scheitel ſich ſonnt, Sonne den Fuß dir beſtrahlt!
Stiller ſchwebt mein Geiſt auf dem See, den Thaten der Vorzeit
Kränzen, auf deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entſprangſt du dem Nachen; nun ſteht die geweihte Kapelle
Hier, wo jährlicher Dank Gott, dem befreienden, tönt,
Deſſen umwölkter Rath Jahrhunderte duldet, daß Frevler
Völker drängen, der Staub über den Staub ſich erhöht;
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
Wagen, ſtampfen beſchäumte Roſſe mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang dein Geſchoß: ſo klang dir's nicht an der Linde,
Wo den Apfel der Pfeil pflückte vom Scheitel des Sohns
Dort erklang dein Geſchooß, und knirſchend ſtürzte der Zwingherr
Dort, wo jährlicher Dank Gott, dem gerechten, ertönt,
Der in umwölkter Hand die ſchickſalwägende Wagſchal'
Hält; die Schale des Heils ſank auf die Alpen herab.
Heilig iſt jene Höhe vor allen Höhen, es ſchwuren
Arnold, Staufach und Fürſt hier den erhabenen Eid.
Gott in Himmel es ſind ja auch der Höhen in Deutſchland,
Und der Zwingherrn viel; ſind der Geweihten nicht drei? — — —
Wieder bin ich, ihr Lieben, bei euch, am Fuße des Jura!
Reben neigen ſich hier über mein Haupt in den See.
O, wie der thauende Abend Savoyens Felſen mit dunklem
Purpur röthet, ihr Bild wieget ſich ſanft auf dem See!
Dunkelnder ſchwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranze
Noch die Sonne das Haupt ſchneeiger Berge bekrönt.
Das ſind deine Kronen, o Schweiz! ein roſiger Schleier
Deckt ſie allmählich, es ſinkt ſchweigende Ruhe herab!

Lied.

Ich bin! des freuet ſich mein Herz!
Ich bin, und werde ſein!
Ein Stäubchen iſt des Lebens Schmerz,
Geſehn im Sonnenſchein.

Geſehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die, was war, was iſt, wird ſein,
Empor ging und beſteht.

Froh wandl' ich auf des Lebens Bahn
Entgegen ihrem Licht,
Das manchen Nebel, manchen Wahn
Mit goldnem Strahl durchbricht.

Es führe mich des Glaubens Hand,
Mir ſchwebe Hoffnung vor,
Und Liebe heb' an ſanftem Band
Mich aus dem Staub empor.

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie ſteur't des Mondes Kahn,
Sie leitet der Geſtirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geiſter an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean.

Wo laute Fluth des Jubels hallt,
Wo Licht dem Licht entſprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Und Lieb' an Lieb erglüht!

Der Rath.

An Tobias Mumſen.

Ξέρξης ὀργίσθεις Βαβυλωνίοις ἀπόστασι, καὶ κρατήσας, προσέταξεν ὅπλα μὴ φερεῖν, ἀλλὰ ψάλλειν, καὶ αὐλεῖν, καὶ πορνοβοσκεῖν, καὶ καπηλεύειν, καὶ φορεῖν κολπότους χιτῶνας.

Zürnend auf die Babylonier, welche von ihm abgefallen waren, bezwang Xerxes ſie, verbot ihnen Waffen zu tragen, befahl ihnen aber auf Geigen und Flöten zu ſpielen, Hurenhäuſer und Schenken zu beſuchen, und Gewande mit weiten Falten zu tragen.

Plutarch in den Sprüchen der Könige und Feldherrn.

Dank ſei's den Weiſen unſrer Zeit, wir ſind
So weit gekommen, das bewieſen ward
Die Freiheit ſei ein Traum, ihr Nam' ein Schall,
Des Narren Loſung, und des Klugen Spott.
Die Nacht, in welcher Rom und Griechenland
Dem Irrwiſch tappend folgten, iſt dahin,
Wofern ſie jemals war, dem Weiſen iſt
Es zweifelhaft, denn alle Thaten Roms
Und Griechenlands ſind vielleicht auch nur
Ein Mährchen; kann man wohl mit Nüchternheit
Des Geiſtes glauben, daß dreihundert Mann
Den Teufel ſo im Leibe haben, ſich
Gewiſſem Tode kalt zu widmen, nur
Damit der kleinen Sparta rauhes Volk
Bei ſchwarzer Brüh' im irdnen Napfe frei
Sich träume? Welche Naſe wittert hier
Nicht Lügen? Oder wenn von Marathon
Ein Grieche fabelt, daß Miltiades
Mit einer Hand voll freier, alſo ſchlecht
Geordneter, denn Ordnung giebt der Zwang,
Des großen Königs ungeheures Volk
Zertrümmert habe, wie ein Fels im Meer
Den Nachen, der auf Wogen hüpft, zerſchellt.
Wer wollte bei der Amme Mährchen ſich
Zum Zweitenmal begeifern wie ein Kind,
Zu hören was das trunkne Alterthum
Von Brutus und Timoleon erzählt,
Von Cato, der wie Werther ſich entleibt,
Ein Werther ohne Lotte wollte denn
Ihm Cäſar nicht vergeben? konnt' er nicht
Der Erſten einer an dem Hofe ſein?

O Fürſten, Väter Eures Vaterlands!
Geläng' es euch das alberne Gewäſch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch ſelbſt die Kinder neuer Zeit ſo
Zu ſäubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn ſie zu gefährlich iſt,
Erſchiene, Väter eures Vaterlands,
Ihr ſäßet ruhiger auf eurem Thron.

Ich härme manchen Tag und manche Nacht
Mich ſchlaflos um das Wohl der Könige,
Des Segens Fülle ſchütten ſie auf's Volk,
Verſäumen eigne Ruh' und eignes Wohl.
O dürft' ich rathen! zwar ihr hört mich nicht,
Doch überlaßt mich meinem ſüßen Wahn,
Daß von den Weiſen, die um euren Thron,
Wie Waſſerblaſen um die Klippen ſind,
Mich einer hört, und, zu gelegner Zeit,
Euch ehrerbietig das Gehörte ſagt.

Ein jedes Reich hat zween Dämonen, die
Wie Nacht und Tag im ew'gen Kampfe ſind.
Der eine iſt euch dienſtbar, und ſein Hauch
Bläſ't auf die Völker, die ſeit grauer Zeit,
Beglückt durch euch, dem Throne dienſtbar ſind.
Ich nenne ihn den nächtlichen, denn Ruh',
Des Schlummers Ruhe geußt er auf das Volk,
Es fühlt den heißen Strahl des Mittags nicht,
Der ſein Gehirn ihm in dem Schädel dörrt,
Es fühlet nicht den Sturm der Mitternacht,
Wenn ſein erſtarrter Arm im Froſte zuckt.

O ſelig iſt der König, der vom Thron
Das Schnarchen des geſtreckten Volkes hört!
Neptunus ähnlich, wenn der Wogen Schall
Die Stufen des Corallenthrons ſo laut
Umrauſchet, daß des Schiffbruchs Krachen fern
Von ihm verhallet, und das Angſtgeſchrei
Der Scheiternden des Götterohres ſchont!

Der andre Dämon iſt ein Feind der Ruh',
Ein Morgenſtern, ein arger Lucifer!
Mit ſeiner Fackel wallet er umher,
Er ſtört die Völker aus dem ſüßen Schlaf,
Und weckt er auch nicht gleich ihr ſchweres Haupt,
So wirkt ſein Einfluß doch auf ihren Traum.
Auch Träume ſind gefährlich tiefer Schlaf,
Ja tiefer, ſchwerer, ſtarrer Schlaf allein,
In ſchwarze Finſterniß, giebt wahre Ruh!
Und dennoch iſt gewiſſe Sicherheit
Niemals des Menſchen Loos! Es ſchliefen auch
Die Schweizer tiefen, ſchweren, ſtarren Schlaf,
Nun wachen ſie bei'm hellen Licht des Tags!
Ja, was beweinenswerth, und ſeltſam iſt,
Ich hab' es ſelbſt geſehn, ſonſt ſagt' ich's nicht,
Ich raun' es ungern euch und leiſ' in's Ohr:
Die Frevler unterſteh'n ſich froh zu ſein,
Und ſind die Glücklichſten der Sterblichen!

Auch über Britten waltet Lucifer,
Zwar ſtreut des Thrones Dämon Mohn und Gold,
(Denn Gold iſt kräftiger als Laudanum)
Aus vollen Händen, dennoch wacht das Volk;
Sein Beiſpiel ſchrecke wie die Schweizer euch.

Bewahrt vor allem väterlich das Volk
Was Nerven ſtählt und Schwung dem Geiſte giebt;
Was frommet ihm des Armes Kraft, ſeitdem
Der Krieg ein Spiel der Kunſt geworden iſt?
Und Geiſt iſt ihm gefährlich! Brecht ihm früh
Den Fittig, weil er noch am Sumpfe klebt,
Dem Jäger gleich, der früh die Schwanen lähmt,
Daß nicht, wenn er gewaffnet wiederkehrt,
Der ſchöne Vogel ſich im Silberklang
Der Lüfte hebe, ihm zum bittern Hohn.
Verſammelt, was die Sinne reizen kann,
Um euren Thron, o ſpart zur Unzeit nicht!
Ihr ſpart? für wen? für euer Volk doch nicht?
Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Iſt kalt für Freiheit und dem Fürſten feil!
Ruft den Kaſtraten von der Tiber her,
Er iſt der beſte Bürger eures Reichs,
Er ſinget euren Hof in weiche Ruh',
Iſt leer an Kraft, von Leidenſchaften frei,
Ein ſolches Volk wär' ganz Europa werth
Für einen König, ſtürb' es nur nicht aus!

Das Schauſpiel kann gefährlich werden! fern
Von eurer Bühne ſchreite Hamlets Geiſt,
Kein Odoardo zucke ſeinen Dolch,
Es ruhe Götz mit ſeiner Eiſenhand,
Das weiche Singſpiel wieg' euch täglich ein,
Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
Die welſche Melodie erregt das Herz,
Weckt die Empfindung, giebt die Ebb' und Fluth,
Und eures Volks Empfindung müſſe ſtill,
Nicht tief, von euch durchſchaut, und eingeſchränkt
Wie ein Kanal in euren Gärten ſein.

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
In's laue Bad franzöſcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Karten immer hold,
Ein Volk, das täglich ſpielt, gehorchet gern.

Ihr ſelber ſpottet der Religion,
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Wahrheit und der Kraft,
Doch ehrt die Pfaffen, denn ſie ehren euch,
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemäſtet räuchern ſie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Prieſter haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet ſeinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus ſeinem Mund.
Das Füllhorn eurer Gnade ſchütte Band
Und Stern und Schlüſſel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen ſo!
Er lehrt, was klein iſt, achten, und verſchmähn,
Was edel iſt, gewöhnt auf eure Hand
Hinauf zu ſchaun, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die goldne Saat
Der Hand verſammelt, die es ſchlachten wird.

Der Rechtsgelehrte ſonne ſich im Glanz
Der Gunſt, und knete das Geſetz wie Wachs.

Sein Kiel behaupte eures Schwerdtes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fiſcht.

Es fröhne kriechend euch der Philoſoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörſaal lauſcht;
Er wäge Recht der Menſchheit und des Throns
In Schaalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heilgthumes Seckeln ab.

Vor allem ſteh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink — wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut; denn unter uns geſagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das iſt die wahre Weisheit, dieſes iſt
Der Kern der Politik! ein ſüßer Kern!
Euch aufbewahrt! indeſſen nagt das Volk
Die Zähne ſich an harten Schaalen ſtumpf!

Die Weigerung.

An Zimmermann.

Nunc ego mitibus
Mutare quaero tristia — —
Horat.

Ich kann, ich darf, ich muß, ich will, o Freund,
Die Weiblein nicht erzürnen! reize mich
Nicht gegen ſie! Dem Pontifex allein
Vergönnte Roms Geſetz mit ſtrenger Hand
Veſtalen zu beſtrafen, dennoch durft'
Er nicht den Schleier heben, und ſein Blick
Blieb ehrfurchtsvoll, wie ſtreng die Hand auch war.
Ich höre deines Lächelns Frage ſchon:
Sind unſre Weiber den Veſtalen? Nein,
So wenig als ich Pontifex, und als
Wir Römer ſind. Die Weiber waren ſtets,
Wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, ſonſt ihnen gleich. Als Rom
Die Feldherrn von der Furche holen ließ,
Als weder Pyrrhus Gold noch Elephant
Den Helden rührte, hätte nicht ſein Gold,
Noch Pyrrhus ſelbſt, der Löw', ein Weib gerührt,
Die, ſtolz auf welſches Blut und keuſche Zucht,
Der Väter Thaten ihrem kleinen Sohn,
Indeß bei früher Lampe ſchon ihr Arm
Den zarten Faden von der Spindel wand
Erzählte, oder zu der Wiege Schwung
Dem kleinen Markus früh ein heißes Lied
Von Vaterland und Sieg und Freiheit ſang.
Die Kinderſtube bildete ſchon früh
Des Knaben Herz, eh' noch in Mavor's Feld
Der nackte Jüngling rang, und ſchweißbedeckt
Hinab ſprang in der Tiber kalten Strom.

Des Cato Kind, die ſchöne Porcia,
War ihres Vaters, ihres Mannes werth.
Der war der letzte Römer, ſie war nicht
Die letzte Römerin, denn ſelbſt zur Zeit
Des Sclavenjochs blieb Arria noch frei,
Gab lächelnd ihrem Mann den blut'gen Dolch,
Den Schlüſſel einer freien Welt, und ſprach
„Pätus, es ſchmerzet nicht!“ was iſt der Tod
Der Schlacht wohl gegen dieſen Tod? und doch
War jene ſtärker noch als Arria,
Die, noch beſpritzt von ihrer Söhne Blut,
Von ihrer langen Marter nicht geſchreckt,
Dem ſiebenten, dem Jüngling, weinend rief:
„Mein liebes Kind, neun Monden trug ich dich
Hier unter dieſem Herzen, ſäugte faſt
Drei Jahre und erzog mit Mühe dich.
Gedenk' an deinen Schöpfer, deinen Gott!
Erbarme deiner Mutter dich und ſtirb!
Nichts größers that ein Mann; was Männer thun,
Poſaunt der Ruhm in ſpäte Zeiten aus,
Indeß am ſtillen Heerde, nicht bemerkt,
Im dunkeln Schatten der Beſcheidenheit,
Die Weibertugend tiefe Wurzel ſchlägt,
Und in dem Säuſeln ungeſtörter Ruh',
Mit ſanftem Wehen unſre Hütten kühlt.

O Freunde, laßt uns Männer Männer ſein,
So werden unſre Weiber Weiber ſein!
Von Wachs ſind ihre Herzen, bildet ſie
Mit leiſer, aber warmer Hand, wir ſind's,
Die ſie mißbilden, unſre Thorheit geußt
In unbefangne Seelen fremdes Gift;
Wir reißen aus des Hauſes Schatten ſie,
Und ſtellen ſie auf luft'ge Höhen hin,
Wo Frankreichs lauer Weſt Verderben haucht.
Wir tödten das Gefühl der reinen Bruſt,
Wenn Leichtſinn oder Spott des Heiligen
Von unſrer Lippe trieft, wenn unſer Blick
Des ſchlauen Doppelſinnes Sinn beſtimmt.
Uns war der Väter Sprache ſchon zu keuſch,
Die ſtark und rein und reich und edel iſt;
Wir wählen klüglich unſers Feindes Sprache,
Die ſchwach und arm mit falſchem Sinne buhlt.
Der Schöpfung letztes Werk verderben wir,
Und ſpotten unſers Mißgeſchöpfes dann.
Sind wir vielleicht beſorgt, ſie würden uns
Verſchmäh'n, wenn ſie nur edel blieben? uns
Für Sclaven anſehn, weil wir Sclaven ſind?
Die Schmach zum wenigſten trifft uns allein!

Ich habe keinen Cato noch geſehn,
Noch keinen Brutus, aber Weiber, dir
O Porcia, an Seelenſchöne gleich,
Voll Lieb' und hohen Sinns wie Arria,
Und Mütter, die geflehet hätten: Kind,
Erbarme deiner Mutter dich und ſtirb!

Die Götzen.

Chiama vi il cielo, e intorno vi si gira
Mostrandovi le sue bellezze eterne,
E l'occhio vostro pur a terra mira.
Dante.

Der ungerechte Richter fragte: Was
Iſt Wahrheit? Hätt' er ernſthaft das gefragt,
An welcher Quelle ſtand er! Silberrein,
Den Himmel ſpiegelnd, wäre ſie geſtrömt,
Und hätt' auf ewig ſeinen Durſt gelöſcht.
Er trug den Schalk im Herzen, darum ward
Ihm keine Antwort, niedre Menſchenfurcht
Und Vorurtheil trieb ihn zum Frevel an.
Sie trieben Tauſende zum Frevel an.
Der leeren bunten Theidinge ſind mehr
Als Waſſerblaſen auf des Meeres Strand,
Und jeder wird begierig nachgehaſcht.
Die Thorheit läutet ſtets zur Kirchmeß ein;
Gleich feilen Metzen winkt der Lüſte Schwarm;
Der Lorbeer lockt den Jüngling in das Feld,
Der nicht für Vaterland und Freiheit kämpft;
Des Thrones Sclaven lockt ein Ordensband;
Auf ſchwarzgeſchwollnen Wogen ſchwebt der Geiſt,
Befrachtet mit dem Tand der Ueppigkeit.
Der bleiche Bergmann forſcht in tiefer Kluft,
Und ſchnappend, wie die Muſchel, die er fing,
Zieht dort ein Seil den Taucher in das Schiff;
Hätt' ich des Prieſters Lungen, unter dem
Die Kanzel mit geſchnitzten Engeln bebt,
Wenn er, indem ſein Mund die Wahrheit preiſ't,
Mit runden Worten ſeinen Zehnten häuft
Ich nennte doch der bunten Götzen nicht
Den tauſendſten, dem ſich Europa beugt;
Und minder noch den kleinen Hausgott, den
Auf eignem Heerde jeder Menſch verehrt,
Der immer ändernd, ein Chamäleon,
Die Farbe zeigt, in welcher jedes Jahr
Der Mann erſcheinet, der ihm Weihrauch ſtreut.
Denn jedes Alter, Jüngling, Mann und Greis,
Verändert ſeinen Abgott, bis der Tod
Den letzten ſtürzt. Bethörter Erdenſohn,
Der hülflos, weinend, nackt, das Licht erblickt,
Wenn er, nach langem Irren, nicht nur arm,
Nein, tiefverſchuldet in die Grube fährt;
Beklag' ihn, aber weil du lebſt nicht dich.
Der Sclave fröhnte nur dem eitlen Wahn,
Sein Lohn iſt nichtig, wie ſein Opferrauch.
Geh, ſtürze deinen kleinen Hausgott erſt,
Und kniee vor des Volkes Götzen nicht,
Verlaß die vielbetretnen Pfad' und ſuche
Die ſtille Weisheit, die ſich finden läßt,
Die nicht im Sonnenglanz auf Erden ſtrahlt,
Doch ſichern Mondenſchein dem, der ſie ſucht,

(Und Mondenſchein iſt auch der Sonne Licht)
Herunter ſchimmert, durch die Luft ihn führt,
Wo Thoren fallen von dem Dunſt getäuſcht,
Der flammend an den Rand des Pfuhles tanzt.
Ein ſchöner Vollmond ſcheint in unſrer Nacht,
Den guten Alten ſchien ſein Antlitz nicht,
Sie ſuchten Pfad bei ſchwachem Sternenſchimmer,
Und, o wie ſuchten ſie! wie riefen ſie
Sich warnend zu! Wie mancher Weiſe ging
Der Tugend ſtillen Dornenpfad, und bot
Entflammten Jünglingen die ſtarke Hand!
Wie lehrten ſie Verachtung jedes Tands!
Wie ſie der Selbſtverläugnung eignen Lohn!
Wie männlich trotzten ſie der falſchen Schaam
Der Unverſchämtheit Zwillingsſchweſter, die
Selbander nun beherrſchen unſre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreiſe, wenn der Wahrheit laut
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben ſich
Wohl einer, einer ſich der Jungfrau, wenn
Des unbefangnen Ohres keiner ſchont?
Du Vater, iſt es dir genug nicht ſelbſt
Dein Kind zu morden? Biſt kein Ungeheuer,
Wenn du die gift'gen Pfeile ziſchen hörſt,
Und nicht den Schild vor ſeinen Buſen hältſt?

An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unſre lehret, unſre weihet ſie!
Sie ſcheinen heilig ihr, was heilig iſt
Erreget Spott, wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn dereinſt,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit iſt des Geiſtes Leben, er
Erkrankt vom Wahn, und Lügen ſind ihm Peſt,
Die Wahrheit iſt des Himmels erſtes Kind,
Nur ſie iſt ſchön, in nackten Reizen ſchön,
Wie Eva, eh' die Schlange ſie belog.
Wer ſie mit Einfalt ſucht, mit Inbrunſt liebt,
Den tränket ſie, dem öffnet ſie den Blick,
Den hebt ſie über jedes Leiden, ſchenkt
Geduld im Leben, und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth,
Nur Einfalt, keuſche Einfalt findet ſie,
Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit laut'rem Oel der Inbrunſt Flamme nährt.
Der Schule eitler Lehrer ſieht ſie nicht,
Dem faul Geſchwätz von kalten Lippen trieft,
Er ſucht ſie nicht, hat ſeinen Lohn dahin,
Wenn ihn des Miethlings feiles Blatt erhebt,
Und ſein Jahrzehend ihn zum Plato weiht.

Der Unterſchied.

Oh villain, villain, smiling damned villain!
My tables, — meet it is, I set it down,
That one may smile, and smile, and be a villain!
Shakespeare.

Die Erde öffnet ihren Mund, und ſchlingt
In einem Biſſen Völkerſchaften ein;
Die hochgethürmten Städte, und das Dorf
Mit ſeinen Linden, unter deren Schutz
Nur eben eine frohe Knabenſchaar
Mit glatten Kieſeln aus dem nahen Bach
In junger Freude nach dem Ziele warf.
Des harten Schwelgers vollbeſetzter Tiſch
Stürzt mir des armen Landmanns Moosdach ein,
Der jenes Weinberg dieſen Augenblick
Mit ſeinem Schweiß begoß, und ſtill zu Gott
Emporſah, welcher ſein geängſtet Flehn
Zugleich mit ſeines Drängers Trotz vernahm,
Und beide vor den Richterſtuhl berief.
Wie viele Freuden ſchlang die Erd' hinab,
Doch auch wie viele Noth! Manch frommes Weib
Weint um den Gatten, den ſein Feld begrub;
Doch manches gute Mädchen konnte nur
Durch ſchnellen Tod dem vorgezählten Glück
Der reichen Heirath, dem verhaßten Bett
Des Freiers, den aus toller Zärtlichkeit
Bethörte Eltern wählten, ſo entgehn.
Ja, ſie entrann auf ewig ihm, indeß
Das fromme Weib den Mann einſt finden wird
Bei'm armen Winzer, der dem harten Vogt
Nicht mehr das thränenvolle Kerbholz zeigt.
Wer wahre Gluth im treuen Herzen hegt,
Wer oft ergrimmte, wenn ſein Flammenblick
Das Netz der Liſt, die Keule der Gewalt,
Und beide durch den Wahn geweihet ſah,
Der jammert nicht gedankenlos und feig
Mit ſeidnen Püppchen in dem Vorgemach,
Wenn auch die Zeitung, ſelbſt das wilde Meer
Beſchämend, ganz Formoſa auf einmal
Mit Millionen Menſchen in ſich ſchlürft.
Nur ſäh' er lieber dort des Oceans
Geſperrten Rachen, wo der Schwarzen Volk
In ſchattenloſen Inſeln, unter'm Strahl
Der heißen Sonne, von der Sonne fern,
Mit Blut des weißen Treibers Geißel färbt,
Und ſeiner Doggen Maul, wenn einer floh,
Und bellend ihn die laute Jagd verfolgt,
Dem mattgejagten Hirſche gleich — Mir fiel
Die Feder aus der Hand — Gerechter Gott!
Es martern Chriſten ein geſtohlnes Volk! —
Weg mit dem Schurken, welcher Menſchenkauf
Nicht Diebſtahl nennt! — Die Käufer ſchützt der Staat!
Der Staat, das blutbefleckte Ungeheuer,
Das wie Saturnus ſeine Kinder frißt,
Und dennoch wie ein Gott verehret wird.
Hier weine, wem vom Froſt der kalten Welt
Die Thräne nicht erſtarrt! Und ſieht ſein Blick
Nicht über's Weltmeer, o ſo ſchau er hin,
Wo der Leibeigne unter ſchwerem Joch
Sich krümmt, und höre, wenn der freche Stolz
Behauptet, angeboren ſei das Joch
Dem Menſchen, gleich als ob's im Mutterleib
Ihm angewachſen wäre! — aber kalt
Bleibt hier der Weltling, den das Zeitungsblatt
Zu Thränen zwang, denn Recht und Unrecht ſind
Ihm leere Namen, nur des Todes Bild
Erſchüttert ſein Gebein, des Todes Bild,
Das ihm der Zeitungsſchreiber ſonder Glimpf
Und millionenfältig zeigt — indeß
Wie bald verſchwindet es! Die Oper tilgt
Die letzten Spuren ſeiner Angſt, und löſ't
Mit feinen Thränen einer Buhlerin
In Dido's Rolle ſeine Schauer auf.
Auch ich bedurfte der Erholung hier,
Und folgte gern dem ſeidnen Männchen nach,
Denn wenn die Galle ausgeraſet hat,
So bleibt mir noch das Zwerchfell und die Milz.
Da ſitzen ſie, die kalten Herrchen, nun,
Und kalte Weibchen ſonder Hirn und Herz!
Wie glücklich an franzöſiſchem Gefühl
Sich zu erwärmen! ſitzen Affen gleich,
Die ſich im Winter ſammeln um das Feu'r
Im Walde; ſchlau genug ſich an der Gluth
Zu wärmen, doch zu thieriſch, eine Gluth
Zu nähren, ſpringen, wenn die Lohe ſinkt,
Sie neuen Affenſtreichen wieder zu.
Zu ſchwach, auf blut'gen Raub zu gehn, nicht nütz'
Den Pflug zu ziehn, nicht an der Kette wach,
Leicht wie der Schaum der Wogen und ſo falſch
Verbuhlt und beißig, naſchend, ſchmeichelnd, feig
Und froſtig beide, trennt ein Unterſchied
Den Affen von den Schranzen; jener beißt
In ſeine Kette, dieſer küſſet ſie.
Den Affen reizt der rothen Farbe Glanz
Zum Zorn, Empfindung reizt des Höflings Spott!
Sein Lächeln täuſcht! Wer immer lächeln kann,
Der iſt ein Schalk! Sein glattes Antlitz gleicht
Dem falſchen Grund, den helles hohes Gras
Bedeckt, in ihm verſinken Mann und Roß.
Der wahre Menſchenfreund — kein Weichling kann
Und kein gedankenloſer Wicht es ſein! —
Wird ſelten lächeln, ſcheint vielleicht ſogar
Dem Seelenpöbel oft ein Menſchenfeind.
Der große Cato, welchen die Natur
Zur Probe zeigte, was ein Menſch zu ſein
Vermag, erſchreckte blendend ſeine Zeit
Mit heißem Strahl, doch fühlte ſeine Zeit
Er ſei der liebevollſte Menſchenfreund.
Nur unſre ſeidne Brut verkennet ihn,
Halbſeidne Söhne der erſchlafften Zeit,
Denn ungemiſchte Seid' iſt rein und ſtark.
Der Menſchenfreund wird nie gleichgültig ſein;
Doch ich geſteh' es gern, er läuft Gefahr,
Daß überall verſtoßen und verkannt,
Die Menſchenliebe ſich in Menſchenhaß
Verwandle! Heraklit erfuhr es, und
Jean Jacques, der Heraklit von unſrer Zeit.

Die heißre Liebe ward zu größerm Haß
Wie Waſſer, das bei Tag geſiedet hat,
In kalten Winternächten ausgeſetzt,
Vom glatten Spiegel bis zum Grund erſtarrt.
Wohl dem, der warmes Herzens noch der Stadt
Entrinnt', eh' dieſer Froſt im Buſen ſtarrt!
Wohl ihm, wern die Natur ſein volles Herz
Zum Einklang ihrer Liebestöne ſtimmt!
Des Waldes Lüftchen und der helle Bach,
Weh'n Melodieen in die Seele ein,
Und löſen jedes ſtickende Gefühl.
Wenn große Seelen, welche hie und da,
Wie ſeltne Rieſen doch noch übrig ſind,
Ihn lieben, ſinket ſeine Seele nicht
In Menſchenhaß, der Uebel ärgſtes ein.
Ich danke Gott für mein Geſchick! ihr wißt's
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir ſtürzte, Menſchenliebe mir
Die ſchwanke Geißel und den Bogen gab,
Sie gegen Narren, gegen Schalkheit den!
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieſer Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite ſchärfer ſpannt, und höher zielt.

Gott.

Wechſelgeſang.

Einer.

Wer ſpannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer ſchwärzet die Wogen?
Wer ſchrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Alle.

Er ſpannet den Bogen
Im friedlichen Zelt,
Er ſtillet die Wogen,
Er tränket mit Labſal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht?
Wer dräut zu zerſchmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Alle.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Nacht!
Dem Menſchen, dem Wurme,
Verkündet ſich ſegnend des Herrlichen Macht!

Einer.

Wer ſchaute die Roſſe
Von Seinem Geſpann?
Mit welchem Geſchoſſe
Durcheilt Er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Alle.

Die Kraft und die Eile,
So heißt Sein Geſpann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen; Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, ſollen
Die Berge zerſchmelzen? verſiegen das Meer?

Alle.

Des Mächtigen Nähe
Beſeelet die Welt!
Hier iſt Er! O, ſpähe
Nach ihm nicht von ferne durch's Wolkengezelt!

Einer.

Wie ſoll ich Ihn kennen?
Wer zeiget mir Ihn?
O dürft' ich Ihn nennen,
Und zitternd vor Ihm in den Staub hinknieen!

Alle.

Sein Nam' iſt Erbarmen,
Und Liebe Sein Thun!
Wir ſollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, Ihm ruhn.

Die Leiter.

Auf der Erde ſtehet die Leiter der Weisheit, und reichet
An den Himmel; wir ſehn wenige Sproſſen von ihr.
Mühſam klimmt der Gelehrte hinan, und purzelt und klimmet
Wieder hinan; und was hat der Gelehrte geſehn?
Unten ſchlummert der Dichter auf Moos, wie der Hirte von Kanan,
Und es ſteigen zu ihm Söhne des Himmels herab.

Ständchen.

Trallara dideldumla trallara tralla!
Auf, Mädchen, erſcheine; dein Liebſter iſt da!
Ach, keine Geſpenſter!
Komm, öffne das Fenſter!
Laß rauſchen den Vorhang; dein Liebſter iſt da!
Trallara dideldumla trallara tralla!

Es laden aus der Linde Gerüche dich ein,
Es leuchtet das Würmchen mit grünlichem Schein,
Es glänzen die Erlen
Von thauigen Perlen.
Es beben die Sternlein im wallenden See,
Es duftet aus den Auen von ferne der Klee.

Es ſteiget aus Gewölken dort Luna empor
Im ſtrahlenden Schleier von ſilbernen Flor.
O Mädchen erſcheine
Im mondlichen Scheine!
Mir lächelt die Göttin mit freundlichem Schein,
Sie lächelt mir vergebens, ich harre ja dein.

Es hält dich, o Geliebte, mit ſchüchternem Blick
Und roſigen Wangen die Scham nur zurück;
Mit purpurnen Fädchen
Umſpinnt ſie mein Mädchen;
Sie raubet mir Freuden, und ſpinnet mein Glück;
Ich walle, du Geliebte, getröſtet zurück.

Es müſſe, wenn du ſchlummerſt auf ſinkendem Flaum,
Wie Hauche des Abends dir flüſtern im Traum
Ein himmliſches Bübchen,
Gelagert im Grübchen
Der roſigen Wang', und dir zeigen das Bild
Von dem, der, o mein Mädchen, die Seele dir füllt!

Ode.

Die Töchter des Himmels.

Wiewohl die ſchnellen Stunden im Fluge bald
Auf unſre Scheitel Blüthen des Lenzes ſtreun,
  Bald Freude bringen, welche ältre
    Schweſtern in ſchwellenden Trauben reiften,

So hätt' ich doch ſchon lange mich hingelegt
Zu meinen Vätern, und der entwölkte Mond,
  Der mir im vollen Glaſe ſchimmert,
    Würd' auf die einſame Maye ſcheinen,

Die dicht am tiefen Bette mein Bruder mir
Gepflanzet, welche weinend die Schweſtern mir,
  (Auch die, um welche nun ich weine!)
    Hätten umſtreut mit des Lenzes Blumen:

Wenn nicht des Himmels Töchter von Kindheit an
Mich oft beſuchten, freundlich wie Abendroth,
  Die eine, die Erinnrung heißet,
    Herrlich die andre, wie Morgenſonnen.

O Hoffnung, wie die Sonne dem Morgenthau
Beſcheinet, welcher duftend am Gräschen wankt,
So ſchienſt du oft auf meine Thräne,
Eh' ſie von zitternder Wimper ſtürzte!

Wie mir die Morgenſonne das Weltmeer oft
In ungemeſſ'ner Ferne verherrlichte,
So zeigſt du mir, o Kind des Himmels,
Hoffnung, unendliche Wonnemeere.

Oft geht die Hoffnung dicht der Erinnrung nach;
Wenn dieſe weinend mir von den Todten ſpricht,
Schwebt jene ſchnell hervor, und lächelt,
Wie nun die Töchter des Himmels lächeln.

„Wer lächelt ſo, mein Trauter?“ Du ſtörteſt mich,
O Agnes! eifre nicht mit den Himmliſchen,
Sie lieben beide dich, und reden
Oft mir von dir, und mit Flammenworten!

Wiegenlied,

zu ſingen für meine Agnes.

Lieblicher Knab', ich wiege
Singend dich ein in Schlummer,
Knabe, lächle noch einmal!

Eh' du die Aeuglein ſchließeſt,
Eh' du die Händchen ſtreckeſt,
Knabe, lächle noch einmal!

Trug ich dich nicht neun Monde
Unter gedrücktem Herzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Und da der Storch dich brachte,
Biß er nicht deine Mutter?
Knabe, lächle noch einmal!

Säug' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Wenn du der Mutter lächelſt,
Wird dich der Vater lieben.
Knabe, lächle noch einmal!

Joſeph Ludwig Stoll,

1778 zu Wien geboren, wo ſein Vater als Arzt in großem Anſehen ſtand, ſtudirte Medicin und bereiſte England und Frankreich, um ſich auch der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine Freiheit den Schranken eines Berufs zu opfern. Er ſtarb daher, nachdem er ſein Vermögen verzehrt hatte, in Armuth und Elend am 22. Januar 1815 in ſeiner Vaterſtadt.

Von ihm erſchien:

Amors Bildſäule, dramatiſches Gedicht. Wien, 1803.
Ernſt und Scherz, Luſtſpiel. Berlin, 1804.
Briefe des Eigelbauers. Berlin, 1805.
Prometheus. Berlin, 1808 (mit L. von Seckendorf).
Die Schneckenkomödie, dramatiſches Taſchenbuch. Leipzig, 1810.
Poetiſche Schriften. Carlsruhe, 1811.

Ein gewandtes, vielſeitiges Talent voll Zartheit, Laune und Witz, das bei größerer Feſtigkeit des Characters und unter günſtigen Verhältniſſen, ſich gewiß höchſt glücklich ausgebildet haben würde.

Ferdinand Stolle,

eigentlich Ludwig Ferdinand Anders (den Namen Stolle nahm er aus Dankbarkeit gegen ſeinen Oheim C. S. Stolle, der den früh verwaiſten Knaben adoptirte, an), ward 1806 in Dresden geboren, erhielt dort ſeine Schulbildung und bezog dann 1827 die Univerſität Leipzig, wo er die Rechte ſtudirte. Später gab er aber die juriſtiſche Laufbahn auf, und widmete ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften. Er lebt gegenwärtig als Privatgelehrter und Doctor der Philoſophie in Grimma.

Von ihm erſchien:

Blüthen und Perlen. Leipzig, 1831.
Stella. Leipzig, 1832.
Sachſens Hauptſtädte. Leipzig, 1834. 35. 2 Bde.
Nacht und Morgen. Novellen u. ſ. w. Leipzig, 1836.
Commeragen. Grimma, 1835.
Sachſens goldenes Büchlein. Meißen, 1836.
Camelien. Novellen u. ſ. w. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Nationalverſammlung der deutſchen Lyriker. Grimma, 1838. 39. 1—3. Bd.
1813. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Leipzig, 1837. 3 Bde.
Elba und Waterloo. Fortſetzung von 1813. Leipzig, 1838. 3 Bde.
Der Weltbürger. Hiſtoriſcher Roman. Leipzig, 1839. 3 Bde.
Der neue Cäſar. Seitenſtück zu 1813. Leipzig, 1840. 3 Bde.
Deutſche Pickwickier. Komiſcher Roman. Leipzig, 1841. 3 Bde.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. in Journalen.

Reiche Phantaſie, ſcharfe und lebendige Characterzeichnung, treffliche Darſtellung und würdige Behandlung des Lebens und ſeiner Erſcheinungen gehören zu den vorherrſchenden Eigenſchaften dieſes eben ſo talentvollen als beſcheidenen Schriftſtellers. Viele geben ſeinen kleineren Arbeiten den Vorzug vor den größeren, da jene ſorgfältiger ausgeführt ſcheinen. Ueber ſeine wohlthuende Gemüthlichkeit und die frohe, harmloſe Laune in vielen ſeiner Mittheilungen herrſcht nur eine Stimme der Anerkennung, mehr noch aber hat ihm ſein hoher ſittlicher Ernſt, namentlich unter den Frauen, einen großen Kreis von Leſern erworben.

Genrebilder*).

Die deutſchen Oſtern.

Es gibt im deutſchen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem myſtiſchen Nebelgrau jener hochſchottiſchen, Oſſian-beſungenen Bergatmoſphäre nicht nachſtehen. Mit naſſen dunkeln Vorhängen iſt der Novemberhimmel umhangen. Geſpenſtiſch werden von den losgelaſſenen Stürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel wie ein Heer ungeſchlachter Rieſen über todtſtille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die geſtorbenen Locken des letzten Frühlings, rauſchen von Zeit zu Zeit empor; ein einſamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es ſind die Sterbeſeufzer des verſcheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit iſt die der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod in ahnungreiches Dunkel zu kleiden. Aber ein ganz anderer Ton als aus dem grauen Spätherbſte ſpricht aus dieſem Frühlingsdämmerreiche. Verrauſchen die Novembernebel, ſo beſcheint der klare kalte Dezemberhimmel eine große, weiße Leiche; aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und ſonnengelockt hervor.

---

*) Aus „Camelien ꝛc. Leipzig 1838. 2 Bde.“

Wie der Himmel, ſo das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausſchicken, bevor ich erwähne, daß das deutſche Oſtern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Ja, auch wir Deutſchen glauben an eine Auferſtehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit; darum feiern wir unſere Oſtern, und die Natur feiert ſie mit uns. Gleichzeitig flammt es auf unſeren Altären und Bergen. Die dunkeln Winterträume dort oben zerrinnen und ſiegend tritt die Frühlingsſonne in die ſchöne Welt.

Es gibt kein zweites Feſt im Jahr, das ſo ſymboliſch zu uns ſpräche, ſo einfach, ſo tiefſinnig, und nur ein deutſches Gemüth vermag Oſtern in ſeiner ahnungsvollen, heiligen Deutung zu verſtehen.

Bedeutſam klingt die deutſche Oſterglocke in dem Gemüthe des Knaben wieder, und wächſt er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferſtehen, Auferſtehen, hier und jenſeits, iſt das hohe Lied der deutſchen Oſtern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, himmel-bräutlich, madonnenhaft.

Ich kenne Euch, ihr Madonnenaugen des Oſtermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeſchaut, und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Wie oft ſtand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn Du ſüßes Heiligenbild, im alterthümlichen, ſeltſam geſchnitzten Kirchenſtuhle ſaßeſt und mit Gott ſprachſt und ſeinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmſt Du nur die ſchönen rothen Mandelblüthen her, die ſtets neben dem Büchlein mit goldenem Schnitte lagen?

Zerfallen mit Kopf und Herz, voll ſophiſtiſcher Spitzfindigkeiten, theologiſcher Skrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Oſterglocke in die ſtillen Hallen. Ich ſchaute Dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unſterblichkeit. Du warſt mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unſern nordiſchen Himmel ſeltſam rothe Blumen; als ich ſie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geſchenk gemacht. Es war ein Chriſtuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die verſöhnende Liebe. Auch ſie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem, hingebendem Auge. Ach, die ſchöne Sage von Pygmalion iſt auch nur eine ſchöne Fabel geweſen, ſonſt würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und ſie davon geführt haben nach ſeiner Heimath.

Ich glaube, es iſt auch geſchehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, ſaß auf ihrem Platze eine ſchwarzverſchleierte Dame. Auch das Chriſtusbild war mit Flor umhangen. Eine erbebende Ahnung durchzuckte mein Innerſtes. Prophetiſch klangen die Oſterglocken in der Höhe. Ich folgte der Verſchleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe uud kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten — ſchöne rothe Mandeln.

Die Nacht im Forſthauſe.

Rauſchend ſchlugen die finſtern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitſcht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden; aber in Deutſchland wird man nicht ſo leicht toll. Unſere treffliche Philoſophie, und jeder Deutſche iſt geborener Philoſoph, läßt es nicht zum Aeußerſten kommen. Wir haben da ein reichhaltiges Lager von Stoßſeufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübſal.

Ich ſtärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit ſolchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Förſterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein ſolch entſetzliches Geheul, als habe man ſie vier Wochen lang auf mein theures Fleiſch und Bein faſten laſſen. Ich lebte damals wirklich der moraliſchen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nächſten Tages nicht erleben würde.

Das Forſthaus, ſoviel ich in der Finſterniß gewahren konnte, war ſo alterthümlich-romantiſch, daß es jeder umſichtigen Theaterdirection als Muſter zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegentraten, konnten ſich getroſt in die Brockhauſiſche Urania binden laſſen, als abgeſchloſſene und abgerundete Charaktere des Waldbruders Ludwig Tieck.

Eine tiefe Baßſtimme richtete folgende Apoſtrophe an mich: „Plagt Sie der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, ſein Sie ſchönſtens willkommen."

Der Nimrod, der dieſe troſtreichen Worte ſprach, war Niemand anders, als der Beherrſcher des Waldes, der alte Oberförſter Z..., ein ſtattlicher Greis, wie ihn Iffland nicht gediegener hervorbringen konnte.

Sowie ich nur einigermaßen im Trockenen ſaß, brach die Poeſie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Förſters hatte den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahne, den dreißigjährigen. Ich lernte dieſen Abend mehr deutſche Geſchichte, als ein deutſcher Profeſſor im längſten Semeſter vorbringt. Wallenſtein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Förſterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei ſaß die ſchöne Spinnerin, wie ein lebendiges Mährchen mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis zu Fuß roſenlaunig und übermuthfröhlich; ſobald aber ein Fremdling naht, wie erſchrockene Roſen ſich zurückziehen und die langen ſeidenen Wimpern tief und ſittig über die blühenden Augen herabfallen laſſen. Meine herzlichen Fragen wurden ſchüchtern, faſt einſilbig beantwortet, und nur ſelten erhob ſich der zarte Flor, und ich ſchaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Zur irdiſchen Glückſeligkeit gehört im Grunde ſehr wenig. Ein gemüthlicher Seſſel und vor uns eine ſiebenzehnjährige Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe ſein müſſe, wenn jene ſüßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe" ſprächen, und jene Wunderſterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förſter mit der Frage unterbrach: „Ob ich den alten Paſcha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?"

Ich erkannte ſofort den Ali Paſcha für einen Höllenhund und erſtattete Bericht über den Zuſtand der Griechen nach dem neueſten Hamburger Correſpondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, ſo daß ich mich plötzlich vom Arme des Förſters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele geſprochen, Doktor, aber werden ſie's aushalten? Der Kapudan iſt unterwegs, der fackelt nicht, der Himmelſakermenter."

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad ſchwieg und ein Paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein Paar verkündende Welten, daß ich die Wahrheit geſprochen, wie ſie geſchrieben ſtand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr geſprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es heute noch, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Förſterhauſe.

Die Locken Germaniens.

Die deutſche Geſchichte iſt ein ſo verzweifelter Punkt für den gewiſſenhaften deutſchen Hiſtoriker, daß ſich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit in einem aparten Aufſatze zu der Anfrage getrieben fand: Gibt es eine deutſche Geſchichte? Wenn wir dieſe ſeltſame Sache mit hiſtoriſchem Blute überdenken, und von den heutigen toupirten und düpirten Köpfen aufwärts ſteigen, durch die Säcula der Perrücken und Panzer, bis zu den goldhaarigen Ahnen, ſo ſtellt ſich allerdings das bedenkliche Reſultat, daß es wohl allerlei deutſche Geſchichten gibt, aber keine deutſche Geſchichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme ſtatt, in zwei ziemlich von einander liegenden Zeiträumen. Dieſe beiden Ausnahmen ereigneten ſich, als das deutſche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäſaren Auguſtus und Napoleon theils erſchlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Erſten dieſer deutſch geſchichtlichen Momente, denn ſolche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein ſeltſamer Akt zuvor, der für das ganze deutſche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen ſymboliſchen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klaſſiſchen Andenkens, ſchnitten zwar den unterjochten Deutſchen alle ungehorſamen Köpfe ab; das hätte ſein mögen; wir wiſſen aus der Weltgeſchichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei ſelten Großes herauskommt; aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen ſpeculativer zu Werke, ſie bewirthſchafteten die ſtehen gebliebenen Köpfe als Wollhändler, ſchnitten, ich weiß nicht, ob die Schur, wie heutzutage, auf einen beſonderen Monat beſchränkt war, die goldgelben Flechten ab, und ſchickten ſie Kiſtenweiſe als geſuchter Artikel an die römiſchen Friſeure. So wurden die Deutſchen gleich beim Beginn ihrer Geſchichte, im vollſten Sinn des Wortes, geſchoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutſchen Geſchichten belegen es, daß der Deutſche einen Spaß verſteht, ſei er ſubtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den

Waffen greift, aber dieſe ſymboliſche Entmannung durch die römiſche Scheere war ihm außer Spaß und ſtieg in die gelüfteten Köpfe. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel ſproßte, und das war bei jedem ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heutzutage uns nicht genug verwundern können.

Jenes induſtriöſe Haarverſchneiden haben aber die Deutſchen Rom nie vergeſſen; und ſo oft in der Folge ein Kaiſer nach Italien zog, waren ſie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandaliſchem Grimme. Sie mußten bei dieſen höchſt unerſprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf laſſen; heldenhaft kämpfte das Kaiſerhaus der Hohenſtaufen faſt ſeine Lebzeit über im heilloſen Welſchland, bis es ſeinen letzten Kopf auf einem Schaffote zu Neapel einbüßte. Ziehen die Oeſtreicher nicht ſtets mit Cheruskermuthe über den Po, wenn in Italien die Revolutionsglocke läutet und blaſen Feierabend? und wer wollte endlich jenen zweitauſendjährigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Guſtav Nikolai? Bella Italia! Du haſt die goldenen Locken Italiens theuer bezahlt.

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von ſeinem Syſtem, den Deutſchen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht laſſen. Als ſeine Präfecte und Lictoren Nichts mehr zu ſchaffen hatten im deutſchen Lande, erfand es die Tonſur und ſchor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutſchen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutſchen wieder viele Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfiſch des ſechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte.

In Folge dieſer Haarwuchs befördernden Lehre Luthers fuhren ſich die Deutſchen wiederum dreißig Jahre einander ſelbſt in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perrücken begann, unter welchen man die zerzauſten und zerſchlagenen Häupter verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit, voller Bücher- und Puderſtaub, bis Napoleon gegen die deutſchen Perrücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchſen den Deutſchen die Haare wieder, ſie erhielten Einheit und Manneskraft und jagten den neuen Auguſtus aus dem Lande.

Die deutſchen Turner, welche hierbei rüſtig geholfen hatten, ſahen jetzt wohl ein, daß die Kraft des deutſchen Volkes, wie beim ſeligen Simſon eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen ſie ſich dieſelben ſo lang, wie immer möglich wachſen, bis ſich das neue Inſtitut des deutſchen Bundes dieſer altväteriſchen Sitte widerſetzte.

Es ſind an die zweitauſend Jahre, ſeit uns Rom die Haare verſchnitt; die nächtig ſchattenden Wälder von Altgermanien ſind gelichtet, und klar und nebelrein ſcheint die Sonne über die deutſchen Lande. Es hat ſich darum unſer Haar ſichtbar gebräunt, und die goldgelben Locken, jene einſtige nationale Kopfbedeckung, werden immer ſeltener. Ueberdieß haben die zahlreichen Beſuche aus aller Herren Ländern einer jeder wiſſenſchaftlichen Unterſuchung hohnſprechende Haarverwirrung zurückgelaſſen, ſo daß ich bezweifele, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unſeren Locken tragen. Wien hat auch in dieſer Hinſicht die Fürſorge übernommen und liefert die ſchönſten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutſchland.

Dieß iſt die Geſchichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch euer gedenken, ſeidene, zauberhafte Fäden, die ihr euch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt; oder tändelnd herabringelt in reizendem Muthwillen, oder traumhaft umſchattet blumenhafte Sonnen?

Was ſiehſt Du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, ſüßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, ſeliges Pfand geſtorbener Seligkeiten? Fern in einem ſchönen Thale von Deutſchland, wo die Linden duften, und die Nachtigallen ſchlagen, küßteſt Du jahrelang ein Frühling-ſchönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand ſelbſtmörderiſch Dich löſte aus dem goldenen Reiche der Schweſtern.

Schönſter Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfeſtes, deſſen Kerzen in einer anderen Welt flammen, deſſen Glocken in einer anderen Welt läuten, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unſere Nebeldecken und feuchten Wolkenſchichten.

Das Abendroth war einſam verblüht, hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer ſank die Welt in das große ahnungsreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in duftendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geiſterhaft in dunklen Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdenſarg hinabſank in das ernſte Reich der Schatten, um ſo flammender und überzeugender entzündete ſich dort oben der ſonnengeſtickte Namenszug Gottes in unſterblicher Schöne.

Mitten im goldduftenden Dunkel, zwiſchen Blumen und Sternen, ſaß ich an der Seite Seraphinens, jenes poeſiereichen Kindes mit blondſeidenem Haar und frommen, wunderſchönen Augen. Eine tiefe Sabbathſtille ruhte heilig über der nächtlichen Schöpfung. Das Reich der Träume wob ſinnend ſeine goldenen Floren über Glocken und Kelche. — Da wanden ſich leiſe und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten ſich wie Himmelsgrüße einer ſchönen Welt an unſer Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr ſüßes Haupt gegen meine Bruſt und ich hauchte einen leiſen Kuß auf die ſchöne Stirne.

O Seraphine, flüſterte ich, ſeligſter Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer ſchönen Welt — und ich bat die Holdſelige, warum ich ſchon ſo oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres ſchönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer ſinkenden Abendſtern.

Er ſinkt gen Frankreich, ſprach ich leiſe, bald folg' ich ihm, und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da tönte eine bekannte Hofthürſchelle.

Die Aeltern ſind zurück, ſprach Seraphine, ſtand ſchnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Aeltern begrüßte, und wo das Abendeſſen ſchon bereit ſtand.

Letztes heiliges Abendmahl in jenem ſchönen deutſchen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male ſaß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unſterblichkeit. Die Römer klangen an einander auf meine dereinſtige Wiederkehr aus dem ſchönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton ſo rein und golden die Luft durchzog wie ſterbendes Abendroth, verſank ich zum letzten Male in jene ſeligen Himmel ihrer blauen Augen; und unwillkührlich durchklang mich das reizende Lied des herrlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einſt in heiliger Stunde gewiß auf eben ſo ſchöne Augen gedichtet hat:

> Ich ſchaute die blaue unendliche See,
> Da ward mir im Herzen ſo wohl und ſo weh,
> Doch als ich Dein blaues Auge geſehen —
> Da, weiß ich ſelbſt nicht, wie mir geſchehen.
> Und ob ich die blaue unendliche See
> Auch immer und immer wiederſeh';
> Das Waſſer immer nur Waſſer bliebe —
> Dein Aug' iſt ewig unendliche Liebe.

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der ſchönſten Locken Germaniens, welche mir Seraphine in ein goldgeränderetes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich ſchwermuthvoll ob des bevorſtehenden Abſchiedes durch das geöffnete Fenſter nach den nächtlichen, duftenden Garten hinabſchaute. O ſeliger Augenblick! — Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen ſinken; aber ſie war bereits durch die Glasthür entſchlüpft. Ich klingte. Die Thüre war verſchloſſen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgeſtalt im himmelblauen Kleide, als ſie durch die zweite Thür entſchwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe ſie nie wieder geſehen; denn bereits am anderen Tage rief ſie ein Brief an das Sterbebette ihrer weiten entfernten Tante, welche ſich die letzten Augenblicke durch das Anſchauen eines Engels verſüßen wollte. Von Tag zu Tag verſchob ſich meine Abreiſe; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort; ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlaſſen.

Das Poſthorn klang. Fort brauſte der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Bruſt aber ruhte wie ein ſtiller Segen das letzte heiligſte Geſchenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

Die Schwalbenneſter-Revolution.

In einem deutſchen Fürſtenthume ereignete ſich der tragiſche Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Gränzdorfe ihre Neſter bauten, die Baumaterialien aus dem ausländiſchen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, ſo wie er von der Paſcherei erfuhr, gab den Befehl die unverſteuerten Neſter zu zerſtören. Ein böſes Beiſpiel verderbe gute Sitten, hatte er geſagt, denn er wußte für die verwickeltſten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee ſetzte ſich ſofort gegen die Schwalbenneſter in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre ſämmtlichen Collegen im deutſchen Lande, die Schwalbenneſter an den Häuſern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerſtörung nicht zugeben und ſetzten ſich zur Wehre.

Der Gutsherr, weil er für ſolch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anſpannen, fuhr nach der Reſidenz und ſchlug Lärm. Sogleich behandelte die deutſche Preſſe die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delikateſſe; aber im Pariſer Temps las ich bereits mit Kanonen. In das rebelliſche Dorf rückten Dragoner und verblieben daſelbſt, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An ſolchen Miniatur-Revolutionen iſt die deutſche Geſchichte neuerer Zeit nicht arm. Oft waren die Urſachen noch unbedeutender als Schwalbenneſter.

Der Gutsherr, welcher der Schwalbenneſter-Revolution ſo determinirt auf den Kopf trat, war Niemand als Herr von X...., der als ſpäterer Landſtand die Kammeroppoſition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Sprichworte ſchlug er einmal die ganze Debatte darnieder, die für das Miniſterium ſchon eine ſehr bedenkliche Wendung nahm. Die Oppoſition beſchwerte ſich nämlich über die vielen Cenſurlücken in der inländiſchen periodiſchen Preſſe. Man brachte die gravirendſten Beweiſe vor. Die Miniſterbank gerieth in die Enge. Da erhob ſich Herr von X....:

„Meine Herren", rief er, „ich verſichere auf Ehre, daß mich die Cenſurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philoſophie und denke: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Die rechte Seite fand dieſe Anſicht eben ſo weiſe als beruhigend; das Miniſterium ſchöpfte friſchen Athem, und die Oppoſition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X.... einmal in Baden-Baden perſönlich kennen. Er war der leibhafte Repräſentant des Conſervativ-Syſtems und hatte ſich ſelbſt vortrefflich conſervirt. Die Stürme der Revolution waren ſpurlos über dieſen deutſchen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge beſtand darin, noch ſo lange zu leben, bis den Franzoſen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X.... hatte nämlich alle Urſache, mit Frankreich unzufrieden zu ſein. Die Franzoſen hatten nach und nach faſt ſeine ſämmtliche Vetterſchaft todtgeſchoſſen, von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er ſelbſt zählte mir eine Menge verklärter Couſins auf.

Aber Papa, rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, wie viel Couſins haſt Du nur gehabt? Da iſt der Bodo, der Albrecht, der Hans, der Kaspar, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abſcheulichen Schnurrbärte.

Einfältig Kind, brummte der Alte, danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten ſind. Wären jene Helden, fügte er zu mir gewendet mit leiſem Seufzer hinzu, nicht ſo frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt ſtünde.

Es wäre Manches anders geworden, gegenredete ich.

Der Iſegrim ſteht noch vor mir, ſprach der deutſche Ritter mit ſtiller Begeiſterung, ein Prachtjunge. Die Geſchichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn ſelig, er hieß eigentlich Moritz; aber die Familie nannte ihn Iſegrim.

Der mag erſt einen Schnurrbart gehabt haben, rief Anna mit komiſchem Entſetzen.

Lothringen und Elſaß mit ſamt dem Münſter entgingen uns nicht, behauptete der Alte, den ſchmachvollen Pariſer Frieden hätte Iſegrim nimmer zugegeben.

Ich betrauerte von Herzen den edeln Ritter.

Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend erſteigt und die Blicke über das weite ſchöne Elbthal dahinſtreifen, ſieht man den ſüdlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabſinken. Das ſind die blaugrauen Wolken des Erzgebirgs. Mährchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantaſie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendſte Mährchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauſchen geheimnißvoll die dunkeln Bergwaſſer in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da ſteigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die ſchwarzen Eingeweide der Erde; irren die Grubenlichter in zweideutigem Nebel und einſam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtſtille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Roſe, da iſt der Gnomen und Erdgeiſter märchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwiſchen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden, wirkt ſo erquickend, wie das erfriſchenſte Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'ſchen Terraſſe.

Ich ſaß an einem ſchönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Hand breit über den Rebenbergen der Lösnitz ſtand, warf ihren Roſaſchimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenſter der Loſchwitzer Weinberghäuſer ſtrahlten in prachtvoller Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Muſikkorps ſpielte das ſüße Duett aus Jeſſonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen ꝛc., als plötzlich ein poetiſcher Freund zu mir trat und mit demoſtheniſcher Beredtſamkeit mir die Reize eines Flug's durch's hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen auseinander ſetzte.

Bedenke nur, rief er begeiſtert, heute noch ſitzen wir hier im reizenden, ſonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königſtadt, inmitten von ſüßen Melodien, leuchtenden Roſen, und morgen ſchon hören wir die Urquellen rauſchen im hohen Gebirg, ſehen den einſamen Raubvogel über ſtarren Felſen kreiſen; Alles iſt todt und erſtorben —

„Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut."

Ich laſſe nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetiſche Idee zu realiſiren. Es ſind ſolche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, deſto reicher iſt das Leben ſelbſt zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeſchlagen und bereits am andern Morgen ſelbanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das reizende Tharand iſt der letzte ſüdliche Stern der ſchönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldſtiller, ernſter und höher. Je weiter wir vorwärts ſchreiten, deſto mehr Berge wälzen ſich zwiſchen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbſt der Himmel verliert bald ſein erquickendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da ſteigt die einförmige Rauchſäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir ſind in das Reich des Plutus getreten. Das iſt aber ein eben ſo unliebenswürdiger Gott, wie ſein Herr Vetter Vulkan. Aſchgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leibhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergſtadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, iſt ſo alt wie die älteſten ſächſiſchen Spezies. Hier wird jene Kunſt, die Erde auszubeuten, methodiſch gelehrt; denn hier befindet ſich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern beſucht wird. Selbſt Spanier ſtudirten noch vor nicht langer Zeit hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerikas erloſchen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kaſtiliſchen Könige ſchlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthaunen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, ſah man eines Tags fremde ſüdliche Geſtalten mit ſtolzen Schritten und tiefkatholiſchen Geſichtern einherwandeln in den Straßen eines unſcheinbaren ſächſiſchen Bergſtädtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluſte beider Indien in den eigenen Buſen greifen und aus den Tiefen ſeiner Sierras die Gold- und Silberquellen ſprudeln laſſen in nie geſehener Schöne. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen iſt; doch ſcheint mir, daß Freund Mendizabal bei den karliſtiſchen Händeln die Freiberger Studien vor der Hand habe dahin geſtellt ſein laſſen, indem er es für gerathener fand, zuvor den ſchönen Hamſterbau der ſpaniſchen Klöſter bergmänniſch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutſcher Name in der kleinen Bergſtadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfaſſers der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

Bevor ich die Bergſtadt, die nächſt ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlaſſe, muß ich noch eines kleinen muſikaliſchen Meiſterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düſtern Mauern gedichtet und in Muſik geſetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Muſikſtück: „der Bergmannsgruß," Text von Döring, componirt von Anaker, außerhalb Sachſen ſo beliebt und bekannt iſt, wie innerhalb unſerer beſcheiden gezogenen Grenzen. Es erhält dieſes Tonwerk hauptſächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerklebens entſtanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichſam in ſich geſogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert iſt, denkt man wunder wie hoch man ſich befindet, während ſich im Süden neue, höhere Bergmaſſen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation ſparſamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einſame Rauſchen finſterer Tannenwälder.

Wir beſchloſſen, das gewerbreiche Chemnitz, die Lebenspulsader des Gebirgs, rechter Hand liegen zu laſſen, und wanderten über das freundliche Bergſtädtchen Annaberg ſchnurſtracks auf jene vom Himmel verlaſſene Gegend zu, die man unter dem Namen des ſächſiſchen Siberien begreift.

Man kann das ſächſiſche Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den ſüdlichen Abhängen, der üppige Saum iſt mit Blumen durchwirkt, fruchtbelaſtete Aeſte beugen ſich im Herbſte zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut ſich der Landmann ſein ſolides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Auskommen des Eigenthümers. Aber ein ſchneidender Luftzug durchweht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizende Kinde Florens, die goldenen Augen aufzuſchlagen. Der Fleiß der Menſchenhand muß hier nachholen, was der Erdboden verſagt. Unermüdlich ſchwirrt das Weberſchiſſchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tauſend und abertauſend Hände regen ſich in geſchäftiger Eile wie ein Ameiſenhaufe, vom armen Löffelſchmidt und Korbflechter bis zur blaſſen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lampenlicht von früh bis zum ſpäten Abend an ihrem kunſtreichen Gewebe ſitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, da ſchweigt alsbald die Gewerbthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird ſtiller, rauher; auf der Erde iſt für die Menſchen nichts mehr zu holen, und er ſteigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Geſichter bläſſer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch ſtolz und majeſtätiſch zum Himmel ſtreben, verlieren allen Muth und werden zwergartig. Dürftig nur noch gedeiht der einſame Eibiſchbaum mit ſeinen blutrothen Beeren am Wege, endlich erliſcht auch dieſer, und ſo weit der Blick troſtlos die todtkalte Gegend durchſtreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmloſen Himmel und graues Elend.

Faſt wie Ironie ſieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem ſonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein goldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang Oktober dieſe Gegend, da ſtand das armſelige Korn mit ſeinen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Hafer war noch ganz grün.

Die Armuth in dieſer, von allen Göttern verlaſſenen Region nimmt von Jahr zu. Beim angeſtrengteſten Fleiße verdient jetzt — im vollſten Sinne des Worts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brod, denn ſie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln ſtillen. Dazu kommt noch, daß der Bergbau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, ſind die Armen auf den Himmel angewieſen, wovon ſie leider nicht ſatt werden. Es iſt ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchſten Gebirgs, in Johann Georgenſtadt, Eibenſtock, Schönhaide, den blaſſen Leidensgeſtalten begegnet, die mit ſeltſamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufſchauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier oben in dieſer Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der ſeine Kinder beim angeſtrengteſten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anſpruch auf die Liebe derſelben, und iſt irgend deutſchen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Amerika zu wünſchen, ſo ſind es dieſe armen Bewohner des ſächſiſchen Siberien.

Auf der Grenze zwiſchen Sachſen und Böhmen beim Dorfe Wildenthal ſteigt ein gingantiſcher Berg zu den Wolken; es iſt dieß der Auersberg, und wer ihn erſtiegen, kann von Ausſicht erzählen. Man muß aber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage ſind ſelten von Nebeln frei. Da liegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wie eine friſch colorirte Landkarte, zu unſern Füßen. Ein gut bewaffnetes Auge ſoll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, ſo überſchweift unſer Blick die beiden kalten Gürtel des Erzgebirgs und ganz am Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und ſeidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland ſeine reichen Getreidefluren in endloſen Flächen aus bis zur bayriſchen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmiſchen Grenzgebirge faſt jede Ausſicht.

Auf dieſem höchſten Gebirge ſtanden wir und ſchauten wie Könige auf die große Welt zu unſern Füßen. Dort in weiteſter Ferne, hinter jenem blaſſen Nebelſtreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'ſchen Terraſſe, wo wir noch ehegeſtern ſaßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einſamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigſten jener ſächſiſch-ſiberiſchen Kolonien mit ſeinen ärmlichen Hütten voll Hunger und Elend.

Kalt ſtrich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flaſche guten Medoc mit heraufgeſchleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüttenbewohner und auf das ſchöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläſte und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flaſche in den Abgrund. Eine Schaar ſchwarzes Geflügel ſtieg erſchreckt hervor und umkreiste mit heiſerm Geſchrei unſere Häupter; der Wind aus Böhmen pfiff ſchneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

„Laß uns dorthin, dorthin ziehn,
Wo die Blumen ſchöner blüh'n.“

ſang er, und unter der Spohr'ſchen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reiſe zur Poſt von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus dem Winter in den Frühling zurück. —

Die ſächſiſchen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenſtand ein unbefangenes, philoſophiſches Urtheil abzugeben, iſt ein Haupterforderniß, daß man nicht ſelbſt verliebt iſt. Da ich mich, Gott ſei Dank, dermalen in dieſem glücklichen, emancipirten Zuſtande befinde, ſo ergreife ich die ſchöne Gelegenheit, und berichte, wie folgt:

Die ſächſiſchen Mädchen ſind ein herrliches Geſchlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frommen ſeiner guten und getreuen Bewohner des conſtitutionellen Königreichs Sachſen beſonders erſchaffen hat, obſchon die königlich ſächſiſchen Mädchen nichts weniger als conſtitutionell geſinnt zu nennen, da der ſächſiſche Landtag gleich beim Beginn ſeiner Sitzungen die unpolitiſche Ungalanterie beging, das reizende Geſchlecht von ſeinen Sitzungen auszuſchließen und ſich ſeine Gallerie muthwilligerweiſe zu defloriren.

Es iſt ein uralt Bonmot, daß

„in Sachſen die ſchönen Mädchen wachſen.“

Ging ich nun nicht ſo unparteiſch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf ſich beruhen, und die Welt käme hinſichtlich der ſächſiſchen Mädchen nie auf's Reine, aber ſo ſtreiche ich das ſchön und ſetze dafür hübſch. Nach dieſer Variation will ich das Sprichwort beſchwören, falls die Sache zum Prozeſſe kommt. Hiemit ſoll nun nicht geſagt ſein, als ob in Sachſen nicht auch ſehr ſchöne Mädchen wüchſen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moraliſchen Ueberzeugung, daß ſich $^{9}/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für ſehr ſchöne Mädchen halten.

Hätt' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren und ſchreiben:

„In Sachſen, wo die herzigen Mädchen wachſen.“

Dieß kann ich ſogar auf geographiſchem Wege beweiſen. Deutſchland oder, wie die Turner wollen, Teutſchland, oder demagogiſch das deutſche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutſchen Bundesſtaaten ſind bekanntlich das Herz von Europa; Sachſen wiederum iſt das Herz von Deutſchland; kann es aber nach deutſcher Logik und Fundamental-Philoſophie anders kommen, als daß auf ſolch herzigem Terrain die meiſten herzigen Mädchen wachſen? Ein ſächſiſches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als ſich damit zu verlieben, und das macht das ſüße Kind eben ſo herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederſchreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch ſächſiſche Mädchen, kann ich nicht läugnen und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß ſie mit ihren diverſen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als ſich zu verlieben. Ich will mich auf gut conſtitutionellem Wege aus der Schlinge ziehen und ſo klar als möglich faſſen.

Jeder Mediciner, wenn er auch noch nicht promovirt hat, wird mir zugeſtehen, daß jedes irdiſche Mädchen, von andern iſt die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache jetzt die Nutzanwendung anf die ſächſiſchen Mädchen. Wenn ich von ihnen im Allgemeinen behaupte, daß ſie mit ihren Herzen Nichts anzufangen wüßten, als ſich damit zu verlieben, ſo ſoll das ſo viel heißen, daß ſie ſich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben ſich blos mit Einer, während die Andere mit allerhand Contrebande, als da ſind Feronièren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch ſchlimmeren Dingen vollgepfropft iſt.

Die Leipziger Mädchen ſind wie ihre vaterländiſchen Colleginnen zwar conſtitutionelle Staatsbürgerinnen, aber liberaler geſinnt. Sie geben dem Zweikammerſyſtem den Vorzug. Es iſt da ein ewiger Streit der Intereſſen zwiſchen Liebe, Eitelkeit und Gefallſucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wiſſen, daß ſie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was ſoll das bedeuten? Es iſt gut, daß mir dieſe Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, faſt nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civiliſation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator blos erſchaffen hat, damit er ſich um Leipzig drehe, hat ſich ſeine eigene Geographie gefchaffen. Nach dieſem Leipziger geographiſchen Katechismus wird das Königreich Sachſen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenhäuſer, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Sahne ſtatt Rahm ſagt, was nicht zittert und bebert, ſondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit ſeinen Kunſtſchätzen, Dresden, die Haupt- und Reſidenzſtadt, das gewerbreiche Chemnitz mit ſeinen Fabriken — Alles iſt Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anſpruch auf die ewige Glückſeligkeit, und Leipzig mit ſeinen fetten Lerchen und magern Profeſſuren iſt die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthema den ſächſiſchen Mädchen, zurück.

Mir ward Gelegenheit, die ſächſiſche Flora in den verſchiedenartigſten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche ſelige Winternacht lehnte ich an einem Pfeiler der kerzenflammenden Ballſäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und ſah die reizenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberſchweben. Ich habe ſie geſchaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, ſo wie die freundlichen Blumen der Reſidenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den ſüßeſten Melodien Bellini's. Man befand ſich in einem Zauberparke von Tauſend und Einer Nacht; man war berauſcht, entzückt, aber nicht — erquickt. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blaſſen kränklichen Geſtalten auf der Promenade begegnete, ſchwand vollends alle Poeſie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere ſächſiſche Flora, die wie ein duftendes Veilchengefild in der Stille ihrer Berge und Thäler einſam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und ſie iſt die Nationalfarbe der ſächſiſchen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigter Leſer, an ſchönen Sommerabenden die freundlichen ſächſiſchen Landſtädte, blicke auf nach den Fenſtern, wo Blumen herabnicken, und Du wirſt hinter den Blumen noch ſchönere Blumen verſteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häuſern, wo ſie gern vereint ſitzt die holde nachbarliche Flora, plaudernd und Mährchen erzählend, und Du wirſt ſie oft der glänzendſten Damengallerie des Ballſaals vorziehen. Kehre nur ein in den einſam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Förſterwohnungen und den hinter blühenden Linden verſteckten Pfarrhäuſern, und Du wirſt erkennen, daß in Sachſen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und ſelbſt der königlich ſächſiſche ſtatiſtiſche Verein Nichts weiß.

Indem ich dieß ſchreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja Deiner gedenken, unnennbar ſüße Blume, die Du einſam und vergeſſen blühſt in Sachſens höchſtem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg der ſchwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel ſteigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Wege der Eibiſchbaum mit ſeinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegſt Du herab von Deinem Wolkenſitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde Dich begrüßen. So wirſt Du einſam blühen, einſam ſterben, und im Eiſe des Erzgebirgs wird Dein einſames Grab ſein. Denn Du biſt arm und ein Engel, zwei Eigenſchaften, die vollkommen geeignet ſind, hiernieden recht bald vergeſſen zu machen. Vlelleicht, daß, wenn Du von hinnen gegangen, die Volksſage ihren Regenbogenſchimmer um Dich breitet, und Du den wenigen armen Leuten, die Dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erſcheinſt und ſie ſtärkſt im frommen Wandel. Mir iſt Nichts von Dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich ſpäter einer jungen Dame ſchenkte, der ich oft von Dir erzählte und die Dich innig liebte, weil ſie Dir ähnlich war. Obſchon ſich die Paar Verſe gedruckt vorfinden, ſei ihnen doch, da ſie ein ſächſiſches Mädchen charakteriſiren, ein Plätzchen gegönnt:

Hoch oben auf dem Felſen,
Wohin kein Auge ſieht,
In Frühlingspracht eine ſchöne
Vergeſſ'ne Blume blüht.

Tief unten lacht der Frühling,
Leben der Schweſtern viel;
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr luſtiges Spiel.

Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht,
Es ſchaut kein freundlich Auge
In das ſo liebe Geſicht.

Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend ſchöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

Das Abendroth iſt verklungen,
Die Sterne blicken herfür —
Die Blume iſt geſtorben —
Es weiß kein Menſch von ihr.

Der Leſer wird mir übrigens für dergleichen poetiſche Excurſe wenig Dank wiſſen. Ich gehe aber in mich, werde wieder ſtatiſtiſch und berichte wie folgt:

Unter zehn ſächſiſchen Mädchen iſt eins ſehr hübſch, eins recht hübſch, drei ſind hübſch, drei weniger hübſch, zwei gar nicht hübſch. Schön iſt ungefähr das Fünfzigſte und häßlich das Dreißigſte.

Unter zehn ſächſiſchen Mädchen ſind ferner drei bis vier liebenswürdig, ein Paar ſind angenehm, die übrigen laſſen gleichgültig.

Geiſtreich ſind von Zehn eins oder zwei, gemüthreich aber acht.

Naivetät iſt ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden ſich wenigſtens ſechs oder ſieben Naive.

Sich geſchmackvoll zu kleiden verſtehen unter Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert ſich dies Verhältniß, da verſtehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; ſechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdeſtoweniger ſind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf zufrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieſer Wahrſcheinlichkeitsrechnung, von der ſich jeder Leſer, ſo er nach Sachſen kommt, wird überzeugen können, ſei mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübſchen Sachſinnen in der Regel benamt.

Da ſtehen nun gleich im erſten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beiſammen, ſtecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und ſonderbar, ein eigner Segen ruht auf den ſächſiſchen Marien, es ſind faſt ſämmtlich ſüße und holde Kinder. Daher das liebe Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeiſterten Marienliebhabers ertönt:

Maria möcht' ich Dich begrüßen!
Mein Herz hat ſtets Dich ſo genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich ſtill an ſeinen Strand;
Maria rieſeln ſeine Wogen,
Maria ſoll Dein Name ſein. u. ſ. w.

Nach den Marien kommen die Paulinen. Auch dieſe ſind in der Regel recht hübſch; und ich würde überhaupt bei jeder königlich ſächſiſchen Gevatterſchaft den guten Rath geben, das reſpective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübſch.

Auf die Paulinen folgen die Thereſen, dieſen die Sophien, die Luiſen, Henrietten, Amalien, die Julien und Emilien, dieſen die Charlotten und Karolinen, die Auguſten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen gibt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Beſcheidenheit iſt eine der hervorragendſten Tugenden meiner ſchönen Landsmänninnen. Sie würden es daher nur ungern ſehen, wollte ich dieſes Kapitel, welches allein über ſie handelt, noch weiter fortſpinnen; obſchon mir der intereſſanteſte Stoff zu Gebote ſtünde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendſten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie iſt doch noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel ſagen will, und indem ich dem Wunſche der beſcheidenen Schönen zuvorzukommen ſuche, ſchließe ich dieſen Aufſatz mit der Bitte an alle nicht ſächſiſchen Leſer, recht bald ſelbſt in mein freundliches Heimathland zu kommen und ſich von der Wahrhaftigkeit meiner Ausſagen über die ſächſiſchen Mädchen zu überzeugen.

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß ſie die Reiſe nicht gereuen wird.

Ein theologiſches Fragment.

Es war ein klarer, fröſtelnder Spätherbſtmorgen, als Martinus Luther, gefeierten Andenkens, ſeine berühmten Controverſen an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte. Die Morgenſonne ſchien ſo nüchtern über die Dächer der churſächſiſchen Univerſitätſtadt, daß der Reformator für ſeinen hochheiligen Zweck gar keine geeignetere Zeit wählen konnte. Der Frühling mit den blühenden Altären und ſterngeſtickten Nachtigallnächten war nicht paſſend für die nüchternen Vernunftſätze Meiſter Martins; auch der norddeutſche gluth- und ſchweißreiche Sommer nicht; wohl aber jene klare, leidenſchaftloſe Herbſtſonne, wo die Natur das blühende Gewand abgeſtreift hat, die Sinne unbehelligt läßt, und die Contemplative erleichtert. Als nach einigen Wochen die Novembernebel herabſanken, war die Saat bereits geſtreut und in den langen, ofenerwärmten Winternächten fand Bürger- und Rittersmann hinlängliche Muſe, über die fünf und neunzig Sätze nachzudenken. Die Schneedecke des Winters 1517 bis 1518 ſchmolz, donnernd trieben die Eisſchollen der Elbe gen Norden — da brach die Saat der Reformation wohl erhalten und ſtark hervor.

Ich weiß nicht, wie lange jenes welterſchütternde Placat an der Schloßkirche zu Wittenberg angeheftet hing; aber heute noch, nach länger denn dreihundert Jahren, muß ich mich wundern, wie die damalige Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei der guten Univerſitätsſtadt ein ſolches polizeiwidriges Unternehmen ſo gelaſſen mit anſehen konnte. Ich kann mir die Sache nur daraus erklären, daß die damaligen weltlichen Behörden, die Fürſten, Grafen und Herren gegen den für ihre höchſt eigenen Gefälle ſo verderblichen Ablaßkram nach weit aufgebrachter waren als Luther ſelbſt; die heller Denkenden der Univerſität waren über die Abnormitäten der damaligen katholiſchen Kirche längſt im Klaren und der hausbackene, phantaſieloſe Sinn des Bürgers zu Wittenberg, einer Stadt an der proſaiſchen Elbe, ließ ſich durch die Declamatorien Tetzels kein X. für ein U. machen. So war Luther nur das Organ der damaligen öffentlichen Meinung. Er hatte den Muth ſie auszuſprechen und anzuſchlagen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517, und zu vertheidigen vor Kaiſer und Reich in der freien Reichsſtadt Worms. —

Frühlinge kamen und gingen. Da verſtummten allmählig in Folge jenes herrlichen Octobertages die katholiſchen Glocken in den Domen und Hallen, die ewigen Lampen erloſchen, die Heiligenbilder erbleichten und weinend floh Madonna gen Süden. Aber auch dort, in den Gebieten der weithin rauſchenden Donau, in den fröhlichen Thälern von Ober- und Nieder-Oeſterreich, in der eiſenhaltigen Steier, wo Italien herüberrankt mit ſeinen blühenden Armen, und das kernvolle deutſche Wort in melodiſchem Wohllaut zerfließt, ward es Lutherlaut und Tageshelle. Lange Zeit ſchleuderte der Vatican ſeine Blitze gegen den heraufbrechenden Morgen; ſein Reich ſchien zu Ende im deutſchen Lande. Da ſchlug einer der römiſchen Blitze in die Hofburg zu Wien. Das junge deutſche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersbrunſt. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg ſein religiöſes und politiſches Glaubensbekenntniß nieder. Mancher katholiſche Dom ſtürzte zuſammen, manches evangeliſche Bethhaus ward geſchleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden ſchloß, theilte ſich Luther und Papſt in das deutſche Reich. Jener behielt den Norden, dieſer den Süden. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finſter und waldumnachtet erhebt ſich auf Böhmens und Sachſens Grenze ein hoher Berg mit baſaltner Kuppe und einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er iſt einer der Marktſcheiden zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland. Weithin ſtreift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholiſche Böhmen, wo ſie vor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luther und jetzt gläubig knien vor dem heiligen Nepomuck. Weithin ſchweift der Blick auf der anderen Seite in das lachende proteſtantiſche Sachſen. Der Gipfel ſelbſt des Berges iſt lutheriſch, vom nahen ſächſiſchen Gränzdorfe tönt einfach und ſtill die Glocke des reinen Evangeliums. Auf der entgegengeſetzten Seite des Berges beginnt Sanct Peters Macht. Tief unten im Thale tritt die Elbe aus Böhmen herüber und fließt nun ruhig fort durch lauter proteſtantiſche Länder bis zu ihrer Mündung im Meere.

Dort oben auf der unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut ſteht auf kaltem Baſalt, und umrauſcht wird von der einſamen Eichengruppe, in welcher wunderbare Lieder tönen, kehren in den Sommermonaten oft Harfenſpieler ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Beſucher des Winterbergs durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einſt hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhauſe zu übernachten. Schon von fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen, und wie in einem grauen Mantel verſanken allmählig Städte und Dörfer, Berge und Wälder. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauſchte es mährchenhaft. Der Abendhimmel umzog ſich immer dunkler und in den kleinen Fenſtern des Winterhauſes ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch ein kleines Unwetter und wünſchte mir Glück, noch trocken das Winterhaus erreicht zu haben. Ich war heute der einzige Gaſt und trat in die kleine aber gemüthliche Fremdenſtube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmiſchen Nationalmelodien, in welcher, wie in allen ſlaviſchen Liedern, ein ſo unendlicher Zauber liegt. Es war ein Allegro, aber ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerſchaften ſpricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen ſeit Jahrhunderten um einen unerſetzbaren Verluſt, der ſo groß iſt, daß ſie ihn nicht auszuſprechen wagen in Worten; aber wenn wir ihre Lieder hören, verſtehen wir ihn. Weich und thränenvoll legen ſich dieſe Klänge an des Deutſchen Bruſt, die ſo gern theilnehmend mitſchlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden ſich die Berge und Thäler Slavoniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der deutſchen Eichen umgürten; aber einſt — dafür bürgt der Geiſt der Geſchichte, die große ſittliche Weltordnung — werden jene Molltöne wieder in Dur übergehen, und der Himmel wird ſich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Racheflammen.

Das Muſikcorps auf dem Winterberge beſtand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und ſeiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonnen. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tiefkatholiſch. Das dunkelſeidene Haar ſcheitelte ſich rein und reizend um das von Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüſterte leis und ſpielend in den Saiten der Harfe. So ſaß ſie da, wie ein ſchönes frommes Legendenbild der Vorzeit.

O ihr ſchönen frommen Legendenbilder der alleinſeligmachenden Kirche, ich bin Proteſtant, aber gegen euch hab' ich nie proteſtirt. Ich glaube, daß ihr ſelig ſprechen könnt mit dem ſüßen Munde, und Unſterblichkeit verleihen mit den Gewißheit verkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterberge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwetter im Anzuge. Schon grollte und pfiff es ganz unheimlich in der rings aufgethürmten Felſeneinöde. Ein fernes Wetterleuchten ſetzte die Gegend in momentane Beleuchtung.

Der Harfner war mit ſeiner Tochter vor das Winterhaus getreten. Das Mädchen hielt ängſtlich ſeinen linken Arm umſchlungen und blickte ſcheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitz ihr Geſicht an der Bruſt des Vaters verbergend.

Ein langſamer Donner rollte jetzt durch's Elbthal, halb Sachſen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters verkündend. Der plötzlich herabfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme ſtellte ſich ſogleich an's Fenſter und ſchaute keck hinaus in das großartige Nachtſtück, während das Mädchen zitternd die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Immer wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit ſtürzte ein losgeriſſenes Felsſtück unter donnerähnlichem Gekrach in den Abgrund. Seufzend ſchlugen die Eichen auf ihrem baſaltenen Poſtament die naſſen Kronen gegen einander. Rings umher ewige Nacht, fortwährend von den goldenen Bändern der Blitze durchſchnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur ſeinen höchſten Grad erreicht hatte, das ſchöne Mädchen todtenähnlich zuſammengeſunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand mit bebenden Lippen daſtanden, und mir ſelbſt ganz und gar nicht wohl zu Muthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daherfuhren — da griff der alte Böhme mit Einemmale nach ſeiner Harfe. Seine Blicke leuchteten, die Töne rauſchten und er ſtimmte an ein uraltes böhmiſches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, ſiegsfreudiger Schlachtgeſang aus dem Kriege der Huſſitten. Der ging aber nicht aus Moll, ſondern aus dem kräftigſten, freudigſten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich ſah die Procope hoch zu Roß, die Eiſenkeule in der Fauſt, voran den ſchwarzen rache- und freiheitſchnaubenden Schaaren. Es war ein heißer und blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederſchlug in die Felſen und dröhnend wiederhallte, um ſo lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus dieſem ſanften Inſtrumente ſolche Töne zu ſchlagen wären.

Aber der Sturm legte ſich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiſer klangen die Saiten. Da brach aus zerriſſenen Wolkendecken der Nachthimmel in ſeiner ſtillen Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und ſiegesſicher und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!"

Erſchrocken ſprang bei dieſen Klängen das frommbeſorgte Mädchen auf den Vater zu, und ſuchte ihn mit gefalteten Händen zu beſchwören. Zugleich blickte ſie ſcheu nach mir, den Wirthsleuten und dem in immer weiterer Ferne ſich zurückziehenden Gewitter, gleichſam als fürchte ſie, es werde zurückkehren ob dieſes ketzeriſchen Liedes.

Der Alte ließ ſich aber nicht ſtören und ſang laut und begeiſtert alle vier Verſe des großen Liedes. Es iſt kein Verräther unter uns, mein Kind, ſprach er, als er geendet, und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; ſchau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich ſie ſingen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte ſie auch der fromme Pater Clemens noch ſo ſtreng verboten.

Das Mädchen ſchüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengeſicht, und küßte um ſo inniger das kleine Marienbild, das ſie in der Hand hielt. Sie wußte er ja wohl, die Himmelskönigin war es geweſen, die das Winterhäuschen vor dem Blitz geſchirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen laſſen. Der Wirth klappte ſorgfältig die alte Hausbibel zu, in welcher er ſich während des Unwetters Troſt erholt, und ſtellte ſie ehrfurchtsvoll an den gewohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieſes heilige Buch, war es geweſen, der man die Rettung aus ſichtbarer Todesgefahr verdankte. Der Harfner ſetzte ſein Inſtrument ruhig in den Winkel; es war ihm ziemlich ausgemacht, hätt' es nicht das uralte Freiheitslied des Vaterlandes angeſtimmt, die Sache konnte ſchlimm werden.

Ich aber trat hinaus in die Sternennacht, wo in goldner Schrift des Vaters Name in unverlöſchlichen Zügen brannte. Da unten wohnten die Sachſen und Böhmen. Oft bekämpften ſie ſich in dunklen Schlachten über den wahren Gott, und es war doch derſelbe Himmel, der über beide Länder mit gleicher Liebe herabſank! Waren es nicht dieſelben Sterne, welche über beide Länder mit gleicher Klarheit und gleicher Liebe leuchteten? Wie aber das Gewitter vorüberzog, ohne daß ſeine Blitze ein einziges Komma in jener Wahrheitsſchrift dort oben verrücken konnten, ſo wird die Wahrheit ſelbſt ſiegen über die Wolken und Stürme der Erde, und dereinſt nur Ein Gott, Ein Glauben, Ein Vaterland und Ein Himmel ſein auf Erden.

Gottlieb Stolle,

am 3. Februar 1673 zu Liegnitz geboren, ſtudirte zu Leipzig und Halle, wurde Magiſter der Philoſophie und Hofmeiſter, 1713 Adjunct der philoſophiſchen Facultät zu Jena und 1717 Profeſſor der Politik und Präſident der deutſchen Geſellſchaft daſelbſt, nachdem er 1714 als Director des Gymnaſiums zu Hildburghauſen angeſtellt geweſen war. Er nannte ſich Leander aus Schleſien und ſtarb am 4. März 1744. Er ſchrieb:

Deutſche Gedichte. Jena. 8.
Auswahl im Almanach Luna von Franz Horn, für 1805. S. 262.

Unter den Schülern der ſogenannten Hoffmanns-Waldauſchen (zweiten ſchleſiſchen) Dichterſchule iſt St. unbedingt einer der talentvollſten, da er Leichtigkeit, Anmuth und Wohllaut mit Geiſt verbindet, und einen reineren Geſchmack hat als die Meiſten unter ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen.

Meiſter Stolle, ſ. Minneſinger.

Adelheid von Stolterfoth,

am 11. September 1800 zu Eiſenach geboren, verlebte ihre Jugend mit ihrem Vater, einem preußiſchen Officier, zu Erlangen, ſpäter zu Bingen und ſeit 1819 hält ſie ſich zu Langenwinkel im Rheingau auf. Sie iſt königlich bairiſche Stiftsdame zu Birken.

Sie gab heraus:

Zoraide, romantiſches Gedicht in drei Geſängen. 1825.
(*Gedichte in mehreren Zeitſchriften und Almanachen.*)
Rheiniſcher Sagenkreis. Frankfurt, 1835.
Alfred, romantiſches Gedicht. Wiesbaden, 1834.

Ein ſchönes lyriſches Talent voll Wärme der Empfindung, Gluth der Phantaſie und Anmuth in der Darſtellung; beſonders glücklich in der Behandlung rheiniſcher Sagen.

Johann Jakob Stolz

ward am 31. December 1753 zu Zürich geboren, bekleidete zuerſt ſeit 1781 ein geiſtliches Amt in der reformirten Kirche zu Offenbach. Nachdem er aber 1784 nach Bremen berufen war, erhielt er als Prediger an der Martinskirche daſelbſt den Titel eines Doctors der Theologie und 1802 zugleich eine Profeſſur am Gymnaſium. 1810 wurde er Paſtor Primarius an derſelben Kirche, legte jedoch ſchon im folgenden Jahre ſeine Aemter nieder, um in der Vaterſtadt ſein Leben zu beſchließen. Er ſtarb zu Zürich am 12. März 1821.

Von ihm erſchien:

Sämmtliche Schriften des neuen Teſtaments, überſetzt, 1781—82. Zürich, 2 Thle.; neue Ausg. Hannover 1820.
Erläuterungen dazu. Hannover, 1809.
Predigten über die Geſchichte unſers Herrn. Frankfurt, 1782—86.
Chriſtliche Vorträge. Frankfurt, 1783.
Feſt- und Communionpredigten. Winterthur, 1788.
Briefe. Winterthur, 1789—90. 2 Thle.
Geiſt der Sittenlehre Jeſu. Lemgo, 1792—93. 3 Thle.
Die Liebe nach Paulus. Hannover, 1798.
Predigten über Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Bremen, 1800—1802. 4 Thle.
Hiſtoriſche Predigten. Jena, 1805—1807. 2 Thle.
Predigten zur Beförderung der Humanität. Hannover, 1810. 2 Thle.

Die Pſalmen. Zürich, 1814.
Vier Predigten. Bern, 1814.
Vermiſchte Schriften. Winterthur, 1816—17. 2 Thle.

Ein freiſinniger, geiſtreicher Theolog, der ſich beſonders als Kanzelredner auszeichnete und namentlich durch ſeine gediegenen Predigten über hiſtoriſche Stoffe großes Aufſehen machte.

David, Achimelech, Achis*).

1. B. Sam. XXI. 1. 2. 3. 8 — 13.

David kam nach Nobe zu Achimelech, dem Prieſter. Achimelech erſchrak, als er David entgegen ging, und ſagte zu ihm: Warum kömmſt du allein, und iſt niemand bei dir? David ſprach zu Achimelech dem Prieſter: Der König hat mir ein Geſchäft aufgetragen, und zu mir geſagt: Niemand ſoll wiſſen warum ich dich geſandt, und was ich dir aufgetragen habe, auch habe ich die Bedienten an einen gewiſſen Ort beſchieden. Haſt du nun etwas, ſo gieb es mir, etwa fünf Brode, oder was ſich findet..... Und David ſprach zu Achimelech: Haſt du nicht hier einen Spieß oder ein Schwerdt? Ich habe mein Schwerdt und meine Waffen nicht mitgenommen; denn die Sache des Königs war eilig. Der Prieſter ſprach: Das Schwerdt Goliaths, des Philiſters, den du im Terebinthenthale erſchlagen haſt, iſt hier in einem Tuche eingewickelt hinter den heil'gen Kleidern. Willſt du dies nehmen, ſo nimm es; ein anderes als dies iſt nicht hier. David ſprach: Keins iſt wie dieſes; gieb es mir! Jetzt machte David ſich auf, und flohe vor Saul, und kam zu Achis, dem Könige zu Gath. Die Diener Achis's ſagten zu ihm: Iſt dies nicht David, der König des Landes? Sangen ſie nicht ſpielend gegen einander von ihm: Geſchlagen hat Saul ſeine tauſend, und David ſeine zehentauſend? Ueber dieſe Reden ward David betroffen, und fürchtete ſich ſehr vor Achis, dem Könige zu Gath. Da verläugnete er ſeinen Verſtand vor ihnen.

Leicht werden gewiſſe Handlungen entweder zu ſtrenge oder zu gelinde beurtheilt. Diejenigen, welche ſich nicht anders als hart und ſchneidend darüber zu äußern wiſſen, ſetzen ſich nicht in die Lage des Nächſten, der ſich ſo betrug, und nehmen auf manches, was bei gerechter und billiger Beurtheilung dieſer Handlungen in Anſchlag gebracht werden muß, keine Rückſicht. Da ihre Denkart, ſelbſt ihr Temperament und Naturell von dem ihres Nächſten ſehr verſchieden iſt, und ſie alſo freilich nie in Verſuchung kommen, gerade ſo zu handeln, ſo können ſie den, der ſo handelte, nicht begreifen, und ihr Unwille über ſein Verhalten wird ohne Maaß ausgedrückt. Diejenigen hingegen, welche dieſe Handlungen in Schutz nehmen, ſind in anderer Hinſicht zu tadeln; ſie rechtfertigen; was höchſtens entſchuldigt werden kann und darf; ſie erklären für allgemein erlaubt, was ſehr bedenklich wäre, ohne genaue Beſtimmung aller Umſtände jedem Einzelnen zu erlauben. Es verſteht ſich, daß hier nicht von Handlungen die Rede iſt, welche gegen den ausdrücklichen Buchſtaben der zehn Gebote anſtoßen; denn über dieſe urtheilt jedermann gleich, und es wird zum Beiſpiele allgemein für unerlaubt gehalten, ſich an des Nächſten Leben, Ehegenoſſen, Vermögen, gutem Namen geradezu oder auf eine hinterliſtige Weiſe zu vergreifen. Allein es giebt andre Handlungen, welche ungleich beurtheilt werden. Dahin gehört, was in dieſem Abſchnitte der Geſchichte, auch in dem unmittelbar Vorhergehenden und Nachfolgenden von David erzählt wird. Wir haben bereis gehört, daß David kein Bedenken trug, ſeinem Freunde Jonathan den Vorſchlag zu thun, daß er ſeinem Vater ſagen ſollte, David ſei nach Bethlehem gegangen, um an einer jährlichen Familien-Opfermahlzeit Theil zu nehmen; dies geſchah aber keineswegs, ſondern er hielt ſich in der Nähe des königlichen Hoflagers verborgen. Jonathan ſollte alſo eine wiſſentliche Unwahrheit ſagen. Heute hören wir abermal, daß David ſich gegen den Oberprieſter Achimelech eine wiſſentliche Unwahrheit erlaubte; er verſicherte nämlich, er reiſe in Geſchäften des Königs; dies war ganz falſch; denn er war auf der Flucht. Weiter unten leſen wir, daß er ſich auch das in dem Heiligthume aufbewahrte Schwerdt Goliaths zu verſchaffen gewußt habe, weil er, ganz der Wahrheit zuwider, verſicherte, das ihm von dem Könige aufgetragene Geſchäft ſei ſo eilig, daß er ſich nicht einmal mit den nöthigen Waffen für ſeine Reiſe habe verſehen können. Was iſt hiervon zu halten? Die Urtheile hierüber ſind ungleich. Eben ſo verhält es ſich mit demjenigen, was am Ende des Capitels erzählt wird. David begab ſich nämlich, dieſen Nachrichten zufolge, auf ſeiner Flucht vor Saul in das Gebiet der Philiſter, an den Geburtsort Goliaths, zu dem dortigen Könige, ward aber bald erkannt, und mußte befürchten, an Saul ausgeliefert zu wrrden; um ſich nun zu retten, ſtellte er ſich unklug, nahm, um dafür gehalten zu werden, ungereimte und aberwitzige Handlungen vor, und erreichte ſeinen Zweck; man ward ſeiner überdrüſſig, er wich allen Erklärungen über ſeine Perſon aus, und konnte ſich durch die Flucht den befürchteten Gefahren entziehen. Auch hier kann man fragen: „Was iſt davon zu halten? Iſt ein ſolches Betragen Davids würdig, iſt es anſtändig, iſt „es muſterhaft und kann es Regel unſers Betragens „ſein?" Davon werde alſo jetzt geredet.

Es darf niemanden befremden, daß wir Davids Verhalten einer freien Beurtheilung unterwerfen. Die Geſchichte erzählt nur, was geſchehen iſt, und überläßt das Urtheil über das Geſchehene dem Leſer. Mag immerhin David ein Mann nach Jehovens Herzen genannt werden, darum ſind ſeine Handlungen dem Urtheile eines jeden, der urtheilen kann, nicht weniger unterworfen; ohnehin ſagt jener Ausdruck nicht, daß ſein ganzer Lebenswandel das Wohlgefallen eines heiligen und gerechten Gottes gehabt habe, ſondern er ſoll ſagen, daß David als Regent die auf die Verehrung Jehovens, als Nationalkönigs gegründete Staatsverfaſſung aufrecht erhalten habe, und es wird ihm dadurch ein Vorzug vor Saul, ſeinem Vorgänger, zugeſchrieben, deſſen Verhalten auch darum getadelt wird, weil er ſich in die Formen dieſer Staatsverfaſſung (Theokratie) nicht fügen wollte. Dadurch ſind wir alſo in der freien Beurtheilung ſeines ſittlichen Verhaltens nicht eingeſchränkt; aber gerecht und billig ſollen wir ihn beurtheilen; dies iſt das Gebot unſers Herrn; wir ſollen ihn nicht nach Grundſätzen richten, die er noch nicht kannte, jedoch eben ſo wenig für unſre Perſonen beſſern Grundſätzen untreu werden, die wir als Chriſten kennen, und deren höhern Werth wir anerkennen müſſen.

Wenden wir dies auf die vorliegende Geſchichte an, ſo müſſen wir zwar geſtehen, daß David ſich wiſſentliche Unwahrheiten erlaubte; allein um ihm nicht Unrecht zu thun, müſſen wir zugleich bemerken, daß er dies, nach den Einſichten ſeines Zeitalters, nicht für unerlaubt hielt. Die noch rohern ſittlichen Grundſätze jener Zeit erlaubten manches, was nach chriſtlichen Grundſätzen nicht gebilligt werden kann; an Feinden Rache zu nehmen, galt fur Tugend; ſich nicht zu rächen, galt für Feigheit; einem Widerſacher eine Unwahrheit zu ſagen, auf der Flucht vor Feinden durch Unwahrheiten ſich Rettung und Erleichterung ſeiner Lage zu verſchaffen, ward nicht für tadelhaft gehalten; was in ſolchen Fällen zum Zwecke führte, ward gebilligt, und wenn es klug ausgedacht war, geprieſen. Wenn alſo David durch Jonathan dem Könige eine Unwahrheit ſagen ließ, wenn er auf ſeiner Flucht vor Saul dem Prieſter eine Unwahrheit ſagte, ſo machte er ſich keine Vorwürfe darüber; er hielt es, unter den obwaltenden Umſtänden, für erlaubt, alles zu thun, wodurch er ſein Leben ſicher ſtellen konnte. Eben ſo verhält es ſich mit ſeinem Betragen an dem Hofe des Königs zu Gath; wenn er ſich unklug ſtellte, wenn er ſich wie ein Wahnſinniger geberdete, um ſich die Flucht zu erleichtern, ſo ſchadete dies ſeinem Rufe im geringſten nicht, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte; er ward vielmehr als ein kluger Mann gelobt, wenn er diejenigen, die ihm ſchaden konnten, zu täuſchen wußte. Die alten Geſchichten erzählen ähnliche Dinge von Ulyſſes, von Solon, von Junius Brutus, der ſich an dem Hofe des römiſchen Königs, Tarquinius, aufhielt, ehe er dieſen Fürſten vom Throne ſtürzte; und indem ſie ſolche Dinge von dieſen Männern erzählen, wollen ſie dieſelben keineswegs herabſetzen, ſondern ſie halten vielmehr ihrer Klugheit eine Lobrede. Es würde demnach unbillig ſein, wenn wir David nicht nach der herrſchenden Denkart ſeines Zeitalters beurtheilten, und eine höhere Tugend von ihm foderten, als nach ſeiner Einſicht von ihm zu erwarten war.

Allein mehr können wir doch als Chriſten zu Davids Gunſten nicht ſagen; wir können ſein Betragen nicht als Regel unſers Verhaltens gelten laſſen; wir können nicht zugeben, daß es dem Chriſten unter ähnlichen Umſtänden gezieme, ſich wiſſentliche Unwahrheiten zu erlauben, oder die Würde eines vernünftigen Menſchen zu verläugnen, um ſich nur aus einer Verlegenheit zu ziehen. Die chriſtliche Lehre macht uns mit einer edlern Denkart bekannt; ihren Grundſätzen zufolge, müſſen wir das Nützliche und das Rechte ſorgfältig unterſcheiden; das Nützliche darf, wenn das Rechte darunter litte, nie in Betrachtung bei uns kommen; ſie erlaubt uns alſo auch keine Nothlüge; auch mit unſerm Schaden ſollen wie der Wahrheit gegen jedermann getreu bleiben. Klugheitsmaaßregeln erlaubt ſie uns zu unſerer Sicherheit zu ergreifen; allein nie darf dabei die Wahrheit verletzt, und die Aufrichtigkeit eines trugloſen Charakters dabei verläugnet werden. Nach chriſtlichen Grundſätzen könnte es demnach nicht gebilligt werden, wenn David dem Jonathan auftrug, ſeinem Vater zu ſagen, er ſei nach Behlehem gegangen, um an einer Opfermahlzeit Theil zu nehmen, und er doch gar nicht geſonnen war, nach Bethlehem zu gehen, oder wenn er dem Oberprieſter ſagte, er reiſe in Geſchäften des Königs, vor welchem er doch die Flucht ergriff. Die Wahrheit ſoll dem Chriſten in jedem Falle heilig ſein; ob er gleich nicht verpflichtet oder auch nur berechtigt iſt, jedem alles zu ſagen, was ihm als wahr bekannt iſt, ſo muß es ſich doch mit dem, was er ſagt, wirklich ſo verhalten; er darf ſich nicht nach Willkühr Abweichungen davon erlauben; denn dadurch würde er die Zuverläſſigkeit eines redlichen Charakters verletzen; man könnte ſich in keinem einzelnen Falle darauf verlaſſen, ob er wirklich die Wahrheit ſagte; immer müßte man befürchten, daß vielleicht irgend ein unbekannter Grund ihn bewöge, ſich mehr oder weniger von der Wahrheit zu entfernen; und er ſelbſt würde ſich immer mehr an Unwahrheiten gewöhnen, wenn er einmal ſich berechtigt glaubte, von der Regel der Wahrhaftigkeit, ſo oft es ihm nützlich ſchiene, eine Ausnahme zu machen; er würde allmählig eine immer größere Fertigkeit erlangen, andre durch Unwahrheiten irre zu führen; mithin würde die edle Einfalt eines Menſchen ohne Falſch von Tage zu Tage mehr darunter leiden. Auch David ſcheint, zum Schaden ſeines Charakters, es ſchon zu einer gewiſſen Fertigkeit, Unwahrheiten zu ſagen, gebracht zu haben; immer ſtand ihm eine Unwahrheit zu Gebote, die er mit großer Unbefangenheit vorzutragen wußte, ſo daß andre leicht dadurch getäuſcht wurden. Läßt es ſich wohl denken, daß er bei dieſer Denkart nichts von der Aufrichtigkeit eines trugloſen Menſchen eingebüßt habe?

---

*) Aus Stolz hiſtoriſchen Predigten.

Vielleicht wird man aber denken, daß es unſchädliche Unwahrheiten gebe, die man ſich wohl erlauben dürfe, und man wird vielleicht gerade David als Beiſpiel anführen, daß man ganz unſchädliche Unwahrheiten ſagen könne, weil es niemanden geſchadet habe, wenn er den König glauben machte, er ſei nach Bethlehem gegangen, wohin er doch zu gehen nicht gedachte. „Sollte, wird man ſagen, eine Unwahrheit unerlaubt ſein, die niemanden in der Welt ſchadet, hingegen dem, der ſie ſagt, einen wichtigen Dienſt leiſtet?“ Allein wir haben ſchon bemerkt: Nach chriſtlichen Grundſätzen darf das Rechte dem Nützlichen nicht untergeordnet werden; wir dürfen alſo auch nicht darum von der Wahrheit abweichen, weil wir einen Vortheil davon zu ziehen glauben. Auch läßt es ſich nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Unwahrheit, die wir uns erlauben, ganz unſchädlich ſei. David hielt zum Beiſpiele die Unwahrheit, die er dem Oberprieſter ſagte, gewiß für ganz unſchädlich; ja er konnte ſich ſogar bereden, daß ſie dem Oberprieſter ſelbſt ſehr nützlich ſei, denn er konnte denken: „Zu ſeiner eignen Sicherheit ſage ich ihm das Ding, das nicht iſt; denn nun kann er einen Eid darauf ſchwören, er habe nichts um Davids Flucht gewußt; er kann mit Wahrheit ſagen, er habe es für ſeine Pflicht gehalten, den in Geſchäften der Regierung reiſenden Abgeordneten des Königs zu unterſtützen; mithin wird meine Unwahrheit zu ſeiner eignen Rechtfertigung dienen, wenn er wegen ſeines Verhaltens gegen mich zur Verantwortung gezogen wird, und ſeine Sicherheit wird durch meine Unwahrheit befördert werden.“ Allein wie ſehr täuſcht ſich der Menſch, wenn er die Folgen ſeiner Handlungen in ſeiner Macht zu haben glaubt! Gerade die Unwahrheit, womit David den Oberprieſter täuſchte, war dem Oberprieſter und noch fünf und achtzig andern Prieſtern und deren Familien verderblich; denn dieſe Unwahrheit verleitete den Oberprieſter, mehr für David zu thun, als er ſonſt vielleicht für ihn gethan haben würde; und dieſe Unterſtützung des Flüchtlings ward von dem Könige als Hochverrath angeſehen, und Achimelech und ſeine Familie mußten nebſt noch fünf und achtzig andern Prieſterfamilien unſchuldiger Weiſe mit ihrem Leben dafür büßen. Er alſo mußte ſich das ſchreckliche Unglück ſo vieler ſchuldloſen Menſchen vorwerfen; auch geſtand er ſelbſt, daß er die Schuld an ihrem Tode hätte. So ſehr kann der Menſch ſich betrügen, wenn er unſchädliche Unwahrheiten zu ſagen glaubt. Hätte David die Wahrheit geſagt, ſo würde es von dem Oberprieſter abgehangen haben, was und wie viel er für David thun wollte, und es wäre ſein eigner Wille geweſen, wenn er die Gefahr mit David getheilt hätte; er hätte ſich alsdann nicht ſicher geglaubt, und würde, ſo wie David, die Flucht haben ergreifen können; nun glaubte er aber, durch Davids Unwahrheit irre geführt, nur ſeine Pflicht gegen den König zu erfüllen, glaubte ſich mithin in Sicherheit, und verlor darüber mit ſo vielen Menſchen das Leben. Welche Warnung vor Unwahrheiten, auch vor ſolchen, die ganz unſchuldig ſcheinen! Alle unglücklichen Folgen, die daraus entſtehen, muß der ſich vorwerfen, der ſie ſich erlaubt. Wenn wir der Wahrheit, ſo gut wir ſie wiſſen, gemäß reden, wenn wir ehrlich und redlich handeln, auch da, wo es vortheilhaft zu ſein ſcheint, anders zu handeln, ſo mag daraus entſtehen, was da will, wir haben uns nichts vorzuwerfen; wir haben es zwar zu bedauern, wenn Unglück daraus entſteht; aber zum Vorwurfe kann es uns nicht gereichen. So bald wir uns aber eigenmächtig Abweichungen von der Wahrheit erlauben, ſo ſind wir für alles Unglück verantwortlich, das daraus entſtehen mag. Ferne alſo von uns, in irgend einem Falle, wie David, Unwahrheiten zu ſagen. Ferne von uns, Davids Betragen in dieſer Hinſicht zur allgemeinen Regel für unſer eignes Verhalten zu erheben! Was ihm, weil er noch keine beſſere Einſicht hatte, zu gut gehalten werden kann, das müßte an uns ſchon ſtrenger beurtheilt werden, weil wir hierüber zu einem richtigern Erkenntniſſe gelangt ſind.

Eben ſo verhält es ſich mit Davids Betragen in der Philiſter-Stadt Gath. Nachſichtig wollen wir es gerne beurtheilen, daß er ſich daſelbſt wie ein Unkluger geberdete, daß er aberwitzige Handlungen vornahm, um für einen Menſchen zu gelten, der ſeinen Verſtand verloren hätte, und ſeine Rettung ſich dadurch zu erleichtern. Allein wenn auch alle Weiſen Grichenlands und alle Helden Roms daſſelbe gethan hätten, ſo würde es doch unter der Würde des Chriſten ſein, ſich wahnwitzig und albern zu ſtellen, um dadurch einen Vortheil zu erhalten. Möge die alte Welt immerhin die Klugheit derjenigen geprieſen haben, die ſich in Gefahren auf ſolche und ähnliche Weiſe durch ihre Schlauheit gerettet haben, unter Chriſten gilt Klugheit bei weitem nicht ſo viel als Weisheit und ſittliche Würde. Wir dürfen, um die innere Unanſtändigkeit eines ſolchen Betragens zu fühlen, uns nur die Frage vorlegen: „Würde wohl Jeſus jemals ſich unklug und wahnſinnig geſtellt haben, um einer Gefahr dadurch zu entgehen?“ Unſer aller Empfindung wird ſein: „Dies läßt ſich nicht denken; die ſittliche Würde Jeſu würde es nie erlaubt haben, daß er ſich etwas der Art erlaubte.“ Er hatte andre, eines Weiſen würdige, Mittel in ſeiner Gewalt, wenn ſeine Widerſacher ihn greifen wollten, ſich aus ihrem Kreiſe zu begeben; durch Blicke voll Geiſt und Kraft, durch mächtig beredte Worte wußte er manche Gefahr von ſich abzuwenden; aber nie würde er ſich unklug geſtellt haben, um ſein Leben zu retten. Es giebt Hülfsmittel, deren ein Weiſer ſich nie bedient, geſetzt auch, daß er durch den Gebrauch derſelben die größten Gefahren von ſich abwenden und die glänzendſten äußern Vortheile ſich zueignen könnte. Und wenn es nun nach aller Chriſten Empfindung undenkbar iſt, daß Jeſus ſich jemals eines ſolchen Rettungsmittels bedient hätte, ſo würde es auch eines Verehrers Jeſu unwürdig ſein, ſich ſo zu betragen. Nicht alſo nach David, ſondern nach Jeſus wollen wir uns bilden; nach edlern Grundſätzen lehrt er uns handeln; er verfeinert unſer ſittliches Gefühl, ſo daß uns manches an David mißfällt, was er ſich vielleicht noch zum Verdienſte und zur Tugend angerechnet hat; er weckt in uns einen Sinn für größere ſittliche Vortrefflichkeit, als wir von keinem andern Menſchen lernen könnten: Er alſo ſei und bleibe unſer Vorbild; von ihm lernen wir nur Anſtändiges, Würdiges, Edles und Gutes. Die Nachahmung ſeiner wird uns in keiner Rückſicht nachtheilig ſein, ſondern unſre Vervollkommnung wird in jeder Rückſicht gewinnen, und wir werden dem Urbilde aller ſittlichen Güte immer ähnlicher werden.

Daniel Stoppe,

gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Hirſchberg geboren, wirkte als Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig und ſtarb 1741. Er hinterließ:

Erſte und zweite Sammlung deutſcher Gedichte. Frankfurt, 1728—42.
Der Parnaß im Sattler. Frankfurt, 1735.
Neue Fabeln und moraliſche Gedichte. Breslau, 1745. 2 Thle.

Ein gewöhnlicher mittelmäßiger Reimer, jedoch nicht ganz ohne Talent für das Komiſche, was er beſonders in Fabeln und noch mehr in einigen von ihm im ſchleſiſchen Dialect geſchriebenen Verſuchen bewies.

Heinrich Storch,

zu Petersburg, wahrſcheinlich 1759 geboren, lehrte eine Zeit lang am Landcadettencorps ſeiner Vaterſtadt und wurde im Jahre 1789 als Collegienaſſeſſor im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt. 1797 erhielt er den Titel eines Hofraths, 1801 ward er Collegienrath, bald Etatsrath und Ritter des St. Annenordens zweiter Claſſe daſelbſt. Seit 1816 trägt er auch den preußiſchen Adlerorden dritter Claſſe.

Er gab heraus:

Skizzen, Scenen und Bemerkungen aus einer Reiſe durch Frankreich. Heidelberg, 1787; neu 1790.
Gemälde von St. Petersburg. Riga, 1794. 2 Thle.
Materialien zur Kenntniß des ruſſiſchen Reichs. Riga, 1796—98. 2 Thle.
Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde des ruſſiſchen Reichs am Ende des 18ten Jahrhunderts. Riga, 1797—1803. 8 Thle.
Briefe über den Garten zu Pawlslowsk. Petersburg, 1804.
Rußland unter Alexander dem Erſten. Leipzig und Petersburg, 1803—11.

St's Werke über Rußland ſind vortreffliche, mit großem Fleiß und ſorgſamer Darſtellung geſchriebene Hülfsmittel zur näheren Kenntniß dieſes Reichs.

Ludwig Storch

ward 1802 zu Ruhla geboren, lebt, nachdem er ſich früher in Leipzig und Stuttgart aufgehalten, jetzt als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter zu Gotha.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die Beguine. Frankfurt, 1833. 3 Thle.
Bergmüllers Röschen. Die beſtrafte Untreue. Gotha, 1836.
Der Diplomat. Frankfurt, 1834.
Dur- und Molltöne. Leipzig, 1827 und 1832.
Erzählungen. Gotha, 1832.
Die Fanatiker. Leipzig, 1831.
Die drei Flämmchen. Gotha, 1824.
Der Fluch des Urahn. Gotha, 1835.
Förberts-Henns. Leipzig, 1830.
Der Freibeuter. Leipzig, 1834.
Der Freiknecht. Leipzig, 1830—33.
Das Fürſtenhaus von Gotha. Erfurt, 1826.
Der Glockengießer. Leipzig, 1830.
Heimgebrachtes. Stuttgart, 1829.
Die Intrigue. Frankfurt, 1828 und 1833.
Der Caricaturiſt. Frankfurt, 1835.
Knospen. Göttingen, 1824.
Die Königsbraut. Mainz, 1832.
Kunz von Kauffungen. Leipzig, 1828 und 1831.
Der Jacobsſtern. Frankfurt, 1836.
Thüringiſche Chronik. Gotha, 1841.
Erzählungen und Gedichte in Almanachen und Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein reiches Talent, voll Gluth der Phantaſie, poetiſcher Schöpfungskraft und lebendiger Darſtellungsgabe, aber nicht ruhig genug, um bei ſo bedeutenden Fähigkeiten ein vollendetes Kunſtwerk zu ſchaffen, was freilich auch wohl die Schuld des Druckes der Verhältniſſe ſein mag, die mitunter ſchwer auf ihm laſteten, und bei denen man daher die Biegſamkeit und Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes um ſo mehr bewundern muß. In allen ſeinen Leiſtungen finden ſich ohne Ausnahme ſehr glückliche Momente, aber nicht ſelten auch üppige Auswüchſe. Sein gelungenſtes Werk bleibt ſein Kunz von Kauffungen; ſein gediegenſtes möchte dagegen wohl der Jacobsſtern ſein. Wäre es St. vergönnt geweſen, ſeinen Anlagen eine ungeſtörtere Entwickelung und größere Reife zu bereiten, ſo würde er gewiß einen ſehr hohen Rang unter unſeren Romandichtern einnehmen, da er jetzt ſchon zu den beliebteſten Erzählern gerechnet wird, und ſich eines ſehr großen Kreiſes von Leſern erfreut. Wie Treffliches er bei größerer Muße zu leiſten vermöge, beweiſe nachfolgendes Buch ſeiner lange und ſorgfältig vorbereiteten Chronik von Thüringen.

Aus Storch's Thüringiſcher Chronik.

Erſtes Buch.

Vorhalle der Geſchichte und das Königreich Thüringen.

Vom erſten Auftreten der Thüringer in der Geſchichte bis zum Untergange ihres Königsreichs 404 bis 531 n. Ch.

Erſtes Kapitel.

Vorhalle der Geſchichte.

1.

Abſtammung und Name der Thüringer.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung tritt plötzlich ein deutſcher Volksſtamm in der Geſchichte auf, deſſen ſie früher nicht erwähnte, und den ſie mit dem Namen der „Thüringer," Toringer oder Döringer bezeichnet. Die Geſchichtſchreiber, die ſie zuerſt nennen, [1] ſprechen von ihnen, nicht als von einem erſt werdenden, ſich bildenden, ſondern als von einem fertigen, allgemein bekannten großen Volke. Es wäre demnach überflüſſig geweſen, die Zeitgenoſſen über daſſelbe belehren zu wollen. Und deshalb laſſen die Chroniſten uns, die ſpäten Nachkommen, auf die jene allgemeine, vorausgeſetzte Kenntniß der Verhältniſſe des thüringiſchen Volks durch mündliche Fortpflanzung nicht übergegangen iſt und der Natur der Sache nach nicht übergehen konnte, völlig im Dunkeln über die Abſtammung und das Entſtehen, über das Wachsthum und die Ausbildung dieſer Völkerſchaft zu einer ſolchen, und eben ſo wenig geben ſie einen Fingerzeig über die Entſtehung des Namens derſelben und deſſen Ableitung. Da nun nicht zu hoffen ſteht, daß noch alte und ausführlichere Geſchichtsquellen aus jenen nebelhaften Jahrhunderten werden aufgefunden werden, ſo iſt anzunehmen, daß über die geſchichtlichen Anfänge des thüringiſchen Volks und über die richtige Deutung ſeines Namens niemals eine genügende Helle verbreitet werden wird. Seine Wiege iſt, wie die meiſten Völker, mit dichten Schleiern verhängt, die kein menſchliches Auge, rückwärts ſchauend, je zu durchdringen vermag. Eine unfruchtbare und thörichte Mühe aber iſt es, ſich in gehaltloſen Vermuthungen zu ergehen, und, von Wortähnlichkeiten verleitet, wunderliche Schlüſſe zu machen. Selbſt die wahrſcheinlichſte Vermuthung, die nicht auf hiſtoriſchen Quellen fußt, ſchwebt in der Luft und kann keinen Platz in der Geſchichte finden. Die Bearbeiter der thüringiſchen Geſchichte haben ſich vordem in dieſer Beziehung viele Lächerlichkeiten zu Schulden kommen laſſen. [2] Wir ſind nicht mehr ſo kühn, in einer dichten Nacht, die anderthalb tauſend Jahre hinter uns liegt, Gegenſtände entdecken und unterſcheiden zu wollen; uns genügt, die erſten Strahlen der Geſchichtsſonne, welche die über das junge Thüringervolk gelagerten Nebelhüllen zerreißt und uns einige hervorragende Punkte des neuen Landes zeigt, ſorgſam zu ſammeln, und mit menſchlich ſchwachem Auge, das in jener Frühe die Sage nicht immer von der Geſchichte zu ſondern vermag, den allmäligen Sieg des Lichtes Schritt für Schritt zu verfolgen, bis endlich die ganze Landſchaft hell und frei vor unſern Blicken liegt.

Die Länderſtriche, in welchen wir die Thüringer bei ihrem Eintritt in die Geſchichte ſeßhaft finden, hatten vier Jahrhunderte früher, römiſchen Schriftſtellern zu Folge, die ſich mit den Zuſtänden deutſcher, mit den Römern in feindliche und freundliche Berührung gekommener Völkerſchaften beſchäftigten, die Stämme der Chatten, Cherusker und Hermunder [3] inne, die einer jener Autoren mit den Sueven zum großen Hauptſtamme der Hermionen oder beſſer Herminen zählt. Der Name der Cherusker und Hermunder iſt im Laufe jener vier Jahrhunderte verſchwunden, dagegen der der Thüringer aufgekommen. Der der Chatten und Sueven hat ſich in „Heſſen“ und „Schwaben“ bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob nun Cherusker und Hermunder, oder die Hermunder allein im Laufe jener nachtumhüllten Zeit einen neuen Völkerbund bildeten, der ſich, vielleicht von einem mächtigen Anführer, deſſen Andenken in der Geſchichte verloren gegangen, Thüringer nannte, oder ob die Thüringer ein eigner deutſcher Volksſtamm war, der jene von ihren Sitzen verdrängte und ſie ſelbſt einnahm: wer darf das Eine oder Andere behaupten? [4] Jedenfalls gehört die Geſchichte der Cherusker und Hermunder, wie ſie uns die römiſchen Schriftſteller bruchſtückweiſe überliefert haben, nicht in eine thüringiſche Chronik, die es nur mit den Thüringern als ſolchen zu thun hat, ſondern in eine Geſchichte des deutſchen Volks überhaupt.

2.

Die Grenzen der Thüringer.

Die Grenzen der Wohnſitze der älteſten Thüringer anzugeben, iſt nicht minder eine Sache der Unmöglichkeit; denn die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber reden davon nur in den unbeſtimmteſten Ausdrücken. Der Geſchichtsforſchung iſt daher nirgend ein ſichrer Anhaltepunkt gegeben, von wo aus ſie ſich weiter verbreiten könnte. So viel ſcheint nicht bezweifelt werden zu dürfen, daß die älteſten Thüringer ſüdlicher wohnten, als das Land gelegen iſt, dem ſie ſpäter ihren Namen gegeben, und wahrſcheinlich von den Quellen des Mains bis zur Donau hinab. Durch ihr Land gingen mehre Flüſſe, von denen zwei genannt werden „Bac,“ vermuthlich die Nabe, und „Reganum“ die Regen, die beide in die Donau fielen.

Im ſechsten Jahrhundert, bevor ſie dem mächtigen Frankenbunde einverleibt wurden, beſaßen ſie einen großen Länderſtrich, aber man kann vom Umfange des Königreichs Thüringen nur in allgemeinen Angaben ſprechen. Im Norden berührte es das Gebiet der Sachſen, aber dieſe waren damals noch nicht ſo weit nach Thüringen vorgedrungen, als in der nächſtfolgenden Zeit, und Nordthüringen reichte über den Harz hinaus, bis an die Elbe; im Weſten dehnte ſich das Thüringerreich bis in die Gegend des Rheins und die Uferfranken waren hier die Nachbarn der Thüringer, wie die Alemannen im Süden jenſeits der Donau. Ob ſie im Oſten ſchon damals mit ſlaviſchen Wenden zuſammenſtießen, iſt ungewiß und zweifelhaft; hundert Jahre ſpäter war es der Fall.

3.

Die politiſche Verfaſſung der Thüringer.

Auch über die bürgerliche Verfaſſung der Thüringer in dieſen frühen Zeiten laſſen ſich keine beſtimmten Angaben machen. In das ſchon bezeichnete Dunkel iſt der Zeitpunkt gehüllt, wann ihre Regierungsform aus der patriarchaliſchen in die königliche überging. Nur der ſinkende Stern dieſes Königthums tritt blutroth flammend aus der geſchichtlichen Nacht hervor. Alles, was als früher geſchehen, von Spätern erzählt wird, ſind Sagen, womit hellere Jahrhunderte ſtets geneigt ſind, die dunkeln Partien der Jugend eines Volks auszuſchmücken und zu übermalen, wie das Brockengeſpenſt ſich abenteuerlich auf den Nebelſchichten geſtaltet, die die niedern, den höchſten Harzberg umgebenden Berge einhüllen.

Wie groß der Umfang der königlichen Gewalt war und ob nicht im Kriege größer als im Frieden, wie ihr Verhältniß zu den drei Volksklaſſen, den Adligen („Adelingen“), den freien Männern („Frilingen“), und den Leibeignen, und dieſer untereinander, läßt ſich, da Gleichzeitige nichts darüber niedergeſchrieben haben, nicht angeben. [5] Das thüringiſche Volk verlor viel zu früh ſeine Selbſtſtändigkeit, als daß ein Geſchichtſchreiber aus ihm hätte erblühen können. Unſere Quellen ſind meiſt fränkiſche und ſpäter ſächſiſche Chroniſten, die für die thüringiſchen Zuſtände und Verhältniſſe keine patriotiſchen Sympathien hatten und ihrer nur gelegentlich gedenken.

Zwar treten bei Tacitus auch ſchon Könige auf, aber man weiß nicht recht, was man aus ihnen machen ſoll, und zur Erklärung der ſpätern königlichen Würde bei den Franken und Thüringern können ſie nicht dienen. Die Adelinge waren jedenfalls nur urſprünglich reiche Grundbeſitzer, die ihren Knechten gegen beſtimmte Abgaben Theile ihrer Ländereien einräumten; dieſe Hinterſaſſen werden unter den Namen „Lazzen“ und „Liten“ aufgeführt. Sie ſind zu unterſcheiden von den Leuten, welche gekauft und verkauft wurden, alſo Leibeigene waren. Wer ſein kleines Gut ſelbſt bewirthſchaftete und keinen Zins einzunehmen hatte von Lazzen und Liten, ſcheint ein „Friling“ geweſen zu ſein, ein freier Mann, der, auf ſeinem Erbe ſitzend, von Niemand abhängig war.

Aus dem Verhältniß der Adelinge zu ihren Knechten mochten ſich die Gemeinden gebildet haben, und aus der Vereinigung derſelben zu Trutz und Schutz und zur gemeinſamen Berathung gemeinſamer Angelegenheiten, die Gaue, deren in Thüringen unter der fränkiſchen Oberherrſchaft mehre genannt werden. Der Adel kam durch Reichthum, Anſehn und Kriegsthaten natürlich an die Spitze dieſer Verbindungen und übte Einfluß auf das übrige Volk aus. Die älteſten des Adels führten alſo auch den Vorſitz in den Volksverſammlungen der Gauen, und erhielten den Namen der „Grauen“ (Graven). Später wurde der Weiſeſte oder Angeſehenſte mit dieſer Würde beehrt, der Name aber blieb, er war der Gau-Graf. Zur Schlichtung der Rechtshändel waren aber die Männer des Volks in Abtheilungen von je hundert gebracht, denen jedesmal ein beſonderer Graf vorſtand, der erſt gewiß der Hundert-Graf, und nur ſpäter, als die lateiniſche Sprache mehr aufkam, der Centgraf hieß. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die hundert Männer wiederum in zehn Abtheilungen zerfielen, und zehn Männer wiederum einen Vorſteher hatten, der ihre Rechtsangelegenheiten ſchlichtete. [6]

Zu beſtimmten Zeiten verſammelte ſich der ganze verwandte Volksſtamm zu Berathungen, die mehre Tage dauerten. Dies waren zugleich Feſttage für das Volk.

Das Bedürfniß gegenſeitigen Schutzes führte die einzelnen Gauen wieder zu größeren Bündniſſen zuſammen, und bei dieſen großen Veränderungen gingen wahrſcheinlich die Namen der Völkerſtämme, die zu ihnen traten, allmälig unter im gemeinſamen Namen des Bundes. Ein ſolcher Bund war jedenfalls der der Thüringer, ein ſolcher der der Franken u. A.

Wie nun dem einzelnen Gau ein Graf vorſtand, ſo mußte der Vereinigung vieler Gaue und Stämme ein vortragendes Haupt vorſtehen, und ſo entſtand aus der Natur der Sache die königliche Würde, die im Anfange gewiß nichts weiter war, als die Würde eines Vorſitzenden in der Volksverſammlung, der die Berathung leitete, dann aber als oberſter Richter zu größerer Macht gelangte.

4.

Kultur, Sitten und häuslichches Leben der Thüringer.

Es läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit annehmen, daß der Kulturzuſtand der älteſten Thüringer dem der übrigen deutſchen Völkerſtämme gleich war; wenigſtens iſt keine Nachricht vorhanden, die das Gegentheil für ſie in Anſpruch nähme. Sie waren einfache Kinder der Natur.

Als ein junges kriegeriſches Volk konnten die Thüringer nicht im Beſitz einer Geiſteskultur ſein, die der Jugend eines Volks niemals eigenthümlich iſt. Aber gewiß erfreuten ſie ſich der an allen deutſchen Stämmen gerühmten Tugenden der Treue, der Keuſchheit, der Gaſtlichkeit, der Herzenseinfalt, des Muthes und der Todesverachtung, und die bei den Römern allgemein verbreiteten Laſter waren der großen Menge unbekannt und wurden mit einer furchtbaren Strenge beſtraft. Wenn nun auch die Schilderungen der römiſchen Schriftſteller ſich auf Zeiten bezogen, welche über dreihundert Jahre vor das Auftreten der Thüringer fallen, ſo wechſelte das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche im einfachen Volksleben der Deutſchen in jenen frühen Tagen zu wenig, und es wird zu oft ausdrücklich erwähnt, daß ſie an der Sitte der Väter feſtgehalten, als daß man nicht anzunehmen berechtigt wäre, was zur Zeit des großen römiſchen Schriftſtellers Tacitus von den Deutſchen überhaupt gegolten habe, dürfte eben ſo gut auch von den Thüringern ins Beſondere gelten; ja wir ſind anzunehmen berechtigt, daß die Sitten der Thüringer, die in der Mitte Deutſchlands wohnend, mit den ſpätern kraftloſen Römern in keine Berührung gekommen waren (ſonſt würden wir wahrſcheinlich durch römiſche Schriftſteller ihre erſte Geſchichte kennen), ein reineres Gepräge trugen, als die früherer deutſchen Völkerſtämme, welche in vielfachem Verkehr mit den Römern gelebt und viele Laſter derſelben überkommen hatten.

Zuerſt werden die Thüringer wegen ihrer ſchönen Pferde erwähnt (um 404); ſpäter findet man ſie unter den deutſchen Völkerſchaften genannt, welche wahrſcheinlich durch Bündniſſe von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila gewonnen, in ſeinem Heere fochten und nach deſſen Tode (453) die Römer an der obern Donau auf eigne Hand feindlich anfielen. Sie waren alſo ein wohlberittenes, kampfgeübtes Volk. Ihre ungeheuern Wälder machten ſie dabei zu Jägern, ihre Flüſſe und Seen zu Fiſchern, ihre Thäler und Matten zu Hirten, ihre Ebenen zu Ackerbauern. Wenn ſchon zu Tacitus Zeiten der Ackerbau der Deutſchen auf keiner niedern Stufe ſtand, ſo darf man von den Thüringern erwarten, daß ſie verſtändige Landwirthe waren. Krieg und Ackerbau, vorzüglich wenn letzterer ſchon Jahrhunderte betrieben worden iſt und das Volk an den heimiſchen Boden gefeſſelt hat, bedingen Gewerbe, ja der Glanz des Königthums, ſei er in Vergleich mit ſpätern Zeiten auch noch unbedeutend, ſteigert das Bedürfniß und ruft ſeine Befriedigung hervor. Die an Pracht und Luxus gewöhnte Nichte Theodorichs des Großen, Königs der Oſtgothen, des Pflegers der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, deren gelehrte Bildung und feine Sitten von ihrem Oheim gerühmt werden, brachte gewiß Anſprüche aus Italien mit nach Thüringen, denen man zu genügen ſich beſtreben mußte, und ſo waren Künſte und Wiſſenſchaften in Thüringen höchſt wahrſcheinlich im Keimen begriffen, als ein grauſames Schickſal ihre Entwickelung hemmte.

Der adlige und freie Mann verachtete die Beſchäftigung des Ackerbaus und der Gewerbe, er lag den Waffenübungen und der Jagd ob. Die Knechte und Leibeigenen arbeiteten. Die Frauen ſpannen, webten und verfertigten die Kleider. Die Wolle des Schaafs und die Häute der Thiere wurden zur Bekleidung verarbeitet.

Auch das Bauweſen mußten die Thüringer ſchon in einer gewiſſen Vollkommenheit verſtehen, da in der Geſchichte ihrer Beſiegung durch die Franken eine befeſtigte Stadt genannt wird, wenn dieſe Angabe nicht auf einem Irrthum eines weit ſpätern ſächſiſchen Chroniſten beruht. Doch fällt die Erbauung der erſten Städte in dieſe Zeiten. Das Zuſammenleben in Städten ſetzt aber ſchon einen erhöhten Kulturzuſtand voraus.

Das häusliche Leben der Thüringer war, den erhaltenen Andeutungen nach, einfach und ehrenwerth. Der Mann hatte nur ein Weib und dadurch wurde der hohe moraliſche Werth der Ehe bedingt. Der Ehebruch wurde mit ſchmachvollem Tode beſtraft. Das ganze Volk der Thüringer ſcheint wuthentflammt über den Ehebruch ſeiner Königin Baſina geweſen zu ſein, und ſie durch einen verheerenden Einfall in das Ländergebiet ihrers Verführers, des Frankenkönigs Childerich gerächt zu haben. Das konnte nur ein Volk, dem die Reinheit der Ehe als heilig galt. Die Frau war die Genoſſin, nicht die Sklavin des Mannes. Der Jüngling wuchs in Waffenübungen auf und weidete die väterlichen Heerden; die Jungfrau wurde von der Mutter im Spinnen und Weben unterrichtet. Die Geſchlechter lebten zuſammen, doch war Keuſchheit ihre höchſte Zierde. Erſt wenn der Jüngling reif war zum Manne und ſich durch Geſinnung und That als würdig bewährt hatte, vermählte er ſich nach dem Rath ſeiner Verwandten mit der gleichfalls reifen Jungfrau. Die Ausſtattung oder das Brautgeſchenk gab der Jüngling der Braut. Es beſtand in den frühern Zeiten, nach Tacitus, in einem Geſpann Rinder, einem Schlachtroß, einem Schilde, Spieß und Schwert. Auch der thüringiſche König Herminfrid ſandte die Brautgabe nach Italien, ausgezeichnet ſchöne ſilberfarbne Roſſe, als er um Amalberg, Theodorichs Nichte, freite.

Die Bande der Liebe und Tugend hielten das Haus zuſammen und gaben ihm eine hohe moraliſche Kraft. Dieſe äußerte ſich auch in körperlicher Blüthe, ein kräftiges Geſchlecht nach dem andern erſtand aus dieſen Häuſern; die Körperſtärke, oft von den entſittlichten und geſchwächten Römern bewundert, öfter noch gefürchtet, war ein Reſultat der Reinheit und Tüchtigkeit der Geſinnung und Geſittung. Dieſe zeigte ſich unter andern auch in der Tugend der Gaſtlichkeit. Der Fremdling war in jedem Hauſe willkommen; er wurde als Freund betrachtet, ſein Haupt ſtand unter dem Schutze des Familienvaters, man pflegte ſein mit liebender Sorgfalt, und zwiſchen ihm und der gaſtlichen Familie wob ſich ein feſtes Freundſchaftsband.

Die Lebensmittel waren einfach und beſtanden meiſt nur aus Brod, Milch und Fleiſch. Butter ſcheint man ſchon bereitet zu haben. [7] Die feinen Erzeugniſſe der römiſchen Küche kannten gewiß nur wenige, die in Italien gelebt hatten. Eins war tadelnswerth, die Liebe zum Trunk. Schon Tacitus giebt an, daß die Deutſchen Bier gebraut haben. Wein erhielten ſie durch Handel von den Galliern, ſpäter von den Franken. Bei den Volksverſammlungen liebten ſie, ſich zu bezechen. Es galt für einen Ehrenpunkt, ja für eine Tugend (wie die Tapferkeit) viel zu trinken, und gerade dieſe zweideutige Tugend hat ſich ſchier am längſten erhalten.

5.

Die Religion der Thüringer.

Am meiſten iſt der Mangel beſtimmter Nachrichten über das innerſte Weſen, die Gefühlswelt unſrer vorchriſtlichen Vorfahren zu beklagen. Aber hier gerade fehlt uns jegliche Anſchauung. Wenn auch die Ueberlieferungen hinſichtlich der äußern Lebensverhältniſſe dürftig ſind, ſo läßt ſich aus ihnen doch wenigſtens ein Bild ſkizziren; was uns die Schriftſteller über das Verhältniß ſagen, in welches ſich die menſchliche Schwäche und Abhängigkeit jener edlen, reinen Menſchen zu einem höhern Walten ſtellte, läßt nicht einmal eine Vermuthung zu. Von dem eigenſten geiſtigen Lebensborn dieſes Volkes, wonach wir es allein richtig zu beurtheilen vermöchten, kennen wir nur einige Aeußerlichkeiten, aus denen man nur allgemeine Schlüſſe zu ziehen wagen darf. Aber auch dieſe dürfen nicht an das geiſtige Band dieſer äußern Erſcheinungen rühren, dürfen die Seele nicht erfaſſen wollen: dieſe iſt für ewig entflohen.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß das innere und äußere Religionsweſen der Thüringer d. h. ihre ſeeliſche Anſchauung des höchſten Weſens und der Kultus, ihre Götter- und Heldenſagen, im Allgemeinen nicht ſehr verſchieden war von dem der übrigen deutſchen Völkerſtämme. Die religiöſe Gefühlsweiſe aller Völkerſchaften, die durch Sprache, Sitte und mündliche Ueberlieferungen ſich als ſtammverwandt erwieſen, mochte in ihren Grundzügen wohl mit der der Bewohner des hohen Nordens, die ja auch deutſchen Urſprungs waren, zuſammenfallen; und die Götter- und Heldenſage der ſüdlichern deutſchen Volksſtämme war ihren Hauptmomenten nach wahrſcheinlich dieſelbe wie die ſkandinaviſche, die, in einer weit ſpätern Zeit zuſammengeſtellt, uns erhalten worden iſt. Aber wenn wir auf der einen Seite nicht wiſſen können, wie groß oder klein die Aehnlichkeit beider war, ſo auf der andern eben ſo wenig, wie weit die uns von ſo ſpäten Dichtern des Nordens aus alten Liedern und Sagen zuſammengeſtellte Religionslehre der frühern Wirklichkeit entſpricht, wie viel die Jahrhunderte, wie viel die chriſtlichen Dichter hinzugethan, weggelaſſen, verändert und verfälſcht haben [8].

Es iſt ſehr voreilig, als ausgemacht anzunehmen und hinzuſtellen, die Thüringer hätten die Götter der Skandinavier verehrt, ja wohl gar den Namen Thüringer vom Gotte Thor ableiten zu wollen. Alles was man zugeben kann, iſt, daß der Gott der Schlachten und Siege, Wodan, bei den Skandinaviern Odin, der bei den Sachſen, Longobarden, Alemannen verehrt wurde, auch die höchſte Gottheit der Thüringer geweſen ſein dürfte.

Tacitus nennt eine Gottheit der Deutſchen Mercur, eine andere Mars, d. h. er ſuchte dem deutſchen Kultus einen irgend ähnlichen römiſchen Begriff anzupaſſen, ſo gut es ging (denn er konnte ja den damit verbundenen Begriff der Deutſchen nicht kennen), und nannte nun den deutſchen Gott, deſſen eigentlicher Name ihm vielleicht nie genannt worden war, mit dem römiſchen. Ob nun Mercur oder Mars den Wodan bedeute, ob der andere vielleicht Thor war, das ſind Fragen, die niemals beantwortet werden können. Und wenn man nun auch nach Tacitus Worten „die Germanen verehren am meiſten den Mercur, dem ſie auch an gewiſſen Tagen Menſchenopfer darzubringen für Pflicht halten,“ behaupten könnte, dieſer Mercur ſei Wodan geweſen; was wäre dadurch gewonnen?

Cäſar ſagt ganz kurz, die Deutſchen hätten keine Prieſter, brächten keine Opfer und hielten die Sonne, den Mond und den Vulkan für Götter. Dies ſcheint auf Sonnen- und Feuerdienſt zu deuten, aber von einer Verehrung dieſer Götter ſagt er nichts. Hinſichtlich der Opfer ſind Tacitus und Cäſar in Widerſpruch. Tacitus nennt noch den erdgebornen Gott Tuisco und deſſen Sohn Man als die Stammväter der deutſchen Heldengeſchlechter, und fügt hinzu, daß dieſe beiden in alten Liedern gefeiert würden. Schwerlich bezeichneten dieſe Namen Götter, denen ein beſonderer Kult geweiht war; ſie waren nichts als die mythiſche Wurzel des ganzen Volksſtammes, der Tuiſco, Düſko, Dütſke, der Deutſche, und der Man der Repräſentant des Volks überhaupt. Mit dem Religionsweſen ſelbſt hat dieſe an und für ſich wichtige Angabe nichts zu thun. Was Tacitus von jenem beibringt, iſt geeignet, uns einen würdigen Begriff von der geläuterten und erhabenen religiöſen Gefühlsweiſe unſerer Vorfahren zu geben. Er ſagt nämlich: die Himmliſchen wären ihnen viel zu groß, als daß ſie dieſelben in Wände einzuſchließen, oder ihnen irgend eine Aehnlichkeit des menſchlichen Antlitzes verleihen zu dürfen glaubten. Sie bezeichneten mit der Götter Namen das Geheime, das ſie nur mit Ehrfurcht ſchaueten, und weiheten Haine und Wälder zu Plätzen ihrer Verehrung jenes Geheimen. Zwiſchen den Nachbarſtämmen der Chatten und Hermunder entſtand, ebenfalls nach Tacitus Erzählung, ein blutiger Kampf um die Salzquellen an einem Grenzfluſſe, den Spätere für die fränkiſche Saale halten, aus dem Grunde, weil der Glaube unter dieſen Völkerſchaften herrſchte, daß ſolche Orte dem Himmel am nächſten ſeien, und die Gebete von den Göttern nirgends beſſer gehört würden; daher komme durch die Gnade der Götter an jenem Fluſſe und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei andern Völkern durch Austretung des Meers, wobei das Waſſer vertrocknete, ſondern über einen Haufen brennendes Holz gegoſſen, wobei das Salz aus zwei ſich widerſtrebenden Urſtoffen gerinne, dem Feuer und Waſſer. Aus der Geſchichte des heiligen Bonifacius, des Apoſtels der Thüringer, erfahren wir, daß er eine uralte, mächtige Eiche bei Geismar in Heſſen niederhauen ließ, unter welcher das Volk den Donnerer anbetete, welchem ſie vielleicht geweiht war. Ein Volk aber, das im Schattendüſter heiliger Haine, im Rauſchen eines alten ehrwürdigen Eichbaums, im geheimnißvollen Geflüſter der Quellen zum höchſten unſichtbaren Weſen betete, konnte in ſeinen Gefühlsbeziehungen unmöglich auf einer ſo niedrigen Stufe religiöſer Bildung ſtehen, wie man wohl glaubhaft zu machen geſucht hat. Man begreift nicht, wie man einem Volke hat Götzenbilder aufbürden können, das ſo hohe und reine Begriffe von der Gottheit hatte. Und von Tacitus bis zu den Thüringern iſt doch nicht ſo weit, es ſind keine ſo wichtige Begebenheiten vorgefallen, daß die Völker aus einer edlen Religion in rohen Götzendienſt hätten verfallen können. Deshalb ſind alle die Götzenbilder, welche in Thüringen an verſchiedenen Plätzen geſtanden und zum Theil von Bonifacius zerſtört worden ſein ſollen, nur der Einbildungskraft chriſtlicher Schriftſteller entſprungen, denen die Anſchauung des Gottesdienſtes ihrer Altvordern verloren gegangen war. Solcher Götzen werden viele genannt, als der Krodo, der Biel, der Haſtard, die am Harze verehrt worden ſein ſollen, der Stuffo, der bei Eſchwege auf einem Berge geſtanden haben ſoll, die Lara und die Jecha, denen man den Sitz in der Gegend von Sondershauſen anwies, der Püſtrich, der noch vorhanden und auf dem Rothenberge in der Goldenen-Au gefunden wurde, der Fortan, der Loll bei Mainz, die Holle oder Holde im Thüringerwalde. Die jetzige Geſchichtſchreibung iſt von dieſen Irrthümern zurückgekommen, zu welchen wahrſcheinlich die Nachbarſchaft der ſlaviſchen Völker Veranlaſſung gab, welche in jeder Hinſicht tief unter den Deutſchen ſtehend, viele Götzenbilder hatten und anbeteten. Deutſche, die über Slaven Siege erfochten, mochten wohl ſolche Götzenbilder als Beute mit in ihre Heimath nehmen, die dann ſpäter zu ſo falſchen Deutungen Veranlaſſung gaben. Auch beging Karl der Große die Sünde an den Deutſchen, Slaven unter ſie zu verſetzen. Und wenn dieſe auch mit Gewalt getauft worden waren, ſo hingen ſie doch allzuhartnäckig an ihrem Aberglauben; und ſo war eine Verwechſelung Späterer, die dieſes Verhältniß nicht kannten, leicht möglich.

Es ſoll inzwiſchen keineswegs behauptet werden, daß die alten Thüringer gewiſſe Ideen oder Naturkräfte ſich nicht in beſtimmten, ihrer Kindlichkeit angemeſſenen Anſchauungen verſinnlicht hätten. Aber wer will jetzt noch feſtſtellen, was davon in das Gebiet der Religion, in das des Aberglaubens gehört, da wir von beiden kaum die äußern Grenzlinien kennen? Alle Völker ſind in ihrer Jugend denſelben Weg gewandelt; denn die Jugend eines Volkes hat, wie die des einzelnen Menſchen eine glühendere Phantaſie und einen unreifern Verſtand, als das ſpäte Alter; und einzelne dunkle Sagen, Gebräuche, die in vorchriſtlicher Zeit wurzeln, alte Namen, die an Localitäten haften geblieben ſind, deuten genugſam darauf hin. So iſt die der Sagenwelt angehörige, im Hörſelberge hauſende Frau Holle oder Holde, welche ſicherlich nur chriſtliche Mönche, in dem ihnen bekannten römiſchen Heidenthume einen analogen Begriff ſuchend, zur Frau Venus ſtempelten, eine ſolche verſinnlichte Idee. Sie fährt in den zwölf Nächten mit dem wüthenden Heere aus dem Berge heraus und umkreiſ't in der Mitternacht das Thüringerwaldgebirge. In den vom Aberglauben gewebten Hüllen dieſer merkwürdigen Sage ſcheint ein Religionskult unſrer heidniſchen Vorfahren verborgen zu liegen. Aber wer reicht uns den Schlüſſel zu dem Geheimniß? Dieſer iſt für ewig verloren gegangen.

So waren die Weihnachts-, Oſter-, Johannis- und Erntefeuer, die im Mittelalter Nachts auf den Bergen flammten, unbeſtreitbar heidniſchen Urſprungs, und deuten auf eine heilige Feier des Sonnenlaufes hin, jedesmal die Punkte bezeichnend, wann die Sonne der Erde am nächſten und am entfernteſten ſtand. Die heimlichen Zuſammenkünfte auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, und die heiligen Feuer, die dort mit ſeltſamen Gebräuchen von den Thüringern und Sachſen, trotz des Verbots der herrſchenden Franken, abgebrannt wurden, ſcheinen ebenfalls ihren Urſprung in den Sonnen- und Feuerkult zu haben, auf welchen Cäſar bereits hindeutet. Doch von der Feier der durch die größten Geſtirne beſtimmten Zeit-Abſchnitte im Jahreslauf mit dem der Sonne verwandten irdiſchen Feuer bis zum Anbeten der Sonne, des Monds und des Feuers iſt noch ein ungeheurer Weg.

Zum Kultus gehörten ohnſtreitig die Gebräuche, wodurch die alten Deutſchen die Zukunft erforſchen zu können glaubten. Tacitus berichtet darüber Merkwürdiges. Sie ſchnitten einen Zweig von einem Fruchtbaum, vielleicht von der bedeutungsvollen Miſtel, theilten ihn in Stäbchen und warfen dieſe, durch gewiſſe Zeichen unterſchieden, blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. In öffentlichen Angelegenheiten that dies der Prieſter des Gaus, in häuslichen der Hausvater ſelbſt. Mit Gebet und zum Himmel gerichteten Blick hoben ſie die Stäbchen dreimal auf und deuteten ſie nach den vorher eingedrückten Zeichen. War die Deutung ungünſtig, ſo fand über den in Frage ſtehenden Gegenſtand an demſelben Tage keine Berathung ſtatt; war ſie günſtig, ſo ſuchte man durch Vorbedeutungen Gewißheit darüber zu erlangen. Wie bei anderen Völkern befragte man die Stimmen und den Flug der Vögel, aber den Deutſchen eigenthümlich war das Befragen der Pferde. In den heiligen Hainen und Wäldern wurden auf öffentliche Koſten weiße Pferde unterhalten, die niemals eine Arbeit verrichteten. Dieſe wurden an den heiligen Wagen geſpannt, der Prieſter und der König oder Fürſt des Volks begleiteten ſie, und beobachteten und deuteten ihr Wiehern und Schnauben. Dieſes Befragen der Pferde fand bei der Menge wie bei den Vornehmen das größte Vertrauen. Wir wiſſen, daß Thüringen das Vaterland der herrlichſten ſilberfarbenen Pferde war, und ſo läßt ſich annehmen, daß dieſer religiöſe Gebrauch in dieſem Lande vorzüglich blühte.

Doch aus allen dieſen einzelnen Aeußerlichkeiten läßt ſich niemals ein Ganzes zuſammenſtellen, weil der innere geiſtige Zuſammenhang fehlt, die Gemüthsanſchauung, der eigentliche geiſtige Kern der Religion, und nur ſo viel kann man mit Gewißheit ſchließen, daß die religiöſen Begriffe unſrer heidniſchen Vorfahren, wenn auch den chriſtlichen gänzlich fremd und entgegengeſetzt, keineswegs ſo roh und ungeläutert waren, wie ſpätere chriſtliche Schriftſteller ſie darzuſtellen bemüht geweſen ſind, und daß die Form ihrer Gottesverehrung eine des höchſten Weſens keineswegs unwürdige war.

Mit beſtimmten Behauptungen in dieſer Beziehung kann man nicht vorſichtig genug ſein, und es iſt weit vernünftiger zu geſtehen, daß wir vom Religionsweſen der alten Thüringer ſo viel wie nichts wiſſen und niemals etwas wiſſen können, als in dem breiten und ausgefahrenen Geleis der früheren Chroniſten und Geſchichtſchreiber ſich bequem fort zu bewegen und mit anſtößiger Gewißheit zu erzählen, welche Götter die Thüringer verehrt, welche Gebräuche dabei obgewaltet, wo die Bilder derſelben geſtanden u. ſ. w.; lauter aus der Luft gegriffene Behauptungen, oder Schlüſſe aus dunkeln kurzen Angaben und Ortsnamen, aus denen man nichts ſchließen kann. Das lächerlichſte aber iſt, die poetiſchen Sagen der Edda abzuſchreiben und ſie für die Religion der Thüringer auszugeben.

Zweites Kapitel.

Das Königreich Thüringen.

1.

Sagen aus der früheſten Zeit der Thüringer. Sagenhafte Könige. Attila's Hochzeitfeier und großer Landtag in Eiſenach. Diſpargum.

Die Sage iſt die Amme der Völker, die Geſchichte deren Erzieherin. Auch die Kindheit des thüringiſchen Volks hat die Sage genährt und mannichfach umſchmückt. Der Chroniſt, der in unſrer Zeit die alten Begebenheiten wirdererzählt, berichtet zwar ihre Gedichte, aber er ſcheidet ſie ſo viel als möglich von den auf geſichteten Quellen begründeten Ausſprüchen der Geſchichte; die Chroniſten der frühern Zeiten gaben dagegen die Plaudereien der Sage für Geſchichte und brachten dadurch große Verwirrung in dieſelbe.

In das Gebiet der Sage ſind eine Reihe von Königen, die über die Thüringer geherrſcht haben ſollen, nebſt ihren Thaten und Erlebniſſen zu verweiſen. Ihre mythiſchen Namen tauchen aus dem Nebel der Geſchichte Thüringens, ſelbſt noch Nebelgebilde, hervor, bunte Bilder einer Spiegelung, die jeder Wirklichkeit entbehrt. Sie gleichen auch verwitterten Steinbildern, deren Züge und Schmuck durchaus nicht mehr zu erkennen ſind, und die die Sage für etwas ganz anders ausgiebt, als ſie zweifelsohne ihrer urſpünglichen Bedeutung nach waren. Da hören wir von einem Könige Erpes oder Erpo, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben ſoll; von einem Könige Hoyer oder Hogelin, der ſich mit den Franken gegen die vordringenden Alemannen verbündet haben ſoll; von einem Könige Otterich oder Athanar, der den Römern unter Valentinian I. beigeſtanden und Cöln erobern helfen. Es werden ferner als Könige der Thüringer genannt Walderich oder Balderich, Withulf oder Bitholf, Namen, an welche die Sage nicht einmal ein fabelhaftes Ereigniß knüpft. Freigebig dagegen hat ſie den König Gunther oder Gundar bedacht, dem ſie die uralte Stadt Eiſenach — öſtlicher als die jetzige Stadt gelegen — zum Königsſitz anweiſt, und eine wunderſchöne Tochter Kriemhilde zuertheilt. Dorthin, ſo erzählt ſie, kam der Hunnenkönig Attila, die Gottesgeißel der Völker, mit ſeinem Heere und gewann Kriemhilden zum Weibe. Zum Beilager ſchrieb Attila einen großen Landtag gen Eiſenach aus und lud alle deutſchen Fürſten ein. Es kamen ihrer auch Viele, die ſich um die Gunſt des gewaltigen Etzel [9] bewarben, oder ſchickten ihre Geſandten; glänzende Feſte wurden gefeiert, und das Rennen, Turnierſtechen und anderes Ritterſpiel dauerte viele Tage. Drauf wurden die Gäſte vom Hunnenkönige reich beſchenkt und gnädig entlaſſen. Er ſelbſt aber verweilte noch eine Zeit lang in Thüringen und ſoll ſogar deſſen König geworden ſein, war mild und koſtfrei, münzte die alten Decemspfennige, die man zuweilen noch ausackert, und hielt glänzenden Hof. Auch lagerte er mit ſeinem Heer bei Tonndorf hart am See, waidwerkte und fiſchte allda, wo man den Ort jetzt noch den Königsſtuhl heißt, und brach dann auf, das römiſche Kaiſerthum zu überziehen. — Dieſe Sage ſpielt offenbar in den Sagenkreis des Niebelungenliedes, des mitteldeutſchen Nationalgedichtes hinüber, wo König Etzel Kriemhilden, die Schweſter des Königs Gunther von Burgunden, freit. Schwerlich kam Attila auf ſeinem Zuge gegen die Franken und Römer nach Thüringen, ſonſt wäre dies von gleichzeitigen Schriftſtellern gewiß nicht unerwähnt geblieben.

Eben ſo ſagenhaft und geſchichtlich ungegründet iſt die Erzählung, welche die fränkiſchen Könige Chlodio oder Chlogio und Merwig oder Merovä̈us zu thüringiſchen Königen macht. Ein fränkiſcher Geſchichtſchreiber des ſechsten Jahrhunderts [10] ſagt, die Franken hätten zuerſt am Rhein gewohnt, wären dann über den Fluß geſetzt nach Thoringen, und hätten ſich Könige mit langen Haupthaaren gewählt. Der Frankenkönig Chlodio, welcher in dem feſten Schloſſe Dispargum gewohnt, das ſich im Landesgebiet der Thoringer befinde, habe von Dispargum aus erſt Kundſchafter nach der Stadt Camerich (Cambrai) geſchickt, und ſei dann, als alles wohl durchſpäht geweſen, ſelbſt dorthin aufgebrochen, und habe die Römer geſchlagen und die Stadt erobert. — Aus dieſer Stelle geht zu Genüge hervor, daß das Schloß Dispargum, die Reſidenz Chlodio's, am rechten Rheinufer und nicht in Thüringen zu ſuchen ſei, und daß Gregor von Tours, jener Geſchichtſchreiber, oder die Abſchreiber ſeiner Geſchichte der Franken Thoringen ſtatt Thongrien ſetzten, und daß alſo der Volksſtamm, von welchem hier die Rede iſt, nicht die in der Mitte Deutſchlands wohnenden Thüringer, ſondern die am Unterrhein wohnenden Tungern, und Dispargum eine tungriſche Burg war. Dieſes Dispargum hat den thüringiſchen Geſchichtſchreibern ſehr viel Kopfzerbrechen gekoſtet und ihre Federn in große Bewegung geſetzt; es gab faſt eben ſo viele Dispargum, als Geſchichtſchreiber. Zuletzt nahm man als gewiß an, Dispargum habe bei Helmershauſen ohnweit Meiningen im Hennebergiſchen auf einem hohen Berge gelegen, der die Diesburg heißt. Man bedachte aber dabei nicht, daß die Reſidenz des Königs der Franken, die bereits über den Rhein geſetzt und in Gallien vorgedrungen waren, des Königs, der von Dispargum ans Vorkehrungen zur weiteren Eroberung Galliens traf, unmöglich in der Nähe des Thüringerwaldes liegen konnte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Dispargum das alte Duysborg zwiſchen Cöln und Weſel im Lande der Tungern war.

So wenig nun Dispargum zu Thüringen gehörte, eben ſo wenig war Chlodio ein König der Thüringer, und ſein ſiegreicher Kampf gegen die Römer in Gallien geht die Geſchichte Thüringens nichts an. Aber nicht allein Chlodio, der erſte ſiegreiche Frankenkönig und Held, auch ſein Nachfolger in der Herrſchaft über die Franken, jener Merovä̈us, welcher der erſten fränkiſchen Königsdynaſtie den Namen der Merovinger gegeben hat, wird von der Sage ohne allen geſchichtlichen Grund zum thüringiſchen Könige erhoben. Merwig oder Meroväus, ſo erzählt ſie, war kein Sohn Chlodio's, wohl aber der Gemahlin deſſelben. Dieſe badete einſt im Meere, da rauſchte ein Meerwunder aus der Tiefe empor und zwang die reizende Königin zur Umarmung, deren Frucht Merwig war. — Die Zeit ſeiner Herrſchaft über die Franken fällt in die Jahre 447—456. Als thüringiſcher König iſt er eine rein mythiſche Perſon, und was von ihm gemeldet wird, gehört nur der Sage an. Er ſoll auf dem nachherigen Petersberge bei Erfurt ein Schloß, ebenſo in der Nähe Erfurts an der Gerg einen Burgſitz, die Merwisburg, aus welcher hernach das jetzige Dörfchen Möbisburg entſtanden ſei, erbaut, ja Erfurt ſelbſt gegründet oder erweitert und verſchönert haben. Auch ſollen ihm die Städte Nordhauſen und Merſeburg ihren Urſprung verdanken. Die Thüringer, vom Joch der Hunnen ſchwer belaſtet, ſoll er dadurch befreit haben, daß er den als unſiegbar geltenden Attila aufs Haupt geſchlagen. Hier allein kettet ſich die Sage an ein geſchichtliches Faktum; denn Attila wurde auf ſeinem Eroberungszuge durch Gallien von den vereinigten Römern, Weſtgothen und Franken unter dem Könige der letztern, Meroväus, bei Chalon ſur Marne 451 gänzlich geſchlagen, und mußte ſich mit ſchwerem Verluſte zurückziehen. Nach dieſer Schlacht ließen ſonſt die Geſchichtſchreiber den wilden Hunnenkönig nach Thüringen ziehen und das bereits erwähnte fabelhafte Beilager mit Kriemhild nebſt dem großen Landtage halten. Die Sage bindet ſich an keine Zeitrechnung. Was nicht geſchehen, ſondern nur erdichtet iſt, kann unter kein Datum gebracht werden.

2.

Das Haus des Baſinus.

Aus dem Wolkengebiet der Sage treten wir nun auf feſten geſchichtlichen Boden heraus. Aber noch iſt nicht alles wirkliches Land umher, die Bilder der Sage gaukeln immer noch herein, und es wird uns ſchwer, ja unmöglich, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterſcheiden. Der erſte geſchichtliche thüringiſche König iſt Baſinus oder Biſſin. Schwerlich war er überhaupt der erſte König der Thüringer; wie viele aber vor ihm regiert und wer, darüber ſchweigt die Geſchichte. Baſinus iſt allein merkwürdig durch die tragiſchen Ereigniſſe in ſeinem Hauſe, die den Untergang des Königreichs und die Unterjochung der Thüringer durch die Franken herbei führen.

Dem Könige Meroväus folgte in der Regierung über die ſaliſchen Franken ſein Sohn Childerich I. 457. Als ein Lüſtling verführte er die Töchter und Frauen ſeines Volks, erregte dadurch den gerechten Zorn deſſelben und wurde gewaltſam vertrieben, an ſeiner Statt aber der Römer Aegidius zum Könige erwählt, der nach dem Untergange des römiſchen Reichs in Italien ein Ländergebiet in Gallien als unabhängiger Fürſt beherrſchte. Childerich floh zu ſeinem Gaſtfreunde, dem Könige Baſinus von Thüringen, an deſſen Hofe er gaſtlich aufgenommen und acht Jahre wohl gehalten wurde. Zum ſchnöden Dank für ſolche Freundſchaft verleitete der wollüſtige Franke des Königs Baſinus Gemahlin, Baſina, zum Treubruch und gewann ſie zur Buhlin. Unterdeſſen hatte der Römer Aegidius, von Childerichs geheimen Freunde und Anhänger Wiomad dazu beredet, die Franken arg bedrückt, die nun hinwiederum Wiomads Zuflüſterungen Gehör gebend, ſich nach Childerichs milderer Herrſchaft zurück ſehnten, endlich auch den Aegidius vertrieben und den Childerich auf den Thron ſeiner Väter zurück riefen (465). Baſina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ bald darauf heimlich ihren Gatten und folgte Childerich nach, der ſie auch zu ſeiner Gemahlin erhob. Sie wurde (466) von ihm Mutter des nachherigen Frankenkönigs Chlodowig des Großen, der die Frankenherrſchaft in Gallien feſt begründete, faſt das ganze Land eroberte, und alle Stämme der Franken unter ſeiner Herrſchaft vereinigte.

Es iſt geſchichtlich wahrſcheinlich, daß die Thüringer, von Rachedurſt über die erlittene Schmach ihres Königshauſes entbrannt, und von dem betrogenen Baſinus angeführt, einen verheerenden Einfall in das Frankenreich thaten. [11] Hier überließen ſie ſich, um Baſinus verletzte Ehre zu ahnden, einer zügelloſen, unmenſchlichen Grauſamkeit. Erſt erſchlugen ſie die ihnen von den Franken des Friedens wegen geſandten Geiſeln, ſtürzten ſich dann wie wüthende Thiere über das wehrloſe Volk her, und raubten und mordeten, was ihnen vorkam. Die Knaben hingen ſie mit der Fußflechſe an Bäume auf, und mehr als zweihundert Jungfrauen zerriſſen ſie theils mit Pferden, pfählten ſie theils und ließen ſie von Laſtwagen zermalmen, ihre blutigen Leichname aber zur Atzung der Raubvögel und Hunde liegen. Dieſe Angaben kommen freilich aus dem Munde eines ſpätern Frankenkönigs, der ſein Volk zur Wuth gegen die Thüringer aufreizen will, und machen mißtrauiſch. Inzwiſchen muß doch ein Ueberfall ſtatt gefunden haben, und wenn die Thüringer wirklich ſo viel Weiber mordeten, ſo ließ ſich dieſe Gräßlichkeit aus dem Umſtande erklären, daß ein Weib ihr Königshaus und ſie ſelbſt mit Schande befleckt hatte.

Dieſen Ausbruch eines rohen Haſſes vergalt hernach der Frankenkönig Chlodowig der Große (491) den Thüringern reichlich. Er überzog ſie mit einem großen Heere, erſchlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen, den Franken einen Zins zu zahlen.

3.

Herminfrid der Brudermörder.

König Baſinus hinterließ drei Söhne, Baderich, Herminfrid und Berthar, wahrſcheinlich mit einer ſpätern Gattin als der Baſina gezeugt, die das thüringiſche Reich unter ſich theilten. Um ſich der zinsbaren Abhängigkeit von den Franken und deren wachſenden Uebermacht zu entziehen, ſuchten die thüringiſchen Könige mit großem Eifer die Bundesgenoſſenſchaft des in Italien zu gewaltiger Macht und Herrſchaft gelangten Oſtgothenkönigs Theodorich des Großen, in den altdeutſchen Heldenliedern, in denen er hochgefeiert wird, Dietrich von Bern genannt, weil er ſeine Reſidenz zuweilen in Verona (Bern) hatte. Die Oſtgothen waren früher wahrſcheinlich die Grenznachbarn der Thüringer an der Donau geweſen, als aber der Anführer der Heruler, Odoacer, 474 dem abendländiſchen römiſchen Kaiſerreich ein Ende und ſich zum Könige von Italien gemacht hatte, war Theodorich, von Thatenluſt, Ruhmgierde und Eroberungsſucht getrieben, 489 mit ſeinen Oſtgothen nach Italien gezogen, hatte den Odoacer beſiegt, und, nach kurzem Bündniß zu gemeinſchaftlicher Regierung mit ihm, erſchlagen, worauf er ſich zum Könige von ganz Italien erhoben hatte. Um dieſes mächtigen und weiſen deutſchen Fürſten Freundſchaft bewarb ſich vorzüglich Herminfrid, vielleicht der mächtigſte und kriegeriſchſte unter ſeinen Brüdern, und Theodorich ſagte ihm Amalberg, die Tochter ſeiner Schweſter, zur Gemahlin zu. Herminfrid ſchickte nach der alten Sitte die Brautgabe nach Italien, eine Anzahl ſilberfarbiger Roſſe, das Beſte, was Thüringen erzeugte. Hierauf langte die Braut ſelbſt in Thüringen an, und brachte ihrem Verlobten ein Schreiben ihres Oheim, von deſſen berühmten Kanzler Caſſiodor [12] verfaßt, mit, das in vielfacher Beziehung ſehr merkwürdig iſt. Theodorich ſchrieb an Herminfrid:

„Da wir Euch unter unſre Verwandten aufzunehmen wünſchen, ſo verbinden wir Euch unſre Nichte als ein theures Pfand mit göttlichem Segen, damit Ihr, ſelbſt von königlichem Blute entſproſſen, nun auch durch den Glanz des kaiſerlichen Blutes weithin ſtrahlen möget. Wir ſenden Euch die Zierde Eures Hofes, die Vermehrerin Eures Geſchlechts, die treue Genoſſin Eures Rathes, die ſüßeſte Wonne Eures Ehebettes, die nicht nur mit Recht die Herrſchaft mit Euch theilen, ſondern auch Euer Volk durch beſſere Einrichtungen bilden möge. Das glückliche Thüringen wird nun beſitzen, was Italien erzogen hat, die, in den Wiſſenſchaften bewandert, in den Sitten erfahren, nicht nur eine Zierde durch die Abſtammung, ſondern auch durch ihre weibliche Würde iſt: ſo daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihre Sitten, als durch ſeine Triumphe hervorleuchten wird. — Wir grüßen Euch deßhalb mit geziemender Ehrerbietung, und thun Euch kund, daß wir von Euern angelangten Geſandten, die uns nach der Völkerſitte beſtimmten Geſchenke, ein allerdings unſchätzbares Gut, die mit Silberfarbe geſchmückten Roſſe, die ſich gar wohl zur Brautgabe eignen, empfangen haben. Bruſt und Schenkel derſelben ſind von ſanfter Fleiſchesfülle lieblich geſchwellt, ihre Seiten etwas in die Länge geſtreckt, dagegen der Bauch von ſtraffer Kürze; der Kopf giebt das Bild eines Hirſches, dem ſie es auch an Schnelligkeit gleich thun, und mit welchem ſie überhaupt Aehnlichkeit haben. Bei ihrer bedeutenden Fettigkeit ſind ſie doch zahm, bei ihrer großen Körperlaſt ſehr ſchnell, angenehm für das Auge, lieblicher noch für den Gebrauch; denn ſie ſchreiten ſanft einher und ermüden ihren Reiter nicht durch tolle Eile. Man ruht mehr auf ihnen, als daß man angeſtrengt wird, und mit weiſer Mäßigung gelenkt, können ſie in ſteter Bewegung lange ausdauern. Aber dieſe wenn auch noch ſo edle Heerde, dieſe wohlgezogenen Thiere, und alles andere Ausgezeichnete, was Ihr uns überſandt habt, werdet Ihr durch die übertroffen finden, welche alles mit Recht überragt und ſelbſt dem Kleinod der königlichen Würde noch höheren Glanz verleiht. Zwar hatten auch wir Euch zugedacht, was der fürſtliche Rang erheiſcht, aber nichts Größeres können wir Euch ſchenken, als wenn wir Euch mit der Zierde einer ſolchen Frau vermählen. Die Himmliſchen mögen mit Eurer Verbindung ſein, und wie uns ein Band der Liebe vereinigt hat, ſo möge die elterliche Freundſchaft auch unſere Nachkommen verbinden.“

Obgleich Amalberg Chriſtin war [13] und das Chriſtenthum zuerſt nach Thüringen verpflanzte, ſo entſprach doch ihr inneres Weſen dem in dieſem Briefe entworfenen Bilde keineswegs, wohl aber dem Stolze, der ſich darin ausſpricht. Mit aller Anmaßung der Nichte des großen Theodorich, des Eroberers und Beherrſchers von Italien, der ſich in ſeinem Schreiben an Herminfrid ſogar die kaiſerliche Würde beilegt, trat ſie in Thüringen auf. Zwar wurden durch dieſe Verbindung die Thüringer wieder unabhängig von den Franken, und dieſe aus Furcht vor dem mächtigen Oſtgothenkönige von fernern Gewaltthätigkeiten gegen jene zurückgehalten, aber in das königliche Haus der Thüringer war mit Amalberg der böſe Geiſt des Verderbens getreten. Voll unbändigen Stolzes, voll ungezügelter Herrſchſucht, voll Neid und Mißgunſt und voll tückiſcher Grauſamkeit, gebrauchte ſie ihre Schönheit nur um den ſchwachen Gemahl zu verlocken und zu bethören. Ihrem hochfahrenden Sinne war es unerträglich, daß ihr Gemahl nur einen Theil des Thüringerreichs beſaß und ſie flüſterte ihm zu, ſich zum Alleinherrſcher des ganzen Landes zu machen. Als er ihren böſen Rathſchlägen widerſtand, fand er einſt, zum Mahle gerufen, den Tiſch nur halb gedeckt. Dem darob Verwunderten rief ihr Hohn verächtlich zu: Dem halben König nur der halbe Tiſch! und ſtachelte ihn mit dieſen Worten zum entſetzlichen Entſchluſſe des Brudermordes. Zuerſt fiel Berthar vom Mordſtahle, und ſein Ländertheil ward Herminfrids Eigenthum. Baderich dagegen, noch bei Zeiten gewarnt, erwartete den treuloſen Bruder gerüſtet, und da dieſer ſah, daß er allein nichts gegen jenen werde ausrichten können, ſo ſandte er Boten an den König der Oſtfranken (Auſtraſier) Theodorich oder Dietrich I., den Sohn Chlodowigs I., und lud denſelben ein, ihm gegen Baderich beizuſtehen, den er des von ihm ſelbſt verübten Brudermordes beſchuldigte.

Nach Chlodowig des Großen Tode (511) hatten deſſen vier Söhne das Frankenreich unter ſich getheilt. Dietrich I. hatte Auſtraſien (Oſtfrankreich), das Land der Uferfranken von Cöln bis an die Grenzen der Thüringer und der Alemannen auf beiden Seiten des Rheins, und noch einen Theil von Aquitanien; Chlothar das Reich Soiſſon, das ſich von Soiſſon und Amiens bis zum Rhein und die frieſiſche Grenze erſtreckte; Chlodomir das Reich Orleans, das ſüdlich an das Königreich Burgund grenzte, und Childebert I. das Reich Paris, das die weſtlichen Provinzen bis zu den Pyrenäen begriff, erhalten.

Herminfrid verſprach Dietrich I. im Falle des Siegs die Hälfte von Baderichs Länderbeſitz, und der Oſtfrankenkönig, froh einer Gelegenheit, um die in Thüringen durch den Einfluß des Oſtgothenkönigs verlorne Uebermacht der Franken wieder, wenn auch nur theilweiſe herzuſtellen, willfahrtete Herminfrids Verlangen, und führte ihm ein Heer zu, um Baderich zu bekämpfen. Dieſer erlag denn auch der Gewalt der vereinigten Heere der Thüringer und Franken, und verlor zugleich Reich und Leben. Wie aber Herminfrid treulos gegen ſeine Brüder geweſen war, ſo nun gegen den Frankenkönig, dem er das für den Beiſtand gelobte Verſprechen nicht hielt, vertrauend auf die mächtige Stütze des gewaltigen Oſtgothenkönigs. Und ſo hatte denn Amalberg ihr ſtolzes Ziel erreicht: ſie war die Gemahlin des Alleinherrſchers der Thüringer.

4.

Beginn der Vergeltung.

So lange der Oſtgothenkönig Dietrich lebte, ſchwieg der Oſtfrankenkönig Dietrich und hielt die Rache gegen Herminfrid wegen des Wortbruchs zurück, als aber der gefürchtete Gothenheld 526 im höchſten Glanze ſeines Glücks geſtorben war, und die Herrſchaft einem Kinde, ſeinem elfjährigen Enkel Athalarich, und einem Weibe, der Mutter deſſelben, Amalaswinth (Dietrichs Tochter), die die Vormundſchaft führte, hinterlaſſen hatte, hielt es der Oſtfrankenkönig an der Zeit, Herminfrids treuloſen Wortbruch zu rächen. Dietrich I. verband ſich alſo (530) mit ſeinem Bruder Clothar I. dem Könige von Soiſſons, und beide brachten ein großes Heer zuſammen, um es gegen die Thüringer zu führen. Dietrich erinnerte dieſes Heer, um es zur Wuth aufzuſtacheln, an die gräßlichen Grauſamkeiten, welche die Thüringer (ſechzig Jahre zuvor bei ihrem Racheeinfall in das Frankenreich) an ihren Vätern und Verwandten verübt hätten, und brachte damit die Schmach in Verbindung, die er ſelbſt von dem Brudermörder Herminfrid erfahren hatte. Seine Abſicht gelang. Voll Grimm brach das Frankenheer gegen Thüringen auf, geführt von Dietrich und Clothar und von Theudebert, Dietrichs Sohn. Aber die Thüringer hatten Nachricht von dem feindlichen Zuge ihre Nachbarn erhalten, und auf dem Felde, wo ſie zu ſtreiten gedachten, tiefe Gruben mit Raſen ſorgfältig überdeckt, in welche viele der fränkiſchen Reiter beim beginnenden Kampfe ſtürzten und umkamen, bis die Uebrigen den Betrug merkten und ihm aus dem Wege gingen. Dieſe Hinterliſt half den Thüringern zu nichts. Sie wurden von den dadurch nur noch erbittertern Franken in dieſem erſten Treffen geſchlagen, und mußten, ihrem fliehenden Könige folgend, bis an die Unſtrut zurückweichen. Die Franken ſetzten ihnen nach und bei Runiberg [14] kam es zu einer dreitägigen furchtbaren Schlacht, in welcher endlich die Thüringer nach der verzweifeltſten Gegenwehr gänzlich beſiegt wurden. Das Bett der Unſtrut war ſo mit Leichen angefüllt, daß die Franken, wie auf einer feſten Brücke, darüber ans jenſeitige Ufer gingen. Herminfrid floh und zog ſich mit ſeinen noch übrigen Leuten in eine Veſte zurück, die von einem viel ſpätern Chroniſten [15] Schidingi (Scheidingen) genannt wird, ein Name, den ſie höchſt wahrſcheinlich einem ſpätern Ereigniß verdankt und der ſich wohl in dem jetzigen Burg-Scheidingen erhalten hat.

Die Franken hatten aber auch Tauſende von ihren Streitern verloren, und König Dietrich hielt einen Kriegsrath, in welchem die Frage verhandelt wurde, ob man mit dem ſo ſehr geſchwächten Heere heim ziehen, ſich heilen, neue Kräfte ſammeln und ſpäter in verſtärkter Anzahl zurückkehren, oder den geſchlagenen Feind ſogleich weiter verfolgen ſolle. Einer der Fürſten, Namens Waltherich, rieth zum Erſtern. Aber ein Vertrauter des Königs, ein Leibeigener, der nicht mit Namen angeführt wird, entwickelte in ſeinem Vortrage die zweite Anſicht mit ſolchem Nachdruck, daß die Könige ihr beiſtimmten, und beſchloſſen wurde, die Thüringer noch ferner in ihrem Lande zu bekriegen. Doch mit der Einſicht, daß ſie allein nicht viel mehr ausrichten würden, kam ihnen der Entſchluß, die Sachſen, die alten erbitterten Feinde der Thüringer, [16] die jenſeits des Harzes nach dem Meere zu wohnten, zu Hilfe zu rufen. Es wurden Boten an dieſelben geſandt mit dem Verſprechen, ihnen, wenn die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachſen gänzlich überwunden würden, einen Theil des eroberten Landes zum Lohne ihres Beiſtandes abzutreten. Den kampf- und eroberungsſüchtigen Sachſen kam dieſer Vorſchlag ſehr gelegen, und es ſtellte ſich ſogleich ein Heer von neuntauſend Mann unter neun Anführern bei den Franken in Thüringen ein.

5.

Scheidingens Fall. Der Thüringer Niederlage.

Die rieſigen Geſtalten der Sachſen riefen in den Franken ein Staunen hervor, das an Schrecken grenzte. Es ſchien ihnen, dieſe treuen Bundesgenoſſen dürften, wenn ſie erſt Herren des thüringiſchen Landes wären, leicht den Franken ſelbſt gefährlich werden. Und in Wahrheit war das Aeußere der Sachſen Ehrfurcht gebietend, Furcht erweckend. Lange Haare wallten ihnen über die breiten Schultern hinab, ein Kriegsmantel war ihre Bekleidung. Ihre Waffen beſtanden in langen Speeren, kleinen Schilden, auf die ſie ſich ſtützten, und großen Meſſern, die ſtatt der Schwerter an ihren Hüften hingen. Dieſes Meſſer hieß Sax, und von dieſer ihnen eigenthümlichen Waffe erhielten ſie, der an der Weſer und Niederelbe wohnende Völkerſtamm, höchſt wahrſcheinlich den Namen. Auf ihrer Fahne, die ihnen als ein Heiligthum galt, waren die Bilder eines Löwen, eines Drachen und darüber eines fliegenden Adlers zu ſehen. Als ſie angelangt waren, traten die neun durchs Loos gewählten Anführer, jeder mit hundert Mann Geleite vor Dietrich und erklärten ihm: die Sachſen hätten nur einen Willen, zu ſiegen oder zu ſterben. König Dietrich, nur die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, beſchwichtigte die Beſorgniſſe ſeiner Fürſten in Bezug auf die Sachſen, und ſchloß mit dieſen ein Bündniß, in Folge deſſen er ihnen befahl, die Stadt anzugreifen. Und ſchon am andern Tage ſtießen ſie dieſelbe mit Feuer an. Die belagerten Thüringer, dadurch auf das Aeußerſte gebracht, thaten einen verzweifelten Ausfall auf die neuen Feinde, und nur die Nacht machte dem wüthenden Gemetzel ein Ende, das auf beiden Seiten Vielen den Tod brachte, ohne den Sieg zu entſcheiden. Die Thüringer zogen nach ſo fruchtloſem Kampfe in die Veſte zurück, und Herminfrid, wohl einſehend, daß er keinen zweiten werde beſtehen können, ſann darauf, durch Unterhandlungen und Geſchenke vom Frankenkönig den Frieden zu gewinnen. Er ſandte deshalb einen ſeiner Getreueſten, Namens Hiring, mit all' ſeinen Schätzen in der Nacht heimlich in das Lager der Franken. Dieſer Hiring hatte ſich durch Scharfſinn, Entſchloſſenheit, Ueberredungsgabe und Muth erſt in die Gunſt der Königin Amalberg und dann des Königs Herminfrid zu ſetzen gewußt. Daß er ſchlau und geſchickt zu dem ſchwierigen Auftrage war, bewies der glückliche Erfolg, mit welchem er denſelben ausführte. Denn nicht nur, daß er mehre der fränkiſchen Großen durch Beſtechung gewann, es gelang ihm auch durch dieſe, dem Könige Dietrich die Ueberzeugung beizubringen, daß die Franken von der gänzlich gebrochenen Macht der Thüringer nicht das Mindeſte mehr, von den unbändigen Sachſen aber Alles zu fürchten hätten, und es daher gerathener ſei, die Thüringer zu ſchonen, und mit ihnen gemeinſchaftlich die gefährlichen Sachſen zu vertreiben. Dieſe Anſicht ſtimmte zu ſehr mit der Meinung der meiſten fränkiſchen Fürſten überein, als daß ſie nicht Alles hätten aufbieten ſollen, ihren König dafür zu gewinnen. Zwar hielt es ſchwer, doch ließ ſich Dietrich endlich zur Gnade gegen Herminfrid und die Seinigen beſtimmen. Es ward ſofort verabredet, daß am folgenden Tage ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen dem fränkiſchen und dem thüringiſchen Könige aufgerichtet, und die durch das Treffen ohnedies geſchwächten Sachſen überfallen und vertrieben werden ſollten. Der ſchlaue Hiring that dieſe Freudenbotſchaft noch in der Nacht ſeinem ſchwer bedrängten Herrn zu wiſſen; er ſelbſt blieb in dem fränkiſchen Lager zurück, um jeder Willensänderung Dietrichs durch ſeine perſönliche Gegenwart vorzubeugen. Aber das mühſame Gebäude ſeiner Schlauheit zerſtörte der unglückliche Flug eines Vogels, der den Thüringern das Verderben nicht ſowohl weisſagte, als vielmehr wirklich bereitete. Hirings Friedenskunde hatte ſich in der Stadt verbreitet und die angſterfüllten Gemüther beruhigt. Da ging einer der thüringiſchen Krieger aus der Veſte an das Ufer der Unſtrut hinaus, um mit ſeinem Falken auf dem Fluſſe Enten zu beizen für ſeinen Tiſch. Der Vogel aber flog einem am jenſeitigen Ufer wandelnden Sachſen zu. Lange bat der Thüringer vergebens um Zurückgabe des Falken, und nur erſt, als er dem Sachſen ein wichtiges Geheimniß zu entdecken verſprach, willigte dieſer in den Austauſch. Hierauf verrieth der Thüringer den bereits verabredeten Bund ſeines Königs mit den Franken gegen die Sachſen, und rieth dieſen, dem Verderben durch ſchleunige Flucht zu entrinnen. Der Sachſe gab den Vogel zurück, eilte in das Lager der Seinigen und verkündete die drohende Gefahr. Die Beſtürzung machte die Krieger rathlos; ſie erachteten, daß ſie den vereinten Franken und Thüringern nicht würden widerſtehen können, und gedachten deshalb in der Nacht die Flucht zu ergreifen. Da erhob Hathagaſt, einer ihrer Anführer, ein Greis mit jugendlichem Muthe, wegen ſeines Anſehens der „Vater der Väter“ genannt, die heilige Fahne, und redete zu ſeinen Landsleuten: „Ich habe im Dienſte der Waffen ein hohes Alter erreicht und niemals einen Sachſen auf der Flucht geſehen. Soll ich nun in meinen Jahren thun, was ich nie gelernt? Zu kämpfen weiß ich und zu fallen, aber nicht zu fliehen. Seht auf unſre todten Brüder! Nicht geflohen ſind ſie, ſondern kämpfend gefallen. So laßt uns ein Gleiches thun! Aber ich ſetze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden ſiegen, wenn ihr meinem Rathe folgt. Die vom Kampfe ermatteten Thüringer ſind durch das neue Bündniß mit den Franken in die Ruhe der Sicherheit gewiegt. Laßt uns die Veſte erſteigen, wenn ſie im erſten ſorgloſen Schlafe liegen, und alles niedermachen, was uns vor das Meſſer kommt. Auf und folgt mir zum Sieg und zur Rache!“ Durch dieſe Worte von Muth und Kampfesluſt neu beſeelt, jauchzten ihm die Sachſen zu, und thaten, wie er gerathen hatte. Kurz vor Mitternacht überſtiegen ſie in aller Stille und ohne auf ein Hinderniß zu ſtoßen, die Mauern und mordeten die beſtürzt aus dem Schlafe emporfahrenden und wie Betrunkene in den Straßen umhertaumelnden Thüringer faſt ohne Widerſtand dahin. Der Sieg war leicht; denn der mit den Franken geſchloſſene Waffenſtillſtand hatte die Belagerten ſicher gemacht. Nur wenige der Unglücklichen retteten ſich durch die Flucht, bei weitem die meiſten geriethen in die Gefangenſchaft der Sachſen, und alle Erwachſenen wurden dem Tode geweiht, nur die Kinder verſchont. Als der aufgehende Morgen die blutigen Gräuel beleuchtete, pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem öſtlichen Thore auf und errichteten einen Siegesaltar, an welchem ſie eine religiöſe Feier begingen. Das Siegesfeſt dauerte drei Tage, dann wurde die Beute getheilt und die Gefallenen beerdigt. Das Lob der Helden und vorzüglich Hathagaſts, des weiſen Rathgebers und greiſen Anführers, wurde wie das eines Gottes geſungen. Dieſer Tag ſoll der gemeinen Sage unter den Sachſen nach der erſte October geweſen ſein, der von ihnen lange Jahre hernach noch feſtlich gefeiert wurde. Das Jahr aber war höchſt wahrſcheinlich das 530ſte.

6.

Herminfrids Ende. Amalberg und ihre Kinder. Die heilige Radegundis.

König Herminfrid war mit Weib und Kindern dem Gemetzel der ſächſiſchen Meſſer glücklich entkommen, und hatte ſich, vom Dunkel der Nacht begünſtigt, durch die Flucht gerettet. König Dietrich belobte die Sachſen wegen ihrer Heldenthat und kehrte dann mit den Franken in ſein

Land zurück. Das ſüdliche Thüringen war ſein Eigenthum. Die Sachſen blieben im Beſitz des nördlichen bis an die Unſtrut reichenden Thüringens und der eroberten Königsburg, die wahrſcheinlich jetzt erſt den Namen Scheidingen erhielt, weil ſie die Scheide war der beiden Theile des eroberten Landes. Andere Namen, die an jene Theilung erinnern, ſind Sachſenburg, Frankenhauſen, Sondershauſen, d. i. die Gemarkung, wo ſich die beiden ſiegreichen Völker von einander abſonderten. Das gewonnene Land theilten Franken und Sachſen an Freunde und Freigelaſſene aus. Den Ueberreſt des beſiegten Volks machten ſie zinsbar.

Im folgenden Jahre ließ König Dietrich von Auſtraſien den unglücklichen Herminfrid freundlich zu ſich nach Zülpich entbieten, verſprach ihm Sicherheit und beehrte ihn, als er ankam, mit koſtbaren Geſchenken. Als ſie nun einsmals ſelbander auf der Stadtmauer luſtwandelten, wurde Herminfrid unverſehens von einem Dritten, den ein Chroniſt als Theudebert, Dietrichs Sohn, bezeichnet, in die Tiefe hinabgeſtoßen und kam elendiglich ums Leben. Der mit Verrath, Treuloſigkeit und Brudermord ſich befleckt, erhielt den Tod durch den treuloſen Gaſtfreund, ſo daß ſich die ſtrafende Gerechtigkeit des Himmels hier klar herausſtellt. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß Herminfrid auf Veranſtaltung ſeines Wirthes ermordet wurde. Eben ſo wurden mehre Söhne Herminfrids auf Dietrichs Befehl umgebracht. Die Verurſacherin all' dieſes Unheils, die übermüthige Amalberg, entfloh mit ihren noch übrigen Kindern nach Italien, wo ihr Bruder Theodat bei der Amalaswinth, der Tochter Theodorichs des Großen und Beherrſcherin der Oſtgothen, in hoher Gunſt ſtand, ſo daß ſie ihn 534, nach dem Tode ihres unmündigen Sohnes Athalarich, zum Gemahl und Beherrſcher ihres Volks erhob, wofür er ſie noch in demſelben Jahre umbringen ließ. Am Hofe des oſtgothiſchen Königs wurden Herminfrids Kinder erzogen, von welchen ein Sohn, Namens Amalafrid, durch ſeine Schickſale merkwürdig geworden iſt. Ueber die fernern Erlebniſſe und das Ende der Amalberg haben die Geſchichtſchreiber jener Zeit nichts aufgezeichnet. Es war eine furchtbare Strafe für ſie, daß ſie erſt das mächtige thüringiſche, und dann das noch weit mächtigere Oſtgothenreich mit eignen Augen mußte zuſammenſtürzen ſehen.

Um den Mord der Amalaswinth zu rächen, überzog der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian I. den Oſtgothenkönig Theodat mit Krieg. Dieſer verlor 536 das Leben, und ſein Nachfolger im Königreich Vitiges (Wittig), wurde nebſt Amalfrid und deſſen Schweſter von Juſtinians ſiegreichem Feldherrn Beliſar, der Rom eingenommen und faſt ganz Italien erobert hatte, 541 gefangen nach Conſtantinopel geführt. Amalfrids Schweſter erhielt der Longobardenkönig Auduin vom Kaiſer Juſtinian zur Gemahlin; Amalfrid ſelbſt wurde von demſelben als Heerführer angeſtellt, und in einem großen Heere den Longobarden gegen die Gepiden zu Hilfe geſandt; denn Juſtinian I. begünſtigte die Longobarden ſehr, räumte ihnen Noricum und einen Theil Pannoniens ein, und hatte Bundesgenoſſenſchaft mit ihnen. Auf dieſem Heereszuge focht Amalfrid in der furchtbaren Schlacht, in welcher die Gepiden faſt gänzlich von den Longobarden aufgerieben wurden, 551. Einer nicht ſtreng hiſtoriſchen Angabe zu Folge, die aber gleichzeitig iſt [17], kam Amalfrid, der ſich als Feldherr berühmt gemacht hatte, auf einem Kriegszuge im fernen Morgenlande bald darauf ums Leben.

Unter den weiblichen Nachkommen des thüringiſchen Königshauſes, die den Untergang deſſelben, den Zuſammenſturz des Königreichs und die Unterjochung des thüringiſchen Volkes überlebten, ragt die edle Geſtalt einer frommen Dulderin beſonders hervor, und auf ihre ſchmerzlichen Züge fällt der düſtere Schein des letzten verglimmenden Abendroths der thüringiſchen Königsgeſchichte, die kaum ein Paar Stunden im hellen Sonnenglanze geſtanden hatte, und wirft ihr den Purpur eines hochtragiſchen Geſchicks um. Es iſt die heilige Radegundis, gewiſſermaßen der verſöhnende Gegenſatz der unheiligen Amalberg. Dieſe Radegund war eine Tochter des Königs Berthar, der zuerſt durch Herminfrids brudermörderiſche Hand fiel. Im Gefühle ſeiner Schuld ließ Herminfrid die Kinder des erſchlagenen Bruders an ſeinem Hofe mit ſeinen eigenen erziehen und ſchenkte vorzüglich der kleinen Radegund ſeine Liebe. Sie faßte eine große Neigung zu ihrem Vetter Amalfrid. Nach der Beſiegung der Thüringer wurde ſie die Gefangene der Franken. Zwiſchen den beiden Königen derſelben, Dietrich und Chlothar, beide von ihrer hohen Schönheit entflammt, kam es ihretwegen faſt zum blutigen Streit; jeder wollte ſie beſitzen. Durch die Entſcheidung des Looſes fiel ſie Chlothar zu, der ſie auf einem ſeiner Meierhöfe zu Ateja im Viromandeſiſchen vollends erziehen ließ. Dann vermählte er ſich mit ihr im Jahre 544. Es iſt bezeichnend für die Falſchheit und Grauſamkeit ſeines Charakters, daß er bald darauf ihren Bruder, deſſen Name nicht genannt wird, durch verworfene Menſchen umbringen ließ. Unmöglich konnte Radegundis einen ſolchen Gatten lieben. Der tiefe Seelenſchmerz über das furchtbare Geſchick ihres Hauſes lenkte ihren reinen kindlichen Sinn vom Irdiſchen ab und dem Göttlichen zu. Sie, die ein Königsgeſchlecht, das ihr blutsverwandt war, hinmorden, die ein mächtiges Reich, deſſen Fürſtin ſie war, zuſammenſtürzen, ein edles großes Volk, dem ſie angehörte, unterjochen geſehen hatte, konnte den Freuden der Erde keinen Geſchmack mehr abgewinnen. Wie die ſpätere heilige Eliſabeth, die Landgräfin Thüringens, mit der die heilige Radegund viel Aehnlichkeit hat, und deren Vorläuferin ſie gewiſſermaßen iſt, legte die thüringiſche Königstochter allen Schmuck ab und wandelte in Demuth vor dem Herrn; zur Nachtzeit verließ ſie das Lager ihres Gemahls und brachte in der Kirche im Gebet zu. Ihr weltlich geſinnter Gatte hatte deshalb nichts dagegen, als ſie ſich von ihm trennte, und in ein von ihr erbauetes Kloſter zu Poitiers als Nonne trat, wo ſie durch frommen Wandel bald in den Geruch der Heiligkeit kam, in Folge deſſen ſie nach ihrem Tode auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Mit ihrem Vetter Amalfrid ſcheint ſie bis zu deſſen Tode in einer ſehr freundſchaftlichen Verbindung geſtanden zu haben. Eben ſo mit einem andern Verwandten, Namens Artachis, der vielleicht ein Schweſterſohn Radegunds oder ein Nachkomme des thüringiſchen Königsgeſchlechts war, von welchem wir keine weitern Nachrichten überkommen haben [18]. Die ſtille Größe ihres Charakters gewann ihr die hochachtungsvolle Freundſchaft eines Dichters, des Venantius Fortunatus, Biſchofs von Poitiers, der mit ihr in ſtiller Abgezogenheit von der Welt lebte, und in ihrem Namen mehre uns erhaltene Elegien geſungen hat, rührende Klagelieder über den Fall des thüringiſchen Reichs und den Untergang des königlichen Hauſes. Dieſer einſame Jammerſchrei, der aus dem geſchichtlichen Dunkel jener Zeit zu uns hinüberdringt, ausgehend vom Grabhügel eines Königreichs, herzzerreißend und von hochpoetiſcher Natur, wenn auch nicht Ausführung, erinnert an die Geſänge Oſſians am Grabe Fingals. Aber Radegunds trauernde Unſchuld, wie ſie in jenen Liedern dargeſtellt iſt, weiß nichts von einer Blutſchuld in ihrem Hauſe; ſie bezeichnet den Fall deſſelben, wie ein Unglück, das mit geheimnißvoller Macht vernichtend über Völker wie über Einzelne hereinbricht. Die Herzen ihrer nächſten Verwandten ſind nicht mit Neid, Haß und Tücke erfüllt, Herminfrids Hände nicht mit Bruderblut befleckt, und ſo ſcheinen dieſe Gedichte mit den Geſchichtsſchreibern in Widerſpruch zu ſtehen [19].

Durch Entſagung alles weltlichen Glanzes und durch ſtrenge Erfüllung der klöſterlichen Pflichten ſühnte die fromme Frau Amalbergs und Herminfrids Schuld, wiſſend oder nicht, ja im letzten Falle noch höher ſtehend. So iſt ſie die letzte verſöhnende Geſtalt, die ſchmerzzuckend aus dem Gewühle der Blutſchuld und des Verraths auftaucht, einſam in der Nacht über die Leichen der erſchlagenen Ihrigen wandelt, und, die Thüre des öden Königshauſes ſchließend, verſchwindet, wie ein Stern aus der Nacht wirrer düſterer Wolken, die ihre verderblichen Blitze eben entſendet hatten, aufleuchtet, dann noch eine Zeit lang friedlich ſehnſüchtig ſchimmert und endlich verlöſcht, wie die Blitze verlöſcht waren; und dann hüllt Nacht, tiefe Nacht den ganzen Himmel ein.

7.

Letzter Blick auf das gefallene Königreich.

Das Aergſte war geſchehen. Ein großes Königreich, das wahrſcheinlich das ganze mittlere Deutſchland in ſich begriff, war ſeinen treuloſen, übermüthigen Feinden erlegen [20]. Das thüringiſche Volk mußte mit dem Verluſte ſeiner Selbſtſtändigkeit büßen für die ſchwere Schuld zweier Königinnen ſeines Herrſcherhauſes und für die Schwäche und den Verrath ſeines letzten Königs. Denn was Baſina begonnen, hatte Amalberg vollendet; Herminfrid war nur das Werkzeug in der Letztern Hand. Das herliche Land, zwiſchen Franken und Sachſen getheilt, iſt ſpäter nie wieder vereinigt worden, und da die Macht des thüringiſchen Volkes gebrochen, ihr Königreich, die Schutzmauer gegen die von Oſten kommenden wilden ſlaviſchen Völkerſchaften, umgeworfen war, ſo ſtanden dieſen nun die öſtlichen Landesgrenzen offen; ſie drängten von dort her immer drohender heran, und ihre verheerenden Einfälle blieben nicht aus, wodurch die Entwickelung des deutſchen Lebens in ſeinen zarteſten Keimen verletzt wurde. Der fränkiſche Königsſtamm hatte ſich ſchwer verſündigt an den Thüringern; dafür ſtarb er langſam ab, wie ein entkräfteter verdorrender Baum, und zwei Jahrhunderte ſpäter ſchob das Haus der Diener das in Schuld und Sünde entartete Königsgeſchlecht bei Seite und ſtieg ſelbſt auf den geraubten Thron. Das ſind die Werke der ewigen Vergeltung in der Weltgeſchichte.

Anmerkungen.

1) Der erſte Schriftſteller, welcher die Thüringer nennt, iſt Flavius Vegetius Renatus, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein kleines Buch über das römiſche Kriegsweſen ſchrieb. Andere gleichzeitige Schriftſteller, die bald darauf die Thüringer nennen, ſind: Procopius, der Begleiter und Secretär des Beliſar auf deſſen Kriegszügen. Er ſchrieb eine Geſchichte der Kriege des Kaiſer Juſtinian mit den Perſern, Gothen, Vandalen und Mauren, und ſtarb gegen 560. Aimoin, Benedictiner-Mönch der Abtei Fleury an der Loire, wo er 970 aufgenommen wurde. Er ſchrieb unter Anderm fünf Bücher von den Thaten der Franken, die uns erhalten ſind. Sidonius Apollinaris, Dichter und Krieger, zu Lyon in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts geboren, kämpfte gegen die Gothen und ſtarb als Biſchof zu Clermont in Auvergne 482. Er gedenkt der Thüringer in einem panegyriſchen Gedichte auf den römiſchen Kaiſer Avitus. Jornandes, ein Alane, der ebenfalls unter Kaiſer Juſtinian lebte und eine Geſchichte der Gothen ſchrieb, die als hiſtoriſche Quelle von großer Wichtigkeit, ſonſt aber in ſehr ſchlechtem Latein abgefaßt iſt. Andre werden weitläufiger beſprochen werden. Bei dieſen Schriftſtellern ſind die Thüringer ein Volk, das nicht mehr jung iſt. Dies führt zu der Annahme, daß ſie eben ſo alt ſind, wie die Sachſen, die Alemannen, Franken und Gothen. Auch dieſe Namen kannte man zur Zeit des Tacitus in Deutſchland noch nicht. Aber die großen Völkervereine, die ſie führten und in denen die Namen der früher genannten einzelnen Völker untergingen, entſtanden bald darauf, und wurden den Römern bekannt, weil ſie mit ihnen in Berührung kamen. Mit den in der Mitte Deutſchlands liegenden Thüringern konnten ſie es nicht; denn die Siegszüge des in ſich ſelbſt ſcheußlich zerfallenden Roms hatten längſt aufgehört. Darum erfährt man den Namen der Thüringer erſt ſo ſpät, aber dann auch als den eines längſt beſtandenen Volks. Das Zuſammentreten der einzelnen Volksſtämme zu großen Völkerbündniſſen an den Grenzen Deutſchlands, wodurch allmälig die Alemannen, die Franken, die Gothen und die Sachſen entſtanden, mußten ja auch einen gleichen Bund im Herzen Deutſchlands hervorrufen. Und ſo waren die Thüringer der fünfte Verein, aus Cheruskern, Hermundern und einen Theil Chatten gebildet. (Luden Geſchichte des teutſchen Volkes 2. Bd.) Wenn man nun Thüringer von „Thor, der Berg" herleitet und mit „Bergvölker" überſetzt, ſo iſt man, mein' ich, der Wahrheit am nächſten gekommen.

2) Von den vielen Albernheiten, die in dieſer Beziehung zu Tage gefördert worden ſind, mögen der Curioſität wegen, nur einige hier Platz finden. Ein Chroniſt giebt an: Thüringer hieße ſo viel als duri homines, harte Menſchen, als ob ſie lateiniſch geſprochen hätten; Andere: ſo viel als Thörlinge, d. i. thörichte Menſchen, weil ſie, nach einer beim ſächſiſchen Chroniſten Witechind, deſſen nachher ausführlicher gedacht werden wird, erhaltenen Sage (die ebenfalls nachher erzählt wird), von den Sachſen bei deren Ankunft zu Schiffe im Hadeler-Lande bethört worden wären. Wieder andere leiten ſie von den alten Tyrigeten am Schwarzen Meere ab, deren Plinius, Strabo und Ptolomäus gedenken. Dieſe ſollten plötzlich mitten in das Herz Deutſchlands eingewandert ſein. Eben ſo zerlegte man das Wort in Theure-Ringer und bewies daraus, daß ſie vortreffliche Ringer und Kämpfer geweſen ſeien. Andere: Leute, die in „Dürren Ringen" d. i. in unfruchtbaren Kreiſen wohnen. Und Thüringen war ſtets ein ſo geſegnetes Land! — Man leitete ſie auch in gerader Linie von Japhets Sohn Thyras ab, und brachte ſie auf dieſe Weiſe unmittelbar mit dem Kaſten Noah in Verbindung. Gelehrte Leute thaten ſich etwas darauf zu gut, aus den Reudingern (Reudingi) des Tacitus, die er ein kleines deutſches Volk nennt und deſſen Wohnſitz er nicht angiebt, die Thüringer zu machen, und behaupteten, Tacitus habe ſich verhört oder verſchrieben.

Nicht ſo abgeſchmackt iſt wenigſtens die Ableitung von Thor, dem Sohne Wodans oder Odins, aber eben auch unhaltbar. Lächerlich dagegen iſt die Angabe, die Hermunder, die die Römer Hermunduri ſchrieben, hätten im Laufe der Jahrhunderte die zwei erſten Silben ihres Namens verloren und aus duri wäre Duringi entſtanden. Davon gleich nachher. Es giebt derlei Ableitungen noch mehr, eine immer unſinniger als die andre: aber wozu das Papier damit füllen, das zu beſſern Dingen da iſt?

3) Ich ſchreibe Hermunder (wie Ferd. Wachter, der gelehrte ſelbſtforſchende Verfaſſer der Geſchichte Sachſens) und nicht Hermunduren, wie die meiſten Geſchichtſchreiber, den Römern nach: Hermunduri. Her die erſte Silbe hat ſich noch in unſerm „Herr" erhalten und iſt mit „Wehr" verwandt. Die Römer ſprachen es verdorben „Ger" aus. „Mund" d. i. Mann, hat ſich noch in unſerm „Vormund" erhalten. Die Anhängeſilbe ur iſt die altdeutſche Mehrzahl und unſer angehängtes „er." Hermundur heißt alſo Hermunder. Die Römer verſtanden aber das Deutſche nicht hinlänglich und hingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und ſo entſtanden Hermundurus und Hermunduri, woraus die Deutſchen auf Treu und Glauben „Hermundurer" machten, dem Genius der deutſchen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutſchen Hauptſtämme Hermionen, und der Letztere rechnet außer den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denſelben. Das Wort Hermionen mag Einer von dem Andern abgeſchrieben haben. Es ſoll wohl Herminones, Herminonen heißen. Min iſt nur ein Umlaut von Mann, wie man in Herminfrid ſieht, der aus Herman (Armin) und frid zuſammengeſetzt iſt. Die Endung on iſt wiederum altdeutſch und drückt die Mehrzahl aus, unſer jetziges angehängtes „en." Herminon heißt alſo Hermanen (nach verdorbener römiſcher Ausſprache: Germanen), eben ſo viel und ganz daſſelbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und ſo entſtanden Herminones oder Hermiones. Ganz daſſelbe Verhältniß findet mit den Teutonen ſtatt. Teut iſt die einfache Zahl, ein Deute (die Römer ſprachen es nur ſo hart und ſchrieben es dann auch Teut, niemals die Deutſchen ſelbſt). Teuton iſt die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung noch daran, weil ſie die deutſche Endung nicht verſtehen, ſo kommen Teutones heraus. Aber wir Deutſchen ſollten ihnen nicht ewig nachbeten und von Hermionen, Teutonen, Ingäwonen, Iſtäwonen, Eburonen, Guttonen ꝛc. reden, ſondern von Herminen oder Hermannen, Teuten, Ingäwen, Iſtäwen, Eburen oder Eberen, Gutten. — Wie unſre nächſten Nachbarn die deutſchen Namen entſtellen, davon liefern die Franzoſen täglich die lächerlichſten und ärgerlichſten Beweiſe. Und ſie kennen Deutſchland und die Deutſchen doch wahrlich beſſer (wenigſtens ſollten ſie, da ſie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unſre heidniſchen Vorfahren. Wenn nun einſt Deutſche deutſche Zuſtände und Namen unſrer Zeit nach den franzöſiſchen Quellen beſprechen und die Namen wiedergeben wollten, wie die Franzoſen dieſelben geſchrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorſchein! Den Römern der alten Zeit iſt es aber in Bezug auf Deutſchland nicht viel beſſer gegangen, als den Franzoſen der Jetztzeit, ein Fingerzeig, daß man überhaupt auf die römiſchen Quellen nicht ſchwören ſoll.

4) Doch iſt das Erſte weit wahrſcheinlicher als das Andere, wie in der erſten Note dargethan iſt. Wären die Thüringer ein eingewandertes Volk und nicht ein Völkerbund von Volksſtämmen, die ſeit Urzeiten dieſe Sitze inne gehabt, ſo hätte ſich gewiß irgend eine und wenn auch nur dunkle Spur eines ſolchen gewaltſamen Eindrängens in das Herz Deutſchlands in der Geſchichte erhalten; denn ein ſolches Ereigniß wäre ja etwas ganz Außerordentliches geweſen. Man muß ſtets feſthalten, daß die Thüringer in der Mitte Deutſchlands wohnten, und ein fremdes Volk nicht wie eine Heerde Störche durch die Lüfte kommen und ſich hier herablaſſen konnte. Es leidet faſt keinen Zweifel: die Thüringer waren Eingeborne, ein Völkerbund aus den ſchon genannten, früher bekannten Stämmen zuſammengeſetzt. Die Deutſchen liebten ihre Stammſitze, wie alle Ackerbau treibenden Völker. Die ſogenannte große Völkerwanderung kann keinen Gegenbeweis abgeben.

5) Tacitus giebt ſchon mehre Klaſſen unter den Deutſchen an, aber die lateiniſchen Worte, die er für die beiden erſten Klaſſen gebraucht (nobiles und ingenui), geben uns durchaus keinen Begriff vom Verhältniſſe dieſer Volksklaſſen unter ſich und zu den andern. Das erſtere heißt freigeboren alſo Gegenſatz von freigelaſſen, was aber ein nobilis ein Edler bei den Deutſchen war, darüber läßt ſich nichts behaupten und nichts beſtreiten. Das römiſche Wort mit dem römiſchen Begriff paßte jedenfalls nicht zu dem deutſchen Begriff, und das deutſche Wort Adaling iſt viel jünger. Den im ſpätern Mittelalter entſtandenen Adel in jene frühern Zeiten hinaufführen wollen, iſt eine Thorheit, die nur dem Hochmuthe und der Schmeichelei ihr Daſein verdankt.

Das kleine Buch des Tacitus, ſo unſchätzbar es auf der einen Seite iſt, weil er für ewige Zeiten ein großes reines Bild von den Deutſchen zur Zeit der größten römiſchen Verderbniß aufgeſtellt und uns eine unerſchütterliche Grundlage edlen Nationalgefühls gegeben hat, iſt doch auf der andern, ſo bald man auf Einzelheiten eingeht, nur mit großer Vorſicht und Prüfung zu gebrauchen. Manches muß man geradezu dahin geſtellt ſein laſſen. Man darf es weder annehmen noch verwerfen. Tacitus kam nie nach Deutſchland, er konnte ſelbſt nicht Deutſch; er mußte alſo ſeine Angaben von Deutſchen entlehnen, die nach Rom kamen und Römiſch ſprachen. Volkseigenthümlichkeiten in einer fremden Sprache genau bezeichnen, iſt aber ſehr ſchwer, wenn nicht ganz unmöglich. Davon habe ich mich ſelbſt überzeugt. Ein Engländer, der nicht Deutſch aber vollkommen Franzöſiſch verſtand und ſprach, kam nach Gotha, um über thüringiſche Volkseigenthümlichkeiten (Idiom, Volksfeſte, Trachten, Sitten und Gebräuche) ein engliſches Buch zu ſchreiben. Ich ſollte ihm alles angeben. Ich ſuchte mich ihm franzöſiſch ſo klar als möglich zu machen, da ich es engliſch nicht ſo vermochte, wenn ich aber nachher ſein Manuſcript las, fand ich die lächerlichſten Irrthümer, und konnte ihm über manches trotz aller Mühe nicht den rechten Begriff beibringen. Der entſprechende Begriff fehlte ihm in der Seele. Wie oft mag es Tacitus eben ſo ergangen ſein; der edle, hochherzige Römer brachte durchaus keinen Begriff mit zu den ihm geſchilderten Volkseigenthümlichkeiten. Dann ſcheint auch das ganze Buch mehr eine Notizenſammlung, als eine vollendete Schrift zu ſein. Er wollte dieſe Sammlung wahrſcheinlich ſpäter zu einem größern Werke verarbeiten. Daher Alles ſo aphoriſtiſch und unzuſammenhängend. — Lazzen und Lite. Das erſtere Wort kommt von lazzen, laſſen ſ. v. als: entlaſſen her, alſo ein Entlaſſener, Freigelaſſener; das zweite läßt ſich ſchwer erklären, ſcheint aber ganz dieſelbe Bedeutung gehabt zu haben.

6) Graue — Grave — Grafen. Derſelbe Begriff, daß das Alter und die demſelben anhaftende Erfahrung die Grundlage des eigentlichen Adelsinſtituts bildet, findet ſich bei den Griechen, Römern, Franzoſen; immer iſt das Wort, welches die Würde des Standes bezeichnet, von der Würde des Alters entlehnt. Aus den Zehen-Grafen gingen die Hundertgrafen, aus dieſen die Gaugrafen, aus dieſen die Grafen der Völkervereine hervor, und dieſe endlich waren die Könige. Ebenſo war bei den älteſten Römern der oberſte Senator der König.

7) Dieſe Angaben ſind alle nach Tacitus gemacht; die Butter erwähnt Plinius, nennt zwar die Deutſchen nicht als Verfertiger, ſcheint aber unter dem Worte „Barbaren" auf ſie hinzudeuten.

8) Die Hauptquellen unſrer Kenntniß von der nordiſchen Götterlehre und Heldenſage ſind die beiden berühmten Bücher, die ältere und die jüngere Edda. Das Wort Edda heißt Stammmutter der Poeſie. Die ältere Edda enthält eine Sammlung alter Lieder und Geſänge, die ſich im Munde des Volks erhalten hatten. Sie wurde zu Anfang des 12ten Jahrhunderts veranſtaltet. Die jüngere Edda iſt über 150 Jahre ſpäter entſtanden und nach der ältern bearbeitet, ein Syſtem der nordiſchen Religionslehre. Wenn man bedenkt, daß im Laufe ſo vieler Jahrhunderte dieſe Lieder im Munde von Leuten, die Chriſten waren, die mannichfachſten Veränderungen erleiden, ja durchaus eine chriſtliche Färbung annehmen mußten, wenn man ferner nicht weiß, was die Sammler hinzugethan und davon gelaſſen, was alſo ächt iſt, ſo wird man nicht unbedingt alle Angaben der Edda für Glaubensartikel der nordiſch-deutſchen Volksſtämme halten. Die poetiſche Abrundung des Ganzen und der einzelnen Theile erregt ſchon Zweifel. Wenn man nun nicht Alles, was in der Edda ſteht, als unbezweifelten Ausdruck der Religion der nordiſchen Völker hinnehmen kann, wie viel weniger der ſüdlich gelegenen, die mit jenen gewiß nur in ſeltene Berührung kamen. Wie wären die Thüringer zu den Isländern gekommen? Wie

kann man uns dieſe Gedichte nun als die Religion der Thüringer aufbinden wollen? Es gehört viel Unverſchämtheit dazu.

9) Wie in den mitteldeutſchen Heldenliedern der Oſtgothenkönig Theodorich der Große ſtets „Dietrich von Bern“ (Verona) heißt, ſo der Hunnenkönig Attila ſtets „Etzel.“

10) Dies iſt Gregor von Tours (Georgius Florentinus Gregorius), ein Hauptquellenſchriftſteller für die frühere fränkiſche und nebenbei auch für die erſte thüringiſche Geſchichte. Er war Biſchof von Tours, ſchrieb eine Geſchichte, oder vielmehr Kirchengeſchichte der Franken und ſtarb 595, 50 Jahre alt. Er wurde alſo 14 Jahre nach dem Untergange des thüringiſchen Reichs, wo alle Thatſachen noch im friſchen Andenken waren, geboren. Dies giebt ſeiner Geſchichte, die bis zu ſeinem Tode reicht, hohen Werth, obgleich ſie voller Mängel und Lächerlichkeiten iſt.

11) Nämlich aus der Rede, welche der Oſtfrankenkönig Theodorich an ſeine Franken hält (bei Gregor von Tours), als er über Herminfrid herfallen will, um ſie zur Wuth gegen die Thüringer zu entflammen.

12) Magnus Aurelius Caſſiodorus, einer der gelehrteſten Römer ſeiner Zeit, bekleidete unter Odoacer mehre Staatsämter in Rom und war dann Theodorich des Großen Kanzler oder Geheimſchreiber. Nach des Königs Tode zog er ſich in ein von ihm erbautes Kloſter in Calabrien zurück, wo er mit ſeinen Mönchen ganz den Wiſſenſchaften lebte. Er ließ die alten Handſchriften abſchreiben und erhielt ſie dadurch, ſchrieb eine Geſchichte der Gothen, aus welcher Jornandes einen Auszug lieferte, ſammelte Theodorichs Ausſchreiben und Verordnungen, wobei ſich auch jener Brief befindet, und verfaßte noch mehre auf uns gekommene Schriften.

13) Amalberg war zwar Chriſtin, gehörte aber, wie alle Gothen, der Arianiſchen Partei an, die damals ſchon im Untergehen begriffen war. Wenn nun auch das Arianiſche Chriſtenthum durch Amalberg in Thüringen Wurzel ſchlug, woran kaum zu zweifeln iſt, ſo wurde es doch durch die ſiegreichen Franken, welche ſtrenge Orthodoxen oder ächt katholiſche Chriſten waren, gewiß wieder ausgerottet und neuer Samen geſtreut. Aber wie lange vor Bonifacius war in Thüringen das Chriſtenthum bekannt, wohl gar verbreitet!

14) Ueber dies Runiberg war unter den Geſchichtsſchreibern ſonſt die größte Meinungsverſchiedenheit. Es wäre zu weitläufig, anzuführen, wohin jeder einzelne dieſe Schlacht verlegt hat. Bei Weißenſee heißt ein Gebirgszug noch Runeberg und bei Nebra liegt ein Berg, der Ronneberg heißt. Der ſächſiſche Mönch Witichind, der den Ort nennt, ſpricht aber nicht einmal von einem Berge, ſondern ſagt: Die Schlacht war an einem Orte, der Runibergum heißt. Witichind verwechſelt in dieſer Erzählung Perſonen und Begebenheiten; er ſtellt faſt Alles falſch dar, warum denn nicht auch einen Ort? und es iſt alſo lächerlich, auf das „Runiberg“ ſo große Wichtigkeit zu legen.

15) Witichind, der Mönch des Kloſters Corvei, von welchem ſpäter ausführlicher geſprochen wird.

16) Dieſe Worte Witichinds beziehen ſich auf folgende Sage, mit der er die Sachſen in die Geſchichte einführt: Die Sachſen kamen zu Schiffe im Hadeler Lande an der Elbmündung an, welches damals den Thüringern gehörte. Dieſe wehrten die Landung mit bewaffneter Hand ab, konnten aber doch nicht hindern, daß die Sachſen Beſitzer des Hafens blieben. Nach langem blutigen Streit, der Vielen von beiden Völkern den Tod brachte, ſchloſſen ſie einen Friedensvertrag des Inhalts, daß die Sachſen Handel treiben, aber kein Land erwerben, auch Niemandem mit Rauben und Morden ſchädigen ſollten. Den Sachſen wurde dieſer Friede auf die Dauer beſchwerlich. Da ging eines Tages ein ſächſiſcher Jüngling von den Schiffen aus in das Gebiet der Thüringer, der war geſchmückt mit einer goldenen Halskette und mit goldenen Armbändern. Ihm begegnete ein Thüringer und fragte ihn ſpöttiſch: warum er ſo viel Gold an ſeinem hungrigen Leibe trage? Ich ſuche einen Käufer dazu, verſetzte der Sachſe, da ich doch meinen Hunger damit nicht ſtillen kann. Was willſt du dafür haben? fragte der Thüringer. Gieb mir, was du willſt, es iſt mir jedes recht. — Wie? wenn ich dir nun dafür den Schooß voll Erde ſchüttete? rief der Thüringer lachend. — Gieb ſie! — Der Thüringer raffte Erde von einem nahen Haufen und warf des Sachſen Schooß voll, der ihm dafür den goldnen Zierath einhändigte und freudig zu den Seinen zurückkehrte. Dieſe verlachten und ſtraften ihn als einen Thoren. Die Thüringer dagegen prieſen ihren Landsmann ob ſeiner Klugheit, die für ein Paar Hände voll Erde ſo viel Gold eingetauſcht. Der Sachſe führte ſeine ihn ſo hart tadelnden Freunde auf das Feld hinaus und beſtreuete daſſelbe mit der erkauften Erde ſo weit ſie reichte. Dort ſchlugen ſie ihr Lager auf. Die Thüringer ſchickten ſogleich an die Sachſen, nannten ſie bundbrüchig und begehrten ſofort die Entfernung des Lagers. Die Sachſen verſetzten, ſie hätten den Bund gehalten und wollten nur die mit ihrem Golde erkaufte Erde ruhig beſitzen, oder, wenn man ſie daran zu hindern verſuche, mit den Waffen vertheidigen. Die Thüringer verfluchten nun das ſächſiſche Gold und ihren Landsmann, der es gebracht und den ſie erſt ſo hoch geprieſen, und fielen das Lager der Sachſen mit blinder Wuth an. Von den Sachſen wohl empfangen und gänzlich geſchlagen, wichen ſie ins Land zurück und mußten nach jedem neuen Treffen, das ſie verſuchten und verloren, weiter weichen. Da begehrten ſie Frieden zu ſchließen und mit den Sachſen unbewaffnet zur Berathung zuſammen zu kommen. Dieſe aber hatten ihre Meſſer (Saxas) unter den Kleidern verborgen, fielen in der Verſammlung über die unbewaffneten Thüringer her, ermordeten ſie alle und nahmen ihr Land in Beſitz. — Dieſe Sage beweiſ't wenigſtens, daß die Sachſen die Thüringer für ein eben ſo altes Volk hielten, wie ſich ſelbſt.

17) Dies ſind die rührenden Klagegedichte, welche der Biſchof von Poitiers, Venantius Fortunatus, im Namen der heiligen Radegundis ſchrieb, und die uns erhalten worden ſind. Eins derſelben behandelt den Untergang des thüringiſchen Reichs.

18) Nur die Gedichte des Venantius Fortunatus erwähnen deſſelben. Der fromme Biſchof von Poitiers ſchrieb auch ein Leben der heiligen Radegund, aus welchem die Nachrichten über ſie geſchöpft ſind.

19) Man muß aber bedenken, daß Radegund ein Kind war, als die Gräuel vorfielen; daß ſie am Hofe Herminfrids mit Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, wo man den wahren Zuſammenhang gewiß geheim vor ihr hielt; daß ſie dann im fernen Frankreich unter Fremden vollends aufwuchs, und zuletzt ihr Herz ganz dem Himmel zukehrte. Ein ſolch kindlich-reines, frommes Frauengemüth konnte ja nicht an die ſchwarzen Thaten glauben, die in ihrem Hauſe geſchehen waren; ſie mußte die Rache des Himmels als ein Unglück anſehen, das wie ein vernichtender Gewitterſturm über den Königsſtamm, in ihren Augen ſchuldlos wie ſie ſelbſt, hereingebrochen war. Und endlich hat ſie ja dieſe Gedichte nicht ſelbſt geſchrieben. Venantius Fortunatus aber war ein ſtiller frommer Dichter, eine jener rein gemüthlichen Naturen, die in beſcheidener, wehmüthiger Glückſeligkeit von der Bosheit der Welt niemals einen Begriff faſſen können. Sie wandeln wie Engel durch die Erdennacht, und ihr Gewand wird nie von Blut beſpritzt, das die tobende Wuth, die Liſt, die Habgier, die Grauſamkeit neben ihnen vergießt. Darum wiſſen jene Elegien nichts von dem Gräuel im Königshauſe der Thüringer. — So und nicht anders muß man ſie beurtheilen. Wenn irgend ein Gegenſtand in der ältern thüringiſchen Geſchichte, ſo iſt das Leben der heiligen Radegund von hoher poetiſcher Schönheit und einer dichteriſchen Bearbeitung werth. Alle hochtragiſchen Elemente ſind hier vereinigt, die der Schuld und die der Verſöhnung. Aber einen Meiſter verlangt dieſer ausgezeichnete Stoff, nicht einen Verſeſchmied, wie ſie Thüringen jetzt leider dutzendweiſe hervorbringt, die da meinen durch dürftige, in Klingklang gebrachte Geſchichten ſich unſterbliche Namen zu erſchreiben.

20) Die nähern Umſtände des Untergangs des thüringiſchen Königsreichs werden ſtets verworren bleiben. Geſchichte und Sage ſchmelzen ſo in einander, daß ſie nicht zu ſcheiden ſind. Wie ich ſie erzählt habe, laſſen ſie ſich nicht verbürgen. Gregor von Tours, der eigentliche Gewährsmann, erzählt die Begebenheiten ſchlicht und einfach bis zur Schlacht an der Unſtrut. Er berichtet: „Der Fluß war dergeſtalt mit Leichen angefüllt, daß die Franken über ſie hinweg wie über eine Brücke an das andre Ufer gingen. Nach dieſem Siege nahmen ſie das Land ein und brachten es unter ihre Herrſchaft.“ Hiermit bricht die Erzählung ab. Dann erzählt er kurz darauf den Tod Herminfrids auf die von mir angegebene Weiſe. Von der Hülfe der Sachſen, von der Veſte Scheidingen und all den Begebenheiten, die mit den herbeigerufenen Sachſen zuſammenhängen, weiß er kein Wort, er, der ſchon 30 Jahre ſpäter ſein Buch ſchrieb! Hätte er ſo wichtige Dinge nicht wiſſen ſollen? Und abſichtlich verläugnen konnte er ſie doch, ſeinem Volke gegenüber, das eben ſo genau damit vertraut ſein mußte, unmöglich. — Alle Begebenheiten, die das Erſcheinen der Sachſen vor Scheidingen in Folge hat, erzählt Witichind, Mönch zu Corvei, der in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts lebte und eine Geſchichte der Sachſen ſchrieb. Alſo volle 400 Jahre nach jenen Ereigniſſen. Wie viel hatte die Sage, die unermüdliche Fälſcherin der Geſchichte, in dieſer Zeit hinzugethan und ausgeſchmückt! Dies beweiſen diejenigen Facta, die er mit Gregor von Tours zuſammen erzählt. Da iſt Alles entſtellt, unwahr und ſagenhaft. Er macht die Amalberg zur einzigen Tochter des großen Frankenkönigs Chlodowig, die deßhalb die Erbin ſeines Reiches geweſen. Die Franken aber hätten aus Dankbarkeit den Dietrich, den er Thiaderich nennt, einen natürlichen Sohn Chlodowigs, zum König erhoben, und derſelbe eine Geſandtſchaft an Herminfrid geſchickt und um Friede und Freundſchaft gebeten. Der thüringiſche König ſei dazu geneigt geweſen und habe ſeine Fürſten und Räthe zuſammenberufen, und Alle, Einer ausgenommen, hätten für Friede und Eintracht geſtimmt. Dieſer Eine ſei Hiring, der Vertraute der Königin Amalberg, ein kühner Mann, von ſcharfem Geiſt, klugem Rath und großer Beredſamkeit, geweſen. Dieſen hätte die Königin für ihre Anſicht gewonnen gehabt. Sie hätte nämlich keine Gemeinſchaft mit ihrem Knechte haben wollen, wie ſie den Thiaderich genannt, weil er der Sohn einer Magd geweſen. Hiring nun habe ſich der Meinung aller übrigen Fürſten widerſetzt und Herminfrid beredet, Thiaderichs Antrag abzulehnen und dem Geſandten die Erklärung zu geben: Er wundere ſich, wie Thiaderich ſich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann ſei. Mit ſeinem eigenen Knechte könne er, Herminfrid, keine Gemeinſchaft haben. Auf dieſe Botſchaft habe Thiaderich verſetzt: So muß ich wohl zu Herminfrids Dienſt eilen. Und ſo ſei er mit einem großen Heere nach Thüringen gezogen, und Herminfrid habe ihn an einem Orte erwartet, der Runiberg heiße. Dort ſei es zur Schlacht gekommen. Zwei Tage habe der Sieg geſchwankt; am dritten Tage haben ſich die Thüringer zur Flucht gewendet und ſich in eine Veſte, Namens „Schidingi“ an dem Fluſſe „Unſtrode“ geworfen. —

Soweit erzählen Gregor und Witichind faſt daſſelbe. (Von der Veſte weiß Gregor nichts, doch ſcheint er faſt darauf zu deuten.) Darf man nun mit Recht von Witichinds erwieſenen Fabeln in dieſer Erzählung auf das Folgende ſchließen, was Keiner weiter erzählt als er, ſo wird das ganze Auftreten der Sachſen in dieſem Kriege der Franken und Thüringer höchſt zweifelhaft. Später treffen Witichind und Gregor wieder zuſammen in der Erzählung von Herminfrids Tode. Gregors glaubwürdigen Bericht kennen wir. Witichind giebt abermals nichts als Sage, ja er ſelbſt giebt die Erzählung für nichts weiter aus. „Als Herminfrid des Reiches beraubt war, ſandte er den Hiring, den Mann der Klugheit und Beredſamkeit, an Thiaderich. Hiring jedoch verrieth des Mannes höchſte Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenſtellen übernahm er es, Herminfriden zu ermorden, und in die Dienſte des glücklichen Siegers zu treten. Herminfrid wurde zu Thiaderich eingeladen. Als er kam, warf er ſich dem Sieger, in deſſen Händen ſein Schickſal lag, zu Füßen. Hiring ſtand neben dem Könige, wie ſein Waffenträger, mit entblößtem Schwerte. Und als nun Herminfrid zu Thiaderichs Füßen lag, ſtieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber ſolcher Schandthat, aus: Nichtswürdiger, fort aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer eines ſolchen Verbrechens ſein. — Hiring antwortete: Wohl bin ich ein Nichtswürdiger. Ehe ich aber gehe, will ich mein Verbrechen ſühnen. — Mit dieſen Worten ſtieß er daſſelbe Schwert dem Könige Thiaderich durch die Bruſt, und warf Herminfrids Leichnam auf Thiaderichs Leichnam, damit derjenige im Tode als Sieger erſcheinen ſollte, dem das Schickſal im Leben den Sieg verſagt hatte. Hierauf machte er ſich Bahn mit ſeinem Schwerte und verſchwand aus den Augen der Menſchen.“ Dies iſt Witichinds Sage. Iſt nun der Anfang ſeiner Erzählung, ſowie das Ende derſelben rein ſagenhaft und hiſtoriſch unwahr, wie wir ihm aus dem gleichzeitigen Frankenſchriftſteller Gregor beweiſen können, ſo haben wir ein Recht anzunehmen, daß auch die Mitte der Erzählung nur Sage ſei, und das gänzliche Schweigen des Gregor vom Auftreten der Sachſen gilt ebenfalls als Beweis dafür. Und ſomit wird denn das zu Hülfe rufen der Sachſen durch die Franken, das Erſtürmen Scheidingens ꝛc. zur bloßen Sage. Der Namen Scheidingen erregt ſchon von vorn herein Verdacht. — Freilich iſt, von der andern Seite betrachtet, der Untergang des mächtigen thüringiſchen Königreichs von zu großer Wichtigkeit, als daß wir es in der Erzählung Witichinds mit einer bloßen Fabel, ohne allen hiſtoriſchen Grund, zu thun hätten. Die Sage hatte ſich doch bei den Sachſen auf die erzählte Weiſe fortgepflanzt, ſonſt hätte ſie Witichind ſeinen Landsleuten nicht ſo bieten können. Ein hiſtoriſches Factum mußte zu Grunde liegen, wie bei allen Sagen, die ſich um große weltgeſchichtliche Begebenheiten ſpinnen. Die Sachſen mußten irgend beim Falle des thüringiſchen Reichs feindlich thätig geweſen ſein. Aus Nichts konnte eine ſolche Sage nicht entſtehen; dies läuft gegen ihr eigentliches Weſen. Auch erzählt der Mönch Aimoin, daß die Thüringer ſich in eine Veſte an der Unſtrut geworfen, und ſtimmt alſo mit Witichind darin überein. Hier nun liegt die große Schwierigkeit, welche niemals befriedigend gelöſ't werden wird. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor, daß ſich nach Beſiegung der Thüringer durch die Franken das Königthum doch noch eine geraume Zeit erhielt und endlich von den Sachſen geſtürzt wurde, daß alſo Witichind zwei Begebenheiten, die in der Zeit weit von einander liegen, zuſammenzieht, oder vielmehr nur der Sage folgt, die ſie zuſammen gezogen hatte. (Doch bleibt Gregors gänzliches Schweigen immer noch ein unauflösbares Räthſel.) Denn das iſt auch eine der Eigenthümlichkeiten der Sage, daß ſie zwei verſchiedene Begebenheiten, zwiſchen denen ein großer Zeitraum liegt, leicht und naiv zuſammenbindet, mit einander vermengt und zu einer Begebenheit zuſammen ſchmelzt. Geſchieden kann hier nichts mehr werden. Roſt und Eiſen ſind im langen Laufe der Zeit eins geworden. Wer das Eine löſen will, zerſtört das Andre. Die hiſtoriſche Kritik ſenkt ihre Waffe und läßt das Ganze unangetaſtet ſtehen, wie ein verwittertes Heiligenbild. Man ſucht Gregors und Witichinds Erzählungen zu verbinden, ſo gut es geht, und giebt das Ganze nicht für verbürgte hiſtoriſche Wahrheit aus. Damit hat man verthan.

Philipp Adam Storck,

1780 zu Treben an der Moſel geboren, war zuerſt als Lehrer an der Handelsſchule zu Hagen in der Grafſchaft Marck angeſtellt und übernahm 1810 die oberſte Leitung derſelben. 1817 ging er nach Bremen, wo er als Doctor der Philoſophie und Profeſſor an der Handelsſchule wirkte und am 19. April 1822 ſtarb.

Er gab heraus:

Epiſoden aus einer Reiſe nach Paris im Sommer 1809. Eſſen, 1810.
Darſtellungen aus dem preußiſchen Rhein- und Moſellande. Eſſen, 1818. 2 Thle.
Gedanken über den deutſchen Handelsverein. Bremen, 1819.
Walters Scott's Fräulein vom See, überſetzt. Eſſen, 1819; neu 1823.
Scott's letzter Minſtrel. Bremen, 1820.
Burg Stokeby, überſetzt. Bremen, 1822.
Anſichten der freien Hanſeſtadt Bremen und ihrer Umgebungen. Frankfurt, 1823.

St. hat ſich beſonders als ſehr gewandter und geſchmackvoller Ueberſetzer ausländiſcher Poeſien große und wohlverdiente Anerkennung erworben.

Gottlob Chriſtian Storr,

am 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, wo ſein Vater in hohen geiſtlichen Würden ſtand, entwickelte früh die fromme Geiſtesrichtung, die ihn ſpäter zu einem der Begründer der alten Tübinger Schule machte. Durch langwierige Augenleiden bisher faſt gänzlich vom öffentlichen Unterricht fern gehalten, doch von gewiſſenhaften Lehrern gründlichſt vorgebildet, bezog er in ſeinem 17ten Jahre die Univerſität Tübingen, beendigte 1768 ſeinen theologiſchen Curſus und bereiſte mit ſeinem Bruder, der Arzt war, die Niederlande, England, Frankreich und Deutſchland. In Leyden hörte er zwei berühmte Männer, durch deren Lehre er ſeine Anſichten philoſophiſch zu begründen ſuchte, Valckenaer und J. J. Schultens. In Paris traf er, mit ähnlichen Zwecken beſchäftigt, den großen Griesbach und den um die orientaliſchen Sprachen hochverdienten Kanzler Schnurrer, mit denen er ein inniges Freundſchaftsbündniß ſchloß. 1772 kehrte er in ſein Vaterland zurück, wurde ſogleich Repetent im Tübinger theologiſchen Seminar und 1775 als Vicarius nach Stuttgart berufen. Doch noch im nämlichen Jahre trat er, inzwiſchen durch gelehrte Abhandlungen bekannt geworden, als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zum zweiten Male in Tübingen auf, und auch nicht viel ſpäter erkannte die theologiſche Facultät, welche Stütze ihrer Rechtgläubigkeit durch Storr zu Theil werden würde. Im Jahre 1777 wurde er außerordentlicher Profeſſor und Doctor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter Profeſſor der Theologie, Superintendent des theologiſchen Seminars und dritter Frühprediger. Endlich wurde er 1797 als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart berufen, wo er am 17. Januar 1805 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Rede vom Einfluß der Offenbarung in die Philoſophie. Tübingen, 1767.
Predigt von der Dreieinigkeit. Tübingen, 1776; neu 1800.
Predigt über die Unentſchuldbarkeit der Chriſten, wenn ſie nicht ſelig werden. Tübingen, 1779; neu 1800.
Predigt von der Anhänglichkeit an das Irdiſche. Tübingen, 1780.
Zwei Predigten am 17ten Sonntage nach Trinitatis. Tübingen, 1789.
Predigt bei der Niederlegung ſeines Amtes zu Tübingen. Tübingen, 1797.
Predigten, herausgegeben von Süßkind und Flatt. Tübingen, 1806—1808. 2 Thle.
Predigten über die Leidensgeſchichte, herausgegeben von Flatt. Tübingen, 1810.
Betrachtungen über den Brief Pauli an die Römer, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1823.
Betrachtungen über verſchiedene Briefe des neuen Teſtaments, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1824.

St. war zu ſeiner Zeit einer der gelehrteſten Theologen Würtembergs und einer der eifrigſten und gründlichſten Verfechter der Orthodoxie gegen die Neuerer. Als Kanzelredner erſcheint er indeſſen weniger bedeutend, da es ihm an Kraft und Aufſchwung, dagegen aber nicht an Innigkeit fehlte.

Samuel Johann Ernſt Stoſch

ward am 18. September 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder und ging 1735 als Prediger auf das Dorf Lino bei Rheinsberg, eine Schweizercolonie, 1769 auf das mit jenen verbundene Dorf, Lüdersdorf. Im Jahre 1782 wurde er königlicher Hofprediger an der Schloßkirche zu Küſtrin, Conſiſtorialrath und Inſpector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er lebte zuletzt im Ruheſtand zu Berlin, wo er am 27. Juni 1796 ſtarb. Er veröffentlichte:

Verſuch der richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter. Frankfurt an der Oder, 1777. 2. Ausg. 3 Thle.

Kritiſche Anmerkungen dazu. Frankf. a. d. O., 1775.

Kleine Beiträge zur Kenntniß der deutſchen Sprache, herausgegeben von Conrad. Frankfurt an der Oder, 1798.

Scharfſinn, Gründlichkeit und reiches Wiſſen verleihen ſeinen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, namentlich ſeinen Unterſuchungen auf dem Gebiete deutſcher Synonymik bleibenden Werth.

Dietrich Heinrich Stöver

ward am 15. Juli 1769 zu Verden im Hannöverſchen geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und privatiſirte zuerſt zu Altona, darauf ſeit 1793 zu Hamburg als Doctor der Philoſophie. 1810 erhielt er den Titel eines herzoglich-mecklenburg-ſchwerinſchen Legationsraths; 1811 ward er Ritter des franzöſiſchen Lilien-, 1815 des ſchwediſchen Waſaordens zu Hamburg, wo er zurückgezogen den Wiſſenſchaften lebte, beſonders mit der Redaction des Hamburger Correſpondenten beſchäftigt, und am 13. April 1822 ſtarb. Er ſchrieb:

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beiträge zur näheren Kenntniß der Staaten und der neueren Weltbegebenheiten. Hamburg, 1789.

Archiv zur Länder- und Geſchichtskunde. Schwerin, 1790.

Leben Voltaire's von dem Marquis von Condorcet. Berlin, 1791.

Leben des Ritters Carl von Linné. Hamburg, 1792. 2 Thle.

Er redigirte das:

Politiſche Journal von 1786—1793 und den Hamburger Correſpondent von 1793—1822.

Ein ruhiger und beſonnener, mit reichem Wiſſen ausgerüſteter politiſcher Schriftſteller, der unter den ſchwierigſten Zeitverhältniſſen ſeine Anſicht zu behaupten und durchzuführen verſtand und mit jenen Eigenſchaften die Gabe vortrefflicher Darſtellung zu verbinden wußte.

Chriſtian Friedrich Lebrecht Strack,

am 24. Januar 1781 zu Kloſter Roßleben geboren, wurde zuerſt als Veſperprediger zu Leipzig angeſtellt. Nach zwei Jahren, 1806, ging er nach Halle als Lehrer am Pädagogium, 1810 nach Werthheim am Main als Profeſſor am dortigen Gymnaſium und 1814 in derſelben Eigenſchaft nach Düſſeldorf. Seit 1817 lebt er als Doctor der Philoſophie, Director und Profeſſor der Vorſchule zu Bremen, ſegensreich wirkend.

Von ihm erſchien:

Eloah, Erhebungen des Herzens zu Gott. Frankfurt, 1814; 4. Ausg. 1826.

Eins der beſten neueren Erbauungsbücher, voll echter, klarer Frömmigkeit, Innigkeit und Wärme in ſehr gelungener Form und trefflicher Diction.

Joſeph Anton Stranizky,

nach der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Schweidnitz geboren, ſtudirte zu Breslau und Leipzig, betrat aber bald, ſeinem innern Berufe folgend, als Mitglied der Veltheimſchen Geſellſchaft als Komiker die Bretter. Beſonders als Hanswurſt errang er durch ſeine kecke Laune ſolchen Beifall, daß er, 1708, in Wien Schauſpieldirector wurde.

Von ihm erſchien:

Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi. 1722; neu 1728.

Hanß Wurſt. Gedruckt in dieſem Jahre. Pintzerthal, 1787. 4. Ausg.

Ueber Stranizky bemerkt Menzel in ſeiner deutſchen Literatur Thl. III. S. 247 ſehr richtig: Er war der berühmteſte Schauſpieler ſeiner Zeit, ein Schleſier von Geburt, durch die Italiener gebildet, und führte 1708 das erſte deutſche Theater in Wien ein, deſſen Geiſt und Ton ſich im Leopoldſtädter bis auf unſere Zeit erhalten hat. Seine glückliche Miſchung des altdeutſchen mährchenhaften Faſtnachtſpieles mit der italieniſchen durch Gozzi veredelten Poeſie ſagte und ſagt dem heiteren Character der Oeſtreicher beſonders zu und war bei Weitem den kläglichen franzöſirten Antiken Lohenſteins vorzuziehen, obgleich ſich Stranizky keineswegs zur Höhe des Andreas Gryphius erhob.

Gottfried von Straßburg, ſ. Minneſinger.

Friedrich Straß

ward am 10. März 1766 zu Grüneberg in der Neumark geboren, war zuerſt am königlichen Cadettencorps zu Berlin angeſtellt. 1802 wurde er Director zu Kloſter Bergen, 1812 zu Nordhauſen und 1820 zu Erfurt. Er iſt außerdem Doctor der Philoſophie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe.

Er gab heraus:

Denina's Geſchichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien. Berlin, 1800—1804. 3 Thle.
Geſchichte der Deutſchen, tabellariſch. Berlin, 1802.
Der Strom der Zeiten, oder bildliche Darſtellung der Weltgeſchichte. Berlin, 1803.
Ueberblick der Weltgeſchichte. Berlin, 1803.
Ueber die Pflicht des Erziehers, auf den Geiſt des Zeitalters Rückſicht zu nehmen. Magdeburg, 1804.
Beiträge zur Geſchichte der techniſchen Cultur. Nordhauſen, 1813.
Ueber das Turnweſen. Halle, 1819.
Handbuch der alten Geſchichte. Jena, 1830. 2 Thle.
Einzelne Programme u. ſ. w.

Ein ausgezeichneter Schulmann, deſſen ſegensreiches Wirken ſich nicht blos auf die Anſtalt, welcher er vorſteht, erſtreckte. Selbſt ein tüchtiger Hiſtoriker hat er beſonders durch ſeine trefflichen Lehrbücher ſich um die beſſere Behandlung der Geſchichte, namentlich auf Gymnaſien, große und bleibende Verdienſte erworben.

David Friedrich Strauß

ward am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren, beſuchte die hohe Schule ſeiner Vaterſtadt und trat 1821 in das theologiſche Stift zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem theologiſchen Seminarium zu Tübingen vertauſchte. Nach zurückgelegten Studien wurde er 1830 Pfarrvicar und 1831 Lehrer am Seminar zu Maulbronn. Während des Winters 1831 hielt er ſich zu Berlin auf, und kehrte dann als Repetent nach Tübingen zurück. Die Herausgabe ſeines Werkes über das Leben Jeſu hatte ſeine Entlaſſung zur Folge. Eine Lehrerſtelle am Lyceum zu Ludwigsburg, welche ihm dafür ertheilt worden war, gab er 1836 wieder auf. Seit dieſer Zeit privatiſirt er in Stuttgart, da die Verhältniſſe ihm nicht geſtatteten, eine Profeſſur der Theologie in Zürich, zu der er 1839 war berufen worden, wirklich anzutreten.

Von ihm erſchien:

Das Leben Jeſu, kritiſch bearbeitet. Tübingen, 1835. 2 Bde. 3. Ausg. 1839.
Streitſchriften. Tübingen, 1837. 3 Hefte.
Zwei friedliche Blätter. Altona, 1838.
Characteriſtiken und Kritiken. Leipzig, 1839.
Hennol's Unterſuchung über den Urſprung des Chriſtenthums. Stuttgart, 1840.
Dogmatik. Tübingen, 1840. 1. Bd.

Ueber St. dogmatiſche Anſichten zu urtheilen iſt hier nicht der Ort. Als Schriftſteller im Allgemeinen nimmt er durch ſein reiches Wiſſen, ſeinen Scharfſinn und ſeine treffliche, klare und elegante Darſtellungsweiſe einen ſehr hohen Rang ein.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß

ward am 24. September 1786 zu Iſerlohn in der Grafſchaft Mark, wo ſein Vater Prediger war, geboren, und ſtudirte zu Halle und Heidelberg Theologie. Schon im Jahre 1809 wählte ihm die Gemeinde Stonsdorf im Herzogthume Berg zu ihrem Pfarrer; — hier war es, wo der erſte Band ſeiner Glockentöne, die in mehr als einer Sprache verbreitet ſind, entſtand. 1814 ward er nach Elberfeld berufen, wo er mitten in den Schrecken des Krieges unverzagt an der Wiedergeburt des religiöſen Lebens arbeitete. Im Jahre 1822 wurde er als Hofprediger und ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Berlin verſetzt, wo er noch gegenwärtig in dieſen Aemtern, auch als Director des homiletiſchen Seminars auf ausgezeichnete Weiſe wirkt. Er iſt Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe.

Von ihm erſchien:

Glockentöne. Elberfeld, 1815—19. 7. Aufl. 1833.
Helon's Wallfahrt nach Jeruſalem. Elberfeld, 1820—21. 4 Thle.
Die Taufe im Jordan. Elberfeld, 1822.
Predigten. Berlin, 1826.

Tiefe echte Frömmigkeit, Zartheit der Empfindung, Wärme des Herzens, ächt poetiſche Auffaſſung und Behandlung der höchſten Intereſſen der Menſchheit, treffliche Darſtellung und eine edle Sprache haben ſeine Schriften einen höchſt bedeutenden Ruf erworben, den ſelbſt der Vorwurf ſeiner Gegner, daß er mitunter zu geſucht und ſüßlich ſei, nicht verringern konnte.

Adolf Friedrich Carl Streckfuß

ward am 20. September 1779 zu Gera geboren und ſtudirte, in Zeitz vorgebildet, ſeit 1797 in Leipzig die Rechte. Zu Dresden begann er im Juſtizamt ſeine öffentliche Laufbahn, ging indeſſen 1801 als Hofmeiſter nach Trieſt und 1803 in gleicher Eigenſchaft nach Wien, wo ihm von Collin und Caroline Pichler ſehr gewogen waren. 1806 kehrte er nach Sachſen zurück und lebte Anfangs als Advocat, dann als Gerichtsactuar und ſeit 1807 als Secretär bei der Stiftsregierung zu Zeitz. Im Jahre 1812 ward er geheimer Secretair in Dresden, 1813 geheimer Referendar und erhielt bald nachher vom ruſſiſchen Gouvernement eine Einladung zur Hülfleiſtung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum geheimen Finanzrath bei demſelben Gouvernement ablehnend, zog er vor, in ſeiner frühern Stellung bei dem nachmals preußiſchen Gouvernement zu bleiben. Nach 1815 arbeitete er erſt im Gouvernement zu Merſeburg, wurde hierauf als erſter Rath bei der damaligen Regierung angeſtellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er den Titel eines geheimen Oberregierungsraths im Miniſterium des Innern und den rothen Adlerorden dritter Claſſe erhielt.

Er ſchrieb:

Altimon und Zomira, in ſechs Geſängen. Lpz., 1808.
Marie Belmonte, Tragödie. Zeitz, 1807.
Neuere Dichtungen. Halle, 1834.
Erzählungen. Dresden, 1813.
Erzählungen. Berlin, 1830.
Gedichte. Wien, 1804.
Gedichte. Leipzig, 1823. 2. Aufl.
Zwei Mährchen nach Gozzi. Berlin, 1805.
Julie von Lindau. Leipzig, 1815. 2 Thle. 2. Aufl.
Ruth, in vier Geſängen. Wien, 1805.
Clementine Wallner. Leipzig, 1811.
Arioſt's raſender Roland. Halle, 1818—23. 6 Thle.
Taſſo's befreites Jeruſalem. Leipzig, 1822 u. ö. 2 Thle.
Dante's göttliche Komödie. Halle, 1824—26 u. ö. 3 Thle.
Manzoni's Adalgis. Berlin, 1827.

Seine eigenen poetiſchen Leiſtungen zeichnen ſich durch glückliche Erfindung, anmuthige Phantaſie, warmes Gefühl, gute Characterzeichnung und gelungene Darſtellung rühmlich aus; noch bedeutender ſteht er aber als Ueberſetzer der großen italieniſchen Dichter da, indem er mit tiefer, gründlicher Sachkenntniß ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, Wohllaut, Kraft und Reichthum verbindet.

Der heilige Dominik.

Im rauhen, härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und ſchön,
Wallt einſam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinaus zu ſehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Beſtrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenſchaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und ſo ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich wie des Meeres Raum;
In ſeinem Auge zittern Thränen,
Der volle Buſen athmet kaum.
Ein ſüßes, himmliſches Verlangen
Hat ſeine reiche Bruſt erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos ſich ihm enthüllt.

Er wirft ſich hin im brünſt'gen Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß, Herr, mein Gott, o laß geſchehen,
Daß leidend ſich mein Herz bewährt!
In deiner Furcht, für meine Brüder
Ertrag' ich Alles mit Geduld.
O ſende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!“

So betet er, und plötzlich ſchallet
Ein Klageton zu ſeinem Ohr —
Von tauſend Ahnungen durchwallet,
Rafft ſich der Jüngling ſchnell empor,
Und ſieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Bruſt gedrückt,
Dic ſtarr, mit wehmuthvollem Sehnen
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit ſanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung iſt nicht weit.
Was dich beſchwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefſte Wunde heilen,
Denn Gott der Herr hat mich geſandt.“

Er ſprichts mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich iſt er anzuſchauen,
Als wie ein überirdiſch Bild.
Auch ſenkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Buſen ſchweigt der Schmerz.

„„Mein Gatte,““ ſpricht ſie, „„zog von hinnen
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand.
Was acht' ich, ſprach er, die Gefahren!
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück ins Haus.

„„Er zog. Auf allen ſeinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch ſchifft er bald mit reichem Segen
Zum theuren Vaterland zurück.
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind iſt günſtig, glatt wie Spiegel
Iſt rings umher des Meeres Raum.

„„Da ſegelt der Korſaren Horde
Herbei, ihr ſcharfer Säbel blinkt,
Beim Widerſtand gezuckt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenloſen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand
Beſchwert mit harten Sklavenketten
Gelangen ſie zu Tunis Strand.

„„Dort ſchmachtet er; mit Qual und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach ſeinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich feſſelt hier der Mutter Pflicht —
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.““

„Er hört es!“ ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, „er iſt dir hold!
Zwar, dir den Gatten neu zu geben,
Beſitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich ſicher ſeine Ketten,
Nicht Leiden ſchreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangenen zu retten,
Biet' ich mich ſelber dem Korſar.“

Er ſprichts, und eilt von Haſt ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis.
„Wer will mich hin nach Tunis ſchiffen?
Mein letztes Gut, es ſei der Preis!“
Er rufts, und aus der Schiffer Kreiſe
Tritt einer vor, und ſpricht dies Wort:
„„Bereitet, Herr, euch zu der Reiſe,
Denn morgen zeitig ſchiff' ich fort!““ —

Und ſieh', da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im ſtillen Hafen an,
Und aus dem ſchwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern ämſig hin zum Strande
Und fühlen nun auf feſtem Grund
Im heiß erſehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und geſund.

Doch als das Weib ſie kaum erblicket,
Schreit ſie empor mit Jubellaut,
Ein Blitz der Wonne ſie durchzücket —
Es iſt ihr Gatte, den ſie ſchaut.
Sie fliegt ihm in die off'nen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Bruſt,
Sie iſt entrückt dem langen Harme
Und lacht und weint im Rauſch der Luſt.

Doch Dominik erſieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick,
„O Herr, was ſehnend ich erſtrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet haſt du gehört.
Haſt ihres Herzens Angſt geſtillet,
Drum ſei dein Name hochgeehrt.“

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Luſt auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch ſüße Liebe war.
Und als ſie ſich dem Rauſch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm ſpähn,
War in der Dämmrung er verſchwunden
Und ward am Strand nicht mehr geſehn.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkſte ſoll König der Starken ſein,
Der Größte Herrſcher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, ſo ſchwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorſam weihn,
Zu Childerich ſei er verſtoßen!“

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vaſallen.
„O ſeht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürſt iſt Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht juſt ſein Helmbuſch dem Marſchall ans Maul;
Doch iſt er auch klein, ſo iſt er nicht faul
Zu trotzigem, ſtolzem Befehle.“

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüſtern,
Mit Murren folgend gen Welſchland ziehn,
Ihm ſäumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürriſcher täglich verdüſtern.

Und ſtark im Geiſte, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weiſen Gedanken.
„„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtſpiel die Schranken.

„„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm ſtellen!““
Wohl ſeltſam ſcheint die Beſtellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen ſtolzen Geſellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie ſchwach doch, wie ſchwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm ſitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er ſich trefflich ſicher geſtellt,
Zu ſchaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er ſchreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd ſieht ſich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und ſchreitet getroſt in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und ſtrecket ſich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da ſchaut ein Kampfſpiel, ein würdiges, ſchaut!
Wer ſich zu meſſen mit *dieſem* getraut,
Den nenn' ich den erſten der Sieger.““

Und ein Ziſcheln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leiſe.
Bald, wie wenn, ſtärker und ſtärker beſchwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So ſauſet's und brauſet's im Kreiſe.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechſte der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir laſſen dir's gern,
Herab von dem ſichern Altane!“

„„So ſei's!““ ſpricht Pipin, und ſich ſchwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und ſehnig,
Vom Balcon herab auf den ſandigen Platz.
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!““

Und ſchlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf ſchnellt der Leu, wuthſchauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, ſchlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entſprudelt dem grauſigen Schlund,
Und über ſich ſtürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er ſtreckt ſich, und zuckt und verendet.

Stolz ſchaut der König im Kreiſe herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erſtaunt und ſtumm,
Und der Hohe dreht ſtill verachtend ſich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

Des Narciſſus Verwandlung.

Narciß, der ſchönſte Hirt der Flur,
Von reicher Anmuth Glanz umſtrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die ſich in ſeinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Beſtrebt, im Spiegel der Geſtalt
Das Namenloſe zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnſucht Qual,
Und findet das Geſuchte nimmer.

Einſt ſieht er unter jungen Mai'n
Im Raſen eine Quelle ſpielen,
Sanft liſpelnd ladet ſie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narciſſus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder;
Da ſtrahlet hell und ungetrübt
Ihm ſeiner Formen Zauber wieder.

Er ſieht's und ſtaunt, die Schönheit lacht
Aus ſtillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen.

Und er vergißt ſich ſelbſt, er ſieht
Nur ſie, die der Olymp geboren,
Der wild von Ahnungen entglüht
Er ew'ge Huldigung geſchworen.

An ſeine Bruſt voll Liebesgluth
Will er das Heißerſehnte reißen,
Doch wie er naht der ſtillen Fluth,
Zerrinnt es ſchnell in ihren Kreiſen.

„O weile, weile, ſüßes Bild,
Nur ein Mal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Luſt und Schmerzen.“

Er ruft's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild — und, o Entzücken!
Es ſtreckt zu ihm die Arm' empor,
Und ſchaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und ſcheint entglüht von ſeinem Sehnen.

Da ſtürzt er mit der Liebe Wuth
Noch ein Mal zu der Quelle nieder,
Und ſchnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder. —

Narciſſus ſinkt ans Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geiſt und jeder Sinn
Beſitzen, was ich hier geſehen.“

Und Zeus erblickt von ſeinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Troſt und ſchönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer ſein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Und läutert ſich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren —
Und langſam würde die Gewalt
Der wilden Sehnſucht dich verzehren.

„„Das Schöne ſtürbe beim Beſitz,
Wollt' ich es deinen Wünſchen geben,
Drum, hoher Jüngling, ſoll mein Blitz
Dich über Wunſch und Trieb erheben.

„„Doch eine Blume blühe da,
Wo einſt, zur Quelle hingeſunken,
Dein Blick das Tiefempfundne ſah,
In wunderbarem Schauen trunken.

„„In voller Blüthe ſoll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken;
Sie ſoll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.““

Nicolaus Niembſch, Edler von Strehlenau,

als Dichter Nicolaus Lenau genannt, ward zu Chatad in Ungarn am 13. Auguſt 1802 geboren, ſtudirte zu Wien Philoſophie, Jurisprudenz und Medicin, und machte dann im Jahre 1832 eine Reiſe nach Nordamerika, von der er jedoch bald wieder nach Deutſchland zurückkehrte. Er hat ſich ſeitdem abwechſelnd in Stuttgart, Wien und Iſchl aufgehalten.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Stuttgart, 1832; 3. Ausg. 1838.
Neuere Gedichte. Stuttgart, 1838.
Fauſt. Stuttgart, 1835.
Savonarola. Stuttgart, 1837.
Frühlingsalmanach. Stuttgart, 1835.
Einzelne Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber die poetiſchen Leiſtungen dieſes ausgezeichneten Geiſtes im Allgemeinen äußert ſich der Verfaſſer des ihn betreffenden biographiſchen Artikel in dem Converſationslexikon der Gegenwart Band III. S. 917 ſehr treffend mit folgenden Worten: „Es iſt darin (in Lenau's erſter Gedichtſammlung) eine herrliche Naturmalerei, die ſich im Zarten wie im Großartigen und Schauerlichen gleich glücklich bethätigt, zuweilen jedoch ſich zu weit in Detailſchilderungen verliert; aber Alles iſt friſch, kühl und duftig, ein geſundes Leben naiver und unſchuldiger Urvegetation der Empfindung bekundend. Dies Feſtgeſtelltſein in der Unmittelbarkeit des Naturlebens iſt für St. durchaus bezeichnend; ſelbſt in ſeinen Reflexionen und Gleichnißreden kommt er ſtets auf eine gewiſſe Naturſymbolik zurück, nur daß wir hier einen Mangel wahrnehmen, welche den neuen Lyrikern überhaupt vorzuwerfen iſt; es bleibt nämlich der Gedanke häufig hinter ſeinem Bilde oder Gleichniß zurück, oft auch dieſe hinter jenem. Etwas ermüdend dürfte bei St. auch eine zu weichlich düſtere Ausſpinnung der Reflexionen, Empfindungen und Naturmalereien ſein, obgleich es ihm an andern Orten keineswegs an Präciſion, Heiterkeit und männlicher Kraft fehlt. Die ſprachliche Einkleidung, wenn ſchon ſie zuweilen das grammatikaliſche Geſetz verletzt, iſt oft überraſchend neu, der Rhythmus von hohem Wohllaut, Bild und Gedanke ſind meiſt originell, zuweilen jedoch geſucht und ſpielend; vortrefflich iſt St. da, wo er ſich der einfachen Weiſe des Volksliedes anſchließt.“ Dieſe Characteriſtik dürfte auch im Allgemeinen auf eine zweite Sammlung ſeiner Gedichte paſſen, welche unter dem Titel: „Neuere Gedichte“ erſchienen iſt. Sie enthält des Vortrefflichen ebenfalls viel, wenn auch weniger als die erſte, wird aber durch eine Reihe polemiſcher Gedichte verunſtaltet, welche gegen St's frühere Tadler und Kritiker gerichtet ſind. Die politiſch freiſinnige Richtung des Dichters, welche ſich vorzüglich in ſeinen zum Theil außerordentlich ſchönen Polenliedern, die aber mehr elegiſche Nachklänge als zu Heldenthaten auffordernde Oden ſind, bekundet, trug dazu bei, dem Dichter ein ausgedehnteres Publicum zu verſchaffen, als die Repräſentanten deutſcher Lyrik, mit wenigen Ausnahmen, ſonſt um ſich zu verſammeln pflegen. Die lyriſche Seite iſt überhaupt die glänzendſte und hervorſtechendſte in St's. Talent. Auf die erſte Sammlung ſeiner Gedichte folgte das epiſch dramatiſche Gedicht „Fauſt“, welches vorher als Fragment in dem von St. herausgegebenen „Frühlingsalmanach“ erſchienen war. Das eigenthümlich grübelnde, ſelbſt finſter brütende Element in St. macht ſich auch in dieſem Gedichte geltend, und nach dieſer Seite hin, inſofern ſie ſich mit lyriſchen Elementen verſchwiſtert, liegen ſogar die köſtlichſten Partien des Dichterwerks; Vieles iſt hochpoetiſch und großartig aufgefaßt, Anderes mit üppiger, ſogar ſinnlicher Farbenglut dargeſtellt, und wieder Anderes überraſcht durch Originalität des Ausdrucks. Auch fehlt es dieſem Dichtwerke nicht an ſelbſtſtändigen Gedanken, aber wohl an innerer geiſtiger Einheit, an eigentlicher Ineinsbildung des Inhalts mit der Form und an humoriſtiſcher Lebensanſchauung. Eigentliches dramatiſches Intereſſe erwecken die Perſonen und die Handlung des Gedichts nicht, und Lyriſches, Dramatiſches und Epiſches drängt ſich, oft ohne Nothwendigkeit des Beieinanderſeins, auf- und ineinander; dazu iſt der Character der Volksſage bei St. faſt gänzlich verwiſcht. Aber das uralte Thema iſt ſo geiſtreich und in oft ſo überraſchender Weiſe variirt, daß man darüber die Mängel der Ausführung vergeſſen könnte. — — Einheitlicher, als der Fauſt, beſonders der Form nach, iſt ſein Savonarola; aber dies Gedicht iſt zu epiſch, um ein ſpeculatives, und zu ſpeculativ, um ein epiſches zu ſein, überhaupt zu reflectirend und oratoriſch, um ein reines Gedicht zu ſein.

Warnung und Wunſch.

Lebe nicht ſo ſchnell und ſtürmiſch.
Sieh' den holden Frühling prangen,

Höre ſeine Wonnelieder.
Ach, wie bleich ſind deine Wangen!

Welkt die Roſe, kehrt ſie wieder,
Mit den lauen Frühlingswinden,
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden ſie dich wiederfinden?

„Könnt' ich leben alſo innig,
Feurig, raſch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verſchwunden!"

Aſyl.

Hohe Klippen, rings geſchloſſen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüſternde Genoſſen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Geſange
In den ſchönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In ſo dunkeln Einſamkeiten.

Weiches Moos am Felsgeſteine,
Schwellend ſcheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier ſo leiſe,
Räthſelſtimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaiſe
Zittert ſtill im Abendſchauer.

Und kein Bach nach dieſen Gründen
Darf mit ſeinem Rauſchen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Seemorgen.

(Auf dem Atlantiſchen Meere.)

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir ſo ſchnelle!

Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie ſich auch bäumen,
Dem Schiff ſich werfen in die Bahn,
In toller Mühe ſchäumen:

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort, unaufzuhalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten.

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh' der Wogen,
Kommt ihr zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Fluth ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich ſo lang' euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe!
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

Aus Fauſt.

Der Traum.

Matroſen ſingen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe ſchied,
Schon ohne Widerhall im Meere ſchwindet,
Wo Menſchenſtimme keinen Anklang findet,
Im Meer, das fremd und ſtolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt ſelbſt des Himmels Donnerſtöße.
Sanft kräuſelnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler ſachte vor ſich her,
Wie ihren Liebling die verſchämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Buſen drängt,
Und doch in ſeinen Armen ſich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter ſich im Weſten,
Noch zittert auf der Fluth ihr Schimmerpfad;
Ein Weilchen harrt, gleich dieſen Strahlenreſten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer iſt es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuſchauen;
Im Augenblicke wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verſchlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh',
Er ſieht die Fluthen dämmern heimlich bang,
Beſchleichen mag auf irren Meeresſtraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlaſſen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und ſucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menſchenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmliſcher beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird ſolch Gefühl, o Fauſt, dein Herz beſchleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Capitän und ſpricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die todte Mutter mußte ſenken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie wenige ſo ſchmerzlich ihn erfahren,
So lang' ich noch hienieden lebe, ſoll
Das Herz mir ſeinen Kummer treu bewahren.
Da lag ſie auf dem Brette ausgeſtreckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett an Schiffesrand,
Ein kurz Gebetlein — der Matroſe ſchnellt
Vom Brett die Todte lächelnd ab — ſie fällt,
Und lange, lange ſah ich ſie noch ſinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war ſo ſchwer,
Daß ich allein die Mutter mußte laſſen,
Wenn auch ſchon todt, im weiten, fremden Meer
Wo ſie die kalten Ungeheuer faſſen.
Und wenn ins Meer verſinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Fauſt aber ſpricht: „Ihr ſeid mir wunderlich;
Wie konntet ihr auf rauhem Meere fahren,
Und doch ſo weiche Sitten euch bewahren?
Ganz anders ſtimmte dieſe Reiſe mich.
Was einſt mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einſt gekränkt,
Der Erde ganze Luſt hab' ich verſenkt
Ins tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erſchaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erſchaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn fernher ſchnellt Erinnrung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indeſſen ſchwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und ſchlaff die Segel niederhangen,
Der Wind iſt mit der Sonne ſchlafen gangen,
Die Wellen werden leiſer, dunkler immer. —
Auf ſeinem Lager, ſchlummerharrend, liegt
Der Wandrer Fauſt, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geſchmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Fauſt hört vergnügt im ſanften Meerestoſen
So nah den Tod an ſeinem Haupte koſen.
Bald iſt's ein Rieſeln, ein Geflüſter bald,

Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wieſ' und Wald
Den Reſt verſtreuter Glockentöne bringen;
Nun brauſt es dumpf, wie Waſſerfälle rauſchen,
Wie vom Gebirge herrliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumeriſches Lauſchen,
Von fernem Spielplatz luſt'ge Kinder ſchreien.
Fauſt höret wirrer ſtets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes heimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf ſich geſtellt,
In ſtolzer Einſamkeit ſich ſeine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm verſiegen
Wie ſüß es iſt, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkuſſe der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Fauſt's ein Traum berührt,
Der ſie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träume ſteht auf einem Inſelſtrand,
Von Meer umfluthet rings, das nirgends endet,
Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verſchwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einſamkeit
Im Vogelſang, von Strömung nie bedroht,
Der Liebe Luſt, der Sehnſucht ſüßes Leid,
Im Oſten ſtrahlt ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und ſingen Wonnelieder,
Melodiſch lockt zu ſich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauſcht und meint ſie zu verſtehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauſcht er, wunderbar beklommen,
Der Luft des Meers ſo heimathlichen Sprachen:
Nun ſieht er plötzlich, oſtenher geſchwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein ſchönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln ſeliges Genügen,
Die Ruh' der Unſchuld in den holden Zügen.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig ins Geſicht.
„O Mutter!" ruft er aus, — mit ſtillem Weinen
Legt ſie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warſt du einſt!" Das war ihr ſtummes Klagen,
Und ſchon hat ſie die Fluth dahingetragen.
Fauſt ſtarrt ihr nach und ſeinem Kindesbild,
Und wie ſie fort und immer ferner ſchwimmen,
Verſtummen in dem Wald die Frühlingsſtimmen,
Der Wind, die Waſſer rauſchen fremd und wild.
Und Abends iſt's, mit wildem Satze ſprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein ſchwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine ſtarre, ſchreckensbleiche
Jungfrau, mit einer ſtarren, blaſſen Leiche.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Da blickt ſie ihm gar traurig ins Geſicht:
„Den ſchlugſt du todt!" Das war ihr ſtummes Klagen
Und ſchon hat ſie der Sturm dahingetragen.
„Maria!" ruft er aus — und iſt erwacht,
Und eilt aufs Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und ſucht das Boot im ſturmbewegten Meer.
Hier aber iſt kein Sturm, hier iſt kein Nachen,
Das Meer iſt ſtill, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Geſtirne ihm ins Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Däuchten.
Das Meer iſt ſtill, nicht eine Welle ruft,
Und lauſchend ſtehn geblieben iſt die Luft;
So ſtill die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und ſchier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und ſchier den Mondſtrahl auf das Waſſer fallen;
Wie Fauſt hineinſinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephiſto, ſpricht: „Es iſt doch eigen,
Darein kann mein Geſchmack ſich gar nicht ſchicken,
Abſcheulich iſt die Stille, zum Erſticken.
Ich will vom Schlafe die Matroſen holen,
Daß ſie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum biſt du viel ernſter, blaſſer;
Ich höre lieber die Matroſen ſingen
Ihr gellend Lied, als auf das ſtille Waſſer
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!"
„„Still, ſtöre nicht mit deinem ſcharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen iſt vorbei.
In Wolken ſind die Sterne nun verkrochen,
Wie Kinder ſich verkriechen in die Decken,
Wenn ſie an ihrem eignen Traum erſchrecken.
Der iſt ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag ſchneller jagen,
Mein Herz erſchrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantaſtiſchen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus,
Und werfe den Geſpenſterſpuk hinaus.
Doch iſt's ein Uebel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefeſſelt meine Willensmacht,
Die grauſam, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe,
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengrauen
Von Schuld und Reu' mag feſt herunter ſchauen,
Die Träume, ungelehr'ge Beſtien, ſchleichen
Noch immer nach des Wahns verſcharrten Leichen!""
So hadert Fauſt zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Reſt des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel übers dunkle Meer hinſchweifen
Und ſeine trotzigheiße Stirne ſtreifen.

Der Sturm.

(Fauſt und Mephiſtopheles ſpazieren auf dem Verdeck.)

Fauſt.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer iſt mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde ſammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und ſucht
In ew'ger Leidenſchaft, und kann's nicht finden.
Mir iſt das Meer vertrauter, als das Land;
Hier rauſcht es unbeſtreitbar in die Seele,
Was dort ich leiſe, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnſucht quäle;
Nach einem Glücke, das ſie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth,
Kann ſich in Ruhe nirgendwo verſchanzen,
Stets in den Sturm der Sehnſucht fortgeriſſen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinſterniſſen,
Muß meine Aſche um die Sonne tanzen.

Mephiſtopheles.

Nur ſcheinbar iſt die Ruhe ſelbſt der Rinder,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, freſſen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs der Frühlingskinder;
Indeſſen kocht in ſeiner kleinſten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Roſſehirten;
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferd das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an ſeinem Wachefeuer.
Die ſchwarzen Hengſte graſ'ten in der Runde,
Seltſam beſtrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauſchen ſang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann ſchwieg er ſtill und ſtarrte in die Gluth,
Und thürmte drüber manche Blätterſäule,
Und ſtarrte wieder mit verſchloſſnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
Und ſchwirrt' unheimlich krächzend um ſein Ohr,
Und der geneckte Hirte ſprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und ſchwang ihn um ſein Haupt in wilder Haſt,
Die Eule ſcheuchend fort, den ſchlimmen Gaſt.
Wie jener Hirt in Waldeseinſamkeit
Ums Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ew'ge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis ums feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend naht: die Langeweile.

Fauſt.

Und wenn der Sterne große Wanderſchaaren
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um ſein Haupt der ſtarke Hirte ſchlägt,
Wo ſind die Roſſe, die der Hirte hegt?

Mephiſtopheles.

Die werden auch noch wo zu finden ſein.
Du treibſt mir die Metapher in die Enge,
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn ſie ſich nicht aus deiner Frage ſchlänge.
Die Roſſe, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Roſſe nennt der Philoſoph Ideen;
Mir aber iſt's ein inniges Ergötzen,
Heranzuſchleichen mich mit ſeinem Tritt,
Uud plötzlich mich auf ſo ein Roß zu ſetzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und ſcheu zurück
Zu ſeinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als friſches Weidefutter.
Du, Röslein, biſt für dieſes Loos zu gut,
Drum ſteck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh dort am Himmel kommen andre Roſſe,
Dort kommt die ſchwarze Donnerwolkenheerde;
Kennſt du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! ſchon kracht das Schiff vom ernſten Stoße!

Fauſt.

Wie wenn die Roſſe durch die Haide fliegen,
Hinſauſend an den ſchlanken Graſeshalmen
Und ſie mit ihrem Sturmgeſchnaube biegen,
Und ſie mit ihrem ſtarken Huf zermalmen:
Durchfliegen dieſe Himmelsroſſe raſend
Die grüne Meereshaide als Verwüſter,
Und wiehern Sturm aus aufgeriſſner Nüſter,
Der Maſten ſchlanke Halme niederblaſend.

Mephiſtopheles.

Halloh! es krachen, brechen unſre Maſten:
Siehſt du den Capitän, den ſchreckerblaßten?
Das iſt der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten nieder taumelt.

Fauſt.

Hört, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Das iſt kein Mann, weß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückſchleicht, ein gepeitſchter Pudel,
Zur Herzenskammer, ſeinem Hundeloch.
Zeigſt du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Fluth!
Schämſt du dich, Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angeſicht,
Den Menſchen da in ſeiner Bettelblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieſes Meer,
So ſchrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh' uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
Der nächſte Augenblick ein Ende macht!
Ich zittere nicht für mich, und ich erblaſſe
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlaſſe;
Sie ſollen beten einſt an meinem Grab.

Fauſt.

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!
(wirſt ihn in's Meer.)

Ein Prieſter
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unſrer Noth!
Herr! deines Sohnes Chriſti Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Beſänft'ge mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesfluth!

Matroſen.
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unſrer Noth!

Fauſt
(ruft in die Wolken.)

Mach', was du willſt mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geiſt die Urkraft,
Die ewig iſt, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturſchaft!

Mephiſtopheles.

Braviſſimo! zu Schanden geht der Nachen;
Den kleinen Biſſen hat der Ocean
Lang hin- und hergeſpielt in ſeinem Rachen,
Nun beißt er drein mit ſeinem Klippenzahn.
(Wehgeſchrei der Mannſchaft.)
Nun ſchluckt er ihn! Fauſt! ſpring' auf dieſe Zacken,
Hier kann die tolle Fluth dich nimmer packen.

Fauſt.

Schon ſteh ich feſt; doch ſterben die Matroſen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungsloſen.

Mephiſtopheles.

Sie haben meiſt das Eiland ſchon betreten,
Die Kerle ſchwimmen kräft'ger, als ſie beten!
Doch iſt der bleiche Capitän erſoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab ſein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein naſſes Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er ſchwimmt.

---

von Strettlingen, ſ. Minneſinger.

Johann Stricer,

um die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Lübeck geboren, lebte daſelbſt ſeit 1584 als Burgprediger und ſtarb am 23. Januar 1598. Er ſchrieb:

Der deutſche Schlemmer, ein geiſtlich Spiel. Magdeburg, 1588.
Daſſelbe niederſächſiſch. Frankfurt a. d. O., 1593.
Vom erbärmlichen Fall Adams und Evan, geiſtlich Spiel. 1590.

St. war nicht ohne dramatiſches Talent, was ſich beſonders in ſeinem raſchen lebendigen Dialog zeigt. Der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit hielt jedoch auch ihn gefeſſelt.

Friedrich Karl von Strombeck

ward am 16. September 1771 zu Braunſchweig geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf dem dortigen Carolinum und ſtudirte dann in Helmſtädt und Göttingen die Rechte. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ward er Hofgerichts-Aſſeſſor zu Wolfenbüttel, 1799 Hof- und Abteirath von Gandersheim und Geſchäftsführer der Aebtiſſin, dann Hofgerichts-Aſſeſſor zu Braunſchweig. Bei Errichtung des Königreichs Weſtphalen wurde er

Präſident des Diſtrict-Civil-Tribunals zu Einbeck, dann Präſident der Geſetzgebungs-Commiſſion in Caſſel und darauf Ritter des Ordens der weſtphäliſchen Krone und Präſident des Appellationshofes in Celle. Dieſe wichtigen Functionen unterbrachen nur kurze Erholungsreiſen. Er war zum Reichsbaron und Staatsrath in Caſſel ernannt worden, als das Königreich Weſtphalen ein Ende nahm. Nun kehrte er nach Wolfenbüttel in den Privatſtand zurück und beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Bei dem braunſchweigiſchen Landtage von 1819 führte er das Protocoll und wirkte ſeitdem als lippiſcher Geheime und Oberappellationsrath und braunſchweigiſcher Steuerdirector in vielſeitiger Thätigkeit zu Wolfenbüttel fort.

Die nicht juriſtiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften dieſes ſo vielfach ausgezeichneten Mannes ſind:

Ueberſetzungen:
Ovid's Kunſt zu lieben. Göttingen, 1795.
Ovid's Heilmittel der Liebe. Göttingen, 1796.
Tibull. Göttingen, 1799.
Propertius. Braunſchweig, 1803.
Tacitus Werke. Braunſchweig, 1815—16. 3 Bde.
Salluſt. Göttingen, 1817.

Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Braunſchweig, 1832. 2 Bde.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien. Braunſchweig, 1836. 3 Bde.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Holland. Braunſchweig, 1838.
Darſtellungen aus einer Reiſe von Niederſachſen nach Wien. Braunſchweig, 1839.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Schweden und Dänemark. Braunſchweig, 1840.

Deutſcher Fürſtenſpiegel aus dem 16ten Jahrhundert. Braunſchweig, 1829.
Henning Brabant und ſeine Zeitgenoſſen. Braunſchweig, 1829.
Einzelne Aufſätze, Abhandlungen, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Tiefes Eindringen in den Geiſt des Originals, reiches Wiſſen und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen ſeinen Ueberſetzungen einen bleibenden Werth. Seine Darſtellungen zeichnen ſich dagegen durch treffliche Auffaſſung, klare Lebensanſchauung, Gemüthlichkeit und treffliche Schilderung aus, nur iſt nicht zu leugnen, daß dieſer geiſtreiche aber durch ſeine günſtigen Verhältniſſe etwas verwöhnte Mann, mitunter dieſen oder jenen Gegenſtand nicht erſchöpfend und daher einſeitig beurtheilt und behandelt, trotz dem, daß echte Humanität immer die Baſis aller ſeiner Leiſtungen bleibt.

Stricker, ſ. Minneſinger.

Stromer, ſ. Meiſterſänger.

Andreas Sebaſtian von Stumpf

ward 1772 zu Seßlach bei Würzburg geboren, ſtudirte zu Würzburg, woſelbſt er 1795 Bibliotheksſecretär, 1800 Archivar und fürſtlicher Hof- und Regierungsrath und 1804 Profeſſor der Diplomatik wurde. 1806 folgte er einem Rufe als Landesdirectionsrath nach Bamberg, 1809 dem noch ruhmvolleren als Legationsrath und Reichsarchivar nach München. Auch wurde er als ordentliches Mitglied in die Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen. 1814 kehrte er als geheimer Legationsrath und Director der Reichsarchiv-Commiſſion nach Würzburg zurück, wo er ſeit 1817 als Doctor der Philoſophie, Regierungsdirector des Untermainkreiſes und Ritter des Civilverdienſtordens lebte und am 16. April 1820 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Eulogius Schneiders Leben und Schickſale. Frankfurt, 1792.
Diplomatiſche Geſchichte der deutſchen Lige im 17ten Jahrhundert. Erfurt, 1800.
Denkwürdigkeiten der deutſchen Geſchichte. Erfurt, 1802—1807.
Hiſtoriſches Archiv für Franken. Bamberg, 1804.
Diplomatiſcher Beitrag zur Geſchichte des Landsberger Bundes. Bamberg, 1804.
Geſchichte des Kurhauſes Pfalzbaiern. Bamberg, 1804.
Kurze Geſchichte der Landſtände des jetzigen Großherzogthums Würzburg. Bamb., 1808.
Ueber Deutſchlands Wiedergeburt. Leipz., 1814.
Noch einige Worte über Deutſchlands gegenwärtig höchſtes Intereſſe. Leipzig, 1814.
Baierns politiſche Geſchichte. München, 1817. Bd. 1. Abth. 1. und 2.
Diplomatiſcher Beitrag zur europäiſchen Staatengeſchichte. Nürnberg, 1818.

Gründlichkeit, Scharfſinn und genaue Kritik, verbunden mit guter Darſtellung geben ſeinen hiſtoriſchen Leiſtungen bleibenden Werth; leider hinderte ihn ſein frühzeitiger Tod an der Vollendung ſeines bedeutendſten Werkes, der Geſchichte Baierns.

Chriſtoph Chriſtian Sturm

ward am 25. Januar 1740 zu Augsburg geboren, ſtudirte zu Jena und Halle und wurde Magiſter der Philoſophie. Bis 1765 wirkte er am halleſchen Pädagogium; dann ging er als Conrector nach Sorau. 1767 kehrte er als Paſtor an der Marktkirche nach Halle zurück, wurde 1769 zweiter Prediger an der heiligen Geiſtkirche zu Magdeburg und endlich 1778 zum Hauptpaſtor an der Petrikirche und Scholarchen in Hamburg ernannt. Nach einem höchſt verdienſtvollen Wirken verſchied er daſelbſt am 26. Auguſt 1786.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Lieder für das Herz. Frankfurt, 1767.
Sammlung geiſtlicher Geſänge. Halle, 1774.
Lieder und Kirchengeſänge. Hamburg, 1780.
Geſangbuch für Gartenfreunde. Hamburg, 1781.
Der Chriſt in der Einſamkeit. Halle, 1763.
Der Chriſt am Sonntage. Halle, 1764—66.

Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur und der Vorſehung. Halle, neu 1797. 2 Thle.
Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden, neu herausgegeben von Wilmſen. Hannover, 1811. 2 Thle.
Predigten über die Epiſteln. Halle, 1774—76. 4 Thle.
Predigten über die Evangelien, herausgegeben von Wolfrath. Hamburg, 1792—96. 5 Thle.

Einer der beliebteſten und talentvollſten aſcetiſchen Schriftſteller, Kanzelredner und geiſtlichen Liederdichter ſeiner Zeit. Milde Frömmigkeit, Klarheit der Gedanken, Innigkeit und Wärme ſind ihm eigen und erwarben ſeinen Schriften zu ihrer Zeit einen großen Kreis von frommen und dankbaren Leſern.

Der Tag des Weltgerichts.

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Leben
Und im Staube Jugendſtärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme ſchallt:
Gott! erbarm dich unſer!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche ſchnell vergehn,
Und wir wankend auf den Trümmern ſtehn:
Gott! erbarm dich unſer!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntauſenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährſt,
Und den Uebelthätern Rache ſchwörſt:
Gott! erbarm dich unſer!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangeſicht
Fluch und Lohn in ihre Seele ſpricht:
Gott! erbarm dich unſer!

Wenn auch ich dann vor dir ſtehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu ſchauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menſchheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

Ottokar Sturm, ſ. F. E. Rambach.

Helfrich Peter Sturz

wurde am 16. Februar 1736 zu Darmſtadt geboren. Er ſtudirte von 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und wurde nach zwei Jahren zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, der damals kaiſerlicher Geſandter am dortigen Hofe war. Doch als Proteſtant in Baiern faſt ohne Ausſicht auf Beförderung, ging er nach einem Jahre nach Glückſtadt, wo er des Kanzlers von Eyben Privatſecretär wurde, für welchen er zwei Mal nach Wien, ſpäter nach Wetzlar reiſen mußte; zu Wien erhielt er den Titel eines bernburgiſchen Rathes. Der Kanzler erkannte die ganze Bedeutung ſeines Secretärs und war großmüthig genug, ihn freiwillig 1762 einem glänzendern Wirkungskreiſe in Copenhagen entgegenzuführen. St. lernte ſchnell die däniſche Sprache. Der große Bernſtorf nahm ihn in ſein Haus auf, wo er die Stelle ſeines Privatſecretärs verwaltete, mit welcher er ſeit 1763 einen Poſten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten verband. Hier verlebte er an der Seite des edlen und geiſtreichen Bernſtorf und im engen Bunde mit Klopſtock die ſchönſten Tage ſeines Lebens und entwickelte ſich unter dem Einfluß dieſes Umgangs und der hohen Sphäre der Geſellſchaft, welcher er angehörte, ſehr ſchnell zum Kenner der Welt und des Staatsweſens, zum Künſtler, Dichter und Schriftſteller. Im Jahre 1768 wurde er däniſcher Legationsrath und folgte dem Könige, Chriſtian dem Siebenten, auf deſſen Reiſe nach England und Frankreich. 1770 wurde ihm ſein Wirkungskreis im Generalpoſtdirectorium angewieſen und nichts ſchien ſeine glänzenden Ausſichten ſtören zu können, als die Kataſtrophe vom 17. Januar 1772 auch ihn, wenngleich unſchuldig, in Struenſee's Unglück verwickelte. Er ward verhaftet und erſt nach vier Monaten wieder auf freien Fuß geſetzt. Nun lebte er eine Zeit lang mit einer däniſchen Penſion in Glückſtadt und Altona. 1772 ward er däniſcher Seits als Regierungsrath in die oldenburgiſche Regierung geſetzt; 1775 zum oldenburgiſchen Etatsrath ernannt. So war ſeine äußere Lage geſichert und zahlreiche treue Freunde verbanden ſich mit ſeiner Gattin, ihm ſeine früheren Schickſale vergeſſen zu machen. Aber ſein inneres Leben war gebrochen und er zehrte ſich in Siechthum und Unmuth allmählig auf. Auf einer Reiſe nach Bremen im Jahre 1779 erhielt er Briefe aus Dänemark ſo überraſchend freudigen Inhalts, daß ſein ganzes Weſen dadurch in Erſchütterung gerieth; aber ſie wirkte zum Uebel. Nach zwei Tagen ſtarb er an einem hitzigen Fieber am 12. November 1779.

Von ihm erſchien:

Briefe eines Reiſenden. Schleswig, 1766—70.
Erinnerungen aus Bernſtorf's Leben. Schleswig, 1777.
Schriften. Leipz., 1779—82. 2 Thle.; neu 1786. 2 Thle.
Julie, ein Trauerſpiel. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Einer der eleganteſten Proſaiſten ſeiner Zeit, welcher Scharfſinn, Adel der Geſinnung und feinen Witz mit einem überaus fließenden Styl verband, aber im fortwährenden Streben nach Eleganz und Glanz der Diction doch mitunter künſtelnd und manierirt wurde.

Aus Sturz's Schriften.

Pitt.

Pitt ſtand allein auf ſeiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß ſtrömte tief unter ihm hin. Er hatte ſich ſelbſt gebildet, und ſank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In ſeiner Geſtalt iſt ſtrenger Ernſt, wie in den Formen der älteſten Kunſt, und auch die Härte derſelben. Ihm iſt kein Staatsmann aus der Geſchichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er geſtrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrſchte, überwältigte; Englands Größe war ſein Ziel, und ſein Ehrgeiz Unſterblichkeit. Nie erhob ſich in ſeinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich ſank unter der Kraft ſeines Arms, der die Bourboniſche Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen ſeines Willens trieb. Er ſah in's Gränzenloſe, und maß das Schickſal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anſchläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die ſich den Umſtänden anſchmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo ſie gelingen mußten. Hinderniſſe und Kräfte waren ſeinem Geiſte auf einmal gegenwärtig, den gleichſam eine Gabe der Weiſſagung ſtärkte.

Dieſer Mann paßte nicht in ſeine Zeit, nicht unter die Pygmäen ſeines Jahrhunderts. Furchtſam blickten ſie an ihm hinauf; alle Claſſen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich beſitzt er die Verdienſte eines guten freundlichen Mannes nicht; dieſe ſind nur für Menſchen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die ſanfteren Freuden des häuslichen Glücks, ſah er unverwandt auf Brittaniens Schickſal, trat unter ſeine Helden und Geſetzgeber hin, und entſchied's.

Seine Beredtſamkeit war leicht und helle, drückte die erhabenſten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demoſthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, ſondern ſie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Muſik der Sphären. Er verleitete, feſſelte den Verſtand nicht durch mühſam verkettete Schlüſſe, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: ſondern er umſtrahlte den Gegenſtand, und traf ſicher den Punkt, durch den Blitz ſeines Geiſtes, den man, wie den Blitz ſeiner Augen, nur empfindet, nicht beſchreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erſchaffen, zerſtören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Geſetze vereinigt. Er verſtand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrſchen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu ſchlagen, der durch die Welt wiederhallte *).

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerſtehn, als er in der Toga ſtand, und für die Colonien gegen die Stempelakte ſprach: Eure Herrſchaft über Amerika iſt unumſchränkt, wenn es auf Regierung, auf Geſetzgebung ankömmt, aber ihr ſeid nicht befugt, Steuern von den Coloniſten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anſpruch auf die Rechte der Menſchheit, auf die Rechte von England; ſie ſind keine Hurenkinder, ſondern eure Söhne. In unſerm Vaterland iſt das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der geſetzgebenden Macht; Steuern ſind ein freies Geſchenk der Gemeinen. Dieſes Haus ſtellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unſer Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, ſo bewilligen Sr. Majeſtät Gemeinen von Großbritannien — unſer Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majeſtät Gemeinen in Amerika. Einige ſagen, die Coloniſten werden virtualiter durch dieſes Haus repräſentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Diſtrikts, irgend einer Stadt — wo ſind ſie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Taſche eurer Brüder plündern? Steuern ſie nicht mittelbar beſchwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müſſen ſie nicht alles von euch, ſo theuer als ihr wünſchet, kaufen? Alles an euch, ſo wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen ſie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf dieſem Markt neben euch zu ſtehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig iſt, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widerſteht. Drei Millionen Menſchen, die ſich freiwillig unter die Knechtſchaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge ſein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Miniſter den fürchterlichen Plan gewagt; er war unſern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, ſo wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinſtürzen auf die Trümmer unſerer Verfaſſung. — Iſt dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, ſondern in die Eingeweide eurer Brüder ſtecken."

Die Verehrer Pitt's wünſchen einen Tag aus ſeinem Leben zu vertilgen, deſſen Geſchichte Lord Cheſterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Miniſter zu nennen; und errathen Sie, wozu er ſich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier iſt der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen iſt, und zwar ſo unglücklich, daß er in ſeinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun iſt er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel. So in der Fülle ſeiner Macht wegzuſinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlaſſen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht verſichern konnte, in's Hoſpital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es iſt ein unglaublicher Schritt *)."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhöhen, ſondern er entwich allein dadurch dem Geräuſch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünſchte nach unſterblichen Thaten; und verdient ſie vielleicht der Retter ſeines Volks nicht?

Aber als er neulich ſich wieder auf ſeinen Krücken empor hob, und im Parlament mit ſterbender Stimme rief: „Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrſchaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn ſpricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es ſein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihrem Leichnam ſchwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatham jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Conſul Levinus überwunden, und ſtand mit ſeinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verſtand, ſo trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philoſophen Cineas an, der, durch Geſchenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunſt, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige ſtellten vor, daß eine große Schlacht verloren ſei, daß eine zweite gefährlicher, entſcheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens ſich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff, einen ſchimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Geſichtes beraubt, fern von Geſchäften unter ſeinen Lorbeern ruhte **). Er hörte nicht ſobald die friedliche Neigung des Senats, als er ſich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn ſeine Schwiegerſöhne und Kinder, auf deren Arme geſtützt er in die Verſammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in ſtiller Ehrfurcht ſchwieg.

„Römer," ſprach er, mit zitternder Stimme, „ich bin ſchon lange blind, und ertrage mein Schickſal ungeduldig; aber heut wünſchte ich auch taub zu werden, um eure Schlüſſe nicht zu hören. Wo iſt euer Trotz, wo ſind die hohen Reden, die durch die Welt erſchallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet: habt ihr nicht oft wiederholt, das Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch ſeine Flucht, oder durch ſeinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war alſo eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Moloſſer und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei ſeinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erſt verachtet, ſo werden andere Feinde ſich waffnen, und über das erniedrigte, muthloſe Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus ſiegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis ***)!"

Rom verwarf den Frieden und ſiegte.

Fragment aus den Papieren eines verſtorbenen Hypochondriſten.

Hypochondrie, polypenartiges Ungeheuer! hier lieg' ich ohne Rettung, und winſ'le, von deinen tauſend Armen umſtrickt.

Freilich war es meine Schuld (und dieß vermehrt meine Qual), daß ich mich im Genuß des Lebens übereilte, und ſeine Freuden und mich, in einer gedankenloſen Jugend, erſchöpfte. Ich war noch nicht dreißig Jahr alt, als ich ſchon zu leiden anfing. Immer ſchlug mir, wie ein Uebelthäter, das Herz; ich holte mühſam, wie Siſyphus unter ſeinen Felſen, Athem; auf traurige Tage folgten jammervolle Nächte; die Welt ekelte mir; ich ſeufzte nach Einſamkeit, und konnte mir ſelbſt nicht entfliehen. Ein franzöſiſcher Arzt verſicherte mich, daß ich nichts bedürfe, als viermal im Jahre einen Coup de lancette. Ihre Humeurs, ſprach er, kochen und ſtreben; Ihre Gefäße ſind überfüllt; Ihre Nerven überſpannt, und das freie Spiel Ihrer Lunge iſt gefeſſelt. Ich folgte viele Jahre ſeinem Rathe, und meine Beſchwerden nahmen fürchterlich zu.

---

*) Bis hieher gehören einige Züge einem engliſchen Schriftſteller.

*) Lettres to Mr. Stanhope.

**) Es verlohnt ſich der Mühe aufzuführen, was Cicero von dieſem Manne ſagt. „Appius Claudius war nicht allein alt, ſondern auch blind; dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, ſprach er dawider, wie Ennius ſolches in folgenden Verſen ausdrückt.

„Wie iſt euer ſtandhafter Muth auf einmal ſo thöricht und tief herabgeſunken. ihr Römer!" Und an einer andern Stelle: „Appius ſtand ſeiner Familie vor, und war alt und blind; ſein Geiſt war geſpannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Anſehn unter den Seinigen, ſondern er beherrſchte ſie auch. Er war gefürchtet von ſeinen Knechten, von ſeinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In ſeinem Hauſe blühten alte väterliche Sitten und Zucht. Cato major, vel de Senect. Cap. V et XI.

***) Plutarch im Pyrrhus.

Danken Sie Gott, daß Sie noch leben, ſchrieb mir ein Practicus; denn Aderlaſſen iſt ein langſamer Mord. Die Natur, die ſonſt allen Ueberfluß wegräumt, hat, wie Sie wiſſen, dem Blut keinen ordentlichen Ausgang geöffnet. Nun arbeitet Ihr ganzes Räderwerk träge, indem es an Säften, an Blut, an Oel zum Reibezeug mangelt. Ihr Magen hat ſeine Reizbarkeit verloren, und bereitet ſtatt Nahrung ein ſchleichendes Gift. Nehmen Sie von meinen Tropfen, die, ohne Ruhm zu melden, Wunder thun, und trinken Sie alten, wohlthätigen Wein. Anfangs fruchtete dieſe Curart; aber es waren nur Freuden eines Rauſches, nur Opiumsträume. Denn Morgens, eh' ich meine Tropfen verſchluckte, befand ich mich bald elender als jemals, und Nachmittags entfloh das Gefühl der Geſundheit mit den Dünſten des Weins.

Wohl! — declamirte mein gelehrter Profeſſor, ein Anderer hätte das ohne Tiefſinn vermuthet. Denn eine gewaltſame Anſtrengung entkräftet immer in dem nämlichen Verhältniß; man hat Ihre Nerven nur angeſpornt, nicht geſtärkt. Ihre Tropfen ſind nichts als eine Art Aquavit, und der Wein iſt nicht mehr der geſunde Saft der Traube, ſondern eine halb verdorbene, fermentirte, oft durch Arſenik und Bleizucker*) vergiftete Infuſion, ein Getränk, das Krankheiten zeugt, entwickelt und nährt, und deſſen ſich die Vorſicht eben ſo zweckmäßig, wie der Peſt und Bajonetten, bedient, um Raum für künftige Geſchlechter zu machen. Waſſer, und nichts anders, müſſen Sie trinken, und Sie können des Guten nicht zu viel thun. Ich füllte, wie die Danaiden, ganze Ladungen Waſſer in meine Gefäße, dehnte meine Gedärme wie Spritzenſchläuche aus, ohne daß darum meine Kräfte ſich mehrten; ich wandelte immer kränker und ſchwächer, und endlich wie ein Schatten, umher.

Eine meiner Muhmen, eine ſittſame Witwe, ſchickte mir ihren jungen Hausmedicus zu, und dieſer trug eine ganz neue Lebensordnung vor. Man hat, liſpelte er, Ihre Conſtitution zu ungeſtüm behandelt. Wir müſſen leiſere Schritte thun, und den Launen Ihres Magens mit mehr Behutſamkeit ſchmeicheln. Trinken Sie Milch, die ſchon ein halbes Blut iſt, und der Natur die Arbeit der Chilification erſpart. Meiden Sie das Fleiſch; denn nur eine verdorbene Ueppigkeit hat dieſen blutgierigen Geſchmack eingeführt. Wir ſind nicht zu Tiegern im Walde erſchaffen. Das Pflanzenreich bietet uns eine geſundere Nahrung dar, und ganze Völker befinden ſich vortrefflich dabei. — Unter allen Diäten iſt mir keine übler bekommen. Um dieſe Zeit fiel mir ein Buch von einem Edinburger Arzt in die Hände, der Alles, was die Natur Genießbares auftiſcht, für eine geſunde Nahrung der Menſchen hält. Wir können, lehrt er, ohne Gefahr, bei dem Kuräken und den Hottentotten ſchmarotzen. Nur die Menge, nicht die Mannigfaltigkeit ſchadet. Dieſe nützt vielmehr oft, indem eine Speiſe die ſchädliche Wirkung der andern aufhebt, wie z. B. das Alkali des Fleiſches die ſauren Pflanzenſäfte mildert. Es iſt wahrer Unſinn, das Fleiſch zu verbieten, das ſich am leichteſten mit unſrer Subſtanz aſſimilirt, das unſer Magen begehrt, für welches unſre Zähne gebildet ſind. Wir Britten leben vom Fleiſch, und ſind nervig und blutreich, und werden unter jedem Himmelsſtrich alt; auch hat die Erfahrung im letzten Krieg in Indien gelehrt, daß ein Heer Banianen vor einem kleinen Haufen Fleiſchfreſſer flieht.

Mir gefiel die Toleranz dieſes Mannes! aber ich verſuchte ſie zu meinem Unglück, vermuthlich weil meine Natur ſchon lange nicht mehr die angeborne, ſondern eine verkünſtelte, verdorbene Natur war.

Nebenher wechſelte ich eben ſo oft mit Arzneimitteln ab. Ich gebrauchte Stahl, China, Kräuterſäfte, Aſſa fötida, Seifenpillen u. ſ. w. je nachdem ich die Schwindſucht, die Waſſerſucht, die Gelbſucht oder irgend eine von den hundert Suchten befürchtete*). Da ich auch meinen Zuſtand in jedem Brunnenbuch, und zahlreiche Beiſpiele beſcheinigter Curen antraf, ſo trinke ich ſchon ſeit zehn Jahren die mineraliſchen Waſſer, wie ſie auf der Landkarte folgen.

Im verwichenen Sommer trat in Pyrmont eine hagre, hohläugige Geſtalt zu mir. Haben Sie, fragte das Geſpenſt mit bebender Stimme, auch das kalte Bad ſchon gebraucht? Es ſtärkt gewaltig. — Hier fiel es in Ohnmacht. Ich läugne die Kräfte des kalten Waſſers nicht. Im Waſſer zu leben, nennt Maillet**) respirer l'air natal, und es kann ſein, daß es zuweilen das ekelhafte Daſein manches Invaliden verlängert. Mir aber gerieth die Cur nicht, ich gebe vielmehr der Erkältung dabei meine Gliederſchmerzen Schuld, welche weder die Douſche noch das Senfbad, noch das Dampfbad, noch irgend ein warmes Bad, lindern will.

O Aeskulape! zürnet nicht, wenn mein Glaube an eure Kunſt zu wanken beginnt, wenn ein unglücklicher Actienſpieler über die Mäkler in Change-Alley ſchmält! Oft helft ihr unſtreitig, wenn uns ein wüthendes Fieber ergreift, wenn die Natur nur beſtürmt, nicht zerrüttet iſt; ihr dämpft den Aufruhr; ja ihr rettet zuweilen, wenn die Flamme durch alle Stockwerke lodert — wenn das Gebäude nur noch feſt iſt. Aber wenn der Grund wegſinkt, wenn die Fäulniß tief in den Hauptſtändern ſitzt, wenn ein chroniſches Uebel an unſrer Lebenskraft nagt, hilft alsdann Hygiea dem Elenden noch? Giebt es eine Wiſſenſchaft, die unterliegende Natur aufzurichten? oder, wenn ihr Funken noch glimmt, wenn ſie noch ſtrebt, iſt es weiſe, ſie durch Arzneien zu ermüden? in ihrem Gange zu verwirren? Und wer wählt unter der zahlloſen Menge von Mitteln, die oft nur die Mode des Tags in Schutz nimmt? Von der Transfuſion an bis zu Pomme's***) Brühen, welche Reihe von Pflanzen, Salzen, Gummi, Metallen und Giften? Theerwaſſer, Schierling, Harzrauch und Eicheln, Guajak, Pomeranzenblätter, Käfer, Würmer und Bella Donna, Vipernſuppen und Eſelsmilch, alle haben ihren Ruf überlebt; die Quaſſia ringt mit der China, und man fängt an vom Queckſilber übel zu ſprechen; Dominicetti fumigirt alle Zufälle weg; jener lockt funkenweiſe Krankheiten ab, oder zieht ſie durch Magnete wie Eiſenſtaub an; K. hilft durch die vim centrifugam, und P. heilt durch den Beiſchlaf das Podagra. Wehe dir Kranken, wenn du in die Hände eines Amateurs fällſt, der dich wie einen Apparatus betrachtet, um an der Veränderung deiner Farbe, deinem Puls, deinem Schweiß, deinen Zuckungen, die unterhaltende †) Wirkung ſeiner Verſuche zu beobachten! Wenn in einem deinem Haarröhrchen eine Stockung entſteht, ſo verordnet man dir auflöſende Mittel. Dieſe ſollen, im Magen mit fremden Säften vermiſcht, hundertfältig verändert, in tauſend Canäle vertheilt, mit einem Tauſendtheilchen an dem kranken Ort noch mächtig genug ſein, um die Verſtopfung aufzulöſen? Und wer iſt dir Bürge, daß ein allzu ſtarkes Reſolvens auf dem Wege zum Uebel nicht ein größeres Unheil anrichtet? Könnt ihr irgend einen wirkenden Balſam zu einer innern Wunde bringen? Nerven beruhigen, die lang zum Krampf gewöhnt ſind? ihre Federkraft herſtellen? oder muß ſich der Elende mit dem Araber tröſten, der, in ſeinem Harem iſolirt, umſonſt von Niebuhr's Reiſegefährten nur noch einmal die Freuden einer Nacht kaufen wollte?

---

*) Ein Beiſpiel einer ſolcher Vergiftung, deſſen ein neues engliſches Werk erwähnt, intereſſirt die Menſchheit. Drei junge Leute von guter Familie hatten ziemlich viel jungen Franzwein getrunken, der mit Arſenik abgeläutert war. Zwei ſtarben wenige Tage darauf. Der Dritte, vielleicht weil er ſtärker war, oder weniger trank, entging zwar dem ſchleunigen Tode, aber ſein Körper wurde mit Blutflecken bedeckt: alle ſeine Ausleerungen, ſein Speichel, ſein Harn, waren mit Blut gefärbt; er wurde ödematös, erholte ſich ſcheinbar, führte einige Jahre ein ſieches Leben, und ſtarb an der Waſſerſucht. S. Observations critical and historical on the Wines of the ancients — by Sir Edward Barry Brt. 1776. Manche Patrioten haben dieſe tödtlichen Mißbräuche gerügt. Unzer in ſeinem Arzt entdeckt eine Menge ſchädlicher Weinverfälſchungen. Nur unſere Polizei iſt noch träge, dieſem Meuchelmord zu ſteuern, und die Verbrecher zu ſtrafen.

*) Ein neuerer Genius hat den Einfall, für jede Sucht einen Arzt zu beſtellen, um jede gründlich zu erforſchen. Nach einer flüchtigen Berechnung der namhaften Seuchen, die ein Ingredienz dieſer beſten, freudigen Welt ſind, beſoldete der Regent alsdann ungefähr anderthalbhundert Leibärzte; erſt wurde der Schnupfenarzt, dann der Fieberarzt, zuletzt der Schwindſuchtarzt geholt. Man denke ſich den Competenzſtreit, die praeventiones fori; der hat ſicher im Kartätſchenfeuer gewandelt, der damit ſeinem Leben entwiſcht.

**) Unter dem Namen Telliamed behauptet er mit vielem Witze, daß wir urſprünglich im Waſſer lebten. Nichts iſt ſo abgeſchmackt, was nicht irgend ein Philoſoph behauptet hatte, ſagt Cicero.

***) Pomme, ein Arzt in Paris, der vor acht Jahren alle Krankheiten mit Hühnerbrühen heilte.

†) Unterhaltend heißt, nach der Sprache eines neuern Arztes, eine Complication ungewöhnlicher Martern. Wenn ein Elender, mit aufgetriebenem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, in ſchrecklichen Zuckungen heult, das iſt ein unterhaltender, intereſſanter Caſus. Als D'Amiens zerfleiſcht war, drängte ſich ein wohlgekleideter Herr mit einem Fernglas an's Gerüſte, um die Operation näher zu betrachten. Der Henker half ihm ehrerbietig mit den Worten durch's Gedräng: place, place, Monsieur est un amateur.

Von Berger und Zimmermann, Wohlthäter der Menſchen, wenn euch einſt Muße am Abend eurer Tage erwartet, ſo ſchreibt ein Buch, das noch nicht geſchrieben iſt, von gewiſſer Erfahrung. Ihr beobachtet mit Hippokratiſchem Geiſt, ihr denkt großmüthig und edel, ihr verachtet die Syſtemſucht, und forſchet nach Wahrheit, denn euer Herz iſt empfindlich; — geſteht der Welt die Lücken eurer Wiſſenſchaft, und krönt dadurch euer ſegenreiches Leben; beſchreibt heilbare Krankheiten durch untrügliche Zeichen; nennt zuverläſſige Mittel, und in zweifelhaften Fällen ruft den Troſtbegierigen zu, ſich in die Arme der liebreichen Natur zu werfen, die öfter hilft als die Kunſt und gewiß ſeltener verdirbt! Euer Buch wird nicht groß ſein — ein berühmter engliſcher Arzt verſprach die ganze gegründete Arzneikunſt auf Einem Bogen zu hinterlaſſen. — Es ſei euer Codex, künftige Aerzte; und wenn es nicht geſchrieben wird, ſo rath' ich euch, was Sydenham Blackmoren rieth: leſ't nie ein ander Buch als den Don Quixote.

Etwas von Regenſchirmen.

Ich fürchte den Regen nicht, ſagte Joſeph auf der Parade zu Metz, als ein freundlicher Offizier ihm ſeinen Regenſchirm anbot, mit gaſtfreier Aufopferung ſeiner Friſur.

Der Mann dort, im ſeidenen Wagen, der ſich wollüſtig auf Stahlfedern wiegt, iſt Führer eines furchtbaren Volks, das auf ſeinen Wink Tod und Verwüſtung verbreitet.

Cäſar ging zu Fuße an der Spitze ſeines Heeres; ſein kahles Haupt war nur mit einem Lorbeerkranze*) bedeckt. Wann der kühne Imperator, mit der Flamme im Blick, einem fliehenden Signiſer den Adler wegriß, und dann rief: Gefährten wer den Tod verachtet, folge mir nach! theile Tod aus, eh' er ihn empfängt! das mußte Römerſeelen erſchüttern.

Denkt euch nur manchen neuern Feldherrn, halb zur Mumie gebeizt und gewickelt in Vigognewolle, wann er mit einer ſublimirten Stimme zwitſchert:

> France! France! mes enfans, la journée est à nous!

muß das nicht die Helden à quatre sols par jour zu gewaltigen Empfindungen ſtimmen?

Die Franzoſen haben's oft mit einer ihnen eigenen Naivheit wiederholt, daß wir Neuern, oder ſie wenigſtens, tapferer ſind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumſchlagen, und mit einer Sommerweſte ins Kanonenfeuer gehen. Aber die Krankenwärter zur Peſtzeit, welche, des Brods wegen, tauſendfachen Tod wagen, ſind darum dem Primipilen der Römer nicht ähnlich. Wenn ihr eure Armeen durch Ribbenſtöße in lange dünne Reihen geordnet habt, ſind das Heere, wie Oſſian ſie ſchildert? as roll a thousand waves to the rocks, so Swaran's host came on; as meets a rock a thousand waves, so Innisfail met Swaran**).

Lechzt jeder Krieger mit dürrer Zunge nach Rache? tobt in jeder Bruſt lodernde Ungeduld, den Feind zu faſſen und ſeine Seele zu ſchleudern auf eine vom Blitze des Himmels geröthete Wolke?

Oder iſt es eine aufgetriebene Heerde, zum Dezimiren verurtheilt, die fühllos, und oft zitternd, erwartet, wer der zehnte, der zwanzigſte ſein wird, den das blindgeworfene Todesloos trifft?

Eure Chocs — wenn die im Rauche ſchwankenden Maſſen, durch die Geſetze ihrer Organiſation, unwillkührlich auf einander treiben, gleichen ſie den Handgemengen im Homer?

> Unter dem Streich der ſtarken Hände knirſchten die Rücken,
> und der naſſe Schweiß lief von den Gliedern herunter:
> viele Striemen mit ſtockendem Blut entſchwollen den Seiten
> und den Schultern.
> Ilias XXIII. Geſ. Stolbergs Ueberſ.

Oder noch beſſer im Oſſian: Each rushes to the grasp of his foe; their sinewy arms bend round each other; they turn from side to side, and strain and stretch their large spreading limbs below***). Und wie klingt ein Kommandowort gegen den Zuruf des Vultejus: Comites, decernite letum.

Unſre Verfeinerung, Polizirung, Filigraniſirung, das ganze künſtliche Syſtem unſerer Knechtſchaft, hat freilich einige Arten des Uebels ausgerottet, und manchen würdigen Mann, auch manchen Schurken, der Erde länger erhalten. Wir leben ſicherer, und ſchlafen unſere ſieben Stunden ruhiger; aber die Sehne des Geiſtes iſt erſchlafft und klingt nicht mehr auf unſerm Bogen von Korkholz.

Wer forſcht nach Hochgefühl der Menſchheit, Vaterlandsleidenſchaft, Opferdurſt für Freiheit und Geſetze, der ſehe ſich um in den Tales of former times.

Ein nordiſcher König, erzählen die Sagen, rüſtete ein Schiff aus, und wollte nur tapfere Gefährten. In ſeiner Halle lag ein Stein; wer den nicht aufheben konnte, wer ein furchtſames Wort ausſprach, wer das Geſicht verzog, wenn man mit einer Lanze, die nicht ſelten traf, darnach warf, der blieb zurück; man verglich ſich über Geſetze: der Degen mußte kurz ſein; jeder mußte ſeinen Feind gefaßt haben; Wunden wurden nur den folgenden Tag verbunden; im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Maſtes herabgelaſſen werden. Nach vollendeten großen Thaten kamen ſie zurück. Ein ſchreckliches Ungewitter ſtürmte. Die einzige Rettung war, das Schiff zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter laſſen. Alle drängten ſich, und die erſten am Rande ſprangen ins Meer. Das Schiff wurde leichter, und das Segel blieb. Es bedurfte des Looſes nicht. Jeder eiferte für die Geſetze zu ſterben.

Dieſe Erzählung ſchildert den Geiſt eines Volks, das in kleinen Haufen Thronen erſchüttert, das man ausrotten, aber nicht unterjochen kann.

Freilich ſind Sie uns, Monsieur le Marquis, mit ihren Kaloſchen, auf unſerm Parquet, mehr als dieſe Seeungeheuer willkommen, und wir wünſchen auch die Zeit der Regner Lodbroge und der Innisfaile nicht wieder zurück, weil wir den Stein in der Halle doch liegen laſſen müſſen. Aber, als Soldaten betrachtet, war das ſchmutzige Häufchen wohl ſo brauchbar, als ihre Legion portant des casques dorés, ombragés d'une touffe de crins blancs en forme d'éventail; und wenn Voltaire voller Verwundrung ſpricht:

> Comment ces courtisans doux, enjoués, aimables.
> Sont-ils dans les combats des lions indomptables?
> Poême de Fontenoy.

ſo ließe ſich das Räthſel wohl noch erklären — weil es eigentlich auf das Comment ankommt.

Ueber die Verbeſſerung der Landſchulen.

Unſre Philantropen ſind nicht damit zufrieden, Menſchen für ihren Wirkungskreis zu bilden; ſie wollen, wie es ſcheint, die Gattung veredeln. Die Pflanze ſoll vollkommner in ihren Töpfen gedeihen, und in die alte Erde verſetzt, künftig allen Witterungen trotzen. Was will man nicht alles aus Bauernjungen erziehen? Aufgeklärte, polemiſche Chriſten, Patrioten, Weiſe, die, mit ihrem Zuſtand zufrieden, gegen alles Leiden gewappnet ſind, Philoſophen, welche Urſache und Wirkung, Grund und Verhältniß, Wahrheit und Irrthum erklären. Der Knabe ſoll's begreifen, das Gehorſam, Zwang und Druck Befeſtigung ſeiner Wohlfahrt ſind, ein Satz, der dem Greiſe nicht anſchaulich einleuchtet, wann man ihm ſeinen Sohn exportirt, oder wann er ſeinen Acker verlaſſen und das Land ſeines Herrn pflügen muß. Und was fordert man, um alle dieſe Wunder zu wirken? Nur die Kleinigkeit, eine Heerde ächter Menſchenkenner, die, wie Sokrates, ſpielend Weisheit einflößen, und jedem Alter, jedem Geiſte verſtändlich ſind, die jeder eigenen Empfänglichkeit tiefſinnig nachſpüren, in alle vielartige Triebfedern des Willens eingreifen, und jedem Kinde ſein verdauliches Theil Unterricht mit der Wage des Sanktorius zuwägen. Ich wünſche unſern Zeiten Glück, wenn die Reſewitze, die Baſedowe, die Salis, die Rouſſeaus, die Condillacs ſo zahlreich ſind, und wenn man ſie für hundert Thaler zu jeder Dorfſchule miethen kann.

Und doch iſt die Frage, was ſich von der überfeinerten Erziehung erhält, wann der abgerichtete Zögling, in die verwilderte Welt geſchleudert, unter allen Leidenſchaften ſeines Alters herumtreibt. Wird gegen mächtiges Gefühl etwas übriggebliebener Wortkram verſchlagen? Und die Ahndung entfernter Folgen den Reiz des Genuſſes überwinden? Auf dem Lande, wo Sklavenarbeit auch wieder Sklavenfreude fordert, wie des Hundes, der ſeiner Kette entrinnt? Wie behauptet ſich Lehre gegen das Beiſpiel der Alten, das wenig Tugenden predigt? Wie ein Sittenſpruch gegen manche Erfahrung, daß eine Lüge fruchtet, eine Wahrheit ſchadet, und der Betrug oft beſſer gelingt als die Redlichkeit? Ferne ſei's, daß ich Arbeit und Wünſche würdiger Menſchenfreunde tadeln ſollte. Ich bin von dem elenden Zuſtand unſrer Schulen überzeugt; und warum ſollten ſie nicht verbeſſert werden können? Aber erwartet keine Sprünge, keine ungeheure Revolutionen, weder im Reiche der Natur, noch der Vernunft.

Bildung der Seele bis ins vierzehnte Jahr iſt nichts mehr, als was in dieſem Alter Ringen und Laufen, Heben und Tragen für den Körper iſt, noch nicht beſtimme Anwendung, ſondern Uebung, Prüfung, Entwickelung der Kräfte. Im jungen Geiſt iſt nichts geſchäftig, als Gedächtniß und Einbildungskraft; jenes ſoll genährt, nicht überladen, dieſe erwärmt und nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit ſchränkt ſich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch beſtändige Ermunterung zu der beſten Richtung ſanft zu lenken, und an ihrer Sinnlichkeit vorſichtig zu bauen.

---

*) Den er, nach einem Dekret des Senats, beſtändig tragen durfte.

**) Wie tauſend Wellen gegen die Felſen rollen, ſo kam Swaron's Heer heran; wie ein Fels tauſend Wellen empfängt, ſo empfing Innisfail Swaran.

***) Jeder läuft ſeinen Feind zu umfaſſen. Ihre nervige Arme ſchlingen ſich um einander: ſie kehren ſich von Seite zu Seite, und ſtrecken und dehnen am Boden ihre großen mächtigen Glieder.

Predigt darum weniger Religion und Tugend, ſondern, wie ein großer Schriftſteller ſagt, umringt die Seelen der Jugend damit. Laßt alles, was heilige Ehrfurcht verdient, immer in feierlichem Ernſt und Würde erſcheinen. Tief haftet ſinnlicher Schauer, und ſtimmt auf immer Begriffe von Gott und Erwartung eines künftigen Lebens. Auch uns Klügere befriedigt über das Unſichtbare Empfindung mehr als Erklärung, und Wortkram und Beweiſe verwehn bei dem Knaben, wie Schall in der Luft. Lehrt Kinder Wohlthun durch Wohlthaten lieben, ehrt jede kindliche Tugend, Mitleiden, Güte, Dankbarkeit, pflegt jede junge Freundſchaft, die alle Freuden des Lebens verherrlichet, und erſtickt in keinem Herzen die Blume Edens, Fröhlichkeit, die freiwillig keimt, aber in ihrer zarten Blüte oft durch einen Hauch getödtet wird. Ein froher Knabe wird ohne Kunſt ein zufriedener und ein glücklicher Mann.

Wo finden wir Lehrer? Darauf kommt freilich alles an. Schulgeſetze, vorgeſchriebene Methoden haben noch niemand erleuchtet, und es läßt ſich keine Klugheit verordnen. Seminarien ſind nur in großen Ländern möglich, und ich verlange keine Kandidaten des Predigtamts, wenn die Schule das Fegfeuer und die Kanzel der Himmel ſein ſoll. Meine Lehrer müſſen ihren Beruf als eine gewählte Beſtimmung ihres Lebens innig lieben, und fern bleibe von meinem Knaben die Blendlaterne, Kompendienweisheit. Aeltere Schüler aus den Gymnaſien ſind ſelbſt nur ältere Knaben, ganz ohne Menſchenkenntniß, und ohne Sanftmuth und Geduld. Nur die Klaſſe bleibt übrig, aus welcher man unſere Dorfſchulen gewöhnlich beſetzt, Schulmeiſterſöhne, Söhne armer Prieſter und kleiner Beamten, die, fertig im Leſen, Schreiben und Rechnen, einen Schuldienſt als das Ziel ihrer Wünſche betrachten, und ſich bis dahin mit Dienen ernähren. Knechte für den erhabenſten Beruf der Menſchheit? — Wer hat die Söhne der edelſten Römer erzogen? Ich verlange für meine Bauernjungen keine Lehrer aus einer höheren Kaſte.

Meine Bedingungen ſind erfüllt, wenn ihr Charakter ſanft, folgſam, ihr Verſtand offen, unverderbt, ihr Wandel ſittlich iſt. Ihre Vorbereitung wird in einer Normalſchule vollendet, deren Einrichtung Muſter und Geſetze für alle Schulen des Landes ſein wird. Jeder künftige Schulmeiſter muß darin ein ganzes Jahr gearbeitet haben.

Zu Lehrern dieſer Normalſchule ſind ein Paar aufgeklärte Männer nöthig, die reichlich bezahlt werden müſſen. Warum ſollten ſie nicht eben ſo gut als ein wohlverſorgter Prieſter bedacht ſein, der der Blüthe wartet, da jene den Baum an der Wurzel pflegen? Warum hat man immer den Erinnerer ſo ſehr über den Lehrer erhöht?

Ich fordere wenig Wiſſenſchaft, nur Eine Gabe Baſedows, ohne welche keine Erziehung gelingt, — das Talent, die Freundſchaft der Jugend zu gewinnen. Alles iſt verloren, wenn der Knabe Unterweiſung als eine Plage flieht, und ſich irgendwo glücklicher als in der Geſellſchaft ſeines Lehrers fühlt.

Religion iſt der ehrwürdigſte Theil des Unterrichts. Ich rede nur furchtſam davon. Das Chriſtenthum iſt leider! eine Wiſſenſchaft geworden, und wer begehrt den Rath eines Laien? Allgemein giebt man zu, daß eine brauchbare Anweiſung, welche die Glaubenslehren dringend und deutlich und für die Kinder begreiflich enthält, noch unter die frommen Wünſche gehört. Ein ſolches Lehrbuch iſt allerdings ſchwer. Nicht, weil es nicht angeht, die Wahrheiten unſers Glaubens in einen verſtändlichen Vortrag zu kleiden, ſondern weil man dazu eine Sprache wählen müßte, die den Wächtern in Zion zu unſymboliſch und darum zu gefährlich klingt. Wonne dem wohlthätigen Mann, der ſich an die bedenkliche Arbeit wagt! Ihn müßte Chriſtus Lehrart erleuchten, der wenig Geheimniſſe predigte, aber innig Liebe empfahl, der gern tröſtete, ſelten dräute, und ſich immer zum Begriffe ſeiner Zuhörer herabließ, der nichts tiefſinnig erklärte, ſondern durch Beiſpiele und Gleichniſſe ſprach, und der ſeine himmliſche Weisheit nie durch ſchulgerechte Schlüſſe bewies.

Ins Lehrbuch der Religion gehört zugleich die Moral, eine Frucht des nämlichen Baums. Beide ſind Geſetze der Liebe. Alles Glück der Menſchen ruht auf dem Rath: Begegne deinem Nächſten, wie du wünſcheſt, daß er dir begegne. Wenn dieſe Liebe mehr im Herzen, als im Verſtande, durch Beiſpiele mehr als durch Worte in der Jugend erweckt wird, ſo gedeiht ſie gern in jedem Buſen. Hiemit ſollte man, nach dem Rath der wohlthätigen Kaiſerin*), einen faßlichen Auszug der Landesgeſetze verbinden; denn der Bauer ſollte wiſſen, was das Geſetz von ihm fordert, damit er es nicht durch unverſchuldete Strafen, oder mit ſeinem Untergang durch Rabuliſten erfahre.

Ein Satz würde nach dem andern vorgenommen nicht durch peinliche Verhöre, nicht durch Auswendiglernen ohne Verſtand, ſondern der Lehrer muß ſich, nach Schloſſers und Rochows Rath, im Tone des Geſprächs mit ſeinen Schülern unterhalten, und jede Wahrheit ſo lange durch Fragen und Exempel erläutern, bis der Schüler, ohne die Worte des Lehrers zu wiederholen, den Sinn begreiflich machen kann. Eher haftet nichts, und dieſer Verſuch iſt Probe des Eindrucks. Aeltere Schüler ſchreiben ihren Begriff nach Vollendung des Unterrichtes nieder. Nichts berichtiget die Erkenntniß mehr, als wenn man zu dem Gedanken den ſchriftlichen Ausdruck finden muß.

Fertiges Rechnen und Schreiben iſt dem Landmann unentbehrlich. Letzteres würde nach geſtochenen Vorſchriften geübt; es iſt eben ſo leicht eine gute Hand, als eine ſchlechte zu lernen. Zur Erholung würde zuweilen aus Gellerts faßlichſten Schriften etwas laut vorgeleſen. Strafen beſtünden im Herunterſetzen und im Ausſchließen von Ergötzlichkeiten; Belohnung, außer dem Heraufrücken, wäre eine Bank im Chor der Kirche, die Bank der guten Schüler genannt. Der Abt von Sagan ſchlägt die Konduitenliſten vor, ein Einfall, der mit den Regimentsliſten verwandt iſt. Man muß durch die Form die Sache nicht erſchweren. Dafür iſt's genug, wenn auf jeder Kirchenviſitation jeder Lehrer einige der beſten Schüler nennt, und dieſe werden mit kleinen Geſchenken an Büchern und Kleidungsſtücken erfreut.

Aufſicht über die Schulen blieben bei dem Konſiſtorium; aber ein Mitglied deſelben wird zum Schulinſpektor ernannt, der den Superintendenten auf die Viſitationen begleitet, und die Geſchäfte der Schulen in der Verſammlung vorträgt. Auf ſeinen Vorſchlag würden auch die fleißigſten Lehrer durch außerordentliche Geſchenke ermuntert.

Aber, ruft mir ein wärmerer Jugendfreund zu, die Seele der Bauern iſt höherer Aufklärung fähig. Man muß mit einer verſtändlichen Logik anfangen, als Wiſſenſchaft die Vernunft zu gebrauchen. — Vermuthlich, weil die Profeſſoren der Logik die allervernünftigſten Menſchen ſind? — Und ſoll, frägt man ferner, der Bauer in ſeinem Beruf unwiſſend bleiben? Nicht den Ackerbau nach richtigen Vorſchriften lernen, damit endlich die ſchädlichen Vorurtheile ſchwinden? — Freilich iſt nichts herrlicher als Theorie, und wir würden alle beſſer chauſſirt ſein, wenn der künftige Schuſter ſein Handwerk nach Grundſätzen lernte.

Wird der Knabe ſeinen Vater bekehren? Oder glaubt ihr, wenn er heranwächſt, wenn er endlich ſelbſt ein Eigenthümer wird, daß er nun ſeinen geübten Landesgebrauch auf das Anſehen ſeines Schulmeiſters ändert? Lehrt durch Beiſpiele, ihr klügeren Wirthe! Wenn eure Künſte Vortheil bringen, ſo wird der Bauer ſinnlich zur Nachfolge gereizt. Dennoch fährt mein wohlgeſinnter Erziehungslehrer fort, kommt und ſeht, was in einer höheren Sphäre die Salis, die Baſedowe mit ihrer Jugend ausrichten, wie die Rochowe ihre Bauernjungen erziehen! Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir durch Dünger, Koſten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wieſe zu erſchaffen; aber die Kunſt, die Lüneburger Haide urbar zu machen, iſt darum noch nicht erfunden. Wer in unſerer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches ſagen, und wenig Gutes thun.

Ein Zweikampf, wie es wenige giebt.

In einer franzöſiſchen Garniſon ward ein junger Offizier eines Verſehens wegen auf die Wache geſetzt. Als er nach überſtandner Strafe ſich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieſer ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermahnung empfing, verlor der junge Ritter ſo ſehr alle Gelaſſenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbſten Schimpfwörter ausſtieß. Der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme: Ich zittre, wie du ſiehſt. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernſten Grenze des Reichs. Sie ſchlugen ſich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konnte.

Kaum erſchien er wieder, ſo war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Alſo hat der Stoß durch die Ribben meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie beſtehen darauf — aber auf Kugeln.

---

*) Instruction pour la Commission des loix.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig danieder.

Der Sohn erſchien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fordre Genugthuung. — Sie ſind, wie ich ſehe, ſchwer zu befriedigen; geben Sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter verſammelte die Kapitäne des Regiments, und trug ihnen die Sache, als kompetenten Richtern der Ehre, vor. Bin ich ſchuldig, fragte er, mich ſo lang herum zu ſchlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: Haben Sie denn den Alten ſchon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten Sie den Anfang machen ſollen. — Der Ritter folgte. Als er aus der Thür des Alten trat, kam ihm der Sohn mit offnen Armen entgegen: Ich bitte um Ihre Freundſchaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum ſagten Sie mir nicht eher, was Sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konnte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht ihn zu rächen.

Ihr Geſetzgeber, Satirenſchreiber, Philoſophen, wollt ihr dieſen Herausforderer für infam erklären?

Eine Wundergeſchichte.

Um jede Dame an ihrem Nachttiſch ſchwebt, wie Pope lehrt, ein Heer unſichtbarer Sylphen, um die neue Schöpfung zu vollziehen. Einer bläſt auf der bleichen Wange die Stäubchen des Karmins zurecht, andre wiegen ſich auf der ſpielenden Locke, andre zerren am treuloſen Buſenſchleier, und einer muß ſich oft in der hohlen Schnürbruſt, wie ein kleiner Siſiphus, martern. Viele ſind über das mannigfaltige Werkgeräthe der Schönheit geſetzt. Aus dieſer Mythologie läßt ſich ein ſeltener Vorfall erklären, der ſich in meiner Gegenwart neulich bei Themiren zutrug. Ihr Spiegel fing an reden; hört, was der Unbeſcheidene ſprach:

„Ich habe Ihnen gnädige Frau, viele Jahre redlich gedient, und ſie beehren mich dafür mit einem Vertrauen, deſſen ſich kein anderes Stück Ihres Nachttiſches rühmen kann. Sie ſchienen mit mir zufrieden zu ſein, wenn ich anders Ihr holdes, gefälliges Lächeln recht erkläre. Dieſe lange Bekanntſchaft giebt mir ein Recht zur Aufrichtigkeit. Von nun an darf ich Ihnen einige Fehler nicht verbergen, und vielleicht iſt dann Ihre Gnade vorbei.“

„Täglich ſagt' ich Ihnen, daß Sie ſchön und reizend ſind; wenn ich nun mein Wort zurücknehme? Themire, die Welt iſt in ihrem Urtheil mit mir einig; hören Sie von Ihrem alten Freunde in Ihrem Zimmer geduldig eine Wahrheit, die man ungern in den Blicken einer großen Verſammlung lieſt. Ich bin ein gefährlicher Liebling; zu lang darf man mit mir nicht umgehn. Fragen Sie mich ſeltner um Rath. Es giebt Verdienſte, die meines Beifalls nicht bedürfen. Sie können ſehr angenehm ſein, wenn ich auch noch ſo übel von Ihnen rede.“

Themire ward rings um Ihre Schminke bleich; eine Thräne ſtieg ins zornige Auge; ſie ſtieß verächtlich den geſchwätzigen Spiegel vom Tiſch, daß er in kleine Stücke zerbrach. Ich hörte ein leiſes Lachen des befreiten Silfen, der durch das offne Fenſter — ſeinen Abſchied nahm.

Ueber Klopſtock.

(Fragment.)

Ich habe Tellows Briefe an Eliſa mit innigem Vergnügen geleſen. Mögen ſie doch für den größten Haufen manch unwichtiges enthalten; mich intereſſirt jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; alles erneuert mir den Genuß beſſerer, vergangener Zeiten.

Als ich im Hauſe des unſterblichen Bernſtorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünſche glücklich war unter den beſten, edelſten Menſchen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntſchaft mit Klopſtock bildete ſich ſchnell, und in ſieben unvergeßlichen Jahren ſind, außer einer achtmonatlichen Reiſe, wenige Tage verfloſſen, worin wir uns nicht ſahen. Nie hat in dieſer Zeit ein Wölkchen Laune unſre Freundſchaft umdämmert; denn auch als Freund iſt Klopſtock

Eiche, die dem Orkane ſteht.

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuſchenden Schatten, er verkennt ſeine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, ſo währt's ewig, laß auf ſein Urtheil Wahrſcheinlichkeiten und künſtlich erlogene Thatſachen ſtürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniß einzelne Züge für die wenigen ſammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geiſteswolluſt gewährt. Alles iſt mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde, lebe, genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopſtock iſt heiter in jeder Geſellſchaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum ſeiner Dichtergaben aus, ſpottet nie bitter, ſtreitet beſcheiden, und verträgt auch Widerſpruch gern; aber ein Hofmann iſt er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verſtehe, der ſich geſchwind bei Höhern einſchmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntſchaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht ſchätzte, aber er ſchätzt den Menſchen noch mehr. Er forſcht tiefer nach innerem Gehalt, ſobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beſchimpfung, die kalte, beſchützende Herablaſſung der Großen. Darum muß nach dem Verhältniſſe des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopſtocks Achtung zu thun iſt. Selten findet ihr ihn in der ſogenannten guten Geſellſchaft, im Zirkel abgeſchliffener Leute, bei welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräg mehr kenntlich iſt, die ſich täglich ohne Liebe ſuchen, ohne Kummer verlaſſen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmauſen, wie eine Bürde, fortſchleppen — ſie ſind auf der Leiter der Weſen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befeſtigt, ſich ewig in der nehmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopſtock lieber mit ganzen Familien ſeiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten ſich mit. Wir ſuchten dann unwegſame Oerter, finſtre, ſchauervolle Gebüſche, einſame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, ſpäheten jedes Naturgeſicht aus, lagerten uns endlich unter einer ſchattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht ſelten miſchten wir uns drein. Oft zeigte Klopſtock einen fernen Baum. „Dorthin!“ rief er, „aber geradezu — wir werden auf Moraſt und Gräben treffen — ei Bedächtlicher! ſo bauen wir Brücken;“ — und ſo wurden Aeſte gehauen; wir rückten, mit Faſchinen beladen, als Belagerer fort, ſicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopſtock iſt immer mit Jugend umringt. Wann er ſo mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies iſt Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutſchland verdankt ſeiner Jugendliebe einige ſeiner beſſern Menſchen; unſre Stolberge und Karl Cramern hat ſeine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopſtocks Leben iſt ein beſtändiger Genuß. Er überläßt ſich allen Gefühlen, und ſchwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn ſie aus dem Kunſtwerk athmet, iſt die Kunſt ſeiner Huldigung werth; aber ſie muß wählen, was Herzen erſchüttert, oder Herzen ſanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und ſprechenden Ausdruck, eure Mieris, Netſcher und Slingelande feſſeln ſeine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm Bouchardons Tireſias, wie er die Schatten beſchwört, Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens ſterbenden Chriſtus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Muſik. Sie durchſtrömt ihn, wann ſie klagt wie die leidende Liebe, Wonne ſeufzet wie ihre Hoffnung, ſtolz daher tönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß ſie der Dichtkunſt nur dienen, des Sängers Stimme folgſam begleiten, nie das Lied verhüllen, ſondern leicht umſchweben wie der Schleier eine griechiſche Tänzerin. O, wie oft lauſchten wir an unſers Gerſtenbergs Klavier, wann er den holden Wechſelgeſang mit ſeiner zärtlichen Gattin anſtimmte!

Gerſtenberg lebte damals in Lynabye, nahe bei Bernſtorf, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil ſeiner Einkünfte verloren, aber in ſeiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

— Licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

Hier ſang er ſeinen unſterblichen Skalden, manches holde katulliſche Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiaſſe lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß ſie auch für die Sterne und die Gerſtenberge auf einer Sandwüſte keimt. Wir eilten zum einſamen Haus, und verließen Paläſte, wie man, durch le Notres Gärten, nach dem kunſtloſen Hain eilt.

Die freudigſte Zeit des Jahrs für Klopſtock war,

Wann der Nachthauch glänzt auf dem ſtehenden Strom.

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunſt Tialfs ihre Stelle.

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerſt am Maſte Segel erhob?
Ach! verging ſelber der Ruhm deſſen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentirt. Kaum daß der Reif ſichtbar wird, ſo iſt es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuſpüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Waſſerſammlungen bekannt, und er liebte ſie nach der Ordnung, wie ſie ſpäter oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn ſieht er mit hohem Stolze herab:

Säumſt du noch immer an der Waldung auf dem Heerd', und ſchläfſt
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der ſilberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling! nicht auf?

Eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter:

Nur ein Geſetz: wir verlaſſen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel ſinkt!

Wenn ich das Geſetz durch Gloſſen verdrehte, oder es brach, ſo ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte ſein Scharfſinn alle Geheimniſſe der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythiſchen Apolls; ſchöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer ſchätzt er gleich nach den Deutſchen, weil ſie ihre Tyrannen verjagten, und die beſten Eisläufer ſind. Einſt traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachſinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — Wird es wohl gar ein Partagetraktat? oder ein Syſtem eines beſſern Staatsgleichgewichts? — Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere; wenn man dieſe Flüſſe verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unſrer Fürſten noch würdig, denn ſo hätte man Deutſchland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt. Er hat Geſetze für den Eislauf gegeben, mit einem Soloniſchen Ernſt. Ueber alles, auch über ſeinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm für eine Dame geſchrieben, die mich zum Kampf herausforderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend — wie Longin für die Zenobia ſchrieb. Andere Briefe beſitze ich wenig von dieſem lieben ſofiſtiſchen Nichtſchreiber. Ich ließe gern ſeine Scheingründe gelten, wäre nur ein andres Mittel bekannt, ſeiner abweſenden Freunde zu genießen. Aber die Noth iſt erfinderiſch. Viele ſeiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen laſſen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Inſtrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einſchicken?

In ſeiner ſchweren Geiſtesarbeit wird Klopſtock durch keinen Einbruch, keine Ueberraſchung geſtört. Ich hab' ihn, als er Herrmanns Schlacht und manche ſeiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürriſch; ja es ſchien, als wenn er ſich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopſtock iſt dunkel. Tellow hat ihn gründlich vertheidigt. Grabt in der Mine, ſo findet ihr Gold, oder wann euch das zu mühſam wird, ſo lest Ueberſetzungen von Junker, oder Collier's Kubachiade. Freilich feilt er ſo emſig die Sprache, ſchneidet ſo ſtreng den Ueberfluß weg, wägt ſo empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaaß und Wortlaut zu, ſchöpft ſo anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es ſo gemächlich nicht angeht, alle Nüancen ſeiner Darſtellung zu haſchen. Oft ſchreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit ſeines Geiſtes Sitte vertraut ſein, wenn man ihm ſicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, verſteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch ſeine Schöpfungen führt; und darum iſt es nützlich und gut, daß jetzt ſchon Tellow ſeine Oden kommentirt.

Von Klopſtocks poetiſcher Ordnung, von ſeinem Goufre, der Schriften verſchlingt und wieder auswirft — disjecta membra poetae — ließe ſich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt: ich habe Klopſtocks Papiere einſt in lauter goldenen Umſchlägen gekannt, zierlich auf ſeinem Schreibtiſch geordnet, wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit ſeines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Luſt hat, darf ihm nur ſeine Gedichte in Goldpapier zuſchicken.

Ein Brief, im Jahre 1768 auf einer Reiſe im Gefolge des Königs von Dänemark geſchrieben.

Paris den 20. Nov. 1768.

Wer Luſt hat einen Weiſen zu ſehen, unter dieſem ſibaritiſchen Volke, der nahe ſich ehrerbietig, wie man ſich den Gängen der Akademie zu Platons Zeiten nahte, um fünf Uhr Nachmittags den Zimmern der Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, wo, in einem auserleſenen Zirkel, Alembert erſcheint. Dies iſt der Mann, der aus ſich ſelber Fülle der Zufriedenheit ſchöpft, der, wie Cicero ſagt, omnia sua in se posita esse, humanosque casus virtute inferiores putat.

Er hat über den Werth der menſchlichen Dinge ſeine Prüfung vollendet, die Grenzen unſerer Erkenntniß umwandelt, und beſtimmt, mit mathematiſchem Scharfſinn, wo Wahrheit und Träume ſich ſcheiden. Wenn er, mit Bacons hellem Blick, alle Wiſſenſchaften durchſchaut, überall entdeckt, berichtigt, aufklärt, ſo übertrifft er den Britten durch ſeinen Geſchmack, durch ſein feines Gefühl des Schönen, und durch die Unſchuld ſeines Lebens. Er iſt eher kalt, als einladend; aber darum iſt Gefühl eigener Würde nicht Stolz bei dem Mann, der ſich auf der einmal erſtiegenen Höhe feſt hält. Strenge Wahl der Geſellſchaft iſt kein Eigenſinn, wenn man das kurze Leben nicht vertändeln will, unter leeren Köpfen, die ein Kompliment, wie ein Sonnenſtrahl Mücken, herbeizieht. In dem Kreiſe ſeiner Freunde, unter Menſchen, die er ſchätzt, iſt er gütig, ſanft, beſcheiden; dann theilt er ſich mit, hört ſittſam zu, ergießt ſich vertraulich, und nimmt alle Herzen ein. Um die Gunſt der Mächtigen buhlt er nicht, ob er ſie gleich nicht ciniſch verachtet; aber er glaubt, daß ein wahrer Gelehrter klüger ihren Umgang meidet, weil ſich Freiheit nicht mit der nothwendigen Ehrfurcht für ihre Launen vereinigen läßt. Einer lebt indeß, der in allen Kampfſpielen der Tugend pulverem colligit olympicum, und Helden-, Bürger-, Dichter- und Weisheitskronen erſiegt hat. Friedrich ſchätzt ihn, und ſchreibt ihm ſchönere Briefe, als Trajan dem Plinius ſchrieb, ohne dafür zu verlangen, daß er ihm eine Lobrede vorleſe. Wenn Alembert von ihm, von ſeinem Aufenthalt in Sans-Soucy redet, ſo glänzt ſein Auge, und ſein Ausdruck erwärmt ſich. „Man kennt," ſagt er, „dieſen König allein durch ſeine Thaten; die Geſchichte wird ſie nicht verſchweigen; aber was er für die wenigen iſt, die mit ihm leben, verkündigt ſie nicht, wie er dann durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundſchaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König," ſpricht er, „ſteht für die Menſchen, und für die Menſchenherrſcher, wie die Regel des Polyklets für alle Künſtler da."

Katharinens Ruf und ſein Entſchluß, ihn abzulehnen, verherrlicht ſie beide. Es war ihrer Tugend gemäß, für ihren Sohn einen Erzieher zu wünſchen, den das Urtheil von Europa, wie einſt das Orakel den Sokrates für den Weiſeſten erklärte; er aber überzeugt beſcheiden, daß er nicht darein willigen durfte: „Warum ſollt' ich," fragte er freundlich, „die Vertrauten meines Herzens, den Himmel meiner Jugend verlaſſen, um mich in ein entferntes Land zu verpflanzen, das mir ewig fremd bleiben müßte? In meinem Alter hat der Geiſt ſchon unvergängliche Falten, der Geſchmack wird unbiegſam. Ich würde nicht in Rußland gefallen; mir würde dort alles zuwider ſein. Jetzt bin ich glücklich; ſoll ichs drauf wagen, ob ichs auch im Zwange der Höfe, unter tauſend Gefahren, ſein kann? Ueberfluß iſt äußerſt beſchwerlich, wenn man nur gebrauchen, und nicht verwalten mag. Pracht und Titel reizen mich nicht, oder ich hätte das Vertrauen der Kaiſerin weniger verdient. Es iſt wahr, die Philoſophie iſt alsdann nur ſchätzbar, wenn ſie thätig wird; eigener Vortheil darf hier nichts entſcheiden, und man ſollte keine Neigungen hören, wanns darauf ankommt, ausgebreitet nützlich zu ſein; aber ich habe meine Kräfte geprüft: alles, was ich in meinen Büchern lernte, iſt ein wenig Wiſſenſchaft und Genügſamkeit, nicht die ſchwere Kunſt Monarchen zu bilden."

Unter den Neuern erinnert mich Niemand ſo lebhaft, als er, an die Weiſeſten unter den Römern. So ſtelle ich mir des Cicero Freund, den Q. Lucilius Balbus vor *). Er mag reden oder ſchreiben, immer iſt es feſte ſtrenge Vernunft, Schlußfolge tiefer Unterſuchung; nie wird man gewahr, daß er einkleiden will; er fällt nicht in den lehrenden Ton; er ſchimmert nicht, aber er leuchtet hell; ſein Ausdruck iſt männlich und ſtark; es iſt immer der Styl, der ſich genau zum Gegenſtande ſchickt; er greift nicht nach den bunten Blumen, die man heutiges Tages über Gemeinſätze ſtreut. Leſen Sie

---

*) Qui tantos progressus habebat in Stoicis, ut cum excellentibus in eo genere Graecis compararetur. Cic. de Nat. Deor. L. 1

nur ſeine Vorrede zur Encyklopädie, wie er da mit Adlerflug alles Wiſſen überſchwebt und vereinigt, zu der edlen Abſicht, das Glück des Menſchen zu erhöhn. Als unſer König die Akademie beſuchte, las Alembert, wie es die Gewohnheit fodert, einen an ihn gerichteten Aufſatz vor, nicht im froſtigen Lobrednerſtyl, ſondern unter der Wendung, ſeine Wißbegierde zu preiſen, war es Xenophon, der die Regenten unterrichtet.

„Wahrheit,“ ſagt er, „iſt allein unſers Fleißes, unſerer Anſtrengung werth; wann ich eine neue Wahrheit in der Meßkunſt finde, ſo vertauſche ich ſie mit keiner Freude, nicht mit dem reineren Vergnügen, das ein Gedicht, oder ein vollkommenes Schauſpiel gewährt; denn meine Luſt iſt keine Täuſchung; die Seele legt zu der Summe ihres Reichthums etwas wirkliches hinzu. Wer mir,“ fuhr er fort, „eine neue Pflanze zeigt, iſt mir lieber als alle Dialektiker, die über Wahrſcheinlichkeiten vernünfteln; denn was iſt ihre Philoſophie? eine Meinung über Meinungen.“

Unter Männern dieſer Gattung, und ihre Anzahl iſt nicht klein, lernt man die Franzoſen anders ſchildern, als es unſere ſchreibluſtige Jugend gewohnt iſt. Geſunde, nervige Philoſophie, aufgeklärte Menſchenliebe erheben jetzo dreiſt ihre Stimmen. Die Nation thut Rieſenſchritte, und bebt, im Patrioteneifer, nicht vor der Geißel des Deſpotismus zurück. Freilich fällt es auf, daß die Regierung Wahrheit verträgt, und ihr nicht folgt, daß ſie noch immer kleine Vorurtheile heiligt, und erkannte Rechte der Menſchheit verletzt. Nach Voltaires, Alemberts, Diderots und Helvetius Schriften, iſt es ſonderbar, daß man in dieſem Lande die Calas rädert, die Chalotais peinigt, jedem Verbrecher vor ſeinem Tode noch die Folter als eine Zeremonie beibringt. Man begreift nicht, wie man nützliche Bürger zwar ſtaatsklug duldet, aber ihre Nachkommen geſetzlich für Hurenkinder erklärt, daß man immer noch Lettres de Cachet ohne Namen, Billette für die Baſtille, wie Theaterbillette, an die Miniſter austheilt, und das Volk der Raubſucht der Finanzhermandad ohne Schutz überliefert. Aber die Aufklärung ſteigt nur allmählig empor; lange harrt ſie in der niedern Gegend. Manche Staaten gleichen den Alpengebirgen; wohlthätige Fruchtbarkeit weit in der Mitte, und die Gipfel bleiben kahl.

Die Mode.

Freund, kein Erdenbürger handelt frei!
Alle feſſelt Modetirannei;
Sie, die Damen, ſüßen Herren, Zofen
Durch Jahrtauſende Geſetze gab,
Schwingt auch über ſteife Philoſophen
Eigenſinnig ihren Zauberſtab.

Sie verordnet Anſtand, Sprache, Ton,
Lehrmethoden, Deklamation,
Eigne Schönheitslinien für den Rücken,
Wann er ſich vor Hochgebornen beugt;
Sie gebeut Mißfallen und Entzücken:
Wir gehorchen; die Empfindung ſchweigt!

Aus dem Füllhorn, das ſie lächelnd hält,
Sieh, was alles auf uns niederfällt:
Prieſterkragen, Poſchen, Locken, Zöpfe,
Federbüſche, tiefer Ehrfurcht werth,
Für Dragoner und für Mädchenköpfe,
Oder für ein ſtolzes Schlittenpferd!

War einſt Bayard wohl nicht kühn genug,
Weil ſein tapfres Herz im Küraß ſchlug?
Sind es Helden, die in Tuch und Seide
Bebend jauchzen, wann die Kugel fehlt?
Oder hat die Mode blos zum Kleide
Geſtern Eiſen, heute Stoff gewählt?

Auf der Kanzel lehrte ſie vorhin
Hohle Seufzer aus der Bruſt zu ziehn,
Und nun rührt ſie durch ein ſchmachtend Lächeln,
Durch ein frei hinwallendes Gewand,
Durch Begeiſtrungsblicke, durch das Fächeln
Mit der ſanft erhobnen weißen Hand.

Sonſt war Ordnung Stolz der Wiſſenſchaft;
Auch der Kunſt verlieh ſie Nervenkraft:
Nun verhöhnen wir das Schulgeſchwätze,
Folgen ſchöpferiſchen Launen nur.
Sklaven ſeufzen unter dem Geſetze,
Freie herrſchen über die Natur!

Und ſo ſchwingt ſich, zum Genie erklärt,
Strephon kühn auf Yorik's Steckenpferd,
Trabt mäandriſch über Berg und Auen,
Reiſt empfindſam durch ſein Dorfgebiet,
Oder ſingt, die Jugend zu erbauen,
Ganz Gefühl, dem Gartengott ein Lied.

Gott der Gärten, ſtöhnt die Bürgerin,
Lächle gütig! Roſen und Schasmin,
Haucht Gerüche! Fliehet, Handlungsſorgen,
Daß mein Liebſter heute noch in Ruh
Sein Mark-Einſatz-L'hombre ſpiele — Morgen
Schließen wir die Unglücksbude zu!

Elend — ruft die Dame beſſrer Art,
Ball iſt Mode, Schauſpiel, Schlittenfahrt;
Von dem Pöbel angeſtaunt, beneidet
Freiheit athmen; Mann und Wirthſchaft fliehn;
In ein halbes Rittergut gekleidet,
Kinder für das Hoſpital erziehn!

Großen ſchmeicheln, ſich vor Niedern blähn;
Heiß umarmen, die wir heimlich ſchmähn;
Um kein Epigramm zu unterdrücken,
Keinen Fehler, kein Verdienſt verzeihn;
Silberlocken frühlingsähnlich ſchmücken;
In der Schule klug wie Wittwen ſein.

In des Lebens kurzem Poſſenſpiel
Iſt nur Freude, nur Genuß das Ziel,
Jauchzt der Muſenſohn, von Wonne trunken,
Er, der kühn auf Adlerſchwingen fliegt,
Bis er, zur Vernunft herabgeſunken,
In dem Vorſaal ſeiner Götter kriecht.

Meine Mode, ſpricht ein weiſer Mann,
Iſt, dem Staat zu dienen, wenn ich kann,
Nachbarn gleich im Rathe zu votiren,
Feiner Ketzer Argliſt durchzuſehn,
Hunderte gelaſſen zu verlieren,
Und das Wechſelreiten zu verſtehn.

Du, mein Erbe! ruft ein Reichsbaron, *)
Deine Wiſſenſchaft ſei guter Ton!
Handle dreiſt, gebärde dich beſcheiden,
Lerne leben, werde kein Pedant,
Tanze zierlich, wiſſe dich zu kleiden,
Und vergeſſe niemals deinen Stand!

Grazie macht an Verdienſten reich;
Werde keinem plumpen Deutſchen gleich!
Deutſch beleidigt unſrer Fürſten Ohren;
Nur Paris kann große Männer ziehn;
Freiherrn ſind zum Glänzen nur geboren;
Laß um Jugend ſich das Volk bemühn!

Ob du junger Unſchuld Kränze raubſt,
Dir Betrug und Ehebruch erlaubſt,
Ob dich heimlich Neid und Hochmuth quälen,
Das entehrt dich Erſtgebornen nicht;
Denn die Mode duldet ſchwarze Seelen,
Aber keine Flecken im Geſicht.

Und ſo gaukeln wir im Gängelband
Durch das Leben, an der Mode Hand,
Ohne daß ſie je zurückekehrten,
Die verträumten Stunden unſrer Zeit.
Wann wirſt du einſt wieder Mode werden,
Vätertugend, deutſche Redlichkeit?

Empfindungen.

Glücklich iſt nicht, wer im goldnen Zauber
Seiner Schlöſſer ſchmachtet nach Genuß,
Wer bei Harmonieen wie ein Tauber
Gähnt, und ſeiner Herrſchaft Ueberdruß
Auf ſich ſchwer, wie Felſentrümmer, fühlet,
Gern dem Marterdiadem entſagt,
Das ihm nicht die heiße Stirne kühlet,
Wann ihn ſchwarze Königsſorge plagt.

---

*) Chesterfield's Letters.

Laß ihn Schöpfer einer neuen Erde,
Felſen ebnen und Gebirg' erziehn,
Flüſſe lenken, laß auf ſein: es werde!
Freudenloſe Wüſten um ihn blühn;
Laß ihn ſchweben auf der Purpurwolke,
Näher dem Olymp, verehrt im Hain,
Bang umzittert von dem blinden Volke,
Und der Gott der Odendichter ſein;

In dem kalten, wonneleeren Herzen
Nagt der Ekel ſeiner Göttlichkeit,
Und er drängt ſich durch geweihte Kerzen,
Durch den Opferdampf, im Strahlenkleid,
Ach! umſonſt nach Freuden armer Hütten,
Seufzt nach Freunden, findet Knechte nur;
Blumen welken unter ſeinen Tritten,
Und vor ihm entfärbt ſich die Natur.

Wer umlocket ſeine bleichen Wangen
Freundlich mit dem frühbereiften Haar?
Und wer hängt mit innigem Verlangen
Aus der feilen Odaliken Schaar
An dem hohen Blick der Götterſöhne,
Unter'm Weihrauch, den ein Sklave ſtreut?
Ach! wer trocknet ihre ſtille Thräne
Durch den warmen Kuß der Zärtlichkeit?

Heil mir an der kühlen Felſenquelle,
Die zu Liedern reizet, und verſteckt
Unter Blumen rieſelt, endlich helle
Silberarme durch die Fluten ſtreckt,
Wann ich oft, des Tages Arbeit müde,
Einſam hier durch Eichengänge ſchlich!
Ach! dann fühlt' ich's, innrer Seelenfriede
Und des Herzens Unſchuld lohnten mich.

Iſt ſie's, die in jenen Büſchen lauſchet,
Und die Lilienſtirne ſchüchtern hebt,
Und nun leiſer durch die Blüten rauſchet,
Und jetzt kühner durch die Zweige ſtrebt?
Auch ich höre: Vater! rufen, lallen —
An der Tochter Hand erſcheint ſie mir.
Und ſie lächelt die Natur Gefallen,
Und der Weſte Schweigen huldigt ihr!

Ha! an ihren Buſen hingeriſſen
Junge Freudenthränen auszuſpähn,
Und den Thau der Wolluſt wegzuküſſen,
Weil der Liebe warme Seufzer wehn,
Und die Seele, aufgelöſt, ſchon freier,
Höher ſchwebt, die Erde ſchon verläßt,
Iſt zu viel — O Nacht, in deinen Schleier
Hülle unſrer Liebe Siegesfeſt!

David Theodor Auguſt Suabediſſen,

im Jahre 1773 geboren zu Melſungen, wo ſein Vater Juſtizamtmann war, erhielt wegen der Armuth ſeiner Eltern eine ſehr dürftige Vorbildung für die Academie, die er 1789 durch eine Freiſtelle an dem Stipendium zu Marburg beſuchen konnte. Bis 1793 war er durch eiſernen Fleiß ſo weit gekommen, daß er unter die Candidaten aufgenommen werden konnte. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer gewirkt hatte, erhielt er 1795 eine Stelle an dem Stipendium zu Marburg, dem er ſelbſt ſeine Bildung verdankte. Er wurde 1800 Profeſſor der Philoſophie an der hohen Landesſchule zu Hanau, legte dieſe Stelle aber 1803 nieder, um eine Erziehungsanſtalt in Homburg vor der Höhe zu begründen, die er bald nach Hanau verpflanzte. Seit 1805 bekleidete er mehrere Stellen an Schulen in Lübeck, ſeit 1812 desgleichen in Caſſel, woſelbſt er auch Inſtructor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Heſſen, jetzigen Kurprinzen und Regenten war. Endlich wurde er 1822 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Marburg angeſtellt; er hatte die Titel eines Doctors der Philoſophie und den einen kurheſſiſchen Hofraths. Jetzt wandte ſich ſein bisher beſonders auf Pädagogik gerichteter Sinn ausſchließlich der Philoſophie zu, die ihn ſchon als Jüngling unwiderſtehlich angezogen hatte. Erhard Schmid's, Reinhard's und endlich Kant's Schriften ergriffen ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt. Doch ſtrebte er ſchon damals die ſtarre Form des Lehrgebäudes zu durchbrechen und ſo ſuchte er nun bei Spinoza, Fichte, Schelling und Jacobi eine freiere philoſophiſche Ueberzeugung. Ueber der Bearbeitung einer von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Copenhagen geſtellten Preisaufgabe, die er glänzend löſte, befeſtigte ſich ſeine eigene Anſicht, von Kant losgeriſſen, jedoch ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung. Auch ſeine zweite Preisſchrift, über die innere Wahrnehmung, wurde 1808 in Copenhagen gekrönt. So entwickelte er auch in Marburg eine ausgezeichnete Wirkſamkeit, welcher am 14. Mai 1835 durch den Tod ein Ziel geſetzt ward.

Er gab heraus:

Aufſätze, pädagogiſchen Inhalts. Leipzig, 1804.
Reſultat der philoſophiſchen Erforſchungen der menſchlichen Erkenntniß von Plato bis Kant. (Preisſchrift.) Marburg, 1805.
Briefe über den Unterſchied in der Erziehung von Knaben und Mädchen. Lübeck, 1806.
Ueber die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.
Die Betrachtung des Menſchen. Caſſel und Leipzig, 1814—18. 3 Thle.
Wiederherſtellung des Chriſtenthums durch Luther. Berlin, 1818.
Philoſophie und Geſchichte. Leipzig, 1821.
Zur Einleitung in die Philoſophie. Marburg, 1827.
Die Grundzüge der Lehre von dem Menſchen. Marburg, 1829.
Von dem Begriffe der Pſychologie. Marb., 1830.

S. iſt nur als Eklectiker zu betrachten, denn zu einem eigenen durchgebildeten Syſteme gelangte er nicht; demungeachtet aber hat er als philoſophiſcher Denker, wie als Pädagog die Wiſſenſchaft zu ſeiner Zeit durch ſeine Beſtrebungen und Leiſtungen weſentlich gefördert.

Suchenwirth, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtoph Joſeph Sucro,

am 14. December 1718 zu Königsberg geboren, bezog 1738 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren und wurde Magiſter der Philoſophie. 1743 erhielt er die Profeſſur der Philoſophie und der griechiſchen Sprache, ſpäter die der Beredſamkeit am academiſchen Gymnaſium zu Coburg. Er ſtarb daſelbſt am 8. Juni 1756.

Seine Schriften ſind:

Lehrgedichte und Fabeln. Halle, 1747.
Kleine deutſche Schriften, herausgegeben von G. C. Harleß. Coburg, 1769.

S. war eigentlich durchaus kein Dichter, wußte aber zu damaliger Zeit nicht ohne Geſchick die Form zu behandeln und gute und geſunde Gedanken und Lehren in ein leidliches poetiſches Gewand zu kleiden.

Johann Joſias Sucro,

der jüngere Bruder des Vorigen, war wie Jener in Königsberg geboren und lebte als Cadetten-Prediger zu Berlin, woſelbſt er 1750 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Die beſte Welt, Lehrgedicht. Halle, 1747.
Sammlung auserleſener Gedichte. Halle, 1747.
Erfahrungen. Brandenburg, 1758 — 66. 4 Thle.
Parallelen. Brandenburg, 1760.

Der jüngere S. beſaß noch etwas mehr Talent als ſein Bruder, doch beſchränkte er ſich auch nur auf didactiſche Stoffe, die er nicht ohne Geſchick behandelte.

Daniel Sudermann,

1550 zu Lüttich geboren, brachte ſeine Jugend — nach ſeinen eigenen Aeußerungen — an Höfen zu und lehrte ſpäter im Geiſt Schwendfeld's zu Straßburg, wo er im erſten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts geſtorben ſein muß.

Gleichnuſſe, in welchen durch Vorſtellung leiblicher Figuren gar ſchöne geiſtreiche Lehren fürgebildet werden. Straßburg, 1624—26. 2 Thle.

Ein eifriger Schwärmer, der jedoch nicht ohne Talent für das religiöſe Lied war.

Johann Georg Sulzer,

am 16. October 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, das jüngſte von 25 Kindern, die ſeinem Vater; Rathmann und Seckelmeiſter, geboren wurden, verlor an demſelben Tage ſeine beiden Eltern und konnte von dem kleinen Erbtheil kaum zu ſtudiren hoffen. Der republikaniſche Sinn ſeiner Landsleute hauchte ihm früh unbegränzte Freiheitsliebe und der Abſcheu, den ſeinem Vater die Verfolgung der franzöſiſchen Reformirten einſt gegen allen Parteihaß eingeflößt hatte, dieſelbe Toleranz in Glaubensſachen ein. Ohne große Neigung kam er, um Theologie zu ſtudiren, 1736 mit ſchwachen Vorkenntniſſen auf das akademiſche Gymnaſium nach Zürich. Wolfs Metaphyſik regte ihn zuerſt zum Denken an. Große Männer wirkten von nun an auf ſeinen ſchwer zu erweckenden Geiſt, unter denen der Theolog Zimmermann, der Naturforſcher Johann Geßner, endlich Bodmer und Breitinger die bedeutendſten waren. Doch blieb ſeine Neigung zur Mathematik vorherrſchend, ja aus Freude an mechaniſcher Arbeit erlernte er die Buchbinderei auf das Gründlichſte. 1739, nachdem er ohne eine eigentliche Univerſität beſucht zu haben, ſeinen theologiſchen Curſus vollendet hatte, wurde er ordinirt und als Vicar dem Pfarrer zu Maſchwanden beigegeben. Kränklichkeit nöthigte ihn, dieſe Stelle gegen die eines Hofmeiſters im Schloſſe Wyden an der Thur zu vertauſchen: auch hatte ſich ſchon ſein Geiſt immer mehr von der Theologie der Naturwiſſenſchaft zugewandt. Eine ähnliche Stelle bekleidete er ſeit 1743 in Magdeburg. Hier war es, wo ihm durch Bekanntſchaft mit mehreren Dichtern, namentlich Gleim, die früher nicht geahnte hohe Bedeutung der ſchönen Wiſſenſchaften aufging. 1747 nahm er einen Ruf als Profeſſor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnaſium in Berlin an, 1750 ward er in die königliche Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Der Tod ſeiner geliebten Gattin nöthigte den Tiefgebeugten, eine Reiſe in ſein Vaterland zu machen; von 1762 bis 1763 blieb er dort und fühlte ſich ſo von ihm gefeſſelt, daß er 1763 um Entlaſſung von ſeiner Stelle anhielt, um ſein Leben in der Schweiz zu beſchließen. Aber der König erhielt ihn Berlin durch eine ehrenvolle Anſtellung an ſeiner neugegründeten Ritteracademie, auch ſchenkte er ihm ein Gütchen in Moabit. Jetzt lag ihm vor Allem die Regulirung der ſehr in Unordnung gerathenen Verhältniſſe der Oeconomie und eine Reform des Joachimsthaler Gymnaſiums ob; 1770 mußte er mit Sack und Spalding die Schulen von Kloſter Bergen, Stargard und Stettin unterſuchen. Aber ſeine Geſundheit begann mehr und mehr zu wanken; auf Haller's Rath bereiſte er 1775 die Schweiz, Südfrankreich und die Lombardei. Auf dieſer Reiſe erfreute ihn des Königs Gnade durch Ueberſendung des Titels eines Directors von der philoſophiſchen Facultät ſeiner Ritteracademie. Er kehrte nach Berlin zurück, aber ſeine Kräfte ſchwanden ſichtbar, und am 25. Februar 1779 machte der Tod ſeinem reichen Leben ein Ende.

Seine Schriften ſind:

Lobrede auf den König. Berlin, 1758.
Moraliſche Betrachtungen über die Werke der Natur, herausgegeben von Sack. Berlin, 1741.
Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Leipzig, 1772—74; neu 1792—94. 4 Thle.
(Literariſche Zuſätze von Blankenburg. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.)
(Nachträge von Schatz und Dyck. Leipzig, 1792—1808. 8 Bde. 8.)
Philoſophiſche Schriften. Leipzig, 1773—85. 3 Thle; neu 1800.

Ueber S. urtheilte am Treffendſten der große Herder im Octoberhefte des deutſchen Merkurs vom Jahre 1781 S. 30—35, wo er von ihm ſagt: „S's Verdienſte ſind die eines Pädagogen und Philoſophen, beide Worte im edelſten Verſtande genommen. Der Klang, der er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, iſt außer meinem Urtheil. Als practiſchen Philoſophen über die Erziehung und Unterweiſung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Verſuch (über Auferziehung und Unterweiſung der Kinder) an; ſein kurzer Inbegriff der Wiſſenſchaften, ſeine Vorübungen, die Einrichtung des Mitauiſchen Gymnaſiums, und viele Verdienſte, die er ſich um das Schulweſen in Berlin und andern preußiſchen Städten erworben, haben durch Rath und That dieſen kleinen Verſuch erhöhet. Wenn es nun wirklich keine nützlichere Philoſophie giebt, als die den Menſchen, das Kind, den Jüngling bildet, ſo hat S. einen Rang über manchen ſcharfſinnigen und nutzloſen Erfinder. Ich ſetze in dieſes Fach auch einige ſeiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur, über den Werth der Noachide, über die beſſere Anwendung der Künſte und ſonſt geſchrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber ſie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide iſt S. eigentlich kein ſtrenger Kunſtrichter, ſondern ein Freund des Dichters, der die moraliſchen Schönheiten ſeines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiſet, wie er es auch im großen Wörterbuche der Künſte oft gethan hat. Der moraliſche Nutzen, auf den er überall die Künſte und jede ſchöne Wiſſenſchaft angewendet wiſſen will, iſt edel und wünſchenswerth, vielleicht aber nicht immer, inſonderheit auf den Wegen, die er vorſchlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hinderniſſe, ſondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunſt ſelbſt wegen. Indeſſen ſind bei der großen Zweckloſigkeit und den zum Theil ſchändlichen Mißbräuchen, in die die beſten derſelben gerathen ſind, zu unſrer Zeit auch platoniſche Gedanken und Wünſche hierüber ſchätzbar. Als Philoſoph war S. ein Philoſoph des geſunden Verſtandes, der planen, nicht ſpitzfündigen Vernunft. Pſychologie war das Feld, wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meiſten glückte. Und giebt es in der ganzen Philoſophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld, als dieſes? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, ſeine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Weſen und die Unſterblichkeit der Seele ſind voll ſchöner Wahrnehmungen. Wenn ſie die Begriffe nicht allemal zur vollſtändigſten Deutlichkeit heben, ſo ziehen ſie ſie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor, und ſind dem Leſer, inſonderheit dem ſich bildenden Jünglinge ſo unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philoſoph emporſteigt, läßt er ſtehen, und zieht ſie nicht ſtracks nach ſich; ein anderer kann und mag weiter ſteigen. Das größeſte Gebäude endlich, das S. errichtete, iſt ſein Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte; ein dädaliſches, vielleicht unvollendetes und ein zu vollendendes Gebäude, das ſeinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erſte Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menſchen Leben hinausreichte; ſelbſt der Plan derſelben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indeſſen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es iſt wohl unleugbar, daß S. den Plan, den er in den Literaturbriefen bekannt machte, nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei ſo verſchiedenen Künſten nicht jedem Begriffe, jedem Hauptworte auf den Grund kommen; noch weniger in der, für jede zuſammenhängende Philoſophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältniſſe nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verſchiedenen Künſten verſchiedene Mitarbeiter waren, die gemeinſchaftlichen Ideen verſchiedener Künſte auf dem kürzeſten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. ſ. f. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern und wer einem, und zwar dem erſten Verſuche, das Geſchäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? S. hat angefangen; wer baut weiter? Man binde, leite, ſimplificire die Begriffe, wo ſie noch nicht recht gebunden und ſimplificirt ſind; man ſtelle die Künſte und ihre Theile mit mehreren Verhältniß gegen einander, als ſich bei dem erſten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; inſonderheit führe man auch die Begriffe der Kunſt genetiſcher in ihre Geſchichte, und ſchärfe hie und da, was bei S. zu rund, zu allgemein geſagt ſein möchte. Das Werk, wie es iſt, iſt ein Denkmal des philoſophiſchen Sinnes der Deuſchen, mit La Combe und ähnlichen Büchern ſo wenig zu vergleichen, als der Palaſt mit einer Marktbude. Wenn man S. zum Theil ſtrenge beurtheilt hat, ſo kam es davon her, daß man ihn nach ſeinem eigenen Plane beurtheilte, und in dieſen hohen Ideen lange auf das Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt iſt wohl Niemand in Deutſchland, der den Werth ſeines Buchs verkennt; und auch ſelbſt die Mängel deſſelben; daß S. ſich mehr auf dem Wege des ſchlichten, geſunden Verſtandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, ſind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die ſchönſten Artikel in ihm ſind auch pſychologiſch und pädagogiſch; hierunter ſind manche, die für ganze Abhandlungen der Academie gelten möchten. In dieſem Werk iſt S. eine ganze Academie ſelbſt. In den letzten Jahren ſeines Lebens that der kranke Weltweiſe eine Reiſe durch die ſchönſten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in ſeinen früheren Jahren ſo wahr, ſo fromm und edel geprieſen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Geſundheit zu holen; ſie konnte ihm aber denſelben für dieſe Welt nicht mehr geben. Er ging mit Geſinnungen, die ein Brief von Spalding in ſeinen letzten Tagen beſchreibt, in eine ſchönere Natur Gottes über.“

Ode[*].

(Dichtkunſt.)

Das kleine lyriſche Gedicht, dem die Alten dieſen Namen gegeben, erſcheinet in ſo mancherlei Geſtalt, und nimmt ſo vielerlei Charaktere und Formen an, daß es unmöglich ſcheinet, einen Begriff feſtzuſetzen, der jeder Ode zukomme, und ſie zugleich von jeder andern Gattung abzeichne. Von der Eiche bis zum Roſenſtrauch ſind kaum ſo viel Gattungen von Bäumen, als Arten dieſes Gedichtes von der hohen pindariſchen Ode bis auf die ſcherzhafte, niedliche Ode des Anakreons. Es ſcheinet, daß die Griechen den Charakter dieſer Dichtungsart mehr durch die äußerliche Form und Versart, als durch innerliche Kennzeichen beſtimmt haben. Die neuern Kunſtrichter geben Erklärungen davon, und beſtimmen ihren innern Charakter; aber wenn man ſich genau daran halten wollte, ſo müßte man manche pindariſche und horaziſche Ode von dieſer Gattung ausſchließen.

Nur darin kommen alle Kunſtrichter mit einander überein, daß die Oden die höchſte Dichtungsart ausmachen, daß ſie das Eigenthümliche des Gedichts in einem höhern Grad zeigen, und mehr Gedicht ſind, als irgend eine andere Gattung. Was den Dichter von andern Menſchen unterſcheidet, und ihn eigentlich zum Dichter macht, findet ſich bei dem Odendichter in einem höhern Grad, als bei irgend einem andern. Dieſes iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob zu jeder Ode mehr poetiſches Genie erfordert werde, als zu jedem andern Gedicht; daß Anakreon ein größerer Dichter ſei, als Homer: ſondern ſo, daß die Art, wie der Odendichter in jedem beſondern Falle ſeine Gedanken und ſeine Empfindung äußert, mehr Poetiſches an ſich habe, als wenn derſelbe Gedanken, dieſelbe Empfindung in dem Ton und in der Art des epiſchen, oder eines andern Dichters, wäre an den Tag gelegt worden. Was er ſagt, das ſagt er in einem poetiſchen Ton, in lebhaftern Bildern, in ungewöhnlicherer Wendung, mit lebhafterer Empfindung, als ein andrer Dichter. Mit einem Wort, er entfernet ſich in allen Stücken weiter von der gemeinen Art zu ſprechen, als jeder andere Dichter. Dieſes iſt ſein wahrer Charakter.

Deswegen aber iſt nicht jede Ode erhaben, oder hinreißend; aber jede iſt in ihrer Art, nach Maaßgebung deſſen, was ſie ausdrückt, höchſt poetiſch; ihr Ausdruck, oder ihre Wendung hat allemal, wenn auch der Inhalt noch ſo klein, noch ſo gering iſt, etwas Außerordentliches, das den Zuhörer überraſcht, mehr oder weniger in Verwunderung ſetzet, oder doch ſehr einnimmt. Um dieſes zu fühlen, leſe man die zwanzigſte Ode des erſten Buchs vom Horaz. Mäcenas bat ſich ſelbſt bei dem Dichter zu Gaſte; in der gemeinen Sprache würde dieſer ihm geantwortet haben: Du kannſt kommen, wenn du mit ſchlechterm Wein, als deſſen du gewohnt biſt, vorlieb nehmen willſt. Ein Dichter, der ſich nicht bis zum Ton der Ode heben kann, würde dieſes etwas feiner und witziger ſagen: Horaz aber giebt dem Gedanken eine Wendung, wodurch er den empfindungsvollen ſapphiſchen Ton vorträgt; und indem er ihn in einer hohen poetiſchen Laune vorträgt, wird er zur Ode.

---

[*] Aus Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte.

Es iſt alſo nicht die Größe des Gegenſtandes, der beſungen wird, nicht die Wichtigkeit des Stoffs, darin man den Charakter dieſes Gedichts zu ſuchen hat; es erhält ihn allein von dem beſondern und höchſtlebhaften Genie des Dichters, der auch eine gemeine Sache in einem Lichte ſieht, darin ſie die Phantaſie und die Empfindung reizet. So leicht es iſt, das Charakteriſtiſche dieſer Dichtungsart bei jeder guten Ode zu empfinden, ſo ſchwer iſt es, daſſelbe durch umſtändliche Beſchreibung zu entwickeln.

Da ſie die Frucht des höchſten Feuers der Begeiſterung, oder wenigſtens des lebhafteſten Anfalls der poetiſchen Laune iſt: ſo kann ſie keine beträchtliche Länge haben. Denn dieſer Gemüthszuſtand kann ſeiner Natur nach nicht lange dauern Und da man in einem ſolchen Zuſtande alles überſieht, was nicht ſehr lebhaft rühret, ſo ſind in der Ode Gedanken, Empfindungen, Bilder, jeder Ausdruck entweder erhaben, hyperboliſch, ſtark und von lebhaftem Schwung, oder von beſonderer Annehmlichkeit; alles Bedächtliche und Geſuchte fällt da nothwendig weg. Darum iſt auch die Ordnung der Gedanken darin zwar höchſt natürlich für dieſen außerordentlichen Zuſtand des Gemüthes, darin man nichts ſucht, aber einen Reichthum lebhafter Vorſtellungen von ſelbſt, von der Natur angeboten, findet; man empfindet, wie ein Gedanken aus dem andern entſtanden iſt, nicht durch methodiſches Nachdenken, ſondern der Lebhaftigkeit der Phantaſie und des Witzes gemäß. Es iſt darin nicht die nothwendige Ordnung, wie in den Gedanken, der ein zergliedernder, oder zuſammenſetzender Verſtand entwickelt, aber eine den Geſetzen der Einbildungskraft und der Empfindung gemäße, nach welcher der poetiſche Taumel des Dichters insgemein ſich auf eine unerwartete Weiſe endiget, und in dem Zuhörer Ueberraſchung oder ſanftes Vergnügen zurückläßt. Dadurch wird jede Ode eine wahrhafte und ſehr merkwürdige Schilderung des innern Zuſtandes, worin ein Dichter von vorzüglichem Genie, durch eine beſondere Veranlaſſung auf eine kurze Zeit iſt geſetzt worden. Man wird von dieſem ſonderbaren Gedicht einen ziemlich beſtimmten Begriff haben, wenn man ſich daſſelbe als eine erweiterte, und nach Maaßgebung der Materie mit den kräftigſten, ſchönſten, oder lieblichſten Farben der Dichtkunſt ausgeſchmückte *Ausrufung* vorſtellt.

Wir müſſen aber nicht vergeſſen, auch eine ganz eigene Versart mit zu dem Charakter der Ode zu rechnen. Man kann leicht erachten, daß ein ſo außerordentlicher Zuſtand, wie der iſt, da man vor Fülle der Empfindung ſingt und ſpringt, (dies iſt wirklich der natürliche Zuſtand, der die Ode hervorgebracht hat), auch einen außerordentlichen Ton und Klang verurſachen werde. Der Dichter nimmt da Bewegung, Wohlklang und Rhythmus, als bewährte Mittel, die Empfindung zu unterhalten und zu ſtärken zu Hülfe*). Ich habe anderswo eine Beobachtung angeführt, welche beweiſet, wie viel Kraft das Melodiſche des Sylbenmaaßes habe, um den Dichter in ſeiner Laune zu unterhalten**). In der Gemüthslage, worin der Odendichter ſich befindet, ſpricht man gerne in kurzen, ſehr klangreichen Sätzen, die bald länger, bald kürzer ſind, nach Maaßgebung der Empfindung, die man äußert.

Daher iſt zu vermuthen, daß jede wirkende Ode, ſie ſei hebräiſchen, griechiſchen oder celtiſchen Urſprunges, in dem Klange mehr Muſik verrathen wird, als jede andere Dichtungsart. Dieſes liegt in der Natur. Als man nachher die von der Natur erzeugten Oden zum Werk der Kunſt machte, dachte man vielfältig über das Sylbenmaaß nach, und das feine Ohr der griechiſchen Dichter fand mancherlei Gattungen deſſelben***). Die Anordnung der Verſe in Strophen, die nach einem Muſter wiederholt werden, ſcheinet blos zufällig zu ſein, ob ſie gleich jetzt beinahe zum Geſetz geworden.

Dieſes ſcheinet alſo der allgemeine Charakter aller Oden zu ſein.

In beſondern *Zügen* aber herrſcht eine unendliche Mannichfaltigkeit. In dem Ton iſt ſie entweder hoch, auch wohl durchaus erhaben, oder ſie iſt blos ernſthaft und pathetiſch, oder gar wohl nur klein, launiſch, oder lieblich. So viel Schattirungen des Tones von der durchdringenden Trompete und ſtürmenden Pauke, bis auf den ſanften Ton der Flöte ſind, ſo vielfältig kann der Ton ſein, in welchem der Odendichter ſingt: und in dem Ton iſt die Ode bald durchaus gleich, bald ſteigend, bald fallend. Eben ſo mannichfaltig iſt ſie in dem Plan, oder der Ordnung der Gedanken. Bisweilen läßt ſie uns den Dichter in lebhafter Empfindung ſehen, deren Veranlaſſung wir nicht wiſſen, bis er ganz zuletzt den Gegenſtand kurz anzeiget, der ihn in dieſen außerordentlichen Zuſtand geſetzt hat. So iſt Klopſtocks Ode an Bodmer. Der Dichter fängt ungemein feierlich und pathetiſch an:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmſten Wunſch
  Mancher Seligkeit goldenes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
  Wo ein Sterblicher gehen will.

In dieſem Ton und in dieſer Materie über die verborgenen Wege der Vorſicht fährt der Dichter bis gegen das Ende fort, ohne uns merken zu laſſen, wodurch dieſe feierlich ernſthafte Betrachtung veranlaſſet worden. Ganz am Ende entdecken wir ſie, da der Dichter ſie kurz anzeiget, und nun ſchweiget. Er kommt zuletzt auf dieſe Betrachtung:

Oft erfüllet er (Gott, der das Schickſal geordnet) auch, was das erzitternde
  Volle Herz kaum zu wünſchen wagt.
Wie von Träumen erwacht, ſehen wir denn unſer Glück,
  Sehens mit Augen und glaubens kaum.

Und nun zeiget er uns erſt die Veranlaſſung aller dieſer Betrachtungen, indem er ſchließt:

Dieſes Glücke ward mir, als ich zum erſtenmal
  Bodmers Armen entgegen kam.

Anderemal läßt der Dichter gleich anfangs den Gegenſtand, der ihn belebt, ſehen, verweilet ſich kurz dabei, verliert ihn denn aus dem Geſicht, und hält ſich bis ans Ende mit Aeußerung der Empfindungen auf, die er in ihm veranlaſſet hat. Ein Beiſpiel hievon giebt uns Horazens Ode auf den über die See fahrenden Virgil. Der Dichter zeiget uns gleich ſeinen Gegenſtand, indem er mit dem Wunſch anfängt, daß das Schiff, dem die Hälfte ſeiner Seele anrertraut iſt, glücklich fahren möge. Denn verläßt er dieſen Gegenſtand; die Sorge für ſeinen Freund führet auf verdrießliche Betrachtungen über die Kühnheit der Menſchen, die es zuerſt gewagt haben, die See zu befahren; dann kommt er in dieſer Laune auf noch allgemeinere Betrachtungen über die Verwegenheit der Menſchen, die alles wagt, was ſie nicht wagen ſollte, bis er mit dem übertriebenen Gedanken ſchließt:

Coelum ipsum petimus stultitia neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Iovem ponere fulmina.

Hier iſt alſo der Plan der angeführten Klopſtockiſchen Ode gerade umgekehrt. Beide zeigen uns den Gegenſtand, der den Dichter ins Feuer geſetzt, nur einen Augenblick, und halten ſich durch die ganze Ode bei der Wirkung deſſelben auf ihr Gemüthe auf.

Andremale füllt der Gegenſtand allein den ganzen Geſang aus. So iſt die zehnte Ode des Horaz im erſten Buche ein Lobgeſang auf den Mercurius, ohne die geringſte Ausſchweifung auf Nebenſachen; der Dichter wendet ſein Auge mit keinem einzigen Blick von ſeinem Gegenſtand ab. Klopſtocks Ode, *die beiden Muſen*, iſt eine höchſt poetiſche Beſchreibung des Gegenſtandes, ohne die geringſte Ausſchweifung auf Nebenſachen; und die meiſten Oden des Anakreons ſind liebliche Schilderungen eines Gegenſtandes, den der Dichter nicht einen Augenblick verläßt.

In andern Oden wechſeln Urſach und Wirkungen wechſelweis ab. Der Dichter macht zwar öftere, aber kurze Ausſchweifungen von ſeinem Gegenſtand, kommt aber bald wieder auf ihn zurück. Oft aber ſehen wir ihn in einem hohen poetiſchen Taumel, deſſen Veranlaſſung wir kaum errathen, und unter deſſen mannichfaltigen Wendungen wir kaum einen Zuſammenhang erblicken. Ein Beiſpiel hievon giebt uns Horazens vierte Ode im dritten Buch. Der Dichter fängt an die Calliope, die vornehmſte der Muſen, vom Himmel herunter zu rufen, und bittet ſie irgend ein langes Lied, in welchem Ton es ihr gefallen möchte, zu ſingen: er läßt uns nicht merken, warum er dieſen Wunſch äußert. Gleich dünkt ihn, er höre den Geſang der Muſe, die gekommen ſei und nun im heiligen Haine herumirre. Aber jetzt erzählt er uns, wie er in ſeiner Kindheit, als er in einer Wildniß herumſchweifend eingeſchlafen, von wilden Tauben mit Laub bedeckt worden, um vor Schlangen und wilden Thieren ſicher zu liegen. Doch ſcheinet er uns merken zu laſſen, daß er dieſe Wohlthat den Muſen, ſeinen Schutzgöttinnen, zu danken habe. Denn fährt er voll Empfindung fort, die Muſen für ſeine Beſchützerinnen zu erkennen, mit denen er bald auf einem, bald auf einem andern ſeiner Landgüter ſicher herumirret. Ihnen verdankt ers, daß er weder in der Niederlage bei Philippi umgekommen, noch von dem umgeſtürzten Baum erſchlagen worden. Darum will er, von ihnen begleitet, in die entfernteſten fruchtbareſten Länder reiſen, und ſich unter die wildeſten Völker wagen. Nun kommt er plötzlich auf den Cäſar und ſagt, daß er nach unzähligen vollbrachten Arbeiten des Krieges, da er jetzt die Ruhe ſucht, ſie im geheimen Umgange mit den Muſen finde, rühmet ſie, daß ſie Luſt daran haben, ihm gelinde Rathſchläge einzuflößen. Denn kommt er auf den Krieg der Titanen, bei dem er ſich lang aufhält, und ſcheinet uns lehren zu wollen, daß Jupiter von der Pallas unterſtützt, einen leichten Sieg über ſie erhalten, obgleich eine fürchterliche Macht gegen ihn geſtanden. Dieſes leitet ihn auf die wichtige Bemerkung, daß Macht ohne Ueberlegung unmächtig, hingegen mittelmäßige Stärke durch kluges Ueberlegen den Segen der Götter gewinne, und von großer Wirkung ſei. Denn lobt er auch von den Göttern, daß ſie alle Macht, die auf Unrecht abzielt, verabſcheuen, und erwähnet zur Beſtätigung dieſer Anmerkung die Strafen, die den hundertarmigen Gyges, oder Briareus, den verwegenen Orion, den Typhöus, den Tytius und den Pirithous betroffen. — Und damit iſt die Ode zu Ende.

---

*) S. Melodie; Takt; Rhythmus.

**) S. die Vorrede zu der erſten Sammlung der Gedichte der Frau Karſchin.

***) S. Sylbenmaaß; Versart.

Hier kann man kaum errathen, was für ein Gegenſtand, oder was für ein Gedanken den Dichter ſo lebhaft gerührt hat, daß er in einem ſo feurigen Ton erſt die Calliope vom Himmel ruft, denn ſo ſehr gegen einander abſtechende Vorſtellungen in dieſem Geſang vereiniget. Von den Auslegern des Horaz ſagt einer dieſes, ein andrer etwas anderes, und einige getrauen ſich gar nicht das Räthſel ſo aufzulöſen; ſo ſehr verſteckt iſt oft der Plan des Odendichters.

Weil es doch überhaupt einiges Licht über die Theorie der im Plan ſehr verſteckten Ode verbreiten kann, ſo will ich meine Gedanken über die Veranlaſſung und den Plan dieſer Ode hieher zu ſetzen wagen, den Baxter, wie höhniſch auch unſer ſonſt fürtreffliche Geßner dabei lächelt, wie mich dünkt, wenigſtens zur Hälfte errathen hat.

Cäſar hatte nun alle Vertheidiger der Freiheit, und zuletzt auch ſeine Mittyrannen überwunden, und war allein Herr über alles. Horaz mochte in einer vertraulichen Stunde mit einem Freund, vielleicht dem Mäcenas, über die Lage der Sachen ſich unterredet haben: dabei kann einem von ihnen den Gedanken aufgeſtoßen ſein, daß dieſe, auf ſo große Macht gegründete Herrſchaft, vielleicht doch nicht ſicher genug ſei. Dieſe Vorſtellung rührte den Dichter auf das lebhafteſte, und dazu war freilich die Sache wichtig genug. Nun fällt ihm ein, wie dieſer Herrſchaft eine völlige Sicherheit zu verſchaffen wäre. Cäſar müßte die Künſte der Muſen in Flor bringen, dabei ſich durchaus einer gelinden Regierung befleißen, und alles mit großer, aber wahrhaftig weiſer Ueberlegung veranſtalten. Es ſei nun, daß der Dichter ſeine Gedanken hierüber blos ſeinem Freund zu eröffnen, oder gar den Cäſar ſelbſt errathen zu laſſen, ſich vorgeſetzt habe, ſo war allemal die Sache höchſt bedenklich, und konnte weder allzudeutlich, noch geradezu geſagt werden. Darum nimmt der Dichter einen großen Umweg, und überläßt dem, für welchen die Ode geſchrieben worden, zu errathen, was er damit habe ſagen wollen.

Die feierliche Anrufung der Calliope iſt ſchon zweideutig: man konnte ſie auslegen, daß der Dichter die Göttin um ihren Beiſtand für dieſen Geſang anrufte; aber er meinte es ſo, ſie ſoll kommen, um mit allen Reizungen ihrer Geſänge dem Cäſar beizuſtehen, und durch Ermunterung vieler Dichter ſeinen Zeiten Glanz und mannichfaltige Annehmlichkeit zu geben. Er ſieht auch den Anfang dieſer guten Zeit: aber er will nicht zu offenbar ſprechen; er kommt plötzlich auf ſich ſelbſt zurück, ohne den Hauptgedanken fahren zu laſſen, und erzählt, oder erdichtet, wie die Muſen ihn, weil ein Dichter aus ihm werden ſollte, beſchützt haben, und noch beſchützen. Dieſes iſt eine Art Allegorie, wodurch er zu verſtehen giebt, daß der, der nichts gefährliches, nichts gewaltthätiges gegen andre im Sinne hat, ſondern, wie ein unſchuldiger Dichter, blos ſich zu ergötzen ſucht, ſonſt keine Anſprüche macht, und jedem ſeine Art läßt, auch nie etwas zu befürchten habe. Dieſes drückt er ſehr poetiſch aus, daß die Muſen ihm ſichern Schutz angedeihen laſſen. Damit beſtätiget er zwei Sätze auf einmal; den, daß eine angenehme Regierung ſicher ſei, und den, daß der Regent wenigſtens den Schein annehmen ſoll, als wenn er gegen Niemand etwas Gewaltthätiges im Sinn habe. Nun kommt er wieder ganz natürlich und ohne Sprung, ob es gleich ſo ſcheinet, auf den Cäſar, der auch in dieſem Fall ſei, weil er ſich auch mit den Muſen beſchäftiget, die ihm deswegen Mäßigung und Gelindigkeit einflößen. Nun giebt er einen noch offenbaren Wink, um durch eine neue Allegorie zu zeigen, wie es wirklich leicht ſei, mit Ueberlegung und Weisheit ſelbſt gegen die Auflehnung einer noch größern Macht ſich in Sicherheit zu ſetzen, und allenfalls die Aufrührer, die insgemein ſich ihrer Macht auf eine unbeſonnene Weiſe bedienen, zu zähmen. Endlich giebt er noch eben ſo verdeckt und allegoriſch den Rath, durch eine gerechte und billige Staatsverwaltung die Götter für die neue Regierung zu intereſſiren, die alle auf Unrecht gehende Gewalt verabſcheuen und beſtrafen.

Dieſes iſt überhaupt der Weg, den der Dichter gerne nimmt, um von ſehr bedenklichen und gefährlichen Dingen mit Behutſamkeit zu ſprechen, und darin gleichet er dem Solon, der ſich närriſch anſtellte, um dem athenienſiſchen Volk einen dem Staate nützlichen Rath zu geben, den er ohne Lebensgefahr geradezu nicht geben durfte.

Wir haben die verſchiedenen Arten der Ode in Abſicht auf den Ton und den Plan oder Schwung derſelben betrachtet. Eben ſo ungleich iſt ſie ſich ſelbſt auch in Anſehung des Inhalts, oder der Materie, die ſie bearbeitet. Sie hat überhaupt keinen ihr eigenen Stoff. Jeder gemeine oder erhabene Gedanken, jeder Gegenſtand, von welcher Art er ſei, kann Stoff zur Ode geben; es kommt dabei blos darauf an, mit welcher Lebhaftigkeit, in welcher wichtigen Wendung, und in welchem hellen Lichte der Dichter ihn gefaßt habe. Wer, wie Klopſtock ſo feierlich denkt, von Empfindung ſo ganz durchdrungen wird, oder eine ſo hoch fliegende Phantaſie hat, findet Stoff zur Ode, da, wo ein andrer kaum zu einiger Aufmerkſamkeit gereizt wird. Wer, als ein Mann von ſo einzigem Genie, würde einen Stoff, wie in der Ode Sponda, ich will nicht ſagen in ſo hohem feierlichen, ſondern nur in irgend einem der Leier, oder der Flöte anſtändigen Tone haben beſingen können? Der wahre Odendichter ſieht einen Gegenſtand, der mancherlei liebliche Phantaſien, oder auch wichtige Vorſtellungen, oder ſtarke Empfindungen in ihm erweckt: tauſend andre Menſchen ſehen denſelben Gegenſtand mit eben der Klarheit, und denken nichts dabei. Des Dichters Kopf iſt mit einer Menge merkwürdiger Vorſtellungen angefüllt, die wie das Pulver ſehr leicht Feuer fangen, und auch andere daneben liegende ſchnell entzünden.

Der gewöhnlichſte Stoff der Ode, der auch Dichter von eben nicht außerordentlichem Genie zum Singen erweckt, iſt von leidenſchaftlicher Art; und unter dieſen ſind die Freude, die Bewunderung, und die Liebe die gemeinſten. Die beiden erſtern ſind allem Anſehen nach die älteſten Veranlaſſungen der Ode, ſo wie ſie es vermuthlich auch von Geſang und Tanz ſind, die allem Anſehen nach urſprünglich mit der Ode verbunden geweſen. Der noch halb wilde, ſo wie der unmündige Menſch äußert dieſe Leidenſchaften durch Hüpfen, Frohlocken und Jauchzen. Ein feierliches Trauren, das bei dem noch ganz natürlichen Menſchen in Heulen und Wehklagen ausbricht, ſcheinet hienächſt auch Oden veranlaſſet zu haben; durch Nachahmung ſolcher von der Natur ſelbſt eingegebenen Oden, iſt der Stoff derſelben mannichfaltiger worden.

Man kann überhaupt die Ode in Abſicht auf ihre Materie in dreierlei Arten eintheilen. Einige ſind betrachtend, und enthalten eine affektvolle Beſchreibung oder Erzählung der Eigenſchaften des Gegenſtandes der Ode; andere ſind phantaſiereich, und legen uns lebhafte Schilderungen, von einer feurigen Phantaſie entworfen, vor Augen; endlich iſt eine dritte Art empfindungsvoll. Am öfterſten aber iſt dieſer dreifache Stoff in der Ode durchaus vermiſcht. Zu der erſten Art rechnen wir die Hymnen und Lobgeſänge, wovon wir die älteſten Muſter in den Büchern des Moſes und in den hebräiſchen Pſalmen antreffen. Auch Pindars Oden gehören zu dieſer Art, wiewohl ſie in einem ganz andern Geiſt gedichtet ſind: insgemein aber ſind ſie nichts anders, als höchſt poetiſche Betrachtungen zum Lobe gewiſſer Perſonen, oder gewiſſer Sachen. Zu dieſen Oden zeigen die Dichter ſich als Männer, die urtheilen, die ihre Beobachtungen und Meinungen über wichtige Gegenſtände empfindungsvoll vortragen. Der darin herrſchende Affekt iſt Bewunderung, und oft ſind ſie vorzüglich lehrreich.

Zu der zweiten Art rechnen wir die Oden, welche phantaſiereiche Beſchreibungen, oder Schilderungen gewiſſer Gegenſtände aus der ſichtbaren Welt enthalten, wie Horazens Ode an die blanduſiſche Quelle, Anakreons Ode auf die Cicade und viele andere dieſes Dichters. Man ſieht, wie dergleichen Geſänge entſtehen. Der Poet wird von der Schönheit eines ſichtbaren Gegenſtandes mächtig gerühret, ſeine Phantaſie geräth in Feuer, und er beſtrebt ſich, das, was dieſer ihm vormalt, durch ſeinen Geſang zu ſchildern. Bisweilen iſt es ihm dabei blos um dieſe Schilderung zu thun, wodurch er ſich in der angenehmen Empfindung, die der Gegenſtand in ihm verurſacht hat, nähret: andremal aber veranlaſſet das Gemälde bei ihm einen Wunſch, oder führet ihn auf eine Lehre, und dieſe ſetzet er, als die Moral ſeines Gemäldes hinzu *). Von dieſer Art iſt die Ode des Horaz an den Sextius **), und viele andre dieſes Dichters. Sie ſcheinet überhaupt die größte Mannichfaltigkeit des Inhaltes für ſich zu haben. Denn die natürlichen Gegenſtände, wodurch die Sinne ſehr lebhaft gereizt werden, ſind unerſchöpflich, und jede kann auf mancherlei Art ein Bild einer ſittlichen Wahrheit werden. Dieſe Oden ſind auch vorzüglich eines überraſchenden Schwunges fähig, durch den der Dichter ſeine Schilderung auf eine ſehr angenehme, meiſt unerwartete Weiſe auf einen ſittlichen Gegenſtand anwendet, wovon wir Gleims Ode auf den Schmerlenbach zum Beiſpiel anführen können. Man denkt dabei, der Dichter habe nichts anders vor, als uns den angenehmen Eindruck mitzutheilen, den dieſer Bach auf ihn gemacht hat; zuletzt aber werden wir ſehr angenehm überraſcht, wenn wir ſehen, daß alles dieſes blos auf das Lob ſeines Weines abzielt; denn der Dichter ſetzet am Ende ſeiner Schilderung hinzu:

---

*) S. Moral.

**) Lib. I. Od. 4.

Jedoch mein lieber Bach,
Mit meinem Wein ſollſt du dich nicht vermiſchen.

Die dritte Art des Stoffs iſt der empfindungsvolle. Der Odendichter kann von jeder Leidenſchaft bis zu dem Grad der Empfindung gerührt werden, der die Ode hervorbringt. Alsdenn beſinget er entweder den Gegenſtand der Empfindung und zeiget uns an ihm das, was ſeine Liebe, ſein Verlangen, ſeine Freude oder Traurigkeit, oder auf der andern Seite ſeinen Unwillen, Haß, Zorn und ſeine Verabſcheuung verurſachet; die Farben zu ſeinen Schilderungen giebt ihm die Empfindung an die Hand, ſie ſind ſanft und lieblich, oder feurig, finſter und fürchterlich, nachdem die Leidenſchaft ſelbſt das Gepräg eines dieſer Charaktere trägt; oder er ſchildert den Zuſtand ſeines Herzens, äußert Freude, Verlangen, Zärtlichkeit, kurz, die Leidenſchaft, die ihn beherrſcht, wobei er ſich begnüget den Gegenſtand derſelben blos anzuzeigen, oder auch nur errathen zu laſſen. Gar oft miſchet er beiläufig Lehren, Anmerkungen, Vermahnung, oder Beſtrafung, zärtliche, fröhliche oder auch verdrießliche Apoſtrophen, in ſein Lied. Seine Lehren und Sprüche ſind allemal von der Leidenſchaft eingegeben, und tragen ihr Gepräg. Darum ſind ſie zwar allemal nachdrücklich, dem in Affekt geſetzten Gemüthe ſehr einleuchtend, bisweilen ausnehmend ſtark und wahr, andremal aber hyperboliſch, wie denn die Leidenſchaft insgemein alles vergrößert oder verkleinert, auch oft nur halb oder einſeitig wahr. Denn insgemein denkt das in Empfindung geſetzte Gemüth ganz anders von den Sachen, als die ruhigere Vernunft. Aber wo auch bei der Leidenſchaft der Dichter die Sachen von der wahren Seite ſieht, wenn er ein Mann iſt, der tief und gründlich zu denken gewohnt iſt: da giebt die Empfindung ſeinen Lehren und Sprüchen auch eine durchdringende Kraft, und erhebt ſie zu wahren Machtſprüchen, gegen die Niemand ſich aufzulehnen getraut.

Am gewöhnlichſten ſind die Oden, darin dieſer dreifache Stoff abwechſelt; da der Dichter von einem Gegenſtand lebhaft gerühret, jede der verſchiedenen Seelenkräfte an demſelben übet; da Verſtand, Phantaſie und Empfindung bald abwechſeln, bald in einander fließen. In dieſen herrſcht eine höchſt angenehme Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern und Empfindungen, aber alle von einem einzigen Gegenſtand erweckt, der uns da in einem mannichfaltigen Licht auf eine höchſt intereſſante Weiſe vorgeſtellt wird.

Es wird etwas zu endlicher Aufklärung der Natur und des Charakters der Ode dienen, wenn wir durch einige Beiſpiele zeigen, wie ein Gedanken, eine Vorſtellung, die Aeußerung einer Empfindung zur Ode wird. Wir wollen dieſe Beiſpiele aus dem Horaz, als den bekannteſten Odendichter, wählen.

Die eilfte Ode des erſten Buches iſt nichts anders, als dieſer Satz: es iſt klüger das Gegenwärtige zu genießen, als ſich ängſtlich um das Künftige zu bekümmern. Er iſt auf die kürzeſte und einfacheſte Weiſe in eine Ode verwandelt. Dieſe Verwandlung wird dadurch bewirkt, daß der Dichter mit Affekt die Leukonoe anredet, und den allgemeinen Gedanken auf den beſondern Fall dieſer Perſon mit Wärme und lebhaftem Intereſſe anwendet, daneben alles mit ſtarken poetiſchen Farben malet. Die zehnte Ode des zweiten Buchs iſt die ganz gemeine Lehre, „daß ein weiſer Mann ſich weder durch das anſcheinende Glück zu großen und gefährlichen Unternehmungen verleiten, noch durch jeden kleinen Anfall des widrigen Glücks kleinmüthig machen läßt,“ höchſt poetiſch vorgetragen und ausgebildet. Der Dichter redet einen Freund an, dem er dieſe Lehre in einem warmen dringenden Ton einſchärft. Erſt wird ſie in einer kurzen ſehr maleriſchen Allegorie vorgetragen.

Rectius vives, Licini, neque altum
Semper urguendo, neque tum porcellas
Cautus horescis, nimium promento
Littus iniquum.

Denn folget eine affektvolle Anpreiſung eines durch Mäßigung glücklichen Lebens, ſehr kurz und lebhaft durch ein paar maleriſche Meiſterzüge ausgedrückt.

Auream quiquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Schon dieſe beiden Strophen ſtellen uns eine Ode dar. Aber es liegt dem Dichter ſehr am Herzen, ſeinen Freund gänzlich von jener Lehre zu überzeugen. Darum fährt er in dem affektreichen Ton fort zuerſt die heftige Unruhe, die die Hoheit begleitet, und die große Gefahr, die ihr drohet, durch zwei höchſt treffende allegoriſche Bilder zu ſchildern:

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus; et celsae graviore casu
Decidunt turres; feriuntque summos
Fulgura montes.

hernach ſeinen Freund zu erinnern, wie ein wahrhaftig weiſer Mann bei widrigem und günſtigem Glücke deſſen Veränderlichkeit bedenkt, deren ihn auch der Lauf der Natur erinnert. Daraus ziehet er den Schluß, daß ein gegenwärtiges widriges Glück eine beſſere Zukunft hoffen laſſe.

— Non si male nunc et olim
Sic erit.

Zuletzt ſtellt er durch ein angenehmes Bild vom Apollo, der nicht immer in ernſthaften Geſchäften den Bogen ſpannt, ſondern auch bisweilen durch den Klang der Cither, ſich zu angenehmen Zeitvertreib ermuntert, vor, daß ein weiſer Mann ſich nicht ohne Unterlaß mit ſchweren Geſchäften abgiebt; und ſchließt endlich mit der Vermahnung, im widrigen Glücke ſich herzhaft, und im günſtigen vorſichtig zu zeigen, welches ebenfalls in einer ſehr kurzen und vortrefflichen Allegorie geſchieht.

Rebus augustus animonus atque
Fortis appare; sapienter idem
Contrahes vento nimium secunde
Turgida vela.

Hier ſieht man ſehr deutlich, wie eine gemeine Vorſtellung durch das Genie des Dichters zur Ode geworden.

Aus der fünften Ode des erſten Buches ſehen wir, wie ein bloßer Verweis, den der Dichter einem Frauenzimmer wegen ihrer Unbeſtändigkeit in der Liebe giebt, zu einer ſehr ſchönen Ode wird. Der Dichter wollte im Grunde nichts ſagen, als dieſes einzige; du biſt eine Unbeſtändige, die mich nicht mehr anlocken wird. Die Wendung, die er dieſem Gedanken giebt, und der höchſt lebhafte Ausdruck, macht ihn zur Ode. „Wen magſt du nun gefeſſelt halten, o! Pyrrha? — Ach der Unglückliche weiß nicht, wie bald du ihm untreu werden wirſt! Ich bin aus deinen Feſſeln, wie aus einem Schiffbruch gerettet, und habe meine naſſen Kleider aus Dankbarkeit dem Neptunus geweiht!“

Man ſiehet aus dieſen Beiſpielen, wie ganz gemeine Gedanken durch den ſtarken Affekt, in dem ſie vorgetragen werden, und durch Einkleidung in lebhafte Bilder zur Ode werden. Würde Jemand ſagen: ſeitdem Sybaris die Lydia liebt, haſſet er die freie Luft und die Leibesübungen ꝛc. ſo lag ehedem der Sohn der Thetis verſteckt: ſo weiß man nicht, ob er ein ſatyriſches Epigramma machen, oder blos die ſeltſame Wirkung der Liebe an dieſem Beiſpiel in philoſophiſchem Ernſte zeigen will. Wenn aber dieſen Zuſtand des Verliebten einen Dichter von lebhaftem Genie in leidenſchaftliche Empfindungen] ſetzet]; wenn er ausruft: „Um aller Götter willen, o! Lydia, warum ſtürzeſt du durch deine Liebe den Sybaris in's Elend? Warum haßt er die freie Luft? u. ſ. w.“ ſo fühlt jeder ſogleich den Ton der Ode.

So kann auch eine bloße Schilderung eines Gegenſtandes, wenn ſich wahre Leidenſchaft und ſtarke dichteriſche Laune darin miſcht, zur Ode werden. Nichts anders iſt die Ode an die Tyndaris, als eine bloße mit viel Affekt gezeichnete Schilderung der Annehmlichkeit eines der Horaziſchen Landſitze, die er mit der Geliebten zu theilen wünſchet. So entſtehen auch aus poetiſchen und bilderreichen Schilderungen des innern Zuſtandes, darin ein Menſch durch irgend eine Leidenſchaft geſetzt worden, die angenehmſten, die feurigſten, die zärtlichſten, die erhabenſten Oden.

Dieſes kann hinlänglich ſein, um von der Natur und den verſchiedenen Charakteren der Ode, ſich wahre Begriffe zu machen. Nur muß man dabei nicht vergeſſen, daß es Dichter giebt, die bisweilen durch Kunſt, Zwang, oder aus bloßer Luſt nachzuahmen, ihr Genie in dem Ton der Ode ſtimmen, und das, was ſie mit ſo viel Affekt oder Laune ausdrücken, nicht wirklich fühlen. Aber der Dichter muß ſehr ſchlau ſein, und ſeine Ode mit erſtaunlichem Fleiß ausarbeiten, wo wir den Betrug nicht merken, und wo wir ſeine verſtellte Empfindung für wahr halten ſollen. Es begegnet ihm ſehr leicht, daß das, was er ſagt, mit dem Ton, darin es geſagt wird, nicht ſo vollkommen übereinſtimmt, als es in der wirklichen Empfindung geſchieht. Selbſt Horaz konnte ſich nicht allemal ſo verſtellen, daß man den Zwang nicht merkte: ſeine Ode an den Agrippa*) iſt gewiß nur eine Ausrede, wo der Dichter das was er von ſeinem Unvermögen ſagt, nicht im Ernſt meinet. Von ſolchen Oden kann man nicht erwarten, daß ſie das Leben, oder die Wärme der Einbildungskraft und Empfindung haben, als die, welche in der wirklichen Begeiſterung geſchrieben worden. Da es eine der Eigenſchaften der dichteriſchen Genies iſt, ſich leicht zu entzünden: ſo kann auch die durch Kunſt, oder Nachahmung entſtandene Ode, der wahren, von der Natur eingegebenen, ſehr nahe kommen.

Von der Kraft und Wirkung der Ode kann man aus dem urtheilen, was wir in den Artikeln Lied, Lyriſch, hierüber bereits angemerkt haben. Empfindung und Laune haben etwas anſteckendes; in der Ode zeigen ſie ſich aber auf die lebhafteſte Weiſe: darum iſt dieſe Dichtart vorzüglich eindringend, auch wohl hinreißend. Es waren lyriſche Dichter, von denen man ſagt, daß ſie die noch halb wilden Menſchen gezähmet, und unwiderſtehlich, obgleich mit ſanftem Zwange dahin geriſſen haben, wohin ſie durch keine Gewalt hätten gebracht werden können. Die Ode hat mit dem Lied, das eine beſondere Art derſelben iſt, dieſes vor viel andern Werken der ſchönen Künſte voraus, daß ſie ihre Kraft auch bei noch rohen Menſchen zeiget, da die Beredſamkeit, die Malerei, und überhaupt die aus verfeinertem Geſchmack entſtandene Kunſt viel weniger populär iſt.

Zwar ſcheinet es, daß die hohe Ode ſich ſehr von dem Charakter, wodurch ſie auf den großen Haufen wirket, entferne, da viel Pſalmen, pindariſche und horaziſche Oden oft den feinſten Kennern nicht verſtändlich genug ſind. Man muß aber bedenken, daß uns in dieſer Entfernung der Zeit, in der ſo unvollkommenen Kenntniß der alten Sprachen und ſehr vieler Dinge, die zu jener Dichter Zeiten jedermann bekannt waren, manches ſehr ſchwer ſcheinet, was denen, für welche die Oden der Alten gedichtet worden, ganz geläufig geweſen. Denn iſt auch ein Unterſchied zu machen zwiſchen den Oden, die für öffentliche Gelegenheiten und für ein ganzes Volk, und denen, die nur bei beſondern, einen Theil der Nation, oder gar nur wenig einzelne Menſchen intereſſirenden Veranlaſſungen gedichtet worden. Jenen iſt das Populäre, Verſtändliche, weſentlich nothwendig; bei dieſen wird der Zweck erreicht, wenn ſie nur denen, für deren Ohr ſie gemacht ſind, verſtändlich ſind.

Von welcher Art aber die Ode ſei, wenn ſie einen von der Natur berufenen Dichter zum Urheber hat, und von ihm wirklich in der Fülle der Empfindung, oder des Feuers der Phantaſie gedichtet worden, ſo iſt ſie allemal wichtig. Sie iſt alsdenn gewiß eine wahrhafte Schilderung des Gemüthszuſtandes, in dem ſich der Dichter bei einer wichtigen Gelegenheit befunden hat. Darum können wir daraus mit Gewißheit erkennen, was für Wirkung gewiſſe merkwürdige Gegenſtände auf Männer von vorzüglichem Genie gehabt haben. Wir können den wunderbaren Gang, und jede ſeltſame Wendung der Leidenſchaften und anderer Regungen des menſchlichen Gemüthes, die mannichfaltigen, zum Theil ſehr außerordentlichen Wirkungen der Phantaſie, daraus kennen lernen. Wir werden dadurch von der uns gewöhnlichen Art, ſittliche und leidenſchaftliche Gegenſtände zu beurtheilen und zu empfinden, abgeführt, und lernen die Sachen von andern weniger gewöhnlichen Seiten anſehen. Manche Wahrheit, die uns ſonſt weniger gerührt hat, dringet durch die Ode, wo ſie in außerordentlichem Licht, und durch Empfindung verſtärkt, erſcheinet, mit vorzüglicher Kraft bis auf den innerſten Grund der Seele; mancher Gegenſtand, der uns ſonſt wenig gereizt hat, wird uns durch die höchſt lebhafte Schilderung des lyriſchen Dichters merkwürdig und unvergeßlich: manche Empfindung, die wir ſonſt nur durch ein ſchwaches Gefühl gekannt haben, wird durch die Ode ſehr lebhaft und wirkſam in uns. Alſo dienet überhaupt die lyriſche Poeſie dazu, daß jedes Vermögen der Seele dadurch auf mannichfaltige Weiſe einen neuen Schwung und neue Kräfte bekommt, wodurch Urtheilskraft und Empfindung allmählig erweitert und geſtärkt werden. Darum kann die Ode mit Recht auf den erſten Rang unter den verſchiedenen Werken der Dichtkunſt Anſpruch machen, und der Reichthum an guten Oden gehöret unter die ſchätzbaren Nationalvorzüge.

Die älteſten und zugleich vortrefflichſten Oden der alten Völker ſind ohne Zweifel die hebräiſchen, deren wir aber hier blos erwähnen, um den Leſer auf die höchſt ſchätzbaren Abhandlungen darüber zu verweiſen, die wir dem berühmten Lowth, einem Mann von tiefer Einſicht und von großem Geſchmack, zu danken haben**). Die Griechen beſaßen einen großen Reichthum, wie in allen andern Gattungen der Werke des Geſchmacks, alſo auch in dieſer; aber der größte Theil davon iſt verloren gegangen. Die Alten rühmen vorzüglich neun griechiſche Odendichter; dieſe ſind: Alcäus, Sappho, Steſichorus, Ibicus, Bacchylides, Simonides, Alcman, Anakreon und Pindar. Die Oden der ſieben erſten ſind bis auf wenig einzelne Stellen verloren gegangen. Von Anakreon haben wir noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und von Pindar eine ſtarke Sammlung, obgleich eine noch größere Menge ein Raub der Zeit geworden ſind. Aber der Stoff der übrig gebliebenen pindariſchen Oden iſt für uns weniger intereſſant, weil darin blos die Männer beſungen werden, die in den verſchiedenen öffentlichen Kampfſpielen der Griechen den Preis erhalten haben. Wir haben dieſem großen Dichter einen beſondern Artikel gewidmet*). Man muß auch die tragiſchen Dichter der Griechen hieher rechnen; denn in jedem Trauerſpiel kommen Geſänge der Chöre vor, die wahre Oden von hohem feierlichen Ton ſind. Sie haben vor allen andern Oden dieſes voraus, daß die Gemüther durch das, was auf der Bühne vorgegangen, auf das Beſte vorbereitet ſind, den Eindruck mit voller Kraft zu empfinden. Die genaueſte Ueberlegung hätte kein ſchicklicheres Mittel ausgedacht, den vollkommenſten Gebrauch von der Ode zu machen, als das, was die Gelegenheit hier von ſelbſt anbot. Wir haben anderswo geſagt, wie die Chöre in alten Trauerſpielen gelegentlich beibehalten worden. Wenn wir von dieſem Urſprung derſelben nicht unterrichtet wären, ſo würden wir denken, ſie ſeien mit guter Ueberlegung in das Trauerſpiel eingeführt worden, um der Ode Gelegenheit zu verſchaffen, in ihrer vollen Wirkung zu erſcheinen. Die Gemüther ſind durch die tragiſche Handlung zum Eindruck der Ode vorbereitet, und er wird durch den feierlichen Vortrag und die Unterſtützung der Muſik noch um ein merkliches verſtärkt. Dieſe Betrachtung allein ſolle hinreichend ſein, die Chöre wieder in die Tragödie aufzunehmen.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ein in der griechiſchen Litteratur wol erfahrner Mann, von ſo reifem Urtheil und ſo feinem Geſchmack als Lowth, über die verſchiedenen Gattungen der griechiſchen Ode ſo gründlich und ausführlich ſchriebe, als dieſer vortreffliche Mann über die hebräiſche Ode geſchrieben hat. Dieſes würde ein Werk von ausnehmender Annehmlichkeit und für die Odendichter von außerordentlichem Nutzen ſein. Es iſt kaum eine Gemüthslage, in der ein Dichter ſich zur Ode geſtimmt fühlte, möglich, die dabei nicht vorkäme; von den kleinen lieblichen Gegenſtänden, wodurch die Seele in ſüße Schwärmerei geſetzt wird, bis auf die größten, die ſie mit Ehrfurcht, Schrecken und andern überwältigenden Leidenſchaften erfüllen, iſt kein Odenſtoff, den nicht irgend einer der griechiſchen Dichter behandelt hätte, wenn wir vom Anakreon bis auf die erhabenen Chöre des Aeſchylus heraufſteigen. Hier wäre alſo vortreffliche Gelegenheit für einen wahren Kunſtrichter, Ruhm zu erwerben.

Die Römer ſind, wie in allen Zweigen der Künſte, ſo auch hierin, weit hinter den Griechen zurück geblieben. Horaz war ihr einziger Odendichter, der den Griechen zur Seite ſtehen konnte; dieſes haben ſie ſelbſt eingeſtanden**). Aber dieſer allein konnte ſtatt vieler dienen. Er wußte ſeine Leier in jedem Ton zu ſtimmen, und hat alle Gattungen der Ode von der hohen Pindariſchen, bis auf das liebliche Anakreontiſche, und das ſchmelzende Sapphiſche Lied, glücklich bearbeitet.

Wir dürfen in dieſem Zweig der Dichtkunſt keine der heutigen Nationen beneiden. Klopſtock kann ohne übertriebenen Stolz dem Deutſchen zurufen:

> Schrecket noch anderer Geſang dich, o Sohn Teutons,
> Als Griechengeſang: —
> — So biſt du kein Deutſcher! ein Nachahmer
> Belaſtet vom Joche, verkennſt du dich ſelber!

Dieſen Vorzug haben wir vornehmlich dem Mann von außerordentlichem Genie zu danken, der mit gleichem Recht ſich dem Homer und dem Pindar zur Seite ſtellen kann. Nichts iſt erhabener, feierlicher, im Flug kühner, als ſeine Ode von höherem Stoff; nichts jubelreicher, als die von freudigem; nichts rührender, ſchmelzender, als die von zärtlichem Inhalt. Nur Schade, daß dieſer wirklich unvergleichliche Dichter in ſeinen Oden von geiſtlichem Inhalt, bisweilen auch bei weniger erhabenem Stoff ſeinen Flug ſo hoch nimmt, daß nur wenige ihm darin folgen können.

Nächſt dieſem verdienet Ramler eine anſehnliche Stelle unter unſern einheimiſchen Odendichtern. Er hat das deutſche Ohr mit dem Wohlklang der griechiſchen Ode bekannt gemacht, auch den wahren Schwung und Ton der horaziſchen Ode in der deutſchen vollkommen getroffen. Hierin ſcheinet er ſeinen Ruhm geſucht zu haben; denn man entdecket leicht bei ihm den Vorſatz, ein genauer Nachahmer des Horaz zu ſein. Selbſt in der Wahl des Stoffs ſcheinet er des Römers Geſchmack zum Muſter genommen zu haben. Für die höhere Ode iſt Friedrich ſein Auguſt; zu der gemäßigten von ſanft empfindſamem, oder blos phantaſiereichem Inhalt, giebt ihm ein Mädchen, oder ein Freund, oder die Annehmlichkeit einer Jahreszeit den Stoff, den er allemal in einer höchſt angenehmen Wendung behandelt, und mit überaus feinen Blumen beſtreut. Was kann anmuthiger und lieblicher ſein, als ſein Amynt und Chloe? Höchſt maleriſch und phantaſiereich iſt die Sehnſucht nach dem Winter, und mit einem höchſt glücklichen und angenehmen Schwung hat der Dichter dieſe ſchöne Ode geendigt. Nichts iſt zärtlicher und von ſanfterem Ausdruck, als das wechſelſeitige Lied Ptolemäus und Berenice.

---

*) Lib. I. Od. 6.

**) Rob. Lowth de sacra poesi Hebraeorum praelectiones Academicae. Prael. XXV – XXVIII.

*) S. Pindar.

**) Lyricorum Horatius fere solus legi dignus. Quintil. Instit. Lib. X. Cap. 1. 69.

Auch Lange und Pyra, die es zuerſt gewagt haben, der deutſchen Ode ein griechiſches Sylbenmaaß zu geben, und Uz ſtehen mit Ehren in der Claſſe der guten Odendichter. Dieſer letztere hat oft, ohne den Horaz nachzuahmen, von wirklicher nicht nachgeahmter Empfindung angeflammt, in Schwung, Gedanken und Bildern, bald den hohen Ernſt, bald die Annehmlichkeit des Horaz erreicht. Cramer hat vorzüglich den Pſalm für ſeine Leier gewählt; ſein Vers ſtrömt aus voller Quelle. Wenn er weder die Hoheit noch die Lieblichkeit, noch die nachdrückliche Kürze des hebräiſchen Ausdrucks erreicht, ſo übertrifft er doch darin meiſtentheils ſeine deutſchen Vorgänger.

Ueberhaupt ſcheinet es, daß die Ode das Fach iſt, darin die deutſche Dichtkunſt ſich vorzüglich zeigen könnte: hätten nur unſre Dichter einen bequemern und höhern Standort, aus dem ſie zur beſten Anwendung ihrer Talente, die Menſchen und ihre Geſchäfte beſſer überſehen könnten!

von Sumauwe, ſ. Meiſterſänger.

Suonegge, ſ. Minneſinger.

Friedrich Gottlieb von Süßkind,

am 17. Februar 1767 zu Neuſtadt an der Linde geboren, wurde zu Stuttgart erzogen und 1783 in das theologiſche Stift zu Tübingen aufgenommen. Nachdem er am Ende ſeiner Studienzeit Pfarrgehilfe geworden war, machte er 1790 eine Reiſe durch Deutſchland. Im Jahre 1791 wurde er Repetent am Stift zu Tübingen und Doctor der Philoſophie, 1795 Diaconus zu Urach und 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Tübingen. Hier entwickelte ſich und endigte auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1805 ging er als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart. Bald wurde er Oberſtudienrath, Feldpropſt und Ordensprälat, einige Jahre ſpäter Mitglied des Obercenſurcollegiums und 1814 Director des Oberſtudienrathes. Er ſtarb am 12. November 1829.

Von ihm erſchien:

Antrittspredigt. Tübingen, 1798.
Abſchiedspredigt. Tübingen, 1805.
Ueber die peſtalozzi'ſche Methode. Stuttg., 1809.
Liturgie für das Königreich Würtemberg. Stuttgart, 1809.
Prüfung der ſchelling'ſchen Lehre von Gott, Vorſehung, Weltſchöpfung, Freiheit, moraliſchem Guten und Böſen. Stuttgart, 1812.
Predigten, herausgegeben vom Magiſter L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.
Vermiſchte Aufſätze, herausgegeben von L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.

Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Theologen ſeines Vaterlandes, machte ſich v. S. um daſſelbe ſowohl als practiſcher Geiſtlicher, wie durch treffliche Schriften vielfach verdient.

Süßkind, ſ. Minneſinger.

Johann Wilhelm Süvern,

am 3. Januar 1775 zu Lemgo geboren, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Berlin Theologie und Philologie und nahm 1796 eine Lehrſtelle am grauen Kloſter daſelbſt an. 1800 übernahm er mit einer Profeſſur das Directorium der Schule zu Thorn und 1803 daſſelbe zu Elbingen. 1809 wurde er endlich als Staatsrath und 1818 als geheimer Ober-Regierungsrath zu Berlin angeſtellt und mit dem rothen Adlerorden dritter Claſſe geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 2. October 1829.

Er gab heraus:

Aeſchylus Sieben gegen Theben, überſetzt, nebſt ſechs Abhandlungen. Halle, 1797.
Ueber Schillers Wallenſtein. Berlin, 1800.
Sophocles Trachinierinnen, überſetzt. Berlin, 1802.
Erinnerungen an merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen. Berlin, 1814.
Ueber Ariſtophanes Drama: Das Alter. Berlin, 1827.

Ein überaus feiner Kunſtkritiker bewährte S. namentlich ſeine tiefe claſſiſche Kunſtbildung durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung antiker Dramen.

Sylveſter, ſ. G. A. von Hardenberg.

Syntax (Peregrinus), ſ. Hempel.

T.

Talander, ſ. Bohſe.

Tannhäuſer, ſ. Minneſinger.

Fanny Tarnow

ward am 17. December 1783 zu Güſtrow geboren, verlor ihre Eltern früh, und lebte nach einander in Petersburg, Berlin, Lübeck und Hamburg. 1820 ließ ſie ſich in Dresden nieder, ſpäter in Weißenfels.

Ihre bedeutendſten Schriften ſind:

Auswahl aus ihren Schriften. Leipzig, 1830. 15 Bde. 12.
Novellen. Leipzig, 1830. 3 Bde.
Auguſte. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Briefe. Berlin, 1819.
Celeſte. Leipzig, 1834. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.
Erzählungen. Leipzig, 1833—35.
Sir Richard Falkonet. Leipzig, 1825.
Lebensbilder. Leipzig, 1824.
Thocilde von Adlerſtein. Leipzig, 1816.
Viele andere theils originale, theils dem Engliſchen und Franzöſiſchen nachgebildete oder aus dieſen Sprachen übertragene Schriften.

Feine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen, lebendige Phantaſie, tiefes Gefühl, Klarheit und Kraft der Darſtellung, und ein ausgezeichneter Styl geben allen ihren Leiſtungen einen bleibenden hohen Werth. Sie zeichnet ſich vorzüglich dadurch von den anderen deutſchen Schriftſtellerinnen aus, daß ſie mit zarter Weiblichkeit den Adel der Seele zu ſchildern verſteht, und auf ihn nächſt dem Glauben, als das Wahre und Einzige hinweiſt, welches über alle Kämpfe des Lebens ſiegreich emporhebt.

Täſchler, ſ. Minneſinger.

Johann Tauler (Thauler)

ward im Jahre 1294 zu Straßburg, nach Andern zu Cöln geboren, trat ſehr jung in den Dominikanerorden ein, in welchem er ſich bald durch ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit und Beredſamkeit hervorthat. Als der Ausgezeichnetſte der deutſchen Myſtiker, in denen im vierzehnten Jahrhundert die Gefühlstheologie gegen die Philoſophie ihre Rechte vertreten ſah, an der Spitze der Brüderſchaft der ewigen Weisheit, genoß er, auch im Lebenswandel höchſt erbaulich, die größte Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen und ſelbſt Luther bekannte große Sympathie für ſeine Predigten. Mitten in ſeiner glänzenden Laufbahn ward einſt der berühmte Doctor der Theologie von einem Laien überführt, daß er noch nicht ganz zur Gnade in der Selbſtverleugnung durchgedrungen ſei. Eines Sonntags verſtummte er plötzlich auf der Kanzel unter vielen Thränen und erſt nach zwei Jahren ſtill beſchaulichen Lebens wagte er wieder ſie zu betreten und redete mit neuen Zungen von der Luſt des Liebestodes in Gott. Er ſtarb im Dominikanerkloſter zu Straßburg am 16. Juni 1361.

Seine Werke erſchienen als:

Sermones des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Dr. Johann Tauler, von latein in teutſch gewendt. Augsburg, 1498. 1508. Baſel, 1531. (Neu bearbeitet: Predigten. Frankfurt am Main 1826. 3 Thle.)
Seine Opera, zu Cölln, 1548. (Ueberſetzt, mit Speners Vorrede. Nürnberg, 1688.)

T's Predigten entſprangen aus der Tiefe innigſter gläubiger Begeiſterung und verbanden mit reichſter Wärme des Herzens große Einfachheit und Verſtändlichkeit, beſonders ſeitdem er ſich von der metaphyſiſchen Behandlung ſeiner Stoffe ab und der reinen geiſtigen Auffaſſung und Behandlung zuwandte. Für die Ausbildung deutſcher oratoriſcher und didactiſcher Proſa waren ſeine Kanzelvorträge von hoher Wichtigkeit, denn, wenn er ſie gleich deutſch hielt, während er ſie lateiniſch niederſchrieb, ſo daß ſie erſt wieder zurück in das Deutſche überſetzt werden mußten, ſo ward doch die Sprache außerordentlich durch neue Wortbildungen und Wendungen, welche er urſprünglich eingeführt und die ſein Ueberſetzer wieder anwandte, bereichert, um ſo mehr, als ſich viele hochbegabte Männer um ihn ſammelten, die ſeine Weiſe nachzuahmen und zu erreichen ſtrebten.

Zwei Predigten von Johann Tauler *).

I. Ueber Paul. II. ad Corinth. III. v. 6. Littera occidit, spiritus autem vivificat.

Item die bredie uſſer ſancte pauwels epiſtele des zwölften ſunnendages leret wie wir got liben ſöllent in allen ſinen goben, in allen ſinen bürden mit rehter langbeitikeit.

„Die geſchrift die toetet, vnd der geiſt machet lebende.“ Es ſint zwo wiſen**) des volkes vnd der friunde gottes. Die eine das was die alte e, das alte geſetzede. Die ander die niuwe e, das niuwe geſetzede. Die alte geſetzde die muoſten alle menſchen halten die behalten ſolten werden, bitz das chriſtus geboren wart, vn mit allen iren ampten, bitz die niuwe e kam mit iren geſetzeden vnd iren ampten. Vnd iſt diſe alte geſetzede geweſen ein weg, ein gantze figure der niuwen geſetzede. Vnd ſiht ein ieklich diſem niuwen rechte vnder die ougen. Vnd würt mit dem alten bereit zuo dem niuwen. Wan ein ieglich ding das enphohen ſol, das muos zuo dem erſten enpfenglich werden. Die alte geſetzede die hatte vil vntregenliche bürden, vnd hatte griuweliche vrteile vnd ſtrenge bewegunge der gerechtikeit gottes vnd ein vinſtere verre hoffenunge einre erloeſunge: wanne die pforten warent in gar vnd zuo mole beſloſſen, das ſiu mit alme irme lidende vnd iren werken niut hin en mohten. Aber ſiu begerten ſere, vnd muoſtent lange vnd ſwerliche beiten e danne die niuwe e keme: Das iſt fride vnd fröide in dem heiligen geiſte. Wer nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwifel, er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden vnd tragen die burden vnd böigen ſich vnder die gewaltige hant gottes, daz ſiu lident jndewendig vnd vſſewendig, wanne es her kummet. Kinder, ſehent für iuch: dem dinge muos vil anders ſin danne ir wenent; und haltent die lere gottes vaſte, vnd wer enpfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir ſiu habent, Vnd vnderbiegent iuch, vnd tragent got in allen den wiſen und durch wen er kummet. Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, ſo mueſſent ir das alte vor liden, vnd forhtent iuch in demuetikeit iuwers hertzen, So wo iuch iemer troſt geſchit von innen vnd von vſſen. wan es en mag den weg niut durch: es muos diſen weg vnd keinen andern. Kerent es ir wie ir wellent, es muos ſin. dar vmb getroſtent uch der ſacramente geiſtlicher erliuchtunge, göttelich gefuelen vnd alle menſchliche helfe. Ir lieben, böigent den alten menſchen vnder die ambaht der alten e mit aller demuetikeit vnd gelaſſenheit, vnd lident got in allen ſinen goben mit allen ſinen bürden: in der worheit, ſin bürden ſint lihte vnd ſin ioch das iſt ſenfte. Lieben kinder, ich beuilhe iuch von grunde mins hertzen vnder daz geuengniſſe des criutzes vnſers herren iheſu chriſti, Das das ſie in iuch vnd uſſer iuch, hinder iuch vnd für iuch, vnd mit ſtarker truckunge, mit grundeloſer geloſſenheit, wie got wil vnd ewecliche gewellet hat: dan für iuch mit verwegenheit aller zuokünftiger lidunge; Noch iuch mit vernichtunge aller menſchen vnde ſmacheit vnd hinder reden. Alſus vndertrugt den alten menſchen vnder die alte e, bitz das chriſtus in der worheit geborn wurt in iuch in der niuwen e, Do wor fride vnd fröide vf ſtet in der worheit. Die heiligen vettere, wie ſere ſiu begertent, do muoſtent ſiu dennoch beiten fünf tuſent ior: Aber in der worheit, woltent ir iuch alſus loſſen, Ir endürftent niemer ein ior gebeiten. gedenkent, obe ir ein virtegigen ritten hettent ein ior oder zwei, ir mueſtent in liden. Die ander lidunge der alten e das worent griuweliche ürteil vnd ſwere bewiſunge der gerechtikeit gottes. Das bewiſet ſich mit maniger wis, mit lidunge, mit biſſender conciencien. Das wollent ſoliche vs würken mit bichtende. das du tuſent werbe bichteſt, es en hilfet dich niut. So wanne totſünde verrichtet ſint mit genuog tuonde, ſo ſol man das ander got loſſen vnd liden, bitz das es got guot machet. bichte ime die andern mit verdünſterunge jndewendig. das wellent ſiu abe legen mit fragende vnd mit hoerende, vnd hoffent ie ſiu füllent do iut niuwez hoeren, vnd ſenent ſich dar nach. Nu louf alle dine ior: es enhilfet dich niut. Du muoſt es von jnnen warten Vnd do nemen, oder do würt niut vs. Ich han ouch geſehen den heiligeſten menſchen den ich ie geſach jndewendig vnd vſſewendig, der nie denne fünf bredigen allen ſinen leben *) gehort hette. Do er wuſte vnd ſach was der mere was. Do gedochte er es were genuog, vnd ſtarp dem er ſterben ſolte vnd lebete dem er leben ſolte. Las das gemeine volk loffen vnd hoeren, das ſiu niut verzwifelnt noch in vnglouben en vallent: Aber alle die gottes jndewendig vnd vſſewendig wellent ſin, die kerent ſich zuo in ſelber vnd in ſich ſelber. Vnd wellent ir iemer tiurre werden, ſo mueſſent ir iuwer vs ſuochen begeben vnd iuch in keren. Vnd mit worten gewinnet ir es niemer: Horent wie vil ir wellent; danne alleine minnent vnd meinent got von grunde iuwers hertzen vnd iuwern nehſten alſo iuch ſelber, Vnd loſſent alle ding vf in ſelber ſton, Vnd tuont iuwer hertze mit den heiligen vettern gottes zuo begerende, vnd begerent das ir begerent, vnd loſſent alle ding. Das dritte das die alte e hatte, das was ein vinſter hoffenunge vnd verre einer erloeſunge: Wanne die pforten worent beſloſſen, Vnd en was enkein prophete der ſprechen mohte wenne die loſunge beſchehen ſolte. Alſo muos der menſche ſich gotte loſſen einualteclichen in gantzer getruwunge vnd **) ſinen ewigen willen. Wanne er wil das es geſchehe in gebeitſamer geloſſenheit: Sicher ſo kummet er. Er würt geborn: aber wanne, das los ime. ettelichen in irme altere, ettelichen an irme ende. dis beuilhe als ime. *) Vnd du endarft dich enkeinre ſunderlichen uebunge an nemmen: dan halt die gebot vnd den heiligen glouben. Die artikele des gelouben die lerent vnd die heiligen gebot. Vnd lident iuch vnd loſſent iuch in allen dingen: Sicher ſo würt in iuch geborn chriſtus die niuwe e, fride in der worheit vnd fröide in dem heiligen geiſte. Würt in iuch geborn ein engelſch leben in ſubtilheit, in vernunft, das dunket iuch ein groz ding. Nein, des iſt vil me: der geiſt machet lebende Ein wor göttelich leben ſin ſelbes über alle engelſch leben oder menſchen verſtentniſſe, über alle ſinne vnd vernunft. Aber durch diſen weg vnd niut anders wolkummet der menſche dar zuo, das er dis edel weſen verſtet, vnd floyeret mit den ſynnen hie inne vnd in der vernunft. Aber das man es ſie vnd das man es gewerde, do en mag man niut zuo kummen dan diſen weg wore geloſſenheit: dan vindet man es ſicherlichen. Die leuiten truogent die arken: me hie tragent vns die arken. So wer got nu nuit wil liden in ſinre gerechtikeit vnd in ſinen urteilen, on allen zwifel, er vellet ewiklichen vnder ſine gerechtikeit vnd in ſin ewig ürteil. Des en mag niut anders ſin. Kere es wie du wilt: du muoſt dich loſſen vnd liden in der worheit. So treit vns got in allen dingen: in allem lidende, in allen burden ſo biutet got ſin achſele vnder vnſer burden Vnd hilfet vns liden vnd tragen. durch got lident: Wan litten wir vns werlichen vnder got, ſo en würde vns kein liden noch niut vnlidelich. wan wir nu ſint one got vnd ſtent in unſerre eigenre krangheit, Dar vmb en mugen wir **) niut geliden noch gewürken. Das wir dis ioch gottes alle tragen würdeclichen, Des helfe vns got. Amen.

---

*) Nach W. Wackernagel's Recenſion.

**) Die Straßb. HSS. Es ſint zwei weſen zwo wiſen.

II. Ueber Luc. X. v 23: Beati oculi qui vident quae vos videtis.

Item die bredie uſſer ſancta lucas ewangelio des dritzehenden ſunnentages leret vns noch dem einen werben das got ſelber iſt, Vnd bekennen vnſer ſelbes blintheit vnd ſnoedikeit, do durch wir gezogen werdent zuo rechter demuetikeit geiſtes vnd naturen.

Man liſet das ſich vnſer herre zu einem male fröwete, do er jndewendig an ſach die von ſinem vatter fürſehen worent, Vnd ſprach „Ich danken dir, himmeliſcher vatter, das du diſe ding heſt verborgen vor den groſſen vnd den wiſen dirre welte, Und haſt ſiu geoffenbaret den kleinen.“ Do kerte er ſich zuo ſinen geminneten jungern Vnd ſach ſiu an, vnd er hub an das ewangelium das man nu liſet von der wochen von der zjit: „Beati oculi qui vident que uos videtis, Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent. Wanne vil künige vnd propheten begerten zuo ſehende das ir do ſehent, vnd enſohent es niut; Vnd zuo hoerende das ir hoerent, vnd en hortent es niut.“ Do kam ein meiſter von der e Vnd wolte unſern herren verſuochen vnd in do mitte verwerffen, Vnd froget in vnd ſprach „meiſter, was ſol ich tuon, das ich das ewige leben beſitze?“ Vnd vnſer herre entwürte ime guetlich, vnd wuſte doch wol das ſin meinunge valſch waz, vnd ſprach „Wie liſeſtu in der e?“ Do ſprach er „das man got minnen ſol; von allem hertzen und ſelen vnd von allem gemuete, vnd den nehſten alſo ſich ſelber.“ Do ſprach vnſre herre „das tuo, vnd du ſolt leben.““ Nu nemen wir das erſte wort „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent.“ Der menſche hat zweierleige ougen, vſſewendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut, So wer es herte ſnoede krang ding mit dem vſſewendigen ougen vmb den menſchen, Vnd ſo wer der menſche alſo ein vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu das ſin, das die edele vernunft, das jndewendige ouge, alſus erbermeklich erblendet iſt, das es dis woren liechtes niut en ſiht? der mordige ſchade iſt dannan von kummen: Do iſt ein dicke grop hut vnd ein dickes vel über gezogen: Daz iſt minne vnd meinunge der creaturen, oder es ſi der menſche ſelber oder ettewas des ſinen; Vnd von dem iſt der menſche blint vnd toup worden, ſiu ſint in welicher ſtat ſiu ſint, weltlich oder geiſtlich. Vnd hie mit gont ſiu zuo dem heiligen lichom vnſers herren, Vnd ie me ſiu dar gont, ie touber ſiu ſint vnd ie blinder ſiu werdent vnd die hut ie dicker würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der menſche in ſinen grunt in keine wis mit niut kummen mag? Das iſt des ſchult: do iſt alſo manige dicke hut über gezogen, dicke alſo ohſen ſtirnen, Vnd die hant im ſin innerkeit alſo verdecket, das got noch er ſelber niut drin en mag: es iſt verwahſſen. Wiſſent, ettliche menſchen mugent driſſig oder viertzig hiute haben, dicker grober ſwartzer hiute alſo beren hiute. Wele ſint diſe hiute? das iſt ein ieglich ding do du dich mit willen zuo kereſt, Es ſi gemuetwillikeit an worten vnd an werken, an gunſt an vngunſt, Hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlicheit deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtuertikeit, vnbehuotſamekeit der wandelungen. Diſer geliche machent alle dicke hiute Vnd gros mittel die den menſchen die ougen verblendent. Vnd alſo balde alſo der menſche dis mit liden an ſiht vnd ſich gotte dis demuetiklichen ſchuldig git vnd ſich willen hat zuo beſſernde noch ſiner maht, Zuo hant ſo würt es alles guot; ſo ehte ſich der menſche demuetiklichen bekennet, So würt es alles guot rot. Aber ettelichen liuten den iſt rehte, was man in ſeit, das gat in zuo hertzen niut; Rechte alſo obe ſiu ſint entſloffen, Alſo ſint in die vel gewahſſen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent ſiu niut loſſen, weler künne ſiu ſint. Siu tuont alſo frouwe ſara tet die vf die abgötte ging ſitzen. Die bilde die man von den hat die machent hinderniſſe, Vnd die vel vallent ime für die inren ougen in die oren, das die ougen der vernunft niut mugent geſehen danan von ſiu ſelig werden. Selig ſint die ougen denne die do ſehent das ir do ſehent. Ein menſche der do ſinne hette, der möhte an im ſelber pruefen: itali*) weltlichen hertzen den alſo wol iſt mit den creatiuren die zuo mole niut ſint; So mueſt es ein wunder ſin mit dem dis wunder alles vs gefloſſen iſt. Vnſer herre der ſprach das ſine jungern ſelig weren mit irme geſihte. Wellen wir nu rechte pruefen, ſo ſüllent wir wol ſelig ſin: Wanne wir ſehent verre me von vnſern herren iheſu chriſto Wanne die jungern toten. Wanne S. Peter oder ſant Johannes, ſiu ſohent einen armen kranken lidelichen menſchen vor in gon, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen glouben Einen groſſen würdigen gewaltigen got vnd herren, der himmel vnd erden vnd alle creatiure von niht gemachet hat. Sehent wir dis recht an, ſo ſint vnſer ougen ſelig eweclichen. Lieben kint, die groſſen pfaffen vnd die leſemeiſter diſputierent weder bekenntniſſe merer vnde edeler ſi oder minne. Aber wir wellent nu alhie ſagen von den lebmeiſtern. Alſo wir dar kummen, denne ſüllen wir aller dinge worheit wol ſehen. Vnſer herre ſprach „eins iſt not.“ weles iſt nu die**) eine daz alz not iſt? Das eine das iſt das du bekenneſt din niht das din eigen iſt, was du biſt vnd wer du biſt mit dir ſelber. Vmb dis ein haſtu vnſerm herren alſo angeſt gemachet, das er bluot ſwitzete. Vmb das du dis eine niut wolteſt bekennen, ſo ruoft er an dem criutze „got, min got, wie haſt du mich geloſſen!“ wanne das eine des not iſt alſo gar von allen menſchen ſolte verloſſen ſin. Liebes kint, lo varn alles das ich vnd alle lerrer ie gelertent vnd alle würklicheit vnd ſchouwelicheit Vnd hoch contempliciren, vnd lerent alleine dis ein, das iuch das werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar vmb ſprach vnſer herre „maria het den beſten teil vſſerwelt.“ In der worheit, kündeſtu dis alleine erlangen, ſo hetteſtu wol erlanget niut ein teil, ſunder alles. Dis eine iſt niut das etteliche liute kunnent alſo vernunfticlichen ſagen Von irme nihte vnd alſo demueticlichen, Reht alſo obe ſiu die edel tugent weſenlichen beſeſſen habent; Vnd die ſelben ſint in irme grunde noch groſſer wanne der tuom ſy. Diſe wellent gros ſin vnd ſchinen; ſiu triegent die liute vnd allet meiſt ſich ſelber: wanne ſiu ſint die, die in dem truge in der worheit blibent. Kinder, diſer grunt der iſt wenig liutes bekant: Zelent das driu menſchen hie ſint die dis an gange. Dis iſt niut in dem gedanke noch in der vernunft: Aber entriuwen, es hilfet gar wol dar zuo, das man es ſteticlichen für ſich neme Vnd von fliſſe kumme zuo weſende: Wan fliſſige uebunge die machet zuo leſt formelich vnd weſenlich. Alſo balde alſo man eins vſ ſehendes gewar werde jndewendig oder vſſewendig, Denne zuo hant ſol man nider ſinken in den aller tieffeſten grunt ſnelleclich ſunder beiten: In dem grunde entſinke in din niht. So kumment etteliche vnd ſprechent „ich tuon alle tage dis oder das: iſt das das leben vnſers herren?“ vnd alſus vnd alſo. Liebes kint, halteſt du von keime tuonde oder wiſe die du getuon maht, das das iut ſülle ſin, So wer dir vil weger das du niut enteteſt vnd kerteſt in das luter niht, niht tugen, niht vermugen, danne du in alſo groſſer würglicheit ſtuendeſt jndewendig vnd vſſewendig Vnd du dines nihtes vergiſſeſt. Nu reden wir von dem vſſern menſchen. Sich an, was biſtu? wannen von biſtu kummen? von einer vnfletiger vnreiner fuler boeſer materien, die vngeluſtig iſt an ir ſelber vnd allen menſchen. Vnd nu, was biſtu worden? ein vnreiner ſtinkender ſag vol bahtes, vnd kein ſo edel, ſo reine ſpiſe noch trang in dich kummt noch ſo ſchoene noch ſo reine, es werde in dir ſtinkende vnde vnlidelich vnd ſmachende. Vnd es en hat nieman den andern ſo liep, vnd die dar vmb ſich dicke ſins ewigen lebendes hant vertroſt Vnd ewig hellebrant hant gewoget zuo ſinde, ſtirbet er, das er in müge by ſich von***) geliden, Er fliehe in me wanne einen toten hunt. Nu hat got alle creaturen wider die nature gefaſt, den himmel, die ſunne vnd die ſternen. Nu friuret dich; nu zuo heis, nu zuo kalt; Nu riffen, nu ſne; nu iſt dir wol, nu iſt dir we; Nu hunger, nu turſt; nu die wolfe, Nu die ſpinnen; nu die fliegen, nu die floehe: Vnd der enkanſtu dich dicke niut erwern. Nu ſich wie die tumben vihe herlicher ſint in ir naturen: in wahſſent ir kleider, do mitte ſiu benueget, iſt es warm, iſt es kalt. Vnd du muoſt von ime lehenen din kleit, vnd an dem ſelben armuote minneſt du luſt vnd genuegede vnd hochuart. Iſt das niut ein vnſprechenliche blintheit? Die tier, das vihe genuegede an ſpiſe, an tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. Nu ſich, was gehoert wunders her zuo, das dine arme nature enthalten werde; Vnd do von nimmet man dar zuo groſſen luſt, vnd uebet groſſe gebreſten an der nutzunge der toten vihe. Hie vor alſo die heiligen ſoltent eſſen, ſo weindent ſiu; vnd ſo ſiu ſterben ſoltent, ſo lachetent ſiu. Nu ſich vor an din niht. Was haſtu jomers in diner nature! Betteſtu gerne, vaſteſtu gerne, weineſtu gerne, was würt hie vs? das du wilt, das tuoſt du *). was wunders ſtot dicke in dir vf von maniger wunderlicher bekorunge, vnd wie manigen gebreſten verhenget got über dich Jndewendig vnd vſſewendig! Achte das du dis gelereſt: das iſt not. Gehab dich wol: got verhenget es alles vmb din guot, Das du mit allem diſem in din niht geroteſt; Vnd iſt dir dis lihte vil beſſer danne das du in groſſen dingen ſtuendeſt. So kumment die liute über dich mit griuwelichen geberden vnd ſweren worten, Vnd denne diſe groſſen vernunftigen mit den geſwindeſten groeſten hoehſten worten, rechte alſo ſiu die apoſteln ſin. Liebes kint, ſinke in den grunt in din niht, vnd ſo den turn mit allen ſinen glocken vf dich vallen; Lo alle die tiufele die in der helle ſint über dich kummen, Himel vnd erde mit allen creaturen: Es ſol dir alles wunderlichen dienen. Sinke echte du: dir würt das aller beſte teil. Nu ſprechent ſiu „herre, ich gedenke alle tage das liden vnſers herren, wie er ſtuont vor pilato vnd vor herode vnd an der ſiulle, Vnd do vnd do.“ Liebes kint, ich wil dich leren. du ſolt alſus dinen got an ſehen: niut alſo einen lutern menſchen; Sunder ſich an den aller groeſten gewaltigeſten ewigen got, der himmelrich vnd ertrich mit einem worte gemachet hat vnd zuo nihte machen mag, vnd der über weſentlich vnd über bekentlich iſt, Das der wolte alſo zuo niute werden für ſin arme creatur; vnd ſchame dich, du toetliche hünden menſche, das du ie ere vnd vorteil vnd hochuart gedahteſt, vnd vndertrücke dich vnder das criuce, wo es her kummet, jndewendig vnd vſſewendig; Biuge din hochuertig gemuete vnder ſin dürnin krone, vnd volge dinem gecriutzigeten got mit vnderworfenem gemuete in wore verkleinunge din ſelbes in allen wiſen, jndewendig vnd vſſewendig. Sit din groſſer got alſo gar zuo niute iſt worden vnd verurteilt iſt von ſinen creaturen vnd gecriutziget iſt vnd erſtorben, Alſus ſoltu mit getultigeme lidende vnd mit aller lidender demuetikeit dich in ſin liden erbilden vnd dich darin trucken. Dis tuont die liute niut: Aber ein iegeliches gedenket wol an das heilige liden vnſers herren In einer verloſchener blinder rower minne, Alſo das der gedang in der uebunge niut en würket Das er ſins gemaches oder hochuart oder eren oder liplicher genuegede ir ſinne dar vmb enberen welle: Danne ſiu verblibent als alſo ſiu ſint. Ouch wie wenig früht bringet das minnecliche liden vnſers herren an den liuten. Die fruht ſchinet an dem erbilden vnd an dim leben vnd an den ſitten vnd an den werken. Liebes kint, alſus ſoltu dis heilige liden vnſers herren ueben vnd überdenken, das es lebende frücht an dir bringe, Vnd ſolt dich ſelber verniuten, Vnd ſolt loſſen dich dunken das dich die erde vnbillichen vf irme rücken tragen ſol Vnd das ſiu dich niut verſlindet in ſich; vnd gedenke das manig tuſent menſchen in der helle ſint die lihte nie alſo vil vnertikeit gewunnent; Vnd het in got alſo vil liehtes gegeben Vnd alſo manig gros guot geton alſo er dir het geton, Siu werent dir vngeliche worden: Vnd er het din geſchonet vnd gebeitet, Vnd er hat ſiu eweclīche verdampnet. Dis ſolt du dicke an ſehen und ſolt ein trahen waſſers niut mit friheit vnd vermeſſener getörſtekeit geturren nemmen denne mit temuetiger vorhte. Nütze alle ding noch notdurft diner krangheit vnd niut noch genuegede. So kumment etteliche vnd ſagent von alſo groſſen vernunftigen vnd über weſenlichen, über formlichen dingen, Rechte alſo ſiu über die himele geflogen ſint; Vnd ſiu bekantent noch nie einen trit vſſer in ſelber noch bekentniſſe irs eigenen nihtes. Siu mugent wol ſin kummen zuo uernunftiger worheit: Sunder zuo der lebenden worheit, do die worheit worheit iſt, Dar zuo kummet nieman danne durch diſen weg ſins nihtes. Vnd wer diſen weg niut gangen iſt, der ſol mit groſſeme ſchaden do ſton, do alle ding endecket werdent. O kinder, denne möhtent ſoliche wellen das ſiu nie

---

*) leben] die Papierhandſchrift lebetagen.

**) vnd] in

*) iuch fehlt. **) wir vns.

---

*) itelē **) die] dis ***) by ſich von] bi ime

*) das tuoſt du] das tuoſt du niut. vnd das du niut enwilt, das tuoſt du.

geiſtlichen ſchin hettent gewunnen, Vnd das ſiu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret ſagen noch do mitte vmbe gegangen hettent noch alſo groſſen nammen nie gewunnen en hettent, Vnd ſullent denne wunſchen das ſiu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen vnd ir broetelin mit irme ſweiſſe gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil vorderunge tuon von den minneclichen goben die er ime*) ſo milteclichen vmb ſtröwet Vnd der man ſo krenglichen nu gebruchet ſunder alle früht. Diſe verkleinunge ſol niht bringen ein zwifeliche vorhte, alſo die zwifeler: Sunder ſiu ſüllen würken einen demuetigen vnderval vnder got vnd vnder alle creatiuren in rechter geloſſenheit. Het ouch der menſche nu in ime iut für demuetikeit, ſo wer es valſch. Dar vmb ſprach vnſer herre „Ir werdent alſo dis kint. niergent abe ſol man haltent**). Loſſent die kleinen zuo mir kummen.“ daz ertrich iſt das aller niderſte von allen elementen Vnd hat den himmel von ſiner niderheit aller meiſt geflohen, Vnd dannen von ſo iaget im der groſſe himmel mit aller ſiner kraft aller meiſt noch, Vnd ſunne vnd mone [vnd alle die ſternen, Vnd würkent die aller groeſte früht in der erden vor allen den hohen oberſten elementen. Wo ouch das tal aller tieffeſt iſt, do fliuſſet das waſſer aller meiſt: Die telre ſint vil frühtberer gemeinlichen wan die berge. Diſe wore verkleinunge die verſinket in das gottelich innerlich abgründe. Kinder, do lont ſiu ſich zuo mole in rechter worer verlornheit ir ſelbes. Das abgründe das inleitet das abgründe: Das geſchaffene abgründe das inleitet von ſiner tieffe wegen; Sin tieffe vnd ſin bekant niht das ziuhet das vngeſchaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt do ein einig ein; Ein niht in das ander niht, Das niht do S. Dyoniſius abe ſprach das got niht en ſi alles das man genemmen oder verſton oder begriffen mag. Do würt der geiſt geloſſen in dem, das in got wolte alzuo mole niht machen, Vnd möhte er in dem zuo mole zuo nihte werden, er würde es von des nihter minnen vnd*) das er verſunken iſt: wanne er en weis niht, er mint niht, er en ſmacket niht wan das ein. Kinder, diſe ougen die alſus ſint ſehende worden, die ſint wol ſelig, Vnd von dem möhte vnſer herre wol ſprechen „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir ſehent.“ Das wir alle denne ſelig werden mit einer worer geſiht vnſers eigen nihtes, Des helfe vns got. Amen.

---

*) ime] nu. **) halten.

*) und] in

Heinrich der Teichner, ſ. Meiſterſänger.

Wilhelm Abraham Teller

ward am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, erhielt unter der Leitung ſeines Vaters, Romanus Teller, eines zu ſeiner Zeit angeſehenen Theologen, eine vortreffliche Erziehung, die ihn befähigte, ſchon 1749 ſeine Studien in derſelben Wiſſenſchaft zu beginnen. 1753 wurde er Magiſter der Philoſophie, 1755 Katechet an der Peterskirche und bald darauf Baccalaureus der Theologie. In dieſem Grade durfte er dociren und in der Univerſitätskirche predigen. Schon 1756 legte er in einer Druckſchrift über den hebräiſchen Bibeltext ruhmvolles Zeugniß von ſeinen Studien ab. 1758 wurde er Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche, nachdem er einen ähnlichen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte. Ganz unerwartet erhielt er im Jahre 1761 einen Ruf als Generalſuperintendent und ordentlicher Profeſſor in Helmſtädt und, nachdem er zu Leipzig vorher in einer höchſt merkwürdigen Disputation den Doctortitel ſeinen orthodoxen Gegnern abgezwungen hatte, trat er den neuen Wirkungskreis an. Hier bildete er ſein theologiſches Syſtem zum Aergerniß Vieler, aber unter dem Beifall der Stimmführer jener aufklärungsſtolzen Zeit vollkommen aus. Einen Ruf nach Halle an die Stelle des ſeligen Baumgarten ſchlug er aus Dankbarkeit gegen Braunſchweig aus; aber als im Jahre 1767 ein zweiter Ruf nach Berlin als Oberconſiſtorialrath und Probſt zu Kölln erfolgte, waren die Anfeindungen, die ihn wegen ſeiner jüngſten Schriften immer bitterer trafen, auf einen Grad geſtiegen, der ihm die Entfernung von Braunſchweig zur Pflicht machte. Jetzt begann die glänzendſte Periode ſeiner Wirkſamkeit, die ſich unter einem Fürſten wie Friedrich, unter Miniſtern, wie Münchhauſen und Zedlitz, in der innigen Verbindung mit Sack, Spalding und vielen anderen Mitſtrebenden nach vielen Seiten hin auf das Glücklichſte entfaltete. 1786 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Auch an ihm gingen die der Aufklärung ſo verderblichen Folgen des Thronwechſels nicht ſpurlos vorüber; er erlitt die größten Kränkungen, blieb aber in ſeinem Glauben unerſchüttert, den er in den freimüthigſten Schriften bekannte; ſchlug eine ehrenvolle Rückberufung nach Helmſtädt aus und erwartete, überzeugt, auch durch dies Dulden ſeiner Sache zu helfen, — was er erwarten mußte, die Abſetzung ſelbſt: doch ſo viel wagten die hohen Gegner des Lichtes nicht. Er erlebte noch den Anbruch einer neuen Zeit mit des jungen Königs Thronbeſteigung und ſtarb, nur körperlich entkräftet, am 8. Decbr. 1804. —

Seine Schriften ſind:

Predigten. Braunſchweig, 1769.
Predigten von der häuslichen Frömmigkeit. Berlin, 1772.
Predigten an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahres. Berlin, 1785 — 1794.
Predigten über die Evangelien in Verbindung mit anderen Schriftſtellern. Neu, 1787 — 1790. 4 Thle.

Freiſinnigkeit, lichtvolle Behandlung des Stoffes, wahre Aufklärung verbunden mit Religioſität und trefflicher Darſtellung verliehen ſeinen Kanzelreden zu jener Zeit einen um ſo höheren Werth, als er einer der Erſten war, welche ſich von der herrſchenden ſtarren Orthodoxie abwandten und dieſe Bahn einſchlugen.

Tenelli, ſ. Millenet.

Wilhelm Gottlieb Tennemann

ward am 7. December 1761 zu Klein-Brembach bei Erfurt geboren, ſtudirte Philoſophie und wurde 1798 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, deren Doctortitel er ſchon längſt erworben hatte, in Jena angeſtellt. Seit 1804 wirkte er als Profeſſor der Philoſophie zu Marburg und ward 1816 daſelbſt auch als zweiter Univerſitätsbibliothekar verwandt. Er ſtarb am 1. October 1819.

Von ihm erſchien:

Lehren und Meinungen der Socratiker über die Unſterblichkeit der Seele. Jena, 1791.
Syſtem der platoniſchen Philoſophie. Leipzig, 1792—1795. 4 Thle.
Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1798—1820. 11 Thle.; 2. Ausg. von A. Wendt, 1829.
Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1812; 3. Aufl. 1830.

T's vorzüglichſtes Werk, die Geſchichte der Philoſophie, zeichnet ſich durch Fleiß und reiches Wiſſen ſehr vortheilhaft aus, iſt dagegen aber nicht frei von Einſeitigkeit, da er dem Kantiſchen Syſteme ſich anſchloß und von dieſem Standpunkte aus Alles auffaßte und beurtheilte.

Wilhelm Ernſt Tenzel

ward am 11. Juli 1659 zu Greußen geboren, ſtudirte zu Wittenberg und wurde 1685 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und Aufſeher der Kunſtkammer und des Münzcabinets. 1702 ging er als Rath und Hiſtoriograph nach Dresden, legte dies Amt jedoch bald nieder und lebte als königl. polniſcher und kurfürſtlich ſächſiſcher Rath ſeinen gelehrten Beſchäftigungen. Er ſtarb am 24. November 1707. Er gab heraus:

Monatliche Unterredungen von allerhand Schriften. Leipzig, 1789 ff. 17 Bde.
Curieuſe Bibliothek. Leipzig, 1704—1706. 3 Thle.

T. iſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Intereſſe, da er zuerſt das Journalweſen in dieſelbe einführte. Wiſſenſchaftliche Streitigkeiten verſchiedener Art erwarben ihm damals einigen Ruf, der ihn jedoch, da er eigentlich nichts Bedeutendes leiſtete, nur ſehr kurze Zeit überlebte.

Johann Nicolaus Tetens

ward am 16. September 1737 zu Tetensbüll in der Landſchaft Eiderſtädt im Herzogthum Schleswig geboren, ſtudirte von 1755—1758 zu Roſtock und Copenhagen, promovirte zu Roſtock als Magiſter und trat 1759 als Privatdocent zu Bützow auf. 1763 erhielt er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Phyſik und bekleidete von 1765—1770 die Directorſtelle am dortigen, durch ihn neu organiſirten Pädagogium. Im Jahre 1776 folgte er einem Rufe nach Kiel, wo er die Profeſſur der Philoſophie und Mathematik erhielt; 1789 wurde er zum Aſſeſſor im Finanzcollegium und Caſſendirector in Copenhagen, darauf 1791 zum königlich däniſchen Etatsrath und Deputirten im Finanzcollegium, 1803 endlich zum Conferenzrath daſelbſt ernannt. Auch war er ſeit 1787 ordentliches Mitglied der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Copenhagen. Er ſtarb am 19. Auguſt 1807.

Seine Schriften ſind:

Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind. Bützow, 1780.
Von den vorzüglichſten Beweiſen für das Daſein Gottes. Bützow und Wismar, 1761.
Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow und Wismar, 1772.
Ueber die allgemeine ſpeculative Philoſophie. Bützow, 1775.
Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung. Leipzig, 1777. 2 Bde.

T. erwarb ſich vorzüglich dadurch Ruf, daß er zu ſeiner Zeit Gegenſtände der practiſchen Philoſophie allgemein verſtändlich behandelte und auf eine klare und lichtvolle Weiſe darzuſtellen wußte.

von Oettingen, ſ. Minneſinger.

Theodor Chriſtian Tetzner

ward am 15. November 1792 zu Frankenhauſen geboren, ſtudirte zu Halle und Jena Theologie und wurde 1816 an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal angeſtellt. 1817 ging er als Lehrer an das Halle'ſche Waiſenhaus und Pädagogium, 1819 nach Magdeburg als Director der Handlungs- und Gewerbeſchule. Seit 1824 lebt er als Director der Bürgerſchule und Doctor der Philoſophie zu Langenſalza.

Er veröffentlichte:

Die Abende auf dem Herrmannſtein, Sagen für die reifere Jugend. Magdeburg, 1821.
Kurzer Leitfaden zum Unterricht in der deutſchen Sprache. Hannover, 1821.
Die Schule der ſieben Weiſen. Nordhauſen, 1822.
Leſebuch für Bürgerſchulen. Magdeburg, 1822.
Der Weg zum Leben. Nordhauſen, 1822.
Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen. Magdeburg, 1823.
Geſchichte der Römer. Brandenburg, 1824.
Geſchichte der Hellenen. Brandenburg, 1824.
Ausgewählte proſaiſche und poetiſche Lehrſtücke. Langenſalza, 1827.
Zeitgeiſt und Stock, zwei Schulreden. Langenſalza, 1827.

Ein wackerer Schulmann, der ſich namentlich durch treffliche Lehrbücher und ausgezeichnete Gelegenheitsreden einen ſehr geachteten Ruf erwarb.

Georg Teubner,

um das Jahr 1777 zu Schlitz geboren, lebte als Doctor der Philoſophie in ſeiner Vaterſtadt.

Er gab heraus:

Das ſilberne Kalb. Erfurt, 1803.
Gott Wetzels Zuchtruthe des Menſchengeſchlechts. Erfurt, 1804.
Die Leiden des jungen Motz. Erfurt, 1804.
Die ſilberne Kuh. Erfurt, 1805.

T. ſuchte in ſeinen humoriſtiſchen Schriften Jean Paul und Benzel Sternau nachzueifern, blieb aber weit hinter ſeinen Vorbildern zurück, da es ihm an Originalität und Tiefe fehlte.

Chriſtian Friedrich Gottfried Teuſcher

ward im Jahre 1791 zu Delitzſch geboren, ſtudirte Theologie und lebte zuerſt als Pfarrer zu Blankenhain im Großherzogthum Weimar, bis er dem Ruf zu der Superintendentur zu Buttſtedt folgte. Er erwarb auch die philoſophiſche Doctorwürde.

Von ihm erſchien:

Saladdin, romantiſches Gedicht in vier Geſängen. Leipzig, 1819.

Glückliche Erfindung und treffliche Behandlung der Form und Sprache erwarben dieſem Gedichte den von den Herausgebern des Almanachs Urania für ein romantiſches Epos ausgeſetzten Preis.

Adalbert von Thale, ſ. Decker.

Der Thaler, ſ. Minneſinger.

Franz Ignaz Thanner

ward am 9. Februar 1770 zu Neumarkt in Baiern geboren, wirkte, nachdem er ſeine Studien vollendet, zuerſt als Gehilfsprieſter in der Domſtadtkaplanei, ſeit 1802 aber als Profeſſor an der Univerſität zu Salzburg. 1805 ging er als Profeſſor der Philoſophie, deren Doctorwürde er ſchon beſaß, nach Landshut, 1808 auf einen ähnlichen Ruf nach Inſpruck, wo er blieb, bis er 1810 zum geiſtlichen Rath und Director des Lyceums zu Salzburg ernannt wurde.

Er gab heraus:

Predigten und Predigtentwürfe. Salzburg, 1801.
Verſuch einer faßlichen Darſtellung der kantiſchen Philoſophie. München, 1801—1805.
Mutſchelle's Moraltheologie, fortgeſetzt. München, 1803.
Der Transſcendentalidealismus in ſeiner dreifachen Steigerung. München, 1805.
Idee des Organism, angewandt auf das höhere Lehrgeſchäft. München, 1806.
Handbuch der Vorbereitung zum ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Studium. München, 1807.
Verſuch einer möglichſt faßlichen Darſtellung der abſoluten Identitätslehre. München, 1810.
Logiſche Aphorismen. München, 1811.
Lehr- und Handbuch der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie. München, 1811 u. 1822.
Wiſſenſchaftliche Aphorismen der katholiſchen Dogmatik. München, 1816.

Th. ſchloß ſich den Naturphiloſophen an und zeichnete ſich durch treffliche Entwickelungen und Darſtellungen dieſes Syſtems ſehr vortheilhaft aus. Als katholiſcher Kanzelredner erwarb er ſich gleichfalls mit Recht einen gefeierten Namen.

Andreas Tharäus,

um 1570 geboren, lebte als Prediger zu Friedensdorf in der Niederlauſitz. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Er ſchrieb:

Erbärmliche Klage der lieben Frau Gerſte und ihres Bruders Herrn Flachs. (Abgedruckt in Dornovii Amphith. I., S. 222.)

die aber durchaus keinen Werth hat.

Zacharias Theobald,

am 29. März 1584 zu Schlackenwald in Böhmen geboren, war zuerſt Feldprediger, ſpäter als Paſtor im Dorfe Krafftshof angeſtellt. Er hatte den philoſophiſchen Doctorgrad und ſchon die Berufung zum Profeſſor der Mathematik in Prag erhalten, als er im Jahre 1627 ſtarb. Von ihm erſchien:

Huſſitenkrieg: oder Geſchichte des Lebens und der Lehre Johann Huſſens. Breslau, 1750.

Eine für jene Zeit gut geſchriebene und durch die Behandlung des Inhaltes nicht minder werthvolle hiſtoriſche Leiſtung.

Ludwig Friedrich Franz Theremin,

am 19. März 1783 zu Granizow in der Ukermarck geboren, erhielt von ſeinem Vater, der Prediger der franzöſiſchen Gemeinde war, den erſten Jugendunterricht und beſuchte dann das franzöſiſche Gymnaſium zu Berlin und darauf die Univerſität zu Halle, wo Knapp und F. A. Wolf beſonders wohlthätig auf ihn wirkten. Im Jahre 1805 wurde er zu Genf ordinirt: als aber 1810 der nachmalige Staatsminiſter von Ancillon Erzieher des jetzigen Königs wurde, erhielt der junge Theremin deſſen Stelle als franzöſiſcher Prediger an der Werderſchen Kirche. Vollkommen entfaltete ſich aber erſt ſein Geiſt, als er ihn, ſeit 1815 als Hof- und Domprediger, auch in deutſcher Rede zeigen konnte. 1824 wurde er zum Oberconſiſtorialrath und vortragendem Rath in der Unterrichtsabtheilung des Miniſteriums der geiſtlichen und Medicinalangelegenheiten, 1840 zum Honorarprofeſſor der Theologie ernannt. Außerdem iſt er Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe. Er gab heraus:

Cervantes Drangſale des Perſiles und der Sigismunde. Berlin, 1808. 1r Thl.
Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, Gedicht. Berlin, 1813.
Die Beredſamkeit, eine Tugend. Berlin, 1814.
Predigten. Berlin, 1817. 4 Thle. Neue Ausgabe, 1826.
Hebräiſche Geſänge von Lord Byron. Berl., 1820.
Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin, 1823.
Stimmen aus Gräbern. Berlin, 1828.
Adalberts Bekenntniſſe. Berlin, 1828. (1835.)
Das Kreuz Chriſti. Berlin, 1828. 1837.
Ueber die deutſchen Univerſitäten, ein Geſpräch. 1836.

Einer der ausgezeichnetſten lebenden Kanzelredner von eben ſo reicher als vielſeitiger Bildung. Wärme, Innigkeit des Gefühls, Tiefe und Lebendigkeit ſind ſeinen religiöſen Vorträgen, Klarheit und Gründlichkeit ſeinen didactiſchen Schriften, Treue und Eleganz ſeinen Ueberſetzungen, und Ideenreichthum, edel geſtaltende Phantaſie, Anmuth der Form und Wohllaut der Sprache ſeinen poetiſchen Leiſtungen eigen.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut

ward am 4. Januar 1774 zu Hameln geboren, ſtudirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, und wurde 1796 Doctor der Rechte zu Kiel. 1798 ward er als Adjunct, 1799 als ordentlicher Profeſſor an der Juriſtenfacultät daſelbſt angeſtellt. 1802 ging er nach Jena, drei Jahre darauf nach Heidelberg. In demſelben Jahre ernannte ihn die kaiſerliche Geſetzcommiſſion zu Petersburg zu ihrem Correſpondenten. Nach der Befreiung Deutſchlands von der franzöſiſchen Herrſchaft forderte er als eine der Hauptbürgſchaften für die Sicherheit des neuen Staatenbundes ein beſtimmtes, allgemeines deutſches Recht und rief dadurch Savigny's Gegenſatz hervor. Er lebte ſeit 1805 ununterbrochen in Heidelberg als Profeſſor und Juſtizrath; 1818 erhielt er den Character eines geheimen Hofraths und 1830 das Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens. Es war in vieler Hinſicht für Heidelberg ein unerſetzlicher Verluſt, als Thibaut 1839 ſtarb, denn auch ſein Haus war ein Schutz edler Sitte und alter Muſik, der er, auch im heftigen Kampf gegen die neueren Richtungen, manche Stunden widmete.

Seine Schriften ſind:
Syſtem des Pandektenrechts. Jena, 1803. 2 Bde.; 8. Aufl. 1834.
Juriſtiſche Encyclopädie und Methodologie. Altona, 1797.
Verſuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. Jena, 1798; 2. Aufl. 1806.
Theorie der logiſchen Auslegung des römiſchen Rechts. Altona, 1799; 2. Aufl. 1806. 2 Bde.
Ueber Beſitz und Verjährung. Jena, 1802.
Beiträge zur Kritik der Feuerbachiſchen Reviſion der Grundbegriffe des Staatsrechts. Jena, 1802.
Civiliſtiſche Abhandlungen. Heidelberg, 1814.
Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutſchland. Heidelberg, 1814.
Nachlaß, herausgegeben von C. J. Guyet. Berlin, 1840.
Ueber Reinheit der Tonkunſt. Heidelberg, 1826. 2. Aufl.

Was Th. als Lehrer des Rechts leiſtete, iſt hier nicht der Ort zu characteriſiren; dagegen aber zu bemerken, daß ſein didactiſcher Styl ſich durch Präciſion, Klarheit und Deutlichkeit ſo vortheilhaft auszeichnet, daß ſeine Schriften auch in dieſer Hinſicht als Muſter dienen können.

Johann Auguſt Thiele von Thielenfeld,

am 24. September 1752 zu Görlitz geboren, war königlich ſächſiſcher Conſiſtorialrath und privatiſirte zuletzt zu Döbern bei Spremberg, wo er 1820 geſtorben iſt.

Er gab heraus:
Ida und Alfred, Briefe über Fortdauer, Wiederſehen und Wiedererkennen. Sorau, 1814; Leipzig, 1818.
Anſichten wichtiger Gegenſtände des höheren geiſtigen Lebens. Leipzig, 1818.
Gründe für und wider den Selbſtmord. Leipzig, 1817.

Th. zeichnete ſich zu ſeiner Zeit durch geiſtvolle Erbauungsſchriften ſehr vortheilhaft aus und wurde viel und gern geleſen.

Carl Traugott Thieme,

am 28. Januar 1745 zu Laniz bei Oſchatz geboren, beſuchte die Fürſtenſchule zu Meißen und ſtudirte in Leipzig, wo er 1772 an der Peterskirche Nachmittagsprediger wurde. 1776 erhielt er das Rectorat am Lyceum zu Lübben in der Niederlauſitz, 1784 ward er in gleicher Stellung nach Merſeburg, 1790 nach Löbau verſetzt. Kränklichkeit nöthigte ihn, ſich von den Amtsgeſchäften zurückzuziehen; ſo privatiſirte er als Magiſter der Philoſophie zu Görlitz, wo er am 30. Mai 1830 ſtarb. Er veröffentlichte:

Erſte Nahrung für den geſunden Menſchenverſtand. Leipzig, 1776; 8. Aufl. (von Dolz) 1817.
Ueber die Hinderniſſe des Selbſtdenkens in Deutſchland. Leipzig, 1788.
Ideal eines Leſebuchs für Bürger- und Landſchulen. Leipzig, 1793.
Gutmann, oder der ſächſiſche Kinderfreund. Leipzig, 1794. 2 Bde. 10. Aufl. (von Dolz) 1830.
Die Gutmannſche Schule. 1804.
Erdmann, eine Bildungsgeſchichte. Leipzig, 1801. 3 Thle.
Grundlinien zu einer Geſchichte aller poſitiven Religionen. Leipzig, 1803.

Ein ſehr tüchtiger Jugendſchriftſteller, der beſonders äußerſt vortheilhaft auf die beſſere Geſtaltung der niederen Schulen wirkte.

Moritz Thieme,

am 8. Mai 1799 zu Löbau geboren, Sohn von Carl Traugott Thieme, ſtudirte ſeit 1818 die Rechte zu Berlin und Leipzig und ließ ſich dann als Privatgelehrter, früher zu Wiederau und Deſſau, ſpäter zu Ilmenau nieder.

Er gab heraus:

Dramatiſche Spiele für die Jugend. Berlin, 1819. 1822.
Mährchen und Sagen für die Jugend. Berl., 1820.
Wanderung dreier Muſenſöhne an den Rhein. Halberſtadt, 1821.
Die Bilderlaube. Leipzig, 1821.
Geiſtergeſchichte oder keine. Leipzig, 1821.
Vorboten des Frühlings. Leipzig, 1822.
Der kleine Freiſchütz, Singſpiel. Leipzig, 1823.
Der Kampf des Alten mit dem Neuen. Eiſenberg, 1824.
Mina's Leben. Ilmenau, 1824.
Frauenmuth, Schauſpiel. Ilmenau, 1824.
Der kleine deutſche Cornelius Nepos. Ilmenau, 1824.
Kinder des Frühlings. Berlin, 1826.
Kleiner deutſcher Ehrentempel. Heidelberg, 1828.
Hedwig's liebſte Puppe. Berlin, 1829.
Edmund und Tony. Berlin, 1830.

Ein fleißiger Jugendſchriftſteller, der glückliche Erfindung mit Verſtändlichkeit und anmuthiger faßlicher Darſtellung verbindet, und ſich für ſeine Leiſtungen eines großen Kreiſes von Leſern in der Kinderwelt erfreut.

Friedrich Wilhelm Thierſch,

am 17. Juni 1784 zu Kirchſcheidungen in Thüringen, unweit Freiburg an der Unſtrut geboren, wirkte ſchon auf den Schulen zu Naumburg und Pforte durch ſein Beiſpiel auf die Mitſchüler ſehr günſtig; ſeit 1804 ſtudirte er zu Leipzig Theologie. 1807, nachdem er zu Dresden Candidat geworden, begleitete er zwei Liefländer nach Göttingen, wo Heyne ſeinem Intereſſe für Philologie reiche Nahrung bot. Er wurde Hilfslehrer am Gymnaſium daſelbſt, habilitirte ſich und trat 1809 als Aſſeſſor zur Facultät. Doch hielt ihn Göttingen nicht ſehr lange. Jacobs hatte die junge Univerſität zu München verlaſſen und T. wurde von Niethammer zu deſſen Nachfolger beſtimmt. Die Streitigkeiten der Nord- und Süddeutſchen, welche zu dämpfen ihm mißlang, machten ſeine Stellung anfangs ſehr ſchwierig, ſelbſt bedenklich, doch ſtieg er in der allgemeinen Achtung und Theilnahme nur deſto mehr. Als Lehrer an der Univerſität und am Gymnaſium ſetzte er ſich mit Jacobi und Schelling in nahe Verbindung. Der Auftrag, die königlichen Prinzeſſinnen in der Geſchichte und Literatur zu unterrichten, bezeichneten ihm die Gunſt des Königs. Er gründete das philologiſche Inſtitut, welches 1812 der Academie angeſchloſſen wurde. Während des deutſchen Befreiungskrieges durfte er nur durch perſönliche Mitwirkung bei der kriegeriſchen Ausbildung der Jugend ſeine Theilnahme beweiſen, doch reiſte er 1813 nach Paris. Durch die Kriegesſtürme von dort vertrieben, kehrte er im folgenden Jahre noch einmal zurück, um die aus Baiern entführten Kunſtſchätze heimzufordern, doch konnte er, durch Napoleon's Flucht von Elba, erſt bei einem dritten Aufenthalt ſeinen Auftrag vollkommen ins Werk ſetzen. — Auch um Griechenlands Wiederaufblühen erwarb ſich Th. von den Einen zu hoch erhobenes, von den Andern ungerecht geſchmälertes großes Verdienſt. Seit 1812 ſuchte er das Land, das er auch als ſein geiſtiges Vaterland betrachtete, mit deutſcher Wiſſenſchaft in Verbindung zu ſetzen. Wie ſehr ihm dies gelang, beweiſt die ausgezeichnete Anerkennung, mit der ihn 1814 auf dem Wiener Congreß die bedeutendſten Griechen als Philhellenen feierten. Von 1822 bis 1823 bereiſte er Italien; 1826 ward er Profeſſor an der Münchener Univerſität. 1831 war das politiſch merkwürdigſte Jahr ſeines Lebens, in dem er Griechenland ſah und ſich ſolchen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verſchaffen wußte, daß er ſich rühmen durfte, zu Otto's Thronbeſteigung nicht wenig mitgewirkt zu haben. 1832 kehrte er nach München zurück; 1836 durchzog er Frankreich und Belgien. Seitdem blieb er in München, woſelbſt er, als Doctor und Profeſſor der Philoſophie, Hofrath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, als Lehrer ſehr gefeiert, bei Hofe hochgeachtet, ein für Kunſt und Wiſſenſchaft, Schule und Staat unermüdlich thätiges Leben führt.

Seine Schriften ſind:

Betrachtungen über die angenommenen Unterſchiede zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. 1810.
Griechiſche Grammatik. Leipzig, 1826. 3. Aufl.
Ueberſetzung Pindar's. München, 1820. 2 Bde.
Ueber die Epochen der bildenden Kunſt unter den Griechen. München, 1829. 2. Aufl.
Reiſe in Italien ſeit 1822. Leipzig, 1826.
Ueber gelehrte Schulen, mit beſonderer Rückſicht auf Baiern. Stuttgart, 1826—1830.
Ueber die neugriechiſche Poeſie. München, 1828.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Die Darſtellung deſſen, was Th. als Philolog und Pädagog in ſtreng wiſſenſchaftlicher Hinſicht leiſtete, liegt außer den Grenzen dieſes Werkes. Geſchmack, Geiſt und tiefes Wiſſen mit einander verbindend, iſt er auch durch ſeine treffliche Behandlung der Form und Sprache, abgeſehen von ſeinen übrigen hohen Verdienſten, als ein didactiſcher Muſterſchriftſteller zu betrachten.

Ueber die Freiheit der Studien und die Selbſtſtändigkeit des Lebens auf deutſchen Hochſchulen, nach Sinn und Geiſt unſerer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieſes Jahr an unſerer Hochſchule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unſerer akademiſchen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu ſprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. [1]) Welchen Tag aber dürften wir zu ſolcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unſern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieſer zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutſcher und fremder Lande, die ſich um einen ſchon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung verſammelt hat, Ihrer Erwägung Würdigeres vorlegen, als die altüberlieferten Grundſätze des akademiſchen Studiums und Lebens, auf welche die Univerſitäten von Deutſchland vor beinahe vier hundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein ſie auch jetzo noch Kraft und Dauer empfangen. Oft befehdet und faſt aufgegeben in Zeiten geiſtiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geiſtes dieſer alten ehrwürdigen Stiftungen verluſtig gegangen, haben ſie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und ſind, nachdem die Ungunſt winterlicher Monde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die ſonnigen Auen der Wiſſenſchaft ergoſſen war, in unſern Satzungen mit urſprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzo, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geiſter frei durch wahre Wiſſenſchaft, und ſtark durch Selbſtſtändigkeit des Beſtrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht ſehen. Ich ſpreche von der Freiheit der Studien und von der Selbſtſtändigkeit des Lebens auf deutſchen Univerſitäten, nach Geiſt und Sinn unſerer Satzungen.

Frei in ſeinen Studien iſt derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derſelben nicht äußerem Zwange, ſondern der inneren Neigung, nicht dem Gebote der Macht, ſondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Schranken, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit ſo gerne die akademiſche Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menſchlichen Forſchens und Wiſſens, dem freieſten, weil es das geiſtigſte wie das unbedingteſte iſt, ſich keinem Anſehen und keiner Macht anders als durch freie Selbſtbeſtimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, ſondern gleich Allem, was da iſt, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, ſo finden wir auch hier feſte Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erſcheint. Nicht durch zufällige Anſicht oder Vorurtheil, ſondern durch die innere Natur der Sache ſind ſie gezogen, und dienen eben ſo als Markſcheide der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Geiſtes nur gegen die Geſetze der Natur erſcheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Univerſität ſelbſt in das Gebiet der Schule herabſinken müßte, ſind die beiden weſentlichen Bedingungen, die auch unſere Satzungen an den Eingang in das akademiſche Leben geſtellt haben [2]); und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Univerſität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademiſchen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgeſtellt [3]) und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befeſtigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird [4]).

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Univerſität ſind an dieſe Vorbedingungen geknüpft, und ohne ſie wird jede Gewähr zum Trug und jede Vorkehrung zur Thorheit werden, ſei es, daß man die Rathſchläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem ſich als eine Schranke der allen deutſchen Univerſitäten eingebornen Freiheit der Studien darſtellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine ſeiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen [5]), oder was vorgekehrt iſt, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge ſicher zu ſtellen [6]), berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und iſt allein dem Eilfertigen und Läſſigen zu heilſamer Hut angeordnet. Selbſt die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorleſungen zu hören [7]) und den beſondern Wiſſenſchaften das Studium der allgemeinen zu verbinden [8]) trifft nicht den Verſtändigen, welcher hier nur ausgeſprochen findet, was ihm die eigene Einſicht und Neigung gebietet, und iſt allein gegen die unfreie Einſeitigkeit auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademiſchen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Einbruch der öffentlichen Macht in die altakademiſche Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige ſich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet [9]), wo der Zwang, beſtimmt den widerſtrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geiſt niederbeugt [10]), wo dieſer genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerſtreben zurückſtößt [11]), ſeine Thätigkeit auf Gegenſtände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zerſplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung geſtellt iſt. — Weil aber nach dem Ausſpruche eines alten Dichters ein ungeziemendes Werk andere zeuget, die ſeinem Geſchlechte gleich ſind *), ſo kann eine ſolche Ordnung nicht beſtehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Vorkehrungen die Natur der Univerſität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbſtſtändigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloszuſtellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine ſolche Geſetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wiſſenſchaften widerſtrebt und ihren inneren Zuſammenhang auflöſet. Sie wird die Univerſität nöthigen, von der höheren, ſelbſtſtändigen Forſchung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzuſteigen [12]) und, nachdem der Aufſchwung des Talents gehemmt iſt, der Mittelmäßigkeit Freiſtatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Vorkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuſchung ſich in das heilige Verhältniß zwiſchen Mann und Jüngling miſchen und mit der wiſſenſchaftlichen Bildung des Geiſtes zugleich die ſittliche des Charakters blosſtellen [13]). Was in dieſem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an dieſem Tage vor zwei Jahren die gottgeſegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet [14]), als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit ſeiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingsſonne, welche den erweckenden Stral über die Leben ſproſſende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, ſich in friſcher Kraft und Herrlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht' entgegendrängen.

Verſchwunden iſt die Trennung der allgemeinen und beſondern Wiſſenſchaften, und die Nöthigung, aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Beſonderen hinaufzuſteigen: dem Studium der Philoſophie, der Natur, der Geſchichte, des Alterthums iſt nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, ſich erweckend, hebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademiſchen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen ſind die faſt unüberſehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entſchwand die Gewähr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nöthigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geiſttödtender und ſeiner unwürdiger Arbeiten beugten, und ſelbſt gegen Willen und ſittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Univerſität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grauſamſten und heilloſeſten Täuſchungen gemacht hatten, um ſo betrübender, weil es beſtimmt war, durch falſchen Schein die Leerheit und Erfolgloſigkeit zu verhüllen, mit der eine ſolche Studienordnung nur zu oft geſchlagen war. Es ehrt zwar die neue Ordnung, was durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in ſich abgeſchloſſener ehrwürdiger Inſtitute geboten wird [15]), und auch von ihr ergeht das Gebot zum ernſthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen ſind auch durch ſie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben [16]), aber ſie ſind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerſtrebenden trieb, tritt jetzo dem Jüngling als Anweiſung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen [17]), und neben der großen und ſchönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wiſſenſchaft zu finden, ſteht ihm nach den Satzun-

---

*) τὸ γὰρ δυσσεβὲς ἔργον
μετὰ μὲν πλείονα τίκτει,
σφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ. Aeſchyl. Agam. V. 758.

gen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, oder durch den Vortrag ihm verleideten Gegenſtandes durch *eigenes* Studium ſich ſchneller oder ſicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr ſeiner Studien iſt für ihn in die Fülle und das Einladende der akademiſchen Mittel, in die Wirkung des Beiſpiels, in das Anſehen und den Rath der Lehrer, in ſeinen freien Entſchluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anſtalt jenſeits der Schranken der Univerſität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in dem öffentlichen Dienſt einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochſchule und des wiſſenſchaftlichen Geiſtes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erſtarken und über die Anſtalt ſich verbreiten kann, begehrt ſie von demjenigen, welcher ſeine durch wiſſenſchaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfniſſe und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugniſſen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweiſe, *wen* und *was* er gehört, ſondern daß er durch ſich ſelbſt nachweiſe, was er iſt und vermag.

Gegeben iſt ſofort einem Jeden die Möglichkeit, ſich nach ſeiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausſchließung des Widerſtrebenden und Zerſtreuenden für das Hauptſächliche, das Bildende die Kraft durch Beſchränkung zu ſammeln und das Studium durch Innigkeit zu verſtärken; gereiniget iſt ſein Verhältniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rückſicht drängt ſich zwiſchen ihn und diejenigen Männer, denen er das Höchſte und Lauterſte ſeiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann ſo leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung ſucht, und ſo gerne dem redlichen Beſtreben erwiedert, wandeln ſie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wiſſens und des Forſchens, die allein zu den Höhen der Wiſſenſchaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Argwohne und der Beſchränktheit von jeher verſagt blieb. Zwar ſehen wir, da die Uebel langſamer ſind, als die Heilmittel, des Ungefügen nicht wenig zurückgeblieben; vorzüglich ſind die *Geſtalten der Täuſchung* nicht ganz gewichen. Noch zeigen ſie ihr unholdes Antlitz beſonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch ſie das Wort ſeine Bedeutung verloren hat, auch jetzo noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen beſcheinigt wird, der ſich ſelbſt im Stillen eines ganz anderen bewußt iſt. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und der Lauterkeit, welchen unſere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch dieſe Unholde vollends ſcheu entfliehen, um ihren Zug gen Weſten nach dem eines beſſeren Schickſals ſo würdigen, aber nun in nächtliche Trauer verſenkten Sitze der Muſen hinzulenken, der allen Geiſtern des Zwanges und des Bannes, die aus unſern entſühnten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken ſeiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienſt bereitet hat [18]). Auch müſſen wir die Hinderniſſe beklagen, welche gegen Willen und Abſicht der über uns waltenden weiſen und menſchenfreundlichen Obhut bewirkt haben, daß wir noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unſerer Satzungen, die damals verheißene Einſetzung jener Prüfung vermiſſen, welche nach ihnen von nun an allein als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und iſt irgend ein Wunſch billig und dringend, ſo iſt es gewiß dieſer, den wir mit vollem Vertrauen auf ſeine Gewährung ausſprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unſere Hoffnung getäuſcht, ſondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutſchland der wahren Wiſſenſchaft zu wohnen unmöglich iſt, durch Einſetzung jener Gewähr Schluß und Halt auf den Hochſchulen von Baiern geſichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher deſſen bedarf, iſt ſie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilſam auf Ordnung und Beharrlichkeit des Fleißes zurückwirken, ſondern auch jenem, welcher ohne ſolche Mahnung ſich und dem Staate genug thäte, wird ſie zur Stärkung und Beruhigung dienen, als eine erwünſchte Gelegenheit nach ſeinem Austritte aus unſerem Verbanbe männiglich zu beweiſen, was er geworden und dem Vaterlande zu leiſten fähig iſt. Daran aber ſchließen wir mit vollem Vertrauen ſeiner Erfüllung den zweiten Wunſch, daß jene Gewähr im Geiſte der Satzungen ſich auf das *Weſentliche* und *Wichtige*, was auch das *Schwierige* und *Tieferliegende* iſt, beſchränke, und nicht durch *Ausbreitung* über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wiſſens in Gefahr ſtelle. Bald gewährt, weiſe geordnet und verſtändig gehandhabt wird ſie von den äußeren Gewährleiſtungen die ſtärkſte, wird ſie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild ſein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu ſchirmen, durch die allein unſere Hochſchulen zu der Würde und der Selbſtſtändigkeit ihrer deutſchen Schweſtern erhöht wurden.

An Ihnen aber iſt es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend inwohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare *innere* Gewähr der akademiſchen Studien halten, und die Beſorgniſſe der Aengſtlichen niederſchlagen, denen vielleicht auch jetzo noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig ſcheint, damit das akademiſche Feld mit ſattſamer Betriebſamkeit geackert und beſtellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Löſung aller Feſſeln hervorging. „Vertrauen andere deutſche Staaten ihrer Jugend, warum ſoll ich nicht daſſelbe thun?“ [19]) Ja Er, deſſen königliches Gemüth voll unvergänglicher Friſche und eben darum der Jugend zugethan iſt, der wohl weiß, wo der Enthuſiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lauterſten zu finden iſt, er thut daſſelbe, er vertraut auch jetzo Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beſchränkung ſuchen, die ſich uns als unnütz und nachtheilig bewieſen haben: und ſchon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menſchlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, ſeine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die verſäumt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtſinnigen Dienſte des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademiſchen Lebens ſich verlieren; indeß ſie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochſchule, und ſind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar geweſen, wie ſie es dem Rathe der Vernunft ſein werden. Aber der ſtets wachſenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unſerer Jugend im Ganzen ſind wir das Zeugniß ſchuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre beſſer geworden iſt, ſeitdem die Univerſität durch ihre Satzungen an die wahre Beſtimmung deutſcher Hochſchulen gewieſen ward, eine Pflegerin *freier Studien* zu ſein.

Die Vorleſungen, ſowohl die, welche für die beſonderen Fächer eingeſetzt ſind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenſtände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder beſonderen enthüllt werden, ſind zahlreich und mit anhaltender Theilnahme beſucht, das Beſtreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, iſt keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wiſſenſchaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung iſt verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen ſchon jetzo bezeichnen, welche einſt der Wiſſenſchaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei ſo ſchönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen deſſelben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen ſich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anſtalt jenen wiſſenſchaftlichen Geiſt verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forſchens keine Anſtrengung zu groß, kein Ziel zu hoch iſt, an deſſen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anſtalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft ſind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geiſtes, *wenn ſie nicht durch eine Geſinnung getragen würde, die alles, was groß, ſittlich und heilig iſt, warm und innig umfaßt,* und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens ſich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geiſtes, ſo kann auch die Geſinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umfloſſen und genährt wird, ſobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten ſind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei iſt und auf die ſittliche Kraft eben ſo wie dort auf die geiſtige vertraut wird. Darum haben ſchon die älteſten Ordnungen der Univerſitäten neben der Freiheit der Studien die Selbſtſtändigkeit des akademiſchen Lebens geſtellt, und unſere Satzungen folgen bei Allem was ſie hierin Förderliches vorkehren, eben ſo dem Bedürfniſſe wie dem Gebrauche dieſer altehrwürdigen Anſtalten. Allerdings hat die Umgeſtaltung der Zeiten und Staaten hier tiefer in die Univerſitäten eingegriffen und ſie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgeſtattet ſie aus den Jahrhunderten großer und ſtarker Corporationen in die ſpäteren, dem Geiſte derſelben abholden Zeitalter gekommen ſind; das Gebäude, ſeiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geſchmacke zuſagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Univerſität und die akademiſche Jugend ungeſchmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfaſſungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleiſtet, nicht ausgenommen die Befugniß, ſich zu geſelligen Vereinen in jeder Weiſe zu verbinden, die ihren Neigungen und Bedürfniſſen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen iſt. Was aber als Schranke ſich darſtellt, iſt auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, iſt die Gewähr der Freiheit gegen ihre bitterſten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältniſſe der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünſchen übrig, was durch die beſondere Lage der akademiſchen Jugend geboten, und ohne Störung der Stadtordnung gewährlich iſt, ſo dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiſte, der über uns waltet, der Gewährung mit Gewißheit entgegenſehen. Am meiſten aber werden Sie ſelbſt dieſe Gewährung herbeiführen und die beſſere Geſtaltung aller der Verhältniſſe befördern, wenn ſie entſchloſſen ſind, aus Ihrer Mitte ſelbſt die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und ſelbſtſtändigen akademiſchen Lebens entgegenſtehen. Ich meine die ſtarren, dem Ganzen feindſeligen Formen der Verbindungen, und als ihre Folge die innere Zwietracht.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden beſtehenden Geſellſchaften eingehe, ſo werde ich zwar durch unſere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Beſtand unter beſtimmten Gewahrleiſtungen anerkennen 20) und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch ſtoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Univerſitäten ordnen und führen, nach welcher beſſer ſei, dieſen Gegenſtand, da er allen Maßregeln einer Umgeſtaltung oder Hebung ſeiner Gebrechen widerſtrebe, und nachdem auch der letzte große Verſuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden ſelbſt wegen Beimiſchung unlauterer und der Univerſität fremder Beſtrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf ſich beruhen zu laſſen. Indeß wiſſen wir, daß ein erfahrner und muthiger Arzt, welcher einen Zuſtand mehrfachen Leidens behandelt, ſobald er in ihm noch lebensſproſſende Kräfte genug hervordrängen ſieht, denſelben nicht für unheilbar erklärt und aufgiebt, und ſeines Beiſpiels wollen wir zumal in ſolcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt alſo jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns ſelbſt mit Unvermögen und Rathloſigkeit behaftet erklärten, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen ſind, halte ich es für beſſer, mich über den Gegenſtand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche ſchon oft die Verkündigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von ſich zu ſtoßen. Ich darf dieſes um ſo mehr, da es mir widerſtrebt, mich denjenigen zu geſellen, welche dem engern Anſchließen ähnlich geſinnter Jugendgenoſſen in einer meiſt fremden, oft unholden und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zuſagenden Verhältniſſe und Freuden auch da, wo durch ſolche Verbindungen das Heiligthum der Geſetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schädliche ſei, was ſich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, ſo gehört es eben doch hauptſächlich den Verhältniſſen und Umſtänden; ſie tragen, wie alles Menſchliche, die Farben der Zeit und ſtehen unter ihren Einflüſſen; aber hinter ihm erſcheint das Weſentliche ſtark genug, die Ungunſt der Verhältniſſe zu überwinden und ſich wohlthätig zu erweiſen. — Entſprungen aus demſelben Geiſte, der die Univerſitäten erzeugt und ſtark gemacht hat, ſind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechſelnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptſächlich haben dem akademiſchen Leben einen ſelbſtſtändigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geiſt der Univerſitäten gegenüber einer Zeit geſchirmt, die allem Verbundenen und Ueberlieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus ſeinen alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerſtäuben unabläßig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form ſich angebildet hat, ihnen ſelbſt feindſelig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen ſelbſt als hart und abſtoßend empfunden wird, iſt jenes Verſeſſenſein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Anſprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienſtbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbſtſtändigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademiſche Genoſſenſchaft in kleinere Maſſen geſprengt und in Feindſeligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demſelben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn urſprünglicher Verbindungen durch ſtarre Formen und zeitraubende Gebräuche verunſtaltet wurde, trübte ſich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit beſtanden hat, und der Zweikampf, von dem Schirme ritterlicher Tugend zur Verfechtung gleichgiltiger Begegnungen und unbegründeter Anſprüche herabgezogen, wurde zur grauſamſten Ironie ſeiner ſelbſt. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit ſeiner meiſten Veranlaſſungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn ſelber, nicht die unerbittliche Strenge des Geſetzes, welches zu handhaben wir berufen ſind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unſerer Hochſchule ſich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Beſinnung bringt, möge dieſen doch der Abſcheu ſeines Monarchen bewegen, in deſſen reiner königlichen Bruſt die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn ſie von der Erde verſchwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unſerer Zeit mit tiefem Unwillen von ſich ſtößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der perſönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbſtſtändige wie im Staate, ſo im akademiſchen Leben beruht, ſondern die Mehrung eben jenes männlichen Ernſtes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen ſucht, und eben ſo bereit iſt, zufälliges Unrecht auszuſühnen als für das von andern geſchehene die Sühne anzunehmen. Wo dieſer Ernſt waltet, iſt er und in ihm die wahre perſönliche Würde durch ſich ſelbſt geſchützt, und jeder, der ihn in ſich und andern nährt, erbaut und ſchmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbſtſtändigkeit des akademiſchen Lebens beſtehen kann.

Wenn wir dieſes nicht nur als Wunſch, ſondern als Hoffnung ausſprechen, ſo werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß derſelbe edlere Geiſt, deſſen Flügelſchlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademiſche Leben zu bewegen anfängt. Denn es iſt die Art des Guten wie des Böſen nicht in einer Richtung zu beharren, ſondern ſich nach allen Seiten hin heilſam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältniſſen des Lebens alles entfernen ſollte, was ihm als hemmend und ſeiner ſelbſt unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerkſamen Beobachter iſt verborgen geblieben, daß bald nach der Verlegung der Univerſität in die Hauptſtadt im Innern jener Vereine, die unſere Satzungen geſtatten, das Bedürfniß eines mit den akademiſchen Zwecken zuſammenſtimmenden Lebens auf mannigfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und innern Frieden unmöglich zu machen ſchien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Anſicht und Neigung im Leben überwog den alten ausſchließenden Widerwillen. Auch haben ſie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genoſſen ſich hülfreich erwieſen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es iſt gut das anzuerkennen, und auf dieſe edlen Stoffe zur Bildung des akademiſchen Lebens hin zu weiſen, nachdem ihnen ſo viel Schlimmes iſt nachgeſagt worden und auch ſo Manches zur Laſt fällt. Noch aber iſt Vieles zu thun übrig; und was geſchehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreiſe alter und feſter Gewohnheiten, wo es über Rath und Vorſtellung, über die Wirkung des perſönlichen Vertrauens hinausgeht, iſt überall mehr ſtörend als förderlich geweſen. Deſto dringender jedoch iſt die Mahnung an Jeden, der es ernſt mit ſich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung ſich nicht zu entziehen, eingedenk zu ſein der Gefahren, von denen das Leben der Univerſität in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht iſt, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Beſtand und Dauer haben könne, was ſeinen urſprünglichen Zweck und mit ihm ſeine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieſer begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältniſſe und das Leben auf der Univerſität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiſte der wahren Freiheit, Würde und Selbſtſtändigkeit mehr und mehr in Uebereinſtimmung zu bringen, kann einſt, wenn dieſe flüchtigen Jahre ihm ſchnell vergangen ſind, für ſeine ganze Zukunft das Bewußtſein in ſich tragen, daß er in dieſer für das Leben der Hochſchule entſcheidenden Zeit, der Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung ſeiner Vorzüge, daß er ſich der großen und nationalen Sache der Univerſität förderlich bewieſen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen ſich dem unbefangenen Beobachter das Daſein eines beſſern Geiſtes allmälig enthüllt, ſo iſt auch außer ihnen und in der Geſammtheit unſerer akademiſchen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfaſſenden Ganzen rege geworden. Unſere Univerſität ſah, die erſte unter ihren Schweſtern, von ihrer Jugend den mit überraſchendem Erfolge gekrönten Verſuch, eine ſolche Vereinung mitten in das Leben der Hochſchule hineinzuſtellen und auch in ihr das Geſellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben, was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieſer ſchönen Jahre und ihrer Beſtimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundſatz, daß ſie ſich Keinem verſagt, welchen die Univerſität unter ihre Bürger zählt, verſöhnend durch die Anſicht, daß ſie keinem beſondern Vereine im akademiſchen Leben entgegenſteht, ſondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinbarung, in welcher ſich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß ſie keinen mit einer beſonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entſagen nöthigt, hat ſie einen beſſeren freieren Geiſt auch unter den noch Zweifelnden oder Abgeſonderten dadurch enthüllt, daß dieſe, getroffen von der Idee dem gemeinſamen Leben ein Aſyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindſeligen Begegnung ſich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademiſchen Geſellſchafts-Aula allen Zwiſt der Eintretenden niederzulegen und ſich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genoſſenſchaft zu fühlen heißt, welche, die akademiſche Jugend ſelbſt darſtellend, ihr Daſein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet iſt.

Faſſen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Univerſität unter dem Schirm der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleiſtet haben, uns als einzelne Erſcheinung entgegentritt, in Einem Ueberblicke zuſammen, ſo wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünſchen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir ſtehen, eine Umgeſtaltung aller Verhältniſſe und Beſtrebungen zum Beſſeren ſich offenbart, und es iſt für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen vor König und Vaterland dieſes Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in ſeinem Kreiſe bewährt, nicht genügend erſcheinen, was ſie gethan, nicht geſichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren ſind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert iſt. Schon ein Alter hat geſagt, die Knechtſchaft ſei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienſtbar ſein gefahrloſer als ſeinem eigenen Willen folgen. Denn frei iſt nur, wer der Freiheit würdig iſt, und dieſes zu ſein, das iſt die Arbeit, das der Preis, des Schweißes der Edlen werth. Darum gebührt auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzurichten, um ihn zu gewinnen, nnd jedweden Kampf zu beſtehen, um ſeine Herrlichkeit zu ſchirmen. Was in der menſchlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über ſich erhebt, was Bildung zeitiget und Tugend pflegt, es iſt in dem heiligen Kreis der Selbſtbeſtimmung, der offenen Huldigung des Würdigen und jener Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderſtehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sproſſen edler deutſcher Stämme, die der bairiſche Name vereint, zeiget vor den Genoſſen, welche das gemeinſame Vaterland aus freigehaltenen Anſtalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Burgen ſeiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernſte Ausland über den Ocean wie über die Steppen des ſtarken Norden unter Euch ſendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großſinnigen Monarchen, der das höchſte Gut ſeines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entſchluſſe anvertraute, nicht umſonſt an Eure Herzen ſchlug, daß ſein Hauch in ihnen die Flammen edler Entſchließung entzündete, ſtark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geiſt auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beſchloſſen iſt.

Anhang.

1) Nach einer k. Verordnung vom 26. Nov. 1827, daß über die Satzungen von dem Rektor bei dem Antritte ſeines Amtes an die Studirenden eine den Geiſt und Zweck derſelben erläuternde Rede ſoll gehalten werden.

2) Dadurch, daß §. 6. Immatriculirung der Inländer nur gegen Vorlage ihrer Gymnaſialabſolutorien oder ihrer Lycealzeugniſſe geſchehen darf, und nach §. 7. auch Ausländer gehalten ſind, Zeugniſſe wie über ihr ſittliches Betragen, ſo über ihre wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe vorzulegen.

3) Der neue Schulplan giebt nach §. 148 den Gymnaſien die oberſte Klaſſe zurück, die ihnen früher war entzogen worden, und geſtattet §. 109 den Uebergang auf die Univerſität nur nach vollendetem achtzehnten Jahre.

4) Die Vorbildung iſt durch jene Schulordnung hauptſächlich dadurch feſter begründet worden, daß §. 3 des Schulplans ihr Anfang zwei Jahre zurück in das achte Jahr des Knaben geſetzt und ihr zehn volle Jahre gewidmet, und daß durch Vermehrung der Stunden, für die Hauptfächer der alten Sprachen, der Mathematik und Geſchichte feſtere Begründung und größere Ausbreitung gewonnen, daß der Unterricht folgerecht geſteigert, die Autonomie der Schule und ihrer Zucht gegründet und der Lehrſtand durch Vertrauen und Belohnung gehoben wird.

5) „Für das Studium der allgemeinen und beſondern Wiſſenſchaften wird vorläufig bis zum Erſcheinen eines neuen Studienplans ein Zeitraum von fünf Jahren feſtgeſetzt. Denjenigen, welche einen zweijährigen Lycealkurſus zurückgelegt haben, iſt geſtattet, ihr akademiſches Studium mit drei Jahren zu beſchließen“ §. 15 der Satzungen. — Die hier angekündigte Beſtimmung des Schulplanes iſt in §. 148 desſelben eingetreten: „Da das Gymnaſium in ſeiner künftigen Geſtaltung aus ſeinen bisher geweſenen drei oberen Klaſſen und einer höheren beſtehen wird, ſo ſollen mit dem Anfange des nächſten Schuljahres $18^{29}/_{30}$ die Schüler der jetzt ſogenannten oberen oder fünften Klaſſe ſtatt auf die Univerſität oder in das Lyceum überzugehen, in jene höhere Gymnaſialklaſſe einrücken, dagegen aber wird ihnen die Gelegenheit eröffnet, ihr Univerſitäts-Studium um Ein Jahr zu verkürzen, und ſich ſchon nach zurückgelegtem vierten Jahre desſelben zu der theoretiſchen Prüfung für ihr beſonderes Fach zu melden.“

6) Hierher gehören die Beſtimmungen in §. 1. „Inländern, welche nach Verlauf der erſten vier Wochen des Semeſters ſich zur Immatriculirung noch nicht gemeldet haben, ſoll dieſes Semeſter in die vorgeſchriebene Studienzeit nicht eingerechnet werden;“ dann der ganze III. Titel, welcher Beſtimmungen über die Dauer der halbjährigen Lehrkurſe, über die Inſcriptionen für Vorleſungen und Honorarien enthält, beſonders § 21. die Verpflichtung mit dem Anfange des Semeſters pünktlich am Orte der Univerſität einzutreffen und daſelbſt bis zum Schluſſe der Vorleſungen zu beharren; und der VII. Titel, ſoweit er Disciplinarvorſchriften über den Fleiß der Studirenden enthält, vorzüglich §. 51. „Die Lehrer werden alle Mittel anwenden, ſich des Fleißes und der Fortſchritte ihrer Zuhörer zu verſichern; ſie werden deßhalb theils darauf achten, daß dieſelben mit den ihnen angewieſenen Plätzen in der Regel nicht wechſeln, theils durch freie Arbeiten, die ſie einer genauen Correktur und Beurtheilung unterwerfen, durch Disputatorien und Conſervatorien oder durch andere angemeſſene Mittel den Zuhörern Gelegenheit geben, ihre wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu bewähren. ſo wie die Lehrer verpflichtet ſind, den Unfleiß ihrer Zuhörer nicht nur zu rügen, ſondern auch bei fruchtloſer Warnung ihn erſt der Fakultäts-, dann dem Univerſitätsſenate anzuzeigen.“

7) §. 52: „Wenn ein Studirender keine, oder die von ihm gewählten Collegien nicht fleißig beſucht, noch irgend eines der Univerſitätsinſtitute ſorgfältig benutzt, ſoll der Univerſitäts-Senat auf erhaltene Anzeige ihn vorfordern, und wegen Verwendung ſeiner Zeit zur Rechenſchaft ziehen; dem Unfleißigen ſoll ſodann ein Verweis ertheilt und ein Termin geſetzt werden, nach deſſen Ablauf er Beweiſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit während deſſelben vorzulegen hat. Vermag er dieſes nicht, ſo iſt ihm das akademiſche Bürgerrecht zu entziehen.“

8) §. 14. „Jeder Inländer, welcher die Univerſität in der Abſicht beſucht, ſich auf ein öffentliches Amt vorzubereiten, für welches ein vollſtändiges Univerſitätsſtudium erfordert wird, iſt verpflichtet, während ſeines Aufenthaltes an der Univerſität ſich, im Falle er kein Lyceum beſucht und abſolvirt hat, eben ſo dem Studium der allgemeinen Wiſſenſchaften d. h. der Philoſophie, der Mathematik, der Philologie, der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaften, wie dem Studium der beſondern Wiſſenſchaften ſeines Berufs mit Ernſt zu widmen;“ und die Beſtimmung in §. 16, daß die theoretiſchen Prüfungen mit beſonderer Rückſicht der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen ſind.

9) In den alten Geſetzen für die Studirenden an der k. b. Ludwig-Maximilians-Univerſität zu Landshut von 1814 gehört hierher II. Titel §. 1. „Der Inländer, welcher dereinſt in den Staatsdienſt, für welchen ein vollſtändiges Univerſitäts-Studium erfordert wird, eintreten will, muß durch Zeugniſſe beweiſen, daß er

a) die allgemeinen Wiſſenſchaften vorſchriftsmäßig gehört,

b) dem Studium derjenigen ſpeciellen Wiſſenſchaften, welche für den beſtimmten Staatsdienſt, dem er ſich widmen will, vorgeſchrieben ſind, in der dafür feſtgeſetzten Zeit ſich gewidmet (das heißt, wie die Einſezzung der Semeſtralzeugniſſe lehrte, ſie ebenfalls gehört) habe“ — und §. 2. daß die von Gymnaſien Kommenden bei der Univerſität nur zum Studium der allgemeinen Wiſſenſchaften angenommen werden können. (Sie konnten nach der löblichen Kunſtſprache nur Philoſophen werden, und nach der Terminologie der Zeugniſſe durfte man beſtimmt annehmen, daß am Schluſſe des Semeſters unter 600 ſolchen jungen Ankömmlingen 300 Philoſophen von Auszeichnung waren); — dann §. 4. „Zu dem Studium der ſpeciellen Wiſſenſchaften darf keinem Candidaten der Zutritt geſtattet werden, der ſich nicht ausweiſen kann, daß er nach der Vorſchrift des §. 2 und 3 dem Studium der allgemeinen Wiſſenſchaften ſich gewidmet habe.

10) Es geſchah dieſes vorzüglich durch die unbedingte, Allen gleich gebotene Nöthigung alle dem Urheber jener Satzungen für den Einzelnen nöthig ſcheinenden Lehrgegenſtände bis auf den letzten zu hören, aus ihnen die Prüfung zu beſtehen und darüber das Zeugniß vorzulegen. Jede Selbſtbeſtimmung war ausgeſchloſſen, der Student ſtatt auf ſich auf dieſe Form gewieſen, die durch ihre Natur und Folgen bald eine leere geworden war, und allem Wiſſenſchaftlichen d. i. ſelbſtſtändigen Geiſte ſo ſehr im Wege ſtand, daß er in keiner Geſtalt ſich frei entwickeln konnte, und das hervorragendſte Talent in den ausgetretenen und öden Pfad des Herkommens gezogen wurde.

11) Ohne daß ich daran denke, irgend einen der akademiſchen Lehrer, die waren oder ſind, perſönlich zu nahe zu treten, will ich nur daran erinnern, was aus ſolcher Studienordnung, welche durch den Zwang die Hörſäle füllt, und dadurch die Bedingung, unter der Talente für den akademiſchen Vortrag ſich bilden, ihrer Natur nach aufhebt, für Folgen haben, und wir dieſe eben dann auf die Theilnahme gerade

der ausgezeichnetſten und geweckteſten Jünglinge tödtlich zurückwirken muß, es einem jeden überlaſſend, aus ſeiner Erfahrung anzugeben, ob und in wiefern ſie in der That und Wirklichkeit eingetreten ſind.

12) Hauptſächlich durch die Einſetzung der Semeſtralprüfungen und das ganze Gefolge von Vorkehrungen, mit welchen allein ſie gehandhabt werden konnten.

13) Die ganze Zeugnißordnung war trotz aller Vorkehrungen, wenn auch nicht auf Täuſchung berechnet, doch zur Täuſchung geworden. Die Inſcriptionen ſelber geſchahen, wie der Commiſſär an einer baieriſchen Univerſität durch Vergleichung der Liſten förmlich conſtatirt hat, nicht ſelten auf zwei ja drei Collegien, die zu derſelben Stunde geleſen wurden, die Prüfungen, welche nur flüchtig und dürftig ſein konnten, waren unzureichend, das Urtheil der Lehrer zu beſtimmen, und ſo wird erklärlich, wie im Allgemeinen und auch in dieſem beſondern Falle für die ſämmtlichen Vorleſungen der zwei- und dreifach Inſcribirten unermüdeter Fleiß und ausgezeichneter Fortgang konnte beſcheinigt werden. Alles ging dahin zuſammen, die Nichtigkeit und Verderblichkeit dieſer Anordnung mit einem falſchen Scheine zu umgeben, und der Einzelne konnte, ja kann zum Theil faſt jetzo um ſo weniger umhin, dem Zuge zu folgen, da keine königliche Behörde, kein Bureau, keine Magiſtratur, kein Ortsvorſtand ein Zeugniß, wo es noch begehrt wird, berückſichtiget, welches nicht jene Eminenz oder irgend ein anderes ihr nahekommendes Trugbild vorſpiegelt. Neben der Unmöglichkeit, einen wiſſenſchaftlichen Charakter zu entwickeln, trat die gleich ſtarre, ja noch ſchreckbarere Unmöglichkeit, das ſittliche Gefühl der Jugend zu wahren, klar hervor, und die Geſetze waren, ſo wenig es auch ihr Urheber geahnt hatte, zugleich eine Untergrabung des ſittlichen Charakters und eine der ſchlimmſten Quellen der Immoralität für die ſtudirende Jugend.

14) Dieſe Freiung der Univerſität und mit ihr der Beginn einer neuen Aera derſelben iſt in dem §. 16 enthalten, dem wichtigſten und dem weſentlichſten der Satzungen, neben dem alles Andere nur ordnend und helfend erſcheint: „Es bleibt den Studirenden überlaſſen, in welcher Zeitfolge und Ordnung ſie ſich diejenigen Kenntniſſe, welche ſie in der Prüfung für den Staatsdienſt bewähren müſſen, erwerben wollen. Was bisher zur Controlle und Ermittelung ihres Fleißes und Fortganges in den Studien angeordnet war, Semeſtral- und Abſolutorial-Prüfungen, dann die hierauf gegründeten Zeugniſſe und beſonderen Inſcriptionen bei den Facultäten werden aufgehoben, und als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolgs ihrer Studien ſollen von nun an allein die Ergebniſſe der Prüfung für den Staatsdienſt gelten, welche ſofort mit deſto größerer Strenge und mit beſonderer Berückſichtigung der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen ſind.“

15) Nach §. 16 unterliegen Bewerbungen um Staatsſtipendien der Verordnung, welche nach dem Willen der Stifter ihren Genuß von Fleiß und Fortgang des Studirenden abhängig macht, und „eben ſo bleibt es in Hinſicht jener beſondern Inſtitute, an welchen jährliche oder halbjährliche Prüfungen vorſchriftsmäßig oder herkömmlich ſind, bei den bisherigen Beſtimmungen.“

16) Vergl. §. 14, 51, 52.

17) In §. 17 heißt es: „Auch ſoll, damit der Studirende ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Univerſität über Umfang, Mittel und Folge der ihm obliegenden Studien ſich belehren kann, jede Facultät eine kurze und bündige Belehrung über Anzahl, Zuſammenhang und Methode der zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften entwerfen, welche zuſammen gedruckt und jedem Studirenden gleichfalls bei ſeiner Immatriculirung zugeſtellt werden ſollen.“ Dieſer Verordnung iſt im Jahre 1828 genügt worden, und jeder Student empfängt jene Anleitung als ein monitum paternum ſeiner Lehre zugleich mit der Matrikel.

18) Es iſt Tübingen gemeint, welches durch ſeine Organiſation vom 18. Januar 1829 die alte Geſtalt der deutſchen Univerſitäten abgelegt, ſtatt des Rectors einen beſtändigen Canzler, ſtatt der wechſelnden Decane an der Spitze der Facultät je das älteſte Mitglied, und im Ganzen die Einrichtung jeder andern Landesſtelle von etwa gleichem Range mit wenigem Unterſchiede bekommen, und daneben mit dem Collegienzwang, den Semeſtralprüfungen und dem ganzen Gefolge jener hemmenden, allen wahren Geiſt der Univerſität zerſtörenden und ſie mit ſchweren Gebrechen behaftenden Anſtalten begabt worden, welche unſere Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut, von Landshut nach München geſchleppt hatte, um hier durch die weiſe Anſicht eines hochherzigen Monarchen von ihnen erlöſ't und ihrer urſprünglichen Würde zurückgeſtellt zu werden. Es iſt gut, zu bemerken, was jeder in Würtemberg zuverläſſig erfahren kann, daß zu ſolchem Unheil nicht irgend ein Anlaß von dem Monarchen, einem der wohlwollendſten und beſten Fürſten, welche die deutſchen Throne zieren, nicht von dem erfahrnen, in der alten würtembergiſchen Ordnung erzogenen Miniſter des Innern, ſondern von einem gebornen Franzoſen ausgegangen, welcher ſich zur Einführung dieſes wälſchen Erzeugniſſes undeutſchen Bannes mit einem Arzt und Profeſſor verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Canzlers der Univerſität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingeſetzt wurde, welche nicht fehlen wird, ihre Natur in den ſchlimmſten und zerſtörendſten Folgen zu offenbaren. Höchſt ungern entſchloß ich mich, ſolche Dinge hier öffentlich zur Sprache zu bringen; aber es gilt eine allgemeine, wichtige, das innere Leben und die innere Kraft von Deutſchland und ſeiner Bildung treffende Angelegenheit, und wehe dem, der, obwohl überzeugt, daß hier nur Uebles geſchah und durch Bezeichnung des Uebels vielleicht der Hülfe Raum gemacht werden könnte, dennoch vor der Rückſicht auf die Sache die Rückſichten der Beſorgniß oder der Perſonen vorwalten läßt!

19) Eigene Worte unſeres Monarchen, würdig der Geſchichte aufbewahrt und den Herzen unſerer Jugend eingegraben zu werden, geſprochen von ihm in dem entſcheidenden Augenblicke der Berathung über die Satzungen, als er ſich entſchloß, die alten Begrenzungen und Controllen aufzuheben, und der Univerſität nach langer Bedrängniß ihre urſprüngliche freie Form, mit ihr aber die Möglichkeit zu geben, von vielem und zahlreichen Leiden durch die entbundene innere Kraft zu geneſen.

20) Durch Allerhöchſtes Reſcript vom 31. Juli 1827 die Studentenvereine betreffend, von dem ein Auszug im Anhange der Satzungen mitgetheilt iſt.

Charlotte Thieſen,

als Schriftſtellerin Caroline Stille genannt, zu Schwartau im Jahre 1782 geboren, lebte bis 1821 mit ihrer Mutter in Celle. Nach dem Tode derſelben zog ſie nach Bremen. Sie ſchrieb:

Kleine Erzählungen, (herausgegeben von Thereſe Huber). Nürnberg, 1822.
Moraliſche Erzählungen für die Jugend. Heidelberg, 1828.
Maria Lescinska, Gemahlin Ludwig des XV. Hamburg, 1829.
Neue Erzählungen für die weibliche Jugend. Leipzig, 1830.
Abendunterhaltungen. Bremen, 1832.

Gute Characterzeichnung, Scharfſinn, Lebenskenntniß und eine reine geſunde Moral haben ihren Schriften viele freundliche Leſer erworben.

Johann Otto Thieß,

am 15. Auguſt 1762 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und ward 1783 als Nachmittagsprediger in der Vorſtadt St. Pauli angeſtellt. Im Jahre 1790 legte er dieſes Amt wegen Streitigkeiten mit der orthodoxen Geiſtlichkeit nieder und trat, von der Univerſität Gießen zum Doctor der Theologie ernannt, in Kiel als Privatdocent auf. 1792 wurde er Adjunct der Facultät und bald außerordentlicher Profeſſor. 1799 trat er, penſionirt, in den Privatſtand zurück, in welchem er zuerſt zu Itzehoe, und ſeit 1803 zu Vorderholm bei Kiel lebte, wo er am 7. Januar 1810 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Gedichte. Hamburg, 1783.
Chriſtliche Lieder und Geſänge. Hamburg, 1785 und 1794.
Chriſtliche Predigten. Hamburg, 1788. 1790.
Unſer Herr, Andachtsbuch. 1790.
Communionbuch. Leipzig, 1794.
Sonntagsunterhaltungen. Leipzig, 1798.
Ueber den Tod und das Leben. Leipzig, 1799.
Ueber die Liebe und Ehe. Leipzig, 1801.
Geſchichte ſeines Lebens. Hamburg, 1801.
Vorleſungen über die Moral. Leipzig u. Gera, 1801.
Klopſtock. Altona, 1805.
Predigten zur Beförderung einer heiteren Frömmigkeit. Altona, 1803.
Lieder dem Vaterland und der Religion. Kiel, 1807.
Neue Predigten. Glückſtadt, 1808.
Das ſittliche Leben nach der Schrift. Kiel, 1809.

Ein geiſtvoller und kenntnißreicher, aber zu raſch und flüchtig arbeitender Mann, wandte ſich Th. zu ſeiner Zeit den theologiſchen Neuerern zu und erwarb ſich Anſehen und Ruf, gerieth aber nach ſeinem Tode bald in Vergeſſenheit.

Friedrich Theophilus Thilo,

am 24. Juli 1749 zu Roda in Sachſen geboren, lebte zuerſt als Advokat und Finanzcommiſſar im Amte Wendelſtein in Thüringen; von hier zog er nach Frohburg, endlich als Accisinſpector nach Rochlitz, wo er am 26. März 1825 ſtarb. Er ſchrieb:

Sämmtliche Schauſpiele. Leipzig, 1780.
Emilie Sommer, Geſchichte in Briefen. Leipzig, 1780. 1785.
Lorenz Arndt von Blankenburg. Leipzig, 1784—1785.
Lebensſcenen aus der wirklichen Welt. Leipzig, 1784—1790.
Felix von Freudenfels. Leipzig, 1787—1788.
Menſchenſchickſale. Leipzig, 1791. 1792 u. v. A. m.

Th's Familiengemälde und Schauſpiele fanden zu ihrer Zeit viele Leſer um der innigen und warmen Darſtellung willen, deren ſie ſich erfreuten, geriethen dann aber bald in gänzliche Vergeſſenheit, da ſie ſich weder durch Originalität noch durch Ideenreichthum auszeichneten.

Friedrich Auguſt Deoſidus Tholuck

ward am 30. März 1799 zu Breslau geboren, und hatte ſchon angefangen in der Werkſtatt ſeines Vaters das Goldarbeiterhandwerk zu erlernen, als er es erlangte, die Gymnaſialbildung vollenden und die Univerſität ſeiner Vaterſtadt beziehen zu dürfen. Koſegarten erweckte in ihm 1816 zuerſt die Vorliebe für die orientaliſche Literatur, die der Prälat von Diez, ehemals Geſandter zu Conſtantinopel, in Berlin nährte und befeſtigte. Dieſer übergab ſeinen Pflegeſohn bei ſeinem Tode dem Miniſter Altenſtein, den Th's längeren Aufenthalt in Berlin unter Ideler's und Wilken's größtem Einfluß auf ſeine Entwickelung möglich machte. Dies iſt der Zeitpunkt, in welchem aus dem begeiſterten Verehrer aller Weisheit der Welt der gläubige Chriſt zum Durchbruch gelangte, der ſeine frühere Lebenszeit als verloren, ſich ſelbſt als nunmehr gerettet anſah. Neander war Hauptveranlaſſung ſeiner Wiedergeburt. Seine Begeiſterung ſprach ſich in vielen raſch geſchaffenen Werken aus. Schon 1821, als der edle de Wette Berlin verlaſſen mußte, hatte Th. theologiſche Vorleſungen gehalten; 1824 ward er außerordentlicher Profeſſor dieſer Facultät. 1825 unternahm er mit Unterſtützung des preußiſchen Miniſteriums eine Miſſionsreiſe nach England und Holland, und erregte, in fremden Zungen redend, im Auslande großes Aufſehen, daheim durch unzeitige Klagen, die er dort über deutſche Theologie erhob, ſowie bei Vielen gerechtes Aergerniß. Dennoch ward er 1826 an die Stelle von Knapp als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Halle berufen, mußte aber, weil ſein körperlicher Zuſtand ſehr angegriffen war, erſt eine Reiſe nach Italien machen und wirkte ein Jahr lang als Prediger der preußiſchen Geſandtſchaft zu Rom. Seitdem hat er Halle nicht mehr verlaſſen, wo er in unglaublich reger Wirkſamkeit als Lehrer von der großen Hälfte der Studirenden gefeiert, als Prediger ſehr verehrt wird und als Schriftſteller unermüdlich ſeinen theologiſchen Standpunkt mit allen himmliſchen und irdiſchen Waffen zu vertheidigen und geltend zu machen ſtrebt. Er lebt daſelbſt als königlich preußiſcher Conſiſtorialrath, erſter Univerſitätsprediger, Profeſſor und Doctor der Theologie und Philoſophie.

Seine aſcetiſchen Schriften und Predigten ſind:

Die wahre Weihe des Zweiflers. 1836. 5. Aufl.
Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte, für theologiſche und nichttheologiſche Leſer. Hamburg, 1837; 2. Aufl. 1838.
Predigten, gehalten zu Rom, Berlin, London und Halle. Berlin, 1829.
Sammlungen von Predigten im akademiſchen Gottesdienſt der Univerſität Halle. Hamburg, 1834—1838. Zweite Folge, 1839—1840.
Stunden der Andacht. Hamburg, 1840. 2 Bde.
Blüthenſammlung aus der morgenländiſchen Myſtik. Berlin, 1825.

Ueber dieſen merkwürdigen, vielfach angefeindeten, jedenfalls aber höchſt eigenthümlichen und bedeutenden Mann, äußert ſich der Verfaſſer des denſelben betreffenden biographiſchen Artikels in dem Converſations-Lexikon der Gegenwart Bd. IV. S. 47 fgde. ſehr geiſtreich und wahr mit folgenden Worten: „Auch Th's heftigſte Gegner müſſen in ihm vor Allem die außerordentliche Vielſeitigkeit anerkennen, welche ſeine Anlagen, ſeine Ausbildung und ſeine Thätigkeit auszeichnet. Zu den erſten gehört eine ſeltene Beweglichkeit und Raſtloſigkeit des Geiſtes, die lebendigſte Reproduction der mannichfaltigſten Gemüthszuſtände mit einem Wiſſen um ihre Unterſchiede und einer nur dadurch möglichen höhern Gewalt über die Sprache, und vorzüglich ein productives Talent, wonach unter ſeinen Händen „Alles ein Vehikel", unter ſeiner allegoriſch ſinnigen Durchdringung jeder, auch der unſcheinbarſte Stoff an Ideen ergiebig wird. Dabei ein Heranziehen und Benutzen am liebſten des Entlegenen und Ungewöhnlichen, ein reicher, wenn auch oft verhaltener Witz, ein Bedürfniß nach äſthetiſcher Aufregung bis zu einer Vorliebe für humoriſtiſch grellen Wechſel entgegengeſetzter Stimmungen, überhaupt eine Jean Paul'ſche Natur, nur bei ihm, der dieſes Talent nicht als Dichter, ſondern im Dienſte ſeines Berufs apologetiſch gebraucht, mit mehr rhetoriſchem Streben, wenn auch mit weniger Abſichtsloſigkeit und Kindlichkeit, als bei Jean Paul. Dieſelbe Vielſeitigkeit, wenn auch zugleich das Unruhige und Deſultoriſche, zeigt ſich in ſeiner gelehrten Ausbildung; er hat eine außerordentlich mannichfaltige Beleſenheit, er kennt eine Menge Sprachen, alte, orientaliſche und neuere, und ſpricht namentlich mehrere der letztern mit Eleganz. — — — Th's eigentliche dogmatiſche Richtung hat ſich ſeit 1830 fortwährend am deutlichſten ausgeſprochen in ſeinem „Literariſchen Anzeiger für chriſtliche Theologie und Wiſſenſchaft überhaupt", und zwar als eine durch innere Erfahrungen getragene Auffaſſung des Chriſtenthums, welche das Factum des Sündenbewußtſeins zum Mittelpunkte macht, hiernach eine nicht ſelbſt erworbene und erreichbare Erlöſung fordert, die im Chriſtenthume gegebene auch wieder als ein gottgegebenes Factum annimmt und an den Früchten erkennen will, und den in Aneignung derſelben erfahrenen Segen für eine beſſere Begründung hält, als Nachweiſungen der Begreiflichkeit und Verſtändlichkeit, vielmehr dafür eine Anhänglichkeit hat, welche durch unerklärlich Scheinendes nicht abwendig gemacht, ſondern nur noch mehr angezogen wird und welche ſich gedrungen fühlt, auch für Andere in apologetiſchen und halieutiſchen Beſtrebungen ſich zu äußern. In den letzten Zeiten hat Th. indeſſen mehr als früher ſeine chriſtlichen Ueberzeugungen mit der Philoſophie auszugleichen geſucht und dabei beſonders die Hegel'ſche berückſichtigt, wie er es denn „ſchon mit ſeiner Stellung als akademiſcher Theologe unvereinbar finden mußte, nach dem Verſtändniſſe eines ſo tief in die Zeit eingreifenden

Syſtems nicht zu ringen." Wenigſtens zeigt ſich bei ihm neuerlich eine vermehrte Bekanntſchaft mit den Schriften und der Ausdrucksweiſe dieſer Schule und eine zunehmende Anwendung deſſen, was ihm davon apologetiſch brauchbar ſcheinen konnte, und ſo hat er auch kürzlich ſelbſt erklärt, er könne ſich zwar nicht zu einer ſolchen Abtrennung der Theologie und Philoſophie entſchließen, wie ſie von Schleiermacher angeſtrebt ſei, er meine, daß die Dogmatik den Inhalt frommer Erregungen als einen dem denkenden Geiſte nothwendigen darſtellen ſolle; er halte der Wiſſenſchaft gegenüber eine freie Stellung und in dogmatiſcher Hinſicht die Zuverſicht feſt, daß der Chriſtenglaube ſich auch vor der Vernunft oder vielmehr als Vernunft rechtfertigen werde, daher ſei ihm auch das Studium der Philoſophie, und ſo auch der Hegel'ſchen, ein Bedürfniß geweſen und er erkenne in den Denkformen derſelben vielfach ſpeculative Wahrheit. Zugleich aber hat er doch auch erklärt, er halte jede Philoſophie für Zeitphiloſophie und die ſpeculative Dogmatik nur für Stückwerk; niemals könne die chriſtliche Wahrheit von der Wiſſenſchaft dividirt werden, ohne daß ein Bruch übrig bliebe, und immer werde die Geſchichte, wenn dies verkannt werde, Gewalt leiden müſſen, und ſo hoffe er auch, daß unter dieſen Beſchränkungen ſeine philoſophiſchen Studien nur zum Aufbau des ſeligmachenden Glaubens dienen würden. Auch iſt hier kein Zunehmen, ſondern nur ein Abnehmen ſeiner Anſchließung zu erwarten, denn der geiſt- und phantaſiereiche Verehrer von Claudius und Hamann kann nicht lange mit einer im Innerſten kalten und glaubensleeren Weltanſicht befreundet bleiben, beſonders wenn bald auch ihr äußerlich bedingtes „Eingreifen in die Zeit" wieder vermindert ſein wird. Aber dieſes apologetiſche Verfahren dehnt Th. auch, wohin es weniger gehört und als wiſſenſchaftliches Vorurtheil nicht dem Glauben, ſondern der Forſchung ſchadet, zu unbedingt über hiſtoriſche und kritiſche Unterſuchungen aus, wie unter Anderem ſeine Schrift gegen Strauß: „Die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte, für theologiſche und nicht theologiſche Leſer", hier und da zeigt. Am zahlreichſten ſind in der letzten Zeit ſeine Beiträge zur praktiſchen Theologie geweſen. Außer ſeinen früher erſchienenen „Predigten, gehalten zu Berlin, Rom, London und Halle" und außer einer Menge anderer in Halle oder auf Reiſen in Heidelberg, Straßburg, Kiſſingen und anderwärts gehaltener und einzeln erſchienener Predigten hat er die früher herausgegebenen vier „Sammlungen von Predigten im akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle" denen er neuerdings eine „Zweite Folge" beifügte, zuſammen unter dem Titel: „Predigten über Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und Lebens", mit einer lehrreichen und anziehenden Abhandlung über neuere Predigtweiſen bekannt gemacht, worin er der Predigt mehr Freiheit, Lebendigkeit und Volksmäßigkeit durch größere Annäherung an Sprache, Denkweiſe und Neigungen des jetzigen Zeitalters, mehr Friſche und Eindringlichkeit durch Aufhebung der ſteifen Form und der zwiſchen Prediger und Gemeinde befeſtigten Kluft zu vindiciren ſucht und bei ſeinen begründeten Beſſerungsvorſchlägen vielleicht nur zu wenig beachtet, daß die Gravität ſelbſt zum norddeutſchen Nationalcharakter gehört, welcher in ernſten Dingen durch zu viel Leichtigkeit und Formloſigkeit verletzt und geſtört wird. Dieſer Umſtand wird es auch ſtets Manchen unmöglich machen, ſich mit der Art zu befreunden, wie Th. in ſeinen Predigten und noch mehr in ſeinen „Stunden der Andacht" nicht nur von der ihm eigenen erſchütternden Kraft, Einfachheit und Eindringlichkeit der Rede, ſondern noch öfter im ſchroffſten Wechſel von ſeinem reichen Witze, ſeinem Zuſtrömen intereſſanter, aber ſehr ungleichartiger Reminiscenzen und ſeiner Gabe, dieſe allegoriſch und humoriſtiſch anzuwenden, Gebrauch gemacht hat. Weniger wird ihm die ganz unbedingte Verwerfung und Verhöhnung ſchaden, welche auch kürzlich wieder in einer neuen Streitſchrift („Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet") und zwar nach Th's offenen Andeutungen („Zur Charakteriſtik rationaliſtiſcher Polemik, eine Beleuchtung der Schrift: Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt u. ſ. w.") durch einen Specialcollegen über ihn ergangen iſt; denn allerdings wird ſchon der Umſtand, daß „dergleichen Schmähſchriften angeſtellter Lehrer jedesmal einen nachtheiligen ſittlichen Einfluß auf Univerſitäten ausüben", gegen eine ſolche auf offenſive Polemik verwandte Mühe einnehmen und wieder aufmerkſamer machen auf die Lichtſeiten einer ſo begabten und ſo bedeutenden geiſtigen Eigenthümlichkeit, wie die hier angegriffene iſt."

Thomann, ſ. Noeller.

Chriſtian Thomaſius (Thomas),

der ſich ſelbſt in ſeinen Schriften nur der deutſchen Endung ſeines Namens bediente — wurde am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater, Jacob, Profeſſor und Rector an der Thomasſchule, ein Lehrer des Leibnitz geweſen war. Im 16. Jahre wurde er Baccalaureus, im 17. Magiſter der Philoſophie. Seine Liebe zum Naturrechte beſtimmte ihn zum Juriſten: ſchon 1675 hielt er zu Frankfurt a. d. Oder Vorleſungen in dieſer Wiſſenſchaft und wurde 1697 Doctor der Rechte. Nach einem kurzen wiſſenſchaftlichen Ausfluge nach Holland begann er in ſeiner Vaterſtadt beſonders Naturrecht zu lehren, welches er, ſo ſehr es bisher vernachläſſigt war, für das Fundament der Jurisprudenz erklärte. Die unzähligen Anfeindungen, die der Mann des Fortſchrittes zu ertragen hatte, erreichten ihren Gipfel, als mit ſeinem 1688 erſcheinenden deutſchen Programm die neue Periode deutſcher Univerſitäten und deutſcher Wiſſenſchaften hereinbrach. Zugleich kündigte er, was ehedem unerhört war, deutſche Vorleſungen an und ſchwang in dem erſten in Deutſchland erſcheinenden Journal, über ſeine Gegner die Geißel bitteren Spottes. Aber ſeine Geſinnung wurde auf harte Proben geſtellt. Nicht genug, daß die von ihm angegriffenen Theologen Pfeifer und Carpzow den freien Geiſt als Atheiſten dem Volkshaß Preis gaben; nicht genug, daß ein andrer geiſtlicher Herr, der däniſche Oberhofprediger Maſius ihn des Majeſtätsverbrechens beſchuldigte; daß ſeine warme Fürſprache für den frommen, der rechtgläubigen Kirche verhaßten H. A. Francke ihn in die, ihm ſehr fremden, pietiſtiſchen Wirren verwickelte; er fühlte ſich getrieben, bei der Vermählung des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachſen die Ehe zweier fürſtlichen Perſonen verſchiedener Confeſſion zu vertheidigen; da entbrannte der Zorn der Wittenberger Theologen gegen ihn, welche vergaßen, daß die Reformatoren einſt Bedenklicheres geſtattet, — da kam der Befehl, Th. Katheder und Preſſe zu verſchließen und ihn ſelbſt zu verhaften; ein Befehl, der Deutſchlands Schande ſein würde, hätte nicht Preußen im freudigen Willkommenheißen des Flüchtigen das erſte Vorzeichen ſeiner künftigen geiſtigen Bedeutung abgelegt. Friedrich der Dritte erlaubte ihm, an der Halle'ſchen Ritteracademie Vorleſungen zu halten. Er las ſeit 1690 mit außerordentlichem Beifall und ſein Katheder ward 1694 der Grundſtein der Friedrichsuniverſität. Er wurde hier als churfürſtlicher Rath und Lehrer der Rechte angeſtellt. Auch in Halle blieb er nicht ohne Feinde, doch konnte er ſich leicht gegen ihre Angriffe behaupten; ja Leipzig, das ihn einſt verbannt, rief ihn 1709 als Ordinarius der Juriſtenfacultät zurück. Natürlich blieb er ſeinem neuen Vaterlande getreu und erhielt den Titel eines Geheimeraths; 1710 wurde er zum Director der Friedrichsuniverſität und Decan der Juriſtenfacultät ernannt. Hier erreichte er im Bewußtſein, ſeinem Volk genützt zu haben, das er von Folter und Geſpenſterglauben befreite und ſeine Sprache ehren lehrte, ein hohes ruhmvolles Alter. Er ſtarb am 23. September 1728.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Monatsgeſpräche, oder, freimüthige Gedanken. Halle, 1683. 3 Thle.
Einleitung zur Vernunftlehre. Halle, 1691.
Einleitung zur Sittenlehre. Halle, 1692.
Ausübung der Sittenlehre. Halle, 1696.
Vom Weſen des Geiſtes. Halle, 1699.
Ausübung der Vernunftlehre. Halle, 1710.
Vgl.: Sein Leben, von Heinrich Luden. Berlin, 1803.

Ueber Th. haben bisher die verſchiedenſten Urtheile geherrſcht. Während Einige wie z. B. Schröckh ihn auf das Entſchiedenſte loben, ſprechen Andere wie z. B. F. Horn ihm alles tiefere Eindringen und alle Gründlichkeit ab, und werfen ihm Oberflächlichkeit und Wankelmuth vor. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Am unpartheiiſcheſten ſcheint uns Buhle in ſeinem Lehrbuche der Geſchichte der Philoſophie Th. 6. Abthl. 2. S. 1024 fgde. über ihn zu ſprechen, weshalb wir ſeinem Urtheile hier vorzugsweiſe eine Stelle einräumen. Es lautet: „Das vornehmſte Ziel, nach dem Th. mit unermüdetem Eifer ſtrebte, war, eine richtigere Beurtheilung der Gelehrſamkeit überhaupt bei dem Publikum zu veranlaſſen und mittelſt dieſer eine beſſere und in Beziehung auf das gemeine Leben und die wahre Beſtimmung des Menſchen zweckmäßigere Methode der Studien einzuführen. Die Gelehrſamkeit hat nach ſeiner Meinung gar keinen Werth, als ſofern ſie gemeinnützig iſt, und ihre Brauchbarkeit für die menſchliche Geſellſchaft unmittelbar bewähren kann. Nur derjenige iſt ihm ein Gelehrter, der einige Wahrheiten, wenn es auch nur wenige ſein ſollten, gewiß weiß, und von dieſen für die wirkliche Welt Nutzen zu ziehen verſteht; der dabei den Wahn ſeiner Mitmenſchen einſieht, und das Talent und die erforderliche Einſicht hat, um dieſen aufzudecken, und dadurch das Gedeihen der Wahrheit zu befördern. Die Gelehrſamkeit ſoll den Menſchen geſchickt machen, Wahres vom Falſchen, Gutes vom Böſen zu unterſcheiden, die wahrſcheinlichen Urſachen des einen und des andern anzugeben, und auf dieſe Art ſowohl ſeine eigene, als die Glückſeligkeit anderer Menſchen zu befördern. Sie beſteht aus zwei Haupttheilen: Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, wovon jene in der Offenbarung, dieſe im menſchlichen Verſtande ihre Quelle hat, jene auf die Beförderung des ewigen, dieſe auf das zeitliche Wohl gerichtet iſt. Aus dieſer ſeiner Anſicht des Zwecks aller Wiſſenſchaften iſt der Eifer leicht zu erklären, womit er auf die damals gangbare ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie losſtürmte. Er tadelte mit Recht an dieſer die Menge ſpitzfindiger, trockener, ſchwer verſtändlicher und im gemeinen Leben großen Theils unanwendbarer und entbehrlicher Speculationen, ſo wie an ihren Anhängern den ſclaviſchen Syſtemgeiſt. Aber wegen des Schlechten überſah und verwarf er öfters das Gute, was ſelbſt mit der wiſſenſchaftlichen Philoſophie in ihrem damaligen Zuſtande, wenigſtens mit der wiſſenſchaftlichen Philoſophie überhaupt genommen, verbunden iſt. Es ging ihm hier, wie allen Reformatoren, die ſich gewöhnlich in ihrem raſchen Ungeſtüme zu weit treiben laſſen. Dazu kamen ſeine natürliche Heftigkeit, ſein Hang zur Spötterei und Anmaßung, und das außerordentliche Glück, daß er mit ſeiner populären Manier, die Wiſſenſchaften und beſonders die Philoſophie zu behandeln, machte, wodurch er zuletzt für billige und minder einſeitige Urtheile ganz unfähig und auch ganz unempfänglich wurde. Eben weil er alle Subtilität in der Unterſuchung der philoſophiſchen Principien nicht bloß umging und vermied, ſondern ſogar verhöhnte und verlachte, ſo läuft auch Vieles, was in ſeinen Schriften über ſpeculative Philoſophie vorkommt, auf ein ſehr oberflächliches, ſeichtes Geſchwätz hinaus. Die Gründe ſelbſt, aus denen Th. alle höhere und ſubtilere Forſchung, ſowohl in der Philoſophie, als in allen anderen Disciplinen verwarf, ſind lauter ſolche, die auch ein ungebildeter Handwerksmann oder Bauer vorbringen würde. Mit ſeiner Verachtung aller ſubtilern Speculation und dem Streben nach Popularität verband Th. die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen eine genaue philoſophiſche Sprache. Anſtatt die Wortſtreitigkeiten durch eine präciſe Beſtimmung der, den Worten und Ausdrücken zum Grunde liegenden, Begriffe zu verhindern, ſuchte er ihnen dadurch auszuweichen, oder andern dieſelbe zu erſparen, daß er dem gemeinſten Sprachgebrauche folgte, für dieſelben Gegenſtände und Begriffe bald dieſe, bald jene Wörter brauchte und ausdrücklich empfahl, es mit den Wörtern nicht ſo genau zu nehmen, und ſich lediglich an die Sachen zu halten. Man übe nur gewiſſe Tugenden aus und ſtreite nicht über ihre Benennungen; man binde ſich in Definitionen nicht an Wörter; wenn die Erklärung die Gegenſtände erkennen und unterſcheiden lehrt, ſo iſt es hinlänglich. Hier überſah Th. den innigen Zuſammenhang zwiſchen der Sprache und den Begriffen gänzlich und arbeitete aller Gründlichkeit der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, und aller beſtimmten Darſtellung derſelben ſchlechthin entgegen. Auf eine Schwierigkeit inzwiſchen, mit welcher Th. gar ſehr zu kämpfen hatte, muß man billig Rückſicht nehmen, und dieſe war die Unvollkommenheit der deutſchen Sprache zu ſeiner Zeit, deren er ſich faſt zuerſt für philoſophiſche Materie bediente, ſo wenig ſie auch noch zu einer angemeſſenen Bezeichnung derſelben geeignet war. Daher iſt ſein bunter, mit lateiniſchen und franzöſiſchen Wörtern durchwebter Styl zu entſchuldigen, wiewohl er als deutſcher Schriftſteller faſt noch mehr leiſtete, als man von ihm unter den Umſtänden hätte erwarten ſollen."

Moritz Auguſt von Thümmel

ward am 27. Mai 1738 auf Schönfeld, unweit Leipzig geboren, ſeit 1754 zu Roßleben vorgebildet, und im Jahre 1756 von Gottſched, damaligen Prorector, unter die Studenten von Leipzig aufgenommen. Die Freundlichkeit ſeines Characters erwarb ihm die Zuneigung Gellerts, Rabener's, Weiße's und Kleiſt's; ja ein alter Juriſt, Namens Balz, machte ihn 1776 zu ſeinem Univerſalerben eines Vermögens von 24,000 Thalern. 1761 trat er als Kammerjunker in die Dienſte des nachherigen Herzogs Ernſt Friedrich von Sachſen-Coburg, welcher ihn bei der Huldigung zum Geheimen Hofrath, 1768 zum wirklichen Geheimen Rath und Miniſter ernannte. 1783 zog er ſich aus dem öffentlichen Leben zurück und beſchloß ſeine Tage theils in Gotha, theils auf einem Gute ſeiner Gemahlin, Sonneborn. Er ſtarb bei einem Beſuche zu Coburg am 26. October 1817.

Von ihm erſchien:

Wilhelmine oder der vermählte Pedant, proſaiſch-komiſches Gedicht. Leipzig, 1764.
Die Inoculation der Liebe. Leipzig, 1771.
Kleine poetiſche Schriften. 1782.
Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Leipzig, 1791—1805. 9 Thle.
Sämmtliche Werke. Leipzig, 1812. 6 Thle.; neue Ausgabe 1820. 7 Thle.

Ueber v. Th. urtheilt Bouterwek in ſeiner Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Th. XI. S. 447 ſehr treffend mit folgenden Worten: „Th's natürlicher Geſchmack machte ihn von mehreren Seiten zu einem Zöglinge, aber nicht Nachahmer der Franzoſen. Wie Wieland verweilte er mit dem Wohlgefallen des Satyrikers bei den Schwächen des menſchlichen Herzens, den Reizen der Sinnlichkeit und der Thorheiten, die von keinem eigentlich böſen Willen ausgehen. Kein ſtrenger, noch weniger finſterer Zug war ſeiner Satyre eigen. Sein Muthwille band ſich aber auch nicht an die Geſetze der ernſteren Sittſamkeit, die den üppigen Scherzen keinen Zugang geſtattet. Von Wieland, der mehr Gelehrter war, unterſcheidet ſich Th. durch den nur ihm unter allen deutſchen Dichtern ganz eigenen Ton der großen Welt. Eine Fülle der Phantaſie und des ironiſchen Witzes durchſtrömt ſeine komiſchen Sittengemälde. Sprache und Styl umkleiden mit kunſtreicher Nachläſſigkeit die heitern Gedanken. Das Werk in zehn Bänden, das ſich eine Reiſe in das ſüdliche Frankreich nennt, darf mit noch mehrerem Rechte als die Wilhelmine, die ſchon im Jahre 1764 herauskam und als die Inoculation der Liebe, vom Jahre 1771, zu den eigentlichen Gedichten eben ſowohl, als zu den Romanen gezählt werden. Unter den metriſchen Stellen ſind einige auch in einem höheren Sinne poetiſch.

Wilhelmine.

Ein proſaiſch-komiſches Gedicht.

Erſter Geſang.

Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe, verbreiteten ſich in dem anmuthigſten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Birken verbauten dies Landgut in Schatten, und verſüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern ſchlich, um die langen müſſigen Stunden durch ſchlaue Geſpräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarſch der Preußen zu ſchmälen, bald die beſſern Beſuche eines freigebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Polizeibefehle der Regierung zu ſpotten. So lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Paſtor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte ſeit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die ſonſt auch auf ſeiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte ſein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einſamkeit ſeiner verrußten Klauſe getrauert hatte, dann winſelte er am Sonntage der ſchlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und ſelbſt bei dem theuer bezahlten Leichenſermon verließ ihn ſeine ſonſt männliche Stimme. Die Klügſten der Gemeinde marterten ſich umſonſt, die Urſache ſeines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unſerm Magiſter? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er iſt der Vornehmſte im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieſer oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unſere lebt, Gott ſei gedankt, ferne von uns, und verpraßt ſeine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magiſters! Aber umſonſt blieb ihr mitleidiges Nachforſchen; der tiefſinnige Paſtor verbarg ſeine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo ſein Amt ihm gebot, ſchien ſeine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finſterer Predigten hatt' er alſo geendigt; mit zitternden Händen geſchrieben und auf einen Haufen geſammelt, lagen ſie in einen verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmer beſucht, die alle Buchſtaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt ſorgten, als der betrogene Buchhändler, der ſo oft mit drollichten Poſtillen den einfältigen Freigeiſt beluſtigt. Aber die komiſche Muſe hüpfe ängſtlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Paſtors; ſie beſchäftige ſich nur mit ſeinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende ſeines ſchwindſüchtigen Kummers ſchmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als ſich das zwei und ſechzigſte blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten ſuchte, um ſich an die Reihe ſo vieler vergangener Jahrtauſende zu hängen; ſo wie der furchtbare Nachtfalter, auf deſſen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, ſich mühſam aus dem Gefängniſſe ſeiner Puppe herauswindet, ſeine ſchweren Flügel verſucht, — und verſchwinden würde, wenn nicht ein naturforſchender Henker ſein Leben verfolgte. — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach ſeiner Geburt, und ſetzt dieſen gräulichen Vogel in die bunte Geſellſchaft der Schmetterlinge, Heuſchrecken und Käfer. Da erſchien Amor dem eingeſchlummerten Prieſter, der über das Zudrängen dieſes kleinen Unbekannten heftig erſchrak, denn bisher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe ſeiner Verwüſtungen gekannt — wie etwan den Belzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in ſeinem ungewiſſen Erſtaunen, ſchüttelte ſeinen Köcher und ſprach alſo zu ihm: Entſchuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind geweſen iſt, und erſchrick nicht über ſeine Erſcheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigſtens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei dieſem Namen durchſtrömte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Paſtors — und Amor fuhr lächelnd fort; Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schönen, die einſt, in dieſen Fluren geboren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein wareſt, manchen lauten Seufzer erregte, — Ach ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidiſchen Hofes ſie deinem Kirchſpiel entführt, und unter die fürſtlichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Vergieb es mir, liebſter Magiſter, daß ich hier deiner Unthätigkeit ſpotte! Haſt du denn nie gehört und geleſen, wie oft die entſchloſſene und geſchäftige Liebe Klöſter geſtürmt, Mauern erſtiegen und ſich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müſſiggange verdammt waren; und du! du verzagteſt dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtiſſin bewacht, und von dem Kloſtergelübde weit entfernt iſt, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröſtenden Armen, oder an ihrem wallenden Buſen der vergangenen traurigen Tage zu vergeſſen; der Aufſchub deines Verlangens — ja — er ward dir ſchwer zu ertragen. Doch jetzt vermehrt er dein Glück! Denn ſiehe! Mit munterm Geſicht erwartet dich die jüngſte, feurigſte Liebe! Sie würde kraftlos — ſchläfrig, ja wohl gar erloſchen ſein, wenn Wilhelminens Beſitz dich ſchon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich alſo und höre meinen liebreichen Rath: morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, beſuchen — von keinem Höfling begleitet, wird ſie des Mittags zu ihm fahren, Welch ein bedeutender Wink, den das Schickſal dir giebt? Folge ihm — ſuche Wilhelminens Geſellſchaft und eröffne ihr, ſo rührend als du vermagſt, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt wird — ſie, die jetzt mit ernſthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen ſeufzt — ſie — ich — ſchmeichle dir nicht, wird froh ſein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwiſchen, und ehe dieſe Neujahrswoche verläuft, kannſt du für deine treue Liebe belohnt ſein. So ſprach der philoſophiſche Amor, glaubte genug geſagt zu haben, und wollte verſchwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum erſten Mal einen armſeligen Poſten zu vertheidigen bekommt, und bei aller ſeiner Geſchäftigkeit bald den kleinen Umſtand vergeſſen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigſte gedacht. — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf ſo voll? Merke alſo noch dieſes, lieber Magiſter! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeiſtreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarſchall ſeine Ptiſanenkur ſchließt und die Schönheiten wieder aufſucht, die jetzt ſein durchwäſſertes Herz mediziniſch verachtet — Und morgen ſei bedacht, dich reinlich zu waſchen! Pudre deine beſte Perrücke, dein ſchwarzer Rock ſoll dir nicht ſchaden: nur ſei ſo dreiſt und munter wie ein Kammerjunker; dieſer ſiegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verſchwand Amor. — Das Rauſchen ſeiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Paſtor; ſchwerfällig ſammelte er ſeine Gedanken — rieb ſich gähnend die Augen, und ſeine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich ſein, daß er wahr wäre — o ſo wäre kein König glücklicher als der arme Paſtor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die ſchönſten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bei den eifrigſten Wünſchen hinſchmachten müſſen — warum ſollte denn jetzt die Liebe einen Elenden aufſuchen, der zu abgehärmt iſt, ihren Dienſten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieſes Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich ſeiner erwarten — Schon ſchlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! ſo murmelte der Paſtor und ſchnarchte.

Was könnten wir beſſeres vornehmen, komiſche Muſe, um nicht ſelber zu ſchlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelmine in ländlicher Unſchuld betrachten und erforſchen, wie des Magiſters Liebe und ſein Unglück entſtand, deſſen Ende ihm Amor in dieſer merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der ſechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar ſchwärzer gefärbt. Ihr neſſeltuchenes Halstuch hob und ſenkte ſich ſchon, aber keiner — iſts möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie ſelbſt wußte noch nicht über ſüße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulſen, wenn ſie einſam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riedgraſe hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schickſals, oder wenn ſie, an dem Ufer des rieſelnden Baches ſitzend, die bunte Forelle mit geſchwinden Augen verfolgte, und indeß den ſchönern Gegenſtand der Natur — ihr widerſcheinendes Geſicht aus der Acht ließ. Spottet nicht ihrer Unſchuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr ſo oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anſchauens genoſſen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend ſie ſei, und niemand, ich ſag' es mit Jammer, niemand als ein frommer ſchüchterner Mann, der Magiſter, hatte ſelbſt bis hieher den feinen Verſtand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken und nur von ihm allein ward ſie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen ſchlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt ſich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher ſüßen Betäubung unterſchied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geſchrei der Gemeinde durch die Sakriſtei in ſein lauſchendes Ohr drang! Schon ſann die Liebe ernſthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenſchaften, faſt eben ſo mächtig als jene, ſtritten heftig in ſeiner theologiſchen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grauſamen Schickſale des Paſtors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite ſeines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, ſo beſtritt es auf der andern die Ausgeberin des Präſidenten. Ihre Wahl war der gewiſſe Beruf zum Vorſteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen ſeiner freigebigen Diöces und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemäſtet. So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brot und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was ſoll er wählen? Sein Gaum verwirft, was ſein hungriger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Näſcherei verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren ſeines Magens durch erzwungene Geſänge. Eben ſo gewiß würde auch endlich der verliebte Magiſter ſeine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämiſche Neid den Unentſchloſſenen überraſcht und vier lange Jahre ſeine Liebe getäuſcht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einſt in ſeinem Müßiggange dieſe ländliche Venus erblickte, prahlte mit ſeiner Entdeckung, daß ſein verliebtes Geſchwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des anfmerkſamen Hofmarſchalls erklang, der ſogleich den ſultaniſchen Entſchluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofſtaat zu verſchönern und ſie dem unſaubern Dorfe und der Liſt eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Elſter in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beſchützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: ſo erweckt oft dies prophetiſche Geſchrei bei dem reiſenden Handwerksmann ein durſtiges Nachdenken — Er erſteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichſten Beeren.

Der entſchloſſene Hofmarſchall fuhr, von der Kabale, ſeiner beſtändigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Perſon zu Niklas, dem Verwalter, überſah mit geſchwind forſchenden Blicken die Schönheit des verſchämten Landmädchens, und es währte nicht lange, ſo hatte er ſeine großmüthige Abſicht eröffnet. „Ich will," ſagte er freundlich zu dem Alten, „eure ſchöne Tochter in den glänzenden Poſten einer fürſtlichen Kammerjungfer erheben: dieß iſt die Urſache meines Beſuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn ſtand der alte Verwalter vor ihm, ſtrich ungeſchickt mit dem Fuß aus und fühlte ängſtlich ſeine Verwirrung. Der feine Hofmarſchall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und verſuchte indeß mit Wilhelminen zu ſprechen: aber die Schöne verſtummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödſinn zeigte ihm eine ſo weiße Reihe von Zähnen, wie ſie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe ſeines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus ſeiner Betäubung. Er nahm ſtotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, ſie ſollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reiſe nach Hofe ſich geſchickt machen; und über den gütigen Herrn ſchüttelte ſeine ſchwere Zunge tauſend unvollendete Wünſche und abgebrochene Dankſagungen aus, und beredtere Thränen ſtrömten von ſeinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten geuug, die Schöne in ihrem beſten Putze zu kleiden; alsdann hob ſie der vergoldete Herr in ſeinen glänzenden Wagen, ſetzte ſich neben ihr und ließ die ſeidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten ſechs wiehernde Hengſte durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das ſtarre Erſtaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und ſeit dieſer trüben Stunde ward das welkende Herz des Paſtors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritiſchen Jahres erblickt er zum erſten Mal wieder die tröſtende Hoffnung.

Zweiter Geſang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick überſah ſchüchtern die Planeten, die ſie beſcheinen ſollte, und nun wandte ſie auch ihr unſchuldiges Geſicht zu unſerer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerriſſen das Neujahrsgedicht, ſeit dem froſtigen September geſchmiedet; denn ihr alter Mäcen iſt den heiligen Abend vorher geſtorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll ſammt den Muſen verachten und ungeheißne Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechſelbriefe, erfüllte Hoffnungen und erſeufzte Majorennitäten drängten ſich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz des erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und ſanft wirkt ſie, die mächtige Sonne, auf die Felſenherzen der Großen und in die morſchen Gebeine der Helden, die jetzt, voller Neigung zur Ruhe, ſich beſchwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmale ihrer Tapferkeit vernähen zu laſſen. Stolz auf ihr Elend behängen ſie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürſten, mit dem theuern Spielwerke von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünſchen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, ſtand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete ſich, länger herabzuſchauen, und verſteckte ſich oft hinter ein trübes Gewölk. So ſteht ein blühendes, unſchuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der verſammelten Schule der Maler, und verräth die geheimſten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunſt. In ſchamhafter Einfalt verſteckt ſie ihre mächtigen Augen hinter eine ihrer jungfräulichen Hände, indem ſie mit der andern das letzte neidiſche Gewand von ſich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängſtlich erwartet ſie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geſchickteſten Jünglinge zittern bei dem Anblick der unverhüllten ſchönen Natur, und ihre ſonſt gewiſſe Hand zeichnet Fehler auf das geſpannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier ſeinen Meiſter; denn in ſeinem kleinen, noch fühlloſen Herzen liegen jene ſympathetiſchen Triebe unentwickelt, und ſeine Hand lernt eher der Kunſt, als jenes der Liebe gehorchen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niklas, dem Verwalter, wünſchte ihm ein fröhliches neues Jahr und ließ ſich wieder eins wünſchen; dann erzählte er ihm ſeinen nächtlichen Traum bündig und kurz — denn die gebietenden Glocken hatten ſchon zum dritten Male geläutet, und die geputzte Gemeinde ſah ſehnlich ihrem Herrn Paſtor mit ſeinem Neujahrswunſche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Niklas dem Herrn Magiſter die Achſel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig beſtellt' er die Küche, damit ſie, zur Ehre eines ſo lieben Beſuchs, viele ſchmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bat auch den wertheſten Träumer zur Tafel und ging an ſeiner rechten Seite mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegerſohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagsſonne hervortrat. Schon eilte die buntſchäckige Gemeinde mit geſättigter Seele und hungrigem Magen nach Hauſe, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinſchimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magiſter den ſechs Schimmeln vorzukommen, um ſeine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend ſchmält er auf ſich, daß er ſo lange gepredigt, aber dennoch überholt er die rollende Kutſche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte ſie, nicht mehr eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit koſtbaren Ringen geziert, und ſagte höflich zu ihm: Wie geht es werther Herr Paſtor? Darauf umarmte ſie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofſtimme der Tochter erſchrak und nicht wußte, ob er mit ſeiner bäuriſchen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch ſcheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge ſtand ihr Liebhaber vor ihr, und huſtete immer und ſprach — nichts. Lange getraute er ſich auch nicht, ſie anzublicken; denn ihr hüpfender Buſen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und ſetzte ſeine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Perſon, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmoniſche Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von engliſchen Tänzen und überirdiſchen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte ſie mit nachdenkender Stimme den ſteten Wechſel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauſchenden Ergötzungen, hinterliſtig dem taumelnden Höflinge nachſchleicht — und da wünſchte ſie ſich — welch ein Vergnügen für den horchenden Prieſter — einſt wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter dieſen anmuthigen Geſprächen, wovon meine Muſe nicht die Hälfte verräth, ſetzte ſich dieſe liebe Geſellſchaft vertraulich und ohne Gebet zu Tiſche. Erſchrocken dachte zwar der Magiſter daran, doch durft' er es jetzo nicht wagen, ſich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die ſchöne Tochter des Hauſes vier Flaſchen des köſtlichſten Weines mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und ſchenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater ſchäumende Gläſer ein. Lange beſah der Magiſter das unbekannte Getränke, koſtete es mit der Miene des Kenners und ließ doch ſein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantiſch — Liebe Mamſell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete ſie: es iſt von unſerm Burgunder. Nach ihm ſetzte man auch eine langhälſige Flaſche des ſtill ſcheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte ſie der Magiſter den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken verſunken, als der betrügeriſche Wein den Stöpſel an die Wand ſchmiß, und wie der vogelfreie Spion, der ſich einſam und ſicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörſer eines feindlichen Hinterhalt aus ſeiner Ruhe geſchreckt wird — ſo betäubte der ſchreckliche Knall die Ohren des zitternden Paſtors. Erſt auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückiſchen Wein und empfand bald deſſen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz ſeine geiſtigen Lippen — Anthitheſen und Wortſpiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm ſein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erſchrak er nicht mehr vor dem erhabenen Buſen, den er ſelbſt belebender fand, als den brauſenden Champagner — Dreimal hatt' er mit lüſternen Augen hingeſchielt, da wurd er ſo dreiſt und wagte es, von dem alten Verwalter unterſtützt, das Herz der engliſchen Kammerjungfer zu beſtürmen. So viel Waffen der Liebe als nur ſeine unerfahrne Hand regieren konnte; ſo viel zärtliche Blicke, ſo ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote ſtehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geſchwinden Eroberung. Welch eine Verſchwendung von ſüßen rührenden Worten! Erſtaunt ſah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreimal wankte ſie — aber ein geheimer Stolz und die Rückſicht auf den Hof erhielt ſie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten — und da erkannte ſie ſelbſt in allem die ſichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredſamkeit des Paſtors bekehrt, entfernte ſie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: „Wohlan!“ ſagte ſie, nachdem ſie in einer kleinen freundlichen Pauſe die Beſchwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne ſaß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schickſals; ja, ich will ſelbſt mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den ſtillen Freuden meines Geburtsorts vertauſchen, und da ſie mich einmal lieben, Herr Paſtor, ſo wird es unzeitig ſein, ſpröde zu thun — ich ſehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Geſichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und“ — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das Syſtem einer verſuchten, klugen Lenklos geleſen — „küſſen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unſerer Verſprechung dieſen Ring an!“ Und mit unausſprechlichem Vergnügen kam der ſchwerfällige Liebhaber geſtolpert — küßte ſie dreimal und machte es zur Probe recht artig. Sie ſteckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinſte Glied ſeines Fingers, und er — welcher Tauſch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt, überreicht ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worin ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Geſellſchaft, und frohe Geſpräche von ihrer baldigen Hochzeit beſchäftigten ihre unermüdeten Lippen. — Da ſagte Wilhelmine die merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der Kabale auf den feuchten balſamiſchen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend, an den koſtbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbeter ermuntert, und wenn die eigenſinnige Göttin der Mode ihren Liebling den Schneider zu wichtigen Konferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verſtehen: Morgen, wenn es früh Zehne geſchlagen, da rüſten Sie Sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre ſchuldige Aufwartung bei unſerm Hofmarſchall; bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heirath! Ich ſelbſt will ihn noch heute zu dieſem Ihren Beſuche vorbereiten, und ſo werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er iſt der beſte Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir ſchmeichle, etwas bei ihm vermögen, ſo geben Sie Acht! — ſo ſoll er ſelbſt bei unſerer Hochzeit erſcheinen, und durch ſeine ehrende Gegenwart unſer Feſt glänzender machen. Jetzt aber theilen Sie, ohne Komplimente, den Platz in meinem zweiſitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürſtlichen Hauſe nicht eben ſo ſauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!“ Zärtlich und ſüß verſprach der gehorſame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand ſeiner Geliebten verließ er jetzt ſein trauriges Kirchſpiel.

Noch halb berauſcht von dem Beſuche ſeiner Tochter und dem ſeltenen Weine, den er bei vollen Gläſern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, ſein häusliches Glück den Gevattern und der Verſammlung der Schenke zu verkündigen. Wie ſchien ſich doch alles zur Feier dieſes ſeines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte ſchon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude ſeines Herzens vergaß er ſein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmoniſchen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rußigen Wände, — denn das Schickſal vergönnte dieſen Abend den fröhlichen Bauern ein ſeltenes Vergnügen. Die Schauſpielkunſt war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer erſten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Luſt! Ein vielſtimmiger Mann ſchwebte wie Jupiter unſichtbar über einer lärmenden, thörichten Welt, lenkte mit ſeiner Rechten ganze tragiſche Jahrhunderte, und regierte mit gegenwärtigem Geiſte die ſchrecklichſten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weiſeſten Menſchen erſtaunen. Jetzt ſah man hochmüthige Städte, wie ſie ſich über Dörfer erheben, — und augenblicklich darauf eingeäſchert oder in einem Erdbeben verſunken; Rom und Carthago, Troja und Liſſabon wurden zerſtört, und der Helleſpont ſchlug über ihre ſtolzen Thürme ſeine Wellen zuſammen. Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrſcht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt? denkt ihr wohl der Strafe des Zeus zu entfliehen? Ja, da ſieht man's. — Hier liegt nun der grauſame Nero in ſeinem Blute, und wird von ſeinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann; Heliogabulus! Pompejus! oder wie du ſonſt heißen magſt. Seht nur, wie ſtolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann ſie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt' ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beſchreiben, die die gerührten Zuſchauer mit lautem Lachen beehren? Jetzt ſah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carl dem Zwölften belagert! Schon war die Piſtole geſpannt, die dieſem ſchrecklichen Helden das Leben endigen ſollte — und ſchon wurden die Laufgräben geöffnet, und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter hereintrat. Bei ſeiner längſt gewünſchten Ankunft verſtummte die Fiedel. Die große Verſammlung der Zuſchauer hob ſich von ihrem Sitze, ſchmiß eine allgemeine Bank um, und grüßte freundlich den Alten — eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als nur der ehrwürdige Kato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieſer Zufall ſchob die Belagerung auf — eine glückliche Pauſe für Karln! und ſelbſt der Regierer der Welt ſtieg itzt in ſeinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernſthaftes Stillſchweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, ſeine glückliche Geſchichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredſamkeit, und man hörte ihm zu mit ſichtbarem Erſtaunen, und ſtemmte die Hände in die Seiten und ſchüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe.

Indeſſen waren die beiden Verliebten nach drei kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Reſidenz. Der ehrwürdige Fremde begab ſich unter den Schutz des wirthbaren Hirſches, und Braut und Bräutigam trennten ſich hier bis auf ein glückliches Wiederſehn, mit höchſt zärtlichen Küſſen. Welche triumphirende Freude durchſtrömte nicht jetzt das Herz des verliebten Magiſters, als er ſich, ſeinen Betrachtungen überlaſſen, in dem weiten Zimmer des Gaſthofs allein ſah! — Eine ganz andre Empfindung ſeines Glücks, als er ſelbſt an dem vergnügten Tage ſeines überſtandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präſident ſeinem ſtotternden Geſchwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beiſitzer widerſprachen ihm nicht. Sollten ſie etwan durch lange Unterſuchungen ſich um die kurzen Luſtbarkeiten der Meſſe und den ſchwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menſchenliebe hofften ſie, er würde es ſchon löblich verwalten, und ſie überließen die Seelen der Bauern ſeiner Treue und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerem Recht freute er ſich jetzt, und ſchmeichelhaft fragt' er ſich: Iſt es nicht dein eignes Verdienſt, das ſprödeſte Mädchen in einem Nachmittage beſiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß ich meinem prophetiſchen Traume folgte, mich ſo dreiſt und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch' eine Liebe für mich muß nicht in der Bruſt meiner Wilhelmine erwacht ſein, da ſie ſich ſo eilig entſchließt, den prächtigen Hof zu verlaſſen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, deſſen altfränkiſche Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter ſeinen letzten Nachtgeſang in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte ſich in ſeinen Schafpelz und beurlaubte ſich von der Stadt. In gehöriger Entfernung ſchlichen die Spötter ſeiner Aufſicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorſchreiber auf, und erreichten bald das ſichere Gehölze: und am Horizont fing ſchon der Tag an zu grauen, eh' unſer Verliebter einſchlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich hölliſchen Geſpenſtern raſſelt' unter ihm mit Ketten der böhmiſche Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in ſeinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten iſt Unruh — Denn ſobald er das Bellen der Hunde und das Raſen des Windes nicht mehr ſo deutlich vernahm, ſo bemächtigten ängſtliche Ahndungen ſich ſeines Gefühls. Bald träumt' er — ſeine berauſchte Seele erhöbe ſich über die Sonne und begrüße unbekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenloſen Abgrund zu ſtürzen, ſchrie — ſträubte ſich — ſtieß ſich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So ſteigt ein luſtiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von ſich, und brauſet unter Wolken; — bald darauf ſinkt er — nun ſinkt er — endet ſein kurzes Geräuſch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

Dritter Geſang.

In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erſchienen; ihr Einfluß hatte die lebenden Geſchöpfe der Welt ſchon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutſchland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; ſogar die berühmten Schläfer der Reſidenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhabenen Trieb nach Geſchäften zu fühlen; denn einige verſchluckten ſchon levantiſchen Kaffee und blätterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage wieder zu leſen, dankbar die rührende Stelle, bei der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen. Mit edlem Eifer übten ſich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geſchwinde Volten (ein myſtiſches Wort) ſich über allen Wechſel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten ſchon über das Pflaſter, um die blaſſen Fräulein an der Toilette zu beſuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu ſchaffen. Aber noch immer ſchnarchte der müde Magiſter; ja! er würde gewiß den Endzweck ſeiner Reiſe, den ſo wichtigen Beſuch bei dem Hofmarſchall, verſchlafen haben, hätte ihn nicht die käufiſche Stimme eines bärtigen Juden erſchreckt, der dreimal ſchon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu ſchachern? ſchrie der Hebräer gewaltig hinein, daß die Fenſter erklangen, und der betäubte Magiſter in die Höhe fuhr. Der Ungläubige entfloh — erſchrokken ſah der ſchläfrige Chriſt nach ſeiner tombacknen Uhr, erſtaunte, daß es ſo ſpät war, und warf ſich ſchleunig in ſeinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gaſſen, und ohne Vorbereitung den Komplimenten des Hofmarſchalls entgegen. Aber welche Muſe beſchreibt mir den Einzug des frommen Pedanten in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrock von ſchwerem Stoffe empfing er den Paſtor mit offener Stirne und ſatyriſcher Miene, die ſein ſchlauer Diener verſtand, der hinter dem Rücken des armen Magiſters die galante Falſchheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Huſten und Scharrfüßen ſuchte der Supplikant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeiſter trat der bellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn ſtille zu ſtehen, und zerſtreute die hervorquellenden Worte, daß ſie ungehört vom Hofmarſchall ſich an den Spiegeln zerſtießen, und ihr Wiederhall den bebenden Pfarrherrn in Angſt und Schrecken verſetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillſchweigen auf. — Gehorſam kroch er zu den Füßen ſeines Herrn, und leckte ſchmeichelnd den ſaffianen Pantoffel. Darauf wandte ſich die Rede zu dem immer ſich bückenden Verliebten: „Ich weiß ſchon Ihr Anbringen, lieber Herr Paſtor, iſt es nicht wahr? Sie wollen uns unſere Wilhelmine entziehen? das ſchönſte und ehrlichſte Mädchen in dieſem ganzen Gebiete! Habe ich es nicht errathen, Herr Paſtor? Schon geſtern hat ſie mir ſelbſt Ihre Lieb' eröffnet, und mit verſchämtem Geſichte um den glücklichen Abſchied gebeten. — Wohlan! Ich werde kein Hinderniß ihrer Neigung und beſcheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung verſprechen — werden ſie nicht unruhig, Herr Paſtor! Es hat mich unſre Wilhelmine gebeten, morgen ſelbſt bei Ihrer Hochzeit zu erſcheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will ſelbſt eine Geſellſchaft verſammeln, die Ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Geſellſchaft, die meinem Stande gemäß iſt — wenn Sie — denn dieß ſei die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, dieſes Feſt zu beleben. Er — der Ihr Nachbar iſt, und oft vor Ihrer Kanzel erſcheint, wird ſich nicht weigern, ſeine holde Klariſſe auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu laſſen — Der Comteſſe aber ſagen Sie heimlich: Ich würde dabei ſein. Auf meinen Befehl, der über die fürſtliche Küche gebietet, ſollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel ſchmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächter Eremitage ſollen in ſolchem Ueberfluß fließen, wie an dem Hofe eines geiſtlichen Fürſten.“

---

*) Eine Schrift Moſers.

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte dieſe freundlichen Reden. — Gern und ohne Anſtand verſprach er, dieſen leichten Befehlen zu folgen, um ſich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abſchied und ſchnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen, geübten Händen ſchlug der Hofmarſchall beide Theile zurück, ſtrich mit dem Fuße aus und empfahl ſich dem Paſtor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chokolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marſchall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichſten Abſchied, ſauber auf Pergament geſchrieben, nnd ſiehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte ſie mit gefälligen Händen, und küßte ſie zärtlich. Eine ganz ſapphiſche Empfindung ſtrömte durch ihr dankbares Herz, uud trieb ihren wallenden Buſen empor, daß der blaßrothe Atlas zu kniſtern anfing, der ihn weit unter der Hälfte umſpannte. Ach welch ein reizender Buſen! o ſcherzhafte Muſe beſchreib ihn! Auf ſeiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet dnrch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drollichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueien und Freiherrn auf ſich zog. Aber jetzt erhob ſich dreimal die warme bebende Bruſt, und trennte die gedörrte Muſche von Gummi. Der kleine Liebesgott — mit ſammt ſeinem Gerüſte, fiel — zwiſchen der Schnürbruſt — unaufhaltſam hinunter, daß die Schöne ſchrie, und der ernſthafte Hofmarſchall wirklich zu lachen anfing. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morſchen Trümmer ſeines Theaters, indem er mit ſtampfender Beredſamkeit dem Pöbel winkt, ſein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geſchrei, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte ſein buntſchäckiger Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe rauſchte bald die ſchöne Verlobte in die Verſammlung der übrigen Zofen des Hofs, die ſchon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als ſie ihnen den papiernen Triumph zeigt, den ſie jetzt vom Hofmarſchall erhalten. Aeußerlich klagen ſie zwar ihre verkaufte Geſpielin: „Ach du armes, verblendetes Mädchen! So willſt du denn fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verſeufzen — uud nur von Bauern bewundert, den ſtolzen Buſen erheben? So willſt du denn in einer dunkeln geiſtlichen Hütte als Frau Magiſterin wirthſchaften? Ach du armes, verblendetes Mädchen!“

So klagten alle die Zofen den Abſchied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünſchte ſich jede, bald auch ſo beweint zu werden, und in den ſichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechſel des falſchen Hofes zu verlachen.

Vierter Geſang.

Auf den Uhren war ſchon der Mittag vorüber, aber in den Häuſern der Großen brach er erſt mit feſtlichem Pomp aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbeter verloren. — Mit mehrerem Eifer als wohl jemals ein ägyptiſcher Prieſter gehabt, feiern ſie täglich ihr Feſt, mit ſonnenrothen Geſichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die ſtille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der geſättigte Pfarrherr ſeine geſtiefelten Beine, und trat mit zerſtreuten Gedanken ſeinen beſtimmten zwei Meilen langen Weg an. Die alles vermögende Liebe hatt' jetzt den Magiſter zu einem gemeinſamen Botenläufer erniedrigt, und er mußte, welche ſonderbare Bedingung — als ſein eigener Hochzeitbitter, noch ein zweites Jawort erbetteln, ehe ſie ihn glücklich zu machen verſprach. Der hochbeſchneite Weg ermüdete ſeine Knie, und die duftende Kälte kandirte ſeinen ſchwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Geſtalt eines Holzhackers dem Prieſter entgegen kam? Ein unſchuldiges unbekümmertes Geſicht, die Larve der Heuchelei, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund,“ redete er ihn vertraulich an, „ſagt mir doch, iſt dieſes die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Ritterſitze des alten Grafen von Nimmer?“ Ehrerbietig nahm jetzt der Boshafte vor dem Paſtor den Hut ab und ſagte: „Wer Sie auch ſind — ehrwürdiger lieber Herr, ſo beklage ich Sie doch herzlich; denn dieſer falſche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich ſich die Schreckniſſe der Nacht über dieſe Heide verbreiten, ſo müſſen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen.“ Da ſchlug der erſchrockene Magiſter ſeine haarichten Fäuſte zuſammen. Lieber würd' er auf einen Ameiſenhaufen geſchlafen, oder wie ein Zigeuner den Anbruch ſeines Hochzeitfeſtes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, ſeine geweihten Glieder zu bedecken. „O mein Freund,“ rief er, „den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen ſchickt, ach entfernt mich doch eilig von dieſem Fußſteige, der meine Gebeine umſonſt ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an.“ Hier zog er — gleich einer alchymiſtiſchen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künſtlich geſtrickt war. Ein billiger Zwiſchenraum ſcheidete dreißig Ephraimiten von einer güldenen Madonna. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete ſie ruhig ihr verzögerndes Schickſal, da ſich indeß der jüdiſche Haufe mit Geräuſch bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöſet zu werden, und in einem ungewiſſen Kurſe betrügeriſch zu wuchern. Doch — indem noch der Paſtor die großmüthige Belohnung und das Verdienſt eines Wegweiſers berechnet, ſo verſchwindet Baarſchaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe verbirgt den Raub und den hurtigen Räuber in den Finſterniſſen des Waldes. Nun erfüllte eine lange unharmoniſche Klage des armen Magiſters die Lüfte: „O du treuloſer Verräther, ſo ſchrie er, wenn du auch — der du einen Prieſter beraubet, den Dreiangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehſt — ſo wird dich doch dein böſes Gewiſſen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Eſſenz und kein Kirchengebet helfen ſoll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahlteſt. Ohne Ernſt und Andacht und in dem gleichgültigen Tone geſprochen, in dem wir oft für den Römiſchen Kaiſer und alle weltliche Obrigkeiten beten, wird es in der Atmoſphäre der Kanzel zerflattern.“ — So ſchrie er und erholte ſich langſam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dies der rechte Weg ſei, überließ er ſich mit nagender Furcht ſeinem Verhängniß; doch die tröſtende Liebe leitete ſeine zweifelhaften Füße durch die finſtere Nacht glücklich in das labyrinthiſche Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein ſüßer Traum von einem Kapaune mit Auſtern beherrſchte ſchon den alten Gerichtsherrn, und es ſchliefen auch ſchon ſeine alten Bedienten, ob es gleich erſt Neune geſchlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krauſe flößte dem Wächter des Hofes die ſchuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er ſein Verlangen erforſcht, bis an die Stube der jungen Gräfin begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, ſaß die muntere Comteſſe, den einen ihrer niedlichen Arme auf ihre verſchobene Toilette gelehnt, und hielt in der andern einen vergoldeten zärtlichen Brief, den ſie erſt jetzt an den Hofmarſchall, ihren Geliebten geſchrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer kritiſchen Freundin vor, die aufmerkſam zuzuhören ſchien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beſchreiben, das dieſe zwei weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verſpäteten Paſtors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetiſcher Verdacht habe die zänkiſche Gouvernantin erweckt, die wie ein Polizeiverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freimüthigkeit gebot die betroffene Comteſſe ihrer Zofe, die verſchloſſene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchſamer Wink widerſprach ihrem Befehle. — Die kluge Sibylle verſtand ihn, ging langſam zu Werke, klapperte ſcheinbar an der Thüre und ſchmählte entſetzlich auf das ſtrenge verroſtete Schloß, da indeß ihre Gebieterin die nöthige Zeit gewann, mit Ean de Levante ihre Hände zu waſchen, die hier und da von der verrätheriſchen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu ſchaffen. Mit gegenwärtigem Geiſte, o wie liebenswürdig! ergriff ſie ihn, zerquetſchte ſeinen durchſichtigen Cavalier und das Poſthorn, *) und warf ihn klein gedrückt, hurtig unter das Bette; aber wie dauerte ſie nicht der wohlgeſchriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Paſtor zur Kammerthüre hereintrat. Einen ſolchen Wechſel von heftigen Schrekken und ſtiller Betrübniß empfand einſt der freigeiſtiſche Desbarraux, als er ſich zur Faſtenzeit einen Eierkuchen erlaubte. Schon hatte ſein erzkatholiſcher Diener, blaß wie der Tod, das Gericht auf die einſame Tafel geſetzt, als ein geſchwindes

---

*) Die ſonſtigen Zeichen des ſogenannten Kavalier- oder Poſtpapiers.

Gewitter am Himmel heraufzog, ein ſchrecklicher Schlag die näſchichte Seele betäubte, und ihm den erſten Biſſen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eierkuchen iſt! ſchrie er halb unwillig, halb furchtſam; ergriff das rauchende Eſſen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gaſſe; aber wie dauerte ihm nicht das verlorne gute Gericht, als das Gewitter vorüberging! Beſchämt warf er ſich ſeine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte auf's neue den abergläubiſchen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der kriechende Pfarrherr ſeine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armſtuhle geſtreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weſte geöffnet, ſo verrichtete er ſeinen Antrag mit der unnöthigen Vorſicht eines Pedanten. Er lispelte heimlich der Gräfin und ihrer Vertrauten dies anbefohlne Geheimniß ins Ohr: der gnädige Herr Hofmarſchall werde dabei ſein — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen konnten dieſe myſtiſchen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefſinn bedeckte jetzt mit den Fittigen der Mitternacht das Kabinet der ſchönen Klariſſe! Ihre erfindungsreiche Liebe ſtritt immer mit der ſchwerfälligen Einſicht des Magiſters: doch beide mußten ſich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anſchläge wurden gefaßt, unterſucht und durch neue verdrängt! Lange ging das wichtige Projekt wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verſchmitzten, hohen Miene eines verſuchten Miniſters, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte. „Jetzt, ehrwürdiger Herr, da ſich Ihre Augen nach Ruhe ſehnen, ſo hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorſchlag: meine willige Stimme ſoll jetzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß ſein ſicheres Geleite Sie den Windhunden vorbei in die Stube führe, die unſer Haushofmeiſter bewohnet. Dieſer wird gerne eine Nacht ſein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bei dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerſchrocken zu dem alten Papa; Er wird Ihnen gewiß Ihre Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge haben ſeine hypochondriſche Bruſt mit Ehrfurcht für Sie, Herr Paſtor, erfüllet. Alſo ſchlafen Sie ſanft, bis die Morgenröthe Ihre geſtärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeſte erweckt!" Ein gütiger Lobſpruch aus dem roſenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einſicht der Zofe — auch der Magiſter wollte ihr gern ſeinen Beifall darüber bezeigen, aber ſeine Worte verwandelten ſich in gähnenden Mißlaut, ſo daß er zu Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten war jeder wichtige Umſtand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeiſter beherbergte den ſchnarchenden Magiſter, und die dunkelbraune Nacht verbarg ſeine heimliche Ankunft unter ihrem Schleier vor den mißtrauiſchen Augen der Gouvernante und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebornen Gerichtsherrn erweckt. Jetzt überdenkt er noch im Bette den Zuſtand ſeines Magens und fordert mit ſchwelgeriſcher Neugier den frühen Küchenzettel. — Da tritt der Haushofmeiſter herein und meldet ihm die Beherbergung des verſpäteten Pfarrherrn, und wie er jetzt, voll Verlangen Ihro Gräfliche Gnaden zu ſprechen, vor der Kammerthür lauſchte. „Je, willkommen, werther Herr Paſtor, willkommen!" ſchrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieſer vor das Vorhangbette des Grafen, und ſein ſchwerer Athem blies ſogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünſchen beſchloß, wozu ihm der Wechſel der Zeit die beſte Gelegenheit darbot. Bei ſtarkem ungeduldigen Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhuſten des ſtotternden Grafen ſich legte — als er auf einmal dieſe deutliche Antwort vernahm: O ſehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an ihrem Ehrentage, lieber Herr Paſtor, im ſchönſten Putze zu glänzen. Der prieſterlichen Aufſicht überlaſſen, iſt ihre Tugend ſicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund verlaſſen Sie Sich darauf, ſie ſoll Nachmittags mit ſechs rüſtigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erſcheinen, und das Hochzeitsgeſchenk will ich ſelber beſorgen. Damit aber auch Sie, mein Lieber, Sich nicht vor Ihrer nahen Hochzeit ermüden, oder wieder beraubt werden, und ſich im Walde verirren, ſo ſoll meine geſchwinde Jagdchaiſe Sie jetzt Ihren erwartenden Geſchäften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünſche ſollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magiſter die ſchwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte ſie hundert Mal, und benetzte ſie mit Thränen der Freude, die die über ſeinen ſtachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sommerregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war dieſe Freude; denn nach dieſem Orakelſpruche endigten ſich alle ſeine Leiden. Halb war nun ſchon die Bedingung des Hofmarſchalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die ſchöne Klariſſe ſchon ſorgen. Mit einem ſegnenden Komplimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verſchmitzte Sibylle auf ihn, und erforſchte den Ausgang der Sache. Mit zwei kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß ſeines Patrons; und indem er ſich in die Chaiſe warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterin. Nun beſchäftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beide weibliche Herzen, und alles lag ſchon in der ſchönſten Ordnung, ehe der langſame Alte ſeiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und ſeine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob ſie von nichts wüßte, und bedankte ſich gleichgültig für die vergönnte Spazierfahrt — und leichtfertig erkundigte ſie ſich nach den übrigen Gäſten der prieſterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabei ſein, ſprach er, als ſeine Confratres vom Lande." Indeſſen klopfte das Herz der jungen Gräfin ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarſchall, bis der geſchäftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein ſanfter Wagen die freundliche Göttin, nebſt ihrer vielfarbigen Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schloſſes hinausflog.

Fünfter Geſang.

Der glücklich angelangte Magiſter fand ſeine verroſtete Pfarre zu einem Palaſte verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente ſeines gnädigen Gönners hatten in ſeiner Abweſenheit die herkuliſche Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu ſäubern, und in der Küche herrſchte ein anſehnlicher Koch, deſſen eigenſinnige Befehle tauſend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in dieſem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche herum, daß der erſchrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbeiging, ſich in ſein ruhiges Muſeum ſetzte, und das Geſangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in ſeiner eigenen Behauſung, getraute er ſich nicht, jetzt von dem vornehmen Koche etwas zu eſſen zu fordern; lieber verſäumte er das Mittagsmahl, und tröſtete ſich politiſch mit dem fröhlichen Souper.

Die dritte kritiſche Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebetenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muſe! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beſchreiben, die ſich jetzt in das Haus des Pfarrherrn ſammelten. Zuerſt erſchien der lackirte Schlitten des Hofmarſchalls an der Spitze vieler andern. Vier deutſche Hengſte, chineſiſch geſchmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den ſchnurrbärtigen Kutſcher. — Ein muſikaliſches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren ſtampfenden Füßen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr ſeinen Gönner und an ſeiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtſamer Höflichkeit ging er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber ſein wilder Führer ſchwang die knallende Peitſche und wendete mit ſeinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magiſter, mit verzerrtem Geſichte, eilig wieder zurück ſprang. Mit majeſtätiſchem Anſtande ſtieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem ſammtenen Sitze, und da verrieth ſich zugleich, auf einige ſüße Augenblicke für den entzückten Bräutigam, ihr kleiner vorgeſtreckter Fuß bis an die Höhe des ſeidenen Strumpfbands, auf welchem mit Pünktchen von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire geſtickt war. Ach wohin weiß doch nicht ein franzöſiſcher Dichter zu ſchleichen! Geſteht es nur, ihr Deutſchen, bis dahin iſt noch keiner von Euern größten Geiſtern gedrungen. So bald ſie ausgeſtiegen war, umrauſchte ein buntfarbiger Stoff dieſe verdeckten Schönheiten. Eine ſchneeweiße türkiſche Feder blähete ſich auf ihrem gekräuſelten Haare, und bog ſich neugierig über ihren wallenden Buſen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr ſprang der anſehnliche Hofmarſchall unter die Menge der erſtaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Feſt ihres Hirten zu begaffen. Ein gewäſſertes Band hing ſchief über dem lazurblauen Sammte ſeines Kleides; und der milde Einfluß ſeines Geſtirns zeigte ſich auf allen Geſichtern, und nöthigte dem unhöflichen Dreſcher den Hut ab. Alle Blicke wandten ſich jetzt einzig auf den geſtempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Wilhelminen. Dieſe werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magiſterin bewundern, aber einen Hofmarſchall ſieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles beſcheinende Licht des Olymps, wenn eine ſeltene Nebenſonne erſcheint, die plötzlich entſteht und verſchwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der — eine ſeltſame Erfindung des witzigen Bildhauers — auf einem Ladeſtocke ritt, lieferte zwei aufgedunſene Müßiggänger am Hofe, Kammerherren genannt. Einſt hatten ſie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzelnen furchtſamen Räuber verjagt, und ſich und dem geängſteten Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten ſie ſich dieſes unthätige Leben erwählt, genoſſen einer feiſtmachenden Penſion, erzählten immer die große That ihres Soldatenſtandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmauſe. So lebten einſt die Erhalter des Kapitols, jene berühmten Gänſe, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geſchlachtet zu werden, fraßen ſie den ausgeſuchteſten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienſt, den eine jede andere ſchnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Merkur und vier ſchnaubende Rappen brachten die pygmäiſche Figur eines affektirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geſchmack, erſetzten ſeine reichen Kleider den Mangel ſeines Verſtandes. Zuverſichtlich beſah er heut' eine glänzende Weſte, die, wie die weiße Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter ſeinem rothplüſchnen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienſte der weit koſtbareren zurück, die ſich noch in ſeiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinſchnallen, und eine Doſe, von Saint-Martin erſchaffen, waren ihm das, was einem rechtſchaffenen Manne ein gutes Gewiſſen iſt — ſie machten ihn zufrieden mit ſich ſelbſt und dreiſt in jeder Geſellſchaft. Jetzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob ſein kleiner Körper befürchtete, an die altväteriſche Hausthüre zu ſtoßen, die gothiſches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weiſen des Hofs, den Befehlen ſeines Herzens mit ſtrengem Eigenſinne folgte. Nie erniedrigte er ſich zu der Schmeichelei, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaſter des Fürſten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt. Vergebens — (konnt' es wohl anders ſein?) hofft' er in dieſem Getümmel ein nahes Glück, hier, wo man nur durch ſeine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verſtand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerſt mit glimpflichen Worten vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtſinn, und die verjährte Liſt eines wollüſtigen Hofs ihre Jugend verwickelte, der ihr zuerſt den Gedanken erträglich und wünſchenswerth machte, wiederum die heitere, geſündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung ſah er, daß der heutige Tag ſeine Bemühung krönte, und dieſes frohe Gefühl beſchäftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Geſellſchaft. Ungern ſah ihn der Hofmarſchall in dem Kreiſe ſeiner Luſt. — Er aber trug ungekränkt dieſe ehrende Verachtung und gab ſich gern einem unruhigigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entſchloſſenen Tugend zu ſtärken. Ziſcht ihn aus — ihr Lieblinge und Weiſen des Hofs! Was helfen ihm alle ſeine Verdienſte? Daß ſie einſt vielleicht, in Stein gehauen, auf ſeinem Grabmale ſitzen und weinen? O wie thöricht! den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürſt befiehlt, und auf dem einſamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falſche wankende Uhr des Stadthauſes den Vorurtheilen der Bürger gebietet, ſo betriegt uns oft unſere wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jeder dem allgemeinen Irrthume folget, den eine ſummende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewiſſen Sternſeher, daß er ſich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und ſeine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen ſeinen Kalendern wird er bald ſein Mittagsmahl — bald den Beſuch bei ſeiner Geliebten und den Thorſchluß verſäumen.

Zwei würdige Geſellſchafter beſchloſſen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unſcheinbares Bildniß beſchwerte. — Ob es einen nervichten Vulkan oder einen aufgeblähten Midas vorſtellte, war für die Kunſtrichter ein Räthſel. Ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeiſter des Marſchalls, an Stande, ſo wie an Wiſſenſchaft, weder Pferd noch Eſel — nahm die eine Hälfte des breternen Sitzes ein, und auf der andern ſaß ein graugewordener Hofnarr, der mühſam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Verſen und Proſa die hohe Geſellſchaft zu erluſtigen: aber ſein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß ſein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, daß er ſo lange glücklich regieret, und um welches ſich jetzt der fürſtliche Läufer, der Oberſchenk und eine dicke Tyrolerin riſſen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Komteſſe. Der Hofmarſchall ſtand unbeweglich an dem offenen Fenſter, und ſeine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf dem Weg hin, woher die ſchöne Klariſſe kommen ſollte. Wimmernd rang der angſtvolle Magiſter die Hände, und verſicherte ohne Aufhören den argwöhniſchen Hofmann: „die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! ſagte er, ſie hat mir ja mit der aufrichtigſten Miene verſprochen, meine ſchwere Bedingung erfüllen zu helfen, und ſie mird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlaſſen.“ Unterdeſſen war auch ſchon der theure Mann angelangt, der dies Braupaar feſter verbinden ſollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo Niemand die Reize einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drei Seiten ſeiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot ſeines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreimal hatt' er die Verleumdung mit dieſen mächtigen Worten gebannt: der ſchweige nachmals ſtille! Sein frommfarbiger Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geiſtlicher, und in dieſem gezwungenen Stande ward er ſelbſt in einem Amte mager, das ſeit dreihundert Jahren die Schwindſüchtigen fett gemacht hat. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er ſprach aber gern von dem General Ziethen und dem luſtigen Treffen bei Roßbach. Seine Bauern, wild wie er ſelbſt, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er ſeinen Rednerſtuhl beſtieg, beſah er ſein florentiniſches Wetterglas, und rief prophetiſch alle die Veränderungen von ſeiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrſagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuernte: bald aber beglückt' er ſie, zum Troſt, mit einem warmen Sonnenſchein in der Weinleſe. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, beſſerten ihr Leben, und beſetzten ſeitdem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeierten Pauſe — erſchien endlich die erſeufzte Göttin, köſtlich in ihrem Schmucke, und wunderſchön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarſchall, ohne Gouvernante erſchien ſie. Die Furcht vor einem Hochzeitsgeſchenke hatte dieſe geizige Seele zurückgehalten; und die ſonſt nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum Erſtenmale den langbewahrten Schatz einem liſtigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen wußte. Mit funkelnden Augen empfing er die Schöne, auf deren Wangen ſich eine warme Röthe vrrbreitete, da ſie ihm die glaſſirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt ward. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schickſal des armen Dorfpfarrer beſtimmte. Die vornehme Verſammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde geſprochen, von ſeiner reizenden Braut alle die myſtiſchen Rechte der Ehe, und das beſchloſſene Glück und Unglück ſeines gefeſſelten Lebens mit Freuden empfing. Mit einer zurückhaltenden, beſcheidenen Miene empfing auch ſie von ſeinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigenſinnige Zeit ihre Befehle ſchreiben wird, die kein Thränenguß auslöſcht. Ein geheimer Neid ſaß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehemaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihren Pfarrherrn ſchwebte — und das wache Bewußtſein ihres jetzigen Schickſals bracht' ein ernſthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun beſaß der Beglückte ſeine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreißen konnte. Nun hab' ich ſie endlich erhaſcht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwiſcht waren; und voll Empfindung ſeines Glücks drückt er oft ſeiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte ſie mit triumphirender Naſe nach Hauſe. Aber ein wunderlicher, unverſehener Gedanke, der ſich wieder alles Vergnügen auflehnte, ſtieg jetzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor. — Iſt dies nicht, ſeufzte ſie bei ſich ſelbſt, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geſchenk der Natur, das keinem weniger hilft, als dem, der es beſitzt! Was für unruhige Tage haſt du mir nicht verurſacht! und jetzt begräbſt du mich ſogar in eine ſchmutzige Pfarre! Aber ihr weiſer Freund und Rathgeber entdeckte kaum dieſen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Geſicht, als er durch einen ernſthaften Blick, gen Himmel geſchlagen, ihr denſelben verwieß, ſie mit ihrem Schickſale verſöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematiſcher Fourier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man ſich ſetzte, bewunderte man ſeinen Geſchmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabei die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeiſterung der Liebe, nicht beſchrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufſteigenden Nebel hervor.

Jetzt ergriff der ſchimmernde Hofmarſchall die warme, weiche Hand der blauäugigen Wilhelmine, führte ſie an die oberſte Stelle der Tafel, und bat den dankbaren Magiſter, ſich neben ſeine Göttin zu ſetzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu ſtören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn ſeine Geliebte entzog, giebt ſie ihm jetzt bei einem freigebigen Gaſtmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm all ſein ausgeſtandenes Leiden vergeſſen. So überſchickte einſt der große Agamemnon ſeine Briſeis dem belorbeerten Prieſter des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnſucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geſchenke, uud eine Hekatombe mußten den Alten tröſten, und ſeinen Gott verſöhnen, und in hohen Tönen beſang der Dichter der Ilias die Geſchichte, wie ich jetzt die Hochzeit eines Magiſters beſinge.

Der Schmaus ging an! Ein köſtliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tiſch her. Der freimüthige Scherz, die feine Spötterei, und das fröhliche Lächeln vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geiſt der Komteſſe und des Champagners durchbrauſte die fühlbaren Herzen der Gäſte. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magiſter und der Hofnarr — immer in ſich gekehrt, ſaßen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologiſcher Scrupel, bald ein Gedanke ſeiner künftigen Liebe; und der andere ängſtete ſich heimlich, daß es in ſeinem Gehirne ſo finſter, wie eine durchnebelte Winternacht ausſah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marſchalls, und wie oft verfolgte ſein ſchwerer Witz die flüchtigen Reden des luſtigen Kammerjunkers! aber eh' er ſie erreichte, waren ſie von der Geſellſchaft und von dem Redner ſelbſt vergeſſen, und mit Verdruſſe nahm er wahr, daß niemand ſeine Einfälle begriff, und alle ſeine witzige Mühe verloren ging. Ein alter hungriger Wolf ſchleicht ſo dem Fuchſe nach, der unbekümmert durchs Gras ſcherzt, den verdrießlichen Räuber bald nach dieſer, bald nach jener Seite hinlockt, und endlich doch ſeiner groben Tatze entwiſchet. Zur Erholung der geſättigten Gäſte, deren immer ſich anſtrengender Witz manchmal ſchlaff zu werden begann, rief der kluge Hofmarſchall den Verſtand des ſinnreichen Konditors zu Hülfe, der ſo oft ſeine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden eines Fürſten ſeinen Hof einzuwiegen drohen — Und — auf einmal reizt eine überzuckerte Welt die weiten Augen der Gäſte. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetiſchen Brennofen gebildet, ſcherzten ohn' Aufhören im funkelnden Graſe. In der Mitten entdeckte ſich eine lachende Scene unter einer hohen arkadiſchen Laube, von ewigem Wintergrün: die porzelanene Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn er ſich einholen läßt! denn der kleine loſe Dieb hat ihr Stundenglas liſtig entwendet, und ſchüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Geſellſchaft ſich innerlich freute. Ein voller Teller luſtiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, ſtreute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermiſchung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Ferngläſer und Schnürbrüſte, Küraſſ' und Palatins, Spiegel und Larven klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder ſeine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelſprüche wurden laut geleſen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarſchall eine feurige Liebeserklärung — lächelnd ſah er ſeine gräfliche Nachbarin an, und überreicht' ihr die bunten Loſe. Sie ergriff einen Federhut, und las ſtotternd eine prophetiſche Beſchreibung des verliebten Meineids ab. Furchtſam gab ſie den Teller von ſich — Ein ungeſalznes Epigramm auf den Hymen lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus ſeinem Staube gezogen, und mit lautem Lachen ausposaunt — Die loſe Wilhelmine zerrieb eine Knotenperrücke, die in Knittelverſen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magiſter ein ſchneeweißes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet er es und fand dieſe wenigen Worte: ich liebe einen um den andern. — Wer hätt' es dieſem falſchen Herzen anſehn ſollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühſam die beiden Hälften wieder zuſammen. Alle noch übrigen Deviſen wurden von den beiden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz ſtill die noch verborgenen Schätze des Witzes für ſich einſammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrießliche Langeweile fing wieder an, den angenehmen Lärm der Geſellſchaft zu unterdrücken, als der ſchlaue Hofmarſchall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitsgeſchenk aus ſeiner Taſche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllenden Papier, und ermunterte die übrigen Gäſte, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Ungezwungen ſtellt er ſich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hing ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem ſchwarz-moornen Bande zwiſchen dem ſchönen Buſen hinunter rollte. — O was für ein Bewußtſein durchſtrömt' jetzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewiſſer Stimme dankte ſie dem galanten Herrn. Lange konnte ſie nicht ihre widerſtrebenden Augen in die Höhe ſchlagen, und die unzeitige Schaam brachte ſie in eine kleine Verwirrung. Ein ſolches Gefühl durchdringt oft die treuloſe Bruſt eines Hofmanns, wenn ſie nun zum erſtenmale unter dem ertheilten Ordensſterne klopfet. Furchtſam glaubt' er, die Gemahlin des Fürſten möchte das Verdienſt errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbſt den ihm unbekannten lakoniſchen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wagen, ſich unter ſeinen Neidern zu brüſten, bis ihm ſein troſtreicher Schreiber die goldenen Buchſtaben verſtändlich gemacht hat.

Was für köſtliche Geſchenke häuften ſich nicht in dem Schoße der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe und Doſen und künſtliche Blumen — Ach! dachte der Paſtor — ach! ſo viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beſchwerlichen Amte geſammelt — und wie wunderbar; als Herr ſeines Weibes dankt' Er — auch Er! ſeinen großmüthigen Gönnern für dieſe Geſchenke. Man ſah es an dem ſatyriſchen Lächeln der Gäſte, wie gut ſeine fröhlichen Dankſagungen angebracht waren.

Sechſter Geſang.

So endigte ſich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäſte taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umſchallte die Wände; Leuchter und Stühle drehten ſich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgeſtohlne Küſſe erfüllten die Luft. Die zerſtreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hauſe ſie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — die junge Komteſſe, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantin uneingedenk, ſtellte ſich mit dem freundlichen Hofmarſchall in den einſamen Bogen des Fenſters, und dieſer genoß der ſüßen Betäubung der Schönen, ſo gut als er vermochte. Der kindiſche Kammerjunker verſuchte ſeinen Witz an dem ſchläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der aufmerkſamen Geſellſchaft. Aber Alle verachteten die harmoniſche Erinnerung des Nachtwächters, und überſahen das politiſche Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geſchöpfe einer Maskerade widerſinnig unter einander, vergeſſen ihre Verkleidung, um nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moſes zieht die verkappte Nonne zum ſchwäbiſchen Tanz auf, oder fordert ein Stück ſchmackhafte Cervelatwurſt. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Geſundheit des allerchriſtlichen Königs, und die ſtroherne Pyramide fängt an, Knaſter zu rauchen.

Jetzt ging der ungeduldige Ehemann in ſeine einſame Studirſtube — verwünſchte ſeine lärmenden Gäſte und rief alſo zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! haſt du mir deinen Schutz nur darum angeboten, und mich deines Rathes gewürdigt, um mich jetzt deſto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizen meiner Wilhelmine haſt ſchmachten gelehrt, — daß du mich durch ihr melodiſches Jawort beglückt haſt. — Was hilft es, daß mir dieſer Tag in der ſchönſten Feier entflohen iſt, wenn meine erſte Brautnacht langweilig und ungefeiert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich ſpottend an die neue Bekanntſchaft einer Freud' erinnern, die wider mein Verſchulden mir fremd geblieben iſt, und Wilhelmine wird mir mit ernſthaftem Lächeln in das Geſicht ſehn, wenn ſie die glückwünſchenden Bauern Frau Magiſterin grüßen. Dieſe Nacht, o Sohn der Venus! nur dieſe einzige Nacht, beherrſcheſt du noch mit dem Hymen in gemeinſchaftlicher Ehre. — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöſe der gepuderten Höflinge und durch das Wiehern ihrer Pferde, dieſe glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend iſt, mir wieder zurück zu führen, ſollten ſie einmal davon ſein!“ Dieſe Seufzer des unruhigen Magiſters brachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute ſich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienſtbare Hilfe des Hymen, des Amors Freundſchaft noch ſuchte. Gütig entſchloß er ſich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch' ein heroiſch Unternehmen — Welch' eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojaniſche Brand ein, der die trotzige Garniſon der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlaſſen, und dieſe ſo oft beſungene ſchreckliche Geſchichte gab ihm eine ſinnreiche Kriegsliſt an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet aus den Händen des gefeſſelten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und ſtahl ſich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunſt verlaſſen, die vor kurzem zwanzig ſchöpferiſche Hände darinnen beſchäftigte, ruht itzt eine finſtere Traurigkeit unter ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckſeite in der aufgehäuften Aſche verborgen, woran die ganze große geſchwänzte Armee des ſcherzhaften Mäoniden ſich hätte ſättigen können. Dieſes ungeheure Magazin ſteckte der freibeutiſche Amor mit abwärts geſenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die ſchwarze Eſſe, die ſich rauſchend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte. — Es war geſchehen — Amor ſchüttelte ſeine Flügel und floh, und ſtellte ſich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier ſtand er wie Nero, als er mit grauſamer Wolluſt ſeine Reſidenz brennen ſah, freute ſich ſeines gelungenen Anſchlags, und erwartete den erſchrecklichen Ausgang — Und nun — o Muſe! hilf mir das Getümmel beſchreiben, das in dem Hauſe des Magiſters entſtand, als die gräßliche feuerſchreiende Stimme ſich über das aufgeſchreckte Dorf ausbreitete. Das hohle furchtbare Getöne der ſtürmenden Glocken, die ein angſtvoller Cantor unermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geſchrei der Kinder, und das Pochen der Nachbarn, und das Bellen der Hunde, machte eine finſtere unglückliche Nacht noch ſchrecklicher. Von dem ſtummen Entſetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Verſammlung der Hochzeitgäſte zurück. Doch kaum begriffen ſie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, ſo flohen ſie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verließen ſie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aenenas ſeinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug, ſo umfaſt' itzt der getreue Hofmarſchall ſeine weinende Klariſſe, und durch die Liebe geſtärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer praſſelt' über ſein Haupt, und die Wellen des Fiſchbeinrocks ſchlugen über ſeine zerriſſenen Haarlocken zuſammen — dennoch bracht' er ſie glücklich an ihre ſichere Karoſſe, und übergab ſie den Händen ihrer ſchützenden Zofe. Und wie der unerſchrockne Weiſe, gegenwärtig in den größten Bedrängniſſen, ſich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder ſo, wie der größte Lips Tullian auf dem Richtplatze, da ſchon der Stab gebrochen iſt, nöch für ſeine Naſe beſorgt, um eine Priſe Rappé bat — noch ſchnupft' er ihn mit ſüßer Empfindung, in dieſer entſcheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar, und befand ſich in der andern Welt, eh' er — nieſen konnte — eben ſo nahm noch itzt der Hofmarſchall drei verliebte Küſſe von ſeiner beängſtigten Schönen, und warf ſich mit unterdrückter Sehnſucht in ſeinen fortſchallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit ſtillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück ſahn.

Kaum war die lärmende Verſammlung der Götter- und Menſchengeſtalten zum Dorfe hinaus, ſo gebot Amor: das Feuer ſollte verlöſchen — und es verloſch. — Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hilfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem ſchwarzen Dämon, der es gewagt hatte, auf's prieſterliche Dach zu ſteigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe in den ſchwarzen Abgrund hinunter ſtieß, daß ihre zerſchmetterten Glieder in einer ſchmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf ging er Hand in Hand mit ihm zu dem getröſteten Verliebten, und ſammelte ſeine entzückten Dankſagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über alle ſeine Pfeile verſchoſſen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht' er an dem rauſchenden Brautbett, und da der Morgen anbrach, erhob er ſich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerſt dem frohen Magiſter die Miſchung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit auf den Wangen ſeiner zufriednen Schönen ſichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküſſen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Geſicht! Gleich einer jungen Roſe, die ſich unter dem ſchwarzen Gefieder einer einzigen balſamiſchen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft ſie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen ſich ſeine brennenden Strahlen, ſie noch mehr zu entwickeln.

Jetzt ſtand der kleine Amor vor ſeiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in ſcherzhafter Prahlerei ſeine Kriegsliſt und ſeinen Triumph, daß ſeine Stimme durch den Olymp ſchallte, und ſelbſt die beſcheidenen Muſen ihm Beifall zuwinkten. Ihr Lächeln löſte ſich in einen ſanften geiſtigen Sonnenſchein auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter ſo vielen tauſend poetiſchen Seelen die meinige allein begeiſterte. Ich hab' Alles gethan, was meine Muſe befahl; ich habe das Elend des verliebten Magiſters, und ſeine fröhliche Hochzeit beſungen, und hab' ein Werk verrichtet, daß durch eine ſchöne Druckerpreſſe vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

L. Freiherr von Thumb,

in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, lebt als königlich würtembergiſcher Kammerherr zu Stuttgart und gab heraus:

Zwei Theaterſtücke. Tübingen, 1813.
Viola, oder Liebe um Liebe. Frankfurt, 1813.
Erzählungen und Novellen. Nürnberg, 1814—1815.
Der Redſelige, Luſtſpiel. Stuttgart, 1816.
Beiträge für die deutſche Schaubühne. Frankfurt, 1818.
Zwei Bühnenſtücke. Tübingen, 1820.
Die neue Schauſpielerſchule. Leipzig, 1821.
Neue Bühnenſtücke. Augsburg, 1814.
Das Recept für Magen und Herz. Hanau, 1820.

Seine meiſten Bühnenſtücke ſind größtentheils franzöſiſchen Originalen nachgebildet. Da er die gewählten Stoffe jedoch mit Geiſt, Eleganz und Lebendigkeit zu behandeln verſteht, ſo zeichnen ſie ſich unter der großen Menge ähnlicher Leiſtungen ſehr vortheilhaft aus.

Johann Thurmayr, genannt Aventinus,

ward 1477 zu Aremberg geboren, ſtudirte zu Ingolſtadt und trat daſelbſt, nach mehrfachen Reiſen, 1509 als Lehrer der Geſchichte auf. 1512 wurde er vom Kurfürſten von Baiern zum Erzieher der Prinzen Ludwig und Ernſt, 1517 zum Hiſtoriographen ernannt. Er lebte zuletzt in Nürnberg unter mancherlei Verfolgungen der Geiſtlichkeit, die ſeinen Freimuth fürchteten, bis zu ſeinem am 9. Januar 1534 erfolgten Tode.

Seine Schriften ſind:

Bairiſche Chronik. Frankfurt am Main, 1566; Baſel, 1580.
Dreißig Stammtafeln der bairiſchen Fürſten. Frankfurt, 1580.
Chronik vom Urſprunge der alten Deutſchen. Nürnberg, 1541.

Einer der vorzüglichſten Chronikenſchreiber früherer Tage, deſſen Styl ſich bei guter Darſtellung namentlich ſeltener Kraft erfreut.

von Thurne, ſ. Minneſinger.

Georg Thym oder Klee

ward um das Jahr 1516 in Zwickau geboren, wurde Melanchthon's Schüler und zuerſt an der Magdeburger Schule, 1548 als Rector zu Zwickau angeſtellt. 1550 folgte er einem Rufe nach Goslar, von da ging er nach Wernigerode und ſtarb als Magiſter der Philoſophie zu Wittenberg. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Er ſchrieb:

Des Edlen Geſtrengen weitberühmten und ſtreitbaren Heldes, Thedel Unverferden von Wallmoden tapferer, männlicher und ritterlicher Thaten vielhübſch Geſchicht. Magdeburg, 1558. (S. Cl. R. Reichards Beiträge zur Einſicht ins Geiſterreich Th. I. S. 603 fgde.)

Einer der erſten deutſchen proſaiſchen Romane, der nicht ohne Intereſſe iſt.

Ludwig Tieck,

der größte jetzt lebende deutſche Dichter, ward am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, ſtudirte, nachdem er ſchon auf der Schule zu dichten angefangen, von ſeinem neunzehnten Jahre an zu Halle, Göttingen und Erlangen beſonders Geſchichte und die antike ſowie die moderne poetiſche Literatur, durch enge Freundſchaft mit Wackenroder vereint. Seine erſten Werke, in welchen eine neue poetiſche Richtung, deren Hauptbegründer er wurde, bald mit düſtern, bald heitern Tönen ſich entſchieden verrieth, erſchienen zu Berlin, wo er, mit dem jüngeren Nicolai befreundet, auch deſſen merkwürdigen Vater kennen lernte und von dieſem beſchäftigt wurde. Bedeutender war für ſeine Entwickelung der darauf folgende Aufenthalt in Jena, wo Fichte, Novalis und die Schlegel den Gleichgeſinnten freundlich aufnahmen; in deſſen Nähe geiſtesverwandt, doch ſchon beruhigt, Herder wirkte. Darauf ging er nach Hamburg, wo Friedrich Ludwig Schröder, der Romantiker, auf der Bühne ihn entzückte. Nachdem er ſich dort vermählt hatte, zog ihn Friedrich Schlegel nach Dresden; hier blieb er während der Jahre 1801 und 1802; darauf lebte er theils zu Berlin, theils zu Ziebingen, in der Nähe von Frankfurt an der Oder. 1805 trat er eine Reiſe nach Italien an, von der er nach einem Jahre krank heimkehrte; die erſte Ruhe ſuchte er in München, ſpäter wandte er ſich wieder ſeinem ländlichen Sitze unweit Frankfurt zu. Seit einer Reiſe nach England 1818 hat er Deutſchland nicht wieder verlaſſen. 1819 ging er nach Dresden, wo er 1825 den Hofrathtitel und die Intendanz des Theaters erhielt. Hier lebte er bis 1841, der Stolz Dresdens, freundlich dem Fremden zugänglich und heiter trotz großer Gichtleiden; auch ſchriftſtelleriſch ſehr thätig und — wenngleich von dem jungen Deuſchland viel gemißhandelt — einer großen Zahl alter Verehrer immer willkommen: in dieſem Jahre folgte er einer ehrenvollen Einladung des Königs von Preußen in ſeine Vaterſtadt, ohne jedoch ſeine Stellung in Sachſen aufzugeben.

Seine Schriften ſind:

Abdallah. Berlin, 1795.
William Tovell. 1796.
Peter Lebrecht. Berlin, 1796.
Peter Leberechts Volksmärchen. Berlin, 1797. 3 Bde.
Ritter Blaubart. Berlin, 1797.
Der geſtiefelte Kater. Berlin, 1797.
Franz Sternbald's Wanderungen. Berlin, 1798. 2 Bde.
Don Quixote, von Cervantes. Berlin, 1799—1801; 3. Aufl. 1831.
Zerbino, die Reiſe nach dem guten Geſchmack, Romantiſche Dichtungen. Jena, 1799—1800. 2 Bde.
Genoveva. 1800.
Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Bremen, 1800.
Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter. Berlin, 1803.
Kaiſer Octavianus. 1804.
Altengliſches Theater. 1814—1816. 2 Bde.
Phantaſus. Berlin, 1814.
Ulrich's von Lichtenſtein Frauendienſte. Tübingen, 1815.
Shakeſpeare's Vorſchule. Leipzig, 1823—1829.
Gedichte. 1821. 3 Bde.

Novellen:

Die Gemälde, Novelle. 1822.
Die Reiſenden. 1823.
Die Verlobung. 1823.
Märchen und Zaubergeſchichten. Breslau, 1829.
Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin, 1826.
Novellenkranz. Berlin, 1831.
Der junge Tiſchlermeiſter. Berlin, 1836.
Dramaturgiſche Blätter. Breslau, 1826. 2 Bde.
Vittoria Accorombona. Berlin, 1840. 2 Bde.
Geſammelte Schriften. Berlin, 1828—1829. 15 Bde.
Einzelne Novellen u. ſ. w. in Almanachen u. ſ. w.

Es ſei dem Herausgeber geſtattet, ſeine Anſicht, die er in einem früheren Werke über dieſen großen Dichter ausſprach, hier zu wiederholen, da er derſelben unverändert treu geblieben iſt. „So wie T. hat wohl Keiner den romantiſchen Charakter des Mittelalters aufzufaſſen, und im glühendſten und dabei doch zarteſten Farbenſpiel wieder zu geben verſtanden. Es iſt, als wenn die alte ächte Frömmigkeit, die tiefe Liebe, die Kraft und Ehrbarkeit jener entlegenen Tage wieder auferſtanden wären und unter uns herum wandeln in ſeinen Werken, um in edler Oppoſition die Nichtigkeit, Leere und Hohlheit des Alltags zu zeigen, ohne uns dabei allen Troſt zu rauben, denn ſie erhöhen die Luſt und Freude an jenen Herrlichkeiten. Dabei zeigt ſich nirgends falſcher Prunk, ſelbſt im Spott nicht, denn auch in dieſem herrſcht die wahre Bonhommie der Gemüthlichkeit vor, mit welcher der Schalk, der das ganze Reich des Witzes, ſammt allen ſeinen Nebenprovinzen zu commandiren verſteht, die Gemeinheit der Geſinnungen und des Strebens, die Alltäglichkeit des Haufens verſpottet und geißelt. — T. iſt deshalb ein ſo ächter deutſcher Dichter, weil er alles Schöne des Auslandes in ſich aufgenommen und es ſo mit ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit zu verſchmelzen gewußt hat, daß ein drittes originales Ganze daraus entſprang, und ſich aus dieſem die beſtimmteſte Selbſtſtändigkeit in ſeinen Leiſtungen offenbart. Nachdem T. ſich in anderen Fächern der Poeſie durchaus als ein Meiſter bewährt hatte, brach er in ſeinen ſpäteren Jahren der deutſchen Novelle eine eigenthümliche neue Bahn, indem er, mochte er nun einen hiſtoriſchen Stoff behandeln oder die Fabel ſelbſt erſchaffen, ſich ſtets einer beſtimmten ausgeſprochenen Erſcheinung des Beſtehenden bemächtigt, und dieſe ſowohl erzählend als reflectirend von allen Seiten darzuſtellen weiß. — Die große Kunſt, welche er hier offenbart, liegt darin, daß er Alles, Charakter und Situationen, ſo verſchieden dieſe auch in ihren Grundbeſtandtheilen von einander ſind, in das beſtimmteſte Verhältniß zu jener Hauptidee bringt, ſo daß Alles, wie die Strahlen in einem Brennſpiegel, zuletzt in einem Punkte zuſammentrifft und trotz dem, daß der Dichter gelegentlich nach allen Seiten ſchweift, ſich doch wieder genau concentrirt, ohne daß der Leſer die Abſichtlichkeit bemerke, oder durch jene Abſchweifungen geſtört werde. — Das Eigenthümlichſte dabei iſt ſeine ironiſche Weltanſicht, welche Alles ſchildert, wie es eben iſt, ſo daß wir leicht glauben, es ſei auch ſo im Gemüthe des Dichters, der ſich nirgends ſubjectiv äußert, ſondern gerade jedes Object in ſeiner ausgebildetſten Subjectivität vorführt, und uns eben dadurch die Thorheit, Leere und Nichtigkeit der Erſcheinungen in das hellſte Licht ſtellt. Hier offenbart ſich der feinſte Spott, eben deshalb ſo fein, weil nirgends ſubjective Gereiztheit ſichtbar iſt; der Dichter ſteht über dem Ganzen, weil das Ganze außer ihm liegt, und nur indem wir das ihm Verwandte durch die Geſammtdarſtellung erkennen, ahnen wir ſeine Vortrefflichkeit, die uns immer klarer und deutlicher wird, je mehr wir die geiſtige Kraft haben, ſeinen Standpunkt zu erreichen. Eben durch dieſe Natürlichkeit ſehen T's Novellen ſo leicht aus und fanden ſo viele Nachahmer, die jedoch alle weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben.“

Nacht.

Im Windsgeräuſch, in ſtiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er ſeufzt und weint und ſchleicht ſo ſacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Buſen pocht, mein Herz iſt ſchwer
In ſtiller Einſamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen gold'nen Sterne
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch ſo gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht ſein Herz ſo ſchwer,
Er dünkt ſich neu erwacht.
O Menſch, dn biſt uns fern und nah,
Doch einſam biſt du nicht;
Vertrau uns nur, dein Auge ſah
Oft unſer ſtilles Licht.
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Der Troſtloſe.

Dich von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zn ſehn.
Dort im kühlen, abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat ſie dich ja doch verſtoßen,
Und ſie war ſo ſüß und ſchön!
Tauſend Thränen ſind gefloſſen,
Und ſie durfte dich verſchmäh'n —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einſam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verſtoßen,
Bitten zeugten nur Verſchmäh'n —
Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Hier im ſtillen einſam grünen Thal
Such' zum Troſte dir ein Grab zumal!

Frühe Sorge.

Durch die bunten Roſenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munt're Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.
Immer wach ſind meine Sorgen,
Nimmer ruht dies treue Herz,
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Wollt ihr mich der Qual entbinden?
Hört ihr, Götter, mein Gebet?
Kann ich nie die Ruhe finden,
Die mein Herz von euch erfleht?

Zuverſicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Uud wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes munt'res Weh'n?
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſt der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Menſch, du ſitzeſt ſtets daheim,
Und ſehnſt dich nach der Fern':
Sei friſch und wandle durch den Hain,
Und ſieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und ſuch' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen ſein und Bangigkeit,
Iſt doch der Himmel blau,
Und wechſelt Freude ſtets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich ſchließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich ſein,
Und finden, was es ſucht.

Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht;
Es ſäuſelt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Leiſer rauſchet der Hain,
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr verſteckten Geſänge,
Und ſtört nicht die ſüßeſte Ruh,
Es lauſcht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Geſänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Im dämmernden Schein
Ich will dein Wächter ſein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rauſche nur, du ſtiller Bach.
Schöne Liebesphantaſieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume ſchwimmen nach.
Durch den flüſternden Hain
Schwärmen gold'ne Bienelein
Und ſummen zum Schlummer dich ein.

An Novalis.

I.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der ſich mit Bäumen ſchmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellſten Glanz des Maien.

Nur der kann ſich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

Noch ſchöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menſchen Blick, erhabene Geberde,
Des Buſens Ahnen, Sehnſucht nach dem Frieden.

Seit ich dich ſah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußteſt von uns gehn und dieſer Erde.
Du gingſt: fahr' wohl; wir ſind ja nicht geſchieden.

II.

Wann ſich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genoſſen,
Kommt goldner Sonnenſchein herabgefloſſen,
Sie grünt und wächſt, empfindet ſüße Träume.

Bald regt ſie ſich, in Aengſten, daß ſie ſäume,
Luft, Sonne, Waſſer, die ſie ſchön genoſſen,
Macht quellend Leben und den Kelch erſchloſſen;
Nun iſt es Nacht, ſie ſchaut die Sternenräume.

Da fühlt ſie Liebe, und den ſtillen Lüften
Giebt ſie, von tiefer Inbrunſt angeſogen,
Den Blumengeiſt und ſtirbt in ſüßen Düften.

So wurdeſt du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Muſik ſchiedſt du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

Die Roſe.

O beglückt, beglückt, du Perſien!
Perſien, Wunderland des Morgens!
Süße Fluren, heilige Wälder,
O du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Odem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimath, wo die Lieder wohnen!
Aber ihr vor allen, Gärten!
Seid gegrüßt mir, Lauben, dorten
Möcht' ich auf den Fluren wandeln,
Wenn ſie blühen roth von Roſen.
Roſe, liebſte Mädchenblume!
Roſe, die du dort geboren!
Ach! wie iſt ein Liebesblut
Das Gefilde, wenn du oben
An Geſträuchen blühend dichte
Wankſt und zitterſt mit den Knospen,
Und die heißen Sommerwinde,
In der Farbengluth verloren,
Kühlend baden, ſich berauſchen:
Nein, ſo ſchön iſt nichts geworden,
Was die Erde liebend treibet,
Was vom Himmel ſchaut die Sonne,
Als flatternd auf grünem Stengel
Meine liebſte rothe Roſe;
Roſe, liebſte Mädchenblume,
Liebesblume, ſüße Roſe!

Wie ich dich in Händen halte,
Die zur Lieb' ich mir erkoren,
Und ich ſchau in deine Blätter,
In das Labyrinth, das rothe,
Und ich frage die Bedeutung
Und wie du zur Welt geboren,
Bin ich trunken und weiſſagend
Süßen Rauſches aufgehoben;
Liebesblume, Mädchenblume,
Roſenblume, ſüße Roſe!

Nicht umſonſt biſt du erſt quillend
Eingehüllt in deiner Knospe;
Alſo ſchläft des Mädchens Buſen,
Eh' die Liebe ihn erhoben:
Und das Roth, ein heimlich Feuer,
Bricht hervor ſüß angeſchwollen,
Und wie ein verſtohlen Küßchen
Hangſt du an dem Zweig gebogen:
Aber inniger entbrennen
Lüfte, die dich aufgeſogen,
Immer ſüßer träumſt du Liebe,
Haſt die Luft in dich gezogen,
Immer buhleriſcher küſſet
Dich das Licht, das dir gewogen,
Und du läſſeſt nun die Scham,
Und es dringt zu deinem Schooße
Alle Kraft des heiligen Aethers,
Seine Pfeile, glänzend golden. —
Mußt du welken in der Liebe,
Mädchenblume, ſüße Roſe?

Als die Göttin ſonſt der Liebe,
Venus, auf der Erden wohnte,
Und zum Erſtenmal ſie wandelnd
Trat der grünen Wieſe Boden,
Jungfrau noch und unvermählet,
Aus dem Meere jüngſt entſproſſen, —
Aus der Zeugungskraft des Waſſers
War das Licht empor geflogen, —
Und ſie ſtand, ſich ſelbſt beſinnend,
Selber über ſich betroffen,
Ihre Schönheit, ihre Anmuth
Mußte Venus ſelber loben,
Und der Himmel glänzte heller,
Wie den Blick ſie aufgehoben,
Und die Erde grünte grüner
Von dem Fuß getreten, ſtolzer
Sangen murmelnd blaue Bäche
Von dem Wiederſchein vergoldet,
Und die Tauben girrten inn'ger
Und die Nachtigall ſchlug voller,
Hub und breitete ihr Lied aus
Wie ein Kleid von ſüßem Wohllaut,
Deckte Wald mit und Gefilde,
Daß die Bäume treibend quollen.
Noch nicht war die Liebesblume
Lebend, meine ſüße Roſe.

Aus dem Walde tritt ein Jüngling,
Und wie Flammen angezogen
Fliegen zündend ihre Blicke,
Brennen nicht mehr hier und dorten,
Doch der Jüngling tritt zur Jungfrau;
Und ſie hatten ſich umſchloſſen,
Und die Unſchuld lehrt ſie küſſen
Und es treibt zum ſüßen Zorne,
Wie ſie ſehnen und ermatten,
Kaum erkannt ein Liebeswollen:
Und im Sträuben und Ergeben
Löſet ſich der wunderholde
Zauber, Liebe wird zur Liebe,
Und der Flur wird von dem Zorne,
Von den Küſſen, von der Milde
Ein Andenken wie zum Zolle
Dargebracht; dem heiligen Blut
Zittert gleich das Feld voll Wolluſt,
Und es rauſchen und es treiben
Quillend ungeſtüm die rothen
Blumen her, bedecken blutig,
Lächelnd, küſſen, voll und voller,
Knospend, blumend, ganz den Anger,
Und die Göttin weiht die Roſe
Zu dem Eigenthum der Liebe:
Alſo wurdeſt du geboren,
Mädchenblume, Liebesblume,
Roſenblume, ſüße Roſe!

Die Lilie.

Sei du mein Geſang, o weiße,
Heil'ge, ſanfte Liebeslilje;
Wenn ich dich mit Lippen küſſe,
Weißt du, wie ich innig liebe.

Keiner ſoll die Roſe ſchelten,
Deren ſüßes Blut durchdringet
Unſer Blut mit froher Sehnſucht,
Zündet in dem Herzen Schimmer:
Aber wer den blauen Aether
Kannte und das Licht des Himmels,
Und die ſtille Kraft der Wellen,
Liebt auch dich, holdſel'ge Lilje.

Unter Felſen, unter Wäldern
In dem einſamſten Gefilde
Wo nur heilig Rauſchen wohnte,
Geiſter in den Quellen rieſelnd
Mit den Bäumen ſich beſprachen
Und ſich in dem Echo riefen,
Lebten zwei Geliebte glücklich,
Selig ganz in ihrer Liebe,
Aus der wüſten Welt geflohen
Fanden ſie die Ruhe wieder,
Und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einſt, als ſie nach langen Küſſen
Sich beglückt in Armen hielten,
Und die Blicke zu einander
Sehnſüchtig, befriedigt ſpielten,
Blickte er in ihre Augen,
Sie in ſeines Herzens Tiefe,
Und, ſo wie aus Geiſterbrunnen,
Stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei große Thränen,
Die ſie feſt in Zittern hielten.
„Was bedeuten,“ ſprach er ſeufzend,
„Die Gefühle, Liebe, dieſe
Wehmuthvollen ſüßen Thränen,
Die in Andacht du erwiderſt?
Nein, ich mag ſie nicht verbergen,
Gern hab' ich ſie dir gewieſen,
Und die Thräne ſoll nicht rinnend
Aus dem Blicke niederfließen.“ —
„„Ein Geheimniß iſt es,““ ſprach ſie,
„„Wonach dieſe Waſſer zielen,
Das ſie gerne mit der Andacht
Wollen aus dem Herzen ziehen,
Aber ſchwach ſind ihre Arme,
Und es fällt ins Dunkle wieder,
Und ermüdet ſinkt die Thräne
Ueber unſre Wange nieder.“““ —
„Alſo nur iſt Erd und Waſſer,“
Sang er, „Luft, Licht und Geſtirne
Aus der Sehnſucht hergequollen,
Ein Geheimniß aufzufinden,
Klar im Golde funkelt Sehnſucht,
Süß Ermatten glänzt im Silber;
Wollte ſich doch deine Thräne
Auch geſtalten als Erinn'rung!
Ward ja aus der Fluth Geheimniß
Doch der Bau der Welt gebildet,
Süße Geiſter, regt euch alle,
Daß ein Sein der Thrän' entquille,
Und ein neues Gold wird leuchten,
Süßer, ſanfter, glänzen milder.“ —
Und es waren Geiſter nahe,
Die im Quell mit Blumen ſpielten,
Sie erhörten das Gebet, die
Thränen ſanken, Blumen fielen,
Griffen, hielten feſt die Erde,
Und geheimnißvoll zwei Liljen
Sahen hin auf die Entzückten,
Inniger fühlten ſie die Liebe.
Sanfte, goldne, ſilberweiße,
Alſo wardſt du, Liebeslilje.

Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Meer die Unke!
Hörſt du wohl die Raben krächzen?
Die Geſpenſter in dem Sturme?“ —

„„Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird ſie der Mond bezwingen,
Der zu ſcheinen ſchon begunte.

„„Durch die Thäler ſtreift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, ſchon leucht't das Kruzifixe,
Das Kapellenbild da drunten.““ —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria=Bild, ſei gnädig,
Bleib in Finſterniß verſchlungen!

„Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde, ſeine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

„Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert.
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Iſt es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

„Wie die Wälder ſauſen, ſchallen,
Rauſchen ab die Felſenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter.“ —

Und es ſpricht ſein Sohn ihm tröſtend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach, mein Vater, wär' vorüber
Dieſe ſchreckenvolle Stunde!

„„Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß ihr geſundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröſtet euch an ſeinen Wunden.

„„Wollt ihr ſterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angſt bezwungen:
O wie faſſ' ich doch die Seele,
Die ſich Gott und Heil entrungen?

„„O beſinnet euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns ſprang, den Sündern,
Von des Gottesſohnes Blute.

„„Denkt den Vater, denkt Marien,
Unſrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geiſt, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder.

„„Das wir leben, ſind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott verſöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

„„Unſre Angſt klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schloſſe ſitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurücke.

„„Ohne Schätzung iſt der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unſre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet ſie als Münze gulden.

„„Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeſchleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde;

„„Alſo zieht den Menſchen Sünde,
Niemals kann er ganz geſunden.
Daß er aufrecht ſchaut zum Vater,
Sind die himmliſchen fünf Wunden.

„„Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradieſe,
Aus fünf Wurzeln göttlich blumend.

„„Da erſchrack die Erde freudig,
Und zerborſt in große Kluften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.

„„Blüht hinein in ſeinen Himmel,
Wächſt hinauf in ſeine Ruhe,
Rankt hinan in ſchön Gebeten;
Große Kraft hat Herz und Zunge.

„„Ihr ſeid ſelbſt ein Zweig vom Baume
Welcher ſteht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub ſind Engel,
All' formirt zu ſeinem Ruhme."" —

Abwärts wandte ſich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn ſein Ohr vernahm die Worte,
Doch ſein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind!" begann er,
„Niemals ward dir Schweſter, Bruder;
Als ſie dich gebar, da ſchied ſie,
Deine treue fromme Mutter.

„Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warſt fromm, mein Sohn, und heilig,
So wie ihre Todesſtunde.

„Und ſo oft dein Blick geleuchtet,
Sah' ich immer dieſe Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schnürte feſter mich im Bunde.

„Darum war ein grimmer Wechſel
Stets von Haß und Lieb' im Buſen.
Bei der Wiege ſtand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

„Aber dann die ſtillen Augen,
Die ſich aus einander ſchlugen,
Brachten Frucht und Liebe wieder,
Und die Angſt ward wieder Ruhe.

„Alſo biſt du mir erwachſen,
Immer war mir fremd dein Thuen;
Liebſt du mich mit ganzer Seele,
Kannſt mir doch nicht ſtehn zum Schutze.

„Innerſt recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

„Nicht iſt mir der Chriſt geſtorben;
Andern Mächten mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergoſſen,
Bin ich eiſenfeſt verbunden.

„Mir ſind andre Paradieſe,
In dem Graus ſind meine Blumen;
Himmelsmächten widerſtrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge."

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend ſpricht der Sigismunde:
„„Vater, was ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde!

„„Das uns Gott erlöſen wollte
Von dem allerſchlimmſten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel iſt uns ſo gefunden.

„„Jedem Sünder, der ihm traute,
Iſt Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

„„Nur nicht widerſtrebt dem Geiſte,
Ohne Sühnung ein Verſchulden;
Dieſe Sünde thut ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

„„Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte ſollen ſtreiten,
Siegen ob dem ſchlimmſten Truge."" —

Da erwacht der alte Vater
Sehnend, wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf!" ſo ſpricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', verſuche;
Ob ſo ſpäte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

„Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole;
Betend find' ich dann wohl Ruhe."

„„Und was ſind denn dieſe Zeichen?
Deine Reden ſind mir dunkel.
Wie ſoll ich in Nacht ſie treffen?
Wo im Walde ſoll ich ſuchen?"" —

„Kennſt du nicht, fernab im Forſte,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen
Weiß da ſteht auf trübem Grunde?

„Oftmals haſt du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen ſolle;
Noch verſchwieg ich dir die Kunde.

„Das iſt nun das erſte Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers.
Den erhebe, bringe zu mir,
Was du finden wirſt da drunten.

„Und zwei Dolche wirſt du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erſtochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

„An dem Platze war's geſchehen,
Und da ſetzt' ich meiner Tugend
Dieſes Zeichen, die geſtorben
In des liebſten Freundes Blute.

„Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenſeits
Schimmern ſiehſt, die alten Burgen;

„Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich ſeinen Bruder,
Und gelobte, wann er ſtürbe,
Mir zu geben ſeine Burgen;

„Nahm mich freundlich in die Arme,
Und verſprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

„Alſo ſchrieb er ſelber nieder.
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der ſchönen Kunigunde.

„Da erwacht' es wie ein Grauſen
Tief in meines Herzens Grunde.
Geiſter rotten ſich zuſammen,
Steigen aus dem finſtern Schlunde.

„Dieſe Feſte nur die meine,
Sie die ärmſte in der Runde,
Und die Fremde, als das ſchönſte
Weib in jedes Mannes Munde:

„Sie beſucht' ich, ſah ſie ſelber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte ſie nur jede Stunde.

„Alle Freundſchaft ward vergeſſen,
Was er that zu meinen Gunſten,
Die Geſtalt, ſein lieblich Weſen,
Kuß und Handdruck war verſchwunden.

„Der Begierde Stachel fühlend,
Der je ſcharf und ſchärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn ſchaute,
Furchte mich vor ſeinem Gruße.

„Meine Liebe ward ihm fremde.
Ihn gereute ſeine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Aeltern Kunigundens.

„Lieber war ich ihr geworden
Sie verſprach mit einem Kuſſe
Mein zu ſein, doch war ihr Vater
Jenem hold ob ſeinem Gute.

„Alſo traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunſt in meinem Muthe,
Daß ich ſchnell ihn ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederſchluge.

„Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte,
Wie, woher; ſo eilt der Böſe,
Daß in uns erſtirbt das Gute.

„Seine Augen baten flehend,
Zugeſchloſſen war mein Buſen,
Und das Herz, das mir geſchlagen,
Das zerſtach ich, der Verfluchte;

„Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde
Weiter ab im dunkeln Grunde.

„Dieſes iſt das zweite Zeichen
Gehe hin, den Stein verrücke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drücke.

„Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbuſche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach! wo find' davor ich Ruhe?

„Alſo war mein Freund erblichen,
Alſo ſtarb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der ſchönen Kunigunde.

„Und die Freunde meines Freundes
Forſchten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmſte
Von den Forſchenden vermuthet.

„Angeklagt des ſchnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen;
Und ich fand den ſtrengſten Richter
Schon in meinem eignen Buſen.

„Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte ſich der Kranken,
Wie ſie ſtarb, ein Sohn entwunden.

„Alles Glück war abgeſchlachtet,
Meine Bruſt die Mördergrube.
Ehre, Hoffnung, Liebe! Leben
Ausgetilgt und jedem Buben

„War mein Herz nun preisgegeben;
Und mir grinſten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüſtem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

„Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

„Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht ſtreckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

„Das die Klüfte wiederſchallten,
Fing ich an, ſo laut zu rufen.
Eingeweiht zu tiefrem Grauſen
Ward ich bald den finſtren Zunften.

„Und der böſe Feind erſchiene
Finſter meinem böſen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich ſchrieb mit meinem Blute.

„Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter ſeinem grimmen Schutze
Sicher ſein mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verſchuldet.

„Dieſe Schrift ward eingeſchloſſen,
Daß ichs ſah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

„Dieſes iſt das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbuſche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eiſentruhe?

„Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab ſich that dem Guten.
Heute iſt der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

„Kannſt du mir die Zeichen bringen,
Iſt es dir, o Sohn, gelungen,
O ſo möcht es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeſchwungen.

„Sieh, der Mond ſcheint hell und heller,
Ach, ſo liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und ſanfte
Herrſcht im Thal und Wald die Ruhe.

„In ſich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!“ —

Wie der Sohn den Vater anſchaut,
Will er ihn ſo fremd bedunken,
Schaudernd wendet er ſich von ihm,
Geht hinab die Felſenſtufen.

Und er naht dem Kruzifixe,
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft ſich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunſten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er ſich ſelber, ſind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren,

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend ſucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er ſonſt im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüſtern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühſam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe,
Sieh, da ſind die beiden Dolche
Und er ſteckt ſie in den Buſen.

Weiter geht er, bange ſinnend,
Jenes zweite Zeichen ſuchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer iſt er abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächſt ſein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es iſt gelungen.

Aus dem Boden ſteigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winſeln, ob es Geiſter wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald iſt ſchon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbuſche
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menſchenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! du mußt weichen,
Dieſen Ort muß ich durchſuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.““ —

„Wie ſo unhold?“ ſagt der Fremde;
„Wohlbekannt iſt deine Jugend,
Sonſt war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.“ —

„„Kunze iſt dein Name, ſprichſt du?““
Ruft erſchreckend aus der Junge;
„„Der iſt todt, ſo ſagt mein Vater,
Und begraben längſt, der Gute.““

„Wird noch ſtets ſein Wahnſinn irren?“
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge;
„Sollen wir uns nie verſöhnen?
Nimmer iſt es mir gelungen.

„Zwietracht hielt uns lang' entfremdet,
Und er wähnt, daß er erſchluge
Seinen treuſten Freund und liebſten,
Seinen beſten Waffenbruder.“

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der dieſe Wort' anhube.
„„O ſo komm' mit mir! mein Vater
Iſt ſchon nahe ſeiner Grube.

„„Zeig' ihm jetzt dein Angeſichte,
Daß er Wähnen von ſich thue,
Daß er fröhlich möge ſterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe.

„„Ach! wie ſoll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigſt ſo Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er iſt ja rein vom Blute.““

Nebenher gehn beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren.
Und der Fremde dünkt ſo ſeltſam,
Wie er ſchreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel ſchwärmt herüber,
Und Geſchrei erfüllt die Kluften.
Sieh'! da ſtehn ſie vor dem Schloſſe,
Welches golden liegt im Dufte.

„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,“
Sagt der fremde Mann; „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

„Als ich ſonſt mit deinem Vater
Spiele trieb in dieſen Schluften.“
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieſer Steig ihn Wunder.

Denn ſo oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um ſo bälder,““ ſagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und ſie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet ſich die Thüre,
Und ſie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke,
Sich entſetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, ſind dies die Zeichen,
Dieſes die verſprochne Truhe?
Du bringſt mir an deiner Hand hier
Selbſt den Feind von meiner Ruhe?

„Ja, der Menſchen Erbfeind iſt es.“ —
„„Kennſt du mich?““ — ſo fragt der Dunkle;
„„Nimm hier, was du mir geſchrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter.““

Wieder brauſt der Sturm und heulet
Raſſelnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winſelnd windet ſich der Alte,
Und der Satan ſchlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in ſeinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd ſind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge.
Nicht mehr weiß, ob's Traum geweſen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er beſtattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen ſtehn im Grunde,
Macht ſich ſelbſt zum Eremiten,
Traurend von derſelben Stunde;

Thut ſich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und ſchwere Bußen
Uebt er Tag und Nacht und ſinget
Requiem dem todten Wulfen,

Nun hört man das Glöcklein ſchallen
Durch der Nächte ſtille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwiſchen,
Daß er Gottesdienſte thue.

Keinen Menſchen ſieht er wieder,
Nähret ſich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern verſühnen;
Bald verfallen ſeine Burgen.

Durch das Thal ſieht man ihn ſchleichen,
Gram verzehrt die friſche Jugend;
Bauern fanden ſeinen Leichnam,
Legten ihn ins Grab zur Ruhe.

Aus Kaiſer Octavianus.

Prolog.

(Trompeten. Eine Schaar von Kriegern zieht durch den Wald.)

Chor.

Auf, tapfere Mannen
Und folgt dem Getön!
Es führen uns ſchön
Trommeten von dannen.
Die Fahnen im Winde
Rothglühend vorauf,
Das Echo im Walde —
Der Frühling gelinde —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie froh der Buſen ſchlägt,
Wie frei das Herz ſich regt,
Wenn es den Panzer ſpürt.
Die goldne Sonne ſcheint:
Wohlan, wo biſt du, Feind?
Hörſt du die Jubelklänge?
Siehſt du die frohe Menge
Entgegen dir geführt,
Die ziehend mit Gepränge
Dich Flücht'gen einholt balde
Im Walde?

(Ziehn vorüber.)

(Ein Zug von Schäfern und Schäferinnen, tanzend und ſingend, mit Flöten und Schallmeien.)

Schäfer.

Die Mailuſt iſt begonnen,
Der Baum hat ſeine Grüne,
Die Blätter ſchon gewonnen.
Wie ſeufzten alle Knaben:
O, daß der Mai erſchiene,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Fort mit dir, Winter kalte,
Komm wieder Sonnenſchein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder Vögelein
Im Walde.

Schäferinnen.

Und ſeht, er iſt gekommen,
Das goldne Kind, der Mai,
Iſt allen angeglommen,
Das Eis iſt weggenommen,
Die Fluren ſind ſo neu.
Er bringt uns alles wieder,
Schon tönen Frühlingslieder,
Die kühlen Bächlein rauſchen
Vom Hügel hergeſchwommen,
Die Vöglein alle tauſchen
Die tauſend Melodieen,
Die goldnen Blümlein blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schatten,
Und ließ die Erde los,
Nun blüht der grüne Schooß,
Nun ſieht man auf den Matten,
Im kühlen Waldesſchatten,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem andern ziehen,
Und liebend ſich begatten.
Gegrüßt ſei, holder Mai!
Die Lieb' iſt dein Geſpiele,
Wenn ich den Frühling fühle,
Wird auch mein Leben neu,
Der Liebe Tempel ſei
Im Walde.
(Ziehn vorüber.)

Der Dichter (tritt auf).

Wie ſehnſuchtsvoll fühlt ſich mein Herz gezogen,
Dem friſchen grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen ſchauen ſich in klaren Wogen.
Ein blau Kryſtall erſcheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergeſenket,
Die Sonne zeigt, daß ſie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küſſend aufgeſogen.
Die Pflanzen glänzen, Waſſerwogen lachen,
Die muntern Thiere regen ſich in Sprüngen,
Der Vogel ſingt, vom grünen Zweig umrauſchet.
Wenn Thiere, Waſſer, Blumen, Flur erwachen,
Läßt höher noch der Menſch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühlt von Gottheit ſich berauſchet.

Chor
(von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).

Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Chor
(von der andern Seite mit Flöten in der Ferne.)

Der Liebe Tempel ſei
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Trommete Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge,
Dem Frühling und dem Muth wird Gruß geſungen.
Die Fahnen dort ſind kühn empor geſchwungen,
Im blanken Erze tummelt ſich die Menge,
Dort ſingt ein Schäferchor Liebesgeſänge,
Und Flöten, Horn und Wald in eins erklungen.
Drein gießt ſich Duft von Baum- und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen, grünen Feuer,
Und Geiſter in den Zweigen ſich entzünden.
Da regt die Poeſie ſich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leyer,
Er will ſein volles Herz der Welt verkünden.
Hör', Echo, du im Thale drunten! — unten
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben!
Die alte Zeit kömmt nie in meine Sinnen, — innen
Gefühle wunderſel'ger Stunden — ſtunden
Im Herzen auf und mich bezwangen — Wangen
Und ſüße Lippen, Buſen, Locken — locken
Der Sehnſucht reizende Gefühle — fühle!

Ein Liebender (tritt auf).

Hier iſt der Bach, das grünende Gebüſche,
Wo einſt bei eines ſchönen Morgens Friſche,
Ach meiner allzuſel'gen Hand
Die reizendſte der Hände ſich verband,
Mir ihre Gunſt die Schäferin geſtand.
Alle Wünſche, alle Träume
Waren herrlich nun geſtillt,
Das Verlangen war erfüllt,
Fröhlich rauſchten grüne Bäume
Aus geh' ich, die Spur zu finden,
Alles ſagt mir von dem Glücke,
Jene Zeit kömmt mir zurücke.
Mußte ſie ſo ſchnell verſchwinden?
Ach wie war die Stunde ſüße,
Als ſich unſre Blick' erkannten,
Unſre Herzen ſchnell entbrannten,
Sich begegneten die Küſſe.
Jeder Frühling ſagt mir wieder,
Kommt der Herbſt, bin ich vermeſſen,
Kommt der Winter, ſeh' ich glänzen
Manche Schönheit bei den Tänzen,
Und die Einz'ge wird vergeſſen.
Aber wenn die Blumen ſprießen,
Wenn die Nachtigallen ſingen,
Muß ſie wieder mich bezwingen,
Ich den ſchnöden Frevel büßen.
Fließet, fließet, treue Thränen,
Herz vergeh im tiefen Schmachten,
Mögt ihr Augen euch umnachten,
Leben, löſ' dich auf im Sehnen.

Ein Pilgrim (kömmt).

Was heute war, iſt morgen ſchon verſchwunden,
Es wechſeln ohne Raſt des Lebens Stunden,
Fortuna rennt unſtätig durch die Welt
Und weiß nicht wo, weiß nicht, wenn einer fällt,
Sie ſpielt mit Zepter, Herrlichkeit und Kronen,
Blind geht ſie hin, wo irgend Menſchen wohnen,
Unglück und Leid, und Thränen und das Lachen,
Sind die Begleiter, die den Hofſtaat machen,
Sie kümmert's nicht, wer jammert, wer gewinnt,
Sie kömmt und flieht, forteilend wie der Wind.
Ohne Ruhe ewig wandelnd
Geht ſie fort, weiß nicht wohin,
Irr und unſtät iſt ihr Sinn,
Nur nach blinder Laune handelnd.
In das laute Lachen ſtreut ſie
Unvermerkt der Thränen Saat,
Und den Jammer, wenn auch ſpat,
Durch ein holdes Glück erfreut ſie.
Dies ſah ich auf allen Wegen,
Und die falſche Welt verlaſſend,
Und das Weib Fortunam haſſend
Wall' ich einer Klauſ' entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendſtrahlen,
Jetzt ſieht man ſie in hellem Feuer glühen,
Und wie ſie ſich in ſeltſam Bildniß malen:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufſteigend aus der Zeiten goldnen Schaalen,
Doch wie ſie noch die Welt am ſchönſten ſchmücken,
Fliehn ſie wie Wolken und ein ſchnell Entzücken
Was dieſer fliehnde Schimmer will bedeuten,
Die Bildniſſ', die ſich durch einander jagen,

Die Glanzgeſtalten, die ſo furchtbar ſchreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend ſagen;
Es wechſeln die Geſtalten, wie die Zeiten,
Sind ſie euch Räthſel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt ſtehn in ſeinem Lied gedichtet,
Was die Natur ſchafft und im Rauſch vernichtet.
Es wohnt in ihr nur dieſer ewige Wille,
Zu wechſeln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht ſie ab die dunkle Hülle,
Sie weckt die Töne auf aus ihrem Schweigen,
Ein Lebensquell regt ſich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder ſteigen,
Nur Phantaſie ſchaut in das ewige Weben,
Wie aus dem Tode keimt ein neues Leben.

Der Ritter (kömmt zurück).

Die Feinde ſind entflohn, die muth'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerſchlagnem Helm
Zurück ins Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harniſch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein rother Wein,
Der lockend im Pokal vom Golde ſchwimmt,
Und Glanz von ihm in ſeine Röthe nimmt.

Ein Hirtenmädchen (kommt).

Das Feſt iſt vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der ſinkenden Röthe.
Die andern beginnen
Wohl liebliche Töne,
Will jeder die Schöne
Mit Liedern gewinnen.
Mich laſſen ſie gehen,
Folgt keiner zum Hain,
Ich muß nun allein
Im Walde hier ſtehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Im künftigen Lenze
Der Schäfer mich ſucht,
Dann nehm' ich die Flucht,
Er windet mir Kränze.
Dann fürcht' ich die Buchen,
Die finſtere Eiche,
Er wird im Geſträuche
Im Dunkeln mich ſuchen.

Ein Reiſender (tritt auf.)

So leg' ich hier den ſchweren Bündel nieder,
Der mir den Weg faſt zu beſchwerlich macht.
Ich habe nun der Länder gnug geſehn
Und will mich im Erinnern ſchön ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Und Nachbarn, ihnen alles zu erzählen;
Die größte Luſt kömmt immer hinten nach.

Ein zweiter Reiſender (tritt auf).

Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu ſchauen:
Keiner darf ſich ſelbſt vertrauen,
Oder ſich als weiſe wähnen;
Das erfordert manche Künſte,
Mancherlei muß man erfahren,
Und oft ſieht man erſt nach Jahren:
Alles waren eitle Dünſte.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen,
Meiſt folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt etwas im Schilde,
Und umſonſt iſt nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beſchwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.

Ritter.

Beglückt, wer mit den aufgeſpannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er ſieht um ſich die große Fläche ſpiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt,
Er lenkt den Kiel nach ſeiner Heimath Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorſam dienen Winde, wie die Wogen.

Erſter Reiſender.

Was hab' ich nun von meiner ganzen Reiſe,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt?
Als ich den Weg vor meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müſſe was Beſondres werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede werth.

Zweiter Reiſender.

Wundervolle Berge warten
Meiner, und die Waſſerfälle,
Glänzend ſpringt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauſchen, Gemſen klimmen
Oben ſchwindlicht am Geſteine,
Freundlich ſind im Mondenſcheine
Städte da mit Thürm' und Zinnen.
Manches wird ſich noch begeben,
Mancher Rauſch und manche Schöne,
Mancher Zwiſt, den ich verſöhne,
Fügt ſich luſtig in mein Leben.

Ein Küſter (tritt auf.)

Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurücke reiſen müſſen,
Das iſt mir herzlich ungelegen,
Denn meine Beine müſſen's büßen,
Und alles aus dem dummen Grunde,
Weil unſre Uhr nicht richtig geht,
So daß ſie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden ſtille ſteht.
Das Dach iſt nicht ganz regendichte,
Und immer ſcheut das Dorf die Koſten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder roſten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine
Und alle machen groß Geſchrei,
Es iſt zwölf Uhr, ſo ruft der Eine,
Der Andre ſchwört, es ſei ſchon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regel,
Und Keiner iſt's, der ſich nicht merke,
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da ſich die Dinge ſo geſtalten.
Die Ordnung iſt nun auch begraben,
Und Alles ſchwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Currende-Knaben,
Lebt Jeder wie das liebe Vieh.
Doch iſt die Uhr nur erſt im Stande,
Und das geſchieht in kurzer Friſt,
So weiß doch jedermann im Lande,
Woran er mit ſich ſelber iſt.

Erſter Reiſender.

Das iſt gewiß, nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht honette Uhr.
Warum? Man weiß dann ſtets in jeder Stunde,
Wie viel die Glocke eigentlich geſchlagen.
Man ißt dann nicht zu ſpät und nicht zu früh,
Man geht zur rechten Zeit zu Bette,
Man treibt's Studiren niemals über Macht,
Und da das Leben aus der Zeit beſteht,
So muß man auch beſtändig darnach ſehn,
Wieviel es an der Zeit iſt in der Welt.

Zweiter Reiſender.

Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof ſchön herüber
Einem kann ſo viel bedeuten,

Nichts auf Erden iſt mir lieber.
Und die ernſten Glockenſchläge
In der ſtillen Mitternacht
Machen alles Grauſen rege,
Wenn ich grade noch gewacht.
Nie möcht' ich die Uhren miſſen,
Und auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben wiſſen,
Wo doch wohl die Glocken hängen.

Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied mir in mein Ohr,
Drum zögert, eilt nicht allzuſchnell von hinnen,
Ich fühle ſchon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze ſteigt das Bild empor.
Es thun ſich Thiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, königliche Zinnen,
Ein Knab' will mit dem Rieſen Schlacht beginnen,
Ein Kinderpaar, das ſich im Wald verlor.
Es toben wild der Heiden rohe Schaaren,
Die Chriſtenheit zu ſtürzen all' entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein ſchönes Frauenbild mit goldnen Haaren,
Die Augen, wie der reinſte Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht. —
Doch ſchaut, welch' Bildniß reitet durch den Wald?
Iſt's eine Jägrin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegesgöttin, die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit ſiegender Gewalt?
Iſt es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt, und unſrer Erde gönnet,
Daß man ſich wiederum als Göttin kennet?
Noch nie ſah ich ſo herrliche Geſtalt.
Mein Herz erbebt in freudigem Entzücken,
Mich zieht an ſich das wunderbare Weſen,
So göttlich groß, ſo lieblich doch und mild.
O nahe dich, du herrlich Frauenbild,
Ich bin von jedem Leiden gleich geneſen,
Wenn du mich würdig hältſt, mich anzublicken.

Erſter Reiſender.

Wir ſtehn, ſo glaub' ich immer, in der Schonung,
Die abgehegt vom andern Walde iſt,
Der Jäger kommt, uns Alle abzuſtrafen:
Ich hab' ſo viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reiſen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh nach Hauſe.
(Geht ab.)

Zweiter Reiſender.

Ich verweile mich zu lange,
Wie die Zeit ſo ſchnell vergeht,
Keine Stunde ſtille ſteht,
Die Betrachtung macht mir bange.
Warum ſoll ich hier noch harren?
Die Geſellſchaft macht mir Reue,
Und nun kommen vollends neue,
Endlich wird man gar zum Narren.
(Geht.)

Der Küſter.

Ich frage nur: kann dies die Uhr mir beſſern?
Wenn das nicht iſt, ſo ſuch' ich einen Meiſter,
Der wieder Alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu ſehr verwirrt.
(Geht ab.)

Der Dichter.

Halt an, du wunderbares Bild! wer biſt du,
Auf dieſem weißen, königlichen Zelter?
Mit Federbüſchen in dem Winde flatternd,
Die weiße Bruſt mit blauem Schleier ſchmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt,
Auf vollen Wangen Throne für die Liebe?
Mir iſt, ich kenne dich, doch biſt du fremd,
Ich habe nie ſo Wunderherrliches,
So Liebliches geſehn, ſo fremde Tracht.

Die Romanze (auf einem Pferde).

Romanze.

Hältſt du mir des Roſſes Zügel
Auf in meinem ſchnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen ſagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur
Wenn man von mir ſpricht, Romanze,
Ich durchzieh die Welt mit Freuden,
Streue Luſt aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen,
Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter iſt die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten.
Beide haben mich erzeuget,
Als ſie ſehnſuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüſten
Wuchs ich auf, in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochroth wehten Chriſtenfahnen,
Kreuze drein die Krieger führten,
Und die Heidengötter ſanken,
Flohe Venus, die betrübte,
Nach dem einſam dunkeln Walde,
Venus, aus dem Meer geboren,
Trauernd, daß kein Tempel ſtande,
Wo man der Verführerin
Opfer noch und Weihrauch brannte;
Und voll Trug hüllt ſie die Glieder
In die büßenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War ſie gänzlich umgeſtaltet,
So fand ſie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felſen wallte.
Venus war erfreut des Truges,
Und ihr weltlich Herze lachte
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunſt geſtand im Wahne.
Drauf gebar ſie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber ſie ward eingeſchloſſen
In der Felſenklüfte Spalten,
Daß ſie keinen Trug erſinne,
Und die Liebe nicht verwandle:
Selbſt erzog, ernährt' ſich dieſe
Von dem ſüßen Himmelsmanne.
Und ſie blühte auf, ein heiliger
Ueberirdiſch ſchöner Garten;
Drauf vermählte ſich der Glaube
Mit der ſüßen, die ſo zarte.
Denn er ſprach: Wen ſoll ich freien?
Alle Mädchen, die ich ſahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen.
Von der Welt und von der Sünde
Losgeriſſen, muß mich laben
Streit für Gott und Chriſt und Geiſte,
Hält mein Herz in goldnem Brande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein ſtiller Sinn von jener
Wie die Sehnſucht wohl verachtet.
Da erblickte er die Holde,
Meine Mutter, als er ſahe,
Daß ſolch Bild auf Erden wohne,
Wünſchte er ſich ihre Gnade.
Und ſie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenſtrahlen,
Wie des Mondes ſanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thale.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menſchen neue Sprache,
Liebevoll war Glauben immer,
Glauben nur ein Liebsgedanke.
Das bezwang die härtſten Herzen,
Alle zu dem Kreuze kamen:
Ewig, ewig ſei die Liebe!
Rief voll Inbrunſt nun der Vater;
Ewig ſei der Glaube blühend!
So die hohe Mutter ſange,
Und die frommen Menſchen riefen
Zu den beiden Wünſchen: Amen!

Dichter.

Steig von deinem Roß alsbalde,
Biſt du wohl vom Jagen müde,
O erwünſcht, daß ich dich ſehe,
Das macht meiner Seelen Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen
Schöne Töchter hoher Liebe,
Edles Kind des ſanften Glaubens,
Unvermuthet kommſt du nieder.
Aber ſage mir, du Holde,

Wenn es dir alſo gefiele,
Blieben denn die Eltern einſam,
Haben ſie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Roſſe will ich ſteigen,
Hier im zarten Graſe ſpielen:
Bald erſcheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei erſten, die ich nannte,
Sind uns ſehr getreue Diener,
Eine werthe Magd dem Vater
Iſt die Tapferkeit beſchieden.
Er allein mit tiefer Inbrunſt
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet ſeiner Rechte
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab ſich ihme.
Zu den allertreuſten Dienſten,
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn iſt ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht;
Beten, heilige Gefühle,
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich freies, innres Leben
Und verſchönt die Erde ſpüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen,
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Gibt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man ſcherzen ohne Liebe?
Reines Waſſer fließt erzeugend,
Aus dem Waſſer Blumen blühen.
So ſteht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe (treten herein).

Glauben.

Ei, du böſes, wildes Kindlein,
Sage doch, wo biſt du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die ſanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehſt du uns, geliebte Tochter,
Biſt du gern von uns geſchieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe iſt euch ewig,
Aber gern ſchein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit ſüßem Kreuze,
Und dem ſchönen Chriſtusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Iſt der Glaube, wie du ſieheſt.
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in dieſem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnſucht kühlen.
Jene dort, ſo wie Madonna,
Die zur Erde ſteigt hernieder,
Alle Herzen an ſich lockend,
Iſt die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat ſie zwei Blumen,
Eine Roſe, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebesſehnſucht
Immer zu einander blühen.
Roſe lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz iſt ihr beſchieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden iſt ſie treu geblieben,
Will die Rothe trunken machen,
Schaut ſie ihre Schweſter drüben.
Will die Bleiche Frommes ſprechen,
Sanft erheitern, ſanft betrüben,
Schaut ſie auf die Rothe ſehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz ſpricht aus den Augen,
Senken ſie ſich golden nieder,
Wer ſie anſchaut kann nicht ſorgen,
Denn ihr Blick iſt allzulieblich,
Was die Frühlingsſonne meinet,
Und nicht Worte kann erſinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden dieſe Augen,
Und die goldnen Augenlieder.
Spürſt du nicht, ſie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und ſo klingt dieſelbe Sprache,
In dem Schwung der ſchönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.

Glauben.

Ja ich bin, den du beſchrieben,
Kennt ihr, Menſchen, wohl den Glauben?
Lange herrſcht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnſucht flohe, ſo wie Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu ſchauen,
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hülfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigſtes Vertrauen,
Blumen, Gold und Menſchen ſelber
Sind nur Miſchung aus dem Staube.
Jenſeit allem, was du denkeſt,
Fühleſt, höreſt, oder ſchaueſt,
Liegen, die du erſt verließeſt,
Deine vaterländ'ſchen Auen.

Pilgerin.

Ach, wie froh, daß du erſchienen,
Iſt die ſeligſte der Frauen,
Ich mit meinem Pilgerſtabe
Nahe dir mit heilgem Schauer,
Willſt mich Arme nicht verwerfen?
Du biſt meine feſte Mauer,
Lange ſucht ich dich vergebens,
Hier beendigt ſich die Trauer.

Liebe.

Sind noch welche, die mir trauen,
Die ſich meinem Dienſt ergeben,
Leben, wie die ſtillen Prieſter,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenſtreben,
Alle Kämpfe, die geſchahen,
Alle Lieder, alle Weſen,
Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nnr von meinem Geiſt erreget,
Blühend ſtanden alle Gärten,
Liebe ſchmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Hingegeben ſtillem Sehnen,
Inbrunſt glänzte in den Augen,
Herz des Lichtes, Wurzel, Quelle!

Der Liebende.

Wenn die holde Stimme rufet,
Könnte da wer widerſtehen?
O wer zöge ſich zurücke,
Wenn der Liebe Fahnen wehen?
Wenn du willſt mein Hauptmann heißen
Will ich gern im Heere ſtehen,
Alle Wünſche ſtrebten zu dir,
Niemals will ich von dir gehen.

Glaube.

Wenn du glaubſt und niemals zweifelſt,
Wirſt du jetzt dein Glücke ſehen.

Liebe.

Die du längſt geſucht, ſie ſteht dort,
Gehe zu ihr, freundlich rede.

Der Liebende.

Himmel! ſie, die Theure, iſt es?
Pilgerin, willſt du mich kennen?

Pilgerin.

O wie könnt' ich dich verläugnen?
Dich nicht meinen Liebſten nennen?

Beide.

Alſo waren wir uns nahe,
Und wir glaubten uns ſo ferne,
Und uns trennte keine Weite,
Nur die allernächſte Nähe.
Ja, wir haben uns gefunden,
Und nun mag uns nichts mehr trennen,
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.

Glaube.

Doch wo bleibt das kühne Mädchen?
Tapferkeit, ſo komm von dorten!

Liebe.

Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältſt du dich verborgen?

Tapferkeit und **Scherz** (treten herein).

Scherz.

Sieh, hier iſt dein treuſter Diener.

Tapferkeit.

Dir bin ich berufen worden.

Scherz.

Eilend komm' ich hergelaufen.

Tapferkeit.

Weilten auf dem Hügel droben.

Romanze.

Jenes Mädchen in dem Harniſch,
Blanken Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Brüſte ſchön erhoben,
Tapferkeit wird ſie genennet:
Niemals iſt genug zu loben
Ihre Schönheit, die ſo furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Führt ſie, Wehrgehenke golden,
Was der Vater ſagt, das thut ſie,
Angefriſcht von ſeinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe ſcheinet,
Iſt vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe hüpft der Junge,
Die erfreut ſich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, muß geſunden,
Fühlt erfriſcht den Todesodem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.
Wo er weilet, iſt der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen;
Leid und Jammer, Weheklage
Stirbt dem weg, den er erkoren,
Alte Märchen weiß er, ſchöne,
Er iſt ſelber wie gewoben
Aus den reinſten Phantaſieen,
Von dem Lichte ausgeboren.

Liebe.

Warum biſt du mir entwichen.
Diener, der du Treu' gelobet?

Glaube.

Dienerin, du bleibſt an meiner
Seite, geh mir nicht verloren.

Liebe.

Immer muß ſie dich begleiten,
Scheint es faſt, du könnteſt ohne
Gattin leichter fröhlich leben,
Als ohn' ſie, die herrlich thronen
Muß in deiner Bruſt, ich neide
Ihr die allerſchönſte Krone,
Mehr, als mich, haſt du ſie immer
Zur Vertrauten auserkoren.

Glaube.

Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne,
Mit dem Knaben ewig tändelſt,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwildern kannſt am Ende,
Haſt du Thorheit eingeſogen:
Möchteſt einſt vergeſſen leichte,
Daß wir in dem Himmel wohnen.

Romanze.

Wild erſchien' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe, raſch und rohe,
Dennoch bind' ich ſie zuſammen,
Bin die Eintracht dieſer Hohen.
Zürne keiner ob dem andern,
Du nicht ob dem jungen Sohne,
Mutter du nicht ob der Jungfrau,
Ihr müßt bei einander wohnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glauben traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine,
Diener, Vater, Magd, die Höhe.

Tapferkeit.

Biſt du dort ein Kriegsmann worden?
Trägſt du Panzer, ſammt dem Helme?

Ritter.

Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhre Luſt mir wiſſend,
Als den Erzruf der Trommete,
Schilder, in der Sonne ſpiegelnd,
Feinde auf der grünen Ebne.

Tapferkeit.

Immer ward ein Mann erfunden
Und es lohnt dir einſt die Ehre.

Ritter.

Alles will ich fahren laſſen,
Will der Ruhm nur mein gedenken.

Scherz.

Du im leichten Hirtenkleide,
Willſt du mir nicht näher treten?
Komm und ſag' mir, wer du ſeieſt,
Daß ich deine Augen ſehe.

Hirtenmädchen.

Immer haſt du mir gefallen,
Und mir iſt, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig
Mehr uns werden kennen gerne.
Die Geſpielen ſind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,
Nennen mich die kleine Unſchuld,
Weil ich noch nicht küſſen lerne.
Aber Lieb' und Luſt zum Dinge,
Wie man wohl zu ſagen pfleget,
Macht die Arbeit ſehr geringe,
Und ich will gern Lehre nehmen.

Scherz.

Kleine Unſchuld, du gefällſt mir,
Immer möcht' ich bei dir leben,

Wie du Mädchen, ſo ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.

Mädchen.

Freundlich wollen wir mitſammen
Viele Märchen, Poſſen reden.

Scherz.

Lieblich wollen wir zuſammen
Durch die grünen Felder gehen.

Mädchen.

Und wer Blumen ſieht am Waſſer,
Soll ſie für den andern leſen.

Ritter.

Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir ſprechen:
Willſt du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herze innen brechen.

Mädchen.

Du gefällſt mir, muß ich ſagen,
Schild und Harniſch, und der Degen,
Und der Helm mit ſeinem Buſche,
Nicht iſt mir das Gold entgegen:
Willſt du wohl mein Liebſter heißen,
Da ich nur ein kindiſch Mädchen?

Ritter.

Kann was ſchöner ſich verbinden,
Als der Menſch mit Unſchuld, Scherze?

Romanze.

Und du ſtehſt ſo einſam ſinnend,
Gar nichts ſagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt iſt,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich ſuchte,
Was mir keiner konnte geben,
Seh ich ſpielend dich umſchweben.
Wenn du lächelſt, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß ſtreben,
Sich in dieſe Lippen fangen,
In die rothen Feſſeln legen:
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leiſen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannſt du mir gewogen ſein?
Möchteſt du mich nicht verſchmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberſelig untergehen.
Du biſt Liebe, du biſt Glauben,
Du biſt Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich alles leicht verſtehen.
Jeder hat, was er gewünſchet,
Nach dem Herzen ſich erwählet,
Willſt du günſtig mir erſcheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dieneſt, wenn du treu bleibſt,
Will ich dich mit Muth beſeelen,
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die andern mich verſchmähen.
Einmal hab ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu beſtehen,
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Folge denen, die nie dienten,
Liebe ſie mit voller Seele.
Wer da will ein Prieſter heißen
Muß des Tempels nie vergeſſen. —
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Muſik.

Mit Trompeten kommen die Krieger auf der einen, die Schäfer mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte ſtehen Glauben und Liebe, zur Seite des Glaubens Tapferkeit, zwiſchen ihnen der Liebende und die Pilgerin, neben der Liebe der Scherz, zwiſchen dieſen der Ritter und das Hirtenmädchen, im Vorgrunde der Dichter und die Romanze.

Chor der Krieger.

Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald ſenkt ſich der Schimmer,
Drin erwachen zarte Träume.
Geiſter ſchweifen ſacht
Durch die grüne Nacht
Im Walde.

Chor der Schäfer.

Der Tag verſteckt ſich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß ſich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geiſter wieder finden,
Die auf Erden hier geſchieden,
Die das Irdiſche getrennt;
Wenn Mondſchein brennt
Dann wandeln ſie in Frieden
Im Wald.

Liebe.

Liebe läßt ſich ſuchen, finden,
Niemals lernen, oder lehren,
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne ſelbſt ſich zu verſehren,
Muß ſich reinigen der Sünden.
Alles ſchläft, weil er noch wacht,
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Tapferkeit.

Aber nie darf er erſchrecken,
Wenn ſich Wolken dunkel jagen,
Finſterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig ſteht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig ſchwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Scherz.

Keine Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernſt beſchieden,
Flüchtig ſind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an ſich hält,
Dem iſt Schatten vorgeſtellt,
Alles, was die Dichter ſangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Glauben.

Herz im Glauben auferblühend
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es lieblich in ſich ziehend
Macht zu eigen ſich und ſeine,
In der ſchönſten Flamme glühend.
Iſt das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!

Allgemeines Chor.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Aus Prinz Zerbino.

Der Garten.

Neſtor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben ſo was geſehen! Was das hier für eine Einrichtung iſt! Kein Garten, ſondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unſinnig werden. Und warum nicht? Iſt es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Urſachen begegnet. — Blumen, ſo hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher ſind als ich, mit einem Blumenſtern, den man nicht umſpannen kann, große Roſen an Roſen, zwiſchen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die ſo hoch ſind, daß der Blick ſie kaum erreichen kann, — und alles in ſolchem Ueberfluß, alles ſo gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz ausſieht. Und alles brummt und ſingt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verſtand ſo ſehr beſorgt ſein müßte.

Der Wald. Der friſche Morgenwind
Durch unſere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geſchwind,
Wenn er ſo wohlgemuth durch alle Aeſte weht.
Rühr' dich, o Menſchenkind,
Was ſoll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unſern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erſchließ dein Herz der Freudigkeit.

Neſtor. Iſt das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauſchen? Ich habe doch nun, ſo lange ich denken kann, ſchon manchen Wald geſehen, aber dergleichen iſt mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und ſpüren ſo eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aeſten,
Durchrauſcht von ſpielenden Weſten,
Durchſungen von Vögelein,
Freun wir uns friſch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauſchen, wir flüſtern, wir wogen,
Geſchirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, ſei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Menſch, ſei frei von Sorgen
In unſerm Schatten, der brüderlich labend.

Neſtor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geſchwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meiſten Sorgen. — Das Tollſte iſt, wenn ſie nun alle zuſammen muſiciren und zwitſchern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, ſo wär ich ſchon längſt wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder ſein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchſammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der ſtreckt die Zweig' in die Weite,
Rührt ſchirmend das Gras mit der Hand,
Der ſteht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauſchen, ſein eigen,
Und ſchüttelt ſich friſch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgeſang.
So auch die Menſchen mitſammen
Die verſchieden von Einem nur ſtammen,
Jeder rührt ſich in ſeinen Zweigen,
Doch alle ſtreben zum Lichte zu ſteigen,
Wenn ſich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder ſein,
Verſchiedenheit iſt nur Schein,
Sie rauſchen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgeſang ſein.

Neſtor. Sieh da, ſieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Beſten unter uns. Nur ein bischen konfuſe, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Roſen. Biſt du kommen, um zu lieben,
So nimm unſre Blüthe wahr,
Wir ſind röthend ſtets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen ſind die Büſche
Mit den Roſen überſtreut,
Daß die Liebe ſich erfriſche,
Ewig jung ſich ſtets verneut.
Wir ſind Lippen, rothe Küſſe,
Rother Wangen ſanfte Gluth,
Wir bedcuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie ſo ſüße
Herz und Herz zuſammenneigt,
Liebesgunſt aus Lippen ſteigt.

Neſtor. Ich wette, daß in dieſer Roſe keine Spur von ächter Moralität zu finden iſt.

Roſen. Küſſe ſind verſchönte Roſen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr ſüßes, ſüßes Koſen
Iſt der Wünſche ſchön Geleit,
Wie die Roſe Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbſt der Liebe herrlichſten Genuß.

Neſtor. Ich hab's gleich gedacht, daß ſo etwas heraus kommen würde.

Roſen. Liebe iſt es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth ſteigt nieder jede Nacht:
Roſen ſind verſchämte Röthe,
Sind die Ahndung, ſind der Kuß;
In Granaten ſteigt die Röthe
Zeigt ſich in der höchſten Pracht,
Sind der Liebe volleſter Genuß.

Neſtor. Immer daſſelbe! Immer daſſelbe!

Lilien. Wende dich zu unſern weißen Sternen,
Mondſchein ſind ſie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, dcch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt ſie gerne.

Neſtor. Das iſt ſehr unverſtändlich.

Lilien. Unſer Lieben, unſer Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernſt und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die ſich zu uns richten.

Neſtor. Das glaub' ich ungeſchworen. Welche ſeltſame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien ſo abſonderlich vorgekommen ſind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unſchuld und Pracht;
Wir ſtehn ſo hoch als ſtille Warten,
Auf denen Sinn und Geiſt wohl ruht:
Geht er vorüber Roſengluth,
Iſt ohne Wunſch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Neſtor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit dieſen Creaturen unterhalte.

Die Gebüſche. Komm! komm!
Das Blättergeräuſch,
Es lockt dich,
Unſer Glanz,
Unſer friſches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verſchmähſt du uns?
Alles kann nicht Wald ſein,
Alles kann nicht Blume ſein,
Muß auch Kinder geben.

Neſtor. So? Eine ſchöne Entſchuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willſt du die Blumen verſtehn,
Mußt du erſt den Wald durchgehn.
Iſt dir erſchienen
Der Sinn des Grünen
Dann magſt du die Blumen verſtehn.

Neſtor. Nun ſeht nur die Unverſchämtheit!

Der Wald. Grün iſt das erſte Geheimniß
In das die Natur ſich weiht,
Die erſte Farbe iſt grün,
Grün ſchmückt ſich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umſchloſſen iſt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unſchuld,
Den Muth zur Poeſie.
Grün ſind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entſpringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben ſprechen,
Wenn wir zugegen ſind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu ſprechen.
Was ſoll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnſten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu ſtreiten,
Wir glänzen daher in vollſter Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tauſend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zuſammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter ſich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau ſie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majeſtät
Die Tulpe mit ausgeſpreiteten Flügeln ſteht:
Wozu die Sehnſucht, wozu Verlangen?

Neſtor. Ich merke, die Tulpe ſpielt den Freigeiſt unter den Blumen, und macht gewiſſermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu ſtellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unſre Geſchwiſter;
Ueber uns Buſchgeflüſter;
Im einſamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müſſen gar kleine ſein,
Locken die Augen doch nach.
Wir ſehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unſchuldige Kindlein
Mit ſüßem blauen Schein:
Möchten wir größer ſein!

Feldblumen. Du gehſt vorüber,
O Lieber!
Und ſiehſt nicht,
Fühlſt nicht,
Wie ſchön das grüne Gras,
Wie erfriſchend und kühl und naß,
Und dazwiſchen die goldenen Sterne:
Mußt du denn ſtets nach der Ferne?

Vogelgeſang. Wir luſtigen Bürger in grüner Stadt
Rauſchen und ſchwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und ſtets ſind wir ſatt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung beſtellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umſchließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüſten
Mit Lüſten,
Ich ſende die kühlenden Winde,
Ich ſchaue tief auf ſie hinunter,
Sie alle ſchauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn geſpannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tauſend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Neſtor. Es geht zu weit, — ich vergeſſe mich ſelbſt; — immer und ewig allein zu ſtehen, und doch ein unaufhörliches Geſchwätz anhören zu müſſen, das iſt zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anſcheine nach. Sie iſt ſchön gewachſen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das ſcheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer biſt Du?

Neſtor. Ich? Aufzuwarten, ein Reiſender, im gegenwärtigen Augenblick halb unſinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir ſo wenig im Garten der Poeſie?

Neſtor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poeſie? Der Garten der Poeſie? Hm; Ihr wollt meinen Geſchmack und geſunden Menſchenverſtand wohl nur ein wenig auf die Probe ſtellen.

Göttin. Wie das?

Neſtor. Die Poeſie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen ſchwachen Einſichten wohl eine etwas andere Geſtalt haben. Das iſt ja gleichſam hier wie in einem Narrenhauſe.

Göttin. Ergötzen Euch denn dieſe Blumen nicht?

Neſtor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich ſehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen ſind.

Göttin. Wie könnt Ihr dieſen irr'gen Glauben hegen?

Neſtor. Weil ich in meinem Leben ſchon gar zu viele Blumen geſehen habe. Ja wenn ich nicht die erſtaunliche Erfahrung hätte, ſo könnte ich mir vielleicht eher eine Naſe drehen laſſen. Meine Eltern haben ja ſelbſt einen Garten hinter dem Hauſe gehabt, und da hab' ich die Blumen ſelber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber dieſe Pflanzen?

Neſtor. Ich erkenne ſie für Narren, denn etwas anders können ſie auch wohl ſchwerlich ſein; ehrliche Blumen ſind es wenigſtens nicht. Seht ſie doch nur an, ſie ſcheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu ſagen, das Weſentliche an einer Blume iſt eine gewiſſe Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht ſolche übertriebene Menge; ich mag ſonſt wohl Blumen, und ſie geben uns eine gewiſſe Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß ſich mit dieſen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht ſo in's Excentriſche gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, das dies die wahren Blumen ſind,
Die Blüth', die in Blüthe ſteht; die Erde
Kennt nur den ſchwachen Schatten dieſer Herrlichkeit.

Neſtor. Nun ja, das iſt die rechte Höhe, ſo machen es dieſe Idealiſten immer; wenn man an ihre Hirngeſpinnſte nicht glauben will, ſo wollen ſie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art ſei, wie eigentlich alles übrige in der Welt ſein müſſe. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, ſo iſt mir das ewige Singen und Sprechen dieſer Dinge äußerſt fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen ſonſt nie angeſungen?

Neſtor. Ha! ha! für wen ſeht Ihr mich denn an? Die Blumen ſollten gut angekommen ſein, die ſich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Neſtor. Ich ſtelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reiſe, und mein Prinz kann nicht eher ſeine vollſtändige Geſundheit erhalten, bis wir den guten Geſchmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geſchmack?

Neſtor. Ich will es Euch ſchon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig ſcheint. Seht, der Geſchmack, — als wenn ich ſagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich ſtrenge mich pur ſo an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — alſo, wenn Ihr Euch ein klaſſiſches vollendetes Gedicht denkt, — klaſſiſch nehmlich, was, — nun, das ergiebt ſich von ſelbſt, oder ſo ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln obſervirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verſtehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunſt?

Neſtor. Nun ja, es wird ohngefähr ſo zutreffen. Wenn ihr die Claſſiker geleſen hättet, da würdet Ihr mich ſchon eher verſtehn. Hätt ich' doch nur meine Grundſätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt ſich den Kranken gleich hierher verfügen,
In dieſem ſel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln ſich erlöſt
Befinden, denn hier wohnt die Poeſie.

Neſtor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raſerei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorſtellungen von Euch und Eurem Garten, ich ſehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln ſie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie ſie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Neſtor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig ſcheinſt du zweifelhaft zu ſein.

Neſtor. Man muß ſich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie ſie unhöflich ſind, ſie kümmern ſich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Neſtor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch iſt es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnſitz.

Neſtor. Nun das iſt noch von allen Dingen das unnatürlichſte und unwahrſcheinlichſte. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Menſch glauben, ſeht, meine liebe Frau, ein ſolcher Garten iſt bisher noch gar nicht erhört geweſen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr ſeid von ſeltner Munterkeit des Geiſtes.

Neſtor. Wie heißt denn der finſtre alte Murrkopf hier?

Göttin. Beſcheidner ſprich, es iſt der große Dante.

Neſtor. Dante? Dante? Ach jetzt beſinn' ich mich, er hat ſo eine Comödie, gleichſam ein Gedicht über die Hölle geſchrieben.

Dante. Gleichſam ein Gedicht? Wer biſt du, daß du alſo ſprichſt?

Neſtor. Nu, nur nicht ſo böſe, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunſt und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurpfei — wie war das Werk, das Du ſo eben nannteſt?

Neſtor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat ſelbſt welche gemacht. Das bedeutet ſo Euer dummes Zeug, Eure luſtigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante. Wer biſt du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieſer frechen Sprach' erkühnſt?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Biſt du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poeſie verſtoßen?

Neſtor. Ereifert Euch nicht ſo, alter Mann, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich Euch niemals geleſen.

Dante. Und kommt daher und ſpricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurpfeiferei!
Ein ſchändliches, barbariſch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Neſtor. Seid ſtille, ſag' ich Euch, und laßt uns einmal ernſthaft ſprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter geweſen?

Dante. Arioſt! Petrarca!

Neſtor. Nun, nun, die Zeiten haben ſich ſeitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt ſeid Ihr zu ſchwer zu leſen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinſt du damit, Wurm?

Neſtor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur ſagen, war es erſtaunlich leicht ein Dichter zu ſein, weil wie ich geleſen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten exiſtirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben ſo wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte alſo nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hätteſt auch wie ich die Welt erſtaunt?

Neſtor. Natürlich, ja was noch mehr iſt, ich denke es ſogar in unſerm Zeitalter, wo es doch tauſendmal ſchwerer iſt, dahin zu bringen. Erſt fang' ich ſo ſachte, ſachte mit Abhandlungen für Monatsſchriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietiſten ganz artig und ſauber in ſeiner Blöße darſtelle, dann ſchreib ich gegen Geſpenſter, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laſſ' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht iſt, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren, was man nur leiſten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den erſten Menſchen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure ſogenannte Comödie, hätte ich doch auf meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geſchrieben. Hölle und Paradies! Und alles ſo umſtändlich, wie ich mir habe ſagen laſſen. Fi! ſchämt Euch, ein alter erwachſener Mann, und ſolche Kinderpoſſen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir alſo verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetiſch Lied
Zur Glorie der katholiſchen Religion
In reinſter Begeiſterung zu ſprechen.

Neſtor. Nu, das iſt es ja eben, wovon wir reden. Die katholiſche Religion, das iſt mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anſtoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei dieſem Ausdruck denn?

Neſtor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man ſich dabei denken ſoll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, ſogar bei den gemeinen Leuten geworden iſt, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu ſagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholiſch werden.

(Dante wendet ſich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Neſtor. Die Dichter ſind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man ſich für ihre Werke intereſſirt!

Arioſt. Der Proteſtant proteſtirt ja gegen alles Gute, und beſonders gegen die Poeſie.

Neſtor. Alle durch die Bank grob! Wer ſeid Ihr denn?

Arioſt. Ich nenne mich Ludovico Arioſt.

Neſtor. Aha! Mit Euch bin ich ſchon ein wenig mehr bekannt, ſeid auch amüſanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoraliſch. Menſch, Menſch, wie habt Ihr ſo manches beim Durchfeilen können ſtehen laſſen?

Arioſt. Ha ha ha!

Neſtor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln ſoll. Aus Liebe zur Menſchheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Poſſen durchaus nicht niederſchreiben ſollen.

Arioſt. Aus Liebe zu den Menſchen habe ich es gethan, aber was iſt die Menſchheit?

Neſtor. Die Menſchheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — ſeht, das iſt ſo die Welt en gros.

Jetzt ſteigt übrigens die Menſchheit erſtaunlich, man hat ſogar Erwerbſchulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, ſeht Ihr, das nennen wir ſo Menſchheit.

Arioſt. Darüber ließe ſich vielleicht ein Luſtſpiel ſchreiben.

Neſtor. Es geſchieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu ſpät, alles für die Menſchheit.

Arioſt. Und ſind ſie ſehr luſtig, dieſe Luſtſpiele?

Neſtor. Wo denkt ihr denn hin? Nun ja, da ſieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend iſt's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Böſewichter, und hoher edler Menſchen.

Gozzi. Dieſer wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Lieſt man denn meine bunten Lieder noch?

Neſtor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit ſeiner Veredelung ſo viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närriſcher, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden ſein.

Neſtor. Wie Ihr's verſteht! Nein, mein Beſter, das zu beurtheilen iſt für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubſtummen-Inſtitute, Cabinetsordern, Leſebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Du raſeſt.

Neſtor. Und ſchöne Weiblichkeit und zuckerſüße Häuslichkeit, und wahre Menſchenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das ſcheint mir in der That nöthig.

Neſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr ſolltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu exiſtiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arioſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Neſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rückſichten entbehren, denn der größte Deutſche Poet hat ſo ohngefähr das Beſte aus Eurer Manier genommen, und in ſeinem herrlichen Oberon trefflich verſchönert; dabei hat er auch den ſogenannten Stanzen eine ſchöne Originalität beigebracht, indem er ſie freier, unkünſtlicher, liebenswürdiger entſtanzt und umgeſtanzt hat.

Arioſt. So?

Neſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbeſſert. — Wie iſt denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Neſtor. Ich habe alſo die Ehre, ein ſehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten überſetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge iſt über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden ſeid?

Petrarca. Du biſt ein wunderlicher Kauz. Haſt du denn meine Sonette verſtanden?

Neſtor. Ach, lieber Gott, was iſt da ſonderlich zu verſtehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen iſt für mich nicht. — Ich möchte faſt darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo ſeid.

Taſſo. Nicht anders.

Neſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer iſt der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er iſt der Caſtilianiſche Poet Cervantes.

Neſtor. Je Poſſenreißer, Poſſenreißer, komm doch vor und ſei nicht ſo blöde, dich mag ich erſtaunlich gern leiden, denn du biſt ein luſtiger Geſelle.

Cervantes. Was willſt du von mir?

Neſtor. Dein Ding, dein Don Quixote iſt zum Todtlachen, aber was ſollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Neſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was ſoll das ganze Buch?

Neſtor. Das ſag' Er nicht, mein Beſter, denn erſtens hat das Buch andre viel beſſere veranlaßt, zum Beiſpiel den Don Sylvio von Roſalva, alſo iſt das ſchon ein gewiſſer beträchtlicher Nutzen, und dann iſt es ja zum Todtlachen, es iſt keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht geleſen hätte, nein, ſei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode ſo tief heruntergeſunken, daß der Pöbel mich für ſeinen Geſellen und Bruder erkennt?

Neſtor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er geleſen, und in den Ueberſetzungen läßt man ſeine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Anſehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Neſtor. Je das ſind ja Jugendſchwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakſpeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Neſtor. Alſo der Teufelskerl iſt auch hier? Eine kurioſe Geſellſchaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klaſſiſchen und korrekten Menſchen hier, an dem man ſein Gemüth auf eine verſtändige Weiſe erquicken könnte. Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein? Der Schwärmerei der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldenes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mit dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Fur jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß Ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger (ihm leiſe in's Ohr). Goethe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, ſo rezenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verſchmäht es nicht, dieſen Läſterer hier in dieſem reinen Aufenthalte zu dulden?

Neſtor. Wer iſt der gewaltige Herr?

Cervantes. Es iſt luſtig, Sophokles, ihn ſprechen zu hören.

Neſtor. Ach, iſt das der Grieche Sophokles? — Einen ſchönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speiſe reichen.

Neſtor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden ſind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Reſpekt vor Ihnen, — nur ſind, wie man ſagt, Ihre Chöre etwas ſchwer, — ſo übel wird einem Freunde der Dichtkunſt mitgeſpielt! —

Sophokles. Wie hatte ſich dieſer Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von ſelbſt herein, war im höchſten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Unrecht thatet Ihr, o weiſe Dichter, auf ſeine Reden Acht zu geben, ſoll ich anders meine Meinung ſagen.

Cervantes. Die Irdiſchen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderſt du dich alſo? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend ſinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die ſüßen Düfte.
Wir ſingen leiſe Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und ſtrömen ſüße Düfte
Durch die Lüfte.

Der Hexen-Sabbath.

Novelle.

In Arras lebte, in den letzten Regierungsjahren Philipp des Guten, eine reiche ſchöne Witwe, die ſich am liebſten, da ſie mit ihrem Manne nicht glücklich geweſen war, Frau Catharina nennen hörte. Sie beſaß ein großes Haus in der Stadt, in welchem ſie viele Geſellſchaft ſah, ſo wie vor dem Thore einen anmuthigen Garten, wo in den Sommertagen ihre Freunde oft im kühlen Saale ſich um ſie verſammelten.

Philipp, den ſeine Zeitgenoſſen den Guten nannten, war in ſeinem hohen Alter ſchwach geworden, und ſeine Günſtlinge benutzten ſeine Launen und wechſelnden Stimmungen, um ſich zu bereichern und vieles durchzuſetzen, worüber die Unterthanen mit Recht Klage führen konnten. Die Mächtigen, der hohe Adel, die Reichen handelten oft nach Leidenſchaft und Willkühr, und jedermann war in dem wohlhabenden blühenden Lande mehr oder minder darauf angewieſen, ſich ſelber Recht zu ſchaffen, und durch Kraft der Waffen Anhang oder Protectoren ſich zu ſichern, um nicht beeinträchtigt zu werden.

Der Herzog Philipp war mit ſeinem Sohne Carl geſpannt. Beide hatten Urſache, ſich über einander zu beklagen und Günſtlinge und Schmeichler wendeten alle Künſte an, um dieſe Verſtimmung in Zwietracht und einen öffentlichen Bruch zu verwandeln.

So waren zwei Partheien im Lande, die ſich entgegen arbeiteten. Die des Sohnes hatte ſich verſtärkt, ſeitdem der Dauphin von Frankreich, Ludwig, ſeinem alten, argwöhniſchen Vater mißtrauend, ſich als Flüchtling unter den Schutz des Herzogs Philipp des Guten nach Burgund begeben hatte. Der Sohn, Carl, Graf von Charolais glaubte, und wurde von ſeiner Umgebung in dieſer Meinung beſtärkt, daß der Dauphin ſeinen Einfluß benutze, um ihm ſeinen Vater Philipp ganz zu entfremden. Entfernen ſich die Gemüther, die durch Bande des Bluts, durch Dankbarkeit und Wohlthat verbunden ſind, erſt von einander, ſo wird dem Bösgeſinnten leicht, gerade dieſe unverſöhnlich und auf immer von einander zu trennen.

Alle Stände litten, indem ſich das Mißtrauen immer beſtimmter ausſprach, und ſich die Partheien immer ſchärfer gegenüber ſtellten.

In einem ſo reichen Lande, wie es unter der Regierung Philipp des Guten alle Provinzen von Burgund waren, gab es freilich auch viele Menſchen, die ſich wenig um die Gefahren des Staates, oder um die zunehmende Macht Frankreichs kümmerten, und nur dafür hauptſächlich ſorgten, wohlbehaglich ihr Einkommen zu verzehren, mit Verſtand ihr Vermögen zu verwalten, und mit Heiterkeit das ungewiſſe Leben zu genießen, daß ſo Viele unter den Anſtalten verlieren, indem ſie es herausputzen und zu etwas Würdigerem erheben wollen. Der Kreis von Freunden und Bekannten, der ſich bei der verſtändigen Frau Catharina verſammelte, war in der Stadt Arras als ein ſolcher bekannt, in welchem man dem Kummer, der Furcht, den Grübeleien, oder fern und ſelbſt nahe liegender Beſorgniß keinen Raum geſtattete. So wenig die kluge Frau ihren Umgang beſchränkt hatte, ſo ſehr ſie gern Menſchen um ſich von allen Ständen ſah, ſo zogen ſich doch die finſtern Gemüther, oder diejenigen, die nur dem Gewinne oder ihren Tagesgeſchäften lebten, von ſelbſt zurück, weil man wußte, daß nur von Dichtkunſt, Malerei, Feſten, Putz, oder luſtigen Geſchichten in dieſem Hauſe die Rede war. Schien es alſo, daß die weltliche Freude eine zu ausſchließende Rolle hier ſpielen dürfe, ſo verweigerten dennoch ernſte Gemüther, und ſelbſt angeſehene Geiſtliche nicht, Theil an dieſer Heiterkeit zu nehmen, denn ein langer Friede, durch die Weisheit des Regenten erzeugt und erhalten, hatte Luſt, Ueppigkeit und Pracht befördert und der Herzog und ſein Hof gaben das Beiſpiel und ermunterten zur Nachahmung, das arme Leben mit allem Glanz aufzuſchmücken, deſſen es fähig iſt, obgleich Philipp fromm war und die Kirche und ihre Regenten hochachtete und verehrte.

Im Garten der Frau Catharina Deniſel war an einem heitern Sommertage eine Geſellſchaft verſammelt, die ſich an Liedern und Saitenſpiel ergötzte. Beaufort, ein alter, angeſehener Edelmann und Ritter war heut der vornehmſte in der Verſammlung, er war in der ganzen Stadt wegen ſeinen Sitten, ſeiner Freundlichkeit und Milde, ſo wie wegen ſeines großen Reichthumes geſchätzt und geliebt. Er war mit ſeinem Sohne Friedrich zugegen, um von der artigen Frau, die er ſchon ſeit lange kannte, Urlaub zu nehmen, weil er ſich in Geſchäften auf einige Tage nach Gent begeben wollte. Friedrich war ſchwermüthig, denn er entfernte ſich nur ungern, ſelbſt auf kurze Zeit, von Arras, weil er, wenn er ſeinen Vater nicht gefürchtet, alle Stunden ſeines Lebens an der Seite der Frau Catharine zugebracht hätte, die ihn gern ſah, oft aber verſtimmt wurde, wenn er ſeine Leidenſchaft zu deutlich zeigte, oder in die Geſellſchaft trat, in welche er nicht geladen war.

Erfriſchungen, Wein, Obſt und Gewürz in Zucker wurden herum gegeben, als der alte Beaufort das Wort erhob und ſagte: meine Freundin, dieſen anmuthigen Saal, dieſe glänzenden, ſchön gewirkten Tapeten, und Euer liebliches, holdes Antlitz, deſſen Lächeln alle dieſe bunten Figuren bleich macht, werde ich nun auf eine oder zwei Wochen nicht ſehen, denn ich habe Geſchäfte in Gent mit dem großen Grafen von Etampes, dem Vetter unſers gnädigen Herzogs. Dieſe vornehmen Herren brauchen, eben weil ſie zu Zeiten großmüthig und freigebig ſind, immerdar Geld; und zuweilen nehmen ſie es mit der Art, es zu erringen, nicht ſo gar genau und chriſtlich. Da ſollen wir wieder beiſteuern, und der Vorwand dazu iſt ziemlich nichtig. Die Stadt, die ſchon genug gethan hat, wird gedrückt, und ſo viel auch aufgebracht wird, ſo zerrinnt es doch unſerm Herrn wieder unter den Fingern, weil er zu gütig iſt.

Ein geiſtlicher Herr, der etwa vierzig Jahr alt ſein mochte, wendete ſein ſchönes volles Antlitz herum, ſah mit klugen Augen den Ritter an, und ſagte mit wohlklingender Stimme: Gewiß, Herr Ritter, hat Euer Stand, und der der Büger, zu klagen Urſach; aber was ſollen wir Geiſtlichen erſt ausſprechen? Wir, die wir ſo ſchwer vor einigen Jahren taxirt wurden, als mit ſo großen Feierlichkeiten der Zug gegen Conſtantinopel beſchloſſen wurde, um den Türken wieder von dort zu vertreiben? Alle die Summen, die wir und das Land hergaben, verſchwinden, und es geſchieht nichts, und kann und wird niemals etwas geſchehen. Und doch wird immerdar wieder Nachſchuß begehrt, und immer wieder reicht die Summe nicht aus. Wenn wir aber verarmen, wie ſoll es der Armuth ergehn, die wir ernähren müſſen?

Herr Dechant, verehrter Herr Marck, antwortete der alte Ritter, Ihr findet in der Kirche immer neue Quellen, um den Verluſt wieder zu erſetzen; ſind aber unſre Güter verpfändet und mit Schulden belaſtet, dringt der Kaufmann auf plötzliche Rückzahlung, ſo ſind wir ganz und auf immer verloren. Und doch konnen wir uns nicht ſo einſchränken, wie es dem Geiſtlichen vergönnt iſt, wie es ihm ſogar zur edlen und heiligen Pflicht gemacht wird; kommt der Fürſt oder deſſen Sohn zu uns, gilt es einen Aufzug, ein Bankett, dem Grafen Etampes zu Ehren, oder den großen Coys, den Herren, die faſt allein das Land regieren; kommt gar der Dauphin von Frankreich einmal zu uns herüber, ſo müſſen wir in Kleidern und Livreen glänzen, und dürfen nicht fragen, um wie viel unſre Schulden zunehmen, oder wie ſehr dadurch unſre Nachkommen verarmen.

Wächſt uns, ſagte der Dechant lächelnd, das Getreide unſichtbar nach, wie Ihr behauptet, ſo wißt Ihr vom Adel dagegen Künſte, es auf offner Straße, in der Stadt oder auf dem Felde, am lichten Tage mit ſcharfer Sichel zu ſchneiden. Noch vorgeſtern iſt bei Douay, unter dem nichtigſten Vorwand eines alten Zankes, ein reicher Mann aus Seeland eingefangen worden; der übermüthige Ritter hat ihn gefänglich eingeſteckt, und ſo lange gemißhandelt, bis er ihm zweitauſend Goldſtücke durch einen andern Kaufmann ausgeliefert hat.

Der alte Ritter ſtand auf und ſagte mit zornigem Geſicht: Herr Dechant, Ihr ſeid ein wackrer Mann, aber mit der Zunge noch etwas zu jung. Ich könnte erwiedern, daß die Kirche, Pabſt und Kleriſei, mit Ablaß, Tubeljahr, und auf wie andre Weiſe noch, Gelder zwar nicht gewaltthätig erpreſſen, aber doch auch, wie manche Freigeſinnte ſagen, durch Mißbräuche und falſche Deutung an ſich bringen. Ich bin keiner dieſer Freigeſinnten, und will gegen die Kirche, die ich fromm verehre, nichts einwenden und vermuthen, weil es unerlaubt iſt. Jener gewaltthätige Räuber, von dem Ihr eben ſprachet, iſt mir weitläufig befreundet, aber weder ich noch andre echte und wahre Ritter werden ſein Mißthun billigen oder rechtfertigen. Ich bin jetzt, unter den Augen meiner Mitbürger, ſiebenzig Jahr alt geworden, aber ich fordere Euch, oder wer es ſei, ſelbſt meine bitterſten Feinde, auf, mir das Kleinſte zu beweiſen, worin ich von dem Wege Rechtens abgewichen wäre. Jeder mag ſein Thun verantworten, vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Unſer glorreichſter Fürſt, den die Welt bewundert, iſt zu alt und nachgiebig, um allenthalben, wo es nöthig wäre, das Schwert der Gerechtigkeit walten zu laſſen; auch erfährt er nicht alles, und ſo iſt Gewaltthat, Willkühr und Laune des Hochmuthes in unſerm Lande freilich nicht ſo bewacht und beſtraft, wie in Frankreich. Doch ich fühle mich rein, und darf es ausſprechen; und deshalb geſtehe ich Euch, daß mich Euer Wort beleidigt hat.

Der geiſtliche Herr erhob ſich, und reichte dem alten Ritter die Hand, indem er in einem freundlichen, faſt bittenden Tone ſagte: Nicht ſo war es gemeint, mein geehrter, wackerer Freund; ein Wort giebt das andere, halb im Ernſt, halb im Scherz; doch vergebt mir, wenn Ihr aus meiner Rede etwas anderes herausgehört habt, denn wahrlich, es war nicht meine Abſicht, Euch im mindeſten zu verletzen.

Wie kommen wir nur, ſagte die freundliche Frau Catharina, auf ſo ſonderbare, widerborſtige Geſpräche? Laßt die jungen Nichten der Frau Wacker wieder einmal das Lied ſingen, welches neulich unſer Freund Labitte gedichtet hat.

So geſchah es; die jungen Mädchen wurden von ihrer alten Baſe ermuntert, und Friedrich nahm die Laute, um ſie zu ihrem zärtlichen Geſange zu begleiten. Als ſie geendigt hatten, fragte der Dechant, von wem dieſe zärtlichen Verſe gedichtet ſeien, die ſich dem Ohr und Herzen ſo ſchmeichelnd einfügten.

Kennt Ihr das ſchöne Lied nicht? erwiederte Frau Catharina. Es iſt ja von unſerm vielbekannten Labitte, dem beliebten Dichter.

Iſt dieſer jetzt hier? fragte der alte Ritter.

Schon ſeit geraumer Zeit, erwiederte Friedrich; vor Jahren war er auch in unſerm Hauſe.

Ich kenne wohl, ſagte der Ritter, manche ſeiner älteren Gedichte; auch weiß ich, daß er ein guter Maler iſt.

Er iſt eine Zier, fuhr Catharina fort, unſerer Dichtergeſellſchaft; und eine unbegreifliche Munterkeit und Kraft hält ihn aufrecht, ſo alt er nun auch iſt. Wer ihn nicht kennt und ihn zum erſtenmale erblickt, hält ihn für einen einfältigen, faſt blödſinnigen Menſchen; auch hat er Stunden, in welchen er nur wenig Verſtand verräth. Doch plötzlich erfaßt ihn die Laune, oder eine Stimmung zur Poeſie, und er ſpricht und ſingt die wunderbarſten Sachen und Gedichte. Er iſt es manchmal allein, der lange Zeit hindurch unſre Geſellſchaft beluſtigt.

Ganz recht, fügte der Dechant hinzu, es iſt derſelbe alte Thor, den ſie oft den einfältigen, den blödſinnigen oder dummen Abt nennen, weil man nicht weiß, ob er ſich albern ſtellt, oder es wirklich iſt. Ich habe nie begriffen, wie Menſchen noch als Greiſe den Luſtigmacher ſpielen mögen.

Ihr ſeid viel zu hart, ehrwürdiger Herr, ſagte Catharina ſehr freundlich; ſoll Alles auf eine und dieſelbe Art ſein? Ich verſichere Euch, der gute Alte macht ſich niemals verächtlich, ſo ſeltſam auch manchmal ſeine Reden ausfallen mögen. Sein Sinn iſt ernſt, ich habe ihn ſelbſt ſchwermüthig geſehen, und wenn ein ſolcher, der ohne Weib und Kind, ohne Bruder und Schweſter, nicht im Ueberfluß lebend, ſich über die dunkle Beſtimmung des Daſeins durch Scherz und Laune, Spaß und Witz, die manchmal an die Tollheit gränzen, zu tröſten ſucht, und andere erheitert und ergötzt, indem er ſeine Lebensgeiſter in der Geſellſchaft erhöht, ſo darf man ſolchen nicht mit jenen gemeinen Narren vergleichen, die das Edle verſchmähen und in den Staub treten. Er iſt ein guter, lieber alter Mann, einfältig wie ein Kind, leichtgläubig und harmlos. Deshalb wird ſein beſſerer Sinn auch oft von Liſtigen gemißbraucht, die ihn lächerlich machen. Wenn es geſchieht, und er einſieht, wie boshaft man mit ihm umgegangen iſt, ſo iſt er der Erſte, welcher Alles vergiebt. Iſt dieß nicht die chriſtliche Tugend?

Ohne Zweifel, antwortete der Dechant, doch wäre es noch chriſtlicher, wenn er zu allen dieſen Anſtößen keine Gelegenheit gäbe.

Friedrich nahm das Wort und ſagte: Nicht ſo, ehrwürdiger Herr; ſollen wir dem Scherz und Gelächter gar keine Stelle einräumen, ſo dürften wir jungen Geſellen nur lieber Maulkörbe tragen, die die Lippen zu Ernſt und Ehrbarkeit feſt zuſammen ſchnüren. Man muß die Thorheit erleben, um ſpäter Unglück ertragen und Weisheit begreifen zu können. Glaubt Ihr nicht, daß in ſolchen Späßen, die oft zweideutig ausſehn und dem Tadel unterliegen dürfen, ſich nicht auch Liebe, Gefühl und eine Art Frömmigkeit zu Zeiten erziehn laſſen?

Verſchont mich mit dergleichen Fragen, ſagte der Dechant in übler Laune, denn da ich ſie nicht verſtehe, weiß ich keine Antwort darauf zu geben.

Der Vater ſah den Sohn mit einem ſtrengen Blick an, worauf Friedrich mit Laune und Freundlichkeit erwiederte: Ich will Niemand ärgern, ſondern jene Vorrede ſollte nur die Einleitung zu einer kleinen unbedeutenden Geſchichte abgeben. Unſer guter Labitte war ſchon im vorigen Jahre, als er noch draußen in Douay wohnte, eine Zeit lang hier bei uns. Wir ſuchten ihn auf, da wir ſchon längſt ſeine ſchönen Lieder geſungen hatten, und er gab ſich uns ſo freundlich hin, als wenn er der jüngſte und unerfahrenſte von uns Allen wäre. So verlor ſich bald die fromme Scheu vor dem Manne, der auch den Lobgeſang auf die Maria gedichtet hat, der bei uns zur Erbauung dient, wenn feierliche Umgänge gehalten werden, oder wenn man das große Erntefeſt feiert. Er nahm uns in ſeine Wohnung, und ließ uns zugegen bleiben, wenn er an ſeinem Bilde malte, das, wenn es auch nicht die vorzüglichſten erreicht, doch anmuthig wurde und uns mit ſeinen klaren Farben ergötzte.

Der Mann hat einen weißen Pudel, den er ſchon ſeit manchem Jahre mit der größten Zärtlichkeit liebt. Dieſes Thier mit ſeinen langen Ohren und aufgelocktem Fell iſt zu Hauſe ſein beſtändiger Geſellſchafter. Er ſpielt mit ihm, er ſpricht zu ihm, erzählt ihm, als wenn der Hund ihn verſtehen könnte. Da wir zuweilen den halben Tag bei dem alten Maler zubrachten, ſo wurde der Hund, der ſchon geſellig war, auch bald mit uns allen vertraut und zuthunlich. Er machte auch uns ſeine Künſte, die der Maler ihm gelehrt hatte, und freute ſich in Sprüngen, wenn er einem von der jungen Bande auf der Straße begegnete. Wir wunderten uns oft über die Leichtgläubigkeit unſeres Labitte, dem man, weil er ſich um weltliche Händel und Staatsſachen ſo gar nicht kümmerte, alles Mögliche einbilden konnte, wenn auch jedes Kind die Fabel begriffen hätte.

So geſchah es denn, daß wir ihm erzählten, ſein Hund ſei um vieles klüger, als er es ſelber wiſſe. Wir hatten des Pudels Geburtsſtunde von unſerm Freunde erfahren, und ſo hatte uns ein leichtfertiger Aſtrolog das Horoskop des Künſtlers geſtellt, aus welchem hervorging, daß ein Weſen, in dieſer Stunde, unter dieſen Aſpekten geboren, die auffallendſten Geiſtesfähigkeiten in ſich vereinige. Es ſchmeichelte dem Alten, daß das Thier, welches er liebte, außer ſeiner Treue noch ſo viele Vorzüge beſitze. Wir wußten, daß er an einem Morgen ſchnell zum Statthalter gerufen werden würde, um deſſen Bildniß zu malen; er war auf dem Spaziergange, und mußte auf einen Augenblick in ſein Haus gehen, um ſeinen beſſern Mantel umzulegen und ſeine Farben zu holen. Einer der Genoſſen, der in demſelben Hauſe wohnte, hatte auf unſern Wink den gelehrigen, freundlichen Pudel genommen, ihn aufrecht ſitzend in einem Seſſel feſtgebunden, und vor ihm eine Chronik, die auf einem Pulte lehnte, aufgeſchlagen. Wir ſchlichen uns in den Saal, um den Alten, wenn er eintreten würde, zu beobachten. Hinter einem großen Gemälde verſteckt, ſahen wir vor uns die poſſirliche Geſtalt des Hundes, der aufrecht ſitzend, die Pfoten auf den Tiſch geſtützt, in der koſtbaren pergamentnen Handſchrift zu leſen ſchien, indem ihm die lange rothe Zunge aus dem Maule hing, und er, von den Bändern gehemmt, keuchend Athem holte, wie einer, der tief von dem, was er lieſet, ergriffen iſt. Der Maler tritt haſtig ein, fährt zerſtreut und fahrig, nach ſeiner Weiſe, in die Kammer, kommt gleich in ſeinem neuen Mantel zurück, nimmt vom Tiſch die Pinſel, und ſieht plötzlich ſeinen weißen, zottigen Freund im Studium des Froiſſard begriffen. Die Miene des Erſtaunens, der aufgeriſſene Mund, die großen Augen, ſeine Stellung, alles dies iſt nicht zu beſchreiben. Er hört die mahnende Glockle ſchlagen, und ſtürzt in größter Eile wieder aus dem Hauſe. Der Hund wird gleich losgebunden, und wir zerſtreuten uns.

Am andern Tage ſind wir in der Weinſchenke heiter verſammelt, und der Alte kommt auch wohlgemuth zu uns. Man ſah ihm an, daß er ein Geheimniß auf dem Herzen habe, welches ihn drücke, und daß er den Muth und günſtigen Augenblick nicht finden könne, es uns mitzutheilen. Als ihn die Weinlaune mehr beherrſchte, ſagte er endlich: Freunde, junge Menſchen, wenn Ihr nur ein wenig ſolider dächtet, ſo könnte ich Euch wohl etwas erzählen, das ſchon der Beachtung würdig iſt. Aber Ihr ſeid zu leichtſinnig und zu ungläubig, Ihr werdet mir nicht glauben, und in Eurem Spott der Unerfahrenheit das abſtreiten wollen, was ich mit meinen eigenen Augen geſehen habe, und das wird mich dann verdrießen.

Wir ermunterten ihn, ſich uns edel und offen mitzutheilen. Die Rede kam auf den Pudel, und deſſen Lob wurde von neuem geſungen. So eröffnete er uns denn endlich, wie er geſtern unvermuthet die Entdeckung gemacht habe, daß das gute verſtändige Vieh ſeine beſten Eigenſchaften verberge und verſchweige; er habe dieſen Tyras nehmlich überraſcht, der ſich deſſen nicht verſehen habe, wie er Geſchichte hinter ſeinem Rücken ſtudire und mit großem Eifer leſe, ſo von dem Gegenſtande hingeriſſen, daß er ihn ſelbſt, ſeinen Herrn, nicht einmal bemerkt habe. Wie er nach zwei Stunden zurückgekommen, ſei das Buch wieder an ſeinen Platz geſtellt geweſen, und der beſcheidne Student habe wieder, als ſei nichts vorgefallen, und als könne er kein Waſſer trüben, auf die gewöhnliche Hundeweiſe unter dem Bette gelegen. Mit ernſter Miene hörten wir zu, und erklärten dann, er erzähle uns in dieſer Sache nichts Neues, denn wir hätten dergleichen ſchon längſt gemerkt, wie der Hund ſeine Abweſenheit benutze, um ſich, ohne damit zu prahlen, im Stillen mehr auszubilden. Keiner hätte ihm etwas davon ſagen wollen, weil er ſchon ſo oft klage, daß man ihn necke; man ſei aber überzeugt, der Hund werde ſich auch nächſtens im Schreiben, vielleicht im Malen üben.

Der Alte war entzückt und rief aus: Wenn mein Tyras mich einmal durch ein gelungenes Bild von eigener Erfindung überraſcht, oder durch ein gutes Gedicht, ſo ſoll er bei mir Zeitlebens die beſten Tage haben. Welch ein Hund! Man kann ja von ihm noch das Unwahrſcheinliche, ja das Unmögliche erwarten, da er es ſchon ſo weit gebracht hat. — So ſehr ſich meine Spielgenoſſen über dieſe Albernheit des Alten freuten, ſo war mir dieſe ſeine mehr als kindliche Einfalt eine zu rührende Erſcheinung, als um es dulden zu können, daß er noch länger ein Spielball der übermüthigen Ingend ſein ſollte. Ich ging am folgenden Morgen zu ihm, und eröffnete ihm den ganzen Handel. Er war ſehr beſtürzt und traurig, nicht darüber, daß man ihn ſo arg geneckt hatte, ſondern daß ſeinem Hunde nun jene Fähigkeit abgehe, über welche er ſich ſchon ſo ſehr gefreut habe. Es iſt doch Jammerſchade, ſagte er dann, daß ſo alles Geſchaffene ſich in Schranken bewegen muß. Man findet doch auch ſo gar nichts, bei dem nicht das Hohe und Geiſtige mit dem Nichtigen, dem ganz Armſeligen verbunden iſt, ja in dieſem Dummen, Nichtsnutzigen nur wurzeln und aus ihm erwachſen kann. Unſre ſchönſten Gemälde ſtehn da auf Holz, die Farben ſind Saft aus Pflanzen, Pulver aus Erde und Metall. Staub, Näſſe, Licht, alles arbeitet daran, den Schimmer wieder zu trüben. Der Dichter ſingt, und wird heiſer, er vertraut dem Pergament und dem Papier ſeine hellen Gedanken: ſie vergehen und verſchrumpfen, und haben nur für Wenige, in wenigen Augenblicken geleuchtet. Wie man ſich begeiſtert dünken mag, ſo fällt man doch, wie ſich der Zeiger der Uhr nur etwas weiter bewegt, in Müdigkeit, Hunger und Durſt zurück, und was eben noch das Feuer ins Auge trieb, iſt jetzt ein kalter, oder unverſtändlicher, oder ſelbſt widerwärtiger Gedanke. Der Hund verſteht mich nicht, und ich nicht den Hund. Von dem Geheimniß der Welt und der Schöpfung weiß ich nun gar nichts, und Ihr, junges Volk, verſteht nicht einmal, wie man die Farben reiben muß. Warum Roth roth, und Blau blau iſt, weiß kein Menſch; noch weniger, was das Roth iſt. Wir gehen eben ſo gut, wie Tyras, auf vier Beinen; er kann dienen und Schildwacht ſtehen, aber er muß doch wieder in die Quadratur ſeiner Füße und Beſtimmung zurück. Wir richten auch unſern Geiſt nach oben, und ſind beflügelt, ſchauen und glauben, und müſſen platt wieder zur Erde in den Staub niederfallen. — So räſonnirte er viel durch einander, nahm dann mein Taſchentuch und hieß mich gehen. Als ich auf der Straße in einem fernen Theil der Stadt war, rannte mir der weiße Pudel nach, ſprang an mich hinauf, zerrte mich am Kleide, und belferte und kläffte in ſeinen hohen Tönen, mit denen er Freundlichkeit ausdrückte. Ich merkte nun wohl, daß er mich zurück haben wollte, und ging auch mit ihm wieder nach der Wohnung ſeines Herrn. — Da ſeid Ihr wieder, rief mir der Maler lachend entgegen. Seht Ihr nun wohl, daß in ſeinem Fache der Hund mehr iſt als wir Alle? — Ich wies ihm nach einer halben Stunde nur Euer Tuch und winkte damit hinaus, er beſchnupperte es eifrig, ſprang Euch nach und hat Euch durch die Witterung bald aufgefunden. Macht das einmal nach, wenn ich Euch auch deutlich ſage, holt mir den Ferdinand, Boppo, den Melzer, oder wer es nur ſei. Trefft Ihr ſie nicht zu Hauſe, und erfahrt dort nicht, wohin ſie gegangen ſind, ſo ſteht Ihr ganz dumm und völlig hülflos da; ja Euern beſten Freund oder Euer Liebchen könnt Ihr nicht aus der dringendſten Lebensgefahr reißen, wenn Ihr es nicht mit dürren Worten erfahrt, wo und wie ſie anzutreffen ſind.

Der Dechant nahm nach dieſer Erzählung wieder das Wort und ſagte: Wenn dieſer konfuſe Menſch, wie es ſcheint, einigen Verſtand hat, ſo wäre es wohl ſeine Pflicht, mit dieſem ſeinen ganz augenſcheinlichen Blödſinn auszubeſſern, damit er zum Menſchen würde. Immer habe ich es geglaubt, und dieſe Schilderung beſtärkt mich wieder in meiner Meinung, daß die Dummheit im Menſchen meiſtentheils etwas Freiwilliges ſei, das man aber verwerfen und ſich den Verſtand aneignen muß. Aber bequem iſt es ſich ſo gehn zu laſſen, allen Launen zu folgen, ihnen Trägheit, Spaß und Laune die Herrſchaft einzuräumen, und das göttliche Ebenbild in uns auszulöſchen.

Seid nicht ſo unbillig, ehrwürdiger Herr, ſagte die freundliche Frau Catharina. Die Gaben ſind verſchieden, die Geiſter mannigfaltig, und das iſt das Erfreulichſte der Schöpfung. Wir können uns nicht alle gleich und ähnlich ſein, ja wir ſollen es auch gewiß nicht. Dieſer faßt in der Schärfe des Geiſtes die Bedeutung der Dinge in ſeinem Verſtande auf, und weiß von allem Rechenſchaft zu geben. Heil ihm, denn er iſt wach im Erkennen, und wird weder vom Aberglauben beherrſcht werden, noch ſich den Täuſchungen der Phantaſie, oder den blinden Leidenſchaften ergeben. Ein ſolcher Prüfender iſt frei und Herrſcher im Gebiet der Sinne und des Denkens. Doch der Dichter, der Künſtler, der Maler muß jenem Schein, dem der Scharfſinnige entfliehen will, mehr Weſen, dem Schatten mehr Körper, und ſeinen Träumen mehr Wirklichkeit zugeſtehen, wenn ihm nicht in ſeinem Handwerk die Arme ermüdet und ungläubig am Leibe niederfallen ſollen. Und unſer alter, lieber Labitte nun gar. Er kommt mir vor, wie ein in Menſchengeſtalt verwirklichter Traum, der unter uns herſchreitet, um von den ſeltſamſten Gegenden, die wir niemals beſuchen, Kunde zu bringen. Der Glaube an Wunder iſt ihm der natürlichſte; ſeine Phantaſie umkleidet ihn wie ein Mantel und es giebt für ihn keine Unmöglichkeit. Kann er durch dieſe Traumfähigkeit etwas auffaſſen, ſo ſieht er weiter wie die meiſten Menſchen, und ſpricht tiefſinnig und prophetiſch; ſoll er auf dem Wege unſers gewöhnlichen Verſtandes etwas begreifen, ſo erſcheint er ganz unfähig und blöde. Sein Weſen, ſein Umgang, ſeine Laune, iſt deshalb ſo wunderſam, daß jeder, der ihn kennt und verſteht, ihn von Herzen lieb gewinnen muß; daß er aber auch allen, die ihn ſo, wie die übrigen Menſchen, nehmen und auffaſſen wollen, nur als unbeholfener und langweiliger, unwiſſender Geſellſchafter erſcheint. Er iſt wie ein Spielkamerad von Thieren und verklärten Geiſtern; das Irdiſche an ihm iſt wie Verkleidung bei einem Maskenanzug, und dahinter glänzt ein Elfe: Oberon, der König der Feen.

Genug und übergenug! rief der Dechant aus; der alte Thor muß ſich glücklich ſchätzen, daß er von ſo ſchönen Lippen ſo kräftig vertheidigt wird. Er hat Recht, Wunder und das Wunderbare zu glauben, denn dieſe Gunſt, die ihm ſelbſt widerfährt, iſt ſeltſam und unbegreiflich genug.

Der Zorn des Dechanten ſtieg noch höher, als jetzt ein aufwartender Knabe die Ankunft des alten Mannes meldete. Man ſah dieſen auch alsbald, auf ſeinem Stab gelehnt, durch den Garten ſchreiten. Der Geiſtliche ſtand auf und nahm Abſchied von der Dame und der übrigen Geſellſchaft, und hörte nicht auf Catharinens Bitte, daß er noch verweilen möge. Als er dem Alten vorbeiging, der ihn freundlich und achtungsvoll begrüßte, dankte er kaum, was der Maler in ſeiner argloſen Weiſe nicht bemerkte.

Der junge Friedrich ging dem Alten entgegen und Catharina begrüßte ihn herzlich. Meine theuren, verehrten Freunde, ſagte der Alte mit erſchöpfter Stimme, erlaubt mir, daß ich mich niederſetze, denn ich bin ſehr ermüdet, und die Sachen, die ich draußen auf dem Markt habe hören müſſen und erläutern ſollen, haben mir alle Kraft geraubt.

Er ließ ſich im Gartenſaale lächelnd nieder, und ſagte nach einiger Zeit, indem ihn Alle neugierig betrachteten: In der Stadt tragen ſie ſich mit der Nachricht, daß nicht weit von Mecheln vor einigen Tagen in der Nacht ein großer Stein vom Himmel gefallen ſei, von einer Materie, die kein Menſch kennt, und jemals geſehen hat. Er hat ein tiefes Loch in den Erdboden, auf dem Acker eines guten Landmannes geſchlagen, und man grübelt, deutelt und prophezeit nun, was dieſer ſonderbare Fall zu bedeuten habe. Einige meinen, es ſage uns den Tod unſers guten alten Herzoges an, manche böſe Menſchen gehen noch weiter, und meinen, unſer Philipp würde ſterben, und unter ſeinem Sohne Carl, dem verwegenen Fürſten, das ganze Land zu Grunde gehen.

Am einfachſten, ſagte der alte Ritter, iſt anzunehmen, daß die ganze Sache erlogen ſei, wie es denn viele dergleichen kindiſche Mährchen giebt, an denen ſich das gemeine Volk ergötzt.

Nein! nein! rief der Maler, der Naturfreund Melchior, der ſo viele Steine ſammelt, hatte ſich gleich ein Stückchen von dieſer Materie ſenden laſſen, und zeigte es den Neugierigen vor.

Und wie ſahe es aus? fragte Beaufort.

Halb wie Glas, antwortete Labitte, wie ſo grobes, grünliches, trübes, dickes Glas in der Maſſe, halb wie Eiſenſchlacke, halb wie ganz unförmlich geſtaltet, halb wie ein Ding, das man ſchon ſonſt geſehen hat, und dann wieder wie etwas, worauf ſich Keiner beſinnen kann. Es iſt eben ein kurioſes Ding, und verdient wohl eine genauere Betrachtung, denn ich dachte gleich daran, daß ſich ſo was nicht malen ließe, und in einem Bilde eine ſchlechte Figur machen würde.

Der alte Ritter lachte über die Beſchreibung und ſagte: Sollte es vielleicht nicht wirklich eine Erzſchlacke ſein, die man aus einem Bergwerke gebracht hat?

Nein, ſagte Labitte, denn dergleichen unnützes unterirdiſches Ungeziefer hab'' ich wohl oft ſchon auf meinen Reiſen ſonſt geſehn. Der freundliche Denker und Philoſoph, der Küſter drüben an unſrer Cathedrale, der Dichter Wundrich, ſagte: es ſei offenbar ein Stück, welches vom Mond herunter gefallen ſei. Er glaubte nehmlich, die Geſtirne hätten eben ſo gut Krankheiten zu überſtehen, wie die Menſchen und Thiere, und unſre Erde ſei auch nicht von ſolchen Fiebern, Catharren, Coliken, Gicht und Schwindſucht frei zu ſprechen. Er habe ſeit lange unſern alten herkömmlichen Mond beobachtet, und nach ſeinem unpartheiiſchen Urtheil ausſagen müſſen, daß er ſchon ſeit einigen Jahren an einer bedenklichen Bläſſe leide. Dieſe zeige ſich um ſo auffallender, wenn er in der Fülle ſein rundes Geſicht aufblaſe, und uns die runden Backen und ſeine aufgetriebenen Augen ſo recht vollſtändig hinhalte. Neulich, ſagte Wundrich, als ich in einer Frühlingsnacht den Kunden beobachtete, erſchrak ich faſt über die Geſichter, die er plötzlich ſchnitt, denn es war nicht anders, als wollte er nun eben zu ſprechen und zu heulen anfangen. Seht, Männer, fuhr der gelehrte Künſtler fort, mag es nun ſein, was es will, aber er hat ſich etwas zu Gemüthe gezogen, er iſt nicht mehr der Alte, jener rüſtige, friſche, unermüdete Nachtwanderer, mit dem kerngeſunden, rothen, feurigen Antlitz, das dem dicken Dorfſchulzen gleicht, wenn er Abends aus der Schenke kommt, ſondern er pimpelt, bläſſelt und wimmelt und wabbelt nur ſo nächtlich dahin, und ſo iſt es natürlich, daß er abbröckelt, in Nerven- oder Altersſchwäche hie und dort ein Stück von ſeinen Gliedern und Beſtandtheilen abfallen läßt, die nun uns, ſeinen nächſten Erben und Nachbarn, zuſterben. Drum eben, fuhr der Naturfreund fort, merken wir nichts davon, wenn andre Geſtirne, Sirius, Orion, Bär, Löwe oder Morgenſtern dergleichen Anwandlungen kriegen, weil ſie uns zu entfernt ihr Weſen treiben. Ich ſelbſt aber fürchte faſt, wenn unſer Küſter recht haben ſollte, daß es in ſo Kurzem um den ganzen lieben Mond gethan ſein möchte, und, wenn Alles ſo beſchaffen iſt, wie das, was er uns jetzt geſendet hat, ſo iſt es nicht der Mühe werth, auf ſeinen Sterbefall und ſein Vermächtniß Hoffnungen zu gründen, denn der Bauer meint, zu gar nichts ſei der Abfall der Mondwelt und dieſe Probezeichnung des jüngſten Tages zu gebrauchen, ſondern es liege nur ſeinem Acker zur Laſt und verderbe ihn. Man will alſo das dumme Ding einer überreifen, ins Holz gewachſenen Schöpfung dort wegnehmen, und zum Angedenken der wunderbaren Begebenheit in der Kirche aufhängen. Fragt ſich nur, ob der Mond, wenn die Umſtände ſich wieder einmal ändern, und er den Rauſch ausgeſchlafen hat, nicht dieſen alten Knopf von ſeinem Alltags-Wamms, oder was es ſein mag, wieder zurückfordert, um ihn ſich von der Jungfrau am Himmel wieder an ſeine Stelle, wo er hingehört, nähen zu laſſen.

Die Sache läßt ſich bedenken, ſagte der Ritter Beaufort: indeſſen hat das was für ſich, was jener Mann von der Krankheit der Planeten vermuthet und fürchtet. Ein Neffe von mir hatte noch vor zwei Jahren zwei ſchöne und große Landgüter; er zeigte ſich darum auch hier und in Brüſſel, als ein Client des Grafen Etampes, in großem Glanz; und ſeht, dieſe Theile der Erde ſind ihm ſo rein weggeſchwunden, daß er jetzt Schulden halber im Gefängniß ſitzt.

Seht Ihr wohl? antwortete der Maler; dieſe Schwindſucht iſt alſo augenſcheinlich und wird auch von andern Leuten bemerkt. Auf der andern Seite aber iſt es, als wenn oft eine Waſſerſucht, ein Anſchwellen und Aufquellen die arme Erde befällt und ängſtigt. Die Familie Croy war immer ſchon mächtig und groß, aber wie ſind ihre Ländereien ſeit Menſchengedenken aufgequollen! Daſſelbe kann der Graf Etampes, der nahe Verwandte unſers Herzoges, an ſeinen Grundſtücken beobachten. Aber noch ſonderbarer iſt es mit dem jungen Köſtein, den wir alle als einen Lumpen, Taugenichts und Habenichts gekannt haben; der junge blondlockige Bengel kam in die Dienſte unſers Herzogs, erſt Aufwärter, dann Page, dann Liebling; und wie er nur erſt ein ganz kleines Gärtchen, mit einem beſcheidenen Häuschen, von ſeinem zu gnädigen Herrn erhalten hatte, — o Wunder! — ſo war dieſes Fleckchen unſerer Burgundiſchen Erde gerade ein ſo fruchtbares, ſchwangeres, quellendes und treibendes, daß es in wenigen Jahren alle benachbarten Aecker, Gärten, Felder und Wälder ganz mit magnetiſcher Kraft an ſich gezogen hat, ſo daß es faſt lächerlich wird, wenn man die erſte Grundlage, die kleine Mutter aller dieſer großen, ausgereckten Kinder, mit den Rieſen-Armen und Beinen, betrachtet. Nun will man, und ſelbſt unſer Erbherr, der Carl von Charlorois, dies Wunder auf die Schwäche unſers alten Herzoges ſchieben, und es iſt offenbar eine Schwäche unſers Erdballs, und der gute Philipp muß, ſelbſt gegen ſeinen Willen, dieſer Nachgiebigkeit des Bodens nachgeben, weil er mit aller ſeiner Macht dies Zuſammenſchießen der Landgüter doch nicht verhindern könnte.

Alter Freund, warnte der Ritter, ſprecht Euch nicht in Euern eignen Schaden hinein; Alle, die Ihr da nennt, ſind mächtig, und könnten Euch, wenn ſie es vernehmen ſollten, verletzen.

Nein, werther Freund, antwortete Catharina, ſtatt des Malers; unſer guter Fürſt iſt zu milde, um Tadel, auch wenn er ernſt gemeint iſt, ſo zu ahnden, wie wir es nur in Geſchichtchen älterer Zeiten von Tyrannen leſen; um ſo weniger zürnt er, der ſelber gerne ſcherzt, über Scherz, und ſeine Günſtlinge, und ſelbſt ſein Sohn, dürften es nicht wagen, über dergleichen zu klagen, oder es mit Strafen verfolgen zu wollen. Das ſind die freundlichen, ruhigen Tage, die wir dem Frieden und der hohen Geſinnung des Fürſten zu danken haben. Iſt es nicht eben ſo mit der Geiſtlichkeit und ihren frühern Anmaßungen? Sie ſind beſchränkt, und ſelbſt die Inquiſition, die über die Gewiſſen und die Ketzerei wachen ſoll, iſt kaum zu ſpüren, und darf nur die gröbſten Vergehen, Abfall von der Kirche, Gottesleugnung und dergleichen vor ihren Gerichtshof ziehen.

Der alte Beaufort warf der Redenden einen ernſten Blick zu, er ſchwieg eine Weile nachdenkend und ſagte dann: Ihr mögt Recht haben, im Weſentlichen, und wir ſollen unſer Glück mit Dank erkennen. Doch iſt mir eigentlich nur wohl, wenn ich mich aller dieſer Gedanken entſchlage. Vieles vergeſſen, noch mehr nicht ſehen, über das, was man ſieht, nicht zu viel denken, unterkriechen, wenn Sturm und Platzregen kommen, lieber kleines Unrecht dulden, als ſich im Bewußtſein der gerechten Sache zu männlich widerſetzen — das iſt, was ich immer befolgt, und wobei ich und mir ähnliche Männer uns wohl befunden haben. Sprechen wir lieber noch von jenem Mondſtein.

Recht! ſagte Labitte; die Politik und das Räſonniren über Staat und Fürſt iſt immer verdrießlich; wir wollen philoſophiren. — Und ſo denke ich denn von jenem Stein eigentlich ganz anders als der gelehrte Küſter. Nicht wahr, Ihr alle kennt das Sprichwort, womit alle Menſchen ſo oft die zu weit getriebene Aengſtlichkeit abweiſen: wenn der Himmel einfällt! — Mancher ſagt: dann werden die Lerchen wohlfeil; Andre: dann brauchen wir keine Schlafmützen mehr — und dergleichen unnütze Redensarten: — dieſe Begebenheit zeigt uns aber, daß wohl einmal unter gewiſſen Umſtänden der Himmel einfallen könne, und dieſer große, ungerathene und unbrauchbare Stein iſt eben ein Stück aus dem Himmel, und ein ſcharfes Auge würde droben auch wohl das Loch entdecken können, wo er eigentlich hingehört.

Nun, das wäre mehr als ein Wunder! rief Friedrich!

Junger Menſch, ſagte der blaſſe Alte, der Ihr Euch gar zu gern verwundert, — es giebt gar kein Wunder; Alles, was geſchieht, geſchieht ganz natürlich, einfach, wenn auch nicht alltäglich, nach nothwendigen Geſetzen, wenn auch unſern dummen oder verwöhnten Sinnen nicht immer begreiflich. — Sollte die Luft nicht das älteſte Element ſein? In der Schrift ſcheint es wenigſtens vor dem Licht das Majorat zu haben. Die Erde war im Anbeginn bloß hart, wüſt, unbrauchbar, vielleicht wie jener Mondſtein, nur im Großen; Licht war nicht, die Luft, die zarte, bewegliche, ſich dehnende, ziehende, belebende und tiefathmende, hatte wohl auch damals, vor dem Anfange der Zeiten, den ſtarren Klumpen, im Schreck über die werdende Schöpfung ausgeſtoßen. Die Waſſer bewegten ſich, die immer eins und daſſelbe Gemüth mit der Luft ſind, nur im andern Kleide. Mit dem neuen Spielgenoſſen, Licht, fing nun erſt recht das ſonderbare Handthieren an. Da wurde dem ſtarren Erdklumpen ſo zugeredet, geliebkoſt, er ward gedrückt, gewiegt, geſchüttelt, verkehrt und bekehrt, daß er es ſich denn gefallen ließ, aus ſeinem ſtarren Weſen nachgiebig und durch all das wunderliche Weſen gerührt, die Gartenerde in ſich zu zerbröckeln, und ſo den Bäumen, Gräſern, Halmen und Blumen den mütterlichen Boden anzuweiſen. Aber die alten Träume und Tücken kamen wieder; aus den Launen brachen von unten aus der Tiefe die Gebirge hervor, und ſtrebten und wuchſen hinauf, um Wald und Wieſe zu beſchämen und zu verhöhnen; aber die Liebe kletterte nach, und hing ihre grünen Kränze faſt bis in die gerunzelte, weiße, verdrießliche Stirn der Alpen hinein; zurückgeſchreckt blieb das Grün in ſcheuer Entfernung, aber die heitere Luft gab den ernſten, blendenden Schnee, und die muntern, kindiſchen Quellen, die beredſamen Bäche, die muthigen Ströme tanzten doch oben um den Alten her, der keinen Spaß verſtehen und von keiner Liebe was hören wollte. Wer ſteht uns denn dafür, daß nicht damals auch die Luft, in welcher ſich alles gebärt, auch Steine, Berge, Gebirge niedergeworfen hat, um jenen harten Launen und ſcharfen Einfällen der Erde entgegen zu kommen? Die Luft zieht das Waſſer, das als Regen niederfällt; alles Waſſer kann Dunſt, Wolke, Luft werden; alle Nebel, Wolkenmaſſen, und auch die klarſte, blaueſte Luft, kann, angeſteckt, angerührt, durch die Umſtände perſuadirt zu Waſſer werden. Warum denn nicht zu Stein? Nun, hinauf muß es rieſeln, herunter muß es grieſeln; fügen muß ſich's, und dann iſt es wenigſtens eben ſo natürlich und begreiflich, als daß die Pflanze in der Erde aus dem verfaulten Keime wächſt. Ja, es kann geſchehen, wenn ſich der Himmel ſo verhärtet, daß einmal eine thurmhohe Kruſte herunterfällt, und Städte, Wälder, ja ganze Länder zudeckt. Weil die uralten Ungezogenheiten und groben Späße der Elemente und ihrer Geiſter aufgehört haben, weil das Volk wohlerzogen ſcheint, muß es darum immer ſo bleiben? Vielleicht ſchlummern ſie, vielleicht ſind ſie bei der Mama in der Putzſtube in feiner, artiger Geſellſchaft, und ſchneuzen höchſtens einmal mit einem kleinen Trompetenton die Naſe. Aber ſie können wohl wieder einmal ins Bengelhafte gerathen, und nicht darauf achten, ob ſie die neuen Manchetten und Halskrauſen zerreißen. Die uralten Geiſter, die auf Penſion ſitzen, fabeln gewiß, unſre ſanfte, geregelte Welt ſei der Untergang der Welt, und die Erde nichts beſſeres als ein Käſe, den Millionen Würmer und Maden durchfreſſen und zermürbt haben. Geht für uns die Welt unter, ſo munkeln ſie wohl, nun finge die wahre Schüpfung erſt wieder an, und die alte Ordnung würde wieder hergeſtellt. Eſſen wir, trinken wir, ſo lange etwas da iſt und wir noch Zähne haben, von denen mir die meiſten fehlen; reſpektiren wir die Luft, wie ich geſagt habe, und bedenken, daß, wenn es nach meinem Glauben Luftgebirge giebt, die Menſchen nicht völlig zu verachten ſind, die auf Luftſchlöſſer rechnen und ſie zu bauen ſuchen. — Alles jedoch ſei mit Vergunſt meines großen Meiſters geſagt und ſeiner höhern Einſicht unterworfen. —

Friedrich lachte laut; doch deſſen Vater blieb ernſthaft und ſagte dann: Meiſter Labitt, alles, was man von Euch erzählt, ſo wie das, was ich jetzt von Euch gehört habe, iſt höchſt ſonderbar. Es ſcheint, daß Ihr das Meiſte in der Welt aus einem andern Geſichtspunkt betrachtet, als die übrigen Menſchen.

Geehrter Herr, erwiederte Labitt, indem ſich ſein bleiches Antlitz zu einem übertriebenen Lächeln verzog, das iſt meine Art ſo; wie ich mich etwas krumm halten muß, von Alter und Schwäche, wie ich übertrieben mager bin, wie mein Bart nur dünn und mein weniges Haupthaar faſt ganz ausgefallen iſt, wie ich eine beinahe zu lange Naſe habe, und meine Lippen beim Sprechen und Schweigen in ihrer Bläſſe immerdar zittern, ſo iſt es auch mit meinem Geiſt, meiner Sprache und meiner Art mich auszudrücken, beſchaffen. Glaubt mir nur, die menſchlichen Gedanken ſind wie das Wetter. Oft iſt es recht blau und hell in mir, aber wenn ich eben an etwas anderes als an die Gedanken denke, ſo weiß ich es ſelber nicht, daß ich nachdenkliche Sachen und weiſe Sentenzen von mir gebe; erzählen mir nach einigen Tagen meine jungen Freunde davon, ſo erbaue ich mich ſelbſt an meinen Ausſprüchen und lerne viel aus ihnen. Dann kommen dichte Wolken und Hagelſchauer und verfinſtern meine Seele. Drinnen kochen und gähren dann wieder zukünftige Gedanken, und wenn ich gerade bei Laune bin, ſehe ich ſelber dieſem tollen Weſen zu. Ach! Sonnenſchein! Freunde! das iſt etwas Großes! Wer hat ihn immer? Und könnte ihn immer brauchen, wenn es uns auch vergönnt wäre?

Ja, dann, in dieſen herrlichen Momenten, bin ich wirklich ſehr geſcheidt, und nicht nur klüger wie die andern Menſchen, ſondern ich übertreffe mich ſogar ſelbſt. Ich habe es oft geſagt, ich hätte es zu etwas Außerordentlichem gebracht, auch in meiner Kunſt, wenn es nicht Ein Ding mir unmöglich gemacht hätte, und zwar etwas recht Erbärmliches, was die Menſchen eine Kleinigkeit nennen, und die es doch wahrlich nicht iſt. Aber blind und verworren bleiben ſie freilich immer in ihren Beſtrebungen.

Und das iſt? fragte lächelnd Catharina. Schade iſt es doch immer, daß Ihr nicht ſo vortrefflich geworden ſeid, wie es Euch, Euren Ausſagen gemäß, ſo nahe lag.

Spottet nur! rief der Alte, Ihr bleibt doch mein Liebchen, und die holdſeligſte Creatur, die ich jemals gekannt habe. Um Euch aber die Sache deutlich zu machen, muß ich Euch erzählen, daß ich, wenn mich die Thoren auch oft ketzeriſch nennen, eine viel zu große Ehrfurcht vor dem Schöpfer, und eine ſo innige, liebevolle Anbetung ſeiner Herrlichkeit habe, daß ich dem Geſellen, der ihm gegenüber arbeitet, nicht die Macht und ungeheuere Wirkung und Furchtbarkeit zutrauen kann, die ihm die unwiſſende Menge, aus abergläubiſcher Angſt vor ihrer eigenen Thorheit, zuſchreiben will. Durch kleine Erbärmlichkeiten macht ſich dieſer Geiſt Luft, und hindert freilich auch durch dieſe das Große und Edle. Wenn ich recht mit meinem Geiſte einverſtanden bin und ihm zuhöre, in der Sabbathſtille meines ausgeklärten Gemüthes immer ſchönere und feinere Gedanken und Bilder aufſteigen, wenn ich dann mein Sein und Fühlen ausſtrecke, weiter, immer weiter, und ich ſchaue und weiß, jetzt iſt das Rechte und Beſte unterwegs, und wird gleich in die aufgeräumte Putzſtube meiner Seele anlangen — brtſch! iſt alles weg, denn ich muß nieſen; wenigſtens einmal, oft auch in drei Repititionen. Der Moment nimmt mir das Bewußtſein, ich bin auf einen Augenblick nicht mehr als ein Pfahl oder Stock, — und, wie nüchtern, arm, düſter, jammervoll iſt es nachher in meinem Innern; Alles, was glänzte, liegt wie altes, widerwärtiges Getrödel in einer Polterkammer durcheinander, mit Staub und Spinnenweben überzogen, ſo daß ich keinen der Fetzen, die eben noch Gedanken und Entzückungen waren, aus dem Gerümpel hervorlangen mag, um mir nicht die Hände meines kümmerlichen Bewußtſeins zu beſchmutzen. Denn meine Dummheit iſt wenigſtens noch beſſer als das Denken und Anſchauen, was ich jetzt treiben könnte. So iſt es mir auch immer beim Malen ergangen. Ich habe mir mehr wie einmal eingebildet, wenn ich vor meiner Tafel ſaß, ich könnte die Werke meines Freundes Johann, des von Eyck, erreichen; ich war ſelig in der Arbeit, die Farben wurden immer glänzender, die Mienen immer heller und menſchlicher, — nun kommt mit eins jenes verdammte Nieſen, aus iſt Alles, todt; wenn ich die Augen wieder brauchen kann, ſtehn Fratzen und ſchmierige Oelflecke auf dem Holze, und alle Anmuth iſt in dieſes hineingeſchlagen; ich ſehe im Pinſel, den ich noch eben in Freude fliegen ließ, nur einen Theil des unſaubern Schweines, von dem er genommen iſt. Das hat immerdar mein Leben verkümmert. So weiß ich nun ſchon, ſtreckt einmal der Geiſt ſich in mir ſo aus, daß ich nahe daran bin, die Bande zu zerreißen, ſo werde ich augenblicklich nieſen, — und oft, wenn ich zerſtreut bin und an gar nichts denke, ſo weiß ich am Nieſen, wenn es mich befällt, daß ſo eben in meinem Innern der Feſtkuchen gebacken wurde, um dem verlornen Sohn in Proceſſion entgegen zu gehen. Nun fällt Kuchen und Kalb, Sohn und Vater, Sünder und Gerechter zugleich in den Brunnen. Man kann wohl auch fragen, ob es nicht ſelbſt ſo feine, geiſtige Wahrnehmungen giebt, die ohne weiteres, wie ein zu ſcharfes Licht, auf die Naſe wirken, und ſie zum innerlichen Krampfe zwingen. Es kommt aber auf daſſelbe hinaus, ob ich es phyſiſch, ob geiſtig betrachte. Dieſe Gedanken ſind mir einmal nicht gegönnt; ſtatt im Gehirne eine höhere Stelle zu ſuchen, rennen ſie abwärts und erlöſchen in jenem Kitzel, der in einem Ton ausbricht, welcher aller Muſik ſich durchaus feindlich entgegen ſtellt. — Daß der Fliegengott, Beelzebub, dem Denker und Andächtigen oft eine Fliege ſendet, um ihn zu ſtören und zu empören, das haben ſelbſt fromme Theologen eingeſehen und ausgeſagt.

Guter, lieber Schwätzer, ſagte der alte Ritter, indem er ihm die Hand gab, gehe es Euch recht wohl in den letzten Jahren Eures Lebens, und möge dieſe krauſe Laune Euch nie verlaſſen. Was Eure Zunge bei dieſen Erzählungen allein verſchuldet, wie viel aus Eurem Herzen kommt, das möchte ſchwer zu unterſcheiden ſein.

Er beurlaubte ſich von der Wirthin und der übrigen Geſellſchaft. Er verſteht Dich nicht, ſagte Friedrich, der gute Vater. Er meint, alles Denken müſſe immer gerade aus gehen. Er iſt auch kein Freund der Dichtkunſt. Deine Gedichte kennt er gar nicht.

Ja, ja, ſagte der Maler, die Menſchen ſind ſeltſam. Immer nur gerade aus denken! Nicht ſingen mögen! Meine Gedichte nicht kennen! Wir haben Schlund, Hals, Gaumen, Lippen, Zähne. Es zeigt ſich deutlich der Gebrauch von allem, ob der Erſte, Nothwendigſte der Beſte, wer kann es ſagen? Wir ſollen ſchlingen, kauen, eſſen, und außerdem vernünftig mit allem dieſem Handwerkzeuge ſprechen. Gut, wir thun es auch Alle. Aber, wenn nun Gaum und Zunge den liebevoll geiſtigen Wein auf die feine wunderſüchtge Probierwage legt? Und züngelt, ſchleckert, lippelt, und der Schlund auch zur Zunge wird! Wenn das ſchon mit bei der Schöpfung ausbedungen iſt, wie ich doch glaube, worum ſoll Kauen des Brodtes und Schlucken des Waſſers oder Bieres rechtgläubiger ſein? Die Lippen ſchon prüfen den Wein, die Naſe riecht ſeine Geiſter ahndend, und Gefühl, ſtummes, iſt mehr als Auge und Ohr. Statt zu ſprechen, ſingt nun gar das Maul. Es ſoll nichts Vernünftiges, Nutzbares oder Erbauliches, ſondern eben nur Geſang werden, der eben ſo hoch über das nüchterne Reden ſteht, wie der heitere Rauſch über die Sättigung des Durſtes. Und wer unter den Sterblichen hat denn den unnützen, widerſinnigen, ganz vernunftwidrigen Kuß erfunden? Da treten die Lippen nun vollends aus Reih und

Glied, und das Auge glänzt vor Freude, daß ein Druck mehr iſt als Vernunft, Licht, Geſang, Poeſie und Philoſophie; daß nur durch das Maul das Maulen auf die ſüßeſte Art in ſprachloſe Freude übergehen kann. Ja, Menſchenkinder, es iſt Euch viel vergönnt, daß das Lippenweſen ſo fein über den Zähnen aufgeliebelt iſt. Und dann noch das Lächeln als Zugabe. — Seht! ſeht nur Frau Catharinen an, und die jungen Mädchenkinder dort! Möchte man nicht die ganze Seele zwiſchen die Mündchen und die Lippenröthe legen, daß ſie dort in Liebe gewiegt würde, und als der holdſeligſte Gedanke aufblühen könnte?

Er ſtand auf und küßte nach der Reihe Catharinen, die Mädchen und die alten Frauen. Friedrich ſah ſeinem Beginnen ſo eifrig zu, als wenn er den Wunſch und die Abſicht habe, ſeine Freiheit nachzuahmen; doch ein ſtrenger Blick Catharinens nahm ihm den Muth.

Die Geſellſchaft wendete ſich wieder zum Geſange und zur Muſik. — Nicht wahr, ſagte Labitt nach einiger Zeit; Ihr ſeht doch auch alle die kleinen Geiſter von allen Farben, roth, weiß, gelb, blau und ſcheckig, die in der Luft auf den Tönen, wie auf ausgeſpannten Seilen, tanzen und ſpringen? Und da oben ſitzen andere mit ehrbaren Geſichtern und in weiten Gewändern, und nicken gar ernſthaft und ſchlagen den Takt, um das tolle Unweſen in Ordnung zu halten. So iſt es immer. Der Unſinn hat nichts zu bedeuten, und iſt weder toll noch erfreulich, wenn nicht Sinn und Vernunft die Aufſicht über ihn führen, und ſeine Raſereien bedeutſam machen. So herrſcht auch in dieſem Wirrwarr der Takt, die Töne ſchwingen in Melodie um: und kein Schmidt, kein Schiffbaumeiſter kann ſeine Abſicht fördern, wenn nicht eben ſo Takt und Puls das Werk bewachen. Nur der ſogenannte Teufel kennt weder Maaß, Takt, noch Melodie; er hat das Maul blos zum Sprechen, darum iſt er ſo unglücklich, und kann, wie er ſich auch anſtellt, ſo wenig ausrichten.

Ihr ſprecht ſo vertraut von ihm, ſagte Friedrich, als wenn Ihr ihn perſönlich kenntet.

Kenne ich den miſerablen Knirps denn nicht etwa perſönlich? rief der Alte im halben Rauſche; ſo viel, wie man ein ſolches klägliches Unweſen, das keine Perſon hat, kann perſönlich kennen lernen. Da draußen im Walde hält der Armſelige manchmal ſeinen Sabbath, und da bin ich neulich hinaus gelaufen, um ihm meine Aufwartung zu machen und ihm meine ganze Verachtung und Geringſchätzung zu zeigen. Er ſaß auf drei uralten Kröten, daß ſollte ſeinen Thron vorſtellen, auf dem Kopfe hockte als Krone eine Fledermaus, ſein Mantel beſtand aus Spinnweben, und eine Scheere eines großen Hummers ſollte das Scepter bedeuten. Blähte ſich das dumme Vieh nicht, als wenn er Monarch des Erdbodens wäre! Fröſche, Unken, Molche, Spinnen, manches Geziefer kniete und kroch vor ſeinem Throne. Auf Beſenſtielen, in Backtrögen ritten und fuhren ein Dutzend alte, runzlichte Weiber, um ihn zu verehren, herbei, die Luft verfinſterte ſich, indem ſie kamen. Die Abgeſchmackten konnten die Herrlichkeit der Natur und Schöpfung nicht mehr ſehen und fühlen; ſie hatten die heilige Anbetung, das ſüße Grauen vor dem Vater und Schöpfer der Welt auf immer verloren, ſie empfanden nichts beim Kirchengeſang, beim Ton der Nachtigall, bei Gedicht und Muſik, und waren nur für das Abgeſchmackte, Aberwitzige begeiſtert, weil der Menſch irgend etwas verehren muß; ihre Tollheit trug ſie durch die Lüfte, um hier anzubeten, und dem Kläglichen ein Harem durch ihre Buhlſchaft zu bilden. Der Kerl wurde dann auf ſeinen Kröten auch immer aufgeblaſener, und lächelte die Unholdinnen in ſeiner Manier recht freundlich an. Kleine buckliche Pygmäen von böſen Geiſtern ſchwirrten und tanzten in der Luft, ein Igel ſpielte auf der Trommel, eine Heuſchrecke auf dem Hackebret, aber alles ohne Takt. Der Mond ſah kläglich und mit ſchiefem, verhöhnendem Geſicht auf das Geſindel, unb ich ſtand in der Ferne unter einem Baum, um die ganze Hofhaltung aufzuzeichnen.

Ganz recht, ſagte Friedrich, das iſt das berüchtigte Gemälde, welches Ihr ſchon vor Jahren zu Stande gebracht habt, und das Euch von manchem Kunſtfreunde viel bittern Tadel zuzog. Man meinte, der Gegenſtand ſei häßlich und aberwitzig zugleich, und man begriff nicht, wie derſelbe Mann, der die Mutter bes Herrn, die gebenedeite Jungfrau in einem Liede ſo ſchön beſungen hat, dieſe Widerwärtigkeit mit ſo vielem Fleiße und dem Aufwand ſo vieler Zeit hatte ausführen können.

Der Alte lachte ſelbſtgefällig und ſagte: Macht man einmal etwas zu ſeiner eigenen Freude, ſo will es den Leuten, für die man ſich oft geplagt hat, in der Regel nicht gefallen. Ich wollte dem dummen Teufel, oder dem Teufel der Dummheit, der mich oft ſtört, auch einmal eins verſetzen.

Ihr wißt aber, fuhr Friedrich fort, daß der herrliche Maler, Johannes, ſelbſt Euer Bild ſehr ſcharf damals getadelt hat, und geſagt, ſo etwas dürfe gar nicht dargeſtellt werden.

Ich weiß es! rief Labitt aus; iſt denn das nun etwas andres, als das ganz einfache Nein? Wahrlich, ich ſage Euch, es werden nicht viele Tage in's Land gehen, ſo werden wir einen Ueberfluß von dieſen Bildern, von Hexen, Teufeln, Beſchwörung und dergleichen haben, und meine Sache iſt nur anſtößig geweſen, weil ſie die erſte dieſer Art war. — Jeder Erfinder iſt der Märtyrer ſeiner Originalität. Viel ſchlechtere Sachen werden nach meinem Tode Aufſehen und Verwunderung erregen, und, wenn es geſchieht, ſo wird kein Menſch dann mehr von dem armen Peter Labitt nur reden.

Es war ſpät geworden, und die Geſellſchaft erhob ſich. Iſt es Euch nicht bange geweſen, ſagte die kleine Sophie, als Ihr, mein theurer Herr Labitt, mit dem Satan ſo ganz allein im Walde waret?

Nein, ſagte der Maler, denn ich muß Euch ſagen, wen man recht von Herzen verachtet, den fürchtet man nicht. Und doch thut man vielleicht nicht wohl, denn oft, ſehr oft iſt das, was uns verächtlich ſcheint, nur eine Maske des Fürchterlichen.

Alle begaben ſich zur nahen Stadt, und nur Friedrich blieb zurück, obgleich es den Scheidenden auffiel, um mit der Dame Catharina ein ſonderbares Geſpräch zu führen. Sie ſah es ungern, daß der Jüngling verweilte; indeſſen meinte ſie, da er ſich nicht rathen ließ, ihm jetzt im Vertrauen alles ſagen zu können, was ſie für nöthig hielt.

Wie alſo Friedrich vom Gartenthore wieder umkehrte, war ſie faſt erzürnt, denn ſie ſah, daß die Uebrigen dieſes Betragen des Jünglings auffallend fanden. Indeſſen, da es nicht zu ändern war, nahm ſie ſich vor, ganz aufrichtig mit ihm zu ſprechen, denn ſie kannte ſeinen Sinn und auch den Gegenſtand des Geſpräches, zu welchem er ſich wieder wenden würde.

Sie ſetzten ſich im Gartenſaal, indem ſich der Himmel ſchon röthete. Alles verkündet die Nähe des Abends, ſagte Catharina, und Ihr wollt nicht zu Eurem Vater kehren, der Euch ſehnlich erwartet, und der auf mich zürnen wird, weil er meint, ich halte Euch zurück.

O nein! rief Friedrich aus, durch meine Klagen, durch meinen Verdruß iſt er genug davon unterrichtet, wie Ihr es nicht ſeid, die mich aufmuntert, länger zu verweilen.

Aber, mein lieber junger Freund, ſagte die verſtändige Frau mit heiterer, einſchmeichelnder Rede, warum ſtrebt Ihr denn nun ſchon ſeit Monaten, dieſe Eure Freundſchaft, die ich ſo hoch achte, die zu meinem Lebensglück gehört, mir zu entreißen! Warum wollt Ihr mich überreden, es könne ein anderes Verhältniß zwiſchen uns ſtatt finden, welches Ihr ein innigeres nennt?

Ja, rief Friedrich, ich muß noch Einmal Euer Ohr mit allen jenen Wünſchen, Forderungen und Fragen beſtürmen, die Ihr ſo weit von Euch werft! Jetzt iſt es ein Jahr, ſchöne Frau, daß ich Euch kenne. Ohne Vorurtheil, ohne Leichtſinn bin ich in Euer Haus getreten; ich hörte nicht auf ſo manches Geſchwätz, was der und jener, armſelige Menſchen, mir hatten mittheilen wollen. Ihr wißt, mein Sinn iſt ernſt, ſo thöricht ich wohl manchmal im Haufen meiner Jugendgefährten erſcheinen mag; meine Wünſche ſind lauter, mein Leben war einfach und rein, ſo vielfach Baſen und Splitterrichter meine jugendliche Heiterkeit und den erlaubten Leichtſinn haben verläſtern wollen. So erwachte mein Herz in Eurer Nähe zum erſten Mal, und was ich mir ſagte, wie ich gegen dieſes Gefühl kämpfte, das zur brennenden Leidenſchaft wurde, ſo war Alles vergeblich; ja, jeder Einwurf, jedes Hinderniß entzündete und verſtrickte mich nur mehr. Es iſt keine Täuſchung, keine Aufwallung unreifer Jugend, nein feſte Ueberzeugung, daß Ihr, nur Ihr das Glück meines Lebens machen könnt. Wenn Ihr, Geliebte, nicht alle Liebe läugnet, ſo müſſen Euch meine Worte, meine Bitten endlich gewinnen.

Catharina betrachtete ihn lange mit den großen braunen Augen, und ſagte dann mit dem Ausdruck des Schmerzes: Mein geliebter Freund, es thut mir weh, daß Ihr noch immer beharrt. Glaubt mir, ich kenne Euch beſſer, als Ihr Euch ſelbſt; die Welt, wie das Leben, ſind mir vertrauter, da Ihr noch eben im Frühling des Jahres ſteht, und ich mich dem Herbſt und Winter ſchon nähere. Ihr wißt es ja, mein Freund, daß ich mehr als zehn Jahre Euch voraus bin, Ihr ſeid kaum fünf und zwanzig und ich ſechs und dreißig. Schon ſeit zwölf Jahren bin ich Wittwe, nachdem ich in einem bittern Eheſtande die ſchrecklichſten Erfahrungen und Schmerzen gewonnen habe. Jetzt, das weiß ich, dünkt es Euch, als wenn in meinem Beſitz Euer Leben erſt anheben würde. Dieſe Täuſchung des Gefühls und der Phantaſie iſt in der Natur ſo feſt begründet, daß Euch Jeder als ein Läſterer erſcheint, der Euch das Gegentheil darthun will. Aber mir werdet Ihr das Wort vergönnen, das ich in Eurer und meiner Sache ſprechen darf. Durch den Beſitz, durch einen kurzen Rauſch des Genuſſes würde Eure Sehnſucht befriedigt, das Unbedingte und Unbeſchränkte Eurer Leidenſchaft gemäßigt und beſchloſſen, und das verirrte Gefühl aus der poetiſchen Täuſchung zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Nicht daß Eure Neigung erlöſche, daß Ihr Euren Entſchluß bereuetet, daß Eure Liebe ſich in Haß und Widerwillen verkehren könnte! Ihr ſeid zu edel, Ihr würdet mir Euer Unglück, Eure Enttäuſchung verſchweigen, durch Zärtlichkeit, Aufopferung und Wohlwollen mich und Euch hintergehen wollen. Aber unglücklich würdet Ihr ſein, und fühlen und ſehen, wie Ihr Eure Jugend an eine Einbildung, einen leidenſchaftlichen Eigenſinn verloren hättet. Die Natur verlangt es, daß in der innigſten Verbindung, auch wenn beide Liebende im Jugendrauſche träumen, jene quälende und beſeeligende Unruhe und Sehnſucht erliſcht. Ich aber würde Eurer erwachten Phantaſie ſehr bald als eine ältere Schweſter, vielleicht nach einem Jahre als eine mütterliche Freundin gegenüber ſtehen. Die Reize, die ich noch etwa aus meinem Schickſale und meiner längſt entwichenen Jugend davon getragen habe, müſſen binnen Kurzem ſchwinden; ſoll ich erwarten, daß auch mein Alter reize, Schwäche, Bläſſe, Runzeln? Eine Krankheit kann in wenigen Wochen dieſen Nachſommer der Wangen und Augen zerſtören, — und für dieſen kurzen Beſitz einer Schönheit, die in Eurer Umarmung in Aſche und Staub zerfällt, wollt Ihr den Hohn Eurer Landsleute, den Zorn Eures Vaters, die Verachtung der Jungfrauen auf Euch laden? Wie manches ſchöne Auge zielt nach Euch, wie manches junge Herz wünſcht im Stillen, Euch zu gewinnen. Ernüchtert wäret Ihr nun an mich, vielleicht auf lange gekettet. Nicht löſen läßt ſich das Band, wie es leicht ſich anlegen läßt. hätte ich erſt das höchſte Elend meines kummervollen Lebens gewonnen. Ich müßte Euch im ſtillen Gram, in Reue ſchwinden ſehen; ich müßte mir den bittern Vorwurf machen, daß ich Euch nicht rein, nicht wahrhaft genug geliebt habe, indem ich ſo ſchwach habe ſein können, Eurem Ungeſtüm nachzugeben. Und wenn ich es nun erlebte, wie es doch ohne Zweifel geſchähe, daß Euer Sinn ſich einer edeln Jungfrau näherte, die Euer Gemüth zu würdigen wüßte, ſo ſtände ich als die Furie, als ein Geſpenſt zwiſchen Eurem Glück, und ich müßte mich verachten und meinen Tod ſo ſehnlich herbei wünſchen, daß Nadel, Scheere und Meſſer in meinen Händen zu Strafe und Rache gegen mich werden könnten.

Friedrich ſtand auf und ſchritt durch den Saal. Sie ſah es wohl, wie er ihr die Thränen verbergen wollte, die ſich aus ſeinen heißen Augen drängten. Endlich, nachdem er lange, um ſich zu kühlen, in den Garten geblickt hatte, kam er zurück und ſagte: Mögt Ihr Recht haben, mag die Vernunft ſo ſprechen: aber iſt es gut, iſt es, möcht ich ſagen, fromm, ſo verſtändig zu wägen, und Herz und Leben ſo in die Dienſtbarkeit der anſcheinenden Nothwendigkeit herabzuzwingen? Nicht alles, was unvermeidlich iſt, kann und ſoll darum vermieden werden. Das iſt kein Schickſal, daß wir uns der Natur und ihren Geſetzen fügen; ſſondern daß wir unſerer Kraft vertrauend, auch in den Kampf gehn, um ſtärker als die Geſetze zu ſein, uns höher zu ſtellen, als dieſe Natur: nun beginnt das wahre Schickſal im Ringen, und wie wir Stand halten oder erliegen, kann erſt der Inhalt und die Aufgabe unſeres Lebens werden. Und was weiß denn die Liebe von Zeit, Tagen und Jahren? Der Held ſtürzt in den Feind, und der Augenblick des Sieges, indem der Feind mit allen Panieren flieht, genügt ihm übervoll, und er ſieht lächelnd das Blut aus ſeinen Tadeswunden ſtrömen. In wie manchem Gedicht bewundern und beneiden wir den Liebenden, der endlich den Lohn ſeiner Schmerzen erhält, und beſeeligt in der Geliebten Armen ruht; dieſer Moment iſt ſein Leben, ſeine Vergangenheit und Zukunft, wir preiſen ihn, wenn der Tod auch ſchon hinter dem Lager lauert, und beweinen in unſern Thränen nicht ihn, ſondern das Räthſel des Daſeins ſelbſt, das eben das Höchſte, das Einzige, Innigſte, Göttlichſte und Edelſte, das Unnennbare Glück, die Liebe freilich nur in unſerer Einbildung ruht, das alles dies kein Unterpfand in der Wirklichkeit aufzeigen kann, und daß das Unſterbliche nur am Staube gebunden erſcheinen kann. Damit, wenn Ihr dieſen Glauben nicht verleugnen könnt, ſind auch alle Eure Zweifel und Einwendungen abgewieſen.

Für Euch wohl, erwiederte ſie ſchmerzlich lächelnd, aber nicht für mich; immer bleibt die Frage übrig, daß da ſich einer von uns aufopfern ſoll, welcher es von beiden ſei; Ihr leugnet, daß Ihr es ſeid, ſo muß ich alſo die Geopferte ſein, und wie das Eure Liebe verlangen kann, begreife ich nicht.

Nein, rief Friedrich aus, Ihr ſollt eben ſo glücklich ſein, als ich mich fühlen werdet! Das könnt Ihr, wie ich aus dieſen Reden ſchließen muß, auf keine Weiſe, und ich bin alſo elend.

Ich bin unglücklich, erwiederte ſie, wenn ich Eure Freundſchaft verliere.

O, Catharina, rief Friedrich jetzt in der höchſten Leidenſchaft: Freundſchaft! Was iſt ſie, was ſoll dies unverſtandne Wort? Wiſſen die Menſchen ſchon nicht, was ſie mit dem Ausdruck „Liebe" meinen, ſo denken ſie bei dem Laute „Freundſchaft" noch weniger. So tief kann ich mein Gefühl für Euch nicht hinunter ſtimmen, ſo kalt, gewogen, gleichgültig kann ich in Eurer Nähe nicht ſein; ich bin es nicht, wenn ich nur an Euch denke, wenn Euer Bild in mir aufſteigt. Iſt das Leben denn einmal wahnſinnig, warum wollen wir uns dem Taumel nicht hingeben? Iſt es der Tod, der in allem Leben wirkt, iſt es die Verzweiflung, die ſchon in der Freude ſchlummert, — fügen wir uns denn und ſein wir Sterbliche, da uns das Ewige, Bleibende nicht gegönnt iſt. Im Moment, im Rauſch, im Wollen erhaſchen wir es, und können dem Vergangenen doch nachrufen: du warſt es! du ſollſt es geweſen ſein!

Laßt uns abbrechen, ſagte Catharina, wohl giebt es Freundſchaft, die auch glücklich macht. Indem ich Euren Geiſt und Werth begreife und Ihr meinen Charakter verſteht, uns Lieder und Geſänge näher treten, die Behaglichkeit des Daſeins, die edle Rührung, und wir uns einer am andern erfreuen, und ſo alle Güter durch unſer Verſtändniß heller glänzen. Verſucht es ſo mit mir, und Ihr ſollt zufrieden ſein.

Das iſt es ja, rief der Jüngling, was ich nur halb an Euch verſtehe und die Welt ganz mißdeutet. Ich muß es Euch ſagen, und Ihr wißt es ja wohl zum Theil, wie viel unwürdige Verläumdung man an Euern Namen knüpft, wie man Euch mißverſteht, wie man das Beſte Euch zum Schlimmen ausdeutet, Eure Liebe zur Kunſt Euch zum Verbrechen macht, und ſelbſt Eure Wohlthätigkeit verunglimpft, weil Ihr immer heiter ſcheint, und jeden Prunk der Religioſität, jedes Prahlen mit Frömmigkeit, alles, wodurch ſich die meiſten Menſchen Ehrfurcht verſchaffen, gefliſſentlich vermeidet.

Was ſoll ich thun? rief Catharina, nicht ohne einigen Unwillen aus; mich in ein Kloſter ſperren? Nur die Geſellſchaft langweiliger alter Weiber und mürriſcher Prieſter aufſuchen? Oder mein Leben in Bußübungen, ſogenannten guten Werken, als Mitglied einer frommen Schweſterſchaft zermartern? Der Muſik, der Heiterkeit, dem Lachen und Scherz ſcheu aus dem Wege treten, als wenn Alles nur Bosheit, Laſter und Erzeugniß der Hölle ſei? Ich kann es nicht, und will es nicht, um das zu werden, was die Knechte tugendhaft nennen. Meine Ehe war Schmerz, das Schickſal erlöſte mich von meinem Tyrannen; ich habe alle Hoffnung meiner Jugend, alle jene goldenen Träume, die den Buſen der Jungfrau umgaukelten, mit eigenen Händen längſt begraben aber ich habe auch Trauer und Wehmuth überſtanden, Schmerz iſt mein Leben, hoffnungslos meine Zukunft und darum kann ich mit der Gegenwart ſcherzen, darum bin ich froh, weil ich mich ſelbſt nicht mehr verlieren kann, darum ſind mir Gedicht und Geſang ſo lieb und befreundet, Geſpräch und Gedanke, edle Menſchen, wie Ihr, und Bücher, weil ich kein Irdiſches, kein Bedürfniß an ſie knüpfe, keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieſer zarten Freude liegt.

Gut alſo, ſagte Friedrich; iſt es nun nicht beſſer, klüger, edler, durch eine neue, glücklichere Ehe jenen Schwätzern unmittelbar die Zunge zu lähmen, um ſo, auch ohne den mindeſten Vorwurf, ohne den kleinſten Verdacht ſich dieſe Güter alle anzueignen. Und glaubt Ihr wirklich, daß nicht Zeiten kommen dürften, wo ein Beſchützer, ein Ehemann Euch unentbehrlich wäre? Wo es Euch ſpäterhin gereuen möchte, daß Ihr nicht irgend einen Gemahl, ſchon Eurer äußern Lage wegen, gewählt hättet? Beglückt Ihr mich durch Eure Hand, ſo iſt auch dies gewonnen, und mein höchſtes Glück zugleich mir obenein in den Kauf gegeben.

Ich verſtehe Euch nicht, ſagte Catharina; wir genießen eines glücklichen Friedens, unſer Fürſt beſchützt uns, wir Alle erfreuen uns ſeiner; woher ſoll Hader, Zwietracht oder Krieg uns kommen? Und ſelbſt, wenn auch —

Ihr habt wirklich nicht bemerkt, fuhr Friedrich eifernd fort, daß der Dechant, dieſer ehrgeizige, heftige Mann, mehr als Freundſchaft und Wohlwollen für Euch empfindet? Seid Ihr wirklich ſo arglos, und wohnt Euch nicht die Frauenfeinheit bei, dergleichen zu erſpähen und zu verſtehen? So iſt die Liebe, die Eiferſucht denn ſcharfſichtiger. Dieſer Dechant bewacht Eure Blicke, er erröthet, wenn Ihr ihm naht, er erblaßt, wenn Ihr vertraulich Eure Hand in die meinige legt. Iſt er zugegen, ſo könnt Ihr kein Wort ſprechen, keinen Schritt thun, keine Meinung äußern, keine Höflichkeit einem Gaſte erzeigen, die er nicht beobachtet, prüft, und Euch in ſeiner Seele grollt und hadert. Seine ſcharfen Blicke geizen, um die Eurigen aufzufangen; mit jedem Jüngling, der Eure Zimmer verläßt, wird ſein Buſen erleichtert; er ſeufzt, ohne es zu wiſſen, wenn ein Fremder eintritt, der jung und ſchön erſcheint. Wie wollt Ihr dieſer Leidenſchaft ausweichen? Wie viel Unheil kann ſie Euch bringen! — Liebt Ihr mich auch nicht, ſo wie ich Euch, wollt nicht, könnt es vielleicht nicht, o Theuerſte meiner Seele, ſo nehmt mich doch als Wächter, Schutz; kümmert Euch nicht, wie glücklich ich bin, denn ich bin es gewiß, und kann dann auch die Gefahren abkämpfen, die Euch bedrohen.

Catharina lächelte und ſagte dann: O, Ihr wollt mich durch Schlauheit und Furcht in Euer Netz ziehen, Ihr Argliſtiger! Woher Gefahr? Die Zeit iſt ſo herangewachſen, daß die Geiſtlichkeit und ſelbſt Petri Stuhl, nur noch diejenigen ſchrecken, die ſich wollen ſchrecken laſſen. Unſre Obrigkeiten ſind eiferſüchtig auf ihre Rechte und Gewalt, und laſſen niemals Abt und Kloſter, ſelbſt nicht den Biſchof einſchreiten, wie es wohl ehemals geſchah. Spottet man nicht oft und zu viel über Prieſter, Kirche und Glaubensartikel? Jenen finſtern Jahren ſind wir auf immer entrückt, das dunkle Gewölbe des Aberglaubens und der Schrecken iſt verriegelt und auf ewig verſchloſſen. Die Welt iſt heiter geworden und wird ſich immer mehr aufhellen, das wiſſen die Prieſter ſelbſt und verkündigen es.

Man geht oft eben ſo gern zurück, als man vorſchreitet, bemerkte Friedrich.

Das iſt, antwortete ſie, in Sachen des Landes, der Regierung, der Geſchichte unmöglich.

Und dieſer Dechant iſt unerträglich! rief der Jüngling; ſeht Euch vor mit ihm!

Er iſt ein frommer, edler Mann, erwiederte Catharina, der mir wohl will, und freien, hellen Geiſtes iſt. Er kennt die Welt und Menſchen, aber ſein Gewiſſen und ſein Beruf wird ihm nie erlauben, den Leidenſchaften, die ihm Sünde ſind, Gehör zu geben. — Weil ich Euch ſo bekümmert ſehe, und weil Ihr mein Vertrauen verdient, ſo kommt morgen, zwei Stunden etwa vor Sonnenuntergang, zu mir; ich bin dann einſam, wir werden nicht geſtört, und ich will Euch einen Theil meiner Geſchichte erzählen. Dann, ſo kenne ich Euch, werdet Ihr mir ſelber zureden, meinem Entſchluß getreu zu bleiben.

Gekränkt, betrübt verließ ſie Friedrich, denn ſie hatte ihm ſelbſt, wenn auch freundlich lächelnd, einen Abſchiedskuß verweigert.

Am folgenden Tage, als Frau Catharina in ihrem Garten bei einer Arbeit ſaß, meldete ihr die Dienerin den Beſuch des Dechanten. Sie ging ihm entgegen, etwas verwundert, daß der geiſtliche Herr ſo früh ſchon zu ihr eintrete. Beide gingen in den Saal, der gegen den Garten offen war, und ſetzten ſich, die friſche Kühle des anmuthigen Morgens zu genießen. Einige Dienerinnen gingen ab und zu in Geſchäften des Hauſes, der Gärtner arbeitete in der Nähe, und der Wirthin war offenbar dieſe Störung erwünſcht, um dadurch den Anſchein zu vermeiden, als walte ein Geheimniß zwiſchen ihr und dem Dechanten ob. Dieſer aber ſchien dieſe Störung des Geſpräches weniger gern zu ſehen, denn er war verlegen, und mehr wie einmal ſtockte die Unterhaltung, indem er Neuigkeiten erzählte, und vom Hofe in Brügge, vom Erben des Reiches, von Rom und manchen andern Gegenſtänden redete.

Am meiſten erging ſich ſein Witz über den Stellvertreter des Biſchofs. Derjenige, der den Stuhl von Arras beſaß, war auf einer Geſandtſchaft in Rom, und ſein Stellvertreter war ein Biſchof in partibus, der von Baruth, der nach den Schilderungen des geiſtreichen Dechanten einer der ſonderbarſten Menſchen war. Dieſer kleine, ſtets verdrießliche Mann ſtand in Arras beim Adel wie beim Bürgerſtande nur in geringer Achtung, weil er ohne Anſtand beim Gottesdienſte war, verſtändigen Rath nur ſelten anhörte, und den Gelehrten durch ſeine Unwiſſenheit manche Blöße gab.

Catharina war verwundert, daß der Dechant von ſeinem zeitigen Vorgeſetzten ſo ohne Rückhalt ſprechen konnte. Dieſer aber, als ſie ihm dies bemerkte, antwortete lachend: Schöne Frau, Euch darf ich es doch wohl nicht erſt ſagen, in welcher merkwürdigen Criſis ſich unſere Zeit befindet. Das alte Regiment der Geiſtlichkeit iſt zu Ende, und wenn ſie ſich nicht der Welt bequemen und nach ganz andern Grundſätzen handelt, ſo muß ihre Macht in allen Ländern zerbrechen. Die Bücher und Erzählungen des Boccaz, ſo wie ſo vieler andrer hellen Köpfe, haben allenthalben Eingang gefunden, ſogar der Bauer lacht über Vieles, vor dem er noch vor dreißig Jahren in ſcheuer Ehrfurcht kniete. Ein großes Elend für die Chriſtenheit mag es ſein, daß der Türke Conſtantinopel, wie wir es erlebt haben, eroberte; aber wie viel die Bücher und Wiſſenſchaften, die dadurch nach dem Abendlande mit flüchtigen Griechen herübergekommen ſind, wirken werden, läßt ſich gar nicht beſtimmen, da ſchon ſeit wenigen Jahren faſt Alles eine andre Geſtalt gewonnen hat. Und vorzüglich in unſern Ländern, die, ohne uns zu täuſchen, durch Friede, Wohlſtand und Handlung, in Kunſt und Wiſſenſchaft jetzt wohl höher, als alle andern, ſtehen. Wie geſagt, dieſe Macht der Cleriſei iſt geſchwächt und gebrochen, wenn es gleich verderblich werden könnte, falls die Welt darnach ſtrebte, ſie ganz zu vernichten. Wir alſo ſind ohne Gefahr für die Welt, und derjenige unſeres Standes, der noch die verjährten Rechte gelten machen will, kann nur, wie dieſer klägliche Biſchof, lächerlich werden. Nicht ſo iſt es mit dem Adel. Er mißbraucht ſeine Stellung und Macht. Alle Thaten verderblicher Willkühr, alle Unterdrückung geht von ihm aus, und der Prinz wird genug zu thun finden, um, vielleicht mit Gefahr ſeines Lebens, alles böſe Unkraut auszujäten, welches ſo wild und üppig allenthalben empor geſchoſſen iſt, weil der alte Gärtner viel zu ſchwach wird, den Wuchs dieſes Giftes zu beſchränken. Ein Kampf gegen den Adel wird der Zukunft eben ſo nothwendig ſein, als er es jetzt gegen die Mißbräuche der Kirche war.

Und Ihr meint, ſagte Catharina, jene ſchreckliche Finſterniß, der wilde Aberglaube, die Verfolgung und Martern, wovon wir mit Grauſen leſen, wenn wir die alten Chroniken aufſchlagen, könnten niemals wiederkehren?

Gewiß nicht, ſagte der Dechant; alles, was Irrthum und Wahnſinn der Art hervorbringen konnte, iſt zu Ende, dieſe Krankheit des Gemüthes hat ſich erſchöpft. Der Krieg hat Gräul genug ausgeſäet, dieſe Wuth, die Engländer und Franzoſen damals an einanderhetzte, und das letzte traurige Opfer des Aberglaubens und der Verfolgung, die arme Johanna von Arc, von der wir in unſerer frühen Jugend ſo viel haben reden hören, hat die Reihe jener Märtyrer geſchloſſen.

Wenn Ihr Recht habt, gelehrter Herr, antwortete die Frau, ſo haben wir auf jeden Fall viel gewonnen.

Gewiß, erwiederte der frohſinnige Geiſtliche, und darum iſt alles, was dieſer gute, liebe Biſchof, dieſer kümmerliche Athanas, thut und will, nur komiſch. Der lächerlichſte Zug ſeines Charakters iſt der, daß er ſich die feinſte und umgreifendſte Kenntniß der Menſchen zutraut. Er ſieht nur wenige Leute und ſtudiert gar nicht, ſo wenig weltliche wie geiſtliche Schriftſteller, und dennoch hat er eine ſo hohe Meinung von ſich, daß er ſich ſelbſt für gelehrter als alle Gelehrte hält. Das Unglück ſeines Lebens iſt es geweſen, daß er vor faſt zehn Jahren bei dem großen Jubelfeſte in Rom zugegen war, und er damals die Stelle eines Pönitentiarius beim Pabſte hatte. Dies iſt dem ſchwächlichen Manne ſo zu Kopfe geſtiegen, daß er ſich ſeit dieſer Zeit wie ein wahrer Apoſtel vorkommt. Wie Ihr wißt, hat ſich damals eine unzählige Menſchenmaſſe aus ganz Europa in Rom zuſammengedrängt. Er fand eine Gelegenheit, die freilich wohl nicht wieder kommt, Spanier, Engländer, Deutſche, Franken, Ungarn, Polen und Nordländer aller Art und von allen Ständen zu ſehen. Sein Beruf machte es ihm zur Pflicht, da dieſer Menge auch die große Anzahl von Prieſtern in Rom nicht genügte, mit Vielen und den Verſchiedenſten in ein vertrautes Verhältniß zu kommen, und dieſe tauſend und tauſend Beichten und Bekanntſchaften und Erzählungen der Pilger haben ihm, wie ich die Sache begreife, ſeinen ſchwachen Geiſt geradezu geſtört und verdreht, er iſt ein verrücktes Haupt, ein dummer Mann geworden, und da manche vom Pöbel ihn und ſeine Verkehrtheit verehrten, ſo ſpielt er den Begeiſterten und Propheten.

Seid Ihr nicht vielleicht unbillig gegen den Mann, fragte die Frau mit Beſcheidenheit, der im Ruf der Frömmigkeit ſteht? Man ſagt, Ihr habt oft Streit mit ihm, und, wenn er Euch drückt, ſo iſt es begreiflich und vielleicht verzeihlich, daß Ihr ihn verkennt.

Ihr ſollt ſelbſt urtheilen, ſchöne Freundin, ſagte der Geiſtliche mit lachender Miene. In voriger Nacht ließ er mich eilig zu ſich rufen. Ungern kleidete ich mich an und ging hinuber. Er war in ſeinem Schlafgewande und ganz verſtört. Schreiend kam er mir entgegen und klagte, daß er gar nicht mehr ſchlafen könne, allnächtlich werde er von Geſpenſtern und böſen Geiſtern geſtört und beunruhigt. Er zeigte nach einem dunkeln Winkel der Stube nnd rief: Seht! Freund! da ſteht immer noch das große Vieh, und glotzt mich mit ſeinen grünen Augen an! Vertreibt ihn, beſchwört ihn, damit ich Ruhe gewinne.

Ich wußte nicht, ob ich lachen ſollte, ich fing aber an, nach ſeinem Wunſche zu beten und zu beſchwören. Eifriger! ſchrie der Wahnſinnige, der Kerl iſt abgehärtet, aus ſo einfachem ruhigem Gebete macht er ſich nichts, der will ſchon ſtärker angegriffen ſein. — Ehrwürdiger Herr, erwiederte ich, nicht ohne Verlegenheit, Ihr ſeid einſichtiger, frommer, älter, als ich, wenn Ihr ihn ſelber bannen wolltet, würde er Eurem ſtärkern Worte gewiß leichter, als dem meinigen ſchwachen, gehorchen. — Nicht unwahr, ſagte der Biſchof; und wenn ich ihn mit meinen Feueraugen ſo recht ſtarr anſchaue, ſeht, ſo zittert die ganze Creatur, wie der Nebel im Morgenwinde. Das Gethier hat aber, wie ich ſchon lange gemerkt, eine ſonderbare Sympathie zu mir, es kommt eben ſo oft freiwillig, als es wieder von einem mächtigern Geiſte, um mich zu turbiren und zu entſetzen, abgeſendet iſt; denn Ihr müßt wiſſen, daß der verdammten Beſtie wohl in meiner Nähe iſt, von meiner heiligen Weihe ſtrömt auf ihr etwas über, und mildert auf Augenblicke ſeinen unſeligen Zuſtand. Seht, darum wird er auch ſchwächer und ohnmächtiger durch Eure Gegenwart, denn er kann Euch und Euer etwas weltliches Weſen nicht ausſtehen, weil ſeine Qual durch Euer Naheſein verſtärkt wird. Der ganze Kerl wird ſich, ſo bärbeißig er thut, gleich davon machen müſſen, denn Geſellſchaft, das ſehe ich ihm an, kann er durchaus nicht vertragen. — Nach einigen Gebeten war denn auch wirklich, nach der Ausſage des Biſchofs, das Ungeheuer verſchwunden. Er dankte mir für meine Bemühung und fügte hinzu, es ſei auch eine nicht zu verachtende Gabe, daß ich ſo ſcharfe, grimmige und witzige Höllengeiſter, wie die, die ihn quälten, durch eine gewiſſe Mittelmäßigkeit meines Geiſtes, durch das Unbedeutende, ja faſt Langweilige, was mir anklebe, verſcheuchen könne; der Arbeiter im Weinberge müßten eben manche nnd von verſchiedenen Tugenden und Qualitäten ſein. Ja, beſchloß er, das habe ich ſchon bemerkt, in Eurer Nähe hält kein Geiſt aus, weil Ihr das ſeid und vorſtellt, was man geiſtlos nennt. Dankt dem gütigen Himmel für dieſe Gabe und wuchert mit Eurem Pfunde.

Catharina lachte laut und ſagte dann: Dem guten alten Herrn legt Ihr allerliebſte Sachen in den Mund; weil Ihr Scherz liebt und verſteht, macht Ihr den lächerlich, der nur ernſthaft ſein kann und mag.

Nein, rief der Dechant, eben in ſeinem ſteinharten Ernſte hat er mir buchſtäblich ſo dieſe Worte geſagt. Glaubt mir, theure Freundin, man braucht bei manchen Menſchen nichts zu erfinden, wenn man von ihnen wieder erzählt, ſo fern ſtehn ſie mit ihrem Weſen der hergebrachten Möglichkeit. Nachher führte er mich zu einem Seſſel, und ich mußte ihm dieſen entzaubern helfen. Er erzählte mir, daß, ſo oft er in dieſem ſitze und meditire, ſteige jedesmal hinter ſeinem Rücken ein ungeheures, widerliches Fratzengeſicht empor, und kucke ihm über die Schultern in ſein Buch; er ſei oft erſchrocken, und habe darüber den Faden ſeiner Gedanken verloren; manchmal aber habe er lachen müſſen, was noch ſchlimmer ſei, denn im Gelächter erlöſche alle Frömmigkeit, und das, was die Menſchen Lachen nennten, ſei eigentlich der beſtimmteſte Gottesleugner. Seht, werthe Frau, ſo denkt, handelt und träumt dieſer ſonderbare Mann, den wir wohl zu den wahnſinnigen rechnen müſſen. — Doch, warum ſo viel von dieſem Thoren ſprechen? Dieſen klaren Augen gegenüber? Wenn der Wahnſinn dort in jener finſtern Gegend eines willkührlichen Aberglaubens liegt, ſo iſt in dieſem Lächeln und liebevollen Blick Freude, Vernunft und die Wahrheit, um die es ſich allein der Mühe lohnt, das Leben noch ſo weiter zu leben.

Ihr ſeid ſehr artig, Herr Dechant, ſagte Catharina nicht ohne Verlegenheit; wie ſollte man glauben, daß ein Prieſter auch wie ein Weltmann ſo überfeine Schmeicheleien und Unwahrheiten einer alternden Witwe vorſagen könnte? Möchte ich Euch doch auch faſt für einen böſen Geiſt halten, der mir erſchiene, um mich zu thören, ſo wie jener Euren Biſchof irrte, wenn gleich Eure Geſtalt nicht ſo abſchreckend iſt.

Ihr ſeid witzig und bitter, ſagte der Dechant, und das habe ich nicht um Euch verdient. Ihr ſprecht das Wort Prieſter mit einem beſondern Ausdruck. Euch, der Verſtändigen, brauche ich doch wohl nicht zu ſagen, daß alles Abſchreckende, Beſchränkende, Verweiſende und Furchtbare, was ehemals in dieſem Laut liegen konnte, jetzt ſeine Bedeutung verloren hat. Ihr kennt und wißt von den Italienern. Sind ſie doch oft genug als Geſandte, Reiſende, Geſchäftsträger iu unſerm Lande. Ihr habt ſo viele Franzoſen geſehen, auch von hier ſind, wie oft, die vorzüglichſten Männer in Eurem Hauſe geweſen. Mag der Haufen, der gemeine Mann, der Arme, oder der zünftige Prieſter, der nichts Höheres kennt als den Zehnten und die Beiſteuer, die ihm aus Beichtehören und Meſſeleſen erwächſt, am Buchſtaben, an der todten Lehre haften, und aus dem Mißverſtand den Sinn, aus der kalten Verzweiflung den Troſt holen wollen. Wir alle, wir Höherſtehenden, wir Begünſtigten, wiſſen, daß das Geheimniß eben ein verriegeltes Thor für jeden iſt, der draußen bleibt; daß aber derjenige, welcher den Schlüſſel beſitzt, in dieſen Lehren und Ueberlieferungen, in dieſen Geſetzen und Strafen die Erklärung ſieht und faßt, die ihn eines freieren und edleren Lebens würdig und fähig macht. Was der Geweihte in allen Zeiten lehren konnte, er, dem die Binde von Augen fiel, der ſich weder durch Buchſtaben noch Geſpenſt ſchrecken ließ, das verſteht derjenige, der ohne Frage und Antwort zum Bunde hinzugelaſſen iſt. Das Göttliche iſt nur darum ein Geheimniß, weil es der Haufe nicht verſteht und nicht verſtehen kann. Wunder iſt Alles, oder Nichts. Der verſteht das Wundervolle nur, der im verſchloſſenen Buſen die Erklärung ſchon hinzu bringt. Geſetz und Schranke dient nur, den Pöbel abzuhalten. Der erkennende Geiſt, der Erhabene, derjenige, welcher lieſet, ohne ſich mit den Buchſtaben zu quälen, erreicht ſogleich, ohne auf Staffeln hinauf zu klettern, die höchſte, oberſte Stufe. Dasjenige, was in unſerer Religion das Göttliche, Wahre, Ewige iſt, war ſchon da, bevor die Menſchen noch von Chriſtenthum oder Chriſtus wußten. Wir ſind nur dadurch Chriſten, indem wir als Schüler das offenkundig bekennen und ausſagen, was ehemals ein Geheimniß war. Das alte Geheimniß, was der Vorzeit unverſtändlich und ein Gräul war, iſt nun auch nach außen gekehrt, und dafür das, was in frühern Jahrhunderten allverſtändlich war, wiederum zum Geheimniß geworden. Denn ſo erzeugt ſich immerdar das Verſtändniß ans dem Unverſtändlichen. Derjenige aber, der Beides verbinden kann und mag, nur er allein iſt der wahre Menſch der Natur und der Religion; ihm allein ſind alle Zeiten erſchloſſen, und nur er iſt der Freiheit fähig, welche die Apoſtel in räthſelhaften Worten dem wahren Chriſten verheißen haben. Die Viſion mit den reinen und unreinen Thieren deutet darauf hin; der Spruch: dem Reinen iſt Alles rein, nicht weniger. Aber nur die Auserwählten haben den Muth, das ganze Leben in allen ſeinen Kräften zu erfaſſen, und niemals nach Reue, Vorwurf und allen den Armſeligkeiten zurück zu blicken, durch welche jene ſchwachen Geiſter geängſtiget werden, die immerdar der Sünde hingegeben ſind, indem ſie tugendhaft zu ſein wähnen, und nicht wiſſen, wo ſie den ewigen reinen Urquell der Wahrheit ſuchen ſollen.

Ich verſtehe Euch und Eure Weisheit nicht, antwortete Catharina; Ihr haltet mich für zu wiſſend und gelehrt, daß Ihr mir dieſe Gedanken mittheilt.

Und wandelt doch, ſagte der Dechant lebhaft, ſeit Jahren in unſerer Mitte nach dieſer Einſicht, befolgt doch in Eurem Daſein und Walten dieſe Lehren. Ich habe Euch deshalb ſeit lange bewundert; dieſe Stärke des Charakters, dieſe Freiheit der Geſinnung iſt es, die Euch mein Herz gewonnen haben. Ja, geliebte Frau, verſtehen wir uns ganz, ſprechen wir ganz offen mit einander, damit wir uns kennen und uns gegenſeitig glücklich machen. Seit lange ſchon, ſo wie ich Euch kannte und beobachtete, habt Ihr mein Gemüth entzündet, alle meine Gefühle erregt, und die leidenſchaftlichſte Liebe hat ſich meines ganzen Weſens bemächtigt. Mein Stand, mein Gelübde, alte Satzungen und Vorurtheile, der Aberglaube und die Unvernunft haben mich, wenn ich mich allem dieſen fügen will, auf immer elend gemacht und mein Daſein vergiftet. Genuß und Schönheit, Natur und Wahrheit, Kunſt und Einſicht werden mir zum Fluch, wenn ich mich dieſen Einrichtungen einer längſt raſend gewordenen Welt fügen will. Wohin ich blicke, hat ſich der denkende Prieſter, der Pabſt auf ſeinem Thron, der Biſchof, ſo wie der einſame Mönch, alle haben ſich dieſen ſtrengen Satzungen entzogen. Wir ſelber müſſen jene witzigen Geſchichten und anſtößige Begebenheit belachen, welche von Prieſtern erzählt werden, und deren Wahrheit wir nicht leugnen können. Derjenige, der in der ächten, alt ſtrengen Furcht Gottes, in der Beobachtung jener Geſetze wandelt, die heilige Männer mit verfinſterten Stirnen vorſchrieben, bleibt ehrwürdig und groß, wenn er kämpft und ſiegt; immer iſt es erhebend, wenn das Sterbliche dem Unſterblichen (wie die Menſchen denn nun einmal dieſe Trennung gemacht haben) geopfert wird. Alles in der Welt iſt wahr, und Alles unwahr; der Denkende und der Grübler ſind eben diejenigen, die am meiſten in die Irre gerathen werden. Schon in den früheſten Zeiten, und bei Aegyptern wie Perſern, meinte der Prieſterſtand, er müſſe durch vorgegebene Entfernung von aller Freude, von allem Glück und Genuß, der das Leben der Sterblichen erhöht und ihm Inhalt giebt, das Volk blenden und in Unterwürfigkeit erhalten. Aber auch Vernunft beherrſcht die Unvernunft, auch der Schein vertritt die Wirklichkeit, und feiner Anſtand, Freundlichkeit und Weltklugheit entwaffnen den rohen Haufen. Man verletze nur nicht den Schein, man fordre das öffentliche Urtheil nur nicht heraus, und man herrſcht noch ſicherer als jener finſtere Ernſt, der mit ſeinen Schreckniſſen doch manchmal nicht auslangt. Das iſt die Kunſt des Lebens, Alles mit einander auszugleichen, und dieſe große Kunſt iſt es, die ich an Euch immer habe bewundern müſſen. Denn eben ſo, ja ſchlimmer noch, wird Euer Geſchlecht, die Frau ſo wie das Mädchen, von Vorurtheilen und Aberglauben umgarnt und umſtellt. Argwohn, Eiferſucht, Läſterung ſtehen Wache, und ſenden die Bosheit, wie eine verzehrende Flamme, durch die Welt, um Spott und Schmach, Verfolgung, Schande, ja Einkerkerung und Tod, auf jene herabzuziehen, die die Satzung verletzten und dem Triebe des Herzens cder der Natur folgten, oder die ſelbſt ganz unſchuldig ſich nur der Heiterkeit, dem Scherz und Lachen auf Stunden hingaben. Wie iſt die Welt durch jenen finſtern Ernſt entſtellt, der in allen Wandlungen als Geſetz, Moral, Sitte und Religion auftreten will. Wie hat er die natürlichſten Verhältniſſe zerriſſen, alle Freuden vernichtet, das Schöne entwürdigt und die Natur ſelbſt in ein Geſpenſt verwandelt. Das ſind in ſolcher Irrſaal die wahren Menſchen, die ſich auch beim Pöbel nichts vergeben, und dennoch ſich und ihrer wahren, ungefälſchten Beſtimmung leben; die nicht von blinder Leidenſchaft hingeriſſen, Unglück in Familien verbreiten, gute, wahre Ehen verderben, deren es freilich nicht ſo gar viele giebt, und dadurch, indem ſie Elend veranlaſſen, jenen finſtern Geſetzgebern, den wahnſinnigen Asceten und Einſiedlern, wieder in die Hände arbeiten, die uns immerdar predigen, die Freiheit ſei das Böſe an ſich ſelbſt, und der Menſch ſei nur um ſo beſſer, frommer und tugendhafter, je mehr er eiſerne und unzerbrechliche Schranken um ſich ziehe. Ihr ſeid ein Muſter Eures Geſchlechtes, und beweiſet uns, daß auch Weiber Philoſophen ſein können. Ihr benutzt Eure Stellung, um Euch ſelbſt und das Leben auf die feinſte und freieſte Art zu entwickeln und zu genießen, Jung und Alt umgiebt Euch, Dichter und Künſtler, Mädchen und Frauen entziehen ſich Eurem Umgange nicht; der vornehme Ritter, der ſtille Bürger, der Geiſtliche achtet Euch, und immer habt Ihr einen Günſtling, einen jungen und ältern Mann, der dieſe Auszeichnung verdient. Ihr verachtet die Läſterung und wißt ſie zu zähmen, ſie wird niemals Frechheit und Anklage. Sei Liebe eine himmliſche Entzückung, ſei die wahre Ehe eine heilige Einrichtung, immer werden ſich edle Menſchen finden, die von einer einzigen, ewigen Liebe, die von einer Verbindung, die Geſetz und Kirche weiht, nicht befriedigt werden können. Ihr gehört zu dieſen Frauen, und Ihr ſeid mir darum nur noch liebenswürdiger. Und in dieſem Sinne wage ich nicht zu viel, da ich weiß, daß Ihr mir nicht unhold ſeid, Euch meine Liebe und Leidenſchaft für Euch zu bekennen. Glaubt nicht, daß mein Gefühl, oder mein Glück, wenn Ihr mir holdſelig entgegen kommt, mich roh und unfreundlich machen wird. Wie könnte ich verlangen, daß Ihr für mich allein Augen und Sinn haben ſolltet? daß Euch nicht Andere, Jüngere und Schönere auch gefielen! Noch weniger fällt mir ein, Euer Verhältniß mit Friedrich, das Euch zu beglücken ſcheint, aufzulöſen. Aber auch mir könnt Ihr Freundlichkeit, Gunſt und Liebe zuwenden, und mein ſtilles, unbekanntes Glück ſoll Euch nichts rauben, und keinen Seufzer um ein verlornes koſten. Aber noch inniger werden wir uns dann verſtehen, und durch mein Verhältniß zur Kirche und zur Welt iſt Eure Stellung noch ſicherer und feſter. Gehört Friedrich zu jenen Schwachen, die nur an eine ausſchließende Liebe glauben können, die den verehrten Gegenſtand wie einen Beſitz, wie ein Eigenthum behandeln wollen, ſo ſind wir klug und erfahren genug, ihm unſere Verbindung verhüllen zu können.

Während dieſer langen Rede war die überraſchte Frau ganz in ſich und in die Worte des Dechanten verſunken; ſie war erſchreckt und erſchüttert, und gewann erſt wieder die Gewalt über ſich, als ſie ſich in den Armen des Dechanten ſah, und einen brennenden Kuß ſeines Mundes auf ihren Lippen fühlte.

Sie ſtand auf, ganz mit Röthe übergoſſen, ſah ſich um, und bemerkte, daß die Dienerinnen ſich entfernt hatten. Sie ging durch den Saal, und drückte den Arm des Geiſtlichen von ſich, der ſie in vertraulicher Umſchlingung begleiten wollte. Ich ſehe Euch erſchüttert, ſagte er endlich, und das iſt, was ich am wenigſten erwarten konnte.

Wie? rief Catharina, ſo wenig habt Ihr mich gekannt? O über die klägliche Beſtimmung des Weibes! Sind wir nicht ganz wie alte Baſen und Muhmen, ganz eingewickelt in Herkommen und in trübe Langeweile des Hausweſens, ſo meint Jeder, wir ſind auch als freie Beute jedem Gelüſte Preis gegeben. Daß der Pöbel ſo von mir denkt, habe ich verachten können; daß aber diejenigen, die ſich meine Freunde nennen, mich nicht achten und verſtehen, muß mich innigſt kränken. Ja, tief ſchmerzen muß es mich, mich ſelbſt, mein Geſchlecht und die Natur muß ich verachten, daß ein Mann, der mir würdig dünkte, den ich mir befreundet wähnte, mir dieſe Worte ſagen, dieſe Vorſchläge einreden darf. Es iſt denn doch ein Zeichen, daß in allen, allen Männern eine tiefe unvertilgbare Verachtung der Weiber und ihrer Beſtimmung wohnt, die manche nur, wenn ſie ſich für verliebt ausgeben, leicht mit Phraſen und ſüßen, eigenliebigen Gefühlen verhüllen. Durch meine Jahre glaubte ich endlich vor aller dieſer Mißhandlung, die die Männer immerdar an der Schönheit ausüben, die ſie anzubeten wähnen, geſichert zu ſein; ich folgte meinen unſchuldigen Launen, ich ergötzte mich am Geiſte und an der Reife der Männer; ich hatte mit meinem Leben und allen Hoffnungen abgeſchloſſen; mein Gefühl und mein Herz wahrte ich und trug meine Leiden nicht zur Schau, um die Heiterkeit der Geſellſchaft nicht zu ſtören, und dieſe Opfer wie Mittheilungen ziehen es mir zu, daß ich verkannt und erniedrigt werde. Ihr ſprecht von der Freiheit, als dem edelſten Beſitz des Geiſtes, und nehmt doch ſchon ohne Fragen an, das Weib könne nur ein Genuß, ein Zeitvertreib ſein, geadelt genug, wenn ſie Euren Sinnen Befriedigung gewährt. Daß ſie auch in der Liebe ſelbſt ein Opfer bringt, daß ſie auch im ſüßeſten Einverſtändniß fürchten muß, im Herzen, das ihr ganz ergeben, möchte jenes Gefühl der Verachtung erwachen, welches ſie und ihr ganzes Geſchlecht erniedrigt, daß ſie alſo immerdar, auch angebetet, auch beglückt, immerdar an jenem Abgrund ſteht, der ſie und die Liebe in jedem Augenblick verſchlingen kann, das iſt Euch in Eurer tyranniſchen Männerſicherheit noch niemals eingefallen. Ja, jener Fluch, den die erſte Mutter des Menſchengeſchlechts empfing, iſt keine bloße Sage, die bittre Wahrheit, die täglich, ſtündlich jedem fühlenden Herzen in Erfüllung geht. Ich muß glauben, daß auch in der wahren, edlen Liebe des beſten Mannes, in ſeiner Schwärmerei und Begeiſterung, dieſe Verachtung unſers Geſchlechtes, dieſe unbewußte Verhöhnung des Edelſten in uns, einen Theil ſeiner Schwärmerei ausmachen muß.

Wie Ihr es nun nehmt, deutet und nennt, rief der Dechant ſehr bewegt: mit andern Worten, Ihr ſeid Weiber und wir ſind Männer; um dieſes klare Geheimniß, um dieſes Räthſel, welches keiner Löſung bedarf, dreht ſich Alles. Das einfache, ungetrübte Naturgefühl weiß von dieſem Schmerz und dieſer Grübelei nicht, es nimmt ſelbſt den Scherz und alle Empfindungen, die Ihr krampfhaft aufgeregt Verachtung nennt, leicht und heiter auf. Sei Alles, was Euch ſchmachvoll dünkt, nun auch Natur-Nothwendigkeit; aber warum Fluch! Alles, was lebt, hat ſeine Schranken, und lebt nur in dieſen; Alles, was Ihr erſinnt und denkt, könnt Ihr Euch nur in Bedingung, in Beſchränkung denken; das Unbedingte, Schrankenloſe iſt ein Nichts. In dieſe Bedingung ſich heiter fügen, ſogar den Vortheil dieſer Schranken verſtehn, iſt die Aufgabe des Lebens, und die Liebe, wie Ihr auch widerſtreiten mögt, gleicht alle dieſe Widerſprüche und Kämpfe am ſchönſten aus. Wer von den Sinnen und der Sinnlichkeit geringe denken will, der muß auch alle Kunſt und Poeſie verdammen, und warum ſoll ihm der Schmuck der Natur und die Farbe der Blumen, der Wohllaut der Muſik und alle Schöpfung irgend etwas ſein? Schlimm, verehrte Frau, daß gerade das, was ich an Euch hochſchätze, mir Euren tiefſten Unwillen zuzieht, indem er es das Verwerfliche, Sündliche nennt.

Wir wollen nicht ſtreiten, ſagte ſie, denn wir verſtehen uns nicht. Aber glaubt mir, ein Verhältniß, wie Ihr es annehmt, hat zwiſchen mir und Friedrich nie ſtattgefunden, und kann auch niemals eintreten. Was mir das Leben noch ſein kann, die Freuden, die mir noch blühen, ſind nicht aus jenem Garten, in welchem mit Euch zu wandeln Ihr mich zwingen wollt. Friedrich iſt mein Freund, eben ſo, wie Ihr es waret; mein Umgang mit ihm, mein Vertrauen zu ihm war nicht anders, als zu manchem, den ich in meinem Hauſe geſehen habe, ſeitdem ich Witwe bin.

Der Dechant ſah die Frau mit ſcharfen Augen an, indem beide ſtill ſich gegenüber ſtanden. Wenn es wahr iſt, ſagte er dann, wodurch Ihr nicht im mindeſten in meiner Achtung ſteigen würdet, — wozu dann dieſer ausgewählte Anzug? Dieſe Farben, von denen Ihr ſo genau wißt, wie ſie Euch kleiden! Dieſer Schmuck um Haupt und Bruſt? Warum muß dieſe ſo reizend, ſo verrätheriſch ſich blähen, nur halb verhüllt ſein, um mit dem Elfenbein der blendenden Schultern zu wetteifern? Warum denn dieſer feine, goldverzierte Schuh? Dieſer blinkende Gürtel, der ſo ſchön Euren edlen und vollen Wuchs bezeichnet? Warum wollt Ihr in Jedem, der Auge und Sinne hat, dieſe Trunkenheit erregen, und ſie niemals, wie die tödtlichen Sirenen, befriedigen?

Catharina weinte. Was iſt Euch? fragte der Dechant erſchrocken. Nun ja, ſagte ſie, ſo ziemt es ſich, ſo muß es ſein, daß derjenige, der am Mißverſtehen ſeine Freude hat, Alles mißverſtehen muß. Wie die Roſe ſich bei der Sommerwärme entfalten muß, und ſchöner und immer ſchöner blühen, bis ſie am Sonnenſtrahl verblaßt und bald nachher in Staub zerfällt, eben ſo in Unſchuld wird das Weib ſich durch Schmuck, Putz, Zier und Sauberkeit verſchönen. Sie will freilich gefallen, ſie will es, ohne es ſich vorzuſetzen oder darüber zu denken. Jene Schroffgeſinnten, die mit Bedacht der Zier aus dem Wege gehen, und ſich in verwildeter Nachläſſigkeit ſelbſt verhäßlichen, ſind keine Weiber, und ihrer giebt es nur wenige. Euer Wort erinnert mich, wie bald es mir geziemen wird, vielleicht ſollte es jetzt ſchon geſchehen, mich in die Gewänder zu verhüllen, die dem Alter wohl anſtehen.

Nein! rief der Geiſtliche, Ihr ſeid reizend, und wißt es; noch lange wird ſich Eure Schönheit erhalten, denn ſie iſt großartig und edel, nicht den vergänglichen Zufälligkeiten anvertraut. Aber verwerfen ſollt Ihr mich darum nicht, weil ich Euch vergöttere; weil ich Euch nicht glaube, denn auch dieſe ſüße, Unſchuld und Tugend ſpielende Lüge iſt dem Weibe als Mitgift von der ewigen Natur zur Ausſtattung mitgegeben. Opfert mich nicht ganz dieſem Friedrich, den ich nicht verdrängen will; beglückt ihn und mich. Noch iſt Eure Regierung der Schönheit nicht beſchloſſen, theilt künftig noch Andern Eure Gunſt mit, wenn dieſer, wenn ich Euch Langeweile machen; aber erkennt den Bund an, den ich als einen ſolchen anbiete, der uns geziemt, der mein Leben verherrlicht, der erſt allen jenen freundlichen Worten, die Ihr mir manchmal geſagt habt, Seele, allen holden Blicken Geiſt einhaucht.

Catharina wandte ſich ab, um ſich in ihr Gemach zu begebe. Nein, verlaßt mich nicht ſo, mit dieſer Verachtung nicht, denn dieſe muß ich für Lüge halten; Ihr bildet Euch ein, jenem Jüngling dadurch treu zu bleiben, und vergiftet ſo die ſchönſte Region Eures Geiſtes. Haß erfüllt Euch dann ſtatt Liebe, und dieſer könnte aus Eurem Herzen, eben weil ich Euch ganz angehöre, in das meinige herüber ſprühen. Wahrt Euch, ich bitte, in Eurem Hochmuth, und laßt die Klugheit wenigſtens das thun, was Neigung verſagt. Mäßigt Euch und ſchont mich mindeſtens. Es könnte ſich, das fühl' ich, eine Hölle in meinem Herzen erzeugen, ſo ſehr ich alle finſtere Leidenſchaften, die alle aus der Eigenliebe fließen, immer gehaßt habe. Seht Euch vor, überkluges, tugendſames Kindchen. Ihr wollt mit mir ſpielen und Eurem Stolze ein Feſt geben; aber hütet Euch, ich bin kein Jüngling.

Welche Sprache, rief Frau Catharina aus, indem ſie ſich umwendete; wie ziemt ſie Euch zu mir? Wißt, hört, es iſt mir gleichgültig, ob Ihr es glaubt: ich habe mir nichts vorzuwerfen. Gott kennt mein Herz und meinen Wandel.

Gut, ſagte der Dechant, indem er ſich, um fortzugehen, nach dem Garten wendete, die Welt ſoll alſo Unrecht haben, alle Gerüchte ſollen lügen, die Frau Deniſel könnte ſich einem Gottesgerichte unterwerfen. Aber auferſtehen werden denn doch vielleicht einmal alle die Sünden, die jetzt im Winkel ſchlummern und begraben ſcheinen, die Verführung des jungen Friedrich — — nun? warum ſeht Ihr mich ſo zornig an? Den Namen könnt Ihr alſo hören, und mit Ruhe, — gut — aber auch, wenn ich Robert ausſpreche? —

Er kehrte um, ſie aber ſtürzte blaß in den Seſſel und ſah nicht, wie er Haus und Garten verließ. — Als ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatte, ſuchte ſie ſich durch Thränen zu erleichtern.

Am Nachmittage traf Friedrich ſeine verehrte Freundin noch weinend und in Schmerz aufgelöſet. Sie empfing den Jüngling freundlich, mochte ihm aber jetzt noch nicht anvertrauen, wie ſehr ſie vom Dechanten gekränkt worden ſei, weil ſie ſeine Heftigkeit fürchtete. Sie gedachte aber der Warnungen, die Friedrich ihr noch geſtern gegeben hatte, und ſie erinnerte ſich nun mit Schmerz, wie leichtſinnig ſie die Entdeckungen ſeiner Eiferſucht abgewieſen. Friedrich war ſehr bekümmert. Er ſuchte die Geliebte zu tröſten und zu beruhigen, aber Catharina war ſo tief betrübt, daß ſeine Reden nur wenig Eingang fanden.

Nach einer Pauſe ſagte die Frau: Mein theurer, mein wahrer Freund, ich hatte dieſe Stunde dazu beſtimmt, um Euch Etwas von meinen Schickſalen zu erzählen, damit Ihr mich näher kennen lerntet; und ſo wie ich meinem Gedächtniß das trübe Blatt meines Lebens wieder aufgerollt habe, hat mich ein ungeheurer Schmerz befallen. Ach freilich! ſind wir meiſtentheils nur glücklich, wenn wir in Zerſtreuungen, in Nebenſachen uns ſelbſt vergeſſen.

Meine Eltern, die in der Nähe unſrer Stadt Beſitzungen hatten, waren reich. Ich ward als das einzige Kind mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen. Man kam allen meinen Wünſchen zuvor, und meine Mutter, die ſchwach war und faſt verliebt in ihr verzärteltes Kind, verdarb mich und beſtärkte mich in meinem kindiſchen Eigenſinn. Mein Vater zeigte mir ſeine Liebe durch Geſchenke; er liebte den Prunk, war aber ein ernſter, ja finſtrer Mann, den keiner niemals lachen oder lächeln ſah. Als ich nun zur Beſinnung kam, erfuhr ich und bemerkte es ſelbſt, wie er gänzlich ein Werkzeug der Prieſter ſei, die ſich aller ſeiner Kräfte bemächtigt hatten und ihn unbedingt regierten. Er war in ſeiner Jugend Soldat geweſen, und erzählte ſelbſt zuweilen von jener Zeit mit Grauen, und klagte ſich auf dunkle Weiſe vieler Vergehungen an. Es ſchien mir, als ich erſt fähig war, nachzudenken und über dergleichen Dinge ein Urtheil zu faſſen, daß er in ſeiner wilden Jugendzeit die Freiheit gemißbraucht hatte, die der Krieg und der Beruf des Soldaten bei ſo vielen zur Zügelloſigkeit ſteigern.

So hatte er ſich nun vorgeſetzt, ſeine früheren Sünden durch Buße und ſtrengen Wandel abzubüßen. In dieſer Sinnesart beſtärkte ihn vorzüglich ſein abergläubiger Beichtvater, der jedes Geſchöpf nur wie einen abgefallenen böſen Geiſt betrachtete, und in jeder unſchuldigen Freude eine Gottesläſterung ſah. Meine Mutter, deren weltliche Geſinnung dieſem Weſen widerſprach, fühlte ſich in dieſem finſtern Treiben oft ſehr unglücklich, beſonders da mein Vater immer verſchloſſener und trübſinniger wurde; ſie äußerte wohl, indem ſie ſah, daß jedes Jahr ihr mehr und mehr alle jene Feſte, Reiſen, Geſellſchaften und weltliche Freuden raubte, auf welche ſie mit Sicherheit gerechnet hatte, daß ſie niemals die Verbindung mit meinem Vater eingegangen wäre, wenn er früher ſchon ſo ſtreng und unfreundlich geweſen wäre.

So ward meine Jugend, die heiter zu beginnen ſchien, bald verfinſtert, und noch mehr, als mein Vater verlangte, daß ich an ſeinen Andachtsübungen Theil nehmen ſollte. Chriſtenthum und Religion, wie ich ſie nun kennen lernte, was dieſe Prieſter ſo nannten, war abſchreckend und furchtbar. Der Gott, den ſie erkennen konnten, war nur ein grauſamer Tyrann, der an Qualen, die er verhängte, an ſinnreichen Strafen, die er auf Kind und Kindeskind ſendete, ſeine Freude hatte; das Leben war ein Gefängniß, der Menſch nur geſchaffen, um zu büßen. Die Opferung des Sohnes heiſchte zur Vergeltung Blut; Haß, Verfolgung, Bitterkeit und Verzweifeln war es, woran ſich dieſe Chriſten als ſolche erkannten.

Mein jugendlicher Sinn wendete ſich mit Abſcheu von dieſen Vorſtellungen. Es geſchieht ſo oft, daß Kindern und jungen Gemüthern auf dieſe Weiſe ſelbſt das Edelſte und Größte auf immer oder auf lange verleidet wird, und ich bemerkte nicht an mir allein, daß die Mädchen und Jünglinge, die man vorſätzlich zu Frommen und Rechtgläubigen ausbilden wollte, am leichteſten in Unglauben und Widerwillen gegen die Religion verfielen. So war es auch mit mir. Es hatten ſich mehr Mädchen meines Alters zuſammen gefunden, und wir bildeten gleichſam eine ſtille Verſchwörung gegen die Kirche und ihre Geſetze, wir brachen in unſern Verſammlungen die Faſten, und ahmten die Lächerlichkeiten der Prieſter und unſerer Beichtväter nach. Als die Sache verrathen ward, entſtand, wie leicht zu begreifen, ein ungeheures Geſchrei. Wir waren alle verdammt, und es konnten kaum Bußen genug und hinreichende Grauſamkeit erſonnen werden, um dieſen entſetzlichen Abfall wieder einigermaßen zu vergüten. Ich wurde menſchenſcheu, gab mich ſelbſt auf, und mein Leben war mir in der Jugend ſchon verbittert. Jetzt befreundete ich mich mit den Vorſtellungen des Todes und der Verweſung, da ich hier keine Freude haben ſollte und mir jenſeit keine denken konnte, daher war mein Wunſch und meine ganze Sehnſucht nach der Vernichtung gerichtet. Ich glaubte weniger als jene, aber um nicht wieder den grauſamen Mißhandlungen derer zu verfallen, die für meine Seele ſorgten, lernte ich lügen und heucheln, und war in meiner Treuloſigkeit auf dem Wege, ganz ſchlecht zu werden. Meine Mutter bejammerte meinen Zuſtand, wußte aber keinen Rath, da man ſie ſo eingeſchüchtert hatte, daß ſie kein Wort für mich zu ſprechen wagte. Auch litt ſie an einer Krankheit, die allgemach ihre Kräfte verzehrte, und an der ſie wirklich nach einigen Monden ſtarb. Ich hatte ſie leiden ſehen, und ihre Schmerzen hatten mir oft das Herz zerſchnitten. Ich begriff es nicht, daß ſie ungern ſtarb, daß ſie noch, ſelbſt mit allen dieſen Leiden, zu leben wünſchte. Ich beneidete ſie und wünſchte mich an ihre Stelle; gern hätte ich meine Geſundheit und Jugend gegen die Vernichtung ausgetauſcht, in welche ſie jetzt, nach meiner Ueberzeugung, eingegangen war. In jener Stimmung, in welche ich damals gerathen war, erſchien mir nichts ſo fürchterlich, als zu leben, da zu ſein. Die ganze Schöpfung ſchien mir die Wirkung eines furchtbaren Fluches, oder der Niederſchlag ehemaliger, wahnſinniger Geiſter, die auch verſchwunden waren in das Nichts, und nur das tolle Werk ihrer Raſerei zurück gelaſſen hatten, daß ſich nun irr und zwecklos fortbewegte und ängſtigte, und ſich in Verzweiflung dem Tode entgegen quälte. Ich kann nicht Worte finden, meinen damaligen Zuſtand zu ſchildern, es iſt mir auch nicht möglich, ihn mir deutlich zu vergegenwärtigen. Aber wahr iſt, daß ich ganz und unerſchütterlich überzeugt war, es ſei kein Gott. Wie mir nun Kirche, Prieſter, Religionsübung erſchien, wie mir die Lehren, die Wunder, die Meſſe und alles Chriſtliche vorkamen und in das Ohr tönte, würde, wenn man es beſchreiben wollte, das ſeltſamſte Gemälde einer Verſtimmung des Herzens und der Seele geben. Indem ich mich in der Kirche in mein Gebetbuch niederbückte, von meinem Schleier verhüllt, mußte ich oft laut in bitterm Hohn der Verzweiflung lachen, welches meine gläubigen Nachbarn für Thränen der Buße und Erſchütterungen der Reue hielten, da meine Gottloſigkeit ſtadtkundig geworden war.

Ich ſchwankte an der Gränze des Wahnſinns hin. Schlimmer als jede Entartung iſt dieſe innere Verweſung des Herzens. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht, als ich zur Jungfrau erwachſen war, einen wahrhaft frommen Mann, einen Prieſter hätte kennen lernen, der von einer Wallfahrt nach Jeruſalem zurück kam: Dieſer Pater Philipp, der in einem benachbarten Kloſter ein Bruder war, löſte allgemach meine Seele aus ihren Todesbanden. Daß nur Liebe der Geiſt der Religion, vorzüglich aber des

Chriſtenthums ſei, dieſes Gefühl, dieſe Ahndung ging nach und nach in meinem erſtorbenen, felſenharten Gemüthe auf. Alles, was ich verhöhnt hatte, erſchien mir nun als ein ſüßes Geheimniß, in welches ſich mit allen Kräften unterzutauchen, himmliſche Wolluſt war. Als ich erſt als Schülerin in dieſe Lehre eingeweiht war, ſprang mein Geiſt auch ſogleich von einem zum andern Aeußerſten; denn mir genügte nicht Wort, Bild und Wunder, ich glaubte alles noch inniger, in einem höhern Sinne zu verſtehen und zu erfaſſen. Meine Trunkenheit hob mich oft wie über die Erde und alle Bedingungen des zeitlichen Daſeins hinweg. Ich ſchaute, ich war entzückt, und rühmte mich, daß der Geiſt Gottes in mir ſei, Philipp ſuchte dieſe Gefühle zu mäßigen und mich von dieſer Schwärmerei zu heilen, welche er eben ſo gottlos als jenen ſtarren Unglauben ſchalt. Ich verſtand ihn damals nicht, und wähnte ſchon, in einer höhern Weisheit, als mein Lehrer, einheimiſch zu ſein. Wahrſcheinlich wäre mein Abfall von dieſer ſchwindelnden Höhe noch gefährlicher und heilloſer als mein früherer geworden, wenn nicht das Glück oder mein Schickſal, vielleicht der Himmel, vielleicht ein böſer ſchadenfroher Geiſt, mir einen Mann entgegengeführt hätte, der ſo in meinem Herzen das Gefühl der irdiſchen und ewigen Liebe anzündete, daß in dieſem Schimmer ſich alles ſühnte und erquickte, alle jene über die Erde fliegenden Gefühle und Phantaſieen ſich im nächſten Gefühle milderten und zum Verſtändniß wurden.

Ja Friedrich, ich habe einmal geliebt, ich bin geliebt worden, und meine Liebe war kein Irrthum, war es wenigſtens in ihrem erſten Frühlingsalter nicht. Ach nein, die Liebe ſelbſt iſt niemals ein Mißverſtändniß, nur ſtößt und verwundet ſie ſich leicht an dieſen Mißverſtändniſſen des Lebens und der Wirklichkeit.

Ein Mann, der ſchon das Jünglingsalter überſchritten hatte, Robert, ward durch den Pater Philipp in unſer Haus eingeführt. So wie ich ihn nur erblickte, mußte ich Vertrauen zu ihm faſſen. Jetzt begann der Frühling meines Lebens, jetzt erſt fand ich mich ſelbſt im Abglanz meines Freundes, im Verſtehen ſeines hohen Geiſtes erwachte meine Seele erſt von ihren Träumen.

Ihr ſeht, mein trauter Friedrich, daß ich ganz wie zu einem geliebten Bruder zu Euch ſpreche. Mein Bildniß wird nach dieſen Geſtändniſſen meines Glückes und Unglückes klarer in Eurer Seele ſtehn. Dieſer Robert hatte viele Länder durchwandert und war in Jeruſalem mit dem Bruder Philipp bekannt worden. Seine Seele kam der meinigen entgegen und wir verſtanden uns.

Ohne Wunſch, ohne Streben war dieſe Liebe. Es genügte uns Geſpräch, Blick, Verſtändniß, Beiſammenſein. Robert war ganz glücklich, und ich war beſeligt, daß er nicht mehr begehrte. Ein ganzer, heiterer, höchſt beglückter Sommer verfloß uns in dieſer kriſtallreinen Freude. Aber es ſollte nicht immer ſo bleiben. Durch meinen Geliebten erfuhr ich zuerſt von einem gewiſſen gereinigten Chriſtenthum, das ſich im Stillen verbreitet, und in vielen Ländern die hellern Geiſter, die kräftigeren Gemüther zu einem geheimen, unſichtbaren Bunde vereinigt hatte. Dieſes Bündniß war gegen die verfolgenden Prieſter und den tödlenden Buchſtaben ihrer rohen Satzungen gerichtet. Schon früher, belehrte mich mein Freund, hatten Waldenſer und Albigenſer dieſelben Erleuchtungen geſucht, doch bei der faſt allmächtigen Hierarchie jener Tage waren ſie vertilgt worden, weil ſie ihre Einſichten zu offenkundig gemacht hatten; das empörte Volk, das den geiſtigen Sinn nicht faſſen konnte, mordete die Prieſter und zerſtörte die Kirchen, und Cleriſei wie Regenten vertilgten mit Feuer und Schwert dieſe Rebellen. Seitdem bewachte die geiſtliche Inquiſition und der Dominikaner-Orden die Länder. Man freut ſich, daß man heut zu Tage über dergleichen zu vertrauten Freunden, wenn auch noch nicht öffentlich, ſprechen darf. Dieſe Einſichten vermehrten das Glück meiner Liebe, und ich that mir ſelbſt das Gelübde, mich niemals zu vermählen, um in dieſem geiſtigen Bunde meine ganze Befriedigung zu finden, und ſo am ſchönſten mein Leben zu erfüllen.

Aber es war mir nicht vergönnt, meinen Vorſatz auszüführen. Die Prieſter, die ſich zwar nicht die Macht der früheren Jahrhunderte anmaßen durften, waren doch in Wuth, als ſie hie und da auf die Spuren dieſer unſichtbaren Gemeine gekommen waren, und ſie zürnten um ſo mehr, weil alle diejenigen, die ſie auf ihrem dunkeln Wege entdeckten, zu den tugendhafteſten und frommſten Chriſten gehörten, die ſie ſelbſt vielfach gelobt und andern als Muſter zur Nachahmung aufgeſtellt hatten. Mein Vater ſchäumte vor Wuth, und der angeklagte verdächtige Robert durfte unſer Haus nicht mehr betreten. Damit nicht zufrieden, ſuchte mein Vater mir unter ſeinen geiſtigen Zunftgenoſſen einen Gemahl aus, der mich genauer bewachen und vor allen Verirrungen bewahren ſollte. Ein ehemaliger Soldat, noch älter als mein Vater, war derjenige, den die Prieſter auserkohren, um meine Seele zu retten. Sein Wandel war in der Jugend und in jenen Feldzügen ſo ruchlos geweſen, daß man ſprichwörtlich denjenigen, den man als abſcheulich bezeichnen wollte, nur „ſo arg, als Deniſel" nannte. Obgleich ſich dieſer Sünder bekehrt hatte, auf jene Weiſe nämlich, auf welche ihn jene abergläubigen Prieſter hatten bekehren können, ſo war der Zorn und die Wuth des alten Rieſen immer noch furchtbar und ungeheuer. Viele Fehler hatte er nach ſeiner Meinung abgelegt, aber niemals, wie er ſelbſt bekannte, hatte er ſich die geringſte Mühe gegeben, ſich des Trunkes zu entwöhnen, und ſelbſt ſein Beichtvater durfte ihm mit dieſer Anmuthung nicht beſchwerlich fallen. Dadurch wurde ſein Zorn, an den er ſich ſeit früher Jugend gewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit, auch der geringfügigſten, in ihm aufgeregt, er kannte ſich ſelbſt nicht, und wußte nicht, was er in dieſer thieriſchen Wuth begann. Sehr oft, und wohl die Folge ſeiner wilden ausſchweifenden Jugend, fiel er dann in Krämpfen nieder, in welchen er ſchäumte nnd ſich ohne Bewußtſein wälzte. Oft hatte man ſchon glauben müſſen, daß er in ſolchem Anfalle ſeinen Geiſt aufgeben würde. So ſehr war das Gemüth meines armen Vaters verfinſtert worden, daß er den Einreden ſeiner geiſtlichen Freunde nachgab, und mir dieſes Ungeheuer zum Gatten beſtimmte. Daß jede Einrede von mir vergeblich ſein würde, wußte ich, und ich verlor auch kein Wort gegen meinen Vater, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber zu meinem Freunde Philipp flüchtete ich, den ich bei einer Muhme von mir traf. Er tröſtete mich; aber welcher Troſt konnte fruchten? Einigemal ſah ich auch meinen Geliebten heimlich. Er war in Verzweiflung. Wie glücklich ich in deiner Nähe, im Bewußtſein deiner Liebe war, rief er aus, davon biſt du Zeuge geweſen; kein Wunſch, keine Begier beſtürmte dich. Vielleicht ſoll der irdiſche Menſch nicht ſo geiſtig ſchwärmen und ſich ſeinem Berufe, der Aufgabe des Lebens entziehen, die er freilich auch mit den Niedrigſten theilt. Aber meine Seele duldet es nicht, dich in den Armen jenes Ungeheuers ſo völlig entweiht, ſo bis zum Entſetzlichen geſchmäht zu denken. Jetzt iſt die Begier, dich ganz mein zu nennen, daß du mir als Gattin angehörſt, geheiligt worden. Jetzt iſt es meine Pflicht, dich zu dieſem Schritt zu überreden, durch meine Liebe dich zu ihm zu zwingen, wenn du dich weigern ſollteſt.

In der Verwirrung aller meiner Lebensgeiſter folgte ich ſeinen Einreden nur gar zu gern. Ich ward ſein Weib und Philipp ſegnete unſern Bund.

Wir ſahen uns oft bei jener Muhme, einem liebevollen, ſchwachen Weſen, die durch unſre Noth war gerührt worden. Da aber zu befürchten ſtand, daß mein Vater alles entdecken würde, ſo hatten wir die Flucht beſchloſſen; wir hatten vor, uns nach England zu wenden, wo Robert angeſehene Freunde hatte. Doch zu ſpät. Mein Vater traf mich, indem ich einen Brief an Robert ſchrieb, aus ihm erſah er, daß er mein Gatte war. Er ſchäumte und war entſetzlich in ſeiner Wuth. Ich ward eingeſperrt und bewacht. Er wendete ſich an Biſchof und Cleriſei. Philipp ward als Verbrecher angeklagt und mußte entfliehen, ich weiß noch jetzt nicht, wohin. Alle Worte, Bitten und Klagen waren vergeblich. Durch Geld — o was vermag das Geld nicht — brachte man es dahin, daß meine ſcheinbare Ehe, ſo nannte man ſie, für ungültig erkannt und aufgelöſt wurde; ich ſei noch nicht mündig geweſen, und habe mich alſo, vorzüglich ohne Wiſſen meines Vaters, noch nicht verſprechen können; Philipp ſei ein Abtrünniger und kein Prieſter, er habe alſo das Sakrament nicht verwalten und ſpenden dürfen, und von jener Sünde des Concubinats ward ich, als Unwiſſende, Thörichte, von meinem Beichtvater, nachdem ich mancherlei Bußen hatte üben müſſen, losgeſprochen. Ich war wieder vernichtet und zum zweiten Mal um mein Leben, und um ein verſchönertes, veredeltes betrogen. Ich mußte mich und die Welt und Menſchen verachten, um ſo mehr und ſchmerzlicher, da der rohe, gefühlloſe Deniſel keinen Anſtand nahm, mich nach dieſem öffentlichen Schimpf als ſeine Gattin heimzuführen.

O! es iſt entſetzlich, was der Menſch erleben und ertragen kann, und kein Mann kann es fühlen und wiſſen, um wie viel furchtbarer noch das Schickſal des Weibes iſt. Sei er durch Unglück an eine Gattin gekettet, die er haſſen oder verachten muß, — ſo vernachläſſigt er ſie, findet im Geſchäft, Arbeit, Geſellſchaft, oder bei andern Weibern, ſelbſt im Laſter, Zerſtreuung und Troſt. Giebt er ſich in ſchwachen Stunden dem aufgedrungenen Weibe hin — er verliert nicht ſeinen Werth, nicht ſich ſelbſt in ihren Armen. — Ja, Freund, wir ſind ſchon in der Geburt, ſeit dem Beginn der Schöpfung verflucht, und nur wenigen, nur Auserwählten iſt es vergönnt, ſich dieſer Schmach und Verwerfung zu entziehen, und dieſen gelingt es doch wohl nur, wenn ſie ſich der Alltäglichkeit, den kümmerlichen Gewohnheiten des Lebens, der hoffnungsloſen Mittelmäßigkeit unbedingt ergeben, und einem

Gatten angeſchloſſen ſind, der auch von ſich und dem Leben nichts als ein jammervolles Unbedeutendes erwartet. — Gefühl, Liebe, Sehnſucht nach Wahrheit und unſterblichen Gütern überliefert uns immer wieder dem ſchadenfrohen böſen Feinde.

Was mir am leidlichſten ſchien, ja was mir eine Art von Troſt gewährte, war die Grauſamkeit, mit der mich dieſer aufgedrungene Gatte mißhandelte. Mein Vater, die Prieſter und er waren übereingekommen, daß er mich, als Erſatz der Kirchenbuße, wegen meiner Abtrünnigkeit täglich züchtigen und ſtrafen könne, auch ohne alle Veranlaſſung, ohne daß ich gegen ihn den kleinſten Fehl, nach ſeiner Meinung, begangen habe. Dies zu thun vergaß mein Peiniger nie. Meine Geſundheit ſchwand, mir war alles gleichgültig, ich ſtand in keinem Verhältniß, in keinem Zuſammenhange, weder mit Gott noch Menſchen. — Ach! mein Freund, ich habe viel gelitten, ich habe viel gefehlt, und auch an der Liebe mich verſündiget. Damals wünſchte ich kaum noch den Tod, denn Sein und Nichtſein lag in der fürchterlichſten Gleichgültigkeit vor mir. Ich glaube, eine Pflanze hat mehr Stolz.

Unvermuthet lichtete ſich mein Daſein wieder aus. Die Liebe macht liſtig und erfinderiſch, und ſo hatte Robert Mittel gefunden, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, wieder in die Stadt zu kommen; er hatte mit meinem Peiniger Bekanntſchaft gemacht, und als armer Bittender deſſen Gunſt ſo ſehr gewonnen, daß dieſer ihn in ſeine Dienſte nahm. Wie erſtaunte, wie erſchrak ich, ja hielt es für ein Wunder, als mein Mann mir meinen Geliebten, meinen Gatten ſelbſt in mein Zimmer führte, und dieſem die Aufſicht über mich anvertraute.

Freilich hatte ſich mein Leben nun verwandelt. Die Kunſt des Robert vermochte viel über den unmenſchlichen Deniſel, nur konnte er ihn nicht überreden, die Strafen, mit denen er mich täglich heimſuchte, zu unterlaſſen. In der Abweſenheit des Mannes war Robert mein Geſellſchafter. Oft aber, wenn Deniſel keine vornehmen Freunde fand, mußte Robert mit ihm trinken und ſchwärmen; in dieſen wilden Stunden erzählte er ihm von den Streichen ſeiner Jugend, von ſeiner Rohheit und Mordſucht im Kriege, von den Weibern und Mädchen, die er verführt und elend gemacht hatte, von den Bauern und Bürgern, die er geplündert oder in ihren Häuſern verbrannt hatte. Auch jetzt noch, ob er gleich Greis war, hatte er noch ſeine Liebſchaften mit gemeinen und liederlichen Dirnen. Alles dies erzählte mir Robert, und es war natürlich, daß ich meinen Quäler nur um ſo mehr verachtete und haßte.

War mein Weſen verwandelt, ſo war auch Robert nicht mehr, wie ich ihn ehemals gekannt hatte. Sein Sinn war weltlicher, heftiger, ja ich mag es wohl ſo ausdrücken, roher geworden. Die Gelage, zu welchen er meinen Mann begleiten mußte, waren ihm bald nicht mehr ſo zuwider, wie Anfangs; ich entſchuldigte es, wenn ich ihn manchmal berauſcht ſah, daß er ſich der Umgebung und dem Willen ſeines Herrn fügen müſſe. Wollte ich, wenn ich ihn jetzt betrachtete, meine Empfindung für ihn mit jener meſſen, wie ſie noch vor Kurzem, wie ein Engel leuchtend, durch meine Seele flog, ſo ſchnitt es durch mein Herz; ich konnte mich jenes Himmelsklanges nicht erinnern, und mir war, als ſei alles nur Lüge geweſen, welche mir eine Seligkeit erheuchelt hatte.

Warum, Freund, führe ich Euch dieſe Wanderung durch die furchtbare Wüſte meines Gemüthes? Ihr ſollt mich kennen lernen, damit Ihr Euch und mich beruhigt. Aber richtet nicht zu ſtrenge, und entzieht mir Eure Achtung und Freundſchaft nicht.

Heftiger geworden, in einen Mann verwandelt, der ſich viel weltlicher als ehemals zeigte, glaubte Robert ſich durch ſeine ihm von der Kirche gegebenen Rechte ermächtigt, vertraulich mit mir umzugehen, und auf das neu geſchloſſene Bündniß keine Rückſicht zu nehmen. Alle meine Zweifel wußte er mit ſeiner Beredſamkeit zu widerlegen, ſeine Bitten beſtürmten mich, die Achtung vor mir ſelbſt hatte ich längſt verloren, meinem Quäler glaubte ich keine Pflicht ſchuldig zu ſein, Religion und Prieſter hatten ſich mir als Feinde, die erkäuflich waren, gegenüber geſtellt, und ſo ergab ich mich ihm, in der Ueberzeugung, ihn glücklich zu machen.

Ich fühlte, daß er mich noch liebte, aber jene Heiligkeit war aus ſeiner Liebe entſchwunden; er ehrte mich nicht, er achtete mich nicht mehr; Mitleid, Erbarmen hatte er mit mir, und ſich ſelbſt hielt er ebenfalls geringe, und ſuchte jetzt durch Leidenſchaft und Heftigkeit zu erſetzen, was ſeinen Gefühlen an Innigkeit abging. Und doch waren wir glücklich, ſo ſehr, als es arme Verirrte ſein können, die jede Leuchte in der Nacht verloren haben.

Muthwille, Scherz und Witz ſollten unſer Daſein erhöhen, wir freuten uns, wenn der gemeine Deniſel durch eine neue Liſt betrogen wurde, wenn ein Anſchlag gelang, ihn vom Hauſe fern zu halten, wenn wir, ſeine Trunkenheit benutzend, in ſeiner Nähe uns Liebkoſungen erlaubten. Robert wurde mit jedem Tage ausgelaſſener; mit den grellſten Farben ſchilderte er mir jetzt oft die Ausſchweifungen des rohen Gemahls, und ich freute mich dieſer Darſtellungen und lachte. Doch ward es noch ſchlimmer. Mein vormaliger Gatte und jetziger Geliebter konnte ſich, um ſeinen Herrn nicht mißtrauiſch zu machen, vielleicht ſchon durch eigenen Leichtſinn dazu bewegt, dem nicht entziehen, hie und da auch eine Liebſchaft anzuknüpfen und ein ärgerliches Abentheuer zu beſtehen. Wenn er mir dieſe Geſchichten eben ſo umſtändlich und anſtößig erzählte, ſo ſchnitt freilich eine brennende Eiferſucht durch meinen Buſen, aber ich lachte doch, weil mir das ganze Leben als ein albernes Poſſenſpiel, eine widrige Fratze erſchien. Längſt ſchon war durch Robert jene weibliche Heiligkeit meines Weſens verletzt, ſchon in ſeinen herzlichſten, liebevollſten Stunden mußte ich ihm vieles vergeben, und um ihn zu entſchuldigen, redete ich mir vor, er könne nicht anders ſein, denn dies ſei die Natur der Männer. Jetzt hatte ich nun entdeckt, daß auch im beſſeren Weibe, und für ein ſolches hatte ich mich gehalten, das Unheimliche, Frevle und Freche ſchlummre, das nur durch Leidenſchaft und Selbſtvergeſſen geweckt werden dürfe, um harmloſen Scherz, holdſelige Schalkheit und ſüßen Muthwillen in das Widerwärtige und völlig Unweibliche zu verwandeln.

Ja, ich geſtand es mir, ich ſei eine Buhlerin, nichts beſſer als Hunderte, die ich ehemals verachtet und verabſcheut hatte. Ich meinte dann, das ſei Schickſal und das menſchliche Leben. Wir bildeten jetzt in unſerm Hauſe eine Gruppe, wie eine der vielen, die uns Boccaz ſo witzig und kräftig ſchildert.

Woher nehme ich den Muth, Euch alles das zu ſagen, was die Schweſter vielleicht dem Bruder verſchwiege? Weil ich Euch ganz vertraue, und weil Ihr mir helfen ſollt, wenn Ihr mich ganz und alle meine Verirrungen kennt.

Immer dreiſter und unbeſonnener wurden wir in unſerem Taumel. An einem Tage, an welchem wir uns am ſicherſten glaubten, überraſchte uns der grauſame Deniſel. — Dieſe Stunde war die furchtbarſte, die ich noch erlebt hatte, ſo entſetzlich auch mein Leben geſtaltet war. Kein Menſch vermag die Wuth meines Mannes zu beſchreiben. Nicht bloß war er darüber in Verzweiflung, daß ich ihn getäuſcht hatte, ſondern daß es durch den geſchehen ſei, den er mir im vollſten Vertrauen zum Wächter geſetzt hatte. In ſeiner Wuth befiel ihn jener tödtliche Krampf, der ihn ſo oft leblos niederſtreckte.

Er kam wieder zu ſich, und ſtatt Ausbrüche neuer Wuth, die wir erwarteten, erhob er ſich, ſetzte ſich matt in einen Seſſel und weinte laut und heftig. Da er unſer Erſtaunen ſah, ſagte er ſchluchzend, indem er noch ohne Faſſung war: Ja, Ihr Schändlichen, Ihr ſeht etwas, das mir ſelbſt ein Wunder dünkt. Seit meiner Kindheit habe ich keine Thränen vergoſſen, ſo viel Elend ich auch ſah und erlebte. Wißt denn, ſchon ſeit lange hat mich die ruhige Ergebenheit dieſes Weibes, ihre Geduld, mit der ſie meine Grauſamkeit ertrug, tief bewegt. Ich empfand, wie unglücklich ſie ſein mußte, und warf einen reuenden Blick in mein Leben. Ich nahm mir feſt vor, beſſer zu werden, und ſie fortan gut und freundlich zu behandeln; ſie ſollte künftig nur Güte in mir finden und ſich mit mir verſöhnen. Dieſem Menſchen, den ich liebte, dachte ich eine Summe zu ſchenken, daß er nicht mehr Diener zu ſein brauche, ſondern mein Freund würde. Gemeinſam wollten wir in Liebe und Ruhe leben, ich wollte mich von jenen haſſenden Prieſtern zurückziehen, denn ich ſchämte mich vor dieſer Catharina, die mir wie eine Heilige gegenüber ſtand. Und nun? ich ſehe, ſie iſt ſchlechter als ich, ſie verdient nur meine Verachtung.

Jetzt ſtellte ſich Robert ihm gegenüber, gab ſich zu erkennen, nannte ſeinen Namen, erzählte ſein Unglück, und wollte ihm deutlich machen, daß er ſelbſt mir früher angehört habe, und daß unſre Verbindung vom Prieſter geweiht und eine rechtmäßige Ehe geweſen ſei, die widerrechtlich ſei aufgehoben worden. Als Deniſel erfuhr, ſeit wie lange er ſchon ſei getäuſcht worden, und mit welchen Künſten ſein größter Feind ſich ihm genähert und ſeine Freundſchaft erworben habe, gerieth er von neuem in Wuth und Raſerei. Er ſtürzte, indem er einen Dolch faßte, auf Robert, um ihn zu ermorden; dieſer aber ſtieß ihn mit ſolcher Gewalt zurück, daß der Alte rücklings über ſtürzte, wiederum in ſeine Krämpfe fiel und ſich nicht erhob. Er war geſtorben.

Robert fand zuerſt Sprache und Beſinnung wieder. Was wir in dieſen Augenblicken erlebt hatten, war ſo erſchütternd, ſo allgewaltig in unſer Leben gedrungen, daß wir fühlten, eine neue Bahn liege vor uns, wenn wir uns nicht zu Grunde richten ſollten. Robert war in Reue und Troſtloſigkeit zerfloſſen. Die herzzerreißendſte Anklage ſeiner ſelbſt floß von ſeinen Lippen, wie er mich, die er zu lieben und zu verehren gemeint, in den Abgrund gezogen habe, und wie er jetzt ſehe und innigſt fühle, daß die Liebe ſelbſt das Böſe ſei; wie er jetzt verſtehe, daß im erſten Keime derſelben, in der früheſten und unſchuldigſten Regung, die ihn wie mit himmliſcher Heiligkeit überſchüttet habe, ſchon das Laſter geſchlummert. Das Leben ſelbſt, ſo fuhr er fort, ſei Sünde, und das Gift in dieſem regiere. Er bereue auch jetzt alle ſeine Irrthümer gegen die Kirche, er widerrufe jene Lehren, die er und Philipp ihren Vertrauten gepredigt hätten, und einzelne ſchlechte Prieſter könnten niemals die hohe Würde des Standes erniedrigen.

Er war ganz vernichtet, erflehte in Thränengüſſen meine Verzeihung, daß er mich zur Sünde verleitet habe, und ging, ſich mit der Kirche zu verſöhnen. Seit dem, ſo hat man mir erzählt, lebt er unter ſtrengen Büßungen in einem Walde als Einſiedler.

Es machte kein Aufſehen, daß Deniſel geſtorben war; er war Greis, es war bekannt, daß die fallende Sucht ihn ſchon oft dem Tode nahe gebracht hatte. Auch mein Vater verließ bald die Zeitlichkeit, und ich war mir nun, im Beſitz eines mäßigen Vermögens, ſelber überlaſſen; denn Vieles, das wir früher beſeſſen hatten, war durch Deniſel und meinen Vater an Klöſter und Kirchen vergabt worden. —

Nun wißt Ihr Alles, mein vertrauter Freund, und ich hoffe, Ihr helft mir dieſes Leben erheitern, welches ich mir erwählt habe, nachdem ſo viele Stürme mein Gemüth erſchütterten.

Liebe Catharina, ſagte der junge Mann, Euer Bekenntniß hat Euer ganzes Weſen mir näher gebracht, und doch wieder ſeid Ihr mir fremder und entfernter als geſtern. Ich meine nur, da Ihr ſchon früher nachgabt, um einen andern zu beglücken, ſolltet Ihr um ſo leichter meinen Bitten nachgeben.

Lieber Friedrich, antwortete ſie, ich habe in allen dieſen Jahren nicht aufgehört, mich als Roberts wahre, vom Prieſter angetraute Gattin anzuſehen. Ich wäre, wenn es ſeine Reue und Zerknirſchung zugelaſſen hätte, wohl mit ihm, da ich nun frei war, nach England gereiſet. Ich liebe ihn noch, ſein Bild wohnt in meinem Herzen, ich darf ihm die Treue nicht brechen. Ihr verwundert Euch vielleicht, wenn ich Euch ſage, daß ich ſelbſt jene Umwandlung ſeines Weſens ſo wenig verſtand, wie billigte. Gewiß hatten wir uns ſchwer verſündiget, und viele Augenblicke der Schaam und Reue hatten mich zu dem Vorſatz geführt, beſſer zu werden. Meine unſterbliche Seele bedurfte es, aus dem Zuſtande der Erniedrigung wieder erhoben zu werden. Aber nicht durch Untreue gegen mich und das Edelſte, was ich geſchaut und erlebt hatte, durfte die Beſſerung anheben. Sein Bild, jenes Frühlingsgefühl, welches den Winter meines Herzens damals durch Duft, Glanz und Blüthe vertrieben hatte, war mir noch heilig, muß es mir in Ewigkeit bleiben. Ich kann nicht jenen Glauben aufgeben, alle jene Anſichten, die ich damals durch Robert und Philipp gewann; denn ſie läuterten und erhoben alle meine Seelenkräfte. Und ſo bin ich ſeitdem allgemach und ſicher zu meiner frühern Lebensweiſe zurück gekehrt, in Schaam und Vergeſſenheit ſind jene unſeligen Verirrungen begraben, mit jedem Tage ward ich ſicherer, feſter und im Herzen glückſeliger. Werdet Ihr mich verſtehen, wenn ich Euch ſage, daß ich es nicht faſſe, wie jene wilde, verzweifelnde Reue, Buße und Troſtloſigkeit, Selbſtqual und Selbſtverachtung uns dem Ewigen näher bringen ſoll? Im Anſchauen des Schönen und Edlen, im Glauben an meine Liebe, im Genuß von Kunſt und Poeſie, im Umgang mit Freunden und edlen Menſchen habe ich die Verklärung meiner Seele geſucht und gefunden. Die Süßigkeiten des Glaubens und der Religion ſind mir näher gekommen und eindringlicher geworden, und alles Unedle iſt mir fremd, nicht unverſtändlich, da ich es erlebte, aber weit entrückt. So bleibt Ihr nun auch ferner mein Freund, Theuerſter, und mißverſteht mich niemals.

Friedrich war in tiefes Nachſinnen verloren, er fuhr aus dieſem auf, als wenn er ſeine Gedanken wie mit Gewalt von ſich verſcheuchen wollte, betrachtete ſeine Freundin dann, und eine Thräne der Rührung floß aus ſeinem Auge. In dieſer Stunde, ſagte ſie, da Ihr ſo bewegt ſeid, hört noch einige Worte von mir geduldig an, geduldig und ohne Zorn.

Friedrich ſetzte ſich wieder, Catharina nahm ſeine Hand und ſagte mit den lieblichſten Tönen: Euer Vater war bei mir, er iſt ein guter, lieber Mann, der zärtlich um Euer Wohl beſorgt iſt. Die Hoffnung Eurer Familie beruht auf Euch. Sammelt Euer Gemüth, edler Freund, faßt den Entſchluß, der Euch, von ſo wackern Eltern ſtammend, geziemt. Jetzt müßt Ihr unbezweifelt einſehn, daß keine Verbindung unter uns möglich iſt, da ſelbſt die Geſetze der Kirche wie des Staates, wenn auch ſonſt keine Hinderniſſe wären, ſie unmöglich machen. Das liebliche Mädchen, Sophie, welches Ihr neulich hier ſaht, die, von edlen Eltern ſtammend, Euch Reichthum, Schönheit und alles Wünſchenswerthe bringt, — macht dieſe glücklich; denn man ſieht, daß ſie Euch verehrt. Je früher Ihr dieſen Entſchluß faſſen könnt, um ſo früher erfreut Ihr Euren Vater, deſſen Alter ſchon ſo vorgerückt iſt, daß er Euch vielleicht bald kann entriſſen werden. Dann ſind wir Alle froh und zufrieden, und jenes Glück, das wir uns wünſchen, iſt uns freundlich geſichert.

Friedrich ſprang auf, faßte Catharinens Hand, ſah ihr ſcharf in's Auge, und ſagte dann: Alſo daher Eure Weisheit? Ihr verſchmäht es nicht, Euch zur Unterhändlerin mißbrauchen zu laſſen, um die Abſichten eines alten Mannes durchzuſetzen, der nur auf Geld und Beſitz ſieht, und dieſen eigenſinnigen Wünſchen das Wohl ſeines einzigen Sohnes opfern will? Und doch wollt Ihr meine Freundin ſein? Nein, elend, verachtet, verſtoßen lieber als eine ſolche Verbindung! Muß ich denn gerade in eine Ehe treten, wenn Ihr meinen Wunſch ſo beſtimmt und mit aller Kälte zurück weiſet? Und Ihr fühlt nicht, daß nur die Einſamkeit noch mein Glück ſein kann, die Flucht vor ſolcher vernünftig berechneten Ehe? Ihr habt ja den Fluch dieſer tyranniſchen Verkupplung an Euch ſelbſt erfahren, und ſolltet mindeſtens diejenigen nicht in das Joch zwingen wollen, die Ihr Eure Freunde nennt.

So iſt dies denn, ſagte Catharina trauernd, die Frucht meines Vertrauens? Ihr wollt mich lieben, und könnt mich ſo ganz mißverſtehen? Ihr ſagt, daß Ihr mich achtet, und traut mir doch eine geringe Geſinnung zu?

Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was ich denke! rief der heftige Jüngling; Ihr ſeid es ſelbſt, die mich irre macht in allen meinen Erkenntniſſen; kann ich denn noch ſagen, was ich wünſche? Ob ich liebe? In wie fern ich Euch verſtehe? Ihr wollt es ja ſelbſt, daß eine unermeßliche Kluft zwiſchen unſern Herzen ſein ſoll. Warum zürnt Ihr mir nun, wenn ich den Riß noch größer mache? Eure Erzählung, Euer Gefühl kann es mir nicht deutlich machen, wie ich Euch entſagen müſſe; iſt denn nun nicht beſſer, wir nehmen an, dies unergründliche Mißverſtehen beruhe ſchon auf innerm Hader, auf einer unſichtbaren Feindſchaft, die ausbrechen muß? Ja, könnte man die Liebe auflöſen, ſei es auch durch lange Geduld, wie einen künſtlich verſchlungenen Knoten; der aber liebt nicht, der ſagen kann: Ich will von der Zeit und Zukunft meine Geneſung erwarten, denn im gegenwärtigen Augenblick iſt und ſtrebt die ganze Kraft der Liebe und weiß von keinen Morgen und Uebermorgen! Gut denn; wir gehen nun auf verſchiedenen Bahnen, und ich weiß in Zukunft, daß, wenn Ihr mich freundlich anblickt, Ihr nur darauf ſinnt, mir wider eine andre Ehehälfte annehmlich zu machen. Das ſagt wenigſtens meinem Vater, daß Ihr redlich ſeinen Auftrag ausgerichtet, aber keinen Dank dafür geerntet habt.

Er ſtand auf und ging, ohne der Trauernden noch einen Blick zu gönnen. In der Gartenthür ſtand er ſtill, ſchaute um, und ſah das ſehnſüchtige Auge der Gekränkten. Vergebt mir, rief er, indem er zurückkehrte: der tiefe Schmerz hat auch ſein Recht, und ich fühle wohl, aus räthſelhaftem Gelüſt kränkt man nur den recht ſchmerzlich und vorſätzlich, den man auf das innigſte liebt. Dieſe Schmerzen, die ich ſo roh und wild Euch gebe, ſind ja nur eine andre Art von Liebeserklärung, und ich muß mich bewachen und mir in die Zügel fallen, um mich nicht noch mehr zu erniedrigen. Schändlich könnte ich in dieſen Augenblicken werden, und innerlich bin ich es ſchon, aber ich will Euch den Anblick erſparen. Vergebt mir denn, wie Ihr könnt. Aber Ihr könnt nicht, da das Wort einmal geſprochen iſt. Wenn ich mich bis daher für gut hielt, ſo bin ich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ganz ſchlecht bin und werden kann.

Er entfernte ſich, und Catharina blieb in tiefer Trauer zurück. So müſſen ſich alſo, klagte ſie, dir Menſchen, die ſich verſtehn und lieben, am ſchlimmſten verletzen? So führt gerade die Einigung der Seelen zur feindlichſten Entfernung? Ja, wenn ſich nicht Leidenſchaft in Freundſchaft und Liebe miſchte, ſo wären ſie himmliſche Güter. — Und was wäre Freundſchaft und Liebe ohne Leidenſchaft? Würde ich gekränkt ſein, wenn nicht dieſe ſüße Leidenſchaft, dies ſelige Einsſein und innere Näherverwachſen der Empfindung und des Verſtändniſſes mich an ihn mit ewigen Banden gekettet hätte? Und liebe ich ihn denn vielleicht? — Ja und Nein. — Nicht wie Robert, nicht als Gatten, — und doch kann ich ihn nicht entbehren, und doch hat er mein Herz zerriſſen. — Ja wohl beſteht unſer Leben nur darin, daß wir immer und immer wieder alle Güter, allen Beſitz aufopfern müſſen. — Unſer Daſein iſt wie der Sturm auf der See; mehr und mehr werfen wir über Bord, um uns ſelbſt nur zu retten, und gehn doch wohl auch unter; oder, wenn wir endlich landen und uns geborgen nennen, ſo ſind wir Bettler, und es verlohnt ſich nicht, das nackte Leben fortzuleben.

Nacht und Schlaf unterbrachen endlich dieſe Klagen.

In einem Winkel der Vorſtadt lebte in einer unbemerkten Hütte eine alte, ſonderbare Frau, ganz von der Welt zurückgezogen, die bei den Nachbarn, vielen Prieſtern und denen, die nicht blos weltlich geſinnt, und ſich um die Einſamen bekümmerten, in dem Ruf der Heiligkeit ſtand. Sie war ſo arm, daß ſie bettelte und nur von Almoſen und Wohlthaten lebte. Für ſich ſelbſt bedurfte ſie faſt nichts, ſie lebte von Brot und Waſſer, und verſagte ſich jede Erquickung, denn das Gebet und der fleißige Beſuch der Kirche war ihre höchſte Labſal. Aber verarmte, elternloſe Kinder unterſtützte ſie, brachte ſie in den Häuſern armer, gutwilliger Handwerker unter, und ſprach darum die Wohlthätigkeit Gutgeſinnter an, um die Pflegeeltern der Waiſen zu unterſtützen. Für diejenigen, die ſchwer krank lagen, die keine Hülfe hatten, bettelte ſie unermüdet bei den Vornehmen, und zürnte nie, oder klagte, wenn ſie auch wieder und immer wieder, oft mit harten Worten, abgewieſen wurde, nicht ſelten von den übermüthigen Dienſtboten oder von ſolchen Reichen, die noch niemals von ihr vernommen hatten, gemißhandelt wurde.

So wie ſie aus ihrer finſtern Hütte auf die Straße trat, fiel ſie Allen am Licht des Tages als ein ſonderbares Schauſpiel auf. Sie war mit Lumpen bedeckt, in Holzſchuhen ging ihr nackter Fuß, die greiſen Haare ſtrebten reich und lang aus einer ſchwarzen, kleinen Tuchmütze hervor, die ſich eng dem Kopfe anſchloß. Ihre weißen, ſtruppigen und langen Augenbraunen verſchatteten die dunkeln großen Augen. Ihr Antlitz war kreideweiß, am meiſten die lange vorſtehende Naſe. So erſchien ſie Allen, vorzüglich der Jugend, wie ein Leichnam, oder wie ein Geſpenſt. Die Buben auf den Straßen nannten ſie nur die alte verrückte Gertrude, und liefen ihr ſchreiend und ſie verhöhnend nach; die ſchlimmſten warfen ſie dann mit Steinen, und würden ſie verwundet, wohl gar getödtet haben, wenn die ältern Leute die Frechen nicht gehemmt und beſtraft hätten. Sie ſelbſt aber blieb immer ruhig und freundlich, erwiederte niemals ein böſes Wort, beklagte ſich auch nicht, ſondern wandelte fort, ohne ſich nur nach den Scheltenden und Höhnenden umzuſehen.

Der Küſter Wundrich, ein kleines, ſtets heiteres Männchen, wandelte jetzt nach der ſtillen, einſamen Gaſſe, in welcher die Hütte der Alten lag. Er kannte ſie und brachte ihr das, was ihm von weichherzigen Menſchen war mitgetheilt worden, damit ſie es an die verarmten Kinder und nothleidenden Kranken vertheilen könne.

Indem Wundrich ſich der Hütte näherte, überlegte er noch einmal, wie er am beſten ſeinen Auftrag ausrichten könne; denn ſo freundlich, ruhig und demüthig die Alte war, ſo hatte er doch ſchon die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer leicht ſei, ſie zu einer Sache zu bereden, die ihrer Gemüthsweiſe entgegen war.

Leiſe öffnete er die kleine Thür und indem er die innere öffnen wollte, ſprang ihm eine Ziege ſo heftig entgegen, daß ſie ihn bald umgerannt hätte. Sieh da! ſieh da! rief der kleine Mann aus, was ſchafft ſich denn unſre alte Wahrſagerin für gehörnte Freunde an, die den Fremden ſo ungeſtüm begrüßen? Stille, ſtille Kind! Du mußt bei unſrer feinſprechenden Gertrud um eine beſſere Erziehung bitten.

Er machte die Thüre auf, und vor ihm drängte ſich die Ziege in die kleine, finſtre Stube. Nur wenig Licht fiel durch die runden, verfinſterten Scheiben, am grellſten hob ſich ein hölzerner Chriſtus am Kreuz hervor, der lebensgroß die eine ganze Wand bedeckte, mit Farben bemahlt. Der vermagerte Leichnam, mit den ſtark hervorgetriebenen Rippen in der hochgewölbten Bruſt, dünnen Beinen und Armen war einer jener widerwärtigen, mit denen viele Kirchen und Kapellen verunziert waren.

Die Alte kauerte im Winkel, ſo klein zuſammengezogen, daß ſie faſt unſichtbar war. Wundrich entdeckte ſie an der Ziege, die ſich vor ſie ſtellte, um von der Alten gemelkt zu werden. Bei dieſem Geſchäft kehrte das Thier ſein kluges Geſicht mit den ſtarren großen und geſpaltnen Augen zu dem Küſter wie höhniſch herum, als wenn es ihm deutlich machen wolle, wie viel Recht es habe, in der Kammer zu ſein.

Die Alte begrüßte ihren Bekannten mit einer kleinen Bewegung des Hauptes, indem ſie ungeſtört, und ohne ein Wort zu ſagen, ihr Geſchäft verrichtete. So habt Ihr Euch ja eine Geſellſchafterin zugelegt, ſagte Wundrich; die Einſamkeit iſt Euch doch wohl zu läſtig geworden. Der Springinsfeld iſt aber für Eure Haushaltung etwas zu munter, wenn Ihr ihn nicht als Thürhüter anſtellen wollt, der mit Hörnerſtoßen die Fremdlinge von Eurem Palaſte abweiſt.

Die Alte ging jetzt, ohne nur aufzuſehen, mit der Schale, in welcher ſie die Milch gefaßt hatte, ſtillſchweigend in eine finſtre Kammer. Nach einiger Zeit kam ſie zurück, öffnete ſtumm die große Thür und ließ die Ziege heraus, die nach dem Hofe ſprang, auf welchem ſich ein ſchmaler Grasplatz befand.

So, ſagte Wundrich, nun ſind wir allein und kein Menſch kann unſer geheimes Geſpräch behorchen und verrathen. Nicht wahr? Nun, ſo redet doch, alte gute Meiſterin, die Ihr hier abſeits wie eine Hexe oder Zauberin wohnt. Kocht Ihr brav Liebestränke? Beſchwört Ihr Euch wohl ſelbſt ein Liebchen daher? Kommen viele Kunden zu Euren Sprüchen? Warum redet Ihr denn heute ſo gar nichts?

Wenn Ihr vernünftig anfangt, ſagte die Alte, ſo giebt es vielleicht etwas zu antworten.

Hier, ſagte der Küſter, nehmt, was mir eingekommen.

Ohne das Paket anzuſehen, legte es die Alte in einen Kaſten.

Es iſt Gold dabei, ſagte Wundrich, verzettelt es nicht; ich bringe Euch diesmal viel.

Viel oder wenig, ſagte Frau Gertrud; es iſt da und wird morgen nicht mehr da ſein; die Noth wächſt immer, wie die Saat auf dem Felde, und das Almoſen will immer nicht zur Sichel werden, es zu ſchneiden. — Setzt Euch.

Wohin? ſagte Wundrich: altes Kind, ich werde mich, wie die Ziege vorher, da auf vier Beine hinſtellen, und Euch ſo in das blaſſe Angeſicht ſchauen.

Da, antwortete ſie, iſt der kleine Schemel unter dem Kreuz; lehnt Euch an das.

Und ſo dem Heiland den Rücken kehren? fragte der Geiſtliche.

Das thut ihr ja doch immer, erwiederte ſie; wenn er Euch einmal anblickte, würdet Ihr Euch die unnützen Reden abgewöhnen. Ihr ſeid gut, aber Ihr könntet noch viel beſſer werden.

Der Küſter ſetzte ſich auf den niedern Schemel und lehnte ſich an das Bild; die Alte aber kauerte wieder in ihren Winkel und nahm einen Roſenkranz in die dürren Hände.

Wie geht's Euch ſonſt? fragte Wundrich.

Wie immer, antwortete ſie, gut; ich kann meinem Schöpfer und Heiland nicht dankbar genug ſein, wie ich hier ſchon im irdiſchen Leben ſo überſchwenglich glücklich bin.

Es iſt erbaulich, ſagte er, daß Ihr Euch ſo begnügt. Aber neulich, als Euch die Buben ein Loch in den Kopf geworfen hatten, das Euch viele Schmerzen machte; wie war es da?

Ach! erwiederte ſie faſt lachend, ich habe durch meine Sünden viel Schlimmeres verdient.

Ihr ſündigt nicht, Alte! rief Wundrich gerührt, ſchweigt ſtill, Sybille, und läſtert Euch nicht ſelber, gutes, liebes Weib.

Ihr kennt mich nicht, ſagte ſie gelaſſen, ich bin ſo ſündig, wie irgend ein Menſch, und der Herr iſt ſo gütig und freundlich gegen mich, daß er nicht mit mir in's Gericht hat gehen wollen. Die Wunde iſt ganz geheilt, und ich kann den Kopf beſſer brauchen als jemals. O die Gnade, die mir der Herr erwieſen hat! Ich könnte krank ſein, und bin geſund; ich könnte weit weg im Heidenlande leben, und bin hier als Chriſtin geboren, von frommen Eltern, in der Nähe ſchöner Kirchen und ehrwürdiger Prieſter, ich könnte gottlos und verſtockt ſein, und der Herr hat durch ſeine Gnade mein Herz ſchon vor vielen Jahren angerührt; ich könnte blind und taub ſein, aber ich vernehme die heiligen Glocken, ich höre den Geſang der Kirche, ſein Wort dringt durch mein Ohr in meine Seele; ich ſehe ſeine Sonne und ſeine Geſtirne, ja ſchon früh fällt unb ſchleicht ein Strahl durch die matten Scheiben und vergüldet das todte Antlitz meines Heilandes dort, der dann wie mit Stimmen zu mir ſpricht, und wie mit Liebesblicken in mein Herz hinein leuchtet.

Liebe alte Segensſprecherin, fing Wundrich wieder an, der Dechant Dubos iſt ein verſtändiger Mann und meint es gut mit Euch. Ihr ſollt Euch im Spital ſelbſt eine Zelle ausſuchen, da wird man Euch verpflegen; Ihr ſeid der Kirche näher, Ihr braucht uicht mehr Almoſen zu heiſchen, und Euer hülfloſes Alter iſt ganz ruhig und ohne Sorgen. Der Herr ſchätzt Euch hoch, er hat von Eurem Wandel gehört; er wünſcht, daß Eure Tugend belohnt werde, und daß Ihr doch endlich die guten Tage kennen lernt.

Küſter, ſagte Gertrud verdrießlich, ſchwatzt nicht ſo albern, wo wäre Tugend an mir zu finden? Wenn ich für meine Kinderchen bettle, ſo gehe ich nur meinem Vergnügen nach, und kein Menſch ſoll mir dieſe Freude nehmen. Dann ſehe ich die Kleinen ſelbſt, wie ſie gedeihen, ob ſie die rechte Pflege haben; tröſte die Kranken, gebe den armen Pflegeeltern, und bin ſo froh in meiner Seele, daß ich laut dem Geber aller Güter danken muß. Was geht mir hier ab? Die alte Stube verlaſſe ich einmal nicht. Was kümmert mich der Herr Dechant, ſo ſehr ich ihn verehre? Er ſoll mich in Ruhe laſſen, ſo wie ich ihn nicht ſtöre. Giebt er mir Almoſen, um ſo beſſer für meine Kinderchen; kann und will er nicht, ſo werde ich auch nicht über ihn klagen.

Der Biſchof von Baruth, fuhr der Küſter fort, möchte Euch in ſeiner Nähe haben, er nennt Euch eine heilige Frau und ein Muſter für die Chriſtenheit. Geht es nach ihm, ſo bleibt Ihr nicht arm, ſondern ſtellt Euch in der Stadt an die Spitze einer frommen Schweſterſchaft, verwaltet das Almoſen und ſeid ſelbſt der Noth enthoben, genießt noch Ehre und Achtung; und gebt ſo Veranlaſſung, daß ſich die chriſtliche Gemeine an Euch erbaue.

Küſter! Küſter! rief die Alte, wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, Ihr ſeid ein Schalk! Ihr wollt mir da von einem frommen Biſchofe etwas aufbinden, das ihm keine Ehre macht, wenn er es geſagt haben ſollte. So ſelten ſollte es um einfältige Chriſten ſtehn, daß man ſie bei mir, hier in der Hütte, aufſuchen müßte? Ein Biſchof, ein Geſalbter des Herrn ſollte ſo gottloſe, troſtloſe Reden führen? Ein armes Bettelweib bin ich, das ſo, wie Andre an Tanz und Mahl, ihre Luſt an Betteln hat; ich ließe es gewiß, wenn es mir nicht Spaß machte. Und hört, Küſtermann, ich will weder den Herrn Dechanten, noch den Herrn Biſchof ſehen; ich will nichts verhandeln und thun, was mir noch in meinen alten Tagen meinen oft zerſchlagenen Kopf verrücken könnte. Ja, ich habe viel erlebt, und denke und meine über vieles hinweg zu ſein. Aber man lernt die Welt und ſich niemals zu Ende kennen, denn der Menſch bleibt dumm und voll böſer Trachtens, wenn er auch Methuſalems Jahre erreichen ſollte. Das fehlt noch, daß ſie mir die Schüſſel des geiſtlichen Hochmuthes ſo nahe rückten, daß der betäubende kräftige Geruch mir in die Naſe ſtiege, und mich dort hinſetzte, um davon zu naſchen und zu ſpeiſen. Jeder Menſch muß ſich das aus dem Wege ſtellen, was ſeinen Glauben irrt. Vermögen, Anſehn, Ehre, Aufſehn machen, das alles könnte mich weit, weit weg führen. Für mich iſt die Armuth, der Hohn der Knaben, der Uebermuth der Großen, der Ekel, mit dem die Reichen auf mich herab ſehen; dieſe Demüthigung iſt mir werth, denn mein Herz war böſe und eitel, und erſt, da mir der Herr ſo gnädig war, mich ſo zu führen, wie jetzt, bin ich glücklich geworden.

Der Küſter ward ſtill und dachte über die wunderbare Gemüthsart der Alten. Er merkte, daß alles, was ihm aufgetragen war, bei ihrem feſten Sinne nicht durchzuſetzen ſei. Er wollte ihr deutlich machen, daß ſie entweder als Vorſteherin einer Schweſterſchaft mehr Gelegenheit finde, wohlthätig zu ſein, oder, ſelbſt Haus, Geld und Eigenthum beſitzend, mit weit mehr Sicherheit ihrem ſchönen Gefühle folgen könne. Im Großen, beſchloß er, könnt Ihr, gute Frau, dann das thun und ausüben, was Euch jetzt ſchon glücklich macht. Dieſes Glück wird Euch aber doch durch eignen Mangel, durch die Hartherzigkeit der Menſchen und durch ſo manches Hinderniß verkümmert, welches Euch nachher nicht mehr quälen würde.

Freund, ſagte ſie immer noch verdrießlich, laßt ab von mir, denn Ihr werdet mich doch nicht überreden. Daß ich ganz arm, und bettelarm bin, das iſt meine Freude und meine Andacht. Mein Heiland hatte auch nicht, wo er ſein Haupt hinlegte. Wenn ihr meinen Sinn nicht verſteht, ſo laßt mir wenigſtens Ruhe. Faſt alle Menſchen glauben, ſie fingen erſt an zu leben, wenn ſie Eigenthum erwerben. Ich habe alles verloren und vergeudet, und ſeitdem iſt mir erſt wohl. Der heilige Vater Franciscus und mancher Andre, auch Sankt Rochus, Alexius, dachten eben ſo. Es iſt eine Seligkeit ſchon hier auf Erden, ganz arm zu ſein und nichts zu beſitzen. Nun weine ich nicht mehr über die Bettler, Hülfloſen und Kranken, nun gehöre ich ſebſt zu dieſer Gilde, und kann erſt glauben, daß alle meine Brüder ſind. Wie andre Menſchen ſich nach Freuden, Muſik und Tanz und großen Feſten ſehnen, ſo ging meine Sehnſucht auf dieſe Armuth hin. Jeder muß wiſſen, wie er in ſeinem Glauben treu ſein und verbleiben kann.

Sagt mir, alte Verwunderliche, fragte der Küſter, iſt denn das nicht auch vielleicht eine Eitelkeit, daß Ihr ſo das Erſtaunen Eurer Freunde, der Nachbarn und des Volkes erregen wollt?

Ihr ſeid ein Verſucher! rief ſie aus, darüber werde ich im Stillen meinen Heiland befragen und Euch nächſtens Antwort ſagen. Ach! Ihr Weltlichen, Ihr wißt nicht, wie vieles Ihr aufgebt, um nur Menſchenkinder zu ſein, um Euch mit Weisheit, Glück, Reichthum zu blähen und den Andern überzuragen. Unten, im Staube liegen, von Allen verachtet ſein, von den Stolzen mit Füßen getreten zu werden, o, das iſt das liebe Wohlbehagen, die ſüße Einſamkeit des Herzens und der Liebe. Wer noch Sorgen hat und Vermögen, Haus und Kind, der kann den Heiland nicht aus vollem, überwallenden Herzen lieben. Und wer noch etwas vorſtellen will und irdiſche Ehre genießen, der iſt nicht ruhig, der fließt und fluthet noch in Drangſalen hin und her.

Nun, wie Ihr wollt, ſagte Wundrich; ſagt ja doch das Sprichwort: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Ja wohl, antwortete die Alte, die jetzt redſelig geworden war; nur muß der Menſch auch einen wahren Willen haben, der ihm die rechte Stelle in ſeiner Welt anweiſt. Ich bin todt und lebe nur noch der Gnade. Der Kirchengeſang, die Meſſe, — ach! lieber Freund und Herr — wenn ich das Haus Gottes betrete, und der feierliche hohe Dom umfängt mich ſo liebreich und ehrwürdig: da fällt doch gleich jeder Zweifel, jede irdiſche Angſt zu Boden. Der Duft des Räucherwerkes, die Stimme des Prieſters vom Altar weckt, ſo wie ich mich nun niederwerfe, eine ſehnende Inbrunſt in meinem Herzen auf. Die brennenden Kerzen erinnern mich mit ihrer ſtillen Flamme an das Geheimniß der Welt und Schöpfung, und ein ſüßes Grauen wandelt in meinem Weſen auf und ab, was ſie bedeuten könnten. Ich ſinne und bete, und der Schöpfer und der Heiland rühren mit inwendigem, unausgeſprochenem Worte meine Seele an. Da iſt in mir eine Liebe über alle Liebe, eine Seligkeit und Wonne; ein himmliſches Athmen; und nun klingt die Glocke und die Wandlung iſt geſchehen, da geht der Schauer durch alle Adern und das Mark der Gebeine, und ich weiß, daß ich eine Chriſtin bin und der nahe, verkörperte Heiland mich liebt.

Die Augen der Alten leuchteten, und Wundrich betrachtete ſie mit Erſtaunen. So komme ich denn, fuhr ſie fort, neugeſtärkt nach Hauſe. Warum ſoll ich mich in meinem Weſen und Beruf ſtören laſſen? Wozu Geld, Weltlichkeit, beſſere Speiſe? Ihr wißt es auch nicht, der Ihr Euch in den Häuſern umtreibt, welche Kraft, Herrlichkeit und Wohlgeſchmack im klaren, friſchen Waſſer webt und kühlt. Der Brunnen drüben, aus welchem ich ſchöpfe, iſt mir faſt wie meine irdiſche Kirche. Er giebt mir die Genüge und Fülle.

Bücher ſehe ich auch, ſagte der Küſter.

Nur wenige, antwortete ſie. Ach! die ſüßen Geſänge auf die heilige Jungfrau, die ich alle auswendig weiß, und mir ſo herſage und in ihnen bete, wenn ich mir eine rechte Freude einmal machen will.

Haſt du, Seele, nicht für Wunden
Süßen Balſam aufgefunden,
Wenn in Glanz und Abendröthen
Geht die Herrin der Natur,
Wonneſang auf ihrer Spur,
Troſt und Heilung allen Nöthen?

Wie im Frühlingsabend Haine
Von dem Nacht'gallton durchklingen,
So ertönt, wenn ich ihr weine,
Der Holdſel'gen ſüßes Singen;
Ach, die Königin, die reine,
Will ſich gern hernieder ſchwingen,
Sag' ich, was ich lieb' und meine,
Wird ſie Englein mit ſich bringen,
Kinder, lachende Geſtalten,
Die in klaren Händen halten
Blumen duftend, weiße Blüthen,
Himmels-Roſen, Troſt und Segen,
Die mir alle Noth vergüten,
Lind ſich um die Seele legen.

Blüthen hüllen wie Gewande
Weiß den liebekranken Geiſt,
Zitternd ſprengt er ſeine Bande,
Und die Erdenhülle reißt.

Flügel werden Blüth' und Kranz,
Leicht entſteigt er auf zum Licht,
Und nun ſieht er noch im Glanz
Ach! Mariens Angeſicht.

Wo ſie hinblickt, ſproſſet Glauben,
Lieb' und Sehnſucht in der Welt,
Fliegen wie die weißen Tauben
Durch das lichte Himmelszelt.
Aus dem Lächeln tropft Verſühnen
Wie Rubinen
Hoffnung ſtralend in das Herz
Starrer Sünder, und es ſchmelzen
Aller Gottesläugnung Felſen,
Und in wunderſüßem Schmerz
Kommt der Bereuende
Sich ſelig Befreiende,
Wie ihn die weihende
Mutterhand der Liebe rührt
Und zum Heiland zärtlich führt.

Zürnen kannſt du nicht, nur klagen,
Dir der Heiland nicht verſagen
Wenn dein Mund die Bitten ſpricht,
Wollen Sohu und Vater ſchelten,
Wirſt du ſelber für den Frechen,
Der dich höhnt, noch freundlich ſprechen,
Nicht darf er die Sünd' entgelten,
Dein Schutz fehlt uns nimmer nicht.

Dies iſt, ſagte der Küſter Wundrich, aus einem Gedicht meines Freundes Labitt, des alten Malers.

So? antwortete die Alte, des Mannes, den ſie den Einfaltspinſel oder den dummen Abt nennen, um ihn zu verſpotten? Ich habe es ſchon vor vielen Jahren ſingen hören.

Nun ſo lebt wohl, gute Freundin, ſagte Wundrich, indem er ſich erhob. In dieſem Augenblick ertönte aus der kleinen Kammer ein lautes Geſchrei, und die Alte rannte ſchnell hinein. In der Eile vergaß ſie die Thüre zuzuſchließen, und der Küſter, welcher neugierig geworden war, näherte ſich leiſe und ſchaute durch die Spalte. Ein ſchwer Verwundeter, der den Ausdruck eines Sterbenden hatte, lag auf dem ſchlechten Lager. Es ſchien, daß ſich im Schlummer ein Verband gelöſt hatte, denn die Alte ſtillte das Blut und legte friſche Leinwand um, nachdem ſie eine Salbe aufgeſtrichen hatte. Wundrich war erſtaunt und erſchrocken, denn er glaubte den Verwundeten zu erkennen. Nachdem die Alte den Kranken getröſtet hatte, und er wieder beruhigt war, reichte ſie ihm eine Schale Milch, die er mit Begier ausleerte. Sie machte ihm ſein Lager wieder zurecht, betete über ihm, ſegnete ihn ein und ging dann in ihre dunkle Stube zurück. Sie ſchien zu erſchrecken, als ſie die Thür offen ſah, und verſchloß ſie mit dem Ausdruck des Unwillens.

Gute alte Mutter, fing Wundrich wieder an, Ihr thut immer noch mehr Gutes, als man ſchon von Euch weiß, oder Euch zutraut. Wird es Euch denn nicht zu viel in Eurem hohen Alter?

Ach was! ſagte ſie mit zögernder Stimme, warum zu viel? Der Herr ſchenkt mir ja zu ſolchem Dienſte Geſundheit und Leibeskräfte. Er hat mir vor drei Wochen dieſen Leidenden vor meine Schwelle gelegt, und ich nahm in der Nacht, als er mir ſchon wie ein Sterbender vorkam, dieſen Armen in mein kleines Haus. Es war eine furchtbare Schlägerei geweſen, ein Paar Menſchen blieben todt, dieſen hatten ſie auch ſo liegen laſſen. Als ich nach Mitternacht heraustrat, ächzte er ſchwer. Ich legte ihn dort in das Bett und verband ſeine Wunden, die ſehr ſchlimm und tief waren. Er murmelte allerhand unverſtändliches Zeug, und wollte mir viel erzählen. Ich verlangte aber nichts zu wiſſen, denn dieſe Welthändel gingen mich nichts an. Als er am andern Tage etwas mehr bei ſich war, bat er mich, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, daß er bei mir ſei. So habe ich ihn gepflegt, und ſeine ſchlimmen Wunden, die erſt immer weiter um ſich fraßen, fangen nun endlich an, einen beſſern Anſchein zu gewinnen. Der Arme iſt mir ſeitdem ſehr lieb geworden, und ich möchte ihn ſchon nicht entbehren. Ich bin kein ſchlechter Wundarzt, und ich verpflege ihn beſſer wie es im Spital geſchehen würde. Zu ſeinem Beſten habe ich auch die Ziege angeſchafft, deren Milch ihm gut bekommt und ſeine ſcharfen Säfte mildert. Ich tröſte ihn, und der arme Menſch wendet ſich durch meine ſchwache Bemühung ſeinem Heilande mehr zu, als er früher gethan haben mag. Da der Elende nicht zur Kirche gehen kann, ſo leſe ich ihm Gebete vor, er hört dazu das Lauten von ferne, ich ſperre dieſe Thür auf, und er ſieht von ſeinem Lager den gekreuzigten Heiland hier an der Wand. So leben wir mit einander, und er iſt froh, daß er mein Gaſt geworden iſt; ich fühle mich glücklich, dieſen unverhofften Beſuch in meinem kleinen Haushalt bekommen zu haben. Wenn Ihr mich aber lieb habt, Küſter, ſo erzählt keinem Menſchen, daß Ihr den armen Unglücklichen in meinem Hauſe gefunden habt. Er will es auch nicht, daß irgend ein Menſch darum wiſſe.

Ich glaube das gern, antwortete Wundrich; Ihr aber Alte, müßt ja doch erfahren, wen Ihr beherbergt, denn es iſt ja kein andrer, als der Mörder Denis, den unſer Herzog, und noch mehr der Prinz Carl, ſchon ſeit einigen Monaten ſo eifrig ſuchen laſſen. Er hat einen Freund des Herzogs heimtückiſch erſchlagen, einen Jüngling, der mit dem Liebling des Herzogs, dem reichen, hochmüthigen Köſtein, nahe verwandt iſt. Der Strauß von neulich, hier in der Vorſtadt, iſt gewiß entſtanden, weil ihn die Herzoglichen, oder Freunde des Grafen Croys haben greifen oder aus dem Wege räumen wollen. Frau, Frau, welche Verantwortung zieht Ihr Euch zu, wenn Ihr ſolchen Sünder bei Euch verſteckt haltet.

Seht Ihr, wie Ihr nun ſeid, ſagte die Alte bittend, Ihr Leute nehmlich, die Ihr noch immer in der Welt leben wollt! Sünder, Mörder, alle die Worte und Schimpfreden fließen Euch ſo leicht von der Zunge, als wenn ſie nichts zu bedeuten hätten. Er hat mir ja vielleicht Alles ſelbſt gebeichtet. Wir ſind zumal Alle arme Sünder vor dem Herrn. Er war ſterbend, blutend, zerſchlagen, und mein Bruder. Was gehen mich Eure Händel und Verſchwörungen und Verfolgungen an, wo faſt immer einer ſo frevelhaft verſchuldet iſt wie der andere? Ihr ſolltet, als cin Geiſtlicher, beſſer denken. Darum ſagt auch kein Wort, weder dem Biſchof, noch Diaconus, noch irgend einem Menſchen, von meinem lieben Gaſt. Wollt Ihr mir das verſprechen?

Der Küſter ſtand nachdenklich. Ich kann ihn ja jetzt noch nicht aus dem Hauſe werfen! rief die Alte ungeduldig; er kann noch nicht gehen und ſtehen, er kann ſich nicht regen, ſo ſchlimm haben ſie den Armen zugerichtet.

Ich kann es Euch nicht ſo unbedingt verſprechen, antwortete Wundrich; denn wenn die Sache entdeckt wird, ſo würde ich auch meines Schweigens halb verantwortlich. Der junge Herr iſt gar ſo argwöhniſch, der alte Herr ſchwach, die Croys grauſam und leichtſinnig und der großthuende Köſtein ein ſchadenfroher Narr. So kommt man, mag man faſt nur auf ihren Schatten treten, in Verwickelung und Elend, aus dem man ſich nicht wieder herausſtricken kann.

Küſter, rief die Alte beängſtigt, nur acht Tage haltet Euer gewiſſenhaftes, politiſches Maulwerk. Es wird Euch ja kein Menſch darum befragen. Was wären denn meine Liebesdienſte, wenn ſie den Hülfloſen mir von meinem armſeligen Bette wegriſſen, um ihn zu quälen, zu foltern, oder hinzurichten? So hätte ich ihn ja nur eingefangen, um ihn tückiſch der Marter zu überliefern. Da müßte ich es ja verwünſchen, daß ich Euch nur je gekannt, daß ich nur je die kleinſte Gabe von Euch angenommen hätte. Immer, immer noch bin ich mit der Welt zu ſehr verwickelt. Im Walde ſollte ich leben, und auch keinem Geiſtlichen trauen, und keinen mit Augen ſehen, — und beſſer noch, ſterben! — Laßt mir meinen armen Freund ungeſtört, den armen Verbluteten. Ihm wäre ja ſonſt beſſer geweſen, ich hätte ihn an der kalten Nachtluft liegen und hinfahren laſſen. — O du mein Heiland! ich glaubte nun ſo ruhig ſein zu können, ſo von allem Wirrwarr des verächtlichen Lebens erlöſt, und nun muß wieder ein einziger Augenblick, ein dummer Leichtſinn, eine Vergeßlichkeit, daß ich die Thür nicht zuſchließe, die Jämmerlichkeit muß mich wieder allen Sorgen und Qualen überliefern, als wenn ich noch jung und rathlos wäre, wie damals. Küſter, Ihr könnt nicht ſo ruchlos ſein, mir meinen armen Schelm und Schächer verrathen zu wollen.

Gebt Euch zufrieden, ſagte der Küſter gerührt, ich verſpreche Euch, nichts zu ſagen. Es war ja auch möglich, daß ich ihn nicht ſah, daß ich ihn nicht erkannte; ich habe mich auch wohl geirrt, und der Leidende iſt ein ganz anderer. Es iſt finſter bei Euch, meine Augen ſind nicht die beſten.

Recht! rief die Alte, wir wollen uns beide recht tüchtig etwas vorlügen, um nur gute, milde Chriſten zu bleiben, um uns durch die Wahrheit nicht zu Henkersknechten zu machen. Ihr ſeid beſſer, Herr Wundrich, als ich geglaubt habe. Haltet Euch wacker, und ich werde Euch immer danken.

Jetzt nahm der Küſter von der Alten, die mehr beruhigt ſchien, Abſchied. Die Alte begleitete ihn, und als ſie auf den Gang kamen, lief die Ziege vom Hofe zu ihnen und drängte ſich ſchmeichelnd an Gertrud. Dieſe machte die Hausthür auf, um den Beſuch zu entlaſſen; aber obgleich die Alte ihre Ziege bei den Hörnern feſt hielt, ſo ſprang dieſe doch vor dem Küſter vorbei und auf die Straße hinaus. Die alte Frau lief ihrer Ziege nach, rief und lockte, nannte ſie mit den zärtlichſten Namen, und der Küſter half, ſo gut er konnte. Das Haus ward verſchloſſen, aber die Ziege war ſchon in die nächſte Gaſſe gerathen, und die Alte winkte dem Geiſtlichen, ihr zu folgen und den Flüchtling einfangen zu helfen.

Der Küſter wurde immer verlegener. Er wollte der Alten, die ihm als eine fromme, faſt heilige Frau erſchien, nicht ſeinen Dienſt verſagen, und doch fürchtete er, in dieſer Treibjagd lächerlich zu erſcheinen, da ſich ſchon einige junge Buben aus den Häuſern verſammelten, um der Alten und ihrer Ziege nachzulaufen. Seine Gutmüthigkeit ſiegte dennoch über ſeine Aengſtlichkeit, und er rannte in die andre Gaſſe, um die Ziege der ſchreienden Alten entgegen zu ſcheuchen. Die kluge Ziege aber, als wenn ſie dieſen Kriegesplan begriffe, rannte wieder in eine andre Nebengaſſe, um dieſe Abſicht zu vereiteln. Da ein Hallo in dieſem abgelegenen Viertel der Stadt ertönte, ſammelten ſich immer mehr der müßigen Jungen, die theils der Alten, theils der Ziege nachliefen. Am ſchlimmſten aber wurde es, als eine ganze Schule aus einem finſtern Hauſe brach und den Tumult zur Reife brachte. Einige der größeren Jungen kannten die alte Gertrud und ſchrieen: Hexe! Hexe! Andere riefen: Ihr Kobold, die Ziege, iſt ihr weggelaufen! Halloh! halloh! Andere riefen dazwiſchen: Der Beſchwörer, der Hexenmann iſt auch gekommen! Auf ſie drein! auf die Sünder! — Der Küſter wollte ſich in Autorität ſetzen und rief: Still! ungezogene Bengel! Ich bin der Küſter von der Cathedrale! Die fromme Gertrud iſt eine ſtille, wohlthätige, heilige Frau! Ich werde Euch, boshaftes Geſindel, der Strafe überliefern!

Das Getümmel aber war ſchon ſo laut geworden, daß ſeine Ermahnung wie ſein zürnendes Wort erfolglos verhallte. Einer von den Buben warf mit Obſt nach der alten Frau; der Apfel flog töſend an ihren Rücken, und ein allgemeines Gelächter jubelte. Hierauf griffen einige zu Steinen, und Wundrich wie Gertrud wurden von größeren und kleineren getroffen. Schon fiel die Alte wehklagend nieder, und es würde wahrſcheinlich auch dem Küſter ſchlimm ergangen ſein, wenn jetzt nicht eine Anzahl von Männern, die durch die Straße gingen, dem Unfug geſteuert hätten. Am ſchnellſten aber ſtiftete der Dechant Friede, der mit einigen Dienern von ſeinem Garten herein kam und vom Geſchrei und Toben nach dieſer einſamen Gaſſe war gezogen worden. Ein angeſehener Canonicus, Melchior, welcher ſein Gaſt geweſen war, begleitete ihn. Beim Anblick dieſer vornehmen Geiſtlichen floh die ungezogene Jugend, unb der Dechant ſtellte den verwundeten und übel zugerichteten Küſter zur Rede, wie er ein ſolches Aergerniß veranlaſſen, und ſich mit den Jungen auf der Gaſſe ſchlagen könne.

Wundrich vertheidigte ſein Betragen, wie er nur die fromme Gertrud habe retten wollen, jene tugendhafte Alte, die von allen Verſtändigen hoch geehrt werde, und nun dort ſchwer verwundet liege, von den böſen Buben verletzt, wie ihr ſchon, wegen ihres ſonderbaren Aeußern, öfters geſchehen ſei.

Wie? ſagte der Canonicus, jene Bettlerin, die dort liegt, iſt die Gertrud, die man wohl eine Heilige nennen möchte? — Der Dechant rief ebenfalls mit Erſtaunen aus: Himmel! noch niemals habe ich dieſe ehrwürdige Frau geſehn, die wir alle nicht genug achten können; und ſo ſchmählich iſt ſie behandelt worden!

Die Männer eilten mit ihren Dienern nach der Stelle, wo die Alte faſt ohne Bewußtſein lag. So wie ſich das Getümmel verlaufen hatte, war die Ziege auch zurückgekommen und ſtand jetzt ruhig neben Gertruden, und ſah ſie aufmerkſam an, als wenn ſie ſie tröſten wolle. Die Diener nahmen die Alte auf, welche ſtark blutete, und die nur langſam, auf die Männer geſtützt, gehen und ſich bewegen konnte. So ward ſie nach ihrer Hütte geführt, indem der Dechant und der Canonicus ſie aufmunternd und tröſtend begleiteten. Auch der Küſter folgte in einiger Entfernung, und erwartete, daß jene Geiſtlichen an der Thür umkehren, und die Verwundete ihm übergeben würden. Sie ſchloß zitternd auf, und Alle gingen mit ihr, indem die Diener ſie in einen kleinen Seſſel legten. Jetzt wurde dieſen aufgetragen, nach einem Wundarzt zu gehn, und der Canonicus zeigte ſich vorzüglich theilnehmend. Herr Dechant, ſagte er zu ſeinem Freunde gewendet, dieſer Tag iſt mir ein Freuden- und Trauer-Tag, den ich nicht leicht vergeſſen werde. Freudig iſt er mir, da ich Eure edle Geſellſchaft genoſſen habe, und dann noch zur Bekanntſchaft eines Weſens gelangte, das ich, nach meiner Einſicht, heilig nennen muß, wenn man irgend einen Sterblichen alſo nennen darf. Höchſt traurig iſt dieſer Tag, da wir den Hohn und die Schmach geſehn, mit welchem der Pöbel immerdar das Göttliche verfolgt.

Ach Gott! ach Gott! rief die Alte jetzt, ſoll man ſo hohe Herren in meiner Hütte ſehen? Ich bitte, bitte, entfernt Euch, Hochwürdige, damit ich mich wieder beſinnen kann, denn Ihr paßt nicht für dieſe Wände.

Was iſt Euch, was iſt Euch, Mutter Gertrud? tönte jetzt aus der kleinen Kammer eine matte Stimme. — Der Küſter wurde blaß und Gertrud rang die Hände, als ſie ſah, daß ſich der Canonicus erhob. Bleibt! bleibt! ſchrie ſie ängſtlich; laßt die Thüre zu, um Gotteswillen! Erlaubt mir, daß ich in meinem Hauſe auch etwas zu befehlen habe, ich bitte demüthig.

Der Canonicus aber hatte die Thür ſchon geöffnet, ſah hinein, und fuhr mit dem Ausdruck zurück: Wie? der Mörder Denis hier? der meinen Neffen umgebracht hat? der Menſch, den die Fürſten ſo emſig ſuchen laſſen? — Den beherbergt Ihr? — O wunderbarer Tag und höchſt wunderbare Entdeckung!

Die Diener kamen mit dem Wundarzt, welcher die Wunden der Alten, die jetzt wieder ohne Bewußtſein war, unterſuchte und verband. Der Canonicus ſandte die Diener ſogleich wieder nach einer Tragbahre, um den Kranken nach dem Spital zu bringen, der ſich erſchreckt in ſeine Kiſſen verhüllt hatte.

Jetzt kamen die Träger mit der Bahre, und man nahm den Kranken vorſichtig aus dem Bette. Er ſchloß die Augen, indem er durch das Zimmer getragen wurde; die Alte aber erhob ſich weinend und klagend: So wird mir, rief ſie aus, mein theuerſtes Kleinod ſo grauſam entriſſen und geraubt, und von Männern, welche behaupten wollen, daß ſie mich achten und lieben! Ach! der Arme! Nun ſoll er reden, Antwort geben und vielerlei treiben, und kaum hält er noch Leib und Seele zuſammen. Meine Erquickung und Erbauung, mein Troſt geht mit dem Elenden aus meinem Hauſe, und ich weiß nicht mehr, weshalb ich noch leben ſoll.

Der Canonicus trat zu ihr und ſagte: Ich gehe jetzt mit jenem Denis, um ſelber zu ſehn, daß er gut behandelt und ſo verpflegt werde, wie ſein Zuſtand es erfordert. Ihm ſoll, liebe, fromme Frau, kein Unrecht geſchehen, und ich will, wenn es nöthig iſt, ſelber ſein Vertheidiger werden, obgleich er mich am ſchmerzlichſten gekränkt hat.

Er ging mit den Trägern und Dienern fort; der Wundarzt, welcher jetzt mit dem Verbande fertig war, entfernte ſich ebenfalls, mit der Erklärung, daß er am Abend wiederkommen wolle.

Der Dechant ſetzte ſich jetzt zu der Kranken, faßte ihre zitternde Hand und ſagte: Ich irre mich nicht, gute Frau Gertrud, dieſer Schreck und dieſe Wunde haben Euch ſo erſchüttert, daß Ihr aufgereizt und in krampfhaftem Zuſtande Euch befindet. Sammelt Euch wieder, daß Ihr geſund werdet, beruhigt Euch und faßt darin einen Troſt, daß viele rechtſchaffene Männer der Stadt, viele Geiſtliche und fromme Menſchen Eure Aufopferung und Tugend anerkennen. Lebt in der Stadt, in unſerer Nähe, ſo ſeid Ihr auf immer den Mißhandlungen eines rohen Pöbels entzogen.

Nein! nein! rief ſie aus, Ihr könnt mich nicht beſchwatzen, lieber vornehmer Herr Dechant. Ich bin jung geweſen und habe in der Welt gelebt; auch war ich nicht immer ſo arm, wie Ihr mich jetzt ſeht. Kein Vertrauen auf die Vornehmen, keine Freundſchaft mit den Reichen! — Die Liebe Gottes kennen ſie nicht, Mitleid und Erbarmen ſind Ihnen fremd; Eigennutz iſt ihr Kopfkiſſen, Grauſamkeit iſt ihr Bett. Was ſoll ich unter dieſen? Ich habe nicht vor dreißig Jahren ſchon dieſen Zuſtand gewählt, habe nicht damals alles fortgegeben, und befinde mich ſeit ſo langer Zeit wohl und glücklich, um unter Eure billige, kluge, verſtändige Menſchen wieder zurück zu gehn, die für jede Schande und jede Mißhandlung eine ſcheinbare Ausrede haben. Seit ich die Bettler kenne, kenne ich die Herzen, welche mein Heiland angerührt hat. — Aber wahr iſt es, ich bin tief, tief erſchüttert. Seit mein Kleinod aus der Hütte fortgeſchleppt iſt, ſehe ich keinen Troſt für mich. Und die Jungen auf der Straße haben darin recht, daß dieſe Ziege gewiß ein böſer Geiſt oder ein Kobold iſt, der den Armen verrathen und mir das Unglück zugezogen hat. — Küſter, lieber Freund, laßt das böſe Thier gleich nachher abholen, denn ich kann es nicht mehr vor Augen ſehen.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Dechant fort, daß Euer Zuſtand mich rührt, daß ich Euch meine Liebe beweiſen möchte. Ihr ſeid zu eigenſinnig und halsſtarrig, und Euer Sinn weiſt meine Freundſchaft zurück! Iſt das fromm und chriſtlich? Iſt es recht?

Herr Dechant, ſagte die Alte, Eure Zunge iſt weich und Eure Stimme ſanft. Mein Geiſt treibt mich an, ich möchte und ſollte Vertrauen zu Euch faſſen, aber dann ſtößt es mich wieder von Euch zurück, Eure Miene, Eure Augen — das Herz zieht ſich zuſammen, und ich möchte weinen und verzweifeln.

Ihr ſeid im Fieber, ſagte der Dechant, und Arznei muß Euch vorerſt helfen.

Ja! ja! rief ſie mit verzerrtem Antlitz und faſt lachend, Krankheit, Wahnſinn iſt Euch Menſchen Alles, was nicht mit Euren feinen Rechnungen ſtimmt. Seit ich mich mit meinem ganzen Herzen zum Heiland gewendet habe, wollte ich mit dieſer geprieſenen Vernunft nichts mehr zu ſchaffen haben. Beten, Mitleid bedürfen und Mitleid üben, hungern und den Hungernden tröſten iſt ſeitdem mein Handwerk geweſen; Ihr, Hochverſtändiger, macht ſo viele Ausnahmen, Ihr findet ſtündlich, der und jener habe ſein Unglück verdient, als wenn Ihr ſelbſt ſchon der Richter wäret der Lebendigen und der Todten. — Ja! ja! Ihr habt recht das Antlitz, Herr Dechant, als möchtet Ihr gern Menſchen zu Qualen verdammen! O weh! Euer feuriges, kluges Auge ſchneidet mir durch die Seele! — Ach! Ihr werdet mich und Andre quälen! Nein, Ihr liebt mich nicht! Es ſteht ein dunkler, ſcharfer Geiſt hinter Euch, der es nicht leidet, daß Ihr Euer Herz zu einem ſo armen, alten, häßlichen Weibsbilde wendet. Ja, ja, wie ich ſagte, Ihr auch ſeid grauſam, Ihr habt Freude an der Qual, und die Liebe Gottes iſt nicht in Euch! Weh dem Tage und der Stunde, da ſo vornehme Beſuche in meine Hütte gekommen ſind!

Der Dechant ſah den Küſter mit einem ungewiſſen, fragenden Blicke an, und dieſer, welcher ſich zurückgezogen hatte und am Fenſter ſtand, ſagte: Sie iſt krank, ehrwürdiger Herr, wie Ihr ſelber bemerkt habt, ſie weiß eigentlich nicht mehr, was ſie ſpricht, und darum könnt Ihr auch der Armen nichts zum Uebeln deuten.

Daß ſie meine Freundin iſt, werde ich ihr beweiſen, antwortete der Dechant, ſo wenig ſie auch geneigt ſcheint, meinen Worten Glauben beizumeſſen.

Er gab der Alten die Hand und entfernte ſich nachdenkend, indem er in der Thür noch ſagte: Freund Wundrich, vergeßt es nicht, heut Abend noch zu mir zu kommen.

Die Alte ſah dem Scheidenden mit einem ſcharfen Blicke lange nach und ſagte dann, indem ſie ſich wieder aufrichtete:

Ich bin ganz geſund, der Dechant verſteht ſich auf Krankheit nicht beſſer wie auf Chriſtenthum. Ja, ja, er mag ſich nur vorſehen, daß er mit ſeinem anſcheinend guten Willen nicht mein Uebelthäter wird. Sein Verſtand iſt auch nicht einer der hellſten und dauerhafteſten; weltlich ja, aber nach dem Ueberirdiſchen reicht ſein brauner, feuriger Blick nicht, den hat er zu tief in die Gluth der Leidenſchaft getaucht. Wenn man ihm recht ins Auge ſchaut, ſo verſteht man wohl, was die Geiſter zu bedeuten haben, die die Geſtalten der Engel des Lichtes annehmen können. Das iſt nun ſchon Dechant und des Biſchofs rechte Hand, das denkt natürlich darauf, auch Biſchof zu werden. Das Unglück von dieſem, das Leiden von jenem, der Sturz eines Dritten, die Zurückſetzung eines Vierten, das Wohlgefallen der Vorgeſetzten, Schmeichelei dem Mächtigen, nicht widerſprechen dem Herrſcher, dem Fürſten ſich gefällig machen, den Bürger freundlich grüßen, bei den Brüdern für gelehrt und weiſe gelten, das ſind die Staffeln der Leiter, auf welcher dieſe Menſchlein hoch und höher ſteigen. So war aber die Leiter nicht, von welcher Jakob im Traum die Engel hernieder ſteigen ſah. Jene Staffeln waren Demuth, Geduld, Liebe, Freundſchaft und Dienſtbarkeit. Wehe dem, der noch mit der Welt ſich will zu ſchaffen machen, und doch Chriſto angehören. Niemand kann zweien Herren dienen. Ja wohl!

Wundrich ſagte: Alte, liebe Freundin, ich kenne Euch gar nicht wieder. Wo iſt die Geduld von ehemals, die ſtille, einfache Demuth, jene Einfalt, mit der Ihr Euch von allen heftigen Gedanken und Leidenſchaften abwendetet? Thut nicht Andern Unrecht, damit Ihr nicht das größte Unrecht gegen Euch ſelbſt verübt.

Ihr habt Recht, guter Küſter, erwiederte ſie heftig, ich fühl' es, ich bin bezaubert, und die böſe Ziege hat es mir angethan, die Ihr mir auch gleich, das Zauber-Unthier, aus dem Hauſe ſchaffen müßt. Ich ſehe nichts als Elend und Qual. Wohin ich die Augen meiner Seele richte, nur Unruh und Verwirrung, und die ganze Stadt in Aufruhr. Das Böſe wächſt und wächſt, bis es alle guten Kräfte überſchüttet, und Wahnwitz ſitzt am Steuerruder, um in Tod und Verderben hinein zu fahren. Das Auge der Vorſehung iſt verſchwunden, und dunkelſchwarze Wolken ziehn ſich vor des Himmels freundliche Güte. Ich bin nicht mehr die ich bin, und der Dechant weicht und wankt nicht, mir ſelbſt mein eignes Weſen abzuſtreiten. Ihr, Küſter, ſeid auch nicht mehr, wie Ihr wart, oder meine Seele erkennt Euch nicht mehr. Alles ſteht ſchief und krumm, und wie ich einfältig war, ſo wächſt der Stolz der Jugend meiner chriſtlichen Demuth wieder über den Kopf.

Alte, liebe Freundin, ſagt Wundrich, ergebt Euch nur nicht dieſem Schwärmen. Es ſcheint wirklich, daß Euch die Sinnen aus den Fugen gerathen ſind, denn Ihr ſprecht nicht ausbündig klug. Indeſſen erholt ſich auch die Vernunft bei mir manchmal, und macht ein ſolches Wurſtgemengſel von verſchiedenen Gedanken, das, wenn nur der Pfeffer nicht darin geſpart iſt, ſich immer ohne Nachtheil genießen läßt, denn die einfache Koſt des alltäglichen Verſtandes mundet nachher um ſo beſſer. Die Ziege, den ungezogenen Schüler, will ich abholen laſſen, denn wenn Ihr der Creatur die Freundſchaft aufgeſagt habt, ſo iſt unter Euch doch kein rechtſchaffener Umgang mehr möglich. Lebt wohl und beſinnt Euch, altes liebes Weſen, denn Ihr ſeid verſtändig, wenn Ihr nur wollt, ſo ſehr Ihr auch heut auf den Kopf gefallen ſeid.

Lebt wohl, rief ſie ihm nach; werdet Ihr mich denn auch wohl in meiner neuen Wohnung beſuchen?

Wo wollt Ihr denn hin, fragte der Küſter, indem er ſchon in der Thüre ſtill ſtand.

Ich ſehe ſie nur, faſelte ſie, weiß aber nicht, wo ſie liegt, ſie iſt aber noch finſterer, altz dieſe, noch unfreundlicher, aber viel Elende ſind in der Nähe, auch hoffärtige, wandelnde, frech umſchauende Leichen. Ja, wir ſind alle zu einer ſeltſamen Hochzeit eingeladen, und die Kerzen und Fackeln brennen hell, das giebt ein Jauchzen und ein Zetergeſchrei, und keiner kennt den andern.

Wundrich ſchüttelte ſein greiſes Haupt, und entfernte ſich mit dem Vorſatze, den Arzt zu ſenden, und ſonſt auf Hülfe für die Arme zu denken, die er ſeit ſo manchem Jahre gekannt und geliebt hatte.

Indem die Frau Catharina Deniſel die Erfahrungen überdachte, welche ſie ſeit kurzem gemacht hatte, überſchlich ſie das Gefühl, daß ſie an ſich ſelbſt und an denen, die ſie am innigſten ſich verwandt wähnte, von neuem irre wurde. Die Ruhe des Herzens, die ſie errungen hatte, war ihr wieder verloren gegangen, und es war ihr peinlich, alle die Gedanken und Gefühle wieder durchkämpfen zu müſſen, mit welchen ſie glaubte, ſchon ſeit lange Frieden geſchloſſen zu haben.

Als ſich daher wieder eine zahlreiche Geſellſchaft in ihrem Garten verſammelt hatte, konnte ſie die Heiterkeit nicht finden, die man ſonſt an ihr gewohnt war. Der Dechant war zugegen und Friedrich, die Muhmen waren heiter und ſangen. Während der Muſik benutzte der Dechant einen Augenblick, als Catharina aufgeſtanden war, um mit ihr in den Raum eines Fenſters zu treten. Ihr habt mir, ſchöne Frau, begann er, nicht erlaubt, Euch früher zu ſehen und allein zu ſprechen, ich muß daher jetzt dieſe Gelegenheit ergreifen, in welcher wir weniger beobachtet werden. Könnt Ihr nicht vergeſſen und vergeben, was ich Euch neulich im Vertrauen geſagt habe, ſo kann ich eben ſo wenig meine Leidenſchaft aufgeben. Aber warum ſollen wir mit einander grollen und ſchmollen? Wozu den Leuten ein Schauſpiel geben und unnütz Geſchwätz veranlaſſen! Bezwingt Euer Herz, und ſtellt Euch mir wieder ſo unbefangen, wie ehemals, gegenüber.

Es ſei, antwortete ſie nicht ohne Verlegenheit, ich will ſtreben, meine vormalige Heiterkeit wieder zu finden. Und wenn Ihr mich nicht unnöthig quält, ſo erwächſt auch wohl das alte Vertrauen wieder unter uns.

Nur, fuhr er fort, ſeid nicht ſo zurückſtoßend, vermeidet mein Geſpräch nicht ſo auffallend. Euer Weſen ſelbſt iſt ja Freundlichkeit, das Opfer kann Euch ja ſo viel nicht koſten.

Catharina wendete ſich wieder zur Geſellſchaft, zu welcher der Küſter Wundrich getreten war. Dieſer ging dem Dechanten entgegen, und erzählte ihm, wie die alte Gertrud immer noch phantaſire und das Fieber nicht weichen wolle. Die Krankheit der alten Frau hatte Aufſehn in der Stadt gemacht, und alle erkundigten ſich nach dem Zuſtande der Frommen. Es iſt ſeltſam, berichtete der Küſter, wie im Phantaſiren alle ihre Begriffe ſich verwirren. Bald hält ſie ſich für verzaubert und klagt die böſen Menſchen an, die ihr die Bosheit angethan haben, dann verwechſelt ſie ſich mit jenen, und erzählt, ſie ſelbſt ſei dieſe Zauberin, und der böſe Geiſt habe ſich ihr einverleibt, um den ehemaligen guten aus ihr zu vertreiben. So ſucht und verliert ſie ſich abwechſelnd und ich fürchte, ſie hat ihren Verſtand auf immer verloren.

Es iſt zu fürchten, ſagte der Dechant, doch ſind freilich die Beiſpiele ſeit neuerdings nicht ſelten, daß durch die Imagination, böſen ſtrengen Willen, und durch ſeltſame Künſte das Gemüth eines andern bezwungen werden kann.

Wie? Herr Dechant! rief Friedrich aus, mit dergleichen unbegreiflichen Vorſtellungen kann ſich Euer Verſtand vertragen? Das ſind ja eben die verwirrten, gottloſen Begriffe, gegen welche der erlauchte Geiſtliche kämpfen müßte, um ſie gänzlich und auf immer auszurotten.

Junger Mann, erwiederte der Dechant mit einiger Hoheit, ſo lange die Kirche, die Concilien, und alle Kirchenväter nebſt dem Papſte und dem Collegio der Cardinäle die Möglichkeit der Bezauberung, der Einwirkung böſer Geiſter zugeben und als Lehrſatz aufſtellen, ſo lange dieſer nicht von jenen aufgehoben und vernichtet wird, ſind wir beide wohl zu ſchwach und ungelehrt, ihn für Unſinn erklären zu dürfen.

Catharina ſah ihren Verehrer verwundert mit großen Augen an, und Friedrich rief unwillig aus: Nun wahrlich, wenn wir dahin zurück kehren ſollen, ſo iſt es beſſer, Denken und Sinnen aufzugeben, um nur im finſtern Joch des Aberglaubens wieder zu wandeln. Und von Euch, geehrter Mann, hätte ich, wie wir Euern Scharfſinn zu kennen glaubten, dieſen Ausſpruch wohl am wenigſten erwartet, denn wir ſchienen uns über dieſe Punkte zu verſtehen.

Was Zweifel und vertrauliche Mittheilung ſich erlauben, ſagte der Dechant, ſollte von den Klugen auch immer nur als ein Pfand der Freundſchaft angeſehen und geachtet werden. Ein andrer bin ich, als ein armer, irrender Menſch, der Scherz verſteht und befördert, und der ſich auch wohl Zweifel, Einwürfe und Grillen erlauben darf: und ganz ein andrer bin ich als Prieſter oder Bürger des Staates, oder Theilnehmer am großen chriſtlichen Bunde. Wie ich mich den Befehlen meines Herzoges, den Geſetzen der Obrigkeit unterwerfen muß, ſo muß ich auch jenen Satzungen Folge leiſten, die mir die Kirche hinſtellt, wenn meine armen hinfälligen Sinne ſie auch vielleicht nicht begreifen können.

Catharina war verwirrt, Friedrich aber in Zorn. Das iſt es ja, rief er entrüſtet, worüber ſeit Jahrhunderten der Streit der Geiſter hinüber und herüber geht. Wenn die Beſſeren und Klügeren nicht mehr zuſammen halten wollen, ſo werden von dem erſt neu aufgeführten Gebäude die Stützen hinweg geſchlagen, und woran ſollen ſich die Vernünftigen in Zukunft anders erkennen, als an der Vernunft?

Wir wollen nicht ſtreiten, ſagte der Dechant, am wenigſten mit Heftigkeit, denn umſtoßen werden wir die Stellen der geheiligten Offenbarung niemals, in denen von Bezauberten und böſen Geiſtern die Rede iſt, die Erklärungen dieſer hochwichtigen Worte und Erzählungen ſind auch ſchon lange von den ehrwürdigſten Männern, nicht ohne Inſpiration, feſtgeſtellt. Lernen ſollen wir, nicht meiſtern. Aber auch in ſo fern wir uns außer der Kirche, als zweifelnde, irrende Weſen befinden, können wir doch wohl manches begreifen, was auch jener Offenbarung auf natürlichem Wege entgegen kommt. Wer vermag denn die wunderbare Kraft des Willens zu leugnen? Was erfinden, erſtreben, gewinnen wir nicht durch dieſen, wenn wir ihn zur höchſten Kraft und Energie hinauf ſpannen? Soll unſre Herzensliebe auf Freunde, Verwandte und Kinder keinen Einfluß haben? Soll unſer Gebet, wenn die ganze Inbrunſt des Herzens fleht, die Geiſter des Verſtorbenen nicht erreichen, oder in unſre Nähe ziehn? der Liebende erzählt ja wie oft, daß er die Gedanken und Gefühle ſeiner Verlobten aus weiter Ferne ahndet. — Und wie? Dem böſen, kräftigen Willen, der ſich ganz in ſeiner herben Bosheit zuſammenzieht, ihm ſollte alle Kraft des Wirkens mangeln? Vielleicht iſt dieſer noch ſtärker als jener, da ſich unſre verderbte Natur mehr zum Haß als zur Liebe neigt. Stechend und widerwärtig iſt uns ſchon der Blick manches Menſchen, verletzend ſein Ton, ſchwache Naturen können ſchon durch dieſe der Krankheit nahe kommen. Alſo iſt es auch nicht ganz vernunftwidrig anzunehmen, daß der feſte Vorſatz verdorbener, laſterhafter Menſchen auf die reine Natur verderblich wirken könne, vorzüglich wenn dieſe ſich nicht dagegen wahrt und dem Feinde keine Vorſicht entgegen ſetzt. Will der Rechtgläubige dieſe Wirkung, die eine unſichtbare iſt, durch Geiſter geſchehen laſſen, ſo kann der Zweifler auch gegen dieſen Ausdruck, der dann für Willenskraft ſteht, nicht viel einzuwenden haben. Das Geheimniß iſt aber, daß wir wohl beſtändig von Geiſtern und Engeln umgeben ſind, die uns ſchützen und bewahren, die ſich, wenn wir tugendhaft wandeln und heilig denken, in unſrer Nähe wohl befinden, und uns ſelbſt durch ihre Lieblichkeit läutern und verklären. Die Schrift lehrt uns, daß Engel, und die mächtigſten, glänzendſten, gefallen ſind; ihr Beſtreben kann nur Gott und ſeinen Kräften ſich entgegen richten, ihnen kann nur wohl ſein, wenn der Menſch, das Ebenbild Gottes, ſich verfinſtert, denn der geſchaffene freie Menſch kämpft alsdann dem Licht und dem Himmel entgegen; und dieſe gefallenen Engel ſollten ſich nicht mit dem böſen, gottloſen Gemüthe vereinigen können, und das ſchon geſättigte Herz mit Bosheit überſättigen? dem Sterblichen ſcheinbar zu Dienſten ſein, um ihn zu beherrſchen? Wer das Beſſere glauben kann, muß nicht mit bloßem Zweifel und eigenſinniger Willkühr das Schlimmere leugnen wollen. Uns iſt Flöte und Schalmei Organ für unſere Melodie und Muſik, und wir Menſchen ſind auf ähnliche Art Organ für die Geiſterwelt.

Mit dem Küſter entfernte ſich jetzt der Dechant Marck, und beide wollten für die alte Gertrud Sorge tragen. Die Geſellſchaft begab ſich nun in die Kühle des Gartens, und Friedrich benutzte die Gelegenheit, um ſeiner Freundin Catharina in einen Seitengang zu folgen, der ſie von der übrigen Geſellſchaft etwas abſonderte. Ihr ſeht nicht wohl aus, mein junger Freund, begann die Frau; Ihr warfet mir vorher ſo zornige Blicke zu, daß ich vor ihnen erſchrecken mußte.

Ich bin Euch gefolgt, ſagte Friedrich, um Abſchied von Euch zu nehmen. Ihr hättet mir ja, da Ihr mir ſchon ſo viel vertrautet, auch das hauptſächlichſte Geheimniß enthüllen können, und Euer Weſen, das mir ſo unverſtändlich erſcheint, wäre mir dann wohl klar geworden.

Ich verſtehe Euch nicht, ſagte Catharina; könnt Ihr Euch nicht deutlicher machen?

Nun gut, verſetzte Friedrich bitter, ich will es verſuchen. Warum habt Ihr es mir verſchwiegen, daß Ihr mit dem Dechanten in einer geheimen vertrauten Verbindung lebt? Meine Warnung, die ich Euch neulich ſo gutmüthig geben wollte, erſcheint mir jetzt lächerlich, und wie müßt Ihr in Eurem Herzen meine kindiſche Einfalt verhöhnt haben. Das alſo iſt die kurze Löſung des Räthſels, warum Ihr mein Herz und meine Hand verſchmäht. Die Ehe dünkt Euch zu feſſelnd und grauſam, und Ihr findet ein Glück in einer leichter zu löſenden Verbindung mit dieſem gewandten und zweideutigen Geiſtlichen.

Catharina ließ ſich ermüdet auf einen Raſenſitz nieder und ſagte mit matter Stimme: Friedrich, ſeit ich Euch neulich mein Herz ganz eröffnet habe, geht Ihr recht gefliſſentlich damit um, mich zu zerreißen und zu zerſtören. Ich könnte fragen: wer giebt Euch das Recht, ſo mit mir zu ſprechen? Das will ich nicht, ich frage nur: was berechtigt Euch zu dieſem ganz unwürdigen Verdacht?

Friedrich blickte ſie ſcharf an und ſagte: Die auffallende Art, mit welcher Ihr Euch vorhin aus der Geſellſchaft mit ihm ins Fenſter zurück zoget, dort das eifrige, leidenſchaftliche Geſpräch, Eure brennenden Blicke, ſeine Röthe, das Zittern Eurer Hand, welches ich wohl bemerkt, alles dieſes muß ja jeden Zweifel in meiner Bruſt zerſtören, wenn ich auch gern noch zweifeln wollte.

Catharina trocknete ihre Thränen und ſagte: So müßt Ihr denn erfahren, was ich Euch verſchweigen wollte, um Euer aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr zu reizen. Euer Argwohn gegen den Dechanten Marck war nur zu gegründet, er hat mir frech, mit vielen Worten, vor kurzer Zeit eine unwürdige Leidenſchaft bekannt, und wir trennten uns in Zorn. Ich war ſichtlich verſtimmt, daß er es heut von neuem wagte, unſre Geſellſchaft zu beſuchen; ich konnte meinen Widerwillen gegen dieſen Mann zu wenig verhehlen. Er führte mich beiſeit, um mich um Mäßigung zu bitten. — Sie erzählte dem Freunde alles und ſchloß mit den Worten: So hängt alles zuſammen, und das war die Urſache meiner Verlegenheit, meiner Leidenſchaft und meines Zitterns. Euer unwürdiger Argwohn hat Alles falſch ausgelegt.

Friedrich neigte ſich auf die weiße ſchöne Hand, drückte einen heftigen Kuß darauf und ſagte: Es iſt nun einmal Euer Schickſal, mir immerdar zu vergeben, und meine rohe Ungeduld wird ſich noch oft an Euch verſündigen. Aber wohl und leicht iſt mir wieder nach Eurer Erklärung, und daß ich jenen Phariſäer und Gleißner nicht ſo zu haſſen brauche, wie ich ihm ſchon ergrimmt war, da Ihr nicht ſeine Beute geworden ſeid. Laßt uns nun wieder fröhlich ſein und des ſchönen Tages genießen.

Kommt zur Geſellſchaft, antwortete ſie, damit wir nicht ein zweites Aufſehen erregen, das mißgedeutet werden könnte. Ich will verſuchen, ob ich fröhlich ſein kann; aber eine düſtre Ahndung liegt auf meiner Seele und drückt alle meine Kräfte zu Boden. Ich kann, ſo ſehr ich mich beſtrebe, alle meine früheren Gefühle nicht wiederfinden.

Sie gingen, und ein lautes Gelächter ſchallte ihnen aus dem Baumgange entgegen. Der alte Maler Labitt war zur Geſellſchaft gekommen, und die Mädchen und jungen Männer ergötzten ſich an ſeinen Erzählungen und Scherzen.

Ihr kommt gerade recht, rief er Friedrich entgegen, um an unſern Späßen und Anordnungen Theil zu nehmen. Ihr, Frau Deniſel, ſeid eine ſchöne, mächtige Zauberin, wir Alle ſtehn in Euren Dienſten und müſſen Euren Hof ausmachen, ſo poetiſch, ſcherzend, herrlich, wie uns die Dichter von der herrlichen Göttin der Liebe und dem wunderſamen Venusberge vorgeſungen haben. Setzt Euch, Frau Catharina, auf dieſen Hügel, und wir Alle theilen uns in die Geſchäfte des Hofdienſtes. Ich will den Cermonien-Meiſter machen, der Euch die verſchiedenen Geſtalten vorführt. So alt, bleich, mager und gebrechlich ich ſein mag, ſo will ich doch vor Euch, Großmächtlige und Leuchtende, meinem Amte Genüge leiſten. Ich könnte mich auch, meiner moraliſchen Schwächlichkeit wegen, für den getreuen Eckart ausgeben; da es dieſes alten Helden Art aber iſt, alle Fremdlinge warnend vom Venus-Hofhalt zurück zu weiſen, ſo bleibe ich lieber meiner erſten Beſtimmung getreu. —

Catharina ſaß auf dem Hügel, und Labitt faßte Friedrichs Hand und ſagte: Seht hier, Königin, der getreue, liebeſchmachtende Triſtan, der ſich, in Sehnſucht aufgelöſt, Eurem Schutze empfehlen will. — Friedrich mußte ſeine Knie beugen und wurde dann zum Handkuſſe gelaſſen. — Der alte Beaufort, der auch erſt kürzlich in den Garten getreten war, mußte als König Artus figuriren, Sophie ward als Iſalde vorgeführt, ein junger Mann als Parzifal, ein andrer als Gawein, und Wundrich, der mit Günther, einem Befreundeten, zurückgekehrt war, mußten als Marſchall Kay und Iwan ſich vorſtellen laſſen. — Hierauf wurden von den jungen Leuten Tänze im Garten angeordnet, denen ſich aber Catharina entzog. Labitt und Friedrich folgten ihr in den Saal, und nachdem Beaufort der Muſik und dem Springen einige Zeit zugeſehen hatte, entfernte er ſich wieder. Günther und Wundrich gingen durch den Garten, um ſich verſchiedene Dinge mitzutheilen.

War es nicht eine ſchöne Zeit, ſagte Labitt, nachdem man ſich im Saale niedergelaſſen hatte, in jenem dreizehnten Jahrhundert, als der Kaiſer Friedrich ſelber ſich mit Freuden Dichter nannte, als in jener bewegten Welt die ſüßen und tiefſinnigen Gedichte von Lancelot, Triſtan, Parcifal, Titurell, Iwan und Erick allgemein gekannt, geleſen und geſungen wurden? Liebe, Frühling und Wunder war der Inhalt alter Lieder und die Freude der Welt, ſo wild ſich auch Helden, Städte und Kirche gegen einander feindlich bewegen mochten. Unſer Zeitalter, wie verfinſtert iſt es gegen jenes! Die Welt war heiter und freundlich, denn die Phantaſie jener Menſchen war wie in Frühlingswärme ausgelichtet. Der Zauber, welcher Chateau Merveil band, war nicht finſter und grauſig; ſelbſt das, was die Menſchen die böſen Kräfte nannten, war nicht in wilden, verzerrten Figuren vorgeſtellt. Im Titurell und der ſchönen Sage vom heiligen Graal iſt ſelbſt kein Widerwille gegen die Heidenſchaft ausgeſprochen, und die Geſtalten der Saracenen treten in Heldengröße auf. Die Religion und ihre Geheimniſſe, die Kirche, das Ceremoniel, die Heiligkeit des Prieſters, der Glaube an den Heiland, alles iſt ſo ſüß und freundlich gemalt, ſo aus dem Schatten alles Haſſes herausgerückt, daß ich nur die lieblichſten und blühendſten Gemälde unſers herrlichen Johannes von Eyck damit vergleichen könnte. Neben den Geheimniſſen der Sage, der Zauberei, der Religion und Liebe webt ſich auch noch das Wunder der Feen hinein, die Göttinnen genannt werden, und auch in Liebe mit dieſem oder jenem Helden verbunden ſind. Dieſe Artusgedichte ſind die ausgeblumte Frühlingspracht der Welt und Poeſie, und nichts, nichts darf ſich mit ihnen vergleichen.

Wie ſchön waren jene Tage, ſagte Frau Catharina mit anmuthiger Trauer, als ihr mir damals die ſchönen Sachen vorlaſet und erklärtet. Man konnte ſo ganz die jetzige rohe Welt vergeſſen, ihre Kriege und Zerſtörungsſucht, die Frechheit des Soldatenſtandes und den Verrath der Großen.

Ach! rief Labitt aus, in der Wirklichkeit ſah es auch nicht immer artig aus, in jener Zeit, wo dieſe Gedichte galten; denn wo ein Ezzelin regierte, wo ein Carl von Anjou geizte und grauſamte, waren vom Baume der Zeit eben keine lieblichen Früchte zu brechen. Aber was die Menſchen Gedicht, Sage, Phantaſie nannten, das war von Himmelsheiterkeit durchwebt. Wie liſtig und ſchalkhaft ſind die vielen Zauberpoſſen, die ſelbſt in den großen, würdigen Gedichten erzählt werden! Da iſt ſo ganz die Bosheit des Teufels, das Sataniſche der Höllengeiſter vergeſſen, daß auch das Schlimme ſich nur wie eine ſeltſame, wunderliche Geſtalt in den bunten Reigen der edlen Tanzenden ſpringend mit bewegt. Die Menſchenart war eine edlere, das Jahrhundert ein geläutertes, es bedurfte nicht des Grauſens, der Geſpenſter und Qualen, des Widerwärtigen und Abſcheulichen, um die Phantaſie in Thätigkeit zu ſetzen. Auch der Untergang des Artus und ſeiner Helden, der Tod Triſtans und ſeiner Geliebten, der Wahnſinn Iwans, das Leid der Sigune, alles iſt groß, gelinde, und die Noth des Lebens noch lieblich und reizend.

Ich glaube wohl, ſagte Friedrich, daß der edle Ton und die lichte Farbe dieſer Gedichte jenes Zeitalter charakteriſirt; der Menſch war innerlich aufgehellt, und ſeine Würde zeigte ſich wohl darin, daß er ſich keine Scheuſale hinſtellte, um ſich ſelbſt davor zu entſetzen, dies Gelüſte, was immer eine kranke Welt bezeichnet, war ihm auch nicht ſo nahe getreten, weil die Ketzergerichte der Dominikaner, die Vertilgung der Albigenſer, und ſo manches, was jeder in der Nähe erlebte, Schrecken und Grauſen genug in der Wirklichkeit darſtellten.

Ihr habt wohl Recht, antwortete der Alte; wer Fiſche im eignen Teiche hat, braucht ſie nicht auf dem Markte zu ſuchen. — Sollte, könnte aber nicht auf ähnliche Art, wie jene Dichtungen dazumal die Gemüther der Menſchen erhellten, die vieldeutige, bildungsreiche Religion des Chriſtenthums die Sehnſucht, Hoffnung, die Trauer und Freude der Menſchen beleben und in Thätigkeit ſetzen? Was ängſtigen uns dieſe Prieſter immerdar mit Buße, den Martern der Hölle, dem Zorn ihres Gottes, wie ſie ihn ſich denken. Ihre Kirchenceremonieen, ihre Gebete und Kniebeugungen, alles ſoll nur abzielen, den furchtbaren Unbekannten guter Laune zu machen, damit er das Elend des Lebens, Armuth, Krankheit, und was den dürftigen Menſchen immer quält, nur nicht noch mehr anhäufe. Von den Martern und dem ſchmerzlichen Tode des Erlöſers und ſeiner früheren Bekenner ſprechen ſie am liebſten, und ſo machen ſie aus einer ſüßen Trunkenheit, aus einem Rauſch der Liebe eine Geſpenſter- und Todes-Angſt. Freilich liegen alle Wunder, und folglich auch die des Grauſens, auch die Luſt an der Verweſung, in unſerm Innern; aber wir ſollen uns beſtreben, das Lichte, Edle, Himmliſche, Liebevolle und Beſeligende aus dieſen unergründlichen Tiefen hervorzurufen, und von dem Böſen, Trüglichen zu entbinden, was es in ſeinen dunkeln Feſſeln hält, um uns als Menſchen, als Berufene zu erkennen, und ſo im Glanz der ächten Religion unſern eigenen Triumph zu feiern.

Die ächte Religion! ſagte Catharina; das iſt eben der Streit! keiner glaubt, an der unächten ſich verloren zu haben.

So iſt es, ſagte Labitt; die Leidenſchaft des Menſchen kann keine Unterſchiede machen. Nur vom Menſchen geht das Böſe aus, indem er ſeine Kräfte, die urſprünglich gut ſind, willkührlich in das Nichtige wirft, die Lüge erweckt, und den Tod in das Leben ruft. Nur ſind jene Geſpenſter, die erſt nur lächerliche Phantome und nichtige Schemen waren, durch ſeine Bosheit und Wuth gepanzert, nun ziehen ſie mit faſt undurchdringlichen Harniſch dahin und vernichten die Welt, und richten ſich dann auch gegen ihre Lügenmeiſter, der ihnen erſt den Geiſt haſſend eingeblaſen hat.

Gut ſind die Kräfte des Menſchen urſprünglich? fragte Friedrich; da ſcheint Ihr doch zu ſehr vom Sinn und dem Ausſpruch der Offenbarung abzuweichen.

Erlaßt mir, junger Freund, ſagte der Maler mit Wehmuth, nähere Erklärungen. Wo das Wort ſich Bahn machen will und einſchneidet, da wird immer Geiſt und Sinn zertreten und untergewühlt, um das Wort nachher für Sinn ausgeben zu können. Ward nach der alten Sage der Menſch frei erſchaffen, ſollte er als ein Unſterblicher da ſtehen, und in Gott, als ſeinem Boden, wurzeln, ſo iſt, menſchlich zu reden, das Verbot, nicht das Gute und Böſe erkennen zu dürfen, unbegreiflich. Denn erſt dadurch wird er Menſch und ſich ſeiner Freiheit bewußt. In wie ferne ihn die Schlange belogen hat, daß er Gott noch ähnlicher werde, iſt eine verwickelte unb bedenkliche Unterſuchung. Die Tiefe des Abgrundes hat ſich dadurch in ihm aufgethan, die ihm vorhin verſchloſſen war; aber er kann nun erſt, indem er in dieſe Tiefe ſchaut, mit freier Liebe den Gott der Liebe anbeten und ſich ihm widmen und opfern, wenn er früher faſt nur als beſeelte Pflanze wie unwillkührlich ſein bewußtloſes Herz zu ſeinem Vater erhob, dem Zuge der Natur ſo nachgebend, wie die Roſe aufblüht und ihre Düfte ausſtreut. Mag er durch dieſen Abfall auch erſt den ſeltſamen Bedingungen ſeines irdiſchen Daſeins verfallen ſein, ſo hat er ja dadurch auch die Schaam und die Einſicht vom Edel und Unedel gewonnen, und wie ihn dieſe Schaam in ſeiner Erniedrigung unter das harmloſe Thier ſtellt, ſo erhöht ſie ihn auch, und giebt ihm einen Maaßſtab für die Unendlichkeit ſeiner Kräfte, mildert ſeinen Stolz, ſänftigt ſeinen Hochmuth, und macht ſelbſt ſeine Liebe und den Rauſch des Genuſſes demüthig. Er hat, ſagen ſie, auf dieſem Wege auch den Tod gefunden. Mag ſein; aber war denn ſein erſter Zuſtand etwas anders, als ein verhüllter Tod? Könnten wir in Wahrheit uns in jene blinde, unbewußte Ruhe zurück wünſchen, ſo ſehr ſie immer als Ziel unſerer Wünſche, als Lohn unſerer Kämpfe und Unruhe in unſerer Phantaſie lockend daſteht? Was iſt Tod? Was iſt Leben? Wenn ich das Wort im Innerſten verſtehen will, ſo verſchwindet wohl der Unterſchied, und ich ſehe, daß jedes nur eine andre Offenbarung des Lebens ſei. Sage denn gegen Sage, ſo erklärt mir ein Bild wohl ein anderes, und in dieſen Gegenden kommen wir niemals weiter. Wir können hier, was wir Offenbarung nennen, nicht beim Wort nehmen, denn hier iſt der Buchſtabe nichts und der Geiſt alles. So ſchwärme ich denn, wie Andre es gethan haben. — Alles dies ſei mit Erlaubniß meines hohen Meiſters geſagt. — Der Alte nahm bei dieſen Worten ſein Barett mit einer ehrerbietigen Geberde vom Kopfe.

Erlaubt, fiel ihm Friedrich ein; dieſe Redensart, wenn Ihr etwas erklärtet, ſo ſprachet, wie jetzt, oder auch Scherze vortruget, habe ich Euch ſchon oft brauchen hören; uns allen muß das auffallen: könnt oder wollt Ihr mir eine Erklärung darüber geben?

Der Alte war erſt ſehr ernſthaft, lachte dann gutmüthig, und formte dann wieder ſein Geſicht zur Ehrbarkeit, indem er ſagte: Nun Jüngling, glaubt Ihr mir denn, wenn ich Euch ſagen oder vorlügen möchte, daß ich ein Eingeweihter in Geheimniſſen ſei, derentwegen vielleicht die alten Templer geſtürzt wurden! Daß ich ein Vertrauter und Lieblingsſchüler eines großen Meiſters bin, den ich nicht nennen darf? Daß unſersgleichen, ſo wie die Eingeweihten der Griechen, in den Myſterien, das ächte, ungefälſchte Chriſtenthum beſitzen und bekennen! Alles könnte ja Wind ſein und iſt es auch. Es iſt eine Sache, die ich mir ſo angewöhnt habe, und wobei ich mir etwas nicht eben Unvernünftiges denke.

Catharina ſann tief nach, denn ſo manche Geſpräche Roberts ſo wie Philipps, wachten wieder lebendig in ihrem Geiſte auf. Labitt fuhr fort: Ich könnte ja auch meinen lieben, alten, längſt verſtorbenen Meiſter in der Malerei, den herrlichen, wahrhaft frommen und gottſeligen Hubert von Eyck, meinen, von dem ich ſo vieles Sinnige vernommen habe, als ich faſt noch ein Kind war. Der Mann Gottes war ein Auserwählter, ein fertiger Menſch, ſo wie es auch unſer Johannes iſt. Dieſe Erdgebornen haben die Schlacken abgelegt und triumphiren in Liebe und Freude, wenn Johannes auch das jüngſte Gericht auf die herkömmliche Weiſe hat malen müſſen. Dieſe Meiſter richten aber und verdammen keinen; die Erde verdient es nicht, daß es ihr geſchieht, und der Geiſt verträgt es nicht, denn er kehrt doch irgend einmal zur Wahrheit zurück.

Fahrt fort, ſagte Friedrich; ich bin erfreut, Euch ſo bei Laune zu ſehen. Euer Geſpräch iſt mir immer fruchtbar geweſen, und ich merke wohl, daß, wenn ich Euch nicht ganz verſtand, oder mir manches Thorheit ſchien, ich nur den Zuſammenhang Eurer Gedanken nicht begriff. In Eurer Seele, Meiſter, muß es wunderbar ausſehen; ſie iſt die Werkſtatt der bunteſten, ſeltſamſten und verſchiedenartigſten Bildungen. Eure Laune iſt ſo, daß ſie mir ſchon oft Schwindel erregt hat; dann ſprecht Ihr wieder ſo tiefſinnig, daß ich lange über ein hingeworfenes Wort von Euch ſinnen kann. Ich möchte wohl in dem lichten Blumengarten mit meiner Seele wohnen, in welcher die Eure einheimiſch zu ſein ſcheint. Ach! lieber Freund, was müßt Ihr in Eurer Jugend für ein liebenswürdiger Menſch geweſen ſein!

Der Alte ſchmunzelte, lachte dann und ſagte mit ſeiner ſeltſamen Miene im geſpitzten Geſicht: Ach nein! ich habe davon niemals viel rühmen können. Man iſt nun einmal da, ſo wie man da iſt, ſo ſchlimm und gut, ſo häßlich und verzeichnet, wie es Natur und Zufall nun einmal beſtimmten. Was die Seele ſelbſt an ihrer Hütte baut, iſt ſchwer auszumitteln, und nicht alle Seelen ſind gerade in der Architektur Kenner und Meiſter. Mancher Schönheitsſinn iſt wohl zur luſtigen Strafe in einen häßlichen Körper eingeſperrt. Andere wie unſer Johannes, haben darum das Malen und Bilden ſo leicht, weil Geiſt und Körper ſchön ſind. Seht nur unſre Frau Catharina an, da haben alle Geiſter mitgewirkt, ſie recht ſchön und wohlgefällig auszubauen. Wißt Ihr noch, ſchöne liebe Freundin, wie Ihr mir damals als Modell zur heiligen Catharina ſaßet? Ein andermal formte ich ſelbſt die Mutter des Heilandes, die glorreiche Maria nach Euch ab. Am meiſten aber gelang die Magdalena, und alle Welt wollte das hübſche Bild haben, ſo daß ich es auch mehrmals kopiren mußte. Damals lebten wir auch recht fröhlich mit einander. Die Zeiten wechſeln freilich, und nichts iſt beſtändig, als der Unbeſtand. Um nun nicht meine Rede zu vergeſſen, von der ich eigentlich ausgegangen war, ſo kann es wohl ſein, daß ich auch einen ganz andern mit meinem Handwerksgruß meine. Ich ſagte alſo, Bild könne ein Bild und Sage die Sage erklären, weil uns der eigentliche Urtext doch verloren gegangen iſt, und wir uns nur mit den Auslegungen behelfen müſſen. Iſt alſo, wie eine alte Kunde es von ſich giebt, ein Theil der geſchaffenen Engel abgefallen, und waren es eben, wie auch verlauten will, die kräftigſten und glänzendſten, ſo kann dieſer Abfall doch auch nur ſo verſtanden werden, daß ſie eine andere Bahn ſuchten, ein anderes Wirken, Schaffen und Beleben als jene orthodoxen, oder mehr paſſiven Geiſter, die in der Region blieben, die ihnen angewieſen war, und von ihrer Freiheit, die ihnen ebenfalls gegeben war, keinen Gebrauch machten. So entſtand alſo durch ihren Sturz in die Tiefe wohl das, was wir die Wirklichkeit nennen. Sie iſt nichts als eine Ueberhebung über das Geiſtige, wodurch ſich dieſes mit dem Nichts, dem Vergänglichen auf das innigſte verbindet und mit ihm durchdringt, wodurch es die Materie, die Zeit und das körperliche, ſichtbare Weſen erſchafft. So iſt der Tod in das Leben gerufen, und das Leben iſt mit dem Tode vermählt worden: beide eins und unzertrennlich. Und was iſt nun Lucifer? Was ſchon viele Alte gelehrt haben, die Kraft, die die Welt, die Bewegung, das Leben der Natur, Geiſt und Strömung der Materie in Bewegung ſetzt, und durch ſcheinbare Vernichtung ſchafft, und durch ſcheinbare Schöpfung vernichtet. So gebaren die Elohim die Welt. Als nun die Menſchen vom Herrn als Mittelgeiſter hingeſtellt waren, ergaben ſich dieſe, in Begeiſterung, um die Natur und ihre Tiefen zu ergründen, ebenfalls dem Wirken dieſes hohen, kräftigen Geiſtes, und wurden erſt wahrhaft, natürlich und kreatürlich, als ſie ſich entzückt in den Tod geſtürzt hatten, um das Leben zu finden. Doch immer wieder werden ſie durch Sehnſucht und Liebe, Hingebung und Demuth zum ewigen Anfang, der ohne Anfang iſt, hingetrieben, und in dieſer Andacht ſteigt der Vater ſelbſt in die brünſtige, entzündete Seele und löſcht alles Irdiſche, Troſtloſe durch ſeine Gegenwart auf Augenblicke im zagenden Geiſte des Menſchen aus. Dieſe Liebe zum Unſichtbaren, dieſe Wolluſt im opfernden Hingeben hat uns der Sohn gelehrt, und ſo iſt die Religion Chriſti die Religion der Liebe. Diejenigen, die ſich ganz dieſer ſüßen Vernichtung weihen, ſtreben den Zauber der Kraft zu zerbrechen, und ſich wieder in das Reich des Unſichtbaren, des Unwirklichen zu begeben. Wer aber im Wechſel bald ſeinen Geiſt mit allem Leben jener Wirklichkeit zukehrt, und ſich dann wendet, um auch aus dem Quell der heiligen, weſenloſen Liebe zu trinken, der iſt der vollkommene wahre Menſch. Das Verſinken in die Ruhe, in den Tod wird ihm neue Stärke geben, um die wirkende Unruhe, das ſich verwandelnde, ſtets forttreibende Irdiſche zu genießen und zu verſtehen, und die Sättigung im Leben und Schaffen wird ihn erſt genug läutern, um jener Ruhe und des in ſich ſelbſt Verſinken, um in Gott unterzugehen, fähig zu werden. Was iſt uns Mittler, um uns dem Allerhöchſten, dem Unbegreiflichen zu nahen? Chriſt ſoll es ſein, in ſeiner Menſchen- und Kindergeſtalt, in ſeinem Lehren und Leiden, in unſrer anbetenden Liebe und ſchmerzlichem Mitleid. Aber auch die Geſchichte, die Natur, die Kunſt, Poeſie und Muſik, ſo wie der Gedanke und die Philoſophie, können und ſollen uns Vermittler ſein. In allen dieſen wirkt und herrſcht jener hohe Feuergeiſt, jener kräftige Engel, der ſich vom Unſichtlichen trennte, und ſich des Scheines, des Nichts, des Vergänglichen erbarmte, um auch dieſes zum Triumph zu führen, und jenen Allmächtigen, Unausſprechlichen im ſogenannten Irdiſchen zu verklären. Dieſer Lichtträger oder Lucifer, iſt es, der im Helden, Denker, Begeiſterten, Dichter und Künſtler regiert und webt. Was dieſer hohe Geiſt hervorbringt, iſt freilich vor dem Auge des ganz in die Unſichtbarkeit verſenkten Religioſen ein Nichts, ein Atom, ein Moment; aber in dieſem Moment erhebt ſich die ganze Ewigkeit. Ihr werdet es oft erlebt haben, mein Freund, daß im Beſchauen eines ſchönen Gemäldes, in der Muſik, oder wenn ein edles Gedicht Euch wahrhaft entzückt hat, Ihr im höchſten innigſten Verſtändniß auf einen Augenblick ganz in das Kunſtwerk übergegangen, und für dieſen Moment Euch ſelber todt ſeid. Das iſt der Augenblick der Weihe und der Seligkeit. Und gleich darauf, wenn Ihr zu Euch und zur Beſinnung zurückkehrt — was blickt Euch in der Erinnerung des Entzückens und Verſtändniſſes für ein Auge an? Der Ewige, Unausſprechliche ſelbſt, der in Eure edelſten Kräfte hineingeſtiegen war, Ihr habt Ihn erlebt und gefühlt, und in dem innerſten Heiligthum der Kunſt oder Natur, welches dieſer Kunſtgeiſt Lucifer Euch ſchuf und öffnete, iſt doch nur wieder Er. Dieſer erinnernde Rückblick, in welchem Ihr Ihn erkennt, iſt der fruchtreichſte, ergiebigſte Eures Lebens, denn in ihm erzeugen ſich tauſend neue Gedanken und Gefühle zu künftigen großen Verſtändniſſen. In ſolchem Moment weiß der Denker, ſo wie der begeiſterte Freund der Kunſt, daß er Ihn geſchaut hat, und die Idee, wie es Platon nennt, iſt ihm entgegen gekommen. Aus dem augenblicklichen Tode iſt das höchſte Leben erwachſen, und nur im Rückblick der Beſinnung wird er dann erkannt, indem er ſich uns ſchon wieder entzieht, ſo wie Telemach im Entweichen erſt Pallas erkennt, oder Jakob nach dem Kampfe, mit wem er gerungen hat, die Jünger den erſtandenen Heiland, nachdem er in Emaus entſchwunden iſt. Ja, Freund, ſo ſehen wir in dem Ungrund zuweilen ihn ſelbſt, und der Heiland führt uns in milder Geſtalt der Liebe zum Ewigen, vor dem wir nur zittern könnten, enthüllte er ſich uns in ganzer Macht; ſo ſind die Engel und Geiſter Vermittler, alle die Heiligen, Wunderthäter und Märtyrer, der Anblick des Kreuzes, der Kirche, der Lichter und Sacramente: aber nicht weniger jene kräftigen Geiſter der Erde, vor denen ſich der Unverſtändige mit Scheu zurückwendet; dieſe Kräfte der Natur, der Kunſt, des Forſchens, der Geiſt der Schönheit, des Scherzes und des Witzes ſind uns ebenfalls Vermittler, und geben uns den gemilderten Anblick des Ewigen, und unſer Herz iſt in Liebe geſättigt und jauchzt, von den Wogen der Liebe getragen und gehoben; denn dieſe, wohin ich nur blicke, kommt mir in tauſend wechſelnden Geſtalten entgegen. Der Heerführer und hochkräftige Fürſt dieſer iſt der geſchmähte Lichtbringer, Lucifer, der Erreger des irdiſchen Glanzes, der Freude, der Kunſt und aller Poeſie. Und dieſen geheimnißreichen Meiſter, dem wir Alle das Schönſte zu danken haben, begrüße ich in allen Stunden, wie eben jetzt wieder, und wünſche, daß ich nichts geſprochen haben möge, was ihm entgegen iſt.

Es ſei Euch Dank geſagt, antwortete Friedrich, tief nachdenkend, daß Ihr die Erde, das Irdiſche und die Wirklichkeit, ſo wie den Schein und die ſchnell vorübergehende Entzückung aller Kunſt, ſo hoch habt würdigen wollen; das Leben ſelbſt erſcheint ſo, wenn man Euren Grillen oder Einbildungen folgt, in einem weit ſchöneren und würdigeren Lichte; aber hütet Euch, daß Euch jene Kurzſichtigen nicht irgend einmal vernehmen, die alles nur nach dem Winkelmaße meſſen, und das Geiſtige mit den geſtempelten Gewichten wiegen wollen; dieſe könnten Euch böſe Ausdeutungen Eurer Poeſie machen.

Es hat nichts zu bedeuten, ſagte der Maler; denn ſie ſind ſchwach, körperlich ſowohl als geiſtig. Sie verſtehen mich auch nicht, wenn ich nicht, um ſie zu ärgern, dürre und grob alles ſagte; und warum ſollte ich ſie angreifen? Bin ich doch im Weſentlichen mit dieſen Prieſtern und allen Frommen einverſtanden. Aber ich deute mir die Lehre; ich fable, wo Grund und Boden ausgeht. Alle Maler und Dichter haben es von je ſo gemacht, wenn man es gleich vielen, und vor allen dem großen Dante, ſehr verdacht hat.

Catharina ſagte: Eure Reden und ſchwärmende Phantaſieen, lieber Alter, haben mich wehmüthig geſtimmt. Wenn ich Euren Dichtungen folgen möchte, ſo ſchwindelt mir auch und der Boden verſinkt mir unter den Füßen. Iſt es nicht beſſer, ſich dem Leben und der Poeſie unwiſſend und beſcheiden hinzugeben, als, wenn auch im Bilde, den Grund des Verſtändniſſes finden zu wollen?

Auch ſo iſt es gut, antwortete Labitt; wer Ruhe dabei findet, iſt im Recht. Jeder mag ſeinen eignen Weg gehn, nur ohne Hochmuth oder verdummenden Eigenſinn, ſo wird jede Seele ſich auch wahrhaft ſelbſt antreffen. Ach! liebſte Freundin, darum iſt meiner Seele die Verehrung und Anbetung der Maria auch ſo nothwendig und unentbehrlich. In dieſer Geſtaltung der vergötterten weiblichen Natur hat ſich die innige Poeſie des Chriſtenthums erſt beſchloſſen. Die Liebe ſelbſt, das ſtille Entzücken, die Verehrung der Ruhe, derhimmliſchen Ergebung, alles Süße, wovon das Kind ſchon ſtill befriedigt wird und wonach der Greis ſich noch ſehnt, was der roheſte Böſewicht und der wildeſte Heide, der Gottesleugner und der Freche, der an Unſchuld und Jungfrauen frevelt, was alle dieſe nie ganz in ſich vertilgen können, iſt in dieſem Glauben, in dieſem Bilde uns ſichtbar und überzeugend nahe gekommen. Dieſe ſchöne Demüthige, dieſe kindliche Jungfrau, welche niemals zürnen kann, deren Fürbitte und Liebe ſich nie erſchöpft, die nie ermüdet, ſich dem Flehenden zu nahen, die immerdar vergiebt, und der Reue freundlich entgegen tritt, alle dieſe himmliſchen Tugenden des ächten Weibes, welche nie glänzen, der Menge und dem ſtürmiſchen Gemüthe nie ſichtbar werden, auch dieſe mußten vergöttert und in die Lehre einer wahren allgemeinen Kirche aufgenommen werden. Der ſchlichteſte Sinn, dem alle Geheimniſſe verſchloſſen bleiben, kann in dieſer Anbetung ſeine Fülle und Genüge finden und den Durſt ſeines Herzens löſchen.

Und wie? erwiederte Catharina, wenn ich Euch auch ganz in dieſem letzten Gefühle folge uns verſtehe, fallt Ihr dennoch nicht in eine Art von Heidenthum? Ja Ihr dürftet vielleicht deſſen abgöttiſche Bilder nach Eurer Denkweiſe nicht ſo ganz aus Eurem Pantheon fortweiſen, da Ihr ſchon mit Entzücken von den Feen und den Geiſtern ſprecht, die, nach dem Glauben mancher, die Natur bewohnen und beleben ſollen.

Der Dichter, ſagte Labitt, muß auch nichts ſo unbedingt abweiſen. Laſſen wir jene Götterbilder immer als natürliche Kinder meines Lucifer gelten, womit auch der ſtrenge Prieſter nach ſeinem Alphabet einverſtanden ſein wird. Die Dialekte gehen wunderſam durch einander; wenn die Maurergeſellen, indem ſie vom Thurme ſteigen und mit unverſtandenen Worten an einanderſtoßen, nur nicht in Schlägerei verfallen, ſo iſt die Sache auch an ſich gut, daß jener unnütze Thurm nicht ausgebauet wurde. Wir wären gewiß niemals einig, wenn nicht jeder etwas Anderes wollte und fände. Ihr erwähnt wieder jene Feen aus den Gedichten und der freundlichen Liebes-Anſicht jener Tage. Wie abſcheulich, was uns ſeitdem ſo oft vom Satan, von der Hölle, den Martern, der Scheußlichkeit der Magie und der Zauberei iſt gelehrt worden! Wohin hat ſich dieſelbe menſchliche Phantaſie verirrt, wenn wir von dem abgeſchmackten Unſinn des Hexen-Sabbaths vernehmen; Wahnſinn und Dummheit, welchen ſelbſt Männer, die ſich verſtändig dünken, hie und dort ihr Ohr leihen.

Ich habe noch wenig oder nichts davon vernommen, ſagte Catharina, ich kenne nur durch Euer ſeltſames Bild einiges von dieſen tollen Aberglauben. Ich meinte aber, alles ſei nur ein wilder Scherz, und kein Menſch könne glauben, daß etwas Wahres zum Grunde liege.

Nein! nein! rief der Maler lachend; ſie erzählen, wie alte Weiber wirklich durch eine Hexenſalbe, die ihnen natürlich der Teufel bereiten lehrt, auf einem Beſenſtiel, wenn ſie dieſen beſchmieren, meilenweit durch die Luft fliegen können. Auch verwandeln ſie ſich in Wölfe, Bären und andere Geſtalten. Dem Satan, welcher bei dem Feſte als Bock, Affe oder Schwein präſidirt, wird dann ewige Treue geſchworen. Man ſchmauſet und tanzt nachher, und Uuſitte und Unzucht wird ausgeübt, wie ſie die beſchmutzteſte und verdorbenſte Seele nur erſinnen kann. Wir brüſten uns mit Weisheit und Gelehrſamkeit, unſere Malerei und Baukunſt iſt ohne Zweifel herrlich geworden; aber kann dies, zuſammt den weltberühmten, koſtbaren Feſten unſers burgundiſchen Hofes unſre Zeit als eine treffliche rechtfertigen, wenn dieſer mehr als thieriſche Aberwitz in dieſe fröhliche Muſik ſo widerwärtig hineinſchreit? —

Das Geſpräch ward jetzt ein allgemeines und heiteres, weil die Mädchen, ſo wie die älteren Frauen, ebenfalls in den Saal traten. Man genoß die dargereichten Erfriſchungen, und aller Augen wurden jetzt nach der Thür des Gartens gerichtet, durch welche die hohe ſchöne Geſtalt eines Jünglings eintrat, welchem einige geſchmückte Diener folgten. Er war in himmelblauen Sammt gekleidet, und ſein Mantel war von hellrothem, geflammten Atlas. Sein edler Wuchs wurde auch durch ſeine ſtolze Haltung erhöht, denn er erhob übermüthig den langen Hals, der glänzend aus einer einfachen Krauſe hervorſtieg. Sein blaues Barett war mit Edelſteinen und einer koſtbaren Reiherfeder geſchmückt, und indem er durch den Garten ſchritt, glaubten alle in dieſer Erſcheinung einen der vornehmſten jungen Herren des Landes zu erkennen. Er kam in den Gartenſaal, ging auf die Wirthin ſtolz aber freundlich zu, verneigte ſich vor ihr, indem er den Hut abnahm, und ſagte dann mit feinem Ton: Ihr kennt mich wohl nicht mehr, ſchöne Frau?

Frau Deniſel erhob ſich, ging dem vornehmen Fremden mit Ehrerbietung entgegen und ſagte: Nein, mein verehrter Herr, ich weiß nicht, wen mein armes Haus in Euch beherbergt.

Es ſind freilich nun ſchon zwölf Jahre her, ſagte der Fremde, daß ich als ein Knabe in dieſem Garten ſpielte. Damals war ich der arme Köſtein, der Eurer Eüte ſo manches zu danken hatte.

Iſt es möglich? ſagte die Frau verwundert, daß man ſich ſo verwandeln kann? Nein, niemals, gnädiger Herr, hätte ich Euch wieder erkannt, ſo völlig, ſo durchaus habt Ihr Euch verändert. Und wie dankbar muß ich ſein, daß Ihr Euch in Eurem jetzigen Zuſtande meiner noch erinnert.

Man ſetzte ſich, und der ſchlanke Köſtein nahm ſeinen Platz neben der Frau des Hauſes, welche er mit der größten Freundlichkeit behandelte. Mein Schickſal, ſagte er, iſt ein außerordentliches zu nennen. Arm, ohne Eltern und Verwandte, lebte ich hier in dieſer Stadt. Die Geiſtlichkeit war freundlich gegen mich und nahm ſich meiner Erziehung an; ein reicher, gut denkender Bürger, Schakepeh, eröffnete mir ſein Haus und behandelte mich wie ſein Kind. Von ihm wurde ich nach Gent geſchickt, wo ich in das Haus des hohen Prinzen, des Grafen Etampes, aufgenommen wurde. Der Graf war freundlich gegen mich, und ſtellte mich nnſerm Herzoge, dem guten Philipp vor. Der liebe, herrliche Fürſt nahm mich wie ſeinen Sohn auf, er ſchenkte mir Haus und Gut, er erlaubte mir, daß ich immer um ihn ſein durfte, ja ſeine Gunſt nahm ſo zu, daß er faſt nicht mehr ohne mein Geſpräch und Umgang ſein mochte. Er hat mich zum Ritter und reich gemacht, und ich darf mich rühmen, daß er auf mein Wort und meinen Rath achtet; und freilich, da die Zeit ſich ſo gefährlich geſtaltet, ſo thut er Recht, ſeine wahren Freunde von den falſchen zu unterſcheiden, damit, wenn es die Noth erfordert, er nicht ganz ohne Hülfe ſei.

Friedrich, der dieſen Köſtein, den Günſtling des Herzogs, von dem das ganze Land ſprach, noch niemals geſehen hatte, verwunderte ſich über dieſe Reden, die der junge Ritter ſo leicht von ſeinen Lippen fallen ließ.

Jetzt, fing dieſer wieder an, habe ich eines ſonderbaren Vorfalles wegen, die Reiſe hierher gemacht. Mein Vetter, der Canonikus Melchior, meldet mir, daß jener böſe Denis, der einen fernen Verwandten von uns heimtückiſch ermordet hat, zufällig ſei entdeckt worden und krank im Spital liege. Dieſer boshafte Menſch, den ich ehemals wohl gekannt habe, muß uns erklären, was er gegen uns und die Herren von Croys und den Grafen Etampes im Schilde führt, und mit wem er noch verbunden ſein mag.

Er erhob ſich jetzt und rief aus: Ei! iſt das nicht unſer Vater Labitt? — Ei, lieber Alter, Ihr lebt alſo noch? — Er umarmte den Maler mit vieler Herzlichkeit und ſchüttelte ihm freundlich die Hand. — Ihr habt wohl, ſagte er dann, alle die loſen Streiche vergeſſen, die ich Euch damals, in Geſellſchaft von andern Buben, ſpielte?

Freilich, freilich, ſagte der Alte, denn es ſind doch einige Jahre ſeitdem verfloſſen. Jetzt ſeid Ihr ein Staatsmann und von großem Einfluß. Viel Ehre, daß Ihr Euch noch eines armen alten Mannes erinnert. Hütet Euch nur, daß Euer Muthwille jetzt nicht unſern alten Herzog beſchädigt, der freilich der Freunde bedarf.

Immer noch wie ſonſt! ſagte Köſtein lachend, es iſt Recht, daß Ihr mich ganz wie Euern ehemaligen Zögling behandelt. Unſer alte Herr aber kennt ſeine Leute und weiß ſie zu wählen. Seine bösgeſinnten Feinde ſtehen leider auf der Seite ſeines Sohnes und Erben. Der Prinz, der ſeine männlichen Jahre erreicht hat, wird nur gar zu leicht von böswilligen Menſchen und Verleumdern gelockt. Wir haben hinlänglich gegen dieſe zu kämpfen und müſſen ſtets ein wachſames Auge auf alle Bewegungen unſerer Feinde haben.

Friedrich zog ſich von dieſem Geſpräche ſcheu zurück. Er begriff nicht, wie ein Mann, der am Hofe und im vertraulichen Umgange der Großen lebte, mit dieſem leichtſinnigen Stolze von ſeinen Verhältniſſen reden konnte. Er ſchloß daraus, daß das Alter den Herzog noch ſchwächer und nachgiebiger gemacht habe, als man gewöhnlich glaubte, wenn er einem ſolchen unbeſonnenen Jünglinge, wie dieſer Köſtein war, ſein unumſchränktes Vertrauen ſchenken könne. Frau Catharina, die dem jungen Freunde mit ihren Blicken folgte, ſchien ſeine Meinung zn errathen. Der Maler machte ſich im Gegentheil mit dem jungen Ritter immer mehr zu thun und wurde noch vertraulicher und freundlicher. So ſeht Ihr, fragte er, den Dauphin von Frankreich auch wohl zuweilen?

Faſt täglich, antwortete Köſtein, und er iſt immer ſehr gnädig gegen mich, indem er mich vor vielen andern auszeichnet. In dieſem verſtändigen Herrn erkennt man niemals, ſeinem Aeußern und Betragen nach, den Fürſten und den künftigen Regenten der großen Monarchie. Er iſt leutſelig, geſprächig, redet gern ſelbſt mit den allergeringſten Leuten, trägt ſich in ſeinen Kleidern faſt immer bürgerlich, und iſt am heiterſten, wenn er ſeinen Rang und ſeine Beſtimmung vergeſſen kann. Ja, mein alter Freund, 'wie hätte ich mir das vor zwölf Jahren einbilden können, daß ich jetzt nur mit großen Herren und Regenten umgehen würde, und mit ihnen allen auf dem vertrauteſten Fuß? Denn ich muß ſagen, unſer großer mächtiger Herzog liebt mich ſo ſehr, daß er mir nicht leicht eine Bitte verſagt, beträfe ſie auch einen noch ſo wichtigen Gegenſtand.

Könnte man nicht, ſagte der Maler, auf dieſem Wege unſern zu eifrigen ſtellvertretenden Biſchof von Baruth entfernen? den kleinen Bernhard? Der Mann macht ſich lächerlich und kann dem geiſtlichen Stande keine Ehrfurcht erwerben.

Mit der Geiſtlichkeit, antwortete Köſtein, laſſen wir uns nicht ein; das iſt der einzige Punkt, wo mein wackerer, edler Herzog immer eine Art von Scheu und Furcht zeigt. Er ſetzt ſeinen Stolz mit darin, für einen rechtgläubigen Chriſten und einen Vertheidiger der heiligen Kirche zu gelten. Er hat auch keinen Einſpruch ſich erlaubt bei der ſonderbaren Begebenheit, die ſich jetzt in Langres zugetragen hat. Ich bin über dieſen Ort auf meiner jetzigen Reiſe gekommen, weil ich dort eine bedeutend große Summe einzunehmen hatte. Sie waren eben dabei, einen Gottloſen oder Ketzer zu verbrennen, wegen, ich weiß nicht welchen Lehren, die ſie ihm zur Laſt legten.

Wie? rief Frau Catharina mit Entſetzen aus; wiederum hört man von dergleichen Abſcheulichkeiten? Wo iſt die Hoffnung, ja die Ueberzeugung geblieben, die wir ſchon gefaßt hatten, daß von dieſen Grauſamkeiten niemals mehr die Rede ſein ſolle?

Friedrich hatte ſich im Unwillen erhoben, Labitt ſah ſchwermüthig aus, aber Köſtein ſagte ganz gleichgültig: Lieben Leute, was ſoll denn mit Menſchen geſchehen, die auf keine Vermahnung, weder weltliche noch geiſtliche etwas geben wollen? Immer beſſer, man verbrennt ſie, oder ſchafft ſie auf andre Art aus der Welt, als daß ſie noch Viele mit ihrem böſen Beiſpiele und Wandel anſtecken.

Da es ſpät war, trennte man ſich. Köſtein ging wieder zum Canonicus, um mit dieſem Abrede wegen ſeines Proceſſes zu treffen, und Friedrich begab ſich mit Labitt zu Wundrich, um über dieſen Vorfall, weshalb der junge Köſtein nach Arras gekommen war, ſo wie wegen der alten Gertrud nähere Erkundigung einzuziehen.

Einer der reichſten Bürger von Arras gab alljährlich ein großes Feſt, zu welchem er die meiſten ſeiner Bekannten einlud. Da der heitere Mann ein ganz außerordentliches Vermögen geſammelt hatte, durch Holzhandel und ſeine Verbindungen mit dem Auslande, da er in Antwerpen, noch mehr aber in Brügge, große Geſchäfte machte und ſein Vermögen mit jedem Jahre zunahm, ſo war dieſe Verſammlung in ſeinem großen Hauſe für die ganze Stadt Arras gewiſſermaßen ein Feſt zu nennen. Schakepeh war gegen jedermann wohlwollend, gegen die Armuth ſehr wohlthätig, mit Niemand verfeindet, lebte ohne Neid und Mißgunſt, und unterſtützte Handwerker und ärmere Kaufleute auf alle Weiſe; darum vergaben ihm auch die Vornehmeren ſein bürgerliches Weſen, ſeine etwas rauhe Zutraulichkeit und den ſpaßhaften Ton, den er ſich oft gegen jedermann erlaubte. Am ſchönen Sommertage ſtrömte eine große Schaar von Gäſten nach ſeinem weit ausgedehnten, glänzend aufgeſchmückten Hauſe, das in der Hauptſtraße einen großen Raum einnahm und viele andere Häuſer überragte, ob es gleich nur von Holz gebaut war. In der Mitte ſprang die Wand mit Fenſtern vor, und bildete gleichſam einen Thurm, aus welchem man rechts und links die Straße weit hinunter überſehen konnte. An beiden Enden des Gebäudes waren ähnliche Thürme angebracht, das Dach beſtand aus fünf geſchmückten Giebeln, und allenthalben lief ein künſtliches Schnitzwerk um Fenſter und Thüren, wodurch das Haus ein ſeltſames und abentheuerliches Anſehn gewann, aber trotz dieſer Alterthümlichkeit nicht unangenehm dem Blicke erſchien. Schakepeh hatte das Gebäude ganz nach ſeiner Laune ausgeführt, und keinen Rath und Einwand eines Bauverſtändigen anhören wollen.

Auf das Feſt, welches jetzt gefeiert wurde, war die Stadt und die Maſſe der geladenen Gäſte diesmal begieriger als je, weil der Günſtling des Herzoges, der junge Köſtein, heute als der Vornehmſte der Verſammlung hier glänzte, wo er ehemals als Knabe, der von Wohlthaten erzogen wurde, von denſelben, die ihm heut ihre Ehrfurcht bezeigen mußten, vor zwölf Jahren kaum war beachtet, oft bemitleidet, zuweilen verſpottet worden. Alle waren neugierig darauf geſpannt, wie ſich dieſer Emporkömmling, von ſeinen hohen Beſchützern entfernt, benehmen würde.

Er war früher gekommen, und wandelte Arm in Arm mit dem alten Schakepeh durch die aufgeputzten Räume, und erinnerte ſich, halb gerührt, halb mit Lachen, wie er in früher Jugend in dieſen Zimmern und Sälen oft mit Angſt ſich umgetrieben habe, wenn ſein alter Wohlthäter etwa nicht bei guter Laune geweſen ſei. Der alte Holzhändler erfreute ſich an dem heitern, einfachen Weſen ſeines ehemaligen Schützlings, dem es wohl that, einmal den Zwang des Hofes zu vergeſſen, und ſich in Erinnerungen ſeiner Kindheit zu ergehn. Als beide alles betrachtet hatten, ſtellte ſich Köſtein in den vorſpringenden Altan oder Thurm des mittlern Zimmers, um an der Seite ſeines Wirthes in die Straße hineinzuſehen. Alle Fenſter waren hinaufgezogen, und der junge ſchöne Mann ſtand halb an die Säulen und halb an den alten Bürger gelehnt, wie ein Fürſt in ſeinem ritterlichen Schmucke da, ſo daß alle Vorübergehenden mit Ehrfurcht zu dem Söller hinauf ſchauten, und die gemeinen Bürger, die von Köſteins Ankunft noch nichts erfahren hatten, ſich über den Holzhändler verwunderten, der einen ſo glänzenden Prinzen am Arme halte.

Jetzt kam Friedrich mit ſeinem Vater, dem Ritter Beaufort, und beide grüßten hinauf. Lebt der mürriſche Beaufort noch? ſagte Köſtein; den Sohn habe ich ſchon draußen bei der Frau Deniſel geſehn. Die beiden wurden von Dienern empfangen, und an der Treppe, im großen Vorſaal, wurden ſie von der ſchönen Sophie, der Tochter des Hauſes begrüßt. — Jetzt ſchritt die ſchlanke, große und ſchön gekleidete Frau Catharina über die Straße, von ihrem alten Freunde, dem Maler Labitt, geführt. — Was die große, mächtige Frau ſo ſchön bleibt und jugendlich! rief Köſtein; ſchreitet ſie nicht an der Hand des alten Narren wie eine Fürſtin einher! — Mit höflichem Gruß traten die beiden in den kühlen Flur des Hauſes. — Jetzt kam der Dechant über die Straße gegangen, vor dem ſich alle Bürger in Ehrfurcht neigten, indeſſen er ſie mit einem vertraulichen Lächeln grüßte. Köſtein ſagte: Der Marck, dieſer Dechant iſt ein würdiger und verſtändiger Mann; mich wundert nur, daß er nicht zugleich mit dem Canonicus, meinem Vetter kommt. — Indem eilte der Canonicus Melchior aus der Nebengaſſe und holte den Dechanten noch ein, bevor dieſer die Schwelle des Hauſes betreten hatte.

Männer vom Magiſtrat kamen mit ihren Frauen und Töchtern, noch einige der vornehmſten Bürger, die zugleich Schöffen der Stadt waren, einige Edelleute mit ihren Gemahlinnen oder Töchtern, und nach einiger Zeit hörte man auch von ſchmetternden Trompeten das Zeichen, daß es Zeit ſei, ſich an die Tafel zu ſetzen. In der Mitte ſaß Köſtein; ihm zunächſt eine Edeldame, und auf der andern Seite die Tochter des Hauſes, neben welcher Friedrich hatte Platz nehmen müſſen. Ihnen gegenüber hatte der Dechant ſeinen Platz, neben Rittern und Magiſtratsperſonen; in ihrer Nähe ſaß zwiſchen Frauen und Mädchen der alte Ritter Beaufort; in eine Ecke, um behaglich zu ſein, hatte ſich der fröhliche Wirth zurückgezogen, und neben ſich die Frau Catharina, die er gern ſah und hörte, Platz nehmen laſſen, ſo wie den alten Maler, den er herzlich liebte. Bei der Tafel ertönte eine anmuthige Muſik, die auf einer kleinen Gallerie im hohen Saale geſtellt war. Diener warteten auf, mit reinlich gekleideten Mägden wechſelnd, und man ſah im ganzen Saal nur heitre Geſichter und Lachen und hörte nur fröhliches Schwatzen. Guter Wein und treffliche Speiſen erfreuten alle Herzen, und abwechſelnd wurden des Wirths, der Gäſte, der Damen, mehrmals Köſteins, dann wieder des Herzogs Geſundheit nach der Sitte des Landes ausgebracht, und jedesmal beantwortete die Muſik das Lebehoch.

Indem das Geſpräch allgemein und immer lauter wurde, konnte man die Rede des Einzelnen nicht mehr vernehmen. Bei eingetretener Stille ſagte der Wirth: Es thut mir leid, daß der alte, gute Wundrich, einer meiner liebſten Freunde, nicht hat herkommen können oder wollen; er hatte aber ſo viel mit ſeiner kranken Gertrud zu thun, daß er es mir diesmal, das erſtemal in meinem Leben, geradezu abgeſchlagen hat, an dieſem feierlichen Tage mein Gaſt zu ſein. Der gute Alte fehlt mir außerordentlich, und ſein leerer Platz da thut meinen Augen weh.

Er erſcheint vielleicht etwas ſpäter, ſagte der Canonicus, denn er will keinem andern, als ſich ſelbſt, die Kranke anvertrauen; er giebt ihr die Medikamente ein und ſucht ſie zu erheitern. Auch iſt ſie mehr melankoliſch als krank. Er fürchtet, daß ſie wahnſinnig bleibt.

Schade! ſagte Schakepeh; ſo wäre uns eine Fromme oder wohl gar Heilige ſo aus Reih und Glied gelaufen, um im Narrenthum zu endigen. Warum gränzt nur die Unklugheit immer ſo nahe an das Allerbeſte im Menſchen?

Der Dechant erwiederte: Doch wohl, weil das Beſte und Edelſte immer ganz geiſtiger Natur iſt und ganz mit der Liebe eins. Wir erleben es aber auch oft, wie leicht ſich und wie ſchnell die heftigſte innigſte Liebe in fürchterlichen und grauſamen Haß umſetzen kann.

Davon ſind freilich alle Geſchichten und Gedichte voll, ſagte Flamand, ein junger Advokat, der ſich in alle hübſche Mädchen verliebte, und deshalb die Fabel der Stadt geworden war. Frau Catharina hatte zum Dechanten bei ſeinen Worten hingeſehn und ein ſtechender Blick des Geiſtlichen begegnete ihr, der ſie ſo ängſtete, daß ſie verlegen es lange nicht wagte, wieder empor zu ſchauen.

Wir bedürfen der Geſchichte nicht, ſprach der Dechant, um dieſe Wahrheit einzuſehn. Alle Aeußerſten berühren ſich. Die wildeſten Ketzer waren diejenigen, die vorher im Ruf der Frömmigkeit geſtanden hatten. Wir leſen, daß oft brünſtige Seelen, die wahrhaft den Herrn in der Tugend liebten, im Alter ſo herbe abfielen und ſich dem Schöpfer abwandten, daß ſie Gott verfolgten und das Heilige im Grimme zu vernichten ſtrebten.

Kann ſein! rief Schakepeh, aber laßt uns nicht bei Tiſch ſo ganz auf erbauliche Geſpräche führen. Bringt lieber was Thörichtes auf das Tapet, und wenn der ehrwürdige Herr Dechant der Aufgabe nicht gewachſen ſein ſollte, ſo übernimmt mein alter Labitt, oder mein junger Flamand, oder eins von den ſchönen lachenden Mädchen die Mühe, die ja alle aus der Thorheit herausblühen, wie die Roſe aus ihrer Knospe. Lacht, Menſchenkinder, und ſprecht thörichtes Zeug! —

Ja wohl, ſagte Flamand, wäre es beſſer, nur das Heitre, oder Seltſame vorzutragen. Drei Meilen von hier liegt ein Dorf, in welchem der verſtändige Schulze vier alte Weiber hat einziehen und kriminel verklagen laſſen. Und warum? Sie ſollen Hexen ſein und alle Wochen oder monatlich den Hexen-Sabbath einmal beſuchen. Das ganze Dorf iſt über dieſe verſtändige Sache in Allarm, denn jedes Weib und jeder Mann ſteht in Gefahr, von der Weisheit dieſes Schulzen ebenfalls in das Gefängniß geworfen zu werden. Er hört nehmlich die Wahnwitzigen an, und ſie dürfen dieſe und jene nennen, welche ſie ebenfalls auf dem Hexen-Sabbath wollen geſehen haben, und da dieſer Traum, oder die Einbildung bei dem Richter für Wahrheit gilt, ſo iſt es nicht unmöglich, daß er ſein ganzes Dorf nach und nach, ſo wie die Bauern der benachbarten Oerter in die Gefängniſſe ſteckt.

Viele lachten, und da der Dechant ganz ernſthaft blieb, ſagte der Ritter Beaufort: Wie kommt es, geiſtlicher Herr, daß der Biſchof, oder der Prieſterorden und die Herrn Canonici nicht dieſem Unfug ſteuern?

Der Dechant ſah ihn mit einem ſonderbaren Lächeln an, und erwiederte: Es iſt wunderbar, wie die Geiſtlichkeit alles Auffallende, Thörichte oder auch nur Unbegreifliche richten und ſchlichten ſoll, und wie uns dieſelben, die dergleichen erwarten, auch immer wieder vorwerfen, daß wir uns in alles miſchen, was uns nicht kümmern ſollte. Geſchieht etwas Ruchloſes, Gottloſes, ſo heißt es: das hätten die Prieſter verhindern können und ſollen, und durch ihre Säumniß ſind ſie gewiſſermaßen des Verbrechens mitſchuldig! Erkennen wir geiſtliche und weltliche Strafen für nothwendig, um den Uebel, das immer mehr um ſich greift, zu ſteuern, ſo fordert man Langmuth, Vergebung, Lammsgeduld von uns, und meint, die Kirche ſei nur da, um zu ſegnen.

Warum wollt Ihr mich ſo mißverſtehen, trefflicher Herr? ſagte Beaufort: Euer Stand iſt ſo nothwendig, wie jeder andre, und ohne Kirche iſt kein chriſtlicher Staat möglich. Was die unwiſſende Unzufriedenheit der Schwätzer tadelt, kümmert mich nicht; aber einem Wahnwitzigen, der ſein Amt mißbraucht, dürft Ihr und müßt Ihr keck und mit ſchlichtem Wort entgegen treten. Auch dürfte, wenn einer tadeln wollte, dieſer wohl fragen: Wie kommt der finſtre Aberglaube, dieſer Unſinn unter jene Landbewohner, die in einfacher Arbeit der Natur und Wahrheit ſo viel näher ſtehen? Wie iſt es möglich, daß der Schultheiß, ein Mann, der als der Klügere, von der Gemeine gewählt wird, auf dieſen Unſinn als Richter hört? Ein Unzufriedener würde dann wohl bemerken dürfen, ohne ſich von der Wahrheit zu ſehr zu entfernen, daß jene Prieſter auf dem Lande, ſo wie die Lehrer in den Dorfſchulen zu unwiſſend ſind, weder Vernunft noch Religion kennen, und jene Stellen ihnen nur anvertraut werden, weil ſie zu keinem andern Geſchäfte brauchbar ſind, indeß die gebildeten, gelehrten Geiſtlichen nur nach Einkünften und hohen Plätzen ſtreben, mit gleichgültigem Sinn die kirchlichen Ceremonien üben, und den Bürger und das Volk ſich ſelber überlaſſen.

Meine Herrn Ritter, ſagte der Dechant, dieſer Tadel iſt ſchlimmer und ungegründeter als jener, den Ihr eben erſt als unnützes Geſchwätz wolltet abgewieſen wiſſen. Dieſe Geſinnung iſt es aber, welche den Einfluß der Kirche und der frommen Prieſter ſchwächt, ja faſt vernichtet. Wen ſollen wir erziehen, wann ſich jeder klüger als die Kirchendiener, als die Lehrer des göttlichen Wortes wähnt?

Ihr ſeid zu ſcharf, geiſtlicher Herr, rief Köſtein von ſeinem Sitze gleichgültig hinüber: Jeder Stand hat ſeine Plagen und findet ſeine Verleumder, alle haben aber auch ihre Freude, und wie ſehr die geiſtlichen Herrn nur auf ihren Vortheil ſehen, daß iſt eine Sache, über die ſchon in alten Zeiten iſt geklagt worden.

Als Schakepeh ſah, daß man verſtimmt war, rief er: Bei Tiſch geht alles drauf und drein, man kann und ſoll nicht jedes Wort abwägen; Freunde ſind wir alle, ſonſt wären wir nicht hier verſammelt, und kein Wohlwollender wird ein haſtiges Wort übel auslegen wollen.

Die Mahlzeit war geendet, und alle ſtanden auf, mehr verſtimmt als erheitert. Man begab ſich in einen andern Saal, um eingemachte Früchte, Zucker, Obſt und ſüßen Wein als Nachtiſch zu genießen. Catharina war nachdenkend, und hörte nicht auf die Scherze ihres Wirthes, Friedrich blieb mit ſeinem Vater, Köſtein und einigen Rathsherren im Zimmer, weil ſich unter ihnen ein lebhaftes Geſpräch angeſponnen hatte. Labitt ging träumend hin und her, da er, wie faſt jeder, ziemlich viel des ſtarken Weins genoſſen hatte.

In einem Bogenfenſter, welches mit Blumenranken umhängt war, hatte ſich Catharina zurückgezogen. Sie hörte nicht auf die Geſpräche der andern, die von den Früchten, oder dem Zuckerwerk nahmen, ſondern ſie ſah ſtarr vor ſich nieder, weil ihr Gemüth, ohne Gegenſtand zwar, tief bewegt war. Sie ſann nach, warum ſie traure, und ein zagendes Zittern ſie durchbebe, als ſie die Augen erhob und über den Dechanten erſchrak, der ſich ſtill an ihre Seite geſetzt hatte. Was iſt Euch? fragte der Geiſtliche theilnehmend. Weiß ich es ſelbſt? antwortete ſie; ich betrat mit Heiterkeit dieſes Haus und werde es nun tief betrübt verlaſſen, ohne daß mir etwas begegnet ſei, das ich traurig, oder nur unangenehm nennen könnte. Es ſcheint oft in der Luft eine Schwermuth zu regieren, die ſich den Menſchen unmittelbar einſenkt, denn alle waren heut, ſo ſchön das Wetter iſt, verſtimmt und zu Verdruß und Händeln aufgelegt.

Es iſt wohl oft, ſagte der Dechant, das Vorgefühl unſers künftigen Schickſals, welches der inwendige Geiſt ſchon vorausſieht, ohne Bild und Geſtalt. Das mag wohl jene unnennbare Angſt ſein, die zuweilen alle unſre Kräfte zuſammendrückt. Die Erfüllung des Vortraums kommt oft erſt nach Jahren. Auch mich quält oft ſolche Angſt, von der wir nicht wiſſen, ob wir ſie eine geiſtige oder körperliche nennen ſollen. — Freundestroſt iſt in dieſer Verſtimmung das höchſte Glück, aber Ihr habt Euch mir entzogen und wollt Euch immer mehr entfremden, ja es gefällt Euch, mich zu Euern Feinden zu zählen. Seht aber ein, ſchöne Freundin, daß zwei Menſchen, die Verſtand haben, ſich einigen ſollten, ſich nützen, ſich gegenſeitig beruhigen, einer dem andern helfen. Jeder kann ſchaden und nützen. Und wenn es wahr iſt, wie ich es denn nur zu gern glaube, daß Ihr mit Friedrich nicht in jener Verbindung ſteht, die ich argwöhnte, ſo ſolltet Ihr, Holdſelige, nicht länger mein Geſuch und mein Bündniß abweiſen.

Catharina ermuthigte ſich und ſah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an: Es kann nicht ſein, ſagte ſie dann ruhig, ich erkläre es Euch feſt und beſtimmt.

Ihr werdet es einmal bereuen, fuhr der Dechant dringend fort, auch iſt es unmöglich, daß eine ſo wahre Leidenſchaft, wie es die meinige iſt, keine Erwiederung finden ſollte. Erinnert Ihr Euch wohl einer alten Armgart, die aus Euerm Hauſe ſich mit einem Bauern verheirathete?

O ja, antwortete ſie, ſehr gut, ſie war ſchon lange Witwe geweſen und beging die Thorheit, nachdem ſie einige Jahr die Aufſicht meines Hauſes geführt hatte, ſich mit einem jüngern Manne zu verbinden, der ſie des kleinen Vermögens wegen nahm. Sie iſt unglücklich, ich habe ſie nun ſchon mehrmals unterſtützen müſſen; der Mann iſt ein Trinker, und ſie iſt krank und gebrechlich geworden.

Ihr Elend, ſagte der Dechant, hat ſie bis zur Verzweiflung getrieben, nachdem ihr Verſtand ſchon gelitten hatte. Jetzt ſitzt ſie drauſſen im Gefängniß und wird morgen zur Stadt gebracht werden.

Und was hat ſie begangen? fragte Catharina in großer Spannung.

Ein Verbrechen, an welches Ihr nicht zu glauben vorgebt, das aber unſer Biſchof und manche von der Cleriſey als das größte und ungeheuerſte anſehen.

Wie? rief Catharina, mit krankhaftem Lachen, welches ſie unterdrückte: eine Hexe iſt ſie wohl gar?

Sie hat ſich ſelbſt als ſolche angegeben, erwiederte der Dechant, indem er ſcharf in das Auge der Frau Deniſel blickte, die ihn mit durchdringlicher Frage anſchaute. Er hielt ihren ſtarren Blick aus, ohne ſich zu verwirren, und ſagte nach einer langen Pauſe: worüber dieſes Wundern?

Ueber Euern unerſchütterlichen Ernſt, ſagte ſie, ſelber ſehr ernſt.

Die Sache wird unterſucht werden, antwortete er leichthin, in den Formen, nach Herkommen und Geſetz. Das geiſtliche Gericht wird ſondern, was Wahnſinn, Krankheit, Einbildung und Wahrheit iſt.

Wahrheit! rief ſie, faſt kreiſchend aus, war halb aufgeſtanden und ſank in den Seſſel zurück; ſagtet Ihr, nanntet Ihr Wahrheit? ſprach ſie dann, wie mit erſchöpfter Stimme.

Wohl, Wahrheit, fuhr der Dechant milde fort; wie anders? Unſer Biſchof iſt, wenn auch beſchränkt, doch fromm wenn nicht der Gelehrteſte, doch von chriſtlicher Liebe durchdrungen. Seine Beiſitzer, die Canonici, wir und die andern Prieſter werden ihm helfen und ſeine Meinung erläutern. Die Sache wird ſich, ſo hoffe ich zuverſichtlich, bald zum Guten wenden. — Aber Ihr wechſelt, bald mit Gluth, bald mit Leichenbläſſe. Ihr ſeid nicht wohl, ſchöne Frau.

Doch, ſagte ſie, nur für den Augenblick ein weniges verrückt. So, ſo könnt Ihr ſprechen? Ihr, von deſſen Lippen ich noch vor wenigen Tagen ganz andere Gedanken und Worte vernahm?

Wie ich gegen die vertrauteſten Freunde, zu der Geliebten meiner Seele rede, ſagte der Prieſter, iſt ganz ein anderes, denn ich ſpreche dann nur mit mir ſelber. Zu dieſen wollt Ihr aber nicht gehören, Ihr kündigt mir im Gegentheil Euern Haß an. Ihr ſeid, als leidenſchaftliche Frau, zu voreilig, mit dem abzuſchließen, was Ihr Wahrheit nennt. Wie neulich ein Mondſtein herunter gefallen iſt, was ich auch nie geglaubt hätte, wenn ich die große, ſchwere, fremdartige Maſſe nicht ſelbſt geſehn hätte, ſo kann ich auch noch, und eben ſo Ihr, Vieles, Vieles lernen und erfahren, von dem ſich in unſrer gewöhnlichen Stimmung unſer Glaube mit Widerwillen abwendet. Dieſe Hexen haben ſich ſelbſt angegeben, ſie ſchwören, daß ſie jenen Sabbath beſucht haben, den ſie eben ſo lächerlich als entſetzlich beſchreiben. Sie haben andre Männer und Frauen, Bekannte wie Unbekannte dort angetroffen, ſie nennen Namen, ſie bezeichnen die Geſtalten, ſie erzählen wieder, was dieſe geſprochen haben, ſie wiſſen um Geheimniſſe der Familien, die ſie auf dem natürlichen Wege nicht haben erfahren können. Da der Prozeß ſchon eingeleitet iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß dieſer und jener, der es ſich jetzt noch nicht träumen läßt, mit in die Unterſuchung gezogen wird. Verdrüßlich iſt es, wenn Kranke oder Melankoliſche ihre Einbildungen oder Träume, oder ſelbſt nur das Gelüſt, dieſem und jenem einen Schreck zu machen, mit der Wahrheit und ihrer wirklichen Ueberzeugung verwechſeln. Darum iſt es jetzt mehr noth, als je, Freunde zu ſuchen, verkehrt iſt, ſie von ſich zu ſtoßen.

Er faßte die Hand der Frau, und ſah ſie mit zärtlichem Blicke an. Catharina zog ihre Hand gelinde zurück, und ſagte mit ruhigem, kalten Ton: Nun? Dieſe Armgart, die mich mehr kennt, wie irgend wer in der Stadt, die mich mehrmals beſucht, die ſeit zwei Jahren von meinen Wohlthaten lebt: nicht wahr, ſie hat vielleicht ſchon ausgeſagt, daß ſie mich auch auf ihrem Hexen-Sabbath angetroffen hat?

Nicht anders, geliebte Catharina, ſagte der Dechant mit ſanfter, gleitender Stimme, Ihr ſeid die allererſte, die ſie genannt hat.

Jetzt ſtand die Frau auf, erhob ſich in ihrer ganzen Größe und ſah ſtolz auf den Dechanten hinab. Ihr dauert mich unendlich, ſagte ſie, aber es ſchneidet mir durch das Herz, daß ich Euch ſo tief, ſo tief verachten muß. — Sie fiel wieder in ein krampfhaftes Lachen, welches ihren Körper heftig erſchütterte, dann machte ſie dem Schluchzen durch einen Strom von Thränen Luft, indem ſie ſagte: Ich glaubte die Menſchen zu kennen, aber ſie waren mir fremd, ich glaubte viel, auch großen Schmerz erlebt zu haben, aber die wahre hohe Schule fange ich jetzt erſt an, zu beſuchen. Dechant, ärmſter aller Menſchen, jene verrückten alten Weiber, die Dummheiten faſeln und den Namen Gottes mißbrauchen, ſind doch weit edler, beſſer und ſelbſt klüger, als ihr. Alſo dafür, daß Ihr mich gegen dieſe Reden, Ausſagen vertretet, Dinge, für die ich keinen Namen habe, dafür, daß Ihr Euch nicht auch aberwitzig anſtellt, und die niederträchtigſte Heuchelei als Diener des ewigen Gottes treibt, dafür ſoll ich Euch meine Gunſt verkaufen, und Ihr redet dann wohl ein mildes, kluges Wort für Eure Buhlerin: mit dieſer lacht Ihr dann wohl über die mehr als aberwitzige Verblendung jener elenden Vetteln und Eures Biſchofs. Nein, das wird nie, nie geſchehn!

Gewiß nicht, ſagte der Dechant, Ihr nehmt dieſe Sachen, die eigentlich wahre Kindereien ſind, viel zu wichtig. Wie könnte man Euch, was könnte Euch gefährden? Es thut mir weh, daß ich Euch dieſen Schrecken gemacht habe, habe machen müſſen. Wie ſoll ich das wieder vergüten?

Daß Ihr mich nie wieder ſeht, ſagte Catharina, indem ſie ſich wieder erhob, daß Ihr es vergeßt, wie wir uns je gekannt haben, daß Ihr meinen Namen nicht mehr nennt.

Gut, ſagte der Dechant, es mag ſich wohl ſo treffen; aber wodurch habe ich denn nur das, was Ihr doch für eine Strafe, und zwar eine recht empfindliche nehmt, verſchuldet?

Wodurch? rief ſie mit ſchneidendem Ton; dadurch, daß Ihr Euch nicht gleich den ſchändlichen Dummheiten widerſetztet, daß Ihr nur mit einem ernſthaften Geſicht ihrer erwähnen konntet, daß Ihr von mir ſo geringe dachtet, geringer als von einem Thiere, daß dieſe Abgeſchmacktheiten mich ſchrecken würden, daß Ihr Euch alſo dieſer Fratzen bemächtigt, um Eure niederträchtige, ſündliche Lüſternheit ſo zu büßen, und mich auf ſo wohlfeile Art zu Eurer Sklavin zu machen.

Sie wollte ſich mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung entfernen, aber der Dechant, tief erſchüttert, hielt ſie gewaltſam beim Kleide feſt, und ſetzte ſie wider ihren Willen in den Seſſel zurück. So iſt es nicht, ſagte er dann, indem er den Blick erhob, bei Gott, ganz ſo iſt es nicht, nicht ſo ſchlimm habe ich es mit Euch gemeint, ſo ſehr Ihr mich gekränkt und beleidigt habt. Man iſt ſchlimm, aber doch nicht ganz ſo verworfen, wie Ihr glaubt.

Was wollt Ihr mit mir? ſagte ſie, den Dechanten abwehrend. Ich kenne Euch nicht mehr. Soll ich Hülfe rufen? Soll ich Euch, wie einen Hund, mit Füßen von mir ſtoßen?

Ihr ſprecht ja, ſagte der Dechant wieder bitter und mit einem grinſenden Lächeln, wie eine Fürſtin der Tugend und Ehre. Wehrt Euch! wehrt Euch, wenn auch nicht gegen die Ausſagen der blödſinnigen Armgart, doch gegen den Ernſt, der Euch von einer andern Seite bedroht. Ja, es wird Ernſt, ſo wenig Eure Hochfahrenheit auch dem warnenden Freunde glauben, und ſeine Liebe und Hülfe annehmen will. In Langoes iſt ein frommer Einſiedler, der ſeit Jahren dort im nahen Walde lebte, eingezogen worden. Das geiſtliche Gericht hat ihm den Prozeß gemacht. Aus Briefen, Papieren, die man bei ihm fand, aus ſeinen Geſtändniſſen, die er theils frei, theils auf der Folter ablegte, iſt hervorgegangen, daß er ein verruchter Ketzer, ein Rebell gegen die Kirche, ein Waldenſer war, der Lehre zugethan, wodurch dieſe Frevler ſchon früh die Kirche ſtürzen wollten. Vor drei Tagen iſt er verbrannt worden. Man hat auch Blätter von Eurer Hand gefunden. Der verbrannte Miſſethäter iſt Niemand anders als Euer geliebter Robert.

Catharina ſtieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus und lag todtenblaß und regungslos wie eine Leiche im Seſſel.

Alles lief herbei. Ein Theil der Geſellſchaft, die um das Bankett, oder den Nachtiſch, ſaß und ſtand, hatte ſchon mit Verwundern dem lebhaften Geſpräche aus der Ferne zugeſehn, welches der Dechant mit Frau Catharina führte. Der Wirth war um die Frau, die er immer geehrt hatte, ſehr beſorgt. Er ließ eine Sänfte holen, und die Kranke, als ſie wieder zur Beſinnung gelangt war, nach ihrem Hauſe führen, von ſeinen Dienern begleitet. Der Dechant, den man befragen wollte, was vorgefallen ſei, war, ohne daß man es bemerkt hatte, ſchon fortgegangen. Was kann geſchehen ſein? ſagte Schakepeh, ich meinte immer, unſer Herr Dechant ſei mit der Frau Deniſel gut Freund. Es war ja, als wenn ſie lebhaft ſtritten, und er ihr zuletzt etwas Entſetzliches ſagte.

Die Frauen und Mädchen waren ſehr beſorgt, und Schakepeh, verdrüßlich geworden, rief aus: An dieſen Schmaus werde ich gedenken! Iſt es nicht, als wenn heute böſe Geiſter in meinem Hauſe ihr Spiel trieben? Noch nie ſind alle meine Gäſte ſo verſtimmt und ärgerlich geweſen, und kein Menſch weiß, wo das Unheil herkommt, oder wer es erregt. Sollte man nicht an Zauberei und Hexen glauben, von denen die Pöbelleute jetzt wieder fabeln wollen?

Indem vernahm er wieder im benachbarten Zimmer ein lautes Gezänk. Erſchrocken ſprang er hinein, und diejenigen von ſeinen Gäſten, welche noch geblieben waren, folgten ihm nach. Köſtein war es, der trunken und vom Zorne heiß, gegen Friedrich den Degen gezogen hatte. Einige ältere Männer hielten den wüthenden Jüngling feſt, und ſuchten ihm die Waffe aus der Hand zu ringen. Köſtein hatte noch einige Kelchgläſer Wein auf das Wohlſein des Herzogs Philipp, ſeines großen Beſchützers getrunken: der Ritter Beaufort hatte ihm Beſcheid gethan, und dann die Geſundheit des Prinzen Carl, des Grafen von Charolais ausgebracht, welche der ſchon trunkne Köſtein in ſeinem Uebermuthe verweigerte. Beaufort und ſein Sohn Friedrich hatten dies übel empfunden, ſie wollten ihn zwingen, ihnen Beſcheid zu thun, und Köſtein, anſtatt ſich zu beſinnen, hatte ſich in heftige Schmähungen gegen den Prinzen ergoſſen. Böſewichter! rief eben der erhitzte Jüngling, als Schakepeh mit ſeinen Gäſten in den größern Saal trat, ich will Euch lehren, den alten Herrn meinen Fürſten reſpektiren! Auf den Knieen ſollt Ihr, Rebellen, ſeine Geſundheit trinken, und den Boden dazu küſſen. Was ſoll uns dieſer Prinz? Dieſer Händelmacher? Dieſer Unfähige? Er der alle Welt haßt, und von allen gehaßt wird!

Schakepeh trat näher und ſagte: Kind! ſchreit nicht ſo alberne Reden heraus! Her mit dem Degen, den Ihr ſo wenig, wie die Zunge, zu regieren wißt.

Er geſellte ſich zu den Rathsherren, die den wüthenden Köſtein feſt hielten, und nahm dieſem das Schwerdt aus der Hand, welches der Trunkne jetzt nicht zu bemerken ſchien, denn er nahm plötzlich, ganz freundlich den alten Schakepeh beim Kopf, warf ſich in ſeine Arme, küßte ihn herzlich und ſagte: Ihr ſeid doch noch ein verſtändiger Mann, der weiß, was ſich geziemt, und wie man ſich gegen ausgezeichnete

Gäſte, die am Hofe vielen Einfluß haben, zu betragen hat. Kauderwelſche Menſchen aber, wie der alte Ritter dort, haben in dem kleinen Neſt hier keine Lebensart, keine Ritterſitte gelernt, ſie wiſſen keine Unterſchiede zu machen. Aber wartet nur, Ihr tückiſchen Kleinbürger! Der Prinz, mein Graf Etampes, ja der Herzog ſelbſt ſoll es erfahren, wie ſchlecht Ihr von ihm geſprochen habt, und wir wollen alsdann doch ſehn, ob wir nicht Euern rebelliſchen Nacken beugen können.

Herr Schakepeh, ſagte der alte Beaufort, der auch vom Wein und Zorn erhitzt war, ich brauche Euch wohl nicht erſt zu ſagen, daß der trunkne junge Mann etwas Inhaltloſes daher faſelt, Ihr kennt mich lange genug, ſo wie ich auch meine Denkungsart niemals verſchwiegen habe. Ich verehre den Fürſten, den guten Philipp, aber wir müſſen auch deſſen einzigen Erben hochachten und lieben, wenn wir Patrioten ſein wollen.

Friedrich ſagte, ſelbſt zornig: Zürnt nicht mein Vater, es iſt der Mühe nicht werth. Der junge Mann hat nicht Erfahrung und Ueberlegung genug, er kann Euch nicht beleidigen.

Köſtein ward hierüber von neuem wüthend. Ich kann Euch und jedermann beleidigen! rief er aus; das Vorrecht wird und ſoll mir bleiben! Ich habe ſchon manchen beleidigt, in Brügge, Gent und Brüſſel, und die kleinen Bürgersleute habens hinnehmen müſſen, ohne nur das Maul aufzuthun! Ich war gegen hundert Menſchen völlig im Unrecht, und doch haben ſie ſich nicht verantworten dürfen. Das fehlt noch, daß man mir, oder einen Prinzen von Geblüt, oder den Herrn von Croys noch viel widerſpräche, wenn wir im Unrecht ſind! Das wäre ja eine ganz neue Haushaltung!

Gevattersmann, ſagte jetzt Schakepeh, ſetze dich vor's erſte da nieder, und trink einen Becher kühlen Brunnenwaſſers, das wird deinem vornehmen Eifer gut thun. Wir müſſen alle als gute Freunde und Nachbarn leben. Du haſt die Gabe, den Leuten Unrecht zu thun, und ſie ohne Noth zu beleidigen, das ſehn wir ja alle: aber Herr Beaufort und wir haben auch die Gabe, dir zu vergeben und einzuſehen, daß du ein junger leichtſinniger Thor biſt, dem die Hofgunſt in den Kopf geſtiegen iſt, und der nun in ſeinem Wirrwarr alle zuſammen wettern möchte, wenn wir es litten. Nicht wahr, ſo verhält ſich die Sache, wenn wir es beim Lichte beſehn?

Köſtein lachte wieder und umarmte von nenem ſeinen Wirth. So iſt es, ſagte er fröhlich, du haſt es getroffen, und dir als meinem zweiten Vater, als dem Verſtändigſten hier, als den muſterhaften Bürger, der ſo vortreffliche Weine in ſeinem Keller hat, übergebe ich nun mein Schwerdt und nenne mich deinen Gefangenen, bis ich mich von dir ranzionirt habe.

Er faßte nach dem Degen und war ſehr verwundert, nur die Scheide anzutreffen. Wer ſprach von Zauber? rief er aus; ja wohl, ich ſehe es, wir ſind alle behext! Das ſtarke Schwerdt iſt verſchwunden, und wenn Stahl und Eiſen nachgeben muß, ſo ſoll mein Herz nicht mehr als der Degen verhärtet ſein. Ich nehme es gnädig und wohlwollend an, daß der Ritter Beaufort und ſein Sohn mich um Verzeihung bitten, und vergebe den lieben guten Leuten, die freilich niemals am Hofe gelebt haben. — Er umarmte mit vornehmer Herablaſſung den alten Ritter und Friedrich, die ungewiß ſchienen, ob ſie auf dieſe Worte nicht von neuem etwas erwiedern müßten. Schakepeh hinderte aber einen neuen Ausbruch des Zornes, indem er Alle nach der Reihe umarmte und ſie dann nach dem Bankett führte, indem er ſagte: verſüßt hier im Confekt und Zucker die Bitterkeit Eurer Geiſter. Nichts beſſer als ſo ein Niederſchlag von ſüßen Sachen, ſo daß der kräftige Geiſt ſich einer gewiſſen ſanften Schwermuth und Sehnſucht ergiebt, die ihm recht ſchwärmeriſch aus dieſen Dingen da erwächſt, ſo daß, wenn der Menſch etwas zu viel genießt, aus dieſen lauen und flauen Empfindungen einer geläuterten Moral der fleißige Näſcher ſich bis zur wahren körperlichen Uebelkeit und einem wohlthuenden Ekel empor ſchwingen kann.

Sie ſetzten ſich beruhigt nieder, und Köſtein, welcher neben der ſchönen Sophie Platz gefunden hatte, war gegen dieſe beſonders freundlich. Der Ritter Beaufort ſchämte ſich jetzt ſeiner Hitze, und ſprach mit Friedrich, deſſen jugendliche Wangen noch glühten, wie man niemals und unter keinen Umſtänden ſeinem Zorne Raum geben müſſe.

So war die Ruhe des Hauſes wieder hergeſtellt, und Labitt, welcher, ſelber halb trunken, für ſeinen Freund, den jungen Friedrich, lebhaft Parthei genommen hatte, ſetzte ſich auch zu Schakepeh nieder, um von den gezuckerten Früchten zu genießen. Ihr ſeid der ächte Friedensſtifter, Freund, ſagte er zum Alten, denn Euer Wein, der erſt den Zwiſt erregt, beſänftigt ihn auch wieder. Wenn es wirklich ſchadenfrohe Geiſter giebt, ſo haben ſie heute ihren Faſtnachts-Aufzug in dieſen Sälen gehalten. Mir deucht, meinem verklärten Auge ſind ſie auch ſichtbar geweſen. Das gaukelte von allen Seiten, an den Fenſtern, über der Tafel, und die Geiſterkerle, die lange rothe Naſen hatten, hielten dieſe immer über den Kelchglaſern, noch ehe die Gaſte daraus tranken. Hatten ſie nun den Duft eingezogen, ſo glänzten und gläſerten die grünen, widerwärtigen Augen noch grüner. Und bei dieſer Gelegenheit habe ich die naturhiſtoriſche Bemerkung gemacht, daß die Arten des Weines verſchiedene Arten von Geiſtern anziehen und ſichtbar machen. Denn ich, der ich ein Fürſt und kommandirender Feldherr über alle dieſe Arten von Kobolden bin, und jedem gleich an der Naſe anſehen kann, wohin er zielt, oder was er meint, hielt alle dieſe geflügelten, ſchwebenden, Duft einſchlürfenden Vagabunden durch meinen Blick in eine gewiſſe Ordnung, denn ſonſt hätten ſich wohl heut ganz andre Prügeleien in Euren hübſchen Sälen kund gethan. Ich brachte es aber dahin, daß ſie den Anſtand doch einigermaßen beobachteten. Ach! Ihr glaubt nicht, wackrer Schakepeh, als die hübſchen Mägde den ſüßen, lieben Wein aus Languedoc hereinbrachten, der in den Kriſtallgläſern ſo zart ſchwebte und bebte, was ſich da ſchöne, roſenroth durchſichtige Sylphiden mit den brennenden Lippen an den Rand drängten, um von der zauberiſchen Flut zu nippen. Darauf ſchlugen ſie die himmelblauen Augen ſo entzückt auf, daß es von dem klaren Schimmer ſelbſt im Saale leuchtete; die eine, die etwas zu viel getrunken haben mochte, ſchwebte nach dem Fenſter und ſetzte ſich dort in den großen Blumenkranz, ſteckte ihr krauſes Köpfchen in die kühle, eben aufgeblätterte Roſe und ſchlief nun ſo ſüß und entzückend ein, daß ich mich in das Feenkind mit meinem ganzen Herzen verliebt habe. Wenn ſich der blanke Buſen im Schlummer hob und ſenkte, ſo wallten die Roſenblatter gelinde, und das Aurikelchen daneben bebte vor Wonne. Dem groben Blick ſchien es, als ſpiele nur die Sommerluft manierlich in den bunten Blätterchen. Ei, Alter, es verlohnte ſich ſchon deswegen der Mühe, einmal zu ſterben, um dieſe Kinderchen mehr in der Nähe kennen zu lernen, und ihnen die Liebeserklärung zu machen. Nachher kam eine Fliege durch das Fenſter geflogen, ſtieß in ihrer groben Ungeſchicklichkeit an die Roſe, und mein Liebchen wachte wieder auf. Nun ſetzte ſie ſich aufrecht, legte die Beinchen ruhend über einander, nnd ſah alles aufmerkſam an, was die wilden, thörichten Sterblichen im Saale vornahmen. Glaubt Ihr wohl, edler Mann, daß einer von den rothnaſigen Kerlen jetzt mit dem Kindgeiſte ein dummes Geſpräch anfangen wollte? Der Stümper war auf gemeine menſchliche Art ſo ſimpel hin betrunken, und verſtand nicht den edlen Rauſch meiner Sylphe. Sie winkte ihm aber mit den weißen Fingern, gegen die die Lilienblume noch ſchmuzig iſt, ſo majeſtätiſch und doch ſo freundlich ernſt, daß er nicht den Muth hatte, ſeine Dummheiten oder Liebeserklärungen anzubringen. Nun glaubte ich gewonnen Spiel zu haben, und lachelte ſie mit ſo vieler Holdſeligkeit an, als ich nur zu Stande zu bringen wußte; da ſchlug ſie aber ein ſo lautes und poſſirliches Gelächter auf, daß ich beſchämt von meinem Traum erwachte. Ich ſaß gerade dem Spiegel gegenüber, und erſchrak vor der grinſenden Fratze, die ich mir ſelbſt entgegen hielt.

Der verſtimmte Schakepeh hörte nur halb auf das Geſchwätz des alten Malers hin, denn ihm war, als wenn eine trübe Ahndung ihm ſagte, daß neue Unruhe oder neuer Zwiſt dieſen Tag wiederum verſtören würden. Auch ſchwebte ihm immer noch das Bild der ohnmächtigen, leichenblaſſen Frau Catharina vor den Augen. Er mochte den heiter faſelnden Labitt nicht durch die Nachricht von der plötzlichen Krankheit der Frau überraſchen, weil er wußte, wie ſehr der Maler ihr Freund war. Dieſer hatte den ſonderbaren Vorfall nicht bemerkt, weil ſeine Aufmerkſamkeit indeſſen im andern Saale war beſchäftigt geweſen. Es war dem Wirthe daher lieb, daß Labitt noch weiter dichtete, und einige der jüngern Leute der Laune des Alten gern zuhörten. Noch mehr war er erfreut, als Köſtein ſich jetzt erhob, um Abſchied zu nehmen; daſſelbe that der Ritter Beaufort und Friedrich, deſſen Augen vergeblich die Frau Deniſel geſucht hatten. Köſtein, ganz ernüchtert, wie es ſchien, ging ohne Nachweiſung ſelbſt zu dem Tiſche, auf welchem ſein Degen lag, ſteckte ihn ruhig an und ſagte dann, indem er dem Ritter die Hand reichte: So ſind wir denn alſo wieder Freunde, und bleiben ſolche.

Beaufort gab ihm nachläſſig die Hand und ſagte leichthin: Warum nicht? Was man im Trunke ſpricht, vergißt ſich am leichteſten.

Kann ſein, erwiederte Köſtein, indem er ſtolz das Haupt aufrichtete und mit wichtiger Miene ſein koſtbares Barett aufſetzte. Aber wir Hofleute, fuhr er lächelnd fort, ſind tückiſch, wir haben unſre Freude an der Bosheit, und nichts geht über die Luſt, als den Gegner, den man ſicher gemacht hat, ſo recht plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, zu beſchädigen und ihm recht empfiindlich wehe zu thun. Von dergleichen Feinheiten des Lebens wißt Ihr hier herum nun freilich nichts, Ihr Holzhändler, Tapetenweber oder Rittersleute aus dem vorigen Jahrhundert. Wer aber mit Grafen und Herrn umgeht, mit den Croys, den Etampes, den Herzogen, der lernt auch dieſen hohen Geſchmack unter den Gerichten der Lebensmahlzeit am meiſten ſchätzen und genießen.

Friedrich wollte etwas antworten, hielt aber auf einen ernſten Wink des Vaters ſeine Rede zurück, und Schakepeh, der den jungen übermüthigen Ritter noch begleitete, kam ganz heiter die breite Treppe wieder herauf und trat geſprächig zur Geſellſchaft, um in dieſer noch eine frohe Stunde zu genießen, da ſich der Unruheſtifter endlich friedfertig entfernt hatte, als eine neue Erſcheinung ihn und alle, die noch zugegen waren, heftig erſchreckte und ihre Gemüther mit Grauen erfüllte.

Der Küſter Wundrich ſtürzte blaß, entſtellt, mit aufgeſträubtem Haar und allen Zeichen des Entſetzens herein. Seine Kleidung war unordentlich, die Krauſe ſeines Halſes verſchoben, und ſo wie er eintrat, fiel er, bevor er noch jemand begrüßt hatte, matt in einen Seſſel nieder. Die Bruſt klopfte ihm, er ſuchte nach Athem und Stimme, aber das Wort verſagte ihm. Ihm folgte ein ſtarker, feſt gebauter und unterſetzter Mann, ein alter Freund des Schakepeh, Peter Carrieux, der reichſte Tapetenwirker der Stadt Arras. Auch dieſer ſchien aufgebracht und erſchrocken, hatte aber doch mehr Faſſung behalten als der Küſter.

Alles drängte ſich um den wohl gekannten Wundrich, und Labitte zeigte ſich am meiſten beſorgt. Der Wirth des Hauſes reichte dem Erſchöpften ſelbſt einen Becher Wein, damit dieſer ſich erholen und ſeine Kräfte wiederfinden möge. Carrieux ging indeſſen im Saale auf und ab und ſtampfte heftig mit den Füßen.

Endlich hatte ſich Wundrich etwas gefaßt und ſagte nun mit matter Stimme zu Schakepeh und den Umſtehenden: Verzeiht, daß ich Euch durch meinen Eintritt dieſen Schrecken verurſacht habe, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich zu Euch gekommen bin. Ich erinnere mich plötzlich, daß ich Euch verſprochen hatte, Euer großes Feſt mit feiern zu helfen. Die Zeit war ſchon vorüber, und ich komme jetzt her, zu einem alten Freunde, bei dem ich Troſt ſuche, oder dem ich meine Klagen ſagen darf.

Ihr wißt, daß unſre alte Gertrud ſeit einiger Zeit krank und das iſt, was man unklug nennen muß. Ich habe ſie geſehn und getröſtet, und ſie ſchien wieder auf dem Wege der Beſſerung. Geiſtlichkeit und viele von Adel und Bürgerſtand halten das liebe alte Weib für eine Heilige, die auch ſeit Jahren mit ſchmerzlicher Aufopferung ſich ſo milde, wohlthätig und demüthig erzeigt hat, daß ſie für das Muſter einer wahren und ungefälſchten Chriſtin gelten konnte.

Ihr habt von dem Geſchwätz vernommen, wie einige dumme alte Weiber in einer Art Wahnſinn ſich ſelbſt, nachdem die Bauern ſie lange ſchon ſo geſcholten, für Hexen angegeben haben. Wir glauben über dieſen Unſinn lachen zu können. Eine alte Magd, die der Alten zuweilen etwas hilft, ihr auch vom Dorfe Kohl oder ſonſt ein Gemüſe bringt, erzählt unſrer Gertrud von dieſen Albernheiten. Als ich zu ihr komme, finde ich ſie ſehr matt und ſchwach, und ſie bittet und forſcht, ob es nicht möglich ſei, daß der Biſchof zu ihr kommen oder ſie zum Biſchof gehen könne. Ich begriff die Bitte nicht, da ſie niemals mit den Herren aus der Geiſtlichkeit, mit den Prälaten ſich hat einlaſſen wollen. Ich ſuchte ihr die Grille auszureden, aber ſie beharrte feſt, weil ſie etwas Wichtiges entdecken wolle und müſſe. So trug ich denn dem Herrn Biſchof von Baruth die Sache vor, und er ging mit mir zum alten, wunderbaren Weibe hinaus. Die Vorſtadt und die Nachbarſchaft verwunderte ſich, daß der hohe Prälat in eigner Perſon die Hütte beſuche.

Wie wir hineintraten, fand ich die Alte wie verwandelt. Sie erhob ſich haſtig, ſie bewegte ſich ſchnell, ihre Augen glänzten auf unnatürliche Art, und ſie hatte faſt das Weſen einer Trunkenen. Ich entſetzte mich vor dem Anblick, ſie aber, die mein Erſtaunen ſah, lachte mir höhniſch ins Geſicht. Der Biſchof breitete die Arme aus, indem er ſie ſegnete, und ſagte: Fromme, heilige Frau, ſei mir gegrüßt, nach deren Anblick mein Auge ſich ſchon lange geſehnt.

Sie ſah ihn an und lachte wieder, beugte ſich dann und fiel zu ſeinen Füßen nieder. Ihr irrt, gnädiger Herr, rief ſie, ich wollte Euch eröffnen, daß ich die größte, die allerſchlimmſte Sünderin auf der ganzen Welt bin. Seit Jahren bin ich verworfen und heuchle in Bosheit Chriſtenthum, Demuth, Wohlthun und Frömmigkeit. Ja, hoher Biſchof, ſeit vielen Jahren habe ich mich mit meinem eignen Blute dem Satan und allen Teufeln verſchrieben, habe Gott und Chriſtum auf ewig verleugnet, meinem Antheil an der Seligkeit abgeſagt, und bin nichts als eine verruchte Hexe und Zauberin, die den Scheiterhaufen verdient. Seit manchem Jahre habe ich mit vielen andern faſt alles Unglück, welches unſre Stadt betroffen hat, herbei gezaubert, die Dürre, den Mißwachs, die Feuersbrünſte, den Tod ſo mancher guten Menſchen, Alte wie Junge. Immer höher iſt meine Bosheit geſtiegen, und ich war nun dabei, die Brunnen zu vergiften und Alles zu verderben, ſo weit mein Wunſch und Wille nur reichen mochte. Das verſprach mir auch mein Geiſt, der in Geſtalt einer Ziege ſeit einem Monat mit mir hauſte. Nehmt nun mein Bekenntniß an, glorreichſter Herr, gebt mir meine Strafe, ſo kann meine arme, ſo tief verſchuldete Seele vielleicht noch gerettet werden.

Der Prälat ſtand da, in Staunen aufgelöſt; ich entſetzte mich vor dieſem Wahnſinn der Armen und näherte mich demüthig dem Biſchofe, um den Unſinn der Alten zu entſchuldigen.

Der Küſter hielt inne, um ſich wieder zu erholen. — Und der Biſchof? fragte Schakepeh. — Und wie ward es? riefen viele Stimmen durcheinander.

Hier nun, hier, ſo ſchrie Carrieux mit donnernder Stimme, hier fängt es nun an, Freunde, wo uns allen das Blut in den Adern ſtocken muß. Hört ihn nur, unſern wackern Küſter, laßt ihn nur zu Ende erzählen!

Wundrich ſtand auf und ſah ſich in der Verſammlung um. Ja, lieben Freunde und verehrte Männer, ſagte er mit feierlicher Stimme, berathet Euch, ſinnt, denkt, wie uns Hilfe werde. Denn der Biſchof, ohne auf meine Mahnung zu achten, wies mich ſtrenge zurück und hieß mich ſchweigen. Seit lange, rief er, habe ich eine ſolche Entdeckung, wenn auch nicht aus Eurem Munde, Frau Gertrud, erwartet. Man wird gewiß Rückſicht darauf nehmen, daß Ihr Euch freiwillig, obgleich Ihr im Geruch der Heiligkeit ſtandet, angegeben habt.

Ich fuhr zurück, denn dieſe Rede hatte ich nicht erwartet. Er aber rief ſeine Diener, die auf der Gaſſe ſeiner warteten, und hieß ſie die Häſcher holen. Es geſchah. Der Pöbel hatte ſich ſchon verſammelt. Die Häſcher kamen mit einer Trage, auf welcher man die Verbrecher, wenn ſie nicht mehr gehen können, zur Folter ſchleppt. Der Biſchof trat heraus. Wir haben, rief er, hier eine ſchreckliche Zauberin und furchtbare Hexe entdeckt! — Ja! ja! rief Gertrud mit gellender Stimme, ich bin eine Hexe! ich bin mit dem Satan vermählt! — Sie hatte in der Eile ihre ſchwarze Kappe verloren und die greiſen Haare flatterten im Winde, indem ſie auf der Tragbahre ſaß. — Ein Zetergeſchrei verfolgte ſie. Sie iſt im Gefängniß, unterirdiſch verſchloſſen, mit Ketten und Eiſen belegt, an die Wand geheftet, denn man hat Furcht, es könne ihre Ausſage ſie gereuen, und ſie ſich in der Nacht, durch Hülfe ihrer Geiſter, wieder in Freiheit ſetzen.

Alle waren vor Schrecken blaß. Jeder ſchwieg, keiner wagte, laut Athem zu holen. Iſt es möglich? ſagte endlich Schakepeh, als er die Sprache wiedergefunden hatte, kann es einen Geiſtlichen, einen verſtändigen Menſchen, ja einen Thoren hier in der Stadt oder irgend wo in der Welt geben, der nicht den baaren klaren Aberwitz der Alten erkennt? Daß ſie krank iſt? Daß ſie faſelt? Und der Oberſte, der Vorſteher des Ketzergerichtes, der Biſchof, macht Ernſt?

Das iſt es, ſchrie Carrieux, was wir eben nicht dulden müſſen! Er, der arme, kleine, verdrückte und ſchwachköpfige Biſchof iſt ja zehnmal dümmer und aberwitziger als dieſe alten Weiber. Die vom Dorfe hat er auch ſchon hinein holen und in die Inquiſition bringen laſſen. Indeſſen ihr hier ſchmauſet und guter Dinge ſeid, geht an der andern Ecke der Stadt Vernunft und Menſchenverſtand zu Grunde. Wir müſſen gegen dieſen Biſchof proteſtiren, der Herzog muß uns helfen. Keiner von uns iſt ſicher, daß die Verrückten ihn nicht in Bosheit und Dummheit angeben. Nicht iſt es nöthig, daß einen ein Verbrechen bewieſen wird, oder eine falſche Lehre, eine Ketzerei, oder das er verbotene Bücher beſitze, welches alles, wenn von neuem die Welt durch dergleichen Verbote, Hausſuchungen und Fragen beläſtigt wird, ſchon ſchlimm genug iſt; ſondern, ſo hat der Biſchof es ſchon in unſrer Gegenwart ausgeſprochen, wen dieſe Hexen (Gott verzeihe mir, daß ich ſie auch ſo nenne!) auf ihrem Hexen-Sabbath (der nur in ihrer verrückten Einbildung iſt) geſehen haben wollen, auf wen ſie ausſagen, der wird auch unmittelbar vor das Gericht gezogen. Da hilft denn natürlich kein Leugnen, und Vernunft und Verſtand genug haben, dieſen ruchloſen Aberwitz Aberwitz zu ſchelten, iſt dann natürlich ſchon Verbrechen und hinreichende Gottloſigkeit. Um aber dieſe Geiſtlichen zu ſchrecken und es möglich zu machen, daß der alte Herzog die Sache wichtig genug nimmt, ſollten wir Bürger uns alle zuſammenthun, mit Waffen und Fahnen vor die Inquiſition und die Wohnung des Biſchofes ziehen, den Thörichten zwingen, ſein Amt, dem er nicht gewachſen iſt, aufzugeben, und alles ruhen zu laſſen, bis unſer wahrer Biſchof, der verſtändige Mann, von Rom zurückkehrt.

Keine Uebereilung! ſagte Schakepeh, mäßigt Euch, lieber, heftiger Mann. Die Sache, wie ſie jetzt liegt, iſt klar, und es iſt Hoffnung, daß noch ſo viel Vernunft im Lande wächſt, um dieſen Aberwitz unſchädlich zu machen. Könnten aber viele vom hohen Adel bei dieſer Gelegenheit von Rebellion ſprechen, ſo würde unſer Herzog gewiß ſich ganz auf die Seite der Geiſtlichen ſtellen. Man würde beides verwechſeln, und wir Bürger müßten dann das Bad bezahlen, was bis jetzt nur von gutgemeinter Einfalt einigen alten Weibern zugedacht iſt.

Dieſer Meinung waren auch die Männer vom Magiſtrat und einige Schöffen. Man wollte gleich am folgenden Tage etliche aus ihrer Mitte nach Brügge zum Herzoge ſenden, um dieſem Unweſen Einhalt zu thun. So war man wieder einigermaßen beruhigt, als der junge Advokat Flamand das Wort nahm: Ihr überſehet nur eins, lieben Männer, daß der Herzog hierbei keine Stimme hat, oder nur wenigen Einfluß ausüben kann. Das Ketzergericht iſt da, ſeit länger als zwei Jahrhunderten in ſeiner Einrichtung beſtehend. Dieſer ſtellvertretende Biſchof iſt der Präſident deſſelben; ihm liegt es ob, es zu verwalten und zu regieren. Nun haben wir in unſerm glücklichen Lande ſeit lange von keinem entdeckten und beſtraften Ketzer etwas vernommen, eben ſo wenig von Zauberern und Hexen; in Paris, Brüſſel, und in manchen großen Orten, ſelbſt in Rom und Florenz, ſchreibt man Bücher und Erzählungen, die den Glauben an Zauberei verſpotten. Viele meinen, daß, ſowie die Wiſſenſchaft, die Kenntniß der Natur und ſelbſt künſtliche Erſindung zunehmen, jener Glaube, den ſie Aberglauben nennen wollen, immer mehr abnehmen und endlich ganz verſchwinden werde. Aber — giebt es wirklich keine Ketzerei mehr? Wandeln keine Geiſter mehr um, die die Kirche und den Papſt ſtürzen, die geheiligten Lehrſätze unſerer Religion entkräften möchten? — Das wird keiner zu behaupten wagen. In Langres iſt erſt vor wenigen Tagen ein großer Ketzer, der Eremit Robert, verbrannt worden. Nach der Meinung der rechtgläubigen Chriſten hat er ſeinen Tod verdient, eben ſo wie die Kirche vor zwei Jahrhunderten gegen die Waldenſer und Albigenſer mit Feuer und Schwert wüthen mußte, um die Religion und das Chriſtenthum aufrecht zu erhalten. — Wir haben ſeit lange nichts von Zauberern vernommen. Sind ſie deshalb nie geweſen? Iſt alles, was die Schrift, die Väter, die Geſchichte von ihnen erzählt, darum Lüge? Neu iſt es gewiſſermaßen, und in ſo fern es Fratze iſt, auch faſt lächerlich, was von dieſem Hexen-Sabbath, den Ceremonien, dem Tanzen dort, dem Schmaus erzählt wird; indeſſen, warum ſoll ſich die Wirkung der böſen Geiſter, wenn dieſe denn doch einmal nicht zu leugnen ſind, nach den verſchiedenen Jahrhunderten und Zeitläuften nicht auf verſchiedene Art äußern? Der Böſe gewinnt eben die Wahnſinnigen nur durch Wahnſinn, und wie er früher in Macht triumphirte und durch Glanz blendete, ſo beſticht er jetzt das Thieriſche und Verworfene im Menſchen durch Abſcheulichkeit und kindiſche Gaukelei.

Und ſo kann nur ein Schuft ſprechen! ſchrie der wüthende Peter Carrieux, indem ſeine gewaltige Fauſt zugleich den jungen Mann beim Halſe ergriff. Der ſtarke Mann machte Miene, den nach Hilferufenden aus dem Fenſter zu ſchleudern. Der Wirth aber widerſetzte ſich aller Gewaltthätigkeit, und brachte mit ernſten und freundlichen Worten alles wieder zur Ruhe. Flamand war todtenblaß geworden und verließ mit kurzem Abſchiede das Haus.

Alle beurlaubten ſich jetzt, verſtimmt, erſchreckt, betrübt, voll Sorge, was ſich aus dieſer Begebenheit entwickeln möchte. Labitt blieb zuletzt, und zu dieſem ſagte halb ſcherzhaft der wohlwollende Schakepeh: Freund Poet und Maler, Euch ſollten dieſe wilden Bürgersmänner eigentlich ein wenig auf die Finger klopfen, denn Ihr habt durch Euer Gemälde vom Hexen-Sabbath die Menſchen vielleicht zuerſt wieder auf dieſe Fratzen und Abentheuer gebracht.

Nun, nun, ſagte Labitt; die Dummheit war ſchon da, ſchon als Spaß im goldnen Eſel. Aber freilich, ich hätte mit meinen Farben beſſere Geſtalten anſtreichen können. Unſer Verſtand iſt ein ſchwaches Werkzeug, da die alte Gertrud ſo hat unſinnig werden können. Wir ſollen uns Alle hüten.

Die Stadt Arras war nach dieſen Vorfällen in großer Aufregung. Keiner hatte geahndet, daß dergleichen Unerhörtes plötzlich geſchehen könne. Die Reichern, die Verſtändigen, die Bürger und die Jugend ſahen, daß plötzlich etwas als Ernſt behandelt wurde, worüber ſie wohl nur als über einen Gegenſtand des Lachens geſprochen hatten. Viele unter dem Pöbel, manche aus den ärmern Claſſen hatten ihrer Schadenfreude keine Hehl, daß etwas geſchehen war, welches die Klügeren niemals hatten glauben wollen. Viele Prieſter gaben ſich ein geheimnißvolles Anſehn, und beantworteten die mancherlei Fragen nur mit bedenklicher Miene, die von den Zudringlichen an ſie gerichtet wurden.

Die Schöffen und die Bürgerſchaft, mit einigen der Adligen verbunden, ſendeten einige ehrbare Männer an den Herzog, um ihre Beſchwerden vorzutragen.

Der Biſchof von Baruth hatte am folgenden Tage die vornehmſten Geiſtlichen, unter welchen ſich auch der Dechant und der Canonicus Melchior befanden, zu einer Synode berufen. Er trug ihnen vor, was ſie ſchon wußten, und da keiner antwortete, forderte er ſie auf, ihm ihre Meinung frei und unverholen mitzutheilen. Der Dechant ſchwieg, aber Melchior machte ihn auf die Unwahrſcheinlichkeit und das Thörichte dieſer Vorfälle, Schilderungen und Anklagen aufmerkſam, er wünſchte, daß man dieſe Frauen als Kranke behandle, ſie freigebe und alles unterdrücke.

Die kleine Geſtalt des Biſchofs erhob ſich im heftigen Zorn. Er ging dem Sprechenden ganz nahe und ſahe dieſem ſcharf in die Augen. Nein, ſagte er dann, aus Euch ſpricht nur Einfalt und Gutmüthigkeit, und Ihr ſeid kein Mitglied dieſes hölliſchen Ordens.

Wie meint Ihr das, Herr Biſchof? fragte Melchior erſtaunt.

Ihr wißt, ſagte der Biſchof, daß ich im Jahre 1450 in Rom war, und dort das große Jubiläum mit gefeiert und erlebt habe. Dort hatte ich Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen. Rom, die große Stadt, war ſo mit Fremden und Pilgrimmen aus allen Ländern Europens überdrängt, daß ſie kaum Platz fanden und ſich täglich die ſonderbarſten und bedenklichſten Vorfälle ereigneten. Auch fand ich Gelegenheit, mich bei den frommſten und gelehrteſten Prieſtern zu unterrichten. Schon damals vernahm ich von Zaubereien und unerlaubten Künſten, die man ſeit Jahrhunderten, im Norden wie im Süden, getrieben hatte. Dieſe Schulen der Zauberei, von denen wir ſchon in ſehr alten Chroniken leſen, ſind niemals untergegangen. Und immer iſt dieſes Verbrechen mit der Gottloſigkeit der Ketzerei verbunden geweſen. Alle früheren Manichäer, Donatiſten, Arrianer, nachher die Waldenſer und Albigenſer, zu Zeiten die Juden, ſind Zauberer geweſen, und haben durch ihr Verbündniß mit dem Satan es wie oft möglich gemacht, mit einem Schein von Tugend, Weisheit und Frömmigkeit zu glänzen, und arme Unwiſſende zu blenden und zu verführen. Immer wieder wird die Bosheit auf eine Zeit verſchwiegen und unterdrückt, ſie tritt von neuem hervor, und wieder muß die rechtgläubige Kirche dagegen kämpfen. Es iſt Bosheit und Unglaube, zu ſagen, dieſe Abſcheulichkeiten ſeien nicht wirklich und nur Erzeugniſſe einer kranken Einbildung. Jeder, der dies dreiſt behauptet, macht ſich ſelber der Zauberei und eines Bündniſſes mit böſen Geiſtern verdächtig, wenn er nicht bald von ſeiner Unwiſſenheit zurückkommt. Aber ich bin damals, in Rom, erſchrocken, wie viel Menſchen, die unter dem Vorwande, als Chriſten das Jubeljahr zu feiern, nach Rom kamen, ſich dem Teufel, der Ketzerei und Zauberei ergeben haben. Viele Tauſende ſind von Chriſto abgefallen und ſeine Feinde geworden, Millionen dieſer Böſewichter ſind in allen chriſtlichen Ländern verbreitet. Von den höchſten Theologen belehrt, ſah und erfuhr ich, daß Cardinäle, Biſchöfe und Prälaten, der Weltgeiſtlichen und Mönche zu geſchweigen, dieſem gottloſen, ungeheuren Bunde angehören. Soldaten, Bürger, Ritter, Studirte, Kaufleute und Bauern in allen Ländern. So iſt es nahe daran, daß ſich die Kirche auflöſt und unſe heilige Religion geſtürzt wird. Was fehlt noch, als daß ſich irgendwo ein mächtiger, unternehmender Fürſt an die Spitze dieſer Abtrünnigen ſtellt, und er kann Papſt und Cleriſei, Rom und die Geſetze Gottes umwerfen, und ein neues Reich beginnen, in welchem Chriſtus von ſeinem Stuhle geſtoßen wird. Den Ausbruch dieſer furchtbaren Begebenheit können wir jeden Augenblick erwarten. Wer weiß, wo jetzt ſchon der Fürſt oder König lebt, der ſich zum Heerführer dieſer Bande machen möchte. Darum müſſen wir von der Geiſtlichkeit dagegen kämpfen mit allen unſern Kräften, mit Lebensgefahr, um dieſen großen, furchtbaren Augenblick zu verhindern oder zu verzögern, durch Schreck und Furcht die widerſpenſtigen Gemüther in die Bahn des Glaubens zurück zu treiben. Mögen die Ueberweiſen unſer Werk und unſern Eifer verlachen und verſpotten; auch die Apoſtel wurden verhöhnt, auch der Heiland verachtet.

Noch muß ich zweier Dinge erwähnen, die meinen Brüdern vielleicht wunderbar, manchem unglaublich ſcheinen mögen.

Alle Welt weiß, daß damals in Rom die Brücke über den Tiberſtrom zerbrach und Hunderte in den Fluthen ihren Tod fanden, viele auf immer verſtümmelt waren und krank und elend blieben. Das aber wußten ich nur und die Freunde, die mit mir in die Geheimniſſe drangen, daß die Zauberer dieſes Unglück herbeiführten, denn alle die dort umkamen, waren Fromme und Rechtgläubige.

Das zweite Wunder iſt, daß ich von meinem ehemaligen, frommen, heiligen Lehrer die Gabe erhielt, jedem Ketzer, Hexenmeiſter, jeder Hexe es an den Augen anſehn zu können, ob ſie zu der verworfenen Zunft gehören. Mich kann daher kein Menſch trügen. Mein iſt das Amt, die Unterſuchung, die Verantwortlichkeit vor Gott und Menſchen mein, und ſo weit ich wirken und helfen kann, ſoll zum Beſten der Menſchheit und dieſer armen Seelen ſelbſt, keine von dieſen Angeklagten anders als auf dem Wege des Scheiterhaufens zur Buße und Verſöhnung gelangen.

Alle erſchraken. Die Canonici ſahen ſich ſchweigend an und der Dechant fragte endlich: Auch die alte Gertrud?

Wie anders? erwiederte der Biſchof. Sie hat mit Umſtänden, mit überzeugenden, ſich ſelbſt angegeben. Sie muß nun, freiwillig oder auf der Folter, andre Mitſchuldige anzeigen, nicht minder jene Armgart und die andern Weiber, damit wir unſre Stadt und Gegend ſäubern können.

Man ging wieder auseinander. Die Einrede der Geiſtlichen hatte nichts gefruchtet, da der Biſchof ſich auf frühere Proceduren und vorgeſchriebene Formen berief, da alle ſeinen Wahnſinn fürchten mußten, der keinen Anſtand nahm, jeden Widerſpruch mit dem Namen Ketzerei zu bezeichnen.

Der Dechant blieb zurück. Im Vertrauen auf ſein früheres Verhältniß mit dem Biſchofe wollte er ihm deutlich machen, wie viel er wage, wenn er ſich bei der Bürgerſchaft zu ſehr verhaßt mache; wie vielleicht der Herzog, ja der Papſt ſelbſt, dieſe Strenge nicht billigen möchten. Er juchte ſeinen Stolz in Bewegung zu ſetzen, daß ſein Ruhm bei dieſem ſonderbaren Unternehmen leiden könne.

Schweigt! rief der Biſchof im höchſten Zorne, ich kenne Euch ganz. Es fehlt nur um wenige Zoll, ſo ſteht Ihr ſelbſt unter den Ketzern. Weiß ich nicht, wie vertraut Ihr mit der verruchten Hexe Deniſel umgegangen ſeid? Eine Freundſchaft mit dem verworfenen, gottloſen und laſterhaften Weibe, die allen Ehrbaren ein Anſtoß und Aergerniß war! Seid Ihr nicht freiwillig zur alten Hexe Gertrud hingelaufen? Eure Zweifelſucht, Eure Luſt am Witz und grübelnder Unterſuchung ſind ſchon die Vorſchwelle zur Zauberei und Gottesverleugnung.

Wie könnt Ihr, ſagte der Dechant, meinen Umgang mit einer Frau, die Ritter und Kaufleute beſuchen, ſo ärgerlich auslegen? Als wir die Schriften von Langres und die Bekenntniſſe des hingerichteten Robert erhielten, war ich es, der Euch, ſelbſt unerbrochen, alle jene Briefſchaften und Papiere übergab. Nachher, als Ihr mir ſie zur Unterſuchung gabt, konnte ich die Blätter, welche die Deniſel betrafen, zurück behalten. Daß ich aber ſo offen verfuhr, muß Euch beweiſen, wie wenig ich mir vorzuwerfen habe, und wie mein Verhältniß zu dieſer Frau ein ganz untadeliges muß geweſen ſein.

Ihr hättet mir die Blätter zurückhalten können? rief der Biſchof erboßt; Ihr irrt! Thatet Ihr es, ſo wart Ihr ſelbſt verloren, armer Menſch. Ihr ſelbſt hattet mir in vertraulichen Stunden ſchon zu vieles von dieſer Deniſel vorgeſchwatzt; ich hörte Euch zu und antwortete nicht; aber ich habe mir alles gemerkt und eingeprägt. Und haben denn nicht Hunderte die gottloſen Worte dieſer Deniſel und des alten verruchten Labitt gehört? Alles ſoll bei Euresgleichen für Scherz und Witz, oder Poeſie und artige Phantaſiebilder gelten, worin aber das ganze Gift der Hölle verborgen liegt. Nein, Mann, noch bin ich Euer Freund; noch, ich ſehe es Euch an, ſeid Ihr nicht ausdrücklich von Gott abgefallen. Darum wahrt, ſo lange es noch Zeit iſt, Eure Seele und Eure Ehre als Prieſter. Morgen werde ich ernſter mit Euch ſprechen. Euer Liebchen wird heut noch in Gewahrſam genommen; ſie und der alte Maler, den das Volk nur den dummen Abt nennt, ſollen uns wohl, ſie mögen wollen oder nicht, die eigentlichen Obern ihrer Rotte verrathen.

Herr Biſchof, rief der Dechant, Ihr könntet ſo weit gehen, und dieſe Armen, Unſchuldigen —

Noch ein ſolches Wort! ſagte der Biſchof, indem er den Beſtürzten mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung anſah — und Ihr ſitzt gefeſſelt im dunkeln Gefängniß. Ich muß wiſſen, was ich zu thun, was ich zu laſſen habe. — Kommt jetzt mit mir zur alten Gertrud, um ein vorläufiges Verhör mit ihr anzuſtellen.

Sie verließen den Palaſt, um ſich nach dem Gebäude der Inquiſition zu begeben. Auf der Straße hatte ſich das Volk zuſammengerottet und ſprach und erzählte von dieſen neuſten Begebenheiten. Der Andrang war groß, und man bemerkte erſt die kleine Figur des Biſchofs nicht. Viele ſchalten, andre ſpotteten, und zwei freche, gemeine Dirnen, die ſich aus einer kleinen, finſtern Gaſſe an das Licht gewagt hatten, ſagten zu einem engliſchen Soldaten: Freund Engelbert, habt Ihr auch ſchon die dummen Geſchichten gehört? Die andre rief: Hexen! Hexen! das iſt doch einmal etwas Neues vom Jahr; unſer Biſchof ſorgt dafür, daß wir Spaß haben, der einfältige kleine Knirps.

Der Biſchof ſtand hinter ihnen, winkte den Häſchern und rief: Nehmt dieſe beiden Dirnen feſt, belegt ſie mit Ketten, ſie ſind ſelbſt Hexen, bringt ſie in den Gewahrſam, der Scheiterhaufen wartet ihrer.

Wir Hexen? ſchrieen die Dirnen mit Entſetzen, — woher? warum?

Die Häſcher ergriffen ſie gewaltſam. Sie kreiſchten, rieſen um Hülfe, und das Getümmel ward ſo groß, der Andrang der Neugierigen ſo gewaltſam, daß der Biſchof verhindert wurde, ſeinen Weg fortzuſetzen. Die Häſcher waren mit ihrer Beute auch in den ſchreienden und fragenden Volkshaufen eingeklemmt, und immer mehr Menſchen ſtrömten aus den Gaſſen herbei, um zu erfahren, was ſich begeben habe. Der Dechant wollte ſprechen, um die tobende Menge zu beruhigen, aber ſeine Stimme ward in dem lauten Geſchrei, ſelbſt von den Nächſten, nicht vernommen.

Jetzt näherte ſich ein ehrbarer Mann, der nicht mehr jung war und in der Stadt eines großen Anſehns genoß. Er, als Schöffe, hatte das Recht, ſich um die Urſach des Tumultes zu erkundigen; auch machte ſeine Gegenwart das Volk ſcheu, denn diejenigen, die ihn bemerkten, wurden jetzt ſtill und traten auseinander. Er fragte und hörte, und da er vernahm, daß der Biſchof mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte, ſo machte er ſich Platz bis zu dem kleinen Manne, begrüßte ihn höflich und ſagte dann: Verehrter Herr, es thut mir leid, Euch hier ſo zwiſchen dem ſchreienden Volke zu finden, und das aus Urſach jener beiden unzüchtigen Dirnen; dieſe, da ſie ſich ungebührlich gegen Euch betragen haben, ſollen alsbald aus der Stadt gewieſen werden, der ſie nur Aergerniß geben. Habt daher die Güte, den Dienern und Häſchern zu befehlen, ſie einſtweilen frei zu laſſen, damit das Volk ſich wieder beruhige.

Herr Taket, erwiederte der Biſchof trotzig, wer giebt Euch das Recht, Euch in meine Amtsgeſchäfte zu drängen? Dieſe jungen Hexen ſind der Inquiſition verfallen und ſollen von der und mir gerichtet werden. Die Verweiſung aus der Stadt wäre für ihre Bosheit nur eine geringe Strafe.

Taket ſah den Geiſtlichen aufmerkſam an, betrachtete wieder die weinenden Dirnen, die ſich den beiden Männern zu Füßen geworfen hatten und die Hände rangen, und erwiederte mit einigem Unwillen und ſcharfem Tone: Herr Biſchof, ich darf Eure Rechte bezweifeln, daß ihr alſo verfahren mögt. Ihr mochtet vorerſt uns Schöffen von dieſen Vergehungen Nachricht ertheilen, und ſo gelangte Eure Klage, wenn ſie gegründet iſt, an die Obrigkeit unſrer Stadt. Ich zweifle, daß das geiſtliche Gericht alſo willkührlich verfahren darf, und obenein in einer ſo höchſt ſeltſamen Sache, von der wir faſt nie gehört haben, oder wo das vorgegebene unbegreifliche Verbrechen jedesmal von denen, die nicht vom Wahne hingeriſſen waren, bezweifelt wurde. Woher wißt Ihr, daß ſie Hexen ſind, dieſe Unglücklichen? Was nennt ihr überhaupt mit dieſem Namen?

Herr, rief der Biſchof, der ſchon die Faſſung verloren hatte, Ihr ſprecht, als wenn Ihr mich hier öffentlich verhören wolltet! Von der alten Hexe Elsbeth, die vom Dorfe hereingebracht worden iſt, ſind dieſe ebenfalls angegeben, weil die Alte mit ihnen gemeinſam den verruchten Hexen-Sabbath gefeiert hat.

Der Schöffe Taket lächelte. Dieſes alte Weibsbild, ſagte er, iſt mir nicht unbekannt, denn ſie iſt die Frau meines Gärtners draußen. Laßt Euch aber dienen, Herr; dieſe Alte, die von jeher confuſe war, hat ſich ihre Armuth ſo zu Gemüthe gezogen, denn ſie war immer hoffärthig, daß ſie ſeit Kurzem verrückt geworden iſt. Ich habe den Leuten immer geholfen, aber die Wirthſchaft wurde zu ſchlecht verwaltet, und jetzt wollte ich ſchon, dem Manne das Leben zu erleichtern, die Unkluge in den Narrenthurm ſchaffen.

Wolltet Ihr? rief der Biſchof; ei, wie fein! Sie in den Narrenthurm ſchaffen! Nicht wahr, dahin würdet Ihr mich auch gern abliefern wollen, wenn es Euch geſtattet würde? Freilich, wenn ſich das Gewiſſen rührt, wenn man aus ſolchen Augen ſchaut, ſo kann man nicht wünſchen, daß die Kirche hergeſtellt und erhalten werde. Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch nicht kenne? Denkt Ihr mir zu entgehen? Das Gericht iſt offen, und wird wiſſentlich keinen Schuldigen entſchlüpfen laſſen.

Der Schöffe Taket war ſo erſtaunt, daß er Anfangs keine Worte finden konnte. Endlich fuhr er auf und ſagte: Ich verſtehe Euch nicht, geiſtlicher Herr, und mag Euch nicht verſtehen, denn Eure Rede iſt ohne Sinn. Trotz ſei dem geboten, der mich eines Verbrechens bezüchtigen kann. Ihr werdet aber vorerſt dieſe beiden Dirnen der Obrigkeit der Stadt und mir übergeben, bis ſie verhört ſind, und hier nicht Kläger und Richter zugleich in einer Perſon ſpielen wollen, denn es iſt doch unerhört, auf Angabe von Unklugen unſchuldige

Menſchen einer tollen Bosheit bezüchtigen und ſie ohne Unterſuchung ſtrafen zu wollen.

Da das Volk dieſe Rede des Schöffen vernahm, der von allen hochgeachtet wurde, ſo erhob ſich von neuem ein Geſchrei, Steine flogen, man machte die Dirnen von den Häſchern frei, und dieſe bemühten ſich, fliehend das Gewühl der Menſchen zu durchbrechen. Da erhob ſich der Biſchof auf die Schwelle eines Hauſes, vor welchem er ſtand, und rief: Wer ſich an den Dienern der Obrigkeit vergreift, iſt im Bann der Kirche, und ein ſolcher, wenn er nicht augenblicks vom böſen Werke abſteht, ſei verflucht. — Alles war ſtill geworden, und die Häſcher kehrten zurück und bemächtigten ſich der Dirnen von neuem. — Die Diener der Obrigkeit, welche dem Schöffen gefolgt waren, ſtanden regungslos. Der Biſchof winkte wieder und fuhr mit erhabener Stimme fort: Zugleich befehle ich, daß die Häſcher dieſen argen Ketzer und Hexenmeiſter greifen, dieſen verruchten Johann Taket, der hier einen Aufruhr hat erregen wollen, denn jene Zauberin Elsbeth hat auch ihn als einen Mitgenoſſen ihres ſataniſchen Bundes freiwillig angegeben.

Alle ſtanden ſtumm und blaß. Der Schöffe ſah nach den Dienern der Gerechtigkeit, welche ſich zitternd zurückzogen, ohne nur nach dem Angeklagten umzuſchauen. Ihr Bürger und Ihr übrigen wackern Leute hier, rief Taket ganz außer ſich, könnt Ihr es dulden, daß ein Mann, den Ihr als unbeſcholten alle kennt, hier von einem Wahnſinnigen gemißhandelt werde? Daß auf die Anklage einer verrückten Bettlerin, die von meinen Wohlthaten gelebt hat, ich für einen Zauberer und Verbündeten des Satans gelten ſoll? — Er blickte umher, aber alle waren ſcheu von ihm zurückgewichen, alle entfernten ſich, von ſtummer Angſt gefeſſelt, und die Häſcher führten ihn, der nun ruhig wurde, als er ſah, daß jeder Widerſtand vergeblich ſei, nach der Inquiſition.

Hierauf ging der Biſchof weiter, das Volk zerſtreute ſich, erſchreckt und betäubt, und der Dechant folgte ſeinem Vorgeſetzten in tiefen Gedanken. Ich weiß, ſagte der Biſchof zum Dechanten, daß Ihr mich ſtets für einen ſchwachen Mann angeſehen habt, weil ich Euren gelehrten Floskeln nicht habe Rede ſtehn können und mögen, Ihr ſeht jetzt meine Kraft und Macht. Die Menſchen und ihre Satzungen ſind mir gleichgültig, und ich laſſe jedem gern die Ehre, gelehrter zu ſein als ich; aber wo es das Reich Gottes gilt, da ſollt Ihr erfahren, daß ich ſtandhafter und kräftiger bin als irgend wer. Ihr wart der Erſte, der mich auf dieſen und jenen Unfug in der Stadt aufmerkſam machte, Ihr dachtet vielleicht, mit dem Feuer zu ſpielen und mich nur zu necken; Ihr ſeht aber, daß Euer philoſophiſcher Spaß zur lichten Flamme ausſchlägt, die Euch und alle verzehren kann.

Beide gingen in das große Gebäude der Inquiſition, um die Schuldigen noch einmal zu hören, bevor die Folter angewendet wurde, der ſie vielleicht entgehen konnten, wenn ſie eine recht große Zahl von Mitſchuldigen angaben.

Nachdem ſich das Volk wieder zerſtreut hatte, ſah man den Canonikus Melchior mit ſeinem Vetter, dem jungen Ritter Köſtein, über den Platz wandeln. Sie erwarteten den jungen Flamand, den Advokaten, um den verwundeten Denis wieder zu beſuchen, und ſeine Ausſage, wegen des Mordes, aufzuſchreiben. Der Canonikus war ſehr verſtimmt und aufgeregt, weil es ihn verdroß und erſchreckte, daß ein Prälat, den Alle bis dahin nur gering geſchätzt, ja wohl verachtet hatten, plötzlich eine ſo drückende Tyrannei über ſie Alle ausübte. Die letzte Begebenheit, von der er Zeuge geweſen war, hatte ihn erſchreckt und um alle Faſſung gebracht. Jetzt, ſagte er zu dem Jüngling, kann es kaum einer mehr wagen, ihm zu widerſprechen, wenn er nicht ſogleich Gefahr laufen will, auch als Zauberer dem Gefängniß überliefert zu werden. Das gräßlichſte Unheil ſchwebt uns allen über den Häuptern; denn da er keinen Anſtand genommen hat, den wackern Taket, welchen die ganze Stadt ehrt und liebt, unter dieſem Vorwand gefangen zu nehmen, ſo wird er nicht zaudern, auch den Vornehmſten und Frömmſten zu bezüchtigen. Es iſt furchtbar und entſetzlich, daß aus einem ſo unſcheinbaren Funken ſich ſo plötzlich dieſe Flamme hat entzünden können.

Er kämpft für ſeinen Stand und für Euch, ſagte Köſtein; und wenn der Mann nicht ſo ausgemacht dumm wäre, ſo könnte man ihn für einen der allerliſtigſten Prieſter halten, die nur jemals die Welt regiert und betrogen haben. Aber er iſt ſo gewiſſenhaft dumm, daß er gewiß Zeit ſeines Lebens noch niemals eine Liſt begriffen, noch weniger eingefädelt hat.

Wie meint Ihr das? fragte Melchior.

Ihr ſeht ja, antwortete der Ritter, daß es von je her einen Kampf zwiſchen den Geiſtlichen und Weltlichen gab. Dieſe Kriege, welche ſie mit einander führen, erſcheinen in verſchiedenen Geſtalten, und bald iſt das Recht auf dieſer, bald auf jener Seite, oft haben beide Partheien gleich viel Recht und Unrecht. Seit lange ſcheint mir die Sache ſchon ſo verwickelt, die vielfältigen Fäden ſo verſchlungen, die eigentliche Religion aber ſo tief in den Knoten hineingeknüpft, daß ſie keiner mehr ſehen und unterſcheiden kann, wobei es doch noch eine Frage bleibt, ob durch einen künftigen Alexander, wenn er das Geſtricke mit dem Schwerte durchhaut, die Welt was Erkleckliches gewinnen möchte.

Junger Mann, ſagte Melchior, Ihr ſprecht heut, gegen Eure Gewohnheit, ſo vielſinnig, daß ich Eure Meinung kaum errathen kann.

Und doch habt Ihr die Hiſtorien ſtudirt, antwortete Köſtein, und die Geſchichte Eurer Kirche und ihrer Ausbreitung, ſo wie Eurer Händel mit tauſend Ketzern und vielen Sekten, mit den Deutſchen Kaiſern und den Tempelherren und Frankreich. Mir ſcheint, die Kirche iſt dadurch ſo mächtig, und zu Zeiten ſo allmächtig geworden, daß ihre Satzungen, Lehren, Wunder, Heilige und Feſte ſich immer vermehrt, und das erſte unſcheinbare Bild zu einem gewaltigen Coloß ausgearbeitet haben. So folgt jeder neuen Lehre und Erſcheinung, jeder Offenbarung, eine neue Auslegung, ein neues Feſt, ein neuer Kirchendienſt. Die Menge wird durch die ſinnliche Erſcheinung, durch den Aberglauben, durch Beichte und Ablaß gefeſſelt und regiert. Die Vorbitten der Heiligen, die Wallfahrten, das Jubiläum, die Orden und Bettelmönche, die neuen Wunder, alles dient nur, die Kirche und ihren Vorſteher, den Papſt, mächtiger zu machen, indem die Menſchen immer darauf hingewieſen werden, an dem Buchſtaben zu halten, den ſie durch Gauben, Freude, Trauer, Büßung und Geißelung, durch Glanz und Kirchenfeſte, Rührung und Putz ſo viel beleben dürfen, als ſie nur wollen. Uud iſt es nicht ein ſchönes Leben und Weben in dieſem fortwährenden Traum? Aber der Geiſt iſt ihnen unterſagt; dieſen ſuchen, oder gar finden, iſt die größte, die unverzeihlichſte Sünde; denn in ihm und durch ihn genügt der Menſch ſich ſelbſt, und findet alle jene noch ſo großen und glänzenden Anſtalten überflüſſig. Religion und Glaube werden nun ſeine nächſten Hausgenoſſen, er braucht den Heiland nicht in Gebäuden und Schränken, nicht in frommen Ländern oder Legenden der Dichter zu ſuchen, denn er fühlt ihn, als ſein eigenſtes Herz, als den erſten Pulsſchlag ſeines Weſens.

Steh' ſtill, Vetter, ſagte der Canonicus, und laß Dich einen Augenblick betrachten. Woher kommt Dir dieſe Weisheit, die Dich auch auf den Scheiterhaufen führen kann, wenn unſer begeiſterter Biſchof etwas von ihr vernimmt?

Die Sorge wäre lächerlich, ſagte Köſtein; wer ſo feſt ſteht, wie ich, wer dem Herzoge alles ſagen darf, was er nur will, der kann bei dieſem altem ſchwachen Herrn wohl Andre ſtürzen, ſelbſt aber niemals geſtürzt werden. Ich ſage Dir, Vetter, ich bin dem herrlichen Fürſten unentbehrlich, und kann von ihm verlangen, was ich nur will; aber freilich darf ich ihm dieſe Geſinnungen auch nicht merken laſſen, weil er mich nicht verſtehen würde, er auch die Kirche ſo achtet, und die Geiſtlichen aufzuregen und zu bekämpfen ſo ſehr fürchtet, daß er in ſeinem hohen Alter niemals auf etwas eingehen würde, was ihre Macht zu brechen drohte.

Sei alſo vorſichtig, ſagte der Canonicus.

Dieſe Vorſicht, erwiederte der Vetter, lernt ſich wohl am Hofe. Ich will Dir nur, dem verſtändigen Prieſter, deutlich machen, wie mir alle die Erſcheinungen vorkommen, die ſich hervorgethan haben, ſeit die Kirche mächtig und mächtiger geworden iſt. Sie iſt das Gefäß geworden, in welchem einzig und allein Glaube, Chriſtenthum, Heiland und Gott ſchweben, und nur aus dieſem den durſtigen Seelen mitgetheilt werden können. Außerhalb dieſes Gefäßes iſt die Wüſte, der Tod, das Heidenthum, das Böſe, der Satan. Schon immer haben Denker, Fürſten und Völker ſich dieſem nicht fügen wollen, weil ſelbſt der Fromme ſieht, daß dort alles einem willkührlichen Aberglauben anheim fallen kann. Kluge Fürſten ſahen früh ein, daß unter dieſem Vorwand Papſt und Cleriſei die Herrſchaft der Welt an ſich reißen könnten. So entſtanden die Kämpfe in verſchiedenen Geſtalten, und die Lehre der Arrianer ward als Ketzerei ausgerottet, obgleich ſie eine Zeitlang herrſchend war. Fromme, ächte Geiſtliche und große Päpſte ſahen aber auch in andern Zeiten ein, daß freche und kluge Fürſten den Vorwand, ſich von der Tyrannei der Kirche und Cleriſei loszureißen, nur benutzten, um ſich ſelbſt zu Tyrannen zu machen, und die Völker, zuſammt der Kirche, in den Staub zu treten. Und ſo waren denn die geſchmähten Prieſter wieder oft die Vertreter der Freiheit und der Tugend. Wenn einmal Krieg und Kampf ſein muß, ſo hat dieſes Ringen wenigſtens eine edlere Geſtalt als das Balgen und niederträchtige Raufen, welches unſre Vorfahren erlebt haben, und das unſern Nachkommen vielleicht bevorſteht. Als die Frömmigkeit in den Waldenſern ſich nun offenkundig als Kampf und Verfolgung gegen die Prieſter ausſprach, und die Vernichtung dieſer forderte, da war die Sache wieder ſo einfach und klar geworden, daß die Kirche, wenn ſie nicht geſtürzt ſein wollte, wohl zu jenen abſcheulichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, durch welche jene armen, erleuchteten Menſchen auf die gräßlichſte Weiſe vernichtet wurden. Aber ſeit dem, dünkt mir, iſt auch die Lehre dieſer Ketzer, in tauſendfachen Geſtalten und Umbildungen, immer allgemeiner geworden. Gedichte, Scherze, Gelehrte, Kaufleute, Zünfte, viele von den Geiſtlichen, Fürſten; alles rennt, mancher ſelbſt unbewußt, gegen die alte Kirche an, die ſchon vieles von ihrem Glanz und ihrer Untrüglichkeit verloren hat. Der ächte Prieſter, der ganz von ſeiner Beſtimmung durchdrungen iſt, muß jetzt auf Tod und Leben kämpfen. Heut iſt es aber viel ſchwerer, der mehr ungläubigen und ſchon zweifelnden Welt deutlich zu machen, was Ketzerei ſei, oder ſie gegen dieſe zu entflammen. Da iſt es nun recht willkommen und paſſend, daß ſich ein Grauſal aufthut, eine ganz nahe und perſönliche Gegenwart des Teufels, angemalt und ausgebildet, wie ihn der gemeinſte Pöbel faßt und gerne hat. Was hilft es, wenn der Verſtändige dieſen Popanz verlacht? Die Autorität der Kirche, der Aberglaube, die Gewalt der Menge und des gemeinen Volkes werden es ſchon durchſetzen und die Feineren dürfen ſich nicht Preis geben. Ja, es iſt faſt zu erwarten, daß dieſer tolle Aberglaube, wie Peſt, die Welt durchraſen wird, und unzählige Opfer dahin raffen, und daß die ſogenannten Denker und Gelehrten eben ſo viel Argumente für ihn erſinnen werden, wie ſie für jeden andern Unſinn erfunden haben. Und am Ende, ob die ſchuldloſen Opfer dem Hexen-Sabbath, oder dem Streit um das Palladium, oder dem Arrianismus, oder dem Glauben der Waldenſer fallen, oder der Lehre des Huß, kommt das nicht alles auf eins hinaus? Auch dem Götzen der Freiheit, auch dem Handelsvortheil, auch dem Eigenſinn und der Habſucht des Adels ſind ſchon Viele geſchlachtet worden. Man muß lachen, wenn Viele glauben, daß die Menſchen vernünftiger und beſſer werden, und daß die Welt ſich immer mehr in Zukunft auslichten ſoll. Das iſt auch wieder Aberglauben, und vielleicht, wenn die Kirche einmal geſtürzt iſt, fordert er auch ſeine Opfer. Jetzt aber wird Schreck, Angſt und Furcht in allen Familien und Ständen ſich erzeugen, und das Anſehn der Geiſtlichen iſt auf eine Weile wohl wieder gerettet. Darum hütet Euch, einſichtsvoller Vetter, zu ſtark und kräftig gegen dieſen Unſinn zu reden, denn Ihr bekämpft dadurch Euch ſelbſt und Euren Beruf; tragt aber auch nicht ohne Noth Brände hinzu, denn an denen wird es nicht fehlen.

Melchior ſtand wieder ſtill, und ſah den jungen unklugen und überklugen Propheten mit Erſtaunen an. Jetzt glaube ich wirklich, ſagte er dann, daß zuweilen ein Geiſt von den Lippen der Unmündigen weiſſagen kann. Ich vermuthe faſt, Du verſtehſt Deine eignen Worte nicht ganz, wenn ich Deinen Leichtſinn, Dein umfahriges, unſtätes Weſen, Deinen kindiſchen Dünkel und Deine Naſeweisheit bedenke.

Köſtein ſah den Oheim freundlich an und lachte laut und herzlich. Geht es denn, ſagte er dann, mit Deinem Biſchof etwa in einer andern Melodie? Ihn hat auch ein fremder, hocherleuchteter Geiſt der Weiſſagung befallen. Denn der klügſte, geriebenſte und durchtriebenſte Pfaffe hätte doch nichts Beſſeres thun können, als für Geld und gute Worte ein Paar alte Weiber zu gewinnen, daß ſie dieſe Albernheit von ihrem Hexen-Sabbath ausſagen mußten, um in dieſer ganz neuen Form die Sünder und Abtrünnigen anzugeben. Offenbar benutzt ein Satan, oder Beelzebub, oder ſonſt ein ſchadenfroher Geiſt dieſen Kopf, in dem er leicht Quartier finden konnte, weil er ſo leer iſt, und alſo jedem Gaſte offen ſteht, um ihm dieſe Dummheiten einzublaſen. Dieſer fromme Biſchof glaubt ſie nun wirklich, und handelt bloß nach ſeinem Gewiſſen. Lächerlich und tröſtlich iſt es nur, daß, wenn die Kirche wirklich von Gott iſt, wie doch ſo Viele ſagen, der böſe Geiſt der Lüge alſo nun ſelbſt dazu wirken muß, dieſe zu ſtärken, und ſo manchen Bauſtein, der heruntergefallen war, wieder mit vieler Müh und Sorgfalt einzufugen.

Komm, mein Freund, ſagte Melchior; dieſe Art, die Dinge der Welt anzuſehen, will mir nicht zuſagen. Auch iſt unſer Geſchäft ſo ernſt, daß es wohl geziemlich iſt, unſern Geiſt dazu zu ſammeln.

So heiter und leichtſinnig Köſtein zu ſeinem verwundeten Feinde ging, ſo ernſt und verſtimmt kam er von dieſem zurück, weil er vernahm, daß er ſich jedem vorläufigen Verhöre weigere und ſich jeder Unterſuchung entziehe. Der Sachwalter des Gefangenen erklärte nämlich, dieſer Denis, der jene Ermordung eines Verwandten Melchiors und Köſteins nicht leugnen wolle und könne, habe ſich auf den Erbprinzen des Burgundiſchen Hauſes, auf Carl, Grafen von Charolais, berufen, indem er ſich nur in ſeiner Gegenwart, und zwar nur ihm allein, erklären könne, weshalb er jene That unternommen habe; er wollte dem Prinzen zugleich ſo hochwichtige Geheimniſſe entdecken, daß er ſeiner Gnade und Verzeihung faſt verſichert ſei.

Als Melchior ſeinen Vetter ſo nachdenkend ſah, ſagte er: Ich fürchte, Du haſt auf die Gnade des Herzoges zu viel gebaut, und dich in Complotte und Schlechtigkeiten mit dieſen Croys, dem Grafen Etampes und ihren großen und kleinen Helfershelfern verſtrickt. Es iſt ja bekannt genug, wie aufſäſſig ſie alle dem Erben des Herzogthumes ſind. Der Dauphin Ludwig, ſo ſehr er hier Schutz und Liebe bei unſerm Philipp gefunden hat, ſchürt doch immer das geheime Feuer. Alle ſind gegen den Erben und lauern ſchon auf den Tod unſers alten Fürſten; die meiſten mehr oder minder mit Frankreich im Einverſtändniß.

Jetzt ſiehſt Du zu weit, lieber Vetter, ſagte Köſtein, der ſich wieder zu ſeinem gewöhnlichen Leichtſinn zwang. — Fühlſt Du Dich nicht rein, ſagte der Canonicus, ſo benutze die Zeit, die Dir noch gegönnt iſt, und mache Dich über die Gränze.

Das wäre eine treffliche Auskunft! rief Köſtein; und meine Gemahlin, meine Landgüter, meine Schätze, mein jährliches großes Gehalt, alles dahinten laſſen, um einem nichtigen Geſpenſt zu entfliehn!

Das vielleicht, ſagte Melchior, nicht ſo weſenlos iſt, als dieſe Hexen und ihr Sabbath.

Sie trennten ſich, und Köſtein verſchloß ſich auf ſeinem Zimmer, um ſeiner Lage nachzudenken und wie er ſich benehmen ſolle.

Die Stadt war in ein ſtumpfes Erſtaunen, in Betäubung und Schreck verſenkt, denn alles, was geſchah, war ſo plötzlich und ohne Vorbereitung eingedrungen, war dem gewohnten ſichern Lebensgange ſo entgegen geſetzt, daß keiner ſich faſſen und ſammeln konnte, ſondern Alle wie in einem ängſtigenden Traume feſtgehalten, ohne Heiterkeit, Kraft und Entſchluß fortlebten, völlig ohne Rath und Hülfe. Peter Carrieux ſchien der Einzige, der entſchloſſen war, dieſe eindringende unerhörte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben; er rieth, die Bürger zu bewaffnen, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und den Biſchof, als unfähig, ſein Amt zu verwalten, vorläufig als krank zu behandeln, bis er vom Papſte ſeiner Würde entſetzt ſei; er war überzeugt, daß der Herzog und der Adel dieſen gewaltſamen Schritt, wenn ſie erführen, was ihn veranlaßt, billigen, ſich ihm wenigſtens nicht widerſetzen würden. Er, einer der reichſten Männer des Landes, erbot ſich, die vielen Arbeiter ſeiner Fabriken zu bewaffnen und der Bürgerſchaft zu Hülfe zu ſenden. Aber Schakepeh und die meiſten Schöffen erſchraken vor dieſer Maasregel, weil ſie zum Bürgerkriege führen könne, welcher vielleicht gar den Untergang ihrer Stadt herbeiführen möchte.

Wenn wir uns nicht einigen können, ſagte Carrieux, ſo ſind wir freilich nur ſchwach. Sieht aber der Fürſt unſern Ernſt, und daß dieſer Aufſtand kein Vorwand iſt, um ihm ſeine Rechte zu verkürzen, ſo wird er unſre Geſinnung achten. Könnt Ihr es denn dulden, daß auf offnem Platz der wahnwitzige Prieſter unſern würdigen Schöffen von den Häſchern hat ergreifen und als des Scheiterhaufens würdig in das Gefängniß werfen laſſen? Die Sache ſpricht, ohne unſre Worte, für ſich ſelbſt. Taket ſoll ein Hexenmeiſter ſein, ſich dem Satan verſchrieben und einen Gaſt beim Hexen-Sabbath abgegeben haben? Seit unſre Stadt gebaut iſt, iſt noch unter keinem ſo dummen Vorwande ein Bürger in den Kerker geführt worden.

Gebt Euch Geduld, Zornesmann, ſagte Schakepeh; daß das nicht kann geduldet werden, ſehen wir Alle ein, nur verderben wir nicht durch Uebereilung und Zorn unſre gute Sache. Erwartet die Boten von unſerm gütigen Herzoge zurück, er wird uns Recht ſprechen, und ſeine Bürger, die er liebt, durch welche er reich und mächtig iſt, nicht unter ſo nichtigem Vorwande verderben laſſen. — Man ging wieder auseinander, ohne einen Beſchluß gefaßt zu haben. Der reiche Peter Carrieux wollte über dieſe Schwachheit verzweifeln. Jachzornig, wie er war, hatte er unbeſonnen einige Worte gegen ſeine Arbeiter fallen laſſen, und indem er jetzt nach dem großen Hauſe ging, wo die Tapetenwirker für ihn arbeiteten, ſah er in ſeinem Hofe ein großes Getümmel. Die meiſten ſeiner Arbeiter waren dort verſammelt, und Guntram, der älteſte unter ihnen, ein rieſengroßer Mann von wilder Natur, theilte ihnen Waffen aus. Was iſt das? rief Peter. — Wir wollen Eure Stadt vertheidigen, ſagte Guntram; alle dieſe guten Geſellen ſind frohen Muthes, und wollen mit uns leben und ſterben.

Peter Carrieux befahl ihnen, die Waffen nieder zu legen und wieder an ihre Arbeit zu gehen; dem großen heftigen Mann aber winkte er zu bleiben, und ging mit ihm in ſeinen Garten, in welchem ſie nicht gehört werden konnten. Warum übereilt Ihr Euch ſo? ſagte der Herr zu ſeinem Geſellen. Die Bürger würden nicht zu uns ſtehn, die Schöffen ſind unentſchloſſen und voll Angſt, der Adel zöge vielleicht gegen uns. Dann wären wir verloren, wenn der Herzog nachher noch ſeine Reiſigen gegen uns ſchickte. Ja, wären wir einig und dächten Alle ſo wie ich, ſo wollten wir dieſem kleinen verrückten Biſchof bald ſein Spiel verderben.

Wie Ihr wollt, Herr, ſagte Guntram; aber Ihr ſeid in dieſen Dingen nicht ſo erfahren wie ich. Ich habe den großen Aufſtand in Gent mitgemacht, früher war ich Soldat; wo es Lärmen und Scharmützel gab, da wurde ich von meinem Gemüthe hingezogen. Es liegt oft nur an einer Kleinigkeit, daß eine ganze Stadt und Landſchaft in den hellen Aufruhr hinausbricht. Sitzt Alles ſtill und läßt ſich alles Unheil auf Ohren und Rücken regnen, ſo ergiebt ſich freilich nichts. Aber oft bedarf es nur einer Handvoll Menſchen, die ſteif und feſt auf ihrem Willen beſtehen, ſo befeuert das die Andern; der Schläfrigſte wirft ſeine Mütze ab und ſetzt fluchend den Sturmhut auf; der Spektakel ergreift Alles; in jeder Gaſſe rühren ſich die Menſchen und beſinnen ſich darauf, daß ſie etwas zu verfechten haben. Wie ein Fieberhitziger ſteckt einer den andern an, und ſie trotzen, ſchreien und toben, und wiſſen oft ſelbſt nicht, was ſie wollen. Manchmal haben ſie keine Sache zu verfechten, die finden ſie dann aber im Tumult. O, ich weiß mit den Geſchichten Beſcheid und kenne das Gemüth meiner Landsleute. Einer, dann etliche, dann mehr müſſen nur voran. Jeder denkt dann, die haben Hinterhalt, ſo laufen ſie mit und begeiſtern ſich und andre. Die Maſſe wächſt, wie ein gerollter Schneeballen, und indem ſich jeder auf den andern verläßt, wird er ſelber muthig. Und Ihr nun gar! Ihr habt ja die allerbeſte Sache von der Welt zu verfechten. Jetzt ſind es gerade dreißig Jahre, als ich dabei ſtand, wie das gute Mädchen von Orleans verbrannt wurde. Das tapfere Kind, das damals den jetzigen Franzen-König aus ſeinem Elend errettete, ſollte nun auch eine Hexe ſein. Das, dachten wir alle, wäre nun gewiß die letzte Hexe, die ſie auf den Scheiterhaufen ſetzten, denn die ſchändliche Lüge ſprang allen in die Augen. Die Menſchen weinten und ächzten, als ſie das geduldige, ſchönlockige Schlachtopfer in ſeinen qualvollen Tod hineingehen ſahen. Ich verſichere Euch, hätten ſich nur vierzig Menſchen einen echten Muth faſſen können, ſo wäre wohl das ganze Volk, trotz den Engliſchen Soldaten, zur Meuterei erwacht. Laßt uns gewähren, Herr, und Ihr ſollt Wunder ſehen.

Ich verbiete Dir jedes Unternehmen, ſagte Carrieux, wenn Du nicht willſt, daß ich Dich, ſo nützlich Du mir biſt, fortſchicken ſoll.

Meinthalb, ſagte Guntram verdrießlich; aber ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr es noch bereuen werdet, ſo unſern guten Willen verkannt zu haben.

Köſtein, von der Forderung und Apellation des verwundeten und kranken Denis erſchreckt, nahm unvermuthet von ſeinen Freunden, Bekannten und dem Canonicus Melchior Abſchied, um ſchnell zum Herzog zu reiten, damit ihm die Berufung auf deſſen Sohn keinen Schaden bringen möge. Er war überzeugt, daß es nur weniger Worte beim alten Fürſten bedürfe, um Alles niederzuſchlagen, was irgend Wahres oder Unwahres gegen ihn vorgebracht werden könnte. Melchior war um ſeinen Vetter beſorgt; dieſer aber verlachte in ſeinem jugendlichen Uebermuth nur die Furcht des älteren Mannes.

Friedrich war eben bei der tief betrübten Frau Catharina, um ſie zu tröſten, als ſie durch einen Boten, den ſie nicht kannte, und der ſich ſchnell wieder entfernte, folgendes Blatt erhielt. Die Schrift war verſtellt, und der Schreiber nicht mit Sicherheit zu errathen.

„Entflieht! Noch heut, wo möglich noch in dieſer Stunde. Am ſicherſten nach Frankreich oder Deutſchland. Zaudert nicht. Wählt das Land, das ihr am erſten erreichen könnt. Nehmt Juwelen und Geld mit, ſo viel Ihr könnt. Morgen iſt Alles zu ſpät. Laßt auch das Beſte zurück, um Euch nur ſelbſt zu retten.“

Sie ſahen ſich an und auch Friedrich war erblaßt. Ich fliehe, ſagte ſie, denn ich errathe, von wem dieſes Blatt kommt; es iſt eine That der Reue, denn der Dechant hat erſt dieſen Unſinn des Biſchofs befördert, den er jetzt vielleicht gern zur Vernunft bringen möchte. Es ſcheint alſo, die Sache wird ernſter, als ſelbſt unſre böſeſte Furcht ahnden konnte.

Wie kann ich Euch nützen, arme Freundin? fragte Friedrich; ſoll ich Euch begleiten? Braucht Ihr mehr Diener?

Nichts von alle dem, ſagte ſie, was nur Aufſehen machen würde. Ich gehe in einer Stunde mit meinem Reiſewagen fort, als wenn ich jemand auf dem Lande beſuchen wollte, nnd ſuche die Küſte zu erreichen, um von da nach England zu gehen. Ich habe am Hofe dort einige Jugendfreundinnen, die mich aufnehmen werden. Zwar iſt mir nach dem entſetzlichen Schickſale meines geliebten Robert das Leben verhaßt, aber ich will nicht ſo ſterben, unter Martern, als Scheuſal, ein Opfer des Aberwitzes.

Friedrich nahm mit einer herzlichen Umarmung Abſchied von der ſchönen Frau. Er konnte nicht weinen, aber ſein Herz war unendlich beſchwert, und als er aus der Thüre trat, verſagten es die Knie, ihn aufrecht zu erhalten. Er kehrte noch einmal um, ſich etwas mehr zu ſammeln, und ſagte erſchöpft: Daß ich Euch ſo verlieren ſoll, die ich niemals mein nennen durfte, konnte uns wohl keiner vorherſagen.

Vielleicht ſehen wir uns wieder, und bald, antwortete ſie; dieſer Traum der Thorheit, dieſer Schwindel muß ja doch bald vorüber gehn. Wahrt Eurer Geſundheit, geliebter Freund, gedenkt Eures alten Vaters.

Noch einmal drückte der Jüngling die ſchöne Geſtalt an ſein Herz, dann eilte er ſchnell aus dem Hauſe, um einen Vorſatz auszuführen, der ihm im letzten Augenblicke wieder Kraft und Hoffnung gegeben hatte. Er eilte nehmlich nach der Reſidenz des Biſchofes, und ließ ſich bei dieſem melden und um eine Unterredung bitten. Ein Prieſter führte ihn durch die Gemächer in das Zimmer des Biſchofes, den er in Geſellſchaft des Dechanten traf. Der kleine Mann ſaß und hielt das feurige Auge ſtarr auf ein Blatt geheftet, welches er las und dann unterſchrieb. Der dienende Prieſter nahm es dann aus ſeiner Hand und entfernte ſich ſtumm und mit einer tiefen Verneigung. Noch blieb der Biſchof in ſeiner nachdenkenden Stellung, der Dechant ſtand verlegen und es ſchien, als wage er es nicht, ſein Auge zum Jüngling zu erheben. Endlich ſtand der Prälat auf, als wenn er aus tiefem Sinnen erwachte, ging auf Friedrich zu, trat ihm ganz nahe vor das Antlitz, und ſah ihm ſcharf und brennend in ſeine Augen, mit einem ſo langen und unermüdlichen Blicke, daß Friedrich die Augen niederſchlug und wie in Beſchämung erröthete. — Es iſt richtig! ſagte der Biſchof dann, wie ich es vermuthet habe, und trat wieder zurück: ich habe Euch lange nicht geſehn, junger Mann, und Ihr habt Euch wunderbar verändert.

Ihr wart lange nicht in unſerm Hauſe, verehrter Herr, antwortete Friedrich, und kein Geſchäft führte mich in das Eurige, ſo iſt mein Antlitz Euch fremd geworden, und Ihr findet es verändert, weil vielleicht früher Kummer ſeine Kennzeichen hineinſchrieb.

So? antwortete der Biſchof trocken, und heut führt Euch ein Geſchäft zu mir?

So iſt es, antwortete Friedrich; aber es wird mir ſchwer, den Anfang meiner Bitte, oder Vorſtellung, oder wie ſoll ich es nennen, zu finden; aber ich möchte Euch Manches im Namen unſrer ganzen Stadt an das Herz legen, was Ihr nicht von Euch weiſen ſolltet.

Alſo ſeid Ihr ein Abgeſandter von der Stadt? fragte der Biſchof, und ſprecht in ihrem Namen?

Nichts weniger als das, ſagte Friedrich; nur mein eigner Entſchluß hat mich hierher getrieben.

Die Stadt, antwortete der Prälat kurz, hätte freilich wohl auch einen Aeltern und Verſtändigern ſenden mögen. Alſo aus eignem Antrieb beliebt es Euch, mir manches zu eröffnen! — ſo redet denn.

Ich beſchwöre Euch, ſagte Friedrich, verachtet meine Jugend und mein gutmeinendes Wort nicht, damit Ihr Euch nicht den Fluch Eurer Mitbürger, der Geiſtlichkeit und der Zukunft durch raſches und leidenſchaftliches Thun herbeiziehen möget. Es iſt nicht anders möglich, Euer Gemüth muß erwachen, Eure Vernunft muß ſich überzeugen, daß Ihr jetzt ein Werk begonnen und unternommen habt, welches nur mißverſtandner geiſtlicher Eifer, falſche Frömmigkeit und eine Sucht, das Abentheuerliche zu glauben und leere Phantaſieen für Wahrheit zu nehmen, hat hervorbringen können. Auf dieſe ſchwindelnde Spitze ſetzt Ihr Euren Ruf, Eure Würde, Euer Verhältniß zur Cleriſei und zum Papſt. Kehrt um, guter ſchwacher Mann, ſo lange es noch Zeit iſt, und geſteht als Chriſt Eure Uebereilung ein.

Ohne Zweifel, ſagte der Biſchof mit Hohn; und was treibt Euch dazu, Euch in Dinge zu mengen, die Euch gar nicht berühren, und weit über Eure Begriffe und Fähigkeiten liegen?

Wie? rief Friedrich mit Unwillen; es ſoll mich nicht, nicht jeden berühren und mit Schmerz und Pein durchdringen, wenn ein würdiger Mann, wie unſer Schöffe Taket, uns grauſam geraubt und als Verbrecher dem Pöbel Preis gegeben wird?

Er iſt alſo kein Zauberer und Hexenmeiſter? fragte der Prälat.

Gewiß nicht, erwiederte Friedrich; ſo wenig als ich es bin.

Der Biſchof lachte laut auf, und der Jüngling, von dieſem kalten Hohn noch mehr aufgereizt, verlor ſeine Faſſung ganz und ſagte mit zornglühenden Augen: Laßt ihn frei, den würdigen Schöffen, ſo wie die andern armen Opfer eines irrigen Verſtandes. Kann es Euch denn wirklich darum zu thun ſein, mit Wahnſinnigen einen Prozeß auf Leben und Tod zu führen? Iſt es erhört, daß man auf die Ausſagen von Verrückten andre Unbeſcholtene einkerkert und ihr Leben in Gefahr ſetzen will?

Dieſe Unbeſcholtenen, fing der Prälat wieder an, liegen Euch alſo ſehr am Herzen? Unbeſcholten ſind die beiden Dirnen wohl auch, die vom Laſter ihren Unterhalt gezogen haben? Wollt Ihr nicht für dieſe auch als Ritter auftreten?

Das iſt etwas ganz anderes, antwortete Friedrich; die Dirnen ſind verwerflich, und die Stadt kann ihnen verboten werden.

Sie ſind aber wenigſtens eben ſo gut, ſagte der Biſchof höhnend, als Euer Liebchen, die Frau Catharina Deniſel, die doch auch ein eben ſo ſchändliches Gewerbe getrieben hat.

Plötzlich ward Friedrich leichenblaß vor Zorn, er verlor auf einen Augenblick das Bewußtſein und ſtürzte auf den Prälaten los. Als er wieder zur Beſinnung kam, ſtand der Dechant vor ihm, der zwiſchen beide getreten war. Laßt ihn nur, rief der Biſchof, er muß ja ſeine Tugendheldin, die Hexe, in Schutz nehmen, er, der, wie ich ihm gleich beim Eintritt auch aus ſeinen Augen las, ſelbſt ein Hexenmeiſter iſt!

Höre ich wirklich dieſe unſinnigen Worte? rief Friedrich in der höchſten Bewegung aus; oder iſt alles nur ein aberwitziger Traum? Und Ihr, Herr Dechant, könnt, ohne ein Wort zu ſprechen, dieſe Läſterungen eines Raſenden ſo ruhig anhören?

Schimpft nur, ſagte der Biſchof; dem Verbrecher, der ſeinen Untergang vor Augen ſieht, muß man es erlauben. Ihr wollt es wohl leugnen, daß Ihr noch kürzlich im Garten dieſer Deniſel einen Hexen-Sabbath gefeiert habt, bei welchem der verruchte Labitt den Ceremonien-Meiſter und Marſchall des Satans gemacht hat? Daß die Hexe ſich dort, als Stellvertreterin des Teufels, als Frau Venus mit ihrem ganzen Hofhalt gezeigt hat? Daß Ihr dabei auch ein dienender Satansbruder wart, und der Hexe demüthig huldigtet? Müßt Ihr nicht aller dieſer Dinge geſtändig ſein! O, meine Spione ſind gut, und auch Buſch und Strauch hat manchmal Ohren.

Jetzt erſt kenne ich Euch, ſagte Friedrich mit kalter Verachtung, und es iſt unter der Würde eines jeden Menſchen, der noch eines Gedankens fähig iſt, auf den Aberwitz eines Narren zu antworten.

Friedrich wollte ohne Gruß und ohne irgend ein Zeichen von Hochachtung ſich entfernen, aber der Biſchof rief: Bleibt! Antworten werdet Ihr ganz gewiß, entweder im Guten und freiwillig, und dann kann, wie ſehr Ihr mich auch läſtern mögt, die Kirche noch mit Mitleid Eurer Jugend gedenken, die dem Irrthum und der Verführung, beſonders durch ſchöne Weiber, ausgeſetzt iſt; oder Ihr geſteht gezwungen, durch das Mittel, welches für verſtockte Sünder da iſt, durch die Folter.

Die Thüre öffnete ſich, und Häſcher traten herein, die den betäubten Friedrich in Empfang nahmen, um ihn in den Kerker zu ſchleppen. Auf der Straße begegnete ihm ein Zug, vom Geſchrei des Pöbels und lautem Lachen und Jubel begleitet. Als er näher kam, ſah er, daß es Frau Catharina war, die, ſo wie er, in den Kerker geführt wurde. Wir ſehn uns früher wieder, als wir dachten, ſagte ſie mit mildem Ausdruck, indeſſen Friedrich, von blinder Wuth betäubt, nicht fähig war zu ſprechen. Die Schadenfreude des Pöbels, die über das Unglück und die Schande der ſchönen, reichen Frau gefrohlockt hatte, ward dadurch geſtört, daß Friedrich, der Sohn des geliebten Ritters, den alle ehrten, ebenfalls derſelben Schmach war Preis gegeben worden. Der Vater vernahm mit Entſetzen, was ſeinem Sohne begegnet ſei, und berieth ſich mit ſeinen Freunden, welche Mittel man ergreifen müſſe.

Es war ein betrübender Anblick für alle Freunde des Alten, wie Labitt troſtlos durch die Stadt irrte, als er erfahren, daß Friedrich und Catharina gefangen ſeien. Allenthalben ſuchten ſeine Klagen Hülfe, er war in der Furcht, daß man auch ihn anklagen würde, und ſo geſchah es auch, indem er eben weinend im Hauſe des Schakepeh Mitleid erflehte. Der Greis war ganz ohne Faſſung; er rief, als er über die Straße geführt wurde, den Küſter Wundrich ſich zu Hülfe, der aber mit troſtloſem Kopfſchütteln und bleichem Antlitz ſich von ihm entfernte.

Man hoffte jede Stunde auf die Boten, die vom Herzoge zurückkommen ſollten. Sie erſchienen freudig nach einigen Tagen, und verkündigten, daß der Erfolg ihrer Sendung über Erwarten glücklich ſei, und daß die Noth und der Schimpf, welchr ihre Stadt bedrohten, binnen Kurzem abgewendet würden.

Alle reichen Bürger und Schöffen, ſo wie Ritter Beaufort, eilten nach dem großen Gaſthauſe des reichen Joſſet, denn dieſer war es geweſen, der als Sprecher der Bürgerſchaft ſich dem Herzoge Philipp vorgeſtellt hatte.

Joſſet, ein wohlbeleibter, fröhlicher Mann, der auch Schöffe war, und von allen Menſchen wegen ſeines Wohlwollens und heitern Sinnes geliebt wurde, erzählte, wie freundlich er von dem alten Fürſten ſei aufgenommen worden, wie gern man ihn angehört und alle Umſtände habe vortragen laſſen. Gewiß, ſo ſagte der Herr, iſt dieſe Sache denkwürdig und höchſt ſeltſam; ich will nicht, daß meine geliebten Unterthanen, einen Aberglauben zum Vorwand nehmend, gemißhandelt werden. Der Biſchof darf nicht über ſeinen Bezirk hinausgreifen. Die Sache iſt ſo ſeltſam, daß ſie genau unterſucht werden muß, und wer im Unrecht iſt, ſoll der Strafe nicht entgehen. Der Geiſtliche ſoll durch Ermahnung ſtrafen, durch Tugend ermuntern und mit Liebe den Fehlenden aufrichten, aber nicht Henker und Beil zu Hülfe rufen. Wir haben geſehen, welcher Mißbrauch mit Worten getrieben wurde, als das arme Mädchen von Orleans, jene Pucelle, hingerichtet wurde.

Der liebe, edle Herr! rief Schakepeh aus. Wußte ich es doch, daß er dieſer verächtlichen Tyrannei ſteuern würde.

Am folgenden Morgen, fuhr Joſſet fort, ließ uns der erhabne Mann wieder in ſeinen Palaſt fordern. Er war noch milder und gütiger als am vorigen Tage. Eure Erzählung, ſagte der freundliche Fürſt, hat mich in der ganzen Nacht beſchäftigt; ſie iſt ſo ſonderbar, daß ich viel darüber habe denken müſſen. Menſchen, denen man nichts Wirkliches, keine That beweiſen kann, dieſe werden als Verbrecher ergriffen, weil andre, die vielleicht im Gemüthe krank ſind, ſie bei einer Verſammlung böſer Geiſter wollen geſehn haben, zu welcher dieſe Ankläger ſelbſt durch die Luft auf Gabeln, Beſen, Trögen und Böcken auf unbegreifliche Art hingefahren ſind. Iſt es nicht, als wollte ich meine Räthe und Freunde des Mordes und Hochverrathes anklagen, weil ich oder einer meiner Diener ſie im Traume hat ein Verbrechen begehen ſehen? Und weil ich zeigen will, wie ſehr ich meine gute Stadt Arras und ihre Bürger liebe, habe ich, auch den Rath von Freunden anhörend, beſchloſſen, meinen Vetter, mein nahverwandtes Blut, den Grafen von Etampes, mit unbeſchränkter Vollmacht nach Arras zu ſenden, um in meinem Namen, und ſo weit meine Macht und Gerichtsbarkeit reicht, zu handeln.

Daran erkenne ich den großen Fürſten! rief der alte Beaufort höchſt erfreut aus; das giebt uns Troſt und Kraft. Vor dem Grafen, dieſem mächtigen Herrn, wird der feige Biſchof ſich in ſeine Zelle zurück flüchten müſſen. Der edle Graf muß empört ſein, daß man den Adel und deſſen Vorrechte ſo mit Füßen tritt. Er wird mir ſogleich meinen Sohn zurück geben, und dieſen Geiſtlichen, die unter den verächtlichſten Vorwänden die Tyrannen ſpielen wollen, zeigen, wie man einen ſo alten adligen Stamm, wie den meinigen, nicht verletzen darf.

Ja, rief der zornige Carrieux aus, der kräftige Graf muß uns aber nicht bloß beiſtehn, er muß auch dieſen frechen Prieſter und andre ſeines Gelichters beſtrafen. Er muß ein ſtarkes Beiſpiel geben, damit es keiner wieder wagt, jemals einen ſolchen Unſinn aufzuführen.

Freilich, rief Joſſet, der Gaſtwirth. Wir leben ja jetzt wie in einem Narrenhauſe, und müſſen uns Fratzen erzählen laſſen, die wir ſchon als Kinder abgeſchmackt fanden. Und die blödſinnigen Erzähler ſchneiden dabei ſo ernſthafte Geſichter, als wenn ſie uns die heilige Schrift erklärten.

Alle waren froh und drückten ſich freudig die Hände; als ſich aber Beaufort zu Schakepeh wendete, um auch dieſen zu umarmen, wich der Kaufmann zurück, und ſetzte ſich ſchweigend und verdrießlich in einen Winkel. — Was iſt Euch? fragte Beaufort; wollt Ihr an unſerer Freude nicht Theil nehmen?

O wir Armen, ſagte Schakepeh, und nahm den Kopf zwiſchen beide Hände; ich fürchte jetzt, ja ich bin davon überzeugt, unſre Sache iſt verloren, und ſchlimmer, als wenn ſie ganz allein in den Händen des Biſchofs geblieben wäre.

Er ſpricht wieder einmal Unſinn! rief Carrieux; alles will er beſſer wiſſen, der launenhafte Mann, der mit jedem Tage ſeine tiefſinnige Weisheit wechſelt.

Aber laßt ihn reden, ſagte Beaufort, daß er uns deutlich machen kann, wie er es meine; denn ich begreife ſeine Betrübniß durchaus nicht.

Herr Ritter, ſagte Schakepeh, indem er dem alten Beaufort die Hand reichte, Ihr wißt es, ohne daß ich Euch jetzt zu ſchmeicheln brauche, wie wir Bürger Euch achten und lieben. Ich haſſe den Adel nicht, ſo vielfachen Verluſt ich auch durch Edelleute und ihre Wortbrüchigkeit erlitten habe. Oft hat uns der Adel geſchützt, und mehr wie einmal im Kriege gerettet; — aber dieſe Großen, dieſe höchſten und prinzlichen Edelleute, die unſerm Fürſten am nächſten ſtehn, dieſe Croys, die Etampes, Nivernois, zu dieſen können und ſollen wir kein Vertrauen faſſen. Dieſe Geldgierigen, die die Liebe unſers Fürſten, das Glück des Landes, Krieg, Elend und Theurung, Bündniß mit Fremden und alle Umſtände immer nur benutzt haben, ſich zu bereichern, dieſe ſind weder Adlige noch Bürger des Landes. Sie kennen kein Vaterland, ſie wollen und lieben nur ſich. Immer verſchwendend, ſcheinbar großmüthig, und immer wieder knickernd, wuchernd, wie ein Jude, und lieblos ihre Vorrechte und Stellung zum Lande nur zu Erpreſſungen benutzend, ſind ſie die, welche die Kräfte unſers Herzogthums eigennützig wegſaugen. Denkt an mich, wenn dieſer gemüthloſe vornehme Herr uns erſt völlig unglücklich macht.

Wie kann er es? ſagte Beaufort; wer würde ihm darin beiſtehen?

Ich verlaſſe mich ſonſt auch auf die Vornehmen nicht, ſagte Peter Corrieux; aber bei dieſer Gelegenheit kann er doch nur ſeinen Vortheil finden, ſich dem Biſchof zu widerſetzen.

Ihr ſprecht auch, Freund Schakepeh, fiel Joſſet ein, als wenn die großen Herren gar kein Gewiſſen hätten, keinen Gott glaubten und keine Strafe fürchteten.

Sie haben ihr eignes, abgerichtetes Gewiſſen, ſagte Schakepeh, das auf jeden Fall ganz anders als unſer bürgerliches ausſieht. Es hat ein Weſen wie das Chamäleon, und ſpiegelt alle Farben. Ihr Gewiſſen iſt, ihren Stamm groß und reich zu machen, ihr Blut für eine ganz andre Brühe zu halten, als die in den Adern der übrigen Menſchen gährt, ihre Ehre über alles zu ſchätzen, und ſie aufrecht zu halten, ſich auch vor keiner Niederträchtigkeit zu fürchten; am meiſten hilft es aber dazu, Geld und immer nur wieder Geld zu ſammeln, auf allen Wegen und durch alle Mittel. Da unſer Herr aber, ſo weiſe er iſt, zu Zeiten ein Verſchwender iſt, ſo ſind ſie es auch, machen Schulden, und treiben wieder, wo ſie nur können, ihre Verluſte ein, und denken weder an Gewiſſen, Gott, Strafe noch Religion.

Er iſt ein Menſchenfeind geworden, ſagte Joſſet, und heut hat er wieder die Laune des Widerſpruchs. Beaufort aber war nachdenklich geworden, und die überwallende Freude Carrieux's war auch verſtummt.

Ein junger Menſch, Caspar, ein Verwandter des Gaſtwirthes Joſſet, trat jetzt herein und ſagte: Denkt Euch, meine Herren, die ſeltſame Geſchichte! In ſeinem Gefängniſſe hat ſich der alte Maler Labitt mit einem Federmeſſer die Zunge abgeſchnitten. Es iſt ihm zwar nicht ganz gelungen, aber er iſt doch ſo verwundet, daß er kein Wort ſprechen kann.

Alle waren betrübt, und in ſeinem Mitleid ſagte Carrieux auf ſeine zornige Weiſe: Im Glück und Unglück bleibt der Labitt ein alter Eſel. Mit Recht nennen ſie ihn den blödſinnigen Abt. Einfältiges Menſchenkind. Er bildet ſich nun ein, er kann und braucht in den Verhören nichts zu beantworten, er kann nun nichts geſtehn, weder von ſich noch von andern. So ſehr hat ihm die Angſt alle Beſinnung genommen, daß er vergißt, wie er doch ſchreiben kann, und wie ſie ihn dazu ſchon anhalten werden.

Freund Carrieux, ſagte Schakepeh mit einem ſo weichen Ton, daß es ſchien, er müſſe gewaltſam ſeine Thränen zurückhalten, Ihr ſeid ſelbſt heut am Tage ein wenig einfältig. Der gute Alte, einer meiner liebſten Freunde, einer der edelſten Menſchen, die ich je gekannt habe, in ſeiner Todesangſt hat er nicht ſo ganz den Verſtand verloren, wie Ihr es glaubt. Er hat ſich die Sprache geraubt, um den Elenden nicht auf der Folter antworten zu dürfen; mit dieſer müſſen ſie ihn doch mindeſtens verſchonen, wenn er ihnen ſchriftlich Antwort geben ſoll. O der kläglichen Zeit, wenn unbeſcholtene, tugendhafte Bürger auf dergleichen Liſt und Auskunft verfallen müſſen, um nur ihre Glieder zu retten, daß ſie ihnen nicht unter unduldbaren Qualen zerriſſen werden.

Beaufort, der plötzlich an ſeinen Sohn denken mußte, hielt die ſtürzenden Thränen nicht zurück. Er umarmte den alten Schakepeh heftig und eilte nach Hauſe, um ſich ungeſtört ſeinem Schmerz zu überlaſſen.

Schakepeh nahm von den Bürgern Abſchied, indem er ſagte: vielleicht habt Ihr Recht, und alles fügt ſich zum Guten. Daß wir aber dergleichen hoffen, daß wir es ein Glück nennen müſſen, von ſolchem Unſinn erlöſt zu werden, iſt ſchon Elend genug. Mein armer, liebevoller Labitt! Dieſer Freund, ſo ganz Kindertraum, Wohlwollen, Spiel und Tiefſinn. O, er lernt im Greiſenalter das Leben noch von einer ſchlimmen Seite kennen. Und wer ſchützt uns, die wir uns alle ſeine Freunde nannten? — Hofft Ihr auf den Grafen Etampes und ſein verſtändiges Wirken; es gehe Euch wohl. Ich denke deſſen wohl entübrigt zu ſein, wenn ich gleich bei meinem Entſchluſſe viel einbüßen ſollte.

Was habt Ihr vor? fragte Joſſet.

Nichts Beſonderes, erwiederte Schakepeh, ihr werdet es ſchon erfahren. Mit dieſen Worten verließ er die Freunde.

Als er in ſein großes, ſchönes Haus trat, ſah er die Säulen, Thürme, den Altan, die breite Treppe und die großen Zimmer, allen koſtbaren Hausrath und ſeine Kleinodien eins nach dem andern genau an, ſchüttelte bedenklich den Kopf und warf ſich dann gewaltſam in eine heitere Laune, die ihm ſonſt ſo natürlich war. Bei Tiſche erzählte er fröhliche Dinge, um ſeine Tochter, die ſchöne Sophie zu zerſtreuen, die um Friedrich, Labitt und Frau Catharina viel am Morgen geweint hatte. — Nach Tiſche nahm er ihre Hand und ſagte: Ja, Kindchen, das war mein Lieblings-Projekt, wie ich es auch niemals verſchwiegen habe, Dich mit dieſem Friedrich Beaufort zu verehelichen. Sein Vater ſchien auch damit einverſtanden, und es fehlte nur noch an dem jungen Menſchen, der keiner Neigung zu einem hübſchen Mädchen fähig ſchien. Sieh, mein kleiner Engel, Dich hat er freilich bezaubert, das haſt Du Dir auch merken laſſen, und ich habe es längſt bemerkt. Dafür haben ſie in nun auch zur Strafe als Hexenmeiſter feſtgeſetzt. Dort, im Gefängniſſe, wird er in ſich gehn, ſeine ſchwarze Kunſt ablegen, und Du kannſt unterdeß ein wenig zaubern lernen. Laſſen ſie ihn dann wieder aus ſeinem Loche an das Tageslicht, ſo übſt Du Deine kleinen Künſte an ihm aus, und es wird zu meiner Freude doch wohl noch ein Paar aus Euch. Weil aber hier bei uns in Arras das Zaubern, wie Du ſiehſt, ſo ſtrenge verboten iſt: wie wär's, wenn Du Dich zu Deiner Muhme nach Paris aufmachteſt, die Du ſchon ſo lange haſt beſuchen wollen? Grüße ſie von mir, und laß Dich dort im Hexen unterrichten, Du kleiner, zarter Engel.

Er küßte ſie gerührt, und das erſtaunte Mädchen ſagte: Wie Ihr es befehlt, mein Vater, obgleich ich auf dieſe Reiſe gar nicht vorbereitet bin. Wenn reiſe ich?

Jetzt gleich, ſagte Schakepeh; ich habe den Wagen ſchon einrichten laſſen, die Pferde ſind auch ſchon vorgeſpannt, ſichre Leute und Diener werden Dich begleiten.

Mein Vater, ſagte Sophie beſtürzt, gleich jetzt? Wie iſt das möglich?

Ich folge Dir bald nach, ſagte der Vater; in wenigen Tagen ſiehſt Du mich auch dort in Paris, ſo bald ich nur meine nothwendigſten Geſchäfte geordnet habe.

Alſo keine Trennung? ſagte Sophie. — Nein, mein Kind, erwiederte der Vater, indem er ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; lange möchte ich Dich nicht aus meinen Armen laſſen.

Sie ſtiegen die Treppe hinab, und das Kind verwunderte ſich, den Reiſewagen, unter deſſen aufgeſpannter Leinwand ſie ſitzen ſollte, mit ſo vielen Sachen bepackt zu ſehen. Sie erfuhr, daß alle ihre Kleider und Wäſche, vorzüglich aber alle ihre Kleinodien, goldnes Geſchirr und eine große Summe in Gold und Silber, ſich in den Kaſten befand, die dem Wagen aufgeladen waren. Alles dies, ſagte der Vater, giebſt Du in Paris in die treuen Hände Deines Oheims, meines lieben, verſtändigen Bruders, der Dir ſo Deine Mitgift bewahren wird. Ich hoffe noch in wenigen Tagen eine große Summe mit mir zu bringen. Nun, Herzchen, ſieh Dir noch einmal Haus, Zimmer, die Schränke und Spiegel an, falls dies das letztemal wäre, daß ſie Dir als Dein Eigenthum vor Augen ſtänden.

Lieber Vater, ſagte ſie zitternd, Ihr ſprecht ſo räthſelhaft. Wollt Ihr Alles verkaufen? Wollt Ihr von hier wegziehen? Wollt Ihr in Paris Euren Handel fortſetzen?

Kann ſein, kann nicht ſein, antwortete der Vater; es iſt ja auch möglich, daß man mir das Haus und Alles drinn und draußen abkaufen will, ohne es mir zu bezahlen. Kann nicht ein Erdbeben Alles verſchlingen? Ein Brand? Man muß ſich für alle Fälle vorſehen.

Weinend fiel die geängſtigte Sophie dem Vater um den Hals. Er tröſtete und beruhigte ſie, rief die bewaffneten Diener herbei und ſagte ihnen nochmals, wie die Reiſe gehen und wo ſie Halt machen, die Nacht ausruhen und nirgend länger verweilen ſollten, als es, um die Pferde ruhen zu laſſen, nothwendig ſei. Für jede Stadt gab er ihnen Briefe mit, an Handelsfreunde, und ſo fanden ſie auch bei dieſen an jedem Tage friſche Pferde. So wie ſie auf das Gebiet Frankreichs kämen, durften ſie verweilen, und die dem Hauſe verbündeten Kaufleute ſicherten ihnen, wie Schakepeh wußte, einen ruhigen und ſichern Aufenthalt. Mit Freuden ſah der Alte ſeine Tochter wegfahren, denn mit ihrer Entfernung war ihm die größte Angſt vom Herzen gewälzt. Ruhiger wollte er in ſein Haus zurückgehen, als ihn ein ſonderbarer Anblick noch auf der Straße feſthielt.

Es ritten bewaffnete Wächter daher, die den jungen Köſtein in ihrer Mitte führten. Er ſaß auf einem ſchlechten Pferde, das ohne allen Schmuck war, er ſelbſt trug nur geringe Kleidung, ſein Antlitz war traurig und ſeine Haltung ohne Stolz. Schakepeh ſah wohl aus dieſem Anzeichen, daß er als Gefangener zurückkam, und die Gunſt ſeines großen Herzogs ihn vor dieſer Demüthigung nicht hatte ſchützen können.

Der Bürger näherte ſich dem Gefangener, der ſein Pferd anhielt, und ſagte: Freund, Ihr kommt ſchneller wieder, als wir denken konnten. Was iſt Euch begegnet?

Meine Feinde, ſagte Köſtein, haben für einen Augenblick den Sieg davongetragen. Aber in wenigen Tagen wird meine

Ehre von neuem glänzen; mein großer Beſchützer und Freund, der Graf Etampes, iſt unterwegs und wird mir die vollkommenſte Rechtfertigung verſchaffen.

Ich wünſche Euch das beſte Glück, ſagte Schakepeh, indem er ihm die Hand reichte. Köſtein ritt weiter, nach dem Hauſe, das ihm vorläufig war angewieſen worden, um dort bewacht zu werden. Schakepeh wendete ſich an den letzten Wächter mit der Frage, warum der Ritter ſo behandelt werde. Ich verſtehe die Sache nicht weiter, antwortete dieſer, aber ernſthaft iſt ſie; denn auf Veranlaſſung des kranken Denis iſt der Prinz, der Graf Charolais, ſelbſt als Kläger gegen den Ritter aufgetreten, und beſchuldigt ihn des Hochverraths. Der Erbprinz, wird auch, ſagt man, hierher kommen, vielleicht ſogar der Herzog.

O weh! ſagte Schakepeh, du armer Köſtein! Deine Laufbahn ſcheint mir ſchon geendigt. Gegen ſo hohe Klagen wirſt du dich ſchwerlich rechtfertigen können. Der Prinz ſelbſt dein Gegner? dem dich der Herzog ſchon Preis gegeben hat? Wer wird ſich nun noch deiner annehmen wollen?

Er ging zum Canonicus Melchior, um ihm dieſe Nachricht mitzutheilen. Der Canonicus hatte die Sache ſchon erfahren und war in Angſt. Hätten wir doch, rief er aus, dieſen unglückſeligen Denis bei der alten Gertrud gelaſſen, wo er vielleicht ſtillſchweigend geſtorben wäre, oder wenigſtens nicht dieſe ungeheure Anklage gegen meinen Vetter erhoben hätte. Denn er thut es, um ſich zu retten und ſeinen Mord zu rechtfertigen. So bricht denn Elend von allen Seiten herein. Und ich muß fürchten, daß meine Verwandſchaft mit Köſtein mich auch in die unglückſelige Sache verwickelt.

Labitt hatte indeſſen in ſeinem Gefängniſſe, in troſtloſer Verzweiflung und alles Rathes entblößt, folgendes ſeltſame Bekenntniß aufgeſchrieben, welches die Verwirrung ſeiner Sinne für den Verſtändigen am deutlichſten beurkundete.

So ſoll ich denn, Ihr geiſtlichen Väter, ſchriftlich meine Bosheiten geſtehen, weil ich nicht ſprechen kann, und mir durch eigne Schuld das Maul geſtopft iſt. Die Zunge, durchſchnitten und eines Theils beraubt, iſt doch ſo groß und aufgeſchwollen, daß ſie mich faſt am Athmen, noch mehr aber am Trinken und Eſſen hindert. Gewiß zur Strafe für alles Thörichte, was ſie getrieben und geredet hat. Soll das Gehirn, weil es unkluge Dinge beherbergte, eben ſo anwachſen, ſo muß mein Kopf, ſo hart er auch ſein mag, zerberſten.

So habt Ihr denn alſo, liebwerthe Herren, meinen weißen Pudel ſchon, zuſammt der Ziege der Frau Gertrud, als böſe Zaubergeiſter verbrennen laſſen. Es war dem Tyras nicht an der Wiege geſungen, daß er ſo wie Herkules zum Olymp ſteigen ſollte, und Feuer nöthig ſei, die Kapſel zerſpringen zu machen, die ſeinen Geiſt zum Blühen brächte. Ob er ſich gewundert hat? Er war nur daran gewöhnt, aus dem Waſſer zu apportiren, im Feuer iſt er gewiß ſtecken geblieben. Da hat er ſich ſelbſt nur herausholen können und zum Schöpfer ſagen: da bin ich wieder! Ich hielt den weißen klugen Schelm nur für einen ganz gewöhnlichen Hund, nebenher Pudel. Aber freilich: was iſt ein Hund? Weiß mir das einer der hochwürdigen Herren zu ſagen? Aus ſeinem Blaffen und Bellen habe ich es nie heraushören können. Er wußte es wohl ſelbſt nicht, und verfiel darum jedesmal in dieſes Stottern oder Stammeln, wenn er von ſich Kunde geben ſollte. Ein Geiſt war er wohl. Ihr ſagt, ein gefallener. Kann auch ſein. Vielleicht ſind die Geiſter für uns hier auf Erden nur dann da, wenn ſie gefallene ſind, das heißt, geſchaffene. In ſo fern ſie aus dem ewigen Urquell des höchſten Gottes frei gemacht, und dem Daſein anvertraut worden, iſt das ſchon ein Abfall vom Ewigen, Unausſprechlichen zu nennen. Kann Tyras ein abgefallener Geiſt ſein, ſo mußte er wohl durch ſeine pudelnärriſche Hundenatur, wie in einer der unterſten Klipp- und Pfennig-Schulen, hindurch, um in eine höhere Claſſe zu kommen. So mag auch das Feuer-Examen für den Candidaten in ſeiner nicht ganz rein weißen Zottel-Toga ein recht menſchliches Beförderungsmittel geweſen ſein, ihn auf eine beſſere Bank hinaufzupractiziren, auf welcher er aber vielleicht wieder als Ultimus ſitzt, und als Pennal von allen andern Mitſchülern gehänſelt und torquirt wird. Ihr meint es aber eigentlich nicht ſo, ſondern behauptet, da Ihr den Teufel und Satan nicht bloß vom Hörenſagen kennt, das luſtige Vieh ſei aus der ſogenannten Hölle deſertirt, und habe ſich bei mir für einen Hund ausgegeben. Nun könnte ich zwar einwenden, daß mir des Tyras Vater und Mutter ſchon als augenſcheinliche, unzweifelbare Hunde bekannt geweſen, aber die Ausſage, daß er ächte Hunde-Ahnen habe aufweiſen können, würde bei Euch wenig fruchten, da Ihr von der Mesalliance innigſt überzeugt ſeid, durch die ein hoher Höllenfürſt ſich erniedrigt hat, um als mein Tyras auf vier Beinen ſich umzutreiben. Dieſer ſchwarze Prinz hat mich dann auch beherrſcht, oder ich erſt ſcheinbar ihn: wir haben uns einander einverleibt und dies hölliſche Paktum hat mich zum Zauberer und Ketzer gemacht.

Es iſt wahr, vernünftige Seelenhirten: wenn eine Gans in ihrer Ruhe einhertritt, ſo läßt ſie ſich ſchwerlich beikommen, daß auf ihr ſchon jene ſchickſalsſchwangere Feder wachſe, mit welcher ein Gottesleugner die Bücher ſchreiben wird, welche an der Kirche den Eckſtein und Stützpfeiler einwerfen können. Eben ſo leſen wir ja auch ſchon im goldnen Eſel, daß es Zauberſalben gegeben, die Menſchen verwandeln. Hat eine Feder die Kraft, tingirt vom ſchlimmen Geiſt des Schreibenden: was widerſpricht dem, daß ich Salbe, aus Kräutern, Schwämmen, Mooſen und Hexenſegen präparirt, an einen guten, fähigen Beſenſtiel ſchmiere, der nur einiges Ingenium verräth, um mit ihm durch die Lüfte zu fahren? Konnte die Gans die Apoſtel widerlegen, mein Tyras ein Hexengeiſt ſein, ſo ſehe ich keine Urſach, wenn man nur halbweg Ovidii Metamorphoſen geleſen hat, warum ein ſo unterrichteter, angeſtrichener und aufgezäumter Beſenſtiel nicht ein Pferd ſollte ſein können. Alles kommt nur auf die Uebung an. Ein ſolcher eingerittener Beſen, und vollends, wenn es viel wären, oder man die beſten zuſammenhielte, und ſie Kinder zeugen ließe, könnte unſerem Herzoge von größerem Nutzen ſein, als viele ſeiner Grafen und Herren, Ritter und Stallmeiſter, die umgekehrt, mamchmal, wenn ſie reiten und ſtreiten ſollen, ſich in Beſenſtiele verwandeln und zu Hauſe hocken, ſo daß keine Hexenſalbe, von Ehre, Nachruhm, Dienſtpflicht und Schande zuſammengerührt, ſie aus ihrem Winkel treiben kann.

Freilich bin ich einer der oberſten Hexenmeiſter, der große Marſchall und Turniervogt, der die Ceremonien bewacht, daß auf unſerm Sabbath nichts unziemliches vorfalle. Ich führe die jungen, ſchüchternen Hexen ein, mache ihnen Muth, lehre ihnen die Verbeugungen etcetera. Ihr habt wohl ſelbſt vor Jahren über mein Gemälde dieſes Hexen-Sabbathes gelacht. Ja, damals, Erleuchtete, wart Ihr noch nicht erleuchtet und freutet Euch über den Spaß, den ich von allen Malern zuerſt erfunden hatte. Nun ſeht Ihr aber beim Licht der Scheiterhaufen heller und wißt Alles anzudeuten, und daß unſereins, Tyras und Ich und Ziege, den Teufeln ſo müſſen geopfert werden, wie die Heiden den Göttern ihre Opfer brachten. Vielleicht legt Ihr es auch auf Hetakomben an, wenn gerade der Geburtstag des Beelzebub ſein ſollte.

Als Erfinder dieſes After-Sabbaths ſitze ich nun hier zum Dank, faſt eben ſo, wie Miltiades, Themiſtokles und Ariſtides verbannt wurden. Aber warum habe ich denn auch die Schönheit und den Reiz immerdar verehrt, und in der Perſon der Catharina Deniſel angebetet? So alt ich war, war ich närriſch von ihr verzaubert. Sie ſagten mir nach, und es träumte mir oft, ich ſei in ſie verliebt. Kann das, frage ich Euch ſelbſt, mit natürlichen Dingen zugehn? Warum iſt denn keine ſchöne Jungfrau oder züchtige Matrone in unſern kleinen garſtigen Biſchof verliebt? Weil er ſich von Gott, als ein wahrer frommer Chriſt, die Gnade erbeten hat, ſo häßlich zu ſein, daß viele, beſonders hübſche Menſchen einen Abſcheu vor ihm empfinden. Er wird niemand reizen, und ſo ziemt es dem Frommen. Freilich dienen ſo Dichter und Maler dem Morgenſtern, dem Lucifer, dem Fürſten der Schönheit. Iſt Schönheit da, wenn ſie nicht begeiſtert und entzückt? Armes Volk, das nicht, wie vom Blitz, davon getroffen wird.

So verdrehen ſie mir aber das Wort im Munde, was mir, wegen der zu großen Zunge, einigermaßen läſtig wird. Dieſer Lucifer ſoll der ältere Bruder des Heiland ſein, der Majoratsherr, dem die Herrſchaft gebührt, der verſtoßen iſt. Aber er hat ja alles, was er ſich wünſcht. Kein Kampf des Eteokles und Polynikes. Das heißt ja meinen Glauben ganz entſtellen. Keiner wird mit dem andern tauſchen wollen. Der Geiſt, der uns und Alles beſeelt, kann ſich nur offenbaren, wenn er im Blut, Sehnen, Adern und Fibern und Nerven regiert. Iſt nun alles Sichtbare, Körperliche an mir Hölle und Teufel, Tod und Verderben, ſo muß der Geiſt, der ſich in dieſe Röhren des Todes präcipitirt, wohl auch ganz Hölle werden, weil er immerdar in dieſen Gelenken ſpielt, und in dieſem Giftqualm plätſchert und ſich drinne gefällt, wie das Vögelchen, das im Springquell badet und ſpringt.

Ja, meine Herren, die Magie iſt nicht zu leugnen. Indem ich die ſchwarzen Worte ſchreibe, lache ich über die krauſen und eckigen Zeichen, und weiß, daß Ihr die frommen Augen darüberlaufen laſſet und die Schnörkel zu verſtehen glaubet, glaubt Gedanke, Ueberzeugung, Geiſtiges aus dieſen Tintenflecken Euch formiren zu können. O, wenn es ſo iſt, welche Zauberer ſeid Ihr! Lehrt doch Andern die Kunſt. Und wenn Ihr ſie nicht verſteht? Der Fall iſt möglich. Muß ich doch, trotz meiner Schmerzen, über die Geſichter lachen, die Ihr ſchneidet, indem Ihr die Köpfe ſchüttelt.

Nun ſagen ſie, der Satan laſſe ſich, wenn ihm gehuldigt werde, nicht auf dem Geſicht, ſondern auf dem entgegengeſetzten Theile huldigen, dem wir, menſchlich gewöhnt, nicht gern eine ſolche Auszeichnung zukommen laſſen. Ich ſage aber, ländlich, ſittlich. Ueber dieſen heterodoxen Kuß denke jeder, wie er will. Er ſitzt drum gern als Affe, oben auf ſeinem Thron. Nun wißt Ihr, gelehrte Männer, am Affen iſt, nach unſern Weltbegriffen, das Angeſicht auch nicht ſehr holdſelig. Wir haben einmal die Angewöhnung, dieſes Verſtutzte, Wackelnde, Aeugelnde und Verzwickte dieſer Phyſiognomie häßlich zu finden. Purpur-Roth und Azur-Blau gelten aber bei allen Menſchen für ſchöne, herrliche Farben, und ich als Maler bin vorzüglich dieſer Geſinnung. So denken auch Fürſten und Herren, von Salomon an, und kleiden ſich prachtvoll. Eine Sorte von Affen iſt nun von der Mutter Natur ſo angemalt, daß Striche, wie vom ſchönſten Ultra-Marin, Zinnober und Carmin, ihm über die Naſe und Wangen laufen, wie ein fein illuminirtes Wappen. Dem Heraldiker muß ein ſolcher Affe erwünſcht, wenn nicht verehrungswürdig ſein. Wie aber noch mehr jener, der dieſelben Streifen, vornehmer als der römiſche Senator, als Lehnbrief und ſchöngefärbtes Wappen beſitzt, von der verhätſchelnden Natur ihm auf den Theil gemalt, auf welchem er ſitzt! Ihr habt gewiß, Ehrwürdige, auch von dieſen Affen mit Erſtaunen geſehn. Küſſen Abergläubige dieſe Farben, an jener Stelle, die in allen Schilden von Spanien, Frankreich, England, Burgund und Deutſchland leuchten, und am Arme oder auf dem Rücken ſo manches Wappen-Heroldes Ehrfurcht gebieten, ſo kann man jene, die die Vaſallenpflicht noch weiter treiben, nur vielleicht bemitleiden, gewiß aber nicht verdammen. Doch Alles ſei Eurem Ermeſſen, noch mehr aber meinem großen Meiſter anheimgeſtellt.

Das iſt der Geiſt dieſer Welt, der mich zum höchſten Schöpfer und deſſen Sohn auf eine mir verſtändliche und eigne Art führt. Soll und muß es durch Feuer geſchehen, ſo zittre ich davor, als Menſch, weil es ſchmerzhaft ſein mag; aber jener wird mich vielleicht, wenn ich ſo hinaufgeſendet werde, mit ſanftem Wort kühlen und tröſten. Springt mir Tyras auch entgegen, lerne ich ebenfalls von dieſem etwas, wie es ſchon hier geſchah.

Uebrigens bitte ich um Gnade, und verſichere, ich bin ein rechtgläubiger Chriſt. Aber wie es beweiſen? Daß ich verdamme alles, was ich je gedacht? Ja, auch. Daß ich alles bekenne, was man verlangt? Kann auch geſchehen.

Nach einigen Tagen ritt der Graf Etampes mit ſeinem Zuge feierlich in Arras ein. Die Stadt und das Rathhaus waren geſchmückt, und die Schöffen, ein Theil der Bürgerſchaft, ſo wie viele vom Adel, empfingen ihn und gingen ihm entgegen. Der Graf, ein anſehnlicher Mann in ſeinen beſten Jahren, hochgewachſen und ſchön, gewann durch ſeine Freundlichkeit und ſeinen edlen Anſtand ſogleich das Vertrauen Aller, die mit ihm ſprachen. Er war mittheilend und ohne alle Zurückhaltung; er hörte die Beſchwerden, die ihm vorgetragen wurden, mit Theilnahme, und ſagte endlich, als ihm die Schöffen die willkührliche Handlung des Biſchofs erzählten, und wie er den unbeſcholtenen, wackern Taket auf offener Straße ſelbſt verhaftet habe: Faßt Euch in Geduld, meine wackern Herren; gewiß ſoll ſich die Geiſtlichkeit nichts anmaßen dürfen, was ihr, ihren Rechten nach, nicht zuſteht. Ich werde Eure Gerechtſame bewahren, da Ihr Euch keine Eingriffe in die der Kirche geſtattet. Ich handle hier im Namen und in der Perſon des großen Herzoges, meines Vetters, der Euch alle wie ſeine Kinder liebt. Eine Kleinigkeit kann leicht eine Stadt verwirren und in Unglück bringen. Es iſt zu loben, daß Ihr ſo ruhig geblieben ſeid und alles der Weisheit des Fürſten anheim geſtellt habt. Ich gebe Euch mein fürſtlich Wort, daß Ihr mit mir zufrieden ſein werdet. Gottloſigkeit, Ketzerei, offenbaren Abfall vom Chriſtenthum, oder Empörung gegen die Kirche werdet Ihr nicht vertreten wollen, und ſo könnt Ihr darauf vertrauen, daß jeder Eurer billigen Wünſche bei mir ein geneigtes Gehör finden wird.

Alle beurlaubten ſich, der Graf ſtieg vor ſeiner Wohnung ab, und bat den Ritter Beaufort, mit ihm in ſein Gemach hinauf zu ſteigen.

Ihr ſeid am ſchlimmſten verletzt, ſagte der Graf, als ſie ſich im Saale befanden und allein waren; man hat Euch Euren hoffnungsvollen Sohn unter einem nichtigen Vorwande geraubt. Allein Euch ſoll vollkommene Genugthuung werden.

Ein betrübter Vater, erwiederte der Ritter, wird ſich Euch ewig dankbar erkennen. Wir ſtehen hier alle in der Stadt erſtarrt und ohne Faſſung, als wenn vor jedem ein Blitz niedergeſchlagen wäre. Wir wiſſen nicht, ob der Biſchof wahnwitzig iſt, oder ob er aus Bosheit ſo handelt; ob irgend eine andre Abſicht hinter dieſem Beginnen lauert, welches kindiſch wäre, wenn es nicht ſo Viele an Ehre und ihren guten Namen kränkte, und wohl in jeder gut geordneten Stadt bis jetzt unerhört geweſen iſt.

Ihr wolltet mich vor einiger Zeit in Gent beſuchen, fuhr der Graf freundlich fort, indem er den Ritter nöthigte, ſich neben ihm in einen Seſſel zu ſetzen.

Euer Gnaden Briefe ſelbſt, die ich am folgenden Tage erhielt, bewogen mich, meine Reiſe, zu welcher ich mich ſchon eingerichtet hatte, wieder einzuſtellen, antwortete Beaufort.

Ich weiß, antwortete der Graf, denn ein plötzlicher Auftrag des Herzoges zwang mich, Gent ſchnell zu verlaſſen. So kann ich denn mündlich meine Verabredungen mit Euch treffen, der Ihr meine Aufträge immer freundlich und mit großer Pünktlichkeit beſorgt habt.

Nur diesmal, antwortete Beaufort, werde ich Euch nicht mit der geforderten Summe, die allzugroß iſt, dienen können. Sie überſteigt meinen Credit; ich habe neuerdings Capitale verloren, meine Güter haben nur wenig Ertrag geliefert, und alles, was ich draußen habe bauen müſſen, hat ſchon die Einkünfte von manchem Jahr im Voraus verzehrt. Selbſt wenn ich das Aeußerſte und meinen eignen Ruin wagen wollte, ſo würden mir doch die bürgerlichen Kaufleute oder die großen Fabrikherren für Euch nichts vorſchießen können oder wollen.

Ich weiß, ſagte der Graf verſtimmt, dieſe Menſchen haben immer tauſend Ausflüchte. Sie berufen ſich auf die Kriegsſteuer, auf die außerordentlichen Gaben, die der Herzog zu verſchiedenen Malen gefordert hat, auf die zunehmende Theurung und tauſend andere Dinge; und doch ſind alle reich, beſitzen große Häuſer, und prunken wie Ritter und Graf.

Sie ſind freilich wohl reich, erwiederte der Ritter, aber wie viele baare Auslagen muß ein ſolcher Teppichwirker machen, wie große Summen muß er täglich ſeinen Arbeitern und Untergebenen auszahlen. Hier darf er niemals im Rückſtande ſein, und eine einzige verſäumte Woche würde ihn verderben. So iſt es mit dem Holzhändler und Tuchwirker ebenfalls. Wagten ſie es, ein ſolches großes Capital auf einmal ihrem Geſchäfte zu entziehen, ſo würden ſie plötzlich allen Credit verlieren, wenn die andern Bürger es erführen. Darum iſt ihr Reichthum nur ſcheinbar ſo groß, da immerdar große Summen ausſtrömen, und ſie auch für den Fall ſorgen müſſen, wenn auswärtige Zahlungen nicht eintreffen, oder Kaufleute, von denen ſie zu fordern haben, bankrott machen. Dazu kommt noch, mein gnädiger Herr, daß alle dieſe Menſchen Euch, was ihnen nicht zu verargen iſt, weniger als andern vertrauen, eben weil Ihr ſo reich, mächtig und groß, und gewiſſermaßen der Erſte nach unſerm Fürſten ſeid. Sie haben keine Mittel in Händen, das Ihrige wieder zu erhalten, wenn es Euch durch die Umſtände unmöglich fällt, ihnen nach Bequemlichkeit zurück zu zahlen.

Der Graf lachte und ſagte: Ich verſtehe Euch, Beaufort, und ihr denkt natürlich eben ſo, und ich darf es Euch ebenfalls nicht verargen. So ſeid Ihr nun, Ihr zu treuherziger Ritter, dem ich wahrlich Dank ſchuldig bin; Ihr denkt ſo arg von uns, und noch mehr Eure Bürgersleute und Zunftmeiſter. Freilich kann das Darlehn oft nicht zurückgegeben werden. Iſt es darum verloren? Kann ich Euch nicht Gunſt gewähren, Privilegien? Euch dahin weiſen und ſtellen, wo Ihr vierfach das von andern gewinnt, was Ihr vielleicht an mir verlieren müßt? Ich ſpreche ſo aufrichtig, weil ich Euch kenne und achte.

Hoher Graf, ſprach Beaufort etwas verlegen, Ihr habt es ſelbſt ſchon geſagt, daß für uns dergleichen nicht paßt. In welche weite und ungewiſſe Diſtrikte würde uns ein ſolches Treibjagen führen! Wie viel Freundſchaften müßten wir erwerben, um nur ſicher zu werden, wie viele heimliche Feindſchaften würden uns zu untergraben ſuchen.

Ich wäre nicht in dieſer Verlegenheit, ſagte der Graf, wenn die Vermählung meiner Schweſter mich nicht ganz ausgeplündert hätte. Baare Summen, die ich zahlen, prächtige Feſte, die ich geben mußte, und durch welche Tauſend ſich reich gemacht haben. Was helfen mir für den Augenblick meine großen, unermeßlichen Güter und Schlöſſer? Diejenigen, die für vorgeſchoſſene Summen ſich auf zwei Jahr meiner Einkünfte bemächtigt haben, darf ich, meiner eignen Ehre wegen, nicht verdrängen, ſie genießen ebenfalls des höchſten Schutzes. So verwickelt eins das andre, und Ihr, die Ihr uns vielleicht aus der Ferne beneidet, wißt nicht, wie viel Drangſal und Verdruß aller Art uns zur Laſt fällt. Auch kann ich die Gnade des Herzogs nicht immer in Anſpruch nehmen, zu welchem ſchon alle Augen gierig hingerichtet ſind.

Freilich hat jeder Stand ſeine Beſchwerde, ſagte Beaufort; aber einem erlauchten Fürſten muß es immer leichter fallen, als einem gewöhnlichen Privatmanne, dieſe Hinderniſſe zu beſiegen. Ich ſehe alſo wohl, Gnädigſter, ich muß auch in dieſem Jahr die ſchrecklichen Wucherzinſen für Euch zahlen, die mir ſchwer fallen werden, da Ihr, nach Euren Aeußerungen, meine Bürgſchaft jetzt noch nicht auslöſen könnt.

Guter Beaufort, ſagte der Graf, es iſt das Wenigſte, was Ihr für mich thun könnt, da Ihr mir jene größere Summe nicht ſchafft, auf die ich gerechnet hatte. Gehabt Euch wohl, Freund, und ſpeiſet morgen mit mir; ich werde auch einige andere von Eurem Adel einladen laſſen.

Beaufort entfernte ſich, froh, daß er nicht einen härtern Stand, den er gefürchtet, gehabt hatte. Er begab ſich noch zu der Geſellſchaft der Bürger, die ſich beim reichen Joſſet, im großen Hauſe, verſammelt hatte, nachdem ſie der Graf Etampes beurlaubt hatte. Man ſtritt eben mit dem heftigen Carrieux, der mit der Rede und Verheißung des Grafen ſehr unzufrieden war, weil er ſie zu unbedeutend fand. So machen es dieſe Herren, rief er jetzt, ſie wollen es mit Niemand verderben, und wer dieſer Weiſe folgt, muß immer den Beſſeren ſchädlich werden. Er wird ſich nun ſo hin und her winden, daß er gar nichts thut, und bei dieſer ſcheinbaren Klugheit und Unpartheilichkeit müſſen die liſtigen Pfaffen gewinnen. Und Schakepeh! — hat er ſich wohl im Zuge ſehen laſſen? — Iſt er wohl hergekommen, wie wir ihn doch luden? — Wenn die Bürger ſelbſt ſo gleichgültig gegen die Verletzung ihrer Rechte ſind, ſo arbeiten ſie ja ihren Feinden in die Hände, und wir dürfen uns nicht verwundern, wenn der Adel uns ganz fallen läßt.

Schakepeh, ſagte der Gaſtwirth Joſſet, muß etwas Großes im Schilde führen. Er hat ſo viel Geld in der Eile einkaſſirt, als er nur immer konnte; er hat einigen Schuldnern ein Drittheil ganz erlaſſen, um nur das Uebrige zu bekommen. Mir hat er ſogar ſein großes ſchönes Haus angeboten, und zwar, wenn ich ihn baar bezahlen wolle, um einen ganz ſchwachen Preis; ich gewänne die Hälfte, wenn ich es brauchen könnte, oder die Summe baar hätte. In allen dieſen Dingen verfährt der Mann, der ſonſt die Ordnung ſelbſt iſt, ſo haſtig, daß ich fürchten muß, er macht bankrott und will nur eilig, mit großen Verluſten, Geld zuſammentreiben, um noch etwas zu retten.

Das kann unmöglich ſein, ſagte Beaufort ruhig, denn er hat mir nur heut, lange vor dem Termine, eine bedeutende Summe gezahlt, die ihm, wenn er in Gefahr ſtände, zu wichtig ſein muß. Ich vermuthe, er will Arras ganz verlaſſen, um anderswo, vielleicht in einem fremden Lande, ſich mit ſeinen Reichthümern niederzulaſſen.

Carrieux ſchrie laut auf. Das wäre entſetzlich! ſagte er dann; wäre es wirklich ſchon ſo weit gekommen, daß der Bürger hier im Lande keine Sicherheit mehr fände?

Melchior hatte ſich indeſſen auf die Bitte des jungen Köſtein zum Grafen begeben, den er mit dem Ritter Conrad beim Schachſpiel fand. Er ſagte dem Grafen in aller Demuth, daß der bedrängte Köſtein, von Allen verlaſſen, ſeinen Schutz und ſein Wohlwollen anriefe, das er ihm ſo oft bewieſen habe; er erinnerte an jenes gnädige, faſt freundſchaftliche Vertrauen, mit dem er dem Verfolgten ſo oft entgegengekommen, ja er ließ von den Dienſten, die Köſtein dem hohen Grafen beim Herzoge geleiſtet, auf kluge und beſcheidene Weiſe Einiges einfließen, um ſeinen Bitten mehr Gewicht zu geben. Der Graf ſagte aber kalt: Lieber geiſtlicher Herr, in dieſer Sache kann ich durchaus gar nichts thun, da ich zu ganz andern Unterſuchungen, wie Ihr es ſelbſt wohl wißt, hieher geſendet bin. Kann ſich der junge Köſtein gegen die ſchwere Anklage rechtfertigen, ſo wird er meine Freundſchaft wie ſonſt genießen; kann er es nicht, ſo wäre es wohl ungeziemend, dem Herzoge und Thronerben hier mit Herrſchſucht oder unziemender Protektion entgegen treten zu wollen.

Der Gefangene, ſagte Melchior, wünſcht nur, daß Ihr ihm ein unſchuldiges Zeichen Eurer beſtehenden Gunſt zukommen laßt, damit ſeine Feinde nicht zu frech gegen ihn auftreten, und die Richter, wenn ſie ihn völlig ohne Schutz ſehn, ſich partheiiſch auf die Seite ſeiner Gegner wenden.

So müßte ich ihn wohl gar, entgegnete der Graf ſchneidend, indem er aufſtand, in ſeinem Gefängniß beſuchen? Herr Canonicus, es handelt ſich hier um die Beſchuldigung des Hochverrathes. Eine ſo hochwichtige Anklage, die bewieſen werden muß, oder ſchwer auf das Haupt des Klägers zurückfällt, kann man nicht mit Protektion, mit Gunſtbezeugung oder Einſchüchtrung zum Schweigen bringen. Ihm wird ein unpartheiiſches Gericht werden, deſſen kann er verſichert ſein.

Melchior entfernte ſich, und der Graf ſetzte ſich zum Spiel wieder nieder. Da ihn der Herzog, mein Vetter, hat fallen laſſen, ſagte er, der wie kindiſch in den Laffen verliebt war, ſo muß unſer Graf Charolais ſchon Beweiſe ſeiner Anklage vorgelegt haben. Was der Kindiſche ſich dabei denkt, zu mir zu ſchicken. Als wenn ich mich ſelbſt verdächtig machen würde, um dieſen Glückspilz, dem zornigen Thronerben gegenüber, zu retten. Mag er es haben und nun ſehn, wohin Frechheit und Uebermuth führen. Er, der mit uns in der Pracht wetteiferte, der ſein Weib ſo herausſtaffirte, daß am Hofe meines Vetters ſich meine Gemahlin einmal ſchämen mußte, weniger und nicht ſo koſtbaren Schmuck an ſich zu ſehn, als in welchem das ſonſt ſo arme Fräulein glänzte. Der Fall dieſes Aufſchößlings mag eine Lehre und Warnung für alle ähnlichen Glücksritter werden.

Melchior kam ohne Troſt zu ſeinem bekümmerten Vetter, dem er in milden Ausdrücken erzählte, wie er ſo gar nichts beim Grafen, auf welchen Köſtein ſehr gerechnet, hatte ausrichten können. Der rathloſe Jüngling warf ſich verzweifelnd in den Seſſel und weinte und ſchluchzte laut. So ſind ſie, ſagte er dann, dieſe Großen! Wie oft hat er mich gebraucht, ihm bei meinem Herzoge dieſes oder jenes auszumachen, ſo manches durchzuſetzen, was gegen alles Recht war. Er wußte, daß der alte Herr mehr auf meine Scherze hörte, und ihm meine Freundlichkeit mehr gefiel, als wenn der Graf oder andre Verwandte etwas durchtreiben wollten. Nun zittern ſie alle vor dieſem Thronerben, und Alle haſſen ihn, und wünſchen, daß er unterginge. Aber ſie werden auch einſt ihre Strafe finden. Ich dachte ſo ſicher zu ſtehn, daß ich mich bloß zu den Feinden des Prinzen Carl geſellte; es ſchien, als wenn alle die von der andern Parthei mich gar nicht entbehren könnten, ſolch ein unbedingtes Vertrauen bewieſen ſie mir alle. Allen habe ich geholfen, und keiner dankt es mir. Noch jetzt, ganz neulich gab ich dieſem Etampes einen klugen Rath, wie er zu großen Summen gelangen könne, die er einzunehmen wünſcht. Seine Hoffarth, und die noch größere ſeiner Schweſter, hat ihn das Unermeßliche gekoſtet. — Komme ich nur aus dieſer Lage, ſollen ſie aber auch ſehn, was ſie an mir verloren haben.

Melchior verließ den Jüngling, tief betrübt, daß ſein Unglück ihm den Verſtand, den er noch kürzlich bewundern müſſen, ſo völlig geraubt hatte.

Mit einigen ſeiner Edelleute begab ſich der Graf Etampes in die Wohnung des Biſchofes. Dieſer war von Prieſtern umgeben, unter denen ſich der Dechant und der Canonicus Melchior befanden. Der Graf ſetzte ſich dem Sitze des Biſchofes gegenüber, und erklärte ihm die Abſicht, aus welcher der Regent des Landes ihn nach Arras geſendet habe. Daß der gnädige Fürſt wünſche, daß nicht ohne die äußerſte Noth etwas Grauſames und Hartſcheinendes geſchehen möge; wie ſehr es der Graf bedaure, daß ſchon der angeſehenſte Theil des Bürgerſtandes ſich in der Verhaftung ſeines Schöffen gekränkt fühle, und wie er nicht zugeben könne, daß das Gericht der Cleriſei ſich in die Gerichtsbarkeit des Magiſtrats und der Schöffen und Vorſtände des Bürgerweſens dränge.

Der Biſchof antwortete: Von dem allen, geehrter Fürſt und Herr, iſt von unſrer Seite nichts geſchehen. Die Herren des Adelſtandes und des Bürgerweſens kennen nur zu wenig, wie weit die geiſtlichen Rechte ſich erſtrecken, und haben die ſehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit der Inquiſition vergeſſen, weil ſeit lange kein Verbrechen ſich zutrug, welches ſie zu richten, oder vielmehr, weil ſie in ihrer chriſtlichen Aufmerkſamkeit nachgelaſſen hatte. Daß ich ſelbſt, aus eigner Vollmacht, den Schöffen Taket verhaftete, getraue ich mir vor jedem geiſtlichen und vernünftigen weltlichen Gerichte zu verantworten, denn mehr als Ein Zeuge ſeines Verbrechens iſt gegen ihn aufgetreten. Ich kann es aber, als Präſident des Gerichtes der Inquiſition, als ſtellvertretender Biſchof und geiſtliches Oberhaupt dieſer Stadt, niemals zugeben, daß ſich weltliche Richter oder Männer vom Adel meine Rechte und die Rechte der Kirche anmaßen, und ſo kann Eure Sendung von unſerm gnädigſten Herzog unmöglich gemeint ſein, da es weltbekannt iſt, wie hoch er die Heiligen verehrt; ſondern ſeine edle Abſicht iſt gewiß, daß er einen allgemein verehrten Fürſten ſeines Hauſes ſendet, um Pöbel wie Bürger, Adel wie Geiſtlichkeit durch die Autorität dahin zu vermögen, daß alles auf dem Wege des Rechtes, der Sitte und der Billigkeit geſchehe; und ſo treten wir von der Geiſtlichkeit Euch mit demſelben herzlichen Vertrauen entgegen, welches Euch der edle Bürgerſtand ſchon bewieſen hat.

So iſt es allerdings gemeint, antwortete der Graf, und Ihr habt die Abſichten unſers gnädigſten Landesherrn ganz richtig ausgedeutet.

Nehmt gütig, erwiederte der Biſchof, dieſe Akten, die die Anklagen, Zeugenverhöre und Beweiſe enthalten, alles, was wir bis jetzt auf dem freundlichen Wege haben entdecken können. Der Herzog hat uns auch einige Doktoren der Rechte wie der Theologie von Löwen geſendet, und ſo viel ich weiß, ſind alle mit meinem Verfahren, das ich bis jetzt beobachtet habe, einverſtanden.

Der Graf blätterte in den Akten, gab ſie den Rittern, die mit ihm gekommen waren, zur Anſicht und ſagte dann: Geehrter Herr, die Sache an ſich ſcheint für ſich zu ſprechen, ſo wenig ich mir ein Urtheil in dieſen verwickelten geiſtlichen Angelegenheiten und in dieſen ſonderbaren Begebenheiten erlauben darf. Denn höchſt wunderlich ſind dieſe Bekenntniſſe und Ausſagen. Aber warum haben die hieſigen Einwohner ein ſolches Aufhebens von dieſen fratzenhaften Geſchichten gemacht, daß ſie ſogar die Autorität des Fürſten ſelbſt zu Hülfe gerufen? Zwei liederliche Dirnen, eine alte Bettlerin, drei jammervolle Weiber vom Lande, und eine Frau von zweideutigem Rufe in der Stadt, nebſt einem blödſinnigen Gemäldepfuſcher, ſind hauptſächlich und zuerſt angeklagt, und deren Schuld ſcheint, eigenen Geſtändniſſen nach, ſo ziemlich erwieſen; denn das Verbrechen des Taket, und noch mehr des jungen Beaufort, iſt noch dunkel. Steht es aber ſo, ſo iſt der Handel, meines Ermeſſens, nicht ſo hochwichtig, jene Sünder mögen verdammt oder freigeſprochen werden.

Hier kommt mein gnädigſter Herr, rief der Biſchof neu belebt, auf den Punkt, welcher, wie ich immer ſagte, und wie meine geiſtlichen Mitbrüder von mir ſchon gehört haben, der wichtigſte iſt. Dieſe armen Seelen, die jetzt in unſern Gefängniſſen ſitzen, haben aus blödem Sinn, gewiſſermaßen in einem Anfall von Lebensüberdruß, ſich ſelbſt und ihr hölliſches Bündniß verrathen; der Maler, ſowie die Frau Deniſel, die von den Uebrigen angeklagt ſind, wollen leugnen, und Beaufort und Taket noch ſtärker; aber, verehrter Herr, alle dieſe Armſeligen ſind, wie Ihr ganz richtig geahndet habt, nicht die Kraft und der Kern der hölliſchen Brüderſchaft, ſie ſind nur der leichte Vortrab des ſataniſchen Heeres. Land und Stadt, Kirche und Fürſtenthum, ja Europa und Rom und der Papſt ſind von dem unendlich weit verbreiteten Bündniß bedroht, zu welchem ſelbſt Prieſter ſich halb und ganz haben verführen laſſen, ſelbſt Biſchöfe und Cardinäle. Seit lange ſtrebt man dahin, auch Fürſten und Könige für dieſen Greuelbund zu gewinnen, und es ſteht dahin, ob es nicht ſchon gelungen iſt, wenn wir beobachten, wie dieſer und jener Prinz, der und jener König ſich gegen Papſt und Kirche betragen, welche Meinungen und Reden ſie dulden, oder ſelber ausſprechen. Und ſo werdet ihr mir, Gnädigſter, da Ihr dieſe Geſinnung offenbart, behülflich ſein, die Reichen und Mächtigen auszuſpüren, und der Strafe zu überliefern, und wir armen Geiſtlichen dürfen dann, von Eurer Autorität geſchützt, um ſo feſter den Frevel auszurotten ſtreben, ohne vor den Drohungen des unverſtändigen Pöbels zu erſchrecken.

Der Graf neigte beifällig ſein Haupt und hatte die Akten des Proceſſes wieder in die Hand genommen, die er tiefſinnend betrachtete. Er war ganz in Gedanken verſunken, doch ſchien er nicht zu leſen, und es entſtand eine lange Pauſe. Endlich fuhr er wie aus einem Traume auf, legte die Blätter auf den Tiſch, erhob ſich, grüßte den Biſchof mit vieler Ehrerbietung, und verließ mit ſeinem Gefolge den Saal. Der Biſchof verabſchiedete die Geiſtlichen und ſendete nach den Doktoren, die von der Univerſität Löwen gekommen waren, um ſich mit dieſen zu berathen.

In der Stadt hatte ſich die Stimmung auffallend verändert. Der Pöbel, der Anfangs die ſeltſame Sache nur als eine Neuigkeit angeſtaunt hatte, tobte jetzt in Schadenfreude, daß ein Ereigniß hervorgetreten war, welches auch die Reichen und Angeſehenen bedrohe. Viele Mönche und unwiſſende Geiſtliche, deren Phantaſie von dieſen Bildern des Aberwitzes ergriffen war, lehrten und predigten in Häuſern und Gaſſen von der Möglichkeit und Wahrhaftigkeit dieſer Gräuel, wodurch Weiber und ſchwache Gemüther des Bürgerſtandes auch überzeugt wurden. Wie etwas Erfreuliches und Unterhaltendes erzählte man ſich in Geſellſchaften neue Tollheiten, die die Gefangenen bekannt und ausgeſagt haben ſollten. Als der verſtändige Küſter Wundrich auf der Gaſſe einen ſolchen Haufen von Bethörten belehren wollte, war er in Gefahr, gemißhandelt zu werden, und einige der Gläubigſten wollten ihn ſchon, als neu entdeckten Zauberer, mit Gewalt zur Inquiſition ſchleppen. Wundrich nicht allein, ſondern faſt alle Geiſtlichen, die den Aberwitz einſahen, wurden eingeſchüchtert, und ſprachen nur offen zu Gleichdenkenden, oder wo ſie ſicher zu ſein glaubten. Da das Mährchen nun allgemein bekannt und verbreitet war, ſahen boshafte Weiber und Männer, Tagelöhner und Hausbedienten jedem Vornehmen, dem ſie auf der Straße begegneten, mit Frechheit in das Geſicht, als wenn ſie ebenfalls die Kunſt des Biſchofs überkommen hätten, die Zauberer an den Augen zu erkennen. Da geht auch wohl ein Gaſt des Scheiterhaufens! mußte mancher würdige Mann hinter ſich her ſagen hören, wenn einen vom Pöbel ſein Halsſchmuck, oder die ſeidne, ſchmucke Kleidung geärgert hatte. So war Furcht in jeder Familie, und keiner wagte mehr, unbefangen ſeinen Geſchäften nachzugehen, oder ſeine Freunde zu beſuchen, noch weniger aber, wie ſonſt ſo oft geſchah, beim Gaſtwirth Joſſet mit andern Fröhlichen ein heiteres Gelag in deſſen großen Sälen zu feiern.

In dieſer Stimmung ſchloſſen ſich ſehr viele Bürger, und ſelbſt Adelige, der Proceſſion an, welche der Biſchof angeordnet hatte, um den Himmel um Gnade anzuflehen für eine Stadt, die ſo tief in Sünde verſunken war. Singend und betend ging der Zug, der Biſchof an der Spitze, durch die Gaſſen, um dann in der Cathedrale den Gottesdienſt zu feiern. Ein Wagen, ſchwer bepackt, hielt vor dem großen Hauſe des Schakepeh, und der ſtattliche Bürger ſtand in Reiſekleidern davor, im Begriff, das Fuhrwerk zu beſteigen. Da er die ſingende Menge herunterkommen ſah, und die Proceſſion der Geiſtlichen, ſtellte er ſich anſtändig hin, nahm ſeinen Hut ab und betete, um der geiſtlichen Ceremonie ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Jetzt ſtand der Biſchof dicht an ihm, gab das Kreuz, das er trug, aus den Händen, und der Geſang verſtummte. Was macht Ihr hier, Freund Schakepeh? fragte der Biſchof.

Ich wollte ſo eben eine Reiſe in Geſchäften machen, antwortete der Bürger; mein Handel ruft mich nach Antwerpen, ich habe dorten Summen einzufordern, die ich nur erhalten kann, wenn ich perſönlich erſcheine.

So? ſagte der Biſchof; fein ausgedacht. — Er ſah den Bürger, welcher mit bloßem Kopfe vor ihm ſtand, lange und bedeutend an, indeſſen mancher aus dem Zuge, der zu Schakepehs Bekannten gehörte, näher getreten war, um zu ſehen, was geſchehen würde. — Da der Biſchof den Bürger immer noch durchdringend anſchaute, verlor dieſer die Geduld, ſetzte den Hut auf ſein Haupt und ſagte: Nun iſt es genug, guter Herr, die Pferde, Diener und meine Geſchäfte warten auf mich; wenn ich zurückkomme, ſo laßt mich nur rufen, und ich will Euch dann mein Geſicht, ſo lange Ihr wollt, zum Beobachten hinhalten.

Es wird mir wohl jetzt noch bleiben! rief der Biſchof mit heiſerer Stimme, denn ich erkläre Euch, daß Ihr mein Gefangener ſeid! Ihr ſeid ein alter Freund des Zauberers Labitt und der Hexe Deniſel, ſo wie des jungen Beaufort, und mein Auge hat in Eurem Eure Sünde erkannt.

Gevattersmann! rief Schakepeh im Zorn, wenn Ihr immer über den Durſt trinkt, oder von Natur ſo dummhäuptig ſeid, ſo könnten wir eben ſo gut den Wetterhahn droben auf dem Rathhauſe zum Biſchof haben. Laßt mich ungeſchoren!

So iſt es nicht gemeint, antwortete der Biſchof mit Gelaſſenheit und Ruhe. Er winkte, und die Häſcher, die herbeigekommen waren, näherten ſich dem Bürger. Laßt mich! rief Schakepeh; ſind wir hier unter Räubern und Mördern? Ihr wackern Bürgersleute, die Ihr hier wie Staare und Dohlen in dem ſchwarzen Zuge mittrippelt, hat denn keiner mehr ein Gemüth für die Freiheit, um ſich dieſer Tyrannei zu widerſetzen? Blödſinnigſter aller Menſchen! Ich, der Bürger und Holzhändler Schakepeh ſoll ein Hexenmeiſter ſein? Ich habe mehr zu thun, als die Alfanzereien auf Eurem Hexen-Sabbath mitzumachen.

Die Schergen hielten den Widerſtrebenden; und da Schakepeh bemerkte, wie hier und dort einer von ſeinen Bekannten, die er für wackere Männer gehalten hatte, ſich fortſchlich, andre aber die Augen ſcheu zur Erde niederſchlugen, ſo ſagte er im Verdruß: Packt mich nicht, Ihr Herren Schergen, die Ihr jetzt unſre freie Stadt ſo verſtändig regiert, ich werde Euch freiwillig nach dem Gefängniſſe folgen. Aber wehe den hohen Herren, die es dahin kommen laſſen! Es muß alles zu Grunde gehen, wenn beim Bürger keine Kraft und beim Geiſtlichen kein Verſtand zu finden iſt, und wenn die, die uns ſchützen ſollten, uns verderben.

Als er fortgeführt war, bemerkte der Biſchof mit Verdruß, daß die Proceſſion ſich ſehr vermindert hatte, denn faſt alle der wohlhabendern Bürger waren ſtill und traurig nach ihren Häuſern geſchlichen, alle liebten den Mann, den ſie jetzt hatten mißhandeln ſehn.

Als wieder das geiſtliche Gericht verſammelt war, wurde nach den Anzeigen, die die alte Gertrud, ſo wie die übrigen Weiber aus der Dorfgemeinde gemacht hatten, beſchloſſen, auch den reichen Gaſtwirth Joſſet einzuziehen, der um ſo verdächtiger ſchien, weil bei ihm mehr wie einmal, eben ſo wie bei der Frau Deniſel, der Maler Labitt bei fröhlichen Gelagen zugegen geweſen war, wo man von Frau Venus, Lucifer, unbekannten Obern geſprochen, und den Satan, ſo wie den Hexen-Sabbath, lächerlich vorgeſtellt habe. Noch andre angeſehene Bürger wurden an demſelben Tage verhaftet.

Als Peter Carrieux inne ward, wohin ſich die Sache jetzt wendete, ſagte er: Nun ſehe ich ein, wie Schakepeh der Klügſte von uns allen war, deſſen Verſtand es vorherſah, wie es nun gekommen iſt; aber es hat ihm doch auch nichts geholfen, da er nicht früher abreiſen konnte.

Und Ihr wollt immer noch nicht meinem Rathe folgen? rief der rieſengroße Guntram; Euch bleibt ja doch nichts anderes übrig, und je früher Ihr dazu thut, je beſſer iſt es für Euch. Laßt uns Arbeiter, ſo wie wir da ſind, zu den Waffen greifen, denn wir ſind wahrlich jetzt auf unſre Fäuſte angewieſen, da es keine Gerechtigkeit mehr im Lande giebt. Ihr habt auch zuweilen mit dem heitern Alten, dem Labitt, geſcherzt, Ihr ſeid auch im Hauſe der Frau Deniſel geweſen;

wollt Ihr es abwarten, bis ſie Euch ebenfalls in die Inquiſition führen, und über Dummheiten verhören?

Indem ſie noch ſprachen, kam ein Bote des geiſtlichen Gerichtes, der den Bürger und Teppichwirker Peter Carrieux vor das geiſtliche Gericht der Inquiſition zitirte, weil er der Zauberei und der Hexenkünſte verdächtig ſei, als Mitgenoß und Freund des Labitt, welcher ſchon im Gefängniß alles freiwillig bekannt habe. Carrieux ſtand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dieſer Citation Folge leiſten ſollte; Guntram warf ihm einen bedeutenden Blick zu und ſchielte nach der Rüſtung; da aber der verſtändige Bürger bedachte, daß man die Schergen ſenden würde, um ihn mit Gewalt fortzuführen, zog es es vor, dem Boten der Geiſtlichkeit freiwillig zu folgen.

Als der Herr des Hauſes fortgegangen war, verſammelte der zornige Guntram alle Geſellen, Diener und Handlanger, und ſtellte ihnen vor, wie ſie alle zu Bettlern werden müßten, nun ihr Herr verhaftet ſei; es ſei nicht daran zu denken, daß man ihn ſo bald wieder freigeben würde, wahrſcheinlich gehe der Unſinn ſo weit, ihn zu verdammen. Alle nahmen ſchnell Rüſtungen, Schwerter und Schilde, weil ſie den Verſicherungen des alten, erfahrnen Guntram glaubten, wie ſich die ganze Stadt, wenn nur ein Anfang gemacht würde, für ſie bewaffnen müßte. Sie ſtürmten mit Geſchrei hinaus und rannten vor den Pallaſt des Biſchofs hin. Aber kein Bürger erhob ſich, in der Nähe des Getümmels verſchloß man die Läden, das Haus des Biſchofs und die Inquiſition waren feſt verrammelt.

Die Geſellen tobten, und zerſchlugen, was ſie erreichen konnten; da aber Reiſige, welche der Graf Etampes, unter Anführung eines Ritters, ſchickte, ſich zeigten, ſchlichen ſich viele der Aufrührer davon. Die Muthigen, welche blieben, hatten mit den bewaffneten Reitern einen ungleichen Kampf zu beſtehn; erſt als verſchiedene getödtet und ſchwer verwundet waren, nahmen die Uebrigen die Flucht und wurden in den Gaſſen verfolgt. Der lange Guntram riß mit ſeiner Rieſenſtärke eine verſchloſſene Hausthüre auf, ſprang über den Flur, rannte in den Garten, und kletterte über deſſen Mauer hinweg, worauf er bald in einſamen Gegenden verſchwand, wodurch er ſich ſeinen Verfolgern entzog, die nicht begreifen konnten, wohin er ſo ſchnell entkommen war. Darüber verwundert Ihr Euch? ſagte einer von den Lanzenknechten. Er iſt ja auch einer von denen, die mit dem Teufel ein Bündniß aufgerichtet haben, ſo hat der Satan unſre Augen verblendet, oder den thurmhohen Böſewicht durch die Lüfte oder auf einem Sturmwind davon geführt. Vielleicht hat er im Hauſe einen eingeweihten und ſündlich getauften Beſen gefunden, und iſt auf dieſem, wie auf dem beſten Pferde, in alle Welt hinein geritten.

Der alte Beaufort ſaß troſtlos in ſeinem innern Zimmer. Er hatte das Vertrauen zum Grafen Etampes verloren, da dieſer ſich ſo wenig der willkührlichen Tyrannei des Biſchofes widerſetzte, daß vielmehr ſeit ſeiner Anweſenheit weit mehr Verhaftungen, nnd von viel bedeutenderen Menſchen, ſtattgefunden hatten. In ſeinem Kummer überraſchte ihn der Ritter Conrad, einer der Vertrauten des großen Grafen Etampes. Nach den Begrüßungen und einigem Geſpräch ſagte Conrad: Werther Herr, Eure Bürgerſchaft handelt nicht klug daran, in offenbare Empörung gegen das Geſetz hinauszubrechen, da durch die Gegenwart meines gnädigen Grafen der Stadt doch ein Unterpfand gegeben, daß ihr auf keine Weiſe Unrecht geſchehen ſoll.

Bedenkt, mein werther Herr, erwiederte Beaufort, daß es keinesweges die Bürgerſchaft war, die ſich empörte, ſondern es war nur eine Rotte von Arbeitern, die jetzt, nach Einziehung des Peter Carrieux, um ihren Unterhalt beſorgt iſt. Und es iſt wahr, die Stadt wird bald wie verwaiſet und ausgeſtorben ſein, wenn man fortfährt, ſo das Gewerbe zu ſtören.

Erlaubt, Herr Ritter, erwiederte Conrad, es war ein großer Volkshaufen, es waren Bürger, die uns bekämpften, ich bin ſelbſt zugegen geweſen. Ein Ritter, der treffliche Adelbert, mein vorzüglicher Freund, iſt in dieſem Strauß erſchlagen; vier der Reiſigen ſind verwundet, und fünf Lanzenknechte liegen mit tödtlichen Stichen in der Bruſt im Spital. Soll da unſer Graf nicht die Geduld verlieren, wenn er ſehn muß, daß dieſelben Bürger, welche er beſchützt, ſich ihm ſo mörderiſch widerſetzen?

Beaufort ward roth und ſagte nicht ohne Bitterkeit: Könnten wir alle von dieſem Schutze doch nur etwas gewahr werden. Daß der Graf ſo ganz mit unſerm Biſchofe, den wir immer nur geringe geachtet haben, einverſtanden ſein würde, konnten wir wohl niemals befürchten, als wir uns ſeines Eintritts erfreuten.

Was ſollte er thun? erwiederte Conrad; der Kirche und ihren Satzungen feindlich widerſtreben? Sich zu den Meuterern geſellen? Die Angeklagten frei ſprechen, bevor noch eine Unterſuchung eingeleitet war? Den Kirchenbann und die Ungnade des frommen Herzogs wagen?

Es kann von allem, ſagte Beaufort, innerlichſt gekränkt, nicht die Rede ſein; es kann überhaupt keine Rede, und über nichts mehr, geführt werden, ſo wie der Graf es nur irgend der Mühe werth findet, nach dieſen Ausſagen und Anklagen hinzuhören. Wenn er ſie wirklich in ſeiner Seele nicht für aberwitzig hält, oder ſich nur, wer weiß, warum, die Miene giebt, ſie nicht ſo zu nehmen, ſo iſt es mit meinem Witze völlig zu Ende.

Es iſt begreiflich, antwortete Conrad mit einigem Hohn, daß Ihr und Euresgleichen die Sache möchtet für abgemacht halten, bevor ſie noch einmal angefangen hat; wir andern aber —

Ich und meinesgleichen? fragte Beaufort mit Heftigkeit, indem die Hand nach der Schwertſeite griff; was meint Ihr damit?

Keine Privatzwiſte, ſagte Conrad mit großer Kälte, denn es handelt ſich jetzt um ganz andre Dinge, und ich bin Streites wegen von meinem Grafen nicht hergeſendet worden. Weil der hohe Graf Euch perſönlich ehrt und Euch befreundet iſt, weil er Euren Stand achtet, ſo hat er mich, ſeinen Vertrauten, einen Euch ebenbürtigen Ritter, abgeſchickt, um Euch kund zu thun, daß Ihr auf wichtige und unabweisliche Anzeigen verhaftet ſeid, und daß Ihr Euch mit mir, damit kein Aufſehn erregt werde und man Euch nicht beſchimpfen könne, ſogleich zum Biſchof begeben ſollt.

Man wagt es! rief Beaufort im größten Erſtaunen aus; an den Adel legt man die Hand, an den freien Rittersmann? Was habe ich mit dem albernen Biſchof zu verrechnen, außer daß ich meinen Sohn von ihm fordern muß?

Er nahm den Degen, ſetzte das Barett auf, und ging mit Conrad die Stiege hinunter. So finde ich wenigſtens, ſagte er, Gelegenheit, dieſem böswilligen Prälaten Alles zu ſagen, was ich von ihm denke.

Als ſie auf die Straße traten, wurden ſie vom Pöbel verfolgt, der ſich vor dem Hauſe verſammelt hatte, denn es mußte ſchon ausgekommen ſein, daß man den alten Ritter Beaufort zum Verhaft und in das Verhör der Geiſtlichen führe.

So iſt es Recht! rief ein Lahmer; auch die Reichen, auch die Vornehmen müſſen an's Gericht. Die Böſewichter! Gott der Herr hat ihnen ſchon ſo Vieles verliehen, Geld vollauf und alle Herrlichkeiten, und ſie müſſen ſich doch aus Bosheit noch mit dem Satan verbinden! Indeß wir Hungernde, Kranke —

Beaufort wandte ſich um. Er kannte den Bettler, der oft Almoſen von ihm empfangen hatte. Spieſſing! alter Soldat! rief er ihn an, ich gab Dir oft, nimm auch dies noch, vielleicht zum letztenmal. Ich vergebe Dir.

Der alte Krüppel war beſchämt und ſchlich weinend davon. Die Uebrigen erinnerten ſich der Güte des greiſen Ritters, und verließen ihn, ihrer Schlechtigkeit ſich bewußt, und ſo gelangte er ohne Begleitung und Beſchimpfung in die Wohnung des Biſchofes.

Die Sache des jungen Ritters Köſtein, die ſehr geheim gehalten wurde, hatte indeſſen dem Anſchein nach auch eine ſchlimmere Wendung genommen. Er war in ein ſtrengeres Gefängniß gebracht, und Niemand, auch ſein Vetter Melchior nicht, durfte ihn beſuchen und ſprechen. Man erfuhr nur ſo viel, daß er beſchuldigt ſei, dem Leben des Prinzen Carl nachgeſtellt zu haben. Dieſen Erben des Reichs erwartete man, um den peinlichen Proceß des jungen Ritters zu beendigen.

Alles war in der Stadt in Verzweiflung, eine Angſt hatte ſich aller Gemüther bemächtigt. Niemand wagte, zu verreiſen, wenn es ſein Geſchäft noch ſo dringend verlangte, um ſich nicht dem Verdacht des argwöhniſchen Biſchofs auszuſetzen, ſein Gewiſſen treibe ihn fort und er wolle ſich der Strafe entziehen. Fremde vermieden jetzt, auf ihren Wanderungen Arras zu berühren, aus Furcht, auch zu den Hexenmeiſtern und Zauberern gezählt zu werden. Dieſe Begebenheit hatte allenthalben das größte Aufſehn erregt, und man ſprach darüber auf mancherlei Weiſe. Glaubten die ſchwachen Gemüther die Wahrheit der Anklage, ſo ſpotteten andere um ſo bitterer, vorzüglich in Frankreich, über dieſe augenſcheinliche Thorheit; die Feinde von Burgund und des Herzogs enthielten ſich nicht, laut auszuſagen, Philipp benutze dieſen Aberglauben, um ſich zu bereichern.

In Arras ſelbſt wagte Niemand mehr, laut zu ſprechen, ſeit diejenigen, die man als die kühnſten Gegner dieſes Hexen-Prozeſſes kannte, ſelbſt als Mitſchuldige waren eingezogen worden. Dem Biſchofe gegenüber hatte man noch einigen Muth behalten, ſich ihm zu widerſetzen; aber ſeit der große Graf von Etampes mit ſeinen Rittern, Reiſigen und Lanzenknechten in der Stadt wohnte, war auch der Verwegenſte verſtummt. Im Kreiſe der Familien flüſterte man, daß es leicht ſei, der wahnſinnigen Gertrud in den Mund zu legen, was man nur wolle, und daß ſie und die Bäuerinnen Mitſchuldige ihres Sabbaths genannt, deren Namen ſie früher nie gekannt hätten.

Es war ſeltſam, daß die Richter der Sache eben ſo befangen und ſchüchtern waren. Viele, wie der Dechant, ſahen den Unſinn und das Widerſprechende der Ausſagen ein; der Dechant aber war, durch frühere leichtſinnige Aeußerungen, ſo völlig in der Gewalt des Biſchofes, daß er am eifrigſten den Prozeß betrieb, und allen Verſtand aufbot, aufmerkſam die früheren Begebenheiten und Hexen-Geſchichten las und ſammelte, um ſich ſeinem Vorgeſetzten nun als einen Bekehrten zu zeigen, damit dieſer nicht, in ſeinen plötzlichen Launen, ihn ſelber den Gefangnen und Angeklagten beigeſellte. Einige der Doktoren meinten, die Weiber ſeien von einer Gemüthskrankheit befallen, in welcher ſie ſich alles, was ſie ausgeſagt, nur eingebildet hätten; ſei aber die Sache ſelbſt unwahr, ſo könne die Ausſage und das Zeugniß von Thörichten nicht gegen wackre unbeſcholtne Männer auf irgend eine Weiſe gelten. Ein junger Mann dachte dadurch der Sache den Ausſchlag zu geben, daß er rieth, man ſolle eins dieſer Weiber, in Gegenwart von Zeugen, ſich oder einen Stock mit der Zauberſalbe beſtreichen laſſen, um zu ſehen, was ſich ergeben werde. Bliebe ſie, wie er glaubte, zur Stelle, oder fiele vielleicht nur in Schlaf, ſo ſei die Unwahrheit von ſelbſt entſchieden. Dieſer ward aber von den Eiferern überſtimmt, und man entgegnete ihm, daß, ſo wie die Hexe oder der Zauberer im Gewahrſam einer ächten Obrigkeit ſei, ſie ihre Zaubermacht verlieren; auch könne der Teufel ihnen vielleicht immer noch geſtatten, zu ihm zu kommen, und an ihrer Stelle einen Scheinkörper zurücklaſſen, um die Richter zu blenden. Dieſer Verſuch ſei alſo der verwerflichſte, weil durch ihn nichts bewieſen werden könne, und man außerdem noch in Gefahr gerathe, die Hexe ſelber einzubüßen. Es war nah daran, daß den Biſchof und die Eifrigen ſeiner Parthei den jungen Rathgeber ſelbſt für einen Genoſſen des Sabbaths erklärten, denn ſie meinten ſchon, der Teufel ſelbſt könne nur dem Gelehrten einen ſo liſtigen und verderblichen Rathſchlag eingegeben haben, der, wenn er ausgeführt würde, wohl gar dem ganzen Hexen-Proceß ein Ende machen dürfte.

Die alte Gertrud, Armgart und Elsbeth ſagten von ſich und andern aus, was man nur wollte. Labitt, der ganz zerſtört war, erzählte ſchriftlich allerhand durcheinander, von ſeinen Grillen über Kunſt und Natur, von ſeinen Gedanken über die Schöpfung und Lucifer, und daß er den Hexen-Sabbath müſſe gekannt haben, weil er ihn ſonſt nicht habe malen können; dann phantaſirte er wild, wie vertraut er mit allen Teufeln, aber eben ſo mit den Heiligen und dem Himmelreiche ſei, und daß er, ſoweit er vermocht, Jung und Alt in ſeine Anſichten der Dinge eingeweiht habe. Die Frau Deniſel hatte ſich völlig der Betrübniß ergeben; ſie konnte und wollte die Spiele nicht leugnen, in denen ſie, nach Labitts Anordnung, figurirt habe, als Venus, oder Göttin; eben ſo bekannte ſie ihren vertrauten Umgang mit Robert, von deſſen Ketzereien ſie allerdings Kunde gehabt. Friedrich und deſſen Vater leugneten Alles, nur geſtand der Letzte, als man ihn erinnerte, daß er als König Artus im Garten der Frau Catharina eingeführt ſei. Taket, Schakepeh und Joſſet wollten auf nichts eingehen, bekannten aber ihre Freundſchaft zu Labitt; am hartnäckigſten und heftigſten war Carrieux, der ſeine Richter immer mit Zorn und Verachtung behandelte, und ihnen, vorzüglich dem Biſchofe, oft die härteſten Dinge ſagte, und eben ſo wenig den Grafen Etampes verſchonte, wenn dieſer bei den Verhören zugegen war.

Bei denen, die beſtändig leugneten, hatte man die Folter angewendet. Da ſie gequält eben ſo wenig geſtanden, fanden die Eiferer, das eigene Geſtändniß ſei überflüſſig, da die ganz zerknirſchte Gertrud, ſowie Armgart und Elsbeth, die ſich völlig bekehrt hatten, mehr als genug freiwillig von allen jenen Verſtockten ausſagten, um von deren Mitſchuld überzeugt ſein zu können.

Als man nun endlich zum Urtheilſpruch kam, waren Viele der Meinung und zeigten, um dieſe zu verſtärken, Briefe aus der Fremde vor, in denen eben ſo geurtheilt wurde: daß, da, alles auch zugegeben und angenommen, was die Weiber in überreizten und verwirrten Zuſtänden von ſich und andern ausgeſagt haben, ſie ſelbſt, ſowie ihre angeklagten Mitſchuldigen doch weder Raub und Mord, noch Entheiligung der Hoſtie ausgeübt, oder irgend ſonſt ein todeswürdiges Verbrechen begangen, ſondern von Phantaſie, Neugier und Vorwitz verführt, vielmehr ſich einer Verſündigung hingegeben, für die in den Geſetzen noch keine Strafe ausdrücklich nahmhaft gemacht ſei, da dieſe ſeltſame Begebenheit faſt als die Erſte in ihrer Art betrachtet werden könne: ſo ſchiene es billig und gerecht, daß man einige mit Kirchenbuße, die Reichern durch Geld zu beſtrafen, Allen aber aufzulegen habe, ſich durch Faſten, Gebet und Wallfahrten nach heiligen Orten wieder zu reinigen, um als geſäuberte Glieder in die chriſtliche Gemeinſchaft wieder eintreten zu können.

Die Vernünftigern unter den Richtern meinten die Sache dadurch entſchieden zu ſehn, und der Tollheit ſchon überflüſſig nachgegeben zu haben. Der Biſchof aber erhob ſich in ſeinem frommen Eifer und rief: Nein, das ſoll unter uns hier nicht geſagt und gelehrt werden, daß dieſer entſetzliche Abfall von Gott, dieſes feierliche Verbündniß mit dem Satan, dieſes Bekennen ketzeriſcher und ganz unchriſtlicher Lehren eine leichte und läßliche Sünde ſei, die mit ſanfter Strafe gebüßt werden könnte. Wahr iſt es, wir hörten bis jetzt nur von dieſem und jenem Magier, der ſich dem Satan ergeben hatte, um abſcheuliche Zwecke durchzuſetzen, der durch dieſe oder jene Künſte ſtrebte, den Fürſten zu ermorden, den Feind des Landes zu begünſtigen, ſich am Gegner zu rächen, oder irgend eine vornehme Frau zur Gegenliebe zu nöthigen. Meiſtentheils gebrauchten dieſe Böſewichter zu ihren verruchten Thaten geweihte Hoſtien, um ihren Mord auszuüben. Dieſe Abſicht weder, noch dieſe Entweihung hat ſich aus den Bekenntniſſen der hieſigen Sünder ergeben. Ich meine aber, ſich gegen Gott und Chriſtus aufzulehnen, ſeinem Bunde zu entſagen, und ſo ſchändlich des heiligen Sabbaths zu ſpotten, wie es ſo oft auf dieſem Hexen-Sabbath geſchah, ſei Frevel, noch verruchter, als jene Entweihungen und Mordverſuche. Freilich iſt dieſe Sabbath-Feier etwas Neues und Unerhörtes, aber unſre Nachkommen, die frommen Chriſten der künftigen Jahrhunderte müſſen uns nicht eines frevlen Leichtſinns bezüchtigen können. Furchtbar muß die Strafe, eindringlich die Warnung ſein, damit die Bosheit geſchreckt werde, die die Ermahnungen der Liebe nicht anhören will. Mein und unſer aller hier Verſammelten Stolz muß es ſein, daß dieſer Prozeß, die Unterſuchung und das Wunder deſſelben, ſo wie es das erſte große Beiſpiel eines ſo ungeheuren und verbreiteten Bündniſſes iſt, auch als ein Muſter in der Führung, als ein Regulativ in der Beſtrafung für alle künftigen Zeiten daſtehen muß. Denn wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, unendlich viele ſind von dieſem Gift, von dieſer Krankheit angeſteckt, und ich ſehe im Geiſte voraus, daß künftig in allen Ländern dieſe Schandthaten ſich entdecken werden.

Alle Abergläubigen in der Verſammlung ſtimmten ihm bei, und da der Graf Etampes ebenfalls äußerte, man dürfe die chriſtliche Liebe nicht ſo unbedingt walten laſſen, um ſo unerhörte Frevel der Strafe zu entziehen, ſo ging nach neuen Unterſuchungen einige Tage ſpäter der ſtrenge Vorſchlag des Biſchofs durch.

Als Advokat des Biſchofs hatte ſich in dieſem Prozeß vorzüglich der junge Flamand thätig erzeigt. Er hatte ſehr viel dazu mitgewirkt, daß endlich faſt alle, die bis dahin immer noch leugneten, alles, oder doch das meiſte eingeſtanden, deſſen ſie beſchuldigt wurden. Nur Carrieux und Beaufort blieben feſt.

Der Dechant, der aus Furcht eifrig zur Verdammung der Schuldigen mitgewirkt, erbat ſich vom Biſchofe die Erlaubniß, den alten Ritter in ſeinem Gefängniſſe beſuchen zu dürfen. Er hatte umſonſt gewünſcht, Labitt oder die Frau Catharina zu ſehen, denn beides hatte ihm der Biſchof ſtrenge verweigert. Da jetzt aber der Dechant verſprach, er wolle es durch dieſen Beſuch dahin bringen, daß auch Beaufort alles eingeſtehe, ſo bewilligte ihm der ſtrenge Biſchof endlich ſein Geſuch.

Der Ritter war erſtaunt, den Dechanten in ſein Gefängniß kommen zu ſehn. Es iſt ſonderbar, fing er an, daß wir uns hier treffen; keiner von uns hätte dies wohl vor acht Wochen glauben können. Ihr Herren von der Geiſtlichkeit zeigt uns, was Ihr vermögt, aber Ihr benutzt Eure Herrſchaft auf eine Weiſe, daß Euch doch alles den Gehorſam aufkündigen wird.

Ich kam, ſagte der Dechant, zerknirſcht und tief bekümmert, in guter Abſicht zu Euch. Ich wünſchte Euch zu retten, und das iſt nur möglich, wenn Ihr Alles eingeſteht.

Elender! Wahnſinniger! rief der Greis in der höchſten Entrüſtung; alſo auch an mir wollt Ihr die verächtlichen Künſte verſuchen, die Euer Burſch, der klägliche Flamand, bei den übrigen Gefangenen angewendet hat? Leben und Sicherheit verſpricht er, wenn ſie durch eine elende Lüge den ungeheuren Aberwitz eingeſtehen und bekräftigen wollen. Auch mein junger Sohn, ſo höre ich, hat die Ehre ſo ſehr vergeſſen, um alles zu bekennen, was die Raſenden von ihm verlangen. Freilich muß der Biſchof und die Knechte ſeines Gelichters es dahin zu bringen ſuchen, um nicht ganz von Schmach überkleidet vor der Welt dazuſtehn. Sein Aberwitz muß doch eine Art von Entſchuldigung zu erringen ſuchen: und um nur eine kümmerliche Ehrenrettung zu finden, beredet er mich durch Euch, ſeinen verworfenen Knecht, ebenfalls in ſein Lied einzuſtimmen. Aber vor wem kann ihn dieſe Maaßregel ſchützen? Kein Verſtändiger jetzt, keiner in Zukunft wird etwas von dieſen Fieberträumen glauben. Er kann und darf nicht weiter gehn, als er bis jetzt gethan hat, und er muß ſchließen, mit Schande gebrandmarkt. Und darum iſt es meine Pflicht, für meine beſchimpften und gekränkten Mitbürger zu ſtehn, und mit meiner ganzen Kraft gegen dieſe elende Tyrannei zu kämpfen.

Verachtet mich, ſagte der Dechant, alter, würdiger Greis, ich verdiene jede Schmach. Durch Ueberklugheit, durch Liſt, die ich mir zutraute, habe ich mich zum Sklaven dieſes Biſchofes gemacht. Ich muß ihm dienen, wenn er mich nicht ſelbſt ſchmählich aufopfern ſoll. So habe ich mir mit meiner eingebildeten Weisheit die Ketten ſelbſt geſchmiedet. Durch meine Leidenſchaft für die Frau Catharina, meine Eiferſucht: ihr wollte ich drohen und ſie dadurch in meine Gewalt bekommen; Winke, Worte ließ ich gegen den Biſchof fallen, deſſen Einfalt, ich Kurzſichtiger, verachtete. Sein tückiſches Gemüth hat jeden Laut aufbewahrt. Eine Raſerei bemächtigt ſich, wie aus der Luft herabgeweht, einiger alten Weiber, und ſie ſagen Unſinn aus, der ſich immer mehr und mehr bei jeder neuen Frage zu einem wilden Mährchen ausſpinnt. Plötzlich iſt das Entſetzen perſönlich in unſerm Hauſe, und alle meine Freunde ſind in ein Netz verwickelt, das, wie es aus Luft gewebt, doch unzerreißbar iſt. Glaubt mir, theurer Mann, ich bereue mein Thun, ja mein Leben, aber wir ſtehen der jämmerlichen Nothwendigkeit Angeſicht an Angeſicht gegenüber; gebt nach, ſagt zu allen Thorheiten, die man Euch abfordern mag, Ja, ſonſt ſeid Ihr verloren.

Thue er doch, rief Beaufort, ſein Aeußerſtes! Was kann er ausrichten? Hand an mich legen? Das wagt der Verächtliche nicht. Sein Aeußerſtes, ſein Frechſtes war, daß er mich hieher zu ſchicken ſich unterfing; nun muß er wieder umkehren, und nur Schaam und Reue bleibt ihm übrig.

Der Dechant ſah den Greis an, brach in Thränen aus, und ſtürzte dann zu ſeinen Füßen nieder. Er ergriff die Hand des Alten und küßte ſie inbrünſtig. Unter Schluchzen rief er: Nein! nein! auf dem Wege verderbt Ihr Euch und Euren Sohn! Bedenkt die Schande, die auf Euren Namen fällt, bedenkt das unausſprechliche Elend. Der Biſchof läßt Euch mit feſter Gelaſſenheit den Scheiterhaufen zuerkennen; rettet Euch und Euren jungen Sohn, wenn auch mit Verluſt Eurer Habe. Nur durch ein unbeſchränktes Eingeſtehn aller dieſer eingebildeten Sünden könnt Ihr Euer Leben retten; denn alsdann tritt der Graf Etampes zu Eurem Beſten gewißlich auf, der Euern Untergang nicht will, der Euch retten möchte, wenn Ihr dieſen Weg einſchlagt.

Wie? ſagte der Ritter in tiefem Sinnen; Ihr ſagt mir Wunder. Ich glaubte, der Prälat könne nie im Ernſt daran denken, nur die ärmſte dieſer armen Weiber hinzurichten, — und Ihr denkt, er könnte ſelbſt mich verderben wollen? Der Graf, der Herzog könnten, dürften dies irgend zugeben?

Der Geiſtliche hatte ſich erhoben, ſetzte ſich neben den Gefangenen, und nahm deſſen Hand in die ſeinige. O mein theurer, theurer alter Freund, ſagte er dann; lernt Ihr denn jetzt ſo ſpät erſt die Menſchen kennen? Der alte, ſchwache Herzog meint es mit aller Welt gut, aber alles geſchieht doch immer, wie er es nicht will. Sein Vertrauteſter, der Graf, iſt an ſeiner Statt, als Stellvertreter, hergeſendet. Dieſer, ſtatt Euch und die Bürger zu ſchützen, hat mit Klugheit gleich die Miene angenommen, als wenn er in Liebe und Ehrfurcht für die Kirche an die Wichtigkeit dieſes Prozeſſes und den Inhalt der Klagen glaube. Seit ſeiner Anweſenheit haben die Bettlerinnen erſt die Wohlhabenden der Stadt und Euch angegeben. Sind dieſe überführt, ſo fällt ihr Gut dem Herzoge anheim, und, wie ich glaube, iſt alles ſchon dem Buſenfreunde, dem Günſtlinge, zugeſichert. Verharret Ihr nun und läugnet feſt, ſo iſt der Biſchof gezwungen, nach ſeiner Ueberzeugung, Euch hinzurichten; geſteht Ihr Alles, ohne irgend etwas auszunehmen, ſo kann er Euch wie ein verirrtes, armes Weſen behandeln, das Mitleid verdient, und er erläßt Euch mit chriſtlicher Gnade den Scheiterhaufen. Der Graf iſt nicht blutdürſtig und kein Unmenſch, ſo habſüchtig er auch ſein mag; er bittet dann, aus Mitleid für Eure Verirrung, kräftig vor, und Ihr ſeid gerettet.

Beaufort war ſehr nachdenkend geworden. Freilich, ſagte er endlich, fällt, unter dieſen Umſtänden, dieſe Hexengeſchichte wie eine plötzliche große Erbſchaft, vor die Füße dieſes Grafen nieder; meines Freundes, wie er ſich ſo oft nannte. Soll es nun einmal ein Bluthandel werden, ſo bedinge ich mir aber auch das Leben meines Sohnes mit ein, der ja ſchon alles geſtanden hat, und dem man, als einem jungen Manne, der der Verführung ausgeſetzt iſt, noch leichter vergeben kann. Dechant, könnt Ihr mir auf Euer Gewiſſen verſichern, daß, wenn ich bekenne, mein Sohn mit mir gerettet iſt, ſo will ich mich fügen und zu allem Ja ſagen.

Ich glaube es verſichern zu können, ſagte der Dechant. Er umarmte den Ritter, und ging, einigermaßen beruhigt, zu ſeinem Biſchofe, der die Nachricht, daß ſich der verſtockte Sünden endlich bekehrt habe, mit großer Freude vernahm.

Um dieſe Zeit ſtarb der alte König von Frankreich, Carl der Siebente. Kein Monarch hatte ſo viele und ſonderbare Abwechſelungen des Schickſals erfahren. Sein Sohn, Ludwig der Eilfte kehrte jetzt nach Frankreich zurück, um in Rheims gekrönt zu werden. Die Bewegung, welche dieſe Vorfälle in Burgund verurſachten, benutzte der Küſter Wundrich, um in einer Verkleidung zu entfliehen. Er begab ſich nach Rheims, wo er, von angeſehenen Freunden beſchützt, wieder eine Anſtellung als Geiſtlicher erhielt.

Von dort ſchrieb er folgenden Brief nach Paris, an ſeine Freundin Sophie, der jungen Tochter des Schakepeh.

„Erfahrt vor allen Dingen, geliebtes Kind, daß Euer theurer Vater, mein ſehr werther Freund, dem entſetzlichen Schickſale, welches ihn bedrohte, entronnen iſt. Verarmt iſt er zwar, aber ſein Leben iſt gerettet. Es war ein furchtbarer, trauriger Tag, als vor dem Thore, im Freien, jene Hinrichtungen vorfielen, die unſre Stadt Arras und die Geiſtlichkeit dort mit Schande bedecken. Alle, bis auf unſern feſten, eigenſinnigen Carrieux, hatten die Verbrechen eingeſtanden, deren man ſie bezüchtigte. Alle übergaben ſich, bis auf dieſen zu ſtrengen Mann, der unbedingten Gnade oder Strafe der Kirche.

Auf dem Markt ward den Verbrechern, wie man ſie nannte, ihre Sünde, die ſie begangen, von neuem vorgeleſen, und von neuem geſtanden ſie die Ketzereien, das Beſuchen des Teufels-Sabbaths, die Verwandlungen, die ſie unternommen, die Tänze, die ſie gefeiert, und wie ſie auf Beſen, in Mulden, auf Ziegen und Böcken, auf Ofengabeln und Kröten hingeritten und gefahren ſeien; wie ſie den Satan verehrt und ſich ihm zu eigen gegeben. Die alte Gertrud lachte und war erfreut; die ſonſt ſo ſchöne Frau Deniſel war blaß und abgefallen; der alte wunderliche Labitt war wie verklärt; Euer Vater und die Männer wagten vor Schaam nicht die Augen zu erheben, nur Carrieux läſterte und fluchte, und ſchalt ſeine Richter Narren und Blödſinnige. Hierauf wurden ſie dem weltlichen Gerichte übergeben, und der Richter erklärte Labitt, Frau Deniſel, Armgart, Elsbeth und die dritte Bäuerin, ſo wie zwei liederliche Dirnen aus Arras, nebſt Peter Carrieux, dem Scheiterhaufen verfallen. Labitt konnte nicht ſprechen und Frau Catharina war ſtumm, aber Carrieux ſprach wieder laut von Schändlichkeit und Lüge, und die übrigen Weibsperſonen heulten und ſchrieen, betheuerten ihre Unſchuld, und ſelbſt die alten Bäuerinnen erklärten, wie alles nur in ihnen Krankheit und Einbildung geweſen, wie man ihnen die Anklagen in den Mund gelegt, und der Advokat Flamand verſichert habe, es würde ihnen nichts geſchehen, wenn ſie nur bei ihrer Ausſage blieben und immer mehr eingeſtänden. So wurden ſie hinaus geführt, und es war tief erſchütternd, mit welchen Blicken der junge Friedrich im Zuge nach der Frau Catharina hinſah.

Draußen, beim Scheiterhaufen, ſagten noch einmal alle, daß ſie unſchuldig hingeopfert würden; Carrieux hielt noch eine Anrede an ſeine Richter, nur die wahnſinnige Gertrud lachte und jubelte und bekannte ſich als Hexe. In kurzer Zeit waren ſie nicht mehr. Nur wenige Bürger waren dem Zuge gefolgt; alles war ſtill und traurig, jeder hatte ſich in ſeinem Hauſe verſchloſſen.

Auf einer hohen Bühne, dem Scheiterhaufen gegenüber, wurden die Männer ausgeſtellt, die, als reuig bekennend, ihre groben Irrthümer einſehend, und ſich in den Arm der Kirche werfend, begnadigt wurden, nehmlich der Ritter Beaufort und ſein Sohn Friedrich, Schakepeh, Euer Vater, und die Schöffen Taket und Joſſet. Der Biſchof ſtand oben, ermahnte ſie, und berührte ſie dann nach der Reihe verſchiedene Male mit einer Ruthe, als Zeichen der geiſtlichen Strafe. Dann wurden ſie in das Gefängniß zurückgeführt, wo ſie noch einige Zeit bleiben werden. Das Vermögen der Frau Catharina, ſo wie des reichen Carrieux, iſt ganz an den Herzog, das heißt, an den Grafen Etampes gefallen. Auch Beaufort, Taket und Joſſet, ſo wie Euer Vater, müſſen den Klöſtern, noch mehr aber dem Herzoge, oder dem Grafen zahlen, daß ihnen eben nur ſo viel bleiben wird, ein dürftiges Leben zu friſten. Die Güter ſind eingezogen, die Häuſer verkauft. Um einen ziemlich hohen Preis hat der junge Advokat Flamand vom Grafen das Haus Eures Vaters gekauft, und wird ſich dort mit einer jungen hübſchen Frau einrichten. Es ſcheint, Alle haben gewonnen. Wenn der Graf durch die Straßen reitet, wenden die Bürger die Augen von ihm ab; der Advokat iſt dreiſt und benimmt ſich als reicher Mann.

Da dieſes Unheil hat geſchehen können, ſo ſpreche man nur nicht davon, daß wir beſſer und klüger geworden ſind als unſere Vorfahren. Manche träumen ſogar, alle Völker würden nach und nach veredelt, und das ganze Menſchenweſen menſchlicher.

Der liebevolle, poetiſche, ſinnreiche Labitt ſteht in ſeiner ſanften Miene immer noch neben mir. Seine Scherze und Späße ſind für ihn zu grimmigen Feinden geworden, und ſeine Erleuchtung hat ihm zum ſchmählichen Tode heimgeleuchtet. Er hatte Unrecht, die Macht des Satans zu leugnen, denn aus jedem lachenden Wort iſt ihm ein Höllengeiſt erwachſen, der ihn und andere Unſchuldige den Henkern übergeben hat.

Mich wollte der Biſchof auch als einen Freund des Labitt greifen laſſen, und ich benutzte die letzte Stunde, um hieher zu entfliehen. Er hat ſogar verlangt, daß mich die hieſige Kirche ihm ausliefern ſoll; aber man hat ſein Begehren mit Verachtung zurückgewieſen. Hier ſpricht alle Welt, auch die Geiſtlichkeit, nur mit Abſcheu von jenem unſinnigen Prozeß in Arras. — Der Himmel behüte Euch. —“

In Arras war die Stadt nach kurzer Zeit mit einer andern großen Erſcheinung beſchäftiget, denn der Graf von Charolais, der Erbprinz von Burgund, zog wirklich mit einem großen Gefolge ein. Die Klagen wegen des gefangenen Beaufort und der Uebrigen wies er von ſich, weil er den Grafen Etampes, der ihm ſchon feindlich genug war, nicht kränken wollte, da er fürchten mußte, daß die Ausſagen des Denis oder Köſtein ſchon manches gegen dieſen und der ihm verbündeten Familie Croys ausſagen möchten.

Alle dieſe Händel, Anklagen und Prozeſſe, in denen durch die Kleinen die Großen ſo leicht verwickelt waren, erregten dem alten friedfertigen Herzoge ein Grauen, und er hätte gern alles dieſer Art ohne Unterſuchung der Vergeſſenheit übergeben. Dieſen Widerwillen benutzten ſeine Freunde und Günſtlinge, um alles, was ihnen und ihren Partheien ſchaden konnte, dem alten Manne als gleichgültig oder verdächtig vorzuſtellen, ſo daß er alles, was er nur konnte, von ſich ſchob, und ſich ſelbſt lieber hinterging, und nicht ſehn wollte, was ſich ſeinen Blicken aufdrang, als daß er ſcharf und feſt eingeſchnitten hätte, weil er nicht wiſſen konnte, wie tief ſein Meſſer eindringen müſſe. So hätte er auch dieſe Händel und die Anklage gegen Denis, ſo wie deſſen Rechtfertigung, gern unbeachtet gelaſſen. Aber dieſe Anklage des verzweifelten Denis, welcher ſich auf den Erben des Reichs ſelber berief, und dieſen zum Richter über ſich und den jungen Günſtling aufforderte, machte es dem Herzoge unmöglich, dieſe Händel nicht zu beachten. Um ſo weniger, da der Graf Charolais dieſe Klage ſo heftig auffaßte, daß er die Sache ganz wie ſeine eigne nahm, und knieend ſeinen Vater bat, dieſen Prozeß, der nicht weniger als ſein Leben bedrohe, in ſeine eignen Hände nehmen zu dürfen. Auf dieſe Bitte des Sohnes und Erben ließ der Vater ſogleich Köſtein, ſeinen thörichten Günſtling, der Wache übergeben, und als einen des Hochverrathes Angeklagten nach Arras führen, um ſeinem Ankläger, Denis, gegenüber geſtellt zu werden.

Wie viel der Prinz Carl nun auch erlangt hatte, ſo wußte er doch, daß, wenn auch Köſtein aufgeopfert würde, man die Sache doch wohl ſo führen könne und werde, daß von demjenigen, was er eigentlich zn wiſſen begehre, nur wenig zu Tage kommen möchte. Er vermuthete, daß die Richter ſelbſt den Kläger wie Beklagten ſo führen und lenken würden, daß die vielverſchlungene Verwicklung ſich in Privathändel und perſönlichen Haß und Mord auflöſen würde. Der Prinz ſah manches deutlich und ahndete noch weit mehr, und doch mußte er ſich geſtehn, daß er nicht wünſchen könne, Alles zu erfahren, und das weit verbreitete Netz des Verrathes ganz zu faſſen und mit allen ſeinen Fäden in den Händen zu haben. Konnte er als Fürſt handeln, ſo war viel gewonnen. Aber vom Argwohn des Vaters konnte er es nicht erwarten, daß dieſer ihn zu ſeinem Stellvertreter ernennen und ſich von den Regierungsgeſchäften zurückziehen würde. Hätte der alte Fürſt auch ſelbſt aus Ueberdruß einen ſolchen Entſchluß faſſen können, ſo widerſetzten ſich alle Räthe und alle Verwandte des Herren einem ſolchen Schritte mit allen Kräften und auf jede Weiſe, weil die meiſten fürchten mußten, daß der junge Prinz damit anfangen würde, ihnen allen Einfluß zu entziehen. Seine raſche, zornige Art, ſeine unfreundliche Laune hatte zu oft ſchon ſeinen Widerwillen gegen die Vertrauten und Günſtlinge ſeines Vaters kund gegeben.

Denis war früher ein Diener des Ritter Köſtein geweſen, von deſſen Gnade er lebte. Denis hatte dann Reiſen unternommen, und keiner wußte, wohin oder zu welchem Entzweck. Nur ſo viel hatte man erfahren, daß er in Frankreich und Italien geweſen ſei. Seit der Dauphin von Frankreich am Hofe Philipps lebte, hatten ſich die meiſten Freunde des Herzoges an den Dauphin geſchloſſen, vielerlei mochte verabredet ſein, worauf diejenigen, die gegen den Prinzen Carl waren, mit Sicherheit rechnen konnten, da jetzt dieſer eilfte Ludwig zum König von Frankreich gekrönt war.

Denis hatte ſich endlich mit ſeinem Beſchützer Köſtein entzweit. Sie ſtritten um eine Schuld, die der junge Köſtein nicht anerkennen wollte. Denis erlaubte ſich ſonderbare Reden, über welche diejenigen erſchraken, die ihn in ſeiner frühern Abhängigkeit geſehen hatten. Er bedrohte Köſtein und gab zu verſtehn, deſſen Wohlfahrt liege unbedingt in ſeinen Händen. Köſtein, der dies vernahm, verlachte dieſe Drohungen, und gab ſich die Miene, Denis zu verachten. Er brachte aber durch Geſchenke einen armen Verwandten des Canonicus Melchior dahin, daß dieſer es über ſich nahm, den unnützen Schwätzer Denis aus dem Wege zu räumen. Als Denis dies erfuhr, ſuchte er ſich auch eine Parthei zu machen, und nach einigen Tagen fand man den Vetter des Canonicus ermordet. Seitdem war Denis unſichtbar geworden, weil alle Welt ihn für den Mörder hielt, und die Gerichte einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatten. Man ſuchte ihn emſig auf, ohne ihn finden zu können. Dem Herzoge hatte man erzählt, dieſer Mörder trachte nicht nur nach dem Leben ſeines Lieblings, des jungen Köſtein, ſondern nach dem des Fürſten ſelber. Die Nachſuchungen und das Forſchen nach dieſem Denis war nun um ſo heftiger. Er war offenbar von mächtiger Hand beſchützt; und da ſeine Gegner doch endlich ſeinen Aufenthalt in Arras entdeckten, ſo ſuchten ſie ihn in einer Nacht meuchleriſch aus dem Wege zu räumen. Er war nicht ohne Hülfe und Begleitung, und jener Strauß erfolgte. Köſtein und deſſen Freunde hielten ihn für todt, und er war verſchollen, bis Melchior ihn durch Zufall bei der alten Gertrud entdeckte. Hätte der Canonicus die Geſinnung des jungen Köſtein mehr gekannt, ſo würde er den Gefangenen vielleicht nicht den Gerichten übergeben haben; denn der Günſtling, der die Sache ſchon für ganz abgemacht hielt, mußte jetzt von neuem in die Fragen und Antworten eingehn. Er dachte es indeß durch ſeine Stellung und die Gunſt des Herzoges durchzuſetzen, und hielt es nicht für ſchwer, ſeinen ehemaligen Vertrauten einem ewigen Gefängniß überliefern zu können. Jetzt wendete ſich Denis an den Grafen Charolais ſelbſt und behauptete, Köſtein habe ihn nach Turin geſendet, um Gift für ihn zu kaufen, mit welchem der Ritter den Erben Burgunds langſam hinrichten wolle.

Wenn Carl, den die Welt nachher den Kühnen nannte, auch dieſe Beſchuldigung glaubte, ſo hatte er in ſeiner Stellung immer nur wenig gewonnen, wenn ihm der unbedeutende Köſtein aus ſeinem Wege geräumt würde. Er war bei mehreren Verhören ſelbſt zugegen, und Denis mußte dem Ritter ſeine Anklage ins Angeſicht wiederholen. Köſtein leugnete bald, bald gab er zu, und entſchuldigte ſich nur damit, die geheimen Schachteln hätten kein Gift, ſondern ein künſtlich bereitetes Liebespulver enthalten, durch welches Köſtein die Liebe und das Vertrauen des Thronerben habe erwerben wollen, weil er deutlich deſſen Haß gegen ihn erkannt habe. Die Pulver ſelbſt aber waren nicht mehr vorhanden und in andern Verhören ſchien es wieder, als ſei dieſes Vorgegebene nur eine armſelige Lüge des Denis, der ſich durch dieſe gegen die ſchweren Anklagen Köſteins und des Canonicus Melchior retten wollte.

Richter und Beiſitzer, Advokaten wie Schöffen führten die Sache ſo, daß der Prinz wohl merkte, wie durch höhern Einfluß Alles gehemmt ſei und der Prozeß weſentlich nicht aus der Stelle rücke. So oft die Unterſuchung ſich zu den Gewaltigen des Landes zu lenken ſchien, ſo oft Kläger und Angeklagter auf dieſen oder jenen irgend eine Hinweiſung vorbrachten, ſo wurde bald auf mehr oder minder künſtliche Art die Sache wieder in einen andern Weg geleitet. Denis ſchien weniger als Köſtein zu wiſſen, aber man mußte glauben, daß Köſtein den Glauben gefaßt hatte, er könnte ſein Leben retten, wenn er ſchwiege, durch Widerſprüche ſeine eignen Ausſagen ſchwäche und lieber ſich Lügen beweiſen ließe, als daß man ſeiner Wahrheit vertraute.

Endlich wurden beide, Kläger und Angeklagter, des Todes ſchuldig befunden. Köſtein, als Giftmiſcher, welcher den Prinzen hochverrätheriſch habe hinrichten wollen, und Denis als Mörder und Mitwiſſender dieſes Plans.

Am Tage vor ſeinem Tode ließ Köſtein den Grafen Carl um ein vertrautes Geſpräch in einem einſamen Zimmer erſuchen, wo ſie von Niemand behorcht werden könnten. Die Richter und Edelleute wollten dem Prinzen abrathen, den Böſewicht vor ſich zu laſſen, der vielleicht in Verzweiflung jetzt noch einen Mordverſuch an ſeiner geheiligten Perſon wagen würde. Doch Carl lächelte und ließ den Verbrecher vor ſich erſcheinen. Alle übrigen mußten das Zimmer verlaſſen und Köſtein, krank, blaß und ſchwach kniete vor dem Thronerben nieder.

Der Graf Charolais ſtand groß und ſchlank vor dem in den Staub geworfenen Sünder, ſah ihn aus ſeinem trotzigen braunen Geſicht mit den dunkeln Augen ſcharf an und ſagte, indem er ihm mit der Hand winkte: Steht auf, Köſtein, was habt Ihr mir zu ſagen?

Köſtein ſtand zitternd auf, warf den ſcheuen Blick umher und fragte: Iſt auch gewiß Niemand zugegen?

Niemand, der uns hören könnte, ſagte der Prinz; Ihr ſaht ſelbſt, wie ſie ſich alle in das fernſte Vorgemach zurückgezogen haben. Ich denke aber doch, Ihr werdet mir hier die Geſchichte von der Vergiftung oder von den Liebestränken nicht wiederholen wollen, oder alle jene Thorheiten, was Euch gegen Denis aufgebracht, oder was Ihr gegen den Elenden verſchuldet haben ſollt. Ich denke, um dergleichen war es Dir beim Bitten um dieſes Geſpräch nicht zu thun.

Nein, mein gnädigſter Herr und Fürſt, ſagte Köſtein, ſondern da ich ſehe, daß mein Leben verfallen iſt, daß die Hoffnungen, die man mir machte, trügeriſch ſind, will ich Euch vor meinem Tode wenigſtens einen Dienſt leiſten, da ich Euch durch mein Leben ſo ſehr entgegen geſtrebt habe.

So ſprich, ſagte der Fürſt.

Der Graf Etampes, der jetzt hier zugegen iſt und mich mit ſo vielen Verſprechungen hinterging, iſt einer Eurer ſchlimmſten Feinde. Aber wo hättet ihr die nicht? Die Nivernois, die Croys, die Räthe Eures Vaters, faſt alle Großen des Landes. Man hat auch mich gemißbraucht, den alten Fürſten gegen Euch aufzubringen, Euch zu verläumden; die Parthei der Franzoſen im Lande und unter Eurer nächſten Umgebung iſt ſehr groß. Man vertraute mir manches, und mehr noch habe ich errathen und erhorcht, da man mich für leichtſinnig und unbedeutend hielt, und viele ſich in meiner Nähe ohne Rückhalt betrugen.

Fahre fort, ſagte der Prinz, und ſprich offen, da Du nichts mehr zu wagen haſt.

Eure nächſten Diener, ſagte Köſtein, ſind Euch ungetreu, wie Ihr Euch noch in dieſer Woche davon überzeugen könnt. Wenn Ihr nach Gorkum von hier geht, ſo ſind alle Anſtalten getroffen, Euch auf einem Schiffe heimlich zu entführen.

Der Prinz ſprang zurück. Wie? rief er aus; Du lügſt!

Ein flüchtiger Brabanter, Rubempré, iſt dort in der Stadt; ſein Schiff iſt im Hafen. Er verweilt da unter allerhand Vorwänden. Orli, Euer Kammerdiener, Franz, Euer Stallmeiſter, wiſſen um die Sache. Am Abend in der Dämmerung, indem Ihr nach Hauſe geht, ſollt Ihr unter einem glaublichen Vorwand in eine Barke gelockt, und von dort mit Gewalt auf das ſegelfertige Schiff gebracht werden, welches dann ſogleich in See ſticht.

Der Prinz hatte ſich entfärbt und war in tiefem Sinnen. Und wohin mich führen? fragte er dann.

Darüber ſind die Verräther wohl noch ſelbſt nicht einig. Genug, Euer Leben iſt in Gefahr, wenn Ihr dieſer Bosheit nicht zuvorkommt. Wie Euch der König von Frankreich haßt und fürchtet, brauche ich Euch nicht zu ſagen. Euer Vater iſt ſo gut, daß er der edelſte der Menſchen ſein würde, wenn ſeine Schwache, ſein Mißtrauen ihn nicht immer wieder in die Hände Eurer Feinde lieferte. So ſehr er Euch liebt, ſo giebt es Stunden, wo ſein Mißtrauen, von den Croys und der franzöſiiſchen Parthei genährt, ſo ſtark wird, daß er Euch fürchtet, vor Eurer Heftigkeit zittert, und Euch die ſchwärzeſten Complotte gegen ſeine Staaten und ſeine Perſon zutraut. Wie gereut es mich, daß ich mich ſelbſt dazu habe mißbrauchen laſſen, ſo viele ſeiner heitern Stunden zu vergiften. So glaubt er jetzt, Ihr habt Euch vom Hofe entfernt, um nach Holland zu gehn, und Euch dort als Souverain und unabhängigen Fürſten zu erklären.

Der Prinz ſchlug die Hände im Erſchrecken zuſammen. Nein! rief er dann, bleich im Geſicht, ich habe niemals glauben können, daß es die Bosheit meiner Feinde ſo weit treiben würde! — Er ging im Zimmer mit großen Schritten auf und ab. — So iſt es mit mir denn ohngefähr eben ſo, — ſprach er für ſich ſelbſt, — wie es mit dieſem Dauphin Ludwig und ſeinem Vater Carl ſtand! — Dieſes ewig wache Mißtrauen — dieſe grübelnde Zweifelſucht — dieſe Unfähigkeit, Glauben zu faſſen — ſie vergiftet jede Liebe, ſie machen die Bande der Natur ſchwach und zerreißen ſie oft. — Zwar bin ich kein ſchleichender, boshaft kluger Ludwig, und mein Vater iſt ſtärker als der ſchwache Carl es war — und doch! — Oft iſt es ja nur Nothwehr, wenn das doch endlich geſchieht und geſchehen muß, was erſt nur Lüge und Verläumdung war! — Wie traurig, wenn auch der beſte Sohn nach dem letzten Tage des Vaters ausſehen muß, durch welchen er erſt frei und mündig wird! —

Sein Blick war zornig, ſeine Wange roth geworden. — Und dieſer Rubempré, fragte er haſtig, indem er ſich wieder nahe vor Köſtein hinſtellte, — welcher iſt es? Der Baſtard oder deſſen Bruder?

Ihr wißt, ſagte Köſtein, der Bruder, der ſonſt auch ein lieber und vertrauter Diener Eures Vaters war, iſt jetzt bei Ludwig dem Eilften in großem Anſehn, nachdem er Eure Dienſte hier, mit ſchlechtem Vorwande, verlaſſen hatte; dieſer hat wohl, auf Befehl des Königs, den Baſtard ausgeſendet, um Euch zu fangen. Ludwig rechnet feſt auf Enren Untergang, und wird gewiß, wenn Ihr ihn nicht überflügelt, alles verſuchen, um Euch zu ſtürzen. Vielleicht will er Euch als Geißel entführen, um Eurem Vater Provinzen abzudringen; vielleicht iſt es auf Euren Mord abgeſehn. Die nächſten Mitgenoſſen und Unterhändler dieſer Bosheit ſind Eure ſchlimmſten Feinde, die Herren von Croys. Aber, wenn es Euch auch gelingt, dieſen Baſtard zum Geſtändniß und zur Strafe zu bringen, dieſen Croys werdet Ihr, ſo lange Herzog Philipp lebt, niemals etwas anhaben können, und dieſer Rubempré iſt ſo klug und vom liſtigen König gewiß ſo vorbereitet, daß Ihr Euch hüten müßt, daß in der Unterſuchung die Anklage des Verbrechens nicht gegen Euch ſelbſt gewendet werde.

Gut! gut! rief Charolais, dem Anſchein nach wieder beruhigt. Ich ſehe immer deutlicher, ich ſtehe auf einer dünnen Eisrinde über einem Abgrunde. Das Nothwendigſte iſt vorerſt, dieſen Rubempré zu fangen, und mich dann mit meinem Vater ganz und herzlich auszuſöhnen, um ihm die Augen zu öffnen.

So thut, mein gnädigſter Herr, denn einige Eurer nächſten Umgebung, ſcheinbar Eure Freunde, und die gegen Euch immer ſo eifrig auf den Herzog Philipp ſchelten, ſuchen Euch täglich zu überreden, Euch in Holland, oder hier in Flandern als unabhängig zu erklären und die Fahne des offenbaren Aufruhrs zu ſchwingen. Ich brauche Euch ſie nicht zu nennen, die ſchon mehr wie einmal Euch dies als das einzige Mittel, Euch zu retten, heftig angeprieſen haben. Ihr habt ihnen ſchon ein geneigtes Ohr geliehen; ja im vorigen Monat ſeid Ihr ſchon ſchwankend geweſen. Alles dies weiß der Herzog, denn von den Croys, die mit dieſen rechtlichen Herren Eurer Umgebung in Verbindung ſtehn, erfährt Euer Vater alles. Und mit Zuſätzen und Uebertreibungen, wie Ihr Euch ſelbſt vorſtellen könnt.

So iſt mir denn, rief der Fürſt wehmüthig und erzürnt aus, der Vater faſt ein eben ſo gefährlicher Feind als der König von Frankreich! Und nirgend Freunde!

Ihr entfernt ſie durch Eure Heftigkeit, ſagte Köſtein, und durch Eure wechſelnde Laune, ſo daß es kaum möglich iſt, Vertrauen zu Euch zu faſſen. So höre ich wenigſtens alle die ſprechen, die ſich, weil ſie es vielleicht gut meinen, entſchuldigen wollen.

Schweig! ſagte der Fürſt mit einiger Entrüſtung; ich habe Dich nicht rufen laſſen, daß Du mir Lehren geben ſollteſt; und wenn auch vielleicht einiges Wahre in Deinen Worten wäre, ſo ziemt dem tiefgebornen Vaſallen nicht, ſie auf dieſe Weiſe auszuſprechen.

Vergebt mir, ſagte Köſtein demüthig; einer, der doch zum Tode verdammt iſt, wagt mehr als der Freund und Rathgeber.

Und ſo danke ich Dir, ſprach der Fürſt; oder haſt Du mir noch etwas zu entdecken?

Noch eine Anzeige kann ich Euch mittheilen, ſprach der junge Mann zagend, die Euch vielleicht die unglaublichſte von allen dünken wird. Als jene dort in Gent, Brüſſel und Brügge von dem Unſinn hier, dem Hexen-Prozeß, erfuhren, ſo verſchmähten dieſe große Herren auch dieſe thörichten Begebenheiten nicht. Ich ſprach mit dem Grafen Etampes, der jetzt die Stadt bei dieſer Gelegenheit geplündert, und das Vermögen der reichſten Einwohner im Namen Eures Vaters eingeſtrichen hat, und er fand nicht nur meinen hingeworfenen Rath, daß ihn der Abfall dieſer verkehrten Menſchen aus allen ſeinen Verlegenheiten helfen könnte, ſehr vernünftig, ſondern er meinte auch gleich, es ſei von der höchſten Wahrſcheinlichkeit, daß Fürſten und Herren, Monarchen und große Charaktere wohl auch ſchon von dieſer Gottloſigkeit durchdrungen ſein möchten. Noch mehr ergriff die Familie Croys, die ſich immer durch Rechtgläubigkeit und frommen Sinn ausgezeichnet hat, dieſe aberwitzigen Geſchichten. Man freute ſich, daß der blödſinnige Biſchof hier in ſeiner Verblendung die Sachen ſo ernſthaft nahm. Man wartete es nur ab, wie Bürgerſchaft und Adel, wie Frankreich und die übrigen Provinzen dieſen Prozeß anſehn würden. Alle hofften eifrig, das Feuer ſollte alle Stände und die Vernunft aller Menſchen ſogleich ergreifen. Man hörte nicht auf eine Einwendung, daß jede tüchtige Dummheit Jahre brauche, um ſich einzuwurzeln und die ſegenreichen Früchte zu tragen. Ja, mein Prinz, wäre Frankreich und Deutſchland, vorzüglich aber Euer Land, in einen pöbelhaften Jubel und Glaubenseifer über dieſe ruchloſen Anklagen und Verhaftungen ausgebrochen, hätten ſich nicht Adel und Bürgerſtand, vorzüglich aber die Univerſität von Paris und die Doktoren dagegen erklärt, ſo — —

Nun, ſo? rief der Prinz; ſprich, Unglücklicher! —

So, ſagte Köſtein zögernd, — ſo hätte dieſer und jener es wohl einer Armgard, oder Thalburg, oder wie die alten Weiber heißen mögen, auf die verdorrte Zunge gelegt, Euern Namen zu nennen, und Euch als einen Genoſſen des Sabbaths anzuklagen. —

Der Prinz ging plötzlich wieder auf und ab und rief:

Sollte es möglich ſein? So ſehe ich denn wie man meinen Vater und auch mich verachtet! — Ich will Dir hierin nicht glauben, Thörichter. — Haſt Du aber nicht, ſprich ſelbſt und ungezwungen, Deinen Tod zehnfach verdient, der Du ſo um alle dieſe Complotte wußteſt, zu ihnen gehörteſt und ſchwiegſt?

Des Todes, ſagte Köſtein ruhig, bin ich ſchuldig; ich ſterbe, aber Ihr könnt nicht alle hinrichten laſſen, die eben ſo, oder noch mehr ſchuldig ſind als ich.

Du haſt Recht, Elender, antwortete der Fürſt, winkte, und ließ Köſtein wieder fortführen, der am folgenden Tage enthauptet wurde, ſo wie Denis, ſein ehemaliger Geſell.

Der Prinz ging nach Gorkum und ließ dort den Baſtard Rubempré verhaften, verſöhnte ſich mit ſeinem Vater, und gerieth in tiefe Verwicklung mit ſeinem Adel und dem Könige von Frankreich.

Das Leben des Dechanten war gebrochen. Sein geiſtlicher Stolz war zu einer irren, ungenügenden Demuth, ſeine Sicherheit des Wiſſens zum leeren Zweifel, und ſein feſter Sinn zur Haltungsloſigkeit herabgeſunken. Seine Mitbrüder erkannten ihn kaum wieder, wenn ſie ihm begegneten.

Der Biſchof, jetzt noch dreiſter geworden, ließ wiederum Bürger und Kaufleute, auch Bauern verhaften, die ſich verdächtig gemacht hatten oder die angezeigt waren; der Dechant aber zog ſich von allen Unterſuchungen und Verhören zurück, Krankheit vorſchützend, welche ihm auch aus Angeſicht und Auge zu ſprechen ſchien.

Er vermied die Menſchen, irrte gern im Felde umher, und verſchloß ſich dann wieder in ſeiner ſtillen Zelle. Dort blätterte er in einer Nacht in Papieren und Briefen, die ihm noch aus dem Nachlaß der alten Gertrud, von der Unterſuchung ihrer Anklage, waren liegen geblieben; andre hatte ihm der Biſchof, nach gefälltem Urtheil, wieder zurückgeſendet. Da ſie freiwillig alles ſelbſt bekannt hatte, ſo waren dieſe Blätter nicht beachtet worden, und der Dechant nahm ſie jetzt, in tiefer Nacht, um ſich zu zerſtreuen, wieder vor. Unvermerkt war er in Briefſchaften mit aller Aufmerkſamkeit feſtgehalten, die von der Jugendgeſchichte der alten Zauberin vieles erzählten; ſie war die Tochter vornehmer und reicher Eltern in Gent, hatte viele Freier gehabt und einen nach dem andern höhniſch abgewieſen. Ihre Schönheit lockte aber neue an, die eben ſo hart behandelt wurden. Dies alles zeigte ſich auf alten vergelbten Blättern, zerriſſenen Zetteln und in einer alten Kapſel, welches alles auf dem Grunde eines halb vermoderten Kaſtens, des einzigen, den die Alte beſaß, gelegen hatte. Von ihr waren dieſe Blätter gewiß vergeſſen worden, ſonſt hätte ſie ſie wohl nicht aufbewahrt.

In der Kapſel fand ſich eine Sammlung von Briefen, welche mehr zuſammen hingen; ſie waren faſt alle von derſelben Hand. Ein junger, ſchöner Krieger hatte endlich den Zauber der Spröden gebrochen, ſie war ihm mit Wohlwollen, ſpäter mit Liebe entgegengetreten. Bald war ihr Verhältniß ein vertrautes geworden. Unwillkührlich ſtellte ſich dem Dechanten das Bild der Frau Catharina vor, indem er dieſes Lob der Schönheit, die Schilderung der Reize las; er ſchauderte, wenn er einen Augenblick wieder an die alte, greiſe, wahnſinnige Gertrud dachte, an welche ein wilder und frecher Jüngling, in Liebe erglüht, dieſe trunknen Worte vor vielen Jahren gerichtet hatte. Der ſchwärmende Soldat vertheidigte ſich in andern Briefen gegen Anklagen, verſprach beſſer zu werden und wieder die Kirche zu beſuchen. Es fand ſich ſogar das Zeugniß eines Prieſters, daß er wieder gebeichtet und am Sakrament Theil genommen hatte. Nun wurde auch der Name dieſes Kriegers deutlicher, der Zeit nach traf es ebenfalls zuſammen, daß er kein anderer war, als der Vater der Catharina Deniſel. Nun fehlten Blätter, und es war plötzlich von einem Knaben die Rede, welchen der Liebende heimlich bei guten und ſichern Leuten untergebracht hatte. Die Briefe tröſteten, die Worte, wie gezwungen ſie geſtellt waren, ſuchten zu beruhigen. Es ergab ſich, daß die Eltern der ſchönen Gertrud vor Gram geſtorben waren, da ſie die Schmach ihres Kindes entdeckt hatten. Wieder Troſt und Nachricht vom Knaben, der von einer wohlwollenden Frau auf dem Lande verſorgt wurde. Er beſchreibt die Lage des Dorfes und des Hauſes. Er kann aber ſeine Verlobte, auch ein reiches, angeſehenes Mädchen, nicht verlaſſen; ſelbſt ſein Beichtvater macht es ihm zur Gewiſſensſache. Dieſe Verlobte war die Mutter der Deniſel, wie es Name und Familie zeigte. Jetzt ſah man, wie die kürzeren und ſeltneren Briefe das Erlöſchen ſeiner Leidenſchaft deutlich ausdrückten. Die Wittwe des Waſſermüllers hatte dem Beichtvater den Knaben, der ſchon drei Jahr alt war, übergeben; er wollte ihn zum Geiſtlichen erziehen. Dieſer Prieſter hieß Dubos; ein ſtrenger Mann; er meldete plötzlich, der kleine Markus ſei verſtorben. — Ein wilder Brief der Gertrud, wie es ſchien der Entwurf eines abgeſendeten, ſchilderte ihr Elend; ſie wollte alles, was ſie beſaß, den Armen geben, und unbekannt, zur Strafe und Abbüßung ihrer Sünden, als Bettlerin leben. — Sie mußte dieſen Vorſatz wohl ausgeführt haben, und in Arras, einer fremden Stadt, hatte ſie ſich verborgen und den Augen aller Bekannten und Freunde entzogen.

Plötzlich geſchah wie ein heftiger Ruck im Gehirn des Leſenden. Ihm ſchwindelte. Er las wieder, und immer deutlicher wurden ihm die Erinnerungen, immer klarer trat alles in Zuſammenhang. Er erinnerte ſich jener Mühle im ſchönen Thal, er gedachte des ſtrengen, finſtern Prieſters, von dem er den Namen Dubos hatte annehmen müſſen. Als man ihn ſelbſt zum Prieſter weihte, forſchte er bei Dubos nach ſeinen eigentlichen Eltern, da er doch kein Sohn eines Geiſtlichen ſein könne. Dubos hatte ihm im Vertrauen eröffnet, er ſei die Frucht der Sünde und möge ſeinem Urſprunge nicht nachforſchen, auch ſeien alle ſeine Angehörigen geſtorben, die man ſchon längſt vor ihrem Tode von ſeinem Hinſcheiden überzeugt habe, um ihn ganz für die Kirche, als einen Sohn derſelben, ohne Einſpruch von andern erziehen zu können. Seine Eitelkeit erſchrak damals vor dieſer Entdeckung, und er ſelbſt ging von der Zeit an allen Fragen über ſeine Herkunft am meiſten aus dem Wege.

Jetzt enthüllte ſich ihm das ganze entſetzliche Geheimniß. Gertrude war ſeine Mutter geweſen und Catharina Deniſel von ſeinem Vater her ſeine Schweſter. Von Leidenſchaft geblendet hatte er dieſe verrathen, und dazu geholfen, ſie und die eigne wahnſinnige Mutter dem Scheiterhaufen zu überliefern.

Ein ungeheurer Haß gegen den Biſchof und gegen ſich ſelbſt ergriff ſein zerrüttetes Gemüth. Er verließ die Zelle und irrte die ganze Nacht wehklagend in der Stadt umher. Die Einwohner erſtaunten, ihm am Morgen ſo zu begegnen, der alle Zeichen des Wahnſinns an ſich trug. Ohne Zuſammenhang erzählte er jedem von ſich, dem Biſchof, der alten Gertrud und der ſchönen Deniſel. Der Biſchof, der von ſeiner Verrücktheit hörte, ließ ihn nicht vor ſich, als er dieſen um ein Geſpräch erſucht hatte, und man führte ihn noch an demſelben Tage in ein Zimmer des Narrenthurms, wo er nach einigen Wochen in ſeinem Elende verſchied, indeß man ſich in der Stadt mit den ſeltſamſten Gerüchten von ihm trug. Zum Theil hatte man die Wahrheit errathen, alles aber ward durch die Zuſätze und Erzählung der gemeinen Bürger in ein grauſenhaftes Mährchen verwandelt.

Der Biſchof ſah ſeine Krankheit und Raſerei nur für Beſtrafung an, die ihm wegen ſeines vertrauten Umgangs mit der Hexe Deniſel vom Himmel verhängt ſei. Er war froh, daß der Dechant ſo von ſeinem geiſtlichen Amte entfernt war, denn er kämpfte immer mit ſeinem Gewiſſen, ob er ihn nicht als Zauberer und Ketzer verhaften und verdammen ſollte.

In dieſer Stimmung, ſich ſchon freuend, wie viel die neuen Verhöre der Eingekerkerten und die Ausſagen auf der Folter wieder ergeben, welche Entdeckungen aus ihnen hervorgehn müßten, erhielt der Prälat folgendes ſeltſame Blatt, welches ſein Gemüth noch höher aufſpannte.

„Morgen, gegen die Zeit der Dämmerung, ſeid Ihr allein, denn Alles folgt der großen Prozeſſion, die Ihr diesmal nicht begleiten wollt. Hoher Mann, wenn Ihr um die Zeit, doch ohne alle Begleitung, einen Unbekannten in dem dunkeln Buchengange Eures Gartens ſprechen wollt, ſo kann dieſer Euch viel wichtigere Entdeckungen mittheilen, ſonderbarere als alles, was bisher gefunden iſt. Mißtraut Ihr mir, ſeid Ihr nicht ganz einſam, ſo erſcheint Niemand, und Ihr bleibt vom hohen Geheimniß ausgeſchloſſen."

Das Blatt war ſonderbar undeutlich geſchrieben, und der Biſchof ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, wie er ſich zu benehmen habe. Da es ihm aber ſchien, daß ein Gleich- und Wohlgeſinnter, ein Eifernder für die gute Sache ihm dieſe Worte geſendet hatte, ſo theilte er Niemand den Inhalt deſſelben mit, und erwartete mit Ungeduld die Dämmerung. Da er ſich nicht wohl befand, entfernte er, um ganz einſam zu ſein, alle Diener, und begab ſich dann am Abend in den dunkeln, abgelegenen Buchengang. Er erſtaunte, den Unbekannten, einen rieſengroßen Mann, der ſeine ſtarke Figur bis auf den Kopf ſogar in einen ſchwarzen Mantel gehüllt hatte, ſchon dort zu finden.

Schüchtern näherte ſich der Prälat der großen finſtern Geſtalt und ſagte: Ihr ſchon hier? Der Thürhüter hat noch Niemand eingelaſſen.

Brauch' ich des Eingangs dort? antwortete der Fremde mit dumpfer tiefer Stimme; mir ſtehn alle Wege offen, und ich hätte Euch deshalb eben ſo gut in Eurem Zimmer, ohne Anmeldung, beſuchen können.

So? ſagte der Biſchof, und es ſchauerte ihn. Und was könnt Ihr mir entdecken?

Daß, wenn Ihr nicht morgen ſchon, rief der Verhüllte, morgen ſchon alle die unſchuldig Eingekerkerten freigebt, Ihr, Unſinnigſter, ſelbſt in wenigen Wochen als Ketzer und Hexenmeiſter den Scheiterhaufen beſteigt, auf derſelben Stelle, wo Ihr jene Armen, falſch Angeklagten oder Wahnſinnigen habt hinrichten laſſen.

Der kleine Biſchof zitterte und mußte ſich an einen Baum lehnen. Und, wenn ich ſie nicht freiſpreche? ſagte er mit dünner, faſt erlöſchender Stimme, indem er ſich zu ermannen ſtrebte.

Zehn böſe, wilde Menſchen haben ſich verſchworen, wenn Ihr nicht von Eurem Raſen laſſet, Euch einſtimmig als einen der oberſten Hexenmeiſter anzugeben, ſagte jener. Sie alle ſind ſelber in den Sabbath eingeweiht, ſind alle Zauberer: aber ſie ſind ſo von böſen Geiſtern beſeſſen, das ſie ſich alle mit Lachen wollen verbrennen laſſen, wenn ſie Euch, giftigen Pfaffen, nur ebeufalls den Flammen überliefern können. Sind alſo die Gefangenen morgen nicht frei, ſo tobt morgen ſchon der Zeter durch die ganze Stadt, daß Ihr auch ein Mitglied des Hexen-Sabbaths ſeid; die Bürger und der Adel, die Ihr gemißhandelt habt, werden es glauben, und Ihr werdet nach denſelben Formen gerichtet und verdammt, die Ihr ſelber eingeführt, und die Ihr nicht wieder umſtoßen könnt.

Wer ſeid Ihr denn, klagte der Biſchof, furchtbarſter aller Menſchen?

Ich bin kein Menſch! rief der Fremde mit donnernder Stimme, und ſchlug den Mantel vom Geſichte zurück, das ſchwarz, verzerrt und mit brennenden Augen den halb ohnmächtigen Prälaten angrinzte; der Satan bin ich, ſagte die hohe Geſtalt, der Dir ſchon ſonſt Geiſter und Geſpenſter zugeſendet hat, um Dich zu ängſtigen. Keinen von den Unſchuldigen, die Du haſt hinrichten laſſen, habe ich bekommen, und Carrieux war ein frommer Mann; aber auf Deine Seele rechne ich!

Der Biſchof ward von ſeinen Leuten, die ihn ſuchten, da es finſter geworden war, ohnmächtig auf der Erde gefunden. Er war ſeitdem ſtill und gemüthskrank, ließ die Eingekerkerten frei, und zog ſich, als ſchwach am Verſtande, von allen Geſchäften zurück. Guntram, der zurückgekommen war, hatte, für ſeine Kraft ein Leichtes, die Mauer des Gartens überſtiegen, um in der Maske den Prälaten zu erſchrecken. Und ſo endigte mit einer Poſſe dieſes fratzenhafte Poſſenſpiel der unmenſchlichſten Tragödie, die Unvernunft gedichtet und blödſinnige Grauſamkeit hatte aufführen laſſen.

Als der Herzog von Burgund, Philipp der Gütige oder Gute, mit dem Grafen Etampes und ſeinen übrigen Günſtlingen zuſammenkam, ward auch die Rede auf die Hexengeſchichten von Arras gewendet; ich will nicht, ſagte er, da der Biſchof krank iſt, daß in dieſer Sache fortgefahren werde. Ich glaube, daß der von Baruth nur das Heil der Kirche und die Unverletzlichkeit der Religion im Auge gehabt hat. Aber unſre Nachbarn ſind erſchreckt, die Sache iſt räthſelhaft, der ſtärkſte Ankläger iſt krank geworden, der Dechant iſt wahnſinnig; — kann man es, unter dieſen Umſtänden, nicht auf ſich ſelbſt beruhen laſſen?

Der Graf Etampes gab dem Herzoge Recht und bewunderte deſſen Klugheit und Menſchenliebe. — Nun gut, fuhr der alte, kranke Herzog fort, ich habe mich mit meinem Sohne verſöhnt, und wünſche, daß alle meine Vaſallen jetzt, dieſe Ausſöhnung beherzigend, ihn als mein zweites Ich, als meine eigne Perſon anſehen mögen. Graf Etampes, lieber Vetter, von Deutſchland, Frankreich und England habe ich Briefe erhalten, die mir melden, daß ich, als meineidiger Fürſt, unter dem Vorwand der Ketzerei, mich des Vermögens meiner Unterthanen bemächtige, und ſie, damit keine Einrede ſtattfinde, verbrennen laſſe, um ihnen den Mund zu ſtopfen. Ihr, Vetter, ſeid mein Zeuge, daß dem nicht ſo iſt; wir müſſen aber den böſen Menſchen die Mäuler ſtopfen, die immerdar ſchwatzen, ohne daß ſie ſelber wiſſen, was ſie eigentlich ſagen. Ich bin alſo der Meinung, daß man der Frau des Köſtein, obſchon er wegen Hochverrath hingerichtet, iſt, die Güter und das Vermögen des Mannes laſſe, welches ich ihm alles geſchenkt habe. Er war, ſeine Bosheit abgerechnet, ein guter Junge, und man muß auch nicht immer das Aeußerſte durchſetzen wollen.

Der Graf verneigte ſich und war derſelben Meinung. Er war für jetzt aus allen ſeinen Verlegenheiten gerettet, und wenn er auch die Summe, für welche ſich Beaufort verbürgt hatte, bezahlte, ſo blieb ihm doch von den eingezogenen Gütern ſo viel übrig, daß dieſe Wiederzahlung einer alten Schuld nur eine Kleinigkeit war.

Der eigentliche Biſchof von Rom kehrte jetzt von ſeiner Geſandtſchaft zurück. Er mißbilligte das Verfahren ſeines Stellvertreters, und eben ſo der Papſt. Noch mehr that dies der berühmte Aeneas Sylvius, Graf Piccolomini, welcher jetzt den Stuhl beſtieg. Doch blieb der Hexen-Prozeß noch in der Schwebe.

Nach zwei Jahren ward Schakepeh, der Ritter Beaufort, Taket und Joſſet freigeſprochen, aber ſie waren verarmt. Jetzt ließ Schakepeh ſeine Tochter von Paris zurückkommen, die wenigſtens ihre Mitgift gerettet hatte, obgleich dies als ein Geheimniß verſchwiegen wurde. Sie vermählte ſich dem jungen Friedrich, und die Eltern kauften vom Grafen Etampes jene unſcheinbare Hütte in der Vorſtadt, in welcher Gertrud gelebt hatte. Nach und nach ließen die Familien von ihrem klug geretteten Vermögen etwas mehr ſehn, kauften die Nebenhäuſer, die auch nur unſcheinbar waren, und bauten neue.

Endlich, als der Biſchof, der Dechant, der alte Herzog, Graf Etampes längſt verſtorben waren, und ſchon lange vor ihnen der alte Beaufort, als Burgund geſtürzt und zwiſchen Frankreich und Oeſtreich getheilt war, als Friedrich von ſeiner liebenswürdigen Sophie ſchon erwachſene Söhne und Töchter hatte, ward jener Hexen-Prozeß von 1459 noch einmal durchgeſehn, und völlig kaſſirt und für null und nichtig erklärt. Man rief aus, daß Peter Carrieux, der Maler Labitt, Frau Catharina, die alte Gertrud und die übrigen Weiber, welche verbrannt waren, ſo wie Beaufort, deſſen Sohn, Taket, Joſſet, Schakepeh, und wer noch beſchuldigt war, völlig unſchuldig, rein und tugendhaft befunden wären, und das Gedächtniß und die Ehre ihrer Familien und ihres Namens wieder hiermit hergeſtellt würde.

Aber das Vermögen, das Leben der Angeklagten war verſchwunden und längſt vernichtet. Friedrich, ſo wenig wie Sophie oder deren Kinder, wollten bei dieſer Ehren-Erklärung gegenwärtig ſein. An derſelben Stelle, wo vor vielen Jahren die Angeklagten waren verbrannt worden, wurde, nachdem man ihre Ehrenrettung laut vorgeleſen hatte, eine luſtige Comödie geſpielt, über welche die Zuſchauer viel lachten. Und doch war dieſer unſinnige Hexen-Prozeß nur der erſte große in Europa, nach deſſen Form bis 1700, bis auf Thomaſius und Spee's Einrede, ſo viele Unſchuldige und Wahnſinnige dem Feuer geopfert wurden.

Johann Friedrich Tiede

ward am 9. April 1732 zu Paſewalk geboren, ſtudirte ſeit 1752 zu Halle Theologie und wurde 1757 als Sekretär des Generals Mayr, 1759 aber als Feldprediger bei dem Regiment Anhalt-Bernburg angeſtellt. 1774 folgte er einem Ruf als Oberprediger nach Schweidnitz und Schulinſpector mehrerer Kreiſe. Er ſtarb daſelbſt als Conſiſtorialrath am 19. October 1795.

Von ihm erſchien:

Friedrich von Preußen, Ode. Stettin, 1752.

Moraliſche Reden. Halle, 1765 — 1769; neu 1793.

Auserleſene Lieder für die Garniſongemeinde. Halle, 1760; neu 1769.

Unterhaltungen mit Gott in den Abendſtunden. Halle, 1771. 1772. (9. Aufl. von *Wilmſen*. Hannover, 1813.)

Caſualreden. Halle, 1777 — 1796.

Sowohl durch ſeine Erbauungsſchriften wie durch ſeine Kanzelreden erwarb ſich T. zu ſeiner Zeit einen dauernden Ruf.

Thomas Franz Tiede

ward am 15. Juni 1762 zu Paſewalk geboren, wurde, nachdem er das Studium der Theologie auf Univerſitäten vollendet hatte, 1783 Inſpector und Lehrer an der Friedrichsſchule zu Breslau, 1785 Prediger in Steinſeifersdorf bei Reichenbach, 1786 Diakonus und bald darauf Oberprediger zu Reichenbach, wo er am 22. Januar 1824 ſtarb. Von ihm erſchien:

Der Communicant. Breslau, 1801.
Sonntagsabende, Andachtsbuch. Breslau, 1799.
Die denkwürdigſten Jahrstage Schleſiens. Glatz, 1802—1804.
Merkwürdigkeiten Schleſiens. Reichenbach, 1804.
Die Siege bei Leipzig. Berlin, 1813.
Die letzten Stunden. Berlin, 1814.
Kanzelgemälde und Altarſtücke aus den Zeiten der Dienſtbarkeit und der Morgenröthe der Erlöſung. Berlin, 1814—1816. 1818.

Seine Erbauungsſchriften wie ſeine Predigten zeichneten ſich durch Wärme, Klarheit und Lebendigkeit aus und fanden zu jener Zeit viele Freunde.

Dieterich Tiedemann

ward am 3. April 1748 zu Bremervörde im Herzogthum Bremen geboren, ſtudirte ſchon auf dem Athenäum zu Bremen philoſophiſche Schriften und ging 1767, ohne ſich für eine beſtimmte Wiſſenſchaft berufen zu fühlen, nach Göttingen. Käſtner flößte ihm die größte Neigung zur Mathematik ein, doch fand er ihre Schwierigkeit für ſich unüberwindlich. Ueber dem Leſen der Fielding'ſchen Romane, durch Rouſſeau und Pascal ergriffen, kehrte er zu dem Ideal ſeiner Kindheit, der Theologie zurück: doch konnte er ſich mit der Dogmatik nicht befreunden. Nicht beſſer ging es ihm in der Jurisprudenz: die Unumſchränktheit philoſophiſcher Studien befriedigte ihn allein. Doch mußte er, um ſeinen Vater zu beſchwichtigen, 1769 das Opfer bringen, eine Hauslehrerſtelle in Liefland anzunehmen, die ihn vier Jahre lang ſeinen Lieblingsbeſtrebungen entzog. Im Jahre 1773 kehrte er in ſeine Heimath, 1774 nach Göttingen zurück, wo er in dürftigen Umſtänden theils ſchriftſtellerte, theils Studenten unterrichtete. Aber Heyne erkannte die Anlagen des ſchüchternen Manns, der eine Zierde ſeines Seminars war, und nahm die Profeſſur der alten Literatur zu Caſſel, zu welcher er Tiedemann vorgeſchlagen, ohne ihn zu fragen, für ſeinen Schützling an. Tiedemann, bisher nur Doctor der Philoſophie, folgte dieſem Rufe und gewann in der damals geiſtig angeregten Stadt, an der Seite von Dohm, Georg Forſter, Johannes Müller eine herrliche Stellung. Im Jahre 1786 bei der Auflöſung des Carolinums wurde er mit mehreren ſeiner Collegen nach Marburg verſetzt und erhielt den Hofrathstitel. Er ſtarb am 24. Mai 1803.

Er gab heraus:

Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache. Riga, 1772.
Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie. Leipzig, 1776. 3 Thle.
Unterſuchungen über den Menſchen. Leipzig, 1777. 1778. 3 Thle.
Griechenland's erſte Philoſophen. Leipzig, 1780.
Geiſt der ſpeculativen Philoſophie. Marburg, 1791—1797. 7 Thle.
Theätet. Frankfurt, 1794.
Idealiſtiſche Briefe. Frankfurt, 1798.
Handbuch der Pſychologie, herausgegeben von Wachler. Leipzig, 1804.

T. ſchloß ſich als Philoſoph keinem beſtimmten Syſteme an, ſondern ſuchte als Eklektiker vermittelnd einzutreten und zeichnete ſich hier durch Scharfſinn und reiches Wiſſen ſehr vortheilhaft aus.

Chriſtoph Auguſt Tiedge

ward am 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren, ſtudirte zu Halle die Rechte und erhielt bald ein Secretariat bei dem Landrath zu Magdeburg. Doch unbefriedigt durch die juriſtiſche Laufbahn, wandte er ſich 1776 nach Elrich in der Grafſchaft Hohenſtein als Erzieher. Hier ſchloß er mit Göckingk, Gleim und Klamer Schmidt einen zärtlichen Freundſchaftsbund; auch lernte er Eliſe von der Recke damals zuerſt kennen. 1784 zog er Gleim und Schmidt zu Liebe nach Halberſtadt. 1792 jedoch ging er als Geſellſchafter, Privatſecretär und Erzieher in das Haus des Domherrn von Stedern und überſiedelte 1797 mit dieſer Familie von Neinſtädt bei Quedlinburg nach Magdeburg, wo ihm Archenholz, Matthiſſon und Köpken ſeine alten Freunde erſetzten. 1798 begleitete er Frau von Stedern nach Quedlinburg und blieb bei ihr, bis ſie 1799 ihrem Gatten folgte, der vor fünf Jahren geſtorben war. Er hätte mit der Penſion, die ſeine Freundin ihm beſtimmt, recht gut von einer Vicariatspräbende, die Gleim ihm verſchafft, leben können, doch war er zu gebeugt, als daß er nicht wünſchen mußte, ſeinen Wohnort zu ändern. Nach einigen Reiſen hielt er ſich abwechſelnd in Halle und Berlin auf; — hier fand er Frau von der Recke wieder und begleitete ſie auf ihren Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz und Italien von 1805—1808 und, nach ihrer Heimkehr, erſt nach Berlin, 1819 nach Dresden. Der im Leben ihr unzertrennlicher Freund geweſen, ſollte auch nach ihres Teſtaments Beſtimmung, als ſie 1833 ſtarb, in den Räumen ſeine Tage beſchließen, die in unveränderter Einrichtung ihn immer an die verklärte Freundin erinnern mußten. Erſt im Jahre 1840 ſtarb er, nachdem er noch vor Kurzem eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte. — Seine Schriften ſind:

Urania. Halle, 1801; oft aufgelegt.
Frauenſpiegel. Halle, 1806.
Elegien und vermiſchte Gedichte. Halle, 1803; 2. Aufl. 1814.
Das Echo; oder: Alexis und Ida. 1812.
Aennchen und Robert. Halle, 1815.
Denkmale der Zeit. Halle, 1814.
Die Wanderer, am Geburtstage der verewigten Königin Louiſe.
Lebensbeſchreibung der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland. Leipzig, 1823.
Geſammelte Werke. Halle, 1823—1829.
Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle, 1836.
Nachlaß, herausgegeben von Falkenſtein. Dresden, 1841.

T. iſt von einer ſpäteren Generation häufig und nicht ganz mit Unrecht wegen ſeiner zu ſehr vorherrſchenden Sentimentalität getadelt worden, durch welche er dagegen in ſeiner Blüthezeit, wo die allgemeine Neigung ſich dieſer Richtung zuwandte, große Geltung und Berühmtheit erlangte. Tiefes und warmes, wenn auch nicht immer männliches Gefühl, Innigkeit und Zartheit und eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, weiſen ihn jedoch immer einen hohen Rang unter den deutſchen Dichtern an. In der didactiſchen Poeſie, wenn man anders überhaupt dieſe Gattung gelten laſſen will, ſteht er unerreicht da, indem er ſeine Stoffe mit eben ſo großer Gewandtheit als Anmuth zu behandeln wußte, und mehrere ſeiner Epiſteln und Elegieen, ſowie viele Einzelnheiten in ſeiner Urania, können mit vollem Recht in ihrer Art Anſpruch auf den Namen von Meiſterwerken machen.

Vertrauen auf Gott.

Groß iſt der Herr; die Berge zittern
Vor ſeiner Gottesmajeſtät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorüber geht.
Doch Liebe ſtrömt aus ſeiner Hand
In finſtern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo ſich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrſcht ſein Geſetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben giebt und Freude ſchafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm iſt deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menſchen nicht.
Der ſo viel giebt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geiſt!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Iſt dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm.

O ſchwinge dich empor vom Staube,
Verfinſtern deine Tage ſich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Verſagend ſelbſt erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel ſeiner Huld!

Gott fehlet nicht! O Seele, thue
Was dir gebührt, ſei fromm und gut!
Verſage dir nicht dieſe Ruhe;
Aus ihr erwächſt der hohe Muth,
Der, wenn das Unglück uns umſtürmt,
Uns rettet, tröſtet, hebt und ſchirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmſten Wunſch verſagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruh'n im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Skolie.

Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch!
Trinkt die ſchwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! ſinget Lieder!
Myrt' und Aſter ſind noch friſch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unſre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen ſprießen,
Gern des milden Thau's genießen:
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebenſaft begießen.

Hier ſoll Freud' und Friede ſein,
Und der Kriegspoſaunenbläſer
Finde heute keinen Leſer!
Jedes Herz ſei hell und rein,
Rein und hell, wie unſre Gläſer!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finſter wolkig, draußen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die ſanfte Fröhlichkeit
Ueber unſern Kreis gezogen.

Frohſinn würzt ein Feſtgelag,
Er macht Seel' und Leib geneſen.
Jener Ernſt von finſterm Weſen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonaparte's Thaten leſen!

Leben ſoll die beſſ're Zeit!
Und kein Gete ſoll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben ſoll die Menſchlichkeit,
Trotz den Geten und den Szythen!

Leben ſoll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts ſoll dieſen Kranz entzweien!
Klingt die Gläſer an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeſchieden,
Abgelöſt iſt jedes Joch;
Selbſt der Gram entſchlief in Frieden.
Meine Liebe, wachſt du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der ſich nur der Nacht vertraut!

Töne leiſer, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenſter weht die Stille,
Ruhig iſt ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! ſie ſchlummert ſchon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage ſpricht,
Nächtlich düſtre Geiſterſchauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beſeelt der Raum mit Muth,
Wo die ſanfte Unſchuld ruht.

Stummer wird's, und immer ſtummer.
Lüftchen, wecke ſie nicht auf,
Bringeſt du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

An den Schlaf.

Sohn der Nacht; laß um Eliſen
Deine Stille niederthau'n,
Duftig, wie auf Liljenwieſen
Sommerliches Abendgrau'n!

Nein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh' um ihr Gemüth;
Und mit ſchönen Bildern ſchließe
Sich ihr ſanftes Augenlied!

Nieder ſink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwiſchen dieſer Welt
Und der ſtillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieſer Augen heil'ge Ruh'!
Wie in Wölkchen, Schlummer, decke
Dies Geſtirn der Liebe zu!

Komm aus Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch ſäumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküſſen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmliſch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in ſeine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüthe,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern ſchöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Roſen=Phantaſie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypreſſen,
Aus des Letheſtromes Fluth!
O, ſie darf ja nichts vergeſſen!
Engelthat iſt, was ſie thut.

Darum führe du ihr Lieber
Sanft, mit deinem Liljenſtab,
Einen ſchönen Tag vorüber,
Dem ſie eine Krone gab!

Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen ſchlafen, und die Sterne ſpiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieſes Waldes Schauern,
Wo der Fichtenſchatten mich verbirgt;
Hier ſoll einſam meine Seele trauern
Um die Menſchheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen ſchwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieſer Luft.
Hier an dieſes Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geiſterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemooſten Sitze
Jene Schädelſtätten überſchau'n.

Dolche blinken dort im Mondenſcheine,
Wo das Erndtefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erſchlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Bruſt des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Bruſt gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod verſöhnt.
O, ſie können ſich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n; ſie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zuſammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menſchen, noch entbrüdert,
Weiſ't den Himmel weg aus dieſer Welt.
Hin eilt dieſes Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypreſſe hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt!

Aber hier, um dieſe Menſchentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin ſtreckt ſich Mondenſchimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter ſah'n die grauſe Schlacht:
O ſie ſchlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Aſch' entſtiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in ſeinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unſern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zuſammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, ſah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüſtung hin.
Finſter blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber dieſen Hügel, und beſchauet,
Wie ein dunkler Geiſt, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angeſicht hier lächeln?
Jeder Windſtoß, der den Wald bewegt,
Iſt ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Dieſe Greiſin, dieſe düſt're Fichte
Zeigt die Narben, die auch ſie empfing,
Weiſ't dahin, wo blutig die Geſchichte
Böſer Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner ſtürmten,
War ſie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beſchirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier ſah Friedrich ſeine Krieger fallen. —
Herrſcher deiner Welt, du warſt ſo groß;
Aber doch — das härteſte von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der ſein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Muſenhuld vergüten,
Dieſen Weg, der über Leichen ging?
Menſchen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, ſie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbeſpritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesſchwert;
Dieſer Himmel ſah das Opfer bluten;
Dieſer Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menſchenblut gefloſſen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geſchloſſen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düſtern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl geſtöhnt.
Und der ſtille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das ſo ſchaurig
Ihm den Athemzug zuſammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was ſo dumpf zu meinem Herzen ſprach?
Oder ſchwebt Geſeufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Iſt es Wandel einer düſtern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebuſch entrauſcht,
Und nun ſchweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelſtreif, im Nachtgeflüſter lauſcht?
Wandelſt du dort, arme Mädchenſeele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schatteſt du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgrau'n deiner Finſterniß? —

Aber ſtill! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, ſchleierheller Geiſt?
Jeder rohe Laut der Wildniß ſchweige!
Dieſe Stell' iſt heilig! hier fiel Kleiſt.
Wo den Raum die Ulmen überſchleiern,
Sank der Frühlingsſänger in den Staub;
Dieſe Stelle will ich heilig feiern;
Ach! und kann ſie nur beſtreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen ſanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus dieſem wildernden Geſträuche,
Wo der deutſche Mann ſein Blut verlor,
Hebe ſich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein zartes Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,

Klagend eine ſilberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel ſäume
Die Begeiſt'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluft ſchweb' um ihre Träume,
Wie ein ſanft gehalt'ner Wellenfall.
Leiſe ſchwebe ſie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieſer Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der ſanftern Trauer
Nahe ſich die Mondnacht dieſem Raum,
Feiernd trete ſie in ſeine Schauer,
Wie ein heiliger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geiſt kann nichts erſtatten;
Doch er ſchwand nicht ganz aus unſerm Blick:
Der geweihte Mann wirft ſeinen Schatten
Dort noch aus Elyſium zurück.
Viel der edeln Männer ſind gefallen;
Aber Kleiſt, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Fluth der Zeiten ſich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen ſucht', ein ſtilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der gold'nen Zukunft ab.

Sagt, was iſt, was gilt ein Menſchenleben,
Was die Menſchheit vor dem Weltengeiſt,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daſeins ſo die Faden reißt?
Welche Faden ſind hier abgeriſſen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier ſtehn wir, und hinter Finſterniſſen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüſt umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verſchlingt.
Schwankend irren wir im finſtern Sturme;
Wechſeltod beherrſcht die Finſterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luſtig ſpielt das Laub des Ulmenbaumes
An den friſchen Aeſten um den Stamm:
Regt darin ſich noch ein Reſt des Traumes,
Der einmal in Nervenſäften ſchwamm?
Jenen Kopf bewohnten einſt Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel ſeine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte ſein Gehirn.
Dieſer Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, ſtäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus dieſen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hieher, Volksregierer,
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſein.
Hier ſchau her, wenn dich nach Ruhme dürſtet!
Zähle dieſe Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entfürſtet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Grau'n!
Iſt es denn ſo reizend, ſich mit Trümmern
In die Weltgeſchichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verſchmäh'n, iſt edel!
Mehr als Heldenruhm iſt Menſchenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Raſenſtück!
Cäſar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entſtürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander iſt ein wenig Staub.
Klein iſt nun der große Weltbeſtürmer;
Es verhallte, lauten Donnern gleich;
Längſt ſchon theilten ſich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in ſein Reich!

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erſcheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben ſtille ſteht und ſinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Letheſtrom hinab;
Beſſ're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg ſich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen ſpricht:
„Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden;
Des Verwüſters Hand iſt ausgeſtreckt;
Und die Wahrheit wird den Menſchen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz verſteckt!“

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze ſchimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüſten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das ſchimmert in blendender Lilientracht.

Es leuchtet einen Stundenſchlag
Ins finſtre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld, heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine ſanfte Lichtgeſtalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt ſich empor, und wallt, und wallt,
Und ſchwindet in den Lüften.
Es wehet und ſäuſelt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal ſtand einſt ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und mooſig;
Da blühte Bertha ſtill und rein,
Ein Mägdlein, zart und roſig,
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die ſpielenden Lämmer der Wieſe ſchaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirſchen und nach Rehen:
Da ſah er früh im Morgenſtral
Am Zaun das Mägdlein ſtehen.
„Was ſchauſt du hier,“ ſprach er, „am grünen Zaun?
Komm' mit mir! dort oben iſt mehr zu ſchaun!“

„Du ſollſt mein trautes Liebchen ſein,
Zu ſchön für eine Hütte.“ —
Doch Bertha ſprach: „‚Das kann nicht ſein!‘“
Und floh in ihre Hütte.
Da fand ſie die Mutter am ſtillen Heerd:
„‚Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt.‘“ —

„„Ob auch der Junker dein begehrt;
Laß dich ſein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus ſeinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, ſäume nicht, rette dich!““ —

„‚Wohin, o Mutter, retten mich
Vor ſeinem Dienerſchwarme?‘“
So weinte ſie, und ſtürzte ſich
Der Mutter in die Arme. —
„„Ein Kloſter, mein liebliches Töchterlein;
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

„„Da ſchmücket dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirſt du in graulicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht.““ —

„‚So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,

Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!‘‟
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heil’gen Stelle;
Sie riſſen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!‟ rief des Junkers Spott,
Den all’ ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!‟ —

„‚Du Sohn Maria’s!‘‟ rief ſie laut,
„‚Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf’ und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſprecht!
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

„‚Doch ſtill! ich hör’ ein leiſes Wort;
Ich darf Erlöſung hoffen.
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!‘‟
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummt ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geiſt der Engel, Tod,
Ins ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſehn;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergehn.

Und wo ſich Bertha’s Auge ſchloß,
Den Raum weiht’ eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandrer ſchaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Herakles.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einſamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er ſinnend plötzlich ſtill.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?
Zwei erſcheinende Geſtalten
Stehn vor ſeinem Blicke da.

Eine der Geſtalten leuchtet
Wie der friſche Blumenring,
Der, vom erſten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!‟ ſprach ſie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih’ es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!‟ —

Zauber ſprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig naht ſie, wie der Friede,
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt ſich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeſchreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,‟
Spricht ſie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, biſt du mein.‟

„Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich beſiegen aber, weiht
Ihm die höchſte Strahlenkrone
Himmliſcher Unſterblichkeit.‟ —
Und der Jüngling — ſchöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig ſich und glühend
In die Hand der Tugend ſchwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der ſtarke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber ſeinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna’s Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt.
Friede noch; allein Iole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeſchick.
Grauſe That und Schmach und Reue
Hängen an Iolens Blick.
Sieh’! er reißt ſie ohn’ Erbarmen
Mit Verrath und Meuchelmord
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewiſſens ihm an’s Herz;
Und der ſüße Lebensfriede
Wandelt ſich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zuſammen,
Seines Geiſtes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdenſohn verlor;
Die Verſchattung ſinkt darnieder,
Die Verklärung ſtrahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele ſchwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

Aus Urania.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag ſchon hell und heller,
Nur auch wüſter, da vor meinem Sinn.

Forſchend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume!
Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durfteſt du mir's rauben,
Das erhabne, ſtille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabſt; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß ſich neige,
Und dies Herz, das ſchwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben ſchlug.
Wie geſchreckt von einem grauſen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verſtieß,
Fahr' ich zitternd auf, und ſuche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenſtellen
Wandelte mein unbefangener Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus ſeinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh' und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie *auf* den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finſtern Grabzypreſſen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergeſſen
Strahlt mich ſeine ernſte Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief ſie aus: „Zum Wiederſehn dort oben
Sei gegrüßt, du ſtilles Geiſterreich! —"
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth beſonnte,
Flog mit ihr auch *meine* Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgeſtorbnen Horizonte,
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unſern innern Lichttag prüft!

Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„*Sein* und *Werden*! ſeid ihr Dunſtgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn? —"

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales
Der Natur enthüllte, je zu ſchaun!
Konnte Gott, der ſo den Menſchen machte,
Daß er Wahrheit ſuche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verſchmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend ſuch' ich ihn! —
Draußen in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, ſuch' ich ſeine Spur;
Suche Hoffnung, Troſt und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, ſeufzende Warum?
Keine Antwort ſpricht zu meinen Fragen;
Alles ſchweigt, die Mitternacht iſt ſtumm.

Nächtlich einſam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geiſt den weiten Raum durchſchifft.
Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrthen ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Kerzen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinauf;
Aber blickſt du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann ſchreien tauſend Schmerzen
An dem tief zerriſſnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,
Strahlt ſie nicht hinweg aus dieſem Volke,
Welches ewig, ewig ſich zerſtört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Iſt ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend ſeufzet dort in dunkler Kammer!
Laſter ſtehen, wo die Tugend fällt!
Iſt ein Gott? und ſo zerdrückt von Jammer
Die hinausgeſtoßne Welt?
In Zypreſſen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend ärntet Hohn und Spott!
Unſchuld trägt die Strafe der Verſchuldung!
Edle darben! und es iſt ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgeſetzte Kinder?
Fielen ſie auf keinen Pflegeſchooß? —
Aber ſieh! es leuchtet, ſtill und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leiſe,
Schreitet eine finſtre Macht daher,
Für das Ungefähr zu weiſe,
Für die Weisheit zu ſehr Ungefähr.
Ja! das iſt die Macht, die feindlich
Unſern ſchönſten Traum zerſtören darf;
Die den Kranz zerreißt, den ſtill und freundlich
Zarte Lieb' in unſer Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unſre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?

Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein verſöhnendes Geſchick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihrem Himmel weihn? —
Oder wird kein Feſt der Weltverſöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede ſein? —

Ob ein Gott ſei? ob er einſt erfülle,
Was die Sehnſucht weinend ſich verſpricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthſelhafte Sein enthülle?
Hoffen ſoll der Menſch! er frage nicht!

Die du ſo gern in heil'gen Nächten feierſt,
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!

Wenn, längſtverhallt, geliebte Stimmen ſchweigen;
Wenn unter ausgeſtorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung ſitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaſſner trauert,
Und, von der Mitternacht umſchauert,
Sich auf verſunkne Urnen ſtützt.

Und blickt er auf, das Schickſal anzuklagen,
Wenn ſcheidend über ſeinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkenſaumes
Von einer nahen Sonne ſehn! —

Aus den Blicken dieſer Hoffnung ſchimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daſeins, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Troſt verkümmert.
Wenn ſie aufgeht — o wie ſtill und groß!
Wie ein Engel, ſtill und groß erſcheinend!
Was Tyrannen kalt und ſeelenlos
Vor ſich niedertraten, neigt ſich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete ſich dein Vergöttrungstraum;
Kalter Todesſtürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in dieſen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick in's Freie mir beſchränkt;
Und die Seele — — doch was iſt die Seele?
Weißt du, wie ſie lebt, und wie ſie denkt?
Weißt du, ob ſie einſt noch retten werde
Dieſes Leben ihrer innern Welt,
Wenn um ſie das Haus von Erde,
Wo ſie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß ſie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife ſich zu freun? —
Keine Antwort! dieſe Fragen greifen
Finſter in die Finſterniß hinein.
Nur ein ſchwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! ſie ſchaut hinaus, und draußen wanken
Die Gedanken um ein weites Grab.
Blüthen ſinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, ſo die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf als Opfer zu verbluten?
Bringt das Leben ſeine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Iſt der Schritt zum Nichtſein nicht derſelbe,
Der der Schritt vom Nichtſein iſt?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und ſcheiden unvermißt.
Frag' das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Geſpenſt?
Frage dich, ob du den Mann noch kennſt,
Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Raſen uns begräbt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinem Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbſt der Tugend heilige Trophäen
Bringt ſie dir, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Daſein, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Eingeweiht zum Lichtgenoſſen,
Fragt der Forſcher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber ſieh! der Himmel iſt verſchloſſen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir ſpähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüſte ſtarrt um unſre Bahn;
Und am finſtern Eingang dieſes Leben]
Harret ſchon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthiſcher Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfſt du deine Schatten uns herab?
Dunkel ſpiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, ſich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem ſtürmevollen Buſen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unſre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, ſpricht ein Weiſer, laß hienieden,
Wenn wir das erſehnte Dort nicht ſchaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“ —
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieſes wandelbaren Glücks?
Armes Herz! ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſein zu beblümen:
Ich kann nicht ſo glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts, als Tod um mich!
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, Einmal ſtirbt.

O, Zerſtörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichſten Weiheſtunden!
In die Luſt verkleidet ſich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Roſentage
Flattert ſelig der bekränzte Scherz:
Dort ſieh hin! am ſtummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaiſtes Herz! —
Lieb' und Freundſchaft! müßt ihr ſo verſchwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dies Emporſchaun von dem engen Thale,
Iſt es Wahnſinn? iſt's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in dieſem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber ſtrahle. —
O, der edle, hohe Tugendſinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durchs Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es ſoll?
Sieh es an! kein Fiebertraum iſt bunter:
Weiſe fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düſtre Wahnſinn lebt!
Schau! hier ſinkt der Kindheit friſche Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laſter, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?

Iſt der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu ſinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenſeele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypreſſen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düſtre Worte:
„Blühen, wachſen, welken und vergehn!“ —

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir ſteht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menſchen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn!“ —
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Bruſt empor;
Und der Thau, worin die Roſe lächelt,
Drang, als Scheidethrän', einmal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulſe klopft und dringt
Ein Zerſtörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unſre Blüthen?
Warum fällt der Menſch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finſtern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur ſeinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Daſein hingeſtellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, ſich auf zu kämpfen, wenn ſie ſinkt,
Und getroſt den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht,
Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerſtreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dort hin reißt!
Iſt es Ebb' und Fluth der Nervenſäfte?
Iſt es Körper oder Geiſt?
Iſt der Menſch ans große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber kreiſ't:
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend
Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heil'ge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals. Ihren Phantaſieen
Hingegebne Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos;
Iſt der Geiſt, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich ſiegt,
Oder ob's ein Raſender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauſchen hört der Menſch die dunkle Schwinge;
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felſen hebt und Felſen niederſchlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weiſern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Eine leiſe Stimm' im Herzen ſpricht's.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern,
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh! da ſteh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beſchneiter Bahn.
Und in einem wüſten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein vollkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſt's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher ſein? —

Heil'ge Nacht! du führeſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelstraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Iſt hienieden alles Traum?

Traumgeſtalten gleich, dahin geſchwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, ſchwindend, an der öden Gränze
Dieſes Lebens niederlegt?

Ruhe, dich! dich ſuch' ich, holder Friede!
Suche dein Geſtirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger ſeinen Lauf.

An meinen alten Ueberrock.

Zu Ende geht hier alles nachgerade;
Der Zedernwald, ſo wie der Roſenſtock,
Der Liebe Huld und Majeſtäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit ſchon hin und her genagt,
Die nichts verſchont, was wir auch ewig wähnen,
Die ſich ſogar an Pauli's Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Excellenzen,
Voll Demuth, wie in Fürſtenhallen, ſpricht.
Er meint es gut, er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit ſo mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih, o Frack, daß ich von dir mich ſcheide.
Luiſa ſelbſt, die doch ein ſchlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den ſchlechten Mann verzeiht:
Luiſa meint, daß wir uns trennen müſſen;
Du ſeiſt, meint ſie, ein wenig angeriſſen;
Und weil ſie's meint, wohlan, ſo ſcheiden wir.
Ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunſt, das Liebſte ſelbſt zu miſſen.
Bei weitem zwar biſt du nicht ſo zerfetzt,

Als Ehren Kuhns durchlöchertes Gewiſſen,
Das er getroſt durchs Einmaleins erſetzt.
Indeſſen blieb dir doch ſo manche Narbe,
Wir haben oft uns durchs Gebüſch gedrängt;
Dazu hat längſt die Pfirſichblüthen-Farbe
Der Sonnenſtrahl von dir hinweg geſengt;
Auch merk' ichs wohl, du biſt nicht im Geſchmacke
Der Mode mehr, die uns tyranniſirt:
Denn warum ſahn der Mann im ſeidnen Fracke,
Und jener Pfahl, mit Port-épée geziert,
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Was warf die wohlgeſteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte ſich die hochgeborne Mähne
Des Löwenſterns ſo gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht, zuweilen
Bracht' ich mich ſelbſt um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen,
Zum wenigſten trägſt du die halbe Schuld.
Doch mag es ſein! uns kann das wenig ſchaden.
Der Stern, der jetzt im vollem Glanze ſteht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieſes Hehre,
Dies Prachtgeſtirn im Nebel ſeines Lichts!
Und wie ging's auf in ſeiner Strahlenſphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein ſolch Geſtirn — oft ſtrahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn ſteht es nicht oft mit der Geiſtesſonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?
Doch wollen wir der Hoheit es verzeihen,
Daß ſie vor uns in Wolken ſich verbarg;
Allein daß auch von ſchlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das iſt arg!
Zwar weiß ich wohl, daß ſich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der ſich aus Nebel nieder ſenkt,
An Roſen und — an Diſtelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum wenigſten etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack, allein wir müſſen nun,
Der Wohlſtand will's, wir müſſen nun uns trennen.
Du wirſt fortan von deinem Dienſte ruhn.
Du weißt es ſelbſt, in Kleiderſtolz zu praſſen,
War eben nie mein höchſter Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich geſträubt, dich zu verlaſſen!
Nun aber ſieh! da liegt ſchon dein Adjunct.
Ich werde nichts bei dieſem Tauſch gewinnen,
Und meine Ruh iſt halb mit dir dahin!
Ich bleibe fort, zum wenigſten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menſchen — nein, die machten ſie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Pull iſt ein Narr und Kuhn ein Böſewicht:
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menſchen nur drei Seelenhülſen ſind.
So ſieht man denn, iſt man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und andern Außenſeiten,
Das überall, auch unter hohen Leuten,
Viel Hülſenwerk und wenig Körner ſind.
Der Menſch iſt Menſch, die Leute ſind verſchieden.
Klaus war ein Menſch, ein echter Menſch, allein,
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchſte nur zufrieden!
Mit Menſchenſinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hinieden.
Man braucht noch mehr, man braucht zu ſeinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beſeelt ein ſeelenloſes Leben;
Füllt aus, und wär's an Kopf und Herzen hohl.
Dies Etwas kannſt du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du biſt mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm geſpielt,
Von welchem ſie zu dir die Wolle ſchoren;
Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen ſcheide,
Die man ſo ſchwer — ja wohl ſo ſchwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir beide
Bis jetzt ein Herz, Ein Geiſt geweſen ſind!
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu ſagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Buſen trägt;
Und du, du haſt das meinige getragen,
Das heut in dir zum letzten Male ſchlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern ſcheide,
Warſt mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee.
Mit dir beſtieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit dir durchſtreift' ich Felſenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth ſich verweilt.
Mein guter Frack, ſo Alles, Harm und Freude,
Haſt du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geiſt im öden Lebensſchwarme
Trotz allem Kampf, am Ende dort erlag,
Wie flog ich dann erlöſt in deine Arme
Hin zum Erſatz für den verlornen Tag!
Verſtrömt war nun, wovon ich jetzt noch gähne,
Die Schwätzerfluth; die um mein Ohr geſchäumt.
Verſchwunden war die ſteife Frau Baläne,
Mit Stickerei beſäet und beſäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwenſterns, die ſich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte ſich mein holder Genius
Mir freundlich nahn, um mir mit ſeinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwanges zu verſüßen.
Nun ſpielte ſanft die liebliche Magie
Der Geiſteskraft um meinen freien Buſen.
Ich war ein Gott, ich lag im Arm der Muſen,
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Poſſenſpiels, das ſeine Puppenwelt
Mit viel Geſchrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgeſteift auf ſeine Bude ſtellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz ſich hält.
O dieſen Geiſt der feierlichſten Stunden,
Den hohen Sinn der weiſen Mitternacht
Hab' ich in dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigſte hab' ich in dir gedacht;
Und iſt einmal mein Grab nicht ganz verſchwunden,
Mit dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht;
Drum möcht ich gern ein wenig dich vergöttern!
Und grünt mir einſt aus meiner Muſenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe ſtreut:
So ſei auch dir davon ein Blatt geweiht!

Johann Heinrich Tieftrunk

ward 1760 zu Stove bei Roſtock geboren, ſtudirte Theologie und promovirte als Doctor der Philoſophie. Zuerſt als Nachmittagsprediger, dann am Joachimsthal zu Berlin angeſtellt, erhielt er durch ſeine Schriften ſolchen Ruf, daß er 1792 zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie in Halle gewählt ward, woſelbſt er 1838 in hohem Alter ſtarb. Von ihm erſchien:

Einzig möglicher Zweck Jeſu aus dem Grundgeſetze der Religion entwickelt. Berlin, 1793. 2. Aufl.

Cenſur des chriſtlich-proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Berlin, 1791—1794. 3 Bde.

Die Mündigkeit der Religion. Berlin, 1800. 2 Bde.

Philoſophiſche Unterſuchungen über das Privat- und öffentliche Recht. Berlin, 1797—1799. 2 Bde.

Philoſophiſche Unterſuchungen über die Tugendlehre. Halle, 1805. 2 Bde.
Grundriß der Sittenlehre. Halle, 1803. 2 Bde.
Die Denklehre im reindeutſchen Gewande. Halle, 1825.
Das Weltall nach menſchlicher Anſicht. Halle, 1821.

Ein ſehr ſcharfſinniger Denker der Kantiſchen Schule, der das Syſtem ſeines Meiſters mit Erfolg weiter zu bilden ſuchte und vorzüglich auf dem Gebiete der Religionsphiloſophie und Moral Erfreuliches leiſtete.

Chriſtian Friedrich Timme

war 1752 zu Arnſtadt geboren und lebte als Privatgelehrter zu Erfurt, wo er am 7. Juni 1788 ſtarb.

Er ſchrieb:

Luſtſpiele:

Der abgedankte Officier. Erfurt, 1778.
Die gute Ehefrau. Erfurt, 1779.
Der ſchöne Lieutenant. Erfurt, 1781.
Der Tauſch der Brüder. Erfurt, 1781.

Romane:

Faramond's Familiengeſchichten. Erfurt, 1779—1781.
Der empfindſame Maurus Pancratius Cyprianus Kurt. Erfurt, 1781—1783.

T. war nicht ohne Talent für das Komiſche, bearbeitete jedoch die von ihm gewählten Stoffe zu oberflächlich, um ſich eines dauernden Beifalles zu erfreuen.

Johann Friedrich Wilhelm Tiſcher

ward am 5. Auguſt 1767 zu Deutſchen geboren, ſtudirte und promovirte als Doctor der Philoſophie zu Leipzig und wurde 1793 Paſtor in ſeiner Vaterſtadt. 1796 ging er als Superintendent nach Jüterbogk, 1798 nach Plauen im Voigtlande. 1802 wurde er zum Doctor der Theologie, 1815 zum Ritter des Civilverdienſtordens gewählt. Seit 1823 wirkte er als Superintendent zu Pirna. Er veröffentlichte:

Lebensbeſchreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, 1793—1804. (10 Thle.; auch einzeln zu haben).
Pſychologiſche Predigtentwürfe. Leipzig, 1795—1798.
Sinngedichte. Leipzig, 1806.
Predigten über das menſchliche Herz. Leipzig, 1825.
Beobachtungen des menſchlichen Herzens, in Gnomen. Dresden, 1829.
Einzelne Predigten u. ſ. w.

Ein ausgezeichneter Denker, deſſen biographiſche Arbeiten wie ſeine Kanzelreden ſowohl um der vortrefflichen pſychologiſchen Entwickelung, wie um der meiſterhaften Darſtellung willen, ihm einen ſehr geachteten Namen erwarben.

Friedrich Wilhelm Tittmann

ward am 29. April 1784 zu Wittenberg geboren, ſtudirte ſeit 1800 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, promovirte in der philoſophiſchen Facultät und wurde 1804 als geheimer Archivscanzliſt in Dresden angeſtellt. In der Muße, welche dieſe Stellung ihm gewährte, machte er große hiſtoriſch-politiſche Studien, die ihm bald auch öffentliche Anerkennung verſchafften. 1822 wurde er Doctor der Rechte, 1823 Oberconſiſtorialrath und 1836 Archivar zu Dresden, wo er noch lebt.

Seine Schriften ſind:

Ueber den Bund der Amphiktzonen. Berlin, 1812.
Ideen zur Politik und Geſchichte der europäiſchen Staatengeſellſchaft. Dresden, 1816.
Ueber Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte. Dresden, 1817.
Darſtellung der Verfaſſung des deutſchen Bundes. Leipzig, 1818.
Darſtellungen der griechiſchen Staatsverfaſſungen. Berlin und Leipzig, 1822.
Geſammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. Dresden, 1825.
Ueber Cenſur und Preßfreiheit, in Pölitz Jahrbüchern. 1832.
Ueber die Beſtimmung der Gelehrten. Berlin, 1833.
Blicke auf die Bildung unſerer Zeit. Leipzig, 1835.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Ein durch reiche Wiſſenſchaftlichkeit, wie durch gründliche Forſchung und meiſterhafte Darſtellung gleich ſehr ausgezeichneter Hiſtoriker und Publiciſt, deſſen Studien auf dem Gebiete griechiſcher Geſchichte und Politik namentlich, von bleibender Geltung ſind.

Johann Peter Titz

ward am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren, ſtudirte zu Danzig und Roſtock und bekleidete am Danziger Gymnaſium zuerſt die Stelle eines Conrectors, ſpäter eines Profeſſors der Poeſie und Beredſamkeit. Er ſtarb am 7. September 1689.

Von ihm erſchien:

Lucretia, ein epiſches Gedicht. Danzig, ohne Jahrszahl.
Unterricht zur deutſchen Poeſie. Danzig, 1647.

Ein unbedeutender Poet, deſſen Lucretia eben ſo verfehlt war wie ſeine deutſche Poetik.

Johann Tobler

ward am 8. April 1732 zu St. Margaretha im Rheinthal geboren, ſtudirte zu Zürich und wirkte zuerſt als Katechet der Gemeinde zu Unterſtraß bei Zürich. 1754 ward er als Pfarrer nach Emmtingen, 1768 als Diaconus am Frauenmünſter nach Zürich verſetzt. Seit 1777 war er an der Großmünſterkirche daſelbſt zweiter Archidiaconus und zweiter Chorherr. Er ſtarb am 3. Februar 1808. Von ihm erſchien:

Sämmtliche Erbauungsſchriften. Zürich, 1776.
Blätter vermiſchten Inhalts. Zürich, 1783.
Kanzelvorträge. Zürich, 1769.
Predigten für die Familienandacht. Offenbach, 1788.
Auferſtehungslehre des Apoſtels Paulus in zehn Predigten. Zürich, 1792.
Predigten bei beſonderen Gelegenheiten. Halle, 1801.
Oden. Zürich, 1805.

T. erwarb ſich zu ſeiner Zeit einen geachteten Namen durch ſeine Kanzelreden und Erbauungsſchriften, welche ſich durch Wärme, Klarheit, Würde und Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. — Seine poetiſchen Leiſtungen ſind dagegen unbedeutend.

Toggenburg, ſ. Minneſinger.

Ernſt Heinrich Toelken,

ward am 1. November 1785 zu Bremen geboren, ſtudirte zu Göttingen und machte 1808 mit dem Baron Otto von Stackelberg eine Fußreiſe nach Rom. 1811 habilitirte er ſich als Doctor der Philoſophie und Lehrer der Alterthumswiſſenſchaften zu Göttingen; 1816 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Profeſſor an die Univerſität zu Berlin, wo er nicht lange darauf wirklicher Profeſſor, Secretär der Academie der Künſte und Director des Antiquariums bei dem königlichen Muſeum wurde. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn bei der Huldigung zum Geheimen Regierungsrath.

Er gab heraus:

Ueber das Basrelief und den Unterſchied der Plaſtik und Malerei. Berlin, 1815.
Ankündigung und Plan wiſſenſchaftlicher Vorträge über die Mythologie, beſonders der Griechen. Göttingen, 1813.
Rede bei der Gedächtnißfeier Rafaels zu Berlin. Berlin, 1820.
Ueber das verſchiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poeſie. Berl., 1822.
Berliner Kunſtblatt, von Toelken und Förſter. 1828—1829.
Ueber den proteſtantiſchen Geiſt aller wahren Kunſt und deren neuere Entwickelung in Deutſchland. Berlin, 1839.

Einer der vorzüglichſten lebenden Forſcher und Kritiker auf dem theoretiſchen Gebiete der Künſte, deſſen Schriften, durch die in denſelben vorherrſchende reiche Gelehrſamkeit, Gründlichkeit, Verſtändlichkeit und meiſterhafte Darſtellung ihm einen hochgeachteten Namen erwarben.

Tomaſini, ſ. J. H. Weſtphal.

Karl Töpfer

iſt der Sohn eines geheimen Archivars, und 1792 zu Berlin geboren. Er genoß daſelbſt eine gute klaſſiſche Ausbildung, allein unwiderſtehliche Neigung trieb ihn auf das Theater. Von Strelitz, wo ſein Erfolg gering war, ging er nach Breslau, von da nach Brünn, endlich 1815, einem Rufe folgend, auf das Wiener Burgtheater, wo er zwar Glück machte, aber bald erkannte, daß er mehr zum Bühnendichter, als zum Mimen berufen ſei. Er ſchrieb in belletriſtiſchen Journalen, bald auch Bühnenſtücke, die ſich ſchnell der armen Repertoirs weit und breit bemächtigten. 1820 verließ er das Theater, erwarb ſich 1822 von Göttingen durch eine Abhandlung über die griechiſche Tragödie das philoſophiſche Doctordiplom und zog nach Hamburg, woſelbſt er, einer Bühne nahe, welche ſeine Stücke gut und mit Beifall aufführt und die er in ſeinem Blatt „Thalia“ durch wohlwollende Kritiken zu heben ſtrebt, als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften ſind:

a) Dramatiſche:

Der Tagesbefehl, Drama. 1810.
Der Empfehlungsbrief.
Hermann und Dorothea.
Ein Stündchen Incognito.
Spenden für Thalien's Tempel. Leipzig, 1823.
Luſtſpiele. Berlin, 1830—38. 3 Bde.
Karl der Zwölfte auf der Heimkehr.
Gebrüder Foſter.
Die Einfalt vom Lande.
Die Zurückſetzung.
Die Waſſerkur.

b) Novelliſtiſche:

Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Hannover, 1823.
Der Herr im grünen Frack. Caſſel, 1827.
Muck Kobold und Peter Meffert. Caſſel, 1827.
Der lebende Todte. Caſſel, 1828.
Ferner Erzählungen, Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Gute Erfindung, ein raſcher und lebendiger Dialog, reicher Witz, Lebenswahrheit und eine gewandte Behandlung haben ſeinen dramatiſchen Leiſtungen allgemeinen Beifall erworben, ſo daß er mit Recht zu den beliebteſten Luſtſpieldichtern der Gegenwart gehört.

Joſeph Auguſt Graf zu Törring,

geboren am 1. December 1763, lebte zu München als bairiſcher Reichsrath, Staatsminiſter und Präſident des Staatsraths, auch Ritter des St. Georgs- und Großkreuz des Civilverdienſtordens. Er ſtarb daſelbſt am 9. April 1826. Von ihm erſchienen:

Agnes Bernauerin, Trauerſpiel. München, 1780. Mannheim, 1791.
Kaſper der Thoringer. Klagenfurth, 1785.

Beide Stücke, Nachbildungen des Goethiſchen Götz von Berlichingen, zeichneten ſich durch inneres Leben, conſequente Durchführung der Charaktere, intereſſante Situationen und treffliche Diction aus und haben ſich daher lange auf der Bühne erhalten, auf der ſie hier und da ſelbſt jetzt noch gern geſehen werden.

Balthaſar Ludwig Tralles

ward am 1. März 1708 zu Breslau geboren, ſtudirte zu Leipzig und Halle Medicin, und practicirte mit ſolchem Erfolg, daß er die glänzendſten Einladungen an verſchiedene Höfe erhielt. Doch ſchlug er alle aus und blieb in ſeiner Vaterſtadt, vom Herzog von Gotha 1767 zum Rath, vom König von Polen 1787 zum Hofrath ernannt; er ſtarb am 7. Febr. 1797. — Er veröffentlichte:

Verſuch eines Gedichts über das ſchleſiſche Rieſengebirge. Leipzig, 1750.
Zufällige Betrachtungen über Leſſing's Nathan. Berlin, 1779.
Schreiben von der deutſchen Sprache und Literatur. Berlin, 1782.

Ein Nachahmer Haller's, der jedoch weit hinter demſelben zurückblieb.

Ernſt Chriſtian Trapp

ward am 8. November 1745 zu Drage in Holſtein geboren, zeigte früh große Neigung und Anlage zum Pädagogen, die er als Lehrer an den Schulen zu Segeberg, Itzehoe, Altona und am Philantropin zu Deſſau ausbildete. 1779 folgte er dem Ruf als Profeſſor der Pädagogik nach Halle, legte dies Amt aber 1783 nieder, um das Campe'ſche Inſtitut auf dem Hammerdeich bei Hamburg zu übernehmen. Nach drei Jahren ging er als Schulrath nach Wolfenbüttel und lebte da bis an ſeinen, am 18. April 1818 erfolgten Tod. Er gab heraus:

Unterredungen mit der Jugend. Hamburg und Kiel, 1775.
Tägliches Handbuch für die Jugend. Hamburg und Kiel, 1784.
Theologiſcher Beweis, daß Doctor Bahrdt Schuld am Erdbeben in Calabrien ſei. Hamburg und Kiel, 1786.
Debatten, Beobachtungen und Verſuche. Braunſchweig, 1789.
Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Braunſchweig, 1794.
Pädagogik. Berlin, 1780.
Friederike Weiß und ihre Töchter. Berlin, 1805.
Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

T. war bedeutender durch ſeine practiſchen Leiſtungen auf dem Gebiete der Pädagogik, als durch ſeine theoretiſchen; noch unbedeutender aber ſind ſeine ſatyriſchen Verſuche.

Johann Gottlieb Trautſchold,

iſt am 26. Februar 1777 zu Peſneck im Saalfeld'ſchen geboren und lebte nach ſeinen akademiſchen Jahren zuerſt als Hauslehrer bei dem Grafen Schulenburg. Im Jahre 1807 wurde er Diakonus zu Friedrichsſtadt bei Dresden, 1814 Paſtor zu Gröbern und Großdobritz bei Meißen. Seit 1824 iſt er Paſtor zu Kötzſchenbroda bei Dresden.

Von ihm erſchien:

Das Leben der Andacht, in 100 geiſtlichen Liedern. Leipzig, 1817. Zweites Hundert, 1820.
Kleine Bilderwelt. Meißen, 1821.
Bibelgenuß in dichteriſchen Darſtellungen. Meißen, 1823.
Einzelne Predigten, Gedichte u. ſ. w. in der Abendzeitung und anderen Journalen.

Innigkeit, Klarheit, reiche Phantaſie, Wärme des Gefühls und treffliche Behandlung der Sprache und Form, verleihen den Predigten und Gedichten, beſonders aber den religiöſen Liedern dieſes wackeren Geiſtlichen einen wahren und bleibenden Werth.

Hans Karl Heinrich von Trautzſchen

ward am 26. Juni 1730 zu Wittgendorf bei Zeitz geboren und diente vom Jahre 1755 an im ſächſiſchen Militär. Im Jahre 1763 trat er in den Privatſtand zurück, nahm jedoch 1778 von Neuem eine Stelle bei dem Generalſtabe an, die ihm zu Ernſtthal im Schönburgiſchen ſeinen Aufenthalt anwies. Seit 1784 privatiſirte er zu Dresden, mit dem Titel eines ſächſiſchen Obriſtlieutenants; und ſtarb daſelbſt am 26. October 1812.

Er veröffentlichte:

Militäriſche und literariſche Briefe. Leipzig, 1769.
Vermiſchte Schriften. Chemnitz, 1771.
Deutſches Theater. Leipzig, 1772. (Nachdruck. Prag, 1774.)

Den meiſten Beifall erwarben ſeine dramatiſchen Arbeiten, vorzüglich ſeine Trauerſpiele, welche zu ihrer Zeit gern auf der Bühne geſehn wurden.

Johann Friedrich Treitſchke,

im Jahre 1785 zu Leipzig geboren, privatiſirte längere Zeit in ſeiner Vaterſtadt, bis er als k. k. Hofoperndichter und Regiſſeur nach Wien berufen ward. Er lebt dort jetzt als Doctor der Philoſophie und k. k. Hoföconom.

Er gab heraus:
Singſpiele nach dem Franzöſiſchen. Wien, 1803—1808. 5 Bde.
Mit Streckfuß: *Muſenalmanach auf 1805.* Wien.
Taſchenbuch für 1807. Wien.
Gedichte. Wien, 1817.

T. wußte franzöſiſche Sing- und Luſtſpiele mit großer Gewandtheit auf die deutſche Bühne zu verpflanzen; ſeine lyriſchen Poeſieen fanden dagegen geringere Beachtung bei dem Publikum, obwohl manche, wie z. B. die hier mitgetheilten vortrefflich ſind.

Polychloros.

I.

Heute, wo der Spätherbſt ſcheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht ins Leben Polychloros
Aus der Chryſalide Nacht.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wieſen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd
Starret ringsum die Natur.

Matt vom irren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht erwecken dunklen Traum;

Denn ihm iſt: als andres Weſen,
Einſt in einer andren Welt,
War ihm, was er jetzt vermiſſet,
Reich und herrlich beigeſellt.

Damals ſah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr ſind.
Und die Sonne ſchien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine *Flügel*,
Doch auch keiner *Wünſche* Qual.
Wenige verſchlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm *Brüder*
In geſchloſſnen, engen Reihn.
Jetzt auf ungemeſſner Weite
Iſt er einſam und allein.

Alſo blickt die Sehnſucht düſter
Nach vergangner Tage Zier.
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
„Polychloros, flieh von hier!

Nicht verſchwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geſchick.
Was du ſchlummernd einſt verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!“

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungeſtörte ſtille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf.

II.

Winter iſt vorübergangen,
Frühling nahet ſchmuckbegränzt:
Knoſpen ſchwellen voll Verlangen,
Primeln ſtehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder.
Käfer, Bienen ſummen ſchon,
Fiſche ſchwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entflohn.

Auch zu Polychloros Zelle
Dringt des Zaubers ſtarke Macht.
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle,
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt ſich, — dehnt ſich, — wacht!

Schlüpfend taumelnd vor ins Freie,
Sieht die theure *Kinderwelt*:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles feſtlich aufgeſtellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wieſen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht ſatt ſich ſchauen,
Mag ſich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die ſich ungeduldig rührt?
Lauſchen will ich leiſ' und ſtille,
Welchen Zweck ſie wohl erfülle,
Ob ſie auch den Frühling ſpürt?“

Jetzt! o jetzt! die Schaale ſpaltet, —
Polychloros ſieht ſein Bild,
Das ſich regſam raſch entfaltet,
Mit den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechſelworte ſchnell entbrennen:
„Liebchen, ſprich, wie kenn' ich dich?“
„„Dich auch, Lieber, ſoll ich kennen!““
„Immer möcht' ich *mein* dich nennen.“
„„Immer *dein*, ſo nenne mich!““

Und noch vor dem Mittagsſtrahle
Hat er ſich die Braut errafft,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerſtaub und Honigſaft.

Wie ſie küſſen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne dringen! —
Abends, wenn Cicaden ſingen,
Sind die Engverbundnen todt.

Treizſaurwein, ſ. Meiſterſänger.

Friedrich Freiherr von der Trenck,

mehr wegen ſeiner ſonderbaren und unglücklichen Schickſale, als durch ſeine Schriften bekannt, wurde am 16. Februar 1726 zu Königsberg geboren. Nachdem er frühzeitig ſeine academiſchen Studien abgebrochen hatte, trat er 1744 bei dem Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges als Adjutant in Friedrich's II. Dienſt. Die verhängnißvolle Verwandtſchaft mit dem berüchtigten Pandurenoberſt führte ihn, wegen Verdacht des Verraths auf die Feſtung Glaz. Verſuche zu Flucht ſteigerten des Königs Erbitterung, endlich entkam er nach einer Fußreiſe von 169 Meilen zu ſeiner Mutter. Jetzt wollte er wirklich begehen, wofür er ſchon beſtraft war: aber Franz von der Trenck war bereits gefangen und nicht dazu geneigt. Er ging nach Moskau, von da nach Danzig, wo er, obwohl Rittmeiſter in kaiſerlichen Dienſten, von preußiſcher Seite aufgehoben ward, um in ein unüberwindliches Gefängniß nach Magdeburg gebracht zu werden. Erſt im December 1763 durfte er wieder nach Prag gehen. Er führte von nun an ein unſtätes Leben in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim: erſt Friedrich Wilhelm II. gab ihm ſeine confiscirten Güter in Preußen zurück. Aber ſein wilder Geiſt rannte ſeinem Untergange entgegen; er begab ſich nach Paris mitten in die Stürme der Revolution und wurde durch eine Ironie des Schickſals am 25. Juli 1794 als Spion der fremden Mächte auf Robespierre's Befehl guillotinirt.

Von ihm erſchien:

Sämmtliche Gedichte und Schriften. Leipzig, 1786. 8 Thle.

Lebensbeſchreibung. Berlin und Wien, 1786. 4 Bde.

Große Lebendigkeit, Freiheitsliebe und Witz characteriſiren ſeine Schriften, denen jedoch ſtrenggenommen nur des Verfaſſers Schickſale wahres Intereſſe verleihen.

Gottfried Reinhold Treviranus

war am 4. Juli 1776 zu Bremen geboren, ſtudirte von 1793 — 1796 zu Göttingen Medicin und Naturwiſſenſchaften und wurde 1797 als Profeſſor der Mathematik an dem Lyceum ſeiner Vaterſtadt angeſtellt. Später wirkte er ſegensreich als praktiſcher Arzt, ohne jedoch auch der theoretiſchen Medicin, obwohl mit wenig Freude an ihren neueren Richtungen, ungetreu zu werden. Er ſtarb zu Bremen, am 16. Februar 1837.

Von ihm erſchien:

Phyſiologiſche Fragmente. Hannover, 1797—1799. 2 Bde.

Biologie oder Philoſophie der lebenden Natur. Göttingen, 1802 — 1822. 6 Bde.

Erſcheinungen und Geſetze des organiſchen Lebens. Bremen, 1831 — 1832. 2. Bde.

Die Lehre vom Geſchlecht der Pflanzen. Bremen, 1822.

Scharfſinn, gründliche Forſchung, Ideenreichthum und eine vortreffliche Darſtellung weiſen ſeinen Schriften, beſonders ſeiner Biologie, in welcher er ſich dem Syſteme Schelling's anſchloß, einen hohen Rang an.

Daniel Wilhelm Triller

ward am 10. Februar 1695 zu Erfurt geboren, ſtudirte ſeit 1713 zu Leipzig die Medicin und trat daſelbſt, nachdem er 1718 zu Halle die Doctorwürde erhalten hatte, als Docent in ſeiner Facultät auf. 1720 wurde er Landphyſikus zu Merſeburg, 1730 aber Leibarzt des Erbprinzen von Naſſau-Saarbrück, den er bis 1732 durch die Schweiz, Holland und Frankreich begleitete. 1744 wurde er ordentlicher Rath und Leibarzt des damals zu Frankfurt am Main befindlichen Reichs-Hofrathscollegiums, dem er aber nur ein Jahr treu blieb, indem er im nächſten Jahre zum Leibarzt des Herzogs von Sachſen-Weißenfels ernannt ward. Bei dem Tode deſſelben, erhielt er 1746 die erſte mediciniſche Profeſſur in Wittenberg, mit dem Character eines königl. polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Hofraths und Leibarztes. Er ſtarb in hohem Alter, am 22. Mai 1782.

Er gab heraus:

Neue äſopiſche Fabeln. Hamburg, 1740. 1750.

Der ſächſiſche Prinzenraub. Frankfurt und Leipzig, 1743.

Poetiſche Betrachtungen. Hamburg, 1725 — 1739. 1750 — 1755. 6 Thle.

Der Wurmſaamen, Heldengedicht. Hamburg, 1751.

Die geprüfte Pockeninoculation, phyſikaliſch-moraliſches Gedicht. Frankfurt a. M., 1766.

Ein eifriger Anhänger Gottſched's und ein heftiger Gegner Klopſtock's, deſſen Richtung er in ſeinem komiſchen Epos, der Wurmſaamen, zu bekämpfen ſuchte, fehlte es T. an Allem, was man von einem Dichter fordern muß; nur eine gewiſſe Glätte und Sauberkeit in Behandlung der Form iſt ihm nicht abzuſprechen. Ohne Begeiſterung, Kraft, Gedanken und Natürlichkeit, blieb er ein mittelmäßiger Reimer ſein ganzes Leben hindurch. Folgendes Pröbchen wird das hier Geſagte vollkommen beſtätigen.

Aus Triller's Sächſiſchem Prinzenraube.

Wie ſich ein Geier früh in ferne Höhen ſchwinget,
Und mit geſchärftem Blick in niedre Gegend dringet,
Bis er an einem Bach ein ſichres Täublein ſchaut,
Das ſeine Federn putzt, und ſeiner Unſchuld traut,
Sich dann im Kreiſe dreht, urplötzlich niederſchießet,
Das unverwarnte Thier an Klau und Schnabel ſpießet,
Es mit ſich aufwärts reißt, die Lüfte ſchnell zertheilt,
Und mit dem warmen Raub nach ſeinem Lager eilt:
So eilte gleichfalls Cunz mit dem erhaſchten Raube,
Nicht anders, wie allhier der Geier mit der Taube,
Nach ſeinem Raubneſt zu, das er in Hoffnung ſah,
Denn Böhmen lag bereits auf halbe Meile nah.

Hier dacht er ſich nun bald in Sicherheit zu ſchauen,
Hier wollt' er ſeinen Raub der Veſtung anvertrauen,
Hier ſann er ſchon im Geiſt auf großes Löſegeld,
Und was ein ſüßer Wahn ihm ſonſt noch fürgeſtellt.
Doch wollte wechſelsweis die feſte Hoffnung wanken,
Der Reiter lag ihm noch zu friſch in den Gedanken;
Wie, ſprach er bei ſich ſelbſt, komm' ich nach Freiberg hin?
Was hab' ich da zu thun? es will mir nicht in Sinn;
Vielleicht will ſich mit mir der Churfürſt dort vergleichen,
Vielleicht will er daſelbſt mir alles überreichen
Und willig zugeſtehn, was ich ohn' alle Frucht,
Zum Vortheil meines Rechts, bisher bei ihm geſucht.
So, und doch anders nicht, weiß ich dies zu erklären,
Was mir der Geiſt geſagt; ſonſt werd' ich nie begehren,
Nach Freiberg hin zu ziehn; ſo lang' der Churfürſt nicht
Mir billigen Vergleich und neue Huld verſpricht.

Doch Freiberg war das Wort, das Cunzen zittern machte;
So oft er nur daran in ſeinem Sinn gedachte,
Doch wußt' er nicht warum? er ſann zwar hin und her,
Allein es war umſonſt, ſein Herze blieb ihm ſchwer:
So pflegt der arme Menſch in dieſen Eitelkeiten
Was Böſes öfters gut, und Gutes ſchlimm zu deuten,
So wird oft Schädliches vor Nützliches erwählt,
Weil ihm das wahre Licht zu der Erklärung fehlt.

Nun waren ſie zum Wald bei Wieſenthal gekommen;
Nachdem die Sonnengluth um Mittag zugenommen;
Ach, Cunz! fing endlich hier Prinz Albrecht ſchmachtend an,
Ich kann nicht weiter fort, es iſt um mich gethan.
Die Kräfte ſind erſchöpft, ich kann mit leerem Magen
So einen harten Trab nun länger nicht vertragen,
Da ich den halben Tag und faſt die ganze Nacht
So ohne Koſt und Trank, als ſchlaflos, zugebracht.
Bedenk' doch, was du thuſt, bedenke meine Jahre,
Und wirf mich nicht ſo jung ſchon auf die Todtenbahre,
Erwäge meine Noth und meiner Eltern Leid,
Und übe gegen ſie und mich Barmherzigkeit.
Gönn' mir ein wenig Ruh, mich wiederum zu laben,
Gieb etwas Speiſe her, ſo gut ſie hier zu haben,
Ach! reiche mir doch nur ein wenig Waſſers dar,
Sonſt komm' ich ganz gewiß in tödtliche Gefahr.

Doch dieſen Einfall ſchien der Schutzgeiſt beizutragen,
Denn ob dem zarten Prinz gleich länger fort zu jagen,
Faſt unerträglich fiel; ob Durſt und Hunger gleich
Ihm mächtig zugeſetzt; war er doch nicht ſo weich,
Den annoch kurzen Ritt nicht weiter auszuſtehen;
Vielmehr dacht' er hierdurch den Stricken zu entgehen;
Er hörte fern und nah, wie man zum Stürmen ſchlug,
Und alſo meinet' er, durch einigen Verzug,
Die ihnen nachgeeilt, auf rechte Spur zu bringen,
Daß ſie ihn löſeten, den Cunzen aber fingen:
Auch in dem Walde ſelbſt hofft er Jemand zu ſehn,
Dem er erzählen könnt', was ihm zu Leid geſchehn,
Der ihm behülflich wär', ſich glücklich loszureißen.
Voraus, wenn er zugleich ihm großen Lohn verheißen,
Drum ſtellte ſich der Prinz ſo ſchwach und hungrig an,
Damit er, wie gedacht, nur Zeit und Raum gewann.

Cunz, mehr von Scham und Angſt, als Mitleid, angetrieben,
Zwang ſich nun auch einmal, ein gutes Werk zu üben,
Er hub den Prinz vom Pferd, und führt ihn bei der Hand
In kühlen Wald hinein, damit er Schatten fand.
Fünf Reiter, die dabei, hieß er voraus zu reiten,
Und Schweiniz und ein Knecht blieb bei ihm, zum Begleiten.
Weil es nun in dem Wald viel reifer Erdbeer gab,
Las Cunz die beſten aus, und brach die röthſten ab,
Mit dieſen von Natur umſonſt geſchenkten Früchten
In ſeiner Mattigkeit den Prinzen aufzurichten,
Damit er Kraft empfing, die Reiſe zu vollziehn,
Die Cunzens Meinung nach bald wohl vollendet ſchien.
Hier war der Schauplatz nun, wo Gottes Vorſicht wachte,
Und dem verſtrickten Prinz die Freiheit wiederbrachte,
Dies iſt des Höchſten Art: je größer die Gefahr,
Je näher ſtellt er ſich mit ſeiner Hülfe dar.

Es wohnte daherum ein armer Kohlenbrenner,
Ein Ausbund redlicher und treugeſinnter Männer,
George Schmidt genannt, bei dem im rauhen Wald
Der Sitten Unſchuld mehr, als ein Geſetze, galt.
So wird die Tugend oft in armer Leute Hütten
Viel mehr, als im Pallaſt der Mächtigen, gelitten,
Drum ward er auch von Gott zum Werkzeug auserkieſt,
Daß Sachſens Untergang verhindert worden iſt.

Es war die Mittagsgluth zum höchſten Punkt geſtiegen,
Und Luft und Land erhitzt, die meiſten Vögel ſchwiegen,
Das Wild lag im Geſträuch in Ruh, und kühlte ſich,
Der ganze Wald war ſtill, und ſchien halbfürchterlich:
Nur blies ein ſanfter Weſt mit lispelndem Geziſche
Bisweilen in das Haar der leichtbewegten Büſche;
Der nahgelegne Bach, der über Kieſel rann,
Gab ſittſam ſeinen Lauf mit ſanftem Murmeln an.
Der Köhler ſuchte nun, der Hitze zu entweichen,
Die in der Hütte war, den Schatten einer Eichen,
Hier lag er ausgeſtreckt, von Schweiß und Arbeit matt,
Der Baum dient ihm zum Dach, das Gras zur Lagerſtatt,
Der Wald zum Schaugerüſt, ihm Freude zu erwecken,
Die Frömmigkeit zum Schutz vor Angſt, Gefahr und Schrecken,
Sein Schürbaum lag ihm nah, ſein ſtarker Hund nicht weit,
Und hielt vor ſeinen Herrn getreue Wachſamkeit.

Indem er dergeſtalt nicht völlig ſchlief, noch wachte,
Und in ſich ſelbſt vergnügt, an mancherlei gedachte;
Schien ihm, als rief' ihm was mit leiſer Stimm' ins Ohr:
Steh' eilends auf und hilf! Er hub ſein Haupt empor,
Und ſah beſtürzt umher: ſein Hund fing an zu bellen,
Sprang auf, und witterte die fremden Raubgeſellen
Von weitem allbereit! Der Köhler eilte fort,
Nahm ſeinen Schürbaum mit, und kam an dieſen Ort,
Zu welchem ihn die Spur des wackern Hundes führte,
Der immer heftiger die laute Stimme rührte.
Hier merkt er nun gar bald, daß es nicht richtig ſei,
Der nur gehörte Ruf fiel ihm gleich wieder bei,
Des Prinzen Angeſicht wies ihm in ſeinen Zügen
Ein wunderbar Gemiſch von Hoffnung und Vergnügen,
Von Zweifel, Angſt und Furcht; doch auch von Majeſtät,
Wie denn Gott denen meiſt, die er zum Thron erhöht,
Die Zeichen ihres Stands auf ihre Stirnen präget,
Daß jeder, der ſie ſieht, vor ſie ſchon Ehrfurcht heget,
Ob er ſie gleich nicht kennt: drum ſprach er alſobald
Die Fremden ernſtlich an: was habt ihr hier im Wald,
In dieſer Einſamkeit, gleich um Mittag zu ſchaffen?
Und warum reiſet ihr gepanzert und mit Waffen?
Wo denkt ihr ſonderlich mit dieſem Knaben hin,
Der nicht gemeiner Art, wie ich der Meinung bin?
Es ſei nun, was es ſei; ſo muß ich erſt erfahren,
Wie es mit Euch bewandt? ihr müßt mir offenbaren,
Wohin die Reiſe geht; wer, und woher ihr ſeid,
Eh' laß ich euch nicht fort; drum gebt mir gleich Beſcheid.
Wofern ihr redlich thut, wie ich zur Zeit noch meine;
So hoff' ich, daß man mir mein Bitten nicht verneine:
Wo aber ſich Betrug in euren Handel miſcht,
So glaubt nur ſicherlich, daß ihr mir nicht entwiſcht.

Doch dieſe Tapferkeit, mit Dreien anzubinden,
Die mächtiger, als er, ihn leicht zu überwinden,
Das unerſchrockne Herz, das hier der Köhler wies,
Und ſich nicht von Gewehr und Waffen ſchrecken ließ,
Kam nicht ſo wohl von ihm, als mehr von Gottes Güte,
Die gab ihm Zuverſicht und ein beherzt Gemüthe,
So, daß er die Gefahr, der er ſich ausgeſetzt,
Wie groß ſie in der That, doch als vor nichts geſchätzt.
Allein der Heldenmuth, der ſich bei ihm befande,
Entging um ſo viel mehr der feigen Räuberbande;
Ein gut Gewiſſen macht, daß man ſich freudig wagt,
Ein böſes aber iſt ſtets furchtſam und verzagt.

Des Köhlers Frage nun klang in des Cunzen Ohren
Gleich als ein Donnerſchlag: ſein Muth war ihm verloren,
Und ſeine Zunge ſtarr: doch, als er ſich gefaßt,
Sprach er halbzitternd: Freund, thu mir nicht Ueberlaſt,
Und laß mich ruhig ziehn, was haſt du mich zu fragen,
Wer dieſer Knabe ſei? doch kann ich dir wohl ſagen,
Es iſt ein böſer Bub und ungerathner Sohn,
Der trotzte ſeinem Herrn und lief im Zorn davon;
Nun aber hat ſein Herr mir ernſtlich anbefohlen,
Den Buben wiederum zur Strafe heim zu holen.
Nein, ſagte jener drauf, des Knabens Angeſicht
Sieht viel zu redlich aus zu einem Böſewicht,
Ich kann dem Anſehn nach, ein unſchuldvolles Weſen
Und laſterfreies Herz aus ſeinen Mienen leſen;
Stellt ſich die Bosheit gleich bisweilen engelrein,
Scheint dieſer junge Menſch doch davon frei zu ſein,
Und hat zu einem Schalk zu adliche Geberden.

Hier fiel Cunz im Geſträuch durch ſeinen Sporn zur Erden,
Mehr durch Gewiſſensangſt, als Waffenlaſt gedrückt;
Sobald der freie Prinz nun dieſen Fall erblickt,
Raunt' er in ſchnellſter Eil' dem Köhler in die Ohren:
Befreie mich, mein Freund, ich bin ein Prinz geboren,
Der Churfürſt Friederich, der mein Herr Vater iſt,
Wird dein Vergelter ſein, wo du mein Retter biſt.

Als dieſes Schweiniz ſah, entblößt er ſeinen Degen,
Und hiebe nach dem Prinz, ihn tödlich zu erlegen,
Er hätt' es auch vollbracht, wofern des Höchſten Hand
Durch ſeinen Schutzgeiſt nicht den Hieb noch abgewandt.
Denn dieſer hat den Streich des Schwertes aufgehalten,
Daß es dem Prinzen nicht den zarten Kopf zerſpalten;
Er war auch Urſach dran, das Cunz ſich ſelbſten fing,
Und mit dem langen Sporn in dem Geſträuche hing.
Weil er ſein Roß nicht gern aus ſeinen Händen ließe,
Das ihm noch zu der Flucht den beſten Schutz verhieße,
So mangelt' ihm die Kraft, drum fiel es ihm zu ſchwer,
Daß er von ſeinem Fall ſelbſt aufgeſtanden wär'.

Und du, du willſt dich noch, du Räuber, widerſetzen?
Und meinen Landesherrn am Leben ſelbſt verletzen?
War es noch nicht genug, daß du ihn weggeraubt?
Und wagſt du dich ſogar an ſein geheiligt Haupt?
Nun ſeh ich ganz gewiß aus euren böſen Thaten,
Daß dies die Wahrheit ſei, was mir der Prinz verrathen;
So ſprach aus edlem Zorn des Köhlers treuer Mund,
Und hiermit hetzt er gleich auf Schweiniz ſeinen Hund,
Der ihn dann überfiel und bei der Kehle hielte,
Indem Cunz auf der Erd' des Schürbaums Streiche fühlte.
Zwar wehrt' er ſich ſo gut, als es ihm möglich war,
Vor gegenwärt'ger Noth und künftiger Gefahr;
Er ſchalt, er ſchlug, er warf; er konnte doch nicht ſiegen,
Und blieb in dem Gebüſch mit ſeinen Sporen liegen.
Man hätt' ihn auch vielleicht des Lebens ganz beraubt,
Wofern es anders nur der fromme Prinz erlaubt;
So aber bat er vor, des Cunzens zu verſchonen,
Aus Mitleid, oder auch, ihn würdig zu belohnen.
Wie wenn ein wildes Schwein, das halb in Sumpf verfällt,
Sich gegen einen Bär noch frech zur Wehre ſtellt,
Mit allen Kräften hebt, ergrimmet um ſich hauet,
Und in der Todesangſt noch ſeinen Waffen trauet,
Bis der erhitzte Bär ihm in den Nacken greift,
Und die behaarte Haut im Zorn herunterſtreift;
Nicht anders wurde Cunz vom Köhler überwunden,
So hielt der Bär das Schwein mit ſeiner Klau gebunden;
Und ſo bekam nunmehr das dunkle Traumgeſicht
Des fürſtlichen Gemahls hierdurch erſt völlig Licht,
Denn davon hat der Bär urſprünglich hergerühret,
Den noch des Köhlers Stamm in ſeinem Wappen führet,
Dieweil der Bär im Traum dem Eber Einhalt that,
Daß er den Rautenſtock nicht ſchändlich niedertrat.

Nachdem das Lärmen nun im Walde weit erſchollen,
Und auch der wackre Hund beſtändig fortgebollen;
So lief des Köhlers Weib, Maria Wälderin,
Aus Neugier oder Angſt zu dieſem Platze hin:
Da fand ſie ihren Mann mit zwei bewehrten Leuten,
Durch tapfern Muth und Arm, in heißem Eifer, ſtreiten,
Und meinte, wie es auch die lautre Wahrheit war,
Es wäre dieſer Feind ein mördriſch Räuberpaar.
Sie gab den Köhlern gleich das ſonſt gewohnte Zeichen,
Sie ſollten ihrem Mann geſchwinde Hülfe reichen,
Und ſchlug auf einer Axt mit einem Zſchörper an,
Als welches man im Wald gar weit vernehmen kann.
Auf den bekannten Schall kam ſtracks ein ganzer Haufen
Von Köhlern, hier und dort, zuſammen hergelaufen,
Von welchem der ein Beil, der einen Schürbaum, trug,
Womit der auf den Cunz, der auf den Schweiniz ſchlug.
So blieb der Jäger ſelbſt in ſeinem Garne hangen,
Und der erſt Andre ſing, ward jetzo ſelbſt gefangen;
So ward der dunkle Spruch des Geiſtes klar gemacht:
Nimm dich vor rother Frucht und Kohlen wohl in Acht!
So pflegt des Voglers Liſt in die gelegten Schlingen,
Durch rother Beeren Koſt, die Vögel leicht zu bringen;
Und alſo ward auch Cunz auf ſeiner Flucht beſtrickt,
Und kam um Glück und Haupt, indem er Erdbeer pflückt.

Als er den Ernſt nun ſah, und daß man ihn gebunden,
War aller Frevelmuth und Trotz bei ihm verſchwunden,
Er ſtand beſtürzt, beſchämt, und war voll Angſt und Schmerz,
Reu', Zweifel, Hoffnung, Gram und Furcht durchdrang ſein Herz:
Er legte ſich nunmehr vom Drohen auf das Bitten,
In Meinung, ſich durch Liſt der Feſſel zu entſchütten,
Und ſprach mit leiſer Stimm', den Köhler folgend an:
Wie ſo ergrimmt, mein Freund? was hab ich dir gethan?
Gieb mich doch wieder frei, du ſollſt ja dieſen Knaben,
Wenn du darauf beſtehſt, von mir gutwillig haben,
Thu' mit ihm, was du willſt; vielleicht erfährſt du bald,
Wer, und woher er ſei; nur mir thu' nicht Gewalt,
Und laß mich wieder los! was wirſt du doch erwerben,
Daß du ſo eifrig ſuchſt, mich ſchändlich zu verderben?
Die Freiheit iſt mir lieb; bin ich gleich ohne Schuld,
Wie ich verſichern kann; fehlt mir doch die Geduld,
Den ungewohnten Zwang der Banden zu ertragen,
Wer hat ſich über mich mit Rechte zu beklagen?
Bedenke, was du thuſt! du glaubeſt dem Bericht
Des Knabens allzu viel; mir aber glaubſt du nicht;
Da jenen doch Betrug, Haß, Liſt und Rachſucht treibet.
Die Wahrheit gegentheils auf meiner Seite bleibet:
Wie? oder meineſt du, daß kein bejahrter Mann
Die Wahrheit ſprechen mag, ein Kind nicht lügen kann?

Wer, ſprach der Köhler drauf, Recht oder Unrecht, habe?
Laß ich unausgemacht; doch dünkt mich, daß der Knabe
Gerechter ſei, als du: ich trau' mehr auf ſein Wort,
Denn auf das deinige, und laß dich drum nicht fort,
Doch biſt du ſonder Schuld, wird dich die Unſchuld ſchützen,
Du ſollſt, verſichre dich, bei mir nicht lange ſitzen,
Der Abt von Grünhain mag allhier den Ausſpruch thun,
Was dieſer mir gebeut, dabei laß ichs beruhn.

Ach! ſagte Cunz beſtürzt, laß mich doch nur entrinnen!
Du kannſt durch meine Flucht ein großes Gut gewinnen,
Nimm dieſen Beutel Gold vor meine Freiheit an,
Der dich und dein Geſchlecht viel Jahr' ernähren kann.
Was? rief der Köhler aus, ſuchſt du mich zu beſtechen,
Wie? ſoll ich um dein Geld Eid, Treu und Glauben brechen?
Dein Anerbieten mehrt bei mir nun den Verdacht,
Daß du das Bubenſtück, den Prinzenraub, vollbracht.
Des Geldes iſt zu viel, die Freiheit zu erkaufen,
Wenn du dich ſicher weißt, doch wird der güldne Haufen
Mir viel zu wenig ſein, wofern du ſchuldig biſt,
Weil eine Welt voll Gold alsdann zu wenig iſt,
Mein Geldgeizleeres Herz zum Unrecht zu verführen,
Und gegen meinen Herrn die Treue zu verlieren,
Darum behalt dein Geld, es wird dich nicht befrein,
Ein gut Gewiſſen ſoll mein größter Reichthum ſein.

Cunz ſchwieg für Scham und Leid, und ward gleichwohl getrieben,
An ſeinem Feinde ſelbſt die Tugenden zu lieben,
Doch wünſcht' er ihn nur itzt was minder tugendhaft,
So käm' er durch ſein Geld aus der Gefangenſchaft.

Allein er mußte fort, wohin der Köhler wollte,
Bis man Befehl erhielt, wo er verbleiben ſollte:
Nun ſtellte ſich bei ihm des Laſters Größe dar,
Das klein ſo lange ſchien, bis es verübet war.

Dieſelbe Höh' des Walds, wo ſich dies zugetragen,
Heißt itzt der Fürſtenberg, wie die Geſchichten ſagen,
Dieweil des Fürſten Sohn daſelbſt die Freiheit fand,
Die man im Gegentheil dem Cunz mit Recht entwandt.
Fürſt Albrecht ſelbſten kam nach fünf und zwanzig Jahren
An dieſen Ort, wo ihm die Rettung widerfahren,
Nachdem er nun den Platz mit allem Fleiß beſehn,
Rühmt' er des Höchſten Schluß, der ihm, als Prinz, geſchehn:
Und weil ſich damals noch drei alte Männer fanden,
Die zu derſelben Zeit dem Köhler beigeſtanden,
Als Cunz gefangen ward, hat er aus Dankbarkeit
Durch fürſtliches Geſchenk ſie insgeſammt erfreut.

Carl Bernhard von Trinius

war im Jahre 1773 zu Erfurt geboren, ſtudirte Medicin, wirkte zuerſt ſeit 1805 als praktiſcher Arzt zu Haſenpoth, und zwar mit ſolchem Glück, daß der Herzog Alexander von Württemberg ihn 1807 zu ſeinem Leibarzt ernannte. In dieſer Stellung lebte er eine Zeit lang zu Wien; ſpäter ging er nach Petersburg, wo er Doctor der Medicin, ruſſiſch kaiſerlicher Hofrath, Lehrer des Großfürſten Thronfolgers, auch Ritter der St. Annenordens 2., und des Wladimirordens 3. Claſſe wurde.

Er gab außer mehreren naturhiſtoriſchen Werken in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache heraus:

Dramatiſche Ausſtellungen. Berlin, 1820.

Einzelne Gedichte in Journalen und Almanachen.

Gedankenreichthum, lebendige Phantaſie und gewandte Behandlung der Form, erwarben ſeinen poetiſchen Leiſtungen allgemein eine freundliche Aufnahme.

Johann Chriſtian Trömer

ward im Anfang des 18. Jahrhunderts wahrſcheinlich in Leipzig geboren und war bei dem Steuerweſen angeſtellt; er ſchrieb unter dem Namen **Jean Chretien Toucement**, der Deutſch-Franzos. Später war er königlicher Poſt- und Reiſecommiſſär zu Dresden, wo er 1757 ſtarb.

Er gab heraus:

Des Deutſch-Franzos Schriften. Leipzig, 1736; neu Nürnberg, 1772.

Nackrickt von ehne Krieg, die in die Sommerßeit ſein Ankefang kenomm, ſolks man nenn Ruſſiſch Szeit. 1760.

Eigentlich der einzige deutſche makaroniſche Dichter, ſchrieb Tr. in einem Miſchmaſch von franzöſiſch und deutſch, wie es ungefähr ein Franzoſe ſprechen würde, luſtige und poſſenhafte Gedichte, die nicht ohne Witz und Laune, und namentlich für die Kenntniß der Sittenzuſtände ſeiner Zeit von Intereſſe ſind. Eine kleine Probe möge hier, um der Merkwürdigkeit willen, folgen.

Vom Schmidt ßu Uttjerbock.

Vor diß, in ehn kewiſſe Land
Die alle Leute wohl bekannt,
Da wohn ehn Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock;
Man nenn Ihn ſteß die fromme Schmidt,
Weil er ath ehn reckt kut Kemüth.
Denn er thu ſteß viel kute Werck,
Wie alle Leut ahn wohl kemerck;
Die Leut die ahn kar nicks ßu eß,
Er thu ſie Speiß mit viel Caress,
Er keb ſie Brod mit Kraut und Wurſt,
Ehrnock er ſtill ock ihre Durſt;
Die Leut die ahn kar kehne Kleid,
Er Kleid ſie nack Nothdürfftikeit.
Die krancke Leut, die woll crepir,
Er thu ſie offt bevisitir.
Er keb ſie kuten Artzeney,
Und thu ſie kuts nock vielerley.
Er laß die arme Tod bekrab,
Wenn ihre Freund kehn Keld nit ahb.
Enfin! was man kan pretendir,
Daſ thu die fromme Schmidt prestir.
Ehnmal es iß ßu ihm kekomm
Ehn heiligk Mann, die ock leb fromm
Die bitt kar ſehr den Meſter Schmidt,
Weil abend iß und er iß müd.
Er ſoll ihm daſ mal permittir,
Bey ihm ßu nehm ſein Nackt Quartir.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit ſeine ſchwarß und weiſe Rock.
Der ſpreck: Ick will das kerne thu
Ick wünſch nur, daß du mack kut ruh.
Er keb ihm Brod, er keb ihm Schinck,
Er keb ihm ock kut Bier ßu trinck.
So bald als komm der Morgend Tagk,
Der Frembd er woll ſick weiter tragk
Dock er ſpreck erſt: mein liebe Mann
Du ahſt mir viel ßu kut kethan.
Ick bin dir reckt viel obligir
Vor Eß, vor Trinck, und vor Quartir,
Davor mein liebe ehrlick Schmidt
Du kan dir ehne Knad ausbitt;
All was du wilſt, du kan verlangk,
Du ſoll kleick deine Bitt erlangk.
Die Schmidt ſagk: Ick bin obligir,
Daß du mir woll recompensir.
Ick brauck kar nicks in dieſe Welt,
Denn ick bin reick, und ahb viel Keld.
Und ick mack nicks mehr pretendir,
Ick bin kar nicks interessir.
Darauf antwort die fremde Mann,
Eh bien! Du ahſt mir kuts kethan,
Ick kan das dock kar nit verkeß,
Daß du ſo öhfflick biſt keweß.
Drum ick will kerne danckbar ſeyn;
Ick will dir ehlff in Himmel neihn.
O! ſpreck die Schmidt: Mein liebe Ehrr,
Spahr dir die Müh, ick bitt dir ſehr,
Ick kan in Himmel ſo passir,
Weil ick viel kute Werck prestir.
Ick ahb nock kar nicks böſ kethan,
Ick leb ſo fromm, all wie ick kan.
Ick thu nit Spiel, ick thu nit ſauff,
Ick thu nit fluck, ick thu nit rauff,
Ick thu die Faſten observir,
Ick thu ock kar nit courtisir.
Ick ßanck ock nit, ik thu nit ſtehl,
Ick thu ock ſonſt kehn kroße Fehl.
Ick thu kar niemand filoutir,
Und ahb ock kehn Menſch masacrir.
Ick thu all kut an arme Leut,
Und keb ſie ihr Nothdürfftikeit.
Enfin! es kan nit anders ſeyn
Ick muß komm in die Himmel neihn.
Meintahlbën ſpreck die fremde Mann,
Ick ahb dir mein Offerte kethan.
Wilſtu mein kute Sinn verſchmäh,
Eh bien! ick muß es laß keſcheh.
Allehn, ick kan nit fort marchir,
Als ehn undanckbar Passagir,
Darum mein liebe Meſter Schmidt
Thu du dock nur um etwas bitt.
Du kan ja bitt nack deine Will
Ick will dir en Moment erfüll;
Ick trett mein Reiß nit eher an,
All biß ick dir ehn Knad kethan.
Nu endlick thu der Schmidt parir,
Weil ihn der Fremd ſo ſehr forcir.
Er ſpreck: Weil nit kan anders ſeyn
Meintahlb ick keb mein Will darein,
Ick will mir nur 3 Stück ausbitt,
Wenn du wilt thun, mehr ick will nit.
Su erſt, in meine Stube ſteh
Ehn kroße Stuhl, wie du da ſeh.
Die Stuhl ick ahb laß mack vor mir,
Dock viel Leut thu ſick drein placir.
à Part die krobe Bauer Leut
Die ſeß ſick darein alleßeit.
Wenn du nun kanſt die Kunſtſtück mack,
Wie ick das wünſch, ick woll brav lack.
Du ſoll die Stuhl ſo preparir,
Wenn ſick jemand in Stuhl placir,
Und er woll von die Stuhl auf ſteh,
Daß er nit kan von Stelle keh.
Und daß er muß in Stuhl bleib ſiß
Wenn er kleick wie ehn Ockße ſchwiß.
So lank all biß ick commandir,
Daß er kan von die Stuhl marchir.
Der Fremde ſpreck: mein liebe Schmidt
Daß iß ehn reckte ſchleckte Bitt.
Ick will ſie dir kar kern kewähr;
Du kan von mir nock mehr bekehr.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit ſeine ſchwarß und weiße Rock.
Er ſpreck: Kleick dieſe Augkenblick
Ick will bitt um das 2te Stück.
Ick ahb in meine klehne Gart
Ehn Apffel Baum von kute Art,
Davon die Apffel reckt kut ſchmeck,
Daß man muß alle Fingker leck.
Daſ wehß kar wohl viel ſchlimme Leut,
Die ſtehl ſie mir bey die Nackt Zeit.
Und thu ſo ſchelmiſch partagir,
Daß übrigk bleib nit viel vor mir.
Wenn nun ſteigk ehn uff Baum ihnauf,
So mack, daß er muß bleib darauf,
Biß daß ick keb Permission,
Daß er darf wieder keh davon.
Der Fremd er rickt den Baum ſo ßu,
Daß er muß dieſe Wunder thu.
Nu ſpreck die fromme Meſter Schmidt;
Jeßund es komm mein leßte Bitt;
Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn ſo mack,
Das wenn ick ſteck Jemand ihnein,
Oder es kriegk von ſelber drein,
Daß er ſo langk muß drein restir,
Biß ick ihn wieder dimittir.

Denn manckemal es komm die Dieb,
Da will ick Sack vor Thüre ſchieb
Da kann ick ühbſch die Diebe fangk,
Ehrnock ſie werd an Kalgk kehangk.
So kleick die fromme Passagier
Sie aht den Schmidt gratificir.
Und endlick ſie nehm ihr Abſchied
Von ihre Wirth den fromme Schmidt;
Nit langk wie das ſo aht passir,
Da komm die Monsieur Tod marchir
Mit ſeine Uhr und Senſe Stock
Su fromme Schmidt von Uttjerbock;
Der Tod er kloff ſtarck an das Hauß,
Der Schmidt er fragk: Wer iß denn drauß;
Der Tod er ſpreck: Mack du nur auf,
Es iß jemand, der will was kauff.
Darauf der Schmidt ſchließ auf die Thür,
Da tret die Monsieur Tod ehrfür.
Par bleu! wie thu die Schmidt erſchröck
Wie er ſeh die Monsieur Pußweck.
Er ſagk ßu Tod: Mein liebe Mann,
Du treff bey mir kehn Herbergk an.
Allehn die Tod die thu nur lack,
Und ſpreck: Ick fragk da nicks darnack
Dein Leben Stund iß all passir.
Du muß in Reick der Tod marchir.
Und ahlt dir nur nit langke auf,
Die Uhr ſie iß kanß auskelauff.
Die Schmidt iß reckt voll Angkſtlickeit,
Er woll ſick nit ßu ſterb bereit.
Jedock ßu ehne kute Klück
Er denck an ſeine Kunſten Stück.
Er denck, nu wart du ſchlimme Tod,
Du ſoll mir kriegk dein türckiſch Noth.
Er ſpreck mit ehn barmehrßigk Arth:
Ehrr Tod thu nur ehn biſſel ward,
Ick will ßu Reiß mir preparir
Und will kern mit dir fort marchir.
Allehn du werd wohl müde ſeyn,
Seß dir dieweil in Stuhl ihnein.
Du kan Comodité kebrauck,
Und kan ehn Feiffel Toback rauck.
Der Tod der iß ſo tumm keweß,
Und aht ſick in der Stuhl keſeß,
Er kriegk ſein Feuer Mörſ ehrauß,
Und ahlt ehn klehne Tobac Schmauß.
Par bleu! Er mack ſo kroße Damff
Daß man könn kriegk davon den Kramff.
Wie er ſiß in dem Stuhl nit langk:
Es werd ihm kraußam Angkſt und bangk,
Er rippel und er rappel ſick,
Und mack reckt fürckterlicke Blick,
Er thu die Schmidt ſtarck admonir,
Sie ſoll mack fort, ſie woll marchir.
Und endlick ſpreck die fromme Schmidt:
Nu ick bin fertigk, ick keh mit.
Der Tod woll aus die Stuhl aufſteh,
Allehn er wehß nit, wie ßu keh,
Er mack ſick wie er will movir,
Er kan nit aus die Stuhl marchir.
Ey, ey, wie thu die Schmidt brav lack,
Sie plagk die Tod ſie ſoll fort mack.
Die Tod ſie raßel mit ſein Behn
Und blöck vor Angkſt ſein Kälber Zähn,
Der Schmidt der thu was reckts bravir,
Die Tod ſie ſoll dock fort marchir.
Da ſpreck der Tod: Mein liebe Mann!
Seh du dann nit, daß ick nit kan.
Daſ iß mir kehne mal passir,
Daß ick bin word ſo ſehr vexir.
Ick wehß nit, ob ick bin behex,
Ick marter mir daß ick muß krex.
Wenn du kan ehlff, ick thu dir bitt,
Ack ehlff mir liebe Bruder Schmidt.
Der Schmidt ſagk: Nu du nit kan fort,
Du Schurck, nu keb du kuten Wort,
Schau, ſchau du Bestialité,
Erſt, du ſprek mit Brutalité:
Schmidt deine Stund iß all passir,
Du muß in Reick der Tod marchir,
Jeßund du nenn mir dein mon Frere,
Allehn ick danck vor dieſe Ehr,
Der Teuf er mack dein Bruder ſeyn,
Der ſchick ſick ßu die Strecke Bein.
Wer dir keheiß, ßu mir ßu keh,
Er helff dir ock aus Stuhl aufſteh!

Der Tod er thu reckt lamentir,
Und ſie thu die Schmidt promittir,
Wenn er ihn nit mehr werd ſo kränck,
Er woll ihm nock 10 Jahre ſchenck.
Sie keb ihm ihre klapper Hand.
Und ihr Parol ßu Unterfand.
Darauf es laß der Schmidt keſcheh,
Daß darf von Stuhl der Tod auf ſteh.
Der Tod er ärger ſick kanß kranck,
Und marchir fort mit ſchwehr Kedanck.
Er ath ſick reckt viel chagrinir
Daß ihn der Schmidt aht ſo touchir.
Indeß der Schmidt er lack ſick ſatt,
Daß er den Todt betrogken aht.
So bald als nu 10 Jahr um ſeyn,
Ehrr Tod ſtell ſick ühbſch wieder ein,
Er thu reckt ſehr brutalisir,
Als wie ehn böſe Exequir.
Er blöck die Zähn mit kroße krauß,
Und ſchrey wie ehne Fleder Maus.
Fort Schmidt du Uhnd du muſt nu ſterb,
Der Schmidt denck, du ſoll dock nicks erb,
Komm denn du Ripps Rapps noch ehnmal,
Wart, wart, ick will dir ſchon beßahl.
Er mack den Tod viel Compliment,
Und bitt ihn in ſein Logiment.
Der Tod er ſchüttel ſeinen Koff,
Und ſpreck: Denck du, ick bin beſoff?
Mein du denn, daß ick ahb verkeß,
Wie ick in ſchlimme Stuhl keſeß.
Ick müſt ehn tumme Ockße ſeyn,
Wenn ick marchir in Stub ihnein.
Fort, fort, mack nur nit viel Façon,
Daſ mal du kriegk kar kehn Pardon.
Der Schmidt thu ſick ſehr submittir,
Und ſpreck: Er woll kern mit marchir.
Er woll ſick nur ßu reckte mack
Und woll ſuck ſeine Reiße Sack.
Der Tod laß ſick nock persuadir,
Und thu vor Stuben Thür restir.
Indeß er denck, weil er muß wart,
Er keh ehn bißel in der Kart.
Es werd ihm dock nun nit manquir,
Daß er den Schmidt kan attrapir.
Allehn das war ehn kruße Fehl,
Daß er ſick das Plaisir erwehl.
Denn als er in den Kart passir,
Er thu die Baum kleick observir.
Darauf die ſchöne Apffel wackß,
Die ſchöner ſeyn als in kanß Sackß.
Der Tod kriegk ehn kroß Appetit,
Daß er davon nehm etlick mit,
Er denk, in ſeine Schnapſe Sack
Er woll ſick ehn Partie einpack.
Dock weil er ſie kan nit erreick,
Er muß uff Apffel Baum nauf ſteigk
Mit ſeine langke Truthahn Fuß,
Und denck nit, daß er kriegk Verdruß.
Worum? der Schmidt ath wohl keſeh,
Und laß daſ kar ßu kern keſcheh.
So bald als nur der Tod ihnauf,
Da komm der Meſter Schmidt kelauff
Mit ehne kroße Ohpffen Stangk,
Und ſeine Kneckt mit Schmide Zangk,
Sie komm als wie der Bliß kerenn,
Und thu wenn ſie den Tod nit kenn.
Sie ſchrey, du Schelm, du Apffel=Dieb,
Daß wir dir fangk, das iß uns lieb.
Allo ſchlagk ßu ihr kut Camrad,
Weil er uns thu ſo kroße Schad.
Par bleu! wie ſchlagk die Schmidt Kneckt ßu,
Sie ahlt kar kehne bißel Ruh,
Der Tod mack ſchrey nur wie er will,
Sie ſchlagk drauf loſ, und ahlt nit ſtill.
Das thu ſo ehn Kerumpel mack
Als wie uff welſche Nußen Sack,
Der Tod woll kerne echapir,
Allehn das mal er muß pausir.
Und er thu mit ſein Schade ſeh,
Das es ihm wie in Stuhle keh.
Darum er rickt ſick nack der Ort,
Und keb an Schmidt reckt kute Wort.
Er ſoll ihn dock nit ſchlagk ſo ſehr,
Er woll ßu ihm komm kar nit mehr.
Der Mehſter Schmidt hör endlick auf,
Und er ſchau uff die Baum hinauf,

Er thu, als wenn er reckt erſchröck,
Das er keſchlagk die Ehrr Pußweck.
Er thu ock als wenn ihm wär leid,
Und ſpreck mit kroß Scheinheiligkeit;
Ehrr Tod ſie thu mir pardonir,
Daß ick ſie ahb incommodir,
O! ſey ſie dock uff mir nit böß,
Daß ſie aht kriegk ſo krobe Stöß.
Par bleu! Wir ahn nit kern kethan,
Wir denck wir treff ehn Dieb da an.
Der Tod denck uff ehn kluge weiſ
Ick muß in ſauer Apffel beiſ.
Du biß mir wohl die reckt Keſell,
Ick muß mir nur ock was verſtell.
Er ſpreck: Mein liebe Mehſter Schmidt,
Ick wehß ſchon, du kan davor nit,
Dock du ſoll mir die Lieb erzeigk
Und ſoll mir laß von Baum abſteigk.
Der Schmidt ſpreck: Ja mit all Plaisir,
Komm nur ehrab von Baum marchir.
Der Tod bemüh ſick was er kan,
Allehn es keh ihm kar nit an.
Er muß ſteß uff der Baume bleib
Szu Schmidt ſein luſtigk Zeit vertreib,
Er thu den Tod reckt brav vexir,
Er ſoll dock komm, ſie woll marchir.
Dock weil die Tod nit runter kan,
Der Schmidt thu ihm viel Schimff=Wort an.
Er ſpreck: nu ſchau du Menſche Fucks,
Kelt ick ahb dir nock mal beluckß.
Du ſuper klugke Weiſe Naſ
Jeßund du Zitter wie ehn Haſ,
Du kan die kanße Melt bezwingk,
Und kan dock nit von Baum abſpringk.
Daſ ſchmeck wie bitter Mantel Kern,
Wart Vogkel du ſolt feiffen lern.
Dem Tod werd reckt viel Angkſt und bangk,
Der Schmidt kriegk ſeine Hopffe Stangk,
Und keb dem Tod viel Naſe Stüber
Daß er bekomm das kalte Fieber.
Der Tod thu dem Schmidt offerir.
Wenn er ihn das mal liberir,
Er woll ihm die Parole keb,
Daß er ihn woll laß ewigk leb.
Er woll ihn nit mehr perturbir,
Wenn er ihn das mal laß passir.
Er ſoll ihm nur ehlff aus die Noth,
Er woll das ahlt als ehrlick Tod.
Der Schmidt er thu das acceptir,
Und thu ihn das mal liberir.
Der Tod mack mit die Schmidt Contract,
Ehrnock er aht ſick fort kepackt.
Er aht erbärmlick auskeſeh,
Es thu ihm alle Klieder weh.
Er nehm ehn kanß betrübt Abſchied
Von ſeine Feind die fromme Schmidt.
Von ſeine Hopffen Stangk Tracteur,
Und danck kar ſchleckt vor all Honneur.
Es lauf der Monsieur Senſe Mann
So uhrtigk fort all er nur kan,
Er aht ſick kar nit umkeſeh,
Biß er komm, da ehn Wind Mühl ſteh,
Da ſeß er ſick an Wind Mühl Haus,
Und woll da ruh ehn bißel aus.
Wie er nun da ſo traurigk ſiß,
Und nock vor Angkſtlikeit brav ſchwiß.
Da komm der Teuffel an marchir,
Daß ihn der Tod kaum observir.
Der Tod wie er den Teufel ſeh,
Er ſpreck: Du Bestialité!
Wer Teuf wer aht dir her keſchick?
Keh pack dir weck du Kalgken Strick,
Und wenn du nit will retirir,
Ick will dir Teuf kleick masacrir.
Der Teuf ſpreck: Foudre! mon Cousin,
Was ahſtu denn vor kroß chagrin?
Par bleu! was iß dir denn passir?
Ick ahb dir kar nit disgoustir.
Der Tod ſpreck: (mit betrübt Visage.)
O mir verkeh wohl die Courage.
So lang all eck keweß der Tod,
Ick ahb keahbt nock kehn ſo Noth.
Kennſtu die Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock?
O der verfluckte Zauber Mann
Der ath mir kroße Tord kethan.
Ick komm und woll ihn caponir,
Er aht mir ſelbſt bald masacrir.
O liebe Ehrr mon Frere Cousin,
Du klaub nit, was das vor Chagrin.
Par bleu! ick ahb mir alterir,
Das ick vor Zorn bald muß crepir.
Der Tod aht Teufel all keklagk,
Wie er vom Schmidt iß word keplagk.
Wie er ath in die Stuhl keſeß,
Und wie er uff die Baum keweß.
Der Teufel fangk reckt an ßu lack,
(Wie er vernehm ſa ſchöne Sack)
Er thu ſick kraußam viel moquir.
Und ſpreck ßu Tod: (Jhm ßu touchir)
Je du biß ja die Menſche Freß,
Und biß ſo tumme Narr keweß.
Du thu ja alles masacrir
Und laß dir von ehn Schmidt vexir.
Je du ehnfältigk Puße weck!
Man ſoll dir in ehn Eſel ſteck,
Der Tod ſpreck mit kroß alterir,
Daß dir das Wetter fricassir.
Du Teufel Teuf iß das Raison,
Daß du mir vexir sans Façon?
Ick bin ehn kroß betrübte Mann
Und du thu mir ock Schande an.
Du Naſe ſchwarß ahſt kut parlir
Keh nur, und thu du ock probir.
Du Teufel Uhns Fütter Visage,
Keh hin, und probir dein Courage.
Der Teuf ſpreck: O! die arme Troff
Ick will ſie bald kriegk bey die Schoff.
Ick ahb ſchon mancke Menſch keohl,
Ick kriegk den ock uff mein parol.
Der Teuffel thu mit Tod parir,
Er woll den Schmidt weck transportir.
Der Tod ſpreck: Ick will uff dir wart,
Biß du komm mit die Ziegen Bart.
Enfin! der Teuf iß fort marchir,
Und iß bei Schmiede arrivir.
Er woll kleick in die Auhß keſchwind,
Allehn er kan kehn Lock nit find
Da er ſick neihn kan practicir,
Daſ thu ihm ſchon viel chagrinir.
Er keh wie Katz um heiße Brei,
Daſ mack ihn viel Fick Fackerey.
Darum der arme Teuffel Troff,
Er muß fein an die Hauß Thür kloff.
Dock eh die Thür werd auf kethan,
Der Schmidt fragk erſt: wer kloff denn an?
Der Teuf antwort: mein liebe Schmidt,
Ick bin Ehrr Teuf ick thu dir bitt,
Keb mir dock ehne Nackt Qvartir,
Ick will dir kar nit molestir.
Der Schmidt ſpreck: Je du Teufel Teuf,
Ick will dir was uff Puckel feiff.
Der Teuf darf nit in meine Auhß,
Es iß da nicks vor ihn ßu ſchmauß.
Du kan dir deine Wege ſcheer,
Und kan keh hin, wo du komm her.
Der Teufel keb reckt kute Wort,
Er ſpreck: Ick kan nit weiter fort,
Ick ahb mir ehne Behn vertret,
Logir mir nur in dein Secret.
Er denck, bin ick nur ehnmal drein,
Der Schmidt ſoll balde meine ſein.
Der Schmidt merck kar wohl was passir,
Wart Teuf ick will dir ſchon curir.
Er denck in ſeine Schmidte Koff,
Ick will dir ſchon die Fell aus kloff.
Er ſpreck ßu Teufel Passagir,
Du ſoll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir die Schmidt ßu Uttjerbock,
Wenn du fahr ein ßu Schlüßel Lock;
Denn weil es iß ſchon finſter Nackt,
Die Auhß Thür werd nit uft kemackt.
Der Teuf thu kerne acceptir,
Wenn er nur kan in Auhß logir.
Er freu ſick ſchon in ſeine Sinn,
Wie er vom Tod die Wett kewinn.
Allehn der Schmidt er war ßu klugk,
Er merck vom Teuffel ſein Betrugk.
Er denck, ick muß dir prevenir,
Daß du mir nit kan attrapir.
Keſchwind er nehm ſein Kohlen Sack
Und thu ihn vor die Schlüß Lock mack.

Alsdenn er ruff: Nu komm ehrein,
Uhſch fahr der Teuf ßu Schlüß Lock rein.
Allehn ſie fahr in Kohlen Sack,
Da thu die Schmidt die Sack ßu mack.
Die arme Teufel muß nu ſeh,
Daß man mit ſie mack attrapé.
Er fragk, Ehrr Schmidt was ſoll das ſein,
Daß du mir ſteck in Sack ihnein!
Ick kan in Kohlen Sack nicks ſeh,
Laß mir dock aus die Sack raus keh.
Der Schmidt ſpreck: Ey du Teufel Teuf,
Nu du ſoll tanß, wie ick werd feiff.
Was ahſtu Teuf bey mir ßu thu!
Wart, wart, ick will dir trinck ehns ßu,
Denck du denn nit, daß ick wohl merck,
Was du woll mack vor ſchlimme Werck
Mit mir, ick arme ehrlick Mann.
Allehn du komm kanß unreckt an.
Du Teuf dick ſoll der Teufel ohl,
Wenn du nit mack reckt Capriol.
Der Teuf er thu ſick excusir,
Er ſchwöhr bey alle Kroß Vezier.
Bey alle alte Jungkfer Schuh
Er ahb ihm woll kehn Leid anthu.
Der Schmidt er ſpreck: Es iß ſchon reckt,
Ick kenn dir ſchon du kute Kneckt.
Wer trau dir und dein Vetter Tod,
Er komm kewiß in kroße Noth.
Du thu die kanße Welt belügck,
Und ahſt dir jeßund ſelbſt betrügk.
Der Schmidt ruff ſeine Schmiede Kneckt,
Allo ihr Purſch nu arbeit reckt.
Schmeiſt Sack mit Teuffel uff Amboſ,
Und ſchlagkt nur wacker uff ihn loſ.
Die Schmiede Kneckt ahn kleick kethan,
Sie pack ihn wie die Häſcher an.
So bald ſie uff die Amboſ liegk,
Da thu ſie die Schmid Hammer kriegk.
Poß tauß! wie ſchmeiß die Schmidte druff
Das keh die Piff, die Paff, die Puff.
Die Schmiede Kneckt ſie bild ſick ein,
Der Teufel werd ehn Stock Fiſch ſeyn.
Ey, ey, wie thu die Teuffel ſchrei,
Ihr Schelm ihr ſchlagk mir all entßwey.
Er thu wie ehne Löwe brüll,
Allehn ſie ahlt drum dock nit ſtill.
Biß endlick, daß ſie werde müd,
Da ſingk der Teuf ehn Sterbe Lied.
Und bitt man ſoll ihm pardonir,
Er woll kehn mal mehr retournir.
Nu endlick laß die Schmidt keſcheh,
Und ſpreck die Kneckt ſoll ihn laß keh.
Jedock der Teuf muß promittir
Er woll ſick wieder retirir,
Wo er ßuvor war rein kekrock,
Als nehmlick durck die Schlüſſel Lock,
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüſſel Lock,
Ey, ey, wie war der Teuf keſchwind,
Er retirir ſick wie der Wind,
Allehn er kriegk nock uff die Wegk
Ehn ahlbe uhndert kute Schlägk.
O wie marchir der Teuffel fort,
Und er verfluck die ſchlimme Ort.
Wo ihm iß ſo malheur passir.
Vor Angkſt er thu nit observir,
Daß ihm die Hüfft entßwey keſchmiß,
Und ehne lahme Teuffel iß.
Biß bey die Tod er arrivir,
Die thu ihn ſchön beneventir.
Sie ſpreck: Du komm kanß malheureux,
Willkomm Diable Boiteux,
Du ahſt wohl brav bekomm ßu trinck,
Daß du ſo kraußam viel muß hinck.
Vielleickt du ahſt ehn Uhner Augk,
Laß dir die Schmidt was keb ßu brauck.
So kehts, die Teuffel knappe Schu
Die rickt ehn ſo die Füße ßu.
Du ahſt ock wohl das Podagra,
Singk nur Rundadinellula.
Wie iß? Du kan kehn Wort parlir,
Du ſeyn ja reckt viel Consternir.
Der Teuf er ſeh ſo morbleu aus
Wie ehn bancrotte Tauben Auhß,
Vor Zorn er kan nit repondir,
Weil er ſick nit kan revangir.
Par bleu! Er mack ſo viel Gramace,
Als wie uff Jagd die wilde Kaß.
Und wie er ſick recolligir.
Er fangk an ſehr ßu fulminir.
Er ſpreck: Mein kute Vetter Tod,
Du ahſt keahbt kehn ſolcke Noth.
Als wie ick in die Kohlen Sack,
Ick wehß nit wer den ath kemack.
Kehn Fluck man kan nock mehr erdenck,
Die er nit in die Kohl Sack ſchenk;
Er thu den Tod all rapportir,
Was ihm iß bey die Schmidt passir.
Der Tod er lack ihn redlick aus,
Ahb ick dir nit keſagk voraus.
Du ſeyn ja ehn Politicus,
Und mack dir ſelbſt ſo kroß Verdruß.
Eh bien es iß dir reckt keſcheh,
Ick woll daß dir nock ſchlimmer keh.
Ehn andermal bleib aus die Auhß,
So dörf du kehn Schmithammer ſchmauß,
Und thu dir nit mehr ſo moquir,
Wann andern ehn Malheur passir.
Allehn! was iß nunmehr ßu thu?
Das beſt iß, wir keb uns ßu Ruh,
Wir könn das dock nit anders mack,
Wir muß nur mit Kedult ertragk.
Vielleickt die Zeit werd permittir,
Daß wir uns könn nock revangir
Komm wir woll keh in ſchwarze Bär,
Und woll ehn Kläßel Wein verßehr.
Wer wehß wen wir da rencontrir,
Der Deutſch Franços ſoll uns tractir.
So consolir in ihre Noth
Die 2 ßuſammen der Teuf und Tod.
Das war die Histoire von Schmidt ßu Uttjerbock,
Von Teufel und von Tod, wie die ſeyn word betrock.

von Tromlitz, ſ. von Witzleben.

David Trommer,

um das Jahr 1663 zu Plauen geboren, lebte als Magiſter der Philoſophie, gekrönter Dichter und Pfarrer zu Baiern, nachdem er zu Zülsdorf und Buckau in Kurſachſen geſtanden hatte. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Er ſchrieb:

Geiſtliches Singeſpiel von der Verehelichung Iſaaks und der Rebekka. Leipzig, 1691.

Eine ſchwulſtige Arbeit, im Lohenſteiniſchen Geſchmack.

Ignaz Paul Vital Troxler

ward am 17. Auguſt 1780 zu Bero-Münſter im Canton Luzern geboren, und wurde zu Solothurn und Luzern auf Jeſuitercollegien gut unterrichtet. Kurze Zeit darauf diente er bei dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution als Secretär des Regierungsſtatthalters: der Drang nach Wiſſenſchaft trieb ihn jedoch auf deutſche Univerſitäten zum Studium der Medicin und Philoſophie. In Jena ward er, 1800, von Schelling fortgeriſſen; dann ſtudirte er zu Göttingen und Wien. Er bereiſte 1806 Italien und ließ ſich nach ſeiner Rückkehr in Luzern als praktiſcher Arzt nieder. Doch ein wahres freies Wort, das er während einer Epidemie gegen den daſigen Sanitätsrath ſchrieb, vertrieb ihn. Nun ging er nach Wien, bereiſte dann Holland, Frankreich, Italien und kehrte 1806 nach Münſter zurück. 1814 ward er politiſch verdächtig und nur durch hohe Verwendungen gerettet. Nach einer diplomatiſchen Miſſion nach Wien und Berlin wohnte er 1816 in Aarau und nahm 1820 — nachdem er mehrere ausländiſche Berufungen mit unerſchütterlichem Patriotismus ausgeſchlagen hatte — den philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Luzern an. Von hier vertrieben ihn die Jeſuiten, die alle ſeine trefflichen pädagogiſchen Unternehmungen zu Schanden machten. Er ging nach Aarau, wo er als Lehrer, Arzt und Vorſteher einer polytechniſchen Schule wirkte. 1830 wurde er als Profeſſor der Philoſophie nach Baſel berufen, aber auf den Verdacht der Theilnahme am Aufſtand der Baſ'ler Landſchaft ſchon im folgenden Jahre abgeſetzt. Später lebte er in Aarau, wurde 1832 Mitglied des großen Raths des Cantons Aarau, zugleich Ehrenbürger von Bern und Profeſſor an der dortigen Univerſität, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Er veröffentlichte:

Ueber das Leben und ſein Problem. Göttingen, 1807.
Elemente der Bioſophie. Leipzig, 1808.
Blicke in das Weſen der Menſchen. Aarau, 1812.
Ueber die Schweiz. Aarau, 1815.
Schweizeriſches Muſeum. Aarau, 1816.
Philoſophiſche Rechtslehre. Zürich, 1820.
Fürſt und Volk. Aarau, 1821.
Was verloren iſt, und wie zu gewinnen? Glarus, 1822.
Luzern's Gymnaſium und Lyceum. Glarus, 1823.
Ueber die römiſche Kirche, ihre Gebrechen und Verbeſſerung. Aarau, 1829.
Metaphyſik. Aarau, 1828.
Logik. Stuttgart, 1829.
Vorleſungen über Philoſophie. Bern, 1835.

Tr. wird mit folgenden Worten ſehr treffend von Menzel in deſſen deutſcher Literatur Band I. Seite 309 characteriſirt: „Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegenſatz der zwei Principe. Er iſt eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen in unſerer Literatur, und drückt ſelbſt einen großen real-idealen, praktiſch-ſpeculativen Gegenſatz aus. In der politiſchen Umwälzung der Schweiz äußerſt thätig, predigte er dort die Demokratie noch in der Demokratie und würde ſie in der dritten Potenz predigen, wenn er ſie in der zweiten durchgeſetzt hätte. Seine philoſophiſche Lehre aber ſchwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Aargauer Revolutionen, und ſcheint nicht das Mindeſte mit demſelben gemein zu haben. Doch hat ſich Troxler zu einer Modification ſeiner frühern Anſicht bekannt und in gewiſſer Beziehung dem freiheitsſtolzen Fichtianismus genähert, ohne deshalb die Lehre Schelling's vom Gegenſatze aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegenſätze wieder rückwärts in das Fichte'ſche Ich. Er nimmt eine innerſte lebendige Einheit an, gleichſam im Weltſamenkorn, das Alles in ſich enthalte und aus ſich hervortreibe, im Gegenſatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechſelſeitige Aufhebung und Vernichtung der Pole iſt. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, ſo ſei auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beſtändig zugleich in der lebendigſten Einheit, und wie alle Kräfte und Erſcheinungen der Welt aus jenem innerſten Einheitskorn hervorgegangen, ſo wieſen ſie auch alle darauf hin und geben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einſeitige Denkkraft. Nun iſt aber Troxlers tiefſinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge iſt in der menſchlichen Seele, in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Menſch nur in ſich und durch ſich erkennen. Mit Gott iſt er keineswegs bloß auf eine hiſtoriſche Weiſe durch Chriſtus verbunden, ſondern unmittelbar und weſentlich. Mit der Natur iſt er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, ſondern die ganze Natur iſt ſchon unmittelbar in ſeiner Sinnlichkeit. In ſeiner Seele aber iſt die Einheit von beiden, von allem. Die Seele iſt das Urſprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfaſſende. Der innerſte Kern der Seele aber iſt das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin ſie ſich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um dieſe beiden Brennpunkte kreiſen beſtändig in entgegengeſetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Pſychen, die eine vom Gemüth hinabſteigende, überſinnliche, das Sinnliche vergeiſtigend, die andere von der Sinnlichkeit aufſteigende, unterſinnliche, das Geiſtige verſinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an dieſe beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derſelben entſprechenden Erſcheinungen oder Dinge."

Friedrich Carl Adolf von Trützſchler

ward am 3. Juni 1751 zu Kulmitſch bei Weida im Voigtlande geboren, ſtudirte ſeit ſeinem 15. Jahre in Jena die Rechte und wurde 1771 als Aſſeſſor bei der Landesregierung zu Altenburg angeſtellt. 1774 wurde er Hof- und Conſiſtorialrath, 1783 Conſiſtorialpräſident und geheimer Regierungsrath, 1780 Vicekanzler, 1794 Geheimrath und wirklicher Kanzler, 1804 wirklicher Geheimrath und 1820 Präſident des geheimen Rathscollegiums zu Gotha: doch behielt er ſeinen Wohnort immer in Altenburg. Erſt 1830 nahm er, nachdem er ſchon vor neun Jahren ſein 50jähriges Dienſtjubiläum gefeiert hatte, ſeinen Abſchied. Er ſtarb am 31. Juli 1831 zu Falkenſtein im ſächſiſchen Voigtlande. Er war Großkreuz des königlich ſächſiſchen Civilverdienſt- und des weimariſchen Falkenordens.

Außer mehreren juriſtiſchen Schriften veröffentlichte er:

Eliſe, Schauſpiel. Altenburg, 1777.
Liebe und Tod. Altenburg, 1778.
Lydio. Leipzig, 1779.
Karl von Helberg. Altenburg, 1781.
Geſchichte der Emilie Goldbach. Altenburg, 1782.

Gute Charakterzeichnung und das Talent, die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuſchauers bis zum Schluſſe zu ſpannen, erwarben ſeinen belletriſtiſchen Schriften zu ihrer Zeit ein geneigtes Publikum.

von Trymberg, ſ. Minneſinger.

Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg

ward am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt geboren und ſtammt aus einer reichsritterlichen Familie des Herzogthums Kärnthen. Er ſtudirte auf dem dortigen Gymnaſium und Lyceum und dann auf der Univerſität die Rechte und trat 1832 als Rathauſkultant in den Staatsdienſt. Von hier wurde er als Juſtizbeamter nach Trieſt verſetzt, wo er gegenwärtig noch verweilt.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Leipzig und Dresden, 1833.
Novellen. Wien, 1835. 2 Bde.
Immergrün. Wien, 1837.
Ironie des Lebens, Roman. Wien, 1840. 2 Bde.
Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. in Journalen und Almanachen.

Innigkeit, reiche Phantaſie, tiefes Gefühl und eine freie Lebensanſchauung, verbunden mit einem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung, haben ihm einen ſehr geachteten Rang unter den Dichtern ſeines Vaterlandes erworben.

Tſchachtlom, ſ. Meiſterſänger.

Andreas Tſcherning

ward am 18. October 1611 zu Bunzlau in Schleſien geboren, und mußte ſchon im 19. Jahre als Proteſtant vor den Gefahren des 30jährigen Krieges flüchten; 1630 begann er in Görlitz durch Unterricht ſein Leben zu friſten. In ruhigeren Tagen ging er auf die Schule zu Breslau, 1635 auf die Roſtocker Univerſität, mit Empfehlungen von Opitz an Peter Laurenberg, der ſich ſeiner ſehr annahm, verſehen. 1637 mußte er nach Bunzlau heimkehren, wurde aber durch die religiöſen Unterdrückungen bald aufs Neue vertrieben. Er wandte ſich zum zweiten Male nach Breslau, das von Neuem ihm eine Vaterſtadt, ja die Quelle und Urſache ſeines Lebensglückes wurde. Seine Gönner daſelbſt machten ihm möglich, einen längſt gehegten Wunſch, die unterbrochenen Studien in Roſtock zu vollenden, zu Stande zu bringen. Er ward Docent und als 1644 Laurenberg ſtarb, deſſen Nachfolger als Lehrer der Dichtkunſt. Sein Glück war nun entſchieden, aber leider von kurzer Dauer, da ihn der Tod ſchon am 27. September 1659 ereilte.

Seine Schriften ſind:

Deutſcher Gedichte Frühling. Breslau, 1642.
Vortrab des Sommers deutſcher Gedichte. Roſtock, 1655.
Poetiſche Schatzkammer. Lübeck, 1659; in 12.
Ueberſetzung von Ali's arabiſchen Sprichwörtern. Roſtock, 1642.

Tſch. gehört zu den talentvollſten Nachahmern ſeines Vorbildes Opitz, namentlich zeichnen ſich ſeine lyriſchen Gedichte durch Anmuth, Kraft und gute Behandlung der Sprache aus, nur entlehnte er zu viel von ſeinem Meiſter und bewegte ſich daher nicht mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit, mit denen er ungleich mehr hätte leiſten können.

Andenken an Gott.

Denk an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege ſeine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die ſchon währt von Ewigkeit.
Er iſt unſer Fels in Noth;
Denk an Gott!

Haſt du guten Stand und Ruh',
Geht dir alles nach Behagen:
Schreib es ihm mit Danke zu.
Kommt dann Trübſal eingeſchlagen,
Treiben Menſchen aus dir Spott:
Denk an Gott!

Fallen Krieg und Seuchen ein:
Wer an ſeinen Gott gedenket,
Kann im Glauben ſicher ſein.
Wird der Brodtkorb hoch gehenket:
Regnet doch der Himmel Brodt.
Denk an Gott!

Jüngling, weil dir deine Kniee
Noch bei grünen Kräften blühen:
Sei nicht ſtolz, gebrauche ſie,
Schone dich nicht zu bemühen;
Aber halt' auch dieß Gebot:
Denk an Gott!

Weil du ſchwach wirſt, alter Greis,
Weil dein kaltes Haupt beſchneiet,
Weil der matten Glieder Eis
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägſt das letzte Loth:
Denk an Gott!

Lob des Geſanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künſtler ſingen
Und Saiten klingen,
Iſt taub an Ohren
Und krank geboren:
Weil ſonſt ſich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man ſoll ihn oben
Auch alſo loben:
Da wird das Singen
Viel ſchöner klingen.

Mehr Luſt für Ohren
Iſt nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier ſich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David ſingen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

Aegidius Tſchudi,

aus altem Patrizierſtamm 1505 zu Glarus geboren, ſtudirte in Baſel und Paris. 1528 ſandte ihn Glarus im Reformationsgeſchäft nach Einſiedeln zur Tagſatzung; 1529 wurde er zum Landvogt in Sargans; 1533 zum Landvogt in Baden und 1549 zu demſelben Amte von Neuem gewählt, nachdem er inzwiſchen acht Jahre in franzöſiſchen Dienſten geſtanden hatte. 1556 wurde er Statthalter, 1558 Landammann zu Glarus. In dieſer Würde ſtarb er 1572 am 28. Februar.

Von ihm erſchien im Drucke:

Schweizerhiſtorie, von 1000—1470.
Leben und Schriften, von J. Fuchs. St. Gallen, 1805.

Tſchudi's Werk iſt eine wichtige Quelle für die Schweizer Geſchichte und um ſo verdienſtlicher, als es, ſich vor ähnlichen Arbeiten jener Zeit höchſt vortheilhaft auszeichnend, auch wegen ſeiner Sprache und Darſtellung, die ſich bedeutend über das Gewöhnliche erheben, wahre Anerkennung verdient.

von Türlin, ſ. Minneſinger.

Tüſch, ſ. Meiſterſänger.

Auguſt Detlev Chriſtian Tweſten

ward am 11. April 1789 zu Glückſtadt geboren, ſtudirte Philologie und Theologie in Kiel, wurde Doctor der Philoſophie und dann als Lehrer und Inſpector an zwei Gymnaſien in Berlin angeſtellt. Im Jahre 1814 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Kiel und zeichnete ſich hier durch zwanzigjährige bedeutende Wirkſamkeit rühmlichſt aus. Nach Schleiermachers Tode rief man ihn von Neuem auf das Ehrenvollſte nach Berlin zurück, wo er gegenwärtig als ordentlicher Profeſſor und Doctor der Theologie und Ritter des Danebrog, noch in regſter Thätigkeit lebt.

Er gab in deutſcher Sprache heraus:

Logik und Analytik. Schleswig, 1825.
Grundriß der analytiſchen Logik. Kiel, 1834.
Die ungeänderte augsburgiſche Confeſſion (mit Harms). Kiel, 1819.
Vorleſungen über die Dogmatik der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Hamburg, 1826. 1. Bd. 1838. 4. Aufl. 1837. 2. Bd.
Nachricht von dem zu Gettysburg in Penſylvanien zu errichtenden theologiſchen Seminare u. ſ. w. Hamburg, 1826.
Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Ueber Tw's Dogmatik als deſſen Hauptwerk, urtheilt der Verfaſſer des denſelben betreffenden Artikels im Converſationslexikon der Gegenwart Bd. V. Abth. 2. S. 138. folgendermaßen, indem er die von dieſem bedeutenden Theologen eingeſchlagene Richtung treffend charakteriſirt: Tw. ſucht hier nach Schleiermachers Vorgange die Gebiete der Philoſophie und der Dogmatik zum Vortheil für beide völlig zu ſcheiden. Als die eigentliche Aufgabe der Dogmatik betrachtet er die wiſſenſchaftliche Darſtellung des unmittelbaren religiöſen Bewußtſeins, und näher des gemeinſamen Glaubens der chriſtlichen, der evangeliſchen, und weiter etwa der proteſtantiſchen Kirche, wie derſelbe unmittelbar und unabhängig von philoſophiſcher Demonſtration im Gefühl ihrer Mitglieder lebendig iſt. Er „muthet dem Philoſophen auf keine Weiſe zu, ſich der Dogmatik unterzuordnen, ſondern nur, wie dieſe, ſeine Grenze anzuerkennen, d. h. ſo wenig abſprechen zu wollen über Das, was Sache des religiöſen Gefühls, als dieſe über Das, was Sache der Erkenntniß ſei." Die Dogmatik aber ſoll ſich gründen auf die Vorausſetzung, daß „das Gefühl, als unmittelbares Bewußtſein Deſſen, was iſt, nicht trügen könne," wie z. B. wer die Wiedergeburt und ihre Wirkungen in ſich erfahren habe, ſich durch keine philoſophiſche Auseinanderſetzung beſtimmen laſſen werde, zu glauben, daß die Wiedergeburt nichts ſei. Sie hat nach Tw. nur die Aufgabe, für den Inhalt dieſes religiöſen, chriſtlichen, evangeliſchen, proteſtantiſchen Gefühls einen wiſſenſchaftlichen Ausdruck zu finden, wobei ſie zur Reflexion über das Gefühl genöthigt, und, während ſie das Gefühl und den Glauben als ein factiſch Gegebenes annehmen und unangetaſtet laſſen muß, doch ſelbſt Irrthümern ausgeſetzt iſt, welche gleichſam Ueberſetzungsfehler ſind, da ſie nur entſtehen, ſo oft ihr dieſe Uebertragung des Gefühls in die Sprache der Wiſſenſchaft nicht gelingt. Tw. hält es wohl auch „für das höchſte Ziel des Theologen, Das, was ſich wiſſen läßt, auch wirklich zu wiſſen," aber er „kann und will ſich doch über den Erfolg keine Illuſionen machen, kann nicht den Willen für die That, nicht das Verſprechen für die Erfüllung nehmen," und kann ſich nicht verhehlen, „daß es wichtige Dogmen gibt, die ihm bei allen vielgerühmten Beweiſen dafür durchaus problematiſch bleiben würden, wenn er das Wort der Schrift nicht als entſcheidend wollte gelten laſſen." So iſt Tw's „Dogmatik" eine der bedeutendſten Vertretungen der Richtung, durch welche, indem ſie die Sache des Chriſtenthums zu einer Sache der Erfahrung und des Lebens macht und ſie dadurch vom Streit der Philoſophenſchulen emancipirt, allein eine befriedigende Vermittelung der Hauptdifferenzen vorbereitet werden kann."

Twinger, ſ. Meiſterſänger.

Gabriel Tzſchimmer

lebte zwiſchen 1659 und 1681 zu Dresden und ſchrieb:

Durchlauchtigſte Zuſammenkunft, oder: Erzählung, was H. Johann Georg der Zweite in Dresden im Februario des Jahres 1678 an allerhand Aufzügen, Schauſpielen, Opern u. ſ. w. Denkwürdiges aufführen und vorſtellen laſſen. Nürnberg, 1680. 2 Bde. fol.

ein für die Geſchichte der deutſchen Bühne ſehr wichtiges und intereſſantes Werk.

Heinrich Gottlieb Tzſchirner

wurde am 14. November 1778 zu Mitweida in Sachſen geboren. Mit Pölitz beſuchte er die Schule zu Chemnitz; zu Leipzig, wo er ſeit 1796 ſtudirte, war der bekannte Theolog Winter ſein Stubengenoß. Reinhard gab ihm, den er im Examen kennen gelernt hatte, Gelegenheit, 1800 in Wittenberg als Docent aufzutreten. 1801 zog er nach ſeinen Geburtsort, um ſeinen alten Vater zu unterſtützen, deſſen Diakonat auf ihn überging. In demſelben Jahre ward er als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Wittenberg gerufen, 1809 in derſelben Eigenſchaft nach Leipzig. 1814 ging er als Feldprobſt mit den Truppen, die Karl Auguſt von Weimar führte, nach Frankreich, während Winter, von Wittenberg flüchtig, ſein Katheder in Leipzig inzwiſchen beſorgte. Noch in demſelben Sommer kehrte er von Paris zurück: im Frühjahr 1815 ſollte er Roſenmüller's Beiſtand als Archidiaconus an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und wurde, als jener plötzlich ſtarb, zugleich ſein Nachfolger im Ephorat. Allein ſchon ſeit 1823 hatte er mit Bruſtleiden zu kämpfen, die ihn oft Monate lang Kanzel und Katheder zu meiden zwangen und denen er endlich am 17. Februar 1826 unterlag. Er war Doctor der Philoſophie und Theologie, Domherr von Meißen, Ritter des ſächſiſchen Civilverdienſtordens und des däniſchen Danebrog. —

Seine Werke ſind:

Predigten in der Univerſitätskirche zu Leipzig gehalten. Leipzig, 1812—1816.
Predigten in der Univerſitätskirche zu Leipzig gehalten von 1817—1818. Leipzig, 1828.
Geſchichte der Apologetik. Leipzig, 1806.
Leben und Ende merkwürdiger Selbſtmörder. Leipzig, 1805.
Neunter und Zehnter Theil zu Schröckh's Kirchengeſchichte. Leipzig, 1812.
Briefe durch Reinhard's Geſtändniſſe veranlaßt. Leipzig, 1811.
Ueber den Krieg. Leipzig, 1815.
Die Sache der Griechen, die Sache Europa's. Leipzig, 1821.
Der Uebertritt des Herrn von Haller. Leipzig, 1821.
Proteſtantismus und Katholicismus. Leipzig, 1822.
Die Gefahr einer deutſchen Revolution. Leipzig, 1823.
Die Rückkehr katholiſcher Chriſten in Baden zum evangeliſchen Chriſtenthum. Leipzig, 1823.
Das Reactionsſyſtem. Leipzig, 1823.
Briefe über Religion und Politik. Leipzig, 1828.
Der Fall des Heidenthums, herausgegeben von Niedner. Leipzig, 1829.
Vorleſungen über die chriſtliche Glaubenslehre, herausgegeben von K. Haſe. Leipzig, 1829.
Viele einzelne Predigten u. ſ. w.
Vergl. Tzſchirners Denkmal von W. T. Krug. Leipzig, 1828.

Einer der eifrigſten und redlichſten Kämpfer für Licht und Glaubensfreiheit zeichnete ſich T. auf dem Gebiete der Theologie durch reiche und gründliche Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Freimüthigkeit, Selbſtſtändigkeit und Originalität eben ſo rühmlich aus, wie er als Kanzelredner durch ſeine vortrefflichen Predigten voll Klarheit, Begeiſterung, Liebe und feiner pſychologiſcher Entwickelung höchſt ſegensreich wirkte.

U.

Friedrich von Uechtritz,

im Jahre 1800 am 12. September zu Görlitz in der Lauſitz geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte und trat ſchon damals als Dichter und Novelliſt auf, ohne jedoch großes Aufſehen zu erregen. Erſt Tieck's Theilnahme an ſeinen Leiſtungen, welche derſelbe durch eine Vorrede zu U's Alexander und Darius beurkundete, verſchaffte ihm 1827 zu Berlin Anerkennung, beſonders bei den Anhängern des Dichters, erregte aber freilich zugleich gegen U. eine heftige Polemik und überſpannte Hoffnungen auf ſein Talent. 1828 wurde er als Landesgerichtsaſſeſſor nach Trier, 1829 nach Düſſeldorf verſetzt, wo er vereint mit Immermann Kunſtſinn zu erregen ſtrebte und auch nach dem Tode des Letzteren dem Theater und der Akademie ſeine Theilnahme erhalten hat.

Seine Schriften ſind:

Chryſoſtomus, Drama. Brandenburg, 1822.
Trauerſpiele. Berlin, 1823. (Rom und Spartacus, Rom und Otto der Dritte.)
Alexander und Darius, mit einer Vorrede von Tieck. Berlin, 1827.
Das Ehrenſchwert, Trauerſpiel. 1828.
Roſamunde, Trauerſpiel. Düſſeldorf, 1833.
Die Babylonier in Jeruſalem. Düſſeldorf, 1836.
Blicke in das Düſſeldorfer Kunſt- und Künſtlerleben. Düſſeldorf, 1839—1841.

Adel der Geſinnung, reiche Phantaſie, gute Erfindung und Anordnung und eine glänzende und würdige Behandlung der Sprache und Form, weiſen U's dramatiſchen Leiſtungen einen ſehr ehrenwerthen Rang an. Wenn er ſich mehr zu commentriren wüßte und das lyriſche Element nicht zu häufig bei ihm in der Tragödie das vorwaltende wäre, ſo würde der Eindruck ſeiner Werke auf der Bühne auch bleibender und nachhaltiger ſein. Als ſeine ausgezeichnetſte Arbeit betrachtet man mit Recht: Die Babylonier in Jeruſalem. Hier tritt dem Leſer bei großen Gaben überall dichteriſche Reife und beſonnene Klarheit entgegen. Für einen Auszug ſchien uns jedoch nur folgende treffliche Scene aus U's erſtem Werke paſſend.

Chryſoſtomus.

Vierter Aufzug.

Vierte Scene.

(Biſchöflicher Pallaſt.)

Cyprianus ſitzt und ſchreibt. Chryſoſtomus tritt herein.

Chryſoſtomus.

Und ſind die Briefe fertig?

Cyprianus.

Ja, Hochwürd'ger.
An jeden Biſchof, den Ihr mir als Euern
Freund nanntet —

Chryſoſtomus.

Nicht als meinen Freund,
Als einen frommen Knecht des Herren. — Weiter!

Cyprianus.

An jeden dieſer frommen Männer hab' ich,
Wie Ihr befohlen, einen Brief geſandt,
Worin ich ihn geladen zum Concilium,
Das Ihr zu halten denkt.

Chryſoſtomus.

Wohl, Cyprianus.
(Pauſe.)
Die Zeit wird bald nun kommen, wo die Menſchen,
Die blöden Menſchen, es erkennen werden,
Daß er mich zum Geſandten hat erkoren,
Der ſeine weitverirrten Kinder ſoll
Zurück zur Unſchuld, Gottergebenheit
Der erſten Chriſten führen, wie ſie ſich
Vereinigt unter Leitung der Apoſtel; —
Und daß, wie es die Kirche damals war, —
Die Kirche, die der Herr als Menſch geſtiftet
Und den Apoſteln ſterbend dann vertraute, —
Wie ſie es da in den Apoſteln war,
Die ſelber in der Heiden nächt'ge Herzen
Den Himmel blicken ließ, daß ſie entſündigt
Durch ſeinen bittern Tod, den Herrn erkannten,
So die Eccleſia wiederum es ſein ſoll,
Wodurch — wie vormals die Apoſtel — ich
Solch keuſches, gottergebnes Daſein werde
Heimführen in die Wohnungen der Menſchen.
(Pauſe.)

Vereitelt hat er meiner Gegner ſünd'gen
Verruchten Angriff durch die Sünde ſelber,
Die ſo ſich ſelber hat gelähmt. Gelähmt iſt
Durch des Vigilius Eitelkeit und Selbſtſucht
Die Bosheit meiner Feinde, — der Auguſta.
Erheben will ich mich mit Macht, — die Diener
Und Kinder Gottes um mich her verſammeln,
Der ich berufen ward, ſie zu berufen,
Und im Concilium, das ſich ſo wird bilden,
All jene Biſchöfe, die der Auguſta
Gottloſen Wünſchen frech ſich zugeſellt,
Und jetzt gehofft auf des Arcadius Beitritt,
Um mich zum zweitenmale zu bekämpfen,
Mich und den Himmel, — aus der Kirche ſtoßen,
Zur Hölle ſtoßen, wie Sanct Michael.

Cyprianus.

Vergebt mir, wenn ich wag', Euch eine Bitte
In Demuth vorzulegen. Eure Feinde
Sind wohl zurückgeſchlagen, nicht bezwungen;
Wär es darum nicht wohlgethan, Hochwürd'ger,
Wenn Ihr, gleich ihnen, ehe das Concilium
Sich feierlich um Euern Stuhl verſammelt,
Um die Beſtät'gung des Arcadius bätet.

Chryſoſtomus.

Nein, Cyprianus.

Cyprianus.

Dann vergebt!

Chryſoſtomus.

Ich bin
Nicht willens, aus kleinmüth'ger Furcht und Sorge
Mein großes Ziel mir ſelber zu vernichten.
Ich will die Menſchen, die in Sündenſchlamm
Verſunknen Menſchen durch die Kirche rein'gen,
Ich will die Kirche reinigen vor Allem
Zum lautern, wenn auch irdiſchen Gefäß,
Worin die Himmelsfluth geboten werde,
In der die ſünd'gen Menſchen ſollen baden,
Um ſich vom Schlamm der Sünden zu entladen.
Wie könnt' ich aber jemals das vollenden,
Wenn über dies Gefäß in ſeinem Umfang
Nicht ich, nicht der Allmächtige durch mich,
Nein des Arcadius Wort zu richten hätte.

Cyprianus.

Es wär nur ſichrer, wenn Ihr nach und nach —

Chryſoſtomus.

Um eine Stunde meines Ziels Erreichung
Verzögern, wär' ſchon frevelnde Verzagtheit.

Was iſt Arcadius, die Verfaſſung und
Regierung dieſes Lands, als das Gewand,
Das irdiſche, vergängliche, worin
Der Griechen Volk ſich fröſtelnd eingehüllt,
Und deſſen Schnitt und Form nach dem Bedürfniß
Der Schwäche dieſes Volkes ſich gerichtet?
Denn ſo veränderlich und ſo vergänglich
Sind dieſe Formen, wie die Menſchen ſelber.

Arcadius und ſein Hof und der Beamten
Zahlloſes Heer iſt nur ein abgenutztes
Und unbehülfliches Gewand der Zeit.
Und dieſer eitle Herrſcher über die
Vergänglichkeit — er ſollte richten können
Ueber das Einz'ge, was auf Erden dauert,
Ueber die Kirche, die der Herr geſtiftet,
Daß ſie, ein lautres wenn auch irdiſches
Gefäß, die Heiligung den Menſchen biete?

Und wenn nun dies Gefäß vom gift'gen Odem
Der kühn nach Herrſchaft ringenden Verderbniß
Selbſt angehaucht ward, daß ſein Glanz verblindet
Und Dunſt die lichte Fluth darin bedeckt;
Wenn dann der Himmel einen Mann berufen
Durch wunderbares Traumgeſicht, und ihn
Mit ſtarkem Arm zum Hüter des Gefäßes,
Daß er es rein'ge von dem gift'gen Nebel,
Beſtellt hat, darf der Gottgekräftigte
Die Sünd' erſt um Erlaubniß fragen, wenn er
Die Sünde will bekämpfen, ſoll er ſelber
Die Herrſchaft der Vergänglichkeit, die ſchon
Zur Sünde wird, wenn ſie das Ew'ge will
Beherrſchen, anerkennen und ſich binden
An die Geſetze, welche ſie geſchaffen
Und die mit ihr vergehen werden, — die
Mit des Arcadius Reich vergehen werden?

Cyprianus (beſcheiden).

Allein Arcadius und die vor ihm
Auf ſeinem Thron geſeſſen, ſind ſie nicht
Die Quelle, draus die äußre Macht gefloſſen,
Die Euerm hohen Stuhl verbunden iſt?
Und doch gedenkt Ihr, dieſe äußre Macht
Von ihnen unabhängig hinzuſtellen?

Chryſoſtomus.

Was ſollt' ichs leugnen? Dahin geht mein Streben —
Und wohlberechtigt tret' ich in die Schranken.

Denn, Sohn, wenn du von meinen Rechten ſprichſt,
Und dann an jene alten Pergamente
Gedenkſt, worin ſie aufgezeichnet ſtehn,
Wie ſie von Menſchen mir verſtattet worden,
So irrſt du, Lieber.
Meine höchſten Rechte
Sind nicht entfloſſen ſo getrübter Quelle,
Nicht Menſchengunſt — die Gnade Gottes hat mich
Zum großen Werk der Heiligung gerüſtet.
Drum frag' ich nicht vermoderte Papiere,
Um zu erfahren, was ich darf und nicht darf, —

Mein Innres frag' ich — und den Willen Gottes,
Der ſich darinnen offenbart.

Cyprianus.

Ihr ſeid
Zu groß für dieſe Erde, hoher Herr,
Und doch befürcht' ich, daß Ihr nicht den Kerker
In den dies arme Leben iſt verſchloſſen,
Zum freien Spielraum Eures reinen Willens
Ausdehnen werdet. Ach, der ew'ge Gott
Hat ja auch dieſen Kerker angeordnet.

Chryſoſtomus.

Ja wie er auch die Hölle hat geordnet —
Für die Verdammten. — Aber wenn ein Sel'ger
Herniederſteigt in jene Nachtgefilde,
Was kann die Macht der Hölle gegen ihn?

Cyprianus.

O nichts vermag ſie, denn der ſel'ge Geiſt
Hat keinen Theil an ihr, doch Ihr, Hochwürd'ger,
Ihr ſeid ein Menſch, Ihr lebt im Erdenkleide,
Ihr ſeid den ird'ſchen Schmerzen unterworfen.
Drum fürcht' ich, dieſe Erde wird ſich rächen
An Eurem ird'ſchen Theil, der ihr gehört,
Für die Verſchmähung Eures ſtolzen Geiſtes.

Chryſoſtomus.

Sie mags verſuchen und ſie hats verſucht
Und Gott hat mich geſchützt. Preis dem Allmächt'gen!
(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der Bruder Alarichs mit ſeiner Braut.

Chryſoſtomus.

Sie ſind willkommen!
(Diener ab.)

Chryſoſtomus (zu Cyprianus).

Alles iſt beſchloſſen,
Die Briefe ſind geſchrieben. — Jetzt zur Ruhe,
Jetzt laß uns froh ſein mit den Fröhlichen,
Mit deiner Schweſter, ihrem Treugeliebten!
(Ataulf und Anna kommen.)

Anna.

Hier bring' ich Euch den guten Ataulf, Herr.
Ihr wünſchtet ihn zu ſehn, mit ihm zu ſprechen.

Chryſoſtomus (lächelnd).

Ei freilich wünſcht' ich das. Seid mir willkommen!

Anna.

Es führt uns gar beſondrer Anlaß heut
Zu Euch, der bald recht ſchlimmes End' genommen.
Doch Gott hat uns beſchützt, wie ſeine Kinder,
Und eben, weil der liebe Gott ſo gar
Auffallend hier im Spiele, kommen wir
Zu Euch.

Chryſoſtomus.

Erklärt Euch!

Ataulf (vortretend).

So erfahrt denn, Herr,
Daß die Auguſta mich verlocken wollen
Zur ſchlimmſten Sünde — (nun iſts kein Verrath,
Wenn ich auch Alles, Alles Euch entdecke.
Sie ſelber hat durch ihre Mordverſuche
Jedwedes Pflichtband zwiſchen uns zerriſſen.) —
Zur ſchlimmſten Sünde wollte ſie mich locken. —
Denkt, an der Anna ſollt' ich untreu werden!
Und weils nicht möglich war, ſo wollte ſie
Mich erſt erſtechen laſſen durch den Comes —
Nun das war Tändelei und nicht zu fürchten,
Ich ſtach den Comes nieder, — ging nach Hauſe.

Chryſoſtomus.

O die Entſetzliche!

Ataulf.

Was hat ſie nicht
In jener böſen Stunde mir verheißen!
Ich glaube gar auch des Arcadius Thron!

Chryſoſtomus.

Und ſie — in voller Jugendkraft und Schönheit
Prangt ſie auf dieſem Thron, den ſie geſchändet!
O unerforſchlich, Herr, ſind deine Wege.
Sie iſt der Sünde Haupt — dies Haupt herab,
Und unabwendbar wär' der Sieg des Lichts.
So lang ſie noch vom höchſten Thron hernieder,
Auf dem die eitle Sünde je geſeſſen,
Die wolluſttrüben Blicke darf verſenden
Und die Verlockung paaren mit der Macht,
So lang iſt es noch Nacht, und ich muß wirken.

Ataulf.

Ihr fürchtet Euch vor der Auguſta, Herr?
Mit der iſts wohl vorbei, denn ſeit ſie mich
In ihre Schlingen nicht verlocken können,
Iſt ſie gar bleich geworden, wie zum Tode,
Und heute, wie ſie uns das Gift geboten —

Chryſoſtomus.

Das Gift!

Anna.

Deswegen kamen wir, Hochwürd'ger.

Ataulf.

Ja, wie ſie uns das Gift geboten und
Wirs nicht getrunken, wofür Gott zu danken,
Da iſt ſie ganz und gar verrückt geworden.

Chryſoſtomus.

Verrückt!

Ataulf.

Ja, ganz wahnſinnig. Gott hat ſie
Geſtraft.

Chryſoſtomus.

So wär' der Sünde Haupt gefallen.
Laß dich umarmen, junger Freund! — du biſt
Ein Engel Gottes, den er mir zum Beiſtand
Zuſendet mit dem Flammenſchwert der Tugend. —
Dank dem Allmächt'gen! — Bleibe bei mir, Ataulf,
Denn der Erwählten ſind ſo wenig, Sohn,
In dieſer traur'gen Zeit, daß ſie in feſtes
Und inn'ges Bündniß ſich verſchlingen müſſen.

Ataulf.

Doch rechnet Ihr auch mich zu den Erwählten?

Chryſoſtomus.

Ich nenne jeden ſo, der dieſer Erde
Verlockungen im Herrn beſteht, den Willen
Des Ew'gen thut, den er den Menſchen allen
Oder auch ihm allein nur offenbart hat.

Ataulf.

Nun, wenn Ihr die zu den Erwählten rechnet,
Die, ſo wie ich, in ſolcher Lage handeln,
Dann ſagt nur nicht, daß ihrer wenig wären.
Viel Tauſend meines Volks — ſo helf mir Gott!
Sie hätten ſich weit tücht'ger noch betragen.
Wir ſind ein wildes, doch ein muth'ges Volk —
Wer etwas Muth hat, kann nicht anders thun,
Muß ſolchen wind'gen Comes niederſtechen.

Chryſoſtomus.

Die Reinheit iſt ja mit der Kraft verbündet, —
Das deutete der heldenmüth'ge Jüngling,
Den ich im Traum geſehn. — Ein großes Volk
Voll Kraft und reiner Tugend! — o mein Traum!

Ataulf.

Ihr ſcheint die Griechen, Biſchof, nur zu kennen.
Wir ſind in Vielem gegen ſie, wie Kinder,
Allein auch darin, daß in uns das Leben
Noch nah der Quell' und darum reiner fließt.

Chryſoſtomus (für ſich hin).

„Ein neues Leben, eine ſchönre Zeit,“
Sprach der Apoſtel, „wird der Erd' entblühen.“ —
Und dieſe ſchönre Zeit herbeizuführen,
Dazu ward ich berufen durch den Traum.
Ich fühl' in mir die nöth'ge Kraft, — es hat
Jene Verheißung göttlicher Gewährung
Nur meines Innern Pforten aufgeſprengt,
Daß ſich die Kraft lichtſtrahlend draus erhebe,
Und dieſe Welt mit reinen Tugenden
Bepflanze, denen eine Saat des Lebens,
Wie einſt geblüht hat in den erſten Chriſten,
Aufs Neu zum Heil der Erde mög' entſprießen. —
Was wollen dieſe Zweifel? — O was will
Der Jüngling, ſeine Tugend und ſein Volk?

Ataulf.
Wir werden dieſe Hauptſtadt bald verlaſſen,
Hochwürd'ger Herr.

Chryſoſtomus.
So wollt Ihr mich verlaſſen?

Ataulf.
Mich zieht die Sehnſucht nach der lieben Heimath.
(Ein Diener tritt herein.)

Diener.
Der alte Thorismund.

Chryſoſtomus.
So führ' ihn her!
(Diener ab. Thorismund kommt.)

Ataulf.
Willkommen, Vater!

Thorismund.
Spracht Ihr etwa ſchon
Mit dem Hochwürd'gen von der argen Sache?

Anna.
Nein, lieber Vater.

Chryſoſtomus.
Sagt, was führt Euch zu mir?

Thorismund.
Ihr habt ja immer, Herr Chryſoſtomus,
Euch hoch gerühmt und oft gepredigt, daß
Der Kirche Reinigung Euch ſehr am Herzen,
Ganz überaus am Herzen liege. Drum
Wend' ich mich jetzt an Euch, Hochwürdigſter.
Der Archipresbyter Liberius
Hat meiner Anna ſündlich nachgeſtellt.
Die hat ihm zwar erwiedert, wie ſichs ziemt,
Doch wünſcht' ich nicht, daß er ganz ſtraflos bliebe.
(Er giebt dem Chryſoſtomus das Gebetbuch.)
Leſt aber ſelbſt, hochwürd'ger Herr, die Verſe
Die er in dies Gebetbuch frech geſchrieben!
(Dem Chryſoſtomus das Cruzifix übergebend.)
Leſt ſelbſt die Schrift hier an dem Cruzifix,
Das ein verruchter Mönch, den er geſandt,
In Annens Schlafgemach hinſtellen wollte.

Chryſoſtomus.
Die Sünde droht von allen Seiten her,
Den Himmel höhnend, — gotteslästerlich. —
Doch mag ſie nur! — hier kann ich ihr begegnen.
(Pauſe.)
Ich bet' Ihn an im Staube. — Daß Er jetzt,
Gerade jetzt, wo ſich die Zweifel nahten,
Urplötzlich die Gelegenheit mir bietet,
Auf dem betretnen Wege fortzukämpfen,
Wird mir zum klaren Zeichen, daß er ſelber
Des Traumes ſchöne Bilder mir geſandt,
Daß es kein leeres Truggeſicht geweſen.
(Zu Thorismund.)
Beruhigt Euch, mein guter Alter, denn
Ich will genug Euch thun, beim Namen Gottes!
Ihr ſelbſt ſollt einſehn, daß die Reinigung
Der Kirche mir ſehr ernſt am Herzen liege.
Denn — ich entſetze den Liberius.
Er iſt nicht länger Archipresbyter.

Cyprianus.
Liberius! Ihr entſetzt ihn! — o wie bin ich
Im Innerſten zerriſſen! — Der die Schweſter
Beleidigt hat — und doch — Ihr könnt nicht, Herr,
O nein, Ihr könnt nicht, müßt es widerrufen.

Chryſoſtomus.
Und warum muß ich?

Cyprianus.
Habt Ihr, hoher Herr,
Vergeſſen, daß Vigilius, ſein Oheim,
Wie ſeinen Sohn ihn liebt? O der Präfectus
Iſt gar zu reizbar, würd' Euch nie vergeben,
Wenn Ihr in ſeinem Neffen ihn beleidigt.

Chryſoſtomus.
Liberius Maaß iſt voll.

Cyprianus.
Nur jetzt verſchont ihn!
Wenn nun Vigilius Euch verließe, wenn er
Nun auch auf Eurer Gegner Seit' hinträte,
Und ſeine Macht vereinte mit der ihren,
Wer könnt' Euch retten, — o wer ſollt' Euch ſchützen?

Chryſoſtomus (zürnend).
Ungläubiger, ſo meineſt du denn wirklich,
Daß nur Vigilius mich und ſeine Gunſt,
Nicht Gott, nicht meine gottverliehne Kraft
Aufrecht erhält! Ungläubigſter von Allen,
Dem ich erſchloſſen meines Buſens Grund
Und ihm die Schätze drin gewieſen, der mich
Geſchaut, begleitet hat in meinem Wirken.

Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!
Noch heute wollt' ich meine Würd' ablegen,
Fern von den Menſchen ſelber mich verbannen,
Und dort betrauern mein verlornes Streben,
Weil es nicht beſſre Stützen ſich gewonnen.
Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!

Doch, Dank dem ew'gen Gott, es iſt nicht alſo,
Ich fühls, daß eigne Kraft er mir gegeben.
Zum mindſten bin ich Biſchof von Byzanz.
Darum entſetz' ich den Liberius.

Und zweifelt Ihr an meiner Kraft, Ungläub'ge,
O, ſo erinnert Euch an jenen Tag,
Wo der gefallne Günſtling des Arcadius,
Eutropius, auf des Altars Stufen lag! —
Von ſämmtlichen Anhängern ſeines Glanzes
Von allen Freunden ſeines Glücks verlaſſen,
Drückt' er ſich an die kalten Marmorſtufen —
Feſt angeklammert, — als ob die ihn retten,
Beſchützen ſollten vor der Wuth des Volkes,
Das nach dem Blute des Gefallnen lechzte.
Da trat ich vor ihn hin — ein Engel Gottes, —
Worte des Friedens, der Verſöhnung floſſen
Von meinen Lippen und das Volk beſann ſich
Und griff in ſeine eigne Bruſt und weinte,
Wie es der Flüchtigkeit des Menſchenglücks
Und ſeines eignen kleinen Glücks gedachte.
Nur ich verließ den ganz Verlaſſnen nicht —
Und wenn ich ſelbſt nun ſo verlaſſen ſtände,
Glaubſt du, daß ich mich ſelbſt verlaſſen würde?

Haſt du ſo ganz vergeſſen jene Nacht,
Wo ich durch Gott und durch des Volkes Muth
Und Treue meinen Feinden obgeſiegt,
Wo mich das frohe Volk auf ſeinen Schultern
Vor dem Pallaſt vorüber unter Saiten-
Und Flötenſpiel beim Schein der Fackeln trug?
Vertraue, wenn du mir, wenn du dem Traume,
Den mir der Ew'ge ſandte, nicht vertrauen willſt,
Zum mindſten auf des Volkes treuen Muth,
Der ſich in jener Nacht ſo ſchön erprobt hat!

Cyprianus.
Doch war Vigilius damals krank, Hochwürd'ger,
Und Eure Feinde wen'ger gut gerüſtet.
Bedenkt, ſie haben ein'ge tauſend Krieger —
Aus ſichrer Quelle weiß ichs, — bei dem Dux
Von Thrazien beſtellt, die vor den Thoren
Ein Zeichen Eurer Gegner nur erwarten,
Um durch Byzanz ſich zu ergießen und
Das Volk in Zaum zu halten. Alſo hofft,
Hochwürd'ger, nicht zu ſehr auf dieſes Volk!

Chryſoſtomus (finſter).
Liberius wird entſetzt. — Es gilt die Probe.
Wenn ein Vigilius mich ſtürzen könnte,
So hätt' ich nur geträumt und wär' erwacht.
Wohl träumt' ich einſt, — Er ſandte mir den Traum,
Verhieß im Traum mir, daß ein ſchönres Leben
Der Erde bald und leuchtend ſoll' entblühen —
Ein ſchönres Leben! — Jüngling ſprachſt du nicht
Viel tauſend andr' aus deinem Volke hätten
Gleich dir gehandelt?

Ataulf.
Weiß ich doch nicht, Biſchof,
Wie Euch mein Handeln ſo verwundern kann.
Ei freilich hätten wohl die meiſten Gothen
Gethan, wie ich, — und nicht die Gothen bloß,
Auch die Burgunder, auch die Franken, Herr.
Wir ſind ja all' aus gleichem Stamm — Germanen.

Chryſoſtomus.

Aus gleichem Stamm, — Germanen. —
(Er verſinkt in tiefes Sinnen.)

Cyprianus (heimlich zu Ataulf und Anna).

Liebe Anna,
Mein theurer Ataulf, wenn Ihr irgend mich
Ein wenig liebt, ſo bittet den Hochwürd'gen,
Daß er nur jetzt nicht den Liberius
Entſetzen möge, denn er wär' verloren,
Ihr ſeht ja ſelbſt wohl ein, — er wär' verloren.
O ich beſchwör' Euch —

Anna.

Ataulf, nicht mein Ataulf!

Cyprianus (zu Thorismund).

Und Ihr, mein Vater, laßt jetzt Euern Groll!
O glaubt, es thut mir weh, — ſehr weh, mein Vater,
Daß meine Schweſter ſo gequält iſt worden,
Doch, gebt nicht zu, — (Ihr dürft ja nicht, mein Vater!) —
Daß ſich der heil'ge Biſchof Euretwegen
Ins Unglück ſtürze!

Thorismund.

Nun da mag er ſelbſt ſehn.

Anna (zu Ataulf).

Geh, Ataulf, ſags dem Biſchof!

Ataulf.

Mein Hochwürd'ger,
Um meinetwillen und der Anna willen
Iſts nicht erſt nöthig, daß der Herr Liberius
Der Archipresbyter gezüchtigt werde,
Die Anna hat am beſten ihn gezüchtigt.

Chryſoſtomus.

Meinſt du, mein Knabe, mit den hellen Augen,
Du, der die Kaiſerin zum Wahnſinn brachte
Durch ſeine Tugend! — willſt du mirs nicht gönnen,
Nicht gönnen, Braungelockter, daß auch ich
Für die verheißne neue Lebensſonne,
Die uns erquicken ſoll nach langer Nacht,
Arbeiten und die Schatten vor ihr her
Zertheilen möge? — Das verlange nicht,
Erwarte nicht, mein Jüngling, denn du haſt
Doch niemals ſo geträumt, wie ich.

Ataulf.

Geträumt!
Mir iſt das Wachen lieber, als das Träumen.

Cyprianus.

Zu Euern Füßen lieg' ich hier und flehe.
Laßt mindſtens das Concilium, das Ihr
Berufen habt, darüber richten, Herr,
Ob der Liberius zu entſetzen ſei!

Chryſoſtomus (nach einer Pauſe).

Ich bin nicht übermüthig, Cyprianus,
Und glaube nicht, daß dieſer ſchwache Arm
Genüge, meines Geiſts erhabne Ahnung
Auf dieſer Erde zu verwirklichen.
Darum berief ich das Concilium,
Der Diener Gottes heilige Verſammlung,
Und acht' es für der Himmelsgnaden höchſte,
Daß ich berufen ward, ſie zu berufen.
Doch was mit ihrer Hülf' ich ſoll vollführen
Und was allein, das werd' ich ſelbſt entſcheiden.
Was dieſen Fall betrifft, — ſo wird Liberius
Von mir allein entſetzt, — und wärs auch nur
Um zu erproben des Vigilius Macht,
Um zu erproben meine hohe Sendung.
(Er geht ab. Die Andern ſtehen ſchweigend.)

Herrmann Wilhelm Franz Uelzen

ward 1758 zu Celle im Hannöverſchen geboren, ſtudirte in Göttingen Theologie, lebte dann von 1780 bis 1784 als Hauslehrer in Oldenburg und Bremen und von 1784 bis 1786 als Mitglied des Predigerſeminars und Hoſpes zu Kloſter Loccum. Dann ward er Prediger zu Langelingen bei Celle, wo er am 8. April 1808 ſtarb.

Er gab heraus:

Taſchenbuch für Jünglinge. (Mit Crome und Rotermund.) Bremen, 1786—87.

Gedichte. Bremen, 1795—96. 2 Thle.

Mannichfaltigkeiten. (Mit B. Benecke.) Leipzig 1807.

U. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie, beſonders für das leichtere Lied; minder glückten ihm die anderen Gattungen derſelben.

Johann Ludwig Uhland

ward am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1805 Jurisprudenz, wurde ſodann Advokat und 1810 Doctor der Rechte. Darauf machte er eine Reiſe nach Paris, beſonders um auf der königlichen Bibliothek die Manuſcripte des Mittelalters zu ſtudiren. Seit dem Herbſt 1812 lebte er zu Stuttgart, eine Zeit lang im Büreau des Juſtizminiſteriums beſchäftigt. 1819 wurde er vom Oberamte Tübingen und im folgenden Jahre von ſeiner Vaterſtadt zum Mitgliede der Ständeverſammlung erwählt, in der Folge machte ihn die Kammer zum Beiſitzer des weitern Ausſchuſſes; den Platz im engern hatte er abgelehnt. 1830 wurde er außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur: aber bald legte er dieſe Stelle nieder, wie er ſchon früher der Poeſie faſt entſagt hatte, um allein ſeinen ſtändiſchen Verpflichtungen nachzukommen.

Er gab heraus:

Gedichte. 1829. 11. Aufl.
Ueber Walther von der Vogelweide. Stuttgart, 1822.
Ueber den Mythus von der nordiſchen Sagenlehre vom Thor. Stuttgart, 1836.

Dramatiſches:
Herzog Ernſt von Schwaben. Heidelberg, 1817.
Ludwig der Baier. Berlin, 1819.

Schon früher ſprachen wir folgende Anſicht über U. aus (Siehe die neueſte Literatur Europa's, dargeſtellt in ihren bedeutendſten Erſcheinungen, Seite 660), auf die wir um ſo lieber zurückkommen, als die Jahre uns in derſelben immer mehr befeſtigten: — „U. iſt durchgängig ſubjectiv, ſelbſt da wo er erzählend verfährt, denn aus ſeiner Vortragsweiſe blickt ſeine innerſte eigenthümliche Geſinnung ſtets ſiegreich hervor. In Allem was er bringt, offenbart ſich die edelſte, reinſte Natur, das redlichſte Gemüth. — Wie wir in Goethe's Liedern das Schönſte und Hervortretendſte des deutſchen Characters herausfühlen, ſo finden wir bei ihm den deutſchen Charactergang in vollſter Wahrheit und darin ſteht er höher als Goethe. Er ſchildert nicht fremde Gefühle als ſeine eigenen, ſondern nur ſeine eigenen ſelbſt, aber dieſe ſind ſo echt, daß ſie jedem Alter, jedem Stande als ein gemeinſames ſchönes Gut entgegentreten. Dabei iſt in U. ſo viel keuſche Zartheit, neben großer Würde und inniger Tiefe der Leidenſchaft und Alles dieſes ſo wahr dargeſtellt, daß es nie möglich wird, ſich den Dichter vom Menſchen getrennt zu denken. Eine reiche, doch ruhige und eben dadurch gleichmäßig wirkende Phantaſie, lebendige Auffaſſung der Schönheiten des Alls, die ſich kindlich auch am Kleinſten freut und in Allem den großen Gedanken ſieht, der ſich ein feſtes Band durch Alles hindurchſchlingt, unendlicher Zauber der Sprache, Anmuth der Bilder, Wohlwollen im Ernſt und Scherz ſind Eigenſchaften, die die ſichere Grundlage bilden, aus welcher ſich U's poetiſche Schöpfungen entwickeln. Vergangenheit und Zukunft müſſen ihm wie die Gegenwart ihre Schätze eröffnen, damit er ſie gegenſeitig ſchmücke und durch ſie den Adel des Menſchengeſchlechtes hervorheben, zur Freude, zur Ermahnung wie zum Beiſpiel. Ueber Allem aber, ſchwebt bei ihm eine wahre, antike Ruhe und eine ſeltene Einfachheit, die keines anderen Schmuckes bedarf, als des ihr angeborenen. — Seine beiden dramatiſchen Arbeiten Ernſt von Schwaben und Ludwig der Baier ſind tiefgefühlte Meiſterwerke, wie Alles, was dieſer große Dichter in der Fülle ſeines Reichthums bringt. Es iſt lebhaft zu bedauern, daß er nicht weiter drang auf dieſer Bahn, von ihm wäre das Heil zu hoffen geweſen, auf das wir ſeit Schiller vergeblich harren — und doch ſind jene eben angeführten Dichtungen der Menge kaum dem Namen nach bekannt — weil ſich die Menge überhaupt nicht auf ſtille Größe verſteht.“ —

Geſang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schweſtern, himmelan,
Und ſchwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinſte Sonne,
Da ſingen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'ſchen Glut:
Du biſt ein ewig Jugendblut
Und unſrer Buſen ſtäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir ſtille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du ſtiegeſt nieder, ew'ge Güte,
Du lagſt, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, ſüß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in ſich ſaugen,
Bis ſie die Glorie umglühte.

Du haſt mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgeſpannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, ſprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit off'nen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Iſt dieſe Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich ſehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verſchweben,
Ein Glutſtrahl in die große Sonne!

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all' herab,
Die Sonne ſtrahlt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus;
Er brauſ't vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein gold'ner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten!
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!

Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
Ins rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erſtorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmliſch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es ſchlug des Buſens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſucht' ich ſie an dir, in mir vergebens,

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens!

Geiſterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuſeln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchenſang, kein Balſam ſüßer Düfte,
Kein Strahl der Morgenſonne kann mich laben.

Wenn ſich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte ſteigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann ſchweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich ſo fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir ſonſt verriegelt,
Bis zu der Schönheit ſtillem Heiligthume.
Erſchreckt dich Geiſterhauch, du zarte Blume?
Es iſt der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Oeder Frühling.

Wohl denk' ich jener ſel'gen Jugendträume,
Obſchon ſich die Gefühle mir verſagen,
Wann in den erſten, milden Frühlingstagen
Im Buſen ſich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeſchlagen;
Die Hoffnung wollte ſich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knoſpen friſches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchſte jüngſt genoſſen,
Geriſſen aus dem innigſten Vereine,
Vom reichſten Paradieſe kaum verſtoßen:

Was ſollen nun mir halbergrünte Triften,
Einſamer Amſelſchlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch ſo ſüß von Düften?

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn,
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll.
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſelger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtrahl hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Geſang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſei vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall,
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in dunkler Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauſes älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kryſtall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis
Schenk rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kryſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein ſchrieb ſie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall:
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geſchlecht
Sich den zerbrechlichen Kryſtall;
Er dauert länger ſchon, als recht,
Stoßt an! mit dieſem kräft'gen Prall
Verſuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend ſpringt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt!
Die Gäſte ſind zerſtoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein ſtürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kryſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall',
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand, — ſpricht er — ſpringt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall."

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da thät er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh' hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen."

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh' hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtarren mir noch die Haare.

„Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffiret,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt ihn Nah und Fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den Andern nach;
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Neige.

„Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch' es in Gottes Dienſte!"

Rechberger in ein Kloſter ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering

Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie."

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten."

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſich ſchwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein."

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſtein's Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeie die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein ander Mal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein."

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſein."

Die Bidaſſoabrücke.

Auf der Bidaſſoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die ſpan'ſchen Berge,
Segnet links den fränk'ſchen Gau;
Wohl bedarf's an dieſer Stelle
Milden Troſtes himmelher,
Wo ſo Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zauberhaft Geſicht:
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Roſen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem iſt das Elend finſter,
Jedem glänzt ſein Vaterland.

Friedlich rauſcht die Bidaſſoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend ſteigt hernieder
Eine Schaar zum Flußgeſtad,
Unſtet, mit zerriſſ'ner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidaſſoabrücke
Lehnen ſie die Büchſen bei,
Binden ſich die friſchen Wunden,
Zählen, wer noch übrig ſei?
Lange harren ſie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächſet nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel
Und ein alter Kriegsmann ſpricht:

„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erſten Male wandelt
Dieſen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum erſten Male ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern',
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſt'gen Stern.

„Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebſt du unberührt;
Ganz und heil iſt uns der Retter,
Noch verbürgt iſt Spaniens Glück;
Schreiten wir getroſt hinüber!
Einſt noch kehren wir zurück."

Mina rafft ſich auf vom Steine,
Müde ſaß er dort und ſtill,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne ſinken will:
Seine Hand, zur Bruſt gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidaſſoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald,
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſ't ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland:

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbrauſt im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:

Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?

Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?

Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne ſchildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.

Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensgluth und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie ſie ſchön gefeiert worden!

Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgeprieſen, vielbeneidet
Die von ihm beſungne Dame.

Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie ſie hieße, wo ſie lebte,
Die ſo herrlich, überirdiſch
In Rudello's Liedern ſchwebte.

Denn nur in geheimen Nächten
Nahte ſie dem Sänger leiſe,
Selbſt den Boden nie berührend,
Spurlos, ſchwank, in Traumesweiſe.

Wollt er ſie mit Armen faſſen,
Schwand ſie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm ſüße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre.

Und ſo oft Rudell es hörte,
Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf dieſer regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.

Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber oſtwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rande
Ein Pallaſt im Morgenſchimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.

Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen,
Der allein um ihretwillen
Uebers weite Meer geſchwommen.

Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad' betreten.

Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde;
In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Giebt ſie dieſen theuren Blättern;

Lieſt darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen
Bis auch ſie ergriffen iſt
Von dem unnennbaren Sehnen.

Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.

Dort wird ja ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.

In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er Süßeſtes erſonnen.

Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen.
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor,
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr geſchah, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,
Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?“

„Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen.“

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erſten Mal erblickte!

Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.

Da beſchließt der Kaſtellan
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.

Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollſt du es hinübertragen!“

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne,
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.

Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.

Golden ſtrahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,
Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte;
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen.“

„Jene Dame kenn' ich wohl!“
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger!

Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“

Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.

Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Couci,
Der ſo zärtlich Lieder girrte!“

Als der Ritter dies geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.

Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.

Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.

Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theure Blätter, liederreiche
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.

Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.

Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbſt wenn er im Kerker ſchmachtet?“

Einſtmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.

Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.

Jener hub ſich in den Bügeln,
Wuthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
Don Maſſias iſt durchbohret,
Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.

Und der Graf, des Siegs verſichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
Doch es leben ſeine Lieder;

Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,
Andern ſind ſie Philomelen,
Jenem nur ſind ſie Harpyen.

Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:

In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geiſterſtimmen tönen
Des Maſſias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelſchaaren,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.

Als zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.

Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.

In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.

Aber in der wildſten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher ſchwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ewigen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ewigen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.

Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,

Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.

Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.

Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Fluth;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht."

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt an in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen."

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum dritten Mal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen."

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog ſprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth."

Da ſprach der Taillefer: „„Und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!““

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer ins Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm ins Feld,
Sie ſprach: „Dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „Der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

Der Herzog Wilhelm zog wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engeland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„„Manch Jährlein hab ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

„„Und hab' ich euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!““

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer.
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer ſang und ſchürte das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwert und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahn's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang.“

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:

„„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um ſie?““

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.““

„O Sohn! der Feind iſt eiſenſtark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Fluth mich armen Greis!“

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“
„„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du ſtarker Königsſohn!““

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht.“
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.““

„Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig ſein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei
Mit Schildern und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen todesblaß
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großem Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„„Wir ſollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.““

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„„Nach Hauſe woll'n wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.""

Sprach Adelbert: „„Wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde."'

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über Alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde bleich und todt,
So bleich, wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd'
Ein Stein bedecket Beide.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!"

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„„Willkommen Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!""

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reinem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!""

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!"'

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb ans Fingerlein.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!""

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

„„Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh,
Tritt, ſchöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe ſeh
Den Brautſchmuck meiner Liebſten;
Sie iſt ſo ſchön, wie du.""

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

„„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

„„Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir."'

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz;
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie als wackre Ringer
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken
Als ein Schattenhut ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz' als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer;
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seid gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

„Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

„Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt!
Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Reiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht als ein neuer Stern.

„Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunſt,
Minnelieder wollt' ich ſingen,
Werbend um der Süßen Gunſt.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.

„Weh! zu früh bin ich geboren!
Erſt beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat ſich verloren,
Frühling ewig ſich erneut.
Sie, in ihrer Roſenlaube,
Wird des Reiches Herrin ſein.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenſtein!"

Als der Alte dies geſprochen,
Er die bleichen Lippen ſchloß.
Seine Augen ſind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin!
Ach! kein Balſam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niederſteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig ſich zum Greiſe neiget,
Setzt ihm auf den Roſenkranz:
„‚Sei des Maienfeſtes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann!‘"

Der junge König und die Schäferin.

I.

In dieſer Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu ſingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl ſchmucke Ritter reiten
Das Wieſenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen ſtehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäf'rin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Es rauſchet durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrocken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen,
Du wunderſchöne Maid!
Wärſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid."

„‚Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag,
Ich meint', es hab durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.‘"

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

„‚Meine Flaſche magſt du haben,
Noch keinem macht' ich's ſchwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.‘"

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt.
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart;

„Und biſt doch mit Würd' umfangen,
Und ſtrahleſt doch Adel aus,
Als wäreſt hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„‚Frag meinen Vater, den Schäfer,
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäf'rin,
Ob ſie auf dem Throne ſaß?‘"

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar ſtolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„‚Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all'!‘"

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wieder ſchaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon ſechzehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

„Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

„Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„‚Ich will dir ſchöpfen und langen,
So viel der Bronn vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag.‘"

Der erſte Sang iſt geſungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat ſich geſchwungen,
Laßt ſehen, wo er ſich ſetzt!

II.

Nun ſoll ich ſagen und ſingen
Von Trompeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen,
Und höre der Lerchen Geſang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeid ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!““

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein Lanzenbrechen!
Was ſetz' ich euch zum Preis?““

„Herr König hochgeboren,
So ſetzet uns zum Preis
Statt goldner Helm' und Sporen
Einen Stab und Lämmlein weiß!“

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommelſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

„„Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.““

Wie glühten da die Gäſte!
Beim hohen Trommetenſchall
Wollt' jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all'.

Der König ſtand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „„Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich geb' dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.““

Er ſprach's und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin;
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

„Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh ins Thal hinab.“

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit Einemmal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

„„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'!“

Nicht länger blieben ſie ſtehen,
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät ich's plötzlich kund,
Dürft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſtehn,
Mit ihrem Hofgeſinde
Zum Frauenmünſter gehn.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!“

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Das aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe ſiel.
Herrn Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfſt du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?““

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ' empor,

Steckt' in den Kranz ſie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geſchmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm ſie herab die Kron':
„„Nimm du ſie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entſagen,
Den heiligen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.““

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch' in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth';
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„„Mit dem Abſchiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennt und glühet!““

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und legt die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß?
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du ſchönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunter fallen!“

„„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.““

Und weiter, ja weiter mit Sang und Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

„„Da ſteh ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.““

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böſes dräut der Sterne Schein,
Drum ſchaff' du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!

„„Mein Vater, willſt du Schlachtgewand,
Von eines Mägdleins ſchwacher Hand?
Noch ſchlug ich nie den harten Stahl,
Ich ſpinn' und web' im Frauenſaal.““

„Ja! Spinne, Kind, in heiliger Nacht!
Den Faden weih der hölliſchen Macht!
Draus web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heilger Nacht, im Vollmondſchein,
Da ſpinnt die Maid im Saal allein.
„„In der Hölle Namen!““ ſpricht ſie leiſ',
Die Spindel rollt im feurigen Kreis.

Dann tritt ſie an den Webeſtuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul;
Es rauſcht und ſauſt in wilder Haſt,
Als wöben Geiſterhände zu Gaſt.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog ſondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, ſchaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geiſt,
Wer böt' es ihm, wer ſtellt ihm dreiſt,
An dem das härteſte Schwert zerſchellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt.

Ein Jüngling ſpringt ihm vor's Geſicht:
„„Halt, Würger, halt! mich ſchreckſt du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunſt,
Dein Werk iſt Tod, dein Zauber Dunſt.““

Sie treffen ſich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft vom Blut;
Sie haun und haun ſich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter ſteigt hinab ins Feld:
„„Wo liegt der herzogliche Held?““
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei.

„Biſt du's, mein Kind? Unſel'ge Maid,
Wie ſpanneſt du das ſchlimme Kleid?
Haſt du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„„Die Hölle hab' ich wohl genannt;
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erſchlug, iſt mir nicht fremd,
So ſpann' ich, weh! dein Todtenhemd.““

St. Georgs Ritter.

I.

Hell erklingen die Trommeten
  Vor Sankt Stephan von Gormaz,
  Wo Fernandez von Kaſtilien
  Lager hält, der tapfre Graf.

Almanſor, der Mohrenkönig,
  Kommt mit großer Herresmacht
  Von Kordova hergezogen,
  Zu erſtürmen jene Stadt.

Schon gewappnet ſitzt zu Pferde
  Die kaſtiliſche Ritterſchaar;
  Forſchend reitet durch die Reihen
  Fernandez, der tapfre Graf:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
  Preis kaſtiliſcher Ritterſchaft!
  Alle Ritter ſind gerüſtet,
  Du nur fehleſt auf dem Platz.

„Du, der erſte ſonſt zu Roſſe,
  Sonſt der erſte zu der Schlacht,
  Hörſt du heute nicht mein Rufen,
  Nicht der Schlachttrommeten Klang?

„Fehleſt du dem Chriſtenheere
  Heut, an dieſem heißen Tag?
  Soll dein Ehrenkranz verwelken,
  Schwinden deines Ruhmes Glanz?“

Paskal Vivas kann nicht hören,
  Fern iſt er im tiefen Wald,
  Wo auf einem grünen Hügel
  Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte ſteht ſein Roß,
  Lehnet Speer und Stahlgewand,
  Und der Ritter knieet betend
  Vor dem heiligen Altar;

Iſt in Andacht ganz verſunken
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windeſtoſen,
Durch die Waldgebirge hallt;

Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;

Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleucht hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtrahl!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.

Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;

Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtiliſcher Ritterſchaft:
Sei geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

„Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag,
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“

Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang.
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

II.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;

Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.

In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heiligen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heilgen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“

Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt;

Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan,

Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt,
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.

Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia;
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Sei geprieſen tauſend Mal!“

Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heilige nicht mehr da,
Uud es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

Aus: Ernſt von Schwaben.

Zweiter Aufzug.

An der Heerſtraße.

Ernſt, *in geringer Tracht.*

Dort hebt der Dom von Baſel ſich empor,
Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
In's Thor der Stadt, das gaſtlich offen ſteht,
Hineinzuſchreiten wie ein andrer Mann.
Der breite Heerweg ziehet ſich hinauf,
Ich aber darf gebahnte Straßen nur
Durchkreuzen, wie ein aufgeſcheuchtes Wild,
Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
Zween Herren reiten mit Gefolg heran,
Am Kreuzweg halten ſie, ſie ſteigen ab,
Sie wandeln hieher, nach dem Schattenſitz.
Er iſt', er iſt's, Graf Odo, ja er iſt's!
Und auch den Andern ſollt' ich kennen, ja!
Wie ſchlägt mein Herz! der Vater Edelgard's!

Ernſt tritt in das Gebüſch zurück, während die Grafen **Hugo von Egisheim** *und* **Odo von Champagne** *auftreten.*

Hugo.

Ich bat Euch abzuſteigen, werther Graf!
Wir trennen uns an dieſem Scheideweg,
Euch führt die Straße rechts nach der Champagne,
Mich jene links zum kaiſerlichen Hof.
Damit nun dieſe Scheidung unſrer Bahn
Nicht eine Trennung ſei für immerdar,
Vergönnt ein wohlgemeintes Abſchiedswort!
Es iſt in vor'gen Zeiten wohl geſchehn,
Daß Ihr den ältern Freund um Rath befragt,
Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
Mit ſeinem Rath erſcheinet!

Odo.

Sprecht, Herr Graf!

Hugo.

Ihr habt in Baſel ſelbſt Euch überzeugt
Von der burgund'ſchen Großen Wankelmuth.
Ihr ſaht die ſtürmiſchen Verſammlungen
Herüber und hinüber wogen.

Odo.

Nun!

Hugo.

Als erſt gemurmelt ward, daß Herzog Ernſt
Entlaſſen ſei aus ſeiner Kerkerhaft
Und hergeſtellt in herzogliche Macht,
Da war es all vergeſſen, daß man jüngſt
Dem Erbvertrag einhellig beigeſtimmt,
Den Rudolph mit dem Salier neu beſchwor.
Um Euch, den Blutsverwandten Ernſt's, den gleich
Betheiligten, erhob ſich das Gedräng,
Die Loſung: Ernſt und Odo!

Odo.

Und wozu
Mir dieſes jetzt?

Hugo.

Als aber bald darauf
Der Bann, die Aechtung Ernſt's verlautet war,
Da wechſelte der Wind.

Odo.

Erlaßt mir das!

Hugo.

Die Loſung: Kunrad!

Odo.

Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo.

Noch nicht, mein Freund! das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr ſo feindlich, mit verbißnem Groll,
Nach Hauſe kehret.

Odo.

Wißt Ihr das gewiß?

Hugo.

Noch iſt mein Auge nicht ſo alterſchwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Trotz
Und jeglicher Bewegung Haſtigkeit
An Euch verborgen bliebe. Theurer Freund!
Nicht in vereinter Kraft mit Herzog Ernſt
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen, hofft es nicht!
Unbeugſam ſteht des Kaiſers Wille, groß
Iſt ſeine Macht, vermeidet ſeinen Grimm!
Verzehren würd' er Euch. O ſchleudert nicht
Die Fackel in das unglückſel'ge Land,
Das noch vom alten Kriegesbrande raucht!
Ihr werdet nicht, gebt mir darauf die Hand!

Ernſt tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.

Odo.

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelſt du?

Ernſt.

Das Erbe von Burgund.

Odo.

Ernſt!

Hugo.

Herzog Ernſt!

Ernſt.

Nicht er, ſein Schatten nur,
Sein irrer Geiſt, der auf dem Kreutzweg ſpuckt.

Odo.

Wahnwitziger!

Ernſt.

Wär' ich wahnſinnig worden,
Wen dürft' es wundern? doch ich bin es nicht.
Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo biſt,
Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
Begehr' ich Hülf' in meiner Noth.

Odo.

Zur böſen Stunde biſt du mir genaht,
Wo mir's im Buſen kocht, im Hirne brennt,
Wie du ſo ſchmählich, ſchmählich mich getäuſcht.
Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresſpitze,
Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoß,
So hab' ich dich erwartet, und es ſtand
In deiner Macht. Für einen Landsverwieſnen
Betrogſt du mich — und läufſt nun ſelbſt daher,
Ein weggejagter Bettler, und verlangſt,
Ich ſoll die nackten Lenden dir mit Purpur
Bekleben, ſoll dir auf dein ſtruppig Haar
Die Krone ſtoßen, ſoll auf meinen Schultern
Thron-an dich ſchleppen. Nein! du kennſt mich falſch.
Nicht will ich an Geächtete mich ketten,
Frei will ich ſchreiten an mein hohes Ziel.
Gelüſtet's dich nach Kronen, frage nur
Den Alten hier, der weiß für Alles Rath!

abgehend:

Mein Roß!

Ernſt.

O Schmach! o racheloſe Schmach!
Auch du biſt ehrlos, herzogliches Schwerdt,
Und keines Freien Klinge kämpft mit dir.

Hugo.

Unglücklicher!

Ernſt.

Du fühleſt Mitleid noch
Und ungetröſtet ſoll ich nicht von hier.
Du ſiehſt dich ſorglich um, ſei ohne Furcht!
Wir ſind hier unbehorcht, kein Lauſcher wird's
Verrathen, wenn du den Verbannten hörſt.
Ich will dir ferne ſtehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt, noch mein Gewand dich ſtreift.

Hugo.

Könnt' ich dir Troſt gewähren, o wie gern!

Ernſt.

Ehrwürd'ger Greis! wenn die Erinnerung
Vergangner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirſt du dich entſinnen, daß ich einſt,
In ſchönrer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneuen,
Ich wär' ein unglückſel'ger Bräutigam.
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreutzte ſich das Volk,
Kein Feſtklang tönte von dem Glockenhaus,
Noch die Poſaune von des Thurmes Kranz.
Und wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So ſchwiege Chorgeſang und Orgelſchall,
Der Prieſter höbe dräuend ſeine Hand
Und ſpräche Fluch, ſtatt Segen, über uns.
Nein! werben darf ich nicht um Edelgard,
Auch hab' ich's um dich ſelber nicht verdient.
Drei feſte Burgen hab' ich dir zerſtört,
Weil du zum Kaiſer, deinem Vetter, hieltſt.
Nur Eines bitt' ich, ſag' es mir zum Troſt:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeſchick, die Rede ward,
Hat ſie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob ſie, geſeufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur daß ſie ernſter, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war ſie ſchon zuvor,
Jetzt gab ſie gänzlich ſich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, ſpendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
Almoſen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernſt.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botſchaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat ſie freundlich eines Morgens mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennſt das Kloſter, das von ſeiner Höh'
Das ſchöne Elſaß weithin überſchaut.
Als ſie vom Zelter dort geſtiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da ſprach ſie: „wohlgelegen iſt dies Stift,
Man ſieht von ſeiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieſer ſchönen Welt
So freundlich und ſo blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erſtarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt iſt,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit dieſem trat ſie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen ſtärkt
Und ſelbſt der Blindheit nächt'ge Binde löst.
Damit benetzte ſie der Wimpern Saum:
„Mein Aug' iſt trübe worden — hob ſie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erſchließt."
So ſagte ſie dem Ird'ſchen Lebewohl.

ab.

Ernſt.

Auch du hinab, du goldner Liebesſtern,
Der meiner Jugend Pfade ſchön erhellt,
Der tröſtend in mein Kerkergitter ſchien!
An dieſes Weibes liebevoller Bruſt

Hätt' ich geneſen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszuſtehn vermocht,
Wenn ſie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangſal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht ſie der ſüße Balſam war.
Ja! ſie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erſchöpften Pilgersmann
Noch einſt den friſchen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einſam, umnachtet, ewig herberglos.

Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.

Kriegsknecht.

Halt!

Ernſt.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernſt.

Zurück! ich ſag', zurück!
Du biſt gedungen, mich zu morden. Ja!
Schon lang verfolgſt du mich. Heb' dich hinweg!
Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß zu!
Triff dieſes Herz!

Ernſt.

Mein Werner! o mein Werner!

Werner.

Dein Werner, und der Deinige ſo ganz,
Und ſo mit jedem Athemzug, mit jedem
Blutstropfen —

Ernſt.

Jetzt bin ich geborgen, Gott
Verließ mich nicht.

Werner.

O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lautres Gold!

Ernſt.

Halt ein!

Werner.

Wie viel, wie viel haſt du für mich gethan,
Geduldet! nie vergelt' ich dir's.

Ernſt.

Du haſt
Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan,
Du biſt der einzig Treue.

Ernſt.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern müd.
Die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir iſt, als ob ich wieder Herzog ſei,
Als wären wir an einem ſchönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier geſetzt.
Erzähle, Werner, wo du warſt indeß,
Wie du gelebt!

Werner.

In Frankreich ſah ich zu,
Wie dort der König ſeine Fürſten zähmt,
Da kam von Aachen her mir der Bericht,
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet ſeiſt,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte ſeinen Mantel ab,
Und gürtete ſein kurzes Schwert mir um,
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

Ernſt.

Werner, ſprich!
Auf dir auch laſtet Acht und Kirchenfluch:
Wie haſt du es gemacht, daß du ſo feſt,
So aufrecht bliebeſt? Höher, kräftiger
Erſcheinſt du mir, als ich dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterſchein,
Vom Bannſtral, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernſt.

Mir däucht es, deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und geſund,
Dann müßteſt du wie eine Roſe blühn.
Woraus mein Leben ſeine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Iſt die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutſche Freiheit mir erſchien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dieß Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieſer hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit ſelbſt,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unſrer Noth
Erhebend ſich beweiſe dir und mir.

Ernſt.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde muß es ſein.

Werner.

Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechſelſtand geheimnißvoll
Die menſchlichen Geſchicke vorbeſtimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unſrem Weſen erſt den Vollgehalt,
Der unſrer Zukunft, allem unſrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiſer Heinrich war geſtorben,
Des ſächſiſchen Geſchlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrſcht.
Als nun die Botſchaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geiſt in alles Volk,
Ein neu Weltalter ſchien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längſt entſchlafne Wunſch
Und jede längſt erloſchne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutſcher Mann,
Dem ſonſt ſo Hohes nie zu Hirne ſtieg,
Sich, heimlich forſchend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutſchem Rechte wohl geſchehn,
Daß, wer dem Kaiſer heut' den Bügel hält,
Sich morgen ſelber in den Sattel ſchwingt.
Jetzt dachten unſre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Eſch und Holztheil Sprache hielt:
Nein! ſtattlich ausgerüſtet, zogen ſie
Aus allen Gauen, einzeln und geſchaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiſerwahl.
Am ſchönen Rheinſtrom, zwiſchen Worms und Mainz,
Wo unabſehbar ſich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, ſammelte
Der Andrang ſich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutſche Volk zu faſſen.
Am rechten Ufer ſpannten ihr Gezelt
Die Sachſen, ſammt der ſlav'ſchen Nachbarſchaft,
Die Baiern, die Oſtfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'ſchen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutſchland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub ſich ſtolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeſchlag,
Ein Austauſch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verſchieden an Geſicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüſtung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke feſtlich hier vereint!
Was Jeder im beſondern erſt berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüſch
Der Inſelbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beſchluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkohr man Zween,

Allbeide Franken, fürſtlichen Geſchlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder ſelbſt,
Kunrade, längſt mit gleichem Ruhm genannt.
Da ſtanden nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürſten, ſichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutſche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutſche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigſten,
Und ſo einander ſelbſt an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu ſchreiten ſchien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da ſtanden ſie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick geſenkt, die Wange ſchamerglüht,
Von ſtolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge ſtand
Und ſich des Volkes Brauſen ſo gelegt,
Daß man des Rheines ſtillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Dieſen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eiferſucht und Zwiſt:
Da ſah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und ſich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, ſie hegten keinen Neid
Und Jeder ſtand dem Andern gern zurück.
Der Erzbiſchof von Mainz erhob ſich jetzt:
„Weil doch — ſo rief er — Einer es muß ſein,
„So ſei's der Aeltre!“ Freudig ſtimmten bei
Geſammte Fürſten, und am freudigſten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erſcholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf ſich niederließ,
Ergriff er ſeines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu ſich auf den Königsſitz.
Und in den Ring der Fürſten trat ſofort
Die fromme Kaiſerwittwe Kunigund,
Glückwünſchend reichte ſie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Feſtzug aber ſchaarten ſich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Geſang
Die Geiſtlichen und Laien, ſo viel Preis
Erſcholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiſer Karl geſtiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten ſie dem Strom entlang nach Mainz,
Woſelbſt der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen ſeines Volkes Ruf ſo hoch geſtellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erſchien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und ſeine Schulter ragt' ob allem Volk, —
Das iſt der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangſal friſch erhält.

Ernſt.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer andre. Dazumal, als du
Dem freien Vaterland ins Auge ſahſt,
Erglänzte mir der erſten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, ſtand in Vormundſchaft
Von meinem Ohm, dem Erzbiſchof von Trier,
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen andre Zeiten ſtrengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner.

O nicht vergeß' ich's, mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern ſchwäb'ſchen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unſre Pferd' im Rhein,
Da kameſt du den Strom herabgeſchifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht.
Du ſelbſt im Fürſtenſchmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der ſchönen Edelgard,
Und ſchwebend auf dem Schiffesrande ſaß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich ſchlug.
Des Stromes Klarheit aber ſpiegelte
Die glänzenden Geſtalten.

Ernſt.

Schöne Zeit!
Wie iſt das alles längſt den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir ſo groß und herrlich ſtand,
Es iſt nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der ſo demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeſchränktheit, nach Alleinherrſchaft
Und nach der Erblichkeit in ſeinem Stamm.
Die ihn erwählten tritt er in den Staub,
Den Kunrad den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen,
Des Reichs verwieſen iſt der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irrt
Mit ſeinen Söhnen heimatlos umher.
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirſcht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundſchaft heilig Band verknüpfet uns,
Doch wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgeſucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einſt zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernſt.

Wohl wittert jedes Weſen ſeinen Feind.
Drum hegt auch dir der Kaiſer wildern Haß
Und unverſöhnlicheren, als mir ſelbſt.

Werner.

Von dieſem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer ſein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich geſaugt.
Du aber haſt nach Frieden dich geſehnt,
Und mußt nun ſo unendlich friedlos ſein,
Und haſt für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich ſchadenfroh und ſtolz
Auf dich hinblicke, wie du nun ſo ganz
Verlaſſen daſtehſt und ſo ganz entblöst,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehnsmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.

Ernſt.

Gewaltiger! was neigſt du dich vor mir?

Werner.

O wahrlich! nie in deinem Fürſtenglanz,
Erſchienſt du mir ſo herrlich, ſo erlaucht,
So würdig jeder tiefſten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach,
In deiner Selbſtverbannung, vor mir ſtehſt! —
Doch nein! ſo ganz vergeſſen biſt du nicht.
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo Mancher jetzt auf ſeiner Veſte haust,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſein,
Dorthin ſei unſer irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernſt.

Dir folg' ich, und wenn Alles mich verſchmäht,
Du wirſt mich nie verlaſſen.

Werner.

Siehſt du hier?
Der Handſchuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiſer in den Staub geſchleudert,
Daß er verſchmähet und zertreten ſei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieſer Handſchuh liegt an meiner Bruſt.

Beide ab.

Friedrich Auguſt Ukert

ward am 28. October 1780 zu Eutin geboren, woſelbſt er früh den Unterricht von Johann Heinrich Voß und Bredow genoß. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtudirte er in Halle, wo Friedrich Auguſt Wolf, Noeſſelt und Knapp ihn am meiſten anzogen und förderten. Von da ging er nach Jena, wo er bei Griesbach, Schütz und Eichſtädt, die ſich um ihn viel Verdienſt erwarben, auch Voß wiederfand. Von 1804—1807 war er Hauslehrer zu Danzig, dann ward ihm die Erziehung der beiden Söhne Schillers und ſeines Neffen von Wolzogen anvertraut. 1808 erhielt er einen Ruf nach Gotha, zuerſt als Inſpector am Gymnaſium und zweiter Bibliothekar. Neben mehreren kleinen Aemtern, blieb die Profeſſur am Gymnaſium und die Bibliothek das Hauptquo ſeiner außerordentlichen Wirkſamkeit, durch die er ſich fortwährend große Verdienſte erwirbt. Mit ſeinen Verhältniſſen in Gotha durchaus zufrieden, hat er mehrere ehrenvolle Berufungen nach Erfurt, Leipzig und Berlin abgelehnt. Er lebt dort als Profeſſor, Bibliothekar und Doctor der Philoſophie, in Verbindung mit den meiſten wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften Deutſchlands.

Von ihm erſchien, außer mehreren Ueberſetzungen:

Gemälde von Griechenland. Königsberg, 1810.
Bemerkungen über Homer's Geographie. Weimar, 1815.
Handbuch der Geographie der Griechen und Römer. Weimar, 1816. 1819.
Vollſtändiges Handbuch der Geographie (mit mehreren andern Gelehrten). Weimar, 1819 ff. 24 Thle.
Mit A. Heeren: Geſchichte der europäiſchen Staaten. 1828. (16 Lieferungen. Hamburg, 1829—1840.)
Viele einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w. in gelehrten Zeitſchriften u. ſ. w.

U. verbindet mit Gründlichkeit, reichem Wiſſen, Scharfſinn und Geſchmack eine ſehr klare und elegante Darſtellung und hat ſich beſonders große Verdienſte um die Behandlung der alten Geographie in Deutſchland erworben.

Chriſtian Samuel Ulber

ward am 26. Auguſt 1714 zu Landshut in Schleſien geboren, ſtudirte ſeit 1732 in Jena und erhielt 1738 die Pfarre Heinersdorf bei Liegnitz. 1741 ward er in ſeiner Vaterſtadt Diaconus, bald Archidiaconus und Senior: aber 1757 folgte er dem Rufe nach Hamburg, wo er am 27. Auguſt 1776 als Hauptpaſtor an der St. Jakobi-Kirche und Scholarch ſtarb.

Von ihm erſchien:

Gottgeheiligte Betrachtungen über den leidenden und ſterbenden Jeſus. Breslau, 1749; neu 1766.
Der chriſtliche Kreuzträger. Liegnitz und Hamburg, 1760—1766.
Die Gott lobenden und bittenden Stimmen der Andacht. Liegnitz und Hamburg, 1763. 1764.

U. zeichnete ſich als geiſtlicher Liederdichter durch Innigkeit, Kraft, Klarheit und gute Behandlung der Form vortheilhaft für ſeine Zeit aus.

Johann Jacob Ulrich

ward 1569 zu Zürich geboren, ſtudirte zu Heidelberg und Marburg Theologie, wurde Magiſter der Philoſophie und 1592 als Profeſſor der Theologie in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt, wo er 1638 ſtarb.

Er gab heraus:

Von der Vorſehung Gottes.
Chriſtliche Ermahnungen an die Wiedertäufer.
Gottſelige Gedanken von gegenwärtigen Sterbeläuften u. A. m.

U. erwarb ſich durch die Innigkeit und Wärme in ſeinen Predigten viel Beifall zu ſeiner Zeit.

Johann Karl Unckel

lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der erſten des 17ten als Buchführer zu Frankfurt am Main (Näheres iſt nicht über ſeine Lebensverhältniſſe bekannt) und verfaßte:

Pfalz, Sachſen, Brandenburg. Frankfurt, 1619. in 4.

ein großes beſchreibendes Gedicht, das jedoch ohne poetiſchen Werth iſt.

Friederike Helene Unger,

eine Tochter des General von Rothenburg, ward 1751 zu Berlin geboren, vermählte ſich mit dem Profeſſor der Xylographie J. F. Unger, der zugleich eine Buchhandlung und Buchdruckerei leitete, und ſetzte nach deſſen Tode das Geſchäft fort. Sie ſtarb in ihrer Vaterſtadt am 21. September 1813.

Neben vielen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen gab ſie anonym heraus:

Julchen Grünthal; eine Penſionsgeſchichte. Berlin, 1784. N. A. Berlin, 1798. 2 Bde.
Gräfin Pauline. Berlin, 1800. 2 Thle.
Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Berlin, 1806.
Der junge Franzoſe und das deutſche Mädchen. Hamburg, 1810.

Gute Sittenſchilderung und eine angenehme Darſtellung erwarben dieſen Romanen, zur Zeit ihres Erſcheinens, ein freundliches Publikum; namentlich wurde Julchen Grünthal häufig geleſen.

Johann Auguſt Unzer

ward am 29. April 1727 zu Halle geboren, bezog 1742 die Friedrichsuniverſität, wo er ſchon in ſeinem 18. Jahre anonym als Schriftſteller auftrat, und wurde 1747 als Adjunkt des Profeſſor Junker in Stand geſetzt, ſeine mediciniſchen Kenntniſſe im Waiſenhauſe vielfach anzuwenden. Er wurde Doctor und hielt Vorleſungen über Medicin und Philoſophie. 1750 ließ er ſich in Hamburg nieder, ſiedelte aber bald nach Altona über, wo ſich ihm eine ausgebreitete Praxis eröffnete. Er ſtarb am 2. April 1799.

Seine Schriften ſind:

Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle, 1746.
Gedanken von Einfluß der Seele in ihrem Körper. Halle, 1746.
Gedanken vom Schlaf. Halle, 1746.
Der Arzt, mediciniſche Wochenſchrift. Hamburg, 1759–1764. 12 Thle.; neu 1770. 8 Thle.
Sammlung kleiner Schriften. Leipzig und Hamburg, 1766—1767. 3 Thle.

U. war einer der erſten deutſchen Aerzte, welcher Gegenſtände der Arzneiwiſſenſchaft, die von allgemeinem Intereſſe waren, in einer klaren, verſtändlichen Sprache behandelte und der Menge zugänglich machte. Er trug dadurch um ſo mehr zur Verbreitung einer naturgemäßen Lebensweiſe und zur Beſeitigung vieler Irrthümer bei, als er ſeinen Schriften auch den Werth einer guten und für die damalige Zeit geſchmackvollen Darſtellung zu verleihen wußte.

Johanne Charlotte Unzer geborne Ziegler,

die Gattin des berühmten Arztes J. A. Unzer, wurde 1724 zu Halle geboren. Sie erhielt im Jahre 1753 den poetiſchen Lorbeerkranz von Helmſtädt und wurde Ehrenmitglied der engliſchen und braunſchweigiſchen, deutſchen Geſellſchaften zu Göttingen und Helmſtädt. Sie ſtarb am 29. Januar 1782 zu Altona. (S. den vor. Artikel).

Von ihr erſchien:

Verſuch in Scherzgedichten. Halle, 1751. 1753. 1766.
Verſuch in ſittlichen und zärtlichen Gedichten. Rinteln, 1760. Halle, 1766.

Sittliche Würde, Adel der Geſinnung und Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache, erwarben ihren Gedichten zu jener Zeit rühmliche Anerkennung.

Johann Chriſtoph Unzer

ward am 17. Mai 1747 zu Werningerode geboren, war ein Neffe des Arztes Unzer, ſtudirte Medicin und lebte als Doctor der Medicin, Profeſſor der Phyſik und Naturgeſchichte und Stadtphyſikus zu Altona. Er ſtarb auf einer Reiſe nach Carlsbad zu Göttingen am 20. Auguſt 1809.

Seine Schriften ſind:

Diego und Leonore, Trauerſpiel. Hamburg, 1775.
Schauſpiele. Hamburg, 1782.
Geſchichte der Brüder des grünen Bundes. Berlin, 1782.
Hinterlaſſene poetiſche Schriften. Altona, 1811. 2 Bde.

Ein feines und angenehmes Talent, das ſich den Beſtrebungen ſeiner Zeit anſchloß, aber ſich mehr durch gefällige Behandlung der Form als durch den eigenthümlichen poetiſchen Werth ſeiner Leiſtungen auszeichnete. Seine beſte Arbeit iſt ein Luſtſpiel: die neue Emma.

Johann Peter Uz

ward am 31. October 1720 zu Anſpach geboren, erhielt von ſeinem Vater, einem Goldſchmied, die ſorgfältigſte Erziehung und eine gute Ausbildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Poeſie und Malerei waren ſchon damals ſeine Lieblingsſtudien, Horaz und Anacreon feſſelten ſeine weiche Empfindung am Meiſten. Seit 1739 ſtudirte er zu Halle Philoſophie, Geſchichte und Jurisprudenz. Mit Gleim und Götz ſchloß er hier ein zartes Freundſchaftsbündniß; ſie überſetzten und reimten in Gemeinſchaft, vom friſchen Hauch der Zürcher Kritik angeweht. Als Gleim nach Berlin kam, verließ auch Uz um 1743 die Univerſität und kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1748 Secretär beim Juſtizcollegium wurde. 1763 ging er als Aſſeſſor des kaiſerlichen Landgerichts nach Nürnberg; 1790 wurde er burggräflicher Director daſelbſt und Geheimrath. Als Anſpach preußiſch wurde, ernannte ihn ſein neuer Monarch zum wirklichen Juſtizrath und Landrichter, in welchem Amte der unermüdliche Greis bis zu ſeinem am 12. Mai 1796 erfolgten Tode thätig wirkte. —

Er ſchrieb:

Lyriſche Gedichte. Berlin, 1749. Anſpach, 1755. Leipzig, 1756—1765.
Sämmtliche poetiſche Werke. Leipzig, 1768; neu 1772. Herausgegeben von C. F. Weiße. Wien, 1804.

Sehr ſchön ſagt Herder im dritten Stück ſeiner Adroſtea von Uz: „Wenn nach griechiſcher Weiſe einem Verſtorbenen ſein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra auf's Grab geſetzt werden ſollte, ſo gebührte ſie ihm; eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunſt, der Weisheit und des thätigen Verdienſtes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verſtändlich, in feurigen oder ſanften Sylbenmaaßen unſer Gemüth durchdringt, und es in ſüßer Begeiſterung mit ſich fortzieht oder fortreißt. Seine beſten Oden ſind ein Lehrbuch der liebenswürdigſten Moral in ſüßen Geſangweiſen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaaße nicht gebraucht hat, ſo ſpricht doch Horazens Geiſt durch ihn im Inhalt ſowohl als im Schwung und in der Anordnung ſeiner Oden."

Lob des Erlöſers.

Ich will, ich muß von Jeſu ſingen!
Aus Liebe kam er in die Welt.
Die Wahrheit flog mit güldnen Schwingen
Ihm göttlich ſtrahlend beigeſellt,

Als Finſterniß der dickſten Schatten
Noch über allen Völkern lag,
Und auch die Weiſen keinen Tag,
Kaum eine ſchwache Dämmrung hatten.

Ihr Völker, in Judäens Gränzen
Erſcheint ein wunderbares Licht!
Des Jordans weiße Fluthen glänzen,
Wie von der Sonnen Angeſicht.
Ich ſehe Cedern ſich vergülden,
Die Cedern auf dem Libanon!
Der neue Morgen ſchimmert ſchon
Bis zu den dunkelſten Gefilden.

Gott kommt vom Himmel, euch zu lehren;
Seht, wie vor ihm die Erde ſchweigt!
Die Heiden drängen ſich, zu hören,
Da ſich der große Lehrer zeigt;
Er lehret uns die Gottheit kennen,
Und ladet uns zum neuen Bund:
Durch ihn darf unſer ſcheuer Mund
Gott wieder unſern Vater nennen.

Da unſer ſchuldiges Geſchlechte
Dem Tode heimgefallen war,
Stellt ſich der einzige Gerechte
Zum Opfer der Verſöhnung dar.
Verloren waren Adams Kinder!
Der Sohn des Gottes Zebaoth
Erniedrigt ſich zum Kreuzestod,
Und ſtirbt für abgefallene Sünder.

Er ſtirbt, und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jeſum raubt!
Wie grimmig ziſcht vor meinen Ohren
Die Natter, ſchwellend um dein Haupt!
Ich bete, Herr, vor dir im Staube!
Du redeſt, und ein himmliſch Licht
Strahlt ſieghaft mir ins Angeſicht;
Du redeſt, und ich hör' und glaube!

Wie? Der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte,
Allmächtig aus dem Grab hervor,
That über menſchliches Vermögen;
Und ſollte Menſch, nur Menſch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöſer ſein,
Und hundert Wunderwerke lögen?

Er iſts, er kann ſich nicht verhehlen,
Er iſt es, Gott von Ewigkeit!
Ich ſchwör' es bei den großen Seelen,
Den Märtyrern der alten Zeit,
Die ſich nach dieſem Jeſu nannten,
Und mit erhabnem Heldenmuth
Auch auf der Folter, in der Gluth
Verfolgter Chriſten Gott bekannten.

Verehrt, verehrt ihn, alle Lande!
Der Jeſu, der im Grabe liegt,
Zerbricht des Todes ehrne Bande,
Lebt ewig, und ſein Glaube ſiegt.
Sein Glaube, dieſe zarte Pflanze,
Grünt aus verſtrömtem Blut hervor,
Und hebt im Sturm das Haupt empor,
Und prangt mit ungeſchwächtem Glanze.

Was lehnen wüthende Nerone
Sich wider den Meſſias auf?
Ihr Ungeheuer auf dem Throne,
Tyrannen, ſammelt euch zu Hauf!
Wo ſeid ihr? Doch ſie ſind verſchwunden;
Und alle Heiden müſſen ſehn,
Daß Menſchen Gott nicht widerſtehn,
Und unſer Jeſus überwunden.

Die Wünſche.

Welche Gottheit ſoll auch mir
Einen Wunſch gewähren?
Unentſchloſſen irr' ich hier
Zwiſchen den Altären.

Sorgen ſchwärmen rund herum
Und den Gott der Schätze,
Und der Ehre Heiligthum
Liegt voll falſcher Netze.

In der Schönheit Schooße liegt
Amor, der mit Küſſen
Sich an ihren Buſen ſchmiegt:
Kann ich Amor'n miſſen?

Nein, er ſoll mir günſtig ſeyn;
Doch ich will auch lachen,
Und er muß bei meinem Wein
Mich nicht irre machen.

Ruhm und du geflügelt Gold!
Ich entſag' euch beiden:
Wenn ihr ſelbſt mich ſuchen wollt,
Will ich euch nicht meiden.

An die Sonne.

O Sonne, Königin der Welt,
Die unſer dunkles Rund erhellt,
In lichter Majeſtät;
Erhab'nes Wunder einer Hand,
Die jene Himmel ausgeſpannt,
Und Sterne hingeſä't!

Noch heute ſah ich deinen Glanz:
Mir lacht in ihrem Blumenkranz
Noch heute die Natur.
Der Vogel buntgefiedert Heer
Singt morgen mir vielleicht nicht mehr,
Im Wald und auf der Flur.

Ich fühle, daß ich ſterblich bin!
Mein Leben welkt, wie Gras, dahin,
Wie ein verſchmachtend Laub,
Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchſten Wort an mich erſchallt:
Komm wieder in den Staub!

Wenn mich das finſt're Grab verſchlingt,
Ein ewig Schweigen mich umringt,
Mich die Verweſung nagt:
Alsdann bleibt alles doch zurück,
Und hätte gleich ein lächelnd Glück
Mir keinen Wunſch verſagt!

O Thorheit, wenn ich mich verkannt
Und nach der Erde Lieblingſtand,
Nach großem Gut gegeizt!
Wenn mich der Ehre ſchimmernd Kleid
Und aller Prunk der Eitelkeit
Zu nied'rem Neid gereizt!

Verlangt mein leiſer Wunſch zu viel?
Verfolg ich ein zu weites Ziel,
Auf ungewiſſem Pfad?
O Gott, ich beuge mich vor dir!
Hier bin ich, es geſchehe mir
Nach deinem beſſern Rath!

Der Menſch, der aufgeblaſ'ne Thor,
Schreibt ſeinem Schöpfer Weisheit vor?
Dir, großer Menſchenfreund?
Du liebſt ihn mehr, als er ſich liebt,
Wenn deine Huld nicht immer giebt,
Was jedem nützlich ſcheint.

Wann der bethaute Morgen lacht,
Wann von den Fittigen der Nacht
Die Stunden kühler ſind;
Spricht mir die Weisheit liebreich zu:
O Sterblicher, was ſorgeſt du
Und wünſcheſt in den Wind?

Der dich gemacht, ſorgt auch für dich!
Nicht auf die Erde ſchränket ſich
Der Plan des Himmels ein.
Dies Leben iſt ein Augenblick,
Ein Frühlingstraum das längſte Glück!
Du ſollſt unſterblich ſeyn!

Gedanke der Unſterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt!
Empöre dich in meiner Bruſt,
Wenn die Sirene falſcher Luſt
Mich klein zu machen ſtrebt!

Die Roſen um des Laſters Haupt
Verblühen, ehe wir's geglaubt,
Und ihr Genuß entehrt.
Ich bin ein Pilgrim in der Zeit,
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

Gieb mir, o du, der willig giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,
Und rein und heilig iſt!
Mach andre groß, o Gott! Ich ſei
Vergnügt und meiner Pflicht getreu
Ein Weiſer und ein Chriſt.

Theodicee.

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenſpiel, das nie erhab'ner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Geſang,
Wie eine Fluth von furchtbar'n Klippen
Sich ſtrömend fort und brauſt von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederſchlagen,
Die vor dem Unverſtand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Er öffnet mir des Schickſals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet ſeine Pfade,
Wie Titans Weg vom öſtlichen Geſtade.

Die dicke Finſterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom ſtygiſchen Geſträuche,
Mit kaltem Grauſen ſich auf meinem Wege häuft,
Wo ſtolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weiſe furchtſam ſchreitet,
Oft ſtille ſteht und oft gefährlich gleitet!

Die Riſſe liegen aufgeſchlagen,
Die, als die Gottheit ſchuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen ſteigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert ſich, mit immer neuer Pracht,
Nach tauſend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu ſchnellem Seyn bedürfen.

Der Sextus einer beſſer'n Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbſtmord groß zu werden:
An keinem Dolche ſtarrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehiſcher Domitiane,
Herrſcht unverheert in einem ſchönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten!
Der Schöpfer wählt ſie nicht! Er wählet unſre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigeſellt,
In ewigen Geſchichten ſtrahlen,
Der Menſchheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgenſterne lobten,
Und auf ſein ſchaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiſeſte den ausgeführten Plan:
Und wider ſeine Wahl will unſer Maulwurfswahn,
Will ſtolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finſterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor ſeinem Aug' entſpringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo ſich der Blick voll reger Luſt verlieret.

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Geſangs und herdenvolle Triften
Und hier kryſtall'ne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geiſt auf ſeinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geſchwungen,
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verſchlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleiner Theil der Welt iſt Rheens finſt'res Haus!
Und, Menſchen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erſt auf dieſer kleinen Erde?

Gönnt gleiches Recht auf unſerm Balle
Geſchöpfen and'rer Art! Ihr Schöpfer liebt ſie alle:
Die Weisheit ſelbſt entwarf der kleinſten Fliege Glück,
Ihr Schickſal iſt beſtimmt, ſo gut als Roms Geſchick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrſcht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in unermeſſ'ner Ferne
Orion und ſein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor ſeinem Schöpfer ſich in lichter Ordnung drängt.
Er ſieht, er ſieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube ſchelten.

Er ſieht mit heiligem Vergnügen
Auf unſ'rer Erde ſelbſt ſich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn ſein Blick, was böſ' und finſter ſcheint,
Im Schimmer ſeiner Folgen ſiehet,
Daß, was geſchieht, aufs Beſte ſtets geſchiehet.

Es leide mit geprieſ'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einſt Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laſter groß geſäugt,
Die ſpätverlaſſ'ne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom beſtraft und ſtrafend ſchwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie ſoll ſich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden ſpeit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finſtern ſaß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, daß ihr blos nach eurem Winkel kennet
Verwegen tadelt ihr, was Weiſe nicht verſteh'n.
O könnten wir die Welt im Ganzen überſeh'n,
Wie würden ſich die dunkeln Flecken
Vor unſerm Blick in größern Glanz verſtecken!

Soll Welten alles Böſe fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beſeelen,
Denn alles Böſe quillt blos aus des Menſchen Bruſt:
So muß der Menſch nicht ſeyn: welch größerer Verluſt!
Die ganze Schöpfuug würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weiſen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen ſchmücket.
Und Ordnung herrſchte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig ſpringt und ſtufenweiſe nur
Auf ihrer güld'nen Leiter ſteiget,
Wo ſich der Menſch auf mittlern Sproſſen zeiget.

Vom Wurme, der voll größ'rer Mängel
Auf ſchwarzer Erde kreucht, und vom erhab'nen Engel
Sind Menſchen gleich entfernt, und beiden doch verwandt,
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmliſcher Verſtand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets feſſelt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauſchen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel ſtolze Klugen ſchreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven, welche das, was weiſe Güte gab,
Der Menſchheit Vorrecht nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, ſich deſſen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenſchaften;
So herrſchen ſie zuletzt; ſie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft ſie an euer Herz.
Der freigebor'ne Geiſt erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und iſt ein Knecht, weil er nicht widerſtanden!

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich ſah, war Menſchenwitz geringe:

Der Menſch war immer Menſch, voll Unvollkommenheit;
Durch Tugend ſoll er ſich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unſterblich ſeyn nach einem kurzen Leben.

Mein Schickſal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geiſt bereitet ſich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verſchiebet.

Aus: die Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein.

Erſtes Buch.

Des Weiſen wahres Glück wird nicht vom Ort entſchieden:
Er kann ſtets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich ſein: denn ſeine reinſte Luſt
Entſpringt nicht außer ihm, ſie quillt aus ſeiner Bruſt.

Was iſt Glückſeligkeit, die alle Zungen preiſen?
Erkenntniß, Tugend ſelbſt, die Königin des Weiſen,
Und was die Schule ſonſt das höchſte Gute nennt,
Oft prächtiger beſchreibt, als nach dem Weſen kennt;
Beglücken uns, o Freund, indem ſie uns vergnügen,
Sind Quellen unſers Glücks, die niemals uns betrügen;
Doch jenes Glück nicht ſelbſt, nach dem der Weiſe fragt,
Nach dem des Narren Wunſch umſonſt ſich müde jagt.
Vergnügen fühlen wir, wann wir uns glücklich fühlen:
Und wir verdammen doch, auf ſtrengen Richterſtühlen,
Die Wolluſt Epikurs, die keinem Thoren lacht,
Obgleich ihr Name täuſcht, und Narren lüſtern macht?
Vergnügen, Wolluſt, Luſt (die Namen ſind verſchieden,
Die Sach' iſt einerlei:) was Sterbliche zufrieden,
Wahrhaftig glücklich macht, wird auf die Sinne nicht
Vom Weiſen eingeſchränkt, der vom Vergnügen ſpricht,
Und wie? Sind Menſchen denn blos Körper, die verweſen?
Lebt nicht in ihrem Leib ein Geiſt von edlerm Weſen?
Verpflegt ein Sterblicher ſein ſchlechtes Theil allein,
Und ſeine Seele darbt, wie kann er glücklich ſein?
Das höchſte Glück iſt nicht, wo noch Begierden klagen,
Noch hungrig, unvergnügt, an einer Seele nagen,
Und ein zu ſtarker Trieb, den die Natur geſäugt,
Sich unbefriedigt fühlt, und nur gezwungen ſchweigt.

Du lächelſt? und verlangſt, den Glücklichen zu kennen,
Der niemals klagen darf? Denn was wir Erde nennen,
Ein immer ſtürmiſch Meer! wird ſchwerlich Menſchen ſehn,
In deren Segel ſtets die Winde günſtig wehn.
Man findet ſie vielleicht beim ungefundnen Weiſen,
Den uns Chryſipp's Roman, den Zenons Träume preiſen,
Der ſeiner Schmerzen lacht, wenn ihn die Gicht entſeelt,
Stets herrſcht und alles hat, auch wann ihm alles fehlt.

Nein, Freund, mir träumte nie von ganz vollkommnem Glücke:
Die Erde hat es nicht, ſtets fehlt's an einem Stücke.
Des Lebens Güter ſind vertheilt mit weiſer Hand:
Gemeiner Mangel iſt ein allgemeines Band.
Wollt' auch ein mildes Glück, was jedes wünſcht, gewähren,
Wird ein gewährter Wunſch nicht neuen Wunſch gebähren?
Wer iſt vollkommen weiſ'? und iſt es allezeit?
Und wird nicht überraſcht von blinder Sinnlichkeit?
Auch um den Weiſen ſchleicht, in unbewahrten Stunden,
Die Unzufriedenheit; zerfleiſcht von hundert Wunden
Die magre Furie, die unerſättlich wacht,
Und uns noch ärmer macht, als die Natur uns macht.
Soll drum der Philoſoph nicht in erhabnen Bildern
Des Weiſen prächtig Glück, des Weiſen Adel ſchildern?
Sein kühn gezeichnet Maaß beſchämet ſtolzen Wahn:
Und wer nicht nahe kömmt, hat nicht genug gethan.

Vollkommenheit, die ſelbſt vor Gottes Angeſichte
Stets gegenwärtig glänzt, umſtrahlt vom Sonnenlichte,
Nach deren Rath er ſchuf, und was er ſchuf, regiert,
Das Ordnung überall das große Ganze ziert,
Sie aller Weſen Zweck, des Weiſen höchſte Liebe,
Reißt ihn, vom ſchnöden Tand, vom Staub unedler Triebe,
Nur ihrem Reize nach; und wie er Schritt vor Schritt
Ihr immer mehr ſich naht, wächſt ſein Vergnügen mit.
Indem er immer nun in reinem Lichte wandelt,
Und immer edler denkt, und immer edler handelt;
Fühlt ſeine Seele ſich von hoher Luſt entzückt,
Die ihrer würdig iſt, und fühlet ſich beglückt.

Wie Menſchen glücklich ſind, kann er ſchon glücklich heißen,
Obgleich noch Dornen ihm den müden Fuß zerreißen,
Obgleich der Glückliche nicht allzeit ungekränkt
Auf weichen Roſen ruht, und ſich mit Nektar tränkt.
Stets überwiegt in ihm die Schmerzen das Ergötzen:
Die Weisheit wird, was fehlt, aus ihrem Schatz erſetzen:
Sie giebt Zufriedenheit; und ein zufriednes Herz,
Fühlt ſeine Freuden ganz, und halb nur ſeinen Schmerz.

Doch zürnet blinder Wahn, daß Menſchen ſich vergnügen?
Er höre die Natur: kann die Natur betrügen?
Sie beut uns reine Luſt in vollen Bechern dar,
Und wir verſagen uns, was uns beſtimmet war?
Denn ſieh zum Himmel auf! bald funkeln tauſend Sterne,
Zum Dienſt der Mitternacht, in jener blauen Ferne;
Bald, wann der junge Tag durch graue Schatten bricht,
Lacht holdes Morgenroth und Titans güldnes Licht.
Das Jahr verändert ſich, verändert unſre Freuden,
Wann Gras und Blumen jetzt der Erde Schoos bekleiden,
Itzt Saat, itzt mildes Obſt ihr ſchönes Haupt bekränzt,
Sie hat verſchiednen Putz; und Luſt für alle Zeiten;
An ihr iſt alles Reiz: wir ſehn auf allen Seiten
Die fette Flur geziert mit angenehmem Grün,
Die Berge prächtig ſtehn, die niedern Thäler blühn;
Und fröhliches Gewühl auf Heerdenvollen Matten,
Gebüſche voll Geſangs und ſtiller Wälder Schatten,
Hier See, dort felſigt Land, und aus dem dunkeln Hain
Die Quellen murmelnd fliehn, und endlich Flüſſe ſein.

Iſt alles nicht für uns, was wir ſo reizend finden?
Wir treten in die Welt mit Sinnen, zu empfinden.
Du weißt, wann friſcher Weſt die Sommertage kühlt,
Mit welcher Wolluſt ihn die heiße Wange fühlt.
Was dachte die Natur, uns einen Leib zu bilden,
Den bunter Nelken Glanz in lachenden Gefilden,
Und ihr gewürzter Hauch, der Nachtigallen Schlag,
Der Pfirſich ſaftig Fleiſch, empfindlich reizen mag!
Iſt ſie's, die unſern Leib mit junger Schönheit ſchmücket,
Und uns ein Auge giebt, das dieſer Schmuck entzücket,
Das für die Grazien nicht blind, gleich Thieren, iſt,
Und fröhlich glänzend ſieht, was Liebe feurig küßt?
Wer ſieht's und zweifelt noch, ob ſie vergnügen ſollte?
Verband ſie nicht mit Luſt, was uns erhalten ſollte?
Die Speiſe, die uns nährt, ergötzt auch unſern Mund:
Bewegung, die vergnügt, erhält den Leib geſund.

Die Kunſt ſchafft neue Luſt: mit zauberiſchen Farben
Erweckt ſie, was einſt war, und Menſchen, welche ſtarben:
Ein leblos Erz beſeelt ihr ſchöpfriſch kühner Arm:
Sie locket Harmonie aus dem geſtrichnen Darm.
Der Kenner ſchweigt entzückt, wann ihm die Muſen ſingen;
Noch ſüßer muß dem Freund des Freundes Rede klingen,
Wie lieblich iſt für uns der Wahrheit Unterricht,
Und wann die Tugend laut in unſrer Seele ſpricht!
Soll angebotne Luſt in hundert Quellen fließen,
Und uns verboten ſein, ſie freudig zu genießen?
Nicht, weil der Schöpfer will, allein durch unſre Schuld,
Herrſcht mürriſcher Verdruß und Gram und Ungeduld.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Geſichten quälen,
So ſoll, was Mirza ſah, die Muſe dir erzählen.
Es lieben, wie du weißt, die Muſen unſer Zeit
Des Orients Geſchmack und ſein geblumtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forſchenden Gedanken,
Sah Mirza das Geſchöpf mit ſeinem Schöpfer zanken,
Den Menſchen elend ſein; und ſchwarzer Sorgen Heer
Stieg wolkicht von ihm auf, wie Staub am rothen Meer.
Die Fichten rauſchten wild um ſeine dunkle Höhle,
Und liſpelnd nährt ein Bach die Schwermuth ſeiner Seele.
Des Unmuths trübes Glas verkürzte ſein Geſicht,
Als eine Stimme rief: ſieh auf und richte nicht!
Er ſah ein luftig Thal, das, mit Gebüſch umfloſſen,
Ein Garten Gottes war, wo Bäche ſilbern floſſen.
Balſamiſcher Geruch durchſtrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern ging ein Menſch im tiefen Traum,
Die Lilje buhlt umſonſt nach ſeinen ſtarren Blicken;
Die ſüße Feige ſprach: tritt her, dich zu erquicken.
Umſonſt er ſah ſie nicht, er ſah nur in den Sand,
Nach einem ſchnöden Kies, der glänzt' und ſchnell verſchwand.
Er kam zum Roſenſtrauch; die raſchen Finger brachen
Begierig Roſen ab, und ihre Dornen ſtachen.
Er ſah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn:
Muthwillig kroch er nach, und ſie verwundet' ihn.
Wehklagend ſchrie der Menſch: ach! wär' ich nie geboren!
Hat eine ganze Welt ſich wider mich verſchworen?
O Aufenthalt der Qual! — Halt' ein! was zürneſt du,

Wenn du dich elend machſt? rief ihm die Stimme zu.
Du, den die Freude ſucht, fliehſt, was du ſuchen ſollteſt,
Und könnteſt glücklich ſein, wenn du vernünftig wollteſt:
Genieße deines Glücks! die Kunſt, ſich zu erfreun,
Iſt für den Sterblichen, die Kunſt beglückt zu ſein.

An Herrn Hofadvokat G***.

Du, den Lyäus mir, den mir die jungen Freuden,
Umkränzt mit Epheu, zugeführt,
Als mich der Himmel hieß auf Römhilds Fluren weiden,
Der oft mit mir beim Wein dem Vorzug nachgeſpürt,
Wie ächte Weſen ſich vom Pöbel unterſcheiden,
Wenn, unbetäubt von rauhen Leiden,
Vom Glanz der Großen ungerührt,
Sie jenen ſtandhaft ſehn, ſie dieſe nicht beneiden:
Mein G***, wenn ſonſt nichts beweiſt,
Daß ein verwandtes Blut in unſern Adern fleußt;
Wenn weder Leichenſtein, noch Wappen übrig bliebe:
So überzeugen meinen Geiſt
Der Herzen gleichgeſinnte Triebe
Zu Wein und Muſen gleiche Liebe,
Zu Mädchen auch und ſchlauverwehrter Luſt
Auf ihrem Mund, an ihrer Bruſt.
Ich höre mit entzückten Ohren,
Wenn dein umlorbeert Saitenſpiel
Von unſrer Freundſchaft ſchallt, und wie ein gleich Gefühl
Dich mir gewählt, mich dir erkoren.
Ach! Jude, Bauer, Schelm, Betrüger oder Thoren
Sind, unter lärmendem Gewühl,
Mein Umgang, ſeit ich dich verloren:
Nach dem, im Schooß der Vaterſtadt,
Nun wieder, wie vorhin, zu dornichten Geſchäften,
Die unſer himmliſch Theil an Staub und Erde heften,
Mich Themis angewieſen hat.
Du, dem ein günſtig Glück ein ſorgenfreies Leben,
Und ohne Sklavendienſt, was du bedarfſt, gegeben;
Dem unverwehrt iſt, frei zu ſein
Und ungeſtört ſich zu erfreun:
Darf meine Muſe dich in deinem Lehnſtuhl ſtören,
Und achteſt du auf ihre Lehren,
Wenn mit entwölktem Angeſicht,
Sie, als ein Seneka, im Schooß der Wolluſt ſpricht:
Freund, ſo verlange nicht,
Mit Ketten mühevoller Pflicht,
Die um der Ehrſucht Arme rauſchen,
Dein ſtilles Glücke zu vertauſchen.

Der Weiſe, deſſen Herz von Menſchenliebe flammt,
Flieht nicht vor anvertrauten Bürden.
Doch drängt er ſeinen Hals nicht in das Joch der Würden.
Aus einem niedern Stolz, den ſeine Bruſt verdammt.
Sein Herz iſt groß genug, die Größe zu verachten,
Die farbigt ſchwillt und platzt, eh kleine Seelen dachten,
Die nach dem bunten Tande ſchmachten,
Und um ein ſchimmerreiches Amt,
Das ihrer nicht bedarf, noch ſie bedürfen, laufen,
Der Thorheit Sklaven ſind und neue Felſen kaufen.
Der Thor bleibt ſtets ein Thor, auch in der Ehre Schooß;
Und wird von innrer Knechtſchaft Schande,
Von Knechtſchaft ſchlimmer Art, aus eines Rud'rers Bande
Selbſt unterm Purpur los.
Die Höhe, wo er ſteht, macht keinen Gecken groß:
Sie läßt, wie klein er ſei, nur deſto weiter ſehen.
Ein Sturm des Glücks verſchlägt ihn an entweihte Höhen;
Ein ſtürmiſch Glück
Schlägt wieder ihn zurück:
Wie eine träge Regenwolke
Sich auf des Windes Flügeln hebt,
Und über einem ganzen Volke
Mit fürchterlichem Schatten ſchwebt,
Sie rauſcht in ungewohnter Sphäre:
Nicht lange! denn die eigne Schwere
Drückt ſie zur Erde bald herab,
Die ihr den Urſprung gab.

Gieb nicht im Frühling muntrer Jahre
Verblendeten Begierden Raum;
Und überlaß den Geiz der Kindheit grauer Haare
Den Stolz der Ehre Sommertraum.
Die Sorgen ſtören ihn mit ſchreckenden Geſtalten:
Durch Niederträchtigkeit wird, was ihn reizt, erlangt,
Durch Niederträchtigkeit erhalten:
Und ſchmilzt, wie Frühlingsreif, der an der Sonne prangt.
Der große Liebling großer Fürſten
Mag unerquickt nach Ruhe dürſten:
Sie flieht ihn ſchüchtern überall.
In jedem dunkeln Laut, in Blicken und Geberden
Zeigt bange Furcht ihm ſeinen Fall:
Der Sklave fürchtet, frei zu werden!
Freund, von des Irrthums Bruſt entwöhnt,
Laß dich kein Puppenſpiel von goldner Freiheit ſcheiden!
Und brich die Roſen aller Freuden,
Die keine Reu umdornt, kein ſpätes Ach! umtönt.
Der weiſen Wolluſt ſei dein Garten eingeweihet
Die, von der Weisheit Hand gekrönt,
Mit ernſter Tugend nie entzweiet,
Die ernſte Tugend ſelbſt mit Fröhlichkeit verſöhnt.

Seh ich unter grünen Lauben,
Bei dem Gotte froher Trauben,
Und beim Saitenſpiel der Muſen,
An des beſten Mädchens Buſen,
Dich, vom ſichern Buſch verdeckt,
Unter Blumen hingeſtreckt?
Hör' ich unter Nachtigallen
Deine ſüßen Lieder ſchallen?
Lieder wie mein Chaulien ſang,
Wann er frei von eklem Zwang
Und bei ſpätem Weine wachte!
Bacchus, wann ſein Lied erſcholl,
Ließ den trunknen Becher voll,
Der ihm in die Augen lachte;
Und, gelehnt auf ſeinen Stab,
Der vom heil'gen Epheu rauſchte,
Hing er ſchweigend hin und lauſchte,
Bis der Dichter durſtig ſchwieg, Bacchus ihm den Becher gab.

Doch meinen Dichtergeiſt umnebeln leichte Träume!
Du ruheſt jetzt wohl nicht im Schatten deiner Bäume,
Nun, da ſie faſt entblättert ſtehn,
Und rauhe Winde nur in öden Gärten wehn:
Da nach des Herbſtes milden Segen,
Das greiſe Jahr mit kaltem Regen
Die Fluren umgewühlt, wo Raben einſam gehn.
Wann Zephyr die verjüngten Blätter
Und Floren und die Liebesgötter
Aus düftendem Gefieder bringt,
Und in der Frühlingsluft die frühe Lerche ſingt:
Alsdann wird Amor dich im Grünen wieder finden,
Dich, der ſein Sklave ſchon, ihm nur entwiſchet war,
An ſeinem flammenden Altar
Mit Blumen ewig feſte binden,
Zu ſeiner andern Sklaven Schaar.

Laß von den Grazien dir eine Gattin wählen,
Die nicht von den gemeinen Seelen,
Blos wirthlich, reich, vielleicht getreu,
Doch ohne Zärtlichkeit und lauter Pöbel ſei.
Zwar war, wie unſre Väter, wiſſen
Von keinen engliſchen Clariſſen:
An ihre Würde reicht kein ſterblich Mädchen hin.
Ach! Harlow's Tochter ſtarb! auf Erden war kein Gatte
Für ſie, die nichts vom Weibe hatte,
Als Reizungen und Eigenſinn.
Du, Freund, biſt ſelbſt ein Menſch, und wirſt ein menſchlich Weſen
Zu einer Gattin dir erleſen:
Zu glücklich, wenn ſie dir, vom Himmel mild bedacht,
In einen holden Leib, zu ſchlauer Luſt gemacht
Auch eine Seele zugebracht,
Die denkt und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich, als Freundin , liebt, wann ſie dich Gatten nennet!
O Wolluſt, nicht blos einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verſchleichen,
So ruhig, als ein Bach, der unter finſtern Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungerunzelt lacht:
Hoch über ihm hinweg brauſt unter nahen Eichen
Der ſchwarzen Stürme Wuth, die niemals ihn erreichen.

V.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe

ward 1785 zu Düſſeldorf geboren, ſtudirte zu Halle, Berlin und Tübingen Medicin und trat 1809 in öſterreichiſche Kriegsdienſte, welche er aber aufgab, um als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn den ruſſiſchen Fahnen während des Befreiungskrieges zu folgen. 1814 veranlaßte ihn Fürſt Hardenberg in ſeine Kanzlei einzutreten, in welcher Funktion er den Congreß zu Wien beſuchte und nach Paris reiſte. Von hier wurde er als Chargé d'Affaires und nach kurzer Zeit als Miniſterreſident nach Karlsruhe geſandt. Gegenwärtig privatiſirt er mit einer Penſion in Berlin als geheimer Legationsrath.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Mit A. v. Chamiſſo: Muſenalmanach für 1804–1806.
Mit W. Neumann: Erzählungen und Spiele. Hamburg, 1807.
Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Berlin, 1808.
Geſchichte der Hamburger Begebenheiten im Jahre 1813. London, 1813.
Geſchichte der Kriegszüge des Generals von Tettenborn in den Jahren 1813 und 1814. Tübingen, 1814.
Teutſche Erzählungen. Tübingen, 1816.
Vermiſchte Gedichte. Tübingen, 1816.
Biographiſche Denkmahle. Berlin, 1824—1830. 5 Thle.
Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard. Stuttgart, 1830.
Die Sterner und die Pſitticher. Berlin, 1831.
Zur Geſchichtſchreibung und Literatur. Berlin, 1833.
Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim, 1837. 4 Bde. 12.
Leben des Feldmarſchall Schwerin. Berlin, 1841.
Viele einzelne Aufſätze, Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber V. äußert ſich einer ſeiner eifrigſten aber unbefangenen Verehrer Heinrich Laube (Moderne Characteriſtiken Th. II. S. 299) mit folgenden Worten: „Seine ſpecielle Stellung in unſerer Literatur iſt die eines Kritikers und Biographen. Die Fähigkeit zur Kritik und Biographie iſt ſehr verwandt mit der Fähigkeit des höheren, geſelligen Umgangs oder richtiger: ſie iſt der nächſte Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenſtände für eine wirkliche Kenntniß Herr zu werden. Der Umgang iſt die Vorbereitung dazu, die hier bei nöthiger Unterordnung ſchwindet am Schreibtiſch, aber die Liebe, das Anſchmiegen, das Aufnehmen bleibt. — Im Umgange ſpricht ſich zunächſt das Weſen unſerer Bildung aus. Da dieſe bei Varnhagen ſo hervorſtechend human und fein iſt, ſo haben auch ſeine Schriften dieſen Charakter erhalten. Er iſt unſer feinſter und humanſter Kritiker und Biograph. Jenes hat er namentlich in ſeinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, welche 1833 unter dem Titel „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur" geſammelt erſchienen ſind, dieſes in ſeinen biographiſchen Denkmalen. Die letzteren betreffen zumeiſt Staatsmänner und Krieger und lehren unwiderleglich die Nothwendigkeit, den Menſchen nicht blos in den einzelnen Aeußerungen ſeiner Berühmtheit ſondern als ganzes mannigfaches Weſen auch mit Fehlern und Schwächen darzuſtellen. — — Einfach und ſauber iſt ſein (Varnhagen's) Wort, klar und voll Ordnung. — — In Summa iſt Varnhagen von Enſe der Inbegriff jener höheren deutſchen Kritik, an die wir denken, wenn wir uns in Kunſt und Wiſſenſchaft anderer Völker überheben, jener Kritik, welche den Schmerz über häuslichen Jammer im Herzen tragen, und doch klare Worte ſtrenger Unpartheilichkeit über Freund und Feind auf der Lippe haben kann. Dieſen deutſchen Stolz, das Beſte ohne Anſehn der Perſon zu würdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es ſelbſt nicht beſitzt, dieſen Stolz repräſentirt Varnhagen."

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe,

geborene Rahel Levin, die Tochter eines angeſehenen jüdiſchen Kaufmannes zu Berlin, ward daſelbſt 1771 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung, vermählte ſich, nachdem ſie zur chriſtlichen Religion übergetreten war, am 27. September 1814 mit Varnhagen von Enſe und ſtarb in ihrer Vaterſtadt am 7. März 1833. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte ihren Briefwechſel unter dem Titel:

Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. 3 Bde.

und fügte ſpäter, zur Ergänzung hinzu:

Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Leipzig, 1836. 2 Bde.

Sie war eine merkwürdige und ſeltene Erſcheinung; da ſich jedoch Alles, was wir von ihr beſitzen, auf ihre perſönliche Individualität bezieht, ſo kann ſich die rein literariſche Kritik nicht geſtatten, ein Urtheil darüber zu fällen.

Valentin Karl Veillodter

ward am 10. März 1769 zu Nürnberg geboren und widmete ſich nach vollendetem Schulcurſus dem Studium der Theologie, dem er zu Jena und Altdorf oblag. Nach beendigten Studien wurde er 1791 zum Nachmittagsprediger an der Kreuzkirche ſeines Geburtsortes berufen, welche Stelle er aber 1801 wieder aufgab, um ein Pfarramt zu Walkerbrunn anzunehmen. Hier blieb er bis 1809, wo er wieder nach ſeine Vaterſtadt berufen wurde, um das Amt eines Stadtpfarrers an St. Aegidien zu verſehen. Gleich im folgenden Jahre wurde er Mitglied der Kommiſſion, welche die theologiſche Aufnahmsprüfung und die Aufſicht über die Schullehrer des betreffenden Diſtriktes zu beſorgen hatte. — 1814 wurde er zum königl. baieriſchen Dekan und zum Hauptpaſtor zu St. Sebald in Nürnberg ernannt. Er ſtarb am 9. April 1828.

Seine Schriften ſind:

Predigtſammlungen: Nürnberg, 1794—97. 2 Thle. 1799. 2 Thle. — Leipzig, 1805—6. 3 Thle. 1810—11. 2 Thle. — Nürnberg, 1815—17. 2 Thle. 1820—21. 2 Thle.
An junge Chriſten bei der erſten Feier des heiligen Abendmahls. Nürnberg, 1798.

Kommunionbuch für gebildete Chriſten. Nürnberg, 1798.
Gebete am Morgen und Abend. Nürnberg, 1801.
Erzählungen, Lieder und Fabeln. Nürnberg, 1805.
Beicht- und Kommunionbuch für chriſtliche Landleute. Nürnberg, 1805.
Ideen über Leben, Tod und Unſterblichkeit. Nürnberg 1809.; 3. Ausg. 1815.

Einer der bedeutendſten und ausgezeichnetſten Kanzelredner und Erbauungsſchriftſteller neueſter Zeit, voll wahrhaft hoher und edler Begeiſterung, tiefen Gefühls, Kraft und Klarheit, Würde und Feuer, vorzüglich da, wo er ſich über die höchſten und wichtigſten Intereſſen und Erſcheinungen des menſchlichen Lebens ausſpricht.

Karl Franz van der Velde

wurde am 27. Sept. 1779 zu Breslau geboren. Er widmete ſich dem Studium der Jurisprudenz theils auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, theils in Frankfurt a. d. O. Nach beendigten Studien wurde er Auscultator zu Breslau, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Stadtgerichtsaſſeſſor zu Breslau. — 1818 verließ er ſeine Vaterſtadt wiederum, um als Stadtrichter nach Zobten ſich zu begeben, doch kehrte er 1822 als Juſtiz-Kommiſſarius dahin zurück. Er ſtarb am 6. April 1824.

Seine geſammelten Schriften enthalten:
Th. 1—4. Dresden, 1820. (Erzſtufen und Prinz Friedrich).
Th. 5—7. 1821. (Eroberung von Mexico).
Th. 8—10. 1822. (der Maltheſer, die Lichtenſteiner, die Wiedertäufer).
Th. 11 und 12. 1823. (die Patrizier, Guido).
Th. 13 — 18. 1824. (Arwed Gyllenſtierna, das Liebhabertheater, der böhmiſche Mägdekrieg, Chriſtine und ihr Hof).
Th. 19. 1825. (das Horoſcop) 3. Ausg. von K. A. Böttiger und Th. Hell.

Der Herausgeber erlaubt ſich hier ein Urtheil zu wiederholen, das er bereits in ſeiner allgemeinen Geſchichte des Romans S. 572 über van der Velde ausſprach. Durch Art und Weiſe der Auffaſſung und Behandlung der von ihm gewählten Stoffe ſchließt ſich v. d. V. de la Motte Fouqué an und bildet ſo den Uebergang im Romane von den deutſchen Romantikern bis zu den Formen Walter Scott's. Er war innerlich eine wirklich poetiſche Natur, und behandelte daher nur Stoffe, welche ſein Gemüth erfreuten und ſeine Phantaſie anregten, aber ihm fehlte die Kraft, den eigentlich waltenden Geiſt im Leben und der Geſchichte zu erkennen, und ſo vergriff er ſich ſtets ſowohl bei der Anlage und Durchführung der Charaktere, als auch bei den Situationen, in welche er dieſelben brachte. Dagegen beſaß er das Talent, Umgebungen und Verhältniſſe gleichviel ob richtig erfunden oder nicht, mit großer Anmuth und Reichthum zu ſchildern, und ſich ſelbſt bei ihrer Geſtaltung in eine Welt zu verſetzen, die ihm willig alle Mittel, deren er bedürftig zu ſein glaubte, darbot. Betrachtet man Walter Scott als einen in ſich fertigen Mann, ſo iſt van der Velde mit ihm verglichen ein nicht minder glücklich ausgeſtattetes Kind, aber nicht mehr und nie weiter kommend. Dieſe kindliche Liebenswürdigkeit blickt auch überall bei ihm durch; ſie hindert ihn nicht, Fehler auf Fehler zu häufen, aber ſie bewahrt ihn vor Uebertreibung. Seine Helden handeln oft äußerſt inconſequent, werden häufig zur Unzeit ſentimental, aber ſie bleiben immer liebenswürdig, wie er; ſeine Beſchreibungen umgiebt ſtets ein zauberiſcher Glanz und Schimmer, ſeine Landſchaften haben immer einen Ton, der ſich vielleicht in der Wirklichkeit nur ſelten findet, doch das Auge zu jeder Zeit erfreut. Tiefere Leidenſchaften verſteht er freilich nicht darzuſtellen, das Verhältniß des Einzelnen zum großen Geſammtweſen einer bedeutenden Epoche nicht klar und beſtimmt hervorzuheben, die Gegenſätze nicht ſcharf zu ſondern — lauter große Mängel an einem Dichter hiſtoriſcher Romane, das weiß ich ſehr wohl — aber alle ſeine Gebilde haben etwas Anziehendes, das ſich bei einigen bis zu hoher Anmuth ſteigert, wie z. B. in der Erzählung Asmund Thyrsklingurſon in den Erzſtufen, welche ſichtlich durch la Motte Fouqué's Thiodolf entſtanden iſt, aber doch ein eigenthümliches, Herz und Sinn gewinnendes Leben hat. Seine Irrthümer darf man ihm daher auch nicht ſo hoch anrechnen, wie es ſpätere und namentlich jüngere Kritiker gethan; gefördert wurde der hiſtoriſche Roman dagegen nur in ſofern durch ihn, als er das größere Publicum dafür einzunehmen verſtand, das ganze Genre poetiſch und mit Liebe auffaßte, nicht daran durch mühſelige Combinationen künſtelte und keine falſchen undichteriſchen Tendenzen hineinbrachte. Mit etwas mehr Genie und etwas weniger Talent hatte er gewiß weit Größeres geleiſtet; von dem Erſteren hätte er ein Bischen zu wenig, von dem zweiten etwas zu viel. Das Weibliche herrſchte in ſeiner Natur zu ſehr vor, darum drang er nicht in die Geſchichte ein und verfehlte die Charaktere; er glich einem Maler mit außerordentlichem Sinne für die Farbe, der aber nicht zeichnen konnte und es auch nie hätte lernen können, weil ihm die Natur den angebornen Blick für die Verhältniſſe verſagt.

Der Wunſch des Canfu.

(Einem perſiſchen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canfu beſchatteten, und die höchſten Wipfel begannen ſich ſchon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifenſohnes Naalkur in dem Gebirge Gabel el Ared. An einer Palme ſtand Guſſarat, Canfu's ſchöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre ſchwarzen Augen ſchienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Haſt du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er ſie verdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Guſſarat ſah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch näher zu ihr hin, und wiederholte ſeine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Guſſarat heftig. Melkt ſie ſelbſt, wenn ihr Milch haben wollt.

Das iſt wieder ſo eine Antwort, wie ich ſie von dir gewohnt bin, murrte Kelanu. Wenn ich die den Eltern brächte, ſo würde es dir übel ergehn, aber ich bin beſſer als du. Ich werde lieber die Ziegen ſelber melken, damit ich dir Schläge erſpare.

Thu', was du willſt, antwortete Guſſarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelanu fortgehend. Wenn die ſchlimme Dirne nur nicht ſo hübſch wäre, ich hätte ihr ſchon lange den Handel aufgeſagt; aber wenn ſie ſich nicht in Kurzem ganz und gar ändert, ſo geſchieht es doch noch, denn ihr Uebermuth iſt unerträglich!

Guſſarat hörte nicht auf ſein Schelten, ſondern blieb ſtehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüſch, aus Pfeilwunden blutend, ſchäumend vor Angſt und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen war er an der erſchrockenen Guſſarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampfluſtigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß ſtreifte vorbei und zuletzt kam auf einem ſchwarzen Araber ein ſchöner Jüngling durch hohe Miene und edle Geſtalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unſers Herrn, rief Guſſarat, und ſank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Buſen kreuzend, auf ihre Kniee.

Raalkur hielt ſein ſchnaubendes Roß an. Mir iſt ſehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Waſſer, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Guſſarat, ſtürzte in die Hütte, und kehrte blitzſchnell zurück mit einem Becher voll ihrer beſten Ziegenmilch, die ſie dem Fürſtenſohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebſt ja mehr, als ich dich bat, ſprach Raalkur, zwiſchen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinſt einen recht guten Mann beſcheren.

Verlegen ſenkte Guſſarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat ſich geſetzt, und leiſtet grimmigen Wiederſtand, meldete herankeuchend ein Jäger. Alſo drauf! rief luſtig Raalkur, warf Guſſarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfſpeer aus der Hand, und ſprengte fort.

Ach! ſeufzte Guſſarat im thörigen Wahne ihres eiteln, ſtolzen Herzens, den ſie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du ſtehſt noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelanu, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fiſchen, und du ſollſt der Mutter helfen beim Käſemachen.

Das mag ein Geſchäft ſein für Canfu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haven, werden ſich nicht damit beſudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? fragte Kelanu erſtaunt.

Allerdings, antwortete Guſſarat ſtolz. Wie von Mekka's heiliger Staude troffen die Worte der Huld von ſeinen Rubinlippen, und ſeine Magd hat Gnade gefunden vor ſeinen Augen.

Biſt du bei Sinnen? fragte Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebeſt bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn ſich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, ſprach Guſſarat begeiſtert, wie ſollte ſich dieſe nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und ſich nicht an dem ſtolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun iſt der Narrheit genug! rief Kelanu entrüſtet. Der Thronfolger iſt ein ſchöner Jüngling und einſt unſer Herr, und du biſt eine hochmüthige, manntolle Dirne, das iſt der Schlüſſel zu deinem thörichten Geſchwätze. Dergleichen unſinnige Träumereien mußt du den Abſchied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden ſoll!

So meinſt du wirklich, erwiederte Guſſarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, ſo plump von Geſtalt als roh von Sitten?!

Sey ganz ruhig, ſchrie Kelanu wüthend. Vor dieſer Schmach biſt du ſicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet ſich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen laſſe, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hauſe meiner Geburt zu den räuberiſchen Stämmen der Wüſte, und nimmer ſoll Kelanu's Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Ared!

Er ſtürzte fort, von Guſſarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Canfu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der läſſigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtſchaft, ſprach dieſe, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! ſchickte noch einen ſehnſüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöſe, und ging unmuthig in die Hütte.

Finſter kam der alte Canfu mit ſeiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechſel zwiſchen ſeinem Sohne und ſeiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er ſeine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergſtromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für ſich. Die ungeſtüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrin, Feuer und Waſſer! Zwei Elemente, die ſich ewig haſſen, und ſich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der ſich dort mit donnerndem Gebrauſe von dem Felſen in die Tiefe ſtürzte, an den untern Klippen zerſtäubend, ſich in weiße Schaummaſſen auflöſ'te, und dann, noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwiſchen den hohen Stein-Ufern fortrauſchte.

Die Heerde breitete ſich aus auf der fetten Kräuterweide, und Canfu ſetzte ſich auf einen großen Stein am Ufer, ſtarrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewäſſer, und ſah den Schaumhügeln zu, die, je weiter ſie ſich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verſchwanden.

Das ſind die Wünſche und Gebete der armen Sterblichen! ſprach er bei ſich. Je länger der Lebensſtrom fließt, deſto beſcheidner werden ſie, und verſinken endlich ungehört und unerfüllt. Dieſe Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunſch, der mir übrig geblieben war von tauſend vereitelten, der einzige ſüße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war ſo freundlich, ſo natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunſt zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umſonſt! Er will *ſeinen* Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Canfu zu ihm emporſteigen würde! Auf ſeinem goldnen Throne ſitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er ſpöttiſch auf den niedern Wurm herab, der ſich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebſte ſeiner Gebete!

Während Canfu alſo mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menſchenkörper gewahr, den der brauſende Strom mit ſich daherriß. Nachdem er mit dem Waſſerfall herabgeſtürzt war, ſchwamm er auf der Waſſerfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Canfu, deſſen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böſe war, konnte das nicht ſehen, ohne helfen zu wollen. Er ſtieg hinab in den Strom, und ſich an einer Uferklippe feſthaltend, ſtreckte er ſeinen gekrümmten Hirtenſtab uach dem heranſchwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, dieſen zu faſſen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderſchönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergoſſen, mit geſchloſſenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Caufu zurückſtieß, ſo vollendet ſchön die Formen des Geſichtes waren. Der ehrbare Canfu warf ſein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr ſtehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu verſuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Canfu's Gewand das Waſſer von dem Körper abgetrocknet, als dieſen eine ſanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete ſich die ſchöne Geſtalt auf, und öffnete die ſchwarzen blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Canfu ſchoß, vor dem dieſer erſchrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus ſprach. In dem Augenblicke breiteten ſich leichte, duftige, ſchimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, ſtieg die ſchöne Unbekannte in die Lnft empor.

Mit großen Augen ſtarrte Canfu ihr nach. Sie flog dem Felſen des Waſſerfalles zu, und umkreiſ'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob ſie einer Beute auflauere. Da erſchien ein anderes geflügeltes Weſen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Geſtalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, ſtürzte ſie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal riſſen ſeine Fluthen ſie den Waſſerfall herab und Canfu's Retterhand entgegen.

In ſchweigendem Erſtaunen zog Canfu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erſte Mal auflebte und in unſterblicher Jugendſchöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten ſtand.

Es iſt vergebens, ſprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es iſt vergebens, gegen eine Macht zu ſtreiten, die mir überlegen iſt. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur iſt ſo beſchaffen, daß, während das Tagegeſtirn die Erde beleuchtet, das Waſſer mein Weſen aufzulöſen vermag. Ich bin Geiwäraha, von dem Geſchlecht der kühnen und freien Geiſter, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Luſt iſt: dem Willen des Propheten zu widerſtehn. Du ſahſt mich ſo eben im Kampfe mit einem ſeiner Sclavengeiſter. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte abſichtlich dieſen Ort zum Angriff, und ſtürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerſtören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der ſein Gebet nicht erhören will. Was *Er* dir verſagt, Canfu, das will ich dir gewähren, ſobald du nur einwilligeſt, denn meine Macht iſt beſchränkt, und ich darf den Menſchen ohne ihre eigne Zuſtimmung weder helfen noch ſchaden.

O reizender Geiſt! erwiederte Canfu in thörichter Freude. Du haſt meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelanu durch das Band der Ehe mit Guſſarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getroſt in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhniſchen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunſches hat bereits begonnen.

Und der Geiſt ſpannte ſeine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl, aus Grauen und Reue gemiſcht, ſtürzte Canfu auf ſein Angeſicht nieder.

Als die Sonne hinter dem Gebirge verſank, kehrte Canfu mit der Heerde zu ſeiner Hütte zurück. Huadir, ſein Weib, kannte das Blöcken der Ziegen, und eilte ihrem Manne entgegen. Wo iſt Kelanu geblieben? fragte ſie ihn erſtaunt.

Kelanu iſt nicht mit mir gegangen, antwortete Canfu befremdet. Ich hatte ihm geboten, im Fluſſe Fiſche zu fangen zur Abendkoſt.

Das weiß ich wohl, verſetzte Huadir. Er hat auch ſein Geſchäft ausgerichtet, aber nachher ging er fort, dich zu ſuchen, als die Sonne noch in den Thälern war.

Canfu erſchrak über dieſe Worte, denn er erinnerte ſich, daß es um die Zeit geweſen, da er dem Geiſte Geiwäraha ſeine Einwilligung gegeben.

Wäre er vielleicht ausgegangen ein Reh zu ſchießen? fragte er bekümmert, oder iſt er bei Guſſarat?

Bogen und Köcher hängt ruhig in der Kammer, antwortete Huadir, und Guſſarat, die heute zu keiner andern Arbeit zu brauchen war, muß fleißig ſpinnen in der Hütte. Ihre Geſellſchaft ſucht er gewiß nicht. Eher glaube ich, daß er fortgegangen iſt, ſie zu vermeiden.

Das iſt ein großes Unglück! jammerte Canfu und rang die Hände.

Wie kommſt du mir vor, Canfu! fragte Huadir. Soll das verzagte Weib den muthigen Mann tröſten? Iſt doch der Burſche alt genug und der Gebirgswege kundig. Hätte er ſich auch verirrt, er wird ſich ſchon wieder herzufinden. Komm zum Abendeſſen. Dem Landläufer wollen wir ſeinen Antheil aufheben.

Sie ging hinein. Troſtlos blieb Canfu ſtehen. Ich habe in mein eignes Unglück gewilligt, klagte er, und Geiwäraha hat mir die einzige Freude meines Herzens geſtohlen! O, großer Prophet, ſieh' meinen Kummer, und ſtrecke deinen mächtigen Arm aus zu meiner Hilfe! Aber ach, ich darf dich nicht anrufen; denn ich habe mich mit deinen Feinden verbündet, und mit Recht haſt du mich verlaſſen!

Ruhelos war Kelanu unterdeß in den Bergen herumgeſchweift. Wohlbekannt in den Thälern und Felſen des Gebirges, in dem er geboren war, wußte er auch alle die Kerbe zu finden, die ſein Vater hier und da in Steine und Baumſtämme gehauen hatte, zu Merkzeichen in den verſchlungenen Bergſteigen, aber heute ſchien ihn ſeine Kenntniß zu verlaſſen. Lange war er herumgewandert, ohne den Weideplatz am Strome finden zu können, und als endlich die Nacht hereinbrach, hatte er den Weg völlig verloren, und ſtand auf einer unfruchtbaren Haide, von allen Seiten mit hohen Felſen umgeben.

Da ward ihm bange an dem unbekannten, unheimlichen Orte. Sein Vater, verwildert durch das wüſte Waldleben und durch manche Sorge, hatte nichts gethan für ſeine junge Seele. Er war roh herangewachſen, gleich den Thieren des Gebirges. Er wußte nichts von höheren Dingen, und kannte keine Macht, die er anrufen konnte in den Stunden der Noth. Da ſchrie er laut den Namen: Canfu, und bat ihn um Rettung aus dieſer Wüſtenei! Aber Canfu hörte ihn nicht, der Vater hatte ſeinen Sohn dahingegeben, und Muhamed wollte den nicht retten, der nichts von ihm wußte.

Jetzt brach mitten auf der Haide eine kleine blaue Flamme aus der Erde hervor. Sie wuchs mit jedem Augenblicke, und loderte endlich hoch empor, gleich einer feurigen Garbe; und zugleich erhob ſich ein Sturmwind, der um die Felſengipfel heulte, aber die Mitte der Haide konnte er nicht erreichen, wo Kelanu ſtand und die blaue Feuergarbe brannte.

Und hoch in der Luft ertönte ringsum ein gräßliches Geſchrei und Geheul und Geziſch, das immer näher kam, und ſich endlich niederſenkte auf die Haide, und ein Gewimmel geflügelter luftiger Geſtalten umgab jetzt das Feuer, und Kelanu ſah ſich rings eingeſchloſſen von dem fürchterlichen Geiſterkreiſe.

Da ſchwebte ein ſchönes Weib aus der Menge hervor, und ergriff mit einem Blicke voll wilder Freude Kelanu's zitternde Hand.

Ihr freien Geiſter, ſprach ſie zu ihren Genoſſen, ſeht hier in Eurer Mitte einen Jüngling, der unſerer Macht anheimgefallen iſt. Sein Vater hat ſich unſerer Herrſchaft unterworfen, und Kelanu iſt den Verächtern Muhameds übergeben. Laß uns daher ſehen, königliches Geſchlecht: wie weit das menſchliche Herz fähig iſt, in den kühnen Grundſätzen unterrichtet zu werden, vor denen die knechtiſchen Jünger des Propheten von Mekka zittern!

Ein Gemurmel, gleich dem erſten Grollen des Erdbebens, drückte den Beifall der wüſten Verſammlung aus; indem krachte ein Donnerſchlag, und in einem Blitze erſchien ein fürchterliches Weſen in der Mitte der Geiſter. Rieſig über ſie emporragend, ſchwang es die dunkeln ungeheuern Flügel, ſein wildes Geſicht trug zugleich den Stempel der Größe und Verworfenheit, und ſeine unruhigen Augen leuchteten von einem innern gräßlichen Feuer und ſchoſſen ihre Strahlen im Kreiſe herum.

Allahoara! heulten die Geiſter und warfen ſich nieder auf ihr Angeſicht, ihrem aufrühreriſchen Anführer die Huldigung darbringend, die ſie dem Herrn des Himmels und der Erde verweigerten.

Bebend, wie das Laub der furchtſamen Eſpe, näherte ſich die freche Geiwäraha dem gewaltigen Gebieter, und nöthigte Kelanu, ſeine Kniee vor ihm zu beugen.

Ich weiß, was du gethan haſt, Geiwäraha, ſprach Allahoara mit einer Stimme, die dem fernen Gebrüll des Löwen glich, und ich lobe deine Sorgfalt und Treue für unſere Sache. Nimm zum Lohne das Amt einer Erzieherin bei dem Jünglinge. Bringe ihn in unſern Palaſt im Mittelpunkte der Erde, führe ihn durch alle Schulen unſers Geſchlechtes, laß ihn in allen den Künſten unterweiſen, die er zu den Thaten bedarf, welche wir von ihm fordern werden, und mache ihn zu einer brauchbaren Geiſſel der elenden Sclaven des ſtolzen Muhamed.

Die Worte waren kaum verklungen, da rauſchte es rings in der Luft, wie eine Hagelwolke, die, vom Sturme gepeitſcht, davoneilt. Blitze ziſchten, Donner rollten. Allahoara war verſchwunden mit ſeiner Rotte. Fürchte dich nicht! mahnte Geiwäraha den Jüngling, den ſie feſt umſchlang mit ihren Armen. Unter-ihrem mächtigen Fußſtoße bebte der Boden, die Gipfel der Felſen zitterten von der gewaltigen Zauberei, und das Thal ſank mit der unglücklichen Beute der Geiſter hinunter in die grauſe Tiefe.

Mit einem Erdſtoße ſetzte ſich das hinabgeſunkne Thal feſt in dem Innern der Erde, und von allen Seiten öffneten ſich die Felſen, die es umgaben, rauhe und unregelmäßige Bogen und Gänge bildend, die den Blick frei ließen in weite Säle und Gewölbe. Geiwäraha führte den erſtaunten Kelanu in einen langen Saal, von tauſend Kerzen erleuchtet, deren Schein hohe Spiegelwände zurückwarfen, daß ein Glanz, dem Sonnenlicht ähnlich, die Augen des Jünglings blendete. Hier hingen in langen Reihen die herrlichſten Kleider aus allen Zonen der Erde; des kultivirten Europäers gekünſtelte, entſtellende und beſchwerliche Tracht, des Aſiaten bequeme, großartige Pracht, und der bunte Fell-, Feder- und Muſchelſchmuck der wilden Nationen.

Das dürftige Gewand, das du trägſt, iſt deiner unwerth, ſprach Geiwäraha. Wähle hier nach deinem Geſchmack, und ſcheue dich nicht, das köſtlichſte zu wählen. Was deinem Herzen gelüſtet, iſt dein.

Lange betrachtete Kelanu mit Neugier und Luſt den bunten Schimmer der Farben und Metalle und Edelſteine, ſtreckte unentſchloſſen die Hand bald dahin, bald dorthin aus, und gelangte über der Menge der Herrlichkeiten, unter denen er zu wählen hatte, zu keiner Entſcheidung.

Nimm dieſe Sultanskleider, ſprach Geiwäraha, als ſie ſeine Unentſchloſſenheit wahrnahm. Sie ſind berechnet für einen hohen, kräftigen Wuchs, und ſprechen zugleich deine künftige Beſtimmung aus. Denn der Liebling unſers Geſchlechtes iſt geboren zum unumſchränkten Beherrſcher der Menſchen.

Mit geheimem Entzücken warf ſich Kelanu in den Kaftan von himmelblauer Seide, von Gold und Sapphiren ſtrahlend, und drückte ſich den weißen, perlengeſchmückten Turban, aus deſſen Diamantenkleinod ein ſtolzer Reiherbuſch emporſtieg, in die Stirne.

Du biſt noch ſchöner, als ich glaubte, rief Geiwäraha mit lüſternen Blicken, deine Jugend ſtrahlt in dieſem Schmucke mit wahrhaft göttlichen Reizen! Eilig führte ſie den Jüngling vor die nächſte Spiegelwand, die ihm ſeine volle Geſtalt entgegenwarf. Erſchrocken und entzückt betrachtete er ſein glänzendes Bild in dem klaren Kryſtalle, und bekannte ſich im Stillen, daß ihm Geiwäraha nur Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Weit öffnete ſich ſein Herz, und die Eitelkeit zog zuerſt hinein mit ihrem Gefolge, und rüſtete und beſchickte es für den Empfang der gewaltigen Mächte, die ihr nachfolgen ſollten.

Du mußt ermüdet ſein, ſprach jetzt Geiwäraha, von der langen ruheloſen Wanderung im Gebirge und von Allem, was ſich ſeitdem mit dir zugetragen. Darum ſtärke dich durch einen kurzen Schlaf zu herrlichen, nie geahnten Genüſſen und zu einem Unterricht, der dich ſpielend das lehren ſoll, was die armen führerloſen Sterblichen in einem Menſchenalter nicht begreifen lernen.

Sie führte ihn in ein Nebengemach, wo ihm unter einem prächtigen Baldachin ein köſtliches Sopha die hohen ſeidenen Polſter entgegenblähte. Eine Lampe, die in einer Vaſe von rothem Kryſtall brannte, goß ein freundliches Abendroth auf die Schlummerſtätte herab. Kelanu's Sinne umſchleierten ſich, und er ſank auf das Lager nieder. Schlummre ſanft, und die Mächte der Erde hüten deinen Schlaf, flüſterte Geiwäraha, und verſchwand. Eine ſanfte Muſik ertönte aus der Ferne, immer ſchwächer und ſchwächer, und als ſie verſtummte, war Kelanu entſchlafen.

Aber ſein Schlaf war nicht traumlos. Es dünkte ihm: er ſehe ſeinen Vater Canfu auf dem Gebirge Gabel el Ared. Sein Geſicht war finſter, wie der ſchwarze Abgrund der Felſenkluft, ſeine Stimme glich dem Brauſen des zornigen Meeres, wenn es gegen Klippen brandet. Er ſchalt ſeinen Sohn wegen ſeiner ſchönen Kleidung und befahl ihm, ſein Hirtengewand wieder anzuziehn, und den verirrten Ziegen nachzuſehn auf den Berggipfeln. Empört über die unwürdige Zumuthung, widerſprach Kelanu. Drohend hob Canfu den Hirtenſtab gegen ihn. Furcht und Zorn weckten den Jüngling, und als er die Augen aufſchlug, ſtand Geiwäraha vor ihm, ein liſtiges Lächeln auf dem ſchönen Geſichte.

Voll von dem Gegenſtande, mit dem er ſich ſo eben beſchäftigt, erzählte ihr Kelanu ſeinen Traum. Alberner Vater! rief ſie ſpottend, erbärmlicher Kanfu! Soll Kelanu, der Schützling der Geiſter, Geiwäraha's Auserwählter, auf die Thorheiten eines kindiſchen Greiſes achten, und wieder an den armen Canfu denken? Nein, Jüngling, verachte die Lehren, die dir je dieſer nichtswürdige Ziegenhirte gegeben, und denke nicht mehr an die einfältigen Ermahnungen deiner unwürdigen Eltern. Kelanu wurde geboren zu herrſchen! Wie darf denn ein künftiger König hören auf die Lehren der Armuth und Einfalt?!

Und ſie führte Kelanu durch einige weite Hallen und lange Gänge in einen hohen herrlichen Saal. Hier umringte ihn eine Schaar ſchön gekleideter Jünglinge mit großer Freude und demüthigen Begrüßungen, und nachdem ſie ſeine Geſtalt, ſeinen Anſtand, ſeine Kleidung nach Kräften geprieſen, riefen ſie ihn jubelnd zum Sultan ihrer Vergnügungen für dieſen Tag aus, und geleiteten ihn wie im Triumphe zu einem goldnen Seſſel, der unter einem Thronhimmel ſtand.

Ein ſchwelgeriſches Mahl wurde aufgetragen, und die bunteſte Unterhaltung rauſchte um die Tafel. Uebertriebene Lobpreiſungen, die jedes Wort Kelanu's begleiteten, giftiger Witz, der die Gegenwärtigen tückiſch verletzte und die Abweſenden ſchonungslos zerriß, ſcharfſinnige und luſtige Läſterungen Allahs, wollüſtige Anſpielungen und Erzählungen, die der unſchuldige Kelanu nur zu ſchnell verſtehen lernte, würzten die Speiſen, und jetzt gingen kryſtallne Pokale in die Runde, in denen der edelſten Weine Gold und Purpur funkelte; bedenklich zögerte Kelanu, den Becher zu nehmen, aber der Tiſchgenoſſen Gelächter beſtrafte ihn ſogleich dafür.

Du denkſt doch wohl nicht gar an das Verbot des elenden Muhamed? fragte ihn ſein Nachbar. Haſt du vergeſſen, daß du ihn abgeſchworen und einem größern Herren angehöreſt? Was die Erde giebt, iſt zu unſerm Genuß da, und der wäre wohl ein tauſendfacher Thor, der dürſten wollte, wenn ſich ihm der Becher darbietet, aus dem er Kraft und Luſt trinken kann, und neue Kraft zu neuer Luſt.

Dieſer Grund ſchien der Begierde Kelanu's unwiderlegbar. Er leerte den Becher mit raſchen Zügen, und bald brannten ſeine Wangen von ungewöhnlicher Glut, und ſeine Augen blitzten von wildem Verlangen nach einem Gegenſtande, den er noch nicht kannte.

Da ertönte plötzlich der Zymbeln und Flöten lieblicher, freudiger Klang, und vier und zwanzig junge Sclavinnen tanzten in den Saal. Blumenkränze ſchmückten die Rabenlocken, die, auf den vollen Buſen herabfließend, ſeinen Schnee noch blendender hervorhoben, und aus den blühenden Geſichtern lachten große, dunkle, ſchelmiſche Augen, welche lüſtern und verführeriſch nach der Tafelgeſellſchaft blickten. Noch reizender erſchienen die ſchönen Formen in den verſchiedenen Stellungen und Wendungen des künſtlichen Tanzes, der mit jedem Takte wolluſtathmender wurde.

Freut dich das Leben unter Geiwäraha's Führung? flötete eine ſüße Stimme neben ihm, und eine heiße, weiche Hand drückte ſanft die ſeine. Er blickte zur Seite, und Geiwäraha ſelbſt, in der Tracht der Tänzerinnen, nur unendlich reizender durch unſterbliche Geiſterſchöne, ſaß neben ihm, und ihre dunkeln Augenſonnen brannten tief in ſein Herz.

Ach, Geiwäraha! ſeufzte er, den Händedruck erwiedernd, und ſank, berauſcht von Wein und Sinnlichkeit, an den Buſen des Geiſtes.

Fort! fliſterte Geiwäraha leiſe in den Saal hin, und wie vom Sturmwinde gefaßt, verſchwanden Tafelgäſte und Tänzerinnen aus dem Saale, und die ſchimmernde Kerzenpracht wich einem ſanften Mondenlichte.

Geiwäraha! ſeufzte Kelanu, und hob ſeine Augen zu ihr empor, und furchtſam näherten ſich ſeine Lippen den ihren.

Geiwäraha, ſprach er kühner, und ſchloß das ſchöne Geſpenſt in ſeine Arme.

Ganz mein! rief ſie mit wilder Glut. Aber dabei funkelte es in ihrem Blicke ſo feindlich und grimmig, daß Kelanu entſetzt zurückfuhr und ſich mit der Kraft der Angſt aus ihren Armen riß.

Aus deinen Augen funkelt das Feuer der Hölle! ſtammelte er, du biſt nicht geſchaffen für die Umarmung eines Sterblichen! Blöder Thor! ſprach ſie lächelnd, und ſtreckte noch einmal die Arme nach ihm aus.

Jetzt kommt mir die Erinnrung, rief Kelanu, die Hände wie zum Schutz vorhaltend. Du biſt ein böſer Geiſt, du liebſt mich nicht, du willſt mich nur verderben, hebe dich weg von mir!

Kindiſches Kind! ſprach ſie mit Hohngelächter. Du biſt noch nicht reif für meine Liebe. Dein Gemüth, durch eine elende Erziehung verwöhnt, iſt noch zu weichlich. Es muß erſt geſtählt werden durch die Unterweiſungen unſerer Meiſter, bis du dahin gelangſt, daß du nichts mehr fürchteſt, nicht einmal Allahs rächenden Donner!

In einer kleinen Hütte, der Behauſung des Mangels und der Unſauberkeit, ſtand Geiwäraha mit Kelanu. Eine alte gräßliche Hexe, um deren gelbe ſchmutzige Knochenhaut nur noch einzelne ekelhafte Lumpen hingen, kam an einer Krücke herbeigehinkt, und betete demüthig an vor der ſchönen Geiwäraha.

Ich will dieſen Schüler einige Zeit bei dir laſſen, Morad, ſprach der Geiſt. Unterweiſe ihn in deinen Künſten, und mache ihn zu einer brauchbaren Ruthe für das menſchliche Geſchlecht.

Morad erhob ſich von ihren Knieen, ſchielte Kelanu mit ihren Triefaugen hämiſch an, hob plötzlich die Krücke auf, und ſchmetterte ihn mit einem gewaltigen Schlage über das Haupt zu Boden.

Als er von der Betäubung zu ſich kam, ſprang er entrüſtet auf. Er war mit Morad allein, Geiwäraha hatte ihn verlaſſen.

Stirb von meiner Fauſt, Ungeheuer! ſchrie er, und wollte über die Hexe herfallen; aber ſie berührte ihn grinſend mit ihrer Krücke, und der Muth, wie die Kraft, ihr zu ſchaden, war bei ihm verſchwunden, und eiskalt rann das Blut in ſeinen erſchlaffenden Adern.

Herunter mit der Narrentracht, Burſche, keifte die Hexe, herunter damit, und nimm den Krug und hole mir Waſſer aus dem Sumpfe dort.

Noch einmal regte ſich in Kelanu die Luſt zum Widerſtande. Aber Morad hob die Krücke, und da es ihm ſchon klar geworden, daß er hier der Schwächere war, ſo nahm er gehorſam den ſchönen Turban vom Kopfe, zog den herrlichen Kaftan aus, ergriff den Krug, und brachte ihn bald zurück, mit dem Schleimwaſſer des Sumpfes gefüllt.

Iß! ſprach Morad gebieteriſch, ihm ein Stück ſtinkendes Fleiſch reichend. Kelanu hatte ſchlechte Luſt dazu, aber ein drohender Blick des Scheuſals und die Achtung vor ihrer Krücke drang ihm die abſcheuliche Speiſe auf, und er verſchlang ſie, grimmig auf ſeine Quälerin blickend.

Dieſe kauerte ſich während der Mahlzeit ihm gegenüber auf die Erde. Der Unterricht der Armuth und Unterdrückung iſt mannigfaltig, belehrte ſie ihn ruhig. Er macht den Menſchen barmherzig oder grauſam. Er lehrt den niederträchtigen Schooßhund ſich ſchmiegen und kriechen, und den Rachen des Tigers läßt er dampfen von Mord und Blut.

Des Tigers Loos ſei das meine, erwiederte zornig Kelanu, wenn du nur das erſte Opfer meines Grimmes wirſt.

Der Morad Segen, welcher Fluch iſt, begleite dich! ſprach die Hexe mit einem tückiſchen Beifallslächeln, erhob ſich auf ihrer Krücke, und faßte ſeine Hand mit ihrer naßkalten Knochenfauſt.

Willſt du mich wieder zu Geiwäraha bringen? fragte Kelanu mit wehmüthiger Sehnſucht, aber das lebendige Gerippe ſchüttelte ſeinen Todtenſchädel, und zog den Jüngling mit ſich fort, bis an den Schlund einer Felſenhöhle, die voller Leichname lag.

Dem Tode keck in die Augen ſehen, kreiſchte die Hexe, das bewährt den Muth des Mannes. Lerne es, Kelanu. Dieſe Höhle iſt deine Ruheſtätte für dieſe Nacht.

Nimmermehr! rief Kelanu ſchaudernd, und wollte entfliehn. Aber Morad ergriff ihn bei den dunkeln Locken, ſchleifte ihn daran in die Höhle, und ſchleuderte ihn auf die Leichen. Dann murmelte ſie einige unbekannte Worte, und hinkte davon.

Kelanu wollte ihr folgen, aher ihr Zauber hielt ihn in der Höhle zurück. Schrecklich quälten ihn Furcht und Entſetzen und Ekel, aber dieſe Gefühle wurden immer ſchwächer, je länger er ſich in dem ſcheußlichen Aufenthalte befand, und die allmächtige Gewohnheit machte ihm endlich dieſen Anblick ſo erträglich, daß er dazu gelangte, die Ermüdung zu fühlen, die ſich mit dem Bedürfniß des Schlafes bei ihm einſtellte. Er ſah ſich in der Höhle nach einer bequemen Lagerſtätte um, und da er keine fand, ſo bereitete er ſich aus zwei Leichen, die er übeneinander ſchichtete, ein Ruhekiſſen für ſein Haupt, legte ſich getroſt darauf nieder, und ſchlief bald ein.

Als er erwachte, ſtand Morad und Geiwäraha am Eingange der Höhle. So iſt es recht, grinſ'te die Hexe. Du machſt meiner Erziehung Ehre, Kelanu. Wer alſo zu ſchlafen vermag, für den iſt jedes Schrecken der Erde nur ein Spiel.

Hat Kelanu ſeine Lehrzeit ausgeſtanden? fragte Geiwäraha.

Ja, antwortete Morad. Sein Herz iſt nunmehr gehörig gehärtet, durch Elend und Grimm und Entſetzen, und empfänglich für die Lehren des Betruges und der Heuchelei.

Geiwäraha ſtand mit Kelanu vor einem alten Thurme. Ein ſchlau blickender Greis in einem braunen Derwiſch-Gewande, mit einem langen Silberbarte, einen großen Roſenkranz am Gürtel, trat aus der Pforte.

Nervan, du Freund unſers Geſchlechtes, ſprach Geiwäraha. Nimm dieſes Küchlein unter deine Flügel, und unterweiſe es in den Künſten, die dich reich gemacht haben und geehrt unter den einfältigen Sterblichen.

Demüthig verbeugte ſich Nervan, und Geiwäraha verſchwand.

Kelanu trat mit dem Greiſe in deſſen gewölbte Zelle. Hohe eiſerne Kaſten, mit ſieben Schlöſſern verwahrt, und Schränke mit Rechnungsrollen gefüllt, ſtanden an den Wänden umher. Auf einem Marmortiſche in der Mitte des Gemaches lag ein großer Haufen Goldſtücke, eine Goldwage, einige Feilen und anderes Geräthe.

Siehe hier deine erſte Arbeit, junger Menſch, ſprach Nervan, Kelanu zu dem Marmortiſche führend. Die Goldſtücke dieſes Haufens befeile rund um, bis du ihr Gewicht um ſo viel gemindert haſt, daß ſie dieſen Muſterſtücken gleich wiegen. Mit dieſem ſtählernen Rädchen gibſt du ihnen dann den genommenen Rand zurück. Sei fleißig und geſchickt, und liefere die Feilſpäne treulich an mich ab.

Was machſt du aber mit den befeilten Goldſtücken? fragte Kelanu, ſich gehorſam an die Arbeit ſetzend.

Ich gebe ſie als vollwichtig aus, antwortete Nervan, lächelnd über die treuherzige Frage.

Geht denn das ſo an? fragte Kelanu, der ſich in dieſem Augenblicke dunkel daran erinnerte, was ihm ſein Vater über den Betrug im Handel und Wandel geſagt hatte.

Es iſt ein Tribut, den der Weiſe erhebt von der Einfalt ſeiner Mitwelt, belehrte ihn Nervan, und fragte dann: Kannſt du ſchreiben? Es thut auch weiter nichts, ſagte er, als Kelanu die Frage verneinte. Zu dem Geſchäft, wozu dich Geiwäraha beſtimmt hat, haſt du es nicht unumgänglich nöthig. Du hätteſt mir blos in einer Schuldverſchreibung die Zahlen ein wenig abändern ſollen, denn meine Augen werden ſchon ſchwach. Aber ich werde mich diesmal ſchon ſelbſt darüber machen.

Und er ſetzte ſich ſogleich an einen andern Tiſch zu dieſer Arbeit nieder, kratzte auf dem Pergamente mit einem Meſſerchen aus, was ihm nicht taugte, ſchrieb dafür hinein, was ihm gut ſchien, brummte bei dieſem Geſchäft eine Sura des Korans in den Silberbart, und Kelanu's Feile, die die Goldſtücke benagte, begleitete die erhabenen Prophetenworte mit ihrem eintönigen Geräuſch.

Du ſchreibſt alſo mehr in den Schuldſchein, als darin ſteht? fragte Kelanu nach einer Weile den Alten.

Allerdings, erwiederte Nervan, das Gegentheil wäre eine elende Abänderung!

Wenn dich aber nun der Schuldner der Verfälſchung anklagt vor dem Richter, wendete Kelanu ein, da beſtehſt du ja mit Schanden.

Dann, antwortete Nervan, lege ich meine Hand auf den Koran, oder worauf es ſonſt dem Richter beliebt, und ſchwöre, daß der böſe Zahler gelogen hat.

Ein falſcher Eid? rief Kelanu entſetzt.

Thor! ſchalt Nervan. Was iſt ein Eid? Die Anrufung eines Weſens, von deſſen Daſein wir ſo gut als nichts wiſſen, zur Zeugſchaft über eine Thatſache, von der dieſes Weſen nichts weiß. Ich bin alt geworden, aber niemals habe ich geſehen, daß Allah den Meineidigen geſtraft hätte. Und wäre ja noch ein Bedenken dabei, ſo giebt es auch dafür Rath. Du denkſt dir bei dem Eidſchwur andere Worte, als du ausſprichſt. Die ausgeſprochenen Worte ſind für den Richter und für den Gegner, die gedachten beruhigen dich, und ſo iſt Allen geholfen.

Die Feile und die Worte des Korans ſummten von neuem durch die Zelle. Wozu plagſt du dich aber in deinen alten Tagen mit ſo ſchlechten Künſten? fragte Kelanu ärgerlich über die langweilige Beſchäftigung. Ich dächte doch: an den Eiſenkiſten, die ich hier ſehe, hätteſt du genug dein ganzes Leben lang.

Da haſt du einen ſehr unrichtigen Gedanken ausgeſprochen, mein Sohn, erwiederte Nervan. Der Menſch hat nie genug, und des Goldes kann er nie zu viel haben. Das Gold iſt der eigentliche Muhamed der gebildeten Welt, weil der Eigennutz ihr Allah iſt. Gold iſt das einzige Ding hienieden, das einen wahren bleibenden Werth hat. Freilich darf man es nicht, wie einige blödſinnige Thoren thun, in den Kaſten ſchließen, und darüber wachen, gleich dem hehren Greif über den Zauberſchätzen, die er nicht genießen kann. Nein, man muß es ausſenden, und arbeiten laſſen in der Welt, damit die ausgeflogenen Tauben neue Gefährten mitbringen aus fremden Schlägen, und ſo immer vorwärts ſchreiten und Zinſen auf Zinſen häufen, bis die irdiſche Allmacht errungen iſt; denn der wirklich Reiche iſt der König der Erde, und für Gold iſt ſie ihm feil mit allen ihren Schätzen.

Mit allen? fragte Kelanu erſtaunt.

Mit allen! fuhr Nervan fort. Alles, was nur möglicher Weiſe verkauft werden kann, iſt für Gold zu haben. Für Gold überläßt ſich die Schönheit den Umarmungen eines Pavians, für Gold ſpricht der Kadi dir Recht, ſpricht der Iman dich ſelig. Gold öffnet dir den Divan, wie das Harem des Chalifen, für Gold kannſt du Ehrentitel und Ehrenzeichen haben, zu jedem Preiſe und von jeder Güte. Herrſchaft über Meer und Länder wird zwar mit einer andern Münze bezahlt, mit Menſchenblut, aber Menſchenblut ſteht wieder zu guten Preiſen feil in allen Welttheilen, und ein Wechsler, der ſein Geſchäft recht verſteht, kann ſich in kurzer Zeit bis zum Gebieter der Erde hinaufwuchern.

Du willſt mir einwenden, ſprach Nervan eifrig zu dem kopfſchüttelnden Kelanu, daß man noch keinen Juden oder Armenier findet auf einem der Throne Europa's oder Aſiens. Das iſt blos ein ſchlauer Kunſtgriff, erſonnen von der Weisheit dieſer Männer. Zufrieden mit der Macht, überlaſſen ſie den Sultanen und Chalifen großmüthig die äußern Zeichen derſelben, und herrſchen auf dieſe Weiſe gewaltiger und ſicherer, als ſie herrſchen würden mit der oft ſo unbequemen Krone auf dem Haupte.

Die vortreffliche Vorleſung wurde unterbrochen. Ein vierſchrötiger Kerl mit einem koloſſalen Turban und breitem Säbel, von zwei andern mit Beil, Stab und Geiſel ausgerüſteten Gefährten begleitet, trat in das Gemach und brummte: Mich ſchickt der Kadi.

Dieſer Mann kommt wie gerufen! ſprach Nervan zu Kelanu. Du ſollſt mit ihm dein Probeſtück machen. Dein Verhalten dabei wird entſcheiden, ob ich dich aus der Lehre entlaſſen kann. Eine Wittwe hier in der Nähe war mir nach dieſer Schuldverſchreibung fünfzig Goldſtücke ſchuldig. Ich habe hundert daraus gemacht. Der Kadi iſt pflichtgemäß bereit mir die verlangte Rechtshülfe angedeihen zu laſſen, und du ſollſt dieſe Rechtshülfe in meinem Namen leiten. Ich will dich mit keiner langweiligen Unterweiſung heimſuchen. Merke nur das Eine: Gold allein iſt Weſen, alles Andere iſt Schein. Hier gilt es blos mir meine hundert Goldſtücke zu verſchaffen, durch Ergreifung Alles deſſen, was die Schuldnerin hat, ihre Perſon nicht ausgenommen. Für Klagen über Betrug — eine eherne Stirn, für Bitten — ein ehernes Herz. Die Worte: Aufſchub, Nachſicht, Schonung, Mitleid, ſind böſe Zauberformeln, durch welche ſich einfältige Leute täuſchen laſſen, und vor denen der Weiſe ſein Ohr verſchließen muß.

Kelanu ſtand mit ſeinem Gefolge in der dürftigen Hütte der Schuldnerin. Der befürchtete Einwand war bereits mit edler Unverſchämtheit niedergeſchlagen worden. Das alternde Weib, Redlichkeit, Mangel und tiefen Gram in dem blaſſen, magern Geſicht, jammerte zu Kelanu's Füßen, und eine flüchtige Erinnerung an ſeine Mutter wollte ihm ſchon das Herz erweichen; aber Nervans Lehren hatten ihm zu wohl eingeleuchtet, als daß dies Gefühl hätte Beſtand haben können. Er gab den Bütteln den Befehl zur Auspfändung. Gleich

Harpyen ſtürzten ſie ſich auf das ärmliche Hausgeräth, und ſchleppten es hinaus vor die Hütte.

Nur die Lagerdecken meiner Kinder laßt mir! flehte die Wittwe, als die Unholde zurückkehrten; aber Kelanu winkte, und auch dieſe wurden genommen.

Bald kehrte der Machtbote des Kadi zurück. Ihm folgte ein Mann von höchſtwidrigem Anſehn, eine dicke Peitſche in der Hand. Das ganze Gerümpel iſt nicht fünf Goldſtücke werth, ſagte der Gerichtsdiener. Darum wird die Perſon aushelfen müſſen. Hier iſt ein Sclavenhändler.

Ewige Barmherzigkeit! kreiſchte das unglückliche Weib zu Kelanu hinauf. Wenn Ihr ein Menſch ſeid, verkauft mich nicht. Meine armen Kinder ſind noch ſo klein. Sie würden umkommen ohne Mutterpflege!

Mein Meiſter muß um jeden Preis befriedigt werden, antwortete Kelanu hart, weißt du keinen andern Rath dafür, ſo muß ich dich verkaufen.

Nur einen kurzen Aufſchub, nur einige Nachſicht, flehte die Wittwe. Ich bin geſchickt in allerlei künſtlichen Arbeiten, die theuer bezahlt werden. Ich will meine Schuld nach und nach ehrlich abverdienen, und du haſt denn noch die Genugthuung, neben der Behauptung deines Rechtes Mitleid geübt zu haben gegen eine unglückliche Familie.

Weinend klammerten ſich die Kinder um Kelanu's Kniee und heulten: Laß uns unſre Mutter.

In der augenblicklichen Rührung, die er darüber empfand, ſchien es ihm, als ob dieſer Vorſchlag annehmbar ſei; aber ſogleich fiel ihm ein, daß die Worte, die die Schuldnerin gebraucht, zu den böſen Zauberformeln gehörten, vor denen ihn Nervan gewarnt hatte.

Du hörſt es ſelbſt, wie geſchickt dies Weib iſt, ſprach er zu dem Sclavenhändler. Du wirſt alſo kein Bedenken tragen, hundert Goldſtücke für ſie zu bezahlen, da ich ſie dir für keinen geringen Preis laſſen kann.

Der Sclavenhändler widerſprach, wollte abdingen, und zählte endlich die Goldſtücke auf, die Kelanu einſtrich.

Mutter, Mutter! ſchrieen die Kinder, und hingen ſich von allen Seiten feſt an die verzweifelnde Frau. Aber Kelanu ging trotzig anf ſie zu, und riß die Kinder von ihr los.

Hier iſt deine Sclavin, rief er, das arme Weib dem Menſchenhändler zuführend; dann ging er fort, und das Jammergeſchrei der verwaiſten Kleinen tönte herzzerſchneidend hinter ihm.

Du biſt ſchon ein ganz verſtändiger Menſch geworden in der kurzen Zeit, ſprach Nervan, als Kelanu ihm über die Ausrichtung des empfangnen Auftrags Bericht erſtattet hatte. Du biſt es wohl werth, daß ich dich jetzt in mein beſtes Geheimniß einweihe. Du weißt nun, warum du erwerben mußt, du weißt, was dazu gehört. Du mußt nun auch noch lernen, wie du dir das Erworbene ſichern kannſt. Der blos Reiche ſteht jederzeit auf einer gefährlichen Spitze. Der Neid, die Faulheit, die Ungeſchicklichkeit, die Habſucht Anderer feinden ihn an, und leicht wird er ihren Angriffen erliegen, wenn nicht ein beſonderer Talisman ihn ſchützt. Das iſt ein *Ruf*, der ihm die Liebe und den Schutz drr Menge verbürgt, und Tücke und Gewaltthat von ihm zurückſchreckt. Solcher Ruf iſt von gar mannigfaltiger Art und Beſchaffenheit. Ich aber glaube das beſte Theil erwählt zu haben, und will meine Wahl dem Lieblinge der Geiſter nicht verſchweigen. Folge mir.

Und er führte den Jüngling aus dem Schatzgemache in eine Nebenzelle, und ſchloß ſorgfältig die Thür hinter ſich zu. Erſtaunt ſah ſich Kelanu um in dem neuen Zimmer. Es war vom Boden bis zum Schlußſtein des Deckengewölbes von weiß gebleichten Menſchengebeinen erbaut, und oben am Geſimſe und unten liefen als Verzierung ſchön geordnete Reihen von Todtenſchädeln. Schaudernd blickte Kelauu auf ſeinen Führer und erſtaunte über die plötzliche Verwandlung. die ſich mit deſſen Geſichte zugetragen hatte. Der Mund, um den ſonſt ein liſtiges Lächeln ſpielte, ſtand offen, gleich dem Munde eines Sehers, der prophetiſche Worte verkünden will. Die tückiſch eingekniffenen Augen ſtarrten begeiſtert gen Himmel, und mit einer Stimme voll Salbung fragte er den Jüngling: Was denkt das ſchwache Reiß von dem Baume der Sterblichkeit über dieſe Wohnung?

Ich denke, erwiederte Kelanu verdrießlich: Morad hat das Fleiſch abgefreſſen und Nervan die Knochen übrig gelaſſen.

So denken die Söhne der Thorheit, ſprach Nervan gelaſſen, einen Schwamm unter ſeinem Gewande hervorziehend. Was ihre Augen ſehen, das glauben ſie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Solche ſchwache Urtheile erniedrigen dich vor den Menſchen, über denen du doch hoch ſtehen mußt, wenn es dir wohlergehen ſoll auf dieſer Narrenkugel. Nimm daher dieſen Schwamm und wiſche dir die Augen damit.

Kelanu gehorchte, und als er die Augen aufſchlug, befand er ſich mit ſeinem Führer nicht mehr in dem ſchauerlichen Knochenhauſe, ſondern in einer prächtigen Moſchee, die mit den Gräbern der Sultane und Propheten geſchmückt war, und in der eine Menge gläubiger Muſelmänner ihre Gebete herſagten.

Thue das, was du mich thun ſiehſt, gebot Nervan dem Jünglinge, warf ſich vor einem der Gräber auf das Angeſicht nieder, betete inbrünſtig, und wiederholte dabei, zur großen Erbauung der Anweſenden, fleißig den Kernſpruch des Korans: Allah iſt Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.

Im höchſten Grade erſtaunt, folgte Kelanu dem Beiſpiel des Lehrers. Als dieſer ſeinen Gottesdienſt beendet und ſich wieder von der Erde erhoben hatte, zog er einen Beutel voll kleiner Silbermünzen aus ſeinem Gewande, gab ihn Kelanu, und gebot dieſem das Geld an die Bettler auszutheilen, die die Pforte der Moſchee umlagerten. Kelanu gehorchte. Der Segen des barmherziger Erbarmers über den frommen, gläubigen Muſelmann, der die Vorſchriften des Propheten ſo treulich erfüllt! ſchrie der zerlumpte Chor, und Kelanu kehrte zu Nervan zurück. Dieſer ergriff ſeine Hand, murmelte einige geheimnißvolle Worte, und ſtand im Augenblicke drauf mit ihm wieder in dem bekannten Schatzgewölbe.

Du biſt mir unbegreiflich, weiſer Nervan, ſprach Kelanu hier. Biſt du nicht ein Diener des Geſchlechtes der freien Geiſter, die Muhamed verachten? Wie kommſt du dazu, in Muhameds Tempel deine Andacht zu verrichten, und den gläubigen Muſelmännern deine Schätze aufzuthun?

So denken die Söhne der Thorheit, erwiederte Nervan. Was ihre Augen ſehn, das glauben ſie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Wiſſe, du Feder, die du auf der Fläche der See ſchwimmſt, aber die Klippen nicht ſieheſt, die ſie verbirgt, daß der höchſte Unglaube, die wahre ewige Verneinung, ſich in nichts ſo gewaltig und entſcheidend ausſpricht, als in der Verſpottung Allahs und ſeines Propheten durch erkünſtelte Andacht. Heuchelei iſt die ſtärkſte Waffe unſers Geſchlechtes. Laß Muhameds leichtgläubige Anhänger dich für fromm und gottesfürchtig halten. Zeige dich ihnen, ausgeſtreckt liegend im Gebete in ſeinen Tempeln, opfere dem gläubigen Bettlergeſindel einige Münzen von deinen zuſammengeſtohlnen Schätzen, ſo wird die Schwärmerei deine Laſter zu Tugenden anfärben, und deine Sünden werden für Vollbringung der Vorſchriften der Religion gelten.

Wie biſt du mit deinem Schüler zufrieden? fragte Geiwäraha, die plötzlich zwiſchen ihnen ſtand.

Er könnte ungelehriger ſein, erwiederte Nervan. Nur bei Ausrichtung eines Auftrages von mir hätte ihn faſt eine Anwandlung thörichten Mitleids beſchlichen. Zwar wehrte er ſie noch glücklich genug von ſich ab, aber weniger, weil er ſeine Thorheit erkannte, als weil er ſeine baldige Entlaſſung aus der Lehre wünſchte, die an ſeine Standhaftigkeit geknüpft war.

So mußt du ſchon noch ein wenig Sultan *ſpielen*, ehe du es wirſt, ſagte Geiwäraha, Kelanu's Hand ergreifend, denn ohne ein hartes Herz kann ich dich nicht brauchen.

In einem ſtolzen Königsſaale, unter einem goldnen Thronhimmel, auf Polſtern von Goldſtoff ſaß Kelanu, und Emirn und Veziere lagen anbetend vor ihm auf den Knieen.

Du haſt den Divan getränkt aus dem Borne deiner Weisheit, mächtiger Sultan, ſprach, ſich erhebend, der erſte Vezier, und mit pflichtmäßigem Eifer werden deine Sclaven deinen Willen vollſtrecken. Aber jetzt ſind die Stunden der Ruhe und Erholung gekommen, und der Stahlbogen deines hohen Geiſtes muß abgeſpannt werden durch irdiſche Freuden. Gefiel es meinem Herrn, die Sonne ſeiner Gegenwart leuchten zu laſſen im Cirkus? Die Spiele harren nur deiner Ankunft.

Kelanu hatte von der Ergötzlichkeit, die ſeiner harrte, keinen Begriff, aber er neigte doch gewährend ſein Haupt, und die Großen des Reichs geleiteten ihn durch Marmorgalerien zu einem großen Amphitheater, das von Zuſchauern wimmelte. Ein neuer Thronhimmel harrte dort ſein, ſein Gefolge ſtellte ſich ihm zur Seite, und der Klang einer wilden Muſik, die jetzt losrauſchte, gab das Zeichen zu blutigen Thiergefechten, einem Schauſpiel, das für Kelanu eben ſo neu als anziehend war. Aber dieſe Kämpfe trugen alle den Stempel der Unwürdigkeit und Grauſamkeit. Der gewaltige Auerſtier unterlag der Ueberzahl der grimmigen Doggen, und gegen den einzelnen königlichen Löwen wurden drei Tiger losgelaſſen, die ihn trotz ſeines tapfern Widerſtandes in Stücken zerriſſen. Anfänglich widerte das Schauſpiel den Jüngling an, und er kehrte ſich weg, wenn die angreifenden Beſtien den ruhmloſen Sieg erſtritten hatten und das Zerfleiſchen des Beſiegten begann, aber nur zu ſchnell hatte er ſich daran gewöhnt, und als der edle Elephant, von den Stoßwaffen mehrerer Nashörner durchbohrt, donnernd zur Erde ſtürzte und mit traurigem Gebrüll verendete, da miſchte Kelanu ſchon ſein Beifallgelächter in den Jubel der blutgierigen Menge.

Genug der gemeinen Thierhetze, rief jetzt der erſte Vezier hinunter. Laßt die Fechter herein!

Und von einem Trauermarſche begleitet, traten Paarweiſe zwölf nackende Sclaven in den Cirkus, mit kleinen runden Schildern und breiten blanken Säbeln bewaffnet, und die einzelnen Paare ſtellten ſich ſtreitfertig einander gegenüber. Bei dem Schmettern der Trompeten begann der wüthendſte Einzelkampf, und der Sand des Kampfplatzes, vom Blut der Thiere befeuchtet, trank bald das Blut der elenden Menſchen, die ſich für die Augenluſt ihrer Brüder zerfleiſchen mußten. Nach kurzer Zeit lagen ſechs Beſiegte todt am Boden, und die ſchwer verwundeten Sieger wurden vom Platze getragen.

Dieſe Hunde waren ſchlecht eingeübt, rief der Vezier. Die Luſt hätte viel länger gedauert, wenn ſie ihre Schuldigkeit beſſer gethan hätten. Laſſ't andre kommen, daß das Spiel von neuem beginne!

Kelanu hatte noch nie des Menſchenmordes gräßliche Geſtalt erblickt. Sein Gemüth empörte ſich gegen die Erneuerung des Gemetzels, und er fragte unwillig: Sind wir auch berechtigt, ſo grauſam zu ſpielen mit dieſen Unglücklichen?

Das ſtumme Lächeln ſeiner Großen bewies ihm die Thorheit ſeiner Frage. Nur zwei Stände giebt es in der Welt, belehrte ihn ſein Vezier: Herrſcher und Sclaven. Befehlen, empfangen, genießen, iſt des Herrſchers Beruf, gehorchen, geben und dulden geziemt dem Sclaven, und ſein einziger Ruhm iſt: das, was er hat und was er iſt, freudig ſeinem Gebieter zu opfern. Du biſt Herr hier! Dein Wille iſt der einzige Sultan, dem du zu gehorchen haſt; und dein Wort iſt für deine Sclaven der Rathſchluß der Götter!

Während dieſe Rede tief eindrang in Kelanu's eitles Gemüth, hatte ſich der Cirkus mit neuen Opfern gefüllt, und von neuem begann der blutige Kampf. Kelanu ſah ihm fortan weit gelaſſener zu. Das Mitleid entſchlummerte immer feſter in ſeiner Bruſt. Bald betrachtete er das gräßliche Schauſpiel nur noch mit den Augen der Neugier, und konnte ſich ſchon darüber freuen, wenn einem der Fechter ein geſchickter Streich gelang, der den Gegner tödtete oder verſtümmelte. Das Gefecht dauerte weit länger als das vorige, endlich lagen die Kämpfer blutend und ſterbend am Boden, bis auf das letzte Paar, welches alle Kraft und Kunſt aufbot, die Zuſchauer recht lange zu ergötzen. Jetzt ſtürzte der eine Fechter verwundet nieder, und hob bittend die Hand auf, der Sieger aber packte ihn bei den Haaren, hob den blutigen Säbel, und ſah fragend zu Kelanu hinauf.

Was ſoll das? fragte Kelanu ungeduldig. Warum haut er nicht zu? Der Beſiegte bittet um ſein Leben, erwiederte der Vezier, und der Sieger überläßt dir die Entſcheidung. Solche Gnade iſt aber etwas Ungewöhnliches, und ich halte es für anmaßend, daß ein Sclave ewig leben will.

Ja wohl! rief Kelanu, winkte dem Sieger, der Todesſtreich fiel, und der ganze Cirkus jauchzte aus einem Munde: Heil, Heil, Heil unſerm Sultan Kelanu!

Hinter einem goldnen Dreifuß, beladen mit Pokalen, in denen das Blut der edeln Traube von Schiras perlte, ſaß Sultan Kelanu in ſeinem Harem, deſſen Schönheiten ſein Befehl zuſammengerufen hatte. Die Blüthe aller Länder der Erde von der üppig gebauten dunkelſchwarzen Afrikanerin mit dem blendend weißen Schmelz der Augen und Zähne und den ſchwarzen Kraushaaren, bis zu der großen, kräftigen Nordländerin mit der Schneehaut, den blauen Augen und goldnen Locken, und alle Farben, die zwiſchen dieſen beiden Endpunkten liegen, füllten wimmelnd das ſchimmernde Gemach, und fliſterten, lächelten, ſchmachteten, gingen und hüpften unter einander herum, je nachdem jede glaubte, daß ſie das Eine oder das Andere, ihre Augen, oder Zähne, ihren Wuchs oder Gang, Hand oder Fuß, oder was jede ſonſt am ſchönſten zu haben vermeinte, von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen vermöchte, um das Auge des Gebieters auf ſich zu ziehn.

Lange genoß Kelanu die Süßigkeit der Ungewißheit, aber endlich ſprang er auf, um eine wunderſchöne Cirkaſſierin für die Königin des Harems zu erklären. Da winkte ihn ein Stummer mit Eil' und Angſt in den Vorſaal. Mit einem ſehr beſtürzten Geſicht trat ihm ſein erſter Vezier entgegen.

Die neue Kopfſteuer, ſprach er, die dein Schatz bedurfte, Sultan, hat deine Unterthanen ſchwierig gemacht. Achtzehn Viertel deiner Hauptſtadt haben Abgeordnete an dich geſchickt, welche um die Abſchaffung dieſer Abgabe bitten.

Führe mich zu ihnen, ſprach Kelanu, verdrießlich über die Störung ſeiner Freude, ich will ihre Beſchwerde anhören.

Das ſei ferne von meinem Herrn! antwortete der Vezier. Damit der König ſtets der Ehrfurcht ſeiner Sclaven verſichert bleibe, beherrſche er ſie unſichtbar, gleich der Gottheit! Würdige deinen Knecht, der Bote und Vollſtrecker deines Willens zu ſein.

Sind die Klagen meiner Unterthanen gegründet? fragte Kelanu.

Die Bedürfniſſe des Staates, erwiederte achſelzuckend der Vezier, der Aufwand, durch den die Würde meines Herrn behauptet werden muß, die Feſte, zur Erholung von den Regierungs-Geſchäften unentbehrlich, erfordern manche Opfer. Doch lebt ja das Volk von einem Tage zum andern, und wenn es ſich nur noch einige Luſtbarkeiten verſagen, nur noch etwas fleißiger arbeiten wollte, ſo könnte es bei der neuen Kopfſteuer recht wohl beſtehn.

Du ſagſt mit milden Worten, ſprach Kelanu, ſich ſchon erhitzend, daß meine Unterthanen aus Ueppigkeit und Trägheit unruhig ſind. Haſt du ihnen nicht hierüber deine Meinung eröffnet?

Ich habe es gethan, erwiederte verlegen der Vezier. Aber ihre Antwort war ſo unbeſcheiden, daß ich deßhalb eigentlich Bedenken trug, die frechen Menſchen des Anblickes deiner Perſon zu würdigen.

Nun? fragte Kelanu heftig, und ſeine Augen brannten.

Sie verlangen die Einſchränkungen, die ich *ihnen* anmuthete, von *Dir*, großer Sultan, erwiederte der Vezier. Verminderung des Heeres, das du doch bedarfſt gegen die innern und äußern Feinde, Abſchaffung der Fechtſpiele im Cirkus, Einſchränkung deines Harems —

Genug! rief Kelanu wüthend. Sage den Unverſchämten, daß es bei der Kopfſteuer bleibe, und daß die Elenden, die ſich noch einmal zu aufrühreriſchen Botſchaften an ihren Herrn hergeben werden, ihre Häupter laſſen ſollen an der Schwelle meines Palaſtes!

Der Vezier betete vor Kelanu an, und eilte fort. Dieſer kehrte in den Harem zurück. Noch einmal hielt er allgemeine Heerſchau über die ſchönen Sclavinnen, und als ihm nach langem Kühren und Vergleichen die Cirkaſſierin noch immer die ſchönſte dünkte, ergriff er ſie plötzlich bei der Hand von Elfenbein, und hocherröthend und mit freudefunkelnden Augen ſank ſie, ein Bild entzückter Ergebung, zu ſeinen Füßen.

Da erhob ſich in der Ferne Unglück weiſſagend ein wüſtes Getümmel, und abermals ſtürzte der unwillkommne Stumme herein, den Sultan durch Zeichen beſchwörend, ihm zu folgen.

Im höchſten Zorne über die abermalige Störung eilte Kelanu hinaus. Noch beſtürzter als das erſte Mal nahte ihm der Vezier.

Ich habe deinen Befehl vollſtreckt, meldete er, und die Flamme des Aufruhrs raſet durch deine Hauptſtadt. In unabſehbaren Haufen ſtrömt das Volk gegen deinen Palaſt, Tod und Verderben dir drohend.

Das Verderben über ihren Kopf, rief Kelanu wüthend, und riß den Säbel des Veziers aus der Scheide. Wo iſt meine Leibwache, wo iſt mein Heer?

Deine Trabanten, erwiederte der Vezier, und die Truppen, die in der Stadt liegen, haben ſich vor dem Palaſt aufgeſtellt und erwarten deine Befehle.

Hinaus! donnerte Kelanu, und ſtürzte aus dem Palaſte. Die Truppen begrüßten ihn durch Zuruf und Waffengeklirr. Näher und näher erſcholl das Angriffsgebrüll des Volkes. Ein köſtlich geſchmücktes Roß wurde Kelanu vorgeführt. Er ſchwang ſich hinauf und ſprengte vor die Kriegerhaufen. Helft mir die Aufrührer vernichten! ſchrie er ſie an. Zum Lohne gebe ich Euch meine Hauptſtadt preis. Ihr mögt plündern, morden und brennen nach Eurem Gelüſt! Fort zum Siege!

Heil unſerm Sultan! jubelten die Schaaren, und ſetzten ſich in Bewegung. Faſt zugleich brachen aus der nächſten Straße des Volkes wild empörte Wogen gegen den Palaſt los. An der Spitze ſeiner Reiter warf ſich der muthige Kelanu mitten in das Getümmel und bald ward das Gemetzel allgemein. Die Volkshaufen wichen zurück, grimmig von Kelanu verfolgt. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz trieb er ſie vor ſich her, und wo ſie verſuchten, ſich feſtzuſetzen in den Häuſern, da flammten dieſe empor als Brandopfer des königlichen Zornes. So ward ſchonungslos gewüthet in der unglücklichen Stadt, bis der Abend hereinbrach, bis alle Aufrührer gefallen oder geflohen waren und kein Feind mehr zu bekämpfen übrig blieb. Da wendete Kelanu mit ſtolzer Freude ſein Roß um, und zog mit ſeinen jubelnden Söldnerſchaaren über die Leichen der Erſchlagenen triumphirend nach ſeinem Palaſte zurück.

Von der Blutarbeit verſchnaufend, lag Kelanu auf ſeinen Polſtern, und ſah mit wildem Lächeln in die rothen Feuerwolken, die ſich hier und da aus den bezwungenen Stadtvierteln emporwälzten. An hundert Rebellen ſind gefangen worden mit den Waffen in der Hand, meldete eintretend der Vezier.

Laß ſie ſogleich niederhauen im Hofe des Pallaſtes, befahl Kelanu, und der Vezier eilte fort. Bald tönte das Todesgeſchrei der Verurtheilten kläglich zu dem Gemache des Sultans hinauf. Er hörte ihm erſt eine Weile lächelnd zu, und ſprang dann an das Fenſter, um ſich an dem blutigen Schauſpiel zu weiden. Aber die Diener ſeines Zornes waren ſehr ſchnell geweſen Der Feuersbrünſte trauriger Schein beleuchtete nur noch Leichen, und eben ſtürzte das letzte Opfer in ſein Blut. So ziemt es ſich! rief Kelanu, deſſen Herz ſich nun völlig verſteinert hatte, und wie die Grauſamkeit öfters eine ſchreckliche geheimnißvolle Verwandtſchaft mit der Wolluſt zu zeigen pflegt, ſo flogen jetzt ſeine Gedanken von der Schädelſtätte ſeines Grimmes wünſchend hinüber zu den Freuden ſeines Harems, in denen ihn heute der Aufruhr ſo unwillkommen geſtört hatte. Da ſtand auf einmal Geiwäraha vor ihm, ſchöner, als er ſie je geſehen, aber auch ſchrecklicher. Der vollkommene Körper ſchien zu glühen von dem Wiederſcheine der fernen Brände, und heller als dieſe brannten Grimm und Freude und wildes Sehnen in ihren Augen.

Jetzt biſt du geweiht zu Geiwäraha's Umarmung! rief ſie mit furchtbarer Zärtlichkeit, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

Göttliches Weib! ſtammelte Kelanu, von dem Anblick ergriffen, und von Blutvergießen und frevler Luſt gleich trunken, ſank er an den Buſen des böſen Geiſtes.

Von Geiwäraha's Kuſſe geweckt, erwachte Kelanu am andern Morgen.

Es iſt genug geſchehen für unſere Zwecke, mein Kelanu, ſprach ſie. Du hatteſt von der Natur ſtarke Leidenſchaften und Begierden empfangen, deine Eltern haben ſie ungeſtört wachſen laſſen, und ich habe dich gelehrt, dich ihnen ganz hinzugeben. Du biſt jetzt eine geſchickte Geiſſel für die Gläubigen, und es iſt Zeit, daß du das Reich des Chalifen zu Bagdad ſieheſt, das noch heute das deinige werden ſoll.

Wozu ſoll ich mir erſt ein Reich in der Ferne aufſuchen? fragte Kelanu befremdet, da ich ja hier ſchon unumſchränkter Sultan bin durch die Gunſt deines Geſchlechtes?

Albernes Kind! liſpelte Geiwäraha, ihn küſſend. Ahneſt du denn nicht, daß Alles, was du hier erlebt, nichts war als magiſche Täuſchung, die zu deinem Unterricht gehörte? Du biſt nie aus unſerm Palaſte im Kern der Erde gekommen. In ſeinen Felſenhallen hatten wir dir dein kurzes Traumreich gebaut. Aus Schattenbildern wählteſt du dir eine Schöne aus, und an der Spitze eines Schattenheeres haſt du gegen Schatten gefochten. Hier iſt nichts wirklich, als meine Zärtlichkeit für dich, und die Eindrücke, die in deinem Herzen zurückgeblieben ſind von Allem, was du bisher erfahren. Jetzt erſt trittſt du ein in das Reich des Seins, und jetzt gilt es zu zeigen, was du gelernt haſt in der Schule der Geiſter. Fort nach Bagdad!

In einem Gemache des Chalifen-Palaſtes zu Bagdad ſtand Geiwäraha mit Kelanu. Ein ſchöner Jüngling, reich gekleidet, ſchlummerte auf einem Sopha.

Kelanu, ſagte Geiwäraha. Du ſiehſt hier Raalkur, den Sohn und Erben des Chalifen von Bagdad.

Alſo meinen Nebenbuhler um Bagdads Krone! antwortete dieſer mit mordluſtigen Augen; ich habe aber keinen Dolch, den Schlaf dieſes holden Jünglings zu verewigen.

Das iſt uns auch nicht erlaubt, ſeufzte Geiwäraha. Dürften wir unſere Jünger zum offnen Kampfe wider die Söhne der Gläubigen führen, ſo ſollteſt du einen Köcher voll Pfeile haben, alle mit Scorpiongift beſtrichen. Aber unſere Macht wird gehemmt durch den Muhamed, den wir verabſcheuen. Nie hätte ich dich auch hierher bringen dürfen, hätte dieſer Raalkur nicht den Zorn des Propheten auf ſich gezogen. Deine Hand darf aber nicht wider ſein Leben ſein. Ich werde ihn in Sicherheit bringen und dir ſeine Geſtalt geben.

Indem ſie dies ſagte, hauchte ſie Kelanu an, der augenblicklich des ſchlafenden Raalkur Geſtalt annahm. Eine Berührung ihrer Hand verwandelte Raalkur in einen grünen Papagoi, der, als habe er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, ſich erſchrocken erhob und ängſtlich rufend im Gemache herum flatterte. Kelanu ſprang ihm nach und erhaſchte ihn.

Gieb mir den Vogel! rief ihm Geiwäraha mit finſterm Ernſte zu. Er darf nicht in deinen Händen bleiben.

Warum nicht? fragte Kelanu trotzig. Ich wünſche ſicher zu gehn. Ich könnte einſt deine Gunſt verlieren, und dann möchteſt du leicht dieſen Raalkur gegen mich gebrauchen, wie du mich jetzt als Werkzeug gegen ihn brauchſt. Wenn ich aber dem Papagoi den Hals umdrehe, ſo habe ich von dem Thronerben nichts mebr zu fürchten.

Eben wollte er den Papagoi erwürgen, als Geiwäraha ihm denſelben mit Gewalt entriß. Wie, Böſewicht! rief ſie zornig. Biſt du ſo zügellos in deiner Bosheit, daß die Befehle deiner Beſchützerin nichts über dich vermögen? So komme der Fluch der Blindheit über dich, und damit deine einfältige Tücke nicht die Geheimniſſe unſers Geſchlechtes verrathe, ſo will ich die Erinnerung der Vergangenheit von dir nehmen.

Und verflucht, ſchrie wüthend der verblindende Kelanu, verflucht ſei durch den Propheten, den du haſſeſt, dein verworfenes Geſchlecht! Mögen Eure Bemühungen ewig von den Flüchen derer begleitet werden, denen Ihr zu dienen meint. Es iſt weder Friede noch Freundſchaft, weder Dank noch Liebe bei denen, die Böſes thun, und die müſſen Euch am erſten fluchen, die Ihr am meiſten zu ſegnen trachtet!

Geiwäraha antwortete auf dieſe Strafrede nichts, denn ſie merkte es wohl an dem Grauen, das ihr ankam, daß nicht Kelanu zu ihr ſprach, ſondern der Prophet zu Mekka durch Kelanu's Mund. Heulend flog ſie hinweg, und ſuchte mit Gewiſſensangſt die Höhlen der Erde und die Thäler des Todes.

Traurig ſtand Kelanu da in ſeiner doppelten Dunkelheit, denn auch die Erinnerung der Vergangenheit war von ihm genommen, und er ſtarrte mit den Augen ſeines Leibes und Geiſtes zugleich in einen öden, finſtern, bilderleeren Raum.

Da öffneten die Kämmerlinge und die Stummen die goldenen Pforten des Gemaches, und warfen ſich vor dem falſchen Raalkur auf die Erde.

Der Tod, ſprach der oberſte Kämmerling, hat Simprahs Augen geſchloſſen, und der Chalif von Bagdad, dein Vater, iſt in den neunten Himmel hinaufgeſtiegen. Die Houris baden ſeinen koſtbaren Leib in Strömen von Milch, und ewige Jungfrauen flechten bei ſeiner Annäherung die Lauben des Paradieſes neu. Er iſt unbeſchädigt über den glühenden Roſt gegangen, und hoch in Ehren unter dem Geſchlecht der Gläubigen.

Kelanu hörte die Stimme des Redners, den er nicht ſah. Er tappte nach der Gegend hin, woher ſie erſcholl, und die Kämmerlinge erſtaunten nicht wenig, als ſie ihren Chalifen ſo ungewiß um ſich herum greifen ſahen, gleich einem Blinden.

Welch ein Unglück hat unſern König und Herrn befallen?! rief der Oberſte der Kämmerlinge. Warum weigert er ſich, die Sclaven zu ſehn, die zu ſeinen Füßen liegen? Ganz Bagdad wartet mit verlangenden Augen, ſeinen neuen Chalifen zu erblicken, und Raalkur würdigt die Getreuen keines Blickes, die ihn für ihren Herrn erkennen!

Laßt denn einen reichen Lohn für den ausrufen, befahl Kelanu, der dem Chalifen von Bagdad die Kraft des Geſichts wiedergeben wird.

Sieben Tage zogen die Herolde mit Trompeten umher, und riefen die reichſte Belohnung für den aus, der Raalkur, dem Chalifen von Bagdad, die Kraft des Geſichts wiedergeben würde.

In dichtgedrängten Haufen ſtrömten Bagdads Aerzte nach dem Palaſte, und alle verſprachen dem blinden Chalifen das Geſicht, aber keiner vermochte Wort zu halten. Alle Mittel ſchlugen fehl bei dem unglücklichen Kelanu, der den Glanz des Thrones, den er nicht ſehen konnte, mit dem Verluſte des edelſten Sinnes nur zu theuer bezahlt hatte.

Dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung entzündete Kelanu's böſes Herz zum wüthendſten Grimme, und er befahl alle Aerzte hinzurichten, denen ſeine Heilung mißlänge. Täglich wurde fortan das Beil des Scharfrichters mit Blut genährt, Bagdad betrauerte den Verluſt ſeiner Aerzte, aber den Augen des Chalifen blieb das Licht fremd.

Einige Zeit darauf brachte der Oberſte der Kämmerlinge mit mitleidigem Geſicht einen ſchönen jungen Mann, in der Tracht eines Arztes, in das Gemach des blinden Tyrannen.

Ein neuer Arzt, ſprach er traurig, der ſich vermißt, dem Chaliſen zu ſeinem Geſicht zu verhelfen.

Der Arzt betete an vor Kelanu, aber dieſer befahl ihm verdrüßlich, ohne Verzug zum Werke zu ſchreiten, weil das Beil des Henkers ſchon auf ſein Haupt warte.

Der junge Mann erſchrak nicht über die grauſame Drohung. Er ſtand auf, zog einen Beutel aus ſeinem Gürtel, nahm ein Pulver heraus, blies es dem Chalifen in das Geſicht, und die Schuppen fielen von ſeinen Augen, und Kelanu ſah das Licht, und mit Entzücken den Mann, der es ihm wiedergeſchenkt hatte.

Laßt dieſen Arzt, gebot er ſeinen Kämmerlingen, in meinem Reiche erheben über alle meine Veziere und Edle. Ehre begleite ihn und jede neue Sonne ſehe ſein Glück und ſeinen

Ruhm vermehrt! Verlange von mir, was dein Herz wünſcht, ſprach er zu dem Arzte, und wenn es mein halbes Königreich wäre, du ſollſt es erhalten!

O Chalif, erwiederte der Arzt. Fern ſei es von mir, Ehre und Reichthum zu ſuchen. Vergib mir nur einen Betrug, und das Herz deiner Magd wird auf immer zufrieden ſein.

Kelanu fuhr auf, und ſah ſeinen Helfer ſchärfer an. An der plötzlichen Schaamröthe auf dem ſchönen Geſicht, an den niedergeſchlagenen Augen erkannte er bald, daß er mit einem Frauenzimmer rede.

Glücklich bin ich, rief er, daß die Natur ſelbſt eine würdige Vergeltung für meine reizende Aerztin beſtimmt hat. Ja, ſchöne Fremde, du biſt die Sultanin meines Herzens, und ſollſt meine Freuden mit mir theilen und mein Reich.

Wonnetrunken ſtürzte die Fremde zu Kelanu's Füßen. Die geringſte deiner Sclavinnen zu ſein, rief ſie begeiſtert, war der kühnſte Wunſch der Guſſarat, eines niedern Hirtenmädchens aus dem Gebirge Gabel el Ared.

Ich kenne das Gebirg nicht, von dem du ſprichſt, antwortete Kelanu, ſie aufhebend. Aber das Paradies ſelbſt würde durch die Geburt meiner liebenswürdigen Sultanin nicht erniedrigt werden. Du biſt ein Kleinod, das meiner Krone neuen Glanz geben wird, und dieſer Tag noch ſoll dich zu der Gebieterin des Chalifen Naalkur erheben.

Es iſt ſeltſam, ſprach Guſſarat, daß Naalkur das Gebirge Gabel el Ared nicht kennt, wo er den Tiger gejagt hat auf den Felſen, die über meines Oheims Hütte hängen. Erinnert ſich mein Herr nicht, wie er mich damals um einen Becher Waſſer gebeten? Ich aber brachte dir die Milch unſerer Ziegen, und deine Huld beglückte die arme Guſſarat mit einem liebreichen Scherze, den ich jetzt prophetiſch nennen möchte.

Ach, holdes Mädchen, ſeufzte Kelanu. Mit meinem Geſicht verlor ich jede Erinnerung des Vergangenen. Ich kannte ſogar meinen Stand nicht einmal, als meine Sclaven zu mir kamen, bis mein getreuer Kämmerling mir meinen Titel ſagte. Aber ob du vom Throne oder aus einer Hütte herſtammſt, ob du, gleich dem Sapphir, aus den Tiefen der Erde, oder, gleich dem Morgenſterne, aus dem Palaſte der Sonne gekommen biſt, dein Werth iſt in dir ſelbſt, und kann keinen größern Glanz von dem erhalten, was ihn umgibt. Durch was für eine Kunſt aber, ſchöne Guſſarat, haſt du dies Wunder vollbracht? Wer hat die Schätze der Arzneikunſt vor dir aufgethan? Woher hat eine junge Dirne aus dem Gebirge eine Kenntniß erworben, größer als die der weiſeſten Aerzte von Bagdad?

Einige Zeit, nachdem du in unſern Bergen gejagt hatteſt, erzählte Guſſarat, erfuhr ich den Tod des Chalifen Simprah und das Unglück ſeines Thronerben. Da flatterte meine Sehnſucht auf Taubenflügeln hinüber nach Bagdad zu meinem Herrn, und mir entſchlüpfte gegen die Frau meines Oheims der Wunſch, dir zu deinem Geſicht zu verhelfen.

Aber zornig ſchalt ſie mich, wegen meiner Eitelkeit, wie ſie die Stimme meines Herzens nannte, und trieb mich fort, unſere Ziegen auf die Weide zu führen. Meine Füße gehorchten dem Gebot meiner Baſe, aber mein Herz floh, wie der Leopard, über die Felſen, hin zu meinem Herrn, dem Chalifen. Als ich ſo ſeufzend hinter meinen Ziegen herging, kam mir eine junge Schäferin entgegen. Ihr goldnes Haar war mit dem Schmuck der Fluren durchflochten, Blumengewinde bekränzten ihr Gewand. Leicht und anmuthig hüpfte ſie daher nach den Tönen einer Flöte, auf der ſie blies, und fröhlich ſprang ihre weiße Lämmerheerde ihr nach.

Als ſie mir näher kam, lächelte ſie mich an. Schöne Geſpielin der Ziegen, ſpottete ſie auf eine höchſt reizende Weiſe, wie magſt du dich ſo gern hier an dem üppigen Buſen deines Vatergebirges beluſtigen! Glückliche Guſſarat, deren Vergnügen Gehorſam iſt, aber noch glücklichere Huadir, welche geſegnet iſt durch die pflichtmäßige Unterwürfigkeit ihrer Nichte! Laufe doch deinen verwegenen Ziegen nach, liebe Guſſarat! rief ſie plötzlich mit ſchallendem Gelächter. Dort deine Gefährtin klettert an einem Abgrunde herum!

Ich ſah hin, die Ziege war wirklich in Gefahr, aber der Schäferin Hohn ſchnitt mir zu tief in das Herz. Schönes Mädchen, bat ich ſie, vermehre nicht mein Unglück durch deine grauſamen Spöttereien, lindere es lieber durch Mitleid und guten Rath.

Iſt denn Guſſarat Willens, fragte die Schäferin jetzt plötzlich ernſthaft, dem Rathe ihrer Freundin zu folgen?

Ja, rief ich, befreie mich nur aus meinen unwürdigen Verhältniſſen, und ewig will ich deine Güte preiſen.

So kehre zurück in die Hütte deines Oheims, befahl mir die Schäferin, und gehorche in nichts, was dir auch mag befohlen werden von deinen Verwandten. Wenn ich dich treu erfunden, ſo ſollſt du mich nach drei Tagen wieder an dieſer Stelle antreffen.

Flötend hüpfte ſie fort, und verſchwand bald mit ihrer Heerde zwiſchen den Felſen.

Am Abend kehrte ich mit der Heerde zurück nach der Hütte meines Oheims. Huadir gebot mir ein Böckchen zu ſchlachten für den morgenden Feſttag, aber ihr Befehl galt mir nicht ſo viel, als das Verſprechen, das ich der Schäferin gegeben hatte. Huadir raſete vor Zorn, und rief meinen Oheim zu Hülfe, daß er ihr die widerſpenſtige Nichte zum Gehorſam bringe.

Canſu haßte mich, weil er mir die Schuld beimaß, daß ſein Sohn aus dem Vaterhauſe entflohn war. Er freute ſich des Vorwandes, ſeinen Groll an mir auszulaſſen, ſchleppte mich aus der Hütte, band mich an einen Baum, und mein Blut floß unter unbarmherzigen Geiſſelſtreichen.

Wer iſt der Böſewicht, rief Kelanu aufſpringend, der ſich unterſtanden hat, die Schönheiten meiner liebenswürdigen Guſſarat zu verletzen?! Bei den Mächten der Verheerung: Er und ſein verruchtes Weib ſollen die ausgeſuchteſten Martern erleiden! Laſſet ſie, gebot er den Kämmerlingen, ehe der Morgen anbricht, vor meinen Divan ſchleppen, und laßt ein Blutgerüſt aufrichten, damit ganz Bagdad ein Zeuge ihrer Beſtrafung werde!

Ja, ſprach Guſſarat triumphirend. Alſo müſſen die Feinde des Gerechten umkommen!

Fahre fort in deiner Erzählung, bat Kelanu. Ich ängſtige mich, wenn ich daran denke, wie du der Bosheit deiner Feinde entronnen biſt.

Zwei Tage, erzählte Guſſarat weiter, wurde ich von Canſu und ſeinem Weibe eingeſperrt und gemißhandelt. Am dritten Tage, als Canſu bei der Heerde war, widerſetzte ich mich Huadirs Grauſamkeit. Ich rang mit ihr, ſie ſchrie um Hülfe, es war aber Niemand in der Nähe. Endlich überwältigte ich ſie, ließ ſie ohnmächtig auf der Erde liegen, und eilte nach dem Orte, wo mich die Schäferin verlaſſen hatte. Bei Sonnen-Untergang erſchien meine ſchöne Lehrerin, aber ihre Heerde folgte ihr diesmal nicht. Sie hielt einen Beutel und ein Bündel Kleider in ihren Händen. Nimm dieſen Beutel, meine muthige Schülerin, ſprach ſie zu mir, und zieh' dieſe Kleider an, die die Tracht eines Arztes zu Bagdad ſind. Ich will dich nach dieſer Stadt führen, du mußt verlangen vor den Chalifen gelaſſen zu werden, und wenn du ihm etwas von dem Pulver in dieſem Beutel in die Augen ſtreueſt, ſo wird er ſein Geſicht wieder erhalten. Entzückt warf ich mich in die Kleider, die Schäferin blies mich an, in dem Augenblicke befand ich mich vor dem königlichen Palaſte zu Bagdad; wie mein frommer Wunſch erfüllt wurde, weiß mein Herr, und Stadt und Reich werden dies glückliche Ereigniß ſegnen.

Dieſes Tages, ſprach Kelanu zärtlich, werde ich mich jederzeit mit Entzücken erinnern, denn ich habe nicht allein das Licht meiner Augen, ſondern auch einen Gegenſtand empfangen, der der Betrachtung ſo werth iſt.

Er nahm die ehrgeizige Schöne bei der Hand, und ließ ſie noch an demſelben Tage als Sultanin von Bagdad ausrufen, und in das Schmettern der Zinken und Trompeten, die dieſe Erhöhung dem ſtaunenden Volke verkündeten, erſchollen die Hufſchläge der Reiter, die zu Canſu's und ſeines Weibes Verhaftung aufbrachen nach dem Gebirge Gabel el Ared, und die Axthiebe der Zimmerleute, die das Blutgerüſt für die Unglücklichen vor dem Palaſte des Chalifen aufrichteten.

Huadir war dem Gram um den verlorenen Sohn, und dem Aerger über die ungerathene Nichte erlegen. Der arme Canſu hatte die treue Gefährtin ſeines kummervollen Lebens begraben, und lag in der Nacht einſam auf ſeinem dürftigen Lager, die trübe Vergangenheit noch einmal durchdenkend.

Da erklangen plötzlich Speerſtöße und Säbelhiebe an ſeiner Hüttenthür, und rauhe Stimmen verlangten tobend Einlaß.

Canſu ſah durch das Gitter, und erkannte die Trabanten des Chalifen. Erſchreckt von dieſem Anblick, der unter des neuen Herrſchers blutiger Regierung nur Böſes bedeuten konnte, brach er in laute Klagen aus.

Ihr Geiſter der Luft! jammerte er, wo iſt Kelanu, mein Sohn? Wo ſind die Verſprechungen, die Ihr dem unglücklichen Canſu gegeben? Helft mir jetzt aus meiner Angſt und Noth!

Da erleuchtete ein ſchwacher blauer Schimmer die Kammer, und Geiwäraha ſtand vor ihm.

Was verlangt mein Unterthan? fragte ſie mit tückiſchem Lächeln.

Die Trabanten des Chalifen ſtürmen meine Hütte, antwortete Canſu, und du weißt es guter Geiſt, daß ſie die Boten des Todes ſind.

Fürchte nichts, Canſu, ſprach Geiwäraha mit kaltem

Spott. Erinnere dich deſſen, was ich dir geſagt. Wer darf, mich der Lüge zeihen? Eben jetzt ſollſt du Kelanu in den Armen der herrſchſüchtigen Guſſarat ſehen. Mehr fordere nicht von mir. Dein einziger Wunſch war die Ehe deines Sohnes mit deiner Nichte. Die freien Geiſter ſind zufrieden, wenn ſie ihr Verſprechen erfüllen. Wenn wir deinen Wunſch gewähren, was haſt du noch zu fordern? Ob die blinden Wünſche der Sterblichen aus der Quelle ihrer Weisheit oder ihrer Thorheit fließen, das kümmert unſer unſterbliches Geſchlecht wenig!

Verächtlich wendete ſie ſich von Canfu, breitete ihre Nebelflügel aus und verſchwand vor ſeinen Augen. Unterdeß hatten die Trabanten die Hüttenthür geſprengt, brachen in die Kammer Canfu's, banden den Unglücklichen, und ſchleppten ihn mit ſich fort nach Bagdad.

Ehe die Sonne erwacht war vom Traume der Nacht, ward der Gefangene in den Vorhof des königlichen Palaſtes geführt, und der erſte Morgengruß, den die Kämmerlinge dem Chalifen und ſeiner Sultanin brachten, war die Botſchaft, daß zwar Huadir ihrem Grimme entronnen ſei durch den Tod, daß aber Canfu in Ketten ſeiner Strafe harre. Guſſarats Augen ſchwammen in boshafter Freude bei dieſer Nachricht, und Kelanu erhob ſich zornig, den Feind ſeiner Sultanin vor ſeinen Augen martern zu ſehen.

Neben dem Blutgerüſt war eiu Thron erbaut, auf welchen Kelanu und Guſſarat mit den Großen ihres Hofes ſtiegen. Die Straßen waren mit erwartenden Augen gefüllt, und die ganze Stadt drängte ſich in hitziger Begierde, das blutige Schauſpiel ſo nahe als möglich anzuſehen. Kelanu hatte befohlen, daß keine ſchreckende Ceremonie ausgelaſſen werden ſolle. Seine kurze Herrſchaft war eine Herrſchaft der Grauſamkeit geweſen, und bei dieſer Hinrichtung war er gekommen, ſich ſelbſt zu überbieten.

Zwanzig ſchwarzgekleidete Sclaven, mit kahlen Köpfen und entblößten Füßen, jeder einen Todtenſchädel und eine brennende Fackel von ſtinkendem Geruche tragend, eröffneten den fürchterlichen Zug. Ihnen folgten ſechs andere, durch enge, mit Gebeinen bemalte Kleider in wandelnde Gerippe umgeſchaffen, jeder ein Stück rohes Fleiſch im Munde, von dem das Blut herabtrof. Hierauf erſchienen zwölf rieſengroße Männer. Ihre Geſichter waren feuerroth gemalt, Rauch dampfte aus ihren Naſenlöchern und jeder trug ein nackendes Kind in ſeinen Armen, dem er wirkliche Marter anthat. Denn ſo groß war Kelanu's Grauſamkeit, daß er dieſen unmenſchlichen Zuſatz zu dem gräßlichen Trauerſpiele nicht verlieren wollte, ſondern lieber befohlen hatte, zwölf Kinder aus der Stadt dazu herbeizuſchaffen.

Das Geſchrei der armen Kinder rührte die Herzen des Volkes, und war zugleich eine Verſchärfung der Qual des unglücklichen Canfu, der hinter den zwölf Rieſen hergeſchleppt wurde. Acht Sclaven, in Tiegerhäute eingenäht, trugen ihn. Jeder Sclave hielt einen eiſernen Haken, der in das Fleiſch des Opfers griff, und ſo zum Handgriff diente, es in der Marter zu erhalten.

Guſſarats Bosheit war aber damit noch nicht zufrieden. Sie rief von ihrem Throne herab, daß die Sclaven ihre Haken noch tiefer in das Fleiſch ihres Feindes drücken ſollten. Dieſe gehorchten, und das Jammergeſchrei des Elenden erſcholl ſo kläglich, wie nur Allahs Feinde es ausſtoßen, und nur böſe Geiſter es ohne Erbarmen und Grauen hören können. Bagdad aber ſeufzte, als es die Tyrannei ſeines Chalifen und die Grauſamkeit ſeiner Sultanin wahrnahm.

Jetzt rollte plötzlich ein ſtarker Donner durch den klaren blauen Himmel, und in dieſem Augenblicke ſtand auf dem Blutgerüſte ein ſchöner Jüngling von übermenſchlicher Größe. Zwei große weiße Flügel leuchteten von ſeinen Schultern, eine goldne Rüſtung deckte ſeinen Körper, purpurrothe Flammen wehten als Federbuſch von ſeinem golden Helme, auf ſeiner linken Hand trug er einen Papagoi, und in der Rechten ſchwang er ein leuchtendes Demantſchwert.

Kelanu ahnte Böſes aus dieſer Erſcheinung. Greift den Frechen! ſchrie er, mit ſeiner angebornen Heftigkeit von dem goldnen Seſſel aufſpringend, und riß den Säbel aus der Scheide. Greift ihn, rief Guſſarat, die die Verzögerung ihrer Rache beſorgte, ihm wüthend nach.

Aber mit edelm Zorn in dem Geſicht ſtreckte der Jüngling ſein Schwert gegen die beiden Ungeheuer aus, und ſie blieben unbeweglich in der Stellung ſtehn, die ſie eben angenommen hatten.

Verflucht ſind, rief jetzt der Rächer mit Donnerſtimme, die Handlungen und Werkzeuge der Grauſamkeit!

Und als er dieſe Worte geſprochen, ſchien der ganze Zug in Flammen zu ſtehen, und in einem Augenblicke war Alles, bis auf Canfu und die zwölf Kinder, zu Aſche verbrannt.

Canfu's Sinne waren ſchon faſt erſtarrt im Tode, und das Licht verging vor ſeinen Augen. Als der Jüngling erſchien, hatte er nur noch ſo viel Leben, daß er das ſehen und verſtehen konnte, was geſchah.

Das Geſetz deines Propheten war dir beſchwerlich, redete der Jüngling ihn an, und die unerforſchlichen Wege des großen Allah ſchienen dir krumm und unrichtig. Sollten wohl die Gedanken des ewigen Gottes ſich nach den deinigen richten? Sollte die Hand deſſen, der die Sonne ſchuf, von den eiteln Rathſchlüſſen eines Erdenwurmes gelenkt werden? Kurzſichtiger! Was haſt du dadurch gewonnen, daß du Muhameds Dienſt verlaſſen und den gottloſen Tritten der abtrünnigen Geiſter gefolgt biſt? Weil der Prophet wußte, das aus Kelanu's und Guſſarat's Verbindung nur Böſes entſtehen könne, ſo hatte er in ſeiner Weisheit beſchloſſen, ſie auf immer von einander zu trennen, und dadurch das Leben ſeines Verehrers Canfu zu ſegnen. Aber weil du Muhamed verläugnet und dich mit ſeinen Feinden verbündet haſt, ſo hat er es zugelaſſen, daß ſie deinen Frevel durch die Gewährung deines thörichten Wunſches ſo ſchrecklich beſtraft haben. Sieh' denn, du armer Abgefallener, die Begierden deines Herzens erfüllt!

Und er ſtreckte das leuchtende Schwert nach Kelanu aus, und der Schein von Raalkurs Geſtalt fiel ſammt dem Chalifenſchmucke ab von ihm, und Canfu erkannte ſeinen Sohn. Mit dumpfem Erſtaunen ſah der arme Vater zu ſeinem Peiniger hinauf, und Kelanu war außer ſich, als er mit ſeiner vorigen Geſtalt auch ſein Gedächtniß wieder erhielt, und zugleich erkannte, daß ſeine Grauſamkeit wider ſeinen eignen Vater gerichtet geweſen.

Verfluchte Geiwäraha! ſeufzte ſterbend der unglückliche Canfu. Du haſt wirklich Kelanu mit der hochmüthigen Guſſarat vereinigt. Dein Wort iſt gelöſet und Canfu ein Opfer ſeiner eigenen Thorheit!

Die Augen ſtarr auf ſeinen Mörder gerichtet, verſchied er. Mit wüthenden Blicken hatte Guſſarat die ſeltſame Verwandlung angeſehn. Statt mit dem geliebten Chalifen Raalkur, ſah ſie ſich mit dem verhaßten Hirtenſohne Kelanu vereinigt, und war nicht länger Sultanin von Bagdad, ſondern ein geringes Hirtenweib auf Gabel el Ared. Ihre Zunge war mit Bosheit beladen, aber gefeſſelt durch die magiſche Kraft des leuchtenden Schwertes. Unter dem Volke von Bagdad, das wimmelnd das Blutgerüſt umgab, erhob ſich ein Gemurmel des Abſcheues, der Freude und der Neugier. Es ſah ſich von einem Tyrannen befreit, aber es begriff nicht, wie der Sohn eines Ziegenhirten die Perſon ſeines Chalifen hatte vorſtellen können.

Der Jüngling ſchien in den Seelen der Menge zu leſen. Bewohner Bagdads, redete er ſie an mit majeſtätiſchem Ernſte, Ihr vermißt Euern rechtmäßigen Gebieter. Seht ihn in der Geſtalt dieſes Vogels, die er der Bosheit der abtrünnigen Geiſter verdankt. Glaubt aber nicht, daß Allah dieſe Verwandlung zugelaſſen haben würde, wenn nicht Raalkur durch ſeine Vergehungen dieſe Strafe verdient hätte. Seine Geringſchätzung der Pflichten der Religion, ſeine thörichte Leidenſchaft für die Jagd und andere einem Könige unanſtändige Ergötzungen, über denen er es verſäumte, ſich zur Erfüllung ſeiner Regentenpflichten vorzubereiten: alles dies hatte ihm Allahs Unwillen zugezogen. Jetzt aber hat ſein Leiden ein Ende, und Haſſarak, Bagdads Schutzgeiſt, iſt von Muhamed geſandt worden, den Chalifen ſeinen Unterthanen zurückzugeben.

Er berührte den Papagoi mit ſeinem Schwerte, bald ſtand Raalkur vor den Augen der gerührten Menge, deren dankbarer Jubel in den Himmel emporſtieg. Raalkur aber knieete auf dem Gerüſte nieder.

Im Staube mich demüthigend, betete er mit lauter Stimme, flehe ich Allah an um Verzeihung und Frieden. Ihm gebührt Ehre und Anbetung, und ſo wenig Er unſeres Dienſtes bedarf, ſo undankbar ſind wir, wenn wir dieſen Dienſt verabſäumen. Er empfange meine Gelübde für die treue Erfüllung meiner Herrſcherpflichten. Er verleihe mir Kraft, ſie zu üben zum Heil der Völker, die ſeine Gnade mir anvertraut hat. Es gefällt mir, ſprach Haſſarak, daß deine erſten Worte ein Dankgebet und ein frommer Entſchluß waren. Nachdem du dich aber nun vor Allah gedemüthigt haſt, Chalif, ſo beſteige deinen Thron, und beginne deine Regierung mit Gerechtigkeit über dieſe Sünder gegen Allah und Allahs Volk.

Laßt ſie alſo, befahl Raalkur, das Gerüſt beſteigen, welches ſie zu anderm Zweck erbauen ließen. Aber ihr Tod zeuge nicht von der Abſcheulichkeit ihrer Verbrechen, ſondern von der Menſchlichkeit des Richters.

Und die Trabanten ergriffen die Verurtheilten, und führten ſie von dem Thron auf das Blutgerüſt, wo der Nachrichter ihrer bereits harrte. Kelanu ſtieg mit wildem Trotz hinauf, Guſſarat ſchien die Gegenwart ihres Gefährten unerträglicher zu finden, als das Schickſal, das ihr bevorſtand.

Ehe Kelanu vor dem Blocke niederknieete, ſtampfte er wüthend mit dem Fuße, und ſeine Fauſt und ſeine Augen drohten gegen die Tiefe hinab. Ich bin lebenslang ein Sclave des Böſen geweſen, ſprach er dumpf. Ich habe gearbeitet und nicht eingeſammelt. Ich habe mit Sorgen geſäet, und nicht in Freuden geerndtet. Ich habe den Troſt Anderer vergiftet, aber es iſt kein Segen in meinen Schooß gefallen! Ich bin gehaßt von den Söhnen der Menſchen, verdorrt ſind die Pfade, die ich betreten habe. Meine Thaten ſind zu gefräßigen Geiern geworden, die mein Eingeweide zerfleiſchen, und die ſcharfen Klauen der böſen Geiſter harren meiner an dem Orte der Qual. Schlage denn zu, Beil, weil Allahs Blitz zögert mich zu zerſchmettern, daß mein Andenken auf ewig verlöſche auf Erden!

Die Häupter der Verbrecher waren gefallen. Möchten doch, ſprach Haſſarak zu dem Chalifen, alle deine Urtheilsſprüche dem erſten gleich ſein an Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Dann werden dir deine Unterthanen mit Freuden gehorchen, und Allah, der die wahren Gläubigen belohnt, wird dich dereinſt aufnehmen in die ſeligen Wohnungen ſeines ewigen Paradieſes.

Und Haſſarak ſpannte die glänzenden Flügel aus, und die Arme ſegnend über Bagdad ausbreitend, verſchwand er in den Wolken. Naalkur aber und ſein ganzes Volk ſtürzten nieder auf ihr Angeſicht, und alle riefen mit Dankbarkeit und Inbrunſt: Allah iſt groß!

von Veldeck, ſ. Minneſinger.

Velſchberger, ſ. Meiſterſinger.

Karl Venturini,

geboren am 30. Jan. 1771 zu Braunſchweig, ſtudirte Philoſophie und Theologie zu Helmſtädt, worauf er einige Zeit als Secretär des Etatsraths von Schirach zu Altona lebte. 1795 erhielt er am Erziehungsinſtitute zu Kopenhagen die Stelle eines Lehrers der Statiſtik und Geſchichte, begab ſich aber nach einigen Jahren in ſein Vaterland zurück und wurde Pfarrer zu Hordorf bei Braunſchweig, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Leſebuch der Geſchichtskunde älterer Zeiten. Kopenhagen, 1799.
Pythagoras und ſeine Zeitgenoſſen. Chemnitz, 1801. 2 Thle.
Muhamed Abul Caſem. Kopenhagen, 1802—3. 2 Bde.
Natürliche Geſchichte des großen Propheten von Nazareth. Kopenhagen, 1800—2. 3 Thle.
Chateaubriand's Genius des Chriſtenthums. Amſterdam, 1803. 2 Thle.
Hermann der Sachſen Herzog. Kopenhagen, 1804.
Kloſterzwang und Kloſterfurcht. Kopenhagen, 1805.
Handbuch der vaterländiſchen Geſchichte. Braunſchweig, 1805 u. 6. 2 Thle.
Geſchichte des Urchriſtenthums. Rom, 1807—9. 2 Thle.
Geſchichte unſrer Zeit. Leipzig, 1811—14. 3 Thle.
Geſchichte der ſpaniſchen und portugieſiſchen Thronumkehrung. Altona 1812—21. 3 Thle.
Rußlands und Teutſchlands Befreiungskriege. Leipzig, 1816—19 4 Thle.
Teutſches Heldenbuch. Braunſchweig, 1821. 2 Thle.
Scandinavien und Karl XIV. Braunſchweig, 1821. 2 Thle.
Margarethe von Nordheim. Leipzig, 1824. 2 Thle.
Erich Stenbock. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1828 flgde.
Jean Cavalier. Leipzig, 1831. 2 Bde.

V. zeichnet ſich als Hiſtoriker vorzüglich durch fleißige Studien und eine geiſtreiche und elegante Darſtellung aus. Seine Romane erfreuen ſich guter Erfindung der Situationen, treffender Charakterentwickelung und gewandter Behandlung des Stoffes. Seine früheren theologiſchen Schriften dagegen zogen ihm eben ſo heftigen Tadel zu, als ſie ihm wegen des darin bewieſenen Scharfſinns und Muthes Ehre machten.

Johann Bernhard Vermehren

wurde 1774 zu Lübeck geboren, und ſtarb, noch nicht 30 Jahre alt, als Privatdocent zu Jena am 29. November 1803.

Von ihm erſchien im Drucke:

Ueber Schillers Maria Stuart, Gedicht. Jena, 1800.
Muſenalmanach für 1802 u. 1803. Leipzig und Jena.
Schloß Roſenthal, ein Mährchen. Berlin, 1803.

V. ſchloß ſich in ſeinen Beſtrebungen der romantiſchen Schule an, und bemühte ſich vorzüglich um Vollendung in der Form, ohne jedoch Hervorſtechendes zu leiſten.

Gerhard Ulrich Anton Vieth,

am 8. Jan. 1763 zu Hookſyl im Feverſchen geboren; wurde Schulrath und Direktor der fürſtlichen Hauptſchule zu Deſſau, wo er auch als 73jähriger Greis im Jahre 1836 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Verſuch einer Encyclopädie der Leibesübungen. Ber 1794—95. 2 Thle.
Phyſikaliſcher Kinderfreund. Berlin, 1798—1809. 10 Thle.
Sammlung einiger Schulreden. Deſſau, 1818.
Lehrbücher der Mathematik und Phyſik ꝛc.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Ein tüchtiger Pädagog, deſſen treffliche Schulreden namentlich verdienen hervorgehoben zu werden, da ſie weniger als ſeine Lehrbücher Verbreitung fanden und viel Gutes enthalten.

Vintler, ſ. Meiſterſinger.

Jakob Vogel

war kaiſerlich gekrönter Poet und Barbier zu Stößen zwiſchen Weißenfels und Naumburg in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Ueber ſeine näheren Lebensumſtände iſt nichts bekannt.

Er ſchrieb:

Wandersregeln. Jena, 1617—18. 3 Thle.
Ungriſche Schlacht. Jena, 1626.

Didactiſche und deſcriptive Reimereien im Geſchmacke ſeiner Zeit.

Nicolaus Vogt

ward zu Frankfurt a. M. im Jahre 1763 geboren, widmete ſich vorzüglich dem Studium der Geſchichte und wurde zuerſt als ordentlicher Profeſſor derſelben zu Mainz angeſtellt. Hierauf lebte er in Aſchaffenburg und ſpäter in ſeiner Vaterſtadt als großherzoglich frankfurter geheimer Legationsrath und Oberſchulinſpector; einige Jahre nachher wurde ihm auch die Senatorwürde ertheilt. Er ſtarb daſelbſt 1830.

Seine Schriften ſind:

Syſtem des Gleichgewichts. Mainz, 1785.
Ueber die europäiſche Republik. Frankfurt, 1787—92. 5 Thle.
Guſtav Adolph. Frankfurt, 1790. 2 Thle.
Heinrich Frauenlob. Frankfurt, 1792.
Rheiniſche Bilder. Frankfurt, 1793.
Das Urtheil des Paris, Faoca. Frankfurt, 1792.
Shakeſpears Beruf und Triumph. Frankfurt, 1792.
Geſchichte der franzöſiſchen Republik. Frankfurt, 1792.
Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit. Frankfurt, 1802. 2 Thle.
Anſichten des Rheins. Frankfurt, 1804.
Die Ruinen am Rhein. Frankfurt, 1809.
Die teutſche Nation und ihre Schickſale. Frankfurt, 1810.
Abriß einer Geſchichte der Teutſchen. Frankfurt, 1810.
Hiſtoriſches Teſtament. Mainz, 1814 u. 15. 3 Thle.
Rheiniſche Geſchichten und Sagen. Frankfurt, 1817. 3 Thle.
Rheiniſche Bilder. Frankfurt, 1821.

Lebendige Darſtellung, Scharfſinn und gewandte Behandlung erwarben ſeinen zahlreichen Schriften viele Freunde, reichten aber nicht hin, ihnen einen bleibenden Werth zu verleihen.

Friedrich Siegmund Voigt,

ein Sohn des 1823 verſtorbenen geheimen Hofraths und ordentlichen Profeſſors J. S. Voigt zu Jena, wurde im Octbr. 1781 zu Gotha geboren und widmete ſich der Medicin und Botanik, welche letztere er 1803 als Privatdocent zu Jena lehrte. Im folgenden Jahre wirkte er als praktiſcher Arzt in Gotha, verließ aber dieſe Stellung bald wieder, um nach Jena zurückzukehren, wo er 1807 außerordentlicher Profeſſor und Director des botaniſchen Gartens wurde. 1817 wurde er großherzoglich weimariſcher Hofrath, ſpäter geheimer Hofrath und 1818 ordentlicher Profeſſor der Botanik.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Darſtellung des natürlichen Pflanzenſyſtems von Juſſieu. Leipzig, 1806.
Syſtem der Botanik. Jena, 1808.
Von der Wichtigkeit des Naturſtudiums. Jena, 1814.
Die Farben der organiſchen Körper. Jena, 1816.
Von dem Werthe der Naturgeſchichte. Jena, 1816.
Grundſätze einer Naturgeſchichte. Frankfurt, 1817.
Ueberſicht der Naturgeſchichte. Jena, 1819.
Syſtem der Natur und ihrer Geſchichte. Jena, 1823.
Almanach der Natur. Jena, 1832.
Cuvier, das Thierreich.
L. C. Richard, Analyſe der Frucht.
Saſſure, chemiſche Unterſuchungen.

Abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Werthe, zeichnen ſich V's naturhiſtoriſche Schriften noch beſonders durch eine klare, deutliche und allgemein verſtändliche Darſtellung, der es jedoch keinesweges an Eleganz und Lebendigkeit fehlt, ſehr vortheilhaft aus.

Johannes Voigt,

geboren am 27. Aug. 1786 zu Bottenhauſen, einem Dorfe bei Meiningen, beſuchte das Gymnaſium zu Meiningen und ging von da nach Jena, um dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, Theologie zu ſtudieren. Indeſſen zog er das Studium der Geſchichte vor und widmete ſich dieſem mit entſchiedener Liebe. — 1809 wurde er als Lehrer an das Pädagogium zu Halle berufen, 1817 aber Archivdirector und Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften zu Königsberg und 1821 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte daſelbſt.

Er gab heraus:

Hildebrand als Papſt Gregor VII. Weimar, 1815.
Geſchichte des Lombardenbundes. Königsberg, 1818.
Leben des Profeſſors C. J. Kraus. Königsberg, 1819.
Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Halle, 1820; 3. Ausgabe 1822.
Darſtellung der ſtändiſchen Verhältniſſe Oſtpreußens. Königsberg, 1822.
Geſchichte der Eidechſengeſellſchaft in Preußen. Königsberg, 1823.
Johann v. Lindenblatts Jahrbücher herausgegeben von V. und F. W. Schubert. Königsberg, 1823.
Geſchichte Marienburgs. Königsberg, 1824.
Geſchichte Preußens bis zum Untergang der Herrſchaft des teutſchen Ordens. Königsberg, 1826—30. 3 Thle.
Leben des Reichs-Burggrafen und Grafen F. F. A. zu Dohna-Schlobitter. Leipzig, 1833.

Einzelne Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Unter den deutſchen Geſchichtsforſchern nimmt V. einen ſehr ehrenvollen Rang ein, wegen der in ſeinen Schriften vorherrſchenden Gründlichkeit, Klarheit und Ueberſichtlichkeit, ſo wie wegen der eleganten und geſchmackvollen Darſtellung, die er ihnen zu gleicher Zeit zu verleihen weiß.

V. Voigt, ſ. Meiſterſinger.

Traugott Gotthilf Voigtel,

geboren am 19. März 1766 zu Siersleben im Mansfeldiſchen, wurde zuerſt Lehrer am lutheriſchen Gymnaſium zu Halle, außerdem 1799 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und 1804 ordentlicher Profeſſor. Hierauf legte er ſeine Stelle am Gymnaſium nieder und erhielt 1809 die zweite Oberbibliothekarſtelle daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Verſuch eines hochteutſchen Handwörterbuchs. Halle, 1793—95. 3 Thle.
Lehrbuch der proſaiſchen Schreibart. Halle, 1802.
Geſchichte des teutſchen Reichs unter Otto dem Großen. Halle, 1802.
Handwörterbuch der teutſchen Sprache. Halle, 1804.
Verteutſchungswörterbuch. Halle, 1811.
Teutſche Geſchichte. Halle, 1818.
Verſuch einer Geſchichte des preußiſchen Staats. Halle, 1819.

Ein eben ſo gründlicher als vielſeitig gebildeter Gelehrter, machte ſich V. vorzüglich durch ſeine lexicographiſchen und theoretiſchen Schriften um die deutſche Sprache und deren Fortbildung verdient.

Gabriel Voigtländer

war um 1633 Stadtpfeifer zu Lübeck und wurde ſpäter, 1639, königlich däniſcher Feld- und Hoftrompeter. Sein Todesjahr iſt unbekannt. — Er veröffentlichte:

Allerhand Oden und Lieder (mit Muſikbegleitung). Lübeck, 1650.

Ein glückliches und witziges Talent, das zu einer anderen Zeit und mit reicherer Bildung ausgerüſtet, gewiß Vorzügliches geleiſtet haben würde.

Heinrich Friedrich Magnus Volger

wurde am 13. Novbr. 1785 zu Hatdorf geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudierte zu Göttingen und erhielt 1807 einen Ruf als Lehrer an das Pädagogium zu Ilefeld, welche Stelle er aber durch mancherlei Umſtände niederzulegen ſich genöthigt ſah. Als Romanſchreiber nimmt er den Namen **Adolf Bühren** an. —

Seine Schriften ſind:

Adolphine, die ſchöne Seiltänzerin. Braunſchweig, 1823.
Vier Wochen in Pyrmont oder wer's Glück hat führt die Braut heim. Braunſchweig, 1824.
Die Reiſe zum Martinsabend. Leipzig, 1825. 2 Thle.
Das Feuerwerk, oder die ſeltſame Bekanntſchaft. Fulda, 1826. 2 Thle.
Die Erzählung auf der Flucht. Fulda, 1827.

Gute Erfindung und eine anmuthige Darſtellung verliehen ſeinen Schriften vielen Reiz, ohne ihnen jedoch Anſpruch auf künſtleriſche Vollendung geben zu können.

Wilhelm Friedrich Volger

ward am 31. März 1794 zu Nentze bei Lüneburg geboren, wo ſein Vater, aus einer hannoverſchen Patrizierfamilie ſtammend, ſelbſt Prediger war und ging 1812 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, doch folgte er bald ſeiner Neigung zu geographiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen. Er erwarb zu Göttingen die philoſophiſche Doctorwürde und wurde, nach ſeiner Heimkehr nach Lüneburg, 1815 erſter Collaborator am Johanneum, dann Subconrector und 1830 Rector daſelbſt. 1836 erhielt er dazu die Direction der zwei Jahre früher errichteten Realklaſſen.

Von ihm erſchien:

Länder- und Völkerkunde. Hannover, 1820; 2. Auflage, 1833.
Lehrbuch der Geographie, erſter Curſus. Hannover, 1839; 9. Aufl.
Lehrbuch der Geographie, zweiter Curſus. Hannover, 1839; 5. Aufl.
Lehrbuch der Geographie, dritter Curſus. Hannover, 1837; 2. Aufl.
Handbuch der Geographie. Hannover, 1836; 4. Aufl.
Lehrbuch der Geſchichte, erſter Curſus. Hannover, 1836; 4. Aufl.
Lehrbuch der Geſchichte, zweiter Curſus. Hannover, 1836; 2. Aufl.

Einer der gründlichſten und zuverläſſigſten Geographen neuerer Zeit hat V. vorzüglich durch ſeine trefflichen Lehrbücher großen und bleibenden Nutzen geſtiftet.

Chriſtian Daniel Voß

wurde am 24. Aug. 1761 zu Querum bei Braunſchweig geboren. Nachdem er ſeine Studien abſolvirt hatte, erhielt er eine Hauslehrerſtelle zu Braunſchweig und 1788 wurde er als Lehrer an das Pädagogium nach Halle berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1799 blieb, wo er eine Profeſſur des Staatsrechts und der Kameralwiſſenſchaften an der dortigen Univerſität erhielt; auch ertheilte ihm der weimariſche Hof den Titel eines herzoglich weimariſchen Rathes. Sein Todestag iſt der 27. April 1821.

Von ihm erſchien im Druck:

Eduard, eine Geſchichte. Leipzig, 1790. 2 Thle.
Hiſtoriſche Gemälde. Leipzig, 1790—93. 4 Thle.
Geſchichte des Hauſes Stuart. Leipzig, 1794—97. 4 Thle.
Geſchichte der engliſchen Revolution. Berlin, 1797.
Das Jahrhundert der Aufklärung. Altona, 1797—1800. 5 Thle.
Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft. Leipzig, 1797—1802. 6 Thle.
Verſuch über die Erziehung für den Staat. Leipzig, 1799. 2 Thle.
Geiſt der merkwürdigſten Bündniſſe und Friedensſchlüſſe des 18. und 19. Jahrhunderts. Gera, 1801—4. 5 Thle.
Rußland beim Anfange des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1802—14. 2 Thle.
Parallelen. Amſterdam, 1809—12. 2 Thle.
Die Zeiten. Weimar, Halle u. Leipzig, 1805—19.

Scharfſinn, Geiſt, Gewandtheit und Vielſeitigkeit erwarben ſeinen Schriften großen Beifall und ſeinem Journal: die Zeiten, einen ausgebreiteten Kreis von Leſern.

Johann Heinrich Voß

am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgiſchen geboren, konnte nach beendigter Schulzeit durch die Armuth ſeines Vaters, der ſeit 1772 als Schulmeiſter ſeine Familie dürftig ernährte, die Univerſität nicht eher beziehen, bis er, von 1769—1772 als Hauslehrer auf Ankershagen, ſich ſelbſt einige Mittel dazu verſchafft hatte. Aber ſein akademiſches Leben gab ihm für ſeine trübe Jugend Erſatz! Er wurde Eins der thätigſten Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, deſſen Freuden und Anregung er drei Jahre lang genoß. Außer Heyne zogen ihn die Docenten wenig an. Seit 1775 lebte er einige Jahre zurückgezogen zu Wandsbeck unweit Hamburg, des alten Asmus Lieblingsſitze. 1778 wurde er Rector zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1782 erhielt er daſſelbe Amt zu Eutin. 1786 ernannte ihn der Prinz Peter Friedrich Ludwig zu Holſtein-Gottorp zum Hofrathe; derſelbe ſetzte ihm 1802, als er wegen ſeiner Kränklichkeit das Schulamt niederlegen mußte, eine lebenslängliche Penſion von 600 Thalern aus. Seiner Freiheit ſich bedienend zog er nach Jena; doch war das dortige Klima ſeiner Geſundheit nachtheilig. Daher brachte er ſeine letzten Jahre in Heidelberg zu, wo er durch eine neue Penſion des Kurfürſten von Baden in äußerlich glücklichen Verhältniſſen lebte. Nur verbitterte er ſeine Tage durch die heftigſten Streitigkeiten, die er als Vorkämpfer des rationalen Proteſtantismus gegen den Symboliker Creuzer zu Heidelberg und gegen Leopold Stolberg führte, als dieſer zu Münſter „ein Unfreier geworden war". Er ſtarb am 30. März 1826.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Sämmtliche Gedichte. Königsberg, 1802. 7 Thle.
Ausgabe letzter Hand. Königsberg, 1826. 4 Thle.
Ueberſetzung von Homer. 4 Thle.
Ovid. 2 Thle. Virgil. 3 Thle. Heſiod und Achheus, Horaz, 2 Thle.
Tibull und Lzydamus, Theocrit, Bion, Moſchus, Ariſtophanes. 3 Thle.
Shakeſpeare, bis 1829. 9 Thle.
Mythologiſche Briefe. Königsberg, 1794. 2 Thle. neue Ausg. 3 Thle. 1827.
Ueber Gleim's Briefſammlung. Heidelberg, 1807.
Ueber Götz und Ramler. Manheim, 1809.
Abriß meines Lebens. Rudolſtadt, 1808.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? im Sophronizon 1819.
Beſtätigung der Stolbergſchen Umtriebe. Stuttgart, 1820.
Voß gegen Perthes. Stuttgart, 1822.
Antiſymbolik. Stuttgart, 1824—26. 2 Thle.
Kritiſche Blätter. Stuttgart, 1828. 2 Thle.
Briefe, herausgegeben von A. Voß. Halberſtadt, 1829.

Ueber dieſen für deutſche Geiſtesbildung ſo bedeutenden, in neuerer Zeit von einer Partei eben ſo heftig angefeindeten, wie von der anderen über die Gebühr geprieſenen Mann, urtheilt, namentlich was ſeine früheren Leiſtungen als Dichter und Ueberſetzer betrifft, am Unbefangenſten der treffliche Bouterweck in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Th. 11 S. 400 mit folgenden Worten: „Natureinfalt, mit Ernſt und Würde verbunden, iſt die Grundlage ſeiner Dichtungen. Wo der Scherz in ihnen ſich hören läßt, weicht er nie aus der Bahn der beſonnenſten Sittlichkeit. Klar und wahr treten die Gedanken und Bilder hervor. Das Gefühl, das aus ihnen ſpricht, iſt warm aus der Seele gequollen, ohne irgend einen Zuſatz von ſchwärmeriſcher Selbſtbethörung. Die Phantaſie des Dichters ſteht immer unter der Aufſicht eines prüfenden Verſtandes. Die Form dieſer Gedichte iſt überall feſt und beſtimmt. Die deutſche Sprache hat außer Klopſtock kein anderer ſo gründlich ſtudirt, und keiner hat ihr ſo viele Geheimniſſe entlockt, die dem nicht verborgen bleiben dürfen, wer ſie ganz als Meiſter beherrſchen will. Das Verdienſt, das echte Volkslied im Geiſte des Zeitalters gebildet zu haben, theilt Voß mit Bürger; aber in Voß'ens Volksliedern und auch in ſeinen übrigen lyriſchen Gedichten und Elegien erkennt man noch mehr die Grundzüge des deutſchen Nationalcharakters. In der Poeſie der Ode iſt Klopſtock Voß'ens Muſter geblieben. Auch der Ausdruck religiöſer Gefühle in mehreren der vorzüglichſten dieſer Oden iſt klopſtockiſch, nur ohne die Dunkelheit, die Klopſtock für keinen Fehler hielt, wo er Andern zu errathen gab, was ihm ſelbſt klar war. Seitenſtücke zu den Liedern von Voß ſind ſeine idylliſchen Gedichte. Auch ſie ſind, ungeachtet der antiken Form in Hexametern und in einem zum Theil theokritiſchen, zum Theil homeriſchen Style, ſo nationaldeutſch, wie wenig andere Gedichte in der deutſchen Literatur. Sie verſetzen uns weder in ein griechiſches, noch in ein romantiſches Arkadien, noch in die ideale Unſchuldswelt Geßner's. Das ländliche Leben, das den Dichter im nördlichen Deutſchland umgab, ſpiegelt ſich in dieſen Nachbildungen der Wirklichkeit ſo klar, als ob die Phantaſie nur ein geringes Verdienſt um ſie hätte. Aber eben darin zeigt ſich die Kunſt dieſer treuen Naturgemälde, daß der Dichter, ohne ſie zu idealiſiren, der gemeinen Wirklichkeit das entzogen hat, wodurch ſie zurückſtoßend wird, und daß er mit der feinſten Beſtimmtheit das Anziehende hervorgehoben hat, das eine poetiſche Bildung annimmt. Eine ſolche Gattung von Idyllen gab es vorher nicht in deutſcher Sprache. Beſonders hat das ländliche Gedicht Luiſe, das dieſe idylliſche Poeſie auf eine ähnliche Art erweitert, wie Geßner der ſeinigen durch den erſten Schiffer einen größeren Umfang gab, die Zuneigung verdient, die es bei dem Publicum gefunden hat. Von komiſchen Idyllen, die nicht Parodieen ſein ſollen, wußte man auch in Deutſchland nichts, bis die von Voß ſogar den plattdeutſchen Dialekt der holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Bauern zu einer Dichterſprache in Hexametern machten. Durch alle dieſe ländlichen Gedichte iſt der Hexameter auf eine ſolche Art in der deutſchen Sprache nationaliſirt, daß er ſeitdem das Fremdartige, das ihm noch anhing, völlig verloren hat, und mit Dichtungen, die ſich dem Volksliede nähern, eben ſo gut harmonirt, wie mit Klopſtock's Epos. Ueber den Werth der Ueberſetzungen der griechiſchen und römiſchen Dichter, die durch Voß'ens Talent, die deutſche Sprache in allen ihren Gelenken zu bewegen, in Deutſchland ganz, wie ſie lebten, aus den Gräbern hervorgerufen zu ſein ſchienen, wird man künftig ein ſichreres Urtheil fällen können, wann die Zeit gelehrt haben wird, ob die deutſche Sprache an die durch dieſe Ueberſetzungen ihr eingedrückten griechiſchen und lateiniſchen Formen ſich gewöhnen kann. Gewiß iſt, daß es in keiner neueren Sprache eine Ueberſetzung der homeriſchen Gedichte giebt, die der deutſchen von Voß den Vorrang im Ganzen ſtreitig machen dürfte. Auch um die Vervollkommnung der deutſchen Verskunſt nach Grundſätzen hat ſich kein Dichter ſo verdient gemacht, wie dieſer. Auf ſeine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, am Ende der Ausgabe ſeiner Schriften vom Jahre 1802, wird jede künftige Metrik, die dieſe Bemühungen fortſetzt, ſich beziehen müſſen.“

Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, dein Licht,
Und wend' auf deine Werke
Mein frohes Angeſicht.
Wie herrlich ſtrahlt die Sonn' empor,
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wir fei'rten all' ermattet
Und ſehnten uns nach Ruh;
Da ſchloß, von Nacht umſchattet,
Dein Schlaf die Augen zu.
In Neſt und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wir.

Da floß ans deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wir lagen ſanft in Stille,
Aufathmend und geſtärkt;
Wir fühlten unſer Leben kaum,
Und um uns ſpielt' ein leichter Traum.

Bald hellte ſich die Frühe
In kühlen Morgenwehn.
Auf Einmal ſteigt, o ſiehe!
Die Sonne roth und ſchön;
Erſt Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau betröpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubeln lebts und webet
Durch Feld, Gebüſch und Luft;
Das Vieh voll Muthes ſtrebet,
Und ſchnaubt den friſchen Duft.
Das Vöglein ſchüttelt ſich vom Thau,
Fliegt auf, und ſinkt im hellen Blau.

Mit heiter'm Aug' und ſinnend
Geht nur der Menſch, und ſchafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Luſt und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet;
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, deine Sonne raget,
Und ſtrahlt uns Lieb' und Macht!
Wohl uns hinfort, wenn's taget
Nach unſrer letzten Nacht!
O Gott! in deinem Sonnenſchein,
Wer wollte nicht auch gern erfreu'n?

Waldgeſang.

Grüne Dämmerung des Haines
Schattet uns umwebend,
Sanfter Glanz des Sonnenſcheines
Blinkt durch Laub, es blinkt des Weines
Glanz entgegen, bebend.

Heit'res Auges ruh'n wir alle
Unter blauem Himmel,
Hell erklingen uns Kryſtalle,
Mit Geſang und Vögelſchalle
Durch das Laubgewimmel.

Mägdlein, friſcher heut und röther,
Schaffen Reiz dem Feſte:
Sonnenhell der Augenäther,
Schalten ſie, wie leichtgewehter
Blumenduft im Weſte.

Schmachtend ſingt aus jungen Sproſſen
Philomel'; o höret!
„Bald iſt unſre Zeit verfloſſen!
Liebt und freut euch, o Genoſſen,
Weil der Frühling währet!“

Reigen.

Sagt mir an, was ſchmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirmeßbier?
Daß ich ſo vor Freude krähe,
Und auf einem Bein mich drehe?
Schurken um und um!

Kommt die ſchmucke Binderin
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haſelnüſſen,
Und dann ſchreit: Ich will nicht küſſen!
Nun, ſo ſchert euch zum...!

Dieſen Strauß und dieſen Ring
Schenkte mir das kleine Ding!
Seht, ſie horcht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudeldidel dum!

Fiedler, fiedelt nicht ſo lahm;
Wir ſind Braut und Bräutigam!
Fiedelt friſch; ich mach' es richtig!
Und beſtreicht den Bogen tüchtig
Mit Kalfonium!

Poliſch muß hübſch luſtig gehn,
Daß die Röcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal kuranzen!
Meint ihr, Trödler, Bären tanzen
Hier am Seil herum?

Heiſa luſtig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verſchränken,
Und an unſern Brauttanz denken!
Heiſa! rund herum!

Ha! wie ſchön das Hackbrett ſummt,
Und der alte Brummbaß brummt!

Ha! wie drehn ſich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!
Dudeldidel, dudeldidel dum!
Dudeldidel dum dum dum!

An Selma.

Du jungfräulicher Geiſt, gleich den Vollendeten
Schon im Staube verklärt: ſchmachtet umſonſt mein Blick,
Deiner Herrlichkeit Abglanz,
Jene Blüthengeſtalt, zu ſchau'n?

Ach! ſo war mir zur Qual dieſes phantaſtiſche
Herz, das geniuskühn Zaubergebilde ſchafft,
Dann in nichtiger Sehnſucht
Nach dem fliehenden Traume ſtrebt!

Traum! Den göttlichen Traum bildet' ihr Seraph mir!
Ihren ahnenden Wunſch hüllt' er in Morgenglanz,
Bracht' in Düften des Schlummers
Dann die heilige Bildung mir!

Uns, zur Liebe geweiht, ach! zu der innigſten
Seelenliebe geweiht: warum beſtrahlt der Mond,
Still die Wolken durchwandelnd,
Uns durch Hügel und Thal getrennt?

Oft beſeelteſt du uns, Liebe; doch unerkannt
Schien dein Odem uns bald ſäuſelnder Frühlingshauch,
Bald ein Nachtigallſeufzer,
Bald Erfriſchung der Sommernacht.

Liebend pflückten wir oft thauige Roſen uns,
Oft Violen zum Strauß, ſchwebten in Blüthenduft
Mit Geſang, wie die Vögel
Durch den ſchimmernden Aether, hin.

Liebelnd hörten wir oft murmeln den Erlenbach,
Sah'n aufſteigen den Mond, ſchwinden das Abendroth
Voll ſüßſchwärmender Wehmuth,
Dachten Tod und Unſterblichkeit.

Schon im himmliſchen Thal, wo wir, noch Seelen nur,
Träumten, ſpielten wir ſtets unter demſelben Strauch,
Pflückten einerlei Blumen,
Horchten einerlei Harmonieen.

Ach! wann dämmerſt du einſt? Eile, geflügelter!
Selma ſeufzet dir auch! Eile, du Wonnetag,
Der zu meiner Geliebten
Ueber Hügel und Thal mich führt!

Selma, wenn dir alsdann ſchnelle Vergeſſenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir der Wangen Gluth
Und des klopfenden Herzens
Ahnung ſagte, daß ich es ſei!

Die Sterne.

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geiſt,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am grauſen Chaos kreiſt!
Wie hehr ſich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen dreh'n!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefſter Fern' in höchſte Höh'n!

Entbrannt von Mutterlieb' umſchweben
Sie, Gott, dein Angeſicht,
Die Sonnen rings, und ſchöpfen Leben
Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, ſatt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

„O Vater!“ preiſt ihr hohes Klanges:
„Du hüllteſt uns in Glanz!
„Du lehrteſt, froh des Preisgeſanges,
„Uns Harmonie und Tanz!
„Den Felſenleib, durchbrauſt von Meeren,
„Erſchuf voll Keim' uns deine Hand:
„Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
„Und wimmle Waſſer, Luft und Land!

„Du ſchmückſt der Berge Haupt mit Wäldern,
„Mit Erz der Berge Schooß;
„Du ſchenkſt Getreid' und Kraut den Feldern,
„Der Wildniß Heid' und Moos!
„Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
„Von Alpenhöh'n zur tiefſten Fluth,
„Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
„Gewürm und Fiſch und Vögelbrut!

„Doch herrſchend ragt in ſeiner Stärke
„Der Geiſt, von Staub umhüllt,
„Das Wunder deiner Wunderwerke,
„Der Menſch, dein Ebenbild.
„Er forſcht, und ſtaunt, der Weſen Leiter
„Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
„Voll Zweck und Eintracht, und ſteigt weiter
„Zur Weisheit und zur Lieb' empor.

„Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
„Verſchmäht er, was nur nährt,
„Und ſchauet tief des Staubes Söhne
„Dem Staube zugekehrt;
„Er, Himmelsſohn, der Willkühr Schranken
„Nicht duldend, keines Glaubens Knecht,
„Erhöht Gedanken auf Gedanken,
„Und ſchwebt in Gottes Licht und Recht.

„Durch Drangſal, Gott, und harte Mühe,
„Regſt du des Geiſtes Kraft,
„Damit ſein ſchwang'rer Keim entblühe
„Zu edler Wiſſenſchaft.
„Und wann, am ſtäten Licht verſchmachtet,
„Die Wiſſenſchaft zu Trägheit welkt:
„Schnell ſtürmſt du, daß die Heitre nachtet,
„Von ſchwarzem Wahn und Trug umwölkt.

„Bald ringt der Geiſt hindurch zur Klarheit,
„Der Urkraft ſich bewußt,
„Vertraut der ſelbſterrung'nen Wahrheit,
„Und ahnet Himmelsluſt.
„Ihm lächelt ſelbſt der Tod, ein Retter!
„Es dorre Laub vom Herbſt verſtreut,
„Es ſäuſle Mai um junge Blätter;
„Der Weiſe denkt Unſterblichkeit.

„Lobſingt durch aller Himmel Ferne!
„Ein Retter iſt der Tod!
„Im Reigentanz, ihr Morgenſterne,
„Lobſinget unſerm Gott!
„Und Vorgefühl des beſſern Lebens
„Durchſchaur' ihn, ſanft hinabgethaut,
„Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
„Empor zu unſerm Reigen ſchaut!“

Die Veredelung.

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' und dumpf auf Deutſchlands Gauen;
Da wandte Gott ſein Angeſicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämm'rung ſchwindet:
Der Wild', ein kaum belebter Klos,
Wird Menſch, blickt um ſich, und empfindet,
Was war und edel iſt und groß.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erſt befehdet,
Doch kühn und kühner, ſingt und redet
Von Menſchenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.
In Zauberſchrift umhergeſchwungen,
Fliegt tauſendfach der weiſe Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und ſchafft Gemeinſinn überall.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Nicht herrſcht durch fremder Formeln Düſter
Hinfort Gerichtsherr oder Prieſter;
Das Volksgeſetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm' und Reich'.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienſt ein Brauch.
Nur Lieb' iſt aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft iſt Amt und Bürde!
Der bauet Kunſt, Gewerb' und Saat;
Der ſchmückt den Geiſt, der Heer und Saat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des treuen Volks Beglücker,
Ihm Rechenſchaft von Hab' und Blut.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Veredelt ſtrebt das Volk, nicht ſchlechter!
Vom Mißbrauch nur geneſt der Thron,
Vom Wahne nur Religion!
Die Feſſel ſtrengt ihr an? Vergebens!
Nur Freiheit ruft uns unſer Gott!
Dem Geiſt im Vollgefühl des Sterbens
Iſt aller Welten Macht ein Spott!
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balſamiſcher duftet der Garten
Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Buſch.
Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabſtürzt,
Gleite ſanft wie ein Traum gegen die ſchäumende Fluth,
Und mein horchendes Ohr hört leiſen Laut, wie des Mädchens
Liebe ſeufzendes Ach, tief in des Falles Geräuſch.
Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
Hier in Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
O ſo beſchwör' ich dich bei des Mädchens reinſter Empfindung,
Die ihr mit Himmelswonn' Augen und Wangen verklärt;
Zeige mir die Geſtalt der Herrlichen, welche voll Tiefſinn,
Fern auf verlaſſener Flur, ihres Erkorenen denkt!
Irrt ſie im bunten Thale, von frohen Geſpielen genöthigt,
Stumm, den grünen Hut über die Augen geſenkt;
Pflückt ohn' Abſicht Blumen, und ſpringt itzt freudig zur Blüthe
Jenes Hollunders, der einſt unſere Küſſe verbarg?
Oder zum rieſelnden Quell, den in hohler Hand ſie bei Mondſchein
Einſt zu trinken mir bot? Spielte ſie zögernd im Quell,
Unachtſam des Getändels um ſie; und lispelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du biſt ja ſo ſtill?
Oder ſitzt ſie einſam im grünen Dunkel der Laube,
Auf der Stelle, wo einſt mir an dem Herzen ſie lag?
Die ihr die ſonnigen Blätter mit duftender Kühle durchathmet,
Weht mir den Roſenbuſch, freundliche Weſte, zurück!
Ach! ſie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
Hingeſenkt auf die Hand, an den gebogenen Aſt;
Thränen netzen die Hand und die glühende Wange; ſie ſeufzet,
Nennet mich, und ſchwer zittert ihr Buſen empor.
Selma, Selma! weine nicht ſo! Du weineſt um mich zwar;
Aber es bricht mir das Herz, Beſte, dich weinen zu ſeh'n.
Der mit ſegnendem Blicke ſo ähnlich unſere Seelen
Schuf, ſo wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
Unſer Vater, beſchied uns Trennungen; aber nicht zürnend
Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
Still! ſie athmet leiſ', auf die müde geweinten Wimper
Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
Und umſtrahlt ihr den Geiſt mit des heiligen Tages Erſcheinung,
Der den Locken der Braut Roſen und Myrthen umflicht:
Athemlos umarmt ſie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
Wolluſt ſchmachtendem Laut drückt ſie ihn feſter ans Herz,
Bebt! und wie Abendroth auf regenbeträufelter Roſe,
Schimmert ein Lächeln ſanft über ihr naſſes Geſicht.

Der ſiebzigſte Geburtstag.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll ſchwellender Haare geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich, und ehrſamer Küſter,
Der faſt Allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit,
Einſt Taufwaſſer gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung geſpielt, und hinweg ſchon Manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte ſein Blick und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangt der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und ſilberfarbenem Hauptaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldner Troddel.

Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserſehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateiniſche Schul' und die theuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und ſeit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung ſeines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er ſelbſt und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie Beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes Zacharias geklinkt und der freundlichen Gattin,
Die ſie ſo gern noch ſähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Tröſtung,
Und wie ſich Alles umher auflöſ' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrauen und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir ſelbſt, du trauteſte; ſolches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weineteſt: Frau nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn; wer getroſt fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der altende, löſte dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete ſüße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und gemuhlt, und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenſter und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch,
Und das beſtäubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knoſpende Roſ' und Levkoj' und ſpaniſchen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheuert die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſims; auch hingen ein Paar ſtettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Meſſing,
Beſen und Mandelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing —

Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft ihn zum Brautſchatz —
Hatte ſie abgeſtäubt und mit glänzendem Wachſe gebonet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſern mit eingeſchliffenen Bildern,
Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Taſſen und Aepfel.

Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leiſ', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende Glas und der Gukguk.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eſchen
Rauſcht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken, und flüſterte halb, was ſie dachte:

„‚Lieber Gott, wie es ſtürmt und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſeht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und das Pfötchen ſich leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!‘“

Sprach's, und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verſchob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwieſpalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, ſie auf den Enkel.
„‚Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!‘“
Dachte ſie leiſ' im Herzen und lächelte ſelber der Thorheit.

Neben dem ſchlummernden Greis, an der andern Ecke des Tiſches,
Deckte ſie jetzt ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellte dann die Taſſen mit zitternden Hände in Ordnung;
Auch die blecherne Doſ', und darin großklumpigen Zucker,
Trug ſie hervor aus dem Schrank und ſcheuchte die ſumſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſimſ' enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

Als ſie drinn umher den Empfang der Kinder bereitet,
Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Geſindeſtube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief ſie, die Thür halb öffnend, Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Welche gehaſpeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiſer ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umſchwung:
„‚Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken,
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann ſchieb den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fort glimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr!
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!‘“

Und der Ermahnenden folgte Marie, und ſprach im Herausgehn:
„Barſch durchkältet der Oſt; wer im Sturm luſtreiſet, iſt unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen ſich craueln.“

Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen entſcharret,
Legte ſie Feuerung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden Augen.

Aemſig ſtand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf, und feſt mit den Knieen ſie zwängend,
Hielt ſie den Rumpf in der linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoos haushälteriſch ſammelnd,
Goß ſie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verſpundete, ſprach ſie gebietend:

„‚Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten ſich naht, das Gebell nicht ſtöre den Vater!
Denkt auch Thomas an die Karpfen für unſeren Sohn und den Paſtor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingseſſen von Alters?
Hol' er vor dunkler Nacht! Sonſt geht ihm der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorſicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir geſtopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt!‘“

Kaum geſagt, ſo enteilte Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maſchigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und ſchloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winſelte; aber, ſobald er
Wärme roch vom friſchen Gebäck des feſtlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und ſtreckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thomas mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror, und ſie ſagt' in der Eile den Auftrag.

„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thomas, vor dunkler Nacht! Sonſt geht dir der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unſerem Sohn und dem Paſtor!

Thomas antwortete drauf, und ſtellte die Häckerlinglad' hin:
„„Splitter', Marie, und Karpfen verſchaff' ich dir früher, denn noth iſt!
Wenn an dem heutigen Tage ſich kitzelich zeiget der Fiſcher,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald iſt der Hälter geöffnet!““

Alſo der rüſtige Knecht; da rannte ſie durch das Geſtöber,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz' und ſchlug ſich über die Schulter,

Als ſie mit ſchärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, ſiehe, da kam's mit verdecktem Geſtühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg ſie herab, und brachte der ämſigen Mutter die Botſchaft,
Welche der Milch abſchöpfte den Rahm zu feſtlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht ſicher, doch glaub' ich!“
Alſo Marie: da verlor die erſchrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie', und ſie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos! ihr entflog im haſtigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatſchen der Peitſch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roſſ' in den Hofraum,
Blank geſchirrt, und der Schlitten mit halb ſchon offnem Verdeckſtuhl
Hielt an der Thür', und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „‚Willkommen!‘“ daher, ‘“Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?‘“ und reichte die Händ' in den ſchönen Verdeckſtuhl;
„‚Lebt in dem grimmigen Oſt mein Töchterchen?‘“ Dann von den Kindern,
Selbſt ſich zu ſchonen, ermahnt: „‚Laßt, Kinderchen!‘“ ſprach ſie, „‚dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eiſernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unſer Geſchlecht ſteinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt iſt zart und ſcheuet die Zugluft.‘“

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entſprang, umarmte ſie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußſack,
Und liebkoſete viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„‚Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?‘“ “
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:

„‚Still! das Väterchen hält noch Mittagsſchlummer im Lehnſtuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!‘“

Sprach's und führte ſie leis in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch und Geſtühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo ſie an Pflöck' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die Enthüllten mit ſtrömender Thräne der Inbrunſt:
„‚Tochter und Sohn, willkommen! Ans Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiſet
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir geſehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermält, du friſch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht roth glühet vom Oſtwind!
O du Seelengeſicht! Denn ich dutze dich, weil du es forderſt!
Aber die Stub' iſt warm und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!‘“

Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſ't die Tochter:
„Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er ſagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rothes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Geſundheit.“

Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
„„Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben! So zart und geſchlank, wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag.“ “

Schalkhaft lächelte drob, und ſprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring ich im Koffer
Unſerem Vater zur Luſt, und dem Mütterchen ohne dein Wiſſen!“

Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leiſe die Thür', und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälſcht auf dem Scheitel bewahret!
Mit heran! wir verſtehn,
In dem Reigen uns zu drehn,
Wie er miſcht, wie er trennt, wie er paaret!

Die Weiber.

Sacht, ihr Kinder!
Tanzt gelinder!
Schaut auf unſern Ehrentanz!
Unſre Hauben,
Mögt ihr glauben,
Sind ſo gut, wie euer Kranz!

Die Mädchen.

In's Geſicht uns geſchaut,
O ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub' euch gefalle!
O wie ſchön! o wie jung!
Zu der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht ſind wir alle!

Die Weiber.

Liebe Männer,
Ihr ſeid Kenner;
Rühmt doch unſrer Hauben Schnitt!
Laßt die tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtſam, Schritt vor Schritt!

Die Mädchen.

Ja gedrehet! ja gerollt!
Wie die Regel es gewollt!
Mit hinauf! mit hinab! in die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o ſo warm!
Sich begegn' an der Wang' und dem Munde!

Die Weiber.

Wir auch ſchreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu!
Freundlich blickend,
Händedrückend,
Gehn wir uns im Tanz vorbei!

Die Mädchen.

O herum mit Geſang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freieren Tanze!
Wann die Haub' uns geziemt,
Sei das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Alle.

Dann ſo friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberſchritt!
Nach der Weiſe
Tanzet leiſe
Auch das fromme Männchen mit!

Die kleine Näherin.

Schweſterchen, mein Finger thut
  Mir ſo wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
  Daß ich nähe;
Eh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Lobe neckt' er mich,
  Bald mit Tadel;
Plötzlich hat er einen Stich
  Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Zorn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
  So gewaltig!
Stich nur, lacht' er, ſtich nur zu;
  Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruß!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schweſter, mehr wie einen Zoll
  Biſt du größer;
Wie man was vertuſchen ſoll,
  Weißt du beſſer.
Mutter, ſag' ich, ſuche doch!
Mäuschen trug ihn wohl in's Loch!

Die Kartoffelernte.

  Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang;

  Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchöngekerbten Knollen,
Weiß und roth, und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

  Nicht umſonſt in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau!
Ward gejätet, ward gehäufet:
Kindlein, Gottes Segen reifet!
Rief ich oft, und traf's genau!

  Einſt vom Himmel ſchaute Gott
Auf der Armen bittre Noth:
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Troſt, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

  Nein, ein Mann ward ausgeſandt,
Der die neue Welt erfand!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's ſein holdes
Nährendes Kartoffelland!

  Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!
Kaum ſind Hände genug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

  Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

  Aber, Kindlein, hört! ihr ſollt
Nicht verſchmähn das liebe Gold!
Habt ihr Gold, ihr könnt bei Haufen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grad' aus Holland, wenn ihr wollt!

Die Arbeiter.

Friſchen Muth, ihr wackern Leute!
    Chor. Greift mit an!
Wer was kann, der zeig' es heute,
    Chor. Was er kann!
Wer nicht aufſtand mit dem Hahne,
Brav zu ſchaffen, den ermahne
  Weib und Mann!
    Chor. Wer nicht u. ſ. w.

Friſcher Muth in allen Thaten
    Chor. Giebt uns Kraft!
Fortgehn ſieht man und gerathen,
    Chor. Was man ſchafft!
Deß wird Jeder überdrüſſig,
Der, wenn andre ſchaffen, müſſig
  Steht und gafft!
    Chor. Deß wird u. ſ. w.

Sagt, was führt in Sorg' und Zweifel?
    Chor. Müſſiggang!
Müſſiggang iſt aller Teufel
    Chor. Ruhebank!
Wer umſonſt als Hummel immer
Zehren will, dem ſchmecket nimmer
  Speiſ' und Trank!
    Chor. Wer umſonſt u. ſ. w.

Wir mit derbem Hunger gehen
    Chor. Froh zu Tiſch!
Lecker ſcheinet, was wir ſehen,
    Chor. Fleiſch und Fiſch!
Fleiſch und Fiſch ſind hohe Mahle!
Aber auch bei kalter Schale
  Sind wir friſch!
    Chor. Fleiſch und u. ſ. w.

Derber Hunger würzt uns alles,
    Chor. Kalt und heiß!
Satt auch ſingt man, froh des Schalles,
    Chor. Froh mit Schweiß!
Denn nach Tiſch iſt Ruheſtunde;
Luſtgeſang in ſteter Runde
  Stärkt den Fleiß!
    Chor. Denn nach u. ſ. w.

Das Nachleben.

Jung iſt alles heut und fröhlich;
  Denn der Tag iſt ſchön;
Und die Weiblein hüpfen wählig
  Trotz den jungen Rehn.
Alter Mann, du lachſt der Sprünge,
  Fröhlich, aber alt?
Setzt euch, Freund'; ein Lied erklinge
  Durch den grünen Wald.

Seht, der Vater nickt uns dankend!
  Hier euch ausgeſtreckt,
Wo der dünne Schatten wankend
  Uns den Raſen fleckt.
Liebſt du mehr der Wärm', o Alter?
  Mädchen machen warm!
Nimm die Wild' und ſteur' als Walter
  Unſerm Mädchenſchwarm.

Ernſthaft, Kinder! Hier vor Jahren
  War der Alt' noch jung,
Und mit ungebleichten Haaren
  That er manchen Sprung.
Künftig reden wir von Tugend
  Und von alter Zeit,
Wann die ausgelaſſne Jugend
  Allzu wild ſich freut.

Schaut an jenem Baum die Namen,
  Meiſt verwachſen ſchon!
Sie, die jung hieher einſt kamen,
  Sind nun all' entflohn.
Ihr nur werdet ausgedeutet,
  Die ihr Stadt und Land
Einſt durch gute That erfreutet;
  Mehr ſind unbekannt.

Heil dem Alten, deß Gedächtniß
Kind und Enkel liebt;
Der der Nachwelt zum Vermächtniß
Thaten übergiebt!
Ob wie Schatten auch verſchwebet
Auf Geſchlecht Geſchlecht;
Wer was Gutes that, der lebet
Erſt im Tode recht!

Tönt durch alle Zeit, Geſänge,
Tönt dem Guten Dank,
Der uns ſchuf die Schattengänge
Und die Raſenbank!
Ihn im jungen Lenz beſinget
Hier die Nachtigall!
Ihm in ſchwüler Nacht erklinget
Horn und Wiederhall!

Aus des neuen Lebens Sterne
Schwebt er oft herab
Durch die Bäum', und ſchauet gerne
Freuden, die er gab.
Horcht, wie ſanft ein leiſer Schauer
Von dem Wipfel fleußt!
Gebt, ſo ruft's, dem Leben Dauer!
Dank dir, guter Geiſt.

Das Wintermahl.

Immerdar mit Schnee und Eis
Laßt den Winter ſchalten!
Wer vom Winter Böſes weiß,
Mag's für ſich behalten!
Dichtgedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punſch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube,
Wärmet uns die Stube.

Tadel hört der Winter viel:
Manchem wird's zu luftig,
Wenn er athmet, dem zu kühl,
Dem zu dumpf und duftig;
Manchem dünkt im weißen Schnee
Gar zu einfach Land und See;
Gern zum Lappen ſchöb' er
Ewiges Geſtöber.

Uns auch machen Nord und Oſt
Oft den Pol zu düſter;
Und was unſer Dach umtoſt,
Dünkt uns kein Geflüſter.
Doch das eng verſchloſſne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.
Uebles kommt zum Uebeln
Durch das ſtarre Grübeln.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk ſtellen;
Wälſchlands Sonne ſollt' uns wohl
Paradies erhellen!
Aber grämlich kreiſt der Bär
Dort um unſern Scheitel her,
Vom beſchneiden Nacken
Schüttelnd Reif und Zacken!

Auf! den Frühlingsgeiſt geſchöpft,
Mit geſchweifter Kelle!
Wenig Tropfen eingetröpft
Schaffen Mild' und Helle!
Schaut und voll iſt jedes Glas!
Voll das große Deckelfaß!
Unverſieglich fleußt es,
Voll des milden Geiſtes!

Ja, von Paradieſeslenz,
Zucker, Rack, Citronen,
Gabt ihr uns die Quinteſſenz,
Kinder heißer Zonen!
Hat euch kluge Hand gebraut:
Froſt und Ungeſtüm verthaut,
Wie am Morgenſtrahle,
Um die heiße Schale!

Wenn ihr, Freund', im Herzen kalt,
Gleich dem Schneemann wäret;
Gleich dem Schneemann würd' euch bald
Haupt und Hirn verkläret!
Hünenſchultrig, wohlgebaucht,
Glänzt die ſchneeige Durchlaucht;
Vor der Augenflamme
Staunet Kind und Amme.

Eingeſchenkt den Frühlingsſaft,
Ihr des Feſtes Horen!
Wer ihn trinkt, fühlt Götterkraft,
Fühlt ſich neugeboren!
Hell in heller Gläſer Klang
Stimmt melodiſcher Geſang;
Gleich dem Lenz entdunkelt,
Facht das Aug' und funkelt!

Sehnſucht des Alters.

Freundlich iſt das Wetter
Für mich alten Mann!
Blüthen treibt's und Blätter,
Daß man's ſehen kann!
Leiſ' im Sonnenſcheine
Wank' ich hier und dort;
Denn die alten Beine
Wollen nicht mehr fort!

Nah, ihr lieben Bäume,
Nahe muß ich ſehn,
Wie die braunen Keime
Halb entgrünt ſich blähn;
Wie hier kaum geſtaltet
Blüth' aus Knospen bricht,
Dort ſchon hell entfaltet
Reiches Obſt verſpricht!

Manches Jahr gekoſtet
Hab ich's, und gedankt,
Wann ihr, Blätter, ſproßtet,
Wann ihr welkend ſankt!
Mancher ſchon der Brüder
Hier und überall
Sank beim Sproſſen nieder,
Sank beim Blätterfall!

Wär' es Gottes Wille;
Gern entſchlief' ich bald:
Denn des Geiſtes Hülle
Wird ſo ſchwach und kalt!
Schauer faßt und Beben
Mich vom Fuß zu Haupt,
Wann Gewölk im Schweben
Mir die Sonne raubt!

Wie das Bienchen ſchaffend
Dort zur Arbeit ſingt;
Arbeitlos und gaffend
Schau' ich's unverjüngt!
Trau'n, vordem nicht ſäumig
Trug ich Müh' und Laſt:
Aber jetzo träum' ich,
Abgeſtorben faſt!

O gebenedeites,
Heiliges Getön,
Wann des Grabgeläutes
Dumpfe Halle wehn!
Matt vom Weltgetümmel,
Sehn' ich mich zu ruhn!
Bald, o Gott, im Himmel
Gieb mir was zu thun!

Huldigung.

Oben glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die ſchöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Treue,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Brich, o Geiſt, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort geengt und Zeit!
Auf zu Gott entfleuch mit franken
Lichtgedanken,
Endlos durch Unendlichkeit!

Schau, wie hehr und wunderprächtig
Alles ſtrahlt, ſo hoch du drangſt!
Vater, gut und weiſ' und mächtig,
O wie dächt' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angſt?

Aller Weſen Stimm' erhebet:
Gott iſt Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub ſich regt und lebet,
Alles ſtrebet
Zu der Geiſter Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geſchrieben
Ward ſein ewiges Gebot:
Reine Menſchlichkeit zu üben;
Ach zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnſucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereiftern Lobgeſang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geiſt uns angefacht.
Ob der Staub um uns zerſtiebe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht!

Der Geſunde.

Geſund an Leib und Seele ſein,
Das iſt der Quell des Lebens.
Er ſtrömet Luſt durch Mark und Bein,
Die Luſt des tapfern Strebens.
Was man mit friſchem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Wer rein, wie Gott ihn ausgeſandt,
Auf Gottes Pfaden gehet,
Voll Stärke hebt er Fuß und Hand,
Und trägt das Haupt erhöhet.
Er herrſcht, als Gottes Ebenbild;
Was ſeine Zunge ſpricht, das gilt;
Und was er ſchafft, beſtehet.

Braucht's Wort und That, voran iſt Er,
Kein Feiger, noch Verſtummer!
Und ſchlage Sturm und Wetter her;
Dem Starken droht kein Kummer.
Sein Werk gedeiht in Hitz' und Froſt;
Ihm würzt der Hunger jede Koſt;
Ihn labt der ſüße Schlummer.

Dann ſchaut er froh das ſchöne Feld
Im Glanz des Morgenlichtes,
Und fühlt: ein Vater ſchuf die Welt,
Kein Gott des Strafgerichtes.
Er ſinget Lied und Dank dem Herrn,
Und freut ſich auch an andern gern
Des frohen Angeſichtes.

So wandelt er getroſt fortan,
Bei wohlerworbner Habe,
Geliebt als Jüngling und als Mann,
Geliebt als Greis am Stabe.
Zuletzt von keiner Siechheit matt,
Verſinkt er alt und lebensſatt,
Wie reife Frucht, zum Grabe.

Frühzeitig welket und erſchlafft
Der Zärtling und der Praſſer,
Gleich Maienbäumchen, deren Kraft
Der Rind' entfleußt wie Waſſer.
Erſchlaffend traurt er, und bereut,
Vom Lenz und Frühroth unerfreut,
Und wird ein Menſchenhaſſer.

Geſundheit, heiliges Geſchenk,
Dich preiſen wir in Chören!
O ſein wir deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren!
Oft kränkt ein jugendlicher Sprung,
Ein Lüftchen und ein kühler Trunk!
Laßt Gottes Gab' uns ehren!

Julius von Voß

wurde am 28. Aug. 1768 zu Brandenburg geboren; er widmete ſich dem Militärdienſte. Nachdem er bis zum Range eines Lieutenants gelangt war, entſagte er ſeinem bisherigen Stande; wahrſcheinlich, um ſeiner Neigung zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich ungeſtörter hingeben zu können. Außerdem erhielt er als Auszeichnung den preußiſchen Militär-Verdienſtorden; ſein Aufenthaltsort war meiſt Berlin. Er ſtarb daſelbſt 1832 an der Cholera. —

Seine bedeutendſten Schriften ſind:

Luſtſpiele. Berlin, 1807—13.
Poſſen- und Marionettenſpiele. Berlin, 1816.
Neue dramatiſche Schwänke. Berlin, 1817.
Theaterpoſſen. Berlin, 1819 und 20. 2 Thle.
Neuere Luſtſpiele. Berlin, 1821. 2 Thle.
Fünfundzwanzig Theaterſpiele. Berlin, 1822.
Neue Theaterpoſſen. Berlin, 1822.
Trauerſpiele. Berlin, 1823.
Neuere Luſtſpiele. Berlin, 1823. 2 Thle.
Auswahl neuer Luſtſpiele für's Hoftheater. Berlin, 1824—27. 7 Thle.
Kleine Romane. Berlin, 1811—16. 11 Thle.

Außer dieſen umfaſſenderen Werken ſchrieb er noch eine ziemlich bedeutende Zahl Romane und einzelne Schauſpiele.

Sehr treffend charakteriſirt ihn Menzel in ſeinem Werke über die deutſche Literatur Th. V. S. 86 mit folgenden Worten: „Die meiſte Energie in frivolen Charakterbildern der Zeit offenbarte Julius von Voß, der die preußiſchen Zuſtände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena beſſer aufgefaßt hat, als irgend ein Anderer. Mehrere ſeiner Romane ſchildern das Junkerthum, die Liederlichkeit u. ſ. w. im damaligen preußiſchen Heere, und dem Geſchichtsforſcher wird es vielleicht nirgends ſo klar, warum Alles ſo kommen mußte, als bei dieſer Lectüre des feinſten Beobachters. In ſeinen „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottloſen übereilten Ehen und Scheidungen, wie ſie damals in Berlin ſehr häufig waren, eine meiſterhafte Schrift von tiefer pſychologiſcher Wahrheit gleich den beſten Satyren der Alten. In ſeinem „Herrn von Schievelbein" ſtellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienſt zu den höchſten militäriſchen und politiſchen Würden gelangt, wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch des „Künſtlers Erdenwallen" führt er uns mitten hinein in die äſthetiſche Faſelei, Theater- und Concertwuth, die ebenfalls damals in Berlin ihren Umſchwung nahm. Und ſo ſind faſt alle ſeine Romane und Luſtſpiele treue Bilder ſeiner Zeit; ja ſelbſt ſeinen ſchmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt, z. B. die „Liebe im Zuchthauſe" iſt eine kräftige Wahrheit des Pinſels nicht abzuſprechen. Solche Schriftſteller, die von ihrer eigenen Zeit nicht mit Unrecht verachtet werden, erhalten doch für die Folgezeit Bedeutung, wie ein Petronius. Wenn Tauſende von albernen Empfindungen, ſentimentalen Tugendſpiegeln, hiſtoriſchen Romanen u. ſ. w. vergeſſen ſein werden, weil ſie Unwahres darſtellen, werden die Schriften dieſes Julius von Voß noch Geltung haben wegen der Wahrheit, mit der ſie ſeine Zeit in einem Moment des tiefſten ſittlichen und politiſchen Verfalls ſchildert."

von Vriberg, ſ. Minneſinger.

Chriſtian Auguſt Vulpius,

geboren zu Weimar am 22. Juni 1763, ſetzte nach vollendeter Schulbildung ſeine Studien auf den beiden Univerſitäten Jena und Erlangen fort und befand ſich, nach erlangter Doctorwürde der Philoſophie, 1787 und 1788 zu Nürnberg als Geſellſchafter und Sekretär des Grafen von Soden. Darauf lebte er bis zum Jahre 1790 abwechſelnd in Leipzig und Erlangen, von wo er ſich nach Weimar begab, um auf einige Zeit die Stelle eines Theaterdichters zu verſehen. Im Jahre 1797 wurde er Bibliothekſſekretär und 1805 Bibliothekar und Inſpektor des weimariſchen Münzkabinetes. Im Jahre 1816 erhielt er den Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch die Auszeichnung des weißen Falken-Ordens. Er ſtarb am 26. Juni 1827.

Seine Schriften ſind:

Abentheuer des Prinzen Kalloandro. Berlin, 1796. 2 Thle.
Abentheuer des Ritters Palmendes. Leipzig, 1784.
Abentheuer und Fahrten des Bürgers und Barbiers Sebaſtian Schnaps. Leipzig, 1798.
Aloiſio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Quedlinburg, 1826.
Armidero, Roman vom Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. Rudolſtadt, 1804. 2 Bde.
Aurelia, Roman. Rudolſtadt, 1804.
Aurora, ein Gemälde der Vorzeit. Leipzig, 1800. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Auswahl romantiſcher Gemälde. Zittau, 1793. 3 Thle. Mit 2 Titelvign.
Bibliothek des romantiſch Wunderbaren. Leipzig, 1805. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Romantiſche Blätter. Leipzig, 1795.
Geſchichte Blondchens. Ein überaus wahrſcheinlicher Roman. Halle, 1787.
Bublina, die Heldin Griechenlands unſerer Zeit. Gotha, 1822. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Erlinde, die Ilm-Nixe. Meißen, 1827. Mit 1 Steindruck.
Romantiſche Erzählungen. Hof, 1801. Mit 1 Kpfr.
Fernando und Kaliſte. Zittau, 1792. Mit 1 Titelvign.
Fürſtinnen, unglücklich durch Liebe. Rudolſtadt, 1801. Mit 1 Kpfr.
Gabrino, einer der abentheuerlichſten Ritterromane. Berlin, 1785.
Gallerie der unterhaltendſten Geiſter- und Zaubergeſchichten. Quedlinburg, 1826. 3 Thle.
Geheimniſſe aus der Fürſten- und Kloſterwelt. Erfurt, 1809.
Romantiſche Geſchichten der Vorzeit. Leipzig, 1792—98. 10 Bde.
Harlekins Reiſen und Abenteuer. Halle, 1798.
Glorioſo der große Teufel, Roman in 3 Thlen. Rudolſtadt, 1806.
Hulda, oder das ſchöne Waſſerfräulein. Leipzig, 1804.
Frau Helda Waldina, die wilde Jägerin. Rudolſtadt, 1805.
Johann von Leiden. Wahre Geſchichte der Vorzeit. Leipzig, 1805. Neue Ausgabe.
Leidenſchaft und Liebe. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Leipzig, 1799.
Don Juan, der Wüſtling; nach dem Spaniſchen des Tirſo de Molina. Penig, 1805.
Karl der Zwölfte bei Bender. Schauſpiel in 5 Acten. Rudolſtadt, 1800.
Leontino, eine romantiſche Geſchichte. Rudolſtadt, 1804.
Lucindora, die Zauberin. Erzählung aus den Zeiten der Mediceer. Leipzig, 1810.
Die Nonne im Kloſter Odivales. Frankfurt, 1803. Mit 1 Kpfr.
Operetten. Baireuth, 1790. 1s Bdchen.
Drei Luſtſpiele. Baireuth, 1791.
Der Maltheſer. Ein hiſtoriſcher Roman. Leipzig, 1804.
Opern aus verſchiedenen Sprachen überſetzt und für die teutſche Bühne neu bearbeitet. Leipzig, 1794. 1. Band.
Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer. Rudolſtadt, 1802.
Don Petro, ein Roman. Berlin, 1785.
Die Portugieſen in Indien. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Hof, 1793. 2 Thle. Mit 1 Kpfr.
Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 5. ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, 1824. 4 Thle. Mit 18 Kpfrn.
Lionardo Montebello, oder der Carbonari-Bund. Fortſetzung des Rinaldini. Leipzig, 1821. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Die Roſe, eine tragiſch-komiſche Erzählung. Baireuth, 1791. Mit 1 Vignette.
Eduard Roſenthal; eine abentheuerliche Geſchichte. Leipzig, 1784. 2 Thle.
Thüringſche Sagen und Volksmährchen. Gotha, 1822. 2 Bdchen.
Adolph von Schönthal. Eine Geſchichte dieſes Jahrhunderts. Halle, 1787.
Die Schreckenshöhle, oder die Leiden der jungen Miranda. Leipzig, 1810.
Serafina, Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Halle, 1790.
Die Sicilianer. Rudolſtadt, 1803. 2 Bde.
Skizzen aus dem Leben galanter Damen. Regensburg, 1791—93. 4 Sammlungen.
Sommertags-, Nachts- und abentheuerliche Romane. Erfurt, 1788. 2 Thle.
Graf Thalheim, eine romantiſche Geſchichte. Erfurt, 1806.
Theodor, König der Korſen. Rudolſtadt, 1801. 3 Bde. Mit 3 Kpfrn.
Thermitonia, das Buch der Geiſtereien. Leipzig, 1825. Mit 1 Vign.
Truthina, das Wunderfräulein der Berge. Erfurt und Gotha, 1822.
Die Vorzeit. Ein Journal für Geſchichte, Dichtung, Kunſt und Litteratur des Vor- und Mittelalters. Erfurt, 1817—20. 4 Bde. Mit illuminirten und ſchwarzen Kpfrn.
Meine Wanderungen. Leipzig, 1787.
Wellenthal. Penig, 1805.
Zauberromane. Leipzig, 1803. 2 Thle.
Die Zigeuner; Roman nach dem Spaniſchen. Rudolſtadt, 1802.
Der Zwerg; ein Roman. Rudolſtadt, 1803. Mit 1 Kpfr.

Ein unermüdlicher Schriftſteller war V. keinesweges ohne Talent der Darſtellung und der Erfindung, namentlich romantiſcher Situationen, aber er wandte die ihm von der Natur verliehenen Gaben nicht auf die rechte Weiſe an und ſtieg zu dem ſchlechten Geſchmack der Maſſe hinunter, anſtatt dieſe, wie er gekonnt hätte, zu ſich heraufzuziehen. Durch ſeinen Rinaldo Rinaldini brach er den Räuberromanen, die ſeitdem wie ein unvertilgbares Geſchwür an unſerer mittleren Literatur haften geblieben ſind und großen Schaden geſtiftet haben, die Bahn und eine Legion von Nachahmungen, deren noch jeder Tag neue erzeugt, folgte. Seine hiſtoriſchen Arbeiten ſind geſchickt zuſammengeſtellte Compilationen. —

W.

Johann Friedrich Ludwig Wachler

wurde am 15. April 1767 zu Gotha geboren. Er beſtimmte ſich für die Theologie und ſtudierte dieſelbe zu Jena und Göttingen. Nach beendigten Studien wurde er 1789 als Profeſſor der Philoſophie nach Rinteln berufen, nahm aber ſogleich im folgenden Jahre den Ruf als Rektor an der Schule zu Herford an. Schon nach vier Jahren, 1794, verließ er dieſe Stellung wieder, um das Amt eines ordentlichen Profeſſors der Theologie zu Rinteln zu bekleiden. 1801 wurde er zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie und ſpäter auch der Geſchichte an der Univerſität Marburg ernannt. Auch dieſen Wirkungskreis verließ er, um 1815 als Regierungs-, Conſiſtorial- und Schulrath und ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Breslau ſich zu begeben. 1824 gab er ſein Amt als Conſiſtorial- und Schulrath auf, um die Oberbibliothekarſtelle zu verſehen, die er bis zu ſeinem am 4. April 1838 erfolgten Tode bekleidete. —

Seine Schriften ſind:

Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Literatur. Lemgo, 1793—1801. 3 Thle.
Handbuch der allgemeinen Geſchichte der literariſchen Kultur. Marburg, 1804. 2 Thle.
Grundriß der Geſchichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. Marburg, 1807.
Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt. Göttingen, 1812—1820. 2 Bde.
Lehrbuch der Geſchichte. Breslau, 1817; 5. Ausg. 1828.
Anſichten über Teutſchlands Zukunft. Breslau, 1817.
Freimüthige Worte über die allerneueſte deutſche Literatur. Breslau, 1817—1819. 3 Hefte.
Wünſchers Lebensbeſchreibung. Frankfurt, 1817.
Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. Frankf. 1819—1821. 2 Thle.
Philomathie. Frankfurt, 1818—1822. 3 Thle.
Lehrbuch der Literaturgeſchichte. Leipzig, 1826.
Die pariſer Bluthochzeit. Leipzig, 1828. 2. Ausg.

W. hat ſich namentlich großes Verdienſt durch ſeine Forſchungen und Leiſtungen auf dem Gebiete der Literärgeſchichte, da er mit reichſtem Wiſſen gründlichen Scharfſinn und die Gabe trefflicher Anordnung und Darſtellung verband, erworben. Als Hiſtoriker im Allgemeinen zeichnete er ſich aus durch Begeiſterung für Wahrheit und Recht, treffendes Urtheil, und edle, würdige Diction.

Carl Adolph von Wachsmann

ward am 27. September 1787 zu Grünberg in Schleſien geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung und trat früh in preußiſche Kriegsdienſte, an dem Feldzuge von 1806—1807 Theil nehmend. Nach dem Frieden von Tilſit in das Badenſche Militair übertretend, focht er in Tirol und Vorarlberg mit und ging dann zu dem in Spanien ſtehenden Badenſchen Contingent. Hier benutzte er alle ihm werdende Muße, um die Sprache, Literatur und Sitte dieſes merkwürdigen Landes auf das Genaueſte kennen zu lernen, wozu ein längerer Aufenthalt in der Mancha und in Madrid ihn beſonders befähigte. Seine Geſundheit litt jedoch ſehr von den Beſchwerlichkeiten, die er im activen Dienſt zu tragen hatte; er kehrte daher 1811 nach ſeinem Vaterlande zurück, nahm ſeinen Abſchied, verheirathete ſich und lebte nun bis 1818 in wiſſenſchaftlicher Stille auf ſeinen Gütern in Schleſien. Der Tod ſeiner geliebten Gattin beſtimmte ihn, ſich nach Breslau zu begeben, um ſich dort zu einer Reiſe in den Orient vorzubereiten. Er ließ jedoch dieſen Plan fahren, kaufte ſich im Rieſengebirge an und lebte, zum zweiten Male glücklich vermählt, bis 1833 auf ſeinen Beſitzungen. Dann ſiedelte er nach Dresden über, wo er gegenwärtig noch ſeinen Wohnſitz hat.

Seine Schriften ſind:

Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1830—1842. 21 Bde.
Lilien. Taſchenbuch. Leipzig, 1838 fgde.
Das Urtheil des Vaters. Hiſtor. Schauſp. Breslau, 1836.
Monographie der Inſel Helgoland. Dresden, 1842.
Viele belletriſtiſche, ethnographiſche, ſtrategiſche, ökonomiſche, kritiſche u. ſ. w. Aufſätze und Abhandlungen in Almanachen und Zeitſchriften.

Reiche Lebenserfahrung, glückliche Erfindungsgabe, lebendig wirkende Phantaſie, gute Charakterzeichnung und ein blühender Styl befähigen v. W. Ausgezeichnetes namentlich im Fache der Erzählung zu liefern, um ſo mehr, als er hiſtoriſche Ereigniſſe zum Mittelpunkte ſeiner Novellen macht und ihnen auf dieſe Weiſe einen bleibenden Werth verleiht, der durch das Streben dieſes Dichters, allem Falſchen und Unwahren männlich, aber ruhig, entgegen zu treten, noch erhöht wird.

Ernſt Wilhelm Gottlieb Wachsmuth,

am 28. December 1784 zu Hildesheim geboren und unter dürftigen Verhältniſſen, die ſein ungemeiner Fleiß durch Stundengeben erträglich machte, auf dem Gymnaſium daſelbſt ausgebildet, bezog 1803 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Beſonders Fr. A. Wolf übte auf ihn einen großartigen Einfluß und er beſtimmte ſich für die academiſche Laufbahn. Doch wurden ſeine Vorbereitungen dazu unterbrochen, als er nach kurzer Anſtellung am Pädagogium zu Magdeburg 1811 einem Rufe als Subrector am Gymnaſium zu Zerbſt folgte. Hier wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den neuern Sprachen zu und erlangte dadurch für geſchichtliche Forſchungen, ſeine Lieblingsneigung, außerordentliche Vortheile. Im Jahre 1815 erhielt er eine Lehrerſtelle an der Hauptſchule, zugleich eine außerordentliche Profeſſur für engliſche und italieniſche Literatur an der Univerſität Halle. Dieſe Doppelſtellung machte ihm den ſonſt ſehr angenehmen Aufenthalt in Halle ſo ſchwer, daß er 1820 den Ruf nach Kiel als Profeſſor der alten Literatur und Director des philologiſchen Seminars nicht ausſchlagen konnte. 1825 im Herbſt ward er als Profeſſor der Geſchichte nach Leipzig berufen, woſelbſt er noch mit vielem Erfolg für die Verbreitung ſeiner Wiſſenſchaft, auch in Vorleſungen für die gebildete Bürgerſchaft, als Docent und Schriftſteller gleich unermüdlich wirkt. Er iſt Doctor der Philoſophie und Ritter des Dannebrog-Ordens.

Seine Schriften ſind:

(mit G. F. R. Günther) Athenäum, Zeitſchrift. Halle, 1816—1818. 3 Bde.
Geſchichte der Römer. Halle, 1819.
Entwurf einer Theorie der Geſchichte. Halle, 1820.
Grundriß der allgemeinen Geſchichte der Völker und Staaten. Leipzig, 1826—1839.
Helleniſche Alterthumskunde. Halle, 1826—1828. 2 Thle. 4 Bde. 1830.
Aeltere Geſchichte des römiſchen Staats. Halle, 1819.
Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte der neueren Zeit. Leipzig, 1830—1831. 3 Bde.
Europäiſche Sittengeſchichte. Leipzig, 1831—1839. 5 Bde.
Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg, 1840.

Gründliche Gelehrſamkeit, Scharfſinn, eindringende Forſchung, Gedankenreichthum und Kraft und lebendige, beſeelte Darſtellung haben W. eine ſehr geachtete Stellung unter den deutſchen Hiſtorikern erworben, trotz dem daß ſein Styl von Einigen als geſucht und gratiös angegriffen worden; ein Tadel, der ihn jedoch keinesweges und nicht überall ſo ſtrenge trifft, als er ausgeſprochen ward.

Ferdinand Wachter,

am 29. Juni 1794 auf dem Rittergute ſeines Vaters zu Renthendorf in dem, damals kurſächſiſchen neuſtädter Kreiſe geboren, ſtudierte ſeit 1816 zu Jena die Rechte. Er habilitirte ſich daſelbſt 1820 als Doctor der Philoſophie und erhielt 1834 eine außerordentliche Profeſſur dieſer Facultät.

Seine Schriften ſind:

Die Unanwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutſchen Sprache. Jena, 1820.
Die Liebesraſenden und der Brudermord. Jena, 1821.
Otfried und Repgau, ein ſcherzhaft-ernſtes Gemälde. Neuſtadt a. d. O., 1821.
Brunhild, Trauerſpiel. Jena, 1821.
Roſimund, Trauerſpiel, und Minnelieder. Jena, 1823.
Thüringiſche und oberſächſiſche Geſchichte bis 1247. Leipzig, 1826. Fortſetzung, Leipzig, 1830.
Forum der Kritik im Gebiet der Geſchichte. Altenburg, 1828.
Stiorri Sturluſon's Weltkreis (Heinesbringla überſetzt). Leipzig, 1835—1836. 2 Bde. bis jetzt.

Einer der gelehrteſten und gründlichſten Forſcher und Kenner auf dem Gebiete deutſcher, beſonders thüringiſcher Geſchichte.

Johann Georg Wachter

wurde am 7. März 1673 zu Memmingen geboren. Er ſtudierte zu Tübingen, Leipzig, Halle und Frankfurt, und unternahm nach abſolvirten Studien auf Koſten des Kurfürſten von Brandenburg eine Reiſe nach Holland. Nach Beendigung derſelben lebte er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin und genoß eine ihm ausgeſetzte Penſion. Als er dieſe unter Friedrich Wilhelm I. verloren, ging er zuerſt nach Dresden, dann nach Leipzig, wo ihm eine nicht unanſehnliche Beſoldung auf Lebenszeit vom Magiſtrate ausgeſetzt wurde. Er ſtarb am 7. November 1757.

Sein Werk:

Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae. Lips. 1736. 2 Tom.

wird als eine treffliche Vorarbeit für alle ſpäteren Unterſuchungen und Forſchungen auf dieſem Gebiete noch immer mit Recht ſehr geſchätzt.

Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter

ward am 25. November 1762 zu Uelzen im Lüneburgiſchen geboren, ſtudierte in Göttingen Theologie und lebte ſodann als Kandidat zu Hamburg. 1792 wohnte er unter den Hannöverſchen Truppen einigen Feldzügen gegen die Franzoſen bei und ward vor Mainz verwundet. Nach Hamburg zurückgekehrt war er am Erziehungsinſtitut des Profeſſor Voigt thätig. Seit 1814 übernahm er ſelbſt die Leitung dieſer Anſtalt. Als Schriftſteller trat er gewöhnlich pſeudonym als Veit Weber auf. Er ſtarb am 11. Februar 1837.

Er gab heraus:

Sagen der Vorzeit. Berlin, 1787—1798. 7 Thle.
Holzſchnitte. Berlin, 1793.
Hiſtorien. Hamburg, 1794.
Wilhelm Tell, Schauſpiel. Hamburg, 1794.
Der Nachtbote. Berlin, 1793.
Für Freiheit und Recht; zwei Reden. Hamburg, 1815.
Ulrich von Hutten. Hamburg, 1818.
Einzelne Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

W's Sagen der Vorzeit, mit denen er, durch Goethe's Götz von Berlichingen angeregt, das Thun und Treiben während des deutſchen Mittelalters in Erzählungen darzuſtellen ſuchte, machten zur Zeit ihres Erſcheinens, vorzüglich wegen des Gegenſatzes, den ſie zu dem vorherrſchenden ſentimentalen Ton bildeten, großes Aufſehn und wurden begierig geleſen. Licht und Schatten verſtand ihr Verfaſſer allerdings in ſcharfem Contraſte wirken zu laſſen, auch iſt ihm eben ſo wenig Originalität als genauere Kenntniß jener Zeiten abzuſprechen, aber es fehlten ihm Anmuth, Grazie, Feinheit der Empfindung und wahrhaft poetiſche Durchdringung der von ihm behandelten Stoffe, und das Intereſſe des Publikums an ſeinen Schriften verlor ſich bald, ſo daß er den ihm zu Theil gewordenen literäriſchen Ruhm lange überlebte, um ſo mehr, als ſeine anderen Schriften den Sagen der Vorzeit in jeder Hinſicht nachſtehen.

Wilhelm Heinrich Wackenroder

ward 1772 zu Berlin geboren, wo ſein Vater Rath und Bürgermeiſter war, und ſtudierte zu Berlin und Halle Jurisprudenz. Er war ein vertrauter Freund L. Tieck's, da er zugleich mit demſelben ſowohl ſeine Schul-, als Univerſitätsjahre verlebte. Er ſtarb aber leider noch ſehr jung am 13. Februar 1798 als Referendar bei dem Kammergericht zu Berlin.

Von ihm erſchien:

Herzergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1797.

Dies in mancher Hinſicht treffliche, durch Tiefe und Reichthum der Gedanken und gründliche Kenntniß der Kunſt vorzüglich ausgezeichnete Buch, läßt, trotz der Hinneigung zur Myſtik, auf das Lebhafteſte bedauern, daß ſein talentvoller Verfaſſer ſchon ſo früh ſeinem Vaterlande entriſſen wurde.

Carl Heinrich Wilhelm Wackernagel,

am 23. April 1806 zu Berlin geboren, ſtudierte, von Kindheit an im Kampfe gegen dürftige Verhältniſſe geübt, von 1824 — 1827 in ſeiner Vaterſtadt unter Lachmann's mächtigem Einfluß beſonders deutſche Literatur. Seit ſeinen akademiſchen Jahren privatiſirte er bis 1830 zu Breslau; 1831 kehrte er nach Berlin zurück, wo er jedoch nach mehreren vergeblichen Verſuchen keine entſprechende Anſtellung fand. Daher folgte er im Frühlinge 1833 einem Ruf an die Univerſität und das Pädagogium zu Baſel, wo er 1835 zum ordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur ernannt, und, nachdem ihm 1836 das preußiſche Bürgerrecht entzogen worden war, 1837 mit dem Bürgerrecht beſchenkt wurde.

Er veröffentlichte:

Das Weſſobrunner Gebet und die Weſſobrunner Gloſſen. Berlin, 1827.
Gedichte eines fahrenden Schülers. Berlin, 1828.
Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock. Berlin, 1831.
Die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. Baſel, 1833.
Die altdeutſchen Handſchriften der Baſ'ler Univerſitätsbibliothek. Baſel, 1835.
Ueber die dramatiſche Poeſie. Baſel, 1838.
Schwabenſpiegel, erſter Theil. Zürich und Frauenfeld, 1840.
Deutſches Leſebuch. Baſel, 1839 — 1840. 2 Bde. 22. Aufl.

Höchſt verdient um die nähere Kenntniß der deutſchen mittelalterlichen Literatur durch ſeine eben ſo geiſtreichen als gründlichen und genauen Forſchungen und Leiſtungen, hat er ſich auch als lyriſcher Dichter durch die Friſche, Wahrheit, Naivetät und Lebendigkeit ſeiner Poeſieen ſehr rühmlich vor der Menge ausgezeichnet.

Der Tropfen.

Ein Tropfe fällt, es klingt
Das Meer nur leiſe,
Die Stelle wird umringt
Von Kreiſ' an Kreiſe.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Die Alpenroſe.

O Alpenroſe!
Vergönne mir, daß ich dich lob' und preiſe;
Vergönn's dem Winde, daß er mit dir koſe.

O Alpenroſe!
Ich bin der Wind, doch nicht in Windes Weiſe:
Ich nehme nur dein Lob mit auf die Reiſe.

O Alpenroſe!
Hier vor den Leuten lob' ich dich in Verſen:
Mit mir und dir allein thu ich's in Proſe.

O Alpenroſe!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne ſüße,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe loſe!

O Alpenroſe!
Als Falter komm' ich zu dir hergeſtoben,
Daß ich dich ſchauen mög' und möge loben.

O Alpenroſe!
Der Falter bin ich, der von deinem Throne
Sich Edelſteine holt für Kleid und Krone.

O Alpenroſe!
Der Falter bin ich, der von deinem Broſem
Nur einzig lebt, und webt in deinem Odem.

O Alpenröslein!
Gott lohne dirs, du grün beſchattet Sträußlein:
Ich will ja deines Lachens nur ein Bröslein.

O Alpenroſe!
Als du entſproſſeſt aus der Mutter Schooße,
Da wog das Schickſal nichts als weiße Looſe.

O Alpenroſe!
Ob rings die Sonne funkl' im thauigen Graſe,
Du blüheſt ſiegreich fort in deinem Mooſe.

O Alpenroſe!
Schön iſt die Roſ' im Thal, doch ſchöner dieſe
Hoch über Thal und Staub erblühte Roſe.

O Alpenroſe!
Die Nachtigall ſitzt da auf ihrem Reiſe
Und zweifelt, welche Roſe ſie erkieſe.

O Alpenroſe!
Ich zweifle nicht: vom Dorn der Dornenroſe
Iſt wund mein Herz: o heil' es, dornenloſe!

O Alpenroſe!
Schau wie ſich auch mit ihren weiſen Naſen
Im Gärtlein dort die Tulpen all erboſen.

O Alpenröslein!
Das Bäslein nimmt ſein elfenbeinern Döslein
Und ſchnupft und giebt dem Bäslein auch ein Prislein.

Roſe der Alpen!
Laß ſie den Turban rechts und links nur ſtülpen:
Zuletzt vergilbt der Neid doch alle Tulpen.

O Alpenroſe!
Du grünſt und blühſt und glühſt bei Schnee und Eiſe
Der Schnee hat Sorge, daß er nicht zerfließe.

O Alpenroſe!
Ein Bächlein hüpft aus der kryſtallnen Klauſe
Und ſpricht von dir mit plauderhaftem Toſen.

O Alpenroſe!
Du grünſt und blühſt und glühſt bei Schnee und Eiſe:
Rund um mein Herz blühſt du in gleicher Weiſe.

O Alpenroſe!
Auf lebt mein Herz und wird zur grünen Wieſe,
Die rings umſäumt das ſüße Roth der Roſe.

O Alpenroſe!
O grün' und blüh', daß dieſer kahle Felſen
Sich grün belauben mag' und roth beroſen.

O Alpenroſe!
Ein glitzernd Tröpflein hält dein Kelch umſchloſſen:
Iſt's Thau? ſind's Thränen, die auf dich gefloſſen?

O Alpenroſe!
Die Thräne ruht in deines Kelches Schooße,
Die Thräne, meiner Liebe treuſter Bote.

O Alpenroſe!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne loſe,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe ſüße!

Chriſtian Jacob Wagenſeil

ward am 23. November 1756 zu Kaufbeuern geboren, und privatiſirte Anfangs, nachdem er das Studium der Jurisprudenz abſolvirt hatte, in ſeiner Vaterſtadt, ſich blos der Schriftſtellerei hingebend. Später erhielt er daſelbſt die Stelle eines Actuars und 1795 eines Kanzleidirektors, Archivars und Bibliothekars. 1804 wurde er als Stadtkommiſſär nach Kempten verſetzt, und kurze Zeit darauf zum Kreisrath des Illerkreiſes ernannt, dann aber als königlicher Regierungsrath zu Augsburg berufen, wo er 1837 ſtarb.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Schildheim, eine Geſchichte. Gotha, 1779. 2 Thle.
Ehrlichkeit und Liebe, Schauſpiel. Gotha, 1779.
Die Freimaurer, Luſtſpiel. Kaufbeuern, 1780.
Beitrag zur Weisheit und Menſchenkenntniß. Getha, 1780 u. 81. 4 Thle.
Neue Beiträge. Deſſau, 1783. 2 Thle.
Der Abſchied des Kalas. Drama. Kaufbeuern, 1781.
Hiſtoriſche Unterhaltungen. Augsburg, 1781. 6 Thle. Neue Ausgabe 1811.
Vaterlandsgeſchichte. Augsburg, 1783 — 1790. 3 Thle.
Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Kempten, 1785 — 1814. 5 Thle.
Der abenteuerliche Simpliciſſimus. Leipzig, 1785.
Der Gang der Vorſehung. Leipzig, 1791 u. 1793. 2 Thle.
Die Hausfreude. Leipzig, 1807.
Neues hiſtoriſches Handbuch. Augsburg, 1820 — 22. 3 Thle.
Ulrich von Hutten. Nürnberg, 1823.
Geſchichte gefallener Miniſter u. ſ. w. Karlsruhe, 1823 u. 24. 2 Thle.
Beitrag zur Geſchichte der Reformation. Leipzig, 1829.
Literariſcher Almanach von Ratzenberger dem Jüngeren. Leipzig, 1827 fgde.

Ein gewandtes und gefälliges Talent, ausgezeichnet durch gute Darſtellung vorzüglich hiſtoriſcher Gegenſtände, jedoch zu raſch und nur für das größere Publikum arbeitend, als daß er etwas Bedeutendes von bleibendem Werthe hätte liefern können.

Ernſt Wagner

ward 1768 am 2. Februar zu Roßdorf bei Meiningen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war, blieb im älterlichen Hauſe bis zu ſeinem Abgang auf die Univerſität Jena, da er durch ſeinen in der alten Literatur ziemlich bewanderten Vater ohne weiteren Unterricht bis zu dieſer Reife herangebildet worden war. Von Jena zurückgekehrt erhielt er in ſeinem Geburtsorte vom Freiherrn von Wechmar die Stelle eines Gerichtsactuars, Privatſekretairs und Verwalters; welchem Amte er bis 1805 vorſtand, wo er als Kabinetsſekretair nach Meiningen berufen wurde. Er ſtarb daſelbſt am 25. Februar 1812.

Seine Schriften ſind:

Die reiſenden Maler. Leipzig, 1806. 2 Thle. Neue Ausgabe 1820.
Wilibald's Anſichten des Lebens. Meiningen u. Hildburghauſen, 1806. 2 Thle. Neue Ausg. Leipz. 1822.
Reiſen aus der Fremde in die Heimath. Hildburghauſen, 1808 – 1810. 2 Thle.
ABC eines 40jährigen Fibelſchützen. Tübingen, 1810.
Iſidora. Tübingen, 1812.
Geſammelte Schriften, herausgegeben von *Moſengeil.* Leipzig, 1824 — 1828. 12 Bde. in 12.

Glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung, reiche Naturanſchauung, Wärme und Innigkeit, ſo wie Anmuth der Darſtellung und gefälliger Witz, zeichnen W's Romane ſehr vortheilhaft aus und werden ſie im Andenken der Leſewelt noch lange erhalten. Schade, daß hier und da eine verſteckte Luſt an Sinnlichkeit hervorblickt, die nicht kräftig und großartig genug, um entſchieden hervorzutreten, mitunter dem Tone des Ganzen etwas Weichliches und Süßliches verleiht, und ſo dem Totaleindrucke ſchadet.

Auszug aus E. Wagner's hiſtoriſchem ABC.

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben deutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad“ zu ſagen, klinge bäuriſch: es müſſe heißen „Collrad.“ Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die ein Mal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad“ ſagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt, *und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrſchen, ſondern nur die reinſte, von allem wirklichen Betragen ſchon gänzlich befreite Affektation.* Auch der deutſche Landmann iſt nicht mehr ganz frei von affektirtem Weſen, wiewohl es in dieſer Klaſſe bis jetzt viel ſeltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der ſogenannten Mantelfamilie. Es äußert ſich indeſſen unter den Landleuten meiſtens blos in der Sprache, und klingt faſt immer komiſch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die *Bauernſprache* zu rebelliren, — ſich gewöhnlich nur gegen die *deutſche Sprache* auflehnt. So ſagte ja das bekannte zur Dame gewordne niederſächſiſche Bauernmädchen: „die ſchönſte Stadt in der Welt ſei und bleibe doch Wolfenbeutel.“ Ein Heſſiſcher Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er beſitze ſehr ſchöne Feldgäuter und beſonders eine mächtig große Weiſe.“ (Feldgüter, Wieſe.) Ein Thüring'ſcher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'ſche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W.“ Ein Fränkiſcher Dorfſchenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagseſſen: „grüne Erweeſen mit jungen Käuchen und Behütuns!“ d. i. Erbſen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütſen*). Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenſeits mancher fränkiſchen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen ſeltſamen Eindruck gegraben, vermöge deſſen ich mir jedes einzelne Stück von jener Rieſenkoſt, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuns!“ dargeſtellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — alſo etwa in dieſer Figur: ☉!) Selbſt beim Andenken an ganze Schüſſeln voll ſtechen noch die Ausrufungsſtänglein ſo luſtig daraus hervor, wie grüne Peterſilienſtiele zwiſchen den rothgeſottenen Krebſen.

---

*) Hütſe nennt man in einigen fränkiſchen Gegenden eine Art von ſehr feſten Klöſen. Daher kommt das Räthſel: „Welches iſt der Unterſchied zwiſchen Hütſen und Klöſen?“ Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: dieſſeits der fränkiſchen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mir, der jetzt in Sachſen-Meiningen dieſe Note verfertigt) nennt man dieſe Magenpflaſterſteine „Hütſe,“ jenſeits „Klöſe.“

Abformen. Ich habe herzlich lachen müſſen, als ich zum erſten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen ſah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich ſtets, wenn ich einen Portraitmaler ſeinen Kopf erſt durch das Glas aufreißen ſehe. Beides mag wohl ſicherlich nicht das Rechte ſein; denn — abgerechnet auch, daß jene ſchöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abſpiegelt und mit ſchöner Willkühr wiedergiebt, hierbei immer geſtört, und mehrentheils durch die trotzige proſaiſche Regel eines höchſtgemeinen natürlichen Geſetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigſtens fällt mir ſtets ſogleich aus dem römiſchen Rechte das „vi, clam, vel precario“ ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einſt in einem ganz ſchlichten Verweiſe mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferſtich eines Doctor Luther an der Fenſterglastafel nach und nach bis auf die ſchwächſten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu ſeiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künſtler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das iſt keine Kunſt!“

Anfang eines poetiſchen Genuſſes. Wer kennt nicht jene himmliſchen Vorzeichen, in welchen ſich uns die Erſcheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Proſa der Vielwiſſerei uns lange mit Fadheit umdüſtert hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunſt, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie ſchwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So iſt's dem Menſchen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beſchließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen ſich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande ſchießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir ſchon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald iſt der weſtliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreiſchenden Purpurgewühl nach Oſten zu ihrer Nacht hinab, und ich ſehe mit Gewißheit der erſten ſternhellen Nacht entgegen, und ſehe kein Ende der vielen künftigen ſchönen Tage vor mir! So iſt es meiner Seele, wenn der erſte Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erſchließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Geſängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genuſſe, ſuche geſchwinde noch ein irdiſches Geſchäft, um es — zu beſeitigen, pflege mich flüchtig mit Speiſe und Trank, ziehe einen beſſern Rock an, waſche meine Hände, ſchaffe Einſamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Säheſt du mich da, du müßteſt dich glücklich fühlen, daß eine menſchliche Seele dich ſo voll, ſo warm und in ſo dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß ſie in ſo gänzlichem Selbſtvergeſſen ſich dir ergiebt!

Apoſtroph. Immer fällt mir bei dieſem Worte das „neutrum cum apostropho“ ein! Es war eine ſchwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da ſie die einzige iſt, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der franzöſiſchen Sprache den erſten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau.) Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie noch jetzt ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — beſonders in dieſem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie Etwas anhaben, ſo ſehr ich mich hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforſcher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Faſt vermuthe ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer geweſen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden ſein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warſt ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutſcher! Aber — als Schüler des ſanften und doch ernſt-ſyſtematiſchen Baumgarten in Halle — o war es dir denn ſo ſehr zu verübeln, daß du der barbariſchen franzöſiſchen Sprache auch ſolche hübſche drei genera zu verſchaffen wünſchteſt, wie andere honette Sprachen ſich deren rühmen? — Aber ſchweig endlich, du gottloſer Rabenſohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geiſt winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu ſpielen wagt!“ flüſtert es mir jetzt ſanft von der heiligen Aſche herüber.

Caſtrat. Die Stimme eines ſolchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen ſänge und mir für eine Frauensperſon angegeben würde. Selbſt ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollſtändigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth ſich nicht ganz von gewiſſen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Caſtrat ſeinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunſtgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Burſche nnd gebe ſie für ſeltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuſchen.

Dunſt. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit ſtets als einen gewiſſen Dunſt oder Nebel vorgeſtellt! und freilich mag auch wohl kein Dunſt für den Menſchengeiſt ſo tödtlich ſein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn ſie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgeſtattet iſt, — auf ewig umſchließt. Es giebt kein Heilmittel für ſolche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunſt betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunſt. Wie ſchön iſt es, von dieſem Uebel frühe, wenn es noch keins iſt, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die ſchmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren ſtand ich einſt mit einem ältern, mir noch neuem Freunde ſehr fröhlich im Garten ſeines Hauſes. Wir ahmten die Muſikanten auf dem Thurme nach und blieſen auf ſelbſtgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen“ andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des erſten Verſes, der mich hoch entzückte, ſchwieg ich ſtille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers blieſen, ich verſicherte aber, daß ich nur den erſten könne. Er ſah mich ſtarr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den erſten Vers nochmals mit ihm blaſen. Das geſchah ohne Anſtand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in ſeine Schule lief. Ich ſann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppiſch und dumm. Ich ſprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn ſehr ſelten wiedergeſehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entſchuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umſtänden erinnerlich iſt, in der Jugend nie eine Melodie habe ſingen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geſchieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigſtens, es war noch vor dem 40ſten), leſe ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchſt dummen Manne, der in ſeinem Teſtament verordnet, „die Thürmer ſollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewiſſen Kirchenliede ihm zu Ehren von Thurme blaſen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längſt verſtorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick ſuchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdiſchen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeiſen an bis zum bevölkerten Kriegsſchiffe, deſſen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kuſſes.

Eſſen. Es iſt oft eine ſehr erfreuliche Endeckung für mich geweſen, daß der deutſche Landmann mit dem Akte des Eſſens eine gewiſſe Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenſchliche Gefühl ſtets mit Rührung getheilt. Die uneinigſten Familien werden friedlich, ſobald das Tiſchgebet geſprochen iſt. Man beeifert ſich alle Strafen und Zänkereien ſo weit als möglich von der Tiſchzeit zu entfernen. Der ſtrengſte, hartherzigſte Bauer jagt ſeine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Gefahr im Verzuge, faſt nie vom Eſſen auf. Wer die ärmſte Familie beim Eſſen trifft und, wie *faſt immer* geſchieht, dazu eingeladen wird, der kann auch *faſt immer* überzeugt ſein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So viel dieß geſagt iſt (denn es gilt ſelbſt vom Geizigen), ſo wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenuſſes machen dieſe Klaſſe unbeſchreiblich ſanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeſchafft und bereitet daſteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erſcheint dieſer unſchuldsvollen Welt als geweihte Labung für ſich und den hungrigen Bruder; er iſt nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigſten Kinder ſich das Beſte verſagen ſehen, um es den Gäſten anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon iſt noch gar nicht in der wohlthätigen Geſinnung oder in der eigentlichen Gaſtfreiheit zu ſuchen, ſondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Anſicht des Eſſens. Wenn der Bauer zu einem böſen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich ſteht er betroffen, höflich und beſcheiden da, ſobald er ſeinen Gegner *beim Eſſen* findet. Ich ſelbſt habe einſt als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erſte Wuth hitziger Partheien gegen mich ſich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen ſah, daß ich zufällig es mir ſo eben vortrefflich ſchmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr ſo: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott geſegne dir's!“

Erbvertheilungen ſind für mich höchſt intereſſant und beluſtigend. Ich habe die elterliche und die meines liebſten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei dieſen beiden — da ich mich längſt reſignirt hatte, — der lachendſte von allen Miterben geweſen, über welchen die theuren Erblaſſer gewiß aus ihren ſchönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an ſeligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komiſchen Ereigniſſen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menſchen vorgehen. Herrlich iſt's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsſtücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil ſind) gebührend ausgelacht werden. Die höchſte Luſt gewährt das Anfertigen der Verzeichniſſe, welche die Intereſſenten, indem ſie alles herumgeben und vorzeigen, einander ſelber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer ſehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich beſonders lieb gewann. Das erſte hieß: „des Verſtorbnen ſogenannter *Auerbachshof*, worin allerlei *Kleinigkeiten* befindlich.“ Dieſer letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Käſtchen enthielt Sachen von unſchätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köſtliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe ſilberne Hemdknöpfe, Denkſteinchen und tauſend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Urſprung und Werth; — kurz: ſo oft der Verſtorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenoſſen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, ſchloß er nur getroſt ſeinen Auerbachshof auf, — und niemals iſt er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein *Haarbeutel*. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig ſyſtematiſch machen, und ich behauptete, man müſſe mit den Weſten anfangen, weil die Weſte zunächſt an dem, was am Freunde das Beſte geweſen ſei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir ſelbſt ſehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müſſe den Anfang machen, denn dieſer ſei und bleibe doch das Hauptſtück vom Menſchen; und ſo rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Iſt alt!“ ſeufzte ein Anderer. „Klein!“ ſchmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entſchuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte geſetzt, die mich noch in dieſem Augenblicke (wer kann wiſſen, warum?) zu ſanftem, aber unverkennbar tiefem *Mitleiden* rühren, — damals aber faſt zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Aſche verſtreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwogt von der erſten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geiſt des Menſchen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne ſie leiſe zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Buſen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die erſten Klänge der Poeſie aus einem unſterblichen Gemüthe hervor?“

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer ſeltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß daſſelbe jeder Trefflichkeit und Tugend erſt den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt,“ von den Erziehern mißkannt und vernachläſſigt wird. Man ſagt den Kindern nur: „Ihr ſollt *gute Menſchen* werden, — und ſo und ſo müßt ihr es anſtellen.“ Aber kein Menſch ſagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Geſpräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Geſicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, daſſelbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waſchen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber niemand ſagt ihnen mehr, wie ſorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht ſich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntſchäckig oft gerade der ſchönſte Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. ſ. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es ſich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatiſchen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeiſter, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur *tugendhaft* bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmſten Klaſſen ſo viele Erſcheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines ſchönen, durch Vernachläſſigung entſtellten Angeſichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einſchärften!) ſtatt unſerer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar ſelber zwiſchen zwei allerliebſten „Sperlingsecken“ hervorſpötteln!) wieder herbeiwünſchen ließen? Das Schlimmſte bei allen ſolchen Dingen iſt, das nachher die Welt, die fremde Geſellſchaft, ſie zu rügen unterläßt, weil eine ſolche Rüge für beide Theile höchſt unbequem iſt und von der einen Seite meiſtens nicht wohl und vollſtändig gegeben, von der andern aber dennoch faſt immer vollſtändig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anſinnung zu wagen, beſonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend ſind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geiſt verliehen hat, auf die gemäßeſte und bequemſte Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unſer geſellſchaftliches Leben ſein!

Freundſchaft. (S. den Art. *Liebe.*) Oft ſchien mir der Freundſchaft Silberborn reiner und himmliſcher zu rinnen, als der heißſprudelnde Quell der Liebe. „Denn *dort*, ſprach ich, wägt der Menſch ſein Blut, ſein Leben, und ihm winkt zum Lohne faſt ſtets ein ewiger Frieden der Seele: doch *hier*, — o wie oft wagt nicht ſelbſt der Beſte ſeine Seele für die Wonne zeitlicher Luſt!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu meſſen ſtrebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufſchaute, — wo blieb da die Freundſchaft?! Freundſchaft iſt *gut*, Liebe iſt *ſchön*: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, dieſe der Tugend. Der Freundſchaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundſchaft iſt Proſa, Liebe Poeſie. Freundſchaft iſt eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt ſich unter kein Geſchlecht; ſie iſt das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Daſein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben ſoll, als — *Liebe*.

Fertig werden mit allem, was man treibt, iſt eine große Kunſt. Ich ärgre mich oft, daß die Menſchen mit ihren Geſchäften, Kunſtwerken, Beſuchen, Anſtalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. ſ. w. nicht fertig werden können, ſondern ſich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die ſie dermalen doch nicht zu erſchöpfen vermögen, und der ſie vielleicht ein Beſſeres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich ſelbſt ſehr ſelten ſagen: ich bin mit dieſer Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich ſtets fertig ſein. — Mit unſern Entſchlüſſen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutſche überhaupt liebt es, ſich durch kleine Sachdienlichkeiten auf ſeinem Wege aufhalten und zerſtreuen zu laſſen, — und dieß iſt ein Zeichen von Genialität. Der Franzoſe iſt immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorſam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich faſt immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Geſetzen gemäß zu handeln, iſt der Menſch ſchuldig. Daß aber zu dieſem Gehorſam die Kinder (große und kleine), ſo oft *gezwungen* werden müſſen, und nicht durch Gründe Neigung zu faſſen vermögen, — das iſt ein Unglück für das Menſchengeſchlecht, ein Schickſal, welches mit aller menſchlichen Bosheit und Schuld in der innigſten, beweinenswertheſten

Verknüpfung ſteht. — Soviel iſt gewiß: Kannſt du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorſam aus Neigung einflößen, ſo machſt du jeden dieſer Menſchen zu deinem Diener und zugleich — glückſelig.

Genius. Ich fand faſt an allen fremden Orten, die ich öfters beſuchte, ſtets einen guten und einen böſen Genius! Ich reiſe z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß ſie ſo ſchlechte Gaſthöfe beſitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort ſchon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus ſeinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an ſeinen vortrefflichen Tiſch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen ſchon an dem hübſchen Thore hält. Aber da ſteht der grobe, abſcheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun iſt mir die ganze Entree verſalzen! — Da ich die Stadt A. verlaſſen will, um nach C. zu reiſen, fehlt es, wegen der ſtarken Durchmärſche, an Pferden. Ich machte einen letzten Verſuch auf der Poſt, werde abgewieſen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutſcher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner ſich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erſt ſein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillſcheid, der Bediente wird zurückgeſchickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberſchreite, (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) ſehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her iſt, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun ſind wir endlich in C. und erfahren ſogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber ſchon geſtern kein Billet mehr zu haben geweſen. Aus Verdruß will ich Beſuche machen, und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meiſten protegirte. Im erſten Augenblicke zeigt es ſich dort, daß dieſe eigentlich die ganze heutige Muſik allein veranſtaltet hat; ſie ladet mich dazu ein, verſchafft mir ſogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will ſogar im Concerte meine Nachbarin ſein. Wer iſt froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum ſind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzeſſin von C. gerufen wird, und alſo mir ihre Entſchuldigung macht. Ich ſehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich ſchon lange „mein ſchwarzes Schickſal von C.“ nannte,) den beſten Platz — das heißt neben dem ſeinigen — einzunehmen. Während der Muſik plappert er unaufhörlich. Am Schluſſe komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendeſſen zu beſtellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geiſtreiche Geſellſchaft, in die zum Glück der unausſtehliche F. nicht aufgenommen iſt, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorſaale ſchon dringt mir ein bekannter ſchnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da ſteht und demonſtrirt ſchon lange der gräßliche F., der ſich endlich auch hier Zutritt verſchafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und ſo ungefähr geht es mir denn an den meiſten Orten, die ich öfters beſuche. Selbſt auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Muſenberge zeigen ſich mir oft jener gute, jener ſchwarze Genius. Oft, wenn ich mühſam ſeine breite, ſtaubige Chauſſee hinanklomm, gedrängt von tauſend Wandrern, beiſeite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde ſaßen, und ermattet von Mühe und Angſt, — da erſchienſt du mir, o ländliche Muſe, in deiner anmuthigſten Geſtalt und winkteſt dem Freunde aus zartem Myrthengebüſch, und kühlteſt ſeine Stirne mit deinem himmliſchen Kuſſe und führteſt ihn ſanft aufwärts durch ein ſtilles Thal, den nähern Weg. Da ſchaute ich fröhlich hinauf und ſah mit heiliger Sehnſucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Luſt mit den Seligen wohneſt, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerſtraße ſchon tief unter mir. Aber plötzlich entſchwebte mir deine göttliche Geſtalt, — und ein hämiſcher Satyr ſtieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moraliſche oder phyſiſche Bergeshöhe ſchon über die Hälfte erſtiegen hatte, waren mir alle Hinderniſſe ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann faſt gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langſam und blicken zurück, laſſen uns auch allenfalls auf Eſeln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den müheſamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter ſich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel ſchaut dann der ſehnſüchtige Menſch. Die neuen Weltfernen will er erſchauen, die bald vor dem Siegreichen ſich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum ſo viele der neuern Menſchen wollen, daß man ſich vor Gewittern nicht fürchten ſoll. Nehmt mir die Furcht davor, ſo nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches ſchrecklich ſchöne Gewitter hat mir geſchadet, meinen Nächſten erſchlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgeriſſen, Menſchen und Vieh getödtet, und nur andere, fremde Gegenden beglückt, — und ich ſollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufſchauen zum barmherzigen Lenker der Weltereigniſſe, wenn ein ſchweres Wetter heraufzieht? — Welch abgeſchmacktes unmenſchliches Anſinnen einiger — ſelbſt furchtſamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glück ſehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern ſo viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigen, gerade die Furchtſamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angſt abhielten, ſo wie man im Dunkeln gern laut wird. Sobald ich mich von der Richtigkeit dieſer meiner Bemerkung ein Mal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren ſelbſt, fing beim nächſten Gewitter an zu predigen; — es ging vortrefflich; man verſuche es nur, es hilft und ſchafft die Angſt vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man ſich dabei gewiſſermaßen als eine officielle göttliche Perſon fühlt. Wer ſich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich beim Gewitter von ganz fremden Dingen zu ſprechen, und zeigt ſich nicht inſpirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich iſt. Doch ſind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer ſich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der ſucht beſonders (wie z. B. ich), das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird ſich alles erquicken! Wie wird die Gerſte wachſen! Nun kann es noch Klee geben!“ u. ſ. w.) und gibt ſich wenigſtens alle Mühe, das Gewitter — ſo lange es noch irgend möglich iſt und die Schloſſen nicht gar zu dicht fallen, — zu entſchuldigen, nämlich über das, was es ſchon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen ſucht er alle Gründe Anderer — wenn ſie behaupten, es komme nicht hierher, ſei leicht, thue nichts, oder ſei ſchon vorüber, — ſorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch ſtets die Achſeln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wiſſen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, ſo weit ſind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und ſchneckenfett angezogen!“ u. ſ. w. — Kurz, er ſchmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angſt fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wieſen und Fruchtbäume im vollem Blüthenſchmucke da ſtanden, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich ſchon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzen unterſuchte, und — erſtarrt fand! Der Mißmuth des Landmenſchen über einen ſolchen gewiſſen Nachtreif grenzt dann oft an Gottesläſterung. Aber zu unſerer Beſchämung finden wir es am Morgen faſt nie ſo ſchlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu ſchützen. Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich ſah, wie ein ſchweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit daſtehende Ernte hereinzubrechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einſt rings um mich her in der Fülle des Sommers und ſchien ſich ſchon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen deſſelben anvertraut; ich hielt ſein Gedeihen und Verderben für das meinige, und ſann bereits auf ſchnelle Förderung des herrlichen Erntegeſchäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller heute ſchon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüſſe machen, und ach, die jetzt erſcheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur! Es tönten die erſten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete ſich das entſetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und ſelbſt ein drittes zu beiden Seiten! Hilf, Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finſtere Ganze. Nun raſſelt es zwiſchen den Wolkenbergen wie fernſchmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräuſch von zwei elektriſchen Geſchlechtern wie Brautgetümmel ungeheurer Geiſter; näher und höher tönt das Raſſeln: — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald ſtreckte auf ſeines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu ſchwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder ſangen; und ſanftſchwankende Töne entwanden ſich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?“

Humor. Die reine Satyre iſt mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierſchrötigkeit zu ſehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz iſt mir zu fein, macht mich durch ſeine fliegende, geiſtreiche Kälte zu oft nieſen, hat mir ſo wenig Zweck und zu viel Selbſtſtändigkeit. Aber der Humor tanzt und ſpringt mit beiden ſo klug als wild umher, arbeitet ſie zur Naivität ab und um, und oft, — wenn jene Zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, ſein Herz ſei beſtändig beſoffen und wolle nur ſtets in der Brühe ſeiner eignen Seligkeit herumſchwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während deſſen ſchon ein Bein geſtellt. Aber er wirft Niemand um; — und das hat mir ihn ſo lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene Beiden, (ich ſehe ihn gern in ihrer Geſellſchaft,) er ſpielt nur mit ihnen, und oft ein ſchönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Carreaux und dem Witz auf ſeinen „Treff“ immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beiden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und daß er am Ende immer ſo wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darin beſteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es iſt bewunderungswürdig, welche Reichthümer unſre Phantaſie, indem wir eine intereſſante Geſchichte leſen, noch zwiſchen die Darſtellung hineinträgt! Beſonders wenn die Geſchichte eine bedeutende Ueberſchrift hat, auf deren Erfüllung wir nun paſſen. Wenn ich z. B. im Ziegler oder Franziſci die Ueberſchrift las: „Der fünfzehnte Junius. Wurde N. N. mit ſieben Dolchſtichen grauſamlich ermordet —“ oder gar: „Fiel Abends das grauſame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor“ — wie war dann ſchon vor dem Leſen die Phantaſie geſchäftig! Ich ergriff ſogleich Parthei und ſetzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt; ja ich war ſelbſt dieſe Stadt. (Dieß geſchah indeſſen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberſchrift „das blutige, doch muthige N.“ oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, ſo wie ich überhaupt in allen See- und Feldſchlachten faſt immer die Parthei des Siegers nahm.) Nun las ich die erſten Zeilen, und — ſtand dann ſelbſt am bedrohten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langſam, und in der düſtern Abenddämmerung ſchien ſie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald ſollte ſie ja die Stille dieſer Nacht ermorden; — nach wenigen Augenblicken ſah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entſetzliche Geſchrei der gellenden Commandopfeife verkündigte ſchon den praſſelnden Einſturz meiner Paläſte, wie der Blitz den Donner u. ſ. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch größere von falſchen) Umſtänden hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers ſelbſt bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantaſie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbuſch iſt mein liebſter Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erſte, was ich je pflanzte, das Erſte, was dem Kinde gerieth; auch iſt er das Erſte, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichteſten, trägt bald und faſt alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm iſt eine der früheſten. Daher werden wohl ſehr viele Menſchen dieſe Freude daran mit mir theilen. Es war ſtets meine erſte Gartenluſt, daß ich ſchon im Februar oder März, ſobald der Schnee verſchwunden und der hübſche gelbe Raſen durchgeſchaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbuſch ſtehen konnte, mit den ſchönſten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue erſetzte, und dabei oft mit Entzücken den mir ſo wohlſchmeckenden erſten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeſchnittenen Zweige ſog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich ſtets um dieſe Zeit und liebte ſie ſehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knoſpe. Dieſe erſten Gartenſtunden waren unſtreitig die ſchönſten und zarteſten. Welche unſägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in den ſelbſtgepflanzten und gerathnen Bäumchen! O ihr lieblichen Fruchtſtrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum ſeid ihr von der Erde verſchwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun ſo ſanft beſchatten, wie damals meine Sommerſtunden!

Iſraeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeſchichte. An die Apoſtelgeſchichte und die Sendſchreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erſt die römiſche und weitere Geſchichte, — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiſer Auguſtus anfing. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die Bibel ſogleich verbunden wird, eine ſolche Weltanſicht bewirken. Abgeſehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Iſraeliten immer ein höchſt wichtiges und intereſſantes Bild des großen Schickſals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein ſie ſind für die Geſchichte das merkwürdigſte Beiſpiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufſtellte, wie ſie nicht erkannt und verehrt werden wolle, — und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen, iſt eine Warnung für alle Geſchlechter, welche die Wahrheit haſſen. Wollte Gott, wir könnten das Unſrige von dieſer thörichten Sünde frei ſprechen! Uebrigens nahm ich freilich die Iſraeliten für viel bedeutender an, als ſie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und dieſe irrige Unterſtellung habe ich auch durch nachherigen hiſtoriſchen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachtete ich die Iſraeliten, bis zu Jeſus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern und geſchichtlich erſcheinen), als unſere Vorfahren und ehrwürdige Voreltern, deren heilige Länder auch als unſer Vaterland erſcheinen. Abraham war ſtets auch mein Erzvater; und zu ſeiner Zeit waren nach meiner Meinung noch immer keine andern Menſchen auf der Erde zu ſehen, als er und ſeine Familie, die ſich nun allmälig umher verbreitete. Die lichteſten Punkte ihres Aufenthalts ſind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

Kluge Kinder haben mich ſtets beſorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen“ bittet, und dann daſſelbe ſelbſt ſpeiſet, dagegen aber das ihm beſtimmte Brod, „damit der Hund es ihm nicht nehme,“ in den Winkel verſteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichſte Geſchichte davon zu erzählen weiß, wie weit es ſich heute von ſeinen „ſechs ſchwarzen Hengſten,“ die in ſechs ſchwarzen Bohnen beſtehen, habe herumkutſchiren laſſen: — dergleichen Kinder ſind gewöhnlich die beliebteſten und waren mir von jeher fürchterlich. Das iſt nicht die ſchöne Selbſttäuſchung der kindlichen Phantaſie! Nein, es iſt der eigennützige alte Lügengeiſt, den du ſchnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt!

Kupferſtiche. Die erſten illuminirten, die man in der Jugend ſieht, bleiben auch — geſchmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung, — ewig die ſchönſten. Ich hatte das Glück, zuerſt drei große Stücke zu ſehen, die nicht zu den ſchlechteſten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geſchwiſtern zum Geſchenke mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigſten Farbenreichthum. Es ward uns ſehr eingeſchärft, ſie zu ſchonen, und man ließ ſie uns nur bei beſondern Gelegenheiten, an Feſt-, Kranheits-, Freuden- und Laxiertagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die ſicherſte und beſte. Der erſte Kupferſtich war ein Jagdſtück. Der Wald, durch den die Jagd zog, ſchimmerte ſo herbſtlich bunt! Alle Jäger ſprengten, auf herrlichen Pferden und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuren Eber nach, über den ſieben Hunde her waren; den achten hatte er jämmerlich zerhauen. Die Verſe unter dem Bilde, die mir damals vorzüglich werth waren, und mich bei jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergeſſen — und daraus ſchließe ich, daß es doch wohl das ſchlechteſte unter allen geweſen ſein mag. Das zweite ſtellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vorgoldeten und verſilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und noch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwiſchen hellen Sonnenblicken gar kühl und luſtig dazuliegen ſchien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und beſonders das äußerſt vornehme Betragen, was hier augenſcheinlich herrſchte, weiß ich nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, ſo ſtolz! — die prächtigſten Herren, doch ſo tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwiſchen ſeinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldſtück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigſtens eine Preismedaille von hundert Dukaten ſein mußte. „Hier, dachte ich: gehen mir die Rechten, Wahren ſpazieren! Hier muß das Betteln Etwas eintragen; — und, welche Goldſtücke mögen nun wohl erſt aus den Kutſchen herabfliegen, wenn ſchon die Fußgänger ſo großmüthig ſind!“ Unten ſtanden folgende Verſe:

„Wie lieblich kann man ſich anjetzo doch ergetzen
In dieſer angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt ſich auf das Pferd und in die Kutſch' zu ſetzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud'."

Alſo machte der Dichter nicht ein Mal viel Weſens von obiger Pracht, die mich ſo ganz verblendete! Er ſprach nur von Ergetzen, und ſchien anzunehmen, alles übrige müſſe von Rechtswegen ſo ſein, wie ich es dort zum größten Erſtaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (ſagt der herrliche Dichter der Nibelungen ſo oft,) Hei, was da große Ehre gepflogen ward!" Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegentheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet ſein ſollte, das ſteigerte mein äſthetiſches Gefühl und gab mir erſt die rechten Ideen vom Wohlſtande und koſtſpieligen Leben dieſer großen Welt. „Ei, ei, ſprach ich, gleichſam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Fratzen: ihr ſehr erhabnen und überaus vornehmen Menſchen! Ich möchte wohl erſt ein Mal in eure Tafelzimmer und Prunkſäle ſchauen." Dann fiel es mir freilich zuweilen ſchmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemalt ſeien: aber da tröſtete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen ſchien, und ſie hauptſächlich ſtärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetiſche Wahrheit ſolcher ungeheuren Erſcheinungen und Ereigniſſe. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes ſpielte, habe ich ſtets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche feſtgeſetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig ſchickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffee's, „ſo großer Ehren pflegen" konnte. Das dritte Bild endlich ſtellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Luſtort vor. Auch dieſes Stück war ſehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborden nirgends daran geſpart. Jedermann beluſtigte ſich im Grünen, und es wurde ſogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tiſche unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Geſellſchaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. ſ. w. Alle Hauptfiguren aber ſchienen an mehreren Arten des Kegelſpiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterſchrift beſonders redete:

„Sehr Viele ſind verliebt in's Spiel von Kegelſchieben,
Wobei man ſich doch oft gar ſehr abmatten kann;
Die Andern wollen ſich dabei in dem Schmaracheln üben,
Wo eine Kugel leicht ſchlägt viele Kegel an."

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anſtrengung habe ich doch leider bis dieſen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmaracheln ſei. Keine Menſchenſeele hat mich jemals über dieſe ſchöne und kräftige Benennung berichten können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardweſen (deſſen Seligkeiten mir noch unbekannt ſind), auf ewig entſagen, wenn ich nur erſt ein einziges Mal in meinem Leben ſo recht nach Herzensluſt — ſchmaracheln könnte!

Kindheit. Das Leben der Kindheit ſetzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigſtens Geſchwiſter voraus, in jedem dieſer Fälle aber auch ein gewiſſes häusliches Verhältniß, das ich nicht beſchreiben kann. Daher können gar viele Menſchen (z. B. früh vereinzelte Waiſen, ſolche, die ſehr bald in große Penſionen kamen, auf Reiſen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großſtädter u. ſ. w.) nicht eigentlich ſagen, daß ſie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt oder gelebt haben. Ihr Schickſal ſchmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank ſei der milden Weisheit Gottes für dieſe himmliſche Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein ſeliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünſtigungen in der Folge bald ein ſchöner Erſatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleiſtet ward. Entbehren müſſen ſie aber doch gar Manches! — und gern wollte ich gegenwärtiges ſchon an ſich breites Büchlein noch weiter ausſpinnen, wenn ich ihnen dadurch verſtändlich werden könnte; wenn ich nur ſie dadurch zu Mitgenoſſen meiner eignen ſeligen Nachgenüſſe zu beleben vermöchte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich dir vor vielen Andern ſchuldig!

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beſchwerlichen Arbeit fürchtete; — wenn ich zu einer ſolchen Arbeit (mit der ich im Rückſtande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuſchwaches Fleiſch fühlte,) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor ſie hinſetzte, böſen und lüderlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entſchuldigen ſuchte, bald mich wieder tadelte, ängſtlich nach der Uhr ſah, ob ſie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Eſſen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder ſeufzte, und ſo immer tiefer in den ſchrecklichen Müßiggang verfiel! O, ihr fürchterlichſten Momente meines Lebens, — in welchen zuweilen der Menſch nahe daran iſt, ſich ſelbſt für ſchlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewiſſens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue verſenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich iſt doch der Böſewicht, der keine Pflichten kennt!" — Gute Mitbrüder, gute Schweſtern auf dieſer Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angeſicht, ſähet die bittre Thränenfluth, von der es überſtrömt wird, — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Menſch, der ſo vieles Gute kannte, — dennoch ſo vieles Gute nicht that, und indem er ſich ſelbſt hierüber ängſtigte, es doch unterließ, — und daß nun dieſem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beiſpiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Peſt der Langenweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder ſo ſchrecklichen Zeitöde ſchnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — ſeliger ſein denn ich! — — — Ach, ſchwebet ihr jetzt tröſtend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines ſchönen Müßigganges, — wo ich, in officieller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantaſie ſo heiter losband, und auf dem Strome des Innern zwiſchen den blüthenvollen und geſangreichen Inſeln einer ſchönen Unſchuldswelt dahin ſchiffte, von keiner drängenden Arbeitsluſt zurückgehalten, von keiner verſäumten Pflicht geängſtigt! Und nun ſagt mir, gute Menſchen! wie iſt es moglich, daß man in ſolchem Müßiggange jemals von der Langenweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beſchäftigt, als in den ſonnigen Stunden jener ſüßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Inbrunſt. Geſchmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterſchieden; und ſo hoffe ich, daß mein Loben keinem Menſchen ſchädlich geworden ſei. Doch bin ich ein Mal plötzlich über mich erſchrocken, als ich einer ſchönen Freundin, die ſchwanger war, bewies, ſie werde und müſſe ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Beſcheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei ſchone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menſchen eher zu loben, als du weißt, daß ſie dein Lob unſtreitig verdienen. Denn im Hui triffſt du ein Mal mit mehrern derſelben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreiſe gelobt haſt, öffentlich zuſammen; die Geſellſchaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Gelobten fordert laute oder ſtillſchweigende Beſtätigung: jedes Gemüth will dich nun zur Rechenſchaft ziehen: und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt haſt, ſo wirſt du die Beſten kränken oder die Geringſten beleidigen, und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich ſehr oft beim Lobe Anderer beſorgt, und bei ihrem Tadel ganz nnbekümmert geweſen. Mein Gewiſſen war mir faſt immer der liebſte und ſicherſte Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, ſtets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was dieſen Menſchen an jenen Menſchen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möcht ich ſie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings recht haben, daß es herrliche Menſchen oder Werke ſind." Ferner: „Jener Menſch oder ſein Werk iſt höchſt erbärmlich, aber Eurer Gründe und Ausſtellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. ſ. w. Dergleichen Gedanken, ſo ärgerlich ſie mich auf die Menſchen machten, haben ſich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt?

Lächerlich. Es giebt wenige — ich möchte ſagen keine, — abſolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenſtände. Nichts iſt ungewiſſer und ſchwankender, als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn ſo verſchieden die Menſchen ſind in Rückſicht der Genialität, des Verſtandes, der Vernunft, des Geſchlechts, Herzens, Standes, der äſthetiſchen Bildung überhaupt u. ſ. w., ſo verſchieden ſind auch ohnehin die Gegenſtände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche ſo ſehr von Zeit, Umſtänden, Darſtellung, Art, Umgebungen, und andern Bedingungen ab, wie faſt kein anderer Gegenſtand; und man kann daher niemals mit Sicherheit auf ſeine volle Wirkung rechnen. So viel iſt gewiß: Gemeine Menſchen müſſen in der Regel zehn Gegenſtände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, ſo lange nämlich unter den Gegenſtänden keine beſondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tauſend Dingen, welche den Genius als hübſch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, intereſſant u. ſ. w. anſprechen, findet der Gemeine ſchon vielleicht die Hälfte, und mit ihr den Genius ſelbſt, vollkommen lächerlich. Was ſich von dieſen Sätzen umkehren läßt, das überlaſſe ich jedem ſelbſt zur Probe; nur vergeſſe man dabei nicht, daß Gemeinheit die Gelehrſamkeit keinesweges ausſchließt. Mich hat das Lächerliche hauptſächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen ein Mal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchſtlächerlich vorkamen u. ſ. w. Beſonders geht es mir ſo mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder ein Mal nicht als lächerlich anſprechen. Doch, ich will ſie erzählen, und den Leſer ſelbſt über ihr Lächerliches urtheilen laſſen. Ich ging mit einem Kreiſer (Unterjäger, Holzmann,) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich danach, „wie ſeine Flinte ſich halte,“ die vorzüglich gut war. Er ſchalt ſie als ganz verdorben, hoffte aber, ſie werde bald wieder richtig ſchießen. Lange fragte ich vergebens nach der Urſache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für ſeinen an den zehrenden Dingern (der Schwindſucht) kranken Sohn, Läuſe von dieſem gegen einen Grenzſtein geſchoſſen. Zum Glück aber ſei es mit dem Jungen hierdurch beſſer geworden; und ſobald derſelbe wieder auf den Beinen ſei, werde auch die Flinte ſo gerade ſchießen wie ehemals; außerdem aber nimmermehr! Vielleicht iſt auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus ſeltſam komiſchen Aggregaten beſtand,) eine Haupturſache davon, daß das Lächerliche dieſes Aberglaubens mich oft ſo gewaltig erſchüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterſchaftlicher Beamter. Es ward kurz nach ſeinem Amtsantritt ein Jude vor ihn geſtellt, den man wegen Defraudation ſeines Leibzolls im Verdacht hatte. Derſelbe legitimirte ſich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch ſagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll ſeien keine beſondern Zettel gedruckt, und ein Jude ſei eben ſo hoch eingeſchätzt, als obige drei Thiere. So gräßlich mir dieſe Geſchichte anfangs in’s Herz fuhr, ſo lächerlich erſchien ſie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hätte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugeſpitzt. Ich aber wollte den Leſer nicht beſtechen, da es mir dabei nur um das Hiſtoriſche aus meinem Gemüthe zu thun war.

Liebe. (S. d. Art. Freundſchaft.) Himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf ſüßen Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich ſchönes Kind, das einſt die liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! Oft ſchwebſt du, gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde; und wie friſch ſind deine hohen, reinen Melodien! Oft ſchmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen ſich, ach, zum ſterbenden Fall! Oft triffſt du die bangende Jugend ſchnell, wie das erſte Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durch’s Auge fährt dann der feurige Gaſt wie ein Blitz; im Buſen bebt das erſchrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieſelt der ſüße Thränenregen hernieder! Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig ſingen! Dieſe göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken, und — erwachen!

Lebensfülle. Ich habe ſie ſtets am herrlichſten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anſtrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niederſetze; in Ebnen, wenn ich ſtehen blieb; im Hauſe beim Anfange des Abendeſſens; am Arbeitstiſche hauptſächlich nach einem ſtarken Gang; wo gewöhnlich Geiſt und Körper am zufriedenſten mit einander ſind; wo man alles Denken und Dichten, ja ſelbſt Feder und Tinte am meiſten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichſam erſt kürzlich erworbnem Scharfſinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeiſterung nennt, war mir faſt einerlei mit Lebensfülle, und zu dieſem Zuſtande fand ich ſtets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. Daß es wirklich Menſchen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeiſterung durch ſtarke Getränke herbeizurufen oder gar feſtzuhalten vermögen, ſcheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die ſich obſtiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, ſich die Adern aufbeißen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu deſſen Ermattung anrücken laſſen, habe ich ſelbſt manche Beiſpiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität; und ich könnte auch einen ſolchen nicht affektirenden Menſchen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hans Dampf.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt ſind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Dieſe Anlage iſt ſo entſchieden, und ich habe ihre Spuren ſo durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erſte göttliche Abzeichen im menſchlichen Gemüthe, wodurch ſich dieſes von aller bloß organiſirten Natur unterſcheidet, betrachte. Ich habe in den Geſichtern vieler Kinder, lange vor der Entwickelung ihres Sprachvermögens, gauz dieſelben Züge erſcheinen ſehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen dieſe Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und ſogar dieſelben mehrmals, durch gewiſſe Zeichen der Wehmuth und eines wachſenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen geſteigert. Was meine eignen dießfallſigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, ſo hat ſich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. anßer wirklichen Leidensfällen), vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menſchen auszanken ſah, welcher traurig dazu ſchwieg; wenn Jemand ſo auffallend beſchämt ward, daß ich die Beſchämung einſah; wenn ein Vornehmer einen zeriſſenen Strumpf, Schlafrock, ſchlechte Schuhe, ſchmutzige Wäſche u. ſ. w. trug, wobei ich ſtets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Theurung eines gewiſſen Nahrungsmittel, Kleidungsſtücks u. ſ. w., deſſen Vorzüge ich ſo eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit ſehr harten, aufgeriſſenen Händen oder blutigen Flecken im Geſichte vor mir ſtand; (ja ſchon ein jedes Kind, in deſſen Geſicht ich Schmutzflecken, einen Kirſch- oder Heidelbeerbart ſah, dauerte mich ſehr merklich und kam mir leidend vor;) beſonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbſt- oder Winterkälte herumlaufen ſah, deſſen Weſte von der Hoſe ein Paar Hände breit abſtand, ſo, daß im Zwiſchenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchſt bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Froſtſchauer, ja die höchſte Noth ahnen; und je mehr ſich ein ſolcher Junge anſtrengte, je freundlicher er um mich her ſprang, (denn vermuthlich war ihm ſelbſt oft ſehr wohl dabei zu Muthe,) und je größere Dienſte er mir leiſtete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer ſolchen Verfaſſung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin ſchlägt wohl Niemand irgend eine Bitte ſo ungern, und im Nothfall noch mit ſo viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl ſchon eine Miſchung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

Mond. Dieſes freundliche Licht hat beſonders dreierlei Empfindungen in mir erregt. Erſtlich im Sommer gewährte mir der Mondſchein (hauptſächlich um die Zeit des vollen Lichtes,) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerſt ſelten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte ſich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze ſtarre Natur erſchien mir faſt wirthlicher als am hellen Tage, ſobald der Mond ſchien. Auch habe ich es mehrmals ganz entſchieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondſcheine wärmer ſteht, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar ſchöne Todesgedanken in mir erweckt, beſonders als ich ein Mal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen ſeligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdiſches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichſam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichſten Widerſpenſtigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Weſten zu verglimmen, und ich trat an das ſüdliche Fenſter. Da ſtand ſchon der Mond freundlich neben der alten Kirche! Ueber den alten morſchen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen theuern Todten, die längſt von ihrer egyptiſchen Dienſtbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgeſtiegen; voll und rein ſtand er da zwiſchen weißen, ſanftgekräuſelten Wölkchen, in die ſich ein ſeltſam verſchimmeltes und doch ſehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmliſche Kugel, wie aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, ſich ſo tröſtend hervorhob. So wie das Abendroth dort vollends dahin ſchwand, röthete ſich hier allmälig ein ſanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen ſchien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesſtrahlen die ſüßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich ſtand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Buſen gegenüber! — O Mond, wie tröſtend ſtandeſt du da über meinen Todten! — — Drittens iſt mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in ſehnſuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachſang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder!“

Einſt, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigſten October 1804,) befiel mich eine beſondere Angſt um die morgende Wiederkehr der ſcheidenden Allerwärmerin. Auf dem Feuerſtrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminſaum glühte am Rand einer dichten ſchwarzen Wolkentiefe, gleichſam ein ſtillſtehender Blitz in finſtrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit ſeinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finſtern Schatten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt und nun nach allen Seiten hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. Da kam von Oſten herauf die ernſte Nacht. Mich überlief ein Schauder, als ſie ſo grau und froſtig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach,“ rief ich, „ſollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen ſo ganz ausgeſtorbenen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren? Warum hoffſt du nicht, getreue Seele?“ Aber ſieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringers Gebirges trat jetzt der Vollmond leiſe herüber, und auf ein Mal war jene düſtere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt noch öde, ſondern bewohnt und wirthlich! Mächtig drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwiſchen dieſen zwei Lichtgegenden!

Namen ſind mir von allen bekannten Menſchen höchſt wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich ſogar oft vergeſſen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir geſagt wird, meine neue Bekanntſchaft heiße z. B. Chriſtiane, ſogleich werde ich manche ihrer Eigenſchaften errathen, ſchon ehe mein Auge ſie ſieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgeſtellten Menſchen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewiſſem Sinne ſagen: der Menſch bildet ſich ſeinem Hauptvornamen allmälig nach, und dieſer malt ſich im Menſchenantlitz endlich aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf ſein Gewiſſen: Sieht nicht mancher Menſch ganz genau ſo aus, als müſſe er ſchlechterdings z B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen? Und heißt er nicht am Ende wirklich ſo? — Hat man nun aber dieſen „Zufall“ mehrmals beſtätigt gefunden, ſo betrachte man alsdann im Geiſte nur etwa ein ganzes Dutzend von Johanneſen, Gottlieben oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Geſichter Etwas von dem Allgemeinen, das ſie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterſcheidet, wirklich anſchauen; aber freilich wird Niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beſchreiben vermögen. — Bei den Thieren iſt es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, ſobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit ſeinem Namen. Der Unterſchied liegt ganz gewiß bloß in der Abweſenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Lieblingshündchen, wenn es beſonders gut und faſt gemüthlich iſt, ſelten mit dem ihm beigelegten Namen, ſondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebſten nur „Hündchen“ benennen. Mir ſelbſt iſt es auch, in Rückſicht meiner und meines Haushundes Wechſelneigung, und aller ſeiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Vornhol's — das zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger iſt,) Luna oder Liſe nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird ſie wohl am meiſten und ärgſten gefunden; — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erſt ein Menſch Hans, ſo nennt man ihn, ſobald er ſein Haus an das Dorfwaſſer baut, ſicherlich Waſſerhans. Hat er etwa einen kurzen, ſtämmigen Sohn, ſo heißt dieſer natürlicher Weiſe Waſſerhanſendicker, und deſſen Tochter wird dann ohnehin als „das Waſſerhanſendickenmädchen“ fortgeführt. Die Cumulation wächſt ſo lange fort, bis entweder die Menſchen den ungeheuern Namen nicht mehr auszuſprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas Wichtiges, z. B. einen dummen Streich, auf eigne Hand liefert; oder bis ein letztes Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. ſ. w. eine Veränderung bewirkt. So habe ich ſelbſt vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwei Namenlaſtträgerinnen gekannt: Ein recht hübſches Mädchen, die Margarethe Trautwein hieß und „das Waſſerhanſenvaltinsgeorgadamsmädchen“ genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Eliſabeth Trautwein, welche „Fuchſengeorgenſtophelsgrethlieſe“ hieß. — Wie oft habe ich vor einem ſolchen Koloß von Namen ſtaunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieſes Wortes ſehr verſichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachſtrebt, der nur daſſelbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — ſogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern deſſen Bild, That, oder Gedanken mir faſt gleichbedeutend noch ein Mal wiedergiebt; — noch vielweniger der, welcher anſcheinend Eins und vollkommen Daſſelbe dem Andern, doch trefflicher, nachthut. Sonſt müßte ja der Genius am meiſten nachahmen, welcher die höchſten ſo wie die gemeinſten Kräfte und Geiſter gleichſam als Bäche in die heilig fluthende Kraft ſeines Schöpferſtromes *aufnimmt*. (S. d. Art. *Stehlen*.)

Obligation. Ich habe manchen höchſt vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unextendirter Schuldverſchreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen,) zugebracht. Alle dieſe keuſchen Seelen ſprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, ſo *unſchuldig* und *bloß gelehrt* an! Ich ſelbſt wußte mich dermalen ſo ſicher vor ihnen, daß ich ſie recht lieb gewann. Und wenn ich dann blätterte und fand, daß *eine* gerade ſo ausſehe wie die *andere*, und nun doch die verſchiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunſtalten ſollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils an drei Kreuze gehängt, — prangen mußten: ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen feſt vor, wenigſtens mich ſelbſt vor allem näheren Umgange mit dieſen ſchuldloſen Mädchen eifrig zu hüten; und ich kann wirklich dergleichen ſinnige Beſchauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparſamkeit empfehlen! Ein ſolcher Verſuch zur *allgemeinen* Bekanntſchaft mit ihnen (und dieß ſchöne Geſchlecht kann, wie geſagt, nur im Ganzen bewundert werden,) wird gewiß nicht ſo theuer zu ſtehen kommen, und weit größern Genuß gewähren, als wenn man mit einer *Einzelnen* in nähere Verbindung treten wollte.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende ſein: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder *Freude* auch zugleich die *Wahrheit* aufblühe; dort alſo wird endlich der Königsſohn unausgelacht zum Stallknecht hinlaufen und „Väterchen!“ rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte ſind wir dann längſt einig, da ja die Hauptſache in unſrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen geweſenen kleinen Jungfernwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes ſeligen Aufenthalts gedenke!

Poetiſche Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet, recenſirt ſie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an! Er lobt und tadelt ſeine Blumen nicht, er zeigt ihr *Daſein* nur an und klaſſificirt ſie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. Aber mir will auch das Klaſſificiren gar ſelten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der ſchönen Seelenwelt im menſchlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte ſolcher ächten Blümlein, aber — ich kenne ja nicht das Weſen des kleinen Halmes, auf den ich trete, wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich *denſelben* Ton zugleich ſingen und pfeifen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Baßſtimme,) vom Diskant und Baſſe noch ſo viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine Freunde haben dieß Talent oft bewundert, welches wahrſcheinlich mein höchſtes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunſt ſo reiche, ſtille, einſame und höchſt wunderbare Genüſſe abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Meine meiſten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodiſchen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geſchöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch daſſelbe Talent zu Theil werden, zu dem ich ſie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroiſche Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergeſſe!) mir ſelbſt ganz vollſtändig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einen muſikaliſchen Freund, der ſie noch nicht kennt, in Rückſicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze „Schöpfung“ in meinem Herzen, und kann jedem Muſiker, welcher ſie kennt und liebt, ſtundenlange höchſtangenehme Reminiscenzen daraus geben, ſobald er nur den Text ſelbſt weiß und im Herzen mitſpricht, und übrigens ſich nicht von Nebendingen ſtören läßt; — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Paukendienſte verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an“ mir ſelbſt immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Rührung.) Uebrigens iſt es eine nicht leichte Kunſt, gut und angenehm zu pfeifen, beſonders da das Pfeifen bei Leuten von Bildung ein Mal in ſchlechtem, eigentlich in gar keinem Credit ſteht, und ein vornehmer Menſch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es ſieht auch ſtets höchſt komiſch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme errufen kann, hinter demſelben her ſpringt und aus Leibeskräften — pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer ſieht ſich in der Regel nach keinem Pfiffe um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinſten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört ſich ſchon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmſten klingen die verſchiedenen Jagdpfiffe, die ich beſonders liebe.

Prädikate. Einer Perſon oder Sache die ihr jedes Mal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beizulegen, erfordert eine gewiſſe Ruhe und Beſonnenheit. In dieſer Rückſicht habe ich die paſſendſten Auswahlen und die glücklichſte Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehört. So erklärte mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anders Wort für die Schlingenanſtalt im Walde zum Fang der Herbſtvögel,) woher es komme, daß die Meiſen oft ganze Strecken der Schneiße ausbeeren, ohne daß eine einzige ſich fängt. „Eine Meiſe, ſagte er: hängt ſich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Droſſel,) kommt großmüthig,“ d. i. er ſetzt ſich ſo gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf ſogleich in die Schlingen ſteckt. Ein Knecht fuhr mich mit zwei muthigen Pferden einen ſteilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugſtränge reißen möchten. „Fürchten Sie ſich nicht, ſagte er: die Pferde zerreißen nichts, ſie ſind muthig, aber ſie ziehen gar ſittſam.“

Rache. Ich habe dieſem Worte niemals viel Sinn abgewinnen können; und wiewohl ich die eigentliche Racheluſt ſehr oft geſpürt, iſt doch ſelten viel daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewieſen, daß die Rachbegierde allerdings wohl in der menſchlichen Natur müſſe vorhanden ſein; aber dennoch habe ich, (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß ſo gerade herausſage!) jenen göttlichen Befehl ſtets für ein wenig überflüſſig gehalten. Beſonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Menſch doch eigentlich zu gut für alle gründliche und erſchöpfende Rache iſt. Dachte ich nun vollends an Gott, — an den Barmherzigen und Gnadenreichen, — ſo war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröſtender als der: „Die Rache iſt mein; Ich will vergelten, ſpricht der Herr.“ „O, wenn Du vergelten willſt, — dann hat es gute Wege!“ ſprach ich oft gerührt, und pries die Menſchheit ſelig. — Und, wie klug, wie angemeſſen unſrer praktiſchen Lebensweisheit erſcheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!“ Es iſt doch wahrlich das einzige ſichre Mittel, ſich ſeine Feinde, wo nicht vom Halſe, doch aus dem Gewiſſen fortzuſchaffen! Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängſtlicher zu befolgen geſtrebt, als richtig zu faſſen gewußt. Wenn ich einen Menſchen kannte, der durch imponirenden Stolz, durch ſeine widrige Phyſiognomie, durch renommiſtiſches Weſen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erſchien, (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beſchränkten Kreiſen nicht gehabt, und finden ſich deren doch, ſo bitte ich ſie himmelhoch, ſich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit iſt, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden ſuchen!) dann ſann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich ſei, einen ſolchen Menſchen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, ſein Widriges zu verſchmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menſchliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paar Mal in meinem Leben iſt mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Denkungsart in mancher Rückſicht fehlerhaft iſt, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben ſo verdammlichen Stolz beweiſt. Aber ich war doch ein Mal von jeher ſo; und viele Menſchen müſſen wohl ſo ſein. Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet faſt immer da, wo ſie wirklich beginnen ſoll, oder artet doch dann in andere Leidenſchaften aus. Ich könnte wohl den Menſchen, der mir den Vater oder Sohn erſchlagen, meine Ehre geraubt u. ſ. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem erſten, ſchwerlich mit einem zweiten. Denn ſo wie ich ihn (ſei es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, ſobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben iſt, und endlich vor dieſer ungeſchützt daſteht, verfliegt ſie ſchnell, und ſelbſt der erſte Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, ſondern die Ausgeburt eines ſchnell wiederkehrenden, augenblicklichen Wahnſinnes aus Schmerz oder Zorn. Der gerichtliche Kläger dringt auch bei Verbrechen meiſtens weniger auf die Beſtrafung (ja oft Erſatz), als auf Eingeſtändniß des Sieges, der Uebermacht, der Beleidigung, Sünde u. ſ. w. Freilich, ſo lange die Rache komiſch bleibt, kann ſie bis ins Unendliche reizen: aber der erſte Uebergang zum Tragiſchen wird ſie faſt immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier iſt übrigens nur von gewöhnlichen Menſchen die Rede; nicht vom Auswurfe der Menſchheit. Ich glaube, daß ſelbſt der hartgewöhnte Weltüberwinder ſeinem Feinde in demſelben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundenen ſetzt.

Schadenfreude, — oder wie ſoll ich jenes unreine Gefühl nennen, das, ich geſtehe es frei! auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bei dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering ſchätzende Menſchen mir dieſe in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich ſelbſt dagegen, mit wachſender Luſt der Phantaſie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage verſetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß; mit der zarteſten Schonung wollte ich es ihnen anbieten; kein leiſer Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit ſollte an mir ſichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz beſcheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich ſei; im übervollen Hochgenuſſe meiner koloſſalen Güte und Größe ſollten ſie mit feurigen Kohlen auf dem Haupte daſtehen, und ſehen, „in welchen ſie einſt geſtochen!“ So habe ich mir oft in wonnevoller Phantaſie die herrlichſten Paläſte geſchaffen; ungeheure Landgüter mit ganzen Landſchaften umher für mich ausgeziert; ja, die Plane dazu mit der Bleifeder wirklich entworfen; dort ganze Geſellſchaften von jenen Menſchen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen, bewirthet, beſchenkt; ihnen fürchterliche Capitale vorgeſchoſſen, (doch ſtets ohne Zinſen und in der Hoffnung, daß ſie einſt um Erlaß bitten würden), und ſie im Geiſte mit wahrer Freude endlich den Bettelſtab ergreifen ſehen; und nun — mußten ſie von mir großem Hanſen durch eine Kleinigkeit ſchnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabei ſelbſt bezeugen: Ich verlangte und wünſchte ihren Ruin nie, als inſofern ich — aber einzig ich, — ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbei hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Geſellſchaften dann gerade die Perſonen, welche jetzt zurückgeſetzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verſpottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihretwillen allein ſollten die jetzt ſo ſtolzen und hochnäſigen Hauptperſonen dann gleichſam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten, unleidlichen Sinn wollte ich mit nachläſſig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider ſchwer durchzuſetzenden) Behauptungen ſo im Vorübergehen ganz gelind zu Boden ſchmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irdiſchen ſättigen; mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmliſcher Wahrheit und Klarheit leben und ſchwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen ſollte gezeigt werden, daß ſie mit ihrem anmaßenden und abſprechenden Weſen von jeher Unrecht, ich aber nebſt meinen Schützlingen Recht gehabt. **Rechthaberei**

lag alſo wohl hauptſächlich hierbei zum Grunde. — Meine ſogenannten Feinde (ſ. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu ſehen, ohne ſelbſt ſie ſogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen kann ich aber auch nicht ſagen, daß ich das Böſe beſtraft, das Gute belohnt und anerkannt wiſſen wollte. Und daher wurde dieſe Beglückungswuth eine unreine, egoiſtiſche, hochmüthige Sehnſucht nach Verſchwendung, die ſich zwar mit den Jugendjahren ſehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menſchen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (ſ. d. Art. Wohlthätigkeit), natürlicher Weiſe ſehr verdächtig machen mußte.

Schiebkärrner (ſ. d. Art. Genius), ſind in der Regel äußerſt zornig, übler Laune und grob; dies alles aber noch in höherem Grade, ſobald ſie nicht ſchieben, ſondern gar ziehen. Das Ziehen ſcheint überhaupt dem Deutſchen die niedrigſte und abgeſchmackteſtete Arbeit zu ſein; und daher kommt es vielleicht, das unſer Volk ſchwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freudenwagen in die Stränge zu fallen und Gauldienſte zu übernehmen. Selbſt bei Feuerſpritzenproben habe ich oft dieſes ſich äußern ſehen. Im Anfange haben die Spritzenmeiſter die ganze Spritzendeichſel voll Jungen. Nach den erſten Paar hundert Schritten ſtiehlt ſich jeder davon, bis auf wenige ächte Gaſſencantoren, die ſich zum Fortſchleppen bereden oder doch fortſchleppen laſſen. Am wüthendſten wird ein Schiebkärrner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der ſich ermüdet anſtellt und Jenen mit folgendem ſehr gewöhnlichen, gottloſen Gruß anredet: „O, wie gut habt ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fuße gehen!“ Ein vornehmer Freund grüßte einſt in meiner Gegenwart einen Schiebkärrner ſo. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für ſich und fuhr weiter. „Was denken ſie von ſeinem Murmeln?“ fragte ich. Ich denke, ſagte mein Freund, daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.

„Sei bedankt!“ Wie oft habe ich darüber nachgeſonnen, wie man wohl dieſen Ausdruck für alle Redensarten, die, außer dem ſchlichten Zeitworte ſelbſt, noch vom Danke ſprechen, paſſend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich“ widerſpricht offenbar und geradezu dem obigen, doch ein Mal anerkannt guten Ausdruck, und heißt ſoviel als „ich gebe den Dank, welchen ich dir ſchuldig zu ſein glaube, mir ſelbſt.“ Sollte es bedeuten, „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank“ ſo kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends, wenn ich hören muß: „Geſtern habe ich mich auch recht ſchön bei dem Herrn Miniſter bedankt!“ dann erſchrecke ich gleichſam, als hätte der Menſch im Angeſichte des Miniſters die größte Grobheit verübt! Doch ich will nicht laut ſprechen, denn wenn es unſere neueſten Sprachforſcher und hauptſächlich die Puriſten erfahren, ſo machen ſie mich gewiß durch einen weit ſchlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Schöne Frauen. Man ſagt, ſie hätten meiſtens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dies oft beſtätigt gefunden, doch nur bei ſolchen, die durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit für das gelten konnten, was man gewöhnlich ſchön nennt; ſeltner bei denen, die durch einzelne ſchöne Züge oder Formen reizen. Jene ſind dann meiſtens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbſtgefühl kalt oder nachläſſig; und dies ſcheint mir die Urſache des leidigen Uebels zu ſein. Oft mag auch frühe Erſchöpfung dabei zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume iſt, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren als Gärtner ſein wollen. Zuweilen iſt auch die Urſache nur darin zu ſuchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichſam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freilich ſtärker entzündet werden muß als ein Anderer. Jede, die im gegebenen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit ſehr vieles gut machen. Die Hauptregel iſt dieſe: Auch für die ſchönſte Frau giebt es keine wichtigere und ſchwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbſt. Jeder Menſch ſucht überall nur ſich und ſeine eignen Ideen, die er mit ſich herumträgt, und glaubt ſie auch auf den erſten Anblick noch wirklich zu finden. Neulich beſuchte mich ein zerſtreuter, aber vielſeitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff ſogleich vom Tiſch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter, las wenigſtens zehn Zeilen, und ſagte dann erſt: „Was haſt du da? Zeugenartikel?“

Sokrates. Ein edler Menſch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des ſcholaſtiſchen Streites wieder in ihm zurückgekehrt, und ſtets hat die Anmuth ſeiner Philoſophie mich von neuem lieblich überraſcht. Was war es, das er ſo treulich ſuchte, in ſich ſelbſt, wie in der Natur und den Sälen und Hallen, ſo redlich bei Freunden und Edlen, wie bei der ſchönen Aſpaſia und jenen reizenden Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Menſch in ſeiner Schönheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchſten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige ſeinen Gott!

Sonderbare Menſchen bleiben oft in jeder Lage, wohin man ſie zu bringen probirt, nichts als — ſonderbar, ungenießbar, verſtockt, unnahbar. Ihre Stunde iſt nun ein Mal hienieden noch nicht gekommen, und ſie vagiren unter den Landthieren ſo ſeltſam herum wie Waſſerhaſen oder Seenachtigallen. Um einen Apfel aus Oſtchina, einen Fußbreit Landes in Weſtgallizien, eine Fiſcherhütte in Südlappland zu erwerben, gehen ſie jeden Vertrag ein: aber ſobald man ihnen dergleichen Sachen aus Weſtchina, Oſtgallizien oder Nordlappland für jene ſubſtituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge; — gleich fahren ſie auf, ſchreien über das nichtswürdige Vaterland, ſchelten auf die Unwiſſenheit, über große Unkunde in Rückſicht der beſten irdiſchen Lokale u. ſ. w. Man erkennt ſie ſehr bald an den Meinungen, die ſie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erſcheinung ſoll ſeltſam abweichend, toll, ungemein, alſo klug — nämlich dumm, — erklärt werden; alles ſchließen ſie an gewiſſe fixe Ideen an. Z. B. du gehſt mit einem vor das Thor und lobſt den ſo eben ertönenden Geſang eines Finken. Gleich demonſtrirt er dir, daß man ſehr bald um Dörfer und Städte her dieſen Geſang ganz werde entbehren müſſen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache iſt blos die: Er hat zufällig in ſeiner Jugend ein Mal zwei ſolche Vögel mit einander kämpfen ſehen. Alles Uebrige iſt Einbildung.) Du bemerkſt auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? lächelt er: Wiſſen Sie, was für eine Fährte das iſt? Eine Fiſchotter!“ (Nämlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fiſchotter ſich ſpüren laſſen, die vielen Schaden ſoll verübt haben. Seitdem findet er überall die Spuren derſelben.) Ich habe einen ſcharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewiſſen gelehrten Streit, der in unſrer Geſellſchaft geführt wurde, ſich ſteif und feſt einbildete, er habe Baſtarden von Kaninchen und Enten geſehen. Dergleichen ſeltſame Menſchen ſind mir ſehr oft vorgekommen. In der Regel ſind ſie ſcharfſinnig. Widerſpricht man ihnen, ſo fangen ſie an zu recitiren, zu deduciren, und ſagen öfters mitunter ſo viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man ſich todtlachen möchte. Ich ſchüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde iſt noch nicht gekommen!

Schlüſſelblumen. Ich ziehe ſie und die ſogenannten Primeln wegen ihres ungemein leiſen, einem nicht fein riechenden Menſchen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft ſüßen Geruches faſt allen übrigen Blumen vor. Ein dicht beſetztes Beet voll ſchöner Primelſorten (ich beſitze deren gegenwärtig zwei und dreißig!) in höchſter Blüthenfülle, leiſe dampfend in der erſten Frühlingsgluth; ein ſummendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blüthenſtaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — o das iſt für mich die höchſte Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unſre neueſten Myſtiker noch nicht darauf gefallen ſind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüſſelblume, die Shakeſpeare ſchon beſingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einſt mein eignes Kind, das entzückt zwiſchen duftenden ungeheuern Sträußen ſpielte und ihre Süßigkeiter einſog, dieſe Flecken „fünf blutende Wunden,“ und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein ſeliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich ſtrebt, den behandle man doch ja mit Achtung und laſſe ihn ungeſtört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er ſiegt oder erliegen muß! Beſonders gilt dieß von allen artiſtiſchen Tendenzen. Die ſtrebende Kunſt arbeitet ſich oft durch dunkle, ſeltſame Pfade und Nebelmaſſen, — und findet ſich endlich im Allerheiligſten der Natur ſelbſt wieder.

Spaziergang. Viele Menſchen wollen und können nicht bloß luſtwandeln, ohne dabei einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müſſen irgendwo auf dem Lande Jemand beſuchen, zum Wein, Bier oder Milch gehen, einen Freund begleiten, in Geſellſchaft wandern, oder wenigſtens einen Acker beſehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergange Einſamkeit und gänzliches Ueberlaſſen an den Gedanken des reinen Luſtwandelns; ja ich haſſe und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außer dem Gange ſelbſt beabſichtigen ſoll. Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche Anhöhe iſt die Hauptbedingung bei allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, ſo fühle ich in jeder Ebne ſo lange Angſt, Bangigkeit und Langeweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge geſichert und gerettet, welchen himmliſchen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird ſie mir nie; denn um mich her und hinter mir, über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland; — vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gaſtlich durchſchifft, indem er ſich ſchon jenſeits derſelben ſehnend nach neuen Bergfernen hinrichtet, die ihm wieder näher, heimiſcher und verwandter entgegenſchimmern. Hier ſchließt ſich dann die Phantaſie mit einem gewiſſen Zuſtande der Ruhe an, jeder nahe und ferne Gegenſtand erhält nun ſeine eignen einzelnen Reize für mich; jeder neue Hin- und Herblick ſcheint mit neuen Phantaſien und Lebensmelodien beladen, in mich zurückzukehren, und ich lebe im herrlichſten Vollglanze der *großen Welt*! (Denn das iſt ſie, ihr lieben, guten, englogirten Pariſer! Und auf dieſen Glauben will ich fröhlich ſterben!) Wie oft habe ich bei tagelangen Fußmärſchen durch eine fruchtbare Ebene aus der Tiefe der ſtaubigen Chauſſee brünſtig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied geſungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions umverwandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!“

Sagt, was ſollen mir die üppigſten Saatfelder und Auen, wenn ich ſie nicht zu überſehen vermag! Was ſollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht; jenes ſattſame Grün eines ungeheuren Getreidefeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatſchroſe, beſäumt mit dem hellen Blau der Cyane, breit geſtreift mit dem kreiſchenden Gelb der Rübſaamenblüthe und entzündet von der Sonnengluth —: was ſoll mir das alles hier unten, wo es mich zu erſticken droht, wo es mir wollüſtig, geil, ja zuletzt ekelhaft vorkommt; wo ſeine Nähe meine Pantaſie ſo ſchwer drückt wie ein Bierrauſch? Stellt mich lieber auf einen Hügel; dort falle ich auf meine Kniee und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke und was ich nicht ſehe. Nur auf einer Höhe iſt mir die Anſicht des Unüberſehlichen erträglich. Nur im Walde fühl' ich mich frei und ungedrückt unter den Maſſen des üppigſten Grüns. Jeder Menſch verbindet ja auch ſchon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freien, ebnen Gegend wohnen könnte, bis mir die Erfahrung bewieſen hat, daß ſolche Gegenden, ſobald man ſie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und ſchönen Höhen ſind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe ein Mal geſtohlen, — und zwar unſerm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war ſo ſchön! Des Morgens ſah ich ihn unweit unſers Grenzzaunes im Graſe liegen, — ein Pfund wog er wenigſtens, — citronengelb war er, und hatte die ſchönſten Karminflecken. Eſſen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel, ſprach ich bei mir ſelbſt, iſt doch ein lüderlicher Mann! Hätten wir ſolches Obſt im Pfarrgarten, es ſollte wohl ſorgfältiger geſammelt werden!“ Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich ſeltſam an, und ſchien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, ſtreckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenſtücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrod, aber mit ſo zweideutigem Appetit wie ein teigfreſſender Eſel, — und trat dann angſtvoll in's Zimmer, als eben mein Vater ſein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum ſah, hielt ich den Apfel ſo ungeſchickt, daß er ihn ſogleich bemerkte, mit ſchnellem Blick das fremde Obſt erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geſtändniß leicht erhielt. Ich bat recht ſehr um Prügel; aber er kannte ſeinen Mann; — ich mußte ſogleich ſtatt aller Strafe das ſiebente Gebot vorleſen, dann meinen Diebſtahl dem Eigenthümer ſelbſt wiederbringen, ihm alles eingeſtehen und um Verzeihung bitten. O des furchtbaren, ungeheuren Ganges! Denn ich war vielleicht ſchon acht Jahre alt. — Die erſten zwei Worte, die ich ſprach (nämlich „Herr Rommel!“) ſind mir mein Leben lang die fürchterlichſten unter allen menſchlichen Worten geblieben! Aber dann, nach dieſen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich ſagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taſchen voll Obſt ſtecken, und in meinem Herzen blieb nur eine ſanfte Wehmuth zurück. — Von dieſer Zeit an iſt es mir nie wieder in den Sinn gekommen zu ſtehlen. Beſondere Grundſätze, außer dem ſiebenten Gebote, habe ich mir niemals deshalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber, wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkaſten geſchickt ward, oder allein mit dem Schlüſſel vor einem fremden wichtigen Schranke ſtand, „wie ein Menſch wohl ſtehlen könne?“ In Verſuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gereicht mir dies keineswegs zur beſondern Ehre. Denn der Grund davon iſt wahrſcheinlich: Ein gewiſſes Streben, in der Mode zu ſein und für geſchmackvoll zu gelten, welches mir ſchon frühe beſonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen ſo wie manche ander groben Vergehungen von jeher für äußerſt dumm, abgeſchmackt und längſt außer der Mode. Dieß hat ſich ſo entſchieden in mir fortbewahrt, daß ich noch jetzt mir feſt einbilde, ein Menſch, welcher ſtiehlt, welcher betrügt, ſein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geſchenke nimmt, aus Privatrückſichten parteiiſch iſt u. ſ. w. — könne unmöglich ein guter Geſellſchafter, geſchweige denn Schriftſteller oder Künſtler ſein. Ich halte auch oft dieſe Geſinnung für das höchſte Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. Literariſchen Diebſtahls, wie man es fälſchlich nennt, bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die erſten Zeilen des Art. *Nachahmen.*) Gedanken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänſefüßen bezeichnet — und ſo befehle ich meine Seele Gott! — Hierbei muß ich gleichwohl noch eines beſondern Diebſtahls erwähnen, der mich ſtets von Herzen gefreut hat; denn die zwei erſten Buchſtaben dieſes Artikels mahnen meine ganze Seele an den ſüßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der ſich immer des treueſten, bewundernswürdigſten Gedächtniſſes erfreute, hatte für dieſe Diebſtähle keins! Ja, Ihr müßt wiſſen, gute Leſer, daß meine beſten Gedanken, — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an dieſen flüchtigen Bildern, deren irdiſche Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß ſie oft allein die *ſeinigen* waren; oder doch oft nur ſolche, die wir einſt auf Bergeshöhen in ſüßer Wechſelluſt ausgetauſcht hatten! Auguſt, ich weiß, daß du jener ſeligen Bergſtunden ewig gedenken wirſt, worin ſo rauſchende himmliſche Heere von freundlichen und ernſten Gedanken uns umleuchteten, umſchatteten! Wie herrlich bewegt, recitirten wir da und ſchrieen gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, ſie kochten für zwei Wahnſinnige oder Hexenmeiſter! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter ſich bis zum höchſten Lärm geſteigert hatte, und meine beſchwerliche Freundſchaft dich zu erſticken drohte, — wie ſchön lagerte ſich dann zwiſchen die Gelagerten ein ſtundenlanges Stillſchweigen, gleich einer freundlichen Proſa; und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder ſo mächtig auf den Centralpunkt unſrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in dieſem Stillſchweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeſchrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufſprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißſäulen von Gottes namenloſer Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unſre Nächte in den Thälern? Auguſt, unſre Träume? Kennſt du noch die heitre Mondnacht in Bade zu Liebenſtein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume ſo ſchön und wunderbar ſchlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich ſachte zu dir trat, im leiſen Flüſtern jener Worte aus Göthe's Fiſcher:

„Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß“

ſelig lächelnd erwachteſt? — O du guter, ſanfter Menſch! Habe Dank, für deine Liebe! Du gabſt mir ja ſtets alles, was du hatteſt! Dein Herz theilteſt du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabſt du mir! Ach, ich nahm ſie dir oft freudig, weil ich ſelbſt dein zu ſein glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele, gefielen dir deine Meinungen beſſer, wenn du ſie von mir wieder laſeſt, und du wußteſt nicht mehr, daß ſie die deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigenſinn entſtellt! — Sagt, wen müßte ſolche ſtille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch ſich die reine Liebe von der bloß ſinnlichen Neigung unterſcheidet. Bei der letztern kommt ſehr wenig darauf an, ob der eine Theil ſich ſeiner gethanen Schwüre erſt etwas ſpäter erinnert, als der andere die ſeinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieſer Art müſſen einander aus einem der Natur vollkommen gemäßen thieriſchen Triebe ungetreu werden, ſobald der reizendere Gegenſtand ihnen erſcheint. Wird nicht die edle Biene von Hybla ſchnell aus Inſtinkt die alberne Haſenpappel verlaſſen, ſobald die Düfte des ſiciliſchen Quendels ſie zum köſtlicheren Genuſſe laden? Daher wird bei ſolchen Liebenden die Treue nur ſelten und blos einſeitig vorkommen wie Pferde- oder Hundetreue.

Tod. So tritt denn hervor, du gute, ſtille Geſtalt, die alles Irdiſche freundlich überſchattet! Laß mich dich einen

Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menſchliche Geſtalt gedacht, ſondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das ſich netz- und ſcheibenförmig in und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich mir niemals ſchwarz, ſondern als eine graue, dämmernde Erſcheinung. Bei den Bildern der Griechen, Chriſten u. ſ. w. vom Tode habe ich immer eine gewiſſe Zerſtückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, ſtilles Bild, ſchieneſt mir nie einem Volke, ſondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit uns aus dem Leben emporwächſt und endlich alles emporgewachſene Leben ſanft überdeckt, erſchien mir als ein Troſt und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Geſtalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdiſche Leben nach und nach ſanft zuwächſt und anſtrebt, bis es im letzten Zucken den ſtrahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. Ich will in dieſer Vorſtellung von dir beharren, denn ſie thut meinem Herzen wohl. Breite dann auch leiſe und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Mal ſchlägt, dieſes Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tauſend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tauſend Lebensgrüßen doch viel tauſend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes ſandte! Nie habe ich unmenſchlich dir gerufen, nie unmenſchlich dich geſcheut; denn du biſt ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffneſt mir mein Grab. Und ſiehe da — das Grab ſelber wird zum Schlüſſel des Lebens!

Ungewöhnliches — es beſtehe in Thaten, Zeichen oder Worten, — kann oft einen Menſchen in ſeinem höchſten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, beſänftigen oder gar erſchrecken. Von der Wirkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beiſpiel auf der Akademie mitangeſehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlaſſen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte ſich ſtets über die Grobheit der Weiber auf dem Fiſchmarkte, weil dieſe ihm jeden ſeiner kleinen Späße ſogleich mit den abſcheulichſten und unnatürlichen ſeltſamſten Schimpfreden verdarben und verleiteten. Beſonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaftig fürchterlich klangen, und weil er es noch nicht vermocht hatte, ſie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einſt berichtete er, das Geheimniß hierzu ſei wahrſcheinlich gefunden, und lud eine Geſellſchaft ein, um wenigſtens von ferne den Spaß mit anzuſehen, der ihn zu ſeiner Rache führen ſollte. Wir traten in die Nähe. Er ſelbſt ging an den Weibe vorüber, drehte ſich aber ſchnell wieder zu ihr und fragte: „Was koſtet dieſer Bücking?“ „Achtzehn Pfennige“ war die Antwort. „Viel zu theuer!“ ſagte er gelaſſen, und ſchlug das Weib mit dem Bücking ein wenig an beide Ohren, rieb ihr dann ſehr freundlich den Fiſch ein Paar Mal unter der Naſe herum, legte ihn wieder an ſeinen Ort und nahm höflich ſeinen Abtritt. Sie ſprang auf, ſtemmte beide Arme in die Seite und — fing an! Er hörte aufmerkſam zu, und nach den erſten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen, worauf das hebräiſche Alphabet geſchrieben ſtand, hervor, entfaltete ihn und begann ganz langſam, aber mit fürchterlicher Baßſtimme folgender Maßen zu ſchimpfen: „Was? — I du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Saïn, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Samech, du Ajin, du Pe, du Zade, du Reſch, du Schin, du Sin, du Thau!“ — Nach den erſten zehn Begrüßungen ward das Weib ſtill und ſetzte ſich, und der ganze Fiſchmarkt fing an zu lachen. Am Ende ſtarrte ſie ihn an, konnte vor Erſtaunen kein Wort vorbringen und litt es ſtill und geduldig, als der Siegreiche ſein Proklama wieder einpackte und davon ging. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es iſt doch hübſch, wenn man was gelernt hat!“ und bat ihn um Abſchrift.

Voß und Koſegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittſameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wenn ihr Vater in der Sakriſtei ſtill ſitzt, und der Geliebte — predigt!

Vorhümpler. So nennt man in den ſüdöſtlichen Gegenden am Thüringer Walde den verſtorbenen Mann einer zum zweiten Mal verheiratheten Frau. Beide Eheleute geben ihm zuweilen dieſen Namen. Man findet ſelbſt in Akten Stellen wie dieſe: „Comparenten (oder Comparent): dieſe angeöhrte Schaumünze komme noch von ihrem (ſeinem) ſeligen Vorhümpler her, und habe deswegen einen ganz beſondern Werth.“ — Ein ſolcher ſeliger Mann mit einem ſolchen ſeltſamen Namen hat von jeher — und noch in ſeinem Grabe, ſo oft ich ihn nennen hören, — unter die Gegenſtände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (ſ. d. Art **Mitleiden**) ganz entſetzlich dauern.

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig aus einander, ihr Herren, denn ich will heftig werden und ſchelten! — „Wie?“ Ja alle vertrauten Briefe ſind und bleiben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne beſondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptſächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen — das iſt mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römiſchen Rechten (hört ihr wohl?) infamiam immediatam nach ſich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen — pfui, wie garſtig iſt's, unmittelbar (d. h. ſobald ihr es gethan habt), infam zu werden! Bedenkt das wohl! — Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wiſſen; — denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte ſtudirt, und etwas Rechtſchaffnes gelernt! — Iſt es nicht war, liebes, beſtes Publikum, daß das alles wahr iſt? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meinung, ſo lange dir noch ein Auge offen ſteht, du Verehrteſtes! — Und dich allein geht auch eigentlich die Sache an (und nur die Briefe nichts!) aber mich Unpartheiiſchen intereſſirt ſie im Grunde gar nicht. — Denn was mich ſelbſt betrifft, ſo weiß ja die Welt längſt (und ich werde es noch öffentlich und feierlichſt erklären!) daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt (wozu auch noch dieſes A. B. C. mit gerechnet werden ſoll), keine Zeile geſchrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin ſchon viel zu viel iſt; daß ich aber, was insbeſondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geſchrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweiſe es mir mit meiner eignen Handſchrift, — ich werde ihm dagegen eine Abſchrift zurückſenden, und eine Fidimation hinten dran, die er nicht in's Fenſter ſtecken, geſchweige drucken laſſen ſoll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinnen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „ſo was“ ſein!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken laſſen, ſo habe ich ja durch Vorſtehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen Produkten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie geſagt, ich darf ganz unbeſorgt ſein, und ich wollte bei dieſer Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftſteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literariſchen Nachruhm eben ſo ſehr liebe und verehre wie Ernſt Wagner. (Man ſehe in deſſen Reiſen aus der Fremde in die Heimath im zweiten Bande die große Note.) Und ſo wäre ich für meine Perſon eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernſte: Pfui, ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die ſchönen Flammen des fröhlichen Wahnſinnes, der ſich ganz hingebenden Freundſchaft, der gemüthlichen Lüderlichkeit, des hohen Zornes über die Welt u. ſ. w., deren Spuren ſich nur ſo leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — euch unſchätzbar, euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verſtändlich, — könntet ihr ſie zuſammenbringen, — könntet ihr in ihnen unſre Freundſchaft und alles redliche Vertrauen gleichſam auf öffentlichem Markte verbrennen — o ſo hole euch und alles Geſchreibſel der Guckuck baldmöglichſt!

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht ſehr dafür, in ſo fern ſie nämlich Geld oder Atzung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menſchen, damit die reinen Geiſter frei in ihm ſchaffen können — dann ſeid ihr die wahren Wohlthäter der Menſchheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böſe und Elend mit Feuer und Schwerdt verfolgt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückſeligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menſchheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann (ſ. den Art. **Schadenfreude**), wenn ihr euch zu faulen, furchtſamen und falſchen Gnadenverſchwendern herabwürdigt, die ſich nur bequemes Wohlbefinden ſichern, und ihre Freundeſchaar lieber aus dem Wegwurfe der Menſchheit bilden, als Feinde und Haſſer dulden wollen.

Wonnigliches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menſchen vor vielen auf ein Mal erſcheinenden Freuden bange wird Am häufigſten habe ich dieß Gefühl freilich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erſchienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geſchenke, Beſuche, Neuigkeiten u. ſ. w., wovon ich manches herzlich wegwünſchte, manches mit größerer Haſt zu genießen, manches auch nur mit deſto höherer Freude und Sicherheit wegzukehren ſtrebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehäufte Freudenlaſt gleichſam drückte. In ſolchen Wonnezeiten kann auch die kleinſte intereſſante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum ſo ſchnell zum Ueberfluſſe ſteigern, daß man der Verſchwendung ſich zu ergeben geneigt wird. So ging auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfeſtes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt ſeine Schweſter mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der Kronprinz von *** durch die Stadt reiſen werde. „Der Kronprinz von ***? (ſchrie der erfreute Kleine). Ei, Vater — da ſchneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!“ — Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreißig Jahren hätte ich daſſelbe gethan — und noch geſtern that ich etwas Aehnliches.

---

*) Ich nehme höchſtens zwei Fragmente aus, die ich einer Freundin, reſpective zur Vollendung übergeben habe.

Xenium iſt ein Gaſt-, oder Neujahrs-, oder Geſandtengeſchenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht hatte, — ein ſolches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz ſchlägt.“ Auch jene Xenien, worin einſt Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutſchland mit ſo reichlicher Spende erfriſchten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter ſeitdem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht ſchöne herzliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müſſen erregt haben. Daß aber die meiſten dieſer kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht ſowohl ihre eigne Natur als die Natur des deutſchen Parnaſſes Schuld; — und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

Johann Chriſtian Wagner

wurde am 23. Juni 1747 zu Pöſeneck bei Saalfeld geboren; er widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und wurde herzogl. ſachſen-hildburghauſenſcher wirklicher Rath und Präſident der Landesregierung zu Hildburghauſen, wo er am 14. Juni 1825 ſtarb.

Er gab heraus:

Hildburghäuſiſches Geſangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Hildburgh. 1808.
Gibelreden oder Zimmermannsſprüche. Hildburghauſen, 1812.

Innigkeit, Wärme, wahre Frömmigkeit und gute Behandlung der Form, zeichnen die von ihm verfaßten, in dem obengenannten Geſangbuche befindlichen 91 geiſtlichen Lieder ſehr vortheilhaft aus.

Johann Jacob Wagner,

am 21. Januar 1775 zu Ulm geboren, ſtudirte in Jena und Göttingen in der Sturm- und Drangperiode, als Fichte's und Schelling's kühne Rede alle Gemüther in Bewegung ſetzte. Er ward, als ſeine Richtung noch Kant und Plato ausſchließend angehörte, Doctor der Philoſophie; ſpäter trat er zu Fichte mit einer Vertheidigung von deſſen Angriff auf Nicolai. Die längſte Zeit feſſelten ihn Schelling's Ideen, bis er ſich mehr und mehr auch von dieſem entfernte und 1804 öffentlich durchaus losſagte, um unter geringer Theilnahme des philoſophirenden Publikums ein eigenthümliches Syſtem auszubilden. Er hatte einige Jahre zu Jena und Göttingen als Privatdocent gewirkt, privatiſirte dann zu Nürnberg und Salzburg, bis er eine ordentliche Profeſſur zu Würzburg erhielt. 1809 ließ er ſich zu Heidelberg nieder, kehrte aber 1815 nach Würzburg zurück.

Seine Schriften ſind:

Wörterbuch der platoniſchen Philoſophie. Göttingen, 1799.
Ueber Fichte's Nicolai, oder Grundſätze des Schriftſtellerrechts. Nürnberg, 1801.
Theorie der Wärme und des Lichts. Leipzig, 1802.
Von der Natur der Dinge. Leipzig, 1803.
Verſuch über das Lebensprincip. Leipzig, 1803.
Syſtem der Idealphiloſophie. Leipzig, 1804.
Philoſophie der Erziehungskunſt. Leipzig, 1804.
Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt. München, 1804.
Ueber das Weſen der Philoſophie. Würzburg, 1804.
Grundriß der Staatswiſſenſchaft. Leipzig, 1805.
Von der Philoſophie und Medicin. Bamberg, 1805.
Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1809.
Theodicee, Bamberg, 1809.
Mathematiſche Philoſophie. Erlangen, 1811.
Organon der menſchlichen Erkenntniß. Erlangen, 1830.
Der Staat. Würzburg, 1811.
Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat. Erlangen, 1819.
Syſtem des Unterrichts. Aarau, 1821.
Syſtem der Privatökonomie. Aarau, 1836.
Das Ständchen, Luſtſpiel. Jena, 1798.

Ueber W's Leiſtungen auf dem Gebiete philoſophiſcher Forſchung äußert ſich Menzel in ſeinem Werke über die deutſche Literatur Th. I. S. 308 mit folgenden Worten: „Wagner in Würzburg hat auf dieſelbe Weiſe (wie Aſt) eifrig, uneigennützig, conſequent die Lehre vom ſymmetriſchen Gegenſatz als Philoſophie des Alls, durchzuführen geſucht. Echt poetiſch beginnt er damit, das ganze All' als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzuſehen, im Gegenſatz gegen diejenigen Schüler Schelling's, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derſelben annahmen. Aber die Ausführung dieſer liebenswürdigen Idee hat das Schickſal aller übertriebenen Conſequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, iſt eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geſchieht, als das eigentlich Characteriſtiſche dieſes Syſtems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerſtoffs und Waſſerſtoffs, die in das geiſtige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geiſtigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das iſt das Charakteriſtiſche in Wagners Lehre.“

Heinrich Balthaſar Wagnitz

ward am 8. September 1755 zu Halle geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Theologie und wurde nach Beendigung ſeines Studiums zuerſt zum Diakonus an der Nicolaikirche und Zuchthausprediger zu Halle, 1805 zum Profeſſor und Inſpector des theologiſchen Seminars, 1807 zum Superintendenten, 1809 zum Oberprediger und 1817 zum Conſiſtorialrathe ernannt. Er ſtarb daſelbſt 1834.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Zur Ehre Chriſti und ſeiner Religion. Halle, 1784—1786. 2 Thle.
Moral in Beiſpielen. Halle, 1787—1790. 6 Thle. Neue Ausgabe 1810—1820.
Gebete für Zuchthäuſer. Magdeburg, 1792.
Kurze Gebete auf alle Tage der Woche. Halle, 1789.
Religionslehre in Beiſpielen. Halle, 1800. 2 Thle.
Memorabilien. Halle, 1802—1806. 2 Thle.

Als theologiſcher und didactiſcher Schriftſteller hat ſich W. vorzüglich durch ſeine trefflichen Anleitungen und Hülfsmittel für die Erhebung des täglichen Lebens durch Religion und Moral einen ſehr geachteten Namen erworben.

Johann Sal. Wahll

ward geboren zu Altenburg am 11. November 1641 und ſtudirte zu Jena, worauf er zuerſt Rector in Ronneburg wurde und ſpäter als Director des Gymnaſiums zu Altenburg lebte. Er ſtarb am 29. October 1686.

Von ihm erſchien:

Gründliche Einleitung zu der rechten reinen und galanten deutſchen Poeſie. Altenburg, 1723.

Eine nur für den Literärhiſtoriker intereſſante, ſonſt aber geiſtloſe und unbedeutende Arbeit.

E. Juſt. Wahrlieb, ſ. Joh. Ad. Bergk.

Friedrich Wilhelm Waiblinger

wurde 1804 zu Reutlingen geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, ging dann nach Italien und ſtarb ſchon am 17. Januar 1830 zu Rom.

Er gab heraus:

Lieder der Griechen. Stuttgart, 1823.
Phaeton, ein philoſophiſcher Roman. Stuttgart, 1823. 2 Thle.
Drei Tage in der Unterwelt. Stuttgart, 1826.
Blüthen der Muſe aus Rom. Berlin, 1827—1829.
Anna Bullen, Königin von England; Trauerſpiel. Berlin, 1829.
Taſchenbuch aus Italien und Griechenland. Berlin, 1830.

Ein bedeutendes aber unreifes und überſprudelndes Talent, dem es trotz reicher Phantaſie und glücklicher Darſtellungsgabe an Ruhe und Beſonnenheit fehlte, um etwas Bleibendes zu leiſten. Schwankend in ſeiner Richtung, ging Waiblinger endlich in jener genialen Zügelloſigkeit unter, die er als ein Vorrecht der Poeſie betrachtete und aus dieſer in das Leben hinübertrug, während er, nachdem er zuerſt Goethe, dann Byron nachzuahmen verſucht, ſich zuletzt der Tieck'ſchen Weiſe in ihrer neueren Richtung anſchloß.

Burkard Waldis,

wahrſcheinlich zu Altendorf an der Werra in Heſſen geboren, war Kaplan der Landgräfin Margarethe, bei welcher er zuletzt in Abterode lebte, woſelbſt er noch 1554 geſtorben ſein muß. Sein übriges Leben iſt ſehr wenig bekannt; in ſeinen Schriften erſcheint er nach dürftiger Jugend, in der er auf weiten Reiſen mancherlei Gefahren beſtand, von der römiſchen Kirche abgefallen bis an ſeinen Tod ein tapferer Verfechter der Reformation.

Er veröffentlichte:

Eſopus ganz neu gemacht, mit 100 neuen Fabeln. Frankfurt a. M. 1548. 55. 57. 65. 84.
Pſalter in neue Geſangsweiſe gebracht. Frankfurt, 1553.

Ueber B. Waldis urtheilt Bouterwek in der Geſchichte der Poeſie Th. IX. S. 448 ſehr treffend: „Das vorzüglichſte Verdienſt, das W. ſich um dieſen Theil der Nationalliteratur (die Fabeln) erworben hat, beſteht in ſeiner Erzählungsart. Schon in dieſer Hinſicht wäre er mit dem franzöſiſchen Fabuliſten Lafontaine zu vergleichen; aber er gleicht ihm auch darin, daß er nicht ſowohl eine neue Art, Fabeln zu erzählen, erfand, als den alten Styl durch neue Reize belebte. Hätte Waldis im Zeitalter und unter den Umgebungen Lafontaine's gelebt, ſo würde er vielleicht auch die naive Eleganz und Grazie der Erzählungskunſt des franzöſiſchen Meiſters erreicht haben. Im ſechzehnten Jahrhundert, und in Deutſchland geboren und gebildet, blieb Waldis im Ganzen dem Geſchmacke getreu, der damals der herrſchende in ſeinem Vaterlande war; aber er vervollkommnete, wenn gleich nicht die Dichtungsart, doch den ſeit Boner's Zeiten in der deutſchen Literatur hergebrachten Styl der Fabel durch eine Cultur, die man damals in Deutſchland kaum zu ſchätzen wußte. Die Fabeln von Waldis ſind nicht nur mit gefälliger Natürlichkeit und Gewandtheit erzählt; ſie unterſcheiden ſich auch von den meiſten deutſchen Gedichten des ſechzehnten Jahrhunderts durch eine, nicht ſelten muſterhafte Präciſion der Sprache. Nur die Moralen, die Waldis jeder Fabel anhängt, ſind in das Langweilige gedehnt, und oft ganz überflüſſig. Unter den Schwänken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgeſtattet iſt, ſind mehrere platte, aber auch einige gar drollig, und die meiſten nicht ſchlecht erzählt. Die wenigen unſittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, ſind gegen dasjenige, was ſich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komiſchen Erzähler aus dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert findet, für Kleinigkeit zu achten.“

Vom lügenhafften Jüngling.

Sich zu verſuchen ein junger Knab
Weit hin in fremde Land' begab,
Daß er viel ſähe, hört' mancherlei,
War aus ungefähr ein Jahr, zwei, drei;
Als er nun wieder heim hin kam,
Sein Vater ihn einſt mit ſich nahm,
Daß er Geſellſchaft hätt' und Kurzweil,

Zu einer Stadt über zwei Meil,
Da ſchwatzten ſie von mancherhanden;
Der Vater fragt, was er in Landen
Von Wunder geſehn und ſeltſam Thier.
Er ſprach, Vater, nun glaubet mir
Am Meer zu Liſſabon im Sund
Sah ich ſo gar ein großen Hund,
Der ward geſchätzt viel Tauſend werth;
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater b'gunt 1) die Lügen merken;
Sprach, hab bei allen geſchaffnen Werken
Deßgleich nicht geſehn, gehört, noch geleſen
Es iſt ein großer Hund geweſen.
Doch findt man gar viel ſeltſam Stücken.
Gleich wie da vor uns iſt ein' Brücken,
Wer des Tags hat ein' Lüg' gelogen,
Und kommt daſelbſt hinüber gezogen,
Sey ſelbander oder allein,
Mitten auf der Brücke bricht ein Bein.
Der Knab' erſchrak, wollt' doch nicht gern
Ein Lügner ſein, der Ehr' entbehrn.
Begab ſich über ein' ebne Weil,
Sprach: Vater, wollet nicht ſo eil'n;
Sagt mir auch etwan ſeltſam Schwänk'?
Er ſprach, des Hund's ich noch gedenk
Der iſt geweſen ohne Moß. 2)
Er ſprach, er war nicht alſo groß;
Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll,
Wie ſonſt ein Eſel war er wohl.
Da b'gunten ſie der Brücke nahen.
Er ſprach, ich kann mich nicht entſchlahen 3)
Der G'danken dieſes Hundes halb;
Sprach, er war wie ein gährig Kalb.
Sie giengen fort bis um Mittag,
Und daß die Brück' da vor ihn'n lag.
Der Knab' ſprach, wollt Euch nicht bekümmern;
Ich kann Euch zwar verhalten immer
Den Schwank, den ich Euch vom Hunde ſagt,
Damit ihr mich nicht weiter fragt:
Er war gleich wie ein andrer Hund;
Denn 4) daß er um und um war bunt,
Und ſcheckicht über ſeinen Rücken.
Er ſprach, ſo iſt auch dieſe Brücken
Gar nicht ſchädlicher denn die andern;
Magſt wohl unb'ſchädigt darüber wandern.
Allein hüt dich ein andermal;
Wenn du willt lügen, b'denk dich wohl,
Daß du alſo gar krumb nicht draißt, 5)
Daß du es auch zu ſidern 6) weißt.

Wer ſich aufs Singen ſoll begeben,
Der muß nicht allzu hoch anheben,
Daß ers auch kann zum End' ausſchreien.
Alſo, wem's Lügen will gedeihen,
Der muß nicht nauf in d' Wolken treiben,
Hienieden bei der Erden bleiben.
Sonſt geht's ihm wie dem Edelmann,
Der nahm ſich großer Lügen an,
Zeugt 7) mit ſein Knecht, der bei ihm war,
Ders ihm verjahet 8) ganz und gar,
Damit der Junker blieb bei Ehren.
Als er nun thät die Lüg' vermehren,
Und log von Lüften und den Winden,
Drauf konnt' der Knecht kein' Antwort finden,
Und ſprach zum Junker: Nicht alſo!
Wollt Ihr Eurs Lügens werden froh,
So bleibt hienieden bei der Erden,
Auf daß Euch mög' geholfen werden.
Denn wenn Ihrs allzu grob wollt ſpinnen,
Werd't Ihrs zuletzt nicht fedmen 9) können.

---

1) fing an. 2) ohne Maß. 3) nicht entſchlagen, erwehren. 4) außer. 5) dreheſt. 6) zu verantworten. 7) rief ihn zum Zeugen. 8) bekräftigt. 9) einfädeln.

Anton Wall, ſ. Chriſtian Leberecht Heyne.

Joh. Iſab. Eleonore von Wallenrodt, geb. von Koppy,

ward am 28. Februar 1740 zu Uhlſtadt bei Orlamünde geboren, vermählte ſich 1762 mit dem Rittmeiſter v. Wallenrodt, welcher 1776 zu Breslau als preuß. Major und Ritter des Ordens pour le mérite ſtarb. Darauf lebte ſie abwechſelnd zu Berlin, Prag und Leipzig, zuletzt bis zu ihrem am 11. Oct. 1819 erfolgten Tode bei ihrer Tochter, der Frau von Krockwitz, zu Lampersdorf bei Bernſtadt in Schleſien.

Sie gab heraus:

Die drei Spinnrocken. Leipzig, 1793.
Wie ſich das fügt. Leipzig, 1793. 3 Thle.
Emma von Ruppin. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geſchichte Theophraſtus Gradmanns. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Heinrich Robers Begebenheiten. Riga, 1794. 3 Thle.
Phantaſien. Halberſtadt, 1794.
Adolph und Sidonie. Halle 1796 u. 97. 2 Thle.
Prinz Haſſan. Leipzig, 1796.
Goldfritzel. Gera, 1797. 2 Thle.
Ritter Wolfram von Veldigk. Berlin, 1816. 2. Ausg.
Karl Moor. Mainz, 1801.
Erzählungen und Anmerkungen auf Reiſen. Prag, 1810. 3 Thle.
Empfindungen des Geiſtes in Gedichten. Berlin, 1798.
Selbſtbiographie in Briefen. Leipzig u. Roſtock, 1796 u. 97. 2 Thle.

Nicht unglückliche Erfindung und eine gewandte Darſtellungsgabe erwarben ihren zahlreichen Romanen zu ihrer Zeit den Beifall des größeren Publikums; doch litten dieſelben durch Flüchtigkeit und Mangel an Ruhe zu ſehr, als daß ihnen eine höhere Anerkennung hätte zu Theil werden können.

Ferdinand Franz Wallraf

ward am 20. Juli 1748 zu Köln, wo er auch ſeine Studien machte, geboren, erhielt 1772 die Prieſterweihe und wurde kurz darauf Lehrer am mortaniſchen Gymnaſium. 1784 ward ihm eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie und zwei Jahre darauf eine ordentliche Profeſſur der Naturgeſchichte, Botanik und Aeſthetik an der Kölner Univerſität. Vier Jahre nach einander (1794—98) war er Rector derſelben, und nachdem dieſe Hochſchule aufgehoben worden war, trat er als Profeſſor der ſchönen Literatur und Geſchichte an die Centralſchule. Auch war er Kanonikus und ſeit 1818 Ritter des rothen Adlerordens III. Er ſtarb am 18. März 1824.

Seine Schriften ſind:

Beſchreibung der kölniſchen Münzſammlung des Domherrn von Mörle. Köln, 1792.
Taſchenbuch der Ubier für 1799 und 1800. Köln.

Agrippina, Gemahlin des Klandius. Köln, 1800.
Das Muſeum zu Paris. Köln, 1801 u. 2. 2 Hfte.
Biographie des Pfarrers P. Anth. Köln, 1810.
Beiträge zur Geſchichte von Köln und der Umgebung. Köln, 1818.
Altdeutſche Zeit und Kunſt. Frankfurt, 1824.

Durch ſeinen Patriotismus und ſeine glühende Kunſtliebe hat ſich W. unſterbliche Verdienſte um ſeine dankbare Vaterſtadt erworben. Als Schriftſteller leiſtete er Treffliches auf dem Gebiete hiſtoriſcher Forſchung und als tiefer und gründlicher Kenner der bildenden Künſte.

Walter von Metz, ſ. Minneſinger.

Walter von der Vogelweide, ſ. Minneſinger.

Johann Leonhard Walz

ward am 21. September 1740 zu Lörrach geboren, ſtudirte Theologie und wurde nach Ablauf ſeiner Studienzeit Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe, verließ aber 1771 dieſe Stellung, um ſich als Diaconus nach Pforzheim zu begeben, von wo er 1782 als Hofdiakonus nach Karlsruhe zurückkehrte. Später wurde er nach einander daſelbſt zum Oberhofprediger, Oberkirchenrath und Director der Prüfungskommiſſion ernannt. Er ſtarb am 8. November 1817. — Von ihm erſchien:

Predigten. Karlsruhe, 1813.
Neues badiſches Geſangbuch. Kehl, 1786.

Ein ausgezeichneter Prediger, der ſich beſonders durch ſeine trefflichen Gelegenheitsreden einen weitverbreiteten Ruf erwarb.

Chriſtian Leberecht Traugott Wankel

wurde am 18. April 1785 zu Schkeuditz geboren; widmete ſich der Theologie und erhielt 1813 das Paſtorat zu Merſeburg in der Vorſtadt Altenburg, nachdem er die ſeit 1811 von ihm bekleidete Predigerſtelle zu Hohenlohe bei Lützen aufgegeben hatte. Er ſtarb am 3. März 1829.

Er gab heraus:

Predigten und Gelegenheitsreden. Merſeburg, 1824 u. 27. 2 Sammlungen.
Drei geiſtliche Lieder von ihm befinden ſich im Merſeburger Geſangbuche.

Innigkeit, lichtvolle Klarheit und treffliche Anordnung verleihen ſeinen Predigten bleibenden Werth.

Mark. Alexius Zorobabel, Herr zu Warburg,

ohne Zweifel ein Pſeudonym, welcher ſich **Aureus eques veritatis exul in Sodalitio Pasquin Civis Romanus** zu Leyrenburg unterſchreibt. Man hat in ihm den Rector Heinrich Schärius zu Thorn erkennen wollen, dem man die Erfindung der Leberreime zuſchreibt.

Das unter jenem Namen erſchienene Buch heißt:

Des Uhralten Leyer Matz luſtiger Correspondentz-Geiſt mit Clem. Marot, Jan Trompeter, dem luſtigen Heerpaucker, Jan Tambour, Polniſchem Sackpfeifer Courtiſan, Pucinello, Quäcker, Oremann und Wenner, ſammt der ganzen fürtrefflichen luſtigen Geſellſchaft. Herausgedruckt zu **Lirum Larum Lütckendey. Anno 1668.**

Es iſt eine der erſten deutſchen Anecdotenſammlungen und enthält, neben manchem Anziehenden, viele Plattheiten und Alltäglichkeiten.

Jacob von der Warte, ſ. Minneſinger.

Gottfried Weber

ward 1779 zu Freinsheim in Rheinbaiern geboren, ſtudirte die Rechte, trat in Staatsdienſte und rückte bis zu dem Amte eines General-Staatsprocurators 1832 in Darmſtadt vor, wo er 1837 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Ueber chronometriſche Tempobezeichnung. Mainz, 1817.
Verſuch einer geordneten Theorie der Tonſetzkunſt. Mainz, 1817; 3te Aufl. in 5 Lief. Mainz, 1831.
Nachleſe über mündliche und öffentlich Gerichtsverfahren. Darmſtadt, 1819.
Pragmatiſche Geſchichte der Verhandlungen der Landtage des Großherzogthums Heſſen. Darmſtadt, 1828.
Allgemeine Muſiklehre. Darmſtadt, 1822; 3te Aufl. Mainz, 1831.
Cäcilia. Zeitſchrift für Tonkunſt. Mainz, 1824 fgde.

Durch ſeine trefflichen Schriften über Muſik, namentlich durch ſeine Theorie hat ſich W. außerordentliche und bleibende Verdienſte um eine eben ſo gründliche als geiſtreiche Behandlung der Tonkunſt erworben.

Karl Julius Weber

ward 1767 zu Langenburg geboren, ſtudirte die Rechte, diente vor 1806 mehreren deutſchen Fürſten, lebte darauf eine Zeit lang als Privatmann und wirkte ſpäter von 1820—1824 als Abgeordneter von Künzelsau in der Würtembergiſchen Ständeverſammlung. Er ſtarb am 19. Juli 1831 zu Kupferzelle.

Er gab, jedoch anonym, heraus:

- Die Möncherei, oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt und ihres Geiſtes. Stuttgart, 1818—20. 3 Bde.
- Das Ritterweſen. Stuttgart 1822—24. 3 Bde.
- Deutſchland oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Stuttgart, 1826—27. 2 Bde.

Kenntniſſe, Geiſt und tüchtige Geſinnung ſind dieſem wackern Kämpfer für Licht und Wahrheit eigen; ihr Werth wird durch die heitere Laune und den geſunden Blick, mit welchem er Menſchen und Zuſtände erfaßt und darſtellt, bedeutend erhöht; ſein Witz iſt aber oft zu derb, ſein Humor oft zu ſinnlich; Beides ſchadet daher dem Geſammteindrucke und noch mehr der Wirkung ſeiner Schriften.

Karl Maria von Weber,

geboren zu Eutin am 18. December 1786, war von ſeiner früheſten Jugend für die Muſik entſchieden eingenommen; nachdem er unter Abt Vogler ſeine Kunſt ſtudirt und einige Künſtlerreiſen beendigt hatte, erhielt er 1803 die Stelle eines Muſikdirectors zu Breslau, und 1806 zu Karlsruhe in Schleſien. Durch den Krieg von dort vertrieben, machte er wiederum Kunſtreiſen und dirigirte 1813—16 die Oper zu Prag, nach welcher Zeit er als königl. Kapellmeiſter zu Dresden in ſächſiſche Dienſte trat. Er ſtarb auf einer Kunſtreiſe zu London am 5. Juni 1826.

Seine Schriften ſind:

- Tonkünſtlers Leben, eine Arabeske. Dresden, 1828. 2 Thle.
- Hinterlaſſene Schriften, herausgeg. von Th. Hell. Leipzig, 1828 u. 29. 3 Thle.

W's Schriften kommen zwar ſeinen Compoſitionen nicht gleich, beurkunden aber auch, welchen großen Schatz von Geiſt, Laune, allgemeiner Bildung und Darſtellungstalent dieſer ausgezeichnete Meiſter beſaß und mit welchem tief poetiſchem Geiſte er die Erſcheinungen des Lebens ſowohl wie der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte zu durchdringen und ſich anzueignen verſtand.

Wilhelm Eduard Weber,

Einer der Sieben, — am 24. Oktober 1804 zu Wittenberg geboren, beſuchte, ſeit der Verſetzung ſeines Vaters, des Theologen **Michael Weber**, nach Halle das dortige Pädagogium und ſtudirte die Naturwiſſenſchaften. Sehr früh ließ er in einzelnen durch Journale veröffentlichten Abhandlungen ſeinen Scharfſinn bewundern. Nachdem er eine Zeit lang außerordentlicher Profeſſor in Halle geweſen, ward er 1831 auf Gauß' Empfehlung auf den Lehrſtuhl der Phyſik, den Tobias Mayer's Tod erledigt hatte, als ordentlicher Profeſſor nach Göttingen berufen. Er wirkte dort auf die großartigſte Weiſe, gemeinſchaftlich mit Gauß, bis er am 14. December 1837 mit den bekannten ſechs Profeſſoren abgeſetzt ward. Seit jener Cataſtrophe machte er mehrere Reiſen nach England und durch Deutſchland, kehrte aber nach Göttingen zurück, wo er, wenn auch dem öffentlichen Hörſaal entzogen, doch unerſchüttert ſeinen erdumfaſſenden Forſchungen folgt.

Er gab heraus:

- Reſultate aus den Beobachtungen des magnetiſchen Vereins. Göttingen, 1837—38; Leipzig, 1839—40.
- Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen. Leipzig, 1840.

Ein tiefer und gründlicher Forſcher in ſeiner Wiſſenſchaft, zeichnet ſich W. zu gleicher Zeit auch durch das Talent klarer und trefflicher Darſtellung aus.

Wilhelm Ernſt Weber,

am 14. Oktober 1790 zu Weimar geboren, ſtudirte zu Leipzig, beſonders unter Beck's Einfluß, Philologie, wurde 1813 daſelbſt Doctor der Philoſophie und 1814 Erzieher im Hauſe des Grafen Benzel-Sternau. Nach für ſeine ganze Ausbildung ſehr vortheilhaften Jahren, die er in dieſer Stellung theils zu Aſchaffenburg, theils auf einem Gute unweit Hanau verlebte, ward er als Profeſſor der alten Literatur zu Chur in Graubündten aufgenommen. Der Umgang mit Orelli ließ ihn die bedeutenden Unbequemlichkeiten, die dieſes Amt für den deutſchen Gelehrten haben mußte, vergeſſen, doch nach zwei Jahren folgte er gern einem Ruf als erſter Oberlehrer am Gymnaſium zu Wetzlar. 1823 ward er zum Prorector und Profeſſor in Frankfurt am Main gewählt, für deſſen Gymnaſium und ſtädtiſches Muſeum er bis 1829 unermüdet thätig war. In dieſem Jahre übernahm er das Directorium des Gymnaſiums zu Bremen, welches er noch mit größter Rüſtigkeit und glücklichſtem Erfolg verwaltet.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

- Die griechiſchen Elogika, überſetzt. Wetzlar, 1821—22; Frankfurt, 1824.
- Kaiſer Marcus Salvius Otho. Frankfurt, 1815.
- Freuden und Leiden des Schulmanns. Bremen, 1831.
- Schule und Leben. Halle, 1837.
- Vorleſungen zur Aeſthetik, vornämlich in Bezug auf Schiller und Goethe. Hannover, 1831.
- Goethe's Fauſt. Halle, 1836.
- Claſſiſche Dichtungen der Deutſchen. Bremen, 1839.
- Ueber die myſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit. Darmſtadt, 1829.
- Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hinderniſſe und ihre Erſcheinung in den Staatsformen. Bremen, 1831.

W. zeigt deutlich in ſeinen Schriften, was ein Mann zu leiſten vermag, der mit dem Geiſte des Alterthums innig vertraut, die dort gewonnenen Reſultate auf Leben und Wiſſenſchaft der Gegenwart zu übertragen und anzuwenden weiß. So iſt er überall als ein geſchmackvoller Beförderer des Guten und Schönen, als ein beſonnener aber unermüdlicher Vertheidiger des Lichtes, der Wahrheit und des Rechtes aufgetreten und hat ſowohl durch ſeine literariſchen Leiſtungen, wie als practiſcher Schulmann höchſt ſegensreich gewirkt.

Veit Weber

aus Freiburg im Breisgau, kämpfte in den Reihen der Schweizer gegen den ſtolzen Herzog von Burgund und begeiſterte ſeine Kampfgenoſſen durch ſeine Lieder; man hat ihn nicht unpaſſend den Tyrtäus des 15. Jahrhunderts genannt. Dieſe Lieder finden ſich in Diebald Schillings Schweizer-Chronik, ſind aber auch von H. Schreiber beſonders herausgegeben. Freiburg, 1819. Sie zeichnen ſich durch Kraft und Schwung, ſowie durch Lebendigkeit und friſche Anſchauung ſehr vortheilhaft aus.

Georg Rudolph Weckherlin

wurde am 25. Septbr. 1584 zu Stuttgart geboren, ſtudirte zu Tübingen Jurisprudenz, und bereiſte dann Deutſchland, Frankreich, England; worauf er Secretär des Herzogs von Würtemberg wurde. Später wirkte er bis zu ſeinem im Jahre 1650 erfolgten Tode als Geſandtſchaftsſecretär bei der deutſchen Kanzlei zu London.

Seine Gedichte finden ſich in:

Zwei Büchlein Oden u. Geſänge. Stuttgart, 1618.
Geiſtliche u. weltliche Gedichte. Amſterdam, 1641 u. 48. 2 Sammlungen.

Der geiſtreichſte und talentvollſte Vorgänger Opitzens und ein deutſcher Patriot im beſten Sinne des Wortes, zeichnete ſich W. durch Wärme und Tüchtigkeit der Geſinnung und lebendige Anſchauung, ſowie durch glückliche, wenn auch oft zu breite Darſtellung ſehr vortheilhaft aus, dagegen vergriff er ſich in der Form, den Genius der deutſchen Sprache in dieſer Hinſicht verkennend, indem er nur die Sylben in ſeinen Verſen zählte, ohne auf die Kürze oder Länge derſelben zu achten, während er auf der andern Seite wieder Präciſion und Reinheit des Ausdruckes ſehr ſorgfältig beobachtete.

An Myrta.

Ich — treulos? — Ich — ein Flattergeiſt? —
Welch ein Verdacht! O komm! Bereue!
Ich weiß, der Gott der Liebe preiſt,
Wie deine Schönheit, meine Treue.

Wer könnte wohl mit Andern dich,
Bild der Vollkommenheit, vergleichen,
Und von den Schäfern allen mich
Wer an Beſtändigkeit erreichen?

Als dein zu bleiben, ich verſprach,
Hab' ich mir ſelbſt nichts vorbehalten,
Und deine Zärtlichkeit — o Schmach! —
Dein feſter Glaube ſollt' erkalten?

In dir ja wohnt mein Herz und Sinn;
Nur, dich zu lieben, athm' ich Leben.
Wenn ich dein, Myrta, nicht mehr bin,
So ſprich: wem haſt du mich gegeben?

Luſt und Pein.

O der bitterſüßen Schmerzen!
Ich ertrage ſie voll Muth;
Denn ſie fühlt in ihrem Herzen
Gleiche wunderbare Gluth;
Ja, ſie will mit holden Blicken
Mich verſehren und erquicken.

Meiner Augen Klage mehret
Meines Herzens tiefe Qual;
Roſa's Herz iſt auch verſehret,
Mir verräth's ihr Augenſtrahl.
Ja, ſie will mit Feuerblicken
Strafen mich und ſüß erquicken.

Dieſe Stern' in allen Stunden
Schimmern ſo trophäenreich,
Daß ſie nah und fern verwunden,
Cephalus Geſchoſſe gleich,
Und zugleich mit Wonneblicken
Mich durchpfeilen und erquicken.

Darum muß die Welt bekennen
Deiner Augen Pracht und Macht.
Ja, wo deine Fackeln brennen,
Iſt verwieſen dunkle Nacht.
Denn du kannſt mit Wunderblicken
Rings bedrohen und entzücken.

Welch unſägliches Ergötzen,
Findet euch mein Herz ſo klar,
Und verehrt euch, ſeine Götzen,
Auf dem reizendſten Altar.
Möchtet ihr mit Himmelsblicken
Niemand ſonſt, als mich, erquicken!

Möchtet ihr's doch nicht verſchmähen,
Wenn mein Herz ein Opfer thut,
Dieſen Phönix anzuſehen,
Der verbrennt in Liebesgluth.
Denn ihr könnt durch zaub'riſch Blicken
Tod mit Leben neu erquicken.

Wilhelm Ludwig Weckhrlin,

geboren am 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergiſchen, lebte, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, als Privatmann abwechſelnd in Paris, Nördlingen, Wien, Augsburg und Anſpach, in welcher letztern Stadt er am 24. November 1792 ſtarb.

Er ſchrieb:

Denkwürdigkeiten von Wien. 1777.
Anſelm Kabioſus Reiſe durch Ober-Deutſchland. Salzburg, 1778.
Felleiſen. Nördlingen, 1778.
Chronologen. Frankfurt, 1779—83. 12 Thle.
Das graue Ungeheuer. 1784—87. 12 Thle.
Hyperboreiſche Briefe. Nürnb., 1788—90. 7 Thle.
Paragraphen. Nürnberg, 1791—93. 3 Thle.

W. war einer der unerſchrockenſten und kühnſten politiſchen und ſatyriſchen Schriftſteller ſeiner Zeit. Obwohl aus Wien verbannt und ſpäter als Pasquillant verfolgt und eingekerkert, gab er doch mit unerſchütterlicher Ruhe fortwährend und bis zu ſeinem Tode ähnliche Schriften heraus, Lüge und Obſkurantismus mit ſchneidender Laune und in trefflicher Darſtellung bekämpfend.

Friedrich Wilhelm Wedag

wurde im September 1758 zu Neuenrode in Weſtphalen geboren, und widmete ſich der Theologie, die er zu Halle und Duisburg ſtudirte. Nach beendigten Studien wurde er erſter reformirter Prediger zu Dortmund, jedoch 1788 nach Zollikofer's Tode an deſſen Stelle nach Leipzig berufen. Er ſtarb daſelbſt am 18. Mai 1799.

Von ihm erſchien:

Predigten zur Berichtigung irriger Vorſtellungen u. ſ. w. Leipzig, 1793; Neue Ausg. 1817.
Die Religion als beſtändige Gefährtin auf dem Pfade des Lebens. Leipzig, 1794.
Handbuch über die frühere ſittliche Erziehung. Leipzig, 1795.

Zollikofer war das Vorbild, welchem dieſer treffliche Mann als Kanzelredner nachzuſtreben ſuchte; wenn er dieſes Muſter auch nicht ganz erreichte, ſo zeichnen ſich doch ſeine Predigten durch Wärme des Gefühls, lebendige Darſtellung und treffliche Diction ſehr vortheilhaft aus.

Chriſtian Friedrich Weichmann,

geboren zu Braunſchweig, ſtudirte Theologie und bekleidete zuletzt die Stelle eines herzogl. braunſchweigiſchen Hof- und Konſiſtorialrathes zu Wolfenbüttel; er ſtarb 1769.

Er gab heraus:

Die Poeſie der Niederſachſen. Hamburg, 1721—38. 6 Thle. Neue Ausgabe 1725—38.

Seine Sammlung iſt für den Literärhiſtoriker nicht ohne Intereſſe, für den Freund der Poeſie bietet ſie aber wenig Anziehendes dar, da ſie, mit geringen Ausnahmen, nur Mittelmäßiges als Zeichen des Verfalls des Geſchmackes in jener Periode enthält.

Karl Weichſelbaumer

ward am 8. Auguſt 1791 zu München geboren, wo er auch ſeine Studien machte und als Dr. der Philoſophie und expedirender geheimer Secretair des Miniſterium des königl. Hauſes lebt.

Er gab heraus:

Ueber die Verwandtſchaft und Verſchiedenheit der Poeſie und Philoſophie. München, 1813.
Menökeus, Trauerſpiel. Bamberg, 1821.
Oenone, Trauerſpiel. Bamberg, 1821.
Niobe, Trauerſpiel. Bamberg, 1821.
Dido, Trauerſpiel. Bamberg, 1821.
Abendbilder. Bamberg, 1822.
Die Vertrauenden. Ulm, 1825 u. 26. 2 Thle.
Dramatiſche Dichtungen. Ulm, 1829.
Taſſilo, ein hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten und einem Vorſpiel. München, 1835.
Unterhaltungen. Ulm, 1832.
Orpheus; eine Zeitſchrift, in 4 Heften. Nürnb. 1824—25.

Ein talentvoller, begabter Dichter, der lebendige Phantaſie, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls mit Correctheit und Kraft verbindet, und ſich vorzüglich das klaſſiſche Alterthum zum Vorbilde gewählt hat, wodurch jedoch ſeine dramatiſchen Dichtungen nicht ſo bekannt geworden ſind, wie ſie es in reichem Maaße verdienen.

Achilles Jaſon Weidmann

aus Halle in Schwaben, lebte in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und beſchrieb die Schwänke des Peter Lewe, ſeines Landsmanns, der von ſeiner Stärke ſeinen Namen Löwe erhalten hatte, in folgender gereimter Schrift:

Hiſtory des Peter Lewe, des andern Kalenbergs. 1613. 1620. 8.

welche dem Volke ſo wohl gefiel, daß ſie unter demſelben ziemliche Verbreitung fand.

Paul Weidmann,

geboren zu Wien im Jahre 1746, wurde Hofconcipiſt an der k. k. Hofſtelle in ſeiner Vaterſtadt, nachdem er zuvor ebendaſelbſt die Stelle eines Official in der Kabinetskanzlei verſehen hatte. Er ſtarb daſelbſt 1811.

Von ihm erſchien:

Schauſpiele: Anna, Dido, Pedro und Ines, Adelheid, Hababah, Pizarro, Merope ꝛc. Wien, 1775. 3 Thle.
Karl's Sieg, Heldengedicht. Wien, 1775. 2 Thle.
Die Parochiade, ſcherzhaftes Heldengedicht. Wien, 1776.
Satiren. Deſſau und Leipzig, 1784.

Ein unbedeutender, vorzüglich als Satiriker höchſt mittelmäßiger Poet.

Valentin Weigel

1533 zu Hayn geboren, ſtudirte Theologie und wurde nach zurückgelegten Studien und nachdem er die Würde eines Magiſters der Philoſophie erlangt, Pfarrer zu Tſchopau im Meißniſchen. Er ſtarb am 10. Juni 1588.

Von ihm erſchien:

Kirchen- und Hauspoſtille, Weg und Weiſe alles zu erkennen, Anleitung zur teutſchen Theologie, von dem Leben Chriſti und den falſchen Propheten ꝛc.

W. machte zu ſeiner Zeit Aufſehen als Myſtiker, Theoſoph und Alchymiſt, iſt aber jetzt ganz vergeſſen; doch war er nicht ohne Talent und ſein Styl zeichnet ſich für jene Zeit vortheilhaft aus.

Kajetan von Weiller

ward am 2. Auguſt 1762 zu München geboren. Er ſtudirte daſelbſt und in Freiſingen Theologie und wurde 1785 zum Prieſter geweiht. Da ſein Vermögen durch ſeine Studien aufgegangen war, ſah er ſich genöthigt, blos durch Privatunterricht ſein Leben zu friſten, bis er 1792 als Lehrer an der Realſchule zu München angeſtellt wurde. Er wurde nun kurz nach einander Profeſſor und Rector des dortigen Lyceums, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Director aller Lehranſtalten der Hauptſtadt, Ritter des Civilverdienſt-Ordens und endlich 1823 Generalſekretär der Akademie. Er ſtarb am 23. Juni 1826.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Ueber die gegenwärtige und zukünftige Menſchheit. München, 1799.
Verſuch einer Jugendkunde. München, 1800.
Lehrgebäude der Erziehungskunde. München, 1802. 2 Thle.
Erbauungsreden. München, 1802—4. 3 Thle.
Mutſchelle's Leben. München, 1803.
Der Geiſt der allerneueſten Philoſophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. München, 1803. 2 Thle.
Anleitung zur freien Anſicht der Philoſophie. München, 1804.
Verſtand und Vernunft. München, 1806.
Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens. München, 1808—14. 3 Thle.
Geſchichte der Philoſophie. München, 1813.
Grundlegung der Pſychologie. München, 1818.
Das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft. München, 1821.
Mit Schlichtegroll und Thierſch: F. H. Jacobi nach ſeinen Leben, Lehren und Wirken. München, 1819.
Characterſchilderungen ſeelengroßer Männer. München, 1826.

Ein Schüler Jacobi's und einer der eifrigſten Widerſacher Schellings, kämpfte W. unermüdlich und mit großer Kraft, von der Natur ſehr günſtig ausgeſtattet, als ein origineller und ſcharfer Denker, für die Reinheit des evangeliſchen Chriſtenthums in der katholiſchen Kirche.

Karl Bernhard, Herzog von Weimar,

geboren am 30. Mai 1792 zu Weimar, Bruder des regierenden Großherzogs, bereiſte 1825 u. 1826 Nordamerika und bekleidete ſeit 1830 die Stelle eines königl. niederländiſchen Generallieutenants.

In deutſcher Sprache ſchrieb er:

Reiſe des Herzogs Bernhard von Weimar durch Nordamerika, herausg. von H. Luden. Weimar, 1828. 2 Bde.

eine der beſten und unpartheiiſcheſten Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Chriſtian Weiſe

wurde am 30 April 1642 zu Zittau geboren, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und vollendete ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung auf der Univerſität zu Leipzig, wo er 1663 Magiſter der Philoſophie wurde. Nach abgelaufener Studienzeit wurde er Profeſſor am Gymnaſium zu Weißenfels, und 1678 Rector der gelehrten Schule ſeiner Vaterſtadt, wo er am 21. October 1708 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Die drei Hauptverderben. Leipzig, 1671.
Die drei Erznarren. Leipzig, 1676.
Geſtürzter Marggraf von Ancre. Leipzig, 1681.
Zittauiſches Theatrum. Leipzig, 1683.
Komödienprobe. Leipzig, 1695.
Troſt- und Serbeandachten. Leipzig, 1720.

Ueberflüſſige Gedanken der grünenden Jugend. Leipzig, 1680.

Neue Jugendluſt. Leipzig, 1684.

Politiſcher, geläuterter, gelehrter, freimüthiger, vertrauter Redner. Leipzig, 1677—1700.

Kurieuſe Gedanken in Verſen. Leipzig, 1691.

Ueber W. urtheilt Bouterwek in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit Th. X. S. 328 ſehr treffend: „Einer der fleißigſten in dieſer Reihe von Verfaſſern deutſcher Theaterſtücke, die niemand mehr lieſet, iſt der zu ſeiner Zeit ſehr geprieſene Schulrector zu Zittau, Chriſtian Weiſe, der vom Jahre 1642 bis 1708 lebte. Er müßte mit Auszeichnung genannt werden, wenn ſein patriotiſcher Eifer, die deutſche Literatur in Aufnahme zu bringen, nicht durch die Art, wie er dieſes Geſchäft betrieb, mehr geſchadet, als genützt hätte. Beſonders für die Jugend auf den Schulen, wo die deutſche Sprache noch immer nicht ſehr geachtet wurde, aber auch für das größere Publicum, das ſeine Arbeiten dankbar aufnahm, ſchrieb er außer vielen Luſtſpielen auch ſatyriſche Romane, Anweiſungen zum galanten Briefſtyl, eine Poetik, und mehrere Beiträge zur Rhetorik. Seine Frömmigkeit beglaubigt er durch die von ihm verfaßten und herausgegebenen Tugendlieder und andere geiſtliche Gedichte. Weiſe wollte zeigen, daß man ein verdienſtvoller und chriſtlicher Schulrector ſein könne, ohne dem lateiniſchen Pedantismus ergeben zu ſein. Sein Geiſt hatte überhaupt viel Gewandtheit, und zu komiſchen Dichtungen unverkennbare Anlage. Aber um dem Pedantismus zu entgehen, gab ſich dieſer galant ſein wollende Schulmann ganz dem ſchlechten Modegeſchmacke ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen hin. Durch ſeine theoretiſchen Schriften ſuchte er nur die Unarten, die er hätte beſtreiten ſollen, auf Grundſätze zurückzuführen! Seine Kritik beförderte dieſelbe zügelloſe Geſchwätzigkeit, die ſich in ſeinen komiſchen Erfindungen zeigt. An der Verbindung der dramatiſchen Poeſie mit der Muſik ſcheint ihm wenig gelegen geweſen zu ſein; doch Einiges mußte auch in den Luſtſpielen, die er in Proſa ſchrieb, wenigſtens zum Beſchluſſe geſungen werden. Uebrigens gehören auch dieſe Luſtſpiele zu den Gattungen von Mißgeburten, die auf dem deutſchen Theater keine Reform aufkommen ließen.“

Chriſtian Weisflog

ward am 27. December 1780 in Sagan geboren, ſtudirte die Rechte, ward Dr. juris und lebte dann in ſeiner Vaterſtadt als Stadtgerichtsdirector. Er ſtarb am 17. Juli 1828 zu Warmbrunn in Schleſien.

Von ihm erſchien:

Phantaſieſtücke und Hiſtorien. Dresden, 1825—29. 12 Bände.

Einzelne Erzählungen u. ſ. w. in Journalen, namentlich in der Abendzeitung u. ſ. w.

Anmuthige Darſtellung, glückliche Erfindung, Innigkeit und Wärme des Gefühls und eine glückliche humoriſtiſche Auffaſſung des bürgerlichen Kleinlebens haben W's Schriften zu ihrer Zeit einen ausgebreiteten Kreis von Leſern erworben, der ſich auch jetzt noch, hin und wieder, gern mit ihm beſchäftigt.

Biographiſche Spittelfreuden des abgeſetzten Privatſchreibers Jeremias Kätzlein.

Eine Erzählung von Chr. Weisflog.

Da bin ich denn nun, im Hafen des Friedens bei dir Maria,

Cujns animam gementem
contristantem et dolentem
pertransivit gladius.

Bei Ihnen, Wohlgeborner Herr Kommerzienrath mit dem grünen Pelze und dem ſteifen Zopfe, bei Euch, trauter Magiſter David, in der kühlen Sabbathruhe, nach einem langen, ſchwülen Sommertage im freundlichen Hauſe, das die Barmherzigkeit gebaut und die Milde erhält — im Spittel!

Aber was weinſt du denn immer und ewig, wenn du vor dem Myrtenſtocke ſtehſt — Maria? Sei doch luſtig und guter Dinge, wie ich! Biſt du noch nicht im Klaren, daß der ſelige Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz ja gar nicht an dem geſtrickten Nacht-Kamiſole, mit den roſaſeidnen Schleifen geſtorben? Siehſt du es noch nicht deutlich, daß dein Myrtenſtrauch ja eben der iſt, den er für dich zog zum Brautkränzlein? Oder — iſt dir's nicht recht, daß die Jugend flog, wie Schwalben vor dir hin? Nehm' ich denn einen Anſtoß dran und paſſen wir nicht herrlich zuſammen, du, eine blühende Jungfrau von zwei und vierzig Jahren und ich — übermorgen ſechzig? Muß nicht, wenn es eine glückliche Ehe geben ſoll, der Mann beträchtlich älter ſein, als die Frau? Und was ſind denn ſechzig Jährlein? Wurden nicht die lieben Erzväter der Bibel fünf-, ſechshundert und mehr Jahre alt und waren gewiſſermaßen, eh ſie das erſte hundert zurückgelegt und die Kinderſchuhe ausgezogen, noch dumme Jungen, die von Papa und Mama noch nirgend in Geſellſchaft mitgenommen werden konnten und erſt im zweiten hundert anfingen, die ſüßen Gefühle zu ahnen, die jetzo unſern Herrlein von vierzehn Jahren ſchon ganz klar und deutlich ſind? Was wollen alſo die lumpigen ſechzig ſagen? — O Maria! gar nichts — gar nichts! — Jugend? — Was iſt Jugend? — Ein negativer Begriff, ein Defizit von Runzeln, grauen Haaren und dergleichen, ſonſt in der Welt nichts poſitives! — Ein Traum! Maria, ein Traum! Das Alter nur iſt Wirklichkeit, und du und ich, wir ſind nun — wirklich. Und doch gäb' auch ich dieſe Wirklichkeit hin für den Traum, mein Herzblut, könnt' ich ihn damit zurück erkaufen. Denn ich mag nicht wirklich ſein, ich will träumen und ſollte mir's der Kreis-Phyſikus noch weiter und breiter atteſtiren, als ſchon geſchehen, daß es bei mir — wie ſich die dumme nüchterne Welt ausdrückt — übergeſchnappt und ich eben deshalb hier bin. O Jugend! Jugend! du biſt auf ewig dahin und kehrſt nie wieder und Sapperment! das könnte mich raſend machen! Aber nur luſtig, Maria! Wenn die Veilchen wieder blühen und die Lerche ſingt und die Nachtigall und andres Ungeziefer der Art, dann iſt Hochzeit, denn dann werden wir doch wieder jung mit dem jungen fröhlichen Lenze und der Herr Kommerzienrath ſollen auf der Hochzeit tanzen, mit dem ſchiefen Beine, und Ihr, ehrlicher David, predigen als Doktor Luther, aus der leeren Zuckertonne. Es iſt eine feine Kanzel und oft hab ich ſie Euch ſchon mit grünen Zweigen geſchmückt.

Die Alten links, ſollen jeder ein Weißbrod haben mit Käſe und ein halbes Aquavit und die Verrückten rechts — — O pfui! Nicht das Wort! Sie ſind eigentlich die, die das Schickſal zurecht gerückt — zum ſeligen Traume — in die ewige Jugend, das weiß auch der Muſelmann, der darum Reſpekt vor ihnen hat — die ſollen Semmelmilch eſſen mit uns unter den Bäumen. Denn leben ſie nicht alle mit mir *in einem* Himmel? —

Wie oft, wenn ich ſonſt in der brennenden Sonne mit dem Aktenpakete, ſchwitzend unter einer Perrücke, die dürre, trockene Straße hinauf wanderte nach dem Amte, labte mich das alte, ſtattliche, ſteinerne Gebäude mit ſeinen lang ausgeſtreckten Schatten. Wie oft ſchauete ich da wehmüthig durch die Spalten des Bretterzauns in den dunkeln Garten und ſehnte mich mit dem Ausrufe des Horaz an ſeinen Freund Septimius:

O, dieſer Erdenwinkel lächelt mir vor allen!

dahinein. Und wenn ich dann am Abend wieder heim ging, matt und abgetrieben und auf den Bänken vor dem Hauſe unter den Weinranken und Kirſchbäumen mit den glänzenden ſchwarzen Früchten, ruhige Greiſe ſaßen, die ihr Abendbrod verzehrten und mir von oben durch's Gitterfenſter lachend eine Wahnſinnige die Roſe nachwarf und zurief: Schlaf wohl, mein Schatz, morgen ſehn wir uns wieder! — ach! wie ſeufzte ich dann: Wer doch auch ſo glücklich wäre, wie Ihr! — Und — nun bin ich's wirklich, nun bin ich im Spittel, nun ſitz ich mit den Greiſen auf einer ſteinernen Bank unter dem Weinlaube und wandle im Schatten der Bäume des Gartens! Wie ich dahin gekommen, das will und muß ich ſchriftlich zu Papiere bringen, ſintemal es wohl manchen unter denen, die die Phantaſieſtücke und Hiſtorien meines geweſenen Prinzipals, und in ſolchen gleich vorne mein Brieflein an den verſtorbenen Herrn Kammergerichts-Rath E. T. A. Hoffmann geleſen, zwicken und treiben dürfte, zu wiſſen, was aus dem Privatſchreiber Jeremias Kätzlein geworden, ob er bereits Todes verfahren oder noch im mühſamen Amte quaestionis fungire, oder, da er nun gar öffentlich als Schriftſteller, ungerüffelt, ja, im Gegentheile vom kritiſchen Dreifuße herab gnädiglich angelächelt, aufgetreten, zu höherem Poſten und Würde gelanget. Darum alſo, und daß die, die an mir armen Menſchen ein Intereſſe gewonnen, doch wiſſen, woran ſie ſind, verwache ich nun die einſamen Stunden der Nacht, wenn alles um und neben mir im Lande und hier im Hauſe ſchläft, oder von Rechtswegen ſchlafen ſollte und — ſchreibe. Ich kann's nicht laſſen und es thut mir gütlich, wie Balſam auf eine alte ſchmerzliche Wunde, daß ich endlich ſchreiben darf, was ich will, nicht was andre mir mit Krähen- und Hühnerpfoten vorgekleckſt und ich bin glücklich, daß mein langes Kopiſtenelend nun kommen zu einem ſeligen End, da es ja doch auf Erden für ein Menſchenkind mit leidlich eigener Denkkraft nichts Miſerableres und Seeletödtenderes giebt, als Tag für Tag zu eſeln im Abſchreiben, vornehmlich Advokatiſchen Wuſtes, obgleich auch ein Kalkulator und Steuerkontrolleur nicht auf Roſen wandelt, der ſein Lebelang die dürre Rechenweiſe: ſechſe von fünfen kann ich nicht, borg' ich mir eins, abſeufzt und im Addiren Ellenlanger Zahlenreihen verzweifelt, weshalb man auch den Inbegriff alles Erbärmlichen und Drückenden Kalamität genannt, weil Calamus die Schreibfeder heißt und der Unglückliche, der zum kalamiren, d. h. zum Federfuchſen verdammt iſt, füglich als der Weiſel, Hauptmann und Polarſtern menſchlicher Trübſal gelten kann, jedoch mit vorbehaltenen Rechten der Schulmeiſter. Und darum heißt auch die bitterſte Erdgalle der Wurzelwelt billig — Kalmus. Doch das hat nun, wie geſagt, ein Ende. Warum und wie das aber ſo gekommen, und wie ich vor's erſte in die Kalamität gerathen, das — o ihr fühlenden Seelen, die ich hiermit ſammt und ſonders durch geziemendes Abnehmen der Schlafmütze ſalutire — ſollt ihr nun in möglichſter Einfalt und Kürze erfahren.

Mögen obſcure Scribenten, aus Bosheit darüber, daß ſie von Haus aus nichts ſind und auch niemals etwas zu werden Ausſicht haben, immerhin auf die Vorzüge der Geburt ſchimpfen oder verächtlich das Maul über die Trauben ziehen, die ihnen zu hoch hängen; ich bin andrer Meinung, und denke, daß jene Vorzüge denn doch beſſer ſind, als gar nichts. Ja, ich bilde mir was darauf ein, aus einer alten Familie zu ſtammen. Denn mein Vater, Anno 1725 geboren, wäre nun gerade hundert Jahr, wenn er noch lebte und mein Großvater noch älter. Item war erſterer beim Finanzminiſterio angeſtellt — General-Landes-Steuer-Kaſſen-Stubenheizer. Ich genoß daher eine, meinem Stande angemeſſene Erziehung, d. h. frequentirte die öffentliche Schule, wo damals die Lehrer nur ſehr unbedeutend weniger hungerten, als jetzt und deshalb die liebe Jugend auch nur eben ſo unbedeutend größere Fortſchritte in litteris et moribus machte, erhielt manche öffentliche Belobigung meines Fleißes in Baumklettern und Vogelneſter ausnehmen, knieete nur etwa über den andern Tag auf Erbſen, wegen verpönter botaniſcher Excurſionen in die Pilze oder in die Schoten ungeſchlachter Bauern, wurde aber öfter mit dem Schulverdienſtorden des grauen Müller-Löwen dekorirt, wegen meines eminenten Dichtertalentes, welches der alte brummige Subrektor Seemaus „Lügen" nannte, dem ich dafür Maikäfer auf die Atzel und Hummel in die Tabaksdoſe applicirte und trug des Sonntags einen rothplüſchnen Rock, den mir die Mutter aus dem ihr vom Präſidenten geſchenkten alten Ueberzuge ſeines Lehnſeſſels hatte machen laſſen. Aber dieſer Rock ward für mich die Quelle unendlichen Drangſales, denn überall hieß ich nun darum die „Feuerkröte." Man kann denken, daß ich, den die gütige Natur mit derben Fäuſten begabt und mit dem beſten Willen, mich ihrer wirkſamſt zu bedienen, mir das Ehrenprädikat nicht geduldig und ungeahndet gefallen ließ. Blutige Kopfe waren daher an der Tagesordnung und gewöhnlich jeder Sonntag, an welchem ich nolens volens in der leuchtenden Krebshülle prangen mußte, ein Tag des Schreckens und Entſetzens auf unſrer Gaſſe. Was half es, daß ich daheim den vermaledeieten Rock unter bittern Thränen mit Füßen trat, ich mußte ihn doch wieder anziehen, denn — ich hatte keinen andern, und zudem war auch der Herr Präſident, der den Plüſch geſchenkt, mein Pathe, und verſüßte mir mit manchem Apfel und Freßdreier mein Elend, aus Erkenntlichkeit, daß ich den Fleck, mit dem ſein Liebwertheſter ſo viele Jahre in traulicher Freundſchaft und Nähe verlebt und der manches erdulden müſſen, öffentlich als Ehrenkleid an mir ſelber herum ſchleppe. Ja, er ging noch weiter, nahm mich einſt lächelnd bei der Hand — ich mochte ein Bengel von funfzehn Jahren ſein — und führte mich die ſteinernen Treppen des Kollegienhauſes mit den Worten hinauf: nun will ich dir zeigen — mein Söhnlein! — welch ein Glück ich dir zugedacht, ſo du fein fleißig biſt und folgſt. Schaue! In dieſen Himmel ſetz' ich dich! — Er öffnete den Himmel. — Es war die Kanzleiſtube. Ein ſtinkender Aktendunſt quoll mir an dem heißen Auguſtnachmittage um fünf Uhr daraus entgegen. Grabesſtille herrſchte und nur das Kritzeln der Federn war hörbar, wie das einſame Freſſen der zwanzigtauſend Seidenraupen in einer deutſchen Plantagenſtube. Ein halb Schock bleiche Geſtalten, mit und ohne Brillen, ſaß umher, und wenn einer mit trübem Seufzen das Haupt erhob, ſo ſah man nur blaſſe, hängende Wangen, nur hervorſtechende Knochen in dem gelben, ſchwindſüchtigen eingefallenen Kummergeſichte. Siehe — mein Söhnlein! — ſchmunzelte der Präſident — das ſind die Kopiſten, und ſo du fromm biſt und was lernſt, ſollſt du auch hier ſitzen, wie die.

Nur die erſte Hälfte dieſer troſtvollen Verheißung hörte ich deutlich, denn bei der andern ergriff mich ein paniſcher Schreck. Ich entſprang mit Blitzesſchnelle der gräulichen Stube, als ſolle ich nun eben ſchon angenagelt werden in dieſem Kopiſtenhimmel, und lief in's Freie, begütigend mein Entſetzen und den Sturm meiner Seele in allerlei Unfug und Petulanz.

Als ich ausgewüthet und wieder nach Hauſe kam, hatten die Eltern die Herablaſſung des gnädigen Pathen und mein ungebuhrliches Entweichen erfahren und der Vater nahm mich, nach einigen — einleitenden Demonſtrationen, das heißt nach einigen — wie man zu ſagen pflegt — Kopfnüſſen, koram.

Range! — eröffnete er das Verhör — nun ſage endlich, da ich ſehe, daß du das Gute, was man mit dir vor hat, nicht erkenneſt, was willſt du werden in dieſer Welt?

Ein Komödiant — gab ich, ingrimmig über das mir Zugedachte, zur Antwort — oder ein Seiltänzer, am liebſten aber — gar nichts.

Wa — wa — was du Böſewicht? — ſtotterten die Eltern in höchſtem Entſetzen über dieſes unerwartete frevelhafte Geſtändniß und über den Gräuel, den ich durch Erwählung einer ſolchen Lebensart in die ehrbare Familie zu bringen gedacht — auf die liederliche Seite willſt du dich legen? Ein Komödiant? — Ein Seiltänzer? — Dafür ſoll gebeten ſein. Den Hals wollen wir dir umdrehen, und dazu wird der gnädige Herr Präſident helfen. Nicht von der Stelle ſollſt du von Früh bis in die Nacht und ſchreiben bis du ſchwarz wirſt und — Kopiſt!

Wirklich ſchien es mit dieſer Drohung Ernſt werden zu wollen, denn ich wurde nun förmlich dem Seemaus übergeben, bei dem ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ſchreiben, lateiniſch lernen und rechnen, dabei Küchen- und Hausrüpel ſein, Holz hacken, Stiefel putzen und das kleine Kind warten mußte. O, wie bitter wurde mir die ſchmähliche Gefangenſchaft! Wie ſehnte ich mich, wenn die Februarſonne ſo warm an die kleinen ſechseckigen Fenſterlein meiner Schulſtube ſchien und ich nun wußte, daß der prächtige Schneemann draußen, den meine jubelnden Kameraden aufgerichtet und mit ſtattlichen Augen geſchmückt, die ſie dem Schmiede aus dem Kohlenſchuppen gemauſet, ohnfehlbar vor die Hunde gehen müſſe, wenn ihm nicht mit neuen Anſätzen zu Hülfe geeilet werde, wie ſehnte ich mich da heraus! Aber mit eiſerner Fauſt hielt mich der vermaledeite Schreibzwinger und das — war meine Jugend! Dennoch wünſch' ich, ich wäre noch beim Seemaus, und jung, wie damals. Denn über die Freude und das innige Gefühl der armen, unſchuldigen Knabenluſt, die ſich auch in meinem Kerker fand und ſich in jedem Kerker findet zu einem fühlenden Gemüthe, wie die freundliche Spinne zu dem Naturforſcher Quatremere geht gar nichts.

In unſerm Hofe war ein Gärtchen. Gott, wie glücklich war ich, wenn ich mit dem kleinen Kinde im erſten Frühlinge da unter dem Hollunderbaum auf dem neugrünenden Raſen ſitzen durfte und hie und da ein ſcharlachrothes Sammetwürmlein herumkroch und die Fliegen fröhlich an der Mauer ſummten und alles duftete nach friſcher Erde und hervorſprießenden Kräutern! Und wenn ich nun des Abends die Fröſche emſig ſchreien hörte, weit draußen im Waldteiche; wie rief ich da, hin nach der Gegend: o, wer bei euch wäre, ihr herrlichen Fröſche! Wehmüthige Thränen tropften aus meinen Augen herab auf das junge Gras; aber dennoch war ich in meiner Verlaſſenheit ſelig. Nur die Stube, die verdammte Stube und das Schreiben — nein, das war nicht zum Aushalten. Eine Erlöſung ſah ich nicht, wohl aber im ſchaudernden Hintergrunde den auf mich wartenden Kopiſtenhimmel. Was blieb mir alſo übrig, als die Gelegenheit abzulauern und mich aus meiner Gefangenſchaft ſelber zu ranzioniren, das heißt — davon zu laufen? Wohin, und was anfangen; das war mein geringſter Kummer, und Vater und Mutter zu verlaſſen, ſie vielleicht nicht wieder zu ſehen, mir ganz egal. Geſchwiſter hatte ich nicht, und im väterlichen Hauſe überhaupt nichts liebes, als einen Staarmatz, den ich ſelber noch halb nackt aus der Kietze genommen und an dem mein Herz hing, den ich aber auch zu vergeſſen hoffte, bei den viel tauſend Vögelein draußen im Freien und im duftenden, dämmernden Walde. Ich lief daher immerfort, ohne umzuſchauen und kam auf's nächſte Dorf, wo eben ein Thespiskarren ſeinen Einzug hielt. Himmel! wie ward mir, als nun mit einem Male die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches in den zuſammengeleimten und geflickten Fetzen der abgeräucherten Roſamunden und Schaferinnen und in den ſilberpapiernen Harniſchen und Schildern der tapfern Helden und Ritter vor mir ſtand! Wie vergaß ich Hunger und Durſt, als nun in der Scheune, in die ich ohne den Logedreier — den ich nicht hatte — hereingeſchlüpft, die Aſiatiſche Baniſe aufgeführt wurde, der wüthende Chaumigrem mit entſetzlichem Bierbaſſe dem unglücklichen Pegu den Untergang zubrüllte, und wie ſchauderte ich, als der Papiermond ſich verfinſterte, das Kolophonium blitzte, der Donner vom Boden einer leeren Waſſertonne rumpelte und ſelbſt den Dorfquiriten Angſt wurde! Wie hielt ich es da für die größte Erdenſeligkeit, mit blitzen und donnern und wüthen zu können, auf den Brettern! Wie träumte ich mich da hinein in den Triumph, als Held in der glänzenden Rüſtung da droben zu ſtehn, zu meinen Füßen meine Widerſacher in der Stadt und ich nun ihnen wie ein Löwe zubrüllend: Sehet da die Feuerkröte, ihr Tauſendſapperlot! — Und dennoch, ſo ſehr mich der Traum entzückte, er genügte mir nicht, es fehlte mir etwas, ich wußte ſelber nicht was. Endlich mit einem Male ſchlug es hell, wie ein Blitz in mein Innres und jauchzend und ſpringend rief ich mein „Hevrika! ich hab' es gefunden“ aus, in dem lauten Jubel: Juchhe! Sie haben ja keinen Hanswurſt!

Du haſt Recht — mein Sohn! — ſagte der Direktor, deſſen Kennerauge in mir die Weltbürgerſchaft entdeckt haben mochte und der mich ſpähend auf's Korn genommen, der fehlt uns, der iſt uns abgegangen, und Senator geworden in Nieſebeutel. Aber was willſt du damit ſagen?

Was ich damit ſagen will? — gnädiger Herr Komödiantenpräſident! antwortete ich — das, daß ich Ew. Excellenz Hanswurſt ſelber ſein möchte.

Du? — erwiderte der Direktor — Haſt du Talent? — Glaube mir — mein Sohn! — es iſt nichts leichtes, ein Narr zu ſein. Kluge gelehrte Leute, hangende und bangende Thränenhelden und Heldinnen, girrende Schäfer, brüllende Tyrannen, die findet man überall zu Schocken, aber ein rechter, echter Narr — o mein Sohn! — das iſt was ſeltenes, das iſt ein Juwel, das man in Gold faſſen muß. Denn zur ergötzlichen Narrheit gehört mehr, als zur langweiligen Klugheit. Willſt du ein Narr ſein, den ich brauchen kann, ſo zeige dein Talent und mach mir einen Spaß vor, aus dem Stegreif.

Was ſollte ich thun? Zwar jagte mir das Examen rigoroſum, das mir nun ſo plötzlich auf den Hals fiel, einen leichten Froſt durch die Glieder, aber ſchnell ermuthigte ich mich, denn es galt ja mein Wohl und mein Weh, und fing an, Geſichter zu ſchneiden, wie ich ſie nur je in den üppigſten Schäferſtunden des Genius, daheim, umgeben von meinen jubelnden Kameraden, erfunden.

Nicht übel! — rief der Direktor — und dieſer Zuruf, bei dem ich das nur mühſam verhaltene Lachen des ernſten Mannes deutlich entdeckte, befeuerte mich dergeſtalt, daß ich in den alleraußerordentlichſten Grimaſſen, die ich ſelber in mir nicht geahnet, mich übertraf und der Direktor nun laut lachte, daß ihm der Bauch wackelte. Dies war neues Oel in mein Feuer. Flugs improviſirte ich eine Scene aus meiner vergangenen Feuerkrötenſchaft mit ſolcher Virtuoſität, daß der Direktor aus den Lachthränen heraus einmal über das andre meckerte: Es iſt mein Ende! Es iſt mein Ende! Wetterjunge, du ſollſt Hanswurſt ſein!

Ein ungebackner Rath, der ſo eben erſt ganz friſch aus der Form kommend, ſich zum erſten Male mit dem langerſehnten Titel nennen hört, kann die Erdenſeligkeit und die Götterwonne nicht fühlen, die mich bei dieſer Patentirung ergriff. Ich ſprang wie toll und ſchrie, daß Baniſe mit dem bereits halb abgewaſchenen und noch halb mit Bolus angeſtrichenen Geſichte herbei lief und Chaumigrem voll Entſetzen in's Soufleurloch ſtürzte und die Kommunbranntweinflaſche zertrümmerte: Juchhe! ich bin der Hanswurſt! Victoria! Victoria! Ich bin der Hanswurſt!

Der Direktor berief nun die Bande zuſammen und ſtellte mich ihr in meiner neuen Qualität vor, als ein Subjekt von zwar noch rohen, aber viel verſprechenden Talenten. Gleich den Tag darauf machte ich mein Probeſtück. Sie gaben das Trauerſpiel: Hamlet, Prinz von Dänemark. Natürlich war alles, was ich dazu lieferte, reine Erfindung von mir ſelber, denn ich hatte im Leben von dieſem Hamlet noch nichts gehört und geleſen, jedoch ſchon manchmal daheim mich in's Puppentheater geſtohlen, wo ich mir das Prinzip geholt, daß ein Trauerſpiel ohne Hanswurſt ſich gar nicht denken laſſe. Meine Späße mochten daher freilich nicht eben immer die edelſten und paſſendſten ſein, das fühlte ich ſelber, als ich dem Geiſte und der Ophelia in ihrem Wahnſinne das Haſenſchwänzlein anhing und in der Scene, wo der Sohn der Mutter den Sündenſpiegel vorhält, unter dem verdeckten Tiſche Fratzengeſichter ſchnitt und bald wie ein Hund winſelte, bald wie eine Katze miaute, und dem Könige, wie er knieend betete, von hinten die Pudelmütze auf's Haupt ſtülpte; aber ſie erreichten den Zweck. Denn ſchallendes Gelächter und das Lob der Kenner und des Theaterrecenſenten, der auch hier ſeine eigene Loge — im Banſen hatte, wo er leidlich vor Prügeln gedeckt war; das der Hanswurſt bei der Sache eigentlich das Kraut fett gemacht und trotz ſeiner Jugend ſo gut geſpielet, wie ein ganz alter Narr, erhob mich in die alleroberſten Räume der Seligkeit, und meine Tage floſſen wonnig dahin, ſogar, was auch nicht zu verachten — unbeneidet von meinen Kameraden, maßen ich vor der Hand um's liebe Brod, einen neuen Rock und die Ehre diente. Ja, Madam Huzel, welche die Heldinnen machte, und Mamſell Thereſerl, der bei ihrer ſechs und vierzigjährigen Jugendblüthe beſonders die ſchmachtenden und naiven Rollen ſehr glückten, beehrten mich wechſelſeitig mit ihrer zarten Freundſchaft und Liebe und letzte ſpielte mir ſogar einmal ein zärtliches Gedicht in die Hand, in dem unter andern die Verſe vorkamen:

Mein armes Herz fühlt grimme tiefe Wunden,
ſeit meine Sehnſucht dich, Hanswurſt, gefunden
und thränend blickt mein Aug' in's Sterngewimmel
zum Narrenhimmel.

Da wohnt mein Leben, da wohnt mein Entzücken:
Drum eile Trauter! mich an's Herz zu drücken,
Denn meine Lippen wonnezitternd müſſen,
Hanswurſt, dich küſſen!

Schade nur, daß meine ſiebenzehnjährigen Gefühle es noch nicht verſtanden und wagten, ſympathetiſch in dieſe zarte Minneweiſe einzuſtimmen.

Mein Name wurde natürlich flugs verändert und ich hieß nun Monſieur Murr, woher es auch wohl kommen mochte, daß ich unentdeckt, unverfolgt von den Meinen und unaufgegriffen blieb. Auch machten wir uns weislich bald aus der Gegend und zogen weit und breit im Lande herum, bald nach Norden, bald nach Süden im lieben Vaterlande, wo es uns heut gut, morgen ſchlecht ging und ich in meiner Kunſt täglich neue Fortſchritte machte.

Was ſoll ich Euch — meine empfindſamen Leſer! — mit langer Weile quälen durch Erzählung der Abenteuer und Abwechslungen meiner luſtigen Komödiantenfahrt? Was ſoll ich Euch referiren, wie oft ſich unſre Bande in den zwölf Jahren häutete, das heißt, alte Mitglieder abſtreifte und nene gewonnen, wie oft der Direktor Abbitte thun und Schulden halber in der Büttelei ſitzen müſſen, welche Stürme das Herz des nun immer männlicher und verſtändiger werdenden Monſieur Murr bewegt und wie die edle Kunſt ſich damals bei uns und überhaupt in Deutſchland geſtaltete, das würde allein einen Band füllen, den am Ende kein Menſch läſe. Ich ſchweige daher von allen dieſem und ſage nur ſo viel, daß mir die ganze Sache ſich bald von einer ganz andern Seite darſtellte, je länger ich das Weſen trieb, immer mehr und mehr der ſchöne Traum entſchwand, der mich ins Komödiantenleben verlockt und dieſes ſelbſt mir endlich fatal und bitter wurde, wie Galle. Spaß mußte ich ſchlechterdings machen, alle Tage, da half nichts vor, ich mochte hungrig oder ſatt, geſund oder krank, luſtig oder traurig ſein, und eben das, daß ich gezwungen als Pickelhäring Lachen hervorbringen mußte bei andern, wenn mir's ſelber am wenigſten lächerlich war, das brachte mich zur Verzweiflung und machte mich mürriſch und melancholiſch, ſo, daß ich nun recht gut begriff, wie wahr die bekannte Anekdote ſein könne, nach welcher einmal zu einem Arzte in Wien ein anſtändig gekleideter Mann mit leidenvoller Kummermiene in die Stube trat und ihn dringend um Hülfe gegen die tiefe Melancholie flehete, die ſich ſeiner bemeiſtert. Mein Herr — erwiderte ihm der Arzt — da weiß ich Gott ſei Dank guten Rath. Gehn Sie nur in's Theater zu dem Kasperl, wenn der Sie nicht kurirt, ſo hilft Ihnen nichts. Ach! — entgegnete trübſelig der Patient — der Kasperl — der bin ich ja ſelber!

Gerade ſo ging es mir. Ich war der Unglücklichſte in der ganzen Bande. Selbſt der Name „Hanswurſt" den ich früher gewiß um keinen Rathstitel vertauſcht haben würde, er ſchien mir nun verächtlich, als unter meiner Menſchenwürde. Nur des Abends wagte ich auszugehen, denn ließ ich mich bei Tage blicken; ſo war ich da, wo ich einmal aufgetreten, der Ball muthwilliger Rangen, die mich Heerdenweis verfolgten, theils beſchimpften, theils vergötterten. Ich war ein Spott in allen meinen Beziehungen und Handlungen. Selbſt meine Leiden, ſelbſt mein Beten erregte Gelächter. Ich hatte in Wahrheit aufgehört, Menſch zu ſein und war nur — Narr und noch dazu ein hungernder Narr. Aber was dem Faſſe eigentlich den Boden ausſtieß und meiner ganzen Künſtler-Karriere ein plötzliches Ende machte, daran denke ich noch jetzt mit Schaudern.

Wir waren nämlich in ein Städtlein eingerückt, wo eben Jahrmarkt war und wo ich an ſelbigem Abende im Trauerſpiel Romeo und Julie, als Romeo ganz unbändig Spaß machen ſollte, indem ich da, bei der Vergiftung, mir einen derben Haarbeutel anzutrinken pflegte, der dann das Wiedererwachen Juliens im Sarge und ihre Vereinigung mit mir im Tode, den ſie aus der nämlichen Fuſelflaſche mit kräftigen Zügen hob, ungemein pikant machte. Wie ich ſo Nachmittags durch die Gaſſen ſchlendre, im Orte, wo ich noch nicht bekannt war, nach dem Marktplatze, hör' ich Trompetenſtöße, die ferne Lache des Pöbels und werde von der nun ſtärker und neugieriger wogenden Menſchenmaſſe mit fortgezogen. Himmel! wie erſchrak ich, als ich mit einem Male vor mir am Röhrtroge ein Theater aufgeſchlagen, auf demſelben einen prahlenden Wurmdoktor in ſcharlachrothem Treſſenkleide, den Degen an der Seite und bei ihm — mich ſelber ſah, nämlich einen Pickelhäring in der Hanswurſtjacke. Ich gedachte vor Schaam und Aerger in die Erde zu ſinken. Denn nun ſtand meine allertiefſte Erniedrigung, mein zur Karrikatur verzerrtes Menſchenantlitz im treuen Spiegel vor mir. Verfluchte Schande! — knirſchte ich — und meine Hände zuckten krampfhaft bei den Zoten und Poſſen, die nun geriſſen wurden und die leider nichts anders waren, als eine Quinteſſenz meiner eigenen, allererbärmlichſten pöbelhafteſten. Da dröhnte der Markt von wüſtem Gelächter. Da dacht' ich, die Lache gelte mir. Da jagte mich der unheimliche Spuk ſcheu und mit grauſenvollem Entſetzen, als ſei das Zeichen Kains auf meine Stirne gedrückt, mit fliegender Eile von dannen, durch die gaffende Menge, die meine Rippenſtöße zertheilte, immer fort, fort durch die Gaſſen, bis in den entfernten Winkel meines Quartiers. Hier ſchäumte der ſchon lange in mir ſtillkochende Grimm über mein elendes Handwerk herauf, wie ein ſiedender Keſſel. Feſt ſtand mein Vorſatz, mich der Hölle zu entreißen, die ich einſt für den Himmel gehalten. Ich zerriß wüthend die Zeichen meiner Schande aus der Theatergarderobe; warf mein armſeliges Ränzel über die Schulter und floh, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, als ſitze der Satan mir auf der Ferſe zur Stadt hinaus, fort immer fort in's Freie, Weite.

Wie ich nun da war und am Walde, von wo ich tief unten im neblichen Thale die fernen Thürme der Stadt nur noch wie durch einen Schleier erblickte; da machte ich erſchöpft Halt, da athmete ich zum erſten Male wieder frei und tief aus der gepreßten Bruſt und ſchüttelte mich, als ſolle die ſchmählige Vergangenheit von mir abfallen. Da war der Sturm der Seele vorübergebrauſt und ruhigere Beſonnenheit zurückgekehrt. Da fragte ich mich aber auch zum erſten Male wieder: Wohin nun, Jeremias? Eine unnennbare Bangigkeit überfiel mich und matt ſank ich nieder in's Moos und Haidekraut unter den rauſchenden Fichten. Es war hier alles ſo einſam, ſo feierlich, ſo ſtill und duftend und ich in dieſer Einöde allein. Wie Schattenbilder ſtieg die Vergangenheit herauf in meiner Seele, mein Leichtſinn, mit dem ich Vater und Mutter verlaſſen und den mir zugedachten Beruf, der — ich fühlte es — doch wohl rühmlicher war, als mein abgeſtreiftes Narrenkleid, und es erwachten bittere Empfindungen der Reue.

Da ſah ich aus dem Mooſe rothe Würmlein hervorkriechen, wie vor zwölf Jahren unterm Hollunderbaume des Seemaus, und meine Thränen floſſen wehmüthig, wie damals. Aber ſie thaten mir wohl, denn ich wußte es, Niemand ſah ſie und kein Rudel muthwilliger Buben rief jubelnd: Ha, ha, ha, der Hanswurſt weint!

Holla! Holla! Herr Kommerzienrath! was ſchreien Hochdieſelben denn ſo erbärmlich im Schlafe, drüben in Dero Kämmerlein? Stecken Sie etwa wieder einmal — wie Sie mir ſchon oft zu erzählen beliebten, bei Bergen in Norwegen dem Wallfiſche im Rachen, dem Sie einige Pfund Fiſchbein auszubrechen intendiret, der aber den Spaß beinahe übel genommen, und Sie ganz gewiß gefreſſen haben würde, wenn nicht gerade in dem Augenblicke ſeine Gedanken nach ſeinem Hintertheile gezogen worden wären, wo ſo eben Ihre Leute ihm einige Tonnen Speck ausgeſchnitten, weshalb er Sie dann mit dem Fiſchbein in Frieden fahren laſſen? — Doch, Sie ſchweigen, Sie ſchlafen wieder und es iſt mithin nicht von Nöthen, daß ich mich hinüber bemühe zu Ihnen mit der **Cremor Tartari** Büchſe, Kraft meines Amtes, als Spittelwärter. Sie erlauben mir daher auch, zurückzukehren unter den Baum im Walde, aus deſſen Mooſe das rothe Würmlein hervorkroch.

Was ſoll mit dir nun werden, Jeremias? — fragte ich mich nochmals — Graben mag ich nicht, auch ſchäm' ich mich zu betteln. Wieder unter die Komödianten gehn, die Pritſche mit Helm und Harniſch, Kron' und Zepter vertauſchen? — Ach! es erſchien mir eins ſo miſerabel und fatal, wie das andre. Der ganze Stand war mir ein Gräuel und ein glänzendes Elend, das Herumvagiren in der weiten Welt und in planloſer Liederlichkeit, ein Abſcheu. Schöner, wie noch nie, that ſich vor mir der erſtverſchmähete Kopiſtenhimmel wieder auf und in einer unendlichen Wehmuth war mir nun die ſtille aktendunſtige Kanzleiſtube ein Ort des Friedens und der Ruhe, abgeſtorbener irdiſcher und menſchlicher Leidenſchaften, ſo, wie mir auch immer die Kolonien der Herrenhuter ſich darſtellten. Hier iſt auch alles ſo ſtill, ſo heimlich, ſo ſchattenvoll. Dieſe Menſchen ſind glücklich, aber das Feuer des Lebens mit ſeiner Wärme, mit ſeinem Lichte, wie mit ſeinem Brennen und Blenden iſt von ihnen gewichen. Sie wandeln im Gewimmel voll Kraft und Drang rund um wie kalte Leidenſchaftloſe, im Herrn entſchlafene Leichname, mitten unter ihren Gräbern von Linden umdunkelt, von Roſen umblüht. Im Anfange ergreift dieſer ſtille Friede das Herz mit unwiderſtehlichem Zauber, und es ſehnt ſich, zu tauchen die Täuſchungen des bewegten unruhigen Treibens der Welt in dieſe Lethe; doch bald entſchwindet der ſchwärmeriſche Traum und bald wird es eben der fühlenden, lebenden Bruſt bange in dieſem einſamen Reiche des Todes. Nur die Reſignation findet in dieſer Dämmerung einen Paraklet, wie mir es nun die Kopiſtenſtube ſchien. Die Jugend iſt dir ja doch dahin, armer Elias! — trauerte ich — und du haſt dich ihrer nicht freuen können! In Druck, Armuth und Spott ſind deine ſchönſten neun und zwanzig Jahre vergangen und was nun noch folgen könnte an Lebensgenuß, iſt nicht der Rede werth. Ob nun die Wangen verblühen und der Körper vollends abſtirbt dort, oder im unruhigen Treiben und Irren, herum im geräuſchvollen Taumel, das iſt am Ende den Wangen und dem Körper ganz egal. Darum hin, hin nach dem Orte meiner Geburt! Suche dir wieder das verlorne Paradies — o Jeremias! Ach! und meine lieben Eltern! Wie will ich als verlorner Sohn pater peccavi ſagen! Ihr werdet den Reuigen aufnehmen und der gnädige Herr Präſident ſich mildiglich des Plüſchfleckes erinnern, den ich ſo hoch in Ehren gehalten und ſeiner troſtvollen Verheißung. Und kann ich doch auch des Sonn- und Feiertags hinaus rennen zu den alten Spielplätzen meiner Jugend, in den herrlichen Wald, wo die Fröſche muſiciren und ich die Sprenkel geſtellt als Knabe. Darum fort, fort, Elias! Dir lächelt die Vaterſtadt!

Dahin laß mich mit dir, mein ſchlappes Ränzel ziehn!

So exklamirte ich am Ende, ſchnitt mir einen tüchtigen Ziegenhainer und wanderte nach der Heimath, die freilich ferne war.

Wie ich nun die Thürme der geliebten Stadt vor mir erblickte in der Weite, durch die grünen Laubmaſſen hindurch; wie ſchlug da mein Herz, bang und wehmüthig froh.

Ich werde kaum zum Thore hineingetreten ſein — dacht' ich — da wird's unter den Rangen heißen! die Feuerkröte iſt wieder da! Mags! — rief ich und freuete mich ſogar auf dieſen Anklang aus meiner Jugendzeit und verzieh im Voraus den Ekelnamen.

Eitler Wahn! — Ich war zum Thore hinein, wanderte durch die Straßen, die alten Häuſer ſtanden noch, wo und wie ſie vordem geſtanden, aber Niemand kannte mich. Die Feuerkröte war verſchollen und verſunken in Vergeſſen. Natürlich! Denn alle meine ehemaligen Kameraden hatten ſich zerſtreut in die Welt, nach allen Himmelsgegenden, wanderten entweder, wie ich, mit dem Ränzel im fröhlichen luſtigen Handwerksburſchenleben, oder ſaßen bereits feſt in ehrbarer Philiſterei, als Bürger und Meiſter. Nun ging's nach der Töpfergaſſe, an der Stadtmauer.

Schon von fern ſtreckte mir das elterliche Haus ſeinen verräucherten ſchwarzen Holzgiebel entgegen mit dem geländerten Altane, der, wie die hängenden Gärten Semiramis, etwas ſchief auf den geſunkenen Balken quer am Hauſe oben dahin lief. Mein Herz klopfte hörbar. Nun wird die Mutter herauskommen, auf den Altan — dacht' ich — in ihrer ſchwarzſammtnen Haube und nach der Wäſche ſehn, die da trocknet, nun der Vater über den Geſprächen im Reiche der Todten ſitzen, drinnen in der Stube im Lederſtuhle. Ach! was ſoll ich ihnen ſagen! Ach was werden ſie ſelber ſagen!

Eitler Wahn nochmals! — Keine Mutter kam heraus in ihrer ſchwarzſammtnen Haube! Und der Vater — — nun freilich, der ſaß allerdings bei den Geſprächen im Reiche der Todten, denn beide waren lange ſchon — heimgegangen in's Land der Ruhe, und die in ihrem Hauſe wohnten an der Stadtmauer — kannten mich nicht. Auch der Präſident, auch der Subrektor Seemaus lebte nicht mehr.

So iſt denn alles todt? — rief ich mit bittern Thränen auf ihren Gräbern im ſtillen Friedhofe, auf den ich mich nun, wie zu meiner eigentlichen Heimath — denn hier waren ja alle meine Lieben — geſchlichen. — So iſt denn alles dahin in der kurzen Zeit von zwölf Jahren? So bin ich denn nun wirklich allein in der vollen lebendigen Welt, wie hier, unter den Abgeſchiedenen?

Sie ſind nicht allein, Bürger! — antwortete eine Stimme.

Ich blickte erſchrocken auf und ſah zwei anſtändig ſchwarz gekleidete Männer, welche wahrſcheinlich die Monumente und merkwürdigen Inſchriften dieſes ſtillen Ortes betrachteten. Mit langem Blicke ſtarrte mich der eine an und rief dann dem andern zu: Ma foi! Pethion, wie er leibt und lebt! — Bürger, wer ſind Sie?

Bürger? — Bürger? — erwiederte ich ſcheu und erſtaunt und dachte dabei ſofort — es war in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution — an die neue Sitte der transrhenanen Ohnehoſen.

Wie ſoll ich Sie ſonſt nennen? — fiel der Fremde ein. Mein Freund? Oder mein Herr? Das erſte ſind Sie nicht, das andre muß ich mir höflichſt verbitten. Aber Bürger ſind Sie, ſo gut wie ich und der und alle, wenn auch nicht eingeſchworen in die Menge innerhalb ſtädtiſcher Ringmauern; doch ein Weltbürger, ein Kosmopolit. Und das iſt der allgemeinſte, ehrenvollſte Titel. Darum noch einmal. Sie ſcheinen verloren zu haben, was man nicht gern verliert und nimmer wieder ſindet, und tragen dabei ein merkwürdiges Geſicht. Wer ſind Sie?

Das „merkwürdige Geſicht" fuhr mir elektriſch durch die Glieder, denn ich dachte ſogleich: der ſieht dir den Hanswurſt an der Naſe an. Darum fragte ich bitter zurück: Wer ſind denn Sie? Sie tragen auch ein merkwürdiges Geſicht.

Kann ſein! — entgegnete der Fremde. Ich bin der Graf Mirabeau und mein Freund der General, Markis de la Fayette.

Eiskalter Schauer überrieſelte mich. Denn ich wußte allzugut, daß erſterer lange ſchon todt und letzterer eben in dieſem Augenblicke nicht hier in der Reſidenz eines deutſchen Fürſten ſein konnte. Düſter dämmerte ſchon der Abend, unheimlich beglänzte falber Mondſchimmer die Urnen und Engel auf den Leichenſteinen, und warf weite finſtre Schlagſchatten über die Gräber. Ohne zu antworten ſtand ich auf und wollte mich, ſcheu den Blick von den beiden Geſtalten abwendend, von dannen ſchleichen. Da ergriffen ſie mich bei den Armen, der eine rechts, der andre links, hoben mich über die Gräber, und ſchwebten ſo mit mir hinaus zur offenen Kirchhofthür, während ich in der Angſt meines Herzens alle Stoßgebetlein meiner Jugend herausdrängte, denn ich war überzeugt, nun eben hole mich der Teufel.

Bürger, was iſt Ihnen? — fragte der eine — als ſie mich herausgebracht, und auf der Gaſſe niedergelaſſen. Sie zittern, Sie ſchwitzen Angſtſchweiß. Kommen Sie mit in unſer Hotel.

Hotel? — dacht' ich. — Nun, da pflegt ja doch der Teufel nicht zu wohnen, auch ſchien mir die ganze Rede nicht teufeliſch, und wie ich mir nun die Figuren näher betrachtete, ſelbſt dieſe nicht. Uebrigens war mein eignes Hotel vor der Hand noch der freie Himmel. Das Hotel der beiden Fremden alſo — ſie mochten nun ſein, was und wer ſie wollten — mit ſeinem nothwendigen Appendix von Eſſen und Trinken, Sopha und Bett und ihre Einladung dahin, immer ein liebliches und nicht zu verachtendes Wort. Meine Angſt zerſchmolz in Hoffen und mein Seufzer: Vor dem Teufel uns bewahr! im nahen Geruche der Fleiſchtöpfe Egypti, zum ſtillen Tiſchgebete: Komm Herr Jeſu und ſei mein Gaſt.

Man ſieht daraus mein mildes Gemüth, da ich, kaum den Klauen des Satans entronnen, und noch ſelber nichts Gaumen labendes habend ſchon in der Hoffnung auch an andre dachte und vornehme Gäſte lud.

Ich ging daher ohne weiteres Bedenken mit, und erſtaunte über die goldbeblechten dienſtbaren Geiſter, die im grünen Löwen meine Begleiter in Empfang nahmen.

„Setzen Sie ſich, Bürger! Stärken Sie ſich mit einem Glaſe Hochheimer; und erzählen uns Ihre Paſſionsgeſchichte!" Dieſen troſtvollen Zuruf ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Ich ſetzte mich, trank und erzählte — die klare unumwundene Wahrheit, denn was konnte ſie mir noch ſchaden. Meine Aufrichtigkeit, meine luſtigen Fahrten und nun meine ſchlechten Ausſichten in die Zukunft, gewannen mir das Mitleid und die Theilnahme meiner Zuhörer, die ich immer noch nicht näher kannte, die aber doch nicht die beſagten Franzöſiſchen Herrſchaften ſein konnten, da ſie deutſch ſprachen, ſo gut wie ich. Der Graf Mirabeau ſchlug mich auf die Schulter und ſprach: Sie gefallen mir. Wollen Sie mein Sekretair ſein, ſo ziehen Sie Ihren bisherigen Namen aus, heißen Pethion und reiſen morgen mit mir zurück auf mein Gut, wo ſich das Weitere finden wird. Ich bin der Graf Hohenburg und mein Freund iſt der Baron von der Wieden, eigentlich ſind wir beide, wie wir uns auf dem Kirchhofe genannt.

Mit Freuden ſchlug ich ein. War ich doch nun vor dem Verhungern geſichert, und, wenn ſchon auch nur Schreiber in einer franzöſiſchen Sauce, doch errettet vom Kopiſtenzwinger des Finanzkollegii, der mir nun wieder gerade ſo ekelhaft vorkam, wie ſonſt. Meine wehmüthige Reſignation verwandelte ſich ſchnell wieder in Anſprüche auf die Freuden der Welt, und ich begriff nun ſehr wohl, daß nur ein erzdummer Teufel, oder ein Kranker das Leben mitten im Leben wegwerfen könne aus Ueberdruß, um ein Phantom, um eine ungewiſſe Hoffnung — um nichts. Daß ich dieſelbe Nacht elyſiſche Träume gehabt, das kann ich eben nicht ſagen, da ich niemals ſonderlich viel vom Träumen gehalten, und gerade dieſe Nacht, nach einer langen Fußreiſe und reichlichen Erquickung des Leibes und Beruhigung der Seele, feſt, wie ein Todter ſchlief. Aber daß mein Erwachen elyſiſch war, das wird mir jeder glauben, wenn er hört, daß der erſte Blick meiner ſich öffnenden Augen auf ganz neue Kleider vom Kopf bis zum Fuße fiel, die mir an die Stelle der ziemlich alten und ſchabigen auf den Stuhl vor meinem Bette gelegt waren. Sogar eine tombakne Uhr hing dabei, und auf dem Tiſche ſtand die freundliche Kaffeekanne und ein Teller mit Butterſchnitten, ſo groß, wie die Stubenthür.

O Segen über dich, du würdiger Graf Mirabeau! — rief ich, als ich in die neuen Beinkleider fuhr — hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß du Wildfang, der du Vater und Geliebte ſo bitter, bis zum Tode gekränkt, ſo mild gegen einen armen Exhanswurſt ſein könnteſt! — Nun vielleicht iſt's der Brummſtall in Vincennes, der dich zur Raiſon gebracht, ſintemal es auf Erden kein beſſeres Mittel gegen üble Laune und boshafte Mucken giebt, als Gefängniß, Hunger und Prügel und es iſt Schade, daß die Kultur des ſanften Zeitalters in Europa dieſe Trias harmonica zerriſſen und den Prügel nur den Chineſen gelaſſen, die damit das große, weite Reich in wunderbarer Ordnung halten, da auch Se. Excellenz der Staatsminiſter von einer Rekreatio mit dem Bambus nicht ſicher ſind.

Darum denn, wenn es ſo ſein ſoll, vorwärts Jeremias, ins fröhliche Leben!

Wirklich ging es auch nun bald vorwärts, nachdem ich mich vorher kürzlich überzeugt, daß die hochedle Juſtiz mein geringes elterliches Erbe dergeſtalt emſig und genau verwaltet, daß durch deſſen jährliche Berechnung, diesfällige Dekrete und Verfügungen, Ediktalcitationen, Tantiemen und dergleichen mir die Mühe, auch nur einen Deut davon in die Taſche zu ſtecken, gänzlich erſpart worden, und bald langten wir auf dem Schloſſe meines neuen Patron an, der in der That kein anderer war als der Graf Hohenburg, ſo wie ſein Freund, der Baron von der Wieden. Warum ſie ſich ſelber mit den Namen der beiden Koryphäen der Revolution getauft, das blieb mir nicht lange ein Räthſel. Sie lebten und webten in der franzöſiſchen Revolution, und welche Seele iſt nicht davon elektriſirt worden? Wen haben dieſe Maſſen von Wundern, dieſe rieſenhaften Erſcheinungen nicht ergriffen! Des Grafen Ideal war der kühne, freiſinnige Demoſthenes Mirabeau, des Barons, der edle la Fayette, darum gab es für ſie nichts Höheres auf Erden, als zu heißen wie ſie und zu handeln wie ſie, und darum nannten ſie ſich daheim und überall, wo ihr rechter Name nicht von Nöthen, alſo. Auch hielten ſie wechſelſeitig alle Wochen auf ihren Schlöſſern

Konvent, wo ihre gleichgeſinnten Freunde und Narren, die ſich henſeln ließen, die Neuigkeiten jenes großen Dramas wiederkäueten und ſelbſt höchſt ergötzliche Scenen zum Beſten gaben. Da deklamirte ein ernſter Condorcet über die unveräußerlichen Rechte des Menſchen, ein Barnave über das agrariſche Geſetz, da prahlte ein magrer Krippenreiter — Barrere — ein Baron mit von Weindunſt angeſchwollenem Haupte und funkelnder Rubinnaſe — Anacharſis Cloots — zum allgemeinen Gelächter, vom Siege der Vernunft, die nun ſchon den Großtürken zum Sansculotte gemacht, oder als Redner des Menſchengeſchlechts. Da gab es einen Wohlfahrtsausſchuß, nämlich feine Züngler und wackre Brüder — der Graf und der Baron lebten in fröhlichem Hageſtolziate — denen das Küchen- und Kellerdepartement überwieſen war, und die für Kaviar, Auſtern und Johannisberger zu ſorgen hatten, da einen öffentlichen Ankläger, der die kleinen geheimen Schwachheiten der Herren Deputirten an's luſtige Tageslicht zog. Sogar eine Guillotine ſtand auf dem Schloßhofe des Grafen, unter deren Beile die zum Bratſpieße verurtheilten Gänſe und Truthühner bluteten und das Räumchen, wo ſie ſtand, hieß — der Greve-Platz. Man ſieht hieraus unbeſchwert, daß die Sache bei den Vernünftigen, alſo auch bei meinem Grafen ein noch unklares Gemiſch von Wahrheit, Spaß und Ironie war. Sie wußten ſelber noch nicht, auf welche Seite ſie ſich definitiv ſchlagen ſollten. Die Idee, die Theorie ſchien ihnen erhaben, göttlich, die Anwendung, die Praxis mehr als teufliſch und beides zuſammengemengt gab eine Mittelfarbe — das Lachen.

Nicht ſo vernünftig nahmen ihre Bauern, die die intereſſante Unterhaltung ihrer Herren erſchnoben und die großen Neuigkeiten aus Paris durch die Willfährigkeit der Tagesblättler brühwarm in der Schenke hatten — die Sache. Bei ihnen war ſie bittrer Ernſt, Freiheit und Gleichheit ihr Loſungswort. Sie lechzten nach der Erlöſung von der Frohne und nach den Geldkaſten, Scheunen und Kellern der Reichen; hatten eben auch ihren Konvent und erſt vor Kurzem dem Abbé Sieyes, ihrem dürren hagern Schulmeiſter, der einen wüthenden Marſeiller Hymnus gegen die Bauernſchinder von der Tribune — das heißt, vom Schenkſtocke des Kretſchams herabgebrüllt, eine Ehrenwurſt dekretirt. Der hinkende Bader, mit den aufgeworfenen, zuckenden Wulſtlippen war ihr Marat, ein langer meckernder Schneider, Egalité, der Grobſchmidt, Danton, ein Stelzfuß von Huſaren-Unterofficier, der General Dumouriez, der Büttel Maximilian Robespierre. Selbſt der Nachtwächter, der Präſident des Sicherheitsausſchuſſes, konnte hinter dem Patriotismus der Uebrigen nicht zurückbleiben, und ſang nun nicht mehr zum Schluſſe ſeines Stundenabrufes: Lobet Gott den Herrn! ſondern: — Lobet Gott, den Bürger! Nur die Müller, die die Briſſotiner ſein ſollten, waren widerſpenſtig, wollten durchaus den Ekelnamen nicht dulden, mit dem ſich der Begriff von Schelm, wie von ſelbſt verband, kamen deshalb ſchon weit früher, als ihre Vorbilder in Paris, nicht mehr in den Konvent und ließen nicht ab, wo ſie nur konnten, ihren Gegnern, der Bergpartei, die kräftigen Fäuſte fühlbar zu machen, ſo oft ſie deshalb auch bereits im Violon — das heißt, im Loche — brummen müſſen.

Mir konnte das ganz egal ſein, denn ich hatte vollauf, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört und miſchte mich in die ganze Geſchichte nicht, obſchon ich als Pethion, Sekretair des Konvents war und im Wohlfahrtsausſchuſſe, wegen meiner beſondern Virtuoſität im Hühnermäſten und Guillotiniren Sitz und Stimme hatte, denn mir war, beſonders im Anfange, das Ding unklar, ich wußte nicht, ob es Scherz oder Ernſt ſei und ſaß bei den pathetiſchen Reden im Konvente da, wie verrathen und verkauft. Dabei hatte ich überdem Arbeit die Fülle, freilich nichts als Abſchreiben der kritzlichen Konzepte meines Herrn, der trocknen, handdicken Rechnungen des Amtmanns und der langweiligen Expeditionen des eben ſo langweiligen Gerichtshalters, der als Chaumette im Konvente das nämliche war, was ich unter den Komödianten geweſen.

So ging denn die Sache einige Jahre ganz ſcharmant und wäre noch länger ſo gegangen, wenn ich vernünftig geweſen wäre und nicht täppiſch nach dem Kräutlein noli me tangere meines gnädigen Prinzipals gegriffen hätte. Aber mich ritt — wie man zu ſagen pflegt — der Satan und es traf bei mir ein, wie es im Sprüchworte heißt: wenn dem Jeremias zu wohl iſt, geht er auf's Eis und bricht das Bein.

Jenes Kräutlein noli me tangere war nämlich ein ſchmuckes, blondes Couſinchen des Herrn Grafen, von achtzehn Jahren, keine Comteſſe, ſondern nur ein ſchlichtes Fräulein, und noch dazu ein ganz armes, aber liebreizend, wie Hebe, mit ſchmachtenden blauen Augen und einem Mäulchen, wie eine friſch aufgeſprungene Roſenknoſpe.

Sei nicht eiferſüchtig — Maria! denn du biſt ja viel ſchöner in deiner reifen Fülle. War jene ein Dijon-Röslein, eine ſich eben erſt entfaltende Camellia japonica Maidenblush; ſo biſt du ja meine Rosa unica, weiß und — wie keine Roſe auf Erden — etwas gelb ſchattirt, und jene Verirrung war nur ein kurzer Uebergang und gehörte mit zu den Albernheiten meiner Jugend, wenn man nämlich das Alter des Vierunddreißigers noch Jugend nennen kann, und die Jugend — Sapperment! die iſt doch zum Henker, und dich liebe ich mit meiner dauerhafteſten Liebe, nämlich mit der letzten, über die Klapperbein ſein ſegnendes Amen ſpricht.

Konnte ich dafür, das Amor — ſpät genug — auch mir mein Recht anthat? Konnte ich — Unglücklicher! — es ahnen, daß mein Graf, der vierzigjährige Junggeſelle, ſich eben das Couſinchen nach vorheriger ſtillen, von allen unbemerkten Probe und Auskoſtung, zur Dame ſeines Herzens erwählet, die auserſehen, ihn in's lange geflohene Ehejoch zu ſpannen? War ich nicht auch ein ganz erträgliches Mannsbild und als wohl akkredidirter Privatſekretair und Pethion befugt, auf eine auskömmliche Verſorgung in der bedeutenden Herrſchaft zu rechnen? und war Nantchen — wie ſchon geſagt — nicht nur ein ganz armes Fräulein? — O, als ich ſie einſt im Garten über den angeſchwollenen Graben hob — ich ſah es von Weitem, wie ſie ängſtlich am Ufer herum trippelte, eine ſchmale Stelle ſuchte und ſie nicht fand und doch hinüber mußte und wollte, und ich nun herbei lief und nun die ſüße Laſt in meinen Armen hielt und mit ihr nun leicht hinüber ſchwebte an's andre Ufer, und ſie nun mit der Purpurgluth der Wangen und mit ſcheuem Blicke der großen herrlichen Vergißmeinnichtaugen mir verlegen lächelnd dankte, und mich dabei „lieber Pethion!“ nannte; da fuhr der Satan in mein Herz, wie einſt dem Judas, als er den in Sardellenſauce eingetauchten Biſſen empfing; da entbrannte mein beklagenswürdiges Herz in lichterloher verrückter Liebe. Daß auch ich Eindruck auf ſie gemacht, das war mir ganz außer allem Zweifel. Denn warum wäre ſie ſonſt ſo roth geworden, ſo verlegen? Warum hätte ſie ſonſt mich den „lieben Pethion“ genannt, warum unter meinem Fenſter gekichert, als ich auf der Viola d'amour geſpielt und dazu beweglichſt mit ſüßer Fiſtel lamentirt:

Willſt du die Ruhe finden,
Die mich zeitlebens flieht;
O, ſo vergiß die Linden,
Wo dir ein Denkmal blüht!

Ich hatte nämlich ihren holden Namen zierlich in ihre Lieblingslinde geſchnitten, oben darüber eine Krone und zu beiden Seiten hielten ihn zwei Löwen mit den Pranken, wie ein Bäckerſchild, und ich wußte, daß ſie den Namen mit großer Verwunderung und Freudigkeit betrachtet und nun eben unter meinem Fenſter Erdbeeren im Garten ableſe? Warum — fragte ich mich nochmals — hätte ſie das alles gethan, wenn nicht auch in ihr Herzchen der loſe Schalk mit Pfeil und Bogen ſeinen Einzug gehalten und mir da die freundliche Stätte bereitet hätte. Darum fing ich nun an zu ſpintiſiren, wie und auf welche Weiſe ich zum Ziele gelangen, hauptſächlich wie ich den Grafen zur Einwilligung ſtimmen könne, denn ſie war doch immer ein Fräulein, ich wenig mehr als gar nichts und der gebietende Herr und Couſin, trotz ſeines Weltbürgerthums — ein Graf. Lange wälzte ich mich ſchlaflos, wie das anzufangen, lange ging ich, wie vor den Kopf geſchlagen in meiner Angſt und Seelenarmuth herum. Endlich hatte ich's gefunden und jauchzte vor Freude und Seligkeit. Der Konvent war das Mittel. Von da aus konnte ich den Grafen bearbeiten und ihn nach und nach zur Sache leiten, bis der letzte entſcheidende Schlag vorbereitet. Ich fing daher, um mir eine größere Wichtigkeit zu verſchaffen und die Augen mehr als bisher auf mich zu ziehen an, im Konvente mich — wie man zu ſagen pflegt — mauſig zu machen. Erſtaunt blickten mich die Mitglieder an, noch erſtaunter und verwunderter, doch ohne ein Wort zu ſagen, der Graf. Das geht gut, Jeremias! o das geht ſcharmant! — rief ich mir ſelber jubelnd zu und wurde nun mit jedem Tage frecher und dreiſter, ja beinahe wirklich ſo frech, wie ein Pariſer Citoyen und immer höher ſtieg die ſtille, ſchweigende Verwunderung des Grafen und des ganzen Konventes, denen der mit einemmale ſo ſonderbar aufgethauete Pethion ein Räthſel war. Wozu mir einmal der Hausdoktor im Konvente auf Befehl des Grafen an den Puls griff, das konnte ich nicht errathen, aber jetzt ſehe ich ſchon ein, warum es geſchah.

Da hielt ich es nun an der Zeit, förmlich und völlig los zu brechen. Der nächſte Konventstag war zur großen Entwickelung beſtimmt. An dieſem Tage wollte ich zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen, nämlich durch eine feurige Rede ſämmtliche Deputirte mir und meinem Vorhaben ganz und gar gewogen machen, hauptſächlich den Grafen, und dem geradezu klaren Wein einſchenken und mit franzöſiſchen Principien ihn überzeugen, daß ſeine Einwilligung Pflicht und es von mir bloße Güte ſei, ſolche nachzuſuchen und anzunehmen. Und hatte ich nun dieſes große Werk vollbracht, dann wollte ich des Abends, wenn alles ſchlief, förmlich zum Fenſter hinein zur Geliebten meines Herzens Sturm laufen. Denn ich wußte, Nantchen ließ die Fenſter ihres Schlafkabinets im obern Stocke, hinaus nach dem Garten, des Nachts über in der ſchwülen würzigen Sommerluft ſtets offen und anders, als ſo, ihr anzukommen, war, trotz meiner häufigen Verſuche, nicht möglich. Immer, wenn ich ſie zu einem heimlichen Wörtchen zu erwiſchen gehoffet, war ſie mir entſchlüpft, ſogar das zärtliche Brieflein, das ich ihr einſt in die Hand gedrückt, hatte ſie in einem Anfalle von Krampf fallen laſſen, ſo, daß ich nur ſchnell mit dem Fuße darauf treten mußte, damit die andern den verwünſchten Zettel nicht ſähen, bis ich unbemerkt wieder damit in die Taſche fahren konnte, von wannen er gekommen. Sie iſt ein Mädchen — dacht' ich da — ſie kann nicht, wenn ſie auch will, vor den verdammten Schnapphähnen, die auf jedes Wort, auf jeden Blick lauern. Aber in der heimlichen Stille ihres Schlafkloſets, wo ſie — o Jerum, o Jerum! — ſchon alle die neidiſchen Hüllen abgelegt, die die Eleuſiniſchen Geheimniſſe der Leibe meinen ſpähenden Augen verborgen; da wird ſie, wenn der erſte Schreck und Scheinzorn vorüber, den ich ja gleich mit den von ihr lange erſehnten Küſſen beſchwören kann, frei und ungehindert mit ſüßem Geſtändniß mir in die Arme ſinken und meinen klugen, kühnen Einfall mit himmliſcher Minne belohnen. Juchhe Jeremias! dann biſt du am fröhlichen Ziele! So jauchzte ich in ſeliger Zuverſicht und ſprang wie ein Böcklein.

Zuvörderſt ging es nun an das Elaboriren der Rede, deren pathetiſches Declamiren ich mir vor dem Spiegel einübte, wobei mir meine Studien unter den Komödianten gar erſprießlich zu Hülfe kamen.

Endlich war der große Tag erſchienen. Gravitätiſch wanderte ich, mit meiner Rolle unterm Arme nach dem Konventsſaale, gravitätiſch grüßte ich zu beiden Seiten rechts und links und ließ mich an meinem Sekretairtiſche nieder. Still und vornehm hörte ich die Vorträge der andern Deputirten an, und hielt abſichtlich mit meinem eigenen zurück, bis ganz zuletzt. Denn — dacht' ich — Ende gut, alles gut, der Schluß kröne das Werk, kein andrer, nachkommender Eindruck ſchwäche die Kraft deiner Ciceronianiſchen Rede — o Pethion!

Endlich waren die andern fertig. Da ſchwebte ich hervor und ſchwang mich auf die Rednerbühne. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrſchte im Saale, denn es war mein erſter öffentlicher Vortrag, mein — wie der Engländer ſich ausdrückt — Maiden Speech, und das mit vollem Rechte, da der Grundtext dazu ein Mädchen war. Ich räuſperte mich, lüpfte die Halsbinde rings um mit dem Finger, wie es die damalige Sitte, breitete meine Papiere auf das Pult und las:

Hochanſehnlicher, Sehr verehrungswürdiger Konvent!

Gleich wie die Eiszapfen der hölzernen, weit in die Straße reichenden Dachrinnen in Schleſien vom warmen Strahle der Sonne ſchmelzen, triefen und endlich den argloſen Paſſanten auf die Köpfe fallen; alſo hat auch die Sonne der Aufklärung und Vernunft die alt- und kleinſtädtiſchen Vorurtheile des finſtern, kalten Deutſchlands geſchmolzen. Manche die darunter weggingen, ſind mit dem Tropfbade davon gekommen, manchen aber iſt der ſchwere Klumpe auf's Kranium geſtürzt, wo denn damit — wenn nicht Beſſerung und Abflachung der ariſtokratiſchen und bigotten Gallſchen Organe des Hauptes, doch ſchneller und ſanfter Tod bewirkt worden. Vieles, woran unſre dummen Eltern noch ſteif und feſt geglaubt, iſt uns ein Mährlein, manches, was ihnen ehrwürdig war — ein Gelächter. Denn wem iſt nun noch der rechtmäßige Fürſt des Landes ein unverletzlicher Repräſentant des höchſten Weſens? Wem dieſes höchſte Weſen nicht ſelber blos die Hauptperſon ergötzlicher Mummereien und dramatiſcher Vorſtellungen, in denen kein Menſch mehr etwas Wahres ſucht? Wo dünkt ſich nun nicht der göttliche Sauhirt des Odyſſeus eben ſo gut, ja noch vornehmer zu ſein, als Odyſſeus ſelber? Wo ſtehen nun nicht die Fleiſcher und Schuſter auf und werden Geſetzgeber und Rathsherrn, ſo gut wie Legendre und Simon in Paris? Wo hat nicht die Ehe nun vollends noch den letzten lächerlichen Anhauch eines heiligen Standes verloren, ſeit uns die Franken überzeugt, daß es dazu gar nicht der Religion bedürfe? Wer hält noch jetzt Widerſpenſtigkeit der Untergebenen und Rebellion für Sünde, ſeit wir wiſſen, daß das zu den erſten unveräußerlichen Menſchenrechten, ja ſogar zu den heiligſten Pflichten gehört? Wo ſehnet man ſich nun nicht nach der praktiſchen Anwendung der Gleichheits-Theorie, die mit einemmale den Lazzaronis — und das iſt immer die Mehrzahl der Bevölkerung — das Eldorado müßigen Wohllebens öffnet, Brod giebt und — Circenses, nämlich ſelige Hetz- und Hepp-Hepp-Scenen gegen die Vornehmen und Reichen und ergötzlichen Mord und Todſchlag? Und wem haben wir Deutſchen dieſe Fortſchritte in der Kultur zu danken? Wem anders als den Zeitungsſchreibern, den Journaliſten und unter ihnen beſonders den literariſchen Hökerweibern, die über die Fakta ihren pragmatiſchen Senf gießen, vor allem aber den patriotiſchen Klubs und Filial-Konventen? Wie gerne zählte ich auch unbedingt unſre verehrungswürdige Verſammlung zu dieſen hellſtrahlenden Lichtern; aber ich kann nicht, denn lange ſchon hat es mir das Herz gepreßt, zu ſehen und zu erfahren, daß hier Freiheit und Gleichgewicht nur in den Worten zu finden, nicht in der That. Die Bauern unſrer Dörfer ſind elende Sclaven nach, wie vor, müſſen zinſen, wie ſeit Olims Zeiten und werden in täglicher Frohne geſchunden. Ja, was ſag' ich, in täglicher Frohne! In mehr als täglicher! Denn die Zweihufner zu Reichenfelde haben in der Woche ſieben Hofetage! Wenn man nun auch, wie billig, den Sonntag für gar nichts oder für einen Werkel- und Arbeitstag, wie die andern hält, ſich alſo hierbei noch nicht das „mehr als täglich" rechtfertigte; ſo ſtellt ſich doch ſolches in der Ernte dar, wo eben dieſe armen Zweihufner, außer den ſieben Hofetage, wöchentlich noch einen ſogenannten „Martertag" haben, an welchem ſie von Sonnenaufgang bis Untergang auf dem Felde arbeiten müſſen, wofür ihnen jedoch billige Entſchädigung gereicht wird, nämlich alljährlich am heiligen Weihnachtsabende je dreien von ihnen — ein Häring! — — Iſt das Aufklärung? — Iſt das Achtung der Menſchheit — im Menſchen? Ja, haben nicht neulich zehne in's Hundeloch gemußt, weil ſie ſich aus dem Dominialforſte Holz geholt, wo es doch die Natur keinem Baume in die Rinde gegraben, daß er nur für die Tyrannen wachſe? Und hat nicht erſt vorgeſtern der Bürger Chaumette einen Briſſotiner, der vor ihm wegen Diebſtahl in Inquiſition geſtanden, einen Schlingel genannt? Er, der überdem ſchon als Richter es wiſſen ſollte, das niemand zarter behandelt werden muß, als ein Spitzbube vor Gericht, den, im geringſten an ſeiner Ehre zu kränken, in der Proceß-Ordnung auf's härteſte verpönt iſt? O dieſe weiſen Geſetzgeber haben die Menſchenrechte beſſer gekannt, als wir glauben, und ſchreiben expreß vor, daß jeder Delinquent ad Generalia auf das ſorgfältigſte befragt werde, ob er etwa an ſchlechtem und verdorbenem Magen leide, oder ſonſt woran laborire, welches in der Büttelei beſſere Verpflegung erfordere als er draußen gehabt. Iſt es darum nicht doppelt Unrecht, daß hier und gerade bei uns, die Freiſinnigen, welche ſich ſchon kühn zur Gleichheit der Güter empor geſchwungen, ſo ſchlecht behandelt werden? Und hat nicht ſogar der Graf Mirabeau und der Marquis de la Fayette in der Kirche, bei den dortigen dramatiſchen Vorſtellungen und Deklamations-Uebungen — einen Sperrſitz? Hat nicht letzterer neulich auch einem Bürger attaché — was die ariſtokratiſche Welt „einen Bedienten" nennt — mit eigener Hand ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil er ſich in ſeinen Keller geſchlichen und einige Fläſchlein Nierenſteiner zu ſich genommen? — Iſt das Humanität? Iſt das Weltbürgerſinn?

Mehr noch könnte ich rügen, ich könnte ſagen, wir haben einen öffentlichen Ankläger, der weit entfernt, wie Fouquier Tainville den Stall der Nation mit blutigem Beſen zu fegen und dem Meiſter Hämmerling in die Hände zu arbeiten, ſich nur mit Alotriis befaſſet und des bloßen Spaßmachens verdächtig iſt; aber ich will ſchweigen. Doch kann und darf unſer ehrwürdiger Konvent und am allerwenigſten der höchſt vortreffliche Bürger-Präſident, der Graf Mirabeau, nicht länger den ſchielenden Schein und das verbrecheriſche Anſehn behalten, als ſei es uns mit promulgirten Grundſätzen keinesweges ein rechter Ernſt, ſondern unſer ganzes Gebären nur ein üppiger Spaß zur Unterhaltung, oder gar noch etwas Schlimmeres — Ironie! — Ich ſchaudre, wenn ich nur an die Möglichkeit ſolches entſetzlichen Verdachtes denke. Ich erblicke die Geiſter unſrer erhabnen Vorbilder, die längſt in das Land ewiger Freiheit, entweder auf dem gewöhnlichen Wege alles Fleiſches gegangen, oder dahin durch Meiſter Samſon expedirt worden, wie ſie racheſchnaubend auf uns herabſchauen. Ich ſehe, wie der Pariſer Mirabeau ſich im Grabe wälzt und Chaumette, Robespierre, Fouquier Tainville, Carrier, Anacharſis, Danton, Couthon und St. Juſt ſich an den blutigen Hals greifen und mit geballten Fäuſten drohen. Ich ſehe mich ſelber — nämlich den wirklichen Pethion, von dem kein Menſch recht weiß, wo er geblieben, aus einem Graben auftauchend, in welchem er erſtickt, Zeter ſchreien über die ſchändliche Traveſtie. Ich ſeh das ſchlechte Beiſpiel, das wir geben, wie eine Harpie über uns ſchweben und die dumme Welt gerade zu dem Gegentheile von dem verlocken, was unſre Worte verkünden. Ich höre, wie ſie über Deutſchland krächzt: Glaubet ihnen nicht! Ihre Redner des Menſchengeſchlechts, ihre Thomas Payne, ihre Barrere, ihre Barnave, ihre Condorcet ſind nichts als elende Pickelhäringe! So wie ihre Mutter-Loge, der Konvent in Paris, längſt Todes verblichen, und ihr Konvent nur noch als die Haare und Nägel zu betrachten, die dem Leichnam im Grabe fortwachſen; ſo iſt auch ihr Patriotismus nur ſchnödes Haar und Horn, ohne eignes Leben, Freiheit und Gleichheit ein Hirngeſpinnſt. Nur der Ariſtokratismus, nur Bigotterie, Aberglaube und Tyrannei, Adelſtolz und der Geldſack iſt etwas Wirkliches! Darum zurück in die alte Nacht des Feudalismus, in die Mönchskutte, in's Hundeloch der Gewalt!

Schweigt, ihr grinſenden Larven, ihr drohenden Spukgeſtalten! Euer Spott, euer Hohn ſoll uns nicht treffen. Es wird etwas geſchehen, was Euch, ja die ganze Welt überzeugen muß, daß wir der Freiheit würdige Söhne ſind, daß wir unſre Worte mit Thaten beſiegeln, alſo hier eigentlich der Konvent erſt recht anfängt, wie das Röhrwaſſer, wenn er dort aufgehört. Ein erhabenes Gemüth wird ſich ſelber zum Opfer bringen, wie Curtius ſeinen Mitbürgern. Er wird ſich über das Gewöhnliche hinweg ſchwingen, in einen ſauern Apfel beißen, ein Individuum des verhaßten Adels zu ſich hinauf in die reine Sphäre des allein achtbaren Bürgerſtandes erheben und damit zu erkennen geben, daß auch ein rechtſchaffener Adlicher ein Menſch ſei, den man keinesweges gänzlich verabſcheuen dürfe. Und der höchſt ruhmvolle Konvent wird Beifall rufen, obſchon er leider meiſt aus Grafen, Baronen und Edelleuten beſteht, die jedoch gerade dadurch ihren Freiheitsſinn glänzend beurkunden und zeigen werden, wie würdig ſie des Namens „Bürger" ſind.

Ich ſehe Euer Erſtaunen — Hochverehrte! und Eure Mienen fragen: Wer iſt das erhabene Gemüth, wer iſt Curtius, der dieſes Opfer bringt und in den ſauren Apfel beißt? O, Ihr Trefflichen! Er ſteht vor Euch. Ich bin es, ich, ich ſelber!

Darum frohnet in Gottes Namen, Ihr Bauern, ſchindet Euch im Martertage, Ihr Zweihufner, nach wie vor, bis an der Welt Ende! Schimpfe — würdiger Chaumette! — fürder, ſoviel du willſt, oder ſoviel du nur Strafe zu zahlen Luſt haſt! Brummt im Loche — ihr Holzdiebe! das alles kann nun unſerem Ruhme nicht mehr ſchaden, die Reinheit unſrer Geſinnungen nicht mehr verdächtigen, denn in dem Beiſpiele, welches gegeben werden ſoll, wird unſern bitterſten Feinden der Glaube in die Hände kommen, das wir es ehrlich und redlich gemeint und am Tage, an welchem Hymen das Opfer bekränzt, würdig und gerecht der Hymnus ertönen:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

Triumphirend ſtieg ich von der Rednerbühne herab. Ich hatte mich zuletzt in der Steigerung der Stimme und Aktion ſelber übertroffen, und ſah, wie von ſtarren Staunen ergriffen, kein Mitglied der Verſammlung eines Wortes mächtig war, die Sitzung ein Ende hatte und die Deputirten aus dem Saale flohen als jage ſie eine ſpukhafte Erſcheinung.

Es iſt unmöglich, die Gefühle zu ſchildern, mit denen ich wieder meine ſtille Stube betrat. Cicero und Burke waren gegen mich nur miſerable Stümper und gern hätte ich laut vor Freude über den Schloßhof geſchrieen in meiner unendlichen Wonne und Seligkeit. Aber ich bezwang den raſenden Sturm, bis ich im Zimmer war. Da konnt' ich mich nicht länger halten, ich drückte mit Freudenthränen die mir dahin gefolgten zwei Windhunde an mein jubelndes Herz und tanzte mit ihnen herum im brauſenden Hymnus:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

wobei denn die enfans de la patrie mit entſetzlichem Geheule akkompagnirten.

Zur Abendtafel ging ich mit Fleiß nicht und ließ mich krank melden, denn es bedünkte mir nicht ſchicklich, um gewiſſermaßen die Huldigungen und Gratulationen, mit denen man mich, wie ich glaubte, überſchütten mußte, ſelbſt zu holen und mit dem Klingelbeutel einzukaſſiren. Auch mußte ich mich zu dem wichtigen Werke, welches ich dieſen Abend noch vorhatte, ſammeln, und gehörig durch ſorgfältige Toilette vorbereiten, doch gelang es mir noch vorher, dem luſtig ſchäkernden Nantchen die Worte zuzuflüſtern:

Im Sternenſchein heut biſt du mein,
Da ſteig ich zu dir in den Himmel hinein.

Ich Eſel! — ich hätt' es können bleiben laſſen, dann wäre vieles anders gekommen. Aber ſo iſt der Menſch. Mäßigung im Unglück iſt ſchwer, doch Mäßigung und Vorſicht im Glücke noch tauſendmal ſchwerer, und man hat Beiſpiele, daß ſtarke Seelen, die eine Zentnerlaſt von Leiden nicht zu Boden drücken konnte, einem Sonnenſtiche des Glückes erlagen.

Bald ſtand ich nun ſtattlich geputzt vor dem Spiegel, im neuen ſeegrünen Frack mit Roſa-Futter beflaſtert mit blanken ſtählernen Tellerknöpfen, an beiden Seiden des, wie ein beſchneieter Alpengletſcher, eingepuderten Hauptes, Locken, wie Piſtolenläufe, duftend wie eine Zibethkatze vom reichlichſt über meine ganze Oberfläche geſprengten Eau de milles fleurs. Ich war unbeſchreiblich liebenswürdig und zitterte vor ſchmachtender Erwartung des erſehnten Augenblickes, wo alles im Schloſſe ſtill war und ſchlief, und Venus mir freundlich zum kühnen Kiltgange funkelte.

Der Augenblick verzögerte ſich diesmal ungewöhnlich, da ſämmtliche Konventsglieder gerade heut beſondere Luſt zu haben ſchienen, länger als ſonſt ſich den Nektar des Grafen Mirabeau ſchmecken zu laſſen. Es ſchlug zehn, es ſchlug elf, ach! noch immer toſete vom andern Flügel des Schloſſes herüber ſchallendes Gelächter der fröhlichen, zechenden Gäſte, die wahrſcheinlich dabei auch meiner liebreichſt gedachten. Mein Herz klopfte, wie ein Kupferhammer, und ich verwünſchte das heilloſe Bacchanal, das mir gerade heut ſo wenig gelegen kam.

Endlich ward es ſtiller, endlich war das Leben im Geſellſchaftsſaale erſtorben, endlich herrſchte rund um nur die ſchweigende Nacht, und nur die Nachtigall wachte noch in den blühenden Linden des Parks mit ſüßer Liebesklage und die zirpenden Heimchen. Endlich ſah ich am Scheine des Lichtes, der aus Nantchens Schlafkabinette an den dichtbelaubten Akazien draußen vorüberſchwebte, daß ſie nun da ſei. Endlich hörte ich, wie ſie die Fenſter öffnete. Endlich war der ſelige Augenblick erſchienen und gerade als der Nachtwächter unten im Schloßhofe den Abruf der zwölften Stunde mit ſeinem „Lobet Gott, den Bürger" beſchloß, ſchlich ich zitternd, bangend und verlangend in den Garten, ſchrotete ſtill und heimlich die Baumleiter herbei, legte ſie an die Spalier-Aprikoſen der Mauer unter Nantchens Fenſter und ermuthigte mich zu dem großen Werke durch den leiſen Stoßſeufzer: fils du saint Louis, monte au ciel!

Wunderbarlich dadurch geſtärkt trat ich nun auf die erſte Stufe der Leiter, dann auf die zweite, dann immer höher und höher, bis ich merkte, daß mit noch einer Stufe mein glückliches Angeſicht der Angebeteten in's Zimmer ſchauen werde. Lange hielt ich, wie im Vorgefühle einer großen Kalamität, den ſchon gehobenen Fuß zurück. Endlich mußte es ſein, endlich that ich den verhängnißvollen Schritt, endlich ſchauete ich in meinen Himmel mit dem gepuderten Haupte, aber endlich wär ich auch beinah vor Schreck herabgeſtürzt auf die proſaiſche Erde. Denn in meinem Himmel war der Teufel — der Graf Mirabeau, in vollem Anzuge, wie er im Konvente geweſen, der, ſo wie ich das Haupt zum Fenſter hineinſtrecke, mir gelaſſen zuruft: Bürger! Sie ſind ein Narr!

O Gott! warum rührte mich nicht auf der Stelle der Schlag? Wie kam es, daß ich die Kraft behielt, ſacht und ſchweigend, wie ein Krebs, wieder zurück zu kriechen, von wannen ich gekommen? Aber wie ich nun wieder auf meinem Zimmer war, da tobte ich in raſendem Grimme, ungewiß in brauſendem Sturme der Seele, wer mich betrogen, ob Heva, die Schlange, ob der Graf, ob ich mich ſelber.

Am folgenden Morgen ward es mir klar, denn da gab mir der Graf kurz und gut ohne weiteres den Laufpaß. Da erfuhr ich ſeine Intenſion mit dem Couſinchen, erfuhr, wie ſie mich zum Beſten gehabt, wie er mir auf die Sprünge gekommen, die tolle Konventsrede ihm vollends die Augen geöffnet, Couſinchen ihm meine ihr zugeflüſterte Kiltgangsvorherſagung brühwarm referirt und er ihr verſprochen, ſie ſchützend mich abzulauern.

So iſt denn alles ein Narrenſpiel! — rief ich wüthend und hieb mit dem Ziegenhainer in die Schlehdornſträuche an der Straße, auf der ich nun wieder dahin wanderte in die weite Welt, daß die Zweige flogen. So bin ich denn richtig wieder unter Komödianten geweſen, die mich in meiner alten Qualität gebrauchet — als Hanswurſt? — O Tauſendſapperment! Wie glücklich hätte ich ſein können, als reiner Schreiber, ohne weiteren verfänglichen Zuſatz, wenn man mir nicht die Schellenkappe angehangen und mich zu ſchnödem Spott und Irrſal verlockt hätte. Und wohin nun mit den elenden zwanzig Gulden, dem Reſiduo des kärglichen Lohnes von fünf ſchmachvollen Jahren? Immer tiefer hinein geht es in's Leben, immer dunkler und trüber wird der Horizont der Zukunft! O grauſames, bittres Schickſal! Ich habe keine Eltern, keinen Bruder, keine Schweſter, keinen Freund, keine Geliebte! Wohin ich auch den irren Fuß ſetze, ich finde keine Heimath!

Faſſen Sie Muth, lieber Herr! — tröſtete ein ſanftes Stimmlein hinter mir, wo ſchon lange meine Exklamationen bemerkt worden — oft kommt die Hülf' aus Winkeln her, wo man es nicht vermuthet!

Erſchrocken blickte ich mich um nach der milden Tröſterin.

Du warſt es — Maria!

Noch ſtehſt du vor mir, wie damals vor fünf und zwanzig Jahren, in deinem reinlichen blaugeblumten, weißen Kattunkleidchen, das Bündel mit Wäſche unterm Arm, ein ſchlankes, blondes, blühendes Mägdlein von ſiebenzehn Frühlingen! — Wie iſt doch die Zeit vergangen! — Da waren wir beide noch jung und gedachten nicht, daß wir endlich, nachdem ich hierhin gegangen und du dorthin gehen müſſen, auf wunderlichen Wegen des Lebens und Schickſals, uns hier wieder finden ſollten zu ewiger ſüßer Vereinigung — im Spittel.

Verdenkt es mir nicht — freundliche Leſer! — daß ich hier die Feder niederlege und mich ein wenig ausweine in der ſtillen einſamen Nacht, bei der bitterſüßen Rückerinnerung. Wie glücklich hätte ich damals ſein können mit nur einem kleinen Klümplein Goldes, ſo groß etwa, wie meine Schlafmütze, oder als feſtſitzender Firſtern im Kopiſtenhimmel! Das holde Weſen an meiner Seite würde mir ihn zum Paradieſe gemacht haben. Wie glücklich, ohne den Querſtrich, den uns, als ich ſchon im Vorhimmel an Mariens Hand war, der allgemeinſte Störenfried menſchlicher Hoffnungen, herbeigerufen von ſchwarzer Bosheit, zog! — Nun: es ſollte nicht ſein!

Sie iſt von Nantchens Geſchlecht und Farbe — dacht' ich, als der erſte freudige Lichtſtrahl dieſes Findens in meiner Bruſt vorüber gezuckt und mir die Nacht meines Schmerzens, meiner erlittenen Täuſchung, meines Zweifelns an Lieb' und Freundſchaft nur noch fühlbarer gemacht. — Fliehe dieſe Sirenen, ſie ziehen in den Abgrund! Und dennoch konnt' ich es nicht laſſen, zu ihr hinüber, auf die andre Seite des Weges, wo ſie leicht neben mir dahin ſchwebte, erſt verſtohlen, dann immer freier, endlich mit herzlichem Wohlwollen über ihre Theilnahme an meinem ihr ganz unbekannten Leide, und mit Selbſtvorwürfen über meine ſtumme, ſtörrige Grobheit, die ihr nicht einmal ein freundliches Wort erwiedert, zu blicken. Wie ſollte ich nun das wieder gut machen? — Daß ſie auch nicht auf Roſen durch's Leben wandle, das ſagte mir der Kontraſt ihrer feinen Geſtalt, mit der armen Bürde, welche ſie trug, und Mitleid mit der, die ſelber vielleicht der Hülfe bedürftig, mir Mitleid bezeiget, erfüllte mein Herz. Ihr Bündel — fing ich furchtſam an — liebes Mamſellchen — denn das Bürgerthum hatte ich an der Grenze der Hohenburgſchen Herrſchaft von meinen Füßen geſchüttelt — ſcheint Ihnen beſchwerlich zu werden in der drückenden Sonnenhitze? Wollen Sie mir's wohl erlauben, zu tragen? Ich vergaß in dem Augenblicke, daß mir ſelber ein, wenn auch ziemlich ſchlappes Ränzel über den Schultern hing, was ſie auch als Grund ihrer Weigerung gab, die mich aber nur um ſo beharrlicher machte, ihr auf dieſe Weiſe meine ſchnell wachſende Neigung zu erkennen zu geben. Kurz, ich ließ nicht nach, bis ich die ſüße, die leichte Laſt auf den Ziegenhainer gegabelt über der Achſel in traulicher Nähe mit meiner eignen fahrenden Habe dahin tragen durfte. Die nähere Bekanntſchaft und wechſelſeitige Mittheilung war dadurch beſtens eingeleitet und ich erfuhr nun, daß ſie eine elternloſe Waiſe von guter Herkunft ſei, der auch noch die letzte Stütze, eine weitläufige Verwandte, bei welcher ſie bis jetzt gelebt, geſtorben, weshalb ſie denn nach der Reſidenz pilgere, um dort bei dem Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz — einem noch weitläufigeren Verwandten und ſechzigjährigen Hageſtolze, einem eigenſinnigen Geizhalſe, der ſie längſt ſchon in ſeinen Dienſt verlanget, Zuflucht, die eben nicht glänzend erſchien, zu ſuchen. Auch ich hoffte von dieſer Reſidenz, die weit, weit von der Reſidenz meiner Geburt entfernt war, mein Glück, und ſo wanderten wir denn traulich zuſammen, wobei mir gleich der Gedanke durch den Kopf fuhr, ich könne wohl gar eben auch bei dem Krünitz Dienſte erhalten. Abſchreckend freilich kam mir der Vogel nach der Beſchreibung Mariens vor, die ihn übrigens auch nur vom Hörenſagen kannte; doch ſchon die Ausſicht, mit Marien unter einem Dache zu leben, verſüßte mir das Bittere, das ein ſolcher Dienſt ohnſtreitig haben mußte, immer mehr und mehr, je länger ich mit dem holden Mägdlein zuſammen war, der ich denn auch meinen Wunſch und meine eigene Lebens- und Leidensgeſchichte, jedoch beides mit großer Vorſicht und letzteres mit poetiſcher Freiheit, das heißt mit Hinweglaſſung und Vertuſchung der parties honteuses, mittheilte und mich innig freuete, daß die ſanft erröthende Gefährtin nicht erſt viel gegen das gemeinſchaftliche Dach proteſtirte.

So kamen wir in der prächtigen Stadt an, nachdem Marie mir freundlich verſprochen, das Terrain für mich bei dem alten Vetter zu rekognoſciren, auch davon mir in meiner Herberge Kunde zukommen zu laſſen, ſo bald als möglich.

Ich wartete zwei, drei Tage. Umſonſt! Keine Nachricht kam! Ich ſtrich wie ein verliebter Pflaſtertreter an dem alten Hauſe des Oberhofgerichts-Prokurators vorüber, ſpähete nach allen Fenſtern. Vergeblich! Die Thüre blieb verſchloſſen und Niemand ließ ſich an den verhangenen Fenſtern blicken.

Fünf Tage vergingen ſo in ängſtlichem Harren, Hoffen und Zweifeln. Schon war ich entſchloſſen, am Morgen darauf, mich bei dem Krünitz ſelber zu introduciren, da er bei näherer Erkundigung mir wenigſtens als ein überall in großem Anſehen ſtehender Mann geſchildert wurde, als Marie am Abende zuvor, an der Thüre des Gaſthofes, wohin ſie mich herunter rufen laſſen, mir faſt athemlos ſagte: das ſei der erſte freie Augenblick, den ſie ſich zum Ausgehen ablauern können, da der Vetter ſie wie eine Gefangene eingeſperrt hatte. Glücklicher hätte ſich's aber nicht treffen können, denn der vorige Privatſchreiber des Herrn Vetters ſei verſorgt worden und letzterer brauche einen neuen, weshalb ich mich nur kecklich morgen früh um zehn Uhr melden ſolle.

An ein weiteres Fragen nach der Gelegenheit des Hauſes und des Herrn und was ich etwa zu beobachten, war gar nicht zu denken, da der Leichtfuß ſcheu und furchtſam entflohen war, ehe ich nur vom Sehen und Hören zum Reden hätte kommen können.

Und wiederum prangte ich am Morgen drauf in dem ſtattlichen ſeegrünen Frack, der mir noch vor Kurzem eben ſo wenig zu beſonderem Ruhm verholfen, als der vermaledeiete Plüſchfleck des Präſidenten. Und wiederum klopfte mein Herz in banger Erwartung und ſehnendem Verlangen nach der Aſſekuranz vor dem Verhungern und — dem gemeinſchaftlichen Dache.

Wirſt du mich auch jetzt wieder betrügen, tückiſches Schickſal? — fragte ich und ordnete die Locken, ließ aber weißlich das Eau de milles fleurs zurück, ſintemalen es hier nicht principaliter einer Geliebten, ſondern einem alten verſtockten Juriſten galt, dem ſolcher Duft nur Haſenfußwitterung ſein mußte und begab mich mit ſonderbarem Tremuliren und ahnungsvollem Schauder nach dem ominöſen, ſtillen Zwinger, in welchem eine alte Magd mich empfing und hinaufwies in die Schreibſtube des Herrn.

Da ſtand nun dieſer Herr vor mir, ein kleines, altes, verhuzeltes Männlein, mit ungepuderter, ſtruppiger Atzel. Er hatte einen Schlafrock an, deſſen Farbe die Zeit zu einem gänzlich unklaren Begriffe verwandelt, der in tauſend Fetzen und Löchern ſchon mehrere Jahre ſich ſeinem endlichen Berufe — dem Lumpenkaſten eines Haderſammlers — entzogen haben mußte. Beſchäftiget, kleine Stücklein Bindfaden ſorgfältig an einander zu knüpfen, würdigte mich der Prokurator kaum eines Blickes, ſondern fragte nur mürriſch: was man wolle.

Ja — dacht' ich — das iſt das Bild des filzigſten Geizes, und bedauerte im Herzen die arme Maria und zitterte, ungewiß, ob es nicht beſſer ſei, draußen zu verhungern, als in dieſem Kerker, meinen Wunſch in kurzen wenig devoten, faſt gleichgültigen Worten heraus. Und nun erſt nahm mich der Alte näher auf's Korn, ſteckte die Brille vor und betrachtete mich lange ſchweigend von oben bis unten. Hm, hm — ſagte er endlich — man iſt von Gott mit geſunden, faſt möchte ich ſagen wohl proportionirten Gliedmaßen begabt, ſcheint auch bereits die Kinderſchuhe abgelaufen zu haben, item die Hörnlein, welches gar wünſchenswerth und erſprießlich bei einem Privatſchreiber und Famulo. — Nun wir wollen ſehen! Man ſetze ſich hierher an den Tiſch und elaborire ſein Curriculum vitae, das aber nur eine Quartſeite füllen darf und rechne mir dieſes Exempel. Zu dieſem gebe ich eine Stunde Zeit, was davon die Arbeit übrig läſſet, während welcher ich mich in meine Bibliothek begebe, das verwende man zum beliebigen Genuſſe des Frühſtückes. Maria! — rief er hinaus — bringe dem Subjecte hier einen Teller mit Wurſt und Butterbrod, zwei kleine Schnittlein von jeden, aber eine Flaſche Würzburger. Und damit ließ er mich allein, allein mit meinen ſonderbaren Gedanken, mit dem aufgegebenen Penſo und meiner freundlichen Marie, die nun das kleine Tiſchchen deckte und das Befohlene auftrug.

Marie! — rief ich ihr entgegen — wohin ſind wir gekommen! Marie! holder, freundlicher Engel des Lebens in dieſer finſtern Aktengruft, einen einzigen, allereinzigen Kuß zur Stärkung dem zagenden Subjekte! Aber ſtumm, mit dem Finger auf dem Mund zeigend, entwand ſie ſich mir, doch tröſtend durchzuckte mich ihr leiſer, kaum merklicher Händedruck und muthig ſchritt ich zur Arbeit, die in weniger als einer halben Stunde vollendet war, der Lebenslauf — verſteht ſich, wieder mit poetiſcher Freiheit — kurz und bündig und in Zügen und Buchſtaben, wie geſtochen.

Nun machte ich mich über das Frühſtück.

Wunderbar! — dacht' ich — dieſer Geizhals läßt dir zu eſſen und zu trinken vorſetzen, zwar nur zwei kleine Schnittlein Wurſt und Brod, doch eine Flaſche guten Wein! — Was bedeutet das? — Ich verlor mich in fruchtloſem Sinnen und Grübeln und verzehrte dabei das Eßbare, trank aber nur ein einziges Glas Wein, um bei dem nun noch zu erwartenden mündlichen Examine rigoroso meine ganze ruhige Beſinnung zu behalten.

Die Stunde war vergangen, der Alte wieder in der Schreibſtube und laß meine ihm überreichten Aufſätze mit lakoniſchem hm, hm, ging dann an mein Speiſetiſchchen, hob die Bouteille in die Höhe und ſah durch's Fenſterlicht nach dem Weine.

Man hat nur wenig von der Gottesgabe zu ſich genommen — brach er endlich das Stillſchweigen — iſt man kein Liebhaber vom Wein, oder mundet die Sorte nicht?

Keins von beiden, Herr Oberhofgerichts-Prokurator! — antwortete ich — der Wein iſt ſehr gut, ich trinke auch gerne welchen, wenn ich ihn habe, doch immer nur wenig, da viel, wie ich merke, mir nicht zuſagt.

So! ſo! — erwiederte der Prokurator — nun das iſt recht gut. Die gefertigten Specimina ſind nicht übel und ſo man in andern Dingen gleiche Applikation bezeigte, könnte das Anſtellungsgeſuch wohl in nähere Erwägung gezogen werden. Iſt man denn auch geübt, fremde Handſchriften nachzumachen, Dokumente zu radiren und auf ſchickliche Weiſe den Inhalt zu ändern, item Briefe unmerklich zu öffnen und Abdrücke von Siegeln zu fertigen?

Das habe ich noch nicht verſucht, Herr Oberhofgerichts-Prokurator — rief ich und fühlte mein Geſicht von brennendem Unwillen überflogen.

Nicht? — dehnte der Alte — Ei, da iſt man noch ſehr unerfahren. Indeß, was man nicht weiß, kann man lernen, wenn man Gelegenheit hat — guten Willen.

Freundlicher wurde ſein Auge und mit einer gewiſſen Art von Vertraulichkeit zog er mich näher an den Aktentiſch und langte eine voluminöſe Urkunde mit vielen Siegeln hervor. Man ſehe! — flüſterte er leiſer, indem er ſcheu um ſich blickte, als fürchte er, belauſcht zu werden. — Dieſes hier iſt das Teſtament des Grafen Hellborn. Mein Klient wünſcht, den eingeſetzten Erben daraus verdrängt zu wiſſen, dagegen ſich an deſſen Stelle. Es kommt dabei nur auf geſchickte Ausmerzung dieſer acht Worte hier an, ſo wie, daß dafür die andern Worte, wie ich ſolche hier aufſetze — er ſchrieb ſie auf einen Papierſchnitz — eingerückt werden. Man hat Aehnlichkeit mit der Handſchrift, darum verſuche man es, das Desideratum auf kluge Weiſe zu beheben, da ich ſelber ſolches nicht zu bewirken vermag.

Nimmermehr! Herr Oberhofgerichts-Prokurator — fiel ich ihm erbittert in die Rede — nimmermehr werde ich ſolchen Schelmenſtreich vollbringen!

Ei, ei — lächelte der Alte — wer wird denn gleich in dermaßen anzügliche Redensarten ausbrechen, die faſt lauten wie grobe Injurien? — Was iſt ein Schelmenſtreich? Antwort: ein ſchadhafter Betrug. Dieſer iſt hier nicht in Casu, denn der eingeſetzte Erbe iſt ein liederlicher Taugenichts, der das bedeutende Vermögen in Kurzem verpraſſen, mein Klient hingegen ein Mann, der es zu Rathe halten, ja wohl gar davon viel Gutes thun würde den Armen, Wittwen, Waiſen, Kirchen und Schulen, weshalb denn auch ſothane Raſur keinesweges ein ſchadhafter Betrug, ſondern ein Gott wohlgefälliges Werk — —

Und immer und ewig — unterbrach ich ihn — ein Spitzbubenſtreich bliebe, da das Geſchriebene des Schreibenden unverletzliches Eigenthum iſt, woran verfälſchend Hand zu legen Niemanden ein Recht oder die Befugniß zuſtehet, eigenthümlich abzuändern, am wenigſten bei Teſtamenten oder Kontrakten, alſo hier, wie ich ſchon geſagt, eine Schlechtheit, mit der ich nochmals mich zu verſchonen bitte.

Ei? — — wirklich? — grinſelte der Krünitz — Nun da könnte freilich aus der Anſtellung in meinem Dienſte nichts werden, ſintemal an klügeren und fügſamern Subjecten dermalen, Gott ſei Dank, kein Mangel. Hätte man ſich aber vernünftig finden laſſen; ſo wäre nicht nur die Sache gemacht, ſondern auch noch obenein ein halbes Dutzend angenehmer Goldfüchslein zum Auf- und Angelde zu gewinnen. Man überlege daher den Casum näher im ſtillen, einſamen und reiflichen Nachdenken, während ich einſtweilen einen Abtritt nehme und entſchließe ſich zu der verlangten Emendation, oder packe ſich von dannen refusis impensis, das heißt, nach vorhergegangener Bezahlung des genoſſenen Frühſtücks.

Nein — rief ich ihm nach — ergrauter Böſewicht! hier bedarf es keiner weitern Ueberlegung. Zehnmal lieber will ich wieder als armer, ehrlicher Hanswurſt auf den Brettern ſtehen und Spaß machen, um ein Gericht Eſſen, als in deiner Goldfabrik arbeiten! Du und ich, wir paſſen nicht, denn bin ich auch kein Tugendſpiegel und wenig mehr als ein Vagabunde und habe geheult in thörichtem Unverſtande mit dem Wölfen der Freiheit und Gleichheit im Konvente; doch befleckt Betrug und Verbrechen nicht meine Seele.

Feſt ſtand daher mein Vorſatz, dem Prokurator kurz und gut den Handel aufzuſagen und den Staub auch dieſes verruchten Advokaten-Sodoms von meinen Füßen zu ſchütteln. Nur das ich Marien in dieſer moraliſchen Mördergrube, in dieſem elenden Kerker zurücklaſſen ſolle, das ſchlug mich nieder und ich wußte dagegen nicht Rath, nicht Hülfe, da ich ſelber nun hülflos war. O, wie ſehnte ich mich, ihr nur noch ein einziges trauriges Lebewohl ſagen zu dürfen. Wie ſchauete ich mit naſſem Blicke nach der Thüre, daß ſie ſich öffne und mir die Geliebte zum Scheidekuſſe des Abſchiedes hereinführe! — Die Thür öffnete ſich, aber nicht die Geliebte, nur der verhaßte Seelenverkäufer trat herein.

Nun, wie iſt's — fragte er — hat man ſich des Beſſeren beſonnen und ſich entſchloſſen zu dem, was frommet und nützt?

Ja — antwortete ich kurz und verächtlich und nahm meinen Hut — ich habe mich entſchloſſen. Ich mag Ihren Dienſt nicht mit Schlechtem erkaufen, wünſche aber dabei, daß Ihr erhabener Schutzpatron Sie zum Segen der Welt hole, ſo bald als möglich.

Mit dieſen Worten wollte ich ſchnell zur Thür hinaus, doch der Alte erwiſchte mich mit kräftiger Fauſt und zog mich zurück, mit den Worten: Gemach, gemach! Ihr romanhafter Brauſewind! Damit kommt man nimmer durch die Welt!

Mags — erwiderte ich — und ſtrebte mich dem unheimlichen Zwange zu entreißen, doch er drückte mich nieder auf das lederne Sopha und ſtand mit übereinander geſchlagenen Armen, mich lange ſchweigend betrachtend, vor mir. Seine Augen glänzten. Mir ward wunderbar zu Muthe, ja ich hätte nun nicht von der Stelle gekonnt, wenn ich auch gewollt, ſo feſt fühlte ich mich durch einen unwiderſtehlichen Zauber gebannt.

Da brach er endlich das drückende Schweigen und ſagte langſam: Und das iſt Euer Ernſt? das iſt Euer wirklicher Ernſt, Jeremias Kätzlein? Nun! Ich mag Euch nicht zwingen zu dem, was Euch nicht munden will, dennoch ſollt Ihr mein Schreiber ſein, auch ohne das! Das alberne Mägdlein hat wahrhaftig Recht! Darum ſollt Ihr bei mir bleiben, und fortan: Jeremias heißen und „Ihr“! Merkt es wohl, das „Ihr“ iſt bei mir ein Ehrenname. Nehmt Euch in Acht vor dem „Sie“ und Gott helfe Euch zu dem „Du!“ Vor der Hand wird zwar von baarem Lohne nicht die Rede ſein, bis ich weiß, wozu Ihr zu gebrauchen, aber was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, das ſoll Euch werden. Wollt ihr nun unter dieſen Bedingungen mein redlicher und ehrlicher Schreiber und Famulus ſein?

Ich will! — platzte ich unwillkürlich heraus, denn ich fühlte mich mit einemmale unausſprechlich wohl, ja, die ganze Sache verändert, ich wußte nicht warum.

Nun gut — endete der Alte — ſo gehet und beziehet Euer Quartier im Dachſtüblein und kommt hernach flugs herunter in's Partheienzimmer — zu Vereidigung. Marie! — rief er hinaus — der Jeremias hat ſein Examen beſtanden, du magſt ihn inſtalliren in die Schreiberſtube.

Gott! wie war mir, als nun draußen die holde Führerin mich erwartete mit freudefunkelndem Blick und ich mit ihr die Treppen glücklicher und vorwurfsfreier hinaufſtieg, als auf die verwünſchte Leiter im Garten des Grafen Mirabeau. Wie ward mir, als wir nun droben waren in der abgeſchiedenen Einſamkeit und nun Marie meinen innigen erſten Kuß der Liebe — aber auch nur den einen — erröthend duldete und mir kurz ſagte: ſie habe freilich gleich am erſten Abende ſchon dem Vetter von mir erzählt, von einer Vakanz und von meinem Wunſche, wozu indeß Anfangs der Vetter keine Ohren gehabt, den folgenden Tag aber die Sache wiederholt und nicht locker gelaſſen, bis endlich am fünften der Vetter ſie bedeutſam angeſchauet, das Haupt geſchüttelt und nach einigen bedenklichen hm, hm, ihr geheißen, den Patron kommen zu laſſen, daß er ihm auf den Zahn fühle, wobei er ihr jedoch auf's Strengſte verboten, weder jetzt noch künftig ihm irgend etwas, den Charakter des Alten betreffend, mitzutheilen, welches ſie denn auch dermalen und fürder treulich zu halten geſonnen. Beſonders ſtrenge ſei irgend ein näherer freundlicher Umgang zwiſchen ihr und mir verpönt und augenblicklicher Laufpaß darauf geſetzt, wornach ich mich alſo zu richten.

Hat nichts zu ſagen! — erwiderte ich lachend — Die Augen des Vetters werden keine Argusaugen, ſein Hungerdienſt hier auch nur ein Intermiſtikum ſein, wo ich ſtillheimlich, wenn ich nur erſt eingewurzelt bin, uns Beiden die beſſere Stätte zu bereiten gedenke. Und ſo ging ich denn heiter und leichten Muthes, obſchon noch nicht im Klaren darüber, was ich aus dem Alten machen ſolle, wieder herunter und ward in's Partheienzimmer gelaſſen, wo der Oberhofgerichts-Prokurator meiner bereits wartete in ſtattlicher ſchwarzer Amtstracht; den kleinen ſilbernen Degen an der Seite, die Hände weit bedeckt von den feinen Spitzenmanſchetten und auf dem Haupte die ſchneeweiße Perrücke. Auf dem großen, grün überzogenen Tiſche ſtand unter und zwiſchen den Geſetzbüchern ein ſilbernes Kruzifix.

Ich geſtehe, mir wurde bei dem feierlichen Anblicke dieſer Stube, wie des ernſten Mannes, der nun ein ganz andres Anſehn hatte, als vorher im zeriſſenen Schlafrocke, um den auch hier ein beſondrer Nimbus der Ehrwürdigkeit zu ſchweben ſchien, ganz kalt, wie einem, der beim Baden nach und nach in friſches Waſſer taucht. Es verſetzte mir den Athem und niemals gewiß iſt ein Dienſteid andächtiger abgeleiſtet worden, als der, den ich nun ſchwor.

Nun — ſprach der Oberhofgerichts-Prokurator, als es zu Ende war — daß Ihr auch dieſen Eid jederzeit gewiſſenhaft halten und ſolchen niemals verletzen werdet, weder aus Menſchenfurcht, noch Haß und Neid, oder um Geſchenk und Gabe willen, oder aus irgend einer andern unerlaubten Abſicht, das trau ich — mein Jeremias Dir — wollt' ich ſagen Euch zu und Ihr werdet mir darauf die Hand geben. Ich gab ſie ihm und ſpürte, wie ſeine eigne bei dem leiſen Drucke zitterte und ſah, wie ſeine Augen ein feuchter Schleier überzog und es war mir, als ſtehe mein Vater vor mir und meine Augen fülleten ſich mit Thränen.

Bald wurde ich nun in den Pflug der Arbeit geſpannt. Wahrlich dieß Joch war nicht ſanft, meine Laſt nicht leicht. Von Tagesanbruch bis in die Nacht mußte ich eſeln im Abſchreiben oder Protokolliren. Nur den filzigen Geiz, deſſen Sitz ich hier, beim erſten Anblick erwartet, fand ich nicht, vielmehr reichliche, wenn auch frugale Koſt, in allen Arbeiten meines Prinzipals aber den durchaus geraden, unbeſtechlichen, dabei ſehr erfahrnen Geſchäftsmann, ſo, daß mir nun der erſte Auftritt mit ihm als das, was er wirklich war, erſchien — als Prüfung meiner eigenen Rechtlichkeit und Mäßigkeit, noch mehr, als meiner Kenntniſſe. Auch ſah ich manchen Nothleidenden, der in ſein ſtilles Gemach bange ja zitternd ging, mit Thränen herauskommen; aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

Und dieſer Wohlthätige — fragte ich einſt ganz laut vor mich hin — umhüllet ſich gefliſſentlich mit dem Scheine des Gegentheils? — Wozu das? Warum kleidet er ſich in den abſchreckenden Cynismus und ſammelt emſig Bindfadenreſte, Couvertsſiegel, Papierſchnitzel, Stecknadeln?

Warum? — antwortete der Alte hinter mir, der mich belauſcht hatte – Warum? Könnte ich geben, wenn ich nicht ſammelte und ſparte? Und muß ich nicht rauh und widerwärtig erſcheinen von Außen, auf daß nur die, die den Glauben haben an Menſchengefühl und an mich, zu meinem Innern gelangen und ich nicht geſchunden werde von Krethi und Plethi und ganz und gar ausgezogen zur Ungebühr?

Daß ich's kurz mache. Mein Leben in dieſem Hauſe war ſechs Jahr lang ein Leben voll Arbeit, aber auch ein Leben der Zufriedenbeit, der Wonne im Bewußtſein meiner erfüllten Pflichten, der immer wachſenden Zuneigung meines Prinzipals, der ſtillen, heimlichen Liebe meiner Marie, welche letztere der Alte bald genug merkte, doch — mir unerklärbar — zu ignoriren ſchien. Nur eins gefiel mir nicht. Noch immer nämlich bekam ich keinen Gehalt, noch immer hatte ich keine Ausſicht zu einem feſten Poſten und war — nah an Vierzig. Dies, und daß der Prinzipal meinen diesfälligen Anſpielungen ſtets gefliſſentlich auswich, nur dies machte mich manchmal höchſt niedergeſchlagen und traurig und eben ſo meine Maria.

Endlich, an des Alten ſiebenzigſten Geburtstage, ſollte ſich alles Räthſelhafte löſen.

Ein Verwandter des Prokurators, Aſſeſſor eines Provinzial-Kollegii, ein langer, kalter, ſpähender Laban, den der milde Vetter ſtudiren laſſen, zur Verſorgung gebracht und erhalten bis jetzt, beſuchte uns, um den Geburtstag des Wohlthäters mit zu feiern. O, wäre er geblieben, wo der Pfeffer wächſt! Er war die Schlange, die zwei ſchuldloſe Menſchen aus dem Paradieſe trieb.

Daß ihm das innige Verhältniß, in welchem ich mit Marien zu dem Alten ſtand, ich und ſie und das uns bezeigte Wohlwollen ein Dorn im Auge, das gab ſchon ſein lauſchendes Schleichen, ſo wie mancher heimliche Judasblick zu erkennen, wenn auch ſeine Zunge nur glatte, liebliche Worte liſpelte. Doch das irrt mich nicht. Denn was kann er dir ſchaden — dacht ich – bald zieht er ja wieder fort, von wannen er kommen.

Da erſchien der Tag der Feier, an welchem der Aſſeſſor mit pathetiſcher Rede dem würdigen Greiſe ein Band, bedruckt mit ſchwülſtigen Verſen überreichte, ich ſelber ihm nichts darbringen konnte, als den ungeſchminkten herzlichſten Ausdruck meiner iunigſten Empfindung, Marie aber ein, von ihr mühſam bei Nacht geſtricktes Schlafjäckchen, mit milden Thränen der Liebe und dem Wunſche, daß er recht ſanft darinnen ſchlafen möge auf Erden.

Das werde ich! — meine liebe Tochter — antwortete der Alte gerührt — und du magſt mir es auch anziehen, zum letzten ſanfteſten Schlafe in der Erde.

Der noch recht fern ſein möge! — flötete der Aſſeſſor mit einem giftigen Seitenblicke auf die Geberin.

Wie Gott will! — ſchloß der Greis, der von einer ſonderbaren Ahnung überfallen ſchien, die ihn nicht verließ den ganzen Tag und auch durch ſeine Heiterkeit bei dem frohen, glanzvollen Mittagsmahle und den herrlichen Lebehochs ſeiner zahlreichen Freunde durchſchimmerte, die da in Jubel und Biederſinn um ihn verſammelt waren.

Viel wohler ſchien ihm zu werden, als ſich nun gegen Abend die Gäſte verloren. Da begab er ſich in ſeine Schreibſtube, winkte mir und Marien, mit zu kommen, zog den Staatsrock aus und den Schlafrock an, und ſetzte ſtatt der Feſtatzel die kühle Mütze auf's Haupt. So! — rief er, tief Athem holend — Nun bin ich wieder zu Hauſe! Kommt her, Maria und Jeremias, denn es bedünkt mich nun an der Zeit, daß ich Euch Euren Lohn zahle, für ſechsjährige treue Dienſte und ungeheuchelte Liebe, jetzt, da ich es noch kann, ſintemal es mir vorkommt, als läute man mir ſchon das Glöcklein zum Thorſchluſſe. Dir, Maria, dir Verlaſſene! war ich Vater vom erſten Augenblicke. Darum widerte es mich Anfangs an, deinen Begleiter auf der Reiſe hierher, in welchem ich nur einen Lump und Vagabunden erblickte, zu mir in Dienſt und Haus zu nehmen und nur die Beharrlichkeit, mit der du ſeine Parthie ergriffen, woraus ich denn alsbald vermerkte, wie viel die Glocke geſchlagen, und das und jenes, was mir nach deiner Relation an dem Burſchen gefiel, beſtimmte mich, einen Verſuch zu machen. Dabei trauete ich deinem Tugend- und Ehrgefühle und — du haſt mich nicht betrogen. Denn die ſüßen, unſchuldigen, heimlich abgeſtohlnen Viertelſtündlein, die ich freilich nicht merken ſollte, die auch allerdings gegen die Abrede waren, die ich aber doch erwittert, waren ja wohl nothwendig, daß Ihr Euch kennen und achten lerntet, im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit, weshalb ich auch ſchwieg und that, wie Unverſtand. Ihr aber — mein Jeremias! — waret ein treuer Knecht in meinem Dienſte mit unermüdeter Emſigkeit, unbezweifelter Rechtlichkeit, mit wahrer Freundſchaft und wahrer Liebe für mich. Darum ſeid Ihr denn auch heut pro primo avancirt und „Du" geworden, welches „Du" kein leerer Rathstitel, kein Kaldariſches Erz iſt, das wie Gold ausſieht, doch weit davon entfernt iſt, Gold zu ſein. Dieſes „Du" iſt ein Sola-Wechſel, ausgeſtellt von meiner Liebe auf Gut und Blut meine ganze Habe aller Orten, wo ich zu treffen und zahlbar, nach Sicht — ein Privilegium exclusivum, mit mir zu ſchalten nach Luſt und Belieben. — Sehet, mir gab das Schickſal auf Erden kein liebendes Weib zur Begleiterin, keine Kinder zur Freude meines Alters. Wohl ſchmerzlich fühlte ich dieſen Mangel, da mich Gott mit dem geſegnet, was ihr irdiſches Glück hätte begründen können. Lange ſchauete ich aus in die Welt und unter meine Bekannte und Verwandte, die Lücke zu füllen. Umſonſt! — Ich fand nur Habſucht und Liſt und – blieb allein. Der Aſſeſſor, mir der Nächſte, erfüllt mich mit unheimlichem Grauen. Ach, ſein Herz iſt kalt wie Froſchhaut, trocken wie Bimſtein! Darum ſehnte ich mich denn, daß Ihr mir einſchlagen möchtet und — Gott Lob! es iſt geſchehen und Ihr ſeid nun meine Kinder, Du, Jeremias, mein Sohn, Du, Maria, meine Tochter. Und Ihr ſollt wiſſen, daß Ihr einen Vater habt. Deshalb, Jeremias, bereite dich, ſo wie der todtkranke Oberhofgerichts-Sekretair Neumann, der noch wenige Tage leben kann, heim gegangen, rückſt du an ſeine Stelle — es koſtet mich nur ein Wort. — Dann — Maria! — dann ſchneide ich dir das Kränzlein vom Myrtenſtocke am Fenſter, den ich ja für dich gezogen und geflegt und morgen übergebe ich dem Gerichte mein Teſtament, das Euch zu meinem Erben einſetzt und deſſen Entwurf in meinem Pulte ſchon bereit und fertig da liegt.

Ein leiſes Geräuſch an der Thüre machte ſich hier bemerkbar. Ich allein nur erhaſchte noch mit flüchtigem Blicke den Moment, wo ſie, vorher nur unmerklich in einem kleinen Spalt von einem Lauſcher in der andern Stube geöffnet, ſanft wieder hinein in den Schluß gezogen wurde.

Die Sache war mir klar. Aber hatte ich denn jetzt Zeit und kaltes Gemüth, weiter darüber nachzudenken? Zog es mich nicht eben ſo gut wie Marien, dankend und ſelig an die Bruſt des redlichen Vaters, der uns ſegnend gar nicht aus ſeinen Armen laſſen wollte, als ſei es der letzte Gruß ſeiner Liebe auf Erden? War denn nicht nun mein Sehnen geſtillt, meine Zukunft ein Blumengarten? Und durfte ich denn nun nicht vor den Augen des Vaters meine Braut herzen und küſſen und ſie mich? — O, es war der glücklichſte Augenblick meines Lebens, alles, was nun noch drauf folgte bis heut, nur der leere Nachklang jener Wonne meines verlornen Paradieſes!

Der Abend verging uns im kleinen friedlichen Familienkreiſe, wo nun der Aſſeſſor das Lieblingsgetränk dos fröhlichen Alten, der in neuer Heiterkeit ſcherzte und lachte, den glühenden Burgunder-Kardinal im anſtoßenden Kabinete bereitete und einſchenkte.

Iſt er gut, lieber Vater? — fragte er beim erſten Glaſe, das er ihm reichte.

Scharmant! war die Antwort — nur ein wenig zu ſtark, zu herbe. Etwas mehr Zucker könnte nicht ſchaden.

Waren vorher unſre Herzen der Freude ſchon geöffnet, ſo trieb nun der feurige Nektar unſre frohe Stimmung bis auf den höchſten Grad, wir würden auch gewiß noch länger getrunken und gejubelt haben, wenn nicht der Vater am Ende ſchläfrig geworden wäre und nach dem Bette verlangt hätte. O, warum ſagte ich ihm blos meine herzliche gute Nacht? Warum küßte ich nicht die treuen Hände, die mich geſegnet? Warum ſchloß ich ihn nicht feſt an mein ſchlagendes Herz?

Nur Marien war es vergönnt. Dieſer, ſagte er: Komm mit — liebe Tochter! — Du ſollſt mir nun dein Jäckchen ſelbſt anziehn und ſehen, wie es ſitzt. Und *ſie* ging und durfte ſich noch der innigen Umarmung des Vaters freuen — der letzten auf Erden. Denn am andern Morgen fand man den Oberhofgerichts-Prokurator todt in ſeinem Bette. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Sein Geſicht war aufgedunſen und die roſaſeidnen Bänder des Schlafjäckens ſchnitten in das aufgetriebene Fleiſch der Arme und des Nackens ein.

Denke ſich jede fühlende Bruſt, wie dieſer Anblick uns zu Boden ſchmetterte. Wir hielten das Gräßliche nicht für möglich. Wir ruften den Vater mit allen Schmeichelnamen der Liebe. Wir zerriſſen die ſeidenen Schleifen, wir rieben, wir wuſchen — Alles umſonſt!

Offenbar die Folge dieſer unvernünftigen, preſſenden Bekleidung, nach dem *übermäßigen* Genuſſe des geiſtigen Getränks! — ſprach der Aſſeſſor mit ſataniſchem Mundverzerren zu Marien gewandt, die verzweifelnd die Hände rang, und wie ich, den geliebten Todten mit Thränen und Küſſen bedeckte. Was ſoll das Heulen? — Das Unglück iſt geſchehen! Er erwacht nicht wieder! Der Schlag hat ihn gerührt. Niemand kann untröſtlicher ſein als ich, über den unerſetzlichen Verluſt, obſchon mein Herz kalt iſt wie Froſchhaut und trocken wie Bimſtein! Dafür iſt das Eure deſto wärmer und näſſer! Mags, das ändert hier nichts. Die Todten bleiben todt. Wohl dem, der ſelig ſtirbt, ohne lange Marter, wie *dieſer*, wenn auch von lieben ſanften Händen, die es freilich ſo böſe eigentlich nicht gemeint haben mögen, wie ich in chriſtlicher Milde gerne zugeben will.

Ja, der Schlag hat ihm gerührt — bezeugten die herbeigerufenen Aerzte, heimlich aber murmelte man — von Opium.

Da lag nun meine Hoffnung, mein Glück. Da ſtand nun Maria und jammerte: O *ich* bin's, *ich* habe dich gemordet und dir das Nachtkleid angezogen, wie du ſagteſt zum Schlafe in der Erde, und bald werden ſie kommen und mich abholen in's Kriminalgericht!

Beruhige dich, Maria! — tröſtete ich — Du biſt ja unſchuldig, es mag nun ſein, wie es wolle! Gott ſieht in die Herzen!

Umſonſt! Sie erfüllte das Haus mit entſetzlichem Geſchrei, und als nun die Glocken den Verluſt des edlen Mannes der erſtaunten Stadt verkündeten, da trat ſie leichenblaß in mein Zimmer, ihr Auge war matt und ohne Thränen. Nun kommt der Kriminalrath — rief ſie — und die Schergen mit den Ketten! Pflege den Myrthenſtock Jeremias, daß ich ihn finde bei der Auferſtehung und beflanze das Grab des Vaters mit Roſen!

Vergebens war mein Zureden. Sie flog die Treppe hinunter, wie ein brauſender Sturmwind uud — war verſchwunden. Jedes Nachforſchen, wo ſie hingekommen, blieb fruchtlos und mir am Ende die Gewißheit, daß man ſie ſchon finden werde zu ſeiner Zeit, angeſchwommen an's Weidenufer des tiefen Fluſſes.

So waren denn alle meine Hoffnungen zertrümmert.

Den bittern Kelch voll zu machen, fragte mich am Tage nach dem Begräbniß der Aſſeſſor, der nun als nächſter Inteſtaterbe des Prokurators ſich in den Beſitz ſeines Nachlaſſes geſetzt, nach meinem Kontrakte, um mich, dafern noch etwas am Lohne rückſtändig, abzufinden. — — Ich hatte keinen, und meine Verſicherung, daß ich noch keinen Pfennig Lohn erhalten, wurde blos mit höhniſchem Lachen beantwortet. Auch wollte ſich kein Teſtamentsentwurf im Pulte des Verſtorbenen finden laſſen. An den Poſten des ſterbenden Oberhofgerichts-Secretairs war vollends gar nicht zu denken, da der geltende Fürſprecher nun fehlte, auch darauf ein Heer von Schützlingen anderer Patrone lauerte. Was blieb mir alſo übrig, als nach der kurzen und bündigen Weiſung des Aſſeſſors wiederum mein Ränzel zu ſchnüren und den treuen Wanderſtab zu ergreifen.

Vornehm drückte mir der Aſſeſſor beim Abſchiede einen Dukaten in die Hand, den ich ihm jedoch grimmig vor die Füße warf und begleitet von ſeiner Hohnlache dem Zimmer wie einer Hölle entſprang, in welcher ich den Teufel mir auf der Ferſe ſitzen ſah. Unten an der Hausthüre aber ſtand die alte Beate, mit den rothgeweinten Triefaugen, die mir wie Marien immer wohlgewollt, zum letzten traurigen Valet — dem einzig redlich gemeinten in dieſem Hauſe. Sie ſuchte dabei mit der Hand mir an die Rocktaſchen zu kommen. Aber es mißglückte und ein ledernes Beutelchen fiel vor mir nieder, ein Beutelchen mit zehn Thalern ſauer erſparten Lohnes. O, ich dummes Thier! — rief ſie erſchrocken — Werden Sie nun noch den armen Reiſepfennig nehmen, da es ſo gar albern herauskommt?

Ja, entgegnete ich — gute Beate! treue Seele! Den nehme ich, er rettet mich vor dem Verhungern. Gott mag es Euch vergelten, wenn ich es nicht kann!

Hinter mir ſchloß ſich nun die Thüre des Hauſes, in welchem ich ſechs Jahre ſo unausſprechlich glücklich geweſen. Wieder ein Theil meines Lebens war wie ein Traum vergangen und wieder der freie Himmel mein Obdach und die große leere Welt meine Heimath. Mir ekelte vor der Stadt, in welcher ſo wehmüthige Erinnerungen mich umgaben. Von Marien war noch keine Spur gefunden. Was ſollte ich alſo länger hier? Ich eilte daher das Weite zu gewinnen und holte aus tiefer Bruſt erſt dann wieder frei Athem, als ich vom Waldhügel herab die Thürme fern hinter mir in ſanfter Dämmerung ſah, wie damals, als ich dem Hanswurſtthum entſprugen. Und wie damals fragte ich mich wieder: Wohin nun Jeremias?

Wohin? — antwortete ich — Nun, der Naſe nach? Führt ſothaner Wegweiſer nicht den, dem alle zwei und dreißig Striche der Windroſe offen ſtehen, immer die richtige Straße? O Jeremias, du biſt, du bleibſt, was du wareſt, von Jugend an — ein Weltbürger, ein Exul in hac lacrymarum valle, wie es im Salve Regina heißt.

Und das blieb ich auch wirklich, zog kreuz und quer im Lande herum und dankte Gott, wenn ich meine Füße unter den Schreibtiſch eines Advokaten ſtecken durfte, bei ihm zu eſeln um's liebe Brod in ſchmähligem Kalamiren.

Was ſoll ich euch — o Ihr redlichen, aber auch höchſt ungeduldigen Leſer, die ihr am Ende mich gar nicht mehr leſet, wenn des Dinges zu viel wird, langweilen mit breitem Erzählen, wo ich mich überall herum getrieben, welchen Herren ich gedient; was ſolches für Käuze geweſen, item, was ich dabei profitirt. — Ach! ich übergehe das mit Stillſchweigen. Einen Krünitz fand ich nicht wieder, und was ich bei der Sache endlich profitirt, iſt — das kahle Haupt unter meimer Atzel und — der Spittel.

Mein letzter Prinzipal, der mich ab und zur Ruhe geſetzt und bei dem ich zehn Jahre fungirt als Privatſchreiber, war auch ein Advokat und daneben — nun, Ihr kennt ihn vielleicht, zwar nicht von Angeſicht zu Angeſicht, wobei Ihr auch gar nichts verliert, wohl aber aus ſeinen Scripturen, die ich bis daher mundirt. Soll ich's euch beſchreiben, wie er ausſieht, ob er groß iſt oder klein von Statur, ob er einen ſchwarzen Rock trägt, oder einen grauen, ob er den Kaffee mit Milch trinkt, oder ohne, oder gar keinen, ob er Tabak raucht oder nicht, welche Mucken und Vhims ihn zwicken und plagen? Was könnte Euch das intereſſiren! Ueberdem lebt er ja auch noch, denkt nicht daran, dem irdiſchen Jammerthale ſo bald Valet zu ſagen, welches Valet — wie er meint — denn doch, ohne vieles Denken, zu ſeiner Zeit von ſelbſt kommt, iſt mithin auch bis dato noch kein Braten für die biographiſche Küche! Lebende Schriftſteller aber, deren Perſonalia und Schlafrockſcenen man den Zeitgenoſſen auftiſcht, ſind in der Regel, wenn ſie nicht, wie ich, ſich ſelber biographiren, nur ein ſchlechtes Gericht für Koch und Gaſt. Denn erſterer erhält ſelten dafür, wie der Koch des Generals *Moreau*, eine Ehrenkaſterolle vom armen, gewaltſam an's Tageslicht und in den Topf gezognen literariſchen Trogloditen, und der Gaſt verderbt ſich meiſt immer an der nur halb gar gekochten Speiſe den Magen, und dankt es dem Koche am Ende mit dem Henker, daß er das liebliche, ideale Traumbild zu einer ledernen Wirklichkeit, zu einem elenden Frikaſſee verarbeitet, aus deſſen Ueberbleibſeln die Nachwelt, wenn ſie überhaupt noch die Perſon und Sache der Rede werth hält, ein noch viel elenderes Ragout aufwärmt. Daher ſchweige ich billig über alle Perſonalia beſagten meines geweſenen Prinzipals.

Er war mit mir zufrieden, bis er ſelber das Unkraut unter den Weizen ſäete, das heitzt, durch ſeine Phantasmata mich zu ſchnödem Irrſale verlockte. Denn nun, wie ich ſolche durch Abſchreiben zum Drucke präpariren mußte, prägten ſich ſelbige meiner Imagination ſo tief ein, daß ich ſie am Ende für wahr hielt, ſo wie der Lügner ſich durch öfteres Erzählen, in ſeine Erdichtungen gemüthlich ſo hineinlügt, daß er zuletzt ſelber daran glaubt.

Aber iſt denn nicht auch wirklich von jenen Hiſtorien manches gewiß und wahrhaftig ſo, wie es geſchrieben ſteht, obſchon es ausſieht, wie reine Erdichtung oder phantaſtiſcher Traum? Habe ich denn nicht wirklich mit dieſen meinen leiblichen Jeremiasaugen noch dieſen Sommer Eps, den Zwiebelkönig [1]), in unſerm Spittelgarten geſehen?

Es war ſeine Stunde, nämlich, von neun bis zehn Uhr des Abends im Auguſt, als ich ohne alle arge Gedanken noch einmal zu den Maulwurfsfallen im Gurkenquartiere ging, um nachzuſchauen, ob die Fallen von tückiſcher Hand wiederum aufgezogen, wie gewöhnlich. Wirklich fand ich's wieder ſo und verwünſchte unmuthig den unbekannten, nie zu erwiſchenden Frevler, der ſolches gethan. Da huſchte aus den Zuckererbſen das zwergige Männlein hervor, gerade ſo, wie es mein Prinzipal ſchrieben, blitzte mich mit den weiß und blau, wie Irrwiſche leuchtenden Augen an und grölzte mit heiſerer Stimme: Menſchenwurm! was thun dir meine Leute, unſere ſchwarzen Huſaren, daß du ſie verfolgſt mit deinen Schlingen und Gruben? Nimm dich in Acht, du Schelm, daß ich dir nicht den Denkzettel reiche! Denn gönneſt du ihnen nicht fürder das unſchuldige Vergnügen des unterirdiſchen Spazierganges, oder des Vorpoſtenreitens im Gnomiſchen Dienſte, hart an der Oberſchale unſers Reiches, das dir wenig ſchadet; ſo ſei verſichert, daß ich zu dir komme in dein Gemach um Mitternacht, dich zu drücken wie ein ſchwerer Alp!

Entſetzt und ſchaudernd lief ich zurück in meinen Spittel, aus dem mir oben herab vom Dachfenſter der Graf Mirabeau in der Schlafmütze entgegen rief: Bürger, Sie ſind ein Narr!

Mag's ſein, daß mir der Doktor am Morgen drauf zur Ader ließ. Was geſchehen war, war doch geſchehen. Und hat mich nicht ſogar, als ich eines Abends vor der Thüre auf der ſteinernen Bank ſaß, der Herr Stadtſchreiber Hinzelmann aus Katzweiler [2]), der — wie Ihr wiſſet — der Galan der alten Barbara Murchel, beim dortigen Bader Nepomuck Schwepperlein — eigentlich ein ſchwarzer Kater und ſeit zwei hundert Jahren auf Reiſen iſt, beſucht? — Wie er ſo an der Mauer die Gaſſe herunter ſchlich, hielt ich ihn freilich für weiter nichts, als für eine ganz gewöhnliche Katze. Aber bald genug ward ich andrer Meinung, als er ſich an mich drückte, den Buckel hob, den ſtarren Schweif an mein rechtes Bein ſchlug und zärtlich miauete: Guten Abend, lieber Herr Vetter Jeremias Kätzlein! Wie befanden ſich Ew. Hochedelgeboren? Hat Barbara Murchel nicht ein Brieflein an mich bei Wohldemſelben zur Beſtellung hinterlaſſen, als ſie vergangene Walpurgisnacht hier vorbei über Oſchatz nach dem Blocksberge geritten?

Das ich denſelben Abend wiederum **Cremor Tartari** trinken müſſen, aus eigner Büchſe; was ändert das? Was wahr iſt bleibt wahr, und man wird wir wohl zutrauen, daß ich einen Stadtſchreiber von einem gewöhnlichem Kater zu unterſcheiden im Stande. Auch früher ſchon, als ich noch bei meinem Prinzipal arbeitete, hatte ich eine Unterredung mit der Spinne Fintaſch [3]) die, wie bekannt, den armen Eps wegen ſeiner kleinen Galanterie mit der Waſſerroſe ſo unbarmherzig geknöchelt. Schlechte Seele! — fuhr ich ſie an — du willſt eine Gnomenfürſtin ſein und feine Erziehung haben und weißt nicht, daß in der vornehmen und gebildeten Welt, ſie klüglich ein Auge zudrückt, damit er es zu ſeiner Zeit eben ſo mit beiden thue?

Mein Herr lächelte zwar, als er mich bei dieſer Unterhaltung ertappte, und ſchüttelte mit dem Haupte; aber was ſollte denn ich thun, als er von ſeinem Freunde, dem Doktor im Bade, den Krückſtock mit dem elfenbeinernen Noſtrodamuskopfe geſchenkt bekam, und nun ſteif und feſt glaubte, das ſei wirklich der alte Magier, deſſen Leiche zu Salon in einen Knochen verhärtet, nachher in Nürnberg zu allerlei Spielzeug und Nippes verſchnitzt und verdrechſelt worden, deren jeglichem die Zauberkraft des ehemaligen Ganzen beiwohne, wenn man ſie nur kenne und zu gebrauchen wiſſe? Was ſollte ich dazu ſagen, daß er manchmal Stunden lang vor dem Klaviere ſaß, mit ſtarr geſenktem Blicke auf die Klaviatur, keinen Taſt anrührte, und doch am Ende behauptete, er habe ſich nun eben im richtigen Vortrage der großen Beethoven'ſchen Symphonie ſelber übertroffen, oder alleweile eine Oper fertig gemacht, die auf der Stelle ihre tauſend Dukaten werth ſei? Warum hat man denn ihm nicht zur Ader gelaſſen oder **Cremor Tartari** gereicht? Warum atteſtirt es nicht auch dem der Kreisphyſikus, daß es bei ihm übergeſchnappt — Sapperment! — wie bei mir?

Freilich trieb ich hernach die Sache in's Große, ſchob in Deduktionen, Defenſionen und Berichte, die ich abzuſchreiben hatte, wenn mir Stellen darin nicht kräftig genug und zu trocken erſchienen, Verbeſſerungen eigner Fabrik ein, die meiſt wörtliche Stellen aus den Phantaſieſtücken und Hiſtorien meines Prinzipals oder angenehme Variationen derſelben waren und die ihm hernach mancherlei Verdruß machten, beſonders, wenn er im Anfange die Munda unterſchrieb und abgehen ließ, ohne ſie vorher durchzuleſen. Aber hatte ich nicht immer Recht und dieſe meine Geiſtesſtimmnng, die die nüchternen Geſchäftsmenſchen nur nicht verſtanden, oder zu ſchätzen wußten, ſeiner eigenen Verführung, die wenigſtens den Acker zur nachher üppig darauf hervorgehenden Frucht bereitete, zu danken? Konnte ich verrückt werden — o Himmel! — wenn er es nicht ſelber war? Und bin ich denn auch verrückt? — Merkſt du mir — o du redlicher Leſer! — in dieſer Scriptur wohl das geringſte davon an? — Daß ich manchmal — notabene manchmal — wunderliche, oder erhabene Gedanken habe; kann man das „Verrücktheit" nennen? Und wäre es, wäre die unausſprechliche Seligkeit, die mich in ſolchen Stunden jung macht, reich, vornehm, klug, Wahn; o ſo ſegne ich den Wahn, der beſſer iſt, als die erbärmliche Wirklichkeit. Dieſen Wahn, dieſe Seligkeit habe ich, wie ſchon geſagt, ihm zu verdanken, ſo wie — eben auch den Spittel, noch eh ich in ihn fömlich einſtallirt wurde. Erhobſt nicht auch du mich dazu, die das Schickſal nach langer Trennung mir wieder gab zu ewiger Vereinigung?

Es war ein ſchwüler Sommerabend, als ich einſt wieder einmal matt und abgetrieben vom Amte nach Hauſe ſchlich, vor dem friedlichen Hauſe vorbei. Ach! — da ſehnte ich mich wieder, wie immer, in die Kühle des ſchattenvollen Gartens. Was hindert dich denn, hineinzugehen? — ſprach ich, als ich das Hausthor offen ſtehen ſah, wo man durch das dunkle Gewölbe in den Hof, aus dieſem hernach in den Garten kommt. Doch eine Scheu, eine Bangigkeit überfiel mich, als ſei dieſer Eingang die Pforte der Unterwelt, aus welcher man nie mehr zurückkehrt, wenn man einmal den kühnen Fuß hineingeſetzt. Mein Herz klopfte ſo ſtark und noch ſtärker, wie damals, als ich den erſten Schritt in das Haus des Oberhofgerichts-Prokurators that. Aber dennoch wagte ich es, trat furchtſam in das Gewölbe, ſchlich mich durch den Hof, öffnete leiſe das Gitterthor und ſtand nun unter den Bäumen im grünen heimlichen Garten, in welchen ich ſo manchmal durch die Spalten des Bretterzauns mit einiger Wehmuth geſchauet. — Ich ſtand im Haine meiner Zukunft, vor der Erfüllung meines Schickſals, am Vorhange des Iſis-Tempels!

Bald gewahrte ich, daß ich nicht allein ſei. Am Waſſerſpiegel, ganz hinten unter den Akazien, wo das kleine Blumengehege, ſah ich, von mir abgewandt ein Frauenbild im langen, weißen ſchimmernden Kleide, das auf irgend etwas nachdenklich aufmerkſam ſeine Gedanken zu richten ſchien. Unbeweglich ſtand die Geſtalt, die ich für ein Gebilde von Stein gehalten haben würde, wenn nicht, faſt unmerklich, ihr Gewand im leiſen Abendhauche ſich bewegt hätte. Unwillkürlich näher gezogen vom Zauber geheimer Achtung, ſchlich ich durch die Seitengänge, immer weiter und weiter hin, bis ich von der Geſtalt nur noch wenige Schritte entfernt war. Da weckte ſie mein leiſer, doch in dieſer Einſamkeit immer noch hörbarer Fußtritt. Da wandte ſie ſich im purpurnen Schimmer des Abendrothes, der durch die dunkeln Laubmaſſen der Akazien brach.

Da ſah ſie mich, ich ſie. Da ſchritten wir langſam näher und betrachteten uns lange in feierlichem Schweigen. Da reichten wir uns endlich in einem Momente die zitternden Hände. Sie ſtammelte: Jeremias! ich: Maria! Unſere Thränen floſſen in bitterſüßer Wehmuth. Wir hatten uns wieder gefunden, aber — wie?

Jeremias! — ſagte ſie nach langer Pauſe, tief athmend — wie biſt du alt geworden, in den acht Tagen und wie haben ſich deine Locken verwandelt, man ſollte ſchwören, du trügſt eine Perrücke! Siehe mich an! Bin ich nicht noch eben ſo friſch und munter, wie damals, als wir uns begegneten, auf der Reiſe, ich mit der Bürde, du mit dem Ränzel? Und ſchaue hier den Myrthenſtock. Iſt er nicht trefflich gewachſen, ſeit wir uns nicht geſehen? Und weiß ich's nun nicht ganz gewiß, daß den Vater die heiligen Engel geholet in den Himmel, in der Sankt Johannisnacht, und er ja gar nicht am Jäckchen geſtorben?

O Maria! — fiel ich ein — du hier? Hier im Spittel? Und du biſt nicht todt und lebſt? O ſage, wie kommſt du hierher?

Das ſollſt du erfahren — mein Freund! — erwiderte ſie. — Denn ſind wir nicht Brautleute? Iſt nicht nun die Hochzeit, ſobald der Vater aufwacht, da der Sekretair Neumann nun lange ſchon todt iſt, in deſſen Stelle du gerückt?

1—3) Siehe Phantaſieſtücke und Hiſtorien von Weisflog. Bd. I.

Komm mit, daß ich dir alles erzähle, aber weg von dieſem Orte, wo ich nicht frei reden kann, wie ich will!

Sie nahm mich bei der Hand. Unbemerkt tropften meine Thränen hernieder auf den Raſen, denn ich wußte nun, welcher Wurm dieſe Roſe zernagt. Wir wandelten einſam unter den Bäumen. Da verſpürte ich, daß der Irrwahn ſie verließ, je weiter wir uns entfernten vom Waſſerſpiegel und von den Blumen. Ein mildes Gefühl des Troſtes zog in meine verwundete Bruſt und mit wachſender Beruhigung ſah ich, wie ſie bald gänzlich befreit von den Träumen ihres nebelvollen Schickſals, mir zu erzählen vermochte, was ſich mit ihr begeben, wie ſie in Todesfurcht und Seelenfolter, mit raſender Geiſteszerrüttung aus dem Hauſe des Vaters gerannt, weit hinaus in's Freie. Damals habe ſie nicht gewußt, weder wo ſie hingerathen, noch wie lange dieſer ihr Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit gedauert. Endlich nach vielen Jahren, die ihr vergangen, wie ein dumpfer Schlaf, habe ſie ſich in einem Hauſe wieder gefunden, das ſie nachher für das Irrenhaus der Reſidenz erkannt. Da habe der Arzt an ihrem Bette geſeſſen, wo ſie, nach einem ſchrecklichen Falle und langer Krankheit mit einem Male zum klaren Bewußtſein erwacht. Da habe man es denn wagen können, ihr zu entdecken, daß ſie bei ihrer Flucht ſich acht Tage lang menſchenſcheu in Feldern und Wäldern herumgetrieben, von Beeren und Korn ihr Leben gefriſtet, endlich aufgegriffen und in das Irrenhaus gebracht worden, wo ſie ſich funfzehn Jahre in ununterbrochenem Wahnſinne befunden. Inzwiſchen ſei der Aſſeſſor, der nachher Rath geworden, gefoltert von Gewiſſensbiſſen verſtorben, von ſeinem Vermögen aber, das zerſtoben, wie Spreu im Winde, doch noch ſo viel gerettet worden, daß er reuevoll auf ſeinem Todtenbette ihr eine Penſionsſtelle hier im Spittel dieſer entfernten Provinzialſtadt erkaufen können, da doch Umſtände ihren völligen Rücktritt in die Welt unmöglich gemacht. Und ſo lebte ſie denn hier ſeit fünf Jahren, während welchen ſie nie erfahren können, was aus mir geworden, da ſie ſelber das Haus nie verlaſſen, auch ſie mich längſt für todt gehalten. Die Umſtände, die ſie in dieſem Aufenthalt hier noch ferner feſt bannten, die wiſſe ich nun, da ich ſie gerade an dem Orte getroffen, der, wie ſo manches andere noch ihre ſtille Melancholie, wie ihre Träume aus der Vergangenheit errege.

Tief hatte mich dieſes Wiederfinden und das Schickſal der armen Maria ergriffen! Wie vor den Kopf geſchlagen ging ich herum in finſtrer Trauer über unſer ſo grauſam verpfuſchtes Leben, über die verlorne Jugend, die niemals, niemals mehr wiederkehrt. Maria ſtand vor mir überall. Bald nahm meine Seele die Farbe der ihrigen an und von da ab inkommodirte mich der Kreisphyſikus mit ſeinen unnützen Fragen, mit ſeinen Pillen und Aderläſſen. Meinen Prinzipal hatte ich übrigens ſofort von der Sache in Kenntniß geſetzt, da ich wußte, daß das gerade Waſſer auf ſeine Mühle ſein würde, ſintemal ſich daraus wohl eine leidliche Hiſtoria dürfte fabriciren laſſen. Seine Theilnahme für mich und Marien, die er zum öftern beſucht, war Balſam in mein Herz, und vermehrte ſich, als er nun gewahrte, welchen Eindruck dieſe Kataſtrophe auf mich gemacht. Täglich durfte ich meine Maria ſehen. Aber täglich vermehrte und vergrößerte ſich auch das angebliche Elend, welches meine arme Feder im Dienſte ſtiftete. Ja mein Prinzipal wäre nach den konfuſen Begriffen ſeiner Behörden, die in Amtsſachen auf pedantiſche Weiſe nur das Rechtliche, nicht das Romantiſche goutiren, ſchlechterdings verloren geweſen, wenn er nun nicht alle meine Munda ſorgfältig durchgeleſen hätte. Denn ſo mußte ich unter andern ein Urtel mundiren, in Sachen eines armen Mädchens gegen ihren Verführer, in welchem der letztere — ein frecher, liederlicher Taugenichts, zur gewöhnlichen, ſehr geringen Entſchädigung der Entehrten, ſo wie zum, wo möglich noch elenderen Erziehungsbeitrage für das Kind verurtheilt wurde, für welchen man nicht einen Hund zu ernähren im Stande. Das erbitterte mich. Wie? — rief ich — Dieſer Kerl ſoll leben und Mutter und Kind verhungern, während er ſchwelgt? Mit nichten! Sterben muß die Kanaille, wenn ſie nicht davon läuft, was ihr nicht zu verdenken wäre! Ich veränderte daher das ganze Erkenntniß, verurtheilte den Beklagten ohne Weiteres — — zum Tode, ſetzte die Klägerin und das Kind zu ſeinen Erben und ſagte in den Entſcheidungsgründen unter andern folgendes:

„Der Mörder, der mit dem Vorſatze zu morden, ſeinem Mitmenſchen das Leben raubt, wird nach dem Geſetz des eigenen Lebens verluſtig. Ob der Gemordete ein Kind ſei, eine Stunde alt, das vielleicht in der nächſten ohnedem geſtorben wäre, wie recht und billig, da es auf dieſe Weiſe in ewiger Jugend verbliebe und die Qualen des Lebens nicht litte, oder ein Familienvater; das iſt hier egal. Die Kindermörderin gelangt nicht minder zum Rabenſteine, wie der Raubmörder auf offener Heerſtraße. Allein ob der Mörder mit dem Leibe ſeines Schlachtopfers auch zugleich deſſen Seele verderbt, wenn es eine hat, wie doch öfters der Fall; darnach wird nicht gefragt, und dennoch iſt der Mord der Seele nach den Begriffen unſers Glaubens, gräßlicher, als der Mord des Leibes, abſonderlich, wenn ſothaner Mord durch Opium von einem Aſſeſſor begangen wird, per indirectum. Wer ſolchen Mord zugleich mit dem Morde des Leibes verübt, hätte er zehn Leben, mit allen würde er ſein Verbrechen nicht büßen. Was iſt aber Verklagen anders, als ein ſolcher doppelter, ja, — wenn man das Kind gewiſſermaßen auch für einen Menſchen hält — ein vierfacher Mörder? Er, verſenkt in den Schlummer der Liederlichkeit, hat abſichtlich ein unſchuldiges Mädchen verführt und die Folgen ſeiner That waren ihm wohl bekannt. Er hat das Laſter in ihre Seele gepflanzt und das Laſter der Mutter, wie ſein eignes auf ſein Kind vererbt. Die Mutter, in ihrer individuellen Lage, kann und wird ſich nie mehr zur Tugend erheben. Schon jetzt leidet ſie auch körperlich an den Folgen ihres Vergehens zugleich mit ihrem Kinde. Beide ſterben langſam und qualvoll dahin an Leib und Seele und der Verklagte iſt ihr Mörder. Daß er beide nicht formell mit der Axt todtgeſchlagen, ſondern ihnen das langſame, aber gewiß tödtende Gift eingeflößt, wie unerkanntes Opium in einem wohlſchmeckenden Glaſe Burgunder Kardinals, das ſollte ſeine Strafe nur noch ſchärfen, da die Geſetze heimlichen Giftmord ſtrenger ahnden, als jeden andern, notabene, wenn er entdeckt wird, weil im Gegentheile der Aſſeſſor doch Rath wird, auch die Nürnberger keinen henken, ſie hätten ihn denn zuvor. Es mag jedoch Mutter und Kind auch geneſen: immer iſt und bleibt ihr Leben gewaltſam verkürzt, und ſei es um ein Jahr, um einen Tag. Und wäre es nur um eine Stunde; der, der ſolches gethan, hat die Strafe des Mordes ſo gut erwirkt, wie jede Kindesmörderin, die durch ihre That den natürlichen Tod nur beſchleuniget und höchſtens kann dies die Strafe des Mörders vom Rade zum Schwerte vermildern. Daß er abſichtlich gemordet, das unterliegt keinem Bedenken, da er bei ſeiner Bildung die Folgen ſeiner That ſehr wohl gewußt, auch nicht in betrunkenem Rauſche, ſondern mit liſtiger Ueberlegung gefrevelt, als er die Verführte zu ſeinem Willen verlockt.

Ganz ſie zu entſchädigen mit Gelde, das iſt er nicht im Stande. Und hätte er auch den Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz beerbt; wer bürgt ihm dafür, daß ihm am Ende noch ſo viel übrig bleibt, Mutter und Kind in den Spittel einzukaufen, — dem Tauſendſapperlot! Eben ſo unmöglich iſt nach ſeinen Verhältniſſen eine Verehelichung mit der Klägerin. Allein damit doch etwas gethan werde, muß er ſchleunigſt und ohne weitere Defenſion, damit er ſich indeß nicht verfriſtet, vom Leben zum Tode gebracht werden, Mutter und Kind aber Erbe ſeines Nachlaſſes ſein, weshalb denn überall, wie geſchehen zu erkennen geweſen von Rechtswegen.“

Armer Jeremias! — rief mein Prinzipal wehmüthig, als er dieſes Mundum geleſen, und eine Thräne fiel aus ſeinen Augen herab auf den verderbten Stempelbogen. In welcher Welt lebſt du? Was würde aus der Bevölkerung werden, wenn du Geſetzgeber oder Regent wäreſt? Was aus mir ſelber, wenn ich dein Urtheil publicirte? — Nein! Bis hieher und nicht weiter!

Von nun an durfte ich nicht mehr ſchreiben. Mein langes Kopiſtenelend war kommen zu einem ſeligen Ende. Zu einem ſeligen? ſeufzte ich, als ich das mündliche Abſetzungs-Dekret erhielt — Ach! noch immer mit derſelben Milde von meinem Herrn behandelt, doch im Gefühle meiner nunmehrigen Ueberflüſſigkeit bei ihm, ſo wie überhaupt im Leben, wußte ich ja lange nicht, waran ich eigentlich ſei, ob er mir das Gnadenbrod oder den Laufpaß geben werde — wieder hinaus in die freie, weite Welt.

Keins von Beiden erfolgte. Auch dieſes Räthſel löſete ſich. Die drückende Schwüle der Ungewißheit ward zum ſanften Abendhauche kühlender Erholung.

Was heißt — fragte mich nach einigen Tagen mein Prinzipal —

Otium divos rogat in patenti
prensus Aegaeo

zu deutſch?

Um Ruhe — war meine Antwort — um Ruhe fleht ſeinen milden Patron der arme Jeremias, der auf dem weiten Meere des Lebens hin und her geſchleudert worden.

Ganz recht! — entgegnete der Prinzipal — Und wo ſucht der arme Jeremias ſeine Ruhe? fragte er weiter —

Im Grabe! — erwiderte ich, mit traurig zu Boden geſenkten Blicken — bis dahin aber, daß ich zu dem friedlichen Port gelange — —

In der Vereinigung mit Marien — fiel mein Herr ein — Nicht war? Nun ich hab' es errathen. Ich hab' es vorher gewußt, daß es ſo kommen werde. Treue, zehnjährige Dienſte kann auch ich vergelten, obſchon ich kein reicher Oberhofgerichts-Prokurator bin. Darum hab' ich es nun bei dem Magiſtrate erlangt. Sie ſind Spittelvoigt in der Georgen-Anſtalt mit auskömmlichem Gehalt und hier iſt die Beſtallung.

Im Spittel bin ich? Im Spittel — rief ich außer mir vor Freude — bei Marien? Bei meiner Maria?

Ja! fuhr mein Prinzipal fort — Bei Ihrer Maria! Auch *ſie* weiß es ſchon und iſt glücklich, und es wird nun von Euch abhängen, wann der Myrthenſtock im Garten ſeine Zweige geben ſoll zum Brautkränzlein.

O, ſo ſchimmert denn auch mir noch — jubelte ich — und Marien ein freundliches Abendroth auf Erden? So iſt es denn wirklich wahr, daß ich fortan ganz und gar ſein und leben ſoll im kühlen Hauſe, im dunkeln ſchattenvollen Garten?

Wirklich! — ſchloß mein Wohlthäter und ſchon den Tag darauf war meine feierliche Inſtallation.

Geführt von einem Rathsdeputirten zur Rechten, von meinem Herrn zur Linken, zog ich nach dem Spittel.

Da empfingen mich ſeine Bewohner, alle ſtattlich geputzt, die zitternden, lächelnden Greiſe mit freundlichem Händedrucke — ſie kannten mich ja ſchon alle — und die Verrückten ſtreueten Blumen. Der Kommerzienrath im grünen, langen Pelze — wie immer, ſeit er ſich, wie er ſagte, auf einer Fußreiſe über das Eismeer und den Nordpol totaliter verkältet, obſchon er ſich im neun und achtzigſten Grade der Breite, bei einem freundlichen Gaſtwirthe, der ſich da auf dem Rücken eines Kraken etablirt und eine Reſtauration angelegt, eine warme Bierſuppe kochen laſſen — hielt ſeine hohe Seegelſtange mit den bunten, flatternden Wimpeln und rief: O, ſchönſter Tag meines Lebens, an welchem ich mit meinen glücklichen Augen in ſieghaftem Einzuge zu ſeiner Reſidenz den großen Rahjah erblicke, mit dem ich bei Kabul auf dem Elephanten gefrühſtückt und Chokolade getrunken! — Willkommen mein Schatz! lachte das Mägdlein mit der weißen Roſe. Willkommen! ſchrieen und murmelten alle.

Nur Maria fehlte. Das wußte ich ihr Dank, denn die ſchwebte ja hoch über allen dieſen. Sie gehörte nicht zu ihnen und drinnen — davon war ich überzeugt — harrete ſie ja doch meiner mit Sehnſucht und Liebe. Hatte ſie nicht ſchon den Tag vorher mein Gemach ſtattlich aufgeputzt und mir den vollen Becher mit Aſtern auf den Tiſch geſetzt und lächelnd dabei geſagt: Siehe dieſe herrlichen Veilchen, Jeremias! Du denkſt vielleicht, es ſind Blumen des Herbſtes und grämſt dich, daß nun bald der Winter komme, wo du ſchlafen mußt und ich. Glaube den täuſchenden Augen nicht! Es ſind Veilchen, blaue duftende Märzveilchen! liebliche Kinder des Frühlings, die Boten, die uns die wiederkehrende Jugend verkünden!

Aber aus ſeiner Zuckertonne erhob ſich der Magiſter David mit halbem Leibe und perorirte:

Laßt, eh' wir unſre Andacht ſchließen
— Ihr lieben Chriſten! — Eure Thränen fließen,
daß alles gar ſo eitel iſt.
Wir werden alt und ſchwach, geboren kaum.
Des Lebens Jugend ſchwindet wie ein Traum,
aus dem nun wieder andre Träume ſprießen,
die all' im letzten Schlafe man vergißt.
Doch eben, daß das Träumen und das Wähnen
nicht ewig dauert, trockne Eure Thränen.
Ich ſelbſt — Lutherus, wie Ihr wißt —
ich habe ſeit dreihundert Jahren
des Schickſals Wechſel auch erfahren,
und nach des Lebens irrem Lauf,
der kühle Spittel nahm mich auf,
der freundlich, ſtill und frei iſt von Beſchwerde,
wie ſein Herr Bruder unten in der Erde,
den man das Grab heißt. Wie des Meeres Welle
in tiefer Menſchenbruſt auch ſchäumt und wogt;
Der Sturm verbrauſt, die Nacht wird ſternenhelle,
wenn lächelnd Euch an ſeiner ſtillen Schwelle
Freund Klapperbein empfängt — der Spittelvoigt,
und Fürſtenmäntel; wie der Bettler Kittel;
ſie müſſen alle in den Spittel!
Denn alle gingen die da kamen
und aus iſt meine Predigt. Amen!

Johann Nicolaus Weislinger

wurde 1691 zu Pättlingen in Lothringen geboren. Er bekleidete das Amt eines Definitors des Rural-Kapitels Otterswеyher, dann eines Pfarrers zu Kapell im Breisgau, und ſtarb nach 1752.

Von ihm erſchienen:

Friß Vogel oder ſtirb. Straßburg, 1723.
Der neue lutheriſche Heilige P. Proſper. Koſtnitz, 1728.
Des allenthalben feindſeligſt angegriffenen Weislingers höchſt billige und gründliche Antwort ꝛc. Kapell, 1733. 2 Thle.
Hutterus delarvatus. Konſtanz u. Augsburg, 1730.
Auserleſene Merkwürdigkeiten von alten und neuen theologiſchen Marktſchreiereien. Straßburg, 1738. 4 Thle.
Zweihundertjähriges Jahrgedächtniß auf Luther's Todesfall. Straßburg, 1746.

Ein unermüdeter geiſtlicher Klopffechter und einer der heftigſten Gegner Luther's und der Reformation, zeichnete W. ſich jedoch nur durch ſeine Galle, Plumpheit und Gemeinheit aus.

Chriſtian Felix Weiße

ward am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, erhielt, nach dem Tode ſeines Vaters, ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Gymnaſium in Altenburg und ſtudirte dann ſeit 1745 Philologie und Theologie in Leipzig. Hier übte der Umgang mit Klopſtock, Cramer, Gellert, Rabener, Käſtner u. A. und ganz vorzüglich mit Leſſing, einen ganz eigenthümlichen Reiz auf ihn aus, und trieb ihn an, ſich ſelbſt in poetiſchen Arbeiten zu verſuchen. 1750 ward er Hofmeiſter eines Grafen von Geyersberg, den er ſpäter nach Paris begleitete. Als er von dort zurückgekehrt war, lebte er eine Zeit lang bei dem Grafen von Schulenburg auf Burgſcheidungen und am Hofe zu Gotha, bis er 1761 Oberſteuerſecretair zu Leipzig und ſpäter Kreisſteuereinnehmer wurde. Er ſtarb daſelbſt nach einem langen arbeitſamen Leben, auf das höchſte von ſeinen Mitbürgern verehrt und geliebt, am 16. December 1804.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Beitrag zum deutſchen Theater. Leipzig, 1759—68; 2. Aufl. 1767 fgd. 5 Thle.
Komiſche Opern. Leipzig, 1767—71. Neue Ausg. 1777. 3 Thle.
Trauerſpiele. Leipzig, 1776—80. 4 Thle.
Luſtſpiele. Leipzig, 1783. 3 Thle.
Lyriſche Gedichte. Leipzig, 1772. 3 Bde.
Der Kinderfreund. Leipzig, 1776—82. 24 Bde.
Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes. Leipzig, 1783—92. 12 Thle.
Autobiographie. Leipzig, 1807.
Viele Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen u. ſ. w. Auch war er Redacteur der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte.

Es fehlte W. durchaus an eigentlicher Originalität und an dem Muthe, etwas Neues zu wagen, trotz dem, daß gerade ſeine Zeit ſo mächtig ſich entwickelte und bedeutenden Neuerungen die Bahn brach. Er iſt als der letzte Anhänger des franzöſiſchen Geſchmackes zu betrachten und ſeine Leiſtungen, beſonders die dramatiſchen, waren deshalb nicht ohne Wirkung auf die Menge, weil er derſelben durchaus etwas Verſtändliches brachte und namentlich fremde Stoffe mit Geſchmack und Talent für Deutſchland zu behandeln wußte. Am glücklichſten iſt er daher auch in der leichteren Gattung, vorzüglich im Luſtſpiel und noch mehr in der Operette, welche letztere jedoch erſt ihren eigentlichen Glanz durch Hillers Compoſition erhielt. **Weiße's** lyriſche Dichtungen zeichnen ſich eben ſo durch gefällige und gewandte Behandlung der Gegenſtände und durch Correctheit und Leichtigkeit aus, dagegen fehlt es ihnen aber faſt durchgängig an Neuheit der Gedanken, an Tiefe und Gluth der Empfindungen und an poetiſcher Kraft. Seine Jugendſchriften waren für die Zeit, in der ſie entſtanden, recht wohl gemeint und erfreuten ſich auch recht großer Verbreitung. Jetzt ſind ſie nur noch ein veraltetes Zeugniß der damaligen beſchränkten Anſichten in Allem, was die Erziehung und Bildung der Kinder betraf.

Aus: Weiße's Richard der Dritte.

Richard. Die Königin. Eliſabeth.

Königin.

Grauſamer! ſollen wir vielleicht das Vorſpiel ſehn
Von einem Todtenfeſt, dir, Wüthrich, zu begehn?
Iſt unſrer Freunde Mord, ſind unſrer Kinder Schmerzen
Des Buhlers erſt Geſchenk? der Weg zu unſern Herzen?

Richard.

Ja, wenn die Wohlthat uns das Herz nicht öffnen kann.
Ich biet' in dieſer Hand ihr Kron' und Scepter an;
Ha! iſt ihr dies Geſchenk zu klein? der Britten Kronen?
Wohlan! wie ſoll man denn dies Opfer ihr belohnen?

Eliſabeth.

Vor Unmuth ſpringt mein Herz noch unter ſeiner Laſt!
Du ſprichſt von Kronen? Du? die du geſtohlen haſt?
Doch will ich dir nochmals, noch hundertmal dir ſagen,
Und hätte deine Hand mir Welten anzutragen;
So ſpräch' ich: fort, Tyrann! nimm deine Welten hin!
Ich bin mir eine Welt und bleibe, was ich bin.
Ein tugendhaftes Herz und ein unſchuldigs Leben,
Nicht Kron und Scepter ſinds, die unſern Werth uns geben.

Richard.

Der ſüßen Schönen kann ich dieſen Wahn verzeihn,
Die Liebe gibt ihr ihn und nicht die Staatskunſt ein:
Sie wird im dunkeln Hain Richmonden eh beweinen,
Als in des Purpurs Glanz auf einem Throne ſcheinen.

Eliſabeth.

So weint ſie nicht um Blut, das du vergeſſen haſt,
Unſchuldig, ungedrückt von deiner Krone Laſt!
Trag' du die Kron' allein! glänz' auf dem Thron der Britten!
Nur eines Räubers Huld iſt, was wir von dir bitten:
Nimm uns, was übrig iſt! nimm Kron und Scepter dir!
Das Leben ſchenk' uns nur, und dafür danken wir.

Richard.

Ha! kann die Königin dies unbeſtrafend hören?
Ich weiß es, dies ſind nicht der weiſen Mutter Lehren;
Sie kennet, welch ein Glück der Purpur uns verheißt,
Der Wunſch, das höchſte Ziel von einem großen Geiſt!
Mit andern Augen wird ſie meine Huld betrachten:
Ich weiß, ſie lehrte dich —

Königin.

Dich und den Thron verachten.
Wie lange ſprichſt du noch gekränkter Tugend Hohn?
Wer ſind Wir, und wer Du, und weſſen iſt der Thron,
Den du verſchenken willſt? — Geh! eil', es aufzuſchlagen,
Das höllenſchwarze Buch von deinen Lebenstagen;
Kein Blatt! ein jedes klagt ein teufliſch Laſter an.
Kein Schritt! und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn!
Die Erde, wo du ſtehſt, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal ſiehſt, tönt der Erſchlagnen Stimme,
Sie tönt, ſchreit auf zu Gott! und Gott, Gott höret ſie,
Spannt ſeine Donner an, und kömmt ſpät oder früh!
Die Dienrin ſeines Zorns auf ausgeſpannten Flügeln,
Die Rache rauſchet ſchon von jenen Leichenhügeln
Und ſchwebet über dir! ich hör' ſie, Böſewicht,
Ich hör' ich ſehe ſie: und du erzitterſt nicht?
Was willſt du? —

Richard
(zieht den Degen und geht nach der Prinzen Gefängniſſe).

Dieſes ſoll dir gleich die Antwort geben!

(Die Königin fällt ihm zu Fuße und hält ſeine Knie umfaßt, Eliſabeth ergreift ihn bei dem Arme.)

Königin.

Nicht eher! raube mir zuvor mein traurigs Leben!
Sie! eine Königin, die mehr den Thron geſchmückt
Als du, liegt tief vor dir im Staube hingebückt!
Stoß zu; ſo lange bleib' ich auf den Boden liegen!
Tod iſt dein Lieblingswort und Quälen dein Vergnügen.
Was zauderſt du? bin ich nicht dieſer Gnade werth?

Eliſabeth
(reicht ihm mit abgewandtem Geſichte die Hand).

Tyrann! hier iſt die Hand! die haſt du ja begehrt!
Komm! führ' dein Opfer fort! führ' es zu den Altären:
Hier will ich — ew'gen Haß dir vor dem Prieſter ſchwören:
Dach hüte dich, daß nicht vor Ungeduld mein Geiſt,
Sobald du dich mir nahſt, ſein Sclavenhaus zerreißt,
Den ſchnöden Leib dir läßt, zu ſeinem Urſprung fliehet,
Und voll Verachtung dort auf dich hernieder ſiehet;
Unſichtbar dich verfolgt, in Träumen dich erſchreckt,
Und alle Furien zu deiner Marter weckt!

Königin
(ſchlägt die Hände zuſammen und hebt ſie gen Himmel).

Was thuſt du, Tochter? Weh! weh mir! —

Eliſabeth.

Es iſt geſchehen!
Hier iſt die Hand, Tyrann, laß uns zum Altar gehen!

Richard.

Genug! o ſchöne Wuth! ſo lang gefällſt du mir —
Dein Drohen ſchreckt mich nicht, die Bürgen hab' ich hier,
(er zeigt aufs Gefängniß)
Und wenn —

Eliſabeth.

Dies ſchwör' ich dir! bei Gott ſei es geſchworen
Und allen Heiligen! die Hand ſoll dich durchbohren
Und dein meineidigs Herz zerfleiſchen, wo es nicht
Der Prinzen Leben ſchont, und die Bedingung bricht:
Die Hand (die iſt nun dein) wirſt du doch ſo viel lehren
Ein Blut, wie deines iſt, frohlockend zu zerſtören! —
Nur die Bedingung! — nichts — ſonſt nichts —

Richard.

Es ſoll geſchehn,
Die Prinzen leben —

Königin.

Ach! darf ſie die Mutter ſehn?

Richard.

Bald! —

Eliſabeth.

Und warum nicht jetzt?

Richard.

Die Thüren ſind verſchloſſen.
Doch ſoll ſie Catesby, noch eh der Tag verfloſſen
Dir öffnen — und ſo oft, als du gebieten wirſt!

Eliſabeth.

Ha! ſiehe zu, Tyrann, daß du uns nicht verführſt!
Ich bin das Opfer! —

Königin

Sie! welch Opfer! meiner Seele
Geliebtes, beſtes Kind! — (gen Himmel) dir befehle
Ich ſie und uns —

Richard.

Dich ſoll des Opfers nicht gereun,
Und Richard wird für euch mehr, als ihr glaubet, ſein!
(Zur Eliſabeth) Bald ſoll die Liebe dich in mir zum Altar führen!
Und alsdann öffnen ſich auf ewig dieſe Thüren;
Ja, Königin, alsdann — genug! ich ſag' es zu!
Geht und beruhigt euch —

Eliſabeth
(ganz ſchwach, ergreift ihre Mutter bei der Hand).

Ja, ich bedarf der Ruh!
Ach! liebſte Mutter, komm, und wein' in meine Zähren!
Vielleicht. daß wir auch bald dies einzge Glück entbehren!
(Sie gehen ab.)

Richard (allein).

Geht nur, Unglückliche! geht nur! Ihr ſollt ſie ſehen,
Das hochgeprieſ'ne Paar! ſie, meines Zorns Trophäen!
Bald ſoll ſie dieſe Fauſt gleich einem Sturm ergreifen
Und wie das Laub im Herbſt von ſtolzen Aeſten ſtreifen —
Bei Gott — bald fürcht' ich mich! — ich ſchäme mich vor mir!
Wie Löwen gingen ſie auf ein gejagtes Thier,
Entathmet, ſtumm, betäubt, ſchaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich ſchon den Tod herunter ſteigen ſähe! —
Und dieſes iſt ein ſanft und zärtliches Geſchlecht?
Und ſie ſind nicht beſtraft? nud ich bin nicht gerächt?
(Er zieht den Degen und fühlt ihn an.)
Biſt du auch ſcharf genug? — Ja, auf der Götterſitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit dieſem Blitze! —
(Er fährt jähling zuſammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mich dahin? —
Wie? — was? — ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod! — er kömmt! mein Freund kennt meine Stimme!
Komm! ſtähl' ein ſchüchtern Herz und füll' es ganz mit Grimme!
Es ſträubt ſich — und warum? klopft ſcheu und unruhvoll!
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich jetzt morden ſoll?
Die Feinde meines Glücks? Die Räuber meiner Größe?
Zwei Kinder! weiter nichts, als zween herzhafte Stöße —
Und doch — (höhniſch) Ja, dieſes wird vielleicht mir furchtbar ſein,
Wenn ſie voll Todesangſt durchdringend „Oheim!“ ſchrein?
Wenn ſich der kleine York an meinem Buſen windet,
Und mich zu küſſen glaubt, und ſich durchſtochen findet?
Wenn Eduard, den ſchon der Thronen Stolz erfüllt,
Für ſeinen Bruder fleht, und für ſich trotzig ſchilt? —
Weh ihm! — Den Augenblick ſoll er nicht überleben,
Und ſchrecklich ſein Gehirn an düſtern Mauern kleben! —
Mich ſchaudert! — Still! — wer ruft? — die Stimme Heinrichs! — Ja! —
Noch einmal! — noch einmal! — da floh ſein Schatten! — da! —
Er kömmt zurück! — er rauſcht — er ſchreitet hin und wieder! —
Er ſteht! — Sein Auge rollt! — gießt Flammen auf mich nieder!
Er droht! — er winkt! er winkt! — umſonſt! — ich folge nicht!
Er flieht! die Erde bebt! — weg ſchreckliches Geſicht!
Verdammte Phantaſie! wie oft wirſt du mich plagen? —
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen?
Wo bleibt doch Tyrell? — ſtill! — er iſt's! —

Richard. Tyrell.

Richard.

Du kömmſt ſehr ſpät?

Tyrell.

So bald, als dein Gebot mich hergerufen hat! —
Doch welche Bläſſe, Herr, bezeichnet deine Wangen?
Haſt du, eh du hier warſt, die Nachricht ſchon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt? —

Richard.

Verwegner! hab ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn! — doch wie? iſt er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk gleich aufgerieben?
Iſt Richmond nicht entflohn?

Tyrell.

Der Streit begann erſt itzt,
Voll Muth ſcheint Richmonds Heer und Richmond ſelbſt erhitzt,
Man ſah ein wenig ſelbſt dein Heer zurück ſich ziehen,
So ſchien es, ſagt man —

Richard.

Sprich lieber gar, ſie fliehen.
Durchbohrteſt du den nicht, der dir die Nachricht gab? —
Nenn' ihn, es wartet ſein ein unvermeidlichs Grab! —
Doch eine große That ſollſt du erſt mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbeſpritzte Haupt des Bräutigams zurück!
Was werden über ihn für ſchöne Thränen fließen!
Dann wird ſie mir die Hand vom Blute trocknen müſſen,
Wie ihre Thränen ich! Ich werd' es lächelnd ſehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen ſpähn;
Ha! der Gedanke ſelbſt beflügelt meine Stärke -
Auf! Tyrell! nimm den Dolch: komm zu dem großen Werke! —
Du bebſt — Verfluchter! wie? — Du bebſt? vor wem? vor mir?
Gut! wenn du vor mir bebſt, alsdann verzeih ich dir —
Nur nicht vor einem Mord von dieſen Königsknaben,
Mit ihnen wirſt du ſonſt ein gleich Verhängniß haben.

Tyrell.

Doch Herr —

Richard.

Kein Wort! — Sieh her,
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du ſiehſt, er iſt gezückt!
Du kennſt mich — folge mir — mach dich zum Mord geſchickt!
Ein weibiſch Mitleid ſteht nicht Dienern meiner Rache:
Die Wuth iſt ihre Pflicht und Tödten ihre Sache.
Verſtopf dein zärtlich Ohr dem kindiſchen Geſchrei,
Und zeig', wie ſehr dein Arm des Beifalls würdig ſei —
Ohn' Aufſchub! ſtoß zuerſt, wenn du mich willſt verſühnen —

Tyrell.

Ich folge — welche Qual, den Wüthrichen zu dienen! —

(Sie gehen mit gezückten Dolchen nach dem Zimmer, wo Prinz Eduard und York verſchloſſen ſind.)

Gedichte von C. F. Weiße.

Der Sieg über ſich ſelbſt.

Hört zu! ich will die Weisheit ſingen:
Die Kunſt, ſich ſelber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne ſie allein.
Es lehrt kein Doktor und Profeſſer
Sie leichter, gründlicher und beſſer:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weiſe ſein.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher ſteigen,
Weißt er euch ab, läßt Narren ein!
Laßt ſie ſich Reverenzen machen,
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein!
Da ſeid ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelaſtens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide;
Geht ihr, er muß gefahren ſein.
Er fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So ſchlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger Liſt und böſen Ränken;
Wer ſoll euch ſeinen Beiſtand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch ſelbſt am klügſten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit eurer Liebespein:
So raſ't nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,
Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

Mittel der Deutſchen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutſchlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und Weſt und in Nordoſten wohnen,
Sind halb ſo weiſe nicht als wir.

Der leichte Franzmann pfeift und ſchneidet Kapriolen;
Der römiſche Kaſtrate ſingt:
Der Britte greift nach Strang, nach Degen, nach Piſtolen,
Der Deutſche, was thut der? er trinkt!

Lieder für Kinder.

Der junge Baum.

Das liebe, kleine Bäumchen hier
Iſt, ſagt Papa, gleich alt mit mir,
Und trägt, ſo jung und zart,
Schon Früchte von der beſten Art.

Es lohnt dem Vater, deſſen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachſen ſein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ich's auch an Früchten ſein.

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühſt
Du ſo entfernt im Thal?
Verſteckſt dich unter Blättern, fliehſt
Der ſtolzen Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz dufteſt du,
Sobald man dich gepflückt,
Uns ſüßre Wohlgerüche zu
Als manche, die ſich ſchmückt.

Du biſt der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienſt enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

Der Mai.

Es lächelt auf's neu
Der fröhliche Mai
In buntem, feſtlichem Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die ſüße Stimme der Freude.

In Wieſen und Flur
Giebt uns die Natur
Die ſchönſten Blumen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir ſchmücken.

Doch ſollt' ich nicht den,
Der alles ſo ſchön
Erſchuf, erſt brünſtig erheben?
Durch Jubelgeſang
Preiſ' ihn mein Dank,
Doch mehr — mein künftiges Leben!

Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,
Eine leichte Luft zerſtört!
Iſt dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlöſſer ſind,
Die ihr euch ſo hoch erbaut,
Und mit Stolz beſchaut?

Werden ſie noch morgen ſtehn?
Ja — vielleicht, wir wollen ſehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unſer ganzes Glück?

Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's) giebts Leute
So groß als ungefähr mein Daum:
Man denk' erſt in der Weite!
Da müſſen ſie gewiß ſo klein
Als bei uns eine Mücke ſein.

O wär' ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Rieſen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich ſäh', gewieſen:
Dort, ſprächen ſie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als jetzt; ſie aber wären
Geſitteter, verſtändiger,
Wie? würden ſie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden ſchrein:
Am Leibe groß, am Geiſte klein!

Auf einen künſtlichen Garten.

Dein Garten iſt ſehr ſchön geſchmückt!
Hier Statuen und dort Cascaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und ſchöne Nymphen, die ſich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeſchickt,
Und Muſchelwerk und güldne Vaſen,
Und Porcellan auf ausgeſchnittenen Raſen,
Und buntes Gatterwerk und... eines ſuch ich nur...
Iſt's möglich, daß was fehlt? „nichts weiter als Natur.“

Der Grobian.

Ein hochgeborner Herr, dumm, wie ſehr viele ſind:
Doch aufgeblaſen, ſtolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn ſchmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Vent, ſo hieß der Mann,
Stieß jüngſt an einen Bauer an;...
„Ha, Flegel! ſiehſt du nicht vor dir?“
Was ſeid ihr, ſprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freilich dumm,
Man geht ja wohl der Eſel wegen um.“

Der Glückliche und der Weiſe.

Wer das kann, was er will, iſt ein glückſel'ger Mann,
Doch weiſ' und groß iſt der, der das will, was er kann.

Die Freundſchaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinſten Flecken nicht verſchweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernſtlich ſchilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das iſt ein Freund,
So wenig er es ſcheint!

Doch der, der mich ſtets ſchmeichelnd preiſet,
Mir alles lobt, nie was verweiſet,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Das iſt ein Feind,
So freundlich er auch ſcheint!

Der Greis.

Dort fiel ein armer, alter Greis!
Sein Haupt war wie das Silber weiß,
Und ihm verſagt ſein zitternd Knie,
Und ach — die böſen Knaben die,
Wie lachten ſie!

Mich dauert dieſer gute Mann!
Wer eines Alten ſpotten kann,
Iſt der wohl werth, jetzt jung zu ſein?
Iſt der wohl werth, einſt alt zu ſein?
Wahrhaftig, nein!

Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wie nahe gehſt du mir!
Noch ſpielſt du ſorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet dir!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubſt du, er ſei dein Freund? —
Dich liebt er, weil er ſich nur liebt,
Und iſt dein ärgſter Feind!

Die rothe Schleife, welche ſich
Jetzt um dein Hälschen ſchlingt,
Ach! iſt das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und dieſe Hand — mit ſanftem Muth
Wird ſie von dir geküßt?
O! wüßteſt du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieſer fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfriſt!
Was hülf es dir, ach, wüßteſt du,
Was dir beſchieden iſt!

Der Schneemann.

Der ſchöne Schneemann — ei wie groß!
Ein rieſenmäßiger Coloß ...
Doch ach! die liebe Sonne ſcheint,
Und er zerrinnt, eh' man's gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf.
Von weitem glänzt der arme Tropf:
Doch der Verſtand beleucht' ihn nur,
So ſchmilzt die ſchimmernde Figur.

Der thörichte Wunſch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So ſchnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken ſtreicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreiſ'te jeden Ort,
Wär' bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann ſucht' ich ſtets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und baute mir mein flüchtig Haus
An ſchönſten Oertern hin.

Bald ſchwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald ſchlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich, wie ein Adler fliegt..
Doch — welch ein Schuß geſchah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In ſeinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Jetzt würd' ich nicht mehr ſein.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menſchheit freun.

Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigſammlerinnen!
Jetzt bei warmem Sonnenſchein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müßiggänger haßt man hier!
Fleiß und Arbeit ſind euch Freude,
Und das Beſte ſammelt ihr
Auf der blumenvollen Weide.

Wenn nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel ſtreichet,
Und die ſchönen Blumen dort
Von der bunten Flur verſcheuchet;
Dann ſitzt ihr in Sicherheit:
Voll ſind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thüren jammern.

Doch ihr ſorgt nicht nur für euch;
Nein, bei eurem ſüßen Fleiße
Seid ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weiſe:
Ihr verzinſt das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Uud er leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geſchlecht
Möge jährlich ſich vermehren,
Und das weiſe Bürgerrecht
Nie ein falſcher Fremdling ſtören:
Blumen will ich pflanzen, hier
Jedes Blümchen ſorgſam ſchonen,
Und ihr ſollet mich dafür
Einſt mit Honigſeim belohnen.

Der Kräuſel.

Mein Kräuſel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig liegt er hier,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer ſtets dem Glück im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weiſe, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Der Morgen.

Willkommen ſchöner Morgen!
Wär' ich nicht früh erwacht,
So bliebſt du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Luſt, Wunder und Enzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön iſt's, wohin ich ſeh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenſtrahl
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind ſchön und ſchön das Thal.
Rings um mich her iſt Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön iſt's, wohin ich ſeh',
Im Thal und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Praſſer,
Was ihr für Glück verſchlaft,
Seid eure eignen Haſſer,
Und durch euch ſelbſt beſtraft!
Verſchlaft die ſchönſten Stunden,
Nie ſei von euch empfunden,
Was dieſe ſchöne Welt
Für Wunder in ſich hält!

Ich aber will es fühlen. —
Indem die Weſte mir
In Locken lieblich ſpielen,
Sitz' und betracht ich hier.
Gott! iſt mein irdiſch Leben
Mit ſo viel Glück umgeben,
Was wird das Leben ſein,
Das dort uns ſoll erfreun!

Der Aufſchub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannſt du für was anders ſorgen!
Jeder Tag hat ſeine Pflicht.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehen;
Dieß nur kann ich überſehen;
Was geſchehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unſre ſchnellen Augenblicke
Gehn vor ſich, nicht hinter ſich.
Das iſt mein, was ich beſitze,
Dieſe Stunde, die ich nütze,
Die ich hoff', iſt die für mich?

Jeder Tag, iſt er vergebens,
Iſt im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Das Vergnügen, wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt ſie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Voll himmliſcher Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu ſchwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und ſah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Iſt Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit ſo viel reiner Luſt verwandt:
So ſei in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand.

Die Vorſicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht ſo wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß ſich von ſeinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden
O! welche Freuden;

Der Lenz und Sommer ſtrich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute ſich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wieſen wurden leer!
In Lüften ſtürmt ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängſtlich ſeine Blicke
Auf ſich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach; ach!
Hätt' ich die kurze, ſchöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht geſcheut!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach.
Wie ſchändlich! für ſo kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Scherzhafte Lieder.

Die Haſelſträuche.

Heil euch, verwachſnen Haſelſträuchen!
Wie ſehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten ſeh ich manchen Schäfer ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin, ſobald die Sonne ſticht.
Warum denn ſchleichen ſie hinein? —
Es wird des Schattens wegen ſein.

Heil euch, fruchtbaren Haſelſträuchen:
Auch wann die Sonne nicht mehr ſticht,
Im Herbſt ſeh ich ſehr oft den Schäfer zu euch ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn ſchleichen ſie hinein?

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberſt ja ſchon!
Die ſprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleier
Die wachſende Bruſt,
Die Blicke ſind Feuer
Und tödtende Luſt.

Schon ladet zum Küßchen
Der ſchwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du ſingeſt, du ſpieleſt,
Du tanzeſt, wie ſchön!
Und willſt, was du fühleſt,
Dir ſelbſt nicht geſtehn.

Die Mutter mag ſagen,
Du ſeiſt noch ſo klein:
Du darfſt es nur wagen,
Es nicht mehr zu ſein.

Noch kleiner, Roſette,
Iſt Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Das goldene und eiſerne Zeitalter.

Wo Fürſten und Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was ſie gebieten,
Und Dummheit den Verdienſten dräut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit ſtraft, der Tugend lohnet,
Die Künſte hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläſern ſich vertragen,
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären ſie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder ſchreit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen,
Und mehr als ihre Mütter wiſſen,
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu' und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.

Doch wo er ungeſchwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, ſich deſſen freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Wo Schönen griechiſch disputiren
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dinteflecken nie befreit;
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ſie Gellerten empfinden,
Mit feinem Witz Verſtand verbinden,
Das Herz nicht den Verſtand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jüngling kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Roſenkränzen
Sich der genoſſnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Der Jüngling an die Freude*).

Du Freude biſt mit mir geboren:
Einſt unter jenem Roſenſtrauch
Haſt du mir ewig Treu' geſchworen,
Und dieſe ſchwör' ich dir jetzt auch.

Du hüpfteſt, mir als Kind, zur Seiten
Und ludeſt mich durch Näſcherei'n,
Geſchwätz und Scherz und Fröhlichkeiten
Zu deiner zarten Freundſchaft ein.

Bald ſannſt du kleine Pfänderſpiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefſt mit mir bald nach dem Ziele,
Brachſt bald mir einen Blumenſtrauß.

Du wiſchteſt mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelſchwingen ab,
Und lehrteſt mich der Luſt entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

Als Jüngling gabſt du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabſt du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabſt mir Flügel an die Füße
Zum Tanz bei ſüßer Harmonie:
Du ſchaffteſt mir von Spröden Küſſe,
Und du, du ſelber würzteſt ſie.

Du gabſt mir treue Freund' und Brüder,
Geſchmack für Liebe, Wein, Geſang:
Drum preiſen dich auch meine Lieder,
Drum preiſ't in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einſt Hymens Fackel brennen,
So zünde du ſie ſelber an,
Und laß mich keine Gattin kennen,
In der ich dich verkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir ſelber auferziehn:
Nie ſei ihr Himmel ſchwül noch trübe,
Damit ſie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz,
Und ſchmücke noch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit; Geſang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Bahre
Nicht krumm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und ſchlag' um meine Lilienhaare
Noch ſterbend deinen Roſenkranz!

Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dieſes Leben
Mir immer noch erträglich machſt,
Und wenn ja Stürme ſich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachſt:

Wie preiſ' ich dich! Schon auf dem Schoße
Der ſanften Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Bruſt die Roſe
Und ſcheute nicht der Dornen Stich.

Sobald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt' ich deine Blumenſpur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich haſcht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wieſen und am Waſſerfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen!
Und in dem leichten Federball.

Kaum hing am Kinn die Pflaumenfeder,
So trugeſt du in meinem Blut
Durch das ſanft ſchwellende Geäder
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Geld und Ehre,
So gab es mir ein Saitenſpiel,
Und du gabſt mir die weiſe Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich ſchlürft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Waſſer ein:
Du träumteſt ſtill mit mir im Haine,
Und ſcherzteſt in der Mädchen Reih'n.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Bruſt
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürſten Luſt.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein ſtets zufrieden Herz,
Und denen, die jetzt um mich ſpielen,
Stets meiner erſten Jahre Scherz.

So ſeh' ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die ſie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein fröhlich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbekiſſen, ohne Klage,
Ein ſpät und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß ſelbſt deine Flügel,
Daß es kein finſtrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhſtatt deiner Kinder ſei!

Die zufriedene Liebe.

An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein größer Glücke geben.

Der Baum, der uns jetzt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern;
Doch ſoll auch unſre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben ſtill, wir leben frei
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
Sobald ſie kommen, ſcheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunſt
Mit ſeinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunſt,
Uns ewig zu gefallen.

---

*) Dieſes Lied iſt mit dem folgenden einerlei Inhalts. Der Verfaſſer hatte es verlegt, und verfertigte nach einerlei Ideen das folgende. Es fand ſich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, läßt er von beiden dem Leſer die Entſcheidung.

Chriſtian Hermann Weiße,

zu Leipzig im Jahre 1801 geboren, Enkel vom Verfaſſer des „Kinderfreundes,“ ſtudirte Jurisprudenz, ließ ſich aber 1822, um Geſchichte zu leſen, in ſeiner Vaterſtadt nieder. Mehr und mehr der moniſtiſchen Schule zugewandt, wurden ſeine Vorleſungen ſeit 1825 immer entſchiedener philoſophiſch; doch wurde bald ſeine Abweichung von der hegelſchen Anſicht bemerklich. Von Jena mit der theologiſchen Doctorwürde beſchenkt, zog er ſich 1837 gänzlich von dem öffentlichen Lehramt auf ſeinen Landſitz zu Stötteritz bei Leipzig zurück. In neueſter Zeit wandte er ſich wieder dem Katheder zu.

Er gab heraus:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Leipzig, 1827.
Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philoſophiſchen Wiſſenſchaft. Leipzig, 1829.
Syſtem der Aeſthetik als Wiſſenſchaft von der Idee der Schönheit. Leipzig, 1830.
Ueber das Verhältniß des Publikums zur Philoſophie im Zeitpunkte von Hegels Abſcheiden. Leipzig, 1832.
Ueber die Legitimität der gegenwärtigen franzöſiſchen Dynaſtie. Leipzig, 1832.
Die Idee Gottes. Dresden, 1833.
Die philoſophiſche Geheimlehre über die Unſterblichkeit des menſchlichen Individuums. Leipzig, 1834.
Theodicee, in Reimen. Dresden, 1834.
Büchlein von der Auferſtehung. Dresden, 1836.
Grundſätze der Metaphyſik. Leipzig, 1835.
Kritik und Erläuterung des goethe'ſchen Fauſt, nebſt einem Anhang zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's. Leipzig, 1837.
Die evangeliſche Geſchichte kritiſch und philoſophiſch bearbeitet. Leipzig, 1838.

Ein ſcharfer und gründlicher philoſophiſcher Denker, ſchloß ſich W. anfangs dem neueſten Syſteme an, ſchritt aber über daſſelbe hinaus und ſuchte, vorzüglich in ſeinen letzten Schriften, die wirkliche Welt mit den philoſophiſchen Gedanken in Einklang zu bringen und Beiden, ohne daß ſie einander beeinträchtigten, ihr gutes Recht zu erhalten und ihnen vollkommene Geltung zu gewähren.

Heinrich Hatzbold von Weißenſee, ſ. Minneſinger.

Johanna Franul von Weißenthurn,

1773 zu Koblenz geboren, war die Tochter eines gewiſſen Grünbergs, der Anfangs baieriſcher Offizier, zuletzt aber Schauſpieler war und früh ſtarb. Sie wuchs unter dürftigen Verhältniſſen auf, betrat in ihrem 15. Jahre zum erſten Male die Bühne zu München; erhielt dann einen Ruf als Hofſchauſpielerin nach Wien, den ſie annahm. Sie vermählte ſich dort mit dem Patricier von Weißenthurn aus Fiume, erhielt 1829 vom Kaiſer die goldene Ehrenmedaille, und trat nach langem Wirken 1841 mit entſchiedenſter Anerkennung von der Bühne ab.

Sie ſchrieb:

Schauſpiele. Wien, 1810. 6 Bde. 7r u. 8r Bd. Berlin, 1817. 9r—12r Bd. 1810—29.

In guter Schule gebildet, erkannte F. v. W. was beſonders auf der Bühne wirkte, und ſchrieb in dieſem Sinne, ohne der Wahrheit und dem guten Geſchmacke zu nahe zu treten, ihre dramatiſchen Arbeiten, welche ſich auch durchgängig freundlichen Beifalls zu erfreuen hatten und von denen mehrere, namentlich einige ſehr gelungene Luſtſpiele, ſich fortwährend auf dem Repertoire erhalten haben.

Friedrich Chriſtoph Weißer,

geboren zu Stuttgart am 7. März 1761, wurde zuerſt Landſchaftsſekretär, 1807 Oberſteuerrath und zuletzt königl. würtembergiſcher Oberfinanzrath. Seit 1822 wurde er in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb 1836 im Januar.

Von ihm erſchien im Druck:

Acht Romanzen. Leipzig, 1804.
Kleine Satyren. Leipzig, 1805.
Sinngedichte. Zürich, 1805 u. 1806. 2 Thle.
Die Mährchen der Scheherezade. Leipzig, 1809.
Scherz- und ernſthafte Miscellen. Leipzig, 1808.
Satyriſche Blätter. Leipzig, 1812. 2 Thle.
Mährchen. Frankfurt, 1816.
Schalkheit und Einfalt. Berlin, 1822. 2 Thle.
Poetiſche Satyren. Berlin, 1823.
Lilien und Roſen. Ulm, 1823.
Poetiſch-ſatyriſche Pinſelſtriche. Ulm, 1823.
Muſe und Muße. Ulm, 1824.
Ernſte und heitere Stunden. Berlin, 1824.
Ernſte, fröhliche und ſcherzende Muſe. Halle, 1826. 2 Thle.
Neue Sammlung proſaiſcher Werke. Augsburg, 1827. 3 Thle.
Mit F. Haug: Epigrammatiſche Anthologie. Zürich, 1807—1809. 10 Thle.

W. war nicht ohne Witz und Talent für die Form, arbeitete aber zu flüchtig und leichtfertig, um etwas Bedeutenderes zu leiſten. Am gelungenſten ſind einige ſeiner Epigramme.

Johann Ignatz Weitzel

ward am 24. October 1771 zu Johannisberg geboren und ſollte nach dem Willen ſeines Vaters Schneider werden; allein da er zu etwas Höherem ſich beſtimmt fühlte, ging er auf die Schule zu Mainz, wo er ſich durch ſeine eigene Kraft durchhelfen mußte. Seine academiſchen Studien vollendete er zu Jena und Göttingen. In ſein Vaterland zurückgekehrt verſah er bei der franzöſiſchen Behörde bis 1800 mehrere Aemter. Darauf begab er ſich nach Mainz und wurde dort bald Profeſſor am kaiſerlichen Lyceum. 1815 nahm er einen Ruf als

Hof- und Reviſionsrath nach Wiesbaden an, und 1820 ward er Bibliothekar, wo er am 8. Januar 1837 ſtarb.

Seine Schriften ſind:
Egeria, Monatsſchrift für Geſchichte, Geſetzgebung und Politik. Frankfurt, 1801.
Lindau, oder der unſichtbare Bund. Frankf. 1805.
Egeria, oder die Feindſchaft aus Liebe. Mainz, 1809.
Rheiniſches Archiv für Geſchichte und Literatur, mit Nicolaus Vogel. Mainz, 1810.
Denkſchrift von Napoleon Buonaparte. Mainz, 1814.
Auguſt und Wilhelmine. Mainz, 1815. 2 Thle.
Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten? Mainz, 1829.
Vermiſchte Schriften. Mainz, 1820 u. 21. 3 Thle.
Das Merkwürdigſte aus meinem Leben. Mainz, 1821. 2 Thle.
Der heilige Bund. Wiesbaden, 1823.
Europa in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. Wiesbaden, 1824.
Betrachtungen über Deutſchland. Leipzig, 1828.

Ein gründlich durchgebildeter, kenntnißreicher, ſcharfſinniger, geſchmackvoller Publiciſt und belletriſtiſcher Schriftſteller, voll Klarheit und Kraft, erwarb ſich W. vorzüglich durch ſeine trefflichen geſchichtlich-philoſophiſchen Entwickelungen und ſeinen echten, auf Ueberzeugung beruhenden Liberalismus einen ſehr geachteten Ruf.

Karl Theodor Welcker

ward zu Oberfleiden bei Marburg am 20. März 1790 geboren und ſtudirte die Rechte zu Gießen und zu Heidelberg; dann widmete er ſich der akademiſchen Laufbahn, bekleidete nach einander Profeſſuren der Rechte in Gießen, Bonn und endlich ſeit 1822 zu Freiburg im Breisgau. Hier wirkte er mit großer Kraft für den Liberalismus, und zeichnete ſich beſonders als Deputirter auf dem Badenſchen Landtage aus, wo er vorzüglich 1830 lebhaft für die Preßfreiheit ſprach. Unermüdlich fuhr er ſeit dieſer Zeit fort, in Reden und Schriften ſeine Anſichten und ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, Anfangs mit großer Heftigkeit, ſpäter ruhiger und gemäßigter. Auf einer Reiſe durch den Norden Deutſchlands in neueſter Zeit erhielt er überall die unzweifelhafteſten Beweiſe der Anerkennung von einem großen Theile der Nation, wurde jedoch nach ſeiner Rückkehr quieſcirt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:
Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Gießen, 1813.
Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer ſittlichen, rechtlichen und politiſchen Nothwendigkeit. Freiburg, 1830.
Die Univerſal- und die juriſtiſch-politiſche Encyklopädie und Methodologie. Stuttgart, 1829. 1. Bd.
Ueber das rechte Verhältniß von bürgerlicher Ordnung, Kirche und Schule, mit Rückſicht auf badiſche Staatsgrundſätze. Freiburg, 1828.
Oeffentliche actenmäßige Vertheidigung gegen die öffentliche Verdächtigung der Theilnahme oder Mitwiſſenſchaft an demagogiſchen Umtrieben. Stuttgart, 1823.
Die Vervollkommnung der organiſchen Entwickelung des deutſchen Bundes zur beſtmöglichſten Förderung deutſcher Nationaleinheit und deutſcher ſtaatsbürgerlicher Freiheit. Karlsruhe, 1831.

Viele einzelne Aufſätze und Abhandlungen in Zeitſchriften, wie z. B. den Kieler Blättern, dem Freiſinnigen ꝛc. — Seit 1834 gab er gemeinſchaftlich mit v. Rotteck (S. d. Artikel) und nach deſſen Tode allein das Staatslexikon heraus, aus welchem mehrere von ihm geſchriebene Artikel auch beſonders abgedruckt erſchienen.

Ueber W's Wirken kann erſt die ſpätere Zeit entſcheiden, da er ſich noch zu ſehr innerhalb der Gegenwart und ihrer Bewegungen befindet. Ein ebenſo gründlicher als ſcharfſinniger Rechtskundiger und Rechtslehrer, hat er durch ſeine unerſchrockene Vertheidigung der Preßfreiheit und des Liberalismus einen ſehr bedeutenden und bleibenden Einfluß auf das geſammte Deutſchland ausgeübt.

Gebhardt Leberecht Blücher, Fürſt von Wahlſtadt*): (und der große deutſche Freiheitskrieg).

(Aus von Rotteck's und Welcker's Staats-Lexikon. Band II.)

Kräftige menſchliche Beſtrebungen und Thaten bilden an ſich einen würdigen Gegenſtand menſchlicher Betrachtung. Höheren Werth erhalten ſie, wenn ihr Gegenſtand groß iſt, den höchſten, wenn ſie zugleich ihrem Schauplatz und Zuſammenhang nach einem der großen Hauptacte im Drama der Menſchengeſchichte angehören und bedeutend in denſelben eingreifen. Mit den bedeutendſten, mit den unglücklichſten wie mit den ruhmvollſten Ereigniſſen, welche ſeit Jahrhunderten das deutſche Vaterland erlebte, mit den wichtigſten Veränderungen, welche der ſtaats- und völkerrechtliche Zuſtand von Europa und vorzüglich von Deutſchland in der Periode der neueren Zeit erfuhr, iſt der Name Blücher unzertrennlich verbunden. Wie verſchieden auch bedeutende hiſtoriſche Perſonen, ihre Verdienſte und ihre Mängel, je nach den verſchiedenen Standpunkten der Menſchen beurtheilt werden mögen, in einem Punkte werden, was Blücher betrifft, alle ſich leicht vereinigen, welche die erhebende Zeit der großen Freiheitskämpfe ſich lebhaft vergegenwärtigen wollen: unter allen den hohen und glänzenden Namen aller europäiſchen Nationen, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 gegen die Napoleoniſche Welttyrannei kämpften, trat wenigſtens in der Zeit dieſer glorreichen Kämpfe ſelbſt keiner mehr hervor, als der Name Blücher. Bei Freund und Feind, im In- und Ausland, bei der Jugend, im Volk und in den Heeren hat Niemand eine allgemeinere moraliſche Bewegung der Begeiſterung und des Schreckens, der Liebe und des Haſſes bewirkt, als der „Marſchall Vorwärts“, als der „Vater Blücher“, der jugendlich feurige Greis von mehr als ſiebenzig Jahren.

Solche erhebende, ſolche vereinigende und vorwärts treibende Begeiſterung in ſchwerem gemeinſchaftlichen Kampfe iſt ſicher der Wirkung nach an ſich ſchon höchſt bedeutend; alsdann zumal, wenn ſo, wie damals, der Sieg nur durch ſo viele und große freiwillige Opfer und Anſtrengungen zu hoffen iſt, und wenn es gilt, die ſchwerfällige, locker verbundene Maſſe ſo vieler Regierungen, ſo verſchiedenartiger Volksſtämme und Heere einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber zuſammen zu halten und zu nachdrücklichen harmoniſchen Bewegungen gegen das gemeinſchaftliche Ziel zu beſtimmen. Nicht gut hiſtoriſch aber wäre es, die genügenden Gründe von großen Dingen nur allein in kleinen Urſachen, die Kräfte zu großen Thaten lediglich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten oder in nur unbedeutenden und kleinlichen perſönlichen Eigenſchaften ſuchen zu wollen.

Schon jene große Wirkſamkeit für unſeren öffentlichen Zuſtand und die weſentlich politiſchen Kräfte, durch welche dieſe Wirkung hervorgebracht wurde, fordern natürlich auch das Staats-Lexikon zu einer Betrachtung derſelben auf.

Aber ſelbſt die Betrachtung der höheren Bedeutung und des ganzen Zuſammenhanges jener Freiheitskämpfe ſcheint vorzugsweiſe an dieſe Perſönlichkeit ſich knüpfen zu wollen. Blücher hatte bereits nicht blos in den früheren Revolutionskriegen 1793 und 1794 und in dem unglücklichen Feldzuge von 1806 mit einer damals ſeltenen, mit der hervortretendſten Auszeichnung gekämpft. Er, der Greis Blücher, war auch im ganzen Befreiungsheere der Einzige, der zugleich die Schlachten des ſiebenjährigen Kriegs und die von Leipzig und Belle-Alliance mitgekämpft hatte, und in deſſen früherer Lebensgeſchichte vor allen ein Ereigniß hervortritt, welches ſo, wie für ſeinen eignen Charakter, ſo auch für die Zeit Friedrichs des Großen bezeichnend iſt.

---

*) Die vielen Quellen hat mit großer Vollſtändigkeit die ausführlichſte Biographie Blüchers, die von Varnhagen von Enſe (Biographiſche Denkmale Thl. III. S. 621 — 628) angegeben. Einige eigene ſtanden dem Verfaſſer dieſer Zeilen zu Gebot.

Seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber begann, ſeit der franzöſiſchen Revolution trat ſichtbarer hervor, und durch den ſiegreichen Ausgang der großen Freiheitskriege und die Verwirklichung der ſie eröffnenden fürſtlichen Verheißungen ſollte ſich glücklich entſcheiden ein großer Entwicklungskampf für Deuſchland und Europa. In reichen, großen und drangvollen Ereigniſſen, wie ſie oft der lange Lauf vieler Jahrhunderte nicht vereinigt, wie man ſie ſeit der kirchlichen Reformation im ſechszehnten Jahrhunderte nicht ſah, wollte ſich gegen Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten eine neue Reformation, eine neue Bildungsperiode entwickeln. Es war die politiſche Reformation, welche an die Stelle des Feudalweſens und der feudaliſtiſchen Verfaſſungen und desjenigen, was von der hierarchiſchen blinden Glaubensgewalt in ſie zu verwachſen war, freie Nationalſtaaten, freie ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe und Verfaſſungen ſetzen wollte. Sehr erklärlich aber erhielten die bewußteren wie die unbewußteren Beſtrebungen für die neue politiſche Zeit zuerſt mehr einen negativen Charakter, das heißt, ſie zerſtörten nur die alten Formen und Verfaſſungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen Formen und Verfaſſungen gegründet oder befeſtigt wurden. Bis zu einem gewiſſen Grade geht ja überhaupt von ſelbſt die Zerſtörung des alten Baues dem neuen voraus. In den großen, ſchwer ganz zu umfaſſenden Verhältniſſen von Religion und Politik aber werden außerdem nur allzugewöhnlich die Gegner der einen, einſeitigen Richtung, durch die menſchliche Schwäche, zuerſt ſelbſt zu der entgegengeſetzten Einſeitigkeit fortgeriſſen. Selbſt ſo große Geiſter, wie Voltaire und Friedrich der Große, bekämpfen, bei allem Ernſt der Geſinnung für's Gute doch nicht den Aberglauben, ohne den Glauben zu zerſtören, oder ohne auf die Seite des Unglaubens zu treten, nicht die Anarchie, ſei es eine feudale oder eine demokratiſche Anarchie, ohne durch Zerſtörung und Anfeindung aller Freiheit einem eben ſo verderblichen Abſolutismus in die Hände zu arbeiten. Die Gegner des Unglaubens und des Deſpotismus dagegen ſuchen uns wieder dem Myſticismus und der Anarchie zu überliefern. Nur die allmälig in den Vor- und Rückſchwankungen gewonnene praktiſche Bildung oder der Einfluß ſeltner bildungskräftiger Männer führt die Völker zur glücklichen Vereinigung von Religion und Aufklärung, von Ordnung und Freiheit. Die natürlichen Folgen nun aber von der Zerſtörung der alten politiſchen Formen und Verfaſſungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen ſtaatsbürgerlichen repräſentativen Verfaſſungen gegründet oder feſt und wirkſam wurden, mußten in Europa unvermeidlich die abſolute deſpotiſche Gewalt der an der Spitze ſtehenden monarchiſchen oder republikaniſchen Machthaber begründen. Vollends aber entſtand in Frankreich zuerſt ein furchtbarer Deſpotismus. Theils geſchah dies durch die verderbteſte abſolute Königsmacht, durch die unter ihr ausgebildete Verderbniß des franzöſiſchen Volks, endlich durch die maßloſe Selbſtſucht und Herrſchſucht Napoleons, des übermächtigen Erben der franzöſiſchen Revolution. Mit allen durch das Freiheitsſtreben, durch die Revolution ſelbſt aufgeregten, ihr längere Zeit bewußtlos dienſtbaren Kräften ſchien dieſe Napoleoniſche Herrſchaft, welche ſich an die Stelle der erſtrebten Freiheit ſetzte, in den innern und äußern Verhältniſſen aller europäiſchen Nationen eine Unterjochung täglich mehr ausbilden zu wollen, die um ſo unerträglicher wurde, je allgemeiner der Widerſpruch derſelben mit den angeregten Ideen, mit der Beſtimmung der Zeit, mit der innern und äußern oder der nationalen und der verfaſſungsmäßigen Freiheit erkannt wurde. In dem Streben für dieſe doppelte Freiheit mußte alſo ebenſo der Kampf der übrigen europäiſchen Völker gegen Frankreich entbrennen, wie er früher zum Theil von der abſolut gewordenen Fürſtengewalt gegen die von Frankreich ausgehende Verbreitung der Freiheitsgrundſätze geführt wurde. Schon ſehr frühe war in der franzöſiſchen Revolution nicht blos das Streben nach Freiheit in innere Anarchie und Deſpotie, ſondern auch in Verletzung gegen fremde Nationen übergegangen. Und bald wurde jetzt alle Gewaltthat der abſoluten franzöſiſchen Könige, namentlich auch gegen Deutſchland, überboten. Verblendung und Ehrgeiz hatte insbeſondere einen großen Theil der Franzoſen, und namentlich die Heere, zu Genoſſen und Werkzeugen der Napoleoniſchen Unterdrückung, und als ſolche auch zu den Feinden der für ihre Freiheit kämpfenden Völker gemacht. Aber auch die Franzoſen kehrten, wie ſich nachher zeigen wird, vorzüglich durch den deutſchen Freiheitskrieg, von ihrer Verblendung und einſeitigen Richtung allmälig mehr und mehr wieder zur urſprünglich erſtrebten Freiheit zurück.

In dieſen großen europäiſchen Entwicklungskampf fällt Blüchers Leben und Wirkung. Blücher war zu Roſtock den 16. Dec. 1742 geboren. Sein Vater, ebenſo wie ſeine Mutter aus Mecklenburg abſtammend, war Rittmeiſter in heſſencaſſelſchen Dienſten geweſen, und hatte ſich auf ſein kleines Rittergütchen Großenrenſow zurückgezogen. Wir wiſſen von ihm faſt nur, daß ihn, wie die Mutter, der Sohn mit dankbarer Verehrung nannte, und dann, daß er gegen einige Tanten, welche dieſem Sohn bei ſeiner Geburt einen aus den Schäferliedern ſeiner Zeit geborgten fremden, idylliſchen Namen zudachten, ſtatt deſſelben vielmehr die für ihn paſſenderen kräftigen deutſchen: Gebhardt Leberecht, durchſetzte. Die Unruhen des langen Haders zwiſchen dem Herzog und der landſtändiſchen Ritterſchaft hatten den Vater vor Blüchers Geburt bewogen, nach Roſtock zu ziehen. Die des ſiebenjährigen Krieges beſtimmten ihn ſpäter, ſeine Söhne Ulrich und Gebhardt auf die Inſel Rügen zu ſeinem Schwiegerſohne v. Krackwitz zu ſchicken. In Mecklenburg wie auf Rügen mag wohl wenig wiſſenſchaftlicher Unterricht die Knaben an das Zimmer gefeſſelt haben. Selbſt die franzöſiſche Sprache hatte, in einer Zeit, wo alle deutſche Nationalität in elender Nachäffung des Franzoſenthums unterzugehen ſchien, Blücher, der einſt in Paris deutſch ſprechen und dem deutſchen Namen ſeine Achtung wieder erwecken ſollte, nicht erlernt. Deſto kräftiger entwickelte er unter freiem Himmel, bei einiger Theilnahme an landwirthſchaftlicher Thätigkeit und bald auf wildem Roß, bald auf dem ſtürmenden Meer im Wettkampf mit ſeinen Altersgenoſſen in freiem glücklichen Jugendleben ſeine kräftige, unverwüſtliche körperliche Conſtitution, ſeine Tugenden der Körpergewandtheit, des kühnen unerſchütterlichen Muthes, des geſunden Sinns und Blicks und des tüchtigen Charakters, ſo wie die unzerſtörliche Heiterkeit und Lebensluſt und ſeine offne gutmüthige Treuherzigkeit Geringe und Vornehme. Fiſcher am Ooſtſeeufer der Inſel Rügen erzählten, „daß ihre „Väter den Feldmarſchall wohl gekannt, da ſie noch Buben „geweſen und mit dem wilden Junker und einem älteren „Bruder Ulrich ſo manchen Streich ausgeführt hätten. Da „ſei der Junker Leberecht immer voran geweſen. Was „Keiner gewagt, habe er unternommen, und Alle hätten ihm „gehorchen müſſen, weil Keiner ſo großes Herz gehabt. Ihm „ſei kein Baum zu hoch geweſen. In die Schluchten der „Kreidefelſen (wo heutiges Tags es angeſchlagen iſt, daß „wegen der Lebensgefahr Niemand hineinſteigen darf) kletterte „er hinab bis zu der Brandung des Meeres, ohne Schwindel. „Beim Sturme rief er ſeine Gefährten in den Nachen und „ſchlug mit dem Ruder gegen die empörten Wellen, als „wollte er ſie ſchweigen heißen" *). Bei ſolcher Stimmung mußte das Soldatenleben in dem auf Rügen liegenden ſchwediſchen Huſarenregiment von Mörner anlocken. Aber die älterliche Zuſtimmung wurde verweigert. Da verließen im dritten Jahre des ſiebenjährigen Krieges beide Knaben heimlich den Schwager und ſuchten Aufnahme in jenem Regiment. Sie erhielten, nachdem endlich der Vater eingewilligt hatte, die gewünſchte Anſtellung. Aber bald wurde auf einem Streifzuge in die Uckermark der vierzehnjährige Junker Gebhardt mit verwundetem Pferde von einer überlegenen Anzahl preußiſcher Huſaren gefangen. Ein Huſar nahm ihn vor ſich auf ſein Pferd. So nun trug dieſes ihn ſeinem großen Schickſal entgegen. So brachte es den Preußen den Helden der Befreiungskriege. Dem preußiſchen Huſarenobriſt v. Belling gefiel der ſchöne muthige Knabe. Er gewann ihn lieb, behielt ihn auf ſein Ehrenwort bei ſich, und bot ihm wiederholt preußiſche Dienſte an. Dieſe aber lehnte Blücher, ſo lange er noch ſeinen ſchwediſchen Abſchied nicht erhalten konnte, ſtandhaft ab. Endlich nach einjährigem Harren glückte es durch einen günſtigen Zufall, ihn zu erhalten. Blücher wurde preußiſcher Fahnenjunker, bald (1760) Cornet und Adjutant ſeines väterlichen Gönners, der ihn ausrüſtete. Er half nun mit Eifer und Muth den ſiebenjährigen Krieg, welcher nach langer Zerrüttung und Erſchlaffung die erſte erhebende Bewegung in Deutſchland erzeugte, muthig zu Ende kämpfen. Blücher focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg, in welcher letzteren er verwundet wurde. Er rückte bis zum älteſten Staabsrittmeiſter vor. Da fiel Belling in Ungnade bei Friedrich dem Großen und Blücher

---

*) Förſter, der Feldmarſchall S. 3.

wurde, ohnerachtet ſeiner Gegenvorſtellungen, bei der nächſten Beförderung in der Zutheilung der Escadron einem jüngeren Rittmeiſter v. Jägerfeld nachgeſetzt. Der König ſelbſt hatte bereits dieſe Dienſteinrichtung gegen Blüchers Vorſtellungen genehmigt. Dennoch ſchrieb Blücher die kühnen Worte an ſeinen großen König: „Der von Jägerfeld, der „kein anderes Verdienſt hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu ſein, iſt mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majeſtät um meinen Abſchied.“ Friedrich befahl, ihm Arreſt zu geben, damit er ſich eines Beſſern beſinnen könne. Blücher ſaß und ſaß, dreiviertel Jahre lang, und blieb bei ſeiner Erklärung. Da erklärte ſeinerſeits der König: „der Rittmeiſter von Blücher iſt ſeiner Dienſte entlaſſen; er kann ſich zum Teufel ſcheeren.“ Blücher liebte leidenſchaftlich den Kriegerſtand. Er war damals vermögenslos, dazu verlobt mit einer ebenfalls vermögensloſen Braut, einer Fräulein von Mahlin, der Tochter eines ehemaligen ſächſiſchen Oberſten, der in Polen Güter gepachtet hatte. Nur die innere Empörung eines unabhängigen feſten Charakters gegen das Unrecht, nur ein tiefes Gefühl für das Recht, welches Blücher in ſeiner Perſon verletzt glaubte, konnte ihn in ſolcher Lage, in ſolcher Zeit unbeſchränkter Fürſtenherrſchaft, in welcher vollends im Militair ſchon der Zweifel an der Unfehlbarkeit königlichen Willens als Verbrechen galt, zu ſo kühnem, unerſchütterlichem und aufopferungsvollem Rechtstrotz ſelbſt gegen ſeinen großen König beſtimmen. Es ſind aber dieſelben Gefühle und Kräfte, welche zum Kampf gegen fremde Unterdrückung und welche gegen die Willkür der verſchiedenſten Art im Innern begeiſtern und ſtählen. Ein aufopferungsvoller, muthiger geſetzlicher Widerſtand gegen Unrecht der Gewalt, zum Schutz des gemeinſamen Rechts, iſt meiſt ſchwerer, oft heilſamer, als Angriff.

Blüchers Freunde fürchteten, er werde ſeine Verbindung aufgeben müſſen. Er that es nicht. Er nahm ein Pachtgut ſeines Schwiegervaters in Unterpacht, heirathete und lebte mit ſeiner Gattin, die ihm ſechs Kinder gebar, obwohl oft zum Kriegsdienſt ſich zurückſehnend, doch funfzehn Jahre lang glücklich in ländlicher Einſamkeit. Durch einſichtsvollen und eifrigen Betrieb des Landbaues, worin er als Muſter galt, erwarb er ſich bald ein kleines Landgut in Pommern und durch Charakter und Benehmen die Achtung und Liebe ſeiner Umgebung, ſo daß ihn, den geborenen Ausländer, die pommeriſchen Landſtände zum Landrath der Provinz ernannten. Selbſt der große König bezeugte ihm, der dem Lande einige Dienſte geleiſtet hatte, wiederholt mündlich und in Briefen und durch Geldgeſchenke ſeine Achtung und, wie es ſcheint, die Abſicht, das Vergangene zu vergüten. Nur erlaubte eine falſche Vorſtellung von der königlichen Würde nicht, dieſes auf die auch nur den Schein eines königlichen Irrthums oder Unrechts eingeſtehende Weiſe, nämlich durch eine paſſende Wiederanſtellung, zu thun. Die letztere war erſt möglich nach Friedrichs Tode. Doch hielt zuerſt gutmüthiges Nachgeben gegen die dringenden Bitten ſeiner Gattin Blücher ab, Schritte zur Erfüllung ſeiner Wünſche zu verfolgen. Einſt aber, bei einer Heerſchau in Pommern, bemerkte Friedrich Wilhelm II. mit Wohlgefallen einen Mann, der durch ſeine männliche Schönheit und als kühner trefflicher Reiter unter den Zuſchauern ſich auszeichnete. Mit den Worten: „Der könnte uns Allen was zu rathen aufgeben,“ wandte ſich der König zu ſeinen Cavalerieofficieren und erkundigte ſich. Es war Blücher. Der König, diesmal beſſer als ſein großer Vorfahr, den rechten Mann erkennend, trug ihm huldvoll den erſehnten Rücktritt in die Armee an. „Ja, mit „Freuden, wenn ſein Recht ihm würde,“ war Blüchers Antwort, und es ward ihm. Er erhielt 1787, ſeinem ausdrücklichen Wunſche gemäß, gerade in ſein altes Regiment den Wiedereintritt und die Majorsſtelle vor demſelben v. Jägerfeld, dem er einſt nachgeſetzt wurde; und ſein Patent wurde zurückdatirt auf 1779, eine Zeit, wo der König, der es unterzeichnete, gar noch nicht regierte.

An der Spitze deſſelben rothen Huſarenregiments, von Golz, kämpfte 1793 und 1794 Blücher in den Feldzügen am Rheine, zuerſt als Obriſt, bald, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, als Generalmajor und als Inhaber des Regiments und mit dem rothen Adlerorden geſchmückt. In den Kämpfen von Ciſoing, Luxemburg, Kaiſerslautern, Morſchheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moorlautern zeigten ſich Blüchers kühner Geiſt und ſeine Freude am Kampfe, der ſchnelle Blick und Entſchluß in jeder Lage, die von Tollkühnheit entfernten vorſichtigen Anſtalten, wie die Energie der Ausführung, endlich die begeiſterte Liebe und Folgſamkeit, welche des Anführers Vorangehen in jeder Gefahr und Mühſeligkeit und das gutmüthige, treuherzige Wohlwollen ſeinen Kriegern einflößten. Man nannte ihn den neuen Ziethen. Beinahe 4000 Gefangene, darunter 150 Offiziere und ein General-Lieutenant, einige tauſend Pferde, 11 Kanonen und 5 Fahnen hatte unter ſeiner Führung ſein Regiment gewonnen, nie, mit Ausnahme von ſechs Mann, Gefangene verloren.

Schon glänzte Blüchers Name. Doch ſollte er ſeinen vollen Glanz vor ſeinem Greiſenalter nicht erwerben. Dieſes verhinderte Deutſchlands unglückliches Schickſal, begründet durch allbekannte Mängel und Urſachen, durch die innern Verhältniſſe und durch ihre Folgen, die Niederlagen im Kriege, insbeſondere der baſeler Friede und die Demarcationslinie, welche das in die Revolutionskriege hineingezogene übrige Deutſchland preußiſcher Seits ebenſo wie der Friede von Campoformio öſterreichiſcher Seits hülflos ließen, ſodann ferner die unglückliche Zögerung des bereits ausmarſchirten preußiſchen Heeres 1805 und endlich die furchtbaren Ereigniſſe von 1806. In der auf den baſeler Frieden folgenden Waffenruhe hatte ſich Blücher nach dem Tode ſeiner erſten Gattin zum zweiten Male vermählt und zwar mit einer ſchönen Oſtfrieſin, einem Fräulein von Colomb. Im Jahre 1811 war er General-Lieutenant geworden und 1812 und 1813 hatte er, beauftragt mit der Beſitznahme von Erfurt, Mühlhauſen und Münſter, und dann als Gouverneur von Münſter durch ſein menſchenfreundliches, zutrauliches Weſen manche Schwierigkeiten und Härten des neuen Zuſtandes der Bewohner beſeitigt. Auch als Schriftſteller trat nun Blücher auf. Er ließ 1796 ſein Tagebuch ſeiner Feldzüge am Rhein erſcheinen, welches Sachkundige zu den beſten Werken dieſer Art zählen, ein lebendiges Abbild ſeiner ritterlichen Kriegsthaten, ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit. — Im Jahre 1805 ſchrieb er die ſchon durch ihren Titel und die darin ausgeſprochene Grundidee merkwürdige Schrift: Gedanken über Formirung einer preußiſchen Nationalarmee, in welcher er ſchon damals fordert, jeder Preuße müſſe Soldat, die Dienſtzeit kurz, die Behandlung beſſer werden*).

An dem unglücklichen Tage von Jena hatte Blücher in noch untergeordneter Stellung an der Spitze von fünfundzwanzig Escadronen Cavalerie und einiger reitenden Batterien, über welche man ihm erſt auf dem Schlachtfelde den Befehl anvertraute, das Seinige gethan. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet. Als der ungeordnete Rückzug und die Auflöſung der Armee erfolgte, führte er vermittelſt einer kühnen Kriegsliſt 5000 Mann mitten durch die feindlichen Reiterdiviſionen Klein und Laſalle hindurch und zog noch das weimar'ſche Corps unter dem Herzog von Braunſchweig-Oels an ſich. Um einen Theil der feindlichen Heeresmacht von dem Herzen der Monarchie und von den wenigen dem König übrigen Truppen bis zur Ankunft der Ruſſen abzuziehen, warf er ſich nun mit ſeinen 15,000 Mann nach Mecklenburg; alsbald aber, durch Mürat, Soult und Bernadotte von 80,000 Mann umzingelt, mit Verwerfung aller ihrer Capitulationsanträge, nach Lübeck. Da aber die ſchlecht befeſtigte Stadt, trotz aller Gegenwehr und des unermüdlichen perſönlichen Kampfes des Anführers, ſelbſt noch in den Straßen der Stadt, von der feindlichen Uebermacht erſtürmt war, mußte er endlich in Radkau, einem Dorfe bei Lübeck, ehrenvoll capituliren. Doch verweigerte er hartnäckig, die Capitulation zu unterzeichnen, bis ihm die ungewöhnliche ausdrückliche Hinzufügung geſtattet wurde, „daß er nur deswegen capitulire, weil „er weder Munition noch Brod und Fourage habe.“ „Ihm wurde“ — ſo berichtet Varnhagen von Enſe über Blüchers Theilnahme an dieſem unglücklichen Kriege (S. 118) — „in den Augen des Kriegers nur Achtung und Bewunderung zu Theil. Von allen preußiſchen Feldherren und „Truppenſchaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, „hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet und in dem „allgemeinen Unglück, welches ihn ſchon mitergriffen hatte, „vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf ſchmalem „Pfade ſich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem „Kreiſe war kein Verzagen, welches überall Schlag auf „Schlag die Geprüfteſten ergriff, kein Unmuth und keine „Schwäche genaht. Seine Truppen hatten ſich tapfer, ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein ſolches „Beiſpiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer „ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme „der Hoffnung und Zuverſicht ſich wieder entzünden konnte. „So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volks „vorherrſchend für Blücher entſchieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarſtadt tief gefühlt wurde (und wo Blücher die Zeit ſeiner Kriegsgefangenſchaft verlebte), und in Lübeck ſelbſt

---

*) Noch eine dritte Schrift ſchrieb Blücher: Bemerkungen über die Inſtruction und das Exerciren der Cavalerie. 1807. Sie ſoll theoretiſch nicht viel bedeuten. Blücher war Praktiker.

„zeigte die Menge für ihn und ſeine Krieger ihre Theilnahme, „ihren Eifer. Der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, „bewies ihnen ſeine Achtung auf alle Weiſe; ja er ſetzte ſie „oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor „den Gefährten einräumte, die nicht das Glück gehabt, unter „Blüchers Befehlen zu ſtehen.“ Eine Einladung von Bernadotte, mit ihm ſpazieren zu fahren, lehnte Blücher, dem das Franzoſenthum in Deutſchland, ſeitdem es ſo offenbar ſelbſt der fremden Unterdrückung diente und huldigte, verhaßt war, und in deſſen Hauſe auch von den Seinigen kein franzöſiſch gehört wurde, mit der Entſchuldigung ab, „er ſpreche nicht franzöſiſch und ſei zu alt, es zu lernen.“

Wir brauchen hier nicht auszumalen die ganze Reihe trauriger Ereigniſſe, welche die Schlacht von Jena eröffnete, die faſt unbegreifliche moraliſche Zerrüttung, welche ſie zu Tage brachte, die völlig vertheidigungsloſe Uebergabe der Feſtungen Hameln und Nienburg, Erfurt und Magdeburg, Spandau, Stettin und Küſtrin, Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz, den Einzug der Feinde in Berlin und ihren Empfang daſelbſt, die Zerſtückelung der preußiſchen Monarchie, die höchſt drangvolle Lage des durch die ruſſiſche Alliance geretteten, vom Feinde ausgeſogenen und militairiſch beſetzten übriggebliebenen Theils und die Unterdrückung von Deutſchland. Es ſollte der Welt offenbar werden, daß zahlreiche wohldreſſirte Heere und treffliche Feſtungen, daß gefüllte Schatzkammern und ein äußerlich ſehr ausgebildeter, wohlgeordneter Staatsmechanismus, daß ſelbſt, was unendlich höher ſteht, ein vortreffliches Fürſtenhaus mit allgemein und laut ausgeſprochener Liebe und Verehrung für daſſelbe, daß geiſtige Bildung und wohlerworbener Kriegsruhm — daß alles dieſes noch nicht genügt, um einen Staat gegen große, oft lange verborgene Gebrechen und in der Stunde großer Gefahr gegen den Untergang zu ſchützen. Es ſollte, größer im furchtbarſten Unglück, als je im glänzendſten Glück, daſſelbe Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 der Welt zeigen, wodurch die wahren, unzerſtörbaren Staatskräfte wachſen, wodurch ſelbſt kleine, an materiellen Mitteln ſchwache Staaten unüberwindlich und ſiegreich werden und, ſofern ſie dem aufgefundenen rechten Wege treu bleiben, in glorreicher Entwickelung fortſchreiten können. Mit rühmlicher Weisheit und eines reinen Willens ſich bewußt, ſuchte die Regierung nicht, wie die Thoren, in Andern und in Zufälligkeiten, ſondern im Innern des Staats ſelbſt, die Quellen ſo großen öffentlichen Unglücks und in völliger Selbſterkenntniß die Bedingung der Herſtellung. Muthvoll ließ ſie Wort und Schrift zur lauten, oft bittern Enthüllung aller wahren und vermeintlichen Gebrechen und Fehler der Behörden und der Einrichtungen, der Verfaſſung und der Verwaltung frei. Energiſch begründete und vorbereitete ſie dann durch Stein und Scharnhorſt in dieſen wenigen Jahren, mit den beſchränkteſten Mitteln, in der durch den übermüthigen Feind beengteſten Lage Alles, was 1813 — 1815 die glorreiche Befreiung und Wiedergeburt möglich machte, Alles, was noch jetzt der Stolz und die Hoffnung Preußens iſt, deſſen Dauer und weitere Entwicklung, nach dem Wort eines der edelſten ſeiner Staatsmänner, dem Staate die Bürgſchaft leiſten ſollte, daß ihm niemals ein neues Jena gefährlich oder nöthig ſei. Durch die Befreiung des Bauernſtandes von der Unterdrückung des Feudalismus, durch die freie Städteordnung, durch die Gleichheit der öffentlichen Pflichten und Rechte, und endlich durch die ausdrückliche Verheißung einer repräſentativen Provinzial- und Reichsverfaſſung (Edict vom 28. October 1810) wurde der Nation eine allgemeine freie ſtaatsbürgerliche Verfaſſung vorbereitet und verbürgt. Durch die einſtweilen dem Weſen nach ſchon gewährte Freiheit des Worts und der Schrift, durch die neue Gründung von Univerſitäts- und Schuleinrichtungen im liberalſten Geiſte wurde der Nation die geiſtige Erhebung und Waffe gegeben. Das Zerbrechen des ſchimpflichen Stocks, der bei Jena als ſo nichts vermögend ſich gezeigt hatte, die für alle Bürger gleiche und unablösliche Waffenpflicht und die Landwehr endlich gaben hier die treffliche kriegeriſche Wehrordnung. Der Grund von Preußens, von Deutſchlands Unglück und Schmach, Feudalismus und Verfaſſungsloſigkeit, und die Aufgabe der neuen Zeit war alſo klar erkannt. Licht und Recht, Freiheit und Ehre wurden überall als der Preußen Loſungsworte erklärt. Und wahrlich, nicht etwa, weil die vorzüglichſten Wiederherſteller der Größe Preußens, Stein, Scharnhorſt und Blücher, ebenſo wie Hardenberg, zufällig in andern deutſchen Ländern geboren waren, ſondern weil man tief erkannt hatte, daß für Preußen nur durch deutſche Cultur und Freiheit, durch das Vorangehen in ihnen und in freier inniger Verbindung mit Deutſchland, Sicherheit und Gedeihen ſei, huldigte man in Wort und Werk auch dieſer Idee. Mit ſolchen Waffen konnten die Regierung und ein Bund begeiſterter Vaterlandsfreunde, der Tugendbund, durch allgemeine Verbreitung einer moraliſchen Erhebung der Nation unter den Augen des argwöhniſchen, die Landesfeſten beſitzenden Feindes, die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten.

Blücher war bald nach ſeiner Gefangennehmung, ſeinen dringenden Bitten gemäß, gegen den von Schill gefangenen Marſchall Victor ausgewechſelt, von dem König mit dem ſchwarzen Adler belohnt und zu einer kühnen Unternehmung nach Pommern entſendet worden. Der Friede zu Tilſit hinderte ſie. In der Umgebung des Königs, arbeitend im Kriegsdepartement, dann Generalgouverneur von Pommern, ſtets auf gleiche Weiſe ſtimmte Blücher ein in die Richtung des neuen Preußens, ſuchte er Vertrauen und Muth und kriegeriſche Tüchtigkeit zu verbreiten. Ihm wurde daher eben ſo wie Stein, die Ehre, von dem übermüthigen Sieger, als einer der Männer bezeichnet zu werden, die, weil er ſie fürchtete, die preußiſche Regierung außer Dienſt ſetzen mußte. Blücher, der ſchon, bald nachdem, nicht ſeiner Neigung gemäß, der baſeler Friede geſchloſſen war, immer auf's Neue durch Briefe an den König und durch mündliches Wort zum Krieg gegen den Unterdrücker Deutſchlands getrieben, trieb jetzt auf's Neue und lebhafter, ſobald die erſte Möglichkeit dazu kam. Schon 1808, wo er kränklich war, antwortete ihm Scharnhorſt auf ſolche Mahnungen und Vorſchläge: „Ihr Brief hat mir unbeſchreibliche Freude gemacht. Ich „ſehe es, was Alle ſagten, Ihr Geiſt hat nicht gelitten. Sie „ſind unſer Anführer, unſer Held, und müßten ſie auf einer „Sänfte uns vorgetragen werden. Nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ Als Schill 1809 ſeine kühne Unternehmung begann, hatte Blücher auf ihre Billigung hoffend, bereits kriegeriſche Vorbereitungen gemacht, mußte ſie aber, dem königlichen Befehl gemäß einſtellen.

Von Jahr zu Jahr war unterdeſſen Napoleons Uebermacht angewachſen. Doch hatte er noch immer durch die unter ihm überall und auch in dem rheiniſchen Bunde nach dem Beiſpiele Frankreichs bewirkte wohlthätige Zerſtörung des Feudalismus und die Einführung der Gleichheit öffentlicher Pflichten und Rechte, ſowie durch die ſcheinbar freien ſtändiſchen Verfaſſungen, die er in Frankreich beſtehen ließ, in allen von ihm geſtifteten Staaten, in dem Königreich Weſtphalen, in den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, in Holland wie in Polen, ja ſelbſt in Spanien und Italien einführte, eine ſehr große Zahl ſelbſt der edelſten Männer — ich nenne nur Johannes Müller — getäuſcht und dadurch vorzüglich eine große Kraft für ſich gewonnen. Wer dieſes überſieht, kann die damalige Zeit nicht verſtehen. Auch das Schreiben an den Fürſten Primas, wodurch Napoleon feierlich proteſtirt, daß man etwaige Willkür der Rheinbundfürſten ihm zuſchreibe*), ſeine ſorgfältige Schonung der deutſchen Unterrichtsanſtalten, namentlich der akademiſchen Lehrfreiheit, und Anderes beweiſen deutlich, daß er den Glauben: Freiheit und Fortſchritt ſeien auf ſeiner Seite, zu würdigen wußte. Doch bei jeder Zunahme der Macht zerſtörte ſein deſpotiſcher Uebermuth immer mehr dieſe Täuſchungen, und das durch ſeine Freiheit allein unbeſiegbare Britannien rüſtete zur Rettung Europa's immer neue Kämpfer. Da erſchütterten endlich die ungewöhnlich frühe Winterkälte, der Brand von Moskau und vor Allem die ſo höchſt unpolitiſche Täuſchung der gerechten Erwartungen der Polen auf alsbaldige Wiederherſtellung ihrer Freiheit, welche ihm ſichern Rückzug und neue Hülfsquellen geboten hätte, ſeine Macht, und der General York gab mit kühner Seele das Signal zum allgemeinen Befreiungskrieg.

Er begann. Aber es iſt nöthig, um die Geſchichte gegen Verfälſchungen zu vertheidigen, und um Blüchers Wirken zu verſtehen, ſich deutlich zu erinnern, wie er begann. Zum erſtenmale ſeit der franzöſiſchen Revolution eröffneten die ein Vierteljahrhundert hindurch immer und immer beſiegten Regierungen den Kampf mit dem Loſungswort, nicht bloß der Sicherung der Thronrechte und der äußern, ſondern auch der innern ſtaatsbürgerlichen Freiheit. Herüber von der bisher unbeſiegbaren feindlichen Macht und auf ihre Seite beſchwuren ſie jetzt die moraliſche Kraft der großen Idee der Zeit, die Kraft der Freiheit und der öffentlichen Meinung ſiegeskräftiges Panier. Die verbündeten Monarchen eröffneten den Krieg durch die gemeinſchaftliche feierliche Proclamation von Kaliſch vom 25. März 1813. Darin erklären ſie: „Daß ſie, dem Wunſche des deutſchen Volkes begegnend, jeden Deutſchen auffordern, ſich anzuſchließen und zu kämpfen „mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben „für die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands

---

*) Winkopp's rheiniſche Bundesakte, S. 109.

„und für die Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitgemäßer Geſtaltung, welches allein den Fürſten und Völkern „Deutſchlands anheimgeſtellt bleibe und in ſeinen Grundzügen „und Umriſſen möglichſt aus dem ureignen Geiſte des deutſchen „Volkes hervorgehen ſolle, damit Deutſchland verjüngt und lebenskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern „daſtehe." „Für dieſen Zweck" — ſo erklären ſie, ſo erklärt namentlich auch Fürſt Metternich noch zwiſchen dem erſten und zweiten Kriege auf dem wiener Congreß — „für dieſen „Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und alle Staaten, welche der großen Alliance ſich anſchloſſen, erklärten ſich „ſchon durch ihren Beitritt für denſelben Zweck[1]." Dieſer Zweck wird eben ſo oft wiederholt, von allen Regierungen einſtimmig auch bezeichnet „als eine der öffentlichen Meinung, „dem Zeitgeiſt und der Erwartung der Zeitgenoſſen, als den „allgemeinen Wünſchen und gerechten Anſprüchen der deutſchen „Nation entſprechende nothwendige Feſtſetzung und Sicherſtellung der ſtaatsbürgerlichen Rechte und ſtändiſcher Verfaſſungen, mindeſtens mit den Rechten der Preßfreiheit, der Steuerbewilligung, der Zuſtimmung zu den Landesgeſetzen und der „Verantwortlichkeit der Staatsdiener." Und als 1815 der neue, gefährliche Krieg drohte, da nahm man ſchnell auf dem wiener Congreß die über den Länderſtreit faſt vergeſſene deutſche Verfaſſungsſache wieder vor. Da erklärten alle Regierungen eben ſo einſtimmig: „daß unter den dringenden Umſtänden „der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zuſicherung dieſer Rechte in der, wenn auch noch unvollſtändigen Bundesacte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft „und Freudigkeit den neuen Kampf zu beginnen, über dieſe „Rechte beruhigt werden, daß ſie zur Ueberzeugung gelangen „müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, ſo wie die neuen „Anſtrengungen für ihre theuerſten Intereſſen, für ihre „unverjährbaren Rechte geleiſtet und erheiſcht würden."[2] Mehrere Regierungen ertheilten jetzt ebenfalls unmittelbar vor Eröffnung des neuen, ſchweren Krieges ihren Völkern noch beſondere ähnliche Zuſicherungen, Verſprechungen wahrer, zeitgemäßer Conſtitutionen oder Repräſentativverfaſſungen, ſo z. B. die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Großherzog von Baden. So auch der König von Preußen (deſſen Bevollmächtigte in ihren fünf Entwürfen zur Bundesverfaſſung ſtets jene obigen Rechte im ausgedehnteſten Umfang als weſentlich erklärten) in der neuen Zuſage einer reichsſtändiſchen repräſentativen Verfaſſung durch das königliche Edict vom 22. Mai 1815, und durch die Beſitzergreifungspatente der alten und neuen Provinzen[3]. Wohl alſo konnten ſpäter am deutſchen Bundestage die Geſandten ſich in Beziehung „auf eine allgemeine, baldmöglichſte Begründung ſtändiſcher „Verfaſſung, die an ſich ſchon den Rechten gemäß ſei," auf dieſe feierlichen Grundverträge der Regierungen mit der Nation und den Bürgern, „auf die Zuſagen, welche den Völkern während des Freiheitskriegs laut und öffentlich gemacht wurden," berufen, und erklären, „daß Deutſchland nur darum mit dem „Blute der Völker befreit und die Länder ihren rechtmäßigen „Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher „Zuſtand an die Stelle der Willkür treten möge"[4].

Ueberall wurde dabei die öffentliche Meinung als Leitſtern für die Regierungen feierlich anerkannt und an die Spitze geſtellt[5]. Blücher aber, der Feldherr der Verbündeten, erließ den 23. März 1813 bei dem Vorrücken ihrer Heere in Deutſchland, eine Proclamation zunächſt an die Sachſen, „ſeine deutſchen Mitbürger oder ſeine deutſchen „Brüder, mit welchen er gemeinſchaftlich für Vaterland und „Freiheit kämpfte." (S. ſeinen Aufruf an das Heer vom 24. April.) In dieſer Proclamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die Napoleoniſche Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachſen wird ſogleich auch die Verheißung verwirklicht[1]. In der That wurde faſt überall, wohin ſich die Herrſchaft der verbündeten Armeen erſtreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des ſo höchſt liberalen Rheiniſchen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der verbündeten Heere erklärte, ſagte er noch ſpäter zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten pariſer Frieden: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch ſei; ich „nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr iſt, ſo mögen Sie „Alles drucken laſſen. Aber, das ſage ich Ihnen, wahr muß „es ſein"[2].

Schon vor dem Befreiungskriege hatten aber auch die Schriftſteller, welche für die zukünftige Befreiung Deutſchlands zu wirken ſuchten, und von welchen im Kriege nicht wenige in bedeutender öffentlicher Wirkſamkeit auftraten, ſtets auch für freie Verfaſſung als einen Haupttheil und eine Grundbedingung der Befreiung geſprochen. Selbſt Herr von Gentz in Berlin hatte in ſeiner Berliner Monatsſchrift (z. B. Bd. II., S. 276 flg.) mit Begeiſterung ſogar auf die nordamerikaniſche Freiheit „und ihre beiſpielloſen, glücklichen Folgen als Pflanzſchule von Weisheit und Kraft für „unſern alternden Erdtheil hingewieſen, die höchſtmögliche, „bürgerliche Freiheit als den letzten Zweck, als das Ideal „jeder politiſchen Verbindung" erklärt und „die Zerſtörung „der durchaus verderblichen, mittelalterlichen und feudaliſtiſchen „Verhältniſſe, als die höchſte Wohlthat, als die weſentliche „Aufgabe der Zeit" geprieſen. Hr. von Gentz erklärte in dieſen Ausführungen auf eine für die hiſtoriſche Auffaſſung jener Zeitverhältniſſe eben ſo bezeichnende Weiſe insbeſondere auch die von ihm ſchon in der berühmten Zuſchrift an Se. Majeſtät den König von Preußen ſo energiſch geforderte Preßfreiheit „als unzerſtörbares Recht geſitteter Völker, ihre Beeinträchtigung nicht blos als muthlos und als politiſch verderblich, ſondern als die ſchwerſte Rechtskränkung, als Beleidigung der Menſchheit, ja als abſichtliches (?) Hinderniß „menſchlicher Vervollkommnung, als frevelhaftes und zugleich „fruchtloſes Beſtreben, als ein Beſtreben, welches zuletzt unvermeidlich den Haß derer, gegen die es gerichtet iſt, und „ihre Neigung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erwecken „müſſe" (S. 296, 312, 318). Und Friedrich von Schlegel hatte in ſeinen öffentlich zu Wien vor zahlreichem Publikum gehaltenen Vorträgen über die deutſche Geſchichte überall die freie Verfaſſung als die Grundlage der Größe der Staaten, ihre Zerſtörung als Grund ihres Unglücks nachgewieſen und eine Staatsform ohne freie ſtändiſche Verfaſſung geradezu eine Unform genannt. Gleiche Grundideen ſprachen vollends jetzo die wahrhaft zahlloſen Flugſchriften und die vielen in ganz Deutſchland begierig geleſenen liberalen Tagblätter und Zeitſchriften aus, welche, veranlaßt, ermuntert, belobt von den Fürſten, ihren Miniſtern und Feldherren, oder ohne dieſes, als freiwilliges Contingent zur großen heiligen Nationalſache und zur Verſtärkung der öffentlichen Meinung von einzelnen Schriftſtellern ausgingen. Wir erinnern beiſpielsweiſe an den preußiſchen Correſpondenten, vom Geh. Staatsrath Niebuhr redigirt, an die allgemein geleſenen deutſchen Blätter, auf höhere Veranlaſſung und unter Mitwirkung der geachtetſten Staatsmänner, zuerſt in Leipzig, dann in Freiburg (hier von K. v. Rotteck) herausgegeben, an den rheiniſchen Merkur von Görres, die Nemeſis von Luden, an die Schriften von Jahn, Arndt, Kohlrauſch und ſo viele andere. Die Forderungen der Freiheit, von Tacitus an in Deutſchland nie verſtummt, verſtärkt durch die Reformation, durch die Begeiſterung für die erſten Ideen der franzöſiſchen Revolution, dann durch die Bewunderung der engliſchen Verfaſſung, welche Britannien unbeſiegt erhielt und Europa rettete, wurden jetzt auf's Neue wieder in der ganzen Nation vernommen. So allgemein hatte die Idee verfaſſungsmäßiger Freiheit in Europa geſiegt, daß ſelbſt Spanien, welches jetzt, nächſt England, am meiſten Allen als Vorbild galt, vor Allem ſie in ſeinem Befreiungskampf hergeſtellt hatte, und daß die Monarchen unmittelbar nach dem Sieg ihre Wiederherſtellung ſelbſt für die beſiegten Franzoſen und Polen begründeten und ſchützten. Ja, es befanden ſich während des Freiheitskrieges Schriftſteller und Freiheitsredner in den großen Hauptquartieren angeſtellt, ſo Arndt in dem der Hauptarmee, Auguſt Wilhelm Schlegel in der Nordarmee, Steffens in der Armee von Blücher. Der Verfaſſer dieſer Zeilen war Zeuge, daß Blücher ſelbſt mit ſeinem ganzen Generalſtabe den Freiheitsreden, welche Steffens in Gießen (ſpäter in Marburg, überhaupt in den Umgebungen des Hauptquartiers) an die Bewohner, die Beamten, die Profeſſoren, die ſtudirende Jugend hielt, durch perſönliche Gegenwart höheres Gewicht gab.

---

[1] Klüber's Acten des wiener Congreſſes, Heft I. S. 61 und 104.

[2] Klüber's a. a. O. I. S. 34, 45, 57, 65, 68, 72. III. 104, 125, 131, 134. IV. 43, 44, 48, 50, 51, 104. V. 1, 3, 18, 55, 107, 169, 195, 298. VI. 206. VII. 298, 359, 378. VIII. 33, 424, 425, 432, 512, 523, 524, 529, 532, 547, 551, 565. S. auch dieſe urkundlichen Erklärungen von dem erſten und zweiten Befreiungskriege in C. Th. Welcker's Vervollkommnung der organiſchen Entwickelung der deutſchen Bundesverfaſſung. Karlsruhe bei Groos. S. 15 — 40. Die Beweiſe, daß man überall an wahre zeitgemäße Repräſentativ-Verfaſſungen dachte, ſ. insbeſondere S. 39 ff.

[3] S. die zuletzt citirte Schrift S. 39 ff.

[4] Protokolle der deutſchen Bundesverſ. I. S. 14 flg. S. 30, 50, 51, 54, 130, 146, 194, und die vielen Stellen, welche die Schrift in der vorletzten Note, S. 32 flg. anführt.

[5] S. die vorigen Noten und öſterreichiſchen und preußiſchen Kriegsmanifeſte, nach welchen die Geſinnungen des deutſchen Volkes den Krieg erklärten und den Beſchlüſſen der Regierungen vorauseilten. Schmids Zeitſchrift: der deutſche Bund, I. S. 40, 51, 61.

[1] Varnhagen, S. 156, 159.

[2] Varnhagen, S. 558.

So wurde alſo wirklich auf jede denkbare Weiſe die allgemeine Begeiſterung und das Vertrauen auf die verheißene wahre, innere wie äußere Freiheit genährt. Es wurden durch dieſe Begeiſterung Männer und Frauen und die freien Vereine derſelben, es wurde das Volk und die Gebildeten, welche als Freiwillige ihre höhere, begeiſterte Stimmung den Heeren mittheilten, zu Opfern jeder Art beſtimmt. Es wurde durch Landwehr, Landſturm und Freiſchaaren das Volk bewaffnet und trotz aller früheren Leiſtungen und Opfer, ohne Mühe für die Regierungen, in kürzeſter Friſt die größten Kriegerſchaaren, welche deutſche Länder jemals aufſtellten, zuſammengebracht und ihre treffliche Ausrüſtung bewirkt. Nur ſo, durch jenes Vertrauen, durch dieſe Begeiſterung, nur durch ſolchen wahren Volkskrieg wurde der bisher unüberwindliche, noch immer an Mitteln überreiche Feind beſiegt. Blücher aber wurde der Held des deutſchen Volkskrieges.

Der tiefe, richtige Blick von Scharnhorſt, der 1806 unter ihm diente, hatte den 71jährigen Greis dazu auserſehen, entgegenſtehende Zweifel beſeitigt und ſich ihm als General-Quartiermeiſter beigeſellt, in welcher Stelle, nach ſeinem Falle bei Lützen, Gneiſenau ihm folgte. — Blücher und das vereinigte ruſſiſch-preußiſche Heer kämpften ruhmvoll gegen Napoleon bei Lützen (2. Mai) mit 80,000 gegen 120,000, und bei Bautzen (20—21. Mai) mit 90,000 gegen 140,000 Mann. Der Kaiſer Alexander lohnte Blüchern nach der Schlacht von Lützen mit dem Georgenorden und mit der Erklärung: „Die von Ihnen an dieſem ſchönen „Tage geleiſteten Dienſte, Ihr Eifer und glänzende Art, ſich „jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten iſt, Ihre „Beharrlichkeit, das Feld der Ehre ſelbſt verwundet nicht zu „verlaſſen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich „mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt.“ In beiden Schlachten hatte man kein Geſchütz verloren, eben ſo wenig als Gefangene, ja bei Lützen Geſchütz genommen und das Schlachtfeld behauptet, und Napoleon erkannte mit Schrecken den neuen Geiſt in dem Heere. Dennoch mußte man zurückgehen. Blücher hatte dem guten Vernehmen der verbündeten Heere mit Selbſtentſagung das große Opfer gebracht, den Oberbefehl dem ruſſiſchen Feldherrn, Grafen Wittgenſtein, zu überlaſſen. Nun half ſein Vorwärtsdrängen und das ſiegreiche Behaupten ſeiner Stellung nicht. Saumniſſe und Mißgriffe konnte er nicht verhindern. Einen Augenblick des interimiſtiſchen Oberbefehls während des Rückzugs nach Schleſien benutzte er ſogleich, um den Feldzug vor dem großen Waffenſtillſtand (vom 4. Juni bis 17. Auguſt) mit dem glänzenden ſiegreichen Reitergefecht bei Heinau (26. Mai) ruhmvoll zu beſchließen. Doch eine angebliche höchſt wichtige Meldung inmitten des Unternehmens, welches ruſſiſcher Seits nicht gern geſehen wurde, ſchien es vereiteln zu wollen. Sie berichtete ihm und ſeiner Umgebung höchſt bedenklich, man müſſe den Rückzug beſchleunigen, bereits ſtehe Napoleon Blüchern im Rücken. Blücher, nicht der Mann, das begonnene Unternehmen dnrch Zweifel ſich verderben zu laſſen, und ſtets bedacht, auch die ſtörenden Beſorgniſſe ſeiner Umgebung ſchnell und kräftig niederzuſchlagen, antwortete höchſt unwillig in ſeiner derben Soldatenſprache: „Steht er mir im „Rücken, nun, ſo iſt mir's recht angenehm, da kann er mich „ja geradewegs — — — Vorwärts, Kinder!“ Und ſchnell war der Sieg entſchieden. Mit einem Verluſt von nur 80 Todten und Verwundeten waren über 1500 Feinde niedergehauen, 400 Gefangene und 11 Kanonen genommen, die Stimmung der Seinen gehoben und dem verderblichen Nachdringen des Feindes ein Ende gemacht.

Auch nach dem Waffenſtillſtand, ja während des ganzen Feldzugs, waren Blüchers Verhältniſſe ſchwierig und ungünſtig genug. Napoleon war der allgewaltige, von ſich allein abhängige Gebieter ſeines großen, ihm unbedingt gehorſamen Heeres und aller ſeiner Unterfeldherren. So nicht Blücher. Sein Heer war zuſammengeſetzt aus Ruſſen und Preußen und ſeine Unterbefehlshaber, Langeron, Sacken, York, hatten zum Theil ſchon ſelbſt das oberſte Commando geführt. Dazu nun neben ihm und ſeiner nicht ſehr großen ſogenannten ſchleſiſchen Armee rechts in der Mark die weit ſtärkere Nordarmee unter Bernadotte oder dem Kronprinz von Schweden, und links in Böhmen die noch größere Hauptarmee mit dem Oberbefehl über alle Heere unter Schwarzenberg und den Monarchen. Verderbliche Störungen durch Eiferſucht und Mißverſtändniſſe ſchienen da unvermeidlich. Gleicher Eifer, gleiche Treue, ſelbſtentſagende Unterſtützung, wie Blücher ſie ſtets leiſtete, begegneten ihm faſt niemals. Ja in einer Zuſammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Trachenberg (9. Juli) hatte man ohne ſein Wiſſen beſchloſſen, ſein Heer ſolle für ſich allein gar nicht ſchlagen, ſondern nur zur jeweiligen Unterſtützung der beiden andern Heere bereit bleiben. Und dieſes war ſogar ſeinem Unterbefehlshaber Langeron zur Nachachtung mitgetheilt. Als er endlich von Barclay de Tolly (11. Auguſt) ſelbſt erfuhr, da mußte man freilich auf ſeine Erklärung: „daß er lieber das Commando niederlege“, wenigſtens mündlich die Sache zurücknehmen. Dieſes aber erfuhr Langeron nicht, und dieſer vereitelte ihm nun durch eigenmächtiges Zurückgehen ſeine beſchloſſenen Schlachten, und ſelbſt noch in der Schlacht an der Katzbach einen Theil ſeines Planes. Doch begeiſtert und aufopfernd für die große Sache, höchſt klug und zugleich ſtets ohne Eiferſucht und gutmüthig nachgebend, unerſchütterlich feſt aber, wo es galt, beſiegte er ſtets alle Schwierigkeiten.

Nach dem Waffenſtillſtande zog Napoleon von Dresden aus zuerſt gegen Blücher, um mit großer Uebermacht ſein Heer zu vernichten (20. Auguſt). Aber Blücher zwang ihn durch kluges Ausweichen und gute Stellungen, zurückzugehen. Alsbald aber drang nun Blücher ſelbſt gegen Macdonald und ſeine drei Armeecorps vor, und die glänzende Schlacht an der Katzbach am 26. Auguſt, demſelben Tage, wo die große Hauptarmee vor Dresden unglücklich focht, dieſer erſte große Sieg gab das Signal zu den bald folgenden Siegen. Glänzend hatte ſich Blüchers ſchneller Entſchluß, ſeine perſönliche Sicherheit, ſein feuriges Vorwärtsſtreben bewährt. Der anfängliche Plan, die Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach zu ſchlagen, wozu bereits die Anſtalten getroffen waren, wird durch zuvorkommendes Uebergehen des Feindes auf das rechte Ufer vereitelt. Schnell iſt der neue Plan gefaßt und die Anordnung der Armee verändert. Die Unruhe der Seinigen aber beſeitigt Blücher, indem er ſie glauben läßt, Alles gehe nach Wunſch und Berechnung, durch die Worte: „Nun haben wir genug Feinde vorübergelaſſen: „jetzt vorwärts, Kinder, d'rauf los!“ Als es ſich auf einem Punkte zum Schlimmen zu wenden ſcheint, iſt er mit den Worten: „Ich werde ſie gleich 'mal anders faſſen, laßt mich „nur erſt unter ſie kommen“, ſo wie es ſtets ſeine Freude war, ſelbſt an der Spitze einer Reiterſchaar. Siegreich geht's voran. Und bald ruft es ihm von allen Seiten, wo er ſich naht, den Eifer zu befeuern, und Vorwärts, Vorwärts zu treiben, fröhlich entgegen: „Aber hör', Vater Blücher, heute „geht's gut!“ Und zwei Adler, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen, 300 Pulverwagen waren erbeutet. Mit einem eigenen Verluſt von nur 1000 Mann hatte er dem Feinde einen Verluſt von 30,000 beigebracht. Faſt nur mit dem Bajonet und dem Gewehrkolben hatten die tapfern Landwehrmänner gekämpft. Von Knielingswalde aus rief er ſeinem Heere zu: „Schleſien iſt vom Feinde befreit, laſſet uns dem Herrn der „Heerſchaaren, durch deſſen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgeſang ſingen und für den uns verliehenen „herrlichen Sieg danken.“

Bald erfolgten jetzt auch die Siege der beiden andern Armeen bei Culm und bei Dennewitz. Blücher, ſchnell durch die Lauſitz voraneilend, ſtrebt das ganze Heer der Verbündeten zum Vorgehen über die Elbe zu beſtimmen und ſo den Feind aus ſeinem herrlichen Standort Dresden herauszuzwingen, deſſen Trefflichkeit auch Friedrich erkannt hatte und von wo jetzt der Kaiſer mit Uebermacht bald auf dieſes bald auf jenes der einzelnen Heere vernichtend ſich zu werfen ſuchte. Blüchern war der ſchöne Name „Vorwärts“ geworden, ein Name, bald Volk und Heer durchdringend und verbindend, von ſiegreicher Kraft. Doch die Zögerungen der andern Heerführer kann das bloße Wort nicht beſiegen. Da beſchließt er durch ſein eigenes Vorangehen ſie nachzuziehen. Die abermals verſuchten Angriffe des Kaiſers (4. u. 22. Septbr.) hatte er durch kluges Ausweichen und feſte Stellungen vereitelt. Vom Kronprinzen von Schweden hatte er endlich die Zuſage, daß er mit ihm (am 3.) die Elbe überſchreiten wolle. Aber das Wort bleibt unerfüllt und durch die Säumniß des Nordheeres ſteht Blüchern allein alle Macht des Feindes auf der andern Seite des Fluſſes entgegen, ſo daß Blüchers Unterfeldherren zweifeln und abrathen. Dennoch aber wagt Blücher bei Wartenburg (3. Okt.) den kühnen, heldenmüthig durchgeführten ſiegreichen Uebergang. So zieht er den Kronprinzen ſich nach, und mit dem franzöſiſchen Kaiſer, der ihnen folgen muß, endlich auch die zögernde Hauptarmee. Zwar den Kronprinzen kann er kaum abhalten, einer feindlichen Kriegsliſt folgend, wieder über die Elbe zurückzugehen. Ja dieſer verſucht, jedoch vergeblich, vermöge einer angeblichen Oberbefehlshabergewalt, ihn nachzuziehen. Auch vermag Blücher, der jene Kriegsliſt richtig beurtheilt hatte, als der Kronprinz ſein Vorhaben endlich gezwungen aufgab, den allzuvorſichtigen, durch keine Nachgiebigkeit, durch kein williges Uebernehmen der ſchwerſten, undankbarſten Stellung bei keinem Entſchluß einer gemeinſchaftlichen Schlacht feſtzuhalten. Selbſt die endlich auf ſolche Bedingungen für den 11. Oktober zugeſagte Hülfe bleibt abermals aus. Dem jetzt aus dem großen Hauptquartier eintreffenden Befehl, von der Saale wieder zur Elbe zurückzugehen, ſetzt Blücher dennoch glücklichen Widerſpruch entgegen. Er nöthigt vielmehr auf dieſe Weiſe das Hauptheer nun ſelbſt zur Nachfolge und führt den Kampf ſeiner erſten glorreichen Entſcheidung bei Leipzig entgegen. Den 16. beginnen die Verbündeten, in weitem Kreiſe Leipzig und das franzöſiſche Heer umgebend, den Angriff. Bei Wachau und Lindenau hatte das tapfer kämpfende Hauptheer gelitten, und die Siegsglocken in Leipzig ertönten. Da macht Blüchers glänzender Sieg bei Möckern, den er bei neuer Unthätigkeit des Kronprinzen allein gewonnen, ſie gänzlich verſtummen und der Sieg des 18. iſt vorbereitet. Die Waffenruhe am 17. unterbricht nur er, indem er den Herzog von Padua ſchlägt und nach Leipzig treibt. Am 18., am Tage des allgemeinſten, ruhmwendigſten Kampfes überläßt Blücher mit abermaliger großer Selbſtverleugnung dem Kronprinzen die beſſere Stellung, ja, um ihm nun jeden Vorwand zu entziehen, bewilligt er die höchſt unbillige Forderung, von ſeiner ſo ſehr geſchwächten Armee ihm 30,000 Mann zu überlaſſen. Doch will er ſie, um ſie nicht zu verlaſſen, unter dem Kronprinzen ſelbſt commandiren. Als nach vergeblichem Widerſpruch der Kronprinz die Partha nur im weiten Umwege über die Brücke bei Taucha paſſiren will, wobei die ganze Armee unmöglich hätte zur Schlacht kommen können, iſt er mit ſeinen 30,000 Mann ſchnell bei Mockau durch das Waſſer am jenſeitigen Ufer und läßt dem Kronprinzen ſagen: „er ſei über." So iſt er auch hier voran und längſt in ſiegreicher Arbeit, als die Schweden anlangen. Seine Kühnheit, Zuverſicht und entſchloſſene That belebt, reißt Alle mit ſich fort. Auch am 19. iſt ſeine Armee die erſte, die ſtürmend in Leipzig eindringt. Auf dem Marktplatze umarmt ihn der Kaiſer Alexander mit den Worten: „Retter von Deutſchland!" und führt ihn dem gerührten Danke ſeines Königs entgegen. „Durch Ihre Siege", erklärt ihm dieſer, „mehren Sie Ihre Verdienſte um „das Vaterland ſchneller, als ich mit den Beweiſen meiner „Dankbarkeit folgen kann." Er ernannte ihn zum Feldmarſchall, der Kaiſer von Oeſterreich zum Großkreuz des Maria-Thereſien-Ordens. Alexander, der keinen Orden mehr für ihn hatte, ſchmückte ihn mit einem reichen Ehrendegen. Nach der Schlacht iſt Blüchers Armee in der Verfolgung des Feindes voran und erbeutet neue Trophäen, beſonders bei Freiburg a. d. Unſtrut. Da Wrede mit der baieriſch-öſterreichiſchen Armee dem fliehenden Feinde auf der Straße nach Mainz ſich entgegenſtellt, ſo eilt ihm Blücher von Fulda aus, um ihm die Straße nach Coblenz abzuſchneiden, nach Gießen zuvor, wo er nun ſein Hauptquartier nimmt. Hier wurde ſein Einzug angeſagt, nachdem man kaum die Berichte von der Schlacht bei Leipzig geleſen. Der Form nach alſo zog er noch als Feind ein. Aber ſchon lebte ſein Name in aller Deutſchen Herzen. Der heſſiſche und zugleich franzöſiſche Commandant, der Univerſitätsrektor und der Regierungspräſident aber verboten am Morgen des Einzugs durch Ausſchellen und Anſchlag unter Androhung „ſchwerer Ungelegenheiten" jedes Zeichen des Beifalls. Man denkt ſich leicht die Wirkung ſolcher Abgeſchmacktheit, die natürlich auch Blücher noch vor dem Einzug erfuhr. Nie werde ich den unausſprechlichen, und doch von allen Ständen und Altern und Geſchlechtern, von den Bewohnern und Umwohnern, ſo tauſendfach und zum Theil auf die rührendſte Weiſe ausgeſprochenen Seelenjubel bei dieſem Einzuge vergeſſen, niemals den ergreifenden Eindruck der Perſönlichkeit des greiſen Helden von heroiſcher Geſtalt, mit dem ſchön und edel geformten Haupt und Antlitz, mit dem ſcharfen und doch freundlichen Blick, nie ſo manches erhebende und treffende Wort des ebenſo wohlwollenden als kräftigen Kriegers aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in Gießen. Manche hielten Unannehmlichkeiten für jene franzöſiſch geſinnten Männer für möglich, doch Blücher ſtrafte ſie nach ſeiner Weiſe nur mit einem derben Wort. Er lud ſie, als ſie ihm aufwarteten, zur Tafel für denſelben Abend. Und als nun an dieſer, welche offen gehalten wurde, der Champagner kam, erhob er ſich und mit dieſen Gäſten, von welchen der Rock des einen noch die Stelle zeigte, wo der Stern der ſchnell abgenommenen Ehrenlegion geſeſſen hatte, anſtoßend, ſagte er: „Nun, meine Herren, meine Lieblingsgeſundheit: Gut deutſch, oder an den Galgen."

Blücher aber hielt mit dem Rückzug der Franzoſen über den Rhein die Aufgabe noch keineswegs für vollendet. Ihm war klar — und er ſprach ſchon jetzt beſtimmt aus, bald nachher auch in den Proklamationen an ſein Heer vom 30. December und an die Franzoſen vom 1. Januar, ſo wie in der merkwürdigen Rede an die Deputation von Nancy (17. Januar) und der Proklamation von Laon (13. März) — daß Napoleon fallen müſſe, daß man ihm und ſeinen Anhängern, ehe ſie neu gerüſtet ſeien, den Kampf auf Leben und Tod, den übrigen, den friedlichen Franzoſen, Friede und Freiheit ankündigen müſſe. Paris war ſein Ziel. Er fürchtete die Wirkung der verſchiedenen ruſſiſchen, ſchwediſchen, öſterreichiſchen, deutſchen Intereſſen und Anſichten, die Intriguen und Schwächen der Zaghaftigkeit und unzeitigen Friedensliebe, wovon man bereits die Anzeichen ſah. Vielen waren die Erfolge zu groß, um ſie ſchnell und ganz als wohlerworben zu benutzen. Blücher drängte im Hauptquartier, wo bald die Unterhandlungen mit Napoleon begannen und durch lautes, kräftiges, oft ſehr derbes Wort, durch die für ſich und ſein Vorwärts in Anſpruch genommene begeiſterte öffentliche Meinung. Das erſte Glas Rheinwein leerte er in Gießen, wie anderwärts, auf raſchen Uebergang über den Rhein! und das derbe Wort des ruhmgekrönten Feldmarſchalls gegen die Zaghaften ſchlug doppelte Wunden, da die öffentliche Meinung ſo entſchieden für ihn war. Noch mehr aber brachte er dieſe öffentliche Meinung dadurch zur Sprache und Wirkſamkeit, daß er am 6. November von ſeinem Hauptquartier zu Gießen aus ohne Weiteres den Zug nach Frankreich über Cöln begann. Freilich erreichte ihn am 11. ſchon der Eilbote mit dem beſtimmten Gegenbefehl. Seine Armee mußte wieder zurückgehen, doch blieb der Eindruck ſeines Unternehmens und es halfen ihm ſeine Energie und ſein ferneres perſönliches Wirken zu Frankfurt und die immer ſtärkere Gewalt der öffentlichen Meinung endlich zum Sieg.

Nachdem er vorher den Feind ſo, wie bei Wartenburg, dnrch Kriegsliſt getäuſcht, überſchritt ſeine Armee am 1. Januar 1814 mit dem Schlage Zwölf Uhr, unter dem Lärm der Neujahrsnacht gleichzeitig bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein. Die Franzoſen ſuchte er von Napoleon herüber auf die Seite der Alliirten zu bringen, indem er auf Napoleons Unterdrückung und auf die höchſt merkwürdigen Vorgänge in Paris am 28. December 1813 verwies, wo nach Rainouards und Lainé's kräftigen Darſtellungen der geſetzgebende Körper vom Kaiſer Wiederherſtellung der Freiheit gefordert, der Kaiſer aber den geſetzgebenden Körper nach Hauſe geſchickt und ſich den einzigen Repräſentanten Frankreichs genannt hatte. Die friedliche Schonung gegen die franzöſiſchen Bürger, welche Napoleon ſich nicht anſchließen wöllten, empfahl er auf ſeine eindringende Weiſe ſeinen Soldaten. „Die Bewohner" — ſo ſagt ſeine Proclamation — „ſind uns nicht feindlich geſinnt. Ich habe ihnen „Schutz ihrer Perſonen und Sicherheit ihres Eigenthums verſprochen. Ich that's in Eurem Namen. Ihr müßt's halten!" Seine Armee, jetzt verſtärkt durch das vierte und fünfte deutſche Armeecorps, nahm wieder die Mitte ein zwiſchen der großen Armee, welche zu ſeiner Linken, ſüdlich von der Schweiz aus, vorrückte, und zwiſchen der Nordarmee, welche — jedoch zuerſt wegen Bernadotte's Zaudern nur theilweiſe — zu ſeiner Rechten von den Niederlanden aus vorrücken ſollte. Wie früher Leipzig, ſo mußte nun Paris der Zielpunkt werden. Am 17. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 26. in Brienne, wo ihm ein Ueberfall perſönlich große Gefahr brachte, aber den Zweck, ſeine Verbindung mit der Hauptarmee zu verhindern, nicht verfehlte. Schon wieder hatte er jetzt mit den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei im Hauptquartiere und gegen die Rückerinnerungen an den frühern Rückzug aus Frankreich während der Revolution zu kämpfen. Er trieb nach Paris und erbot ſich, bei einiger Unterſtützung durch die Hauptarmee, da ſein Heer noch nicht vereinigt war, den Kaiſer ſogleich jetzt zu ſchlagen. Das Vertrauen der Monarchen und Feldherren übertrug ihm hierauf am 1. Februar über einen Theil der Hauptarmee, über die Truppen unter Wrede, Giulay und dem Kronprinzen von Würtemberg, den Oberbefehl für eine Schlacht bei Brienne oder la Rothiere. Er ſchlug. In ſchönen Vereine fochten die verbündeten Heerſchaaren. Als es die Entſcheidung galt, da rief Blücher: „Ihr nennt „mich den Marſchall Vorwärts: nun will ich Euch zeigen, was vorwärts heißt!" Und an der Spitze einer tapfern Schaar ſprengte er voran auf den entſcheidenden Punkt, und das Dorf la Rothiere, Napoleons feſte Stellung, iſt genommen. Die erſte Schlacht auf franzöſiſchem Boden war gewonnen. Angeſichts ſeiner militairiſchen Wiege war der große feindliche Feldherr von Blücher beſiegt, hatte 3000 Gefangene und 82 Kanonen verloren und ſah auf's Neue den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit gefährlich untergraben.

Blücher, jetzt mit größerem Nachdruck nach Paris treibend, rückte an der Spitze ſeiner Armee mit Schnelligkeit an die Marne und, ſchon die Hauptſtadt bedrohend, bis Meaux vor. Langſamer und weniger glücklich operirte die große Armee ihrerſeits an der Seine. Aber mit der ganzen Kraft ſeines großen Geiſtes, durch ſie reich an Hülfsmitteln und ſeine Heerſchaaren durch die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen faſt verdoppelnd, kämpfte der Kaiſer. Hätten die Idee der Freiheit und die franzöſiſche Nation noch mit ihm gekämpft, hätte er es nur wagen dürfen, eine Volkswehr aufzubieten, wahrlich, in dem reichen kriegsrüſtigen Frankreich, ſiebenmal größer, als das Volk, an deſſen Spitze Friedrich ſiegreich gegen den größten Theil von Europa kämpfte, in demſelben Frankreich, das in der Revolution noch ungerüſtet, überall von auswärtigen und innern Feinden beſetzt, begeiſtert durch ſeine Freiheitsideen, ſie alle ſo glorreich beſiegte, der Sieg hätte ſein werden müſſen. Mit Blitzesſchnelle von einem Heere der Verbündeten zu dem andern eilend, benutzte er jede Blöße, jede Lücke. So warf er ſich jetzt zuerſt auf die Blücher'ſche Armee, welche durch fehlerhafte und der Abrede zuwiderlaufende Bewegungen der Hauptarmee, ohne daß Blücher es wußte, auf der rechten Seite entblößt war und vereinzelt ſtand. Zuerſt überraſchte und ſchlug er den General Olſuſieff bei Champaubert (10. Febr.), dann Sacken bei Montmirail (11. Febr.) und hierauf York bei Chateauthierry (12. Febr.), ſchnitt ſie von dem Reſt der Armee unter Blücher ab und warf ſich auf dieſen bei Joinvilliers und Etoges (14. Febr.). Er umzingelte deſſen Heerhaufen dergeſtalt, daß nur das Durchſchlagen in Quarré's einen durch die ſeltenſte Geiſtesgegenwart bewundernswürdigen Rückzug gegen Chalons zu möglich machte. Ein franzöſiſcher Berichterſtatter (Koch, Mémoires) geſteht, daß die Franzoſen die Geiſtesgegenwart Blücher's bei dieſem Rückzuge bewunderten. „Er ſammelte,“ ſo fährt Koch fort, „ſein Fußvolk, mitten unter den Angriffen der Cavalerie, eine Sache, die ſo ſchwer gelingt, daß ſie in gleichem Grade den Feldherrn und ſeine Soldaten ehrt.“ Bald bei der Vorhut, bald bei der Nachhut, war Blücher überall, wo die Feinde am dichteſten drängten. Aber ſo furchtbar ſah er, trotz aller Ordnung des Rückzugs, die Seinigen fallen, daß er zuletzt im bittern Schmerz jede, auch die nöthigſte Vorſicht für ſeine Perſon aufgab, auch als alle Ordonanzen zu ſeiner Seite fielen, im ſtärkſten Kugelregen unbeweglich ausharrte und ſeines treuen Adjutanten, des Grafen Noſtiz Mahnung, ſich zu retten, zurückwies, da ſagte ihm dieſer: „Nun, wenn Ew. Excellenz ſich hier, wo noch nichts verloren iſt, todtſchießen laſſen, ſo wird die Geſchichte auch nicht viel Rühmliches davon zu erzählen haben.“ Da ſah ihn Blücher ernſt an und mit den Worten: „Nun, Noſtiz, ſo laſſen Sie uns reiten!“ trieb er ſein Pferd an. Gleich darauf kamen Gneiſenau und andere Offiziere und ſuchten den ſchon Vermißten. „Na, Gneiſenau,“ — rief er, ſchon wieder im Beſitz ſeiner heitern Zuverſicht, Jenem entgegen — „nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit! Es wird nun ſchon wieder gehen; wir werden noch Alles wieder gut machen!“ Die vier vereinzelten Gefechte hatten 14,000 Mann, faſt den vierten Theil der Armee, darunter 6000 Gefangene und 27 Kanonen gekoſtet und Napoleon berichtete nach Paris: „die Blücher'ſche Armee ſei vernichtet.“ Doch ſchnell vereinigte nun Blücher in Chalons alle ſeine Heertheile mit ſich und großmüthig ſprach er in ſeinem Bericht ſeine Generale frei und nahm alle Schuld auf ſich. Selbſt die Führer der Hauptarmee verſchonte er mit Vorwürfen, dachte vielmehr auf ihre Unterſtützung und bot Schwarzenberg ſeine alsbaldige Unterſtützung zu einer Hauptſchlacht an. Er hätte tollkühn ſcheinen können, aber Blüchers Muth wuchs mit dem Unglück. Schwarzenberg war unterdeſſen mit dem Hauptheere allmälig bis gegen Fontainebleau vorgedrungen geweſen; im Fluge aber hatte Napoleon ſich jetzt von Blücher, von der Marne zur Seine eilend, wieder auf das Hauptheer geworfen. Er ſchlug die Ruſſen ſogleich bei Nangis (17. Febr.) und die Würtemberger bei Montereau (18. Febr.) und am 19ten war Schwarzenbergs Heer im vollen Rückzuge, doch hatte er Blüchern bereits geantwortet, wenn dieſer noch mit 30,000 Mann am 23ſten in Mery zu ihm ſtoßen könne, ſo wolle er dort ſich ſtellen und eine Hauptſchlacht liefern. Blücher antwortete: „Ich werde ſchon am 21ſten mit 53,000 Mann und 300 Kanonen zur Stelle ſein.“ Und wirklich traf er am 21ſten noch zur rechten Zeit in Mery ein, um die Wittgenſteiniſche Armee von einer großen Niederlage zu retten. Von den franzöſiſchen Schriftſtellern, die überhaupt öfters bemerken, da oder dort habe man an der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck der Bewegungen bemerkt, daß man es mit Blücher zu thun habe, berichtet hier Fain in ſeinem Geſchichtsbuch: „Das ganze Heer Schwarzenbergs war im Zurückweichen. Ueberall ſtieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerſtand zu leiſten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery ſetzte in Erſtaunen. Man fragte, wer dieſer trotzige Feind ſei. Napoleon erfährt, es ſeien Truppen von Blücher. Er will es nicht glauben, er meint, dieſe Truppen müßten noch 30 Stunden weit von hier weg ſein. Doch es war ſo; nun iſt Alles begreiflich, nur nicht, wie dieſe Truppen, die ſich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben könnten, überhaupt ſo ſchnell wieder und jetzt hier auf dem Kampfplatz erſcheinen konnten.“ Aber leider harrte Blücher in Mery vergeblich auf die Verfügung zur verſprochenen Hauptſchlacht. Er konnte Schwarzenberg nicht dazu bewegen. Schon hatte dieſer den Franzoſen einen Waffenſtillſtand angetragen und man hoffte wieder auf die Friedensunterhandlungen auf dem Congreſſe zu Chatillon. Schwarzenberg beſteht darauf, ſeinen Rückzug bis nach Chaumont und Langres zu verfolgen. Vergeblich läßt ihn Blücher durch Grollmann beſchwören, ſeinen Vorſatz aufzugeben. Ja Schwarzenberg befahl Blücher an dieſen Rückzug ſich anzuſchließen, und förmlich ausgefertigt langte alsbald derſelbe Befehl aus dem großen Hauptquartier an. Hätte Blücher gefolgt, ſo war der Feldzug verloren und ein unglücklicher, ſchimpflicher Rückzug aus Frankreich unvermeidlich. Schon hatte Napoleon das ſtolze Wort geſprochen: „Jetzt bin ich näher an Wien als die Feinde an Paris!“ da faßte Blücher den kühnen, in ſeinen Folgen welthiſtoriſchen Entſchluß, nicht zu folgen, vielmehr ſeine Verbindungen mit der Hauptarmee abzubrechen, mit ſeiner Armee ſchnell zum zweitenmal an der Marne nach der Hauptſtadt vorzudringen, dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien, und ſie ſo dem Vorgehen nach Paris wieder günſtiger zu ſtimmen. Durch dringende Vorſtellungen bei den Monarchen von Preußen und Rußland (der Kaiſer von Oeſterreich war ſchon früher rückwärts in Dijon) wußte er, nachdem er bereits unverweilt ſeinen Plan in Ausführung gebracht, auch die nachträgliche rühmliche Genehmigung zu dem Geſchehenen zu erlangen und ſelbſt eine Vermehrung ſeiner Armee durch das Winzigerodiſche und Bülow'ſche Corps von der auf's Neue zaudernden Nordarmee und durch das weimariſche Corps zu erwerben. Er warf Marmont bei Sezanne und überſchritt die Marne bei La Ferte. Sein Plan, die große Armee zu befreien, war ſchnell erreicht. Schon am 7. März ſtand wieder ihm Napoleon bei Craon zur Schlacht gegenüber. Unverantwortlich verſpätete ſich Winzigerode mit 11,000 Mann Reiterei und mit der reitenden Artillerie. Blücher mußte ſich zurückziehen. Doch Unfälle und verlorene Schlachten ſchlugen ihn und ſein Heer nicht nieder. Schon den nächſtfolgenden Tag (am 9. März) boten ſie dem Kaiſer bei Laon eine neue Schlacht an. Sie wurde glänzend gewonnen und dadurch den Alliirten die Thore von Paris eröffnet. Mehr als 50 Kanonen, 100 Pulverwagen und mehr als 2000 Gefangene waren der Preis eines glänzenden nächtlichen Angriffs am 9ten gegen einen geringen eignen Verluſt. Napoleons eigener Angriff am 10ten wurde ſiegreich zurückgeſchlagen. Napoleon ohne den leidigen Blücher auch nur zu nennen, berichtete nach Paris, er habe gefunden, daß die Höhen von Laon uneinnehmbar ſeien. Seine Angriffe auf die Blücher'ſche Armee aber mußte er nun aufgeben. Er wendete ſich wieder gegen das Hauptheer. Dieſes, durch Blüchers kühnen Vorgang beſtimmt, war unterdeß ebenfalls zum zweitenmale von der Seine nach Troyes, Sens und Provins vorgerückt. Es hätte ſchon am 5. März vor Paris ſtehen können. Aber 90,000 Mann ſtark, hatte es ſich durch 32,000 Mann unter Macdonald vierzehn Tage lang faſt an derſelben Stelle in Unthätigkeit halten laſſen. Doch war Napoleon, der in Rheims den General St. Prieſt überfallen hatte, ſo geſchwächt, daß er bei Arcis ſur Aube ſeinen neuen Angriff auf die verbündeten Heere (20. März) nicht durchſetzen konnte. Da ſuchte er durch eine kühne Kriegsliſt die beiden Heere von dem Vordringen nach Paris abzuwenden. Durch einen Rückzug über Vitry und Saint Diziers warf er ſich in ihren Rücken, hoffte, ſie ſich nachzuziehen und, gelehnt an ſeine Grenzfeſtungen und unterſtützt durch den Mangel der ausgehungerten Gegenden und durch das zur Verzweiflung aufgereizte Volk, ſie ins Verderben zu ſtürzen. Und das Hauptheer begann wirklich bereits in die Falle zu gehen. Napoleon, in übereilter Siegesfreude, äußerte: „Man hat von Frieden geſprochen, aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen.“ Diesmal konnte jedoch Blücher, unterſtützt durch einen aufgefangenen Brief von Napoleon an die Kaiſerin, der die Liſt enthüllte, bei den Monarchen ſchnell ſein Vorwärts nach Paris durchſetzen. Er ſelbſt ſchreibt an einen deutſchen Fürſten: „Nachdem ich den Napoleon bei Laon geſchlagen, beſtand ich gegen die Meinung aller Umgebungen der Monarchen darauf, mit beiden Heeren auf Paris loszumarſchiren und Napoleon machen zu laſſen. Es würde dann ſchon Alles ſich finden, wenn wir die Hauptſtadt hätten.“ Am 23. wurde wirklich im Hauptquartier zu Vitry mit freudiger Zuſtimmung jetzt auch des edeldenkenden Schwarzenberg das Vorrücken beider Armeen beſchloſſen. Napoleon ließ ſich durch die ihm von Blücher klug nachgeſchickte Reiterei des Generals Winzigerode zu dem Wahne verleiten, die Armeen folgten ihm. Als er endlich, ſeine Täuſchung erkennend, eiligſt gegen Paris zurückging, war es bereits zu ſpät. Am 30ſten griffen die Alliirten Paris an. Blücher, der unterwegs gegen Marmont und Mortier und den General Pactod die Unfälle im Februar ſiegreich gerächt hatte, endigte durch Erſtürmung des Montmartre glorreich den Feldzug. Am 31ſten zogen die Verbündeten in die Hauptſtadt ein.

Der Kaiſer Alexander erließ jetzt in ſeinem und ſeiner Bundesgenoſſen Namen die Erklärung an die von ihrem Deſpoten befreite franzöſiſche Nation, ſie möge ſich eine andere Regierung erwählen. Mit dem treubrüchigen Napoleon würden die Verbündeten nicht unterhandeln. Der Senat aber ſetzte den Kaiſer ab, und gab, zurückkommend auf die Erklärungen im geſetzgebenden Körper 28. Dec. 1813, des Kaiſers Unterdrückung der verfaſſungsmäßigen Freiheiten, insbeſondere auch der Preßfreiheit, als Grund an. Napoleon wollte Paris ſtürmen. Aber jetzt verſagte ihm auch ſeine Armee durch die Marſchälle den Gehorſam. Er mußte mit der Inſel Elba und einer Jahresrente zufrieden ſein. Der Senat entwarf nun in Eile eine neue liberale Verfaſſung, die auch der geſetzgebende Körper eben ſo eilig gut hieß. Von beiden wurde Ludwig XVIII. zurückgerufen. Dieſer erklärte vor ſeinem Einzuge in der Proclamation von St. Ouen, daß auch er die Grundſätze der neuen Verfaſſung annähme, verſprach jedoch dieſelben, „weil die Verfaſſungsurkunde zu ſehr das Gepräge „der Eile an ſich trage," in einer vollſtändigeren Urkunde zu verwirklichen, und erfüllte in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen der Sieger dieſes Verſprechen durch die am Tage nach ſeinem Einzuge in Paris publicirte Charte vom 4. Juni.

Blücher hatte ſchon vor der Schlacht von Laon, von einem fieberhaften Zuſtande ergriffen, ſich nur durch die Kraft und Spannung des Geiſtes und die Größe ſeiner Aufgabe aufrecht erhalten. Er commandirte auf dem Montmartre nur aus dem Wagen und wegen ſchweren Augenleidens mit einem grünen Damenhut bedeckt. Nun drohte eine ſchwere Krankheit dem Greis das Leben oder mindeſtens das Geſicht zu rauben. Er war ſechs Tage lang blind, doch ſiegte bald ſeine kräftige Natur.

Vergeblich eiferte Blücher jetzt mit ſeinen oft ſehr derben Erklärungen gegen den für die Feinde zu günſtigen Frieden. Alle deutſchen Länder wünſchte er für Deutſchland. Die Zurückrufung der Bourbons gefiel und bürgte ihm nicht. Er ſagte laut voraus, daß man ſo nur einen Waffenſtillſtand ſchließe. Und er hatte recht geſehen. Die Partei der adeligen Emigranten und ihre reſtaurirende Vernichtung und Bedrohung aller Früchte der Revolution, und namentlich der auch in der Charte anerkannten Freiheitsrechte, öffnete dem von Elba zurückkehrenden Napoleon die Bahn. Daß jetzt erſt Ludwig XVIII. vor den ſchnell verſammelten Kammern die Charte durch feierlichen Eid beſchwor, iſt zwar für die Idee der Zeit ſprechend genug, konnte aber nun nicht mehr helfen. Napoleon ſeinerſeits beſchwur auf dem Maifelde jetzt noch größere Freiheit, und rüſtete die Armeen.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erſchien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen ſchlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarſchallsuniform und trieb zur energiſchen kräftigen Rüſtung. Unter Erneuerung der ſchon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutſchland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 ſtand Blücher bereits nach raſchen Märſchen mit ſeinem Heere an der Maas und Sambre, zunächſt an der franzöſiſchen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzoſen unter dem Kaiſer gegenüber. Ihm zur Seite ſtand die aus Engländern, Niederländern und Deutſchen gebildete Armee unter Wellington, mit dem Hauptquartier zu Brüſſel. Beide Feldherrn hatten ſich ſchnelle gegenſeitige Hülfe verſprochen. Napoleon warf ſich zuerſt auf Blüchers Heer. Ein franzöſiſcher Schriftſteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach ſeiner Weiſe dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm ſelbſt nur einige Bataillone zu Gebot ſtänden; Wellington dagegen würde, bevor er nicht ſein Heer verſammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzoſen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuverſichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an daſſelbe hatten ſich verſpätet. Wellington aber hatte geſäumt, ſeine verſchiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen ſollte, bei Quatrebras ſelbſt angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr perſönlich verſprochen hatte, blieben aus. Die Franzoſen erhielten das Uebergewicht. Da ſetzte ſich Blücher, um, wie oftmals, durch ſeine perſönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den ſiegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber ſie wurde von den franzöſiſchen Cüraſſieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, ſtürzt und wirft ſich auf den greiſen Helden, der im Falle noch ruft: „Noſtiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerſt die Preußen und die verfolgenden Franzoſen, dieſe im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeiſprengen, nur ſein treuer Noſtiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzoſen zurückkehren, da hält ſie Noſtiz ſchnell an. Dem Feldmarſchall wird unter ſeiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Maſſe vor. Die Niederlage des Blücherſchen Heeres war vollſtändig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroiſche Muth des Feldherrn und ſein Vertrauen, durch das doppelt ſchwere Schickſal und ſelbſt durch ſeine empfindlichen körperlichen Leiden unerſchüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge „gekriegt, lieber Gneiſenau, wir müſſen es wieder aus„beſſern." Mit dieſen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war ſtark zerſchlagen. Er litt große Schmerzen und konnte ſich nur mit großer Beſchwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren geſund. Den Bericht an den König ordnete er noch ſelbſt. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetſchte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es ſeien Spirituoſa, verſetzte er: „Auswendig hilft „das nicht viel. Ich will dem Ding beſſer beikommen," ließ ſich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majeſtät, ich hätte kalt nachge„trunken, es würde beſſer gehen!" Der Tagesbefehl am folgenden Morgen ſchließt mit den Worten: „Ich werde Euch „wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn „ſchlagen, denn wir müſſen." Wellington, welcher bei Quatrebas ebenfalls von Ney war geſchlagen worden, fragt an demſelben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beiſtehen könne zu einer Hauptſchlacht? „Mit der ganzen Armee!" war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbſt dem abgeſonderten preußiſchen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, verſagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer iſt die Entſcheidung!" ſprach er, in dem gemeinſchaftlichen Kampf ſtets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch dieſe Geſinnung in den Freiheitskriegen geleiſtet, liegt vor Augen. Wer in der Geſchichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengeſetzten Eigenſchaften der Feldherrn ſcheitern ſah, wird es ganz zu würdigen verſtehen. Aber es ſchienen die Schwierigkeiten faſt unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müſſen und beſtieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und ſumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weiſe: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" Den Regen nannte er ſeinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es ſtockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entſetzlichen Weges nur ſchwer und langſam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängſtigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen mühſam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es ſei unmöglich." Da redet Blücher mit tiefſter Kraft: „Kinder wir müſſen vorwärts. Es heißt wohl, es geht „nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder „Wellington verſprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch „nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?" Und ſo ging es denn mit allen Waffen unaufhaltſam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht ſchon zu viel gelitten und ſchien ihr bald weichen zu müſſen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-ſainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlaſſen. Schon war die Straße nach Brüſſel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft ſei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erſtürmung des Dorfes la Haye-ſainte entſchied die Niederlage. Wellington erklärte in ſeinem Berichte an ſeine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Mar„ſchall Blücher und der preußiſchen Armee nicht Gerechtigkeit „wiederfahren laſſen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg die„ſes furchtbaren Tages ihrem ſo herzlichen und zeitgemäßen Bei-

„ſtande zuſchriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur „den Wegweiſer, weil er ſtets an der Spitze ſich befand. Der „Feldmarſchall flog im dichteſten Pulverdampf daher. Es war „eine Freude, ihn zu ſehen. Commandirte er, dann funkelte „ſein Blick. Ging's vorwärts, dann ſang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er ſo ruhig, wie im Schlafzimmer, „ſeine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte ſich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieſer großen Schlacht, die gänzliche Auflöſung der feindlichen Armee, den Verluſt alles Geſchützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geſchichte, dieſes bewirkte Blücher erſt dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei ſolche Schlachten geſchlagen, nach einer ſolchen Niederlage ſo Bewundernswerthes geleiſtet hatte, verfolgte noch in derſelben Nacht den fliehenden Feind ſo ſchnell, daß ſie ihn aus neun verſchiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe ſuchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menſchen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneiſenau, dem an dieſem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerſchmettert worden, vollzog ſie treulich. Der zwei und ſiebenzigjährige Greis ſelbſt, welcher ſo Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaiſers Wagen mit deſſen Kaiſermantel und Ordensſternen und ſeinen Hut und Degen, welche er, überraſcht von der ſchnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Beſteigen eines Pferdes zurücklaſſen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, ſah er bei ſeinem Eintritt die Leute beſchäftigt, eilig aus ſeinem Zimmer ſechs ſchwer verwundete Franzoſen fortzuſchaffen. Aber der menſchenfreundliche Feldherr, obwohl ſo ſehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß ſie um ſeinetwillen geſtört würden, ſondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zuſtand verſtattete. Blücher haßte die Franzoſen, ſo lange und ſo weit ſie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutſchen Vaterlandes dieſem und ihm gegenüberſtanden, vor Allem alſo den Bonapartismus und eine undeutſche ſchmachvolle Förderung dieſer Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrloſe Feinde empfahl er ſtets Schonung und übte ſie auf die edelſte, menſchlichſte Weiſe. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechſel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geſchrieben: „Mein Freund! die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Ich denke die Bonapartiſtiſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieſer Nacht beſorgte er die Proclamation an ſein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er ſtets weſentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weiſe erklärt. Schon am 29ſten ſtand er mit ſeiner Armee vor den wohlbefeſtigten Linien von Paris, welches eine mit der ſeinigen gleich ſtarke Armee vertheidigte. Alle Anträge, zu einem Waffenſtillſtande ohne Einnahme der Hauptſtadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchſt kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Pleſſis, Piquet und Iſſy ſchlug, zwang er die Hauptſtadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte ſo auch dieſen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den erſten. Am 7. Juli zog er in Paris ein nnd nahm ſein Hauptquartier im kaiſerlichen Schloß Saint Cloud. Der Kaiſer aber, deſſen Plan, ſich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hauſe zu ſchicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von Lafayette, ſcheiterte und deſſen Freiheitsliebe eben ſo wenig in der franzöſiſchen Nation, als ſeine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entſagen.

Er ſchien die Abſicht Wellingtons und anderer Verbündeten, aus Schonung für die Bourbons und ihre Herrſchaft die Einnahme von Paris nicht zu erzwingen. Dieſes und die Bemühungen für die Bourbons gefielen Blüchern nicht. Er wünſchte für die Franzoſen ihre volle innere Freiheit. Nur wollte er beſſere Wiederherſtellung und Bürgſchaft für Deutſchland. Er eiferte in dieſer Hinſicht auf's Neue für beſſere Friedensbedingungen. Und durch ſeine Raſchheit konnte er, noch ehe die Monarchen und Miniſter ankamen, mehr noch als durch Worte wirken. In den Unterhandlungen über den Waffenſtillſtand gebrauchte er einen den Franzoſen ſeit lange ungewohnten Ton und die deutſche Sprache. Dennoch rieth der große Carnot, lieber mit Blüchers derber Geradheit, als mit Wellingtons höflicher Zweideutigkeit zu unterhandeln Blücher verwarf es entſchieden, daß die Hauptſtadt wiederum, ſo ganz gegen der Franzoſen Verfahren in Deutſchland, von Einquartierung frei bleibe, verfügte ſchnell die Beſchlagnahme der aus Deutſchland geraubten Kunſtſchätze und ſchrieb Contributionen aus. Sein Vorangehen und ſeine lauten, energiſchen, durch die öffentliche Meinung unterſtützten Worte trugen auch bei zu dem jetzt beſſeren Frieden. Auch wurde merkwürdigerweiſe den Franzoſen die Erhaltung ihrer freien Verfaſſung jetzt förmlich durch den Friedensſchluß verbürgt, doch gefielen die Bedingungen Blüchern nicht ganz und er fürchtete neue Gefahren. Bei einem großen Feſtmahle, welches Wellington den in Paris verſammelten Miniſtern, Diplomaten und Feldherren gab, brachte er den Trinkſpruch aus, den man in England mit großem Beifall den Blüchers-Toaſt nannte: „Mögen die Federn der Miniſter nicht wieder „verderben, was durch das Schwert der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden!“

Auch nach der Rückkehr aus den Feldzügen maßte ſich zwar Blücher keineswegs die Rolle eines Staatsmannes oder eine Einmiſchung in die Verwaltung an; aber er hielt als Privatmann mit ſeinem geſunden Rechtsgefühl und praktiſchen Sinne feſt an den großen Grundſätzen, durch welche Preußen wieder ſtark und groß und Deutſchland gecettet war, welche mit den Herrſchern und der Nation auch er in den Freiheitskriegen mit Ueberzeugung öffentlich ausgeſprochen, durch welche er geſiegt hatte. Er war ſehr weit entfernt von der reactionairen Beſtrebung derjenigen, welche dieſe Grundſätze und ſelbſt alle Begeiſterung für Freiheit und Vaterland während der Freiheitskriege jetzt ableugneten, welche ſogar damals, nämlich vor ihrer Erneuerung durch die königliche Erklärung vom 17. Januar 1820, die Verheißung der Reichsrepräſentation auslöſchen wollten, und welche den alten Staatskanzler jetzt deshalb anfeindeten, weil er den freien Grundſätzen Sanction und zum Theil ſchon die Verwirklichung verſchafft hatte. Sein oft äußerſt herber Tadel gegen den altgewordenen Staatsmann und manche neuern Maßregeln war ganz anderer Art. Blücher blieb in ſeinen Geſinnungsäußerungen, in ſeinen kräftigen, oft ausführlichen, aber leicht dahinfließenden und meiſt allgemein ergreifenden Reden an das Volk, ſo z. B. in den freien Städten, in Frankfurt (1815), in Hamburg (1816), und bei Gaſtmälern, und in ſeinen kurzen Kraft- und Schlagworten, von welchen, wo er hinkam, ſogleich viele in Umlauf waren, völlig der Mann des Volks. Manche Privatäußerungen waren ſo ſtark und derb, zuweilen auch gegen Perſönlichkeiten verletzend, daß, wie ſein ausführlichſter berliner Biograph bemerkt, ihre Bekanntmachung zum Theil erſt in einer ſpätern Zeit zu erwarten iſt. Und wir wollen ebenfalls einzelne, die wir vernahmen, hier nicht wiederholen. Auch beſeitigte er ſelbſt zuweilen ein tieferes Eingehen in politiſche Discuſſionen durch einen Scherz So erwiederte er auf gewiſſe Klagen in Beziehung auf Preußens Conſtitution: „Der Staat hat keine beſſere Conſtitution als ich; im „Kriege ſind wir friſch; aber im Frieden will's nicht recht gehen.“

Mit Wärme hielt insbeſondere Blücher feſt an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwiſchen dem Krieger- und Bürgerſtand und zwiſchen Adeligen und Bürgerlichen. So war ſein Trinkſpruch bei dem großen Feſte, welches ihm nach ſeiner erſten Rückkehr von Paris die Ständevertreter der Monarchie gaben: „Der glücklichen „Verbindung des Krieger- und Bürgerſtandes vermittelſt der „Landwehr!“ An der königlichen Tafel, bei einem großen Feſte am 15. Auguſt 1814, bat Blücher um die Erlaubniß, die Geſundheit des Fürſten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, „welcher dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majeſtät und der „Nation verdient und erlangt, ſo wie durch den Geiſt, welchen er der Staatsverwaltung eingeflößt, jene innige Verbindung „der Nation zu einem Ganzen bewirkte, wodurch die großen „Leiſtungen möglich geworden und es dahin gekommen iſt, daß „man in Preußen jetzt nicht weiß, wo der Kriegerſtand aufhört „und der Bürgerſtand anfängt. Ich wünſche,“ ſo fuhr Blücher fort, „daß dieſe glückliche Verſchmelzung unauflöslich „bleibe.“ Am 16. Juni 1816 hatten die Badegäſte in Carlsbad ein Feſt zur Feier des Jahrestages der Schlacht von Belle-Alliance veranſtaltet und die Preußen Blüchern dazu eingeladen. Jedoch hatten die Vornehmern ſich von den Bürgerlichen abgeſondert. Da fand ſich Blücher zuerſt bei der Mittagstafel der Bürgerlichen ein, zu dem Balle am Abend aber erklärte er „nur dann kommen zu können, wenn die unſtatthafte Abſonderung aufhöre.“ In ſeinem Trinkſpruch ſagte er hier: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller „und reichlicher Art, ſind mir zu Theil geworden. Meinen „ſchönſten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, „in der Achtung meiner Zeitgenoſſen und in dem Bewußtſein, „meine Pflicht im ſtrengſten Sinne des Worts mit Aufbietung „aller meiner Kräfte erfüllt zu haben.“ — An den Wohlthätigkeitsverein in London ſchrieb Blücher, der oft ſeine Bewunderung Erglands ausſprach: „Wenn es meine äußern Verhältniſſe erlaubten, ſo möchte ich mein Leben in England beſchließen. Unter einem Volke zu leben, das durch ſeine

„Verfaſſung ſo groß vor allen andern daſteht, das ſich in Allem ſo ſehr auszeichnet und ſeinen Reichthum auf ſo edle, anderwärts unbekannte großherzige Weiſe verwendet, muß zugleich erhebend und beruhigend ſein." Mit welcher Energie ſich Blücher am Ende des Jahres 1815 für die 1813 in ſeiner erſten Proclamation verheißene, aber damals ſchon angefochtene unbeſchränkte Preßfreiheit ausſprach, wie er, der gerade, oft derbe Wahrheitsfreund, gar keine andere Grenze derſelben ſich denken konnte, als die Wahrheit ſelbſt, dieſes wurde ſchon oben berührt.

Im Sommer 1816 beſuchte Blücher ſein Vaterland Mecklenburg. Er wurde von dem Fürſten und dem Volk auf das Höchſte geehrt. In Dobberan, an der großherzoglichen Tafel, dankte er dem Großherzog, der alle braven Mecklenburger hatte leben laſſen, im Namen derſelben und ſagte unter Anderem: „Es iſt mir eine Ehre, den Mecklenburgern anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen laſſen mitzuhelfen, daß die Welt befreit würde vom Sklavenjoch des Tyrannen. Mir iſt noch mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältniſſen meines Lebens tief im Herzen bewahrte und was ich mit innigſter Sehnſucht zu erreichen wünſchte, das iſt erreicht. Ich bin nun da froh und frei, in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verſpielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt, wie ich mich geſehnt habe, ehe auch ich mein Grab fülle, zu beten an ihrem Grabe" (er that dieſes einige Tage nachher in der Kirche zu Roſtock). „Gern ruhte ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode ſich ſchließt. Doch ich wünſche nichts mehr. Zu viel habe ich ſchon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder! Bleibt, wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahrheit, treu Eurem Fürſten, ſo bleibt Ihr Euch ſelbſt getreu!"

Solcher Liberalität, Pietät, Treue und Herzlichkeit der Geſinnung, wie ſie ſich in dem Bisherigen äußert, entſpricht Blüchers ganzes begeiſtertes treues Wirken. Selbſt bei ſeinen Fehlern kommt ſie noch zu Tage. Bekannt iſt ſeine Leidenſchaft für's Wageſpiel. Wir wollen ſie nicht entſchuldigen durch die gleiche Leidenſchaft unſerer kriegsmuthigen altdeutſchen Vorfahren. Aber es war ein ſchöner Sieg der Pflicht, daß Blücher während der ganzen Zeit eines Feldzugs nie auch nur ein einzigesmal ſpielte. Sehr auffahrend und derb und ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung war der in den Heerlagern des ſiebenjährigen Kriegs erwachſene Kriegsheld. Aber mit einigen heftigen derben Worten, von ihm ſelbſt öfter zuweilen in verſöhnenden Scherz gewendet, war meiſt ſein Verdruß ausgetilgt. Nie ſah man ihn ſchlagen. Freundlich und mild gegen Schwächere, gegen Frauen und gegen ſeine Krieger, ſcheuete er ſich nicht, dieſen mit Achtung ein vergangenes Unrecht abzubitten. Bei dem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg ſagte er zu ſeinen Soldaten: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten, die Brücke laſſe ich hinter uns abbrechen!" Da vernimmt man Murren und mehrere Soldaten rufen laut: „So brauche man ihnen nicht zu kommen. Sie würden ja wohl ihre Schuldigkeit auch ohne das gethan haben, das hätten Sie wohl gezeigt." Da erwiedert der wackere Feldherr kräftig und zutraulich: „Ihr habt recht, Kinder, da hat der alte Blücher wieder einmal etwas Dummes geſagt. Aber bös war's nicht gemeint. Wir kennen uns ja ſchon!" Und: „Hurra, Vater Blücher!" ſo ging's vorwärts. Auf eines Vornehmen etwas geringſchätzende Aeußerung über die gemeinen Soldaten erwiederte er warm: „Der Soldat hat ſo gut Ehre, als die Fürſten und die Officiers, und unſere Ehre beſteht durch ihre Ehre!" Die Feinen mögen wohl Anſtoß genommen haben, wenn Blücher ſelbſt im Frieden die Soldaten in alter herzlicher Weiſe behandelte, wenn der Feldmarſchall auch in Berlin keinen Anſtand nahm, den gerade vorbeigehenden Landwehrmann anzuhalten und, an deſſen Pfeifenſtummel ſeine Tabackspfeife ſetzend, ſie in dieſer Gemeinſchaft anzurauchen. Aber die Krieger vergaßen ihm dies ſicher nicht. Er ſorgte überhaupt auch im Frieden gern für ſie. Von dem engliſchen Hülfsverein für verwundete Krieger wußte er für die ſeinigen 264,000 Thaler zu erhalten. Wie manchesmal ſprach Blücher in einigen derben Worten, wie wir ſie ja ſelbſt bei dem großen Dichter vom Götz leſen müſſen, beredter und tiefer ergreifend, als alle Redekünſtler. So ſagte er einſt zu einem Regiment, das geſtern ſiegte, und das er heute auf's Neue zum Sturm kommandirte, die Soldaten anſehend: „Kerls, ihr ſeht ja aus wie die Schweine! Aber ihr habt die Franzoſen geſchlagen. Damit iſt's aber noch nicht genug. Ihr müßt ſie heute wieder ſchlagen, denn ſonſt ſind wir Alle — —". Das ſind redneriſche Motive, wie ſie Demoſthenes nicht beſſer hat. Als bei dem Rheinübergang ein Bataillon, das ſehr gelitten hatte, in düſterer Haltung an ihm vorbeizog, ruft er ihnen traulich zu: „Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lange in Frankreich bleiben, bis Ihr alle franzöſiſch könnt!" und das ganze Bataillon wurde guter Laune. So ging ihm nie Luſt und Kraft aus, mit einem guten Worte den Seinigen ſeine heitere Zuverſicht und unerſchütterliche Entſchloſſenheit mitzutheilen, ſie dadurch und durch begeiſterte Liebe für die Sache und für ihre Feldherren zu einem einzigen Körper zu vereinigen und zu beſeelen. So wenig in der Nacht als am Tage fehlte ihm der ſchnelle ſichere Entſchluß wie das kräftige ermuthigende Wort. So erweckt ihn einſt ängſtlich ſeine Umgebung mit der Nachricht: Napoleon ſei im Begriff, eine gewiſſe kühne Bewegung gegen ihn auszuführen. Noch gähnend erwiedert er: „Da kann er die ſchönſten Schmiere kriegen," ordnete die nöthige Vorkehrung an, legte ſich herum und ſchlief weiter. — Gelehrte Wiſſenſchaft war ihm freilich fremd. Aber gewiß, er hatte Vieles, um ſie zu erſetzen, und er hatte innere Tüchtigkeit und Bildung genug, um ſie und jedes tüchtige Wirken zu ſchätzen. Niemals hörte man ihn von der Wiſſenſchaft, noch weniger von der Religion geringſchätzig ſprechen. Als er 1816 in Hamburg und Altona weilte, und dort bei keinem Bekannten aus ſeiner Unglückszeit treuherzig anzuſprechen vergaß, ſah man den alten Feldmarſchall nie am Grabe des ihm einſt befreundeten Klopſtock an der Straße bei Altona vorbeigehen, ohne daß er den Hut abnahm und tief ſenkte.

Vor Allem aber in dem Verhältniß zu ſeinen Mitfeldherren, Wittgenſtein, Schwarzenberg, Kronprinz von Schweden, Wellington, zu ſeinen Unterbefehlshabern und zu ſeinen zwei Generalquartiermeiſtern, Scharnhorſt und Gneiſenau, bewies Blücher beharrlich, in Verbindung mit ſeinem ſo wohl begründeten Selbſtgefühl, die ſchönſte Treue und Pietät und Selbſtentſagung für die große Sache, die liebenswürdigſte Neidloſigkeit und Beſcheidenheit. Er wußte, daß die Feinde und die Friedensfreunde unter den Verbündeten, welche beide ſein feuriges Vorwärts! haßten, ihn den Huſarengeneral nannten und gern auch das, was nur er im Heere und in der Schlacht wirkte, ganz ſeinen unſterblich verdienten Generalquartiermeiſtern zugeſchrieben hätten. Aber Niemand hat zu allen Zeiten lauter ihre Verdienſte erhoben, als gerade er, der gebietende Feldherr, welcher ſtets eben ſo willig beſſerem Rathe nachgab, als er alle Berechnungen und Plane durch die lebendige Auffaſſung und Durchführung beſeelte, das Beſchloſſene mit eigenthümlicher Energie, ohne Wanken verwirklichte und bei jeder neuen Wendung der Dinge mit ſchnellem Blick und ſicherem Tact neuen, meiſt Sieg bringenden Entſchluß wußte. Von Scharnhorſt ſagte er bei einem Feſte, welches ihm die Freimaurerloge Royal York (er hatte in dieſen Myſterien die Meiſterſchaft erhalten) veranſtaltete, am Schluß ſeiner Rede: „Biſt Du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei Du ſelbſt Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!" Ueber Gneiſenau äußerte er ſich ſtets nicht minder anerkennend und beſcheiden. Als man in einer Geſellſchaft ſich gegenſeitig ſchwere Aufgaben ſtellte, verhieß Blücher, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle ſeinen eigenen Kopf küſſen. Alle ſind erwartungsvoll. Da küßte er Gneiſenau mit herzlicher Umarmung. Einſt überhäufte man ihn mit Lobreden. Da erhob er ſich ungeduldig und ſprach mit edler Begeiſterung die ſchönen Worte: „Was iſt's, das Ihr rühmt! Es war meine Verwegenheit, Gneiſenau's Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

In ſolchen Geſinnungen ſah endlich der edle Greis heiter und ruhig ſein Ende nahen. In den vier Jahren nach ſeinen letzten großen Siegen quälten ihn öfter ſchmerzliche Leiden. Doch genoß er noch reichlich bald auf ſeinen Reiſen, bald in Bädern, bald auf ſeinem Landgut, bald in der Hauptſtadt mit aller Heiterkeit die Freuden des Lebens. Im September 1820 verſchlimmerte ſich ſein Uebel ſehr. Am 5. ſagte er zu dem Adjutanten, welchen der König zu ihm geſendet hatte, und welcher ihn durch die Erklärung ſeiner Aerzte beruhigen wollte: „Ich weiß, daß ich ſterbe, denn ich fühle es beſſer, als die Aerzte, die meinen Zuſtand nicht mehr beurtheilen können. Ich ſterbe gern, denn ich bin zu nichts mehr nutz. Sagen Sie dem König, daß ich ihm treu gelebt und ihm treu ſterbe." Aehnliches wiederholte er dem König, der ihn Tages darauf ſelbſt beſuchte, und empfahl ihm ſeine Gattin. (Er hinterließ wenig.) Zu ſeinem Freunde und Retter, Graf Noſtiz, dem er ebenſo mit unwandelbarer dankbarer Treue anhing, als dieſer ihm, ſprach er, als derſelbe ihm einen Labetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Noſtiz, Sie haben Manches von mir gelernt! Jetzt ſollen Sie auch von mir lernen, wie man ruhig ſtirbt!" Sanft entſchlief er am Abend des 12. Septembers und wurde, ſeinem Wunſche gemäß, unter freiem Himmel bei den drei Linden an der Straße von ſeinem Gute Kriblowitz begraben, geehrt durch Todtenfeier und öffentliche Trauer von König und Heer und von manchem Verein im deutſchen Vaterlande, ſo von der Bürgerwehr der freien Stadt Hamburg

Eine ſolche Perſönlichkeit, ein ſolches Wirken waren wohl geeignet, eine allgemeine Begeiſterung in Volk und Heer und große Erfolge hervorzubringen.

Die begeiſterte Stimmung des Volks für Blücher aber darf beiſpiellos genannt werden. Seine verſchiedenen Züge durch Deutſchland waren fortwährend Triumphzüge. Die Städte, in die er kam, wie z. B. Magdeburg, Caſſel, Coblenz, Cöln, Aachen, Frankfurt, Hamburg, feierten großartige Volksfeſte, bei welchen jeder Stand, jedes Alter, jedes Geſchlecht dem freundlichen Helden zu huldigen wetteiferte. Und auch wo er länger weilte, wie in den freien Städten Hamburg und Frankfurt, da wollten die immer neuen Feſte, der immer erneuerte laute Jubelruf des Volkes nicht enden. Und Blücher war nicht unempfindlich für ſolchen oft rührenden und ergreifenden Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Er, der gerne und gut öffentlich redete, dankte ſeinerſeits in herzlichen, die edelſten Volksgeſinnungen bekräftigenden Reden an die Verſammelten. Der durch kein feindliches Geſchütz je erſchütterte Kriegsheld war dabei oftmals tief ergriffen und gerührt. Mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Es iſt die höchſte Zeit, daß ich gehe, ich „erliege ſonſt," wehrte er bei dem letzten Scheiden von dem ihm ſo theuren, als wohlwollenden Hamburg weitere Achtungsbeweiſe ab und trieb zur Eile. Und nicht in Deutſchland allein, ſondern in dem alten England, in der Hauptſtadt der Welt, wie in Oxford, dort, wo die alte Freiheit den Tact des tüchtigen Volks für Tüchtiges und Großes ausgebildet hat und wo das verbreitetere Leſen ausführlicher Nachrichten in den Zeitungen vollſtändigere Kenntniß der Zeitgeſchichte begründet, als anderwärts, empfing den deutſchen Helden dieſelbe Geſinnung. Der Prinz Regent hatte ihn als ſeinen Gaſt eingeladen, „um ihm — wie er ſchrieb — ſeine Bewunderung und ſeinen Dank auszudrücken." Er kam nach dem erſten Pariſer Frieden, alſo noch ehe er den Britten ihren Ruhm bei Waterloo erkämpfen half, zugleich mit den Monarchen, mit Wellington, der eben in Spanien und Frankreich ſeinem Vaterlande ſo außerordentlich großen Ruhm errungen hatte, und mit andern berühmten Feldherren. Aber auf die auffallendſte Weiſe wendete ſich die allgemeinſte Begeiſterung aller Stände, ſelbſt der vornehmſten Frauen, die ſich zu ſeinem Lever drängten, dem „Marſchall Vorwärts" dem „Beſieger des Tyrannen" (the Conqueror of the Tyrant) zu. Da half keine Abwehr ſelbſt gegen das buchſtäbliche Tragen auf den Händen, gegen das Ausſpannen der Pferde und gegen das Zudrängen, daß jeder wenigſtens einmal ſeine Hand drücke. Der donnernde Beifallsruf, oft von Hunderttauſenden und gleich dem Geſchütz der Feldſchlacht, ertönte, ſobald Blücher in Bewegung war. Und während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts, vom Tage der Ankunft (6. Juni) bis zum Tage der Abreiſe (11. Juli), bei welcher er, bis zum Meere begleitet von Hunderttauſenden, unter dem Donner der Kanonen und des Beifallsrufes ſich einſchiffte, dauerte, von allen Ständen getheilt, das große Volksfeſt, ſprachen die allgemeine Liebe und Verehrung oft in den ergreifendſten, wie in den ergötzlichſten Zügen ſtets neu ſich aus. Blücher ſagte: „Ich muß über mich ſelbſt wachen, „daß ich nicht zum Thoren werde." Alle Zeitungen kamen darin überein, daß ſeinem vaterländiſchen Kriegshelden, daß ſelbſt ſeinem Nelſon das engliſche Volk keine ſolche Begeiſterung, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung ausdrückte.

Mit ſolchen Anerkennungen der Völker verbanden ſich entſprechende Belohnungen der Fürſten, zahlreichere, ausgeſuchtere und größere, als je einem andern Feldherrn zu Theil wurden. Die höchſten Orden aller europäiſchen Fürſten, die von Frankreich ausgenommen, ſchmückten den Helden. Nach der zweiten Einnahme von Paris mußte ſein dankbarer König ein neues Ehrenzeichen für ihn allein erfinden, ſo wie ihn ſchon früher Englands Herrſcher mit einem ſolchen vor den Augen des engliſchen Volkes zierte. Durch die Ertheilung der Feldmarſchalls- und der Fürſtenwürde, deren Name, zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach, von dem nahen Wahlſtadt entlehnt wurde, durch wiederholte große Geldgeſchenke und reiche Einkünfte, durch Landgüter und ein Haus in Berlin, durch die große fürſtliche Dotation, endlich durch ein prachtvolles, coloſſales Standbild in der Hauptſtadt lohnte ihn ſein Königshaus auf das Großmüthigſte.

Auch noch zwei andere ſolcher Standbilder, wahre Kunſt- und Nationaldenkmale — eine ſeltene Zierde für Deutſchland — erhalten Blüchers Andenken bei der Nachwelt. Das eine von der Provinz Schleſien auf dem größten Marktplatz in Breslau errichtet, das andere von der Geſammtheit der Mecklenburger unter Leitung der Stände zu Roſtock auf dem Blücherplatz. Dieſes ſtellt ihn nach Göthes Vorſchlag als Marſchail Vorwärts im deutſchen Landwehrrock dar, während das zu Berlin ſeine eigenthümliche Neigung, durch eigne Theilnahme am Gefecht die Sache im rechten Augenblick zur Entſcheidung zu bringen, andeutete. Die Stadt Berlin ehrte ihn durch Denkmünzen und ſo wie London und Hamburg durch die Bürgerwürde, die Univerſitäten Oxford, Cambridge, Berlin durch die Doctorwürde und Hamburg und Altona durch Stiftung des Blücherclubbs „zur Feier ſeiner Ehrentage und zur möglichſten Verbreitung ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften und „Tugenden." Zahlloſe Büſten, Gemälde, Kupferſtiche und Bilder aller Art, eine Anzahl von Biographien und eine große Reihe von Gedichten, darunter welche von Deutſchlands edelſten Dichtern, Göthe, Uhland und Fr. L. Graf zu Stolberg, von Arndt und Rückert, ſuchten ſein Andenken zu erhalten, auszubreiten und zu verherrlichen.

Und groß und leicht erklärbar, wie dieſe Begeiſterung für Blücher, waren die Erfolge ſeines Wirkens für die große Sache.

„In Blüchers Hauptquartier und Heer war" — nach dem Ausdruck eines ſeiner Biographen — „der Sitz der entſchloſſenſten Thatkraft, der unternehmendſten Kühnheit. Der „eigentliche Kern der Kriegsführung, der thätige Anſtoß und „das fortreißende Beiſpiel waren hier." — „Durch den ganzen Krieg hindurch war" — ſo fügt ein anderer hinzu — „Blüchers treibendes Vorwärts das bewegende Princip des „Kampfes. Wie hätten wir ſonſt nach Paris kommen mögen?" Daß aber nun dem alſo war und daß nach demſelben Schriftſteller „das ganze Heer auf ihn mit unerſchütterlichem „Muthe vertraute, mit ihm ſiegreich focht, daß ſein Ruhm „den Ruhm größerer Feldherren neben ihm und ihm gegenüber „verdunkelte, daß er allein in ganz Deutſchland, ja von Altengland, als der Held des Krieges gefeiert wurde, dieſes erklärt ſich daraus, daß Blücher ganz der Richtung des damaligen Volksgeiſtes entſprach, daß er in Wort und That „des Volkes Stimme verkündete, in jeder That das vollbrachte, „woran das Volk ſelbſt ſchon Hand gelegt hatte." Derſelbe Schriftſteller ſchließt ſeine Biographie Blüchers mit der feierlichen Aufforderung an die Städte, „wenn die dem Reich „verſprochene Verfaſſung auch ihnen, für welche durch die „Städteordnung von 1809 die Einleitung zu feſteren Verhältniſſen gemacht iſt, ein geordnetes Bürgerthum bringen „werde," das Bild Blüchers „als Wahrzeichen ihrer Freiheit" aufzupflanzen*). Es war, wie die Manifeſte anerkannten, ein von den Volksgeſinnungen beſchloſſener, wie die feierlichen Freiheitsverheißungen und die Aufrufe an Jugend und Volk erklärten, ein nur durch Begeiſterung und Aufopferung des Volkes für die Freiheit ſiegreich zu führender Krieg, kurz ein wahrer Volkskrieg. Und Blücher war der Volksheld in dieſem Kriege. Er war es, indem er ganz einging in das Vorwärtsſtreben ſeiner Zeit und, durchdrungen von der Geſinnung ſeines Volks, ſie, ſo viel an ihm war, verwirklichte, ſie nährte und ſteigerte in Wort und Werk. Er war es vor Allem dadurch, daß er dieſes auf eine Weiſe und mit den Eigenſchaften that, welche, an ſich groß, für ein tüchtiges Volk und Heer unmittelbar ergreifend ſind. Er that es nämlich mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Charakters oder mit der Treue und Wärme der Geſinnung und dem nie zagenden, nie wankenden Entſchluß und kühnen, begeiſterten Muthe, treuherzig und gutmüthig gegen die Seinen, die Schwachen und Wehrloſen, eine eherne Bruſt gegen den gewaffneten Feind, voll Lebensmuth und Vertrauen — ein ächt deutſcher Held. Daß Blücher hierdurch und weder durch die höchſte Künſtlichkeit kalter, ſtudirter Berechnungen, noch durch Zufall, daß durch des Volkes eigene Begeiſterung für ſeine Freiheit und Ehre und durch den von ihr durchdrungenen Volkshelden die Volksſache ſiegte, dieſes — wodurch die Gegner Blüchern herabzuſetzen meinten — war ſein und ſeines Volkes erhebendſter Stolz. Und in dem Grade, als dieſe Geſinnung fehlte, wie z. B. bei Schweden und Ruſſen, um ſo mehr mußte natürlich in ſolchem Kriege bei Freund und Feind, trotz aller Tapferkeit und Kunſt, That und Ruhm zurückſtehen. Wie hoch man auch mit Recht die Mittel und Kräfte der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Berechnung und des Verſtandes ſchätzen mag, dahin ſollte es — ſo mahnen der ganze große Freiheitskampf und ſeine Helden ſeit dem Beginn der franzöſiſchen Revolution — doch nimmermehr kommen, daß man dieſen künſtlich bereiteten und regierten Kräften und Mitteln die großen Kräfte der Naturgaben, des Charakters, der moraliſchen Eigenſchaften und einer erwachten tüchtigen Volksgeſinnung nachſtellt. Möchte doch vielmehr recht bald der großen Sache des Jahrhunderts, der Freiheit — da wir ihre ferneren Siege ohne blutigen Krieg zu gewinnen wünſchen — auch für den Frieden und unter den Diplomaten und Miniſtern ein ſolcher Marſchall Vorwärts erſtehen, wie es für den Krieg der alte Blücher, wie es den Preußen vorübergehend auch im Frieden der alte Stein geweſen. Gute Abſichten, Talente, Kenntniſſe, Einſichten, wer mag ſie ſo vielen der neueren Staatsmänner abſprechen wollen. Aber eine gründliche Erfaſſung der großen Ideen der Zeit und des Volks thut uns noth und ein Charakter, um ſie durchzuführen, jene Wärme und Treue der Geſinnung, jene Unerſchütterlichkeit des Entſchluſſes und des Muths für das einmal als gut und recht Erkannte, ein Mann, der, ſo innig verbunden mit dem Volk, wie Blücher mit dem Heere, ſo feſt vertrauend auf Gott und die gute Sache in unſerer großen Zeit, nicht aus zaghafter Vorſicht zehnmal größere Gefahren herbeiführt, als er zu beſeitigen vermeint, ein ſolcher, der ſo kräftig, ſo ſiegreich die innere Freiheit und Ehre gegen innere und äußere Feinde erkämpft, wie Blücher die äußere.

---

*) Förſter, der Feldmarſchall S. 316. Aber es iſt unumgänglich nothwendig, unſere hier entwickelte hiſtoriſche Grundanſicht von Blüchers öffentlicher Rolle gegen Widerſpruch von zwei ganz entgegengeſetzten Standpunkten aus zu vertheidigen. Derſelbe berliner Biograph Blüchers, welcher in der ſoeben angeführten und in andern Stellen der Gewalt der offen vorliegenden Wahrheit huldigen muß, ſcheint ſich doch anderwärts der Partei, welche auf ſo merkwürdige Weiſe alle Begeiſterung und vollends allen Gedanken an innere Freiheit zur Zeit der Freiheitskriege hintennach ganz austilgen und ableugnen möchte, anſchließen zu wollen. Ja, er führt ausdrücklich als Gegenbeweis an, „daß man ja mit ruſſiſchen Leibeigenen gegen die Franzoſen gefochten, welche letzteren doch für die Freiheit ihre Revolution begonnen hätten." Hr. Förſter folgt wohl, indem er ſolchergeſtalt ſeine freieren Aeußerungen durch die Huldigung gegen jene Partei gewiſſermaßen loszukaufen und zu verſöhnen ſcheint, nur ungern einer beklagenswerthen Mode oder einem äußern Drange. Wir Andern aber wollen nicht vergeſſen, daß die Satelliten des Napoleoniſchen Deſpotismus, die wir ſchlugen, ganz etwas Anderes waren, als die für ihre Freiheit begeiſterten Kämpfer in der Revolution, welche ſtets uns und ganz Europa beſiegten. Wir wollen eben ſo wenig vergeſſen, daß der edle Kaiſer Alexander in der Proclamation von Kaliſch der ganzen deutſchen Nation ausdrücklich auch Wiederherſtellung ihrer innern verfaſſungsmäßigen Freiheit mit verhieß und daß er ſpäter auf dem wiener Congreß mit Beziehung auf dieſe feierliche Zuſage vor dem Beginne des Kampfes ausdrücklich die liberalſte Verwirklichung derſelben anempfahl (ſ Klübers Acten Heft 1. S. 61); daß er darauf drang, die freie franzöſiſche Verfaſſung zu gründen und ſogar durch den Friedensvertrag zu ſichern; daß er auch den von ihm beſiegten Polen eine höchſt liberale Verfaſſung mit völliger Preßfreiheit verlieh und den Gedanken erregte, er bereite auch für ſein eigenes Volk die Freiheit vor; daß er endlich ſchon vom Beginne ſeiner Regierung an durch die liberalſten Erklärungen und Maßregeln allen Ideen europäiſcher Civiliſation huldigte und in ſeinem Reiche Eingang zu verſchaffen ſuchte, nach ausdrücklicher Erklärung insbeſondere auch die Aufhebung der Leibeigenſchaft vorbereitete, ſie milderte und bereits theilweiſe wirklich aufgehoben hatte. Und unter ſolchen Umſtänden ſollte allein ſchon die Annahme ruſſiſcher Kriegshülfe als eine Losſagung von der Freiheit und europäiſchen Cultur dargeſtellt werden dürfen? Mögen übrigens diejenigen, welche es ableugnen, daß Begeiſterung für innere verfaſſungsmäßige Freiheit zur glücklichen Durchführung der Freiheitskriege nöthig und wirkſam geweſen, ſich vorſehen, daß ſie nicht in noch andere, unerwartete Gefahren gerathen. Könnte es nicht einestheils ſcheinen, als wollten ſie den Herrſchern wie ihren Staatsmännern vorwerfen, daß ſie ohne Einſicht in das Zweckmäßige und Nothwendige bei ihrer größten Unternehmung ſich alle jene oben dargeſtellte Mühe gegeben hätten, unmittelbar vor Eröffnung des erſten und des zweiten Freiheitskrieges das Vertrauen ihrer Völker zu begründen, der Preis ihrer höchſten Anſtrengungen werde alsbald nach dem Frieden jene wahre Freiheit ſein? Und ſcheint man nicht durch die Behauptung, die Völker hätten noch nicht genug gethan, um zu beweiſen, daß ſie auf jene Verheißun-

Erhebend zugleich und mahnend bleibt aber ſtets der Blick auf dieſe deutſchen Heere, welche im erſten Vierteljahrhundert der franzöſiſchen Revolution immer auf's Neue zerſchmettert wurden, als ſie kämpften gegen die nationale Begeiſterung und Freiheitskraft der Franzoſen und gegen ihre in derſelben gebildeten Heere, welche dagegen, nach allen Niederlagen, nach allen Verſtümmelungen und Beraubungen der deutſchen Länder, ebenſo furchtbar daſtehen, wie das übermächtige, von Sieg und Beute genährte Frankreich als gelähmt erſcheint, ſobald die Rollen wechſelten, ſobald die Deutſchen ihrer Uebereinſtimmung, die Franzoſen dagegen ihres Widerſpruchs mit der großen Idee der Zeit ſich bewußt geworden. Erhebend und mahnend vor Allem iſt der auf ſolchem Grund und Boden geführte Kampf der beiden am meiſten hervortretenden Kriegshelden in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815.

Dort der menſchenverachtende Kaiſer, von coloſſaler Größe durch Geiſt und Feldherrnkunſt, Sieger in dreißig Feldſchlachten, aber als er, mit offenbar gewordenem Treubruch gegen das Princip ſeiner Einſetzung, durch eine Politik der Lüge und Selbſtſucht und durch Sultanismus die Freiheit vernichtet und gegen freiheitsliebende Volksheere kämpft, ein- und abermal niedergeworfen von dem gering geachteten Greis Blücher, und ausgeſtoßen von Europa, auf der öden Felſeninſel, jenſeits der Linie, tantaliſche Qualen erduldend.

Hier der menſchenfreundliche Greis Blücher, nicht groß und gewaltig durch die außerordentliche Geiſteskraft und kriegswiſſenſchaftliche Ausbildung und Kunſt, aber den bisher unbeſieglichen furchtbaren Gegner und ſein gewaltiges Reich wiederholt zerſchmetternd und, mit dem Lorbeer der glorreichſten Siege umwunden, an der dankbaren Liebe und Bewunderung ſeines Vaterlandes und Europa's ſich mit gerührtem Herzen erhebend und erfreuend — ſo groß und ſo ſiegreich, weil er mit allen Kräften einer tüchtigen Natur ſo treu und unerſchütterlich, ſo begeiſtert und charakterfeſt, mit ſeinem Volk und für deſſen Freiheit geſtritten.

---

gen und die Freiheit großen Werth gelegt, dieſelben aufzufordern, etwas Anderes zu thun, als mit unbedingtem rührenden Vertrauen gegen ſeine Fürſten an die feierlichſten Zuſagen und an die öffentliche Treue zu glauben und nur durch die geſetzlichen, allein freigelaſſenen Organe, wie durch die begeiſterte That die Zuſtimmung zu jenen Zuſagen auszudrücken? Vollends verkehrt aber würden die Einwendungen ſein, welche man gegen unſere Grundanſicht daher entnehmen wollte, daß in allen Freiheitskämpfen aller Zeiten die höheren Ideen, welche dieſelben veranlaßten, und welche die Tüchtigeren, die auf ihre Mitbürger Einflußreichen begeiſtern und ſo, wenn auch unbewußter, die ihnen vertrauenden Schwächeren ergreifen, dennoch nicht in jedem roheſten Gliede des Ganzen und nicht in jedem Drange augenblicklicher Kriegsarbeit zum klaren Bewußtſein kommen. Von ganz entgegenſtehendem Standpunkt aus aber, nämlich nicht von einer Parthei der Allzuzufriedenen, ſondern von einer Partei der Unzufriedenen, begegnet auf die traurigſte Weiſe unſerer hiſtoriſchen Grundanſicht, ja ſogar jedem Lobe Blüchers und der deutſchen Freiheitskriege, jedem Vertrauen auf ihre großen Verheißungen und auf die öffentliche Treue eine Art von Widerwille und bitterem Spott. Schon um eine hiſtoriſche, für den Staatsmann beachtenswerthe Wahrheit nicht zu unterdrücken, und in wohlwollendſter Abſicht, muß dieſes erwähnt werden. Unterſuchen aber können und wollen wir hier nicht, wie groß dieſe Partei iſt und wer ſie bildet und was ihre Stimmung veranlaßt. Den Wunſch dagegen muß jeder Vaterlandsfreund mit uns theilen, daß dieſe Stimmung ſelbſt und ihre Urſachen, keineswegs ihre Aeußerung, wenn ſie einmal innerlich da iſt, baldmöglichſt verſchwinden, nicht aber ſich befeſtigen und verbreiten möchten. Nahe genug liegen uns, um dieſes zu wünſchen, gerade die wahren Gründe unſerer ſchrecklichen Niederlagen wie die Quellen unſerer glorreichen Siege. So viel aber können wir, die wir in Beziehung auf die volle Verwirklichung der verheißenen, von der Zeit geforderten Freiheitsrechte wohl nicht zu den übermäßig Geduldigen gehören und auch die heiligſte Pflicht des Schriftſtellers — da, wo Gott in Unglück und Glück ſo entſchieden gerichtet hat, zur Achtung ſeines Gerichts zu mahnen — völlig anerkennen, dennoch zur Milderung jener unglücklichen Stimmung ſagen, daß für das lange Völkerleben die Entwickelungen langſamer gehen, als für das kurze Leben der Einzelnen. Die hiſtoriſche Wahrheit der Dinge vollends aber kann rückwärts durch keine ſpätere Veränderung und keinen gerechten oder ungerechten Unmuth über ſie verändert werden. Hielten übrigens nur Alle, ſo wie der alte Marſchall Vorwärts auch in ſchlimmer Zeit das Vertrauen und den unbeſieglichen Eifer für den nothwendigen Sieg des Rechten feſt: er würde alsdann bald nahen!

T. Wellentreter, ſ. Heinroth.

Helfrich Bernhard Wenck,

geboren zu Idſtein 1739, war heſſen-darmſtädtiſcher geheimer Oberconſiſtorial- und Oberſchulrath, Profeſſor und Director des Pädagogiums zu Darmſtadt, Hiſtoriograph und Bibliothekar, und ſtarb daſelbſt am 27. April 1803.

Er gab heraus:

Heſſiſche Landesgeſchichte. Darmſtadt, 1783—1804. 3 Bde.

Leben des Dr. L. J. F. Höpfner. Frankfurt, 1797.

Ehrendenkmahl des Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen. Frankfurt, 1790.

Seine hiſtoriſchen Leiſtungen ſind Beweiſe ſeiner Gründlichkeit und ſeiner Kenntniſſe.

Georg Friedrich Chriſtian Wendelſtadt

ward zu Hanau am 26. April 1774 geboren und widmete ſich dem Studium der Medicin. Er wurde zuerſt practicirender Arzt zu Wetzlar und 1806 kurerzkanzleriſcher Medicinalrath. 1807 gab er ſeine amtliche Stellung auf und bezog ein Landgut, nahm aber wieder naſſauiſche Dienſte und lebte als Obermedicinalrath zu Hochheim. Er ſtarb am 10. Auguſt 1819.

Von ihm erſchien im Druck:

Geſchichtliche und naturhiſtoriſche Fragmente. Osnabrück, 1798.
Mediciniſches Krebsbüchlein. Frankfurt a. M., 1803.
Rheinreiſe von Mainz bis Neuwied im Juli 1812. Hadamar, 1814.
Rancé, romantiſche Tragödie. Hadamar, 1814.
Die Völkerſchlacht bei Leipzig, Heldengedicht in 4 Geſängen. Hadamar, 1815.
Durchflug durchs Fürſtenthum Siegen. Dortmund, 1818.

Ein talentvoller und geiſtreicher Arzt, deſſen Epos als der gelungenſte Verſuch einer poetiſchen deutſchen Verherrlichung der Leipziger Völkerſchlacht zu betrachten iſt.

Amadeus Johann Gottlieb Wendt

ward am 29. September 1783 zu Leipzig geboren, vollendete ſeinen academiſchen Curſus auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er dann als Privatdocent auftrat und 1811 das Amt eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie und Cuſtos der Univerſitätsbibliothek erhielt, in welcher Stellung er bis 1815 blieb, in welchem Jahre er ordentlicher Profeſſor wurde. 1824 wurde er heſſiſcher Hofrath und 1828 nahm er einen Ruf nach Göttingen an, wo er 1836 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Weihgeſchenk der Univerſität zu Leipzig bei ihrer vierten Säcularfeier. Leipzig, 1809.
Grundriß der philoſophiſchen Rechtslehre. Leipzig, 1811.
Reden über die Religion. Sulzbach, 1813.
Leipziger Kunſtblatt. 12 Hefte. Leipzig, 1817 u. 18.
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipzig, 1819 — 1826.
Roſſini's Leben und Treiben. Leipzig, 1825.
Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei; Reden. Leipzig, 1828.
Muſenalmanach. Göttingen, 1830 fgde.
Ueber die Hauptperioden der ſchönen Kunſt oder die Kunſt im Laufe der Weltgeſchichte dargeſtellt. Leipzig, 1831.
Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik, beſonders in Deutſchland. Göttingen, 1836.

W. hat ſich vorzüglich als trefflicher Redner, gründlicher Kunſtkenner und gewandter lyriſcher Dichter einen geachteten Namen erworben.

von Wengen, ſ. Minneſinger.

Johann Chriſtoph Wenzel

ward am 8. Februar 1659 zu Unterellen bei Eiſenach geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung und beſuchte die beiden Univerſitäten Erfurt und Jena. Dort ſtudirte er Philoſophie und Medicin, hier Theologie, und wurde dann M. und Dr. der Medicin; 1695 aber Director der Schule zu Altenburg. Seit 1713 bekleidete er dieſelbe Stelle am Gymnaſium zu Zittau; wo er am 2. März 1723 ſtarb.

Er gab heraus:

Cypreſſenwald. Jena, 1701.
Hiſtoriſche Reden. Leipzig, 1712.
Altenburgiſches Roſengebüſch. Bautzen, 1719.
Cedernwald. Jena, 1724.
Opern: Die drei Hauptbeherrſcherinnen menſchlicher Begierden. Altenburg, 1697.
Die ungleich gerathene Kinderzucht. Altenburg, 1700.
Der unerkannte Jeſus. Budiſſin, 1719.

Ein mittelmäßiger Poet, der jedoch nicht in dem Maaße, wie die übrigen Anhänger der zweiten ſchleſiſchen Schule, dem falſchen Prunk und Schwulſt huldigte.

Johann Auguſt Weppen

ward am 28. Januar 1741 zu Nordheim geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, ſtudiree in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1764 Auditeur, 1766 aber Actuar beim Amte Brunnſtein, und erhielt noch in demſelben Jahre den Titel Amtmann nebſt der Gerichtshalterſtelle zu Oldershauſen. Seine ſchwankende Geſundheit nöthigte ihn jedoch, ſeiner amtlichen Thätigkeit zu entſagen und ſich auf ſein Landgut zu Wickershauſen zurückzuziehen. Er ſtarb am 18. Auguſt 1812.

Von ihm erſchien:

Der Liebesbrief; komiſches Gedicht in 4 Geſängen. Göttingen, 1768.
Heinrich der Lange; hiſtoriſches Gedicht. Göttingen, 1778.
Die Kirchenviſitation; komiſches Gedicht in 12 Geſängen. Göttingen, 1781.
Gedichte. Göttingen, 1783. 2 Thle.
Der heſſiſche Officier in Amerika; Luſtſpiel. Göttingen, 1783.
Das Freiſchießen; Operette. Göttingen, 1786.
Das ſtädtiſche Patronat; komiſches Heldengedicht in 6 Geſängen. Göttingen, 1787.
Erzählungen, Sinngedichte und Sittengemälde. Hannover, 1796.

Ein leichtes und gefälliges Talent, das ſich mit Glück in der naiven und komiſchen Erzählung verſuchte und deſſen Leiſtungen zu ihrer Zeit gern und viel geleſen wurden.

Hugo von Werbenwag, ſ. Minneſinger.

Dietrich von dem Werder

ward am 17. Januar 1584 zu Werdershauſen geboren, bekleidete eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Heſſen das Amt eines Hofmarſchalls, folgte aber dann Guſtav Adolphs Fahnen. Vom Jahre 1635 an war er Amtshauptmann und Kriegsrath zu Altgadersleben. Er ſtarb am 18. December 1657 auf ſeinem Gute zu Rainsdorf.

Er gab heraus:

Gottfried oder erlöſetes Jeruſalem. Frankfurt, 1626.
Arioſt's raſender Roland. Leipzig, 1632.

Eins der eifrigſten Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er der Vielgekörnte hieß, leiſtete W. für jene Tage als erſter deutſcher Ueberſetzer der beiden großen italieniſchen Dichter ſehr Tüchtiges, indem er trotz dem Zwange, den ihm ſeine damals noch ſehr ſpröde und unbeholfene Mutterſprache auferlegte, dennoch nicht allein tief in den Geiſt ſeiner Vorbilder einzudringen, ſondern auch Vieles in denſelben ſehr wacker und auf eine, für jene Verhältniſſe höchſt gelungene Weiſe wieder zu geben verſtand.

Paas von dem Werder

ward 1623 zu Kaſſel geboren; er war der Sohn und Erbe Dietrichs von dem Werder, und fürſtlich anhaltiſcher Rath. Er ſtarb zu Deſſau 1674.

Von ihm erſchien:

Zwanzig heroiſche hochdeutſche Frauenreden. Naumburg, 1659.

die jedoch nicht von Bedeutung ſind.

Abraham Gottlob Werner

ward am 25. September 1750 zu Wehrau in der Niederlauſitz geboren und widmete ſich den Bergwiſſenſchaften, in denen er ſich zu Bunzlau, Freiberg und Leipzig ausbildete. Er wurde zuerſt Inſpector des Naturalienkabinets zu Freiberg, dann Profeſſor, Bergrath und 1816 Ritter des Civilverdienſt-Ordens. Er ſtarb zu Dresden am 30. Juni 1817.

Von ihm erſchien:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien. Leipzig, 1774.
Neue Theorie von der Entſtehung der Gänge. Freiberg, 1791.
Oryktognoſie oder Hausbuch für die Liebhaber der Mineralogie. Leipzig, 1792.
Letztes Mineralſyſtem. Freiberg, 1818.

W's unſterbliche Verdienſte um die Geognoſie und Mineralogie, welche nie vergeſſen werden können, zu würdigen, wäre hier am unrechten Orte. Es muß genügen zu bemerken, daß ſeine Schriften auch hinſichtlich der Darſtellung ein lebendiges Zeugniß ſeiner Genialität, ſeines Scharfſinns und ſeiner reichen Bildung ſind.

Bruder Werner, oder Werner der Pfaff, ſ. Minneſinger.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner

ward am 18. November 1768 zu Königsberg geboren, wo er auch ſeine Studien vollendete. Er wurde 1793 Sekretär bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau und bald darauf in ähnlichem Amte nach Warſchau verſetzt. Später erhielt er die Stelle eines geh. Sekretärs zu Berlin, legte ſie aber bald wieder nieder, und lebte nun meiſt auf Reiſen. 1809 wurde er vom Herzog von Heſſen-Darmſtadt zum Hofrath ernannt, und im folgenden Jahre trat er zu Rom in die katholiſche Kirche ein, wurde 1814 Prieſter zu Aſchaffenburg, 1817 zum Ehrendomherrn in Kaminieck ernannt und 1821 Mitglied des Ordens der Redemtoriſten. Er ſtarb am 17. Januar 1823 in Wien.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Königsberg, 1789.
Die Söhne des Thals; dramatiſches Gedicht. Berlin, 1803. 1. Thl.: Die Templer auf Cypern. 2. Thl.: Die Kreuzbrüder. Berlin, 1823.
Das Kreuz an der Oſtſee; Trauerſpiel. Berlin, 1806; 3. Ausg. 1823.
Martin Luther, oder die Weihe der Kraft; Tragödie. Berlin, 1807.
Attila, König der Hunnen; Tragödie. Berlin, 1808.
Wanda, Königin der Sarmaten; Tragödie. Tübingen, 1810.
Klagen um Louiſe von Preußen. Rom, 1810.
Kunigunde die Heilige; Schauſpiel. Leipzig, 1815.
Der vier und zwanzigſte Februar; Trauerſpiel. Leipzig, 1815; 2. Ausg. 1819.
Die Mutter der Makkabäer; Tragödie. Wien, 1820.
Letzte Lebenstage. Wien, 1823.
Lebensabriß; (von Hitzig, zum größten Theil aus W's Briefen herausgegeben). Berlin, 1823.
Einzelne Predigten u. ſ. w.

Ueber W's poetiſches Streben und ſeine Leiſtungen äußert ſich Menzel in ſeinem Werke über die deutſche Literatur Th. IV. S. 219 ſehr treffend mit folgenden Worten: „Werner ſuchte dieſe Erhebung und Veredlung (der dramatiſchen Poeſie) dadurch zu bewerkſtelligen, daß er die Zaubermächte oder myſtiſchen Geſellſchaften, von denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen ſollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderweſen unter die religiöſen Ideen der Vorſehung und Prädeſtination brachte. Dieſer Mann beſaß poetiſches und noch mehr leidenſchaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag leugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war? Rettung ſuchend vor der im Innern ihn verzehrenden Glut warf er ſich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdiſchen Menſchen ablegen, um den himmliſchen anzuziehen. In ſeiner tiefen Zerknirſchung galt dem Dichter jetzt der Wahlſpruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Iſt vor Gott ein ſcheußlich Kleid!

in ſeiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Jugend eitel ſei, daß der Menſch willenlos und blind den Schluß des Verhängniſſes vollziehe, daß er zu allem ſeinen Thun und Leiden prädeſtinirt ſei. Alle ſeine Gedichte verkündigen dieſe Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängniſſes in das helle Reich von „Azur und Licht" oder in das dunkle von „Nacht und Glut" geführt. Eine myſtiſche Geſellſchaft übernimmt die irdiſche Leitung und man kann darin ein Analogon der hierarchiſchen Tribunale nicht verkennen. Jene Söhne des Thals, jene myſtiſchen Alten bilden bald eine heilige Fehme, bald unter einem allerheiligſten Aelteſten ein Inquiſitionsgericht, und dieſer Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquiſitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal ſagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beſchloſſen in
Der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

„Die Helden ſind von Geburt an zu dem beſtimmt, was ſie thun oder leiden müſſen. Die einen ſind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpoſſen, nachdem ſie wie Tamino durch's Feuer und Waſſer gegangen ſind, wohlbehalten in den ihnen längſt beſtimmten Himmel einziehn. Das Schickſal ſpielt eine Zeit lang Verſtecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die myſtiſche Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet ſeine andere Hälfte, wären die beiden Leute auch noch ſo weit von einander entfernt, das Schickſal bringt ſie zuſammen, und ſollten ſich „der Nordpol zum Südpol beugen" müſſen.

„Da den Helden auf dieſe Weiſe alle Freiheit genommen iſt, ſo kann auch dieſe Art von Poeſie niemals zur tragiſchen Würde ſich erheben, wie große Mühe Werner ſich auch deshalb gegeben hat. Indeß mangelt es ſeinen Gedichten nicht an religiöſem Tiefſinn und an einer gewiſſen Glut der Andacht, beſonders in den lyriſchen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er faſt immer nur die Lichtſeite jenes Fatalismus aufgefaßt, ſein einziges vollkommenes Nachtſtück war der vier und zwanzigſte Februar. In den letzten Jahren iſt jene erſte Gattung der fataliſtiſchen Poeſie mit dem ganzen Apparat von myſtiſchen Geſellſchaften und menſchenbeglückenden Zauberbänden im Verborgenen beinah' verſchollen. Man lacht nur noch darüber."

Aus: „die Mutter der Makkabäer."

Tragödie von F. L. Z. Werner.

Fünfter Akt.

(Das Innere der Colonnade des Jupitertempels. Ueber den ganzen halbzirkelförmigen Säulengang läuft eine Gallerie oder Baluſtrade, die oben offen iſt, ſo daß darüber die Luft erſcheint. Die Colonnade ſelbſt iſt nicht offen, ſondern mit verzierten Wänden ausgefüllt, und im Hintergrunde mit zwei großen Flügelthüren geſchloſſen. Im Mittelraum auf einem Piedeſtal, die coloſſale Statue des Jupiters von Bronze, in der rechten erhobenen Hand den Donnerkeil, in der linken ruhenden den langen Stab haltend. Zu beiden Seiten innerhalb der Colonnade ſind ſchon die im Triumphzuge vorhin getragene Trophäen aufgeſtellt; nämlich das eherne Meer, der goldne Leuchter, der Schaubrodtiſch und die Lanze mit dem hohenprieſterlichen Gewande. Vor der Bildſäule des Jupiters ſteht eine runde bekränzte griechiſche Ara, auf der eine Opferflamme brennt, links im Vorgrunde ein Thron mit zwei Polſtern, dem gegenüber eine Treppe zu der über die ganze Colonnade laufenden Gallerie hinaufführt.)

Der Oberprieſter (ſtehend).

Die Prieſter des Jupiters
(knieend am Altar des Jupiters).

Die Großen des Reichs, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeiſter, Rath und Volk von Antiocha (im Hintergrunde).

Oberprieſter.

Des Opfer=Ebers Eingeweide ſahn
Wir Hierophanten, kund hat es gethan,
Daß, eh' die Sonne ſinkt, Gefahren nah'n!
Trauer bedräuet des Triumphes Bahn!
D'rum ſchrei't zum Zeus!
(er kniet nieder.)

Die Großen, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeiſter, Rath, die Kinder und Volk
(indem ſie alle niederknieen).

Hilf, Angſt hat uns umfah'n!

Die ſechs der Bundeslade voranziehenden Poſaunenbläſer treten auf, die wie beim Triumphzuge wenige Töne blaſen, und ſich alsbald ſeitwärts ſtellen; dann wird von den zwölf alten jüdiſchen Leviten die Bundeslade langſam hereingetragen. Unmittelbar hinter ihr treten Jaſon (der ſich gleich an den Thron ſtellt), dann Benoni, Machir, Juda, Achas, Arath und Jacob (gefeſſelt) und gleich hinter ihnen Salome (ungefeſſelt) ein.

(Kaum daß die Bundeslade erſcheint, ſo fällt der Donnerkeil mit Geräuſch aus der Hand des Jupiters.)

Alle Knieenden (mit Entſetzen).

Weh' uns!

Oberprieſter
(ſich mühſam vom Schrecken ſammelnd).

Ein Omen, das noch nicht erlebt! —
(zu den Leviten).
Sclaven, die Lade, welche Graus umwebt,
Setzt ferne ſie vom Donnergott!

Die zwölf Leviten
(ſetzen die Bundeslade ganz in den Vorgrund in die Mitte, und knieen ſich, ſechs zu jeder Seite der Bundeslade, die Häupter gegen dieſelbe gekehrt und an den Boden gedrückt, ausgeſtreckt nieder, in welcher Stellung ſie unbeweglich, bis gegen Ende des Akts verharren).

Jaſon (vor ſich).

Mir bebt,
Das Mark! —

Salome
(auf der entgegengeſetzten Seite, dem Thron gegenüber mit ihren ſechs Söhnen ſtehen bleibend, zu letzteren begeiſtert).

Der Cherubim danieder ſchwebt!
Geſegnete, Gott Jehovah erhebt!

(Heliodor und ſeine zwei Trabanten, dann die vier Edelknaben mit den Kiſſen, worauf die Inſignien, dann Antiochus Epiphanes, den Prinzen Antiochus Eupator auf dem Arm.)

Heliodor (laut ausrufend).

Antiochus Epiphanes, der Sohn
Des Donners, nahet!
(er ſtellt ſich mit den Trabanten ſeitwärts an den Thron.)

Antiochus.

Scepter her und Kron'!

(er nimmt zweien der ihm vortretenden Edelknaben, einem die Krone ab, die er ſich aufſetzt, dem andern das Scepter, und beſteigt den Thron, auf den er das Kind zur Linken und ſich zur Rechten ſetzt. Dann zum Volk.)

Ich kam, ich ſah', und ich beſiegte Zion!
(auf die Bundeslade zeigend.)
Gebeugt liegt Jehovah vor meinem Thron!
(zu den Prieſtern.)
Zündet das Opfer an!

Der Oberprieſter.

Es lodert ſchon!

Antiochus (zu Jaſon).
Israels Hoherprieſter, zum Altar
Des Zeus tritt opfernd hin! — Mach's offenbar,
Judäas Glaube ſei vertilget gar!

Jaſon
(zum Altar tretend und die Hand mit dem Bruſtſchilde erhebend, aber mit merklich zitternder Stimme).
Der Glaube Jupiters allein iſt wahr —
Ihm opfr' ich — Namens meines Volks — Fluch Zebaoth
und ſeiner Schaar! —

Salome.
O Blitz des Rächers, ſchone noch!

Antiochus (zum Volk).
Ihr hört,
Daß ſelbſt ſein Hoherprieſter ab ihn ſchwört!
Jetzt leg' das Bruſtſchild, das das Volk bethört,
Zur Zauberlade! —

Jaſon (entſetzt und zögernd).
Herr! —

Antiochus.
Sonſt trifft mein Schwert
Dich! —

Jaſon (eilt zur Bundeslade).

Salome
(ihm entgegen eilend, ſehr raſch).
Unglückſeliger, halt' ein!

Jaſon
(ohne auf ſie zu hören, tritt raſch zur Lade und legt das Bruſtſchild darauf, in demſelben Augenblicke fährt ein ſehr ſtarker Blitz aus der Bundeslade und erſchlägt ihn, ſo daß er gleich todt niederfällt).

Das Volk.
Wehe!

Salome
(mit einem ſchmerzhaften Blick gen Himmel).
Dein Zorn hat ihn zerſtört!

Antiochus.
Ein Gaukelwerk — ich kenn' es ſchon!
Iſt todt der Bube? —

Heliodor
(ſich dem Leichnam Jaſons nähernd, mit zitternder Stimme).
Ja!

Antiochus (laut auflachend.)
Ihm ward ſein Lohn!
Der Blitz des Gauklers Zebaoth prallt ab von meiner Kron'!
(Der Stab fällt aus der Hand des Jupiters.)

Oberprieſter
(gegen den König vortretend).
Ein zweites Omen! Herr, es ſtürzt dein Thron!
Errette dich, dem alle Götter drohn!

Antiochus
(zu der auf der andern Seite ihm gegenüberſtehenden Salome herüberrufend).
Du Nemeſis! Bebſt du vor Göttern?

Salome
(laut zu ihm herüberſchreiend).
Nein!

Antiochus.
Wohl! Wir ſprechen ihnen Hohn!

Oberprieſter (zu Antiochus).
Erzittre! —

Antiochus (ſtolz und ruhig).
Alles iſt erwogen!
Nikanor hat Verrath geflogen,
Doch eilt ihm Rach' entgegen ſchon!
Den Judenfeldherrn, ihm verbunden,
Ihn den mein Arm hat überwunden,
Auch ihn trifft des Verrathes Lohn!

Salome
(ſich dem Throne nähernd, laut zu Antiochus).
Nicht dein Arm hat ihn überwunden,
Den Feldherrn Israels, verbunden
Du mit dem Scheuſal Jaſion,
Ihr habet Israel betrogen!
Verrath habt ihr zuerſt geflogen,
(auf Jaſon zeigend.)
Wie den trifft dich Verrathes Lohn!

Antiochus.
Ein ſolches Wort mir, das heißt wagen!
Könnt' der von Erz dort
(auf die Statue des Jupiters zeigend).
das mir ſagen,
Ich ſchlüg' ihn nieder!

Oberprieſter (entſetzt ausrufend).
Vater Zeus!

Antiochus
(ohne auf ihn zu achten, gegen Salome fortfahrend).
Doch dich ereil' ich nicht im Zorne,
Weil du mir Oel vom Nektarborne
Geſpendet, biet' ich dir den Preis!
Beſteige meinen Thron und theile,
Mir Mutter, meiner Krone Pracht!

Oberprieſter (zu den Prieſtern).
Iſt es erhört? —

Salome (zu Antiochus).
Dir naht in Eile
Der Todesſtunde finſt're Nacht! —
(flehend mit einem Blick gen Himmel.)
O bis bereut er hat, verweile
Noch Jehovah! —

(zn Antiochus.)
Den du verlacht
Bet' an, Tyrann!

Oberprieſter.
Ich komm' von Sinnen! —

Antiochus (zu Salome).
Glanz kann dich alſo nicht gewinnen? —
Nicht Glanz noch Furcht? — Den Göttern eigen
Iſt das — ich ehre, Nymphe, dich!

Oberprieſter.
Nein, Herr, ich kann nicht länger ſchweigen,
Die Eumenide —
(auf Salome zeigend).
tödte mich,
Herr, oder laß vor Zeus ſich beugen
Die Jüdin! —

Antiochus.
Die da beugen ſich! —

Salome (zu Antiochus).
Es hat dich Stolzen Gott verblendet!
(zum Volke.)
O bleibt der Demuth zugewendet! —

Antiochus.
Sich beugen die? — Das möcht ich ſeh'n!
Laß, Prieſter, ſie zum Opfer geh'n!

Oberprieſter (zu zwei Prieſtern).
Bringt die Opferſpeiſen her,
Zum Altar des Jupiter,
Ihr Gefang'nen, tretet vor!

Salome (zu den Söhnen).
Anſ ſich ſchleußt das Himmelsthor!
(ſie tritt mit ihren Söhnen zum Altar.)

Antiochus
(zu den Makkabäern).
Sklaven! —

Salome
(ihm entgegenſchreiend).
Helden! Meine Söhne!

Antiochus.
Alſo wirklich nur ein Weib,
Nur ein irdiſch Weib?

Salome.
Ich höhne
Deinen Hohn!

Antiochus (vor ſich).
Ein Zeitvertreib
Wär's, zu ſchauen, ob ſie kröne,
Geht's den Söhnen an den Leib,
Ihren hohen Muth —?
(laut.)
Wohlan,
Bringt die Opferkoſt heran!

Zwei Prieſter
(bringen große Vaſen, mit noch dampfenden Opferſpeiſen hereingetragen).

Antiochus
(gebieteriſch zu den Makkabäern).
Eſſ't ihr von den Opferbiſſen
Oder ſterbt?

Benoni
(kühn hervortretend zum Antiochus).
Was frägſt du viel?
Und was willſt du von uns wiſſen?
Segenstod iſt unſer Ziel!

Antiochus.
Willſt von Henkershand zerriſſen,
Bube, ſein? — Iſt Tod ein Spiel?

Benoni.
Brechen unſers Herrn Gebot? —
Lieber wollen wir den Tod! —

Salome.
Hallelujah, daß geboren
Hat mein Schooß den Heldenſohn!

Eidli
(wild hereinſtürzend; nach ihr Jonathas).

Eidli
(den Benoni umklammernd).
Haſt du meinen Tod geſchworen? —
Iſt das meiner Liebe Lohn?

Salome.
Eleazars Kind — verloren
Haſt du dich! —

Antiochus (wild).
Wer nennt zum Hohn
Mir den Störer meiner Ruh'? —
(zu den Trabanten, auf Benoni zeigend.)
Führt zum Tod' ihn! —

Benoni (zu Antiochus).
Folge du! —
(will dem ihn abführenden Trabanten folgen, indem er ſich von der immer ihn umſchlungen haltenden Eidli ſanft loszuwinden ſucht.)

Eidli
(Benoni umklammernd, und ihn faſt gewaltſam vor den Thron ziehend, zu Antiochus, indem ſie vor ihm auf die Kniee fällt).
O hab' Erbarmen,
Mit ihm, dem Armen!

Antiochus.
Wer biſt du?

Eidli.
Ach, ſeine jammernde Braut!
Erſt nur ſeit geſtern ihm angetraut! —

Salome.
O der Schmach! Hinknie'n vor dem Tyrannen?! —
(zu Benoni.)
Heldenſohn, kann dich ein Weib übermannen?!

Benoni (zu Salome).
Laß mich noch einmal
Eh' ich zum Todesthal
Hinſcheide, ſonnen mich in Eidlis Blick! —
(er umſchlingt Eidli liebevoll.)

Antiochus (höhniſch).
Jetzt wird er weiſe.
Reicht ihm die Speiſe!

Oberprieſter
(dem Benoni die Prieſter mit den Opferſpeiſen zuführend).
Opferkoſt rettet dein Leben!

Salome
(immer näher zu Benoni tretend, indem ſie die Prieſter mit den Speiſen von ihm abwehrt).
Zurück! —

Benoni
(zu Eidli halbfragend).
Eidli? —

Salome
(von der andern Seite zu Benoni).
Du wankeſt!

Eidli (zu Salome).
O kennſt du die Liebe?
Grauſame! — Willſt du verdammen die Triebe,
Welche Gott ſelbſt ſchenkt der Treue zum Lohn?
Mein iſt er, welchen du mordeſt, der Sohn!

Benoni.
Raſende!

Eidli.
„Vater und Mutter verlaſſen
Sollſt du, und liebend dein Weib nur umfaſſen!“
Sprach Gott zum Manne ſchon auf Edens Flur!
Bricht ſein Geſetz denn das Recht der Natur?

Salome
(gen Himmel blickend).
Oeffne die Augen der läſternden Blinden!

Eidli.
Du biſt blind! Willſt dir die Augen verbinden!
Kennteſt du Liebe, das göttliche Licht,
Würgteſt den Sohn du, den Gatten mir nicht!

Salome.
Jungfrau! — Der Glut und Treu' der Mutterliebe
Es gleichet ihr an Stärke nichts auf Erden,
Im Himmel nichts, als Der, Der ihn gegründet!
Was ſonſten Liebe heißt, kann Haß auch werden,
Und durch der glühendſten der Himmelstriebe
Wird Höll' auch oft in unſrer Bruſt enzündet;
Doch ewig treu verbündet
Bleibt Mutterliebe — will, wie Gott, nicht tödten,
Beleben nur! — Von tieferm Schmerz zerfleiſchet
Iſt *mein* Herz, als der Wahnſinn, der dich täuſchet!
Komm' an mein Herz — ich theile deine Nöthen!
Doch flammt mir auch, ſelbſt im gebrochnen Herzen,
Das Abramsopfer durch die Nacht der Schmerzen.

Eidli.
Mutter — kannſt du verzeih'n?

Salome.
Auch mit dir weinen!

Eidli (zu Benoni, ſehr innig).
Gehſt du zum Tode —?!

Benoni (erhaben gen Himmel blickend).
Ja!

Salome (freudig).
'ſ iſt doch mein Sohn!

Eidli (wieder wankend).
Du gehſt zum Tod — ſcheideſt von der Deinen!

Benoni.
Weil Gott mich ruft!

Salome.
Gönn' ihm die Palmen-Kron'!

Antiochus
(der auf Eidli lüſtern geblickt hat, zum neben ihm ſtehenden Heliodor auf ſie zeigend, halbleiſe).
Die Judenbraut iſt köſtlich!

Heliodor (eben ſo zu Antiochus).
Ich ſollt's meinen!

Antiochus (zu Eidli).
Hör', ſchönes Bräutlein, ich ſchenk' dir zum Lohn,
Auch ſonder Opfer deines Bräut'gams Leben,
Doch du mußt Paphos Opfer noch dieſe Nacht mir geben!

Salome (zu Antiochus).
Du, dieſe Nacht wirſt, Frevler, ſchon gewogen,
Zu leicht befunden!

Eidli.
Ha, dies Bubenſtück
Reißt mich, Tyrann, aus meiner Qualen Wogen!
Ich trotze dir und deinem Tigerblick!
Siehſt meinen Vater du, er ſpannt den Bogen
Auf dich! —
(zu Benoni.)
Stirb! Eleazars Tochter bleibt zurück —

Antiochus (entſetzt).
Elea —
(das Wort erſtirbt ihm auf der Zunge.)

Eidli.
Zu fluchen unſerm Mörder!

Salome.

Segen
Sprach Gott!
(zu Benoni.)
Geh', Makkabäer, ihm entgegen!

Benoni
(tritt erhaben zum König und reicht ihm die Hand).

Antiochus
(zieht ſeine Hand, halb beſchämt, halb wüthend zurück, und verbirgt ſich das Antlitz in ſeinen Mantel).

Eidli (zu Benoni).
Was thuſt du? —

Salome.
Makkabäerpflicht! — Er ſegnet
Den Mörder!

Eidli (ſchmerzlich beſchämt zu Benoni).
Bin ich's werth dir Braut zu ſein? —

Benoni
(Salomen und Eidli die Hand zum Abſchiede reichend).
Lebt wohl!

Salome
(mit Zuverſicht zu ihm, indem ſie ihm die Hand auf's Haupt legt).
Die erſte, welche dir begegnet,
Bin ich — dort unter jenen lichten Reih'n!

Eidli (im bitterſten Schmerz).
Und ich —?

Benoni (wie prophetiſch).
Wer wie den Thau den Segen regnet,
Er wird den Makkabäerſtamm erneu'n,
Jungfrau, durch dich!

Eidli.
Durch mich —?!

Benoni (erhaben zu ſeinen Brüdern).
Dort, Brüder, beten
Will ich, daß ihr auch lernt vor Gott zu treten!

Oberprieſter
(dazwiſchen ſchreiend zu den Trabanten).
Führt ihn zum Tod', den Trotz zu büßen!

Benoni
(zu den ihn abführen wollenden Trabanten).
Kommt!

Abir
(eben als Benoni herausgehen will, völlig gewaffnet, den Helm auf dem Haupte, Lanze und Schild in der Hand und das Schwert an der Seite, ſchnell hereintretend).
Nein!

Salome (freudig auf ihn zueilend).
Mein Abir! —

Abir
(vor Salome niederſtürzend, und ihre Kniee mit Inbrunſt umklammernd).
Ach es rinnt
Mein Neueſtrom; zu deinen Füßen
Zurückkehrt dein verlornes Kind!

Salome
(ihn umklammernd, mit dankbarem Blick gen Himmel).
Herr, deine Segensfluthen fließen
Dem, der in Thränen Dich gewinnt!

Benoni.
Du kommſt zu theilen unſern Tod?

Abir.
Zu retten euch von Todesnoth!
(von den Knieen aufſpringend, und zum Throne eilend.)
König Antiochus!

Benoni
(zu Eidli und ſeinen Brüdern).
Laſſet uns beten!

Benoni, Eidli, Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(knieen ſich ſeitwärts hin, und verweilen während den folgenden Reden im ſtillen Gebet).

Abir (zum Antiochus laut rufend).
Syriens König! —

Antiochus
(der, ſeitdem er ſich das Haupt verhüllt hat, in tiefes Nachdenken verſunken, da geſeſſen hat, jetzt wild aufblickend).
Wer ruft mich? —

Abir.
Hör' an!
Kennſt du mich noch? Schon einmal getreten
Bin ich vor deinen Thron! —

Heliodor
(zu Antiochus, auf Abir zeigend).
Der junge Mann
Welcher gefangen zu Garizim — retten
Wollteſt du ihn, weil er Tapf'res gethan,
Boteſt ihm Dienſt an!

Antiochus.
Der ausrief im kühnen
Uebermuth: „Tödten dich will ich, nicht dienen!“

Abir.
Das ſprach ich, ja! — Du ſchenkteſt mir das Leben!

Salome
(die gleich, ſobald Abir vor den Thron getreten, ſich ihm zur Seite geſtellt hat, den Blick gen Himmel, auf Antiochus deutend).
D'rum ſchenk' ihm Rettung, Gott, von Satans Rott'!

Abir.
Vergelten will ich's! — Du biſt Preis gegeben
Uns Makkabäern!

Antiochus.
Trotzkopf, wagſt du Spott? —

Abir
(auf Salome und ſeine Brüder zeigend).
Laß die da frei! — Wo nicht, ſo wirſt du beben
Vor Gottes Rachecherub!

Antiochus.
Ich bin Gott!

Salome
(zu Abir, auf Antiochus zeigend).
Der Herr hat ganz mit Blindheit ihn geſchlagen,
Wie Sennacheribs Reuter, Roß und Wagen!

Abir (zu Antiochus).
Der Heerſchaaren Herr
Fleucht dir entgegen,
Gegen dich ſchwingt er ſein rächendes Schwert!

Antiochus
(auf die Bundeslade zeigend).
Lügner, da liegt er,
Kann ſich nicht regen,
Ich hab' geſtürzet ihn, hab' ihn zerſtört!

Ein Trabant (tritt auf).

Trabant
(eilig vor den König tretend).
Herr, von den Zinnen
Meldet der Wächter,
Daß über's Blachfeld heraneilt ein Troß
Vieler Geſchwader zu Fuß und zu Roß!

Antiochus.
Ihr ſeyd von Sinnen!

Salome (zu Antiochus).
Gottesverächter!
Nütze die bange, die fliegende Zeit,
Eh' dir die lange Nacht einbricht noch heut!

Antiochus
(ſich vom Thron erhebend, jedoch ohne herunter zu ſteigen).
Selbſt will ich's anſchau'n!

Ein Krieger des Lyſias (tritt auf).

Krieger
(vor den Thron tretend, zu Antiochus).
Herr, dir ſagen
Läßt Lyſias, es ſtellt geſchlagen
In Feſſeln heut' dein Knecht dir vor,
Den Judenfeldherrn und Nikanor!

Antiochus.
Ha, doppelt Sieg!

Salome.
Er lügt! —

Abir.
Im Bunde
Iſt Lyſias!

Antiochus.
Schweigt, Höllenhunde!

Abir
(wüthend das Schwert ziehend).
Uns das?! —
(indem er mit gezücktem Schwert auf den König eindringt.)
Stirb!

Heliodor und das Gefolge
(ihre Schwerter entblößend, und ſich dem Könige ſchützend nahend).
Hochverrath!

Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob
und Jonathas
(ſpringen bei dieſem Geräuſch gleichzeitig von den Knieen auf, und nähern ſich Salomen und Abirn).

Benoni
(bleibt wie entzückt, fortbetend, und von der neben ihm knieenden Eidli umſchlungen, knieen).

Salome
(erhaben zwiſchen Abir und die auf ihn Eindringenden tretend, zu letztern).
Haltet ein!
Erſt will ich ihn dem Tode weih'n!
(Heliodor und das eindringende Gefolge bleiben durch Salome's Blick gleichſam erſtarret, bald auf ſie, bald auf den König blickend, ſtehen.)

Antiochus
(bleibt unbeweglich, den Blick auf Salome und Abir geſpannt, auf dem Throne ſitzen.)

Salome (zu Abir).
Dein Schwert!

Abir.
O Mutter!
(er gibt ihr das Schwert.)

Salome.
Auch die Lanze,
Das Schild! —

Abir
(indem er ihr Lanze und Schild gibt).
Ich trug's mit Ehren!

Salome.
Ja!
Was hier mit Ehren ſteht — im Glanze
Des ew'gen Lichts ſteht's auch ſo da!

Abir
(kniet vor ihr nieder).

Salome
(ihm, nachdem ſie ſeine Waffen einem Trabanten gegeben hat, die Hände auf's Haupt legend.)
Einſegn' ich dich zum Marterkranze! —
(ihn von den Knieen erhebend, und höchſt erhaben vor Antiochus führend.)
Tyrann von Antiochia,
Du Läſt'rer dieſes Heldenerben,
Auch er — verehr' ihn! — weiß zu ſterben!

Antiochus (zu Salome).
Durch Großmuth möchte mich beſchämen
Dein Stolz, doch bring' ich ihn zum Ruh'n!
(zu Abir.)
Für deinen Hochverrath nicht nehmen
Will, Jüngling, ich dein Leben nun!
Doch wirſt dafür du dich bequemen
Zur Opferkoſt!

Abir.
Ich will's nicht thun!

Antiochus (zum Gefolge).
Verſtümmelt ihn an Händ' und Füßen,
Dann ſterb' er erſt den Trotz zu büßen!

Machir
(kühn hervortretend zu Antiochus).
Du Wütherich der ſondergleichen,
Hätt' meinen Pfeil ich — (für ſich.) dir in's Herz! —

Antiochus (zu Salome).
Das auch dein Sohn? —

Salome
(bejaht es ſchweigend, und ſchlägt dann ſchmerzvoll den Blick gen Himmel).

Antiochus (wüthend froh).
Ha, gibſt du Zeichen
Endlich doch auch von ird'ſchem Schmerz,
Du Dämon? —
(zu den Prieſtern auf Machir zeigend.)
Eilt auch dem zu reichen
Die Opferkoſt! —
(zu Salome.)
Ha, Weib von Erz,
Schmilzt es? —

Salome
(mit einem Blick gen Himmel, auf Machir zeigend).
Wirſt Du Gott Kraft verleih'n? —

Antiochus
(zu Machir, auf die Opferſpeiſen zeigend, die dieſem die Prieſter vorhalten).
Iß, Büblein!

Machir.
Tück'ſcher Henker, nein!

Antiochus.
Ha, gift'ge Natter!
(zum Gefolge.)
Streckt die drei Brüder
Den, der dort betet und dieſe zwei, nieder,
Reißet mit glühenden Zangen ihnen aus
Zungen und Glieder, dann würgt ſie mit Graus!

Abir.
Was du, Erzböſewicht, raubſt uns, das Leben
Iſt nur das Zeitliche, Gott hat's gegeben;
Ewiges Leben Er zuſagt und hält
Jedem der freudig für ſein Geſetz fällt!

Antiochus.
Trotzet dann, wenn man euch ausreißt die Glieder!

Machir.
Sie gab uns Jehovah, nehm' Er ſie wieder!

Antiochus.
Zum Tode fort! Auch der!
(auf Benoni zeigend.)

Zwei Trabanten
(ergreifen Abir und Machir, und feſſeln ſie).

Ein dritter Trabant (nähert ſich dem Benoni).

Salome
(dem Trabanten voreilend, zu Benoni).
Benon'!
(ſie hebt ihn und Eidli, die bis dahin ununterbrochen, jener wie entzückt und erſtarrt, dieſe ihn umſchlingend, auf den Knieen gebetet haben, ſanft auf.)

Benoni
(tief aufathmend, wie ein aus einem Traume Erwachender, und Salome und Eidli ſanft anlächelnd, mit ſchmelzender Stimme).
O ſchon war ich im Paradieſe!

Salome.
Du zieh'ſt erſt hin, mein heil'ger Sohn!

Abir und Machir
(zu Benoni).
Ja, Bruder, komm'! —

Benoni
(immer wie im Entzücken, auf Abir und Machir zeigend).
O Mutter, dieſe —
Sie ſtrahlen!

Salome.
Sie zieh'n auch zur Kron'!
(zu Abir und Machir.)
Doch ihr, was ich euch unterwieſen,
Vergeßt ihr's?! —

Abir und Machir
(einander umſchlungen haltend, vor des Königs Thron tretend, zu Antiochus).
Segen ſey dein Lohn!

Salome
(ſie raſch und freudig umfaſſend).
Jetzt kommt zu Gott!

Antiochus (zu Salome).
Den Spott bezahl'! —
(zu Benoni, Abir und Machir.)
Zieht! —
(zu Salome.)
Du ſchauſt hier an ihre Qual!

Die drei Trabanten
(führen Benoni, Abir und Machir durch eine der Mittelpforten ab).

Die andern Trabanten
(reißen Salome und Eidli, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas, die ſich an die Abgeführten angeklammert hatten, gewaltſam von dieſen fort).

Antiochus
(zu den Trabanten).

Zeigt das Hochzeitmahl der Braut!
(höhniſch auf Eidli zeigend.)

Eidli (flehend zu Antiochus).

Tödt' auch mich! —

Antiochus.

Nein, das wär' Schade! —

Ein Trabant
(öffnet die Mittelpforte, durch welche die drei Brüder abgeführt ſind).

Eidli
(eilt ab, der Trabant folgt ihr).

Antiochus
(zu den andern Trabanten, auf Salome zeigend).

Um zu ſeh'n, ob's der nicht graut,
Führt ſie hin zur Baluſtrade,
Von wo man den Richtplatz ſchaut!
(er zeigt auf den Theil der über der Colonnade befindlichen Gallerie, der dem im Vorgrunde ſtehenden Throne gegenüber iſt.)

Salome.

Satan, ja — das iſt uns Gnade!
(Zu den vier, noch auf der Bühne befindlichen, Söhnen).
Kommt, die Märt'rer ſegnen wir!

Antiochus.

Nein, die Buben bleiben hier!

Salome und Jonathas
(der ſie unterſtützt, werden von zwei Trabanten die Treppe, welche zur Gallerie führt, heraufgeführt, und erſcheinen alsbald ſämmtlich auf der vorbezeichneten Stelle der Gallerie).

Juda, Achas, Arath und Jakob
(knieen ſich, ſtille betend, nieder).

Jonathas
(gleich wie er auf der Gallerie erſchienen iſt, entſetzt aufſchreiend).

Voll Blut, voll Blut
Schwimmt der ganze Himmel!

Salome.

Ha, wie voll Wuth
Sich drängen im Getümmel
Die Schergen — ſie führen Benoni — zum Feuer!

Eidlis Stimme
(hinter den Pforten angſtvoll herübertönend).

Oh!

Jonathas.

Eidli klammert ſich an ihn!

Salome
(nach dem unmittelbar hinter der Mitte des Hintergrundes, nämlich hinter den geſchloſſenen Flügelthüren der Colonnade und durch dieſelben verdeckten Richtplatze blickend, und laut hinüberrufend).

Mein Getreuer,
Mein heil'ger Benoni! Muth! Sterbensmuth! Lebensmuth! —

Jonathas.

Wie ſie die Henker entkleiden mit Wuth!

Salome.

Denkt dran, was Hiob ſang,
Als Qual ihm zum Herzen drang:
„Ich weiß," ſang er, von Nacht durchwebt,
„Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!
Und am letzten Tag' werd' ich auferſtehn,
Und werd', wenn es auch jetzo mir graut,
Wieder umgeben mit meiner Haut,
In meinem Fleiſche den Herren ſehn!
Ich werd' Ihn ſelbſt ſehn, mit meinen Augen
Werd' ich Ihn anſchau'n, ich ſelbſt, kein And'rer!
An dieſer Hoffnung läßt Er mich ſaugen!"
Alſo ſang Hiob! —

Jonathas.

Sie küſſen einander!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(hinter den Thorflügeln her ertönend).

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! —

Salome
(immer herüberrufend).

Heilige Knaben,
Denkt an die drei, die im Glutofen haben
Herrlich den Herrn gebenedeyt,
Der von den Flammen ſie freudig befreit! —

Benonis, Machirs, Abirs Stimmen
(wie zuvor).

Lob ſey dem Herren, der Herr iſt gut! —

Jonathas.

Wie unter dem gewaltigen Keſſel die Glut
Herziſcht! Das Oel drin, wie's aufkocht! —

Salome.

Hinein
Stürzen ſie ihn —!
(ſie verhüllt ſich die Augen).

Eidlis Stimme (ſehr laut aufkreiſchend).

Ah!

Jonathas.

Eidli's Angſtſchrei'n!
Ohnmächtig ſinkt ſie hin! —

Salome.

Gott, er iſt Dein!
Aber nur Kraft mir zur Seelenzerſchneidenden Pein!
(weinend.)
O es iſt ſchwer doch von Märtyrern Mutter zu ſeyn! —

Antiochus
(mit wildem Hohne zu ihr, zu der er immer unverwandt vom Thron hingeſtarrt hat, emporrufend).

Nemeſis! — Niobe! Biſt du bezwungen?

Salome
(ohne auf ihn zu hören, zu Jonathas, immer zum Richtplatz hinblickend).

Alter, das Sterblied, das Moſes geſungen,
Schrei's dem Benoni zu — mir ſtirbt der Ton!
(weinend gen Himmel blickend.)
Glücklicher Abraham, dir ward geſchenket der Sohn!

Jonathas
(laut zum Richtplatz herüber ſchreiend).

„Mein iſt die Rache," ſprach Gott,
Seinem Knecht Moſes, Herr Zebaoth!
Ich will's vergelten zu ſeiner Zeit!
Der Feinde Fuß ſoll wanken, der Tag des Verderbens iſt bereit!
Die Zeit fleucht heran in der Donnerwolk'!
Der Herr wird richten ſein Volk,
Und wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Salome
(zum Richtplatz weinend, doch laut herüber ſchreiend).

Und wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(leiſe antwortend).

Er wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Salome
(zu Jonathas, halb weinend, halb freudig).

Hörſt's, wie ſie beten? —

Jonathas.

O ſiehſt du den armen
Abir? —

Salome.

Nein —! —
(plötzlich aufſchreiend, und das Geſicht verhüllend.)
Ah! —

Jonathas.

O Rachegott!
Sie ſchinden ihn mit teufliſchem Spott
Lebendig! — Erde, verſchling ſie die Rott'!

Salome.

O ruf ihm zu des Moſes Sterbgeſang!
(mit faſt erſtickter Stimme.)
Ich kann's nicht! —

Jonathas
(wieder laut zum Richtplatz herüber ſchreiend).

Und Jehovah ſprach: „werden wird's bang
Den Heiden, wenn die Rache des Herrn ſie verzehrt!
Wenn ſie wehklagen,
Wird Er ſie fragen:
Wo ſind nun die Götter, die ihr habt verehrt? —"

Benonis, Abirs und Machirs Stimmen
(lauter als zuvor rufend).

Hallelujah!

Salome
(frohlockend, und mit gewaltſam zuſammengenommener Kraft zu Antiochus herüber ſchreiend).

Hörſt? — Meine Söhn'!

Antiochus
(auf die vier jüngſten knieend betenden Söhne zeigend, zu ihr).

Die vier doch auch? —
(zu Heliodor, auf Juda zeigend.)
Du, führ' mir her den größten Knaben!

Heliodor
(geht zu den vier betenden Makkabäern, und führt den Juda zum König).

Salome
(zu Juda auf die Bühne herüberſchreiend).

Sohn, Moſen erſchien Gott im flammenden Strauch! —

Juda
(gelaſſen zu ihr heraufrufend).

Du kennſt mich! —

Antiochus
(zu Juda, als dieſer ihm vorgeführt wird, auf die fortwährend von den beiden Prieſtern gehaltenen Opferſpeiſen zeigend).

Iß! —

Juda
(ſehr ruhig zum Antiochus).

Die Hoffnung haben
Auf Gott — das iſt wohl ſtets das Beſt',
Dieweil der Herr uns nie verläßt!
Wenn Einen auch die Menſchen tödten,
Soll deß' man tröſten ſich in Nöthen,
Daß man von ihm wird auferweckt!

Antiochus (wüthend).

Iß, ſag' ich! —

Juda (immer gelaſſen).

Das wird nicht geſchehen!

Antiochus (zu den Trabanten).

So reißt den Trotz'gen fort — und ſtreckt
Ihn auf die Marterbank! —

Juda.

Meinſt du, daß das mich ſchreckt? —
Gott ſegne dich! —
(heraufrufend zu Salome, immer ruhig und ſehr gelaſſen.)
Leb', Mutter, wohl! — Auf baldig's Wiederſehen!
(er wird abgeführt.)

Antiochus (ihm bewundernd nachſehend).

Iſt das ein Knabe — iſt's ein Heros? — Beym Stix, er macht mich ganz zu Spott!
(nachdem er dieſe letzten Worte nicht wüthend, aber mit dumpfer Beſchämung geſagt hat, verſinkt er in tiefes Nachdenken.)

Salome
(die vor Freude über den Juda faſt ganz den Richtplatz vergeſſen, und immer nach Juda hingeſchauet hat, jetzt freudig zu Jonathas).

Siehſt du, wie ſtark iſt der Herr in den Seinen? —
(Man hört zwei ſtarke Beilſchläge vom Richtplatze her).

Jonathas.

Sie hacken dem Abir die Füß' ab! —

Salome
(mit Inbrunſt auf die Kniee ſtürzend, und gen Himmel blickend).

Stärk' ihn auch und mich in den Peinen! —

Antiochus
(wie aus einem tiefen Gedanken aufſpringend von ſeinem Sitze, doch ohne den Thron zu verlaſſen, wüthend aufſchreiend).

Zu Spott?! — Wer macht zu Spott mich?! —

Eine donnernde Stimme
(tönt von oben herab, von der Seite her, wo die drei Knaben knieen).

Gott!

Antiochus
(das Scepter hinwerfend, das Schwert zückend, und, mit gezücktem Schwert und ſtarren Augen, vom Thron herab gegen den Fleck, wo die drei noch übrigen Söhne knieen, rennend, und aufſchreiend, alles mit Blitzesſchnelle).

Eleazar — fleuch! —

Heliodor
(eilt ihm gleichzeitig nach).

Jonathas (zu Salome).

Machir und Juda! Siehſt
Wie ſie zerfleiſchen ſie?! —

Salome
(die bis dahin auf den Knieen gebetet hat, aufſpringend, mit kreiſchender, doch vom Schmerz faſt erſtickter Stimme, zu Jonathas).

Den Sterbgeſang! — Du glüh'ſt,
Rächer am Himmel ſchon,
Der in der niederſtürzenden Abendſonn'
Du Feuer ſprühſt! —

Jonathas.

Hörſt du nicht auch ein Jagen
Von Roſſen —?

Salome
(zum Richtplatz zeigend).

O daß die mir nur nicht verzagen,
Donn're du ihnen zu des Moſes Sterbgeſang!

Jonathas
(zum Richtplatz ſehr laut herüberſchreiend).

„Seht nun,“ ſprach Gott, „daß allein ich nothwendig,
Und daß ohne Mich kein andrer Gott iſt!
Ich will tödten und machen lebendig,
Schlagen und heilen zu gleicher Friſt!
Und iſt Keiner, welcher befreit
Aus Meiner Hand, und Ich will Meine Hand
Strecken durch alle Himmel und Land,
Und ſagen: Ich leb' in Ewigkeit! —“
So ſpricht der Herr! —

Antiochus
(ſich etwas aus ſeiner Betäubung, in der er bis jetzt geſtanden, erholend, aber wie wahnſinnig zu Heliodor, nach Jonathas heraufzeigend).

Du — mich freut's, was der Graukopf dort ſchreit!

Heliodor
(zitternd und nur halb laut zu ihm).

Mich nicht! — Mir iſt's, als ob in allen Adern
Mir Eis gegoſſen ſey! —

Abirs, Machirs und Judas Stimmen
(immer leiſer vom Richtplatze her).

Gott lebt in Ewigkeit!

Salome.

Benoni rief's nicht mit! —

Jonathas.

Der hat in Gottes Streit
Geſieget ſchon!

Antiochus
(mit geſchwungenem Schwerte, wieder wüthend nach der Seite, wo die Knaben knieen, aufſchreiend).

Ha, willſt du wieder mit mir hadern?
Iſt's nicht genug dir, daß du jede Nacht
Grinſend und blutig mich weckeſt, hältſt du auch Abends ſchon Wacht,
Verfluchter Pfaff Eleazar?!
(zu den Trabanten.)
Schleppt ihn fort!

Heliodor.

Wen denn?

Antiochus

Den blut'gen Judengreis — den Eleazar!
(immer auf die Stelle hinter den drei Knieenden hinweiſend.)

Heliodor.

'S iſt ja Niemand dort!

Oberprieſter
(der immer, bald entſetzt, bald erboßt, am Altar geſtanden hat, jetzt raſch hervortretend, mit Wuth zum König).

Ein Judenzauber iſt's! — Laß nur die drei dort ſterben!

Achas
(von den Knieen aufſtehend, und zum Oberprieſter tretend, zutraulich und bittend).

Ja, grauſer Vater, hilf uns den Himmel auch erwerben!

Oberprieſter
(zu den bei ihm ſtehenden Prieſtern, auf den Achas zeigend).

Hat nicht der Furie Sohn ein Aug', ſo himmliſch und ſo blau,
Wie Glaukopis Athäne!
(zu Achas.)
Büblein, iß!

Salome
(die immer unter der Zeit mit allen Abſtufungen des Schmerzes bald zum Richtplatz, bald nach ihren auf der Bühne knieenden Kindern geſchaut hat, jetzt ſich über die Baluſtrade herüberbeugend, und zu Achas herunterrufend).

Denke d'ran, daß an ich's ſchau'!
Und Gott, und auch Benoni oben!

Achas, Arath und Jakob
(letztere beide jedoch ohne von den Knieen aufzuſtehen, zu Salome herausſprechend, aber im ruhigen, friedlichen Tone).
Iſt er bey Gott ſchon? —

Salome (herunter rufend).
Ja!

Achas.
Ich geh' Gott auch gleich loben!
Nur hat Er eben jetzt es mir noch aufgetragen,
Dem Heidenkönig hier noch was zu ſagen!
(zu Antiochus.)
Du friedenloſer Mann!

Antiochus
(der bis jetzt immer nach der Seite geſtarret hat, jetzt wie vom Traum erwachend).
Ha!

Achas
(zutraulich ihn auffaſſend).
Sieh mich doch nur an!

Antiochus
(wie wahnſinnig ſcherzend).
Du lächelſt ſanft, Cupido!
(ſchauernd, ſeitwärts blickend).
Dort, der erwürgte Greis kann
Nur grinſen! —

Achas (immer ſanft).
Es läßt Jehovah dir verkünden:
Weil Macht du bey Menſchen haſt, übeſt du Sünden,
Und thuſt was du willſt, ob du ſterblich gleich biſt!
Drum kündet durch mich dir, der Wahrheit iſt:
Du ſollſt es nicht glauben, daß unſer Geſchlecht
Von Gott ſchon verlaſſen ſey! Gott iſt gerecht!
Geduld ſollſt du haben, und warten und ſehen,
Wie groß ſeine Macht iſt; dein Stamm wird vergehen
Zur Strafe, das ſag' ich dir, Gott iſt nicht fern!
Jetzt ſegn' ich dich! —
(ihn zutraulich bittend).
Tödt' mich! Ich ſchiede ſo gern! —

Antiochus
(immer wie im Wahnſinn, zu Heliodor, auf Achas und die beiden noch knieenden Makkabäer zeigend).
Du Tempeldieb! Nicht wahr — das ſind vornehme Herrn?! —

Oberprieſter
(zu zwei Trabanten, auf Achas zeigend).
Führt ſchnell der Furie Sohn zum Tod, ſonſt rett' ich ihm noch's Leben,
Mir Liebeszauber hat ſein Aug', ſein Blauaug' eingegeben!

Die zwei Trabanten (wollen den Achas abführen).

Salome
(von der Baluſtrade herunterrufend).
Achas, blick' mich noch einmal an!

Achas
(zu ihr hinauf blickend).
Liebſt mich? —

Salome
(mit einem entzückten Blick gen Himmel).
Schon nahſt du labend!
(herunterrufend zu Achas.)
Ja, Achas, ja! Stirb hübſch vernünftig!

Achas (heiter).
Wird Morgen nicht aus Abend?! —
(Er wird abgeführt.)

Salome
(wieder nach der Richtſtätte blickend, zu Jonathas, aber ſchon beruhigter).
Wo iſt denn Abir?

Jonathas.
Danke Gott, ſie haben abgeſchlagen
Ihm ſchon das Haupt!

Salome
(ruhig, mit einem Blick nach oben).
Dank', Jehovah!

Jonathas.
Nun hörſt doch Schrei'n und Jagen
Nah' ſchon? —

Salome (heiter).
Dort zieht auch Achas hin zur Marter! —

Jonathas.
Macht dir's Bangen?

Salome
(lächelnd und ganz ruhig).
Nein! —

Einer von den Trabanten
(auf der Baluſtrade, zum andern lächelnd aber leiſe, nach Antiochus verſtohlen blickend).
Der wird zappeln, der Tyrann, wenn ſie ihn heut' noch fangen!

Antiochus
(zu Heliodor mit gedämpfter Stimme, auf die beiden noch knieenden Kinder zeigend).
Sprach ich zuvor nicht — die da wären vornehme Herrn —
Das Wort entfuhr zu ſchnell mir, ich nähm' es wieder gern!
(mit wahnſinniger Wuth aufſchreiend.)
Bin ich allein denn Herr hier nicht? — Wer kann hier Herr ſeyn? —

Die vorige donnernde Stimme von oben
(noch drohender).
Gott!!

Antiochus
(indem er auf den knieenden Arath losſtürzt, und ihn bey den Haaren emporreißt).
Ha, büß mir, Goldwurm, dort des ewig grinſenden Eleazars Spott!

Salome
(donnernd zu Antiochus herüberſchreiend).
Du, deiner Schergen Niedrigſter, halt ein!
Durch dich ſoll er nicht ſterben! —

Antiochus
(läßt ſchnell den Arath los, und fährt mit wahnſinnigem Entſetzen zurück).

Salome.
Arath, was ſprach im goldnen Schein'
Des Tempels, Gott zu dir? — Jetzt ſag's!

Arath.
„Geſegnet ſollt ihr ſeyn,
Du und dein Stamm!“ So ſprach der Herr! —
(zum König.)
Und du laß dich nicht irren,
Du, dem für ſeine Frevel Gott that Geiſt und Sinn verwirren!
Wir leiden dieß um unſrer ſelbſt, weil wir an Gott geſündigt,
An Ihm, der immer Wunder thut, mehr als die Welt verkündigt.
Doch glaube nicht, daß ungeſtraft du heute noch wirſt bleiben,
Der, gegen Den du kämpfeſt, Gott wird heut' dich noch zerſtäuben!

Antiochus
(durch Wuth über ihn wieder zur Beſinnung gebracht, zu den Trabanten).
Schneidet die Läſterzung' ihm aus! Auch dem!
(auf Jakob zeigend).
(Trabanten ergreifen Arath und Jakob.)

Jakob.
Ich will noch leben!

Antiochus.
Brav, Knabe, du biſt klug! — So laßt die Opferkoſt ihm geben!

Jakob.
Gebt her — mich hungert auch!
(er nähert ſich den beiden Prieſtern mit den Opferſpeiſen).

Salome
(in tödtlichſter Angſt, indem ſie die Treppe heruntereilen will).
Jakob!

Jakob
(hält etwas inne).

Oberprieſter
(heraufrufend zu den Trabanten).
Ihr haltet ſie!

Salome
(zu den Trabanten, die ſie halten wollen, wüthend herriſch).
Weg da! —
(ſie eilt die Treppe herunter auf die Bühne.)

Trabant
(oben auf der Baluſtrade).
Wie das Meduſenhaupt mit den Augen verſteinert ja die!

Jakob
(ſchon die Hand nach der Opferſchale ſtreckend, zu Arath).
Du — nimmſt auch? —

Salome
(ſich zwiſchen ihre beiden Söhne und die Prieſter, die ihnen die Opferſchale bieten, drängend, und eben ſo ſchnell vor den beiden Kindern auf die Kniee hinſtürzend).
Kinder, nicht ich hab' euch Leben,
Gott hat in mir euch die Seele gegeben,
Gott hat gebildet euch, herrlich und klar!
Er hat die Welt und uns Menſchen geſtaltet,
Der mit Barmherzigkeit über uns waltet,
Wollt ihr das Leben, ſo bringt es Ihm dar!

Antiochus (zu Salome).
Schweig, Furie!
(zu Jakob).
Knäblein, dir ſey es geſchworen,
Folgſt du mir, nicht deinen Brüdern, den Thoren,
Schwör' ich's dir bei meiner ſtrahlenden Kron',
Reich ſollſt und glücklich ſeyn, Freund mir und Sohn!
Nur daß den Gaumen die Opferkoſt letzt!

Jakob.
Topp dann — ein Wort, ein Mann! Her nur geſetzt!

Die Prieſter
(ſetzen ihm eine Opferſchale auf den Altar).

Oberprieſter.
Der Bube freut mich!

Salome
(Jakobs Kniee umklammernd).
Hab' Erbarmen
Mit mir, der troſtloſen, elenden Armen,
Die dich neun Monat getragen im Schooß,
Drei Jahr geſäugt hat, gezogen dich groß!
Sieh doch, geliebtes Kind, Himmel und Erden,
Alles, was war und was iſt und ſoll werden,
Kündet dir an, den Vater des Lichts,
Der uns barmherzig gemacht hat aus Nichts!
Vor dieſem Henker
(auf Antiochus zeigend).
wirſt du doch nicht beben,
Unwerth doch ſeyn nicht, daß ewiges Leben
Sey mit den heiligen Brüdern dein Theil?
O ſtirb, erbarm' dich und wähle das Heil! —

Jakob
ganz trocken zu Antiochus und den Prieſtern, auf die Opferſpeiſen deutend).
Nun gebt doch her, — was wollt ihr denn noch harren? —

Die Prieſter
(bringen ihm die Speiſen).

Jakob (zu Salome laut).
Mutter, ſteh' auf! Ich halt' ſie ja zum Narren!

Salome
(ſchnell von den Knieen aufſtehend).
Du böſes Kind, was ängſtig'ſt mich?

Jakob
(auf den König zeigend).
Dem Dieb
Von unſerm Blut, gebührt ja Spott! Vergieb! —
(zu Antiochus, den Arath ihm vorführend.)
Wir brechen Moſes Recht nicht, ſchlechter König,
Denn groß war Moſes, und du biſt ſehr wenig!
Ich bin ein kleiner Wicht, und größer doch
Bin ich als du zehntauſendmal wohl noch!
Ob ich auch klein bin, kann ich ſtolz doch ſpotten
Dir Elendem und deiner Henkersrotten,
Der Gott, der unſ're Sünden ſtraft mit Pein,
Wird wieder ſeinen Knechten gnädig ſein!
Wir zwei, wir ſterben, wie die fünf gethan,
Gott bittend, huldvoll ſeinem Volk zu nah'n!
In mir und dem wird enden Gottes Zorn,
Doch dich erſäufen wird ſein Qualenborn,
Und zwingen wird dich Gott in kurzer Friſt,
Tyrann, zu ſchreien, daß allein Er Gott iſt!

Salome
(ihn entzückt auf den Arm nehmend).
Mein Troſt und Stolz, laß im Triumph mit dir zu Gott mich rennen!

Oberprieſter
(wüthend zu den Prieſtern, auf Salome zeigend).
Mit ihren zwei Leuparden laßt die Löwin dort verbrennen!

Salome
(zum Oberprieſter, ſehr verächtlich).
Du — Knecht! —
(ſie will, Jakob auf dem Arm und Arath an der Hand, zwiſchen den beiden Prieſtern abgehen.)

Antiochus
(tief bewegt, und wieder bei völliger Beſinnung, zu Salome).
Willſt, große Niobe, du dich von mir im Zorne trennen?

Salome
(dem ſich vor ihr beugenden Antiochus die rechte Hand auf's Haupt legend, ſehr feierlich).
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! — Lern' ſterbend Ihn erkennen! —
(Sie geht majeſtätiſch mit ihren zwei Söhnen, den Jakob auf dem rechten Arm tragend, den Arath mit der linken Hand führend, zwiſchen den beiden Prieſtern durch die Mittelpforte zum Richtplatze ab.)

Antiochus
(nach augenblicklichem Beſinnen).
Laßt frei ſie! —

Oberprieſter.
Herr, du haſt geſchworen
Den Juden, die nicht opfern, Tod!

Ein Trabant (tritt eilends auf).

Trabant (zu Antiochus).
Herr, rette dich, du biſt verloren!
Der Makkabäer ſtürmt und droht!

Antiochus
(mit donnernder Stimme).
Schwert mir und Helm! Noch leb' ich, ihr Thoren! —
Hört's, Feinde! — Zittert, Zeus, Zebaoth! —

Die Edelknaben
(bringen ihm eilends den Helm und das Schwert).

Antiochus (waffnet ſich).

Salomes Stimme.
(triumphirend und laut vom Richtplatz herübertönend).
Wer iſt wie Gott! —

Araths Stimme (eben ſo).
Wie Gott! —

Jakobs Stimme.
Wie Gott! —

Salomes Stimme.
Erfüllet iſt der Segen
Des Makkabäerſtamm's! —

Jonathas
(immer noch auf der Baluſtrade, zu den beiden bei ihm noch ſtehen gebliebenen Trabanten, nach dem Richtplatz, auf Salome, Arath und Jakob herüberzeigend, mit Entzücken).
Sie zieh'n ſtolz der Verklärung entgegen! —

Salomes, Araths und Jakobs Stimmen
(wie vor, aber noch lauter vom Richtplatz herübertönend).
Wer iſt wie Gott! —

Jonathas
(wie vor, zum Richtplatz hinüberſchauend).
Die Flamme ſich beugt,
Während die Heil'ge den Holzſtoß beſteigt!

Antiochus
(der ſich indeß gewaffnet hat, das Schwert ziehend, zu den Trabanten).
Kommt, das Verhängniß, es iſt erwacht;
Ich raſte nicht, bis ich Jeruſalems Pracht
Zur Todtengruft aller Juden gemacht! —
(indem er eben forteilen will, bleibt er, wie vom plötzlichen, krampfigten Bauchſchmerz überfallen, zum Boden hinſtarrend, ſtehen.)

Ein zweiter Trabant
(tritt ſehr ſchnell auf, und ſchreit zu Antiochus).
Der Feind, der Feind iſt da!
Du biſt verrathen,
Flieh, denn im Augenblick
Sind ſie ſchon hier!

Jonathas
(auf der Baluſtrade vor Freude ſpringend, und zum Richtplatz ſehr ſtark herüberſchreiend).
Hallelujah! Gott iſt da.
Rächend die Miſſethaten!
Hausfrau, komm' aus den Flammen zurück,
Deine Erlöſer, deine Retter ſind hier!

Salomes Stimme
(vom Richtplatz her, leiſer, wie ſchon durch die Flammen gedämpft, aber doch ruhig und feſt).

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt — daß ſein ich ewig bin!

Einige Prieſter
(ſtürzen mit Geſchrei herein).

Wehe, wehe,
Der Makkabäer!

Heliodor (zu Antiochus).

Rette dich, Herr! — Wie gewurzelt am Boden ſteht er und windet ſich, ſtarr vor ſich hin!

Antiochus
(der immer ſo da geſtanden hat, mit allen Zeichen eines ſehr krampfigten, convulſiviſchen Leibesſchmerzes jetzt auffahrend zu Heliodor).

Tempelräuber!
Kannſt du die Herzen, die Leiber
Retten, wenn ſie von Schlangen durchwühlt? —
Furiengluthen,
Raſende, feurige, zuckende Fluthen,
Wie ein zum Orkus Verdammter ſie fühlt,
Brennen mich, zwicken mich, Irions Geier
Nagt mir die Leber! —

(den Heliodor krampfigt umklammernd.)

Hilf, mein getreuer
Höllengeſell mir! — Die glühende Pein
Wirft mich zu Boden! O höret mein Schrei'n,

(auf die Kniee ſtürzend.)

Jupiter! Zebaoth! Ihr Eumeniden,
Wühlend und glüh'nd in mir, laßt mich mit Frieden!

Heliodor.

Rette dich, daß dich die Feind' nicht erſchlagen!

Antiochus
(ſich faſt ohnmächtig vom Boden aufraffend).

Ja — retten — flieh'n — helft mir auf den Wagen!
Retten — flieh'n — vor dem Feind nicht — vor mir!
Denn hier iſt der Feind mir — hier und hier!

(auf das Haupt, das Herz und den Leib zeigend, indem er dem Heliodor in die Arme ſinkt.)

Heliodor (zum Antiochus).

Eile! —

(zu einigen Trabanten.)

Er liegt wie Blei! —

Antiochus
(ſich immer aus Heliodors Armen halbohnmächtig wieder aufrichtend).

Wer wird mich retten!
Die Schlangen glüh'n — klammern wie Kletten
An's Herz mir ſich! —

(er ſchaut plötzlich auf, beinahe heulend und bitterlich weinend.)

Treibſt du noch mit mir Gefoltertem Spott,
Ziſchende Schlangenrott'?! —
Ihr ſieben glänzenden Makkabäer,
Ihr lächelnden —

(plötzlich vom Leibſchmerz convulſiviſch ergriffen.)

Ha, jetzt tödtet's mich! — Fluch euch, ihr Schlangendreher! —

(nach einer kleinen Pauſe, in der er ſeinen Schmerz zu übermannen verſucht hat.)

Des geplünderten Zionstempels Gluth,
Sie glüht, brennt in mir mit Drachenwuth! —
Der erwürgten Millionen Wirbeltanz
Umkreiſt' mich beim Furienfakelglanz! —
Eleazar, — das Makkabäerweib
Durchwühlen lächelnd das Hirn mir, das Herz und den Leib! —
O Zebaoth, du haſt geſiegt! —
O ſei verſchonend! — Es erliegt
Mein Trotz! —

Heliodor
(zu den Trabanten auf den König zeigend).

Tragt fort ihn! —

Antiochus
(ſich von den ihn anfaſſenden Trabanten losreißend, und wieder auf die Kniee ſtürzend).

Nein, nur noch einmal
Schrei' ich hinaus aus der Nacht der Qual:
Nicht ſich der ſterblichen Menſchen Geſchlecht
Vermeſſe, *Dem* gleich zu ſein, der wägt und rächt! —
Es *iſt* ein Gott! — Wird er ſich mein noch erbarmen?! —

Ein Prieſter
(auf Antiochus deutend, der einem neuen convulſiviſchen Anfall erliegt).

An allen Gliedern ſchüttelt's den Armen! —

Antiochus
ſich mühſam erholend, doch immer im Sprechen von Zuckungen unterbrochen).

Beten will ich — beten! — Ich, der ich dachte
Sie zu vertilgen — die heilige Stadt —
Der ich eine Todtengrube d'raus machte —
In meinem frevelnden, ſinnloſen Rath! —
Ich, der die Juden werth nicht geachtet —
Daß ſie des Grabes Freiſtatt umfaſſ' —
Ich, der ſie wollte — wenn Alle verſchmachtet —
Geben den Vögeln und Thieren zum Fraß! —

(mit gewaltſam zuſammengeraffter letzter Kraftanſtrengung.)

Ich will ſie frei jetzt laſſen,
Gleich Bürgern von Athen,
Den heil'gen Tempel faſſen
In Schmuck, wie nie geſeh'n! —
Opfergeräth und Ketten
Von Gold — o nur mich retten
Von dieſen Höllenweh'n! —

(wieder von Convulſionen überwältigt.)

Ha, wieder mich's anpackt! — Ein Jud' will ich werden,
Und Zebaoth's, meines Beſiegers, Gewalt
Verkündigend preiſen, wo immer auf Erden
Die läſternde Stimme der Thoren erſchall't!

(wieder von Schmerzen ganz erſchöpft, mit immer ſchwächrer Stimme.)

Umſonſt! — der Rache Zorn — iſt über mich gekommen —
Zu hart, ach! — doch gerecht! — Verzweiflung hält umklommen
Mein Leben — gerne ſtürb' ich — wär ich nur ihr entnommen! —
Der Styx — er hat mich ſchon umſchwommen, —
Die Nacht des Erebus — grinſt ſchon von Gluth durchglommen! —
Wird wer — barmherzig — richten — mich?! —

(er ſinkt ohnmächtig auf den Knieen um.)

Das Volk
(im Hintergrunde, mit wildem düſtern Hohne laut auf ihn hinſchreiend).

Die Höllenrichter! —

Sanfte Stimmen
(wie Geſang von Oben).

Gott!!!

Heliodor
(zn den Trabanten, die den hingeſunkenen Antiochus aufheben).

Tragt fort ihn — ſchnell! —

Antiochus
(wird von einigen *Trabanten* ohnmächtig von der Bühne getragen).

Heliodor
(gen Himmel, dorthin, von wo die Töne klangen, blickend).

Von dieſen Tönen hallt's nach in mir wie ew'ger Spott! —

(Er geht im düſtern Nachdenken nach der Seite, wohin Antiochus abgetragen ward, ab.)

Jonathas
(der bis dahin unverwandt auf der Baluſtrade zum Richtplatz hingeſtarrt hat, jetzt plötzlich entzückt aufſchreiend).

Der Feldherr, der Herrſcher, der tapfere Degen!
Der Retter, der Befreier, auf, ihm entgegen!

(er eilt die Treppe der Baluſtrade herunter auf die Bühne.)

Judas Makkabäus den kleinen *Demetrius*, Sohn Nikanors, an der Hand, mit einem Trupp *israelitiſcher Krieger*, ſchnell von der entgegengeſetzten Seite, nach der der König abgetragen worden, auftretend. Hinter den Kriegern *israelitiſches Volk*, beiderlei Geſchlechts, ſich tumultuariſch auf die Bühne drängend.

Jonathas
(dem Judas Makkabäus entgegen eilend, und vor ihm auf die Kniee ſtürzend).

Dir Held von Israel — dreifacher Segen!

Judas Makkabäus
(mit mächtiger Stimme).

Erlöſer Zebaoth! — Wo ſind die Makkabäer? —

Nikanor, Lyſias, ſyriſche Unterfeldherren und Krieger
(treten ſchnell herein).

Nikanor
(wüthend zum Thron eilend).

Da den Sohn
Erwürg' ich des Tyrannen, ſtatt ſeiner, der entfloh'n!

(er reißt den kleinen *Antiochus Eupator* vom Thron, und will ihn mit dem Schwert durchbohren.)

Der Oberprieſter, die Prieſter und das Volk
(gleichzeitig aufſchreiend).

Weh!

Judas Makkabäus
(den Nikanor, eben wie dieſer den jungen Antiochus durchbohren will, erblickend, und Nikanors Sohn plötzlich vom Boden aufgreifend, und ihm das Schwert auf die Bruſt ſetzend, ſehr raſch und faſt gleichzeitig zu Nikanor, gewaltig und drohend).

Bube! Kinder würgen
Willſt du? — Dein Sohn, den ich durchbohr',
Soll für des Knaben Haupt mir bürgen!
(auf den kleinen Antiochus zeigend).

Nikanor
(den kleinen Antiochus immer noch in der nämlichen Stellung haltend).

'S iſt unſers Todfeind's Sohn!

Judas Makkabäus.

Du Thor! —
Meinſt du, wir Makkabäer ſind
Kindesmörder? — Hingeſetzt das Kind! —

Nikanor
(höhniſch trotzig zu ihm).

Wir Makkabäer? — Nein, erſchlagen
Hat alle Deinen der Tyrann!

Judas Makkabäus (zuſammenſchaudernd).

Ha! —
(ſich ſchnell faſſend.)
Sind ſie's, doch ſoll man nicht ſagen:
Der Held der Makkabäer kann
Auch Kinder würgen! Nicht verklagen
Soll mich unſchuldig Blut —!

Nikanor.

Wohlan!
(indem er den kleinen Antiochus hinſetzt.)
So künd' ich Fehde dir!
(zu ſeiner Schaar.)
Zu'n Waffen!

Judas Makkabäus
(indem er den Sohn Nikanors auch hinſetzt, zu Nikanor).

Wohl! — Dort der Unſchuld Recht zu ſchaffen!

(Indem beide Partheien mit gezückten Schwertern auf einander eindringen wollen, eröffnen ſich in demſelben Augenblick, wie von einem gewaltſamen Sturmwind aufgeriſſen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird ſichtbar. Rechts am Hügel iſt der coloſſale Keſſel, in welchem Benoni gemartert worden iſt.)

Cidli
(kniet mit zerſtreuten Haaren am Keſſel, über dem ſie das Haupt, wie in troſtloſer Erſtarrung hineinblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens ſonſt ganz menſchenleeren Richtplatze herumliegende Marterinſtrumente bezeichnen die ſchon vollzogene Hinrichtung der ſämmtlichen Märtyrer).

Judas Makkabäus
(bei dieſem Anblick mit gräßlichem Schmerze ſehr laut aufſchreiend).

Gott! —

Salomes Geiſt
(über den Flammen des Scheiterhaufens erſcheinend, eben als beide kriegeriſche Partheien auf einander eindringen wollen, mit majeſtätiſcher Stimme).

Löſchet, Flammen!

(Die Flammen verlöſchen, ſo daß Salome's und ihrer beiden jüngſten Söhne bereits verbrannten Ueberreſte auf dem Scheiterhaufen ſichtbar werden.)

Judas Makkabäus, Nikanor und die beiden ihnen folgenden **Kriegshaufen** bleiben, wie erſtarrt nach Salome hinblickend, ſtehen, eben ſo die andern Perſonen, die vorher im Hintergrunde geſtanden, und ſich gleich bei'm Auseinanderraſſeln der Mittelpforten entſetzt zu beiden Seiten der Bühne vertheilt haben.

Salomes Geiſt
(während das geſchieht, in ihrer Rede fortfahrend).

Stürze, Bild des Götzen!

(Die Bildſäule Jupiters ſtürzt mit Krachen, und in mehrere Stücken zerſpringend, zu Boden.)

Oberprieſter, Prieſter und das Syrervolk
(ſtürzen auf die Kniee, die Häupter an den Boden gedrückt).

Salomes Geiſt
(zu Judas Makkabäus und Nikanor).

Und euch befehl' im Namen ew'ger Liebe
Ich, ihre Märtyrin — ſchließet den Frieden! —
Du, Bruder, hemm' des Schmerzes nied're Triebe,
Laß dich die Gloria deines Stamm's ergötzen,
Durch dich und Cidli ſoll er blüh'n hienieden! —
Nikanor, dir beſchieden
Iſt nicht, die du geraubet haſt, die Krone,
Dem jungen König dort leg' ſie zu Füßen,
Und Lyſias, die Rachſucht abzubüßen,
So ſei du Schirmvogt von des Knaben Throne! —
Jetzt ſchließ ich meinen Lebenslauf, den ſchönen,
Und fahr' in Flammen auf zu meinen Söhnen!
(ſie verſchwindet.)

Judas Makkabäus.

Die Heil'ge hat mir Troſt in's Herz geſprochen!

Nikanor und Lyſias
(dem Judas Makkabäus die Hände reichend).

Und wie die Göttin ſprach, ſo ſoll's geſcheh'n!

Nikanor
(ſetzt den kleinen Prinzen Antiochus wieder auf den Thron, indem er und Lyſias, nachdem beide vor dem Prinzen die Kniee gebeugt, ſich zur Rechten und Linken des Throns ſtellen).

Heliodor (tritt auf).

Die Schuld hat Nemeſis ſtatt euch gerochen,
Antiochus, ich hab ihn ſterben ſehn,
Von peſterfüllten Schlangen todt geſtochen,
Die aus ihm wuchſen, mußt' er untergehn,
Der reuvoll ſtarb, in unnennbaren Qualen,
Die Schuld, die ungeheure, zu bezahlen!

Judas Makkabäus.

Ich fluch' ihm nicht! —

Heliodor.

Eh' er den Geiſt verhauchet,
Sprach er: „Künde den Kindern Israel,
Daß ob mein Schwert von ihrem Blut gleich rauchet,
Ich ihnen dennoch meinen Sohn empfehl'.
Das Volk des Herrn in Segen iſt getauchet,
Und deſſen Kraft, ſie blieb auch mir nicht hehl,
Was ich geraubt, mein Sohn ſoll es vergüten,
Ihr Segen mag mein ſchuldvoll Haupt behüten! —
Er ſtarb — lächelnd — in Qual! —

Judas Makkabäus
(nachdenkend zu Heliodor).

Hat ihn geſehen
Die Märtyrin? —

Heliodor.

Sie gab den Segen ihm!

Judas Makkabäus.

Dann iſt mir alles klar, was jetzt geſchehen!
Die Heil'gen hört der Herr der Elohim! —
Friede ſei mit ihm! —

Heliodor.

Auch ich fühlte wehen
Des güld'nen Ritters heil'gen Ungeſtüm!
Er bot mir Segen an, ich, der Verruchte,
Wählte den Fluch — d'rum treff' mich, was ich ſuchte!
(er ſtürzt ſich in ſein Schwert, und ſtirbt.)

Judas Makkabäus
(nach der Seite, wohin der König abgetragen ward, zeigend).

Gewogen Jener und zu leicht erachtet!
(auf Heliodors Leichnam zeigend.)
Gewarnet Der — und ew'ger Qual zu Theil! —
(zu den jüdiſchen Kriegern.)
Volk Israel, das Schrecken noch umnachtet,
Verlaß mit mir des Heidentempels Gräu'l!

Cidli
(die bisher immer erſtarrt am Keſſel geknieet, und ſich während Judas Makkabäus letzten Worten von den Knieen erhoben hat, jetzt durch die offen gebliebenen Pforten majeſtätiſch zu ihm tretend, ſehr erhaben).

Oheim des Gatten, der mir iſt geſchlachtet,
Mir ſprach ſein Geiſt: der Makkabäer Heil
Sei meiner Huld vertraut und deinem Segen,
D'rum tret' ich Jungfrau-Wittwe dir entgegen!

Judas Makkabäus.

Ich faſſe dich, auch du haſt überwunden
Den Tod — d'rum nimm des Makkabäers Hand!
(er reicht ihr die Hand.)
Gebier' mir Helden Gottes! —
(zum Volk ſich wendend.)
Volk, verſchwunden
Die Trauer iſt, wir zieh'n in unſer Land,

Und Friede wieder werd' im Land erfunden,
Und Eintracht, Vätertreu' und Glaubensband!
Helft mir die Städte bau'n, ich will ſie ſchützen,
Daß Jeder kann am eig'nen Weinſtock ſitzen! —

Vor allem aber laßt uns, was verwüſtet,
Das Heilthum reinen, prachtvoll es erneu'n!
Der Schönheit Sohn, dem Menſchen, es gelüſtet,
Geſchmückt und ſchön ſich ſeines Herrn zu freu'n!
Und Jehovah, der uns durch Trauer rüſtet,
Er ſalbt mit Freudenöle, die bereu'n;
Er hat verdiente Schmach von uns genommen,
D'rum werde nun die Pracht Ihm angeglommen!

Es werd' am fünf und zwanzigſten gehalten
Des neunten Monden der Erneu'rungstag,
Ob ird'ſchem Goldesglanze ſoll entfalten
Geſang den himmliſch güld'nen Flügelſchlag,
Des Glaubens Gold wird in den Herzen walten!
Mir ſagt der Geiſt, der nimmer lügen mag:
Dieß Feſt wird einſt Deſſen Triumph verſchönen,
Der kommen wird, um alle Schuld zu ſöhnen! — *)

Nachdem ich dieß bewußtlos euch verkündet —
Den Geiſt in uns enträthſelt nicht der Sinn —
Sprech' ich, der Stämme Richter, die verbündet:
Zweitauſend Silberdrachmen ſendet hin
Gen Zion, daß Sündopfer werd' entzündet
Für Alle, die des Siegertod's Gewinn
In unſern heil'gen Schlachten hat getroffen,
Dieweil wir Gläub'gen die Verklärung hoffen!

Denn hofften wir nicht, daß auch, die erlegen
Im heil'gen Streit, erſtehn einſt unverſehrt,
So wär' es Thorheit, der Gebete Segen
Erflehn für die, die traf des Todes Schwert.
Doch die Gerechten ziehn auf Grabeswegen
Zum Auferſtehungstag', der ſie verklärt,
Wo die Gereinigten zum Throne treten;
D'rum iſt es fromm, für die Verſtorbnen beten!

Nur keiner ſoll der Heldin Tod beklagen,
Die ſieben Söhne trieb zum heil'gen Streit;
Hoch ſollen ihr der Völker Herzen ſchlagen,
Preis ſei den Märtyrern in Ewigkeit!

(zu den noch immer knieenden Leviten.)

Erhebt die Arche, Prieſter, ſie zu tragen
Zum Tabernakel heim der Herrlichkeit,
Dort wollen wir die Bußpſalmen ſingen,
Dem alten Gott ein neues Opfer bringen!

Die zwölf Leviten

ſtehen auf und erheben die Arche. In demſelben Augenblick eröffnet ſich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erſcheint über der Arche

Salomes Geiſt

(in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen beſäeten Mantel, der über ihre ſieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geſchmückten Gewändern, knieend erſcheinenden, verklärten Söhne ausgebreitet iſt. Salome erhebt in der rechten Hand hoch ein großes, blutrothes Kreuz. Ueber dieſer Gruppe ſchweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer ſieben Söhne Sternenkronen und Palmenzweige halten, während eine ſanfte Muſik die Worte der folgenden Canzone begleitet. Alle andern unten auf der Bühne befindlichen Perſonen, die zwölf die Arche tragenden Leviten ausgenommen, knieen beim Anblick der Erſcheinung ehrfurchtsvoll nieder).

Salomes Geiſt (mit Verklärung).

Ein reines Opfer wird ſich Gott bereiten,*)
Durch das wird Er, im reinen Liebesklange,
Den Heiden Seinen großen Namen künden!
Es wird, vom Aufgang bis zum Niedergange
Vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten,
An reiner Mutterliebe ſich entzünden,
Reinen die Welt von Sünden! —
Und Millionen Märtyrer, erkoren
Zu waſchen ſich im Blut des Opferlammes,
Mit uns, den Heil'gen, Blüthen eines Stammes,
Blüh'n noch am Thron und werden einſt geboren!

Jonathas

(knieend auf die Erſcheinung deutend).

Das iſt des Kreuzes Stern mit ſeinen ſieben Sternen!

Salome und die ſieben Makkabäer

(im geſangartigen Chor).

Segen mit euch! — Wir zieh'n ewig Liebe zu lernen! —

(Die Erſcheinung verſchwindet, die harmoniſchen Klänge verſchweben.)

Der Vorhang fällt.

---

*) Es iſt hier das von Judas Makkabäus auf den 25ten Tag des neunten Monden (Chaſeleu) angeordnete ſogenannte Erneuerungsfeſt (τὰ ἐγκαινια) gemeint, deſſen in unſern Monat December fallende Feier auch unſer göttliche Heiland beſucht hat.

*) Malachiâ, Cap. I. V. 11.

Chriſtian Wernicke

ward um 1660 geboren, ſtudirte zu Kiel die Rechte und wurde Legationsſekretär. Er ſtarb gegen 1710 in der Eigenſchaft eines däniſchen Etatsrathes und Redſienten am Hofe zu Paris. Sein Geburtsort, ebenſo wie ſein Geburts- und Sterbejahr ſind nicht zu ermitteln.

Er ſchrieb:

Ueberſchriften oder Epigrammata. Amſterdam, 1697. Wieder herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1763. in 8.

Verſuch in ein Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberſchriften. Amſterdam, 1704.

Ueber W. fällt Manſo (in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen Bd. VI. St. 1. S. 276) folgendes ſehr treffende Urtheil: „Wernicke ſchrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komiſchen Heldengedichte, zehn Bücher Ueberſchriften oder Sinngedichte, welche aus Sittenſprüchen und Epigrammen beſtehen und von ihm ſelbſt mit oft witzigen, oft ſcharfſinnigen Anmerkungen erlautert werden. Wenn Wernicke lehrt, ſo lehrt er ſtets mit Nachdruck und Ernſt, und wenn er die Thoren angreift, ſo geht er mehr darauf aus, ſie zu züchtigen und zu ſtrafen, als dem Spotte und dem Gelächter Preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher, und in Wendungen glücklicher Dichter iſt, aber man darf ihm mit eben ſo vielem Rechte vorwerfen: daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter ſein würde, wenn ſeine Anmerkungen den Leſer nicht zurechtwieſen, endlich daß er ſeinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt übertrifft, aber ihm in der Geſchmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachſteht.“

Epigramme von Chr. Wernicke.

An einen Splitterrichter.

Magſt du, was meine Fehler ſind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bei mir für Tugend find't.
Spricht man dort Uebles ohne Maaße,
Und legt man hier zu viel mir zu;
So wähle du die Mittelſtraße
Und denk', ich bin ein Menſch, wie du.

Auf die Menge franzöſiſcher Bücher.

Daß ein franzöſ'ſcher Bel Eſprit
Manch artig Buch vergold't im Schnitt
In Holland uns beſcheert;
Daß er uns nicht ſein Pfund verhehlt,
Das Jahr durch Monat-Bücher zählt,
Iſt nicht verwundernswerth.
Er macht kaum ſeine Feder naß,
Und künſtelt ohne Müh'.
Wahr iſt's, er ſchreibt, ich weiß nicht wie;
Doch auch, ich weiß nicht was.

Cornelius Tacitus.

Wir deuten jedes Wort mit viel Verſtand und Müh':
Die Leſer machen ihn gelehrter, als er ſie.

Auf Palämon.

Palämon der beſitzt des Königs Gunſt und Ohr.
Ich folg' ihm durch den Saal bis an des Palaſts Thor,
Ich huſt'; er ſieht ſich um: ich neige mich; er lacht.
Ich habe geſtern noch, ſagt er, an Ihn gedacht.
Ich glaub' es, ohne ſein Vermeſſen,
Und find' es in der That,
Daß er ſich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergeſſen.

Erfahrenheit ohne Klugheit.

Es iſt ein ungemeiner Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrenheit ohne Klugheit iſt
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrenheit.

Der, wenn er geht, den Weg erſt mißt,
Den machet mancher Umſchweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahr'nheit iſt
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Friedrich Auguſt Klemens Werthes

ward am 12. October 1748 zu Butterhauſen in Schwaben geboren, privatiſirte nach vollendeten Studien an verſchiedenen Orten, war dann der Hofmeiſter zweier jungen Adlichen zu Göttingen, und wurde darauf Profeſſor der italieniſchen Literatur zu Stuttgart, welche Stelle er 1784 niederlegte, um als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Peſth zu gehen. Er gab jedoch nach 10 Jahren auch dieſes Amt auf, und lebte nun als Privatmann Anfangs zu Ludwigsburg, und darauf zu Stuttgart, wo er am 5. December 1817 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Hirtenlieder. Leipzig; 1772.
Lieder eines Mädchens. Münſter, 1774.
Sing- und Schauſpiele: Orpheus, Deukalion u. ſ. w.
Begebenheiten E. Bomſtons; Roman. Altenb. 1782.
Sieben Heroen in ſieben Geſängen. Augsb. 1816.
Ueberſetzt: Gozzis theatraliſche Werke. Bern, 1777—1795. 5 Thle.
Schönheiten italieniſcher Dichter nebſt dem Orlando Furioſo. Bern, 1791.

Ein Mann von Geſchmack und Talent, der jedoch am meiſten als Ueberſetzer leiſtete und daher immer mit Achtung genannt zu werden verdient.

Ignatius Heinrich Freiherr von Weſſenberg-Ampringen,

dieſer hochverehrte und berühmte katholiſche Geiſtliche, wurde am 4. November 1774 zu Dresden geboren, widmete ſich der Kirche und wurde 1802 vom Fürſten Dalberg zum Generalvicar und Präſidenten der geiſtlichen Regierung des Bisthums Konſtanz und 1814 zum Coadjutor ernannt. 1817 ward er Bisthumsverweſer und er trat dieſes Amt an, obwohl der heilige Vater ihm durchaus ſeine Beſtätigung verſagte; auch erhielt er in demſelben Jahre die Würde eines Dr. der Theologie. Das angetretene Amt eines Bisthumsverweſers bekleidete er bis 1827, wo in Folge eines Concordates das Bisthum Konſtanz für aufgelöſt erklärt wurde. Seit dieſer Zeit lebte er als Privatmann dort.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Zürich, 1800 u. 1801. 2 Thle.
Geiſt des Zeitalters. Zürich, 1801.
Spee's Gedichte. Zürich, 1802.
Die Hauptepoche der Weltgeſchichte vor Chriſti Geburt. Zürich, 1804.
Deutſche Lieder. Zürich, 1809.
Chriſtkatholiſches Geſang- und Andachtsbuch. Zürich, 1812. 2 Thle.
Blüthen ans Italien. Karlsruhe, 1818.
Die Bergpredigt. Konſtanz, 1819.
Jeſus der Kinderfreund. Konſtanz, 1820.
Johannes. Konſtanz, 1821.
Das Gebet des Herrn. Zürich, 1821.
Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1821.
Die Auferſtehung unſers Herrn. Konſtanz, 1821.
Das heilige Abendmahl. Konſtanz, 1822.
Magdalena. Konſtanz, 1824.
Ueber den ſittlichen Einfluß der Schaubühne. Konſtanz, 1824.
Lieder und Hymnen. Konſtanz, 1825.
Ueber den ſittlichen Einfluß der Romane. Konſtanz, 1826.
Neue Gedichte. Konſtanz, 1827.
Die chriſtlichen Bilder. Konſtanz, 1828. 2 Thle.
Nicodemus. Konſtanz, 1829.
Chorlieder. Konſtanz, 1829.
Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Stuttgart, 1831.
Mittheilungen über die Verwaltung der Seelſorge. Augsburg, 1832. 2 Bde.
Ueber Schwärmerei. Heilbronn, 1832. 3 Hefte.
Einzelne Gedichte, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften.

W. iſt einer der edelſten, freiſinnigſten, mildeſten und doch zugleich kräftigſten Männer, welche Deutſchland zu den ſeinigen zählt; ein wahrer Prieſter des Herrn, ein echter und treuer Freund ſeines Vaterlandes, ein begeiſterter Kämpfer für Recht, Wahrheit und Licht. Abgeſehen von den anderen hohen Eigenſchaften, welche ſeine Dichtungen auszeichnen, giebt denſelben vorzüglich die in ihnen vorwaltende Geſinnung einen unvergänglichen Werth und ſtellt W. den erſten Geiſtern der Nation in dieſer, wie in anderer Hinſicht unbedingt zur Seite.

Gedichte von v. Weſſenberg.

Ueber den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutſchland.

> Saevior armis
> Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.
> Lucan.

Gerecht und edel ſind des Mannes Klagen,
Daß in der Menſchheit ſonnenhellen Tagen
Die freche Dirne Sittenloſigkeit
Von manchen ſelbſt, die der Erleuchtung Orden tragen,
Zur Göttin eingeweiht,
Durch Deutſchlands Gau'n jetzt auf des Sieges Schwingen rauſchet.
Ach! unter ihres Buſens Wellen lauſchet
Verzweiflung — Tod in ihres Blickes Feuerglanz,
Und ſchleichendes Verderben in dem Kranz

Von Roſen, den ſie um des Thoren Schläfe windet —
Wenn er, von ihrem Flammenaug' entzündet,
Der Zauberin ſich in die Arme wirft,
Und mit geſchwinden — heißen Zügen
Die honigſüßen Laſter ſchlürft,
Die in der Wolluſt Taumel-Becher liegen.

O Vaterland! mir rinnt die bittre Thräne
Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,
Die, hingeriſſen durch des Beiſpiels Meereskraft,
Die ehmals Helden ſchuf, feige Sklaven ſchafft,
Der ſchnöden Modegöttin jede Tugend zollen.
Ha! Frankenland — des Leichtſinns Schlangen-Neſt,
Aus deinem Eingeweide ſchlich die Peſt
Der weibiſchweichen Sitten in die männervollen
Gefilde Teuts; und ach! der Edelmuth
Der aus des Deutſchen Seele koloſſaliſch ragte,
Wich mit der Mädchenwange keuſcher Glut,
Die jedem Schurken einſt den Kuß verſagte,
Hinweggeſchwemmt vom Strome der Empfindelei;
Und durch der Mode bange Tyrannei,
Die jeden Tugendkeim, dem Wurme gleich, zernagte,
Verwelkten das Gefühl der Unſchuld und der Hang
Zu häuslichem Vergnügen, und die beſſre Liebe,
Die einſt Tusnelda's Herz mit allgewalt'gem Triebe
An Herrmanns Flammenbuſen ſchlang,
Wie die Natur mit mildem Zwang
Des Epheu's Schwachheit um den Stamm der Eiche ſchlinget.
Als, o Natur! mit Reizen, die kein Kröſus dinget,
Die Liebe deinem ſchönen Gang
Noch folgte, warb des Jünglings Feuerſeele
Beim zärteren Geſchlecht, daß es mit ihr vermähle
Der ſanftern, himmelvollen Liebe Glück;
Und ſchamhaft, und mit holdem Widerſtreben
Ergab des Jünglings ſeelenvollen Blick
Des Mädchens Liebe ſich für's ganze Leben.
Jetzt zucket Lüſternheit aus falſchem Mädchen-Blick,
Und blinzelnd giebt's der ſieche Jüngling ihr zurück.
Die Sittſamkeit, der Unſchuld Engelwache ringet
Nicht mehr mit der Verwegenheit
Des ſchmeichelnden Verführers. Seine Rede dringet
Wie Balſam in das junge Herz, und ach! der Zeit!
Der Vater ruft dem Sohne nimmer
Die Warnung zu: „Mein Freund! Nicht jeder Schimmer
Iſt Goldes Spur — merkſt du es nicht,
Wie ſich dein weicher Pfad zum Abgrund bricht."
Und Mütter ſehen ihre Töchter, ohne Schauern,
Dem Buſen einen Blumenſtrauß vertrau'n,
In deſſen Mitte Baſilisken lauern.
Der Leichtſinn findet nirgend Einen Zaun!
Geſchweig' durch der Begierden ſtürmendes Gewimmel
Verſtummet des Gewiſſens zarter Laut. Wo ſpricht
Es noch zur Jugend: „Nicht beim lauten Bacchanal,
Und in der Wolluſt glatten Armen nicht,
Und nicht in eiteln Prunks hoffärt'gem Gaukelſaal —
Nur in des Menſchen Innerm wohnt ſein Himmel!"
Selbſt dieſe heil'ge Stimme ſchweiget — Ach!
Mir rollet, Freund! ein heißer Bach
Vom Auge; denn, wo ſie verſtummt iſt, und der Jugend,
Die zaudernd noch am Scheidewege ſteht,
Des weiſern Alters Stab durch's Dorngefild der Tugend,
Nicht mehr den Pfad zur Wahrheit zeiget, o da geht
Der allzuſichre Staat auf üpp'gen Blumenwegen
Mit ſchnellem Schritt dem Untergang entgegen!

Ha, Frankreich! — lachend goſſeſt du dein Gift
In Deutſchlands Herz, und lachend ſiehſt du nun den Segen,
Der aus gelieh'nem Giftpokale trieft,
Denn Deutſche lachten mit, und tranken — Weh' den Thoren! —
Den ſüßen Becher, bis ſie jeden Sinn verloren
Für Tugend und Religion. —
Zuerſt ſchlich das Verderbniß auf den Thron,
Vom Throne durch die erſten Stufen goß
Sein Quell ſich in die naheliegenden Paläſte;
Von da in's adeliche Ritterſchloß:
Vom Ritterſchloß in niedre Hütten, wo die Reſte
Des Tugendſinns noch ſchlummerten; und nun —
Nun ſeh' ich, Freund! mit ſchauerkaltem Schweiße,
Des Laſters Fluch auf Deutſchlands Volke ruh'n!
So bilden ſich im Teich die hundert Wellenkreiſe
Um einen Stein, der ſich vom Ufer riß.

Der Etikette Poſſenſpiel verſtieß
Von Deutſchlands Höfen jenen Geiſt der Volkesväter,
Der ſegnend ehemals über ihren Gauen flog,
Und ihren Arm, als Genius und Retter
Mit Donner rüſtete, wenn je das Wetter
Des Krieges dräuend an die Grenze zog.
Die offne, holde Freundlichkeit des Fürſten
Verſchloß in eines Harems Kerker ſich;
Man ſah ſein Herz nicht mehr nach Volkbeglückung dürſten,
Und jedes ernſtere Geſchäfte wich
Dem Hang nach glänzenden Vergnügen,
Als Pantheons der Wolluſt, ſtiegen
Theater jetzt empor; für ſeinen theuren Schweiß
Gab man, um ſein Gefühl von Elend zu betrügen,
Das Volk in frecher Muſen zauberiſchem Kreis
Der Natter der Verderbniß preis.
Der deutſche Fürſt ward Sklav gebietender Maitreſſen,
Da lagen jetzt Verdienſt und Fähigkeit vergeſſen.
Der Weiſe ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor,
Nur auf des Geldes, der Gunſt und der Kabale Stufen
Schwang man zu Ehrenſtellen ſich empor.
Miniſters — Kreaturen der Maitreſſen, ſchufen
Mit Satansliſt den Hof zum Paradies,
Und das despotiſirte Land zum Land des Elends.
Das Land, das leiſe murrend ſeine Feſſeln küßte,
Das ſeufzend ſeine Henker Väter hieß. — —
Die Väter ſchwelgten im Palaſt; und in den Hütten
Des Landmanns, der den Mächtigen das Brod
Mit ſaurer Arbeit zollt, lag bleiche Hungersnoth.
Sie predigten dem Volk die Freiheit in den Sitten,
Und zwangen es zugleich in Feſſeln ein.
Ihr Machtſpruch mußte nun Statthalter der Geſetze,
Des Herrſchers Wohl des Volkes Götze,
Der Politik Religion die Sklavin ſein —
Der hölliſchen, die kalt durch's Herz der Menſchheit wühlet,
Mit Nationen, wie mit Kugeln ſpielet,
Und ihrer dumpfen Sklaverei ſich freut.

Zwar hatte längſt der Ahnen Biederzeit
Die, wenig raiſonnirend, mehr und weiſer wirkte —
Aus kluger Sorg', es möcht' die unbezirkte
Gewalt des Herrſchenden, vom Hang zur Despotie
Verführt, ſpät oder früh,
Die Nation als ſeinen Knecht behandeln,
Und zwiſchen ihm und ihr den ungeheuren Spalt
Erbau'n, der Würmer trennt von Gottes Allgewalt,
Um alles Recht in ſeine höchſte Gunſt zu wandeln —
Zur Gegenwehr den Volksſchutz der mit Harmonie
Und Kraft gerüſteten Vertreter feſtgegründet
Nachahmend der Natur erhabne Magie,
Die jede Kraft durch eine andre bindet,
Und weiſ', durch Alpen dort des Windes Energie,
Und hier des Stromes Drang mit hohen Ufern dämmte.
Auch wich die Herrſchſucht oft der Stände Macht,
Die kühn ſich ihrer Klauen Griff entgegenſtemmte.
Doch — „Trenn' das Volk" und „Eile ſacht!"
Dieß ſind der Politik ſo hoch berühmte Waffen,
Die ſicherer zerſtören als der Donnerkeil,
Als Herrſchaft, als alle Mächte, die mit Eil'
Und öffentlich darnieder raffen.
Durch ſie beſiegt, ſchmolz auch des Volkes Schild,
Erlag der Herrſchaft auch das Ephorat der Stände.
Zwar ließ ſie noch — ſein Schattenbild!
Doch, ha der Liſt! nur ſich zum Inſtrumente,
Um frech dem Schandmal ihrer Tyrannei
Von der Geſetzlichkeit das Siegel aufzulügen.
So ward die Standſchaft — Spiegelfechterei,
Dem Volk das Ziel des Fluches und der Höhnerei!

Des Luxus Florgewand barg ſchlecht die tiefen Wunden,
Die uns die Willkür ſchlug, und Weichlichkeit,
Des Luxus Tochter, hielt mit ſchwacher Binde
Das Auge des betäubten Volks gebunden,
Das unbewußt am Abgrund ſtand —
Die Söhne Deutſchlands wurden immer deutſch erzogen;
Der Luxus ſchickte ſie nach Frankenland,
Wo ſie, den Geiſt vom ſchönen Modetand
Leichtfertiger Philoſophie betrogen,
Und in der Thorheit Labyrinth verirrt,
Mit Frankreichs Sitten früh die Laſter Frankreichs ſogen.
Auch deutſche Mädchen wurden dort gepflogen,
Und von der Politeſſe Meiſel brilliantirt,
Und kehrten dann — das Köpfchen leer von der für Mütter
Und Gattinnen ſo nöth'gen Hauskenntniß,
Nur ausmeublirt mit ſchalem Anſtandsflitter,
Voll eitler Sucht das Herz nach falſchem Weltfirniß,
Entblößt von Unſchuld, in die Fluren Deutſchlands wieder,
Und deutſche Frauen wurden — Dirnen — weint ihr Enkel!
So ſinkt am welken Stengel,

Vergiftet von des Wurmes ſtillem Biß,
Der Gärten Stolz, die Frühlingsroſe nieder.
Durch's unerſättliche Getrieb der Eitelkeit
Dem zarten, reinen Glück entriſſen,
Das nur im Schooß der Eingezogenheit gedeiht,
Ward das Geſchlecht der Weiber von Genüſſen,
Die ſie vormals mit Recht den Männern überließen,
All' ſeiner ſanften Zier entweiht,
Und durch Verweiberung der Männer hingeriſſen
Verſchwand auch alle Männlichkeit.
Doch die von der Natur ſo ſchrecklich abgeſchweiften
Geſchlechter freuten ſich, weil wild und ungeſcheut
Der Lüſte Horden hin und wieder ſtreiften,
Wie Kinder, ihrer Ungebundenheit:
Von Tugend blieb jetzt an des Anſtands glatter Rinde
Nur eine ſchwache, täglich ſchwächre Tinte.
Der Aufwand ohne Mäßigkeit,
Den Eitelkeit und Schwelgerei diktiren,
Erhob das *Geld*, hoch über allen Reiz der Würden,
Zum höchſten, allgemeinſten Ziel.
Vor dieſem Gott ſah' man im ſcheckigen Gewühl
Magnat und Fürſt und Pöbel niederfallen,
Und Geldgier kratzte jedes edlere Gefühl
Aus ihrer blindgeblendeten Vaſallen
Verengter Bruſt mit ihren ehrnen Krallen.
Rechtſchaffenheit galt nun ſo viel,
Als Thorheit, feil für Geld nach *Otaheit* verſtoßen,
Entfloh die Freundſchaft; nur als Lottoſpiel
Ward an der Börſ' dein Bund, o Hymen, jetzt geſchloſſen!
Die einſt des Deutſchen Muth zu hohen Thaten ſchwoll,
Die Ruhmbegier ſank allgemein verhöhnet,
Als Kinder-Vorurtheil, und Bürgerwohl
Blieb noch — im Herzen! — Nein! dies war zu voll
Vom Eignen ich! doch, weil der Klingklang magiſch tönet —
Dem Ton zu Lieb' auf mancher Lippe ſteh'n,
Und ſoll noch jetzt als gute Münze geh'n,
Die jede Schurkerei beſchönet.
Auch ſah man nun, dem Standesvorurtheil entwöhnet,
Sich Alle Ständ' um Einen Schandpfuhl dreh'n,
Gleich einem Maskenball in bunten Affengruppen. —
Der Adel Deutſchlands, einſt der eiſne Kern der Truppen,
Des Throns und Volks getreue Wache, ſank
Zum Soldknecht tief herab, an Geiſt und Körper krank!
Die jungen Ritter wurden Stutzer, art'ge Puppen,
An Kenntniß arm, und ärmer noch an Kraft und Muth.
Von ihrem Adel blieb — ihr Nachruhm wird es melden! —
Ein Stammbaum und ein Rittergut,
Auf dem der Kreditoren bange Hoffnung ruht.
Weh', weh' dem Land, das ſolchen wunderkühnen Helden,
Und ſolchen wunderweiſen Führern ſich vertraut!
Der Feldherr wird dem Landmann Geißel und Verräther
Dem Vaterlande ſeiner Väter,
Der Richter wird ein Schelm, und der Miniſter baut
Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.
Dann lacht er teufliſch auf die nackte Blöße
Des Unterthans, den, taub für jeden Klagelaut,
Die Härte des Barbaren ſelbſt entkleidet,
Und ſein entmenſchtes Geierauge weidet,
Beim kalten Schauer der Natur,
Zur Luſt ſich an den Schandtrophäen, die ſich drängen
Auf jammervoller, menſchenleerer Flur,
Der ſeine Staatskunſt durch verkaufter Söldner Mengen,
Und durch den Druck der Steuern ohne Zahl
Bevölkerung und Wohlſtand ſtahl. —

Indeß zerſtreute der Aufklärung Mittagsſtrahl
Die täuſchende, geheimnißvolle Wolke,
Durch welche lang die Peiniger dem guten Volke
Entzaubert waren, und mit Einemmal
Sank jetzt das Dunſtgefild vor ſeinen Augen.
Es ſah', daß jene, die der Bienen Honig ſaugen,
Auch Menſchen ſein aus Fleiſch und Blut.
Da ſchloß der Beſſre: „Seine Majeſtät der König,
Sind Sie der beſte Mann im Land nicht, ſind nur wenig!"
Doch ſtolzer ſchien der Pöbel ſich zum König gut.
Natürlich! wenn des Königs Wirkungsſphäre
Auf die des Raubthiers eingeenget wäre! —
Das Volk ſah' im Palaſt und auf dem Thron'
Kein Fünkchen mehr von Tugend und Religion.
Da hielt es bald das edle Paar für nicht'ge Grillen.
Nun achtet es nicht mehr der *Gottheit* Willen,
Und dieſes Volk ſoll *Fürſten* noch gehorchen? — Nein!
Ach nein! Es würd', es müßt ſich ihres Sturzes freun!
O Menſchenherrſcher! ſeht — wie wenig nützt
Aufklärung ohne Beſſerung der Sitten!
Wie kalt bleibt nicht das Volk bei euerm Droh'n und Bitten
Jetzt, da der Fürſtenhaß die blut'ge Fahne ſchwingt,
Und ſiegend ſchon auf eure Thronen dringt —
Das Volk das *willig* Eure Väter einſt beſchützt —
Das Volk wird nie den Angriff eurer Feinde dämpfen,
So lang' ihm noch der Hohn vom Munde blitzt:
„*Wie? ſoll der Sklav um ſeine roſt'ge Feſſel kämpfen?*"

So, Freund! ſo ſchlich die Peſt des Laſters erſt hinauf.
Und floß dann wüthend auf des Beiſpiels Stufen wieder
Durch alle Reih'n des Alters und der Stände nieder.
Und *wer*, Geliebter, dämmet ihren Lauf?
Ha! könnt' der Kranke ſich im Fieberwahn'
Vollkommener Geſundheit, ſelber heilen,
Der Krankheit Quell Geneſung uns ertheilen,
Und das aus einem Strom zum Ocean
Sich bildende Verderben ſelbſt den Damm ſich ſetzen,
Dann wäre Hoffnung! Aber nun,
Da alle ſich am Taumeltrank des Laſters letzen,
Nach Einer ſchlechten Form des Herrn und Sklaven *Thun*
Sich dreht, die Höhern nur zur Thorheit höher klimmen,
Und die Regierenden, wie die Regierten auf
Dem Strome des Verderbens eingeſchlummert ſchwimmen;
Wer widerſteht des Siegers wildem Lauf?
Die *Kabinette*? — Sie, des Staatenwohls Sirenen,
Die lachend Recht und Wahrheit höhnen,
Ihr Unrecht noch mit dem Betrug der Menſchheit krönen
Und, da ſie mit durchſichtiger Sophiſterei
Ihr Wolfsherz in ein Lammfell einzuhüllen wähnen,
Nur zur Erhöhung ihrer Tyrannei
An ihren Wolfspelz noch den Fuchsbalg heften?
Wie hülfe Der der Sittlichkeit zu friſchen Kräften,
Der ihre Kraft ſelbſt, als Meuchelmörder bricht?
Die *Seelenhirten*? — Ach! wie Viele ſind der Würde
Des Gottesamtes voll und ſeiner heil'gen Pflicht!
Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,
Doch leider! nur ihr Wort — ihr Wandel nicht!
Und ſind nicht, fern vom Beiſpiel, ſchöne Worte
Was Segel ohne Wind,
Was Wolken ohne Waſſer ſind?
Ja, Freund! nur Thaten öffnet ſich des Herzens Pforte!
Und ach! wie liegt die Geiſtlichkeit jetzt ungeehrt,
Das Ziel der Witzwuth, überall danieder!
Das *Bardenvolk*? — O Freund! was konnten ſeine Lieder
Im Bund der Tugend nicht! — doch ach! verkehrt
Zum Lockton für Cytherens Bundesglieder —
Sind ſie jetzt noch des Namens: Bardenlehren werth?
Wie gäbe Gnid', der Menſchheit die Geſundheit wiede,
Wovon ein ſüßes Gift den letzten Keim verzehrt?
Die *Philoſophen*? — Ha! wer glänzt mit dieſem Namen
In unſerm Vaterland? — Der Witz, der Flatterſinn,
Die Klügelei, ſich fein der Tugend zu entzieh'n,
Die aus dem zweiten Babylon herüber kamen,
Und jene Grübelſucht, die bei dem Lampenlicht
Des Sektengeiſtes ſpinnt, und ſtolz dem Lahmen
Die Krücken ſeiner Tugend bricht! —
Vom Munde ſolcher Philoſophen trieft nicht Wahrheit;
Nicht Wahrheit iſt's, was ihr Buchſtabe ſpricht.
Durch ſie wird ſelbſt die Wahrheit Irrthum, und die Klarheit
Der Weisheit wird in ihren Schriften Nacht.
Ihr blendendes Geſchwätz, was iſt es, als, — die Lehren
Der Sinnenluſt, in ein *Syſtem* gebracht,
Um den bereits verſtimmten Tugendſinn
Mit gleißender Sophiſtik vollends zu bethören,
Und, ſtatt zur Gottheit ſie empor zu zieh'n,
Tief unter's Thiergeſchlecht die Menſchheit zu entehren?
Und was, das Ding: Metaphyſik? —
Ein athemlos Gerippe, das den Blick
Des Unbefangnen nie an ſich zu kehren,
Und den erſehnten milden Tag
Der Sittlichkeit heraufzuführen nie vermag?
Von ihren kahlen unwirthbaren Höhen
Hat mancher Eitelkeit und Schwindel ſchon
Geholt, *nicht Einer* in der *Wahrheit* Land geſehen!
Nur *Zweifel* wachſen dort und *unbeſcheidner* Ton,
Die Kopf und Herz nicht beſſern, nur verwildern.
Die ſchönen Muſen? — Ach die ſchönen Muſen ſchildern
In Wolluſt athmenden, verführeriſchen Bildern
Den Sieg des frechen Laſters, und ihr Hohn,
Geſtempelt von der Mode ſittenloſem Siegel,
Trifft Unſchuld und Religion —
Die Königin Religion, den letzten Zügel
Der Leidenſchaft, wenn ſie auf wildem Flügel
Geblendte Völker in's Verderben reißt —
Religion, die jedem Menſchen ſeine Pflichten,
Und jenen, die ſie treu entrichten,

Die Palme der Vollendung weiſt.
Mit ihr löſ't ſich das letzte Band der Ordnung auf.
Zerriſſen iſt's! — der Frevel ſtürmt im Siegeslauf!
Ich ſeh': Die Nachwelt Teuts, bejocht durch niedre Lüſte,
Und grimmig fluchend jedem Fürſtenjoch,
Schwingt der Empörung Fackel hoch! —
Sie zündet raſend das verhaßte Prunkgerüſte
Des allverfluchten Despotismus an,
Und wird ihr eigener Tyrann.
Dann haſchet ſie, berauſcht von wilden Demagogen,
Nach Freiheit — einem Regenbogen,
Der ſtets nur auf des Zufalls blindem Fittig irrt,
Wo ihn, im Schooß der Mäßigkeit gepflogen,
Der Sitten Reinheit nicht fixirt:
Und taumelt, von der Hoffnung Irrwiſchſchein geführt,
Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttauſend Wehen,
Um hier dem Schlunde: Despotie,
Der ihr der tiefſte dünket, zu entgehen,
Dort in den tiefern: Anarchie!

O Freund! — o Vaterland!
Beim Ahnen dieſer grauſen Scene
Bebt mir vom Aug' die kummervolle Thräne,
Der matte Pinſel aus der Hand!

An die Götter der Theorien des Schönen.

Eh' die Kunſt, dank euern Theorien!
Trat in Kampf mit der Natur,
Konnte jedes Herz für's Schöne glühen;
Doch des Schönen Harmonieen
Fühlete man nur.

Im Gehirn die Schönheit zu zerſpalten,
Deren Zauber man nicht fühlt,
Blieb euch, tiefen Denkern, vorbehalten,
Die ihr die Natur mit kalten
Grübelei'n durchwühlt!

Euch nur ziemt, zu prangen auf Altären,
Die der Alten Unverſtand
Phidiaſſen weihte und Homeren,
Deren Kopf nicht konnt' erklären,
Was ihr Geiſt empfand.

Ew'gen Ruhm euch, deren Syllogismen
Um den goldnen Satz ſich dreh'n,
Der da trotzt den Schwärmen von Sophismen:
„Was uns durch der Seele Prismen
Schön erſcheint, ſei ſchön!"

Doch, bedächtlich! thürmt jetzt Eisgebirge
Um den blühenden Parnaß!
Zäunt mit Dornen ein der Kunſt Bezirke!
Wer hinüber ſtrebt, den würge
Euer Winkelmaß!

Mag dann ſpotten das Genie des Dichters
Eurer Regeln heil'gem Dunſt!
Uebt der Flachkopf doch, kraft eures Trichters
Zauberei, das Amt des Richters
Ueber ſchöne Kunſt!

Die Schule der Weisheit.

Von heiligem Dünkel aufgebläht
Der Phariſäer im Tempel ſteht,
Und rühmet: Er ſei wie andere nicht.
Wohl wähnt zu täuſchen der arme Wicht
Des Allesſehenden Angeſicht. —
Doch in des Tempels Ecke von fern,
Zum Boden ſenkend den Augenſtern,
Schlägt auf die wehmutherfüllte Bruſt,
Des eigenen Unwerths ſich bewußt,
Ein Zöllner, und ſeufzt demüthiglich:
„Des armen Sünders erbarme dich!"
Der Lehrer von Nazareth ſieht's und ſpricht:
„Der iſt gerecht — der andere nicht!"
Die Schüler drein ſchauten die Augen groß.
D'rauf kleine Kinder auf Jeſu Schooß
Die Mütter brachten vertrauensvoll,
Daß er mit der Hand ſie ſegnen ſoll.
Die Jünger drob wurden roth und bleich —
Sie träumten juſt vom ird'ſchen Reich,
Und riefen mit Hoheit: Packet euch!
Doch ernſtlich der Herr ſie ſchweigen hieß.
St. Peter die Schlüſſel fallen ließ.
Der Herr dann ſagte mit Sanftmuth dies:
„Zu Gottes Reich nicht erkoren ſind,
Die nicht ganz werden wie ſolch ein Kind!"

Die Mauſoläen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi; sed omnes illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.
Horat.

Traurend, o Muſe! ſchweb' um edler Herrſcher
Aſche! Segen entſtröm' der Harf' und Wehmuth!
Und beſcheiden, über der Großen Mängel
Dehne den Schleier!

Läſtert der Undank an des Menſchenfreundes
Urne; lauter und heller ſtröme deines
Segens Lichtſtrom, und in den Lichtſtrom träufe
Stärker die Thräne!

Aber, unſchmeichleriſch beſtraf' Tyrannen
Und Eroberer! Mit weggewandtem Antlitz
Schlüpf' vorbei ihr lügendes Mauſoläum —
Schweige von ihnen!

Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, ſtinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünſten aufſteigt, den Mittag ſchwärzt
Und langſam ſich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-ſchauderndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmt jegliches Menſchenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit toſendem Flügelſchlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder ſtürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels ſinken; —

So ſah ich jüngſt (noch ſchauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüſtung mit wildem Flug
Vom Land, das rieſenhaft ſich durch
Drei Welttheile ſtreckt, herunter rauſchen.

Sein Auge blickte ganzen Geſchlechtern Tod,
Peſt und Zerſtörung ſchnaubte ſein Odem. — Ach!
Zerknickt von ſeinem Hufe, ſtarben
Blüthen und Keime der Lebensſchätze.

Doch, während Er noch enger die Feſſeln ſchloß
Am Arm der Völker, rief ſie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menſchheit floh'! — In Wehmuth verſunken, tief
Des Kummers Pein im Angeſicht, ſah ich ſie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederſchweben.

„Ach Vater! rief ſie, der du mit Weisheit mir
Das Schickſal unerforſchlich vor's Auge webſt —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menſchlichkeit
Auszieh'n, um ſich mit Jubelgeſang und Luſt
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbſt in die Urne des Tods zu wandeln.

O ſetze Ziel der Mordſucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensſeraph niederſchimmern,
Daß er die Menſchlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrſcher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder ſich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menſchheit aus, Mehr noch ſprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erſchien, — der Troſt,
Und in die Demantſchale faßt er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott ſie.

Freiheitshymnus,

der in Monarchien ſo gut, wie in Republiken geſungen werden darf.

Freiheit! Himmelskind, zerſchlage
Mit Alzidens Kraft das Joch!
Unter ihm erſchallt die Klage
Tiefgebeugter Menſchheit hoch!

Freiheit! Freiheit! wie zur Sonne
Jubelnd ſteigt der Lerche Flug,
Folgt mein Herz mit Götterwonne,
Siegſt du je, dem Siegeszug!

Nicht den Siegeszug des Schwindels,
Der jetzt Staaten um ſich kehrt.
Nein! vom Ruf des Raubgeſindels
Ward mein Herz niemals bethört.

Dir nur Tilgerin der Ketten,
Die durch Zauberreiz und Trug
Menſchen in's Verderben betten,
Jauchzt mein Herz im Siegesflug!

Göttin! unter deinem Scepter
Schmiegt ſich jede Leidenſchaft;
Für der Tugend Sieg belebter,
Sinkt für's Laſter ihre Kraft.

Wo dein Sonnenſtrahl nicht leuchtet,
Nicht dein milder Odem weht,
Und dein Thau das Herz nicht feuchtet,
Welkt der Tugend Blumenbeet!

Ach! was ſind uns alle Güter
Dieſes Erdrunds — ohne dich? —
Tantals Aepfel, lahme Glieder,
Dolch= und Skorpionen=Stich!

Und was ſind die Mühſamkeiten,
Die dein Zauberhauch verſüßt?
Träume, durch den Klang der Saiten
Von der Seele weggeküßt!

Dich verleihn nicht Kaiſerthrone,
Dich entreißt kein harter Dey!
Sklaven waren die Nerone,
Epiktete blieben frei!

Nicht an Ort und Zeit gebunden,
Herrſchſt du, wo die Tugend ſiegt!
Jeder hat den Schatz gefunden,
Der im Kampf nicht unterliegt!

Gerne weilſt du, wo den Bürger
Einfalt vor Verderbniß wahrt!
Aber mit dem Tugendwürger —
Luxus warſt du nie gepaart!

In Palläſten und in Hütten
Hebt ſich deines Fittigs Schwung,
Wohnt in ihnen edler Sitten
Reinheit und Beſeligung!

Aber ferne von Palläſten
Flieht dein Tritt von Hütten fern,
Wo die Lüſte ſich verpeſten
Edler Sitten eiſner Kern!

Ferne biſt du, wo die Kette
Blutig an dem Volke klirrt,
Das, ein Ball, auf der Raquette
Schlauer Hofkabalen irrt.

Ferner noch, wo unbeſchränket
Jeder Wicht ſein Weſen treibt,
Wo den Staat der Pöbel lenket,
In's Exil die Weiſen ſtäupt.

Fern, wo Unſinn der Tyrannen
Jeden Keim des Geiſtes knickt,
Und Genie's, ſie zu entmannen,
In der Willkühr Formen drückt.

Ferner noch, wo Geiſt der Sekte
Ueber Jeden, der das Licht,
Das ſie auf den Leuchter ſteckte,
Nicht anbetet, — Bannfluch ſpricht.

Wo du nicht im Herzen throneſt,
O da biſt du Schall und Tand!
Nur des Herzens Dienſt belohneſt
Du mit Gottes Ordensband!

Aller Herzen alſo werde
Freiheit! du die Königin!
Auf der weiten, runden Erde
Weh' dein Fittig her und hin!

Doch, du Hirtin kleiner Heerde!
Haſt du gleich noch ferne hin
Bis zum Königthum der Erde, —
Sei doch meine Königin!

An die Fürſten.

O Fürſten! — wollt Ihr länger noch Fürſten ſein;
So wißt: „daß Menſchen Ihr ſeid, daß Menſchen Ihr
Beherrſcht, daß Gott auch über Euch herrſcht,
Und daß Ihr ewig nicht herrſcht!" Sonſt weh' Euch!

Weh' Euch! Denn zwiſchen Menſchen und Beſtien
Kennt jetzt der Völker Auge kein Mittelding;
Der Zauberwahn von Erdegöttern
Säugte das Kind; doch ihn höhnt der Jüngling.

Wär' aber euch das Volk nur ein frohnend Vieh
Und rathlos, nun — was fabelt von Unrecht Ihr,
Wenn Euch das Vieh vom Nacken ſchüttelt,
Grimmig Euch unter die Klauen ſtampfet?

Doch, hat vielleicht die Schlange der Hoffart Euch
Den Glauben abgelogen: es walte Gott
Auch über Thronen; — O Ihr werdet's
Schon noch erfahren, doch — zum Verderben!

Und achtet Ihr der Flüche der Nachwelt nicht,
Und ſpottet Ihr der rächenden Ewigkeit; —
Gern wird die Nachwelt euch — vergeſſen,
Aber die Ewigkeit? wird's gewiß nicht! —

Nur Euch, Ihr Menſchenherrſcher mit Menſchlichkeit
Und Gottesfurcht, und Sinn für Unſterblichkeit
Nur Euch ſchützt die Aegide Gottes,
Denn Ihr ſeid Pfleger des Gartens: Menſchheit!

Meine Freude.

1794.

Wenn mordgefüllte Waffenreihen
Hier Tod, und dort Verderben ſpeien,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch, wenn der Friede Felder bauet,
Und Segen auch in Hütten thauet,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn auf dem Thron das Laſter ſitzet,
Das Teufel mehr als Engel ſchützet,
Dann fühl' ich keine Luſt —
Doch, wenn die Tugend Scepter führet
Und Goldpallaſt und Hütte zieret,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn wilde Keuler, gleich Tyrannen
Den Segen von der Saat verbannen,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt, wie Joſeph*) hetzet
Und Bauern mehr, als Eber ſchätzet,
Dann hüpfet mir die Bruſt.

Wenn ſich der Stolz, die Pracht der Großen
Vom Schweiß nährt, der dem Pflug entfloſſen,
Hebt Wehmuth mir die Bruſt.
Doch wenn der Bau'r für ſich auch ſchwitzet,
Und ihm die Aerndte ſelber nützet,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

---

*) Kaiſer Joſeph II, der alle Jagdbedrückungen in ſeinen Erblanden aufhob.

Wenn Favoriten, wenn Maitreſſen,
Den Schweiß gequälter Völker freſſen,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch mehrt der Fürſt durch ſchöne Thaten
Die Kraft und Anmuth ſeiner Staaten,
  Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn Herrſch- und Habſucht feiler Metzen
Ein ganzes Land in Leid verſetzen,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn die Kraft der keuſchen Liebe
Im Fürſten zähmt die Herrſchertriebe,
  Dann fühl' ich Götter Luſt!

Wenn Fürſten zu den nächſten Stufen
An ihren Thron nur Schmeichler rufen,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn Verdienſte, nicht blos Ahnen,
Den Weg zu Ehrenſtellen bahnen,
  Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn Fürſten ſich der Wolluſt weihen,
Mit Roſen ihren Thron beſtreuen,
  Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt dem Volke lebet,
Und über ihm ſtets ſegnend ſchwebet,
  Froh ſchwillt mir dann die Bruſt.

Wenn Willkühr das Geſetz regieret
Und es von jeder Macht entzieret,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch wenn nur das Geſetz entſcheidet,
Nach ihm der Hirt die Völker weidet,
  Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn fühllos, Völker zu zerſtücken
Erobrer ihre Völker ſchicken,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn nur, um ihr Volk zu ſchützen,
Die Herrſcher mit dem Kriege blitzen,
  Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn jetzt ein Kriegsheld alt, erkranket,
Als Bettler an der Krücke wanket,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn der Thron den Muth belohnet,
Den Krieger nicht für ihn geſchonet,
  Dann labt mich wahre Luſt.

Wenn auf bedrängter Wittwen Thränen
Die Großen unbarmherzig höhnen,
  Hebt Wehmuth mir die Bruſt;
Doch wenn die Wittwen und die Waiſen
Die Großen: ihre Väter preiſen,
  Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn ſich zum Thron die Unterthanen
Durch Königsmord die Pfade bahnen,
  Dann ſchauert mir die Bruſt;
Doch wenn die Völker ihre Klagen
Beſcheiden vor den Herrſcher tragen,
  Dann fühl' ich Herzensluſt.

Wenn blinde Völker Blut und Leben
Für ein Phantom von Freiheit geben,
  Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Fürſten ſelbſt die Bürden
Des Unterthans erleichtern würden;
  Dann fühlt' ich hohe Luſt!

Wenn Fürſten taub zu lauten Klagen,
Nur herrſchen, um empor zu ragen,
  Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Völker harten Nöthen
Die Fürſten Hülf' und Linderung böten,
  Schlüg freudig mir die Bruſt!

Wenn toller, als Barbarenhorden,
Die Brüder ihre Brüder morden,
  Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Eintracht Ketten windet,
Und Völker eng an Völker bindet,
  Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt.

Wenn die Dukaten der Klienten
Des Richters Spruch, wie Moosrohr, wenden
  Klemmt Unrecht mir die Bruſt;
Doch, wenn nach heiligen Geſetzen
Die Richter Recht und Unrecht ſchätzen,
  Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn unverſchämt der Barden Saiten
Die Jugend in's Verderben leiten,
  Dann blutet mir die Bruſt;
Doch, wenn ihr Saitenſpiel zur Tugend,
Die Eltern zaubert und die Jugend,
  Dann wogt mein Herz in Luſt.

Wenn junge Laffen grauen Greiſen
Sich ſchämen Ehrfurcht zu erweiſen,
  Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Sohn die Väter ehret,
Und willig ihre Lehren höret,
  Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn eitler Stutzer ſchaale Rotten
Frech alles Heilige beſpotten,
  Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Jugend Gott verehret,
So kindlich, wie es Jeſus lehret,
  Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt!

Wird Weisheit ſtolzer Thoren Pflaſter,
Sinkt Furcht Allvaters, ſiegt das Laſter,
  Dann blutet mir die Bruſt.
Nur Ihr, des Menſchen ſchönſte Triebe!
O Tugend, Weisheit, Gott- und Menſchenliebe!
  Ihr Grazien! — ſeid meine Luſt.

Allgemeines Gebet.

Du biſt, o Unerforſchlicher! weil du biſt!
Nur weil du biſt, bin Ich, und iſt alle Welt!
  Der Glühwurm, wie die Sternbahn, Alles
  Betet, vor Allem der Menſch: „O Vater!“

Was dein Verſtand nicht weiß, nicht umſpannt dein Arm
Nicht einſieht deine Weisheit, das iſt nicht. Doch
  Du biſt der Geiſter Sonne! Liebe
  Füllt dein Gemach, und der Engel Andacht!

Der Seraphs höchſter, will er dich nennen, ſchweigt,
Und hüllt ſein Antlitz! O Unausſprechlicher!
  Wie nennte Dich des Lichtmeers trübrer
  Tropfen? Wie wagt' ich's nur? Hallelujah!

Der Ruf, den du gehaucht haſt in unſer Herz,
Verbürget uns im Dunkel des Labyrinths
  Erſt Dämmerung, dann Mittag. Heller
  Wird's mir und heller. „Dein Reich erſchien uns!“

Dein Wille thut ſich Engeln und Menſchen kund.
Die Erde, wie der Himmel verkündige
  Des Willens Achtung, nicht in leerem
  Wortgeklingl', aber in Herz und Wandel;

Nicht unſer Wille, Deiner geſcheh'! Wir ſind
Ja Kinder, Du der Vater! dem Endlichen
  Iſt wenig Raum und Zeit entrollet.
  Du nur, Unendlicher! ſchau'ſt das Ganze!

Der du mit unſrer Leiche den Wurm ernährſt,
O laß uns nicht erhungern den Geiſt, und nicht
  Des Geiſtes irdiſchen Gehülfen!
  Stille der Kinder Bedürfniß, Vater!

Was würden wir entflammte der Sünder Dich
Zur Rache, wie den Menſchen der Menſch, o Du
  Der Menſchlichkeit ſtets unerreichtes
  Urbild! — Du ſegneſt den Gottesläſtrer!

Denn, wüßt' er, was er thut, ach! er thät' es nicht! —
Verſchieden ſind die Gäng' deiner Fügung nur,
  Zu Dir erziehſt du dennoch Alle
  Kinder! — „O Menſchlichkeit werde herrſchend!“

Nicht nur Maſchine ſchufſt Du den Menſchen Dir,
Die dein Geſetz übt, weil ſie es ſclaviſch muß.
  Du gabſt ihm Freiheit! — O des höchſten
  Götterrechts! möcht' ich es ſtets erhalten!

Der Dornen Vater heft' an den Blüthenſtrauch
Des Erde-Lebens mehr nicht, als nöthig iſt,
Um — o der Ausſicht! — uns durch Tugend
Würdig zu machen der Himmelswonne!

Das Landleben.

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühle des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Tauſend Freuden genießt er,
Die der Sklave der Thorheit mißt.

Jeder Liebreiz der Flur zaubert der Andacht Glut
Auf ſein ſtaunend Geſicht; Alles, vom Glühwurm bis
Zu der Quelle des Lichts
Predigt Weisheit des Schöpfers ihm.

Jeder magiſche Schlag, welcher vom leiſen Puls
Unſrer Mutter Natur an ſein geſchmeidig Herz
Sanft wie Harfenklang bebet,
Weckt die Funken der Sittlichkeit.

In dem Spiegel des Bachs lernt er Wahrhaftigkeit,
Und die Ranke, die ſich feſt an die Ulme ſchmiegt,
Heißt ihm folgen dem Weiſern,
Und vertrauen dem Heiligen.

Schon durch Brillen von Staub ſieht er im Feierglanz
Nach dem Brauſen des Sturms und in dem Abendgold
Eines ſchweißvollen Tages
Heitre Bilder der Ewigkeit.

Und kein Laſter des Hofs, keine der Furien,
Die dem Dummkopf das Herz foltern mit Schlangenbiß,
Nah't der Wohnung des Edeln,
Dem aus Tugend ſein Himmel quillt.

Froſt im Auge ſieht er Thoren nach Dunſt und Rauch
Und nach ſchimmerndem Zwang buhlen: auf ſeiner Bruſt
Glänzt der Ordensſtern: Tugend.
Blumen kränzen die Scheitel ihm.

Wie der Waſſerſtrahl ſich blitzend zum Himmel hebt,
Dann durch Schwerkraft ſo ſchnell wieder zur Erde ſinkt,
So erſcheint ihm der Freier
Einer launigen Fürſtengunſt.

Seinen ſtillen Genuß tödtet der Enkel nicht,
Denn er kommet und geht mit dem Bedürfniß nur,
Nie begähnt er den Waldſang,
Der den Takt giebt zur Feldarbeit.

Oftmals, wenn er den Blick auf das Verderbniß wirft,
Das der Luxus dem Hof, dieſer dem Adel reicht,
Und das Beiſpiel des Adels
In die Hütten des Volkes gießt.

Wenn er ferner bedenkt, wie in der Einfalt Schooß
Andern Segen, und ſelbſt glücklich der Adel wär' —
Da rinnt ihm die Thräne
Vom Geſicht, und er ruft dann aus:

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühl des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Schon auf Erden erzeuget
Und genießt er Elyſium! —

An den Schlaf.

Holde Gottheit! ſchweb' hernieder,
Deck' die müden Augenlider
Mit den Flügeln ſanfter Ruh
Bis zum nächſten Morgen zu!

Flieh den Geizhals, der den Schätzen,
Seinen kummervollen Götzen,
Tag und Nacht Altäre baut,
Tag und Nacht in Sorgen graut!

Flieh das Laſter des Tyrannen,
Dem der Fluch der Unterthanen,
Die ſein eiſner Scepter plagt,
Furcht in's wilde Stahlherz jagt!

Flieh das Waffenbett des Helden,
Deſſen Stolz in ganzen Welten,
Die ſein Arm in Feſſeln ſchlägt,
Schrecken und Verderben trägt!

Fliehe weit von goldnen Schlöſſern,
Wo man noch aus vollen Fäſſern
Schäumende Pokale leert,
Und die Nacht in Tag verkehrt!

Flieh den Sklaven ſchnöder Freuden!
Laß ihn jede Kraft vergeuden,
Während er dich ſtolz verlacht,
Und in Paphos Tempeln wacht!

Flieh' und komm' in leichten Bildern
Tugendfreuden mir zu ſchildern,
Und umſchweb' mein frohes Herz
Mit der Unſchuld ſanftem Scherz!

Flöß mir in die matten Glieder
Neue Duld- und Thatkraft wieder,
Daß ſobald die Lerche ſchlägt,
Friſches Blut ſich in mir regt!

Daß ich dann die ſüßen Pflichten
Meinem Schöpfer froh entrichten,
Froh mich durch des Tages Bahn
Meinen Brüdern widmen kann!

Der Kirchhof im Dorfe.

Mögen Andre lieber bei den Säulen,
Deren Inſchrift, zu der Menſchheit Hohn!
Vom Despoten Götterthaten lügt, verweilen,
Oder in dem Pantheon.

Blutbetriefter Weltbezwinger, oder,
Wo in Wundern Macht und Kunſt geblüht,
Ueber der verſunknen Reiche Schutt und Moder!
Fern' entſchwebe du, mein Lied!

Und verweil', von Dämmerung umhüllet,
Auf den ſtillen Gräbern, die ſo oft
Mit der Tugend heitrer Ruhe mich gefüllet
Die ein beſſ'res Leben hofft!

Hier iſt Friede, wo, von Gott geſäet
Menſchenſaat der Auferſtehung reift,
Wo des Frommen Seufzer leiſ' zum Himmel wehet,
Still die Thräne niederträuft.

Hier iſt Troſt! Hier zeigt die Morgenröthe
Sich dem Greiſ' beim Lebens-Untergang!
Hier entwickeln ſich Entſchlüſſe, hier Gebete!
Hier, hier weile, mein Geſang!

Flattert lieblich an dem Kreuz ihr Kränze
Auf das ſchlummernde Gebein herab!
Wehmuth, Dank und Liebe pflückten euch dem Lenze
Mit den Hochzeitkränzen ab! —

Wenn noch Alles ſchlummert, kommt zum Hügel
Ihres Bräutigams die junge Braut.
Sie ſtreut Blumen, weil ihr Blick, der Unſchuldſpiegel,
Feiernd Engelsſprache thaut.

Still belauſcht ein Bauerjung' die Thräne,
Wie zum Bräutigam ſie niederthaut,
Und er ſteht gerührt und wählt die treue Schöne
Feſt im Herzen ſich zur Braut.

Doch kaum weckt das Frühroth die Gemeine,
Sieh! da kniet ſchon mit der Kinder-Schaar
Um das Grab die Wittwe, ſegnend die Gebeine
Deſſen, der ihr Gatte war.

Und jetzt fließt die Red' vom ſanften Munde:
Kinder! denket oft des braven Manns,
Der hier ruhet! Allen, Allen in der Runde
Hieß er nur der wackre Hans.

Denn in ſeinem Thun und Laſſen blühte
Frohe G'nügſamkeit und ſtiller Fleiß,
Und durch Beiſpiel, Weisheit, Biederkeit und Güte
War's ein weiter Segenskreis.

Kindlich das Gemüth zu Gott erheben,
Sah man ihn im Glück und in der Noth,
Einem heitern Wieſenbache glich ſein Leben,
Sonnen-Abſchied war ſein Tod.

Sterbend noch empfahl er euch, wie täglich:
„Flieht wie Peſt den Müſſiggang, und ach!
Mehr als Brand — den Hader, und — ſo viel euch möglich,
Ahmet Gott im Wohlthun nach!

Dann vertraut dem Geber alles Guten
Er iſt Gott im Hagel wie im Thau,
Groß und gütig in der Wuth geſchwellter Fluthen,
Wie auf reichthumſchwangrer Au!“ —

Kinder! was der Vater euch gelehret,
Zu erfüllen, wird euch nie gereu'n!
Liebt ihr eure Mutter, Kinder, o ſo ſchwöret:
„Was der Vater war, zu ſein!“

Und ſo bebet von der Kinder Wange
Still der Schwur; und Alle, groß und klein,
Schwören jetzt mit hohem, ſehnſuchtsvollem Drange:
Was der Vater war, zu ſein!

Weiter jetzt, o Lied! im Bilderſaale
Lieber Todten! Sieh! die Muſe winkt!
Und beſing' die Guten, eh' vom Mittagsſtrahle
Dir der matte Flügel ſinkt; —

Weſſen iſt, vom Geisblatt ſanft umgittert,
Jenes Mahl, bei dem die Armuth weint?
Ha! die Zähre, die in ihrem Auge zittert,
Ruft: hier ruht ein Menſchenfreund!

Heil Ihm, ruft ſie betend, Heil und Frieden!
Was ein Regen dürrem Wieſenplan,
Was obſtreiche Schatten Lechzenden und Müden,
War den Dürftigen der Mann!

Näher tret' ich jetzt dem Monumente,
Ueber dem ein Genius ſich hüllt,
Sing', o Lied! was ihm den Blick beim Monumente
So mit tiefer Trauer füllt.

Ha! die Inſchrift ſagt es: „Hier bedauert
Ihren Freund die Menſchlichkeit. — Er fiel —
Nicht im Siegsgewand, vor dem der Menſchheit ſchauert,
Nein! er fand ein edleres Ziel!

Als er Menſchen retten wollte, fiel er!
Aber vor der Menſchheit ſtieg er hoch;
Hoch empor zum Heiland als ſein treuer Schüler;
Hoch bei Jeſus lebt er noch!

Fürchterlich, von Frühlingseis geſchwollen,
Donnerte der Strom um's Brückenhaus;
Pfeiler ſtürzten, der Bewohner Klagen ſchollen
Angſtvoll durch der Fluth Gebraus.

Mancher ſah's mit Thränen aber zagend
Blieb er ſteh'n, mit ſtärkrer Sympathie
Sah's des Grafen Sohn und ſchwamm zur Rettung fragend:
Bin ich nicht auch Menſch, wie ſie?

Doch den Edeln ſchlang der Grimm der Wogen,
Denn die Gottheit wog der Abſicht Werth,
Und von Engeln ward der Held emporgezogen,
Wo Unſterblichkeit ihn ehrt!“ —

Feſtlich, o Geſang! begrüß den Helden!
Der der Menſchlichkeit den Sieg errang!
Mag der Völkerwürger Thoren höher gelten!
Jenen nun hebt mein Geſang!

Doch laß hören, was, auf's Grab hindeutend,
Dort ein Greis zu zween Jüngern ſpricht?
Jener Greis iſt Richter in dem Dörfchen ſtreitend
Steh'n die Andern vor Gericht.

„Deſſen Staub hier ruht, der ſieht mit Zähren
Euern Hader und bereut's gewiß,
Wenn, — als Zunder eure Eintracht zu verſtören,
Er ſein Gut euch hinterließ.

Ihr ſeid euch zur Plage — wie vergebens!
Iſt doch Alles nur ein Reiſegeld
Für die Pilgerſchaft des kurzen Erdenlebens,
Ohne Werth in jener Welt.“

Alſo ſpricht der Greis, — und Engel feiert
Dieſer Scen'! Verſöhnungsſchwur im Mund,
Fällt das Streitpaar um den Hals ſich, und erneuert
Enger noch der Eintracht Bund! —

Einſam ruht, von Epheulaub beſchattet,
Hier der Freunde Sarkophag. So feſt,
Wie die Epheuranke mit der Ulm' gegattet,
Hielt der Freund am Freunde feſt!

Und dort winkt, vom Eichenkranz gekrönet,
Liebevoll ein Aſchenkrug und ſpricht:
„Deſſen Flöt' vom Reiz der Unſchuld dir getönet,
Jugend! den vergeſſe nicht!“

Ernſt ſteht von der Cypreſſ' umflüſtert,
Auf der Raſenhöh' ein Monument,
Und an ihm, das Aug' mit Wehmuthsflor gedüſtert,
Die Religion gelehnt.

Ihrem Pfarrer pflanzte die Gemeine
Dieſes Denkmal frommen Dank geweiht.
Denn er war ihr, was dem Kind kein Vater, keine
Mutter — voll der Zärtlichkeit: —

Sichrer Stab den Schwachen, Allen Lehrer
Mehr durch That, als Worte, Friedensbot'
Den Bedrängten, ungeheuchelter Verehrer
Gottes, warmer Patriot. —

Aber hoch ſteht jetzt die Sonn' und winket
Zur Erholung! Von den Gräbern flieht
Matt der Geiſt, und ruht. O Lied dein Flügel ſinket!
Ruhe denn auch du, mein Lied!

Unter'm Holder ſchlummer' ein in Frieden!
Ruhe ſanft! zur ſchwülen Mittagszeit
Ruhten auch die Todten, als ſie noch hienieden
Wandelten im irdnen Kleid. — —

Doch was hör' ich? Grabgeläute tönet!
Schaurig wallt ein Trauerzug daher.
Ach! des Sarges Kränzchen ſagt mir's und es ſtöhnet
Ringsum: Röschen iſt nicht mehr!

Röschen, der, von Zaubermacht beſieget,
Männlich ſchön des Jünglings Herz geglüht, —
Troſt der Aeltern, Stolz des Dörfchens — ach ſie lieget
Kaum entknospet, ſchon verblüht!

Schweigend klagt das Dörfchen ſeine Lücke,
Traurend ſteht's von Tanz und Freude leer!
Und der Alten und der Jungen naſſen Blicke
Sagen ſich's: Sie iſt nicht mehr!

Doch jetzt haucht der Prediger, wie Oden
Gottes, über die Betrübten hin
Das troſtreiche Wort: „Verpflanzt in beſſern Boden,
Blüht ſie, und wird ewig blüh'n!“

Und er zeigt im freien Schmetterlinge,
Der jetzt um die Bahre tanzt, ein Bild,
Wie der Tod des Menſchengeiſts gebundne Schwinge
Zur Unſterblichkeit enthüllt!

Länger ſchweift der Berge Schatten. Röthlich
Flimmt am Kirchthurm ſchon das Abendgold.
Sei willkommen, ſtille Zeit! für's Aug' ſo göttlich
Schön und mild, dem Ernſt ſo hold!

Von dem Felde kehrend, blickt der Bauer
Grüßend, liebe Todtenflur, auf dich!
Mancher denkt auch wohl mit ſanft gemiſchtem Schauer:
„Bald empfängt dies Bett auch mich!“

Mädchen kommen von der Wieſ' und bringen
Blumenopfer ihren Todten dar,
Beten dann — ſo beten Engel! — oder ſingen
Am Unſterblichkeits-Altar.

Doch, von Vielen jetzt umknieet, raget
Eines Grabes feierliche Zier
Hoch hervor. Der Wandrer ſtehet ſtill, und fraget:
„Leute! wen verehrt ihr hier?“

„Den wir ehren, iſt der Allbekannte
Mildenburg, erwiedert Groß und Klein.
Wahrlich! wißt ihr nichts von Ihm — im ganzen Lande
Müſſet ihr ein Fremdling ſein!

Weit und breit ſind ſeines Wohlthuns Spuren,
Denn er rief: es werde Glück und Licht!
Ihm verdanken wir den Wohlſtand unſrer Fluren,
Reine Sitten, hellen Unterricht.

Unſre Beglückung war der Garten,
Den er ſich zum Paradieſe ſchuf,
Menſchen ſeine Lieblingspflanzen; Sie zu warten
Sein erhabener Beruf.

Vormals höhnte Jagdluſt unſerm Schweiße,
Keuler ſchwelgten, Menſchen litten Noth;
Er, ein Menſch! rief aus: Die Frucht gebührt dem Fleiße!
Und die Räuber ſchoß er todt.

Streitſucht melkte vormals unſre Habe,
Hauchte Zwietracht, nährte Haß und Neid.
Er erſchlug die Hyder mit dem Zauberſtabe
Ränkeloſer Billigkeit.

Wie im Sklavenjoch der Landmann ſchanzte
Sonder Muth und ſonder Energie,
Sah er, und erleichterte das Joch, und pflanzte
Unter uns die Induſtrie.

Tief in Nacht war unſer Geiſt verſunken,
Unter'm Thiere lag der Menſch verſtört;
Da erweckte Er in uns den Gottesfunken,
Der uns unſre Pflichten lehrt.

Schwere Bürden drückten uns darnieder,
Freudenlos ſchlich unſer Leben hin;
Sieh'! da gab der Freund uns Feſte, gab uns Lieder,
Und mit ihnen frohen Sinn!

Zwar entriß der Tod ihn; doch es lebet
Noch im Sohne, der, — ſein Ebenbild, —
Ueber uns mit reichem Segensborne ſchwebet,
So wie Er, gerecht und mild.“ — —

Das Geſicht vom Abendſtrahl beſchienen,
Setzt, vom Tageslaſt zu ruh'n, ein Greis
Auf die Bank ſich, und ſein Geiſt — mit heitern Mienen
Schaut er auf des Lebens Reiſ'.

O er fühlt mit ſtillem Wonnebeben,
Wie die Sonn' ſein Leben untergeh'n,
Ueberzeugt, daß, wie die Morgenſonn' ſein Leben
Herrlicher wird auferſteh'n.

Siegend ſteigt indeß der Mond und leuchtet
Sympathetiſch auf der Liebe Glück,
Schwellet mit Empfindungen das Herz und feuchtet
Mit Empfindungen den Blick.

Wie ſich, als Adonis und Cythere
Schöner, dort ein Jüngling mit der Braut
Der umlaubten Gruft nah't! Wie zur Sternenſphäre
Himmelhell ihr Auge ſchaut!

Zeug' es Mond! von reiner Luſt getrieben,
Hand in Hand, geloben ſie ſich jetzt:
„Wie die Aeltern ſich mit Zärtlichkeit zu lieben,
Bis der Tod ihr Grabmal ſetzt!“

Doch auch Sie verſchwinden! — Stille
Herrſcht um mich! Wie leiſer Mückenſaus
Schwebt der Geiſter Tanz. Befreit vom Druck der Hülle,
Dehnt mein Ich den Fittig aus.

Aber mit balſamiſchem Gefieder
Sinkt der Schlaf. Kaum fühl' ich ſeinen Zwang!
Sanft bemächtigt er ſich meiner Augenlider,
Sanft entſchlummert mein Geſang!

Lied beim Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick' o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unſer Herz erweitert ſich;
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Freudig ſtreuten wir den Samen;
Denn wir ſtreuten ihn im Namen
Deſſen, der mit Einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze ſchuf.
Dein, o Vater! iſt der Segen;
Dein iſt Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater iſt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig!
Das Gedeihen giebt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Der ſo ſchön die Blumen kleidet,
Der ſo mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater ſein.
Ja, dem Frommen giebſt du Segen,
Giebſt ihm Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen giebſt du Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Laß mit Frucht den Baum ſich ſchmücken,
Reich an Korn den Halm ſich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wieſen für die Heerde blüh'n!
Ueberall auf unſern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unſern Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Schone, Vater, in Gewittern!
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von böſen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Das Volk.

Schreck' uns ab von böſen Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Ruhen laſſen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber ſä't,
Bis er glorreich auferſteht.
Alle Frommen führt ſein Segen
Einſt dem Aerndtetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt ſein Segen ꝛc.

Frühlings-Feier.

Wie entzückend verklärt Himmel und Erde ſich!
Welchem Gott, o Natur! giebſt du dies Siegesfeſt?
Naht des Frühlings Triumphzug? —
Ha! er ſchwebt vom Olymp herab!

Schöner, lächelnder Lenz! Quellen mit Blumenrand,
Nachtigallengeſang, ſteigender Lerchen Lied,
Alles feiert und jubelt;
Milder ſtrahlt dir die Sonne ſelbſt!

Doch, was ſeh' ich? es hellt ſchöner ſich noch dein Blick!
Welche Genien ſind's, denen ſich neigt der Hain,
Philomele gerührter
Flötet, leiſer die Quelle tönt?

Jenem Engel verlieh, weihenden Blickes, Gott
Dich, holdſelige Scham! dieſem den heitern Ernſt.
Unter Sterblichen wandelt
Ihr, Unſterbliche, Göttern gleich!

Jüngling, ähnlich dem Mai! fühlſt du die Zaubermacht
Dieſer Himmliſchen nicht? Siehe! dir winkt Natur
In das Eden der Unſchuld,
In der Tugend Elyſium.

Wie durch Wieſen der Bach hell, doch beſcheiden fließt,
Segenreicher, ein Strom, Tiefen nicht ſcheuend, noch
Felſen, bis er zu Meer wird —
Alſo walle dein Leben auch!

Süße Hoffnungen blüh'n hier an dem grünenden
Schatten, welcher dem Schweiß Kühlung verſpricht, und ſanft
Schlingt am Stamm ſich die Rebe —
Ahm', o Jüngling! dem Baume nach.

Wie die Gegend vor dir, blühend, zum Paradies
Kraft mit Anmuth vereint, herrlich und doch ſo mild,
Ernſt ſei alſo die Seele
Dir, und edeln Gefühles voll!

Iſt's nicht Sie, die du liebſt, welche den heitern Greis
Aus der Hütte dort führt, daß er die ſteigende
Frühlingsſonne begrüße?
Strahlend ſagt es dein Blick: Sie iſt's! —

„Kind, ſei ſtets der Natur zärtliche Schülerin,
Nicht entweiht von der Kunſt, ſanft wie die Maienluft,
Hold durch Scham, wie das Veilchen,
Gleich der ſilbernen Quelle rein!

„Wie ein Genius mild, weiche von dir, o Kind!
Nie der Mutter, auf dich himmliſch ſich neigend Bild!“ —
So mit Rührung der Vater,
Und die Thräne des Mädchens bebt.

Doch, ein Engel, vor ſie tritt der Geliebte jetzt,
Und das ſegnende Wort ſpricht der entzückte Greis:
„Erd' und Himmel vergehen —
Eure Liebe vergehe nie!“

„Wie die Tugend, von der euere Liebe ſtammt,
Blüh' ſie jugendlich ſtets, ſtets wie der ſchön're Lenz,
Der im Buſen des Frommen
Unverwelklich, wie Tempe, blüht!“

Das Veilchen.

Holdes Veilchen!
Blühſt ein Weilchen
Auf des Frühlings Spur;
Zaudernd weben
Dir das Leben
Frühlings=Freuden nur.

Giebſt mit Düften
Sanft den Lüften
Kunde deines Glücks;
Himmelsaue
Strahlt im Blaue
Deines Kinderblicks.

Geht ein Mädchen
Froh das Pfädchen,
Wo du ſittſam glühſt,
Wünſch' ihm leiſe
Deine Weiſe,
Eh' du ſtill verblühſt!

Himmliſch ſchmücke
Wang' und Blicke
Ihm ein reines Herz;
Stets umlächl' es,
Stets umfächl' es,
Heitrer Unſchuld Scherz.

Der Menſch.

Im unermeſſ'nen Schöpfungschor
Ragt edelſtolz der Menſch hervor.
Seht! wie er da, voll Majeſtät,
Ein Gott im Tempel Gottes geht!

Der Kraft und Anmuth Fülle ſtrahlt
Von ſeiner herrlichen Geſtalt;
Es adelt ſie ein hehrer Sinn,
Sie ſcheint der Erde Staub zu flieh'n!

Ihr Bau ſtrebt auf zum Sonnenlicht;
Aus jedem ihrer Züge ſpricht
Der Odem, der vom Himmel zeugt,
Dem alles Irdiſche ſich neigt.

Wie ſpiegeln Geiſt und Welt ſo hell
Sich in des Auges heiterm Quell!
Es blickt mit Machtgebot umher,
Und taucht ſich in das Sternenmeer.

Die Stirne wölbet der Verſtand;
Was immer iſt, wird ihm bekannt;
Den Schatz im dunkeln Erdenſchooß
Erſpäht er, wie das Alpenmoos.

Was lebt und webt im Schöpfungsraum,
Das bändigt er mit klugem Zaum,
Selbſt der ergrimmte Ocean
Ward ſeiner Klugheit unterthan.

Was vom Alzid die Fabel weiß,
Das thut noch jetzt des Menſchen Fleiß;
Noch täglich weiht er Wüſtenei'n
Zu frohen Heſperiden ein.

Die Sonnenpferde zähmt er ſich,
Veredelnd jeden Himmelsſtrich;
Den Lauf des Blitzes lenket er,
Und macht ſich ſelbſt zum Donnerer.

Der Sprache Zauber fließt vom Mund;
Geſtiftet iſt der Geiſter Bund,
Der durch ein Wunder Welt mit Welt
In ew'ger Ebb' und Fluth erhält.

Vom Südpol bis zum Eispol kreist
In Wort und Schrift des Menſchen Geiſt;
Unſterblich ſinnt am Strom der Zeit
Der Genius der Menſchlichkeit.

Geſchöpf und Schöpfer allzumal,
Strebt er nach hohem Ideal,
Verſchönert die Natur, und ſchafft
Sie neu, geprägt mit Geiſteskraft. —

Und Ihr erröthet nicht, die ihr
Dem Menſchen gleichgeſellt das Thier? —
Ihm, den Natur zum König krönt,
Das Thier, das ihm als Sclave fröhnt?

Doch höher noch erhebet Ihn
Des Herzens zarter Engelſinn;
Der iſt der Herkunft Kreditiv,
Des Götteradels Siegelbrief.

O Tugend, o Religion!
Ihr hebt den Menſchen auf den Thron;
Ihr wandelt ihn zur Gottheit um,
Sein Leben in Elyſium.

Zu eurer Tochter eingeweiht,
Gewinnt die Lieb' an Lieblichkeit,
Und unverwelklich ſchlingt ihr Band
Sich in des Wiederſehens Land.

Vom Würmchen ſteigt der Menſch zu Gott,
Im Tröpfchen Thau erblickt er Gott;
Ihm ſpiegelt ab des Schöpfers Bild,
Was nur dem Auge ſich enthüllt.

Er kämpft ein Held für Recht und Pflicht;
Verfolgung ſtürmt, er wanket nicht;
Wird Ungemach des Frommen Loos,
Er ruht, ein Kind in Gottes Schooß.

Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt;
Ein Keim, von höherm Licht erhellt,
Bürgt ihm nach kurzer Prüfungszeit
Für Aerndten der Unſterblichkeit!

Die Hoffnung.

Heil'ger Urquell ew'ger Wahrheit,
Dem das Tages Licht entſprang,
Als ein Abglanz deiner Klarheit
Deren Macht das Chaos zwang,
Strahlt auch jenes Sterngefunkel,
Das in's Herz die Hoffnung gießt.
Ach! wer blickte ſonſt durch's Dunkel,
Das des Lebens Pfad umfließt?

Hoffnung ſtillt der Freundſchaft Sehnen,
Dämpft der Sorgen Mißgetön,
Läßt den bangen Schmerz, durch Thränen,
Beſſrer Tage Frühroth ſeh'n.
Hoffnung leuchtet uns vom Kreuze
Auf des hehren Dulders Grab,
Der der Tugend Engelreize,
Der Unſterblichkeit ihr gab.

Doch uns ſtrahlt nur in dem Aether,
Der das Reich der Liebe füllt,
Ein von Hoffnung ausgeſäter
Sternenhimmel klar und mild.
Wo der Selbſtſucht freche Dirne
In's Gemüth ihr Schandmal brennt,
Da erlöſchen die Geſtirne
An der Hoffnung Firmament.

D'rum, o heil'ger Quell der Wahrheit,
Laß' in deiner Schöpfungen
Reinem Spiegel ew'ger Klarheit
Uns den Geiſt der Liebe ſeh'n!
Wenn die Menſchen menſchlich werden,
Wird des Wahnes Trugbild flieh'n,
Und den Schmachtenden auf Erden
Nie der Hoffnung Stern entzieh'n!

An die Erinnerung.

Dank, Erinn'rung! dir, du holde
Himmelheitre Tröſterin!
Denn vom Frühroth bis zum Abendgolde
Hellſt du mir den trüben Sinn;
Hellſt ihn durch des Pinſels Zauberbilder,
Durch der Töne brüderlichen Klang,
Und durch Freudenbecher, milder
Als der Götter Lieblingstrank.

Wenn des Daſeins Prisma ſich verdunkelt
In des Schickſals Schauernacht,
Schon kein Lichtchen mehr im Fernen funkelt,
Und kein Troſt mehr dem Gemüthe lacht,
Taucht ſich in der Kindheit Fabelauen
Zaubervoll dein Pinſel ein —
Weg iſt das Gewittergrauen!
Sieg! und ich in Roſenſchein!

Wenn der Sorgen Natternbrut mich foltert,
Kummer mir am welken Herzen nagt,
Eine Horde Leidenſchaften poltert,
Durch die Schwermuth keine Sonne tagt;
Wenn umſonſt, durch's neblichte Gedüfte
Licht zu ſpäh'n, mein banges Auge fleucht,
Und Verzweiflung die ſo ſchwer geprüfte
Seele, wie ein Sturmwind, beugt —

Heil! da rufſt du mit geweihtem Schlage,
Aus der Harfe meiner Blütenzeit,
All' den Jubel dünſteloſer Tage
Und ſokrat'ſche Heiterkeit;
Und den magiſchen Akkorden
Weicht der Sorgen Natterbrut,
Weichen der Dämonen ſchwarze Horden,
Weicht der Schwermuth heiße Fluth.

Oft, wenn durch des Fleißes tauſend Krümmen
Mein Verſtand zum fernen Ziele keucht,
Und zur Tugend aufzuklimmen,
Meinem Willen faſt Chimäre däucht —
Ah! wie ſtählt ein Blick in deinen Spiegel
Da mir die geſenkte Lebenskraft,
Und mein Geiſt ſchwebt auf, als hätt' er Flügel,
Spottend jeder Leidenſchaft.

Wenn mein Boot an öde Felſenküſten
Ohne Stern und Compaß ſich verirrt,
Und mich dann durch unwirthſame Wüſten
Ein durchglühter Sandpfad führt;
Wenn kein Blümchen da mein Aug' entzücket,
Kein bemooſtes Hirtenbett',
Und kein Quell mich Lechzenden erquicket,
Keiner mich zum Schlummer lädt —

Göttliche! da füllſt du die geleerten
Becher, und die Gegenwart
Wandelt wunderbar ſich zum entbehrten
Tempe, wo ſich Luſt mit Luſt gepaart.
Steppen bieten mir kriſtallne Quellen,
Felſen Ruhebett und Baldachin,
Und der Wildniß dunkeln Pfad erhellen,
Sterne, die von Liebe glüh'n.

Wandl' ich blind auf ungeprüften Straßen,
Steh' ich unbewußt an grauſem Schlund,
Will die Hyder Bosheit mich ſchon faſſen,
Lockt mich der Verführung ſüßer Mund,
Sieh'! da rufſt du mir: „Betrogner Knabe!
Wiſſe: Gift iſt's, was die Dirne beut!"
Und entdeckſt mit weiſem Stabe
Mir das Eis, mit Blumen überſtreut! —

O ſo bleibe ferner noch, du Holde!
Schutzgeiſt mir und Tröſterin,
Und vom Frühroth bis zum Abendgolde
Helle ferner mir den trüben Sinn.
Hell' ihn mit dem ausgeübten Guten
Einſt beim letzten Sonnenuntergeh'n,
Und laß dann mich in des Lebens Fluthen
Eine frohe Zukunft ſeh'n!

Pſyche.

Die arme Waiſe,
  Sie ſeufzt und bebt;
Aus dem Gehäuſe
  Ihr Fittig ſtrebt.

Nach jedem Sterne
  Streckt ſie die Hand;
Dort glänzt — ach! ferne
Ihr Vaterland.

Umſonſt nach Klarheit
  Sehnt ſich ihr Blick,
Nach Lieb' und Wahrheit
  Ihr Geiſt zurück.

Mit bunten Schranken
  Hemmt Sinnentrug
Ihr der Gedanken
  Aetherſchen Flug.

Sie ſchlägt die Flügel
  Am Käfig wund;
Ihr macht kein Spiegel
  Ihr Weſen kund.

Die arme Waiſe!
  Sie ringt und ſtrebt
Aus dem Gehäuſe,
Und ſeufzt und bebt.

Die ſchöne Spinnerin.

Spinn', o Mädchen!
Froh die Fädchen
  Für dein Brautgewand;
Schöner kleide
Dich's, als Seide,
  Und als goldner Tand.

Noch ein Fädchen
Spinn', o Mädchen!
  Ganz aus Liebe ſpinn's!

In der Treue
Himmelsbläue
  Tauch' es, ſtillen Sinns!

Dieſes Fädchen
Leit', o Mädchen,
  Dich durch Gottes Flur!
Himmliſch weben
Dann dein Leben
  Einfalt und Natur.

Auf dem Grabe meiner Mutter.

Beſte der Mütter! als du, ſanft entſchlummernd,
Wie ein Engel mich ſegneteſt, und wenn ich
Deine Gruft als Knabe mit Kränzen ſchmückte,
  Rann mir die Thräne!

Denn als der Blumen liebſte dich verwelken
Sah' ich nur, und mir war kein ſüßes Ahnen,
Die verwelkte je in verklärter Schönheit
  Wieder zu ſehen.

Aber jetzt blickt mein Auge hell und ſiegend
Aufwärts, ſeit der Vernunft entbundner Fittig
Ueber's Grab mich ſchwinget, und kühn der Zukunft
  Lüftet den Schleier!

Der Ruhm.

Jüngling! dem das Auge lodert,
Hohen Schwung die Seele fodert,
  Wenn des Ruhms Poſaun' erklingt,
Biſt der Menſchheit Freunden theuer!
Heilig, göttlich iſt das Feuer,
  Das dein edles Herz durchdringt!

O bewahr' es! — Keines Nebels
Buntes Spiel, kein Wahn des Pöbels
  Trübe je ſein reines Licht!
Selbſtſucht dürf' es nie entweihen
Seelenloſer Schmeicheleien
  Kalter Hauch verweh' es nicht!

Mögen dich der Welt Syrenen
Locken mit den weichſten Tönen,
  Ungerührt ziehſt du vorbei!
Pflückſt auch nicht die ſchönſte Blume
Flücht'ger Luſt am Weg zum Ruhme,
  Horchſt nur ſeiner Melodei.

Gottes treu'ſter Seraph leite
Deinen Heldengang, und breite
  Seinen Fittig über dich!
Denn dir lauert manches wilde
Ungethüm — ach! mit dem Bilde
  Hohen Ruhmes ſchmückt es ſich!

Genien, zu ganzer Welten
Glück berufen, hat nicht ſelten
  Solche Truggeſtalt bethört,
Und ſie wurden — Teufel — Ganze
Welten ſtürzten vor dem Glanze
  Ihres Ruhms — betrübt — zerſtört.

Erſt an jenem letzten Abend,
Wo der Tugend Engel labend
  Ihren Freunden Kühlung weht,
Sanken ſchnell die Zauberbinden;
Mit Entſetzen ſah'n die Blinden
  Jetzt den Irrthum — Ach! zu ſpät.

Millionen, bleich und hager,
Schwebten gräßlich um ihr Lager
  Riefen Höll' in ihre Bruſt;
Rache grinſten nun, in wilder
Schaar, gerühmter Thaten Bilder,
  Eh'mals ihrer Seele Luſt...

Jüngling hohen Sinnes! — Schimmert
Dir ein Ruhm, der ſich nicht kümmert
  Um der Unſchuld ſtilles Glück,
Und um Wahrheit — dieſe wendet
Sich erröthend — unverblendet,
  Edler! bebe du zurück.

Nur die Tugend prägt den Stempel
Aechten Ruhms; ſein heitrer Tempel
  Iſt der Tugend Heiligthum.
Sei Ihr Held! — Mit ew'ger Schöne,
Freund! verklärt ſie ihrer Söhne
  Reinen, göttergleichen Ruhm.

In dem Kampfgewühl des Lebens
Nagt an ihrem Kranz vergebens
  Noch mit ſtumpfem Zahn der Neid.
Doch am Weltgerichte ſchweigen
Niedre Tadler; beſſrer Zeugen
  Jubel ruft: **Unſterblichkeit!**

Das Gericht der Könige.

Wie freudig wiegt, mit Früchten geſchmückt, ſein Haupt
Der hehre Palmbaum über dem Silberbach —
  Am Blumenufer labt ſich jubelnd
  Mädchen und Knab' an den ſüßen Gaben —

Im Laubdach flötet heimiſch die Nachtigall,
Und auf dem Wipfel ſonnet der Goldſink ſich.
  Die Schöpfung ſegnend, ſieht geſegnet
  Sich von der Schöpfung die gute Palme.

So auch der Fürſt, der Vater des Volkes iſt.
Mit hoher Wonne ſpiegelt er ſich im Quell
  Der freien Volksgeſinnung, täglich
  Aehnlicher Gott ſich zu bilden ſtrebend.

Nur den Tyrannen ſchrecket im Mund des Volks
Die Wahrheit. Thränen ſtraft er! Jetzt ſchlägt der Thor
  Den Spiegel, wie ein Kind, mit Fäuſten —
  Schleifet ihn jetzt zum gefäll'gen Prisma.

Doch — ding' ein Nero jeder Vergötterung Kunſt!
Umhüll' ihn ſelbſt der Weihrauch des Seneka!
  Er heuchle, deinen Brand zu rächen,
  Sklaviſches Rom! in dem Blut der Unſchuld —

Vergebens! — Kaum verſtummet der Zeitgenoß!..
O Sieg der Wahrheit! — Wo nur die Sonne ſcheint,
  Da feiert auf geſtürzten Stolzes
  Schimpflichen Trümmern dein Feſt die Menſchheit.

Zum Spiegel hellt ſich, ſchwingſt, o Geſchichte! du
Den Zauberſtab, der Vorzeit getrübter Strom;
  Da ſitzen zu Gericht die Völker.
  Sieh! den Tyrannen entſinkt der Lorbeer.

Gleich einem Traum verſchwinden Jahrtauſende.
Hört! die Poſaune rufet in's Weltgericht!
Die Waage tönt; der Cherub liest auch
Kaiſern ihr Urtheil vom Buch des Ew'gen.

Der Sclavengeiſt der Deutſchen.

Den Huf dem Roſſe,
Dem Fiſch die Floſſe
  Gab die Natur —
Dem Adler Flügel;
Der Gottheit Siegel
  Dem Menſchen nur.

Daß er nicht diene,
Sagt jede Miene;
  Der freie Blick,
Der Stellung Adel.
Trifft wohl ein Tadel
  Dies Meiſterſtück?

Doch, ach! der Wandlung!
In Sinn und Handlung
  Ein Sclav iſt Er.
Ha! wie er ſchmeichelt,
Und kriecht und heuchelt
  Um Götzen her.

In Staub verſunken,
Erloſch ſein Funken
  Des Götterſinns;
Sein Herz lockt jeder
Unlaut're Köder
  Des Goldgewinns.

Mit ſtieren Blicken
Klotzt ſein Entzücken
Nach dem Popanz;
Reibt ſich die Augen,
Ruft aus mit Pauken:
„Welch hoher Glanz!“

Nach ſeinen Regeln
Weiß ihn zu kegeln
Die Politik;
Nimmt ohn' Erbarmen —
Doch ſpricht zum Armen
Sie viel von Glück.

Mit ſchlauem Witze
Pappt ſie die Ritze
Des Kerkers zu —
Stört ja der Wahrheit
Zu helle Klarheit
Doch nur die Ruh.

Der Sclavengilde!...
Sie preiſt die Milde
Des Drängers noch.
Mag ſie dann keuchen,
In Angſt erbleichen
Am theuern Joch!

Ruht ſich's doch linder
Für Helden-Kinder
Im Wiegenbett,
Als, wo die Ahnen
Auf blut'gen Bahnen
Für ſie geſä't.

Ihr Winkelriede!
Der Freiheit müde,
Kränzt man das Joch.
Drum ſtarrt und gähnet
Das Volk, erwähnet
Man eurer noch.

Ein Ghenkis ſiege,
Wo ihr im Kriege
Für Freiheit ſankt,
Jetzt keine Thräne
Der feilen Söhne
Euch leiſe dankt!..

Heil dem Geſchlechte,
Das ſich der Rechte
Des Laſtthiers freut!
Einſt ſchließt ſein Drama
Ein Daley-Lama —
Ah! goldne Zeit! —

Warnung.

Wenn ein Jüngling dir naht, der dir zu ſcheinen wünſcht,
Was ſein Inn'res nicht iſt, der nur zu glänzen ſtrebt
Mit Kunſtfeuern des Witzes —
Achte, Mädchen! des Eitlen nicht.

Koſ't von Tugend er dir, ſüß wie der winkenden
Nymphe Liſpel am Quell, während ſein Blick verräth,
Daß die Tugend ihm fremd ſei —
Wende, Freundin! vom Schwätzer dich.

Oder wirft er ſein Herz Jeder zu Füßen, ſchwankt
Wie ein Schilfrohr ſein Sinn, Spielzeug der Lüfte — Ha!
Solch ein Jüngling, wie könnt' er
Sichre Stütze der Gattin ſein?

Lügt dir aber ſein Mund edle Gefühle vor,
Die ſein Herz nur verlacht, wie ein Romanenheld
Uebertreibend und faſelnd —
Flieh', ach! fliehe den Skorpion!...

Harre, Freundin! des Manns, welcher mit Biederſinn
Feſt am Guten ſich hält, feſt an Natur und Gott;
Schamhaft aber mit Wärme
Sprich von Tugenden, die er übt.

Gott, der zartes Gefühl dir in die Seele goß,
Welcher Schimmer von Gold, Schein von der Wahrheit löſ't,
Führt dich, Edle! dem Edeln,
Wie die Tugend dem Himmel zu!

Lorenz von Weſtenrieder

ward am 1. Auguſt 1754 zu München geboren, vollendete ſeine theologiſchen Studien in ſeiner Vaterſtadt und wurde, noch nicht zwanzig Jahre alt, als Profeſſor der Dichtkunſt nach Landshut berufen; aber nach kaum einem Jahre verließ er dieſe Stellung wieder, um an der Univerſität zu München eine gleiche einzunehmen. Er wurde nun nach einander zum wirklichen geiſtlichen Rath, zum Schulrath, zum Büchercenſurrath, zum Scholaſticus, zum Hofrath u. ſ. w. ernannt, auch erhielt er das Ritterkreuz des Civilverdienſt- und Ludwigsordens. Er ſtarb am 14. März 1829.

Seine Schriften ſind:

Die beiden Kandidaten; Luſtſpiel. München, 1774.
Marc Aurel; Drama. München, 1776.
Reden. München, 1779.
Der Traum in drei Nächten. München, 1782.
Leben des guten Jünglings Engelhoff. München, 1782. 2 Thle.
Baierſche Beiträge zur ſchönen Literatur. München, 1779—1781.
Allgemeine Erdbeſchreibung. Amberg, 1775. 3 Thle.
Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Baiern. München, 1782. 2 Thle.
Geſchichte von Baiern. München, 1785. 2 Bde.
Baierſcher hiſtoriſcher Kalender. München, 1786—1816. 20 Bde.
Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie u. ſ. w. München, 1788—1817. 10 Thle.
Geſchichte der königlich-baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften. München, 1807. 2 Thle.
Hiſtoriſche Schriften. München, 1825.

Klarheit, Eleganz und treffliche Darſtellung geben den Schriften dieſes redlich ſtrebenden Mannes, dem es beſonders darum zu thun war, die Aufklärung, vom katholiſchen Standpunkte aus, in ſeinem Vaterlande Baiern möglichſt zu befördern und zu verbreiten, einen bleibenden Werth.

Reinhard von Weſterburg, ſ. Minneſinger.

Johann Weſtermann

ward 1742 zu Geißmar geboren, ſtudirte Theologie, war eine Zeit lang Rektor zu Lehr und lebte zuletzt als Kandidat zu Bremen, wo er 1784 ſtarb.

Er gab heraus:

Allerneueſte Novellen. Bremen, 1765—1780. 18 Thle.

W. iſt einer der erſten, welche im 18. Jahrhundert das Sonett wieder in die deutſche Poeſie einführten; ſeine Leiſtungen waren aber zu unbedeutend, um die allgemeine Aufmerkſamkeit für ſich zu gewinnen.

Georg Chriſt. Ehrhard Weſtphal

ward 1752 zu Quedlinburg geboren, ſtudirte Theologie und war zuerſt bis 1785 Prediger zu Halberſtadt. Er wurde hierauf geiſtlicher Inſpector und Prediger zu Halle und ſpäter Conſiſtorialrath. Außerdem war er Dr. der Philoſophie und Theologie. Er ſtarb am 2. December 1808.

Seine Schriften ſind:

Portraits. Leipzig, 1779—1782. 2 Thle.
Edelwald. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Streifereien im Gebiete der Menſchheit. Leipzig, 1782.
Predigten. Halle, 1788. Berlin, 1795. 2 Bde.

W's Leiſtungen zeichnen ſich durch geſunde Moral, treffliche Charakterzeichnung und gute Darſtellung vortheilhaft aus.

Johann Heinrich Weſtphal

ward am 31. Januar 1794 zu Schwerin geboren, wo ſein Vater Domorganiſt war. Er erhielt eine wiſſenſchaftliche Erziehung, ſtand in den Jahren 1813 und 14 im lützowſchen Corps in den Reihen der Freiheitkämpfer und bekleidete dann ſeit 1817 eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem Erziehungsinſtitute, welches er aber 1818 verließ, um als Lehrer der Mathematik an das Gymnaſium zu Danzig ſich zu begeben. Nach vier Jahren gab er auch dieſe Stelle auf, um Italien, Sicilien und Egypten zu bereiſen. Er ſtarb 1825 in Italien.

Seine theils unter ſeinem, theils unter dem Namen J. Tommaſini gedruckten Schriften ſind:

Leben, Studien und Schriften des Aſtronomen J. Hevelius. Königsberg, 1820.
Naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen. Danzig, 1821.
Nicolaus Kopernikus. Konſtanz, 1822.
Aſtrognoſie. Berlin, 1822.
Briefe aus Sicilien. Berlin, 1825.
Spaziergang durch Kalabrien und Apulien. Berlin, 1828.
Die römiſche Campagna. Berlin, 1829.

Seine Schilderungen italieniſcher Gegenden und Zuſtände erwarben ſich vorzüglich durch ihre Wahrheit, Einfachheit und Treue großen Beifall.

Engel Chriſtine Weſtphalen,

eine Tochter des Kaufmanns von Axen, wurde zu Hamburg am 8. December 1758 geboren, verheirathete ſich 1785 mit dem Kaufmann und Senator J. F. E. Weſtphalen und ſtarb 1837 daſelbſt.

Sie gab heraus:

Charlotte Corday; Trauerſpiel. Hamburg, 1804.
Gedichte. Hamburg, 1809—1811. 3 Thle.
Geſänge der Zeit. Hamburg, 1815.
Petrarka. Hamburg, 1806.

Wärme des Gefühls, lebendige Phantaſie, Zartheit und Eleganz ſind namentlich ihren lyriſchen Dichtungen eigen, ihren dramatiſchen Leiſtungen fehlt es dagegen an Kraft und Präciſion.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette,

Dr. der Philoſophie und Theologie, wurde am 14. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren. Er vollendete ſeine academiſchen Studien zu Jena, wo er auch 1805 Docent und 1807 außerordentlicher Profeſſor wurde. 1809 verließ er dieſe Univerſität, um einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Heidelberg anzunehmen; aber hier blieb er nur ein Jahr, indem er in gleicher Eigenſchaft nach Berlin berufen wurde. Da er wegen eines Troſtſchreibens an Sand's Mutter 1819 plötzlich ſeine Entlaſſung bekam, ſo begab er ſich nach Weimar, wo er lebte, bis er 1822 als Profeſſor der Theologie nach Baſel berufen wurde. Hier wirkt er gegenwärtig noch in vollſter geiſtiger Kraft.

Seine Schriften ſind:

Aufforderung zum Studium der hebräiſchen Sprache und Literatur. Jena, 1805.
Beiträge zur Einleitung in das A. T. Halle, 1806. 2 Thle.
Die Pſalmen; überſetzt. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der hebräiſch-indiſchen Archäologie. Leipzig, 1814.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik. Berlin, 1814—1816. 2 Thle.
Ueber Religion und Theologie. Berlin, 1815.
Einleitung in die Bibel. Berlin, 1817—1826. 2 Thle.
Chriſtliche Sittenlehre. Berlin, 1818. 3 Thle.
Zur chriſtlichen Belehrung und Ermahnung. Berlin, 1819.
Drei Predigten. Berlin, 1821.
Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Berlin, 1822. 2 Thle.
Vorleſungen über die Sittenlehre. Berlin, 1823 u. 24. 2 Thle.
Luthers Sendſchreiben, Briefe und Bedenken,

kritiſch und hiſtoriſch bearbeitet. Berlin, 1826 — 1829. 6 Thle.
Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeiſt. Berlin, 1829. 2 Thle.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. ſ. w.

Einer der vorzüglichſten aber durchaus ſelbſtſtändigen Anhänger Schleiermachers, erwarb ſich de W. nicht allein durch ſeine tiefe Gelehrſamkeit, ſeine Klarheit und den Reichthum ſeiner Gedanken, ſondern auch durch ſeine ſeltene Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf, wenn gleich ſeine theologiſchen Romane nicht als ganz gelungen zu bezeichnen ſein möchten.

Die tröſtende und heiligende Kraft des chriſtlichen Glaubens an die Unſterblichkeit *).

Text, Joh. 14, 1 — 6.

Und er ſprach zu ſeinen Jüngern: Euer Herz erſchrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, ſo glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Wenn's nicht ſo wäre, ſo wollte ich zu euch ſagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wiſſet ihr, und den Weg wiſſet ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wiſſen nicht, wo du hingeheſt; und wie können wir den Weg wiſſen? Jeſus ſpricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben: Niemand kömmt zum Vater, denn durch mich.

Die vorgeleſenen Texteswörte verſetzen uns in die letzte Stunde, welche unſer Heiland mit ſeinen Jüngern kurz vor ſeiner Gefangennehmung zubrachte. Er hatte ihnen ſo eben ſeinen nahen Tod verkündigt, und ſie dadurch mit Schrecken und Betrübniß erfüllt. Da ſprach er ihnen Muth und Troſt ein mit den Worten: *Euer Herz erſchrecke nicht!* Er forderte ſie auf, Gott und ihm zu vertrauen, und wies ſie hin auf die ewigen Wohnungen im Hauſe ſeines Vaters, wohin er gehe, ihnen eine Stätte zu bereiten, und von wannen er wiederkommen werde, um ſie zu ſich zu nehmen; er tröſtete ſie mit der Hoffnung der ewigen Ruhe und der Wiedervereinigung mit ihm bei Gott im Himmel. Ach! damals faßten die Jünger den Troſt dieſer Hoffnung nicht, und ihrem thränenvollen, trüben Blicke blieb das Himmelslicht derſelben noch verborgen; denn noch fehlte ihnen der feſte, lebendige Glaube an die Unſterblichkeit. Als der Tod über ihren Meiſter einen flüchtigen Sieg davon getragen hatte, und das Grab ſeinen Leib verborgen hielt: da waren ſie niedergeſchlagen und traurig, und gaben alle ihre Hoffnungen auf; da gedachten ſie nicht der Worte ihres Herrn: *Euer Herz erſchrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich.* Als er aber, durch die Kraft des Vaters auferweckt, ſich ihnen wieder lebend, als Sieger des Todes, zeigte: da faßte die Hoffnung Wurzel in ihrem Herzen; da verſtanden ſie es, daß er zum Vater ging, um ihnen eine Stätte zu bereiten; da erſchien er ihnen als der, welcher *dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Weſen ans Licht gebracht hat* (2 Tim. 1, 10.), als der, welcher *die Auferſtehung und das Leben iſt* (Joh. 11, 25.). Jeſu Auferſtehung war ihnen Pfand und Gewähr ihrer Auferſtehung; ſein Sieg über den Tod weckte in ihnen den Siegesmuth der Unſterblichkeit. Und ſo iſt auch uns dieſer troſtvolle Glaube geworden, und in dieſen Tagen des Andenkens an die Auferſtehung Chriſti haben wir uns von neuem darin befeſtigt. *Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg. Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum* (1 Kor. 15, 55 — 57.)! — Wir armen, ſchwachen Menſchen bedürfen nur zu ſehr des Troſtes, der im Glauben an die Unſterblichkeit liegt. Gar oft iſt unſer Herz erſchrocken und voll Traurigkeit; unſerm trüben Blicke verbirgt ſich nur zu leicht das Licht der Hoffnung, das uns den irdiſchen, mit Dunkel bedeckten Weg erhellen ſollte; von den Stürmen der Erde erſchüttert, laſſen wir den *ſichern, feſten Anker unſerer Seele* fahren, *der hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin der Vorläufer für uns eingegangen iſt* (Ebr. 6, 19. 20.). Laßt uns daher auch dieſe der Andacht geweihte Stunde, wo unſer Blick noch auf das heilsvolle Ereigniß der Auferſtehung unſers Heilandes gerichtet iſt, dazu benutzen, uns im Glauben an die Unſterblichkeit zu befeſtigen, indem wir die tröſtlichen und ermuthigenden Worte des Erlöſers an ſeine Jünger mit einander betrachten. Sie enthalten aber nicht allein die tröſtliche Verheißung deſſen, was uns jenſeit des Todes erwartet, ſondern auch die Bedingung, unter welcher wir der Erfüllung theilhaftig werden können, — die Forderung, uns derſelben würdig zu machen. Wir wollen daher nach Anleitung dieſer Worte unter dem Beiſtande Gottes mit einander betrachten:

Die tröſtende und heiligende Kraft des chriſtlichen Glaubens an die Unſterblichkeit.

Gott, der allein Unſterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da Niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16.)! du wollteſt uns nicht die Beute der Todesfurcht ſein, uns nicht im Dunkel der Hoffnungsloſigkeit wohnen laſſen; darum ſandteſt du deinen Sohn, daß er den Tod beſiegte, und uns *beriefe von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Licht* (1. Petr. 2, 9.); du wollteſt uns, deine irdiſchen Kinder, zu dir ſammeln in deine ewigen Wohnungen: darum *führteſt du den großen Hirten der Schafe von den Todten aus* (Ebr. 13, 20.), daß er uns voranginge und uns den Weg zu dir bahnte. O gieb, daß der Glaube an die Unſterblichkeit in unſern Herzen feſte Wurzel faſſe, daß wir vom Dunkel dieſer Erde den Blick hoffnungsvoll zu dem Lichte, in welchem du wohneſt, emporrichten, daß wir nie erſchrecken noch zagen, daß wir freudigen Muthes den Weg wandeln, den du uns zum ewigen Ziele führeſt, daß wir deinem Sohne folgen, welcher *der Weg, und die Wahrheit, und das Leben iſt*, und durch ihn zu dir, dem Vater, und in die Wohnungen des ewigen Friedens bei dir kommen. Amen.

I. Der chriſtliche Glaube an die Unſterblichkeit hat eines Theils eine *tröſtende Kraft*. *Euer Herz erſchrecke nicht*, ſagt Chriſtus zu den Jüngern, und beruhigt ſie dann mit der Verheißung: *In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten.* Der Hinblick auf das Haus des himmliſchen Vaters, wohin wir nach dieſem Leben kommen werden, tröſtet uns für die ſchmerzvollen Verluſte, welche uns der Tod bringt; dieſer Hinblick tröſtet uns aber auch für Alles, was wir hienieden entbehren, für alle Mängel und Unvollkommenheit dieſes Lebens, erhebt uns über die engen, drückenden Schranken der Erde, und erquickt die nach dem Höhern ſtrebende Seele mit hoffnungsreichen, ſeligen Ahnungen.

1) Der Glaube an die Unſterblichkeit *tröſtet* uns erſtens *für die Verluſte, welche wir durch den Tod leiden*, und zwar *erleichtert er uns den Abſchied von der irdiſchen Heimath*, an welche uns ſo viele Bande knüpfen, wo wir uns glücklich fühlen, indem er uns auf unſre wahre, ewige Heimath im Hauſe des himmliſchen Vaters hinweiſt.

Die Erde iſt unſre wahre Heimath nicht: wir ſind auf ihr Fremdlinge und Beiſaßen, und das Leben auf ihr iſt eine Wallfahrt; aber nur zu leicht werden wir auf ihr einheimiſch. Wenn das Kind aus dem Schlummer der Unbewußtheit erwacht, ſo blickt es ſtaunend um ſich her, wie in einer fremden Umgebung. Vater und Mutter, Geſchwiſter und Angehörige empfangen es mit liebevollen Blicken und befreunden es mit der Fremde, in welche es ſich verſetzt ſieht. Aber bald dringen auch die ſchimmernden Reize der Erde in ſein Auge, und wecken in ihm die Begierde des Beſitzes und Genuſſes; es ſtreckt die Hände aus nach dem, was ihm Luſt und Freude verſpricht; es läßt ſich verſtricken von den Netzen der Lockung, und fühlt ſich bald von tauſend Banden feſtgehalten an dem Boden, den es kaum mit Zagen betreten hatte. Dem Erwachſenen öffnet ſich dann der Kreis der Wirkſamkeit, in welchem er ſeine Kräfte üben und ſeine Thätigkeit entfalten kann. In der Arbeit und Wirkſamkeit liegt eine reiche Quelle von Lebensfreuden verborgen, welche, da ſie reiner und geiſtiger ſind, als die des Sinnengenuſſes, uns nur noch inniger mit der Erde befreunden. In unſerm irdiſchen Wirkungskreiſe dienen wir Gott und dem Nächſten, gebrauchen die Gaben, welche uns Gott verliehen, werden der Kraft unſeres Geiſtes inne, und gewinnen ein höheres Selbſtgefühl. Aber mit der reinen Luſt der Thätigkeit und des Strebens verbindet ſich die Luſt der Selbſtſucht. Der Lohn, welchen uns die Erde für unſere Arbeit ſpendet, reizt unſere Begierde, und der Genuß dieſes Lohnes, wenn wir ſo glücklich ſind, ihn zu erlangen, erfüllt unſere Seele mit der falſchen Liebe zum Irdiſchen. Umgeben von den Gütern dieſer Erde, den Früchten unſerer Bemühungen, fühlen wir uns an die Stätte, die wir einnehmen, gefeſſelt, und überlaſſen uns der Täuſchung, das flüchtige irdiſche Glück ſei uns auf ewig geſichert. So wird uns die Erde, wo wir nur Gäſte

---

*) Aus Dr. Wilhelm Martin Leberecht *de Wette's* Predigten, theils auslegender, theils abhandelnder Art. Erſte Sammlung. Baſel 1825.

und Pilger ſind, durch reine und unreine Liebe, durch geiſtige und irdiſche Freuden, zur Heimath und zum Wohnſitz unſers Glückes, und das Leben zur ſüßen Gewohnheit. Wenn aber dann der Tod uns entgegen tritt mit ſeiner ſchreckenden Geſtalt, und uns von der Erde abfordert: ſo erbebt unſer Herz, und grauenvolles Dunkel umwölkt unſern Blick. Wir ſollen dieſen freundlichen, vom Sonnenlicht beſchienenen, von tauſend Reizen ſchimmernden Wohnſitz verlaſſen, und dem unwillkommenen Führer in das Dunkel des Grabes, in das kalte Reich des Todes, folgen. Ach! hier verlaſſen wir Alles, was uns lieb iſt, und was erwartet uns jenſeit der dunkeln Pforte? Weggeriſſen aus unſerer Heimath, — in welche ſchauerliche Oede werden wir verſetzt werden? was ſollen wir in dem unbekannten Lande? — Aber ſo fragen wir nur, wenn wir keinen Glauben haben, wenn der Schrecken die Hoffnung in unſerm Herzen unterdrückt hat, und die falſche Liebe zum Irdiſchen uns erfüllt. Der Chriſt weiß, daß ihn der Tod in das Haus des himmliſchen Vaters führt, in ſeine ewige Heimath, für welche er geſchaffen iſt. Es iſt ihm keine dunkle, unbekannte Oede, es iſt das vom ewigen Lichte erhellte wahre Vaterland, wo er ſich erſt heimiſch fühlen wird. Lebe wohl, ruft der ſcheidende Chriſt der Erde zu, lebe wohl, Land der Wallfahrt und der Prüfung, ich kehre in die Heimath, in des Vaters Haus! Auch du gehörſt zu den Wohnungen des Vaters, und biſt ein Theil ſeiner herrlichen Schöpfung; du warſt für mich die Schule, wo er mich mit väterlicher Güte erzog und übte, und Dank ihm für alles Gute, das ich auf dir empfangen habe; aber du biſt nur ein äußerer, ferner Vorhof des großen Hauſes des Weltalls, nun trete ich ihm näher, und ſeine Vatergüte wird ſich mir noch reicher offenbaren. Fahret hin, ihr Freuden der Erde, die ich mit Dank gegen den Schöpfer genoß, an die ich aber nie mein Herz hängte, die ſich oft trübten durch Sorgen und Schmerzen, fahret hin; meiner wartet im Hauſe des Vaters ewige ungetrübte Seligkeit!

Aber der Glaube an die Unſterblichkeit tröſtet uns auch für den Verluſt deſſen, was uns mit Recht auf Erden lieb und werth und nicht bloß irdiſch iſt, für den Abſchied von unſern Geliebten und den Austritt aus unſrer Wirkſamkeit, indem er uns dafür Erſatz verheißt.

Ein edles Herz liebt und wird geliebt; zarte, heilige Bande knüpfen es an Vater, Mutter und Geſchwiſter, an Gatten, Kinder und Freunde. Dieſe Liebe iſt nicht bloß irdiſch, und nicht verwerflich; ſie gehört unſerm beſſern Selbſt an; es verbinden ſich damit die heiligſten Pflichten der Treue und Dankbarkeit, und in ihr bewährt ſich die Liebe zu Gott, deſſen heiliger Wille ſie geboten hat. Aber demungeachtet iſt ſie dem irdiſchen Wechſel ausgeſetzt, und die Quelle der bitterſten Schmerzen; oft zerreißt der Tod ihre zarten Bande, ſo daß ſich das liebende Herz, in ſeinem Innerſten verwundet, verbluten möchte. Ach! wer erſchrickt und zagt nicht, wenn er den geliebten Verwandten und Lebensgenoſſen, das geliebte Kind, den theuern Freund auf das Krankenlager hingeworfen ſieht, — wenn die Bläſſe des Todes das geliebte Antlitz bedeckt, — wenn das Licht der Augen, an welchem der liebende Blick hing, erlöſchen will? Wer, der die kalte Hand des Todes an ſeinem Herzen fühlt, ſieht unerſchüttert die Geliebten um ſein Bett ſtehen, und die Thränen des Schmerzes im abgewendeten Blicke verbergen? Er ſoll von denen ſcheiden, in derem trauten Kreiſe er das Glück des Lebens fand, wo er ſich heimiſch fühlte, wo er ſeine ſchönſte Beſtimmung erreicht hatte. Es ſchmerzt, wenn man die Heimath und die Geliebten nur auf kurze Zeit verlaſſen muß; und er ſoll ſie auf ewig verlaſſen. Sehnſüchtig blickt der Reiſende nach dem Orte zurück, von dem er ſcheiden muß, und freut ſich ſchon der künftigen Rückkehr; der Sterbende aber wird nie wiederkehren, und die Heimath ſammt den Geliebten ſinkt ihm in ewige Nacht. Ach! und wie ſollen die Zurückbleibenden den Schmerz bezwingen, wenn der Geliebte von ihnen geriſſen wird? Soll die Mutter, die Gattin nicht weinen, wenn das Kind, der Gatte, die ſie mit warmer Liebe umfing, aus ihren Armen in das gähnende Grab hinabſinken? Ja, unerſchüttert, thränenlos kann auch der Chriſt nicht bleiben, wenn ihn der Tod von den Seinen hinwegreißt, wenn er in das Grab der Geliebten blickt. Aber der Glaube beruhigt und tröſtet ihn. Es iſt das Haus des himmliſchen Vaters, wohin der Scheidende geht; aus dem Kreiſe der irdiſchen Liebe und Freundſchaft hinweggehoben, empfangen ihn die Arme der ewigen Vaterliebe. Alle Liebe, die er hier genoſſen, war nur der Ausfluß des Urquells aller Liebe, an dem er ſich nun erquicken wird, der ihm nun in ſeiner ganzen Fülle entgegenſtrömt. Er iſt nicht aus dem Kreiſe der Liebe in eine kalte Fremde hinausgeſtoßen; er iſt in das wahre Vaterland der Liebe eingekehrt. Weinet nicht, ſage der ſterbende Chriſt zu den Zurückbleibenden, ich verliere eure Liebe nicht, indem ich von euch ſcheide, ich gewinne ſie unendlich vervielfacht in der Liebe des himmliſchen Vaters; und auch ihr verliert meine Liebe nicht, ſie wird ſich dort, geläutert, in den Strom der göttlichen Liebe und mit ihm in eure Herzen ergießen, und ein ſeligeres Gefühl wird eure Bruſt erfüllen. Weine nicht, Mutter, ſagt das Kind, daß ich deinen Armen entriſſen werde: ich werde dort nicht verwaiſt ſein, ich werde im Schooße der ewigen Vaterliebe ruhen; weine nicht, daß ich dich nicht mehr lieben kann: dort werde ich Gott lieben und in ihm auch dich, und unſre Herzen werden ſich berühren, wenn auch du deine Liebe Gott zuwendeſt!

Der Tod iſt aber nur eine kurze Trennung für den gläubigen Chriſten. Es iſt des himmliſchen, des allgemeinen Vaters Haus, wohin die Sterbenden gehen; und wie lange währt es, ſo folgen wir ihnen nach! Wir ſind alle Kinder deſſelben Vaters, auf der Wallfahrt begriffen, fern von ſeinem Hauſe; und einſt kehren wir Alle zurück und finden uns Alle zuſammen. Hier auf der flüchtigen Reiſe des Lebens drängt ein Wandrer den andern, und es iſt uns kein ruhiges Beiſammenwohnen vergönnt; der Jüngling drängt den Greis von hinnen, daß er ſeinen Platz einnehme, der Sohn folgt dem ſcheidenden Vater, um bald ſeinem Sohne wieder Platz zu machen. Dort aber im Hauſe des Vaters, in der ewigen Heimath, da iſt bleibende Ruhe, ſeliges, ungeſtörtes Beiſammenwohnen. Und die Bande, welche heilige Liebe hienieden geknüpft hat, werden ſich dort wieder zuſammenſchließen; die Seelen, welche für einander geſchaffen ſind, werden ſich dort wieder finden; denn *die Liebe hört nimmer auf* (1. Cor. 13, 8.). Im Vaterland der Liebe, im himmliſchen Vaterhauſe, werden wir uns nur reiner und heiliger lieben. O entzückender Gedanke! wir werden uns mit unſern Geliebten wieder zuſammenfinden, um einander nie wieder zu verlaſſen, um mit einander die ganze Seligkeit der Liebe zu genießen! O was iſt der Schmerz des Todes gegen dieſe ſelige Hoffnung! wie verſchwinden die Schreckniſſe ſeiner kurzen Nacht vor der Morgenröthe, welche jenſeits für uns anbricht! So ziehet denn hin, ihr geliebten Sterbenden, begleitet von den Thränen unſrer Sehnſucht, nichts unſers troſtloſen Schmerzes, ziehet hin in das ewige Vaterland, wohin wir euch folgen werden! Bald iſt auch unſre Laufbahn vollendet, und der beſchwerlichen Wanderung müde, kehren wir dann in dem Hafen der Ruhe ein, wo ihr uns mit offenen Armen empfanget. Himmliſche Sehnſucht hebt die Seele zu euch empor, daß ſie euch nachfliegen möchte; o eilt ihr Stunden, daß der ſelige Augenblick erſcheine, wo wir uns wieder ſehen!

Neben der Trennung von ſeinen Lieben, ſchmerzt den edlen, begeiſterten Menſchen, welchen der Tod abruft, nichts ſo ſehr, als der Austritt aus dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit; denn auch dieſe Liebe gehört ſeinem geiſtigen, beſſern Selbſt an. Der Scheidende hat ein edles, wohlthätiges Werk begonnen, und ſoll es unvollendet verlaſſen; die Saat, die er ausgeſtreuet, beginnt zu keimen und zu ſproſſen, und er ſoll ſie nicht blühen und Früchte tragen ſehen. Er hat für die Wahrheit gewirkt, und muthig mit der Finſterniß gekämpft; ſchon ſind die Wolken derſelben vor ihm gewichen, und er hofft ſie ganz zu vertreiben: da tritt ihm der Tod entgegen und hemmt ſeinen Siegeslauf. Mit edlem Schmerz verläßt er die Bahn, und ſehnſuchtsvoll blickt er nach dem Ziele, das er nicht erreicht hat. Oder er hat für die Gerechtigkeit gekämpft, und die Rechte der gedrückten Menſchheit vertheidigt. Schon fingen die Ungerechten und Unterdrücker an, vor ihm das Feld zu räumen: da erliegt der tapfere Streiter dem Feinde, dem Niemand entrinnt, und ſinkend haucht er ſeine Seele in Seufzern für die Sache, der er ſein Leben gewidmet, aus. O warum kann ich nicht, ſeufzt er, nur noch einen Sieg erkämpfen, nur noch dieſen Feind der Gerechtigkeit zu Boden ſtrecken? O heilige Sache der Unſchuld, warum durfte ich dir nicht den Triumph erringen? Gern hätte ich mein Leben dafür geopfert, warum muß ich es zu früh und ſieglos hingeben? — Aber beruhige dich, edler Streiter! du gehſt in deines Vaters Haus, zum Urquell der Wahrheit und Gerechtigkeit und alles Guten, wofür du hier gelebt und gewirkt haſt, wofür du auch dort leben und wirken wirſt. Du betrittſt eine höhere Laufbahn, wo dir ſchönere Palmen winken; aus dem irdiſchen Weinberg Gottes wirſt du in den himmliſchen verſetzt, wo ſchönere Früchte reifen, als hier auf der rauhen Erde. Und was du hier gewirkt haſt, iſt nicht verloren, weder für dich noch für die Welt. *Selig ſind die Todten, die in dem Herren ſterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach* (Offenb. 14, 13.) Dort ernteſt du die Früchte der Saat, die du hier geſäet; dort empfängſt du die Krone für die Kämpfe, die du hier gekämpft haſt.

2) So tröſtet uns der Glaube an die Unſterblichkeit für die Verluſte, welche uns der Tod bringt, für den Verluſt alles deſſen, was wir hienieden lieben, und was uns die Erde zur Heimath unſeres Glückes und unſerer Freuden macht. Aber wie Viele ſind auf dieſer Erde glücklich? Weſſen Herz fühlt

nicht irgend eine ſchmerzliche Entbehrung, eine drückende Schranke? Welcher Edle kann hier ſeine Heimath finden? Je höher die Seele ſtrebt, deſto mehr entbehrt ſie auf der Erde, deſto mehr fühlt ſie ſich hier fremd und beengt, deſto drückender ſind ihr die Schranken, die ſie umfangen; und eine Sehnſucht erfüllt ſie, wie das Heimweh nach einem beſſern Vaterland. Auch dafür bietet uns der Glaube an die Unſterblichkeit Troſt. Er tröſtet uns zweitens für alles, was wir auf dieſer Welt entbehren, erhebt uns über das drückende Gefühl der irdiſchen Unvollkommenheit, und nährt die Sehnſucht mit ſeligen Hoffnungen, indem er uns eben das erſehnte beſſere Vaterland verheißt.

In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Dieſe Worte unſeres Erlöſers eröffnen der frommen, ſehnſuchtsvollen Ahnung ein unendliches Feld, und auf ihren Schwingen erhebt ſich die gedrückte Seele über das Leiden dieſer Erde. Hier wohnen wir im kalten, rauhen Vorhof des großen Vaterhauſes, und ſind in denſelben, wie in einen engen Kerker, dem wir nicht entfliehen können, feſtgebannt; der irdiſche Leib feſſelt uns an einen beſtimmten Raum, der uns mit drückenden Schranken umgiebt, wo wir, wenn auch mit widerſtrebendem Herzen, ausharren müſſen. Dort ſind wir in des Vaters Haus, in der ſeligen Nähe der ewigen, unendlichen Vatergüte, und viele Wohnungen ſind in demſelben, unendlich iſt der Raum, der uns dort empfängt; dort ſind die engen Schranken niedergeriſſen, welche uns hier umſchließen; dort zieht uns nicht der ſchwere, irdiſche Körper nieder; dort ſchwingt die Seele frei ihre Fittige, und durchfliegt unbehindert die unendliche Laufbahn des Strebens. Welche Wohnung uns Gott dort anweiſen wird, wiſſen wir nicht; aber gewiß wird es eine ſchönere, als die irdiſche, und eine Wohnung der Seligkeit und des Friedens ſein, wo unſere Sehnſucht geſtillt wird. Mit verklärtem Leibe werden wir ſie betreten, und ſie wird uns mit dem Glanze himmliſcher Klarheit umleuchten. So wie unſer beſſeres Selbſt, von ſeinen Mängeln und Flecken entkleidet, in urſprünglicher Herrlichkeit aus dem Grabe erſtehen und das Ebenbild Gottes tragen wird: ſo wird auch die Wohnung, welche wir dort einnehmen, von Allem, was uns hier drückt und beengt, frei und der würdige Schauplatz eines höheren, reineren, ſeligen Lebens ſein. Und wie die Seelen von Natur verſchieden und mit eigenthümlichen Trieben und Fähigkeiten begabt ſind, ſo werden ſie auch dort eine jede die ihrer Eigenthümlichkeit entſprechende Wohnung finden, wo ſie ihre Thätigkeit entfalten, ihre Sehnſucht ſtillen können. Denn in des Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen; dort ſind wir nicht, wie hier, alle in Eine Wohnung feſtgebannt, wie verſchieden auch unſere Sinnesart, unſer Streben und unſere Sehnſucht iſt; dort findet Alles ſeine wahre, ewige, ſelige Beſtimmung; dort iſt das Ziel und der Ruhort jedes Strebens und jeder Sehnſucht.

So erhebe uns denn dieſe frohe Ahnung über alle Mängel und Schranken der Erde, und erheitere uns in jeder Betrübniß. — Es giebt Menſchen, denen auf der Erde Alles zuwider iſt, die kein Glück und keine Ruhe finden können. Während Andern Alles entgegenlächelt und Genuß und Freude bietet, ſo daß ſie hier eine glückliche Heimath finden und ſich wohl und heimiſch fühlen: ſo ſehen ſich Jene, wie auf eine rauhe, wüſte Klippe verſchlagen, von den Wogen des Ungewitters umbrauſt, von allem entblößt, was nicht nur zur Lebensfreude, ſondern auch zur nützlichen, erfreulichen Wirkſamkeit nothwendig iſt. Faſt ſcheint es, als wenn ſolche Menſchen von der Erde, als einem ihnen fremden Element, abgeſtoßen würden, während die Glücklichen, durch eine innere Verwandtſchaft von ihr angezogen, in freundlicher Wechſelwirkung mit allem Irdiſchen ſtehen. Tröſtet euch, ihr Unglücklichen, ihr Geplagten und Gedrückten! Die Erde iſt eure Heimath nicht; es wartet euer ein beſſeres Vaterland; dort oben in den vielen Wohnungen des Vaters iſt euch ein Ort der Ruhe und des Friedens aufbewahrt, wo ihr für alles Leiden Troſt und Erſatz finden werdet! — Manchen bietet die Erde die ſchönſten ihrer Freuden, die Freuden der Liebe und Freundſchaft; ſie ſind glücklich im Kreiſe ihrer Lieben, von liebenden Verwandten umgeben, an der Seite eines gleichgeſinnten, zärtlichen Gatten, an der Hand eines von gleicher Begeiſterung erglühenden, daſſelbe Ziel verfolgenden Freundes. Andere aber ſtehen allein und verlaſſen, und haben nie das Glück gekannt, von Eltern und Geſchwiſtern geliebt zu ſein; von Fremden umgeben, trat ihnen überall die Kälte und Selbſtſucht, aber keine Liebe entgegen, und auch keinen wahren Freund konnten ſie finden. Wer, dem ein ſo liebeleeres Leben beſchieden iſt, und der ein Herz im Buſen trägt, fühlt nicht die Sehnſucht nach dem entbehrten Glücke? Es lebt vielleicht auf der Erde eine Seele, die ihn lieben würde, aber er kennt ſie nicht, und wenn er ſie kennt, kann er nicht zu ihr gelangen. In dieſer Welt ſind Gute und Böſe, Fromme und Gottloſe, Edle und Unedle unter einander gemiſcht, wie Waizen und Unkraut. Mancher edle Menſch ſieht ſich in Verhältniſſe geſtellt, die ſeinem Herzen nicht zuſagen, die ihn zum Schlechten und Gemeinen hinabdrücken, die ihm in der Ausbildung ſeines Geiſtes, in der Vervollkommnung ſeiner unſterblichen Seele hinderlich ſind. Sehnſuchtsvoll ſieht er über die Schranken hinüber, aber er kann ſie nicht überſteigen; ſein Herz verlangt nach einer Gemeinſchaft, in der er ſich gehoben und gefördert ſähe, aber er kann ſie nicht finden. Tröſtet euch, ihr ſehnſuchtsvollen Seelen! dort oben in des Vaters Haus, da fließt in überſchwenglicher Fülle der Strom der Liebe, dort werden eure ſchmachtenden Herzen erquickt werden. Im ewigen Reiche des Vaters iſt der Waizen vom Unkraute geſäubert, da ſind die Böſen von den Guten ausgeſchieden, und ſtören nicht mehr ihren Frieden. Dort ſind die Schranken der Körperwelt gefallen, und dem befreiten Geiſte ſtehen die vielen Wohnungen offen im unendlichen Hauſe des Vaters: da findet die Sehnſucht das lange Entbehrte, da vereinigen ſich die für einander Geſchaffenen, dienen in ſeliger Gemeinſchaft Gott, und ſtimmen mit einander ein in den heiligen Einklang der himmliſchen Lobgeſänge. Harre aus, ſehnſuchtsvolles Herz, nähre dich vom ſeligen Gefühl der Hoffnung, und ſei in dir ſtill und freudig! — Andere fühlen ſich auf dieſer Erde fremd und unglücklich, weil ihnen keine freudige Wirkſamkeit beſchieden iſt, weil ſie ſich in ihrem Streben verkannt, behindert und von Widerſachern befeindet und verfolgt ſehen. Alle edlern Seelen, alle edlern Geiſter theilen mehr oder weniger dieſes Loos. Ihrer iſt die Welt nicht werth (Ebr. 11, 38); ſie ſuchen, was droben iſt, und der große Haufe iſt auf das Irdiſche gerichtet; ſie wirken und kämpfen für Wahrheit und Gerechtigkeit, und die Menge jagt nach den Schein und dient der Selbſtſucht; was Wunder, wenn ſie verkannt und verfolgt werden? Manche aber ſind beſonders dazu beſtimmt, den Kreis ihrer Wirkſamkeit zu verfehlen, Verkennung und Verfolgung zu finden. Sie ſind in eine Umgebung geſtellt, die ihrer nicht würdig iſt; das Leben ihres Volkes, ihrer Vaterſtadt ſteht noch auf einer zu niedrigen Stufe; oder ſie ſind über ihr ganzes Zeitalter zu ſehr erhaben, die Finſterniß, die ſie umgiebt, faßt nicht das Licht, daß ſie in ſich tragen und ausſtrömen; ſie ſind die Vorläufer einer beſſern Zeit, die von einer höhern Welt herabgeſandten Boten, welche hier keine Heimath finden können. Tröſtet euch, ihr edeln Seelen, ihr erhabenen Geiſter! dort im Hauſe des Vaters erwartet euch die Laufbahn, auf welcher ihr euer Streben entfalten könnt, wo euch das erſehnte Ziel winket; dort in den vielen Wohnungen findet ihr die Stelle, die euch gebührt. Dort herrſcht die Wahrheit und Gerechtigkeit, denen ihr hier vergebens euer Leben weihtet; dort ſtrahlt das Licht, das hier von der Finſterniß getrübt iſt, in urſprünglicher Klarheit; dort waltet der Geiſt, der hier unwürdige Feſſeln trägt, in ſeiner angebornen Freiheit. — So tröſtet und erhebt euch, alle ihr gedrückten, ſehnſuchtsvollen Seelen, richtet den Blick empor zum Hauſe des himmliſchen Vaters und ſeinen vielen Wohnungen! Dort iſt Ruhe, Friede, Freiheit, und Alles, was die Sehnſucht ſtillt; dort herrſcht die Liebe, die Wahrheit und Gerechtigkeit.

II. Laßt uns nun aber auch andern Theils die heiligende Kraft des Glaubens an die Unſterblichkeit in unſer Herz faſſen, indem wir die Bedingung kürzlich betrachten, unter welcher uns die Erfüllung unſerer Hoffnungen zu Theil werden kann. Als Thomas den Herrn fragte, welches der Weg ſei, auf welchem man ihm zu dem Hauſe des Vaters folgen könne? antwortete er: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.

1) Chriſtus fordert hiernach erſtens von uns, daß wir uns durch ſeine Wahrheit und das Leben, das in ihm iſt, läutern und reinigen. Wir ſollen die Wahrheit, die er uns gebracht, in unſer Herz aufnehmen, und durch die Gemeinſchaft mit ihm, in einem neuen, höheren Leben wandeln. Die Wahrheit Chriſti verträgt ſich nicht mit der Liebe zum irdiſchen Schein, zu den Scheingütern dieſer Welt; das Leben in ſeiner Gemeinſchaft beginnt mit der Ertödtung des alten, irdiſchen Menſchen ſammt ſeinen Lüſten und Begierden. Soll uns alſo die Erfüllung der Hoffnung werden, daß wir dort im Hauſe des Vaters Erſatz finden für den Verluſt deſſen, was wir lieben, und die Stillung der Sehnſucht, die hier unbefriedigt bleibt: ſo laſſet uns unſere Liebe und unſere Sehnſucht heiligen und reinigen durch die Wahrheit und das Leben in Chriſto. Laßt uns nur lieben, was wahrhaft und ewig liebenswerth iſt und unſere Sehnſucht nur auf wahre und bleibende Güter richten. Ihr, die ihr euch glücklich fühlt auf dieſer Erde, hängt euer Herz nicht an ihre Güter und Freuden, verunreinigt es nicht mit fleiſchlicher Liebe, und vergeſſet nicht, daß ihr für ein beſſeres Vaterland beſtimmt ſeid! Nur wenn euer Herz ſchon hier nach oben gerichtet iſt, wenn ihr euch Schätze für den Himmel

ſammelt, werdet ihr in das Haus des Vaters gelangen, in welches nichts Irdiſches eingeht: *denn Fleiſch und Blut können nicht das Reich Gottes ererben* (1. Cor. 15, 50.). Und ihr Unglücklichen und Gedrückten, nähret keine unreine Sehnſucht nach dem, was euch der Vater weiſe verſagte, um euch zu läutern und eure Seele zu erheben; hoffet nicht den Erſatz des entbehrten irdiſchen Glückes, hoffet eine höhere, reinere Seligkeit; machet euch ganz los vom Fleiſch und Blut, welche nicht das Reich Gottes ererben können! Nur dann wird euch die Stillung eurer Sehnſucht werden, nur dann werdet ihr den Frieden finden im Hauſe des Vaters. — Ihr, die ihr euch glücklich fühlt in der Liebe eurer Angehörigen, und die Schrecken des Todes durch die Hoffnung des Wiederſehens im Hauſe des Vaters beſchwichtigen möchtet! Liebet, die ihr liebt, mit reiner Liebe, nicht mit der Begierde und Eitelkeit des Fleiſches und Blutes, liebt in ihnen, was geiſtig und ewig iſt, liebt in ihnen, was Gott und Chriſto angehört. Nur dann wird euch die Hoffnung des Wiederſehens wahrhaft tröſten und nur dann wird ſie in Erfüllung gehen. Die verklärte Liebe wird die verklärten Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit wiederfinden in den Wohnungen der Verklärung. Und ihr, denen ein liebeleeres Leben beſchieden ward, welche vergebens die Gegenſtände ihrer Sehnſucht zu umfangen wünſchen, hütet euch, daß nicht eine falſche Sehnſucht, eine verfeinerte ſinnliche Begierde euch verlocke! Nur die reine Sehnſucht wird geſtillt werden in den himmliſchen Wohnungen; nur die Sehnſucht, die mit der Sehnſucht nach den ewigen Gütern bei Gott, mit der heiligen Liebe des Himmels, eins iſt, wird dort ihre Befriedigung finden. — Ihr ſtrebenden und wirkenden Geiſter, die ihr euch glücklich und heimiſch fühlt in dem Kreiſe, den ihr erfüllet! Iſt euer Wirken der Wahrheit und dem Leben in Chriſto geweihet; dienet ihr nicht euch und eurer Selbſtſucht, ſondern Gott und ſeinem heiligen Willen; ſuchet ihr nicht, was euer, ſondern was Gottes iſt: dann dürft ihr getroſt dem Rufe des Vaters folgen, und euern irdiſchen Wirkungskreis verlaſſen: ihr nehmet mit euch, was unſterblich iſt, und findet es herrlicher wieder. Und ihr, welchen dieſe Welt feindlich widerſtrebt, die Mitwirkung verſagt und Haß und Streit entgegenſetzt, prüfet euch, ob euer Streben rein, von Selbſtſucht und Eigenſinn frei ſei, und ob ihr nicht durch Hoffahrt und Stolz euch ſelbſt eure Widerwärtigkeiten bereitet! Iſt es die Wahrheit Chriſti, welche die Welt verſchmäht, indem ſie euch nicht höret? Iſt es das Leben in Chriſto, deſſen Kraft aus euch wirkt, und von der Welt zurückgeſtoßen, fruchtlos zu euch zurückkehrt? Iſt dieſe Wahrheit und dieſes Leben in euch, dann getroſt, ihr muthigen Kämpfer, ihr treuen Dulder! dort geht ihr in das reine Licht, in das wahre, ſelige Leben ein, dort empfanget ihr die Palme des Sieges.

2) *Ich bin der Weg*, ſagt Chriſtus: *Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.* Der Weg aber, den er wandelte, auf dem wir ihm folgen ſollen, war der Weg des Gehorſams und der Pflichterfüllung, und führte durch Leiden zur Herrlichkeit; und er ſagte dieſe Worte, als er eben im Begriff war, in den Tod zu gehen, um den Willen des Vaters zu erfüllen. Die heiligende Kraft des Glaubens an die Unſterblichkeit iſt daher zweitens eine *ſtärkende*; ſie ſtärkt uns, daß wir in Gehorſam gegen Gott, in ſtrenger Pflichterfüllung, den Lebensweg wandeln, wenn er auch durch Leiden führt. Diejenigen, welche ungeduldig, verzagt und mürriſch ſich von dem Wege wenden, auf denen ihnen der Herzog der Seligkeit vorangeht, werden nicht zum Vater kommen; nur wenn wir mit Chriſto leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden; und wenn wir ihm folgen, *wird er wieder kommen und uns zu ſich nehmen, auf daß wir ſeien, wo er iſt.* Ihr Unglücklichen, denen dieſe Erde ein Ort der Mühe und Entſagung iſt! ihr Trauernden, welche am Grabe ihrer Lieben weinen! ihr Sehnſüchtigen, deren Bruſt ſtille Seufzer heben! ihr Kämpfer und Dulder für die Sache Gottes und Chriſti! gedenket der Worte: *Welche ich lieb habe, die ſtrafe und züchtige ich* (Offenb. 3, 19.), und *ſei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben* (Ebendaſ. 2, 10.)! Die Leiden und Entſagungen, welche euch auferlegt ſind, ſollen euch beſſern und läutern, und eure Herzen von der Erde zum Himmel erheben. Erkennet gehorſam die weiſe Fügung des Vaters und ſeid getreu in der Duldung und in der Erfüllung eurer Pflichten, getreu bis in den Tod! In dieſem treuen Gehorſam ſtärke euch die Hoffnung und erhalte euer Herz aufrecht. Hebt euern Blick empor zum Hauſe des Vaters, zu den Wohnungen des Friedens, aber bezwinget eure Sehnſucht, bis ihr ſeinen Ruf vernehmt; eilt ihm nicht ungeduldig entgegen, ſondern behauptet die Stelle, die euch angewieſen iſt, und erfüllet ſie mit treuer Uebung der Pflicht! Wie lange währt es, ſo erſchallt der Ruf der Erlöſung. *Siehe! ich komme bald*, ſagt Chriſtus: *halte was du haſt, daß Niemand deine Krone nehme* (Offenb. 3, 11.)!

So kehre denn der Glaube an die Unſterblichkeit mit ſeiner ganzen *tröſtenden und heiligenden Kraft* in unſre Herzen ein. Er tröſte uns, wenn wir den irdiſchen Schauplatz unſerer Freuden, den trauten Kreis unſerer Lieben, den frohen Uebungsplatz unſerer Kräfte verlaſſen müſſen; er tröſte uns, wenn wir am Grabe theurer Todten weinen, und trockne unſere Thränen und mache ſie wenigſtens ſanfter fließen. Er erhebe uns über den Druck, die Entbehrung und den Kampf dieſes Lebens, und nähre unſere Sehnſucht mit ſeligen Ahnungen. Aber er heilige auch unſre Herzen, und reinige ſie von aller falſchen, irdiſchen, fleiſchlichen Liebe und Sehnſucht, von aller Selbſtſucht und Hoffahrt, er öffne unſern Geiſt der Wahrheit Chriſti, und erwecke in uns ein reineres, höheres Leben. Endlich ſtärke er uns im Gehorſam der Pflichterfüllung und Duldung, und gebe uns Kraft, den Weg zu wandeln, auf dem uns Chriſtus zum Vater führt. O Chriſtus, Anfänger und Vollender des Glaubens, komme wieder, uns zu dir zu nehmen, auf daß wir ſeien, wo du biſt, auf daß wir bei dir und dem Vater ſeien, mit Allen, die wir reines Herzens lieben, und welche dein eigen ſind; komme, führe uns Alle in deines Vaters Haus, in die Wohnungen des ewigen Friedens! Amen.

Johann Carl Wetzel

wurde am 31. October 1747 zu Sondershauſen geboren, wo ſein Vater als fürſtlicher Mundkoch lebte. 1764 begab er ſich auf die Univerſität zu Leipzig und ward 1769 Hofmeiſter bei einem Grafen von Schönburg in der Lauſitz. Darauf beſuchte er Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien, in welcher letzteren Stadt er eine Zeit lang als Theaterdichter ſich aufhielt. Von dort ging er nach Leipzig zurück, verfiel in eine unglückliche Geiſteszerrüttung und kam in dieſem Zuſtande 1786 wieder nach ſeiner Vaterſtadt, wo er Anfangs von ſeinem erübrigten Schriftſtellerhonorar, ſpäter aber theils von der Gnade des Fürſten, theils von andern menſchenfreundlichen Vereinen und von ſeiner Familie unterhalten wurde. Er ſtarb am 28. Januar 1819.

Seine Schriften ſind:

Der Graf von Wickham; Trauerſpiel. Leipzig, 1774.
Tobias Knaut. Leipzig, 1774. 4 Thle.
Belphagon. Leipzig, 1776. 2 Thle.
Satiriſche Erzählungen. Leipzig, 1777 u. 78. 2 Thle.
Luſtſpiele: 1778 — 1786. *Zelmor und Ermide*; Schauſpiel. Leipzig, 1779.
Herrmann und Ulrike. Leipzig, 1779. 4 Thle.
Die wilde Betty. Leipzig, 1779.
Wilhelmine Arend. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Werke des Wahnſinns. Erfurt, 1804. 2 Thle.

Ueber W. urtheilt Küttner in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 537 flg. ſehr richtig mit folgenden Worten: „Der Verfaſſer Tobias Knaut's iſt ein witziger, ſinnreicher Plauderer von philoſophiſchem Kopfe, reifer Urtheilskraft und Menſchenkenntniß. Wenn er Sterne's Manier nicht immer ſo ſichtbar nachahmte, wenn er die Weitſchweifigkeit und Witzelei unſrer empfindſamen Modeſchriftſteller ernſtlicher gemieden, und den Ton in ſeinem Vortrage gleicher und natürlicher gehalten hätte, ſo müßten ſeine Werke allgemeiner geliebt und geleſen werden. Scenen aus dem niedrigen Leben ſchildert er ungemein anziehend; er ertappt immer mit bewundernswürdigem Glücke die kleinſten Züge von Lächerlichkeit und Schwachheit, und malt ſie meiſterlich aus. Viele eingedrängte Epiſoden, häufige Reflexionen, gedehnte Beſchreibungen und die Verſchwendung des Witzes und der Laune ſchaden in allen ſeinen Romanen, Geſchichten und Erzählungen dem Intereſſe des Ganzen. Nützliche Moral, mit treffender Satire gemiſcht, verſchönert das Einförmige ſeiner ſittlichen Schildereien. Auf dem Theater möchten ſeine Luſtſpiele nicht ſo gefallen, als beim Leſen. Die ungekünſtelte Anlegung und Entwickelung des Plans, die feine Zeichnung ſeiner Charaktere, die geſchickte Führung der Scenen und der leichte, muntere Dialog, reizen durchgehends, aber oft fehlt es an Leben und Handlung und natürlicher Sprache; der blendende Witz in der Unterredung, der überfeine Ton der großen Welt, verbunden mit einiger Geſchwätzigkeit, ſcheinen durch in ganzen Auftritten. Doch iſt er frei von den ekelhaften Poſſen und Zuckungen mancher neueren Komiker.“

Tilemann Dothias Wiarda

ward im October 1746 zu Emden geboren, vollendete nach erhaltener Vorbildung ſeine juriſtiſchen Studien zu Halle, und wurde ſogleich nach dem Schluſſe derſelben Advocat von 1770 — 1780, darauf Landſchaftsſecretär und unter der holländiſchen Herrſchaft 1808 Aſſeſſor des Landvogteiamts. Unter der hannöverſchen Regierung war er Landſyndikus zu Aurich und außerdem Hofrath, Ritter des Guelphenordens. Er ſtarb am 7. März 1826.

Von ihm erſchien im Druck:

Geſchichte der ausgeſtorbenen alten frieſiſchen Sprache. Aurich, 1784.
Altfrieſiſches Wörterbuch. Aurich, 1786.
Vollſtändige Oſtfrieſiſche Geſchichte. Aurich, 1791 — 1817. 10 Thle.
Ueber teutſche Vornahmen und Geſchlechtsnahmen. Berlin, 1800.
Aſegabuch. Berlin, 1805.
Geſchichte und Auslegung des ſaliſchen Geſetzes. Bremen, 1809.
Willkühren der Brockmänner. Berlin, 1820.

W. erwarb ſich durch ſeine gründlichen Forſchungen auf dem Gebiete der altfrieſiſchen Sprache und Verfaſſung, ſo wie durch ſeine trefflichen hiſtoriſchen Arbeiten große und bleibende Verdienſte um die Geſchichtſchreibung ſeines Vaterlandes.

Georg Wickram

ward zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in Colmar geboren und verwaltete zu Burkheim das Amt eines Stadtſchreibers, wo er wahrſcheinlich nach 1562 ſtarb. Näheres iſt nicht über ihn bekannt.

Seine Schriften ſind:

Ein hübſch neu Faſtnachtsſpiel der treu Eckart genannt. Strasburg, 1538.
Ein recht ſchon chriſtlich Burgerſpiel, Tobias genannt. Strasburg, 1562.
Der Rollwagen von Schimpf und Ernſt. Strasburg, 1557.
Der Goldfaden. Nürnberg, 1665. Neu bearbeitet von Clemens Brentano. Heidelberg, 1809.

W. beſaß ein hübſches, lebendiges Talent der Darſtellung und war nicht ohne glückliche Erfindungsgabe; namentlich wurde ſein Roman „der Goldfaden“ in früherer Zeit als ein ſehr beliebtes Buch gern und viel geleſen.

Chriſtoph Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Sein Vater, der ſpäter nach Biberach verſetzt wurde, begann ſchon frühe ihn zu unterrichten, ſo daß er bereits im ſiebenten Jahre den Cornelius Nepos, und im dreizehnten den Virgil und Horaz las. Auch beurkundete der dreizehnjährige Knabe ſein dichteriſches Talent in mannigfachen Verſuchen. In ſeinem 14. Jahre kam er auf die Schule zu Kloſterbergen, wo er zwei Jahre blieb und ſich dann auf die Univerſität zu Erfurt begab, welche er jedoch bald mit der zu Tübingen vertauſchte. Er ſollte zwar nach dem Willen ſeines Vaters Jura ſtudiren, allein ſeine Neigung zum Dichten ließ ihm wenig Raum für jene Wiſſenſchaft. Von Tübingen aus ſchickte Wieland die erſten Geſänge eines Heldengedichtes an Bodmer, deſſen Aufmerkſamkeit durch dieſe Leiſtung ſehr erregt wurde, ſo daß er den Jüngling zu ſich nach Zürich einlud. W. folgte der Einladung und verweilte in der Schweiz bis 1760, in welchem Jahre er als Kanzleidirector in den Rath von Biberach aufgenommen ward. Hier blieb er, bis er 1769 zum Profeſſor der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften nach Erfurt berufen wurde. Doch verließ er dieſe Stadt ſchon 1772 wieder, um als Erzieher des Erbprinzen nach Weimar zu gehen; indem er zugleich den Titel eines Hofrathes erhielt. Als ſein Zögling erwachſen war, zog er ſich auf ſein Gut zu Osmannſtedt zurück, wo er bis 1803 blieb. Dann begab er ſich wieder nach Weimar, wo er in glücklicher Muße am 20. Januar 1813 ſeine Tage beſchloß. Er war Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion und des ruſſiſchen St. Annenordens zweiter Klaſſe.

Seine Schriften ſind:

Epiſche Gedichte: Der geprüfte Abraham 1753. Cyrus 1757. Idris und Zenide 1768. Der neue Amadis 1771. Oberon 1780.
Komiſche und ernſthafte Erzählungen: Kombabus, Endymion u. ſ. w. 1753.
Lehrgedichte: Die Natur der Dinge 1751. Antiovid 1752. Moraliſche Briefe und Erzählungen 1752. Araspes und Panthea 1761. Muſarion 1768. Die Grazien 1770.
Romane: Don Sylvio von Roſalva 1754. Agathon 1766. Die Abderiten 1774. Dſchiniſtan 1786 — 1789. Peregrinus Proteus 1791. Agathodämon 1798. Menander und Glycereon 1804. Kratos und Hipparchia 1805.
Dialoge: Nachlaß des Diogenes 1770. u. ſ. w.
Dramen: Lady Johanne Gray; Trauerſpiel, 1758. Clementina von Poretta; Trauerſpiel, 1760. Alceſte; Singſpiel, 1773. Die Wahl des Herkules 1773. Roſamunde; Singſpiel, 1778.
Ueberſetzungen: Shakeſpeare's theatraliſche Werke 1762 — 1766. 8 Bde. Horazens Briefe 1782. 2 Bde. Satiren 1786. 2 Thle. Lucians Werke 1788. 6 Thle. Ciceros Briefe 1808 ff. 6 Thle.
Zeitſchriften: Der deutſche Merkur 1773 — 1810. und das attiſche Muſeum 1798 — 1803. 3 Bde.

Die beſte allgemeine Charakteriſtik Wieland's hat unbedingt Bouterwek in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Th. XI. S. 107 geliefert; weshalb ſie hier um ſo mehr eine Stellung finden möge, als ſie ſtets Geltung behalten wird. Er ſagt: „Klopſtock's und Wieland's Namen bezeichnen zwei Extreme. Während Klopſtock die Poeſie des Ueberſinnlichen im feierlichſten Ernſte bis zur Ueberſpannung trieb, kehrte Wieland lachend, und aller Ueberſpannung den Krieg erklärend, den überſinnlichen Dingen den Rücken zu. Leichtſinnig ſollte ſeine Poeſie eben ſo wenig ſein, als ſein perſönlicher Charakter es war: aber ſie ſollte ſich einer Philoſophie unterwerfen, die er in der Schule der franzöſiſchen Reſualiſten für die einzige geſunde anzuſehen gelernt hatte. Auf dieſe Art wurde Wieland ein philoſophirender Dichter der Sinnlichkeit, wie Deutſchland noch keinen gehabt hatte. Aber weit entfernt von der Abſicht, einer Sinnlichkeit das Wort zu reden, die den Menſchen zum Thier erniedrigt, wollte dieſer Dichter eine Tugend, die ihm nach der Lehre Shaftesbury's mit der Liebe zum Schönen gleichen Urſprungs ſchien, allem, was er für überſpannte und phantaſtiſche Tugend hielt, als die einzig wahre gegenüberſtellen. Sein Ideal von moraliſcher Liebenswürdigkeit ruhte auf ſeinem Gefühle, dem er aber ſogleich mißtraute, wenn es ſich der Ueberſpannung zu nähern ſchien. Seine Satyre ſollte eben ſo unbefangen die Schwächen des menſchlichen Herzens aufdecken, als Allem entgegen wirken, was er in das große Fach der Schwärmerei und der Vorurtheile eintragen zu müſſen glaubte. Das Bewußtſein der ſtrengen Rechtlichkeit ſeiner eignen Sitten ließ ihn nicht bezweifeln, daß er als Dichter, beſonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigſten Reize der Sinnlichkeit ſo verführeriſch malen dürfe, als die Geſetze des Schönen es erlauben. Nur was die Grazien beleidigt, ſollte nach ſeinen Grundſätzen auf das ſtrengſte aus dem Gebiete der Poeſie verwieſen werden. Dieſe äſthetiſche Moral, die Wieland in die deutſche Literatur einführte, wirkte ſehr nützlich als Gegengewicht gegen den falſchen Rigorismus, von dem die Kritik in Deutſchland gedrückt wurde. Erſt durch Wieland lernten die Deutſchen die äſthetiſche Geiſtesfreiheit kennen, ohne welche das Ziel in gewiſſen Dichtungsarten unerreichbar iſt. Auch im Conflikte mit der klopſtockiſchen Poeſie wirkte die wielandiſche wohlthätig auf den Geſchmack der Deutſchen, indem ſie die Meinung zerſtörte, daß der Geiſt eines großen Dichters immer dem Himmel mehr zugekehrt ſein müſſe als der Erde. Gegen die Schwärmerei, zu der keine neuere Nation mehr, als die deutſche, geneigt iſt, hat die Satyre nie mit ſo fein geſchliffenen Waffen geſtritten, als in Wieland's Schriften. Aber wer die Art von Philoſophie, die zum Weſen der wielandiſchen Poeſie gehört, nur für eine blendende Scheinphiloſophie erkennt, die den Glauben an alles Höhere in und über den Menſchen zerſtört, und die Begriffe von wahrer Sittlichkeit verfälſcht, der muß auch die wielandiſche Poeſie gerade von dieſer Seite, die dem Dichter ſelbſt die liebſte geweſen zu ſein ſcheint, ſehr unerfreulich finden. Der äſthetiſche Werth der Schriften Wieland's erſcheint daher auch am reinſten in denjenigen ſeiner Gedichte, die mehr darſtellen, als lehren, oder wenigſtens nicht, wie die Romane dieſes Dichters, mit einem Scheine von philoſophiſcher Bündigkeit Grundſätze einleuchtend machen ſollen, die für Jeden, wer ſich nicht zu ihnen bekennt, etwas Zurückſtoßendes haben. Auf der Höhe, zu der Wieland als Dichter ſich aufgeſchwungen hat, iſt er um ſo merkwürdiger, da ihm weder auffallende Originalität, noch deutſche Nationalität zugeſprochen werden darf, auch außerdem ſeine Poeſie mehrere ſchwache Seiten hat; denn mit allen ſeinen Mängeln und Fehlern bleibt er doch, was auch eine ſchielende Kritik, ihn zu verkleinern, vorbringen mag, einer der großen Dichter, die der Stolz der deutſchen Literatur ſind. Ein deutſcher Nationaldichter im vorzüglichſten Sinne konnte er nicht ſein, da ſeiner Nation eben jene Anſichten fehlten, die er ihr von der Kunſt und vom Leben geben wollte. Daher ging auch von ſeinem perſönlichen Charakter, in welchem ſo viel Deutſches lag, daß er ſich ſelbſt nicht ungern einen „ehrlichen Schwaben" nannte, ſo wenig in ſeine Gedichte über. Die alten Griechen waren das Volk, bei dem er die Geiſtesrichtung und Bildung, die er jeder andern vorzog, am deutlichſten und anziehendſten wahrzunehmen glaubte. Daraus erklärt ſich, warum er ſo gern die Scene zu ſeinen Dichtungen, beſonders den Romanen, nach Griechenland und in die Zeiten des claſſiſchen Alterthums verlegte. Aber das Antike vermiſchte ſich in Wieland's Phantaſie ſogleich mit dem Modernen. Sein empfängliches Gemüth hatte aus ſeiner Lectüre alles in ſich aufgenommen, was ihm einen Zug von wahrer Humanität zu haben ſchien. Vieles vom Geſchmacke der Franzoſen hatte er mit ihrer Philoſophie eingeſogen; ſo vieles, daß er den Beinamen „der deutſche Voltaire" in und außer Deutſchland davon trug, obgleich in Allem, was Voltaire geſchrieben hat, keine Spur des wielandiſchen Ideals von moraliſcher Liebenswürdigkeit zu finden iſt. Unter den italieniſchen Dichtern war vorzüglich Arioſt derjenige, deſſen Laune mit Wieland's Art, zu dichten, zuſammenſtimmte. Auch andere ausländiſche Schriftſteller, zum Beiſpiel Lucian und Cervantes, haben Antheil an Wieland's Werken. Aber nur ein Paar Mal, zum Beiſpiel in dem Don Silvio, den erſten und ſchwächſten unter Wieland's Romanen, und in den Göttergeſprächen, die ihn auch nicht berühmt gemacht haben würden, erſcheint er ſeit der Emancipation ſeines vorher ganz gefeſſelten Geiſtes als ein Nachahmer, der beſtimmte Muſter vor Augen hatte. In allen ſeinen übrigen Gedichten und geiſtreichen Schriften iſt das vielfache Fremde, das er ſich angeeignet hatte, ſo harmoniſch verſchmolzen mit dem Geiſt und Style, an dem man ihn ſelbſt erkennt, daß er über alle Dichter, in deren Werken das bloße Nachahmungstalent vorherrſcht, erhaben, und in ſeiner Art einzig iſt. Wieland's Originalität liegt in der nicht auffallenden, aber darum doch ihm allein eignen Art, wie ſein freier Geiſt, der keinem Muſter vorzugsweiſe huldigte, die menſchliche Natur, beſonders die Schwächen des menſchlichen Herzens, zum Stoffe ſeiner Dichtungen machte. Er ergriff dieſen Stoff, mehr ſeinem Gefühle, als Regeln folgend, mit einer in der deutſchen Literatur neuen Kühnheit, um Alles, was mit ſeinen Begriffen von geſunder Vernunft und moraliſcher Liebenswürdigkeit nicht übereinſtimmte, in ein komiſches Licht zu ſtellen. Lächeln mochte ſeine Muße noch lieber, als lachen. Dieſe unverſiegbare Heiterkeit, verbunden mit dieſer Menſchenkenntniß, dieſer Feinheit des Witzes und des Geſchmacks, und einer ſolchen Fülle der Phantaſie, in einem ſo weichen, üppigen, nachläſſig ſcheinenden, und doch ſo gebildeten Style findet man bei keinem anderen Dichter. Die ſcherzende und ironiſche Grazie haben die Deutſchen erſt durch ihn näher kennen gelernt. Aber die Fehler, von denen Wieland's Schriften nicht frei zu ſprechen ſind, hängen mit der ihm eignen Art, zu dichten und zu ſchreiben, ſo genau zuſammen, daß er ſelbſt auch nach der großen Veränderung, die mit ſeinem Geſchmacke vorgegangen war, ſie nicht bemerkte. Seine Poeſie, obgleich mit vielem Kunſtverſtande aus der Natur und dem menſchlichen Herzen geſchöpft, behielt gewöhnlich einen zu ſtarken Anſtrich von ſeiner Lectüre. Gelehrte Anſpielungen, die dem poetiſchen Intereſſe fremd ſind, kommen beſonders in Wieland's kleineren Gedichten um ſo mehr zur Unzeit vor, da ſie ſeiner Muße das Anſehen einer Pedantin geben, wo ſie am heiterſten und freieſten ſcherzt. Auch die Leichtigkeit ſeines Styls wird zuweilen ermüdend durch die nie nachlaſſende Umſtändlichkeit. Man wünſcht, daß er wenigſtens nicht Alles mit ſo vielen Worten ſagen möchte. Eine gewiſſe Monotonie in ſeinen Gedichten iſt auch dadurch entſtanden, daß ſeine Lieblingsbetrachtungen, zum Beiſpiel die Betrachtung der Keuſchheit auf der Probe, ſich ſo oft in ihnen wiederholen, und daß überhaupt in ſeinen Gemälden der Schwächen des menſchlichen Herzens nicht genug innere Mannigfaltigkeit ſich findet. Aber um die Schattenſeite der Schriften Wieland's im Verhältniſſe zu der glänzenden Seite beſtimmter zu würdigen, muß man erſtens die ſämmtlichen Jugendſchriften dieſes Mannes, deſſen Feder ſo ſelten ruhte, von denjenigen ſeiner Werke abſondern, aus denen allein man ſeine Eigenthümlichkeit kennen lernt, und unter dieſen muß man wieder in mehr als einer Hinſicht die Romane und was Wieland ſonſt in Proſa geſchrieben hat, von ſeinen metriſchen Dichtungen unterſcheiden."

Oberon.

Zehnter Geſang.

1.

Schon ſinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in ſüßer Herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübſte Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlaſſner von allem, was er liebet,
Der Pflichten ſchrecklichſte durch ſtilles Dulden übet.

2.

Ihn hört Titania, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald herauf in langen Pauſen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in ſtummer Angſt verlechzen,
Und wendet ſich von ihm. Denn, ach, vergebens ſchwillt
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.
Ein ſtärk'rer Zauber ſtößt mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie ſie überm Strand
Dahin ſchwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgeſtreift.
Die Elfenkönigin, indem ſie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geiſter fröhnen.
Bald, ruft ſie freudig, iſt das Maß des Schickſals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir verſöhnen,
Geliebter! Dieſer Ring verband uns einſt; er ſoll
Zum Zweitenmal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwiſchen hatte man im Schiff, mit großer Müh,
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Kaum begonnte ſie
Die ſchweren Augen troſtlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie
Und bat ſie, ſich dem Gram nicht länger zu ergeben:
Dein Glück iſt's, ſprach er, bloß, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen biſt du unſre Königin.

5.

Beſorge nichts von uns, wir ſind nur dich zu ſchützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönſte, zu beſitzen
Iſt nur Almanſor werth, der dir an Reizen gleicht
Er wird beim erſten Blick in deinen Feſſeln liegen;
Und, glaube meinem Wort, du wirſt ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füßen ſehn. Der Hauptmann ſpricht's und reicht
(Um allen Argwohn, den ſie hegen mag, zu ſtillen)
Ein reiches Tuch ihr dar, ſich ganz darein zu hüllen.

6.

Der iſt des Todes (fährt er fort,
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord
Erzittern macht) der je des Frevels ſich verwäget
Und ſeine Hand an dieſen Schleier leget!
Betrachtet ſie von dieſem Augenblick
Als ein Juwel, das ſchon Almanſorn angehöret.
Er ſagt's, und zieht, damit ſie ungeſtöret
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend ſich zurück.

7.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,
Bewegungslos, betäubt von ihrem Unglück, ſitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgeſtützt
Auf ihre Knie', mit ſtarren, thränenleeren
Erloſchnen Augen da. Ihr Jammer iſt zu groß
Ihn auszuſprechen, ihn zu tragen
Ihr ſtarkes Herz zu zart. Ach! dieſen letzten Stoß
Erträgt ſie nicht! Sie ſinkt, doch ſinkt ſie ohne Klagen.

8.

Sie ſchaut nach Troſt ſich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Iſt alles, alles um ſie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie ſtarrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen Troſt, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo ſie ſchwebet,
Steht noch der Tod allein, der ſie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuſte Freund der Leidenden! Sie ſteiget
Hinab mit ihm ins ſtille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer ſchweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieſer Welt wie Kinderträume ſchwinden,
Und nichts aus ihr als unſer Herz uns bleibt;
Da wird ſie alles, was ſie liebte wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, ſtill duldend, liegt ſie da,
Und ſeufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der ſtillen Nacht, ſich ihr Titania
Troſt bringend naht. Ein unſichtbarer Regen
Von Schlummerdüften ſtärkt der ſchönen Dulderin
Matt ſchlagend Herz, und ſchläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt ſich ihr im Traumgeſichte
Die Elfenkönigin in ihrem Roſenlichte.

11.

Auf! ſpricht ſie; faſſe Muth! Dein Sohn und dein Gemahl,
Sie athmen noch, ſind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum Drittenmal
Mich wieder ſiehſt, dann iſt, was Oberon geſchworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unſre Pein,
Und wie Wir glücklich ſind, ſo werdet Ihr es ſein.
Mit dieſem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte,
Doch wehen, wo ſie ſtand, noch ihre Roſendüfte.

12.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Roſenglanz, die nur allmählich ſchwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felſengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmals beigeſtanden.
Gerührt, beſchämt von dieſem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,
Und beut mit ihm nun jedem Schickſal Trutz.

13.

Ach! wüßte ſie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie troſtlos dieſe Nacht
Ihr unglückſel'ger Freund, mit ſiebenfachem Stricke
An einen Eichenſtamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch' ihr Herz! — Und Er, vor deſſen Augenblitze
Nichts dunkel iſt, der gute Schutzgeiſt weilt?
Er ſteht, am Quell des Nils, auf einer Felſenſpitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinſten Lüfte theilt.

14.

Den ernſten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon ſchmachtet, ſteht der Geiſterfürſt, und hört
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüber bebt, — ſchaut nach dem Morgenſterne,
Und hüllt ſich ſeufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geiſter, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umſchwingen,
Sich einer ihm, der ſein Vertrauter war.

15.

Erblaſſend, ohne Glanz, naht ſich der Sylfe, blickt
Ihn ſchweigend an, und ſeine Augen fragen
Dem Kummer nach, der ſeinen König drückt:
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.
Schau auf, ſpricht Oberon. Und mit dem Worte weiſt

In einer Wolke, die mit ausgeſpanntem Flügel
Vorüber fährt, ſich dem beſtürzten Geiſt
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Verſunken in der tiefſten Noth,
An ſeines Herzens offnen Wunden
Verblutend, ſteht er da, verlaſſen und gebunden
Im öden Wald, und ſtirbt den langen Martertod.
In dieſem hoffnungsloſen Stande
Schwellt ſeine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Iſt unſer Elend nur den höhern Weſen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbarn Leiden
Wie ruhig alles um mich her!
Kein Weſen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer
Aus ſeinem Platz, kein Blatt in dieſen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein ſcharfer Kieſel wär',
Um meine Bande durchzuſchneiden
Genugſam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Iſt keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch! wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o Du, der mich dem Tod ſo oft
Entriſſen, wenn ich am wenigſten gehofft,
Es würden alle Zweig' in dieſem Wald zu Händen
Auf Deinen Wink!" — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch ſein Gebein mit dieſem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab, er ſchwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unſichtbar unterſtützt.

19.

Es war der Geiſt, dem Oberon die Geſchichte
Des treuen Paars im Bilde ſehen ließ,
Der dieſen Dienſt ihm ungeſehn erwies.
Der Sohn des Lichts erlag dem kläglichen Geſichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und ſank zu ſeines Meiſters Füßen,
So ſtrafbar als er ſei, kannſt du, der ihn geliebt,
Vor ſeiner Noth dein großes Herz verſchließen?

20.

Der Erdenſohn iſt für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir ſelbſt, du weißt es, ſind
Des Schickſals Diener nur. In heil'gen Finſterniſſen,
Hoch über uns, geht ſein verborgner Gang:
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müſſen.
In dieſer Kluft, die mich von Hüon trennt,
Iſt mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin, und mach' ihn los, und trag ihn auf der Stelle,
So wie er iſt, nach Tunis vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serai's in ſeiner Aufſicht hat,
Dort leg ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich, ihm ſichtbar zu erſcheinen,
Und mach' es ſchnell, und ſprich mit ihm kein Wort.

22.

Der Sylfe kommt, ſo raſch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüon angeflogen.
Löſt ſeine Bande auf, beladet ſich mit ihm,
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da ſchüttelt er von ſeiner ſtarken Hüfte
Ihn auf die Bank, ſo ſanft als wie auf Pflaum.
Dem guten Ritter däucht, was ihm geſchieht, ein Traum.

23.

Er ſchaut erſtaunt umher, und ſucht ſich's wahr zu machen!
Doch alles was er ſieht beſtätigt ſeinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er ſich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet ſich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt ſich um die Hütte.

24.

Auf einmal knarrt die Thüre, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch friſch und roth von Wangen,
Ein Grabſcheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen:
Und beide ſehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon ſeinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweiſſagend ſchien.

25.

Iſt's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein beſter Herr!" — „Mein Freund!"
„Wie finden wir uns hier?" — Und, außer ſich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint
Auf ſeine Hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bückt Hüon ſich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu ſich auf, und küßt ihn auf die Wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich, daß Ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug Euch vor dieſe Schwelle?
Doch zum Erzählen iſt der Ort hier nicht geſchickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' jemand hier beiſammen uns erblickt.
Auf allen Fall ſeid Ihr mein Neffe Haſſan (flüſtert
Er ihm in's Ohr) ein junger Handelsmann
Von Halep, der die Welt zu ſehn gelüſtert,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, ſeufzt Hüon, als ein Leben
Das keine Wohlthat iſt! — Das wird ſich alles geben,
Erwiedert Scherasmin und ſchiebt ſein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und ſchließt ſich mit ihm ein.
Da, ſpricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das beſte, was ſein kleiner Vorrathskeller
Vermag, herbei, Oliven, Brot und Wein,
Und ſetzt ſich neben ihn, und heißt ihn fröhlich ſein.

28.

Mein beſter Herr, daß wir nach allen Streichen,
Die uns das Glück geſpielt, ſo unvermuthet hier
Zu Tunis vor der Hüttenthür
Des Gärtners Ibrahim uns finden, iſt ein Zeichen,
Daß Oberon ganz unvermerkt und ſtill
Uns alle wiederum zuſammenbringen will.
Noch fehlt das Beſte; doch zum Pfande für Amanden,
Iſt wenigſtens die Amme ſchon vorhanden.

29.

Was ſagſt du? ruft Herr Hüon voller Freuden.
Demſelben Ibrahim, dem ich bedienſtet bin,
Dient ſie als Sklavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die Augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all' der Zeit gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris ſich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran geſucht,
Und, ſeiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt ſein Biſchen Geld verzettelt,
Darauf mit Muſcheln ausſtaffirt,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn ſein guter Geiſt zuletzt hierher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf beſſre Zeit mit ihm zu harren ſich verbunden.

31.

Zum Glück iſt immer unverſehrt
(Setzt er hinzu) das Käſtchen mitgezogen,
Das euch der ſchöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich ſehe, Horn und Becher ſind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübſch von mir, ſo frei heraus zu platzen;
Die Freude, daß ich euch gefunden, macht mich ſchwatzen;
Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürſtenſohn drückt ſeinem guten Alten
Die Hand, und ſpricht: Ich kenne deine Treu',
Sollſt alles wiſſen, Freund, ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor allem, ſteh in einem Ding mir bei.
Das Käſtchen, das du mir erhalten,
Iſt an Juwelen reich. Denkſt du nicht auch, es ſei
Am beſten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuſchaffen?

33.

Es ſind zwölf Stunden kaum, ſeit eine Räuberſchaar
Amanden mir entriß, mir, der am öden Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen ſie vielleicht in dieſe Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Platz,

Wo Hoffnung iſt, ſie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem ſoll mir meinen höchſten Schatz
Entziehen, ſollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte ſinnt der Sache ſchweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Iſt alſo wohl nur wenig Stunden,
Von hier entfernt? — Nicht das ich wüßte, ſprach
Der junge Fürſt; vielleicht ſind's tauſend Stunden:
Mich trug, unendlich ſchnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geiſt) aus einem Wald hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberons. Ich ſelber, ſpricht der Retter,
Ich trau' ihm's zu, und nehm's als ein Verſprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung iſt, ſo ſchreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen:
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein,
Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth ſein,
Daß ſich der Himmel ſeinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh' durchs Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich iſt, noch heute
Verſchaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! — an der Seite
Der Liebe zwar — doch jetzt, in dieſer Weite
Von Rezia, däucht mir, mein Herzblut ſtehe faul
Als wie ein Sumpf, bis ich die ſchöne Beute
Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte ſchwört ihm zu, es ſoll' an ihm nicht liegen
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält ſeines Eifers Lauf
Am erſten Abend ſchon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von ſo viel Erſchütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal ſich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm ſtets im Sinne lagen,
Beleben ſich; er glaubt mit einem Schwarm
Von Feinden ſich ergrimmt herum zu ſchlagen:
Dann ſinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm
Die Leiche ſeines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hält die verſinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, ſelbſt an einem Baum
Gebunden, ſieht er ſie in Räuberarmen bluten.

40.

Erſchöpft von Grimm und Angſt ſtürzt er aufs Lager hin
Mit ſtarrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt ſeine Wiſſenſchaft in dieſer Noth zu Statten.
Denn dazumal war's eines Knappen Amt
Die Heilkunſt mit der Kunſt der Ritterſchaft zu gatten.
Ihm war ſie ſchon vom Vater angeſtammt,
Und viel geheimes ward auf ſeinen langen Reiſen
Ihm mitgetheilt ven Rittern und von Weiſen.

41.

Er eilt, ſobald der ſchöne Morgenſtern
Am Himmel bleicht, (indeß bei dem geliebten Herrn
Als Wärterin ſich Fatme emſig zeiget)
Den Gärten zu, worin noch alles ruht und ſchweiget;
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drückt ſie aus, und miſchet einen Saft,
Der binnen kurzer Friſt dem ſtärkſten Fieber wehret.

42.

Ein ſanfter Schlaf beginnt ſchon in der zweiten Nacht
Auf Hüons Stirne ſich zu ſenken.
Mit liebevoller Treu' gepfleget und bewacht,
Und reichlich angefriſcht mit kühlenden Getränken,
Fühlt er am vierten Tag ſo gut ſich hergeſtellt,
Und ſich, ſobald der Mond die laue Nacht erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn verſehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Roſenbüſchen,
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues aufzufiſchen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger iſt als irgend ein Laudan,
Des Kranken Blut und Nerven zu erfriſchen:
Es ſei, verſichert ſie, beinahe zweifelsfrei,
Daß Rezia nicht fern von ihnen ſei.

44.

Wo iſt ſie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Hurtig! ſprich!
Wo ſahſt du ſie? — Geſehn? erwiedert Fatme, ich?
Das ſagt' ich nicht; allein, ich laſſe mich zerſtücken
Wenn's nicht Amanda iſt, die dieſen Abend hier
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innerm Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, ſprach ſie, vor der Abendzeit
Ließ auf dem hohen Meer ſich eine Barke ſehen;
Sie flog daher mit Vogelsſchnelligkeit,
Die Segel ſchien ein friſcher Wind zu blähen.
Auf einmal ſtürzt aus wolkenloſen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem erſten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme ſtehen.

46.

An Löſchen denkt kein Menſch in ſolcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichſten Tod
Umſchlungen, ſpringt aus ſeinem Flammenrachen
Wer ſpringen kann, und wirft ſich in den Nachen.
Der Wind macht bald ſie von dem Schiffe los,
Treibt ſie dem Ufer zu, doch eine Viertelſtunde
Vom Strand, ergreift den Kahn ein neuer Wirbelſtoß,
Und ſtürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute ſchrei'n umſonſt zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angeſtrengten Stärke
Der Todesangſt, umſonſt ſich aus der Flut herauf:
Nur eine einz'ge Frau, die ſich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unverſehrt, und unbenetzt ſogar,
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr ſtand mit Almanſaris
Der Sultan juſt auf einer der Terraſſen
Des Schloſſes, die hinaus ins Meer ſie ſehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupaſſen.
Ein ſanfter Zephyr ſchien die Frau herbei zu wehen.
Doch, um ſich nicht zu viel auf Wunder zu verlaſſen,
Winkt jetzt Almanſaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beizuſtehn.

49.

Man ſagt, der Sultan ſelbſt ſei an den Strand gekommen
Und habe ſie, von einem Idſchoglan,
Der aus dem ſtrudelnden Schaum bis zur Terraſſ' hinan
Sie auf den Rücken trug, ſelbſt in Empfang genommen,
Man konnte zwar nicht hören was er ſprach,
Doch ſchien er ihr viel höfliches zu ſagen,
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigſtens durch Blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch ſei, dies iſt gewiß,
(Fährt Fatme fort) daß ſich Almanſaris
Der ſchönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewieſen hat, und ihr viel ſchönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden ſeltner Reiz
Ihr gleich beim erſten Blick Almanſors Herz entzogen;
Und daß ſie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angſt, Freude, Lieb' und Schmerz, malt, während Fatme ſpricht,
Sich wechſelsweiſ' in Hüons Angeſicht.
Daß es Amanda ſei, ſcheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt ſich ſonnenklar,

Daß Oberon, wiewohl noch unſichtbar,
Die Zügel ſeines Schickſals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was iſt nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland ſelbſt nicht wagen gut zu heißen,
Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathſam iſt,
Uns ingeheim, auf alles was geſchehen
Und nicht geſchehen kann, mit Waffen zu verſehen.
Doch vor der Hand verſuchen wir's mit Liſt!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens ſchämet,
Bei Ibrahim als Gärtner Dienſte nähmet?

53.

Geſetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit
Er ſieht euch ſchärfer an, und ſchüttelt
Sein weiſes Haupt; mir iſt dafür nicht leid:
Ein ſchöner Diamant hat manches ſchon vermittelt.
Laßt dieſe Sorge mir, Herr Ritter! Zwiſchen heut
Und morgen ſehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerſchurz betitelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorſchlag däucht dem Ritter wol erſonnen,
Und wird nun ungeſäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim iſt bald ſo gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu ſeinem Schweſterſohn, der von Damask gekommen,
Und in der Blumenzucht beſonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt ſein neues Amt mit vielem Anſtand an.

Eilfter Geſang.

1.

Die Hoffnung, die ihr ſchimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder ſchwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder ſein zu ſehn, die goldne Hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen Glanz der ſchönſten Jugend wieder.
Schon der Gedanke bloß, daß ſie ſo nah ihm iſt,
Daß dieſes Lüftchen, daß ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre Lippen kaum geſpielet;

2.

Daß dieſe Blumen, die er bricht,
Und maleriſch in Kränz' und Sträuße flicht,
Und in dem Harem ſie, wie üblich iſt zu ſchicken,
Vielleicht Amandens Locken ſchmücken,
Ihr ſchönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Bruſt
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das ſchöne Roth der Sehnſucht und der Luſt
Färbt wieder ſeine Wang' und ſtrahlt aus ſeinen Blicken.

3.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In dieſem Land', und wird verſchlummert und verträumet,
Allein, ſo bald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe muuter macht,
Schon alle Schatten an, wo ſeine Holde ſäumet?
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;
Doch darf ſich in den Gärten und Terraſſen
Nach Sonnenuntergang nichts männlichs ſehen laſſen.

4.

Die Damen pflegen dann, beim ſanften Mondesglanz
Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürſtin ſelbſt den ſchönen Nymphenkranz,
Dann kürzt Geſang und Saitenſpiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in ſtillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almanſor ſelbſt (ſo ſcharf
Gilt hier des Wohlſtands Pflicht) ſich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unſer Ritter glaubte
Im Harem war) zu ſehn blieb keine Möglichkeit,
Wofern er nicht ſich um die Dämmrungszeit
Im Garten länger ſäumt als das Geſetz erlaubte.
Er hatte dreimal ſchon die unruhvollſte Nacht
In einem Buſch, an dem vorbeizugehen
Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,
Gelauſcht, geguckt, und ach! Amanden nicht geſehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim,
Und Scherasmin, ihr und ſein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu ſchnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchſten Zeit) ſich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er ſich um eine Hecke dreht,
Almanſaris ganz nahe vor ihm ſteht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages ſtrengem Brand,
Im friſchen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Spinnen es gewebet,
Umſchattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schließt's um den Buſen zu, der durch die dünne Wand
Mit ſchöner Ungeduld ſich durchzubrechen ſtrebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als dieſen Leib. Sein reizender Kontur
Floß wellenhaft, dem feinſten Auge nur
Bemerklich, zwiſchen dem Genauen
Und Ueberflüſſigen, ſo weich, ſo lieblich hin;
Schwer war's dem kältſten Joſephsſinn,
Sie ohne Lüſternheit und Sehnſucht anzuſchauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Fantaſie
Der Alkamenen und Lyſippen
Sich als das Schönſte dacht' und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Bruſt, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reiz erhob die Kunſt ſich nie,
Der ſtets, ſobald dazu die Luſt in ihr erwachte,
Sie zur Beſiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geiſt der Wolluſt ſchien alsdann
Mit ihrem Athem ſich den Lüften mitzutheilen,
Die um ſie ſäuſelten. Von Amors ſchärfſten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn könnt er auch entgehen
Dem feurig ſchmachtenden Blick, der ihn ſo lieblich kirrt,
Wie wird er dieſem Mund voll Lockungen, wie wird
Er ſeinem Lächeln widerſtehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberiſchen Stimme,
Der des Gefühls geheimſte Saiten regt?
Der in der Seele Schooß die ſüße Täuſchung trägt,
Als ob ſie ſchon in Wolluſtſeufzern ſchwimme?
Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit ſich's verſah,
Verräth'riſch jeder Sinn zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beſchleunigt:
O ſagt, wer wäre dann nicht ſeinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern iſt noch und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns jetzt faſt unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — ſonſt auf alle Fälle
Das klügſte — ging in dieſem Augenblick
Nicht an — ſie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle
Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär'. Zum Glück,
Hilft, falls ſie fragt, ein Korb mit Blumen oder Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich ſtutzt die ſchöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machſt du hier? fragt ſie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Hüon, unterm Schirm geſenkter Augenlider,
Läßt auf die Kniee ſich mit edler Ehrfurcht nieder,
Und ſtellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hatte (ſpricht er) bloß es ihr zu überreichen,
Die Zeit verſäumt, der allen ſeines gleichen
Die Gärten ſchließt. Hat er zu viel gethan,
So mag ſein Kopf den raſchen Eifer büßen.
Allein die Göttin ſcheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der ſchöne Frevler liegt. Sie ſieht ihn gütig an,
Und ſcheint mit Mühe ſich zum Fortgehn zu entſchließen.

15.

Den ſchönſten Jüngling, den ſie jemals ſah — und ſchon
Wie Helden ſind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —
Dieß ſchien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte ſie mit ihm ſich näher eingelaſſen,
Hielt nicht der ſtrenge Zwang des Wohlſtands ſie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch ſcheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, ſehr viel in ſich zu faſſen.

16.

Sie ſchreitet langſam fort, ſtillſchweigend, dreht ſogar
Den ſchönen Hals, ihm hinten nachzuſehen,
Und zürnt, daß er dem Wink ſo ſchnell gehorſam war.
War er, den Blick, der ihm erklärte, zu verſtehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleich der reizenden Geſtalt
Au Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In ſeinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder ſucht' er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieſer Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was ſie ſich ſelber zu geſtehn
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt ſie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das ſich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres ſchlägt:
Still! ſpricht ſie zur Vertrauten, laß und lauſchen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauſchen.

18.

Es iſt vielleicht der ſchöne Gärtner, ſpricht
Die ſchlaue Zof'; er iſt, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann, ſein Leben dran zu ſetzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Buſch gedrückt,
Mit einem Anblick ſich noch einmal zu ergötzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie wenn wir ihn ganz leiſe überraſchten,
Und auf der friſchen That den ſchönen Frevler haſchten?

19.

Schweig, Närrin, ſpricht die Haremskönigin;
Du faſelſt, glaub' ich, gar im Traume?
Und gleichwohl richtet ſie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauſchen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur geweſen,
Der durchs Geſträuch geſchlüpft. — Ein Seufzer, halb erſtickt
Halb in den Strauß, den ſie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt, was Nadin' in ihrem Blick geleſen.

20.

Unmuthig kehrt ſie um, und mit ſich ſelbſt in Zwiſt
Beißt ſich die Lippen, ſeufzt, ſpricht etwas, und vergißt
Beim dritten Wort ſchon was ſie ſagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte Antwort giebt,
Und nicht erräth, was ſie errathen ſollte;
Die ſchöne Dame iſt, mit einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenſtrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wiſſen
Zerknickt, und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerriſſen.

21.

Drei Tage hatte nun das Uebel ſchon gewährt,
Und war, durch Zwang und Widerſtand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen ſchlimmer
Geworden. Denn, ſo bald der Abendſchimmer
Die bunten Fenſter malt, verläßt ſie ihre Zimmer,
Und ſtreicht, nach Nymfen Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gärtengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauſcht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Buſen Ungeduld: der ſchöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr ſehn, was auch die Urſach' heißen mochte.
Unglückliche Almanſaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich ſelbſt noch länger quälen,
(Denkt ſie) und was dich nagt, Nadinen, die gewiß
Es lange merkt, aus Eigenſinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiß.

23.

Sie wähnt, ſie ſuche Troſt an einer Freundin Buſen;
Doch was ſie nöthig hat iſt eine Schmeichlerin,
In dieſer Hofkunſt war Nadine Meiſterin.
Der Saft von allen Pompelmuſen
In Afrika erfriſchte nicht ſo gut
Der wolluſtathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieſer Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den ſie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bei verſchloßnen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen
Worin Almanſaris ganz unumſchränkt befahl,
Schien nicht ſo ſchwierig, ſeit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenſchaft zur ſchönen Zoradinen
(Wie ſich die junge Fremde hieß,
Die durch ein Wunder jüngſt an dieſem Strand erſchienen)
Ganz öffentlich und frei ſich überließ.

25.

Die Amme hatte ſich im Schließen nicht betrogen;
Es war Amanda ſelbſt, die aus der Räuber Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an dieſen Strand gebracht.
Ihr wißt, was ſich begab, als ſie ans Land gekommen;
Wie ihr Almanſor ſtracks ſein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidiſcher verſtellter Zärtlichkeit
Almanſaris ſie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerſchönſte Mann,
Auf den die Sonne je geſchienen,
Und wußte deſſen ſich ſo ſiegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum erſtenmal bei dieſer Zoradinen
Verlor er ſeinen Ruhm. Für ſie iſt nur Ein Mann
Auf Erden; ſie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für dieſen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anſtandvolle, unverſtellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit ſie ihn, der hier befehlen kann, ſo weit
Von ſich zu halten weiß, daß er, wie ſehr er brennet,
Ihr kaum durch einen ſtummen Blick
Zu klagen wagt, — dieß alles ſieht und nennet
Almanſaris der Buhlkunſt Meiſterſtück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Luſt zu drehen,
Zu herrſchen über ihn, im Harem unbeſchränkt
Zu herrſchen, könnte ſie den Zepter ungekränkt
Von dieſer Fremden aus der Hand ſich ſpielen ſehen?
Zwar leiht ſie ihrem Haß ein lächelndes Geſicht,
Und thut, als zweifle ſie an Zoradinen nicht:
Doch überall iſt's in des Harmes Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, ſeitdem des ſchönen Gärtners Reiz
Mit Amors ſchärſtem Pfeil ihr ſtolzes Herz durchdrungen,
Hat Luſtbegier die Eiferſucht verſchlungen.
Ihr Ehrgeiz weicht nun einem ſüßern Geiz,
Dem Geiz nach ſeinem Kuß. Ihn wieder zu beſiegen
Iſt nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füßen liegen,
Wenn ſie nur den ſie liebt, in ihren Armen hält!

30.

Sie ſelbſt befördert nun den Anſchlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almanſor ſchon in Eil'
Für ſie bereiten ließ, anſtänd'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl ſie ihn noch nicht
Geſtanden, mache dieß zu einer Art von Pflicht;
Beim erſten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie ſei gewohnt nichts über ſich zu ſehen.

31.

Indem Almanſaris, mit liſt'ger Höflichkeit,
Auf dieſe Weiſe ſich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr läſtig iſt, befreit,
Läßt, ohne ſich um ſie, und wie ſie ſich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindeſten zu kümmern,
Almanſor, der nun ganz ſich ſeiner Liebe weiht,
Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr ſich hundert Hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der ſchöne Gärtner ſich,
Daß ihm — der ſchon ſeit mehr als ſieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umſchlich,
(Denn daß ſie trau'rt, das kann ſein eignes Herz ihm ſagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu ſehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tauſenden erkennen!)
Die unmitleidigen Geſtirne noch mißgönnen.

33.
Er wirft ſich unmuthsvoll bei ſeinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg erſinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harm zu gewinnen,
Der meinen Namen nur und daß ich nah ihr bin
Ins Ohr ihr flüſtre?“ — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr ſollt ihr einen Mahneh ſchicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig ſind, zu pflücken;
In dieſer Sprache bin ich eine Meiſterin.

34.
Und Haſſan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Schasmin,
Und Roſen und Schonkilien herzuholen,
Drauf heißt ſie ihm ein Haar aus ſeinen Locken ziehen,
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet
Und dreht das Haar mit ihm zuſammen, bindet
Den Strauß damit, und drein ein Lorberblatt
Worauf er A und H, verſchränkt, gekritzelt hat.

35.
Nun, ſpricht ſie, wenn ich's noch mit Zimmetwaſſer netze,
So iſt's der ſchönſte Brief, den je ein Herzensdieb
Von eurer Art an ſeine Liebſte ſchrieb.
Wollt ihr, daß ich's geſchwind euch überſetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hüon, tauſend Dank!
Du kannſt nicht bald genug mir eine Antwort bringen;
Die Liebe ſchütze dich und laß' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieſer Raſenbank.

36.
Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im innern Theil des Harems offen ſtand,
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand.
Und ward zuletzt (wie ſich der Zufall immer
In alles ungebeten miſcht)
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefiſcht,
Und ihrer Königin, nachdem ſie erſt durch Fragen
Das Wie und Wann erforſcht, frohlockend zugetragen.

37.
Weil Fatme dieſen Brief gebracht,
Die Sklavin Ibrahims, ſo konnte der Verdacht,
Auf keinen andern als den ſchönen Haſſan fallen;
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönſten gelten muß, ſcheint eben ſo gewiß;
Zumal nach dem was jüngſt ſich zugetragen.
Was könnte denn das A und H ſonſt ſagen,
Als — Haſſan und Almanſaris?

38.
Und hätte ſie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur deſto mehr Triumph für ihren ſtolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eiferſucht, die dieß auf einmal rege macht,
Vereinigt ſich mit andern ſanftern Trieben,
Nicht länger als bis auf die nächſte Nacht
Den ſchönen Sieg, nach dem ſie dürſtet, zu verſchieben.

39.
Indeſſen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,
Und ohne Argwohn, hintergangen
Zu ſein, faſt athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Haſtigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick iſt ſchon von fern als ein Sonnenblick
Aus Wolken, die ſich juſt zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt ſie ihm ins Ohr) was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch ſich euch die Himmelsthür?

40.
Mit einem Wort, ihr ſollt Amanden ſehen!
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
Ins Myrthenwäldchen offen ſtehen:
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getroſt wohin ſie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unverſehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Argliſt ſchwant,
Verläßt ſich auf den Weg, den ſie ihm ſelbſt gebahnt.

41.
„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich ſoll ſie wiederſehen!
Noch dieſe Nacht! Und wär's durch tauſend Wunden
Unmtttelbar von Ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!“
Mein beſter Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne ſind uns hold, ihr werdet ſie befreien,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut.

42.
Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer ſichern Bucht
Vor Anker liegen ſoll, bereit, beim erſten Winke
So bald der Augenblick zur Flucht
Uns günſtig wird, friſch in die See zu ſtechen,
Noch läßt's das Käſtchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, ſo iſt die Welt zu Kauf;
Ein gold'ner Schlüſſel, Herr, ſchließt alle Schlöſſer auf!

43.
Indeß, daß unſer Held die Zeit von ſeinem Glücke
Mit Ungeduld an ſeinem Pulſe zählt,
Und weil ſein Puls mit jedem Augenblicke
Behender ſchlägt, ſich immer überzählt,
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüſtet ſchon zum Sieg, die Mitternacht herbei,
Gefällig bot der Zufall ihrem Plane
Die Hand, und machte ſie von allen Seiten frei.

44.
Ein großes Feſt, der ſchönen Zoradinen
Zu Ehren im Palaſt vom Sultan angeſtellt,
Wobei die Odalisken all' erſchienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offenes Feld.
Daß ſich Almanſaris für überflüſſig hält
Bei dieſer Luſtbarkeit, ſchien keinem ungebührlich;
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh ſehr natürlich,
Das, wie gebeten, ſie auf einmal überfällt.

45.
Die Stunde ruft. Der ſchöne Gärtner nahet
Sich leiſe durchs Gebüſch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft ſein Herz! Ihm fehlt der Athem ſchier,
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet,
Und ſanft ihn nach ſich zieht. Stillſchweigend folgt er ihr,
Mit leiſem Tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge.
Und nun entſchlüpft ſie ihm vor einer neuen Thür.

46.
Wo ſind wir? flüſtert er, und tappt mit beiden Händen.
Auf einmal öffnet ſich die Thür. Ein matter Schein
(Wie wenn ſich, zwiſchen Myrthenwänden
Mit Epheu überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende ſcheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte Licht zum Schimmer,
Der Schimmer ſchnell zum höchſten Glanz erhöht.

47.
Er ſteht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die alles was er je
Geſehn, beſchämt; ſo ſehr iſt Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond' und Siam reiches ſpendet,
Mit ſtolzer Ueppigkeit hier überall verſchwendet.
Doch unbefriedigt ſucht ſein liebend Auge — Sie.
Wo iſt Sie? ſeufzt er laut. Kaum iſt ſein Ach entflogen,
So wird, in einem Blitz, ein Vorhang weggezogen.

48.
Zu beiden Seiten rauſcht der reiche Goldſtoff auf,
Und welch ein Schauſpiel zeigt ſich ſeinen ſtarren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner ſich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amors Schweſtern ſchweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den ſteigenden Triumph der Sonne zu erheben.

49.
Von roſafarbner Seide kaum
Beſchattet, ſchienen ſie, zu ihrer Dame Füßen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cythereens Wagen fließen.
Sie ſelbſt, im reichſten Putz und mit Juwelen ganz
Belaſtet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln
Nicht fähig iſt, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.
Herr Hüon, (der ſich nun den Gärtner Haſſan nennt)
So wie ſein Auge ſich zu ihr erhebt — erkennt
Almanſaris, erſchrickt, verwirrt ſich, wankt zurücke.
Dieß allverblendende wollüſt'ge Traumgeſicht
Was ſoll es ihm? — Er ſieht Amanden nicht!
Sie ſuchte hier ſein Herz, Sie ſuchten ſeine Blicke.
Almanſaris, die ſehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blende und verwirrt.

51.

Sie ſteigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand, und ſcheint bereit für ihn
Die Majeſtät, vor der ihm ſchwindelt, abzulegen,
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anſtand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und ſpielt elektriſch ſich in ſeinen Buſen ein;
Sie drückt ihm ſanft die Hand, und heißt ihn fröhlich ſein.

52.

Halb unentſchloſſen ſcheint ſein Blick ihr was zu ſagen;
Sie winkt die Nymphen weg, und weg iſt auch ſein Muth;
Er ſcheint zu furchtſam nur die Augen aufzuſchlagen.
Die Scene ändert ſich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almanſaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Roſen und mit Myrthen,
Und mit Erfriſchungen ein Tiſch beladen ſtand.

53.

Beim Eintritt werden ſie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Geſang ertönt der Freude Geiſt;
Und Haſſan ſetzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber ſich. Erröthendes Verlangen
Und ſchöne Ungeduld bekennet, furchtſam dreiſt,
In ihrem ſchwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen,
Ihm ſeinen Sieg; allein, aus ſeinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düſtres Licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, ſein Blick von freien Stücken
Auf ihren Reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit ſchmachtendem Entzücken
Nicht, wie ſie wünſcht, vom Thau wollüſtger Thränen ſchwer.
Er iſt zerſtreut, er ſcheint ſie zu vergleichen;
Und jeder Reiz, der ihm nachſtellend ſich enthüllt,
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild,
Und muß, beſchämt, dem keuſchen Reize weichen.

55.

Vergebens reicht ſie ihm den blinkenden Pokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In ſeinen Buſen ſchießt. Beim frohſten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit ſüßerm Lächeln ſelbſt die junge Hebe nicht.
Umſonſt! Mit froſtigem Geſicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf ſeiner Zunge ſpürte.

56.

Die Dame winkt; und ſchnell ſchlingt ſich die Schweſterſchaar
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,
In einem Tanz, der Todte auf der Bahr'
Mit neuen Seelen zu begaben,
Und Geiſter zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichſten Geſtalten
In tauſendfachem Licht freigebig ſich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, ſcheint alles abgezielt
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt ſie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauſpiel iſt, das hier die Schönheit ſpielt?
Wie reizend iſt der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!
Wie ſchmachtend fallen ſie, mit halb geſchloſſnem Blick,
Als wie in ſüßen Tod, jetzt ſtufenweiſ' zurück!

58.

Unwillig fühlt die überraſchten Sinnen
Der edle Mann in dieſer Gluth zerrinnen.
Er ſchließt zuletzt die Augen mit Gewalt,
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;
Amandens Bild, aus jener ernſten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf ſeinem Munde
Von ihrem Kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue ſchwur.

59.

Er ſchwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf ſeinen Knie'n vor dieſem heilgen Bild:
Und plötzlich iſt's, als hielt ein Engel ſeinen Schild
Vor ſeine Bruſt, ſo matt und kraftlos ſanken
Der Wolluſt Pfeile von ihr ab.
Almanſaris, die Acht auf alles gab,
Was ihr ſein Blick verrieth, klopft ſchnell in ihre Hände,
Und macht auf einen Wink dem üpp'gen Tanz ein Ende.

60.

Und ob ſie gleich mit Müh' kaum über ſich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Verſucht ſie doch noch eins, das ſchwerlich fehlen kann:
Sie läßt ſich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polſterſitz mit Reiz zurück gelehnt,
Und zum Bezaubern faſt, durch ihre Gluth verſchönt,
Was wird ihr durch die Gunſt der Muſen nicht gelingen?

61.

Wie raſch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Roſenfinger Flug die ſeelenvollen Saiten!
Wie reizend iſt dabei aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der ſchönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Bruſt, die Weiſe zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Geſang ergießt, wie kann er ſich erwehren
Auf ſeinen Knie'n die Göttin zu verehren!

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange ſchon ein Feu'r, das keine Raſt ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht länger widerſteht, und dem, der ſie bezwang,
Erröthend ihre Pein und ſeinen Sieg bekennet.
Das Lied ſtand zwar im Buch; allein ſo wie ſie ſang,
Singt keine, die nicht ſelbſt in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die ſtolze Kunſt der ſiegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, ſo mächtig ausgeſprochen,
Der ſchönen Töne klarer Fluß
Durch kleine Seufzerchen ſo häufig unterbrochen,
Der Wangen höhers Roth, des Buſens ſchnelles Pochen,
Kurz alles iſt vollſtrömender Erguß
Der Leidenſchaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Uebermaß von dem was ſie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen ſich — Doch Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute
Wie ein Begeiſterter, und ſtimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, geſteht, daß eine andere ſchon
Sein Herz beſitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

65.

Feſt war ſein Ton, und unbeſtechlich ſtreng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt ſeine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'; die Luſt kommt ins Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt ſich zu verhüllen;
Verhaßt iſt ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket ſie, ihn ſchleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten ſchon im erſten Purpurlichte,
Als unſer Held, die Stirn in finſtern Gram
Gehüllt, zurück zu ſeinen Freunden kam.
Erſchrocken laſen ſie in ſeinem Angeſichte
Beim erſten Blick die Hälfte der Geſchichte.
Unglückliche, ſpricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde ſinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdeſt ſelbſt betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieſer Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der Bruſt, und ſchwört: ihn ſoll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt in den Palaſt zu dringen,
Und ſeine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du ſiehſt nun, ſpricht er, ſelbſt, was ich mit Liſt gewann!

68.

Zu ſeinen Füßen fleht ihn Scherasmin, und lange
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen Schritt, den ſelbſt die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, ſein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um dieſe kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von ſeiner Flucht zu heben.

69.
Auch Fatme fleht auf ihren Knieen, ſtreckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern ſie zu Amanden
Ihm binnen dieſer Friſt den Zugang nicht entdeckt.
Sie ſchwört, zum zweitenmal ſoll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter ſelber fühlt;
Daß ihm ſein Unmuth nicht den beſten Weg empfiehlt;
Er giebt ſein Wort, und kehret in den Garten
Zurück, um ſeines Dienſts und des Erfolgs zu warten.

Zwölfter Geſang.

1.
Indeſſen ſucht auf Polſtern von Damaſt
Almanſaris, mit Amors wildſtem Feuer
In ihrer Bruſt, umſonſt nur eine Stunde Raſt.
Iſt's möglich, oder hat das ſchnöde Abentheuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almanſaris? Er kann
Dich ſehen und für eine andre brennen,
Kann dich verſchmähn, und darf es dir bekennen?

2.
Zur Wuth treibt der Gedanke ſie;
Sie ſchwört ſich grenzenloſe Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein Ungeheu'r, ein Drache
Iſt lieblicher, als ihre Fantaſie
Den Undankbaren malt — Wie lang'? — In zwo Minuten
Iſt ſie des vorigen ſich ſchon nicht mehr bewußt:
Bald ſoll er tropfenweiſ' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt ſie ihn entzückt an ihre Bruſt.

3.
Nun ſteht er wieder da in ſeiner ganzen Schöne,
Der erſte aller Erdenſöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich iſt er nur
Der Neffe Ibrahims; in ſeinem ganzen Weſen,
In ſeinem Ton und Anſtand iſt die Spur
Von dem, was er umſonſt verbergen will, zu leſen;
Wo iſt der Stempel der Natur,
Der einen König macht, ſichtbarer je geweſen?

4.
Er, er allein iſt ihrer werth,
Iſt werth in ihrem Arm ſich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Feindin zu zerſchmettern,
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erſchwert!
Doch, wie, Almanſaris? Fühlſt du dich ſelbſt nicht beſſer?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, ſich pfauengleich zu blähn
In ſeinem Heldenthum! Selbſt dir zu widerſtehn!
Das alles macht doch nur die Luſt des Sieges größer!

5.
Beſtürm' ihn erſt, eh' du den Muth verlierſt,
Mit jedem Reiz, auf den ſich wahre Schönheit brüſtet;
Begieb, damit du ihn um ſo viel ſichrer rührſt,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunſt uns rüſtet;
Er fühl' und ſeh', was Götter ſelbſt gelüſtet!
Und wenn du dann ſein Herz noch nicht verführſt,
Er dann dich noch verſchmäht — dann, Königin erwache
Dein Stolz, und ſchaffe dir die ſüße Luſt der Rache!

6.
So flüſtert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietriſch ſitzen ſeht auf dieſem Erdenrund!
Der alle Welt aus ſeinem Zauberbecher
Berauſcht, und den, wer ihn nicht beſſer kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht ſei es kund! Asmodi iſt ſein Name.

7.
Almanſaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer ſchleicht, iſt gegen den Betrüger
Von außen, weniger als jemals auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Gluth,
Und kaum, daß ſie zur Zier dergleichen thut
Als widerſtände ſie, ſo iſt Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, ſein würdiges Organ,
Legt den Entwurf ſogleich mit vieler Klugheit an.

8.
O! raubet nun dem Blitz die Feuerſchwingen,
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,
Den ſüßen Augenblick! Zu langſam ſchleichet ihr
(Wie ſchnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — ſie iſt's nicht allein, die jetzt Sekunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von Ungeduld gequälet
Den trägen Gang der drei verhaßten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf iſt Rezia ſein Traum.

9.
Der zweite Morgen war dem ſehnlichen Verlangen
Der Haremkönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig, ſchön und roſenathmend ſtieg
Er, wie der Herold auf, der ihr den ſchönſten Sieg
Verkündigte; ſchon ſäuſelt durch die Myrthen
Die, dicht verwebt, der Grotten ſchönſte gürten,
Ein leichter Morgenwind, und tauſendſtimmig ſchallt
Der Vögel frühes Chor im nah gelegnen Wald.

10.
Doch um die Grotte her iſt unterm Myrthenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die ſanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnſucht zu.
In dieſen lieblichen Gebüſchen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einſamkeit,
Pflegt öfters ſich zur ſtillen Morgenzeit
Almanſaris mit Baden zu erfriſchen.

11.
Der anmuthsvolle Morgen rief
Den ſchönen Haſſan auf, indeß noch alles ſchlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem Tag, dem Harem zuzuſchicken
Verbunden war; als ihm ein Sklav' entgegen lief
Und keuchend ihm befahl die Grotte aufzuſchmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuſpornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden Willens ſei.

12.
Verdroſſen geht Herr Hüon auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den größten Korb, und eilt zum angewieſnen Platz,
Fern iſt's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein, beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen
Und ein verborgner Arm ſcheint ihn zurück zu ziehn.

13.
Betroffen ſetzt er ſeine Blumen nieder;
Doch faßt er Augenblicks ſich wieder
Und lächelt ſeiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tauſendfachem Flittern
In dieſem Labyrinth mit ſichtbar'm Dunkel ficht,
Iſt ohne Zweifel Schuld an dieſem kind'ſchen Zittern,
Denkt er, und geht getroſt, bei immer hellerm Schein,
Mit ſeinem Blumenkorb ins Innerſte hinein.

14.
Hier herrſcht ein Tag wie zu verſtohlnen Freuden
Die ſchlaue Luſt ein Zauberlicht ſich wählt,
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er ſchwebte zwiſchen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.
Er glich dem Mondſchein, wenn durch Roſenlauben
Sein Silberlicht zerſchmilzt in blaſſes Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefährlichs droht,
Erwehrt ſich kaum, bezaubert ſich zu glauben.

15.
Was er am wenigſten ſich überreden kann,
Iſt, daß man hier, wo alles um und an
Von Blumen ſtrotzt, noch Blumen nöthig hätte,
Doch, wie ſein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beſchreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinſten Schönheit wies!

16.
In einem Licht, das zauberiſch von oben
Wie eine Glorie auf ſie herunterſtrömt,
Und durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Buſens Schnee die Lilien beſchämt;
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet
Wie ſeine Augen nie ſo ſchön entſchleiert ſahn;
Mehr werth als alles was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgeſtaltet.

17.
Die Gaze, die nur wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabaſterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit ſelbſt den Reiz der Scham zu gatten.

Weg, Feder, wo Apell und Tizian
Beſtürzt den Pinſel fallen ließen!
Der Ritter ſteht, und bebt, und ſchaut bezaubert an,
Wiewohl ihm beſſer war die Augen zuzuſchließen.

18.

In ſüßem Irrthum ſteht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke,
(So ſchön iſt was er ſieht) er ſehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauiſch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, ſieht,
Erkennt Almanſaris, und wendet ſich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei elaſtiſch runden
Milchweißen Armen ſich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den ſchwerſten Kampf, den je ſeit Joſephs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' iſt rein von ſträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem ſüßen Flehn,
Den Küſſen voller Gluth, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Buſen, widerſtehn?

20.

O Oberon, wo iſt dein Lilienſtängel,
Wo iſt dein Horn in dieſer Fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn juſt, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerſtehn,
Und mit wollüſt'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Faſt überwältigt hat, läßt ſich Almanſor ſehn.

21.

Gleich einem angeſchoſſnen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verſchmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,
Schon eine Stunde ſich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieſes Myrtenrund;
Er glaubt die Stimme von Almanſaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet ſtund,
Geht er hinein, ſich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch ſeiner Prieſterinnen
Gefährlichſte des Ritters Treu' beſtritt,
Wird ſchon von fern an ſeinem Sultansſchritt
Almanſors nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! ſchreit das ſchnell gewarnte Weib,
Und wechſelt ſtracks mit Hüons ihre Rolle,
Stellt ſich, als kämpfte ſie um ihren eigenen Leib
Mit einem Wüthenden, der ſie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerriſſenes Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,
Der von der unverſeh'nen kecken
Beſchuldigung wie blitzgetroffen ſtand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles ſchien ihm den Frevler zu entdecken.
O, Allah! ſey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almanſorn ſelbſt die Rettung ſchuldig bin!

24.

Drauf, als ſie ſchamhaft ſich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt ſie, mit dem Ton
Der Unſchuld ſelbſt, ein falſches Abenteuer:
Wie dieſer ſchändliche verkappte Chriſtenſohn,
Da ihr die Luſt im Kühlen ſich zu waſchen
Gekommen, ſich erfrecht ſie hier zu überraſchen,
Und wie ſie mit Gewalt ſich ſeiner kaum erwehrt,
Als ihn, zum größten Glück, der Sultan noch geſtört.

25.

Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beſchuldigt wird, den Ritter los zu ſprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;
Doch ſeinem Richter fehlt auch dieſer einz'ge Blick;
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich ſelbſt vom Tode zu befrein;
Er ſchmiegt den edeln Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet ſchweigend ſich in ſein Bewußſein ein.

26.

Der Sultan, den ſein Unmuth zum Verdammen
Noch raſcher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrſcht er den Sklaven zu, die ſein Befehl zuſammen
Gerufen) werfet ihn in eine finſtre Gruft;
Und morgen früh, ſo bald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof ein Raub ergrimmter Flammen,
Und ſeine Aſche ſtreut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört ſein Urtheil ſchweigend, — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen Blick herab,
Und wendet ſich, und geht in Feſſeln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unſchuld giebt, geſtützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert ſitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsſtrahl in ſeinem Geiſt erſtickt.

28.

Ermüdet von des Schickſals ſtrengen Schlägen,
Verdroſſen, ſtets ein Ball des Wechſelglücks zu ſein,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der ſcharfen Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's übertäuben!
Sie ſtärkt mit Engelskraft die ſinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch wenn ihr es erfahret,
Erfahret, weſſen ich beſchuldigt ward, und mit
Dem Schmerz um meinen Tod ſich noch die Schande paaret
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente, litt! —

30.

O Gott! es iſt zu viel auch dieß noch zu erdulden!
Es büße immerhin für meine Sündenſchulden
Der ſtrengſte Tod! Ich klage niemand an!
Dieß einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebteſt, noch: beſchütze meine Ehre,
Beſchütze Rezia! — Du weißt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich ſchwor, den Feuertod nicht ſcheue.

31.

So, ruft er aus, und vom Vertraun geſtärkt
Daß Oberon ihn hört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Gott des Schlummers,
Mit ſeinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Kiſſen iſt, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald ſein Leiden endet,
Der gute Schutzgeiſt ſelbſt dies Labſal zugeſendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finſterniß bedeckt,
Als ihn aus ſeiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt,
Ihn däucht, er hör' im Schloß die ſchweren Schlüſſel drehen;
Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
Erhellt ein blaſſer Schein, er höret jemand gehen,
Und ſtämmt ſich auf und ſieht — im ſchimmernden Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almanſaris zu ſeiner Seite ſtehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — Wirſt du, ſpricht ſie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?
O du Geliebter, hängt an deinem ſchönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerſtreben)!
Vom Holzſtoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienſt, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache ſie von deinem Ruhm erſchallen!
Nimm dieſe Hand, die dir ſich ſchenket, an;
In einem Wink ſoll dein Verfolger fallen,
Und all ſein Volk, wie Staub, um deine Füße wallen;
Im ganzen Harem iſt mir alles unterthan!
Vertraue dich der Liebe ſichern Händen,
Und, was ſie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin! dein Antrag häufet bloß
Mein Leiden durch die Qual, dir alles abzuſchlagen.
O! warum zwingſt du mich's zu ſagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!“

Iſt's möglich, ruft ſie, kann ſo weit der Unſinn gehen?
Unglücklicher, im Angeſicht
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzſtoß bricht,
Kannſt du Almanſaris und einen Thron verſchmähen?

36.

Sag mir, verſetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So ſoll die Luſt, womit ich eil' es zu verſpritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.
Wer Ich bin weißt du nicht, vergiß nicht wer du biſt,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich iſt.

37.

Almanſaris, aufs äußerſte getrieben
Durch ſeinen Widerſtand, ſie wendet alles an,
Was ſeine Treu' durch alle Stufen üben
Und ſeinen Muth ermüden kann.
Sie reizt, ſie droht, ſie fleht, ſie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden feſter Sinn,
Und rein die Treu', die er Amanden zugeſchworen.

38.

So ſtirb denn, weil du willſt! — ruft ſie, des Athems ſchier
Vor Wuth beraubt: ich ſelbſt, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heißer Wolluſt weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrſinns Opferthier!
Schreit ſie mit funkelndem Aug', und flucht der erſten Stunde
Da ſie ihn ſah, verwünſcht mit bebendem Munde
Sich ſelbſt, und ſtürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend ſich des Kerkers Eiſenthür.

39.

Inzwiſchen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmärchen gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geſchichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der ſchöne Haſſan, hieß es, ſei im Bade
Vom Sultan mit Almanſaris allein
Gefunden worden und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen ſein.

40.

Ob Hüon ſchuldlos ſei, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch hätt' er auch gefehlt, ſo war er mitleidswerth.
In Fällen dieſer Art wird echte Treu' bewährt.
Anſtatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beſchloſſen ſie, das äußerſte für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieſer Noth zu ziehn,
Und, ſchlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu ſterben.

41.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachſamkeit, die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt ſich bis ins Schlafgemach zu ſchmiegen,
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiederſehens Freude
Macht einen Augenblick ſie ſprachlos alle beide.
Das erſte Wort, das Fatme ſprechen kann,
Iſt Hüon, iſt Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was ſagſt du, goldne Amme? ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir ſo nah?
Wo iſt er? — Ach! Prinzeſſin, was geſchah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße ſeine Bande!
Spreng ſeinen Kerker auf! Dem Unglückſel'gen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt ſie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu', und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft ſie, ſteht der Holzſtoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine ſchirmt!
Mit einem Schrei der Angſt, halb ſinnlos, fährt Amande
In wilder Haſt von ihrem Lager auf,
Wirft, wie ſie ſteht, im leichten Nachtgewande,
Den Kurdé um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die ſie mit Wunder ſehn, und ſchweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nicht achtend, daß es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblaſſen Wangen,
Und Haaren, die zerſtreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie':
„Almanſor, laß mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig ſcheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willſt! Es gilt die Ruhe meines Lebens!"

45.

Begehr', o Schönſte, ſpricht erſtaunt und froh zugleich
Der Sultan, laß mich nicht in Ungewißheit ſchweben!
Dir zu gefallen iſt mein feurigſtes Beſtreben;
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich
Nichts iſt zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält ſich Manſor vor,
Dich ſelbſt! — „Du ſchwörſt es mir?" — Der liebestrunkene Mohr
Beſchwört's — „So ſchenke mir des Gärtners Haſſan Leben!"

46.

Wie? ruft er mit beſtürzter Miene,
Welch eine Bitte Zoradine?
Was geht das Leben dich von dieſem Sklaven an?
„O, viel, Almanſor, viel! Mein eignes hängt daran!"
Sprichſt du im Fieber? Schwärmeſt du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchſt des unbegränzten Rechts,
Das dir die Schönheit giebt. — Am Leben eines Knechts
Der ſein Verbrechen büßt? — „Er büßt für ſeine Treue!"

47.

„Mir iſt ſein Herz bekannt, er hält an ſeiner Pflicht,
Iſt ſchuldlos, iſt ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Manſor! — wenn er ſchuldig wäre,
So räche ſein Vergehn an Zoradinen nicht!"
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Manſor: Grauſame, was quält dein Zögern mich?
Welch ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten Räthſel auf? Was iſt dir Haſſan? Sprich!

48.

„So wiſſ' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget.
Ich bin ſein Weib! Ein Band, das nicht zerreißen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel ſelber, ſchlinget
Mein Glück, mein Alles feſt an den geliebten Mann.
Uns drückt mit ſeiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schickſals Arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt? — Du ſiehſt mich elend — Ehre
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannſt es, rette mich!"

49.

Wie? du biſt Haſſans Weib, und liebſt ihn? — „Ueber alles!"
Unglückliche, er iſt dir ungetreu! —
„Er ungetreu? die Urſach' ſeines Falles,
Ich bin's gewiß, iſt einzig ſeine Treu'." —
Ich glaube was ich ſah! — „So ward er erſt betrogen,
Und du mit ihm!" Mit zürnendem Geſicht
Spricht Manſor: Spanne nicht den Bogen,
Zu ſtolz auf deinen Reiz, ſo lange bis er bricht!

50.

Dein Haſſan ſtirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er ſtirbt? ſchreit Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben ſchenken kann,
Er ſtirbt? Du haſt ein Herz mir das zu ſagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Manſor kalt; ihm iſt der Tod geſetzt!
Doch, weil du willſt, ſo ſei des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

51.

Gieb, Schönſte, mir ein Beiſpiel edler Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubteſt, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;
Ergieb dich mir, ſo ſei dem Frevler ſeine Schuld
Geſchenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu ſeinem Volk zurück!
O zögre nicht, die Güte ſelbſt zu haben
Die du begehrſt! — Ein Wort macht mein und ſein Geſchick!

52.

Unedler, ruft mit Engels Zürnen
Das ſchöne Weib, ſo theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, ſein Leben nicht! — Tyrann,
Kennſt du mich ſo? — Die ſchlechteſte der Dirnen,
Die mich bedienten, einſt, verſchmähte deinen Thron
Und dich um ſolchen Preis! Zwar ſteht, uns zu verderben,
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann ſterben.

53.

Der Sultan ſtutzt. Ihn ſchreckt des edeln Weibes Muth
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret

Als da ſie bat; doch ihre Schönheit ſchüret
Das Feuer der Begier zugleich in ſeinem Blut.
Was ſagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu beſtechen?
Wie bat er ſie? wie ſchlangenartig wand
Er ſich um ihren Fuß? — Umſonſt! Ihr Widerſtand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.

54.
Sie blieb darauf, ihr ſoll der Tod willkommner ſein.
Der Sultan ſchwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts ſoll vor ſeinem Grimme
Sie retten, geht ſie nicht ſogleich den Antrag ein.
„Iſt's nicht mein letztes Wort, ſoll Allah mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorſaal ſchrein:
Entſchließe dich, ſei auf der Stelle mein,
Wo nicht, ſo ſtirb mit dem Verworfnen in den Flammen!"

55.
Sie ſieht ihn zürnend an, und ſchweigt. — Entſchließe dich,
Ruft er zum zweiten Mal. — O ſo befreie mich
Von deinem Anblick, ſpricht die Königin der Frauen:
Des Todes Grinſen ſelbſt erweckt mir minder Grauen.
Almanſor ruft, und giebt, von Wuth erſtickt,
Den grauſamen Befehl, und Höllenfunken ſprühen
Aus ſeinem Aug'. Der Schwarzen Erſter bückt
Sich bis zur Erde hin, und ſchwört, ihn zu vollziehen.

56.
Schon ſteht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; ſchon drängt ſich Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angſt geſetzet,
An Trauerſpielen dieſer Art
Die Augen weinend labt, und ſchaudernd ſich ergötzet.
Schon ſtehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

57.
Ein edles Paar in Eins verſchmolzner Seelen,
Das treu der erſten Liebe blieb,
Entſchloſſen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu ſein ſelbſt einem Thron zu Lieb'!
Mit naſſem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch beſorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerſpiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.
Den Liebenden, wie ſie gebunden ſtehn,
Iſt zwar der Troſt verſagt, einander anzuſehn;
Doch, über alles, was ſie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinſte, ſeligſte der Freuden,
Daß ihre Lieb' es iſt, was ſie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorber ziert,
Iſt ihres Herzens Wahl; ſie konnten ihn vermeiden.

59.
Inzwiſchen ſiehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze ſich dem Opfer paarweiſ' nahn.
Sie ſtellen ſich herum, bereit, es zu vollenden,
So bald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und ſtracks erdonnert's laut, die Erde ſcheint zu beben,
Die Flamm' erliſcht, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden ſtand, fällt wie verſengtes Haar,
Und Hüon ſieht das Horn an ſeinem Halſe ſchweben.

60.
Im gleichen Augenblick, da dieß
Geſchah, zeigt ſich von fern in zwei verſchiednen Reihen,
Von änglichſter Bekümmerniß
Geſpornt, Almanſor hier, und dort Almanſaris.
Er Zoradinen, Sie den Haſſan zu befreien.
Halt! hört man ſie aus allen Kräften ſchreien:
Auch ſtürzt mit blitzendem Schwert durch die erſchrockne Menge
Ein ſchwarzer Rittersmann ſich mitten ins Gedränge.

61.
Doch Hüon hat das Pfand, das nun ſein Oberon
Verſöhnt iſt, kaum mit wonnevollem Schaudern
An ſeinem Hals erblickt, ſo ſetzt er ohne Schaudern
Es an den Mund, und lockt den ſchönſten Ton
Daraus hervor, der je geblaſen worden.
Sein edles Herz verſchmäht ein feiges Volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch's den Athem raubt;
Dieß ſei die einzige Rach', die Hüon ſich erlaubt.

62.
Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberſchwindel
Zuerſt das Volk, das um den Holzſtoß ſteht,
Schwarzgelbes, lumpigtes, halb nackendes Geſindel,
Das plötzlich ſich, wie toll, im ſchnellſten Wirbel dreht;
Bald miſchet ſich mit allen ſeinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Waſſerträgern.

63.
Unluſtig faßt der Schach — Almanſaris beim Arm;
Sie ſträubt ſich, doch was hilft ſein Unmuth und ihr Sträuben?
Der Tummel reißt ſie fort, ſich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In Kurzem iſt ganz Tunis in Allarm,
Und niemand kann auf ſeiner Stelle bleiben:
Selbſt Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieſer Tanzwuth nicht.

64.
Indeſſen, ohne auf das Poſſenſpiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in ſeligem Entzücken,
Sich ſprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Buſen Raum
Für dieſen Ueberſchwang von Freuden.
Er iſt nun ausgeträumt der Prüfung ſchwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verſchönt:
Gebüßt iſt ihre Schuld, das Schickſal ausgeſöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun ſie nichts mehr ſcheiden!

65.
Theilnehmend inniglich, ſieht, noch auf ſeinem Roß
Der biedre Scherasmin (Er war der ſchwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er iſt's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher geſtürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, ſchlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne ſie, ihm unerträglich war.

66.
Er ſpringt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, ſich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne ſteigen
Zu helfen, und ſie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch ſie ſchwoll noch höher an,
Da ſie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, ſtets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten ſahn.

67.
Sie ſtiegen eilends ein. — Die Mohren mögen tanzen
So lang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raſpeln oder ſchanzen
Für eine beſſre Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Faeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer um ſie her.

68.
Schon tauchte ſich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewiſſen Duft;
Schon ſahen ſie den Mond in manchem See ſich ſpiegeln,
Und immer ſtiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit ſinkendem Geſieder
Allmählig ſich bis auf die Erde nieder;
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein ſchimmernder Palaſt vor ihren Augen ſchwebt.

69.
In einem Luſtwald, mitten zwiſchen
Hoch aufgeſchoſſnen vollen Roſenbüſchen,
Stand der Palaſt, von deſſen Wunderglanz
Der ſtille Hain und das Gebüſche ganz
Durchſchimmert ſchien — War's nicht an dieſem Orte,
Spricht Hüon leiſ' und ſchaudernd — Doch, bevor
Er's ausſpricht, öffnet ſchnell ſich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palaſt hervor.

70.
Sie kamen, ſchön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und ſangen
Der reinen Treue unſterblichen Preis.
Komm, ſangen ſie (und goldne Zimbeln klangen
In ihrem ſüßen Geſang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang' den ſchönen Siegeskranz!

71.
Die Liebenden — ſich kaum beſinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — ſie wallen, Hand in Hand,

Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgenſonne
In ihrem Bräut'gamsſchmuck, der Geiſt vor ihnen ſtand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung ſonſt erſchienen —
Ein Jüngling, ewig ſchön und ewig blühend, ſtand
Der Elfenkönig da, den Ring an ſeiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Roſenkrone
Geſchmückt, Titania, in milderm Mondesglanz.
In beider Rechten ſchwebt ein ſchöner Myrtenkranz.
Empfange, ſprechen ſie mit liebevollem Tone,
Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, ſo lang' ihr dieſes Zeichen
Von unſrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So ſah man aus der Luft ſich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Bruſt drei Elfentöchter ſteigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderſchöner Knab',
Den ſie, auf ihren Knie'n, Titanen übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin ſich nieder,
Und giebt, mit einem Kuß, ihn ſeiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgeſang der Jungfrau'n, die in Reihn,
Vor ihnen her den Weg mit Roſen überſtreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was ſie geſehn, gehört, an dieſem ſchönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie ſaha nur himmelwärts und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz ſich ſehne.

75.

In einen ſanften Schlaf verlor ſich wonniglich
Der ſel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm im Arm, wie neu geboren ſich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite ſtanden
Im leicht umſchattenden Gebüſch,
Reich aufgeſchmückt, vier wunderſchöne Pferde,
Und ringsum lag ein ſchimmerndes Gemiſch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt ſeinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooß
Sanft ſchlummernd lag. Sie ſehn ſich um. Wie groß
Iſt ihr Erſtaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt ihr zu ſein? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, ſeht von dieſem Stande
Nach Weſten hin, und ſagt, was ihr erblickt!

77.

Der Ritter ſchaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der ſo viel erfahren,
Und deſſen Augen ſo gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen ſchaut.
Es iſt die Sein', an deren Bord ſie ſtehen!
Es iſt Paris, was ſie verbreitet vor ſich ſehen!
Er reibt ſich Aug' und Stirn, ſchaut immer wieder hin,
Und ruft: Iſt's möglich, daß ich ſchon am Ziele bin?

78.

Nicht lange ſchaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So ſtellt ſich ihm ein neues Schauſpiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trompetenſchall, und eine Ritterſchaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken ſtehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läßt mein Hoffen
Stets hinter ſich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier! geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwiſchen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was ſie haben muß,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in dieſem fremden Lande
Zu zeigen, fanden ſie im reichſten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß
Den kleinen Hüonnet auf ſeinem Knie ſich wiegen.

80.

Und ſieht, mit inniglicher Luſt,
Das ſchöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine Roſe ihre Bruſt
Umſchattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz ſie hüllt — ſtets durch ſich ſelber ſchön
Und liebeathmend, ſcheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bei Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage ſei bereits der Schranken aufgethan.
Karl (ſpricht er) immer noch durch ſeinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeſchrieben.
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu ſehen,
Iſt was dem Kaiſer nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne dich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botſchaft ſein.
Was die Geburt mir gab, ſei nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, ſo mag's der Kaiſer dem beſcheiden
Der's würdig iſt! — Er ſagt's und ſiehet Rezia
Ihm lächelnd ſtillen Beifall nicken.
Ihr Buſen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend ſchon ihr Held in voller Rüſtung da.

83.

Sie ſchwingen ſich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben ſchauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gaſſen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er ſich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier.
Zieht ſein Viſir herab, und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anſtand und an Stärke
Den beſten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen ſchien.
Schel ſehend ſtand am Ziel, auf ſeinem ſtolzen Roß,
Der Ritter, der in dieſen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürſten ſah der Kaiſer aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weiſe,
Sich vor dem Kaiſer tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreiſe
Den muth'gen Hengſt herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen ſei, den Dank ihm abzujagen.
Er ſollte zwar erſt Stand und Namen ſagen:
Allein ſein Schwur, daß er ein Franke ſei,
Und ſeines Aufzugs Pracht, macht vom Geſetz ihn frei.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiſte Schwere
Zu haben ſcheint, ſchwingt ihn mit leichter Hand,
Und ſtellt, voll Zuverſicht, ſich nun an ſeinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt ſie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die ſchmetternde Trompete
Dem Ungeduld'gen zum Rennen Urlaub gab.

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küſſen hieß, ſchwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf dieſe neue Schanz
Sein Glück und ſeinen Ruhm zu ſetzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenſpiel kaum mehr wie Haſenhetzen.
Er ſtürmet, wie ein Strahl aus ſchwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf ſeinen Gegner los.

88.

Doch ohne nur in ſeinem Sitz zu ſchwanken,
Trifft Hüon ihn ſo kräftig vor die Bruſt,
Und wirft mit ſolcher Macht ihn ſeitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von ſeinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weit're Luſt;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeſchrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon ſteht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile ſtehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu ſehen;

Und da ſich niemand zeigt, eilt er mit ſchnellem Trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem ſchönen Roſſe,
Wie eine Göttin glänzt, und führt ſie nach dem Schloſſe.
Sie langen an. Er hebt gar höflich ſie herab,
Und führt ſie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorſtufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angeſicht ein undurchſicht'ger Schleier,
Durch den ſich jedes Aug' umſonſt zu bohren ſtrebt.
Voll Ungeduld, wie ſich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, ſtrömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet ſich ein Saal;
Hoch ſitzt auf ſeinem Thron, von ſeinem Fürſtenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiſerlichem Staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von ſeinem Haupt,
Und tritt hinein, in ſeinen ſchönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle ſehn erſchrocken
Den Schnell-Erkannten an. Der alte Kaiſer glaubt
Des Ritters Geiſt zu ſehn. Und Hüon, mit Amanden
An ſeiner Hand, naht ehrerbietig ſich
Dem Thron, und ſpricht: Mein Lehnsherr! ſiehe mich,
Gehorſam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In dieſem Käſtchen ſieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgeſetzt — und ſieh in dieſer Schöne
Die Erbin ſeines Throns, und mein geliebtes Weib!
Mit dieſem Worte fällt von Reziens Angeſichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel ſcheint, in ſeinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit ſie nicht vergehen)
Vor dem Erſtaunten da zu ſtehen:
So groß, und doch zugleich ſo lieblich anzuſehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz
Und ſilbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungeſehen, ſich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen ſind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiſer ſteigt vom Thron, heißt freundlich ſie willkommen
An ſeinem Hof. Die Fürſten drängen ſich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem ſolchen Zug. Es ſtirbt der alte Groll
In Karls des Großen Bruſt. Er ſchüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und ſpricht: Nie fehl' es unſerm Reiche
An einem Fürſtenſohn, der Dir an Tugend gleiche!

Die Abderiten.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Die Abderiten machen ſich fertig in die Komödie zu gehen.

Es war bei den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die vor Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bei Tiſche (es ſei nun, daß ſie Geſellſchaft hatten, oder mit ihrer Familie allein ſpeiſten) zu recapituliren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und ſpaßhaften Anmerkungen, oder von patriotiſchen Stoßſeufzern, Klagen, Wünſchen, Träumen, Ausſichten und dgl. zu machen; zumal wenn etwa in dem abgefaßten Rathsſchluſſe die Verſchwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber diesmal — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürſten der Aerzte ſonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeiſter oben an ſaß, des Hippokrates und Demokrits eben ſo wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieſes Namens in der Welt geweſen wären. In dieſem Stücke hatten die Abderiten einen ganz beſondern Public-Spirit, und ein feineres Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen ſollen. In der That konnte ihre Geſchichte mit dem Hippokrates, man hätte ſie wenden und koloriren mögen, wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherſte war, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, und zu ſchweigen.

Die heutige Komödie machte alſo dießmal, wie gewöhnlich, den Hauptgegenſtand der Unterhaltung aus. Denn ſeitdem ſich die Abderiten, nach dem Beiſpiel ihres großen Muſters, der Athener, mit einem eigenen Theater verſehen, und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache ſo weit getrieben hatten, daß den größten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schauſpiel bei ihnen zu ſehen war: ſo wurde in Geſellſchaften, ſo bald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten erſchöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie, die geſtern geſpielt worden war, oder von der Komödie, die heute geſpielt werden ſollte, geſprochen — und die Herren von Abdera wußten ſich (beſonders gegen Fremde) nicht wenig damit, daß ſie ihren Mitbürgern eine ſo ſchöne Gelegenheit zur Verfeinerung ihres Witzes und Geſchmacks, einen ſo unerſchöpflichen Stoff zu unſchuldigen Geſprächen in Geſellſchaften, und beſonders dem ſchönen Geſchlecht ein ſo herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende lange Weile verſchafft hätten.

Wir ſagen es nicht, um zu tadeln, ſondern zum verdienten Lobe der Abderiten, daß ſie ihr Komödienweſen für wichtig genug hielten, die Aufſicht darüber einem beſondern Rathsausſchuſſe zu übergeben, deſſen Vorſitzer immer der zeitige Nomofylax, folglich einer der oberſten Väter des Vaterlandes war. Dies war unſtreitig ſehr löblich. Alles, was man mit Recht an einer ſo ſchönen Einrichtung ausſetzen konnte, war, daß es darum nicht um ein Haar beſſer mit ihrem Komödienweſen ſtand. Weil nun die Wahl der Stücke von der Rathsdeputazion abhing, und die Erfindung der Komödienzettel unter die anſehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten außer allem fernern Widerſpruch ſetzen: ſo wußte das Publikum — ausgenommen wenn ein neues Abderitiſches Originalſtück aufs Theater gebracht wurde — ſelten vorher, was geſpielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputazion eben kein Geheimniß aus der Sache machten: ſo mußte ſie doch, ehe ſie publik wurde, durch ſo manchen ſchiefen Mund und durch ſo viele dicke Ohren gehen, daß faſt immer ein Qui pro quo heraus kam, und die Zuhörer, wenn ſie zum Beiſpiel die Antigone des Sofokles erwarteten, die Erigone des Fyſignatus für lieb und gut nehmen mußten — woran ſie es denn auch ſelten oder nie ermangeln ließen.

Was werden ſie uns heut für ein Stück geben? war alſo jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an ſich ſelbſt die unſchuldigſte Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umſtand erzabderitiſch wurde; nämlich, daß die Antwort ſchlechterdings von keinem praktiſchen Nutzen ſein konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder ein neues, gutes oder ſchlechtes Stück geſpielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine ſchlechten Stücke; denn ſie nahmen alles für gut: und eine natürliche Folge dieſer unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für ſie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was ihnen die Zeit vertrieb, war ihnen recht, und alles, was wie ein Schauſpiel ausſah, vertrieb ihnen die Zeit. — Jedes Stück alſo, ſo elend es war, und ſo elend es geſpielt worden ſein mochte, endigte ſich mit einem Geklatſche, das gar nicht aufhören wollte. Alsdann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde ſtracks durch ein eben ſo allgemeines: Sehr wohl! beantwortet.

So geneigt auch unſere werthen Leſer ſein mögen, ſich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unſeres Thraziſchen Athens erzählen können: ſo iſt doch dieſer eben erwähnte Zug etwas ſo ganz beſonderes, daß wir beſorgen müſſen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer ſo großen Neigung zu Schauſpielen es gleichwohl zu einer ſo hohen unbeſchränkten dramatiſchen Apathie oder vielmehr Hidypathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur keine Leiden verurſachte, ſondern ſogar eben (oder doch beinahe eben) ſo wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthſel auflöſen ſollen, eine kleine Ausſchweifung über das ganze Abderitiſche Theaterweſen erlauben müſſen.

Wir ſehen uns aber genöthigt, uns von dem günſtigen und billig denkenden Leſer vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren großmüthiger Gewährung ihm ſelbſt am Ende noch mehr gelegen iſt als uns. Und dieß iſt: aller widrigen Eingebungen ſeines Kakodamons ungeachtet, ſich ja nicht einzubilden, als ob hier, unter verdeckten Namen die Rede von den Theaterdichtern, den Schauſpielern, und dem Parterre ſeiner lieben Vaterſtadt die Rede ſei. Wir läugnen zwar nicht, daß die ganze Abderitengeſchichte in gewiſſem

Betracht einen doppelten Sinn habe: aber ohne den Schlüſſel zu Aufſchließung des geheimen Sinnes, den unſere Leſer von uns ſelbſt erhalten ſollen, würden ſie Gefahr laufen, alle Augenblicke falſche Deutungen zu machen. Bis dahin alſo erſuchen wir ſie

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

ſich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles was folgt, ſo wie dies ganze Buch, in keiner andern Gemüthsverfaſſung zu leſen, als womit ſie irgend eine andere alte oder neue unpartheiſche Geſchichtserzählung leſen würden.

2. Kapitel.

Nähere Nachrichten von dem Abderitiſchen Nazionaltheater. Geſchmack der Abderiten. Charakter des Nomofylax Gryllus.

Als die Abderiten beſchloſſen hatten, ein ſtehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotiſchen Rückſichten feſtgeſetzt, daß es ein Nazionaltheater ſein ſollte. Da nun die Nazion, wenigſtens dem größten Theile nach, aus Abderiten beſtand: ſo mußte ihr Theater nothfolglich ein Abderitiſches werden. Dieß war natürlicher Weiſe die erſte und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Reſpekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit ſich, daß die Schauſpiele der ſämmtlichen Atheniſchen Dichter, nicht weil ſie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) ſondern weil ſie von Athen kamen, in großem Anſehn bei ihnen ſtanden. Und Anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugſamen Anzahl einheimiſcher Stücke, beinahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man, ſowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherlei anderer Vortheile wegen, für nöthig, eine Komödien- und Tragödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und dieſe neue poetiſche Manufaktur, — in welcher Abderitiſcher Witz, Abderitiſche Gefühle, Abderitiſche Sitten und Thorheiten als eben ſo viele rohe Nazionalprodukte zu eigenem Gebrauch dramatiſch verarbeitet werden ſollten, — wie guten und weiſen Regenten und Patrioten zuſteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern.

Dieß auf Koſten des gemeinen Seckels zu bewerkſtelligen, ging aus zwei Urſachen nicht wohl an; erſtens, weil dieſer Seckel, vermöge der Art, wie er verwaltet wurde, faſt immer weniger enthielt als man heraus nehmen wollte; und zweitens, weil es damals noch nicht Mode war die Zuſchauer bezahlen zu laſſen, ſondern das Aerarium die Unkoſten des Theaters tragen mußte, und alſo ohnedieß bei dieſem neuen Artikel ſchon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerſchaft war, vor der Hand und bis man wußte wie viel Geſchmack ſie dieſer neuen Luſtbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb alſo kein ander Mittel, als die Abderitiſchen Dichter auf Unkoſten des Geſchmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die ſie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichworte: Geſchenktem Gaul ſieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: Wo man umſonſt ißt, wird immer gut gekocht.

Was von Horaz von ſeiner Zeit in Rom ſagt: **Scribimus indocti doctique poemata passim,** galt nun von Abdera im ſuperlativſten Grade. Weil es einem zum Verdienſt angerechnet wurde, wenn er ein Schauſpiel ſchrieb, und weil ſchlechterdings nichts dabei zu wagen war: ſo machte Tragödien wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zuſammen geraffte Gedanken in eben ſo viele von Bombaſt ſtrotzende Perioden aufzublaſen; und jeder platte Spaßmacher verſuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er ſonſt in Geſellſchaften oder Weinhäuſern getrommelt hatte, jetzt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Dieſe patriotiſche Nachſicht gegen die Nazionalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblaſenes, ungezogenes, unwiſſendes, und aller Anſtrengung unfähiges Völkchen es auch um die jungen Patrizier von Abdera war, ſo ließ ſich doch gar bald einer von ihnen, wir wiſſen nicht ob von ſeinem Mädchen oder von ſeinen Schmarotzern, oder auch von ſeinen eignen angeſtammten Dünkel, weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatiſche Epheukränze zu erwerben, ſo gut als ein anderer. Dieſer erſte Verſuch wurde mit einem ſo glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias, (ein Neffe des Archon Onolaus) ein Knabe von ſiebzehn Jahren, und, was in der Familie des Onolaus nichts ungewöhnliches war, ein notoriſches Ganshaupt, ein unwiderſtehliches Jucken in ſeinen Fingern fühlte, auch ein Bocksſpiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, daß wir jetzt ein Trauerſpiel zu ſchelten pflegen. Niemals ſeitdem Abdera auf Thraziſchem Boden ſtand, hatte man ein dümmeres Nazionalprodukt geſehen: aber der Verfaſſer war ein Neffe des Archon, und ſo konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war ſo voll, daß die jungen Herren den ſchönen Abderitinnen auf dem Schooße ſitzen mußten; die gemeinen Leute ſtanden einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, ſeufzte, wiſchte ſich die Stirne, rieb die Augen, hatte hündiſche lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang' erſeufzte Ende kam, wurde ſo abſcheulich geklatſcht, daß etliche zartnervige Mutterſöhnchen das Gehör darüber verloren.

Nun wars klar, daß es keine ſo große Kunſt ſein müſſe, eine Tragödie zu machen, weil ſogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte ſich ohne große Unbeſcheidenheit eben ſo viel zutrauen. Es wurde ein Familien-Ehrenpunkt, daß jedes gute Haus wenigſtens mit einem Sohne, Neffen, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die Nazionalſchaubühne mit einer Komödie oder Bocksſpiel, oder wenigſtens mit einem Singſpielchen beſchenkt hatte. Wie groß dieß Verdienſt ſeinem innern Gehalte nach etwa ſei, daran dachte niemand; gutes, mittelmäßiges und elendes lief in Einer Heerde unter einander her. Es bedurfte, um ein ſchlechtes Stück zu ſchützen, keiner Kabale. Eine Höflichkeit war der andern werth. Und weil die Herren allerſeits Eſelsöhrchen hatten: ſo konnte keinem einfallen, dem andern das berühmte **Auriculas asini Mida rex habet** zuzuflüſtern.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Kunſt bei dieſer Duldſamkeit nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Intereſſe der Kunſt? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerſeitige Vergnügen zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und ſchiedlich abzuthun.

Da kann man ſehen, pflegte der Archon Onolaus zu ſagen, wie viel darauf ankommt, daß man ein Ding beim rechten Ende nimmt! Das Komödienweſen, das zu Athen alle Augenblicke die garſtigſten Händel anrichtet, iſt zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unſchuldigſte Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergötzt ſich auf die eine oder die andere Art, etweder mit Zuhören, oder mit ſeiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatſcht, jedermann geht zufrieden nach Hauſe, und gute Nacht!

Wir ſagten vorhin, die Abderiten hätten ſich mit ihrem Theater ſo viel zu thun gemacht, daß ſie in Geſellſchaften beinahe von nichts als von der Komödie geſprochen, und ſo verhielt ſichs auch wirklich. Aber wenn ſie von Theaterſtücken und Vorſtellungen und Schauſpielern ſprachen, ſo geſchah es nicht, um etwa zu unterſuchen was daran in der That beifallswürdig ſein möchte oder nicht. Denn ob ſie ſich ein Ding gefallen oder nicht gefallen laſſen wollten, das hing (ihrer Meinung nach) lediglich von ihrem freien Willen ab; und, wie geſagt, ſie hatten nun einmal eine Art von ſchweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimiſchen dramatiſchen Manufakturen aufzumuntern. „Man ſieht doch recht augenſcheinlich, (ſagten ſie) was es auf ſich hat, wenn die Künſte an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Poeten, von denen, außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Menſch Notiz nahm. Jetzt, ſeit den zehn bis zwolf Jahren, da wir ein eignes Theater haben, können wir ſchon über ſechshundert Stücke, groß und klein in einander gerechnet, aufweiſen, die alle auf Abderitiſchem Grund und Boden gewachſen ſind.“

Wenn ſie alſo von ihren Schauſpielen ſchwatzten, ſo war es nur um einander zu fragen, ob zum Beiſpiel, das geſtrige Stück nicht ſchön geweſen ſei? und einander zu antworten: ja es ſei ſehr ſchön geweſen — und was die Schauſpielerin, welche die Ifigenia oder Andromache vorgeſtellt, (denn zu Abdera werden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern geſpielt, und das war eben nicht ſo Abderitiſch) für ein ſchönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tauſend kleinen intereſſanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anſtand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme, und zwanzig andere Dinge dieſer Art, an den Schauſpielern und Schauſpielerinnen. Mitunter ſprach man auch wohl von dem Stücke ſelbſt, ſowohl von der Muſik als von den Worten, (wie ſie die Poeſie davon nannten) das iſt, ein jedes ſagte, was ihm am beſten oder wenigſten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabenen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort oder einen Gedanken, den man übertrieben oder anſtößig fand. Aber immer endigte ſich die Kritik mit dem ewigen Abderitiſchen **Refrain**: Es bleibt doch immer ein ſchönes Stück — und hat viel Moral in ſich. Schöne Moral! pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzu zu ſetzen — und immer traf ſichs, daß die Stücke, die er ihrer ſchönen Moral wegen ſelig pries, gerade die elendeſten waren.

Man wird vielmehr denken: da die beſondern Urſachen, die man zu Abdera gehabt habe, alle einheimiſche Stücke ohne Rückſicht auf Verdienſt und Würdigkeit, aufzumuntern, bei auswärtigen nicht Statt gefunden, ſo hätte doch wenigſtens die große Verſchiedenheit der Atheniſchen Schauſpieldichter, und der Abſtand eines Aſtydamas von einem Sofokles etwas dazu beitragen ſollen, ihren Geſchmack zu bilden, und ihnen den Unterſchied zwiſchen gut und ſchlecht, vortrefflich und mittelmäßig, beſonders den mächtigen Unterſchied zwiſchen natürlichem Beruf und bloßer Prätenſion und Nachäfferei, zwiſchen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meiſters, und dem Stelzenſchritt oder dem Nachkeichen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer — anſchaulich zu machen. Aber, fürs erſte, iſt der Geſchmack eine Sache, die ſich ohne natürliche Anlagen, ohne eine gewiſſe Feinheit des Seelenorgans, womit man ſchmecken ſoll, durch keine Kunſt noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieſer Geſchichte ſchon bemerkt, daß die Natur den Abderiten dieſe Anlage ganz verſagt zu haben ſchien. Ihnen ſchmeckte Alles. Man fand auf ihren Tiſchen die Meiſterſtücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der ſchalſten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendeſten Pfuſcher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in ſolchen Dingen weiß machen was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenſte Ode von Pindar für den erſten Verſuch eines Anfängers, und umgekehrt das ſinnloſeſte Geſchmier, wenn es nur den Zuſchnitt eines Geſangs in Strofen und Antiſtrofen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bei einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Geſicht kam, immer ihre erſte Frage: Von wem? und man hatte hundert Beiſpiele, daß ſie gegen das vortrefflichſte Werk gleichgültig geblieben waren, bis ſie erfahren hatten, daß es einem berühmten Namen zugehöre.

Dazu kam noch der Umſtand, daß der Nomofylax Gryllus, des Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitiſchen Nazionaltheaters den meiſten Antheil gehabt hatte, und der Oberaufſeher über ihr ganzes Schauſpielweſen war, Anſpruch machte, ein großer Muſikverſtändiger und der erſte Komponiſt ſeiner Zeit zu ſein — ein Anſpruch, gegen welchen die gefälligen Abderiten um ſo weniger einzuwenden hatten, weil er ein ſehr populärer Herr war, und weil ſeine ganze Kompoſitionskunſt in einer Anzahl melodiſcher Formen oder Leiſten beſtand, die er allen Arten von Texten anzupaſſen wußte, ſo daß nichts leichter war, als ſeine Melodien zu ſingen und auswendig zu lernen.

Die Eigenſchaft, auf welche ſich Gryllus am meiſten zu gut that, war ſeine Behendigkeit im Komponiren. — „Nu, wie gefällt Ihnen meine Ifigenia, Hekuba, Alceſte, (oder was es ſonſten war) he?" — O, ganz vortrefflich, Herr Nomofylax! — „Gelt! da iſt doch reiner Satz! fließende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie, daß ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13ten — Den 4ten Morgens um fünf Uhr — Sie wiſſen, ich bin früh auf — ſetzt' ich mich an mein Pult und fing an — und geſtern Punkt zehn Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie ſehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwei Rathstage, und zwei oder drei, wo ich zu Gaſte gebeten war; andere Geſchäfte nicht gerechnet — Hm! was ſagen Sie? Heißt das nicht fix gearbeitet? — Ich ſag' es eben nicht, um mich zu rühmen: aber das getrau' ich mir, wenn's eine Wette gälte, daß kein Komponiſt im ganzen Europäiſchen und Aſiatiſchen Griechenland eher mit einem Stücke fertig werden ſoll als ich! — Es iſt nichts! Aber es iſt doch ſo eine eigne Gabe, die ich habe. Hä, hä, hä!"

Wir hoffen, unſre Leſer ſehen den Mann nun vor ſich, und wenn ſie einige Anlage zur Muſik haben, ſo muß ihnen ſein, ſie hätten ihn bereits ſeine ganze Ifigenia, Hekuba und Alceſte herunter orgeln gehört.

Nun hatte dieſer große Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daß er keine Muſik gut finden konnte als — ſeine eigene. Keiner von den beſten Tonſetzern zu Athen, Theben, Korinth u. ſ. w. konnt' es ihm zu Danke machen. Den berühmten Damon ſelbſt, deſſen gefällige, geiſtreiche und immer zum Herzen ſprechende Art zu komponiren außerhalb Abdera, alles was eine Seele hatte, bezauberte, nannte er unter ſeinen Vertrauten nur den Bänkelſängerkomponiſten. Bei dieſer Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er ſeinen muſikaliſchen Leich von ſich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als ſechszig Stücken von berühmten und unberühmten Atheniſchen Schauſpieldichtern die Muſik gemacht. Denn die Abderitiſchen Nazionalprodukte überließ er meiſtens ſeinen Schülern und Nachahmern, und begnügte ſich bloß mit der Reviſion ihrer Arbeit. Freilich fiel ſeine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die beſten Stücke; die Hälfte wenigſtens waren mißlungene bombaſtiſche Nachahmungen des Aeſchylus, oder abgeſchmackte Poſſenſpiele, Jahrmarktsſtücke, die von ihren Verfaſſern ſelbſt blos für die Beluſtigung des unterſten Pöbels beſtimmt waren. Aber genug, der Nomofylax, ein Haupt der Stadt, hatte ſie komponirt; ſie wurden alſo unendlich beklatſcht; und wenn ſie denn auch bei der öftern Wiederholung mitunter gähnen und hojanen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen, ſo verſicherte man einander doch beim Herausgehen ſehr tröſtlich: es ſei gar ein ſchönes Stück, und gar eine ſchöne Muſik geweſen!

Und ſo vereinigte ſich denn alles bei dieſen griechenzenden Thraziern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, ſondern gegen den innern Unterſchied des Vortrefflichen und Schlechten ſelbſt, jene mechaniſche Kaltſinnigkeit hervorzubringen, wodurch ſie ſich als durch einen feſten Nazionalcharakterzug von allen übrigen polizirten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltſinnigkeit, die dadurch deſto ſonderbarer wurde, weil ſie ihnen gleichwohl die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar ſeltſame Art affizirt zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beiſpiel erſehen wird.

3. Kapitel.

Beiträge zur Abderitiſchen Literaturgeſchichte. Nachrichten von ihren erſten theatraliſchen Dichtern, Hyperbolus, Paraspasmus, Antifilus und Thlaps.

Bei aller dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müſſen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geſchmack vorſtellen. Denn ihre fünf Sinne hatten ſie richtig und voll gezählt: und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umſtänden Alles gut genug ſchmeckte; ſo däuchte ſie doch, dieſes oder jenes ſchmecke ihnen beſſer als ein andres; und ſo hatten ſie denn ihre Lieblingsſtücke und Lieblingsdichter ſo gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zuſtieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, (die Freiwilligen nicht gerechnet) vornämlich zwei im Beſitz der höchſten Gunſt des abderitiſchen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komiſche Opern nennt; der andere, Namens Thlaps, fabricirte eine Art von Mitteldingen, wobei einem weder wohl noch weh geſchah, wovon er der erſte Erfinder war; und die deßwegen nach ſeinem Namen Thlapsödien genannt wurden.

Der erſte war eben der Hyperbolus, deſſen ſchon zu Anfang dieſer eben ſo wahrhaften als wahrſcheinlichen Geſchichte als des berühmteſten unter den Abderitiſchen Dichtern gedacht worden iſt. Er hatte ſich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Partheilichkeit ſeiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt: und eben dieſer Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er ſich Hegeſias.

Der Grund, warum dieſer Menſch ein ſo beſonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichſte von der Welt — nämlich eben der, weßwegen er und ſeine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geiſt von Abdera, mit allen ſeinen Idiotismen und Abweichungen von den ſchönern Formen, Proporzionen und Lineamenten der Menſchheit am leibhafteſten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meiſten ſympathiſirten; der immer alles juſt ſo machte wie ſie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf, wo ſie gekitzelt ſein wollten; mit einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfſinns, oder als ob er ſich ein beſondres Studium daraus gemacht hätte, ſondern lediglich, weil er unter allen ſeinen Brüdern im Marſyas am meiſten — Abderit war. Bei ihm durfte man ſich darauf verlaſſen, daß der Geſichtspunkt, woraus er eine Sache anſah, immer der ſchiefſte war, woraus ſie geſehen werden konnte; daß er zwiſchen zwei Dingen allemal die Aehnlichkeit da fand, wo ihr weſentlichſter Unterſchied lag, daß er je und allezeit feierlicher ausſehen würde, wo ein vernünftiger

Menſch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. ſ. w. Ein Mann, der des Abderitiſchen Genius ſo voll war, konnte natürlicher Weiſe in Abdera alles ſein was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeſchylus, ihr Ariſtofanes, und ſeit kurzem arbeitete er an einem großen Nazional-Heldengedicht in acht und vierzig Geſängen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen Abderitiſchen Volkes! Denn, ſagten ſie, ein Homer iſt das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit ſeiner Abderiade fertig ſein wird, ſo haben wir Ilias und Odyſſe in Einem Stücke beiſammen; und dann laß die andern Griechen kommen, und uns noch über die Achſeln anſehen, wenn ſie das Herz haben! Sie ſollen uns dann einen Mann ſtellen, dem wir nicht einen aus unſern Mitteln entgegen ſtellen wollen!

Indeſſen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertigt — ein Umſtand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang ſah, allein ſchon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen ſeinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieſer Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombaſts ſeiner Schreibart ihren Aeſchylus zu nennen pflegten, ſo wußte er ſich ſelbſt doch nicht wenig mit ſeiner Originalität. Man weiſe mir, ſprach er, einen Charakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — Oder aus der Natur, ſetzte Demokrit hinzu. — „O! (rief Hyperbolus) was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wiſſen am Ende nicht was ſie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Poſſenſpiel, in die Thlapſödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum.“ Von den ſeinigen galt dieß im vollſten Maaß. So wie ſeine Perſonen hatte nie ein Menſch ausgeſehen, nie ein Menſch gefühlt, gedacht, geſprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß ſie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigſten aus dem Sofokles machten. „Wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie ich denke, — ſagte einſt Hyperbolus in einer vornehmen Geſellſchaft, wo über dieſe Materie auf gut Abderitiſch räſonirt wurde — ich habe nie begreifen können, was an dem Oedipus oder an der Elektra des Sofokles, beſonders was an ſeinem Filoktet ſo außerordentliches ſein ſoll. Für einen Nachfolger eines ſo erhabnen Dichters wie Aeſchylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, Attiſche Urbanität, die ſtreit' ich ihm nicht ab! Urbanität ſo viel Sie wollen! Aber der Feuerſtrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerſchläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Rieſenſtärke, der Adlerflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragiſchen Dichter macht, wo iſt der?“ — Das nenn' ich wie ein Meiſter von der Sache ſprechen, ſagte einer von der Geſellſchaft. — O, über ſolche Dinge verlaſſen Sie ſich auf das Urtheil des Hyperbolus, rief ein andrer; wenn ers nicht verſtehen ſollte! — Er hat hundert und zwanzig Tragödien gemacht, flüſterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; er iſt der erſte Theaterdichter von Abdera!

Indeſſen hatte es doch unter allen ſeinen Nebenbuhlern, Schülern und Kaudatarien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragiſchen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeſchwungen, wanken zu machen — Dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der erſten Scene des erſten Akts ſeinen Vater ermordet, im zweiten ſeine leibliche Schweſter heirathet, im dritten entdeckt, daß er ſie mit ſeiner Mutter gezeugt hatte, im vierten ſich ſelber Ohren und Naſe abſchneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schweſter erdroſſelt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird — Dem andern durch eine Niobe, worin außer einer Menge Ω! Ω! Αι, Αι, φεῦ, φεῦ, Ελελιλελεῦ, und einigen Blasfemien, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge ſtanden, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime geſetzt war. Beide Stücke hatten den erſtaunlichſten Effekt gethan. — Nie waren binnen drei Stunden ſo viele Schnupftücher vollgeweint worden, ſeid ein Abdera in der Welt war. — Nein, es iſt nicht zum Aushalten, ſchluchzten die ſchönen Abderitinnen — Der arme Prinz! wie er heulte, wie er ſich herumwälzte! Und die Rede, die er hielt, da er ſich die Naſe abgeſchnitten hatte, rief eine andere — Und die Furien, die Furien, ſchrie eine dritte — ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun können! — Es war ſchrecklich! ich muß geſtehen, ſagte die vierte; aber, o die arme Niobe! wie ſie mitten unter ihren über einander hergewälzten Kindern da ſteht, ſich die Haare ausrauft, ſie über die dampfenden Leichen hinſtreut, dann ſich ſelbſt auf ſie hinwirft, ſie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herum rollt, dann mit ihren eigenen Nägeln die Bruſt aufreißt, und Hände voll Bluts unter entſetzlichen Verwünſchungen gen Himmel wirft! — Nein, ſo was rührendes muß nie geſehen worden ſein! Was das für ein Mann ſein muß, der Paraſpasmus, der Stärke genug hatte, ſo eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was die Stärke anbetrifft, ſagte die ſchöne Salabanda, darauf läßt ſich eben nicht immer ſo ſicher ſchließen. Ich zweifle, ob Paraſpasmus alles halten würde was er zu verſprechen ſcheint; große Prahler, ſchlechte Fechter. — Man kannte die ſchöne Salabanda für eine Frau, die ſo was nie ohne Grund ſagte; und dieſer geringfügige Umſtand brachte ſo viel zuwege, daß die Niobe des Paraſpasmus bei der zweiten Vorſtellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter ſelbſt konnte ſich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indeſſen blieb ihm und ſeinem Freunde Atifilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben! und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der griesgramiſchen und der pantomimiſchen, zu ſein, in welchen den Abderitiſchen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um ſo viel ſichrer war Lorbern einzuernten, da im Grunde nichts leichter iſt als — Kinder zu erſchrecken, und ſeine Helden vor lauter Affekt — gar nichts ſagen zu laſſen.

Wie aber die menſchliche Unbeſtändigkeit ſich an allem, was in ſeiner Neuheit noch ſo angenehm iſt, gar bald erſättiget, ſo fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüſſig zu werden, daß ſie immer und alle Tage gar ſchön finden ſollten, was ihnen in der That ſchon lange gar wenig Vergnügen machte: als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie, noch Tragödie, noch Poſſe, ſondern eine Art von lebendigen Abderitiſchen Familiengemälden wären; wo weder Helden noch Narren, ſondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeſchäften nachgehn, und vor einem löblichen Spektatorium gerade ſo handeln und ſprechen ſollten, als ob ſie auf der Bühne zu Hauſe wären; und es ſonſt keine Leute in der Welt gebe als ſie. Man ſieht, daß dieß ohngefähr die nämliche Gattung war, wodurch ſich Menander in der Folge ſo viel Ruhm erwarb. Der Unterſchied beſtand bloß darin: daß er Athener, und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander, und jener Thlaps war. Allein da dieſer Unterſchied den Abderiten nichts verſchlug, oder vielmehr gerade zu Thlapſens Vortheil gereichte; ſo wurde ſein erſtes Stück in dieſer Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beiſpiel geſehen hatte. Die ehrlichen Abderiten ſahen ſich ſelbſt zum erſtenmale auf der Schaubühne in puris Naturalibus, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen Abderitiſchen Art und Weiſe leiben und leben, eſſen und trinken, freien und ſich freien laſſen, u. ſ. w. und das war eben was ihnen ſo viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das ſich zum erſtenmal in einem Spiegel ſieht; ſie konnten gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vier und zwanzigmal hinter einander geſpielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapſödien ſehen. Thlaps, dem es nicht ſo friſch von der Fauſt ging wie dem großen Hyperbolus und dem Nomofylax Gryllus, konnte deren nicht ſo viele fertig machen, als ſie von ihm zu haben wünſchten. Aber da er ſeinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte, ſo fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte ſich auf die neue Gattung; und in weniger als drei Jahren waren alle mögliche Süjets und Titel von Thlapſödien ſo erſchöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu ſehen, wie ſie druckſten und ſchwitzten, um aus dem Schwamme, den ſchon ſo viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Waſſer heraus zu preſſen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menſchlicher Weiſe, Anfangs für jede Gattung eine ausſchließende Neigung faßten, fanden endlich, daß es nur deſto beſſer ſei, wenn ſie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griesgramiſche und pantomimiſche, die Komödien, Operetten und Poſſenſpiele kamen wieder in Umlauf; der Nomofylax komponirte die Tragödien des Euripides: und Hyperbolus, zumahl da ihm das Projekt Abderitiſcher Homer zu werden, im Kopfe ſteckte, ließ ſichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchſte Gunſt des Abderitiſchen Parterre mit Thlapſen zu theilen; zumal da dieſer durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeiſters ſeit kurzem eine wichtige Perſon geworden war.

4. Kapitel.

Merkwürdiges Beiſpiel von der guten Staatswirthſchaft der Abderiten. Beſchluß der Digreſſion über ihr Theaterweſen.

Ehe wir von dieſer Abſchweifung zum Verfolg unſerer Geſchichte zurückkehren, möchte es nöthig ſein, dem geneigten Leſer einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorſtehender kurzen Abſchattung des Abderitiſchen Schauſpielweſens aufgeſtoßen ſein möchte.

Es iſt nicht wohl zu begreifen, wird man ſagen, wie das Aerarium von Abdera, deſſen Einkünfte eben nicht ſo ganz beträchtlich ſein konnten, eine ſo anſehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauſpiel mit allen ſeinen Artikeln iſt, in die Länge habe beſtreiten können; geſetzt auch, daß die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dieß letztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es ſo manchen Theaterdichter von Profeſſion in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem ſeinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf ein hundert und zwanzig dramatiſche Stücke ſollte getrieben haben.

Um nun den günſtigen Leſer nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverholen geſtehen, daß ihre Theaterdichter keineswegs umſonſt arbeiteten, (denn das große Geſetz: „dem Ochſen, der da driſcht, ſollſt du nicht das Maul verbinden!“ iſt ein Naturgeſetz, deſſen allgemeine Verbindlichkeit auch ſogar die Abderiten fühlten) und daß, vermöge einer beſondern Finanzoperazion, das Stadtärarium des Theaters halben eigentlich keine neue Ausgabe zu beſtreiten hatte, ſondern dieſer Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erſpart wurde.

Die Sache verhielt ſich ſo. Sobald die Gönner des Theaters ſahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt hatten, und Schauſpiele zum Bedürfniß für ſie worden waren, ermangelten ſie nicht, dem Volke durch die Zunftmeiſter vorſtellen zu laſſen: daß das Aerarium einem ſo großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachſen ſei. Dieß veranlaßte denn, daß eine Kommiſſion niedergeſetzt wurde, welche, nach mehr als ſechzig zahlbaren Sitzungen, endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitiſchen Theaterweſens vor Rath legte, den man ſo gründlich und wohl ausgeſonnen fand, daß er ſtracks in einer allgemeinen Verſammlung der Bürgerſchaft zu einem Fundamentalgeſetz der Stadt Abdera geſtempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieſes Abderitiſche Meiſterſtück auch vor unſre Leſer zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften, es zu leſen. Sollte aber irgend ein gemeines Weſen in oder außer dem heiligen Römiſchen Reiche die Mittheilung deſſelben wünſchen: ſo iſt man erbötig, ſolche auf erfolgte Requiſizion, gegen bloße Erſtattung der Schreibauslagen unentgeldlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon ſagen können, iſt: daß, vermöge dieſer Einrichtung, sine aggravia Publici, — durch bloße Erſparung einer Menge anderer Ausgaben, die man freilich in jedem andern Staate für nöthiger und nützlicher als die Unterhaltung eines Nazionaltheaters angeſehen hätte — hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauſpielen zu traktiren; ſowohl Dichter, Schauſpieler und Orcheſter, als die Herren Deputirten und den Nomofylax gehörig zu remuneriren; und überdieß noch die beiden unterſten Klaſſen der Zuſchauer bei jeder Vorſtellung viritim mit einem Pfennigbrot und zwei trocknen Feigen zu gratificiren.“ — Der einzige Fehler dieſer ſchönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommiſſion ſich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man ſich auf ihre bekannte Dexterität verließ) um achtzehn tauſend Drachmen (ungefahr dritthalb tauſend Thaler ſchwer Geld) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte, als die angewieſenen Fonds betrugen. Das war nun freilich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverſtoß! Indeſſen waren die Herren von Abdera gewohnt, ſo glattweg und bona fide bei ihrer Staatswirthſchaft zu Werke zu gehen, daß etliche Jahre verſtrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß ſich alle Jahr ein Deficit von zwei tauſend fünf hundert Thalern in der Hauptrechnung ergab. Wie man es endlich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das geſammte Volk zu bringen, und pro forma auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten geberdeten ſich zu dieſem Vorſchlag, als ob man ihnen Waſſer und Feuer nehmen wolle. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen dritthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, gewonnen werden ſollten; und derjenige, der ſich künftig unterfangen würde, auf Abſchaffung der Schaubühne anzutragen, ſollte für einen Feind der Stadt Abdera angeſehen werden.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde ſich viel darauf zu gut zu thun, daß ihre Schaubühne jährlich achtzig Talente (achtzig tauſend Thaler) und gleichwohl der Bürgerſchaft von Abdera keinen Heller koſte. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, ſagten ſie. Aber dafür haben wir auch ein Nazionaltheater, wie kein andres in der Welt ſein muß!“ — Das iſt eine große Wahrheit, ſagte Demokrit; ſolche Dichter, ſolche Schauſpieler, ſolche Muſik, und wöchentlich viermal, für achtzig Talente! Ich wenigſtens habe das an keinem andern Orte in der Welt angetroffen.

Was man ihnen laſſen mußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigſten in Griechenland gelten konnte. Freilich hatten ſie dem Könige von Macedonien ihr beſtes Amt verſetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugeſtanden, daß der Amtmann, der Amtsſchreiber und der Rentmeiſter allezeit Abderiten bleiben ſollten, ſo konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Leſern ab, wenn ſie mit dieſer allgemeinen Nachricht von dem Abderitiſchen Theaterweſen zu lange aufgehalten worden ſind. Die Schauſpielſtunde iſt inzwiſchen herbeigekommen, und wir verſetzen uns alſo ohne weiteres in das Amfitheater dieſer preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leſer nach Gefallen, entweder bei dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bei dem Prieſter Strobylus, oder bei dem Schwätzer Antiſtrepſiades, oder bei irgend einer von den ſchönen Abderitinnen, mit welchen wir ſie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauſpieler, die Chöre und die Dekorazion.

Das Stück, das dieſen Abend geſpielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den ſechzig oder ſiebzig Werken dieſes Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen ſind. Die Abderiten trugen, ohne eben ſehr zu wiſſen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was dieſen Namen trug. Verſchiedene ſeiner Tragödien oder Singſpiele (wie wir ſie eigentlich nennen ſollten) waren ſchon öfters aufgeführt, und allemal ſehr ſchön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neueſten, wurde jetzt zum erſtenmal auf die Abderitiſche Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Muſik dazu gemacht, und, (wie er ſeinen Freunden ziemlich laut ins Ohr ſagte) dießmal ſich ſelbſt übertroffen; das heißt, der Mann hatte ſich vorgeſetzt, alle ſeine Künſte auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte ſich ſelbſt komponirt; unbekümmert, ob ſeine Muſik den Text, oder der Text ſeine Muſik zu Unſinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigſten kümmerte. Genug, ſie machte großen Lärm, hatte (wie ſeine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als ſämmtliche Kenner, verſicherten) ſehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lauteſten entſchiedenſten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht ſogar in Abdera noch hier und da Leute geſteckt hätten, die — weil ſie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil ſie anderswo was beſſers gehört haben mochten — einander unter vier Augen geſtanden: daß der Nomofylax, mit aller ſeiner Anmaßung ein Orfeus zu ſein, nur ein Leiermann, und das beſte ſeiner Werke eine Rhapſodie ohne Geſchmack und meiſtens auch ohne Sinn ſei. Dieſe Wenigen hatten ſich ehemals ſogar erkühnt, etwas von dieſer ihrer Heterodoxie ins Publikum erſchallen zu laſſen: aber ſie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muſe ſo übel empfangen worden, daß ſie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, ſich in Zeiten der Majorität zu ſubmittiren; und nun waren dieſe Herren immer die, die bei den elendeſten Stellen am erſten und lauteſten klatſchten.

Das Orcheſter that dießmal ſein Aeußerſtes, um ſich ſeines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben," ſagte Gryllus, und ſchien ſich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute ſchon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen geſagt, das Orcheſter war eines von den Inſtituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erſte, was ſie einem Fremden davon ſagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe ſtark ſei. „Das Atheniſche, pflegten ſie mit bedeutendem Akzent hinzu zu ſetzen, ſoll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt ſich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter ſo vielen nicht an geſchickten Leuten, wenigſtens an ſolchen, aus denen ein Vorſteher, wie — in Abdera keiner war noch ſein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Muſikweſen? Es war nun einmal im Götterrathe beſchloſſen, daß im Thraziſchen Athen nichts an ſeinem Platze, nichts ſeinem Zweck entſprechend, nichts recht und nichts ganz ſein ſollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, ſo glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der ſein Beſtes that, (wie ſie's nannten) ſo that Niemand ſein Beſtes. Die Geſchickten wurden läſſig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten ſie ſich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben ſollen, da ſie für Abderitiſche Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber ſie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden es auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politiſch, gegen den Geſchmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, ſo dumm er war, merkte zwar ſelbſt ſo gut wie ein andrer, daß es nicht ſo recht ging wie es ſollte. Aber außerdem, daß er keinen Geſchmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts ſchmeckte, was er nicht ſelbſt gekocht hatte, und er alſo immer die rechten Mittel, wodurch es beſſer werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeſchmeidig, ſich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn ſein Leierwerk (wie wohl zuweilen geſchah) ſogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orcheſter ſchieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, verſichern konnte: daß nicht eine Note, ſo wie er ſie gedacht und geſchrieben habe, vorgetragen worden ſei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naſerümpfenden Tone, womit er von allen andern Orcheſtern zu ſprechen pflegte, und aus den Verdienſten, die er ſich um das Abderitiſche beilegte, mußte man ſchließen, daß er ſo gut damit zufrieden war, als es — einem patriotiſchen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Muſik dieſer Andromeda und ihrer Ausführung beſchaffen ſein mochte: gewiß iſt, daß in langer Zeit kein Stück ſo allgemein gefallen hatte, Dem Sänger, der den Perſeus ſpielte, wurde ſo gewaltig zugeklatſcht, daß er mitten in der ſchönſten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops ſich verirrete. Andromeda — in der Scene, wo ſie, an den Felſen gefeſſelt, von allen ihren Freunden verlaſſen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angſtvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomofylax konnte ſeine Freude über einen ſo glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzuſammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen ſchallte; und mitten unter der Verſicherung, daß ihm zu viel Ehre wiederfahre, geſtand er, daß er ſelbſt mit keinem ſeiner Spielwerke (wie er ſeine Opern mit vieler Beſcheidenheit zu nennen beliebte) ſo zufrieden ſei wie mit dieſer Andromeda.

Indeſſen hätt' er doch, um ſich ſelbſt und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweiſen, wenigſtens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis ſetzen müſſen, die zwar vorher ſchon im Beſitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, ſich in einem ſo vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera ſich gar nicht ſatt an ihr — ſehen konnten. Denn da war ſo viel zu ſehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gedrehte Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in dieſem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur ſehr dünn angezogen ſein durfte, ſo hatte Eukolpis, die ſich ſtark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von roſenfarbnem Koiſchem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlſtand ſich allzu ſehr beleidigt finden konnte, von den ſchönſten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuſchauer verloren ging. Nun hatte ſie gut ſingen. Die Kompoſizion hätte, wo möglich, noch abgeſchmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter ſein können; immer würde ſie ihren Monolog haben wiederholen müſſen, weil das immer der ehrlichſte Vorwand war, ſie deſto länger mit lüſternen Blicken — betaſten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! ſagte einer zum andern mit halb geſchloſſenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin ſingt? — „O über allen Ausdruck! Es iſt, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — der junge Herr, der dieß ſagte, pflegte immer beim Anubis zu ſchwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten geweſen ſei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz ſo wundervoll als die Mannsperſonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" ſagten ſie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal ſo unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauſchen und die Mutter der dicken Eukolpis geben ſollen! Zu einer Kaſſiopeia hätte ſie ſich trefflich geſchickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. ſ. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgeſetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu ſtark geſchürzt — und beſonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf deſſen unproporzionirte Kleinheit ſie ſich ein wenig zu viel einbilde, — ſagten die Damen, die aus dem entgegengeſetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indeſſen kamen doch Frauen und Herren ſämmtlich darin überein, daß ſie überaus ſchön ſinge, und daß nichts niedlicher ſeyn könne als die Arie, worin ſie ihr Schickſal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegſame Stimme; aber was ſie eigentlich zur Lieblingsſängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die ſie ſich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewiſſe Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen ſie ſich ſelbſt und ihren Zuhörern ſo wohl gefiel, daß ſie ſolche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmiſchte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was ſie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand ſie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatſcht zu werden, wenn ſie gleich die beſten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Perſonen, die den Perſeus als den erſten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Prieſter des Neptuns vorſtellten, finden wir nicht viel mehr zu ſagen, als daß man im Einzelnen zwar ſehr viel an ihnen auszuſetzen hatte, im Ganzen aber ſehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perſeus war ein ſchön gewachſener Menſch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitiſchen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenſpiel dieſes Namens, war ſeine Meiſterrolle. Er ſpielt den Perſeus gar ſchön, ſagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwiſchen kommt. — Kaſſiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber ſie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu ſingen, und that ihr Beſtes. — Der Prieſter des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matroſenbaß; und Agenor — ſang ſo elend als einem zweiten Liebhaber zuſteht. Er ſang zwar auch nichr beſſer, wenn er den erſten machte; aber weil er ſehr gut tanzte, ſo hatte er eine Art von Freibrief erhalten, deſto ſchlechter ſingen zu dürfen. Er tanzt ſehr ſchön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß ſein Krächzen unerträglich ſei; indeſſen tanzte Agenor nur ſelten, und ſang hingegen in allen Singſpielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieſer Andromeda ganz zu überſehen, muß man ſich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Geſpielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen beſtehend, die ſich ſo ungeberdig dazu anſchickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troſte) genug und ſatt zu lachen bekamen. Beſonders that der Chor der Nereiden, durch die Empfindungen, die der Nomofylax dabei angebracht hatte, die ſchnurrigſte Wirkung von der Welt. Die Nereiden erſchienen mit halbem Leib aus dem Waſſer hervorragend, mit falſchen gelben Haaren, und mit mächtigen falſchen Brüſten, die von fern recht natürlich wie — ausgeſtopfte Bälle und alſo ſich ſelbſt vollkommen gleich ſahen. Die Symfonie, unter welcher dieſe Meerwunder herangeſchwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten **Wreckeckek Koax Koax** in den Fröſchen des Ariſtofanes; und um die Illuſion vollkommener zu machen, hatte Herr Gryllus verſchiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen um die auf ihren Schneckenmuſcheln blaſenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts ſagen, als daß ſie — von den Abderiten ſehr ſchön gefunden wurden. Inſonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den ſie vermittelſt eines mit langen Schwefelhölzern beſteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, ſagten ſie, wenn es nur ein wenig ſchneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perſeus, mit ſeinen Merkurſtiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünſchten die Abderitiſchen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angeſtrichen hätte, damit ſie nicht ſo gar deutlich in die Augen gefallen wären.

6. Kapitel.

Sonderbares Nachſpiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden ſpielten, und deſſen höchſt unvermuthete Entwickelung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatſchen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die gewöhnliche Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete dir große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen ſaß, und dem Anſehen nach kein gemeiner Mann zu ſein ſchien. Der Fremde, der ſichs vielleicht ſchon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine ſolche Frage antworten mußte, war ſo ziemlich bald mit ſeinem Sehr wohl heraus: aber weil ſeine Miene dieſen Beifall etwas verdächtig machte, und ſogar ſeine unfreiwillige, wiewohl ganz ſchwache Bewegung der Achſeln, womit er ihn begleitete, für ein Achſelzucken ausgedeutet werden konnte, ſo ließ ihn der junge Abderitiſche Herr nicht ſo wohlfeil durchwiſchen. — „Es ſcheint, ſagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es paſſirt doch für eine der beſten Piecen von Euripides!“

Das Stück mag nicht ſo übel ſein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Muſik etwas auszuſetzen?“

An der Muſik? — O was die Muſik betrifft, die iſt eine Muſik — wie man ſie nur zu Abdera hört.

„Sie ſind ſehr höflich! In der That, unſer Nomofylax iſt ein großer Mann in ſeiner Art.“

Ganz gewiß!

„So ſind Sie vermuthlich mit den Schauſpielern nicht zufrieden?“

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle ſcharmant gemacht?“

O ſehr ſcharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?“

Das werden Sie am beſten wiſſen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigſtens geſtehen Sie doch, daß Perſeus ein großer Schauſpieler iſt?“

In der That, ein hübſcher wohlgewachſener Menſch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meiſter Ehre machten! Finden Sie zum Beiſpiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?“

Der Fremde ſchien des Abderiten ſatt zu ſein. Ich finde, verſetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich ſind, an allen dieſen Dingen ſo viel Freude zu haben.

„Mein Herr, ſagte der Gelbſchnabel in einem ſpöttelnden Tone, geſtehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten.“

Was iſt Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entſcheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unſere Muſik oder gegen unſere Schauſpieler einwenden könnten.“

Könnten? ſagte der Fremde etwas ſchnell, hielt aber gleich wieder an ſich — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand ſein Vergnügen abdiſputiren. Das Stück, wie es da geſpielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht ſo allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!“

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigſtens keine Fremde ſein? Hi, hi, hi!“

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, ſagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauſpiel bezahlt; denn ich habe geklatſcht wie ein Anderer. Laſſen Sie's damit gut ſein! Ich bin im Begriff wieder abzureiſen. Ich habe meine Geſchäfte.

Ei, ei, ſagte ein anderer Abderitiſcher junger Menſch, der dem Geſpräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht ſchon verlaſſen wollen? Sie ſcheinen ein großer Kenner zu ſein: Sie haben unſere Neugier, unſere Lehrbegierde (er ſagte dieß mit einem dumm-naſeweißen Hohnlächeln) gereizt; wir laſſen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns geſagt haben, was Sie an dem heutigen Singſpiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten ſagen; ich bin kein Kenner; aber die Muſik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entſcheiden, wie Sie's nennen, ſagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Muſik iſt Muſik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was ſchön iſt.“

Ich gebe Ihnen zu, wenn ſie wollen, erwiederte jener, daß ſchöne Stellen in der Muſik ſind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunſt zugeſchnittene ſchulgerechte artikelmäßige Muſik ſein; ich habe dagegen nichts; ich ſage nur, daß es keine Muſik zur Andromeda des Euripides iſt!

„Sie meinen, dsß die Worte beſſer ausgedrückt ſein ſollten?

O die Worte ſind zuweilen nur zu ſehr ausgedrückt; aber im Ganzen iſt der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Perſonen, die Wahrheit der Leidenſchaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Muſik ſein kann und muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenſchaft zu ſein — was ſie ſein muß, damit der Dichter auf ihr wie in ſeinem Element ſchwimme, und empor getragen, nicht erſäuft werde — das alles iſt durchaus verfehlt — kurz das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!

„Das Ganze, ſchrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht? Nun, das iſt viel geſagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweiſen wollten?“

Die Lebhaftigkeit, womit unſere beiden Verfechter ihres vaterländiſchen Geſchmacks dem graubärtigen Fremden zuſetzten, hatten bereits verſchiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerkſam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen ſchien. Alles drängte ſich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer ſtattlicher Mann war, fand für nöthig, ſich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigſtens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweiſen wollte? erwiederte er ganz gelaſſen: ich werde es nicht beweiſen! Wenn Sie das Stück geleſen, die Aufführung geſehen, die Muſik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweiſen ſoll: ſo würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr iſt, wie ich höre, ein wenig ſchwer zu befriedigen, ſagte ein Rathsherr, der ſich ins Geſpräch miſchen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Reſpekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar jedem ſeine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebts da? ſchrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewatſchelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der beſten Stücke, mein Treu! die ſeit langem aufs Theater gekommen ſind! Viel Akzion! Viel — ä! ä! — Was ſage ich! Ein ſchön Stück! Und ſchöne Moral!

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich habe Geſchäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszuraſten; ich habe geklatſcht, wie's der Landesgebrauch mit ſich bringt, und wäre ſtill und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich dieſe jungen Herren hier nicht auf die zudringſtlichſte Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu ſagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomofylax war, und aus politiſchen Urſachen ſeit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie ſind ein Kenner der Muſik, wie es ſcheint, und —“

Ich ſpreche nach meiner Ueberzeugung, ſagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von fern gehört hatte, daß die Rede von ſeiner Muſik war, in eigner Perſon dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zuſammen zu ziehen, die Naſe zu rümpfen, die Achſeln zu zucken, zu grinſen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er ſich in einen Wortwechſel einließ, ſeine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? ſagte er, hat meine Kompoſizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er iſt alſo ein Kenner? Hä, hä, hä! — verſteht ohne Zweifel die Setzkunſt? Ha?" —

Es iſt der Nomofylax, — ſagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von deſſem Werke er ſo ungünſtig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu ſchlagen.

Der Fremde machte dem Nomofylax ſein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und ſchwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Kompoſizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orcheſters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Kompoſizion! Hä, hä, hä! Nun laſſen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, ſagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Muſik, wovon die Rede iſt, nur Einen Fehler.

„Und der iſt?" grinſte der Nomofylax naſerümpfend. —

Daß der Sinn und Geiſt des Dichters durchaus verfehlt iſt, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte alſo den Dichter nicht verſtanden? Und das wiſſen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechiſch verſtehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe geſeſſen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich ſage, verſetzte der Fremde: und wenn's denn ſein muß, ſo erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweiſen.

Das möchte zu viel Umſtände machen, ſagte der politiſche Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht, rief der Nomofylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich ſchreibe an den Euripides, an den Dichter ſelbſt! ſchicke ihm die ganze Muſik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht beſſer verſtehen wollen, als der Dichter ſelbſt? — Sie alle hier unterſchreiben ſich als als Zeugen. — Euripides ſoll ſelbſt den Ausſpruch thun!"

Die Mühe können Sie ſich erſparen, ſagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie apelliren — bin ich ſelbſt.

Unter allen möglichen ſchlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomofylax von Abdera hätte ſpielen können, war unſtreitig der ſchlimmſte, daß er – in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abweſenden appellirte — in eigner Perſon daſtand. Aber wer konnte ſich auch einen ſolchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Lernäiſchen Drachen geſehen hätte als ihn? Wär' er, wie man natürlicher Weiſe glauben mußte, zu Athen geweſen, wo er hin gehörte — nun ſo wäre alles ſeinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte ſeine Muſik mit einem hübſchen Brief begleitet, und ſeinem Namen alle ſeine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müſſen! Euripides hätte eine urbane Attiſche Antwort gegeben; Gryllus hätte ſie in ganz Abedra leſen laſſen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden ſtreitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naſeweiſe, kritiſche Fremde, der ihm ſo friſch ins Geſicht geſagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Geſicht ſagen durfte, Euripides ſelbſt war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er, ſich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wußte ſich zu helfen; indeſſen betäubte ihn doch der erſte Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drei Schritte zurück; und Euripides! riefen im nämlichen Augenblicke der politiſche Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umſtehende, indem ſie ganz erſtaunt herum guckten, als ob ſie ſehen wollten, aus welcher Wolke Euripides ſo auf einmal mitten unter ſie herabgefallen ſei.

Der Menſch iſt nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überraſcht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das ſollte Euripides ſeyn? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht? an den der Nomofylax zu ſchreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politiſche Rathsherr war der erſte, der ſich aus dem allgemeinen Erſtaunen erholte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beim Kaſtor; ein glücklicher Zufall, Herr Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Muſik nicht abſchreiben zu laſſen, und erſparen einen Brief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann iſt, der in einem ſolchen entſcheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; ſo muß man geſtehen, daß Gryllus eine ſtarke Anlage hatte, ein großer Mann zu ſeyn. — Euripides! rief er — Wie? Der Herr ſollte ſo auf einmal Euripides geworden ſein? Hä, hä, hä! Der Einfall iſt gut! Aber wir laſſen uns hier in Abdera nicht ſo leicht Schwarz für Weiß geben. —

Das wäre luſtig, ſagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinem Namen ſtreitig machen laſſen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thraſyllus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, ſondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides ſind, das iſt eine andere Frage."

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich will alles ſein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen laſſen wollen. Ich verſpreche Ihnen, mit dieſem Schritte gehe ich den geradeſten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomofylax ſoll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht ſo hurtig nicht! Der Herr hat ſich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er ſieht, daß es Ernſt gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! ſo haben wir nicht gewettet! Er ſoll nun beweiſen, daß er Euripides iſt, oder — ſo wahr ich Gryllus heiße —"

Erhitzen Sie ſich nicht, Herr Kollege, ſagte der politiſche Rathsherr. Ich bin zwar kein Fyſiognomiſt: aber der Fremde ſieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides ſein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umſtehenden an, daß man hier ſo viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entſchieden ſeyn könnte. Da, oben über dem Portal, ſteht ja die Büſte des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu ſehen, ob der Fremde der Büſte gleich ſieht."

„Bravo, bravo! ſchrie der kleine dicke Rathsherr; das iſt doch ein Wort von einem geſcheuten Manne! Ha, ha, ha! Die Büſte, das iſt gar keine Frage, die Büſte muß den Ausſpruch thun — wiewohl ſie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umſtehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halſe über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab ſich mit guter Art in ſein Schickſal, ließ ſich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit ſeiner Büſte vergleichen ſo lange ſie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu ſeinem Vortheil ausfallen; denn beſagte Büſte ſah jedem andern Menſchen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, ſchrie der Nomofylax triumphirend — was kann der Herr nun zu ſeinem Vorſtand ſagen?"

Ich kann etwas ſagen (verſetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu beluſtigen anfing) woran von ihnen allen keiner zu denken ſcheint: wiewohl es eben ſo wahr iſt, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, ſagen! grinſte der Nomofylax; man kann freilich viel ſagen wenn der Tag lang iſt, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr ſagen?"

Ich ſage, daß dieſe Büſte dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich ſieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müſſen Sie nicht ſagen! Die Büſte iſt eine ſchöne Büſte; ſie iſt von weißem Marmor wie Sie ſehen, Marmor von Paros, ſtraf' mich Jupiter! und koſtet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachſagen! — Es iſt ein ſchönes Stück von unſerm Stadtbildhauer — Ein geſchickter berühmter Mann! — nennt ſich Moſchion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie geſagt, alle Fremden, die noch zu uns zu gekommen ſind, haben die Büſte bewundert! Sie iſt echt, das können Sie mir nachſagen! Sie ſehen ja ſelbſt, es ſteht mit großen goldnen Buchſtaben drunter *ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ*."

Meine Herren, ſagte der Fremde, der alle ſeine angeborne Ernſthaftigkeit zuſammen nehmen mußte, um nicht auszuberſten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Geſetzt, fuhr jener fort, es entſtände zwiſchen mir und meiner Büſte ein Streit darüber, wer mir am ähnlichſten ſehe — wem wollen Sie glauben, der Büſte oder mir?

„Das iſt eine kurioſe Frage," ſagte der Abderiten einer ſich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapzioſe Frage, beim Jupiter! rief ein andrer: nehmen Sie ſich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Rathsherr!"

Iſt der dicke Herr ein Rathsherr dieſer berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — ſo bitte ich ſehr um Verzeihung! Ich geſtehe, die Büſte iſt ein ſchönes glattes Werk, von ſchönem Pariſchen Marmor! und wenn ſie mir nicht ähnlich ſieht, ſo kommt es wohl blos daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büſte ſchöner gemacht hat als die Natur — mich. Es iſt immer ein Beweis ſeines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieſes Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen ſprach. Es muß doch wohl Euripides ſelber ſein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr ſelbſt bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büſte mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und ſein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal geſehen und öfters geſprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine ſo unverhoffte Zuſammenkunft, und eine poſitive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides ſei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten verſicherten nnn einer den andern: ſie hätten's ihm gleich beim erſten Blick angeſehen.

Der Nomofylax, wie er ſah, daß Euripides gegen ſeine Büſte Recht behielt, machte ſich ſeitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwiſchen den Zähnen vor ſich her: wozu brauchte er aber auch ſo hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er ſich mir nicht präſentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in ſolchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gaſtrecht bei ihm zu nehmen, und bat ſich zugleich von dem politiſchen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (ſagte der dicke Rathsherr zu einem der Umſtehenden) Der leibhaftige Euripides! Bart, Naſe, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres ſehen! Wo doch wohl der, der Nomofylax ſeine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen zu tief — Hm! Sie verſtehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Baſta! Deſto beſſer, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich ſage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen ſoll! Ha, ha, ha!"

7. Kapitel.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebſt einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es an ſich ſelbſt war, daß ſich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben ſo gut in dem Augenblicke, wo der Nomofylax Gryllus auf ihn promovocirte als in jedem andern — und ſo gewohnt man dergleichen unvermutheter Erſcheinungen auf dem Theater iſt: ſo begreifen wir doch wohl, daß es eine andere Bewandtniß hat, wenn ſich eine ſolche Erſcheinung im Parterre ereignet; und es iſt ſolchen Falls der Majeſtät der Geſchichte gemäß, den Leſer zu verſtändigen, wie es damit zugegangen ſei. Wir wollen alles, was wir davon wiſſen, getreulich berichten: und ſollte dem ſcharfſinnigen Leſer dem ungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben; ſo müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die ſich bei jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt; nämlich, warum zum Beiſpiel juſt von einer Mücke, und juſt von dieſer individuellen Mücke, juſt in dieſer Sekunde — dieſer zehnten Minute — dieſer ſechſten Nachmittagsſtunde, dieſes 10ten Auguſts — dieſes 1778ſten Jahres gemeiner Zeitrechnung, juſt dieſe nämliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Geſicht, nicht in den Nacken, Ellnbogen, Buſen, nicht auf die Hand, noch in die Ferſe, u. ſ. w., ſondern gerade vier Daumen hoch über der linken Knieſcheibe geſtochen worden, u. ſ. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir auf dieſes Warum nichts zu antworten wiſſen. — Fragt die Götter! könnten wir allenfalls mit einem großen Manne ſagen: aber weil dieſes offenbar eine heroiſche Antwort wäre, ſo halten wirs für anſtändiger, die Sache lediglich auf ſich beruhen zu laſſen.

Alſo — was wir wiſſen. Der König Archelaus in Macedonien, ein großer Liebhaber der ſchönen Künſte und der ſchönen Geiſter, (wie man damals gewiſſe verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutiges Tages einen jeden nennt, von dem man nicht ſagen kann, was er iſt) — dieſer König Archelaus war auf den Einfall gekommen, ein eignes Hofſchauſpiel zu haben; und vermöge einer Zuſammenkettung von Umſtänden, Urſachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden viel mehr gelegen ſein kann, hatte er den Euripides unter ſehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Geſellſchaft ausgeſuchter Schauſpieler, Virtuoſen, Baumeiſter, Maler und Maſchiniſten, kurz mit allem, was zu einem vollſtändigen Theaterweſen gehört, nach Pella an ſein Hoflager zu kommen, und die Aufſicht über die neue Hofſchaubühne zu übernehmen.

Auf dieſer Reiſe war jetzt Euripides mit ſeiner ganzen Geſellſchaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeſte war, ſo hatte er ihn doch genommen, weil er Luſt hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner ſo berühmte Republik mit eignen Augen zu ſehen. Wie es aber gekommen, daß er juſt an dem nämlichen Tage eingetroffen, da der Nomofylax ſeine Andromeda zum erſtenmale gab, davon können wir, wie geſagt, keine Rechenſchaft geben. Dergleichen Apropo's tragen ſich häufiger zu als man denkt: und es iſt wenigſtens kein größeres Mirakel, als daß, zum Beiſpiel, der junge Herr von ** eben im Begriff war, ſeine Beinkleider hinauf zu ziehen, als unvermuthet ſeine Nähterin ins Zimmer trat, die ſeidnen Strümpfe, die er ihr zu ſtopfen geſchickt hatte, zu überbringen — welches, wie Sie wiſſen, die Veranlaſſung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in ſeiner hohen Familie wenigſtens eben ſo große Bewegungen verurſachte, als die unvorbereitete Erſcheinung des Euripides in dem Abderitiſchen Parterre. Wer ſich über ſo was wundern kann, muß ſich nicht viel auf die *ΔAIMONIA* verſtehen, wie eben dieſes Euripides ſagt.

Uebrigens, wenn wir ſagten, daß der König Archelaus ein großer Liebhaber der ſchönen Künſte und ſchönen Geiſter geweſen ſei, ſo muß das eben nicht ſo genau und im ſtrengſten Sinne der Worte genommen werden; denn es iſt eigentlich nur ſo eine Art zu reden, und dieſer Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der ſchönen Künſte und ſchönen Geiſter. Das Wahre davon war: daß beſagter König Archelaus ſeit einiger Zeit öfters lange Weile hatte — weil ihn alle ſeine vormaligen Beluſtigungen, als da ſind — F**, G**, H**, J**, K**, L**, M**, u. ſ. w., nicht länger beluſtigen wollten. Ueberdem war es ein Herr von großer Ambizion, der ſich von ſeinem Oberkammerherrn hatte ſagen laſſen, daß es ſchlechterdings unter die Zuſtändigkeiten eines großen Fürſten gehöre, Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Schutz zu nehmen. Denn, ſagte der Oberkammerherr, Ihre Majeſtät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, oder ein Bruſtbild eines großen Herrn auf einer Medaille u. ſ. w. ſieht, an deſſen rechter Hand nicht eine Minerva ſtände, neben einem Trofee von Panzern, Fahnen, Spießen und Morgenſternen — zur Linken knien immer etliche gepflügelte Jungen oder halb nackte Mädchen, mit Pinſel und Palette, Winkelmaß, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künſte vorſtellend, die ſich dem großen Herrn gleichſam zur Protekzion empfehlen; oben darüber aber ſchwebt eine Fama mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daß Könige und Fürſten ſich durch den Schutz, den ſie den Künſten angedeihen laſſen, einen unſterblichen Ruhm erwerben, u. ſ. w.

Der König Archelaus hatte alſo die Künſte in ſeinen Schutz genommen! und dem zu Folge wiſſen uns die Geſchichtsſchreiber ein Langes und ein Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Malerei und Bildhauerei, auf ſchöne Tapeten und andere ſchöne Möbeln verwandt; und wie alles bis auf die Kommodität bei ihm habe Hetruriſch ſeyn müſſen! und wie er berühmte Künſtler, Virtuoſen und ſchöne Geiſter an ſeinen Hof berufen habe, u. ſ. w., welches alles, (ſagen ſie) er um ſo mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöſchen, durch die er ſich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren war, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerem erſehen können.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zu unſerm Attiſchen Dichter zurück, den wir unter einem ſchimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom erſten Range, unter einem grünen Pavillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

8. Kapitel.

Wie ſich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anſchlag auf ihn, wobei ſich ihre politiſche Betriebſamkeit in einem ſtarken Lichte zeigt, und der ihnen um ſo gewiſſer gelingen muß, weil alle Schwierigkeiten, die ſie dabei ſehen, bloß eingebildet ſind.

Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß Euripides ſchon lange, wiewohl unbekannter Weiſe, bei den Abderiten in großem Anſehen ſtand. Jetzt, ſo bald es erſchollen war, daß er in Perſon zugegen ſei, war die ganze Stadt in Bewegung. Man ſprach von nichts als von Euripides. — „Haben Sie den Euripides ſchon geſehen? — Wie ſieht er aus? — Hat er eine große Naſe? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er ſpricht wohl in lauter Verſen? Iſt er ſtolz?“ — und hundert ſolche Fragen machte man einander ſchneller als es möglich war auf Eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu ſehen, zog noch außer denen, die der Archon hatte bitten laſſen, verſchiedene herbei, die nicht geladen waren. Alles drängte ſich um den guten glatzköpfigen Dichter her, um zu beaugenſcheinigen, ob auch er ſo ausſehe, wie ſie ſich vorgeſtellt hatten, daß er ausſehen *müſſe*. Verſchiedene, inſonderheit unter den Damen, ſchienen ſich zu wundern, daß er am Ende doch gerade ſo ausſah wie ein andrer Menſch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe: und die ſchöne *Thryallis* raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man ſeh' es ihm ſtark an, daß er ein ausgemachter *Weiberfeind* ſei. Sie machte dieſe Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipirtem Vergnügen über den Triumf, den ſie ſich davon verſprach, wenn ein ſo erklärter Feind ihres Geſchlechts die Macht ihrer Reizungen würde bekennen müſſen.

Die *Dummheit* hat ihr *Sublimes* ſo gut als der Verſtand, und wer darin bis zum *Abſurden* gehen kann, hat das Erhabne in dieſer Art erreicht, welches für geſcheute Leute immer eine Quelle von Vergnügen iſt. Die Abderiten hatten das Glück, im Beſitz dieſer Vollkommenheit zu ſein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden Anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber ſobald man ſah, daß ſie ſo ganz *aus Einem Stücke* war, und (eben darum) ſo viel Zuverſicht und Gutmüthigkeit in ſich hatte: ſo verſöhnte man ſich gleich wieder mit ihnen, und beluſtigte ſich oft beſſer an ihrer Albernheit, als an andrer Leute Witz.

Euripides war in ſeinem Leben nie bei ſo guter Laune geweſen, als bei dieſem Abderitenſchmauſe. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihr platten Einfälle, ließ jeden ſo hoch gelten als er ſich ſelbſt würdigte, und erklärte ſich ſogar über ihr Theater und Muſikweſen ſo billig, daß jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — „Ein feiner Gaſt! raunte der *politiſche Rathsherr* der Dame *Salabanda*, die über ihm ſaß, ins Ohr; *der* tritt leiſe auf!“ — „Und ſo höflich, ſo beſcheiden, als ob er kein großer Kopf wäre!“ erwiederte Salabanda. — „Der drolligſte Mann von der Welt, beim Jupiter! ſagte *der kurze dicke Rathsherr*, beim Aufſtehen vom Tiſche; ein recht kurzweiliger Mann! Hätt's ihm nicht zugetraut, mein Seel!“ — Die Damen, die er *ſchön* gefunden hatte, waren dafür ſo höflich, und thaten, als ob ſie ihn um zwanzig Jahre *jünger* fänden als er war: kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daß man die *Ehre und das Vergnügen*, ihn in Abdera zu ſehen, nicht länger haben ſollte. Denn Euripides blieb dabei, daß er ſich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau *Salabanda* den politiſchen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinten Sie, ſagte ſie, wenn wir ihn dahin bringen können, daß er uns ſeine *Andromeda* gäbe? Er hat ſeine eigene Truppe bei ſich. Es ſollen ganz außerordentliche Virtuoſen ſein.“ — *Onobulus* fand den Einfall *göttlich*. — Ich hatte ihn eben ſelbſt gehabt, ſagte der *politiſche Rathsherr*, und war im Begriff, es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten abſetzen. Der Nomofylax — „O, dafür laſſen Sie *mich* ſorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm ſchon warm machen!“

Für meinen Oheim ſteh' ich, ſagte *Onobolus*; und noch in dieſer Nacht will ich unter unſern jungen Leuten eine Partei zuſammen trommeln, die Lärms genug in der Stadt machen ſoll.

„Nur nicht zu hitzig, munkelte *der politiſche Rathsherr* mit dem Kopfe wackelnd; wir wollen uns nichts merken laſſen! Erſt das Terrain ſondirt, und fein leiſe aufgetreten! Das iſt was ich immer ſage.“

„Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froſchpfleger! Euripides geht fort —“

Wir wollen ihn ſchon aufhalten, erwiederte *Salabanda*; er ſoll morgen bei *mir* ſein! — Eine Gartenpartie, und alle unſre hübſchen Leute dazu eingeladen — Laſſen Sie nur mich machen; es ſoll gewiß gehen.

Frau *Salabanda* paſſirte in Abdera für eine gar weiſe Frau. Sie war ſtark *in Politicis.* und hatte großen Einfluß auf den Archon Onolaus. Der Oberprieſter war ihr Oheim, und fünf oder ſechs Rathsherren, die ſie in ihrer Freundſchaft zählte, gaben ſelten eine andere Meinung im Rathe von ſich, als ſie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Ueberdieß ſtanden ihr die Liebhaber der ſchönen *Thryallis*, mit der ſie im engſten Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebote: nichts von ihren eignen zu ſagen, deren ſie immer einige hatte, die auf *Hoffnung* dienten, und alſo ſo geſchmeidig waren wie Handſchuhe. Ihr Haus, das unter die beſten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geſchäfte vorbereitet, alle Händel geſchlichtet, und alle *Wahlen* ins Reine gebracht wurden: mit Einem Worte, Frau Salabanda machte in Abdera was ſie wollte.

Euripides, ohne die mindeſte Abſicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieſer Frau zu machen, hatte ſich dieſen Abend ſo gut bei ihr inſinuirt, als ob er zum wenigſten eine Froſchpflegerſtelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte ſie ein politiſches Weidſprüchlein als einen *Gedanken* vor, ſo fand er, daß es eine *ſehr ſcharfſinnige Bemerkung* ſei, citirte ſie den Simonides oder Homer, ſo bewunderte er ihr Talent, Verſe zu deklamiren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen ſeiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den böſen Ruf eines Weiberfeindes geſetzt; und er hatte, indem er ſich gegen ſie und die ſchöne Thryallis verbeugte, verſichert, daß es ſein Unglück ſei, nicht eher nach Abdera gekommen zu ſein. Kurz, er hatte ſich ſo aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war, einen Aufſtand zu erregen, falls ihr mit dem politiſchen Rathsherrn eingefädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgeſetzt werden können.

Man ſäumte nicht, ſich vor allen Dingen des *Archons* zu verſichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm ſagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen und dem Volke ſehr angenehm ſein werde. Aber, weil er ein Herr war, der ſeine *Ruhe* liebte, ſo erklärte er ſich: er überlaſſe es ihnen, alles in *die gehörigen Wege* einzuleiten; er ſeines Orts möchte ſich mit niemand deßwegen überwerfen, am wenigſten mit dem Nomofylax, der ein Grobian ſei und unter dem Volke einen ſtarken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen Sich Eure Herrlichkeit keine Sorge, flüſterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand ſchon ſtimmen laſſen wie wirs nur wünſchen können.“ — Und ich, ſagte Salabanda, nehme die Rathsherrn auf mich. — Wir wollen ſehen, ſprach der Archon, indem er zur Geſellſchaft zurückkehrte.

Sein Sie ruhig, ſprach die Dame zum politiſchen Rathsherrn, indem ſie ihn auf die Seite nahm; ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, ſo muß man ihm nur des Abends von einer Sache ſprechen, und wenn er *Nein* geſagt hat, des Morgens wieder kommen und, ohne den Mund zu verkrümmen, ſo reden, als ob er *Ja* geſagt habe, und ihm dabei zeigen, daß man des Erfolgs gewiß iſt: ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen wie auf Gold. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich ihn auf dieſe Art dran gekriegt habe.

„Sie ſind eine ſchlaue Frau, verſetzte der Herr Froſchpfleger, indem er ſie ſachte auf den runden Arm klopfte. — Was Sie leiſe auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig ſein. — Wir müſſen *piano* gehn!“

In dieſem Augenblick trippelten ein paar Abderitinnen herbei, denen bald alle übrigen von der Geſellſchaft folgten, um zu hören, wovon die Rede ſei. Der politiſche Rathsherr ſchlich ſich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides? ſagte Frau Salabanda: nicht wahr, das iſt ein Mann?“

O ein ſcharmanter Mann! riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daß er ſo kahl iſt — ſetzte eine hinzu; und daß ihm ein paar Zähne fehlen, ſagte die andre.

Närrchen, deſto weniger kann er dich beißen, ſagte die dritte; und weil dieß ein witziger Einfall war, ſo lachten ſie alle herzlich darüber.

Iſt er ſchon verheirathet? fragte ein junges Ding, das ſo ausſah, als ob es, wie ein Pilz, in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeſchoſſen wäre.

Möchteſt *Du* ihn etwa haben? antwortete ein andres Fräulein ſpöttiſch; ich denke er hat ſchon Urenkel zu verheirathen.

O die will ich *Dir* überlaſſen, ſagte jene ſchnippiſch; und der Stich war deſto weſpenartiger, weil das beſagte Fräulein, wiewohl ſie ſo jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigſtens ihre vollen fünf und dreißig auf dem Nacken trug.

„Kinder, unterbrach ſie Frau Salabanda, von dem allen iſt jetzt die Rede nicht. Es iſt was ganz andres auf dem Tapete. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete, etliche Tage hier zu bleiben, und uns mit der Truppe, die er bei ſich hat, eine ſeiner Komödien zu geben?“

O das iſt herrlich! riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend, o ja, wenn Sie das machen könnten!

„Das will ich ſchon machen können, verſetzte Salabanda; aber ihr müßt alle dazu helfen!“

O ja, o ja! ſchnatterten die Abderitinnen; und nun liefen ſie in hellem Haufen auf den Euripides zu, und ſchrien alle auf einmal: O ja, Herr Euripides, Sie müſſen uns eine Komödie ſpielen! Wir laſſen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie geſpielt haben. Nicht wahr? Sie verſprechen's uns?

Der arme Mann, dem die Zumuthung auf den Hals kam, wie ein Kübel Waſſers auf den Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und verſicherte ſie, es ſei ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu ſpielen, er müſſe ſeine Reiſe beſchleunigen, u. ſ. w. Aber das half alles nichts — O Sie müſſen, ſchrieen die Abderitinnen; wir laſſen Ihnen keine Ruhe; Sie ſind viel zu artig, als daß Sie uns was abſchlagen ſollten. Wir wollen Sie ſo ſchön bitten —

„Im Ernſt, ſagte Frau Salabanda, wir haben einen Anſchlag auf Sie gemacht —" Und der nicht zu Waſſer werden ſoll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heißen.

Was giebts? Was giebts? fragte der politiſche Rathsherr, der den Unwiſſenden machte, indem er langſam und mit unſtetem Blick hinzu ſchlich; was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbei gewatſchelt. „Ich glaube gar, ſtraf' mich! Sie wollen alle auf einmal ſein Herz mit Arreſt beſchlagen, ha, ha, ha!" ſchrie er und lachte, daß er ſich die Seiten halten mußte. Man verſtändigte ihn, wovon die Rede ſei — Ha, ha, ha, ha! Ein ſchöner Gedanke! ſtraf' mich Jupiter! Da komm' ich gewiß auch, das verſprech' ich Ihnen! Der Meiſter ſelbſt! das muß der Mühe werth ſein! Wird recht viel Ehre für Abdera ſein, Herr Euripides, große Ehre! Haben uns glücklich zu ſchätzen, daß unſre Leute von ſo einem geſchickten Manne profitiren ſollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nämliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht ſo übel fand, ſich dieſe Luſt mit den Abderiten zu machen, ſpielte noch immer den Erſtaunten, und entſchuldigte ſich damit, daß er dem König Archelaus verſprochen habe, ſeine Reiſe zu beſchleunigen.

„Ei, was! ſagte Onobulus, Sie ſind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur, ſchnarrte die ſchöne Myris, daß wir Sie ſo gar ſchön gebeten haben. Er ſoll ein galanter Herr ſein. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie ſechs Frauenzimmern auf einmal nichts abſchlagen konnten."

O du, Tirann der Götter und der Menſchen, Amor! rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die ſchöne Thryallis anſah.

„Wenn das Ihr Ernſt iſt, ſagte Thryallis, mit der Miene einer Perſon, die nicht gewohnt iſt weder abzuweiſen noch abgewieſen zu werden; wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo beweiſen Sie es dadurch, daß Sie ſich von mir erbitten laſſen."

Dieß von mir verdroß die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht unbeſcheiden ſein, ſagte eine, indem ſie die Lippen einzog, und auf die Seite ſah. — Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich iſt, ſagte eine andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine ſchönen Damen, ſprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dieß Unſinn war, ſo gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit ſeiner Schreibtafel heraus, um ſich den Gedanken aufzunotiren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob ſie ſagen wollten: Aetſch! Er hat uns auch ſchön geheißen! Madam braucht ſich eben nicht ſo viel auf ihre Atalantenfigur einzubilden; er bleibt ſo gut um unſertwillen hier als um ihretwillen.

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem ſie ſich bloß die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle ſeine großen Verehrer ſeien, nur noch den morgenden Tag ſchenken möchte. Weil Euripides im Grunde nicht zu eilen hatte, und ſich in Abdera ſehr gut amüſirte, ſo ließ er ſich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübſche Beiträge zu — Poſſenſpielen für den Hof zu Pella verſprach. Und ſo ging denn die Geſellſchaft, auf die Ehre, ſich Morgen bei Frau Salabanda wieder zu ſehen, gegen Mitternacht in allerſeitigem Vergnügen auseinander.

9. Kapitel.

Euripides beſieht die Stadt, wird mit dem Prieſter Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geſchichte der Latonenfröſche. Merkwürdiges Geſpräch, welches bei dieſer Gelegenheit zwiſchen Demokrit, dem Prieſter und dem Dichter vorfällt.

Inzwiſchen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren ſeines Schlages, ſeinen Gaſt in der Stadt herum, um ihm alles, was darin ſehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegs begegnete ihnen Demokrit, mit welchem Euripides ſchon von langem her bekannt war. Sie gingen alſo mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, ſo hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitiren, die immer den Mund offen hatten, über alles entſchieden, alles wußten, und ſich gar nicht zu Sinnen kommen ließen, daß es ihres gleichen in Gegenwart von Männern anſtändiger ſei zu hören, als ſich hören zu laſſen.

Euripides hatte alſo dieſen Morgen genug zu hören und zu ſehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis gegen die äußerſten Schlagbäume ihrer Vaterſtadt gekommen waren, ſprachen von allem, was ſie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reiſe gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieſer Art zu Athen, Korinth und Syrakus geſehen, und brachte in einem albernen Tone von Entſchuldigung eine Menge lächerlicher Urſachen hervor, warum dieſe Dinge in Athen, Korinth und Syrakus ſchöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, ſagte Demokrit, es iſt hübſch, daß Sie Ihre Vater- und Mutterſtadt in Ehren halten; aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, ſo laſſen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es iſt, und keine Vergleichung, ſo brauchts auch keine Entſchuldigung.

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, ſehr merkwürdig; und das war es auch. Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viele unnütze und ungeleſene Bücher, ein Münzkabinet, worin viele abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übel verpflegte Arme, ein Arſenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Waſſer war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera ſo gut berathen wurde, den Tempel des Jaſons, und ein vergoldetes Widderfell, welches ſie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu ſehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchigen Tempel der Latona in Augenſchein, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerſt erbauet haben ſollte, und die Gallerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröße gemalt ſtanden, und einander alle ſo ähnlich ſahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorhergehenden geweſen wäre. Endlich, da ſie alles geſehen hatten, führte man ſie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkoſten gemeiner Stadt die größten und fetteſten Fröſche gefüttert wurden, die man je geſehen hat, und die wie der Oberprieſter Strobylus ſehr ernſthaft verſicherte, in gerader Linie von den Lyceſchen Bauern abſtammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden, und vor Durſt verſchmachtenden Latona nicht geſtatten wollten, ans einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür von Jupiter zur Strafe ihrer Ungeſchlachtheit in Fröſche verwandelt wurden.

O Herr Oberprieſter, ſagte Demokrit, erzählen Sie doch dem fremden Herrn die Geſchichte dieſer Fröſche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das Joniſche Meer herüber bis nach Abdera verſetzt worden iſt, welches, wie Sie wiſſen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht und (wenn man ſo ſagen darf) beinahe ein noch größeres Wunder iſt, als die Froſchwerdung der Lyciſchen Bauern ſelbſt.

Strobylus ſah Demokriten und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin ſehen konnte, das ihn berechtigt hätte, ſie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten, zu ſo ehrwürdigen Myſterien zugelaſſen zu werden: ſo bat er ſie, ſich unter einen großen wilden Feigenbaum zu ſetzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beſchattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichſte Begebenheit erzählen kann, alles was er von der Sache zu wiſſen glaubte.

Die Geſchichte des Latonendienſtes in Abdera, ſagte er, verliert ſich im Nebel des graueſten Alterthums. Unſre Vorfahren, die Tejer, die ſich vor ungefähr hundert und vierzig Jahren von Abdera Meiſter machten, fanden ihn bereits ſeit undenklichen Zeiten eingeführt; und dieſer Tempel hier iſt vielleicht einer der älteſten in der Welt, wie Sie ſchon aus ſeiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums ſchließen können. Es iſt, wie Sie wiſſen, nicht erlaubt, mit ſtrafbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Urſprung der Götter und ihres Dienſtes geworfen hat. Alles verliert ſich in Zeiten, wo die Kunſt zu ſchreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn durch ſo viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, erſetzt den Abgang ſchriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, ſo zu ſagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchſtaben billig noch vorzuziehen iſt. Dieſe Tradizion ſagt: als die vorerwähnte Verwandlung der Lyciſchen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von den beſagten Bauern ſelbſt, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, Latonen mit ihren noch an der Bruſt liegenden Zwillingen, Apollo und Diana für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geſchehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüſche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieß damals noch Milia, und die in Fröſche verwandelten Bauern waren alſo, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hernach Lucius, Pandions des Zweiten Sohn, ſich mit einer Attiſchen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Namen Lucia, und der ältere Name verlor ſich gänzlich. Bei dieſer Gelegenheit verließen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hain der Latona ſtand, weil ſie ſich der Herrſchaft des beſagten Lucius nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, ſetzten ſich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem Aegeiſchen Meere herum, und ließen ſich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Peſt beinahe gänzlich entvölkert worden war. Bei ihrem Abzuge ſchmerzte ſie, wie die Tradizion ſagt, nichts ſo ſehr, als daß ſie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurücklaſſen mußten. Sie ſannen hin und her, und fanden endlich, das Beſte wäre, einige junge Bäume aus dem beſagten Haine mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröſchen aus dem beſagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Waſſers mitzunehmen. So bald ſie zu Abdera anlangten, war ihre erſte Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieſer iſt, den Sie hier vor ſich ſehen.

„Sie leiteten einen Arm des Fluſſes Neſtus in denſelben, und beſetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Fröſche verwandelten Lycier oder Milier, die ſie in dem geweihten Waſſer mit ſich gebracht hatten. Um den neuen Teich her, dem ſie ſorgfältig die völlige Geſtalt und Größe des alten gaben, pflanzten ſie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten ſie auf's neue der Latona zum Hain, bauten ihr dieſen Tempel, und verordneten einen Prieſter, der den Dienſt derſelben verſehen, und des Hains und Teiches warten ſollte, welche ſich auf dieſe Weiſe, ohne ein ſo großes Wunder als Herr Demokrit für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera verſetzt fanden. Dieſer Tempel, Hain und Teich erhielt ſich, vermöge der Ehrfurcht, welche ſogar die benachbarten wilden Thrazier für denſelben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unſern Vorfahren, zu den Zeiten des großen Cyrus wieder hergeſtellt, und (wie man ohne Ruhmredigkeit ſagen kann) zu einem Glanz erhoben wurde: daß ſie keine Urſache hat, irgend eine andere in der Welt zu beneiden.“

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberprieſter, ſagte Euripides. Aber wenn es erlaubt wäre, eine beſcheidene Frage zu thun.

„Fragen Sie was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde Gott Lob! nie verlegen ſein, Antwort zu geben.“

Mit Euer Ehrwürden Erlaubniß alſo, fuhr Euripides fort; die ganze Welt kennt die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den ſchönen Künſten, die den Tejiſchen Abderiten eigen iſt, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigſten Beweiſe darſtellt. Wie kommt es alſo, da zumal die Tejer ſchon von alten Zeiten her im Ruf einer beſondern Ehrfurcht für Latonen ſtehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen ſind, ihr einen anſehnlichen Tempel aufzubauen?

„Ich vermuthete mir dieſen Einwurf,“ ſagte Strobylus mit einem Lächeln, wobei er die Augenbraunen in die Höhe zog und mächtig weiſe ausſehen wollte.

Es ſoll kein Entwurf ſein, verſetzte Euripides, ſondern eine beſcheidene Frage.

„Ich will ſie Ihnen beantworten, ſagte der Prieſter. Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht geweſen, der Latona als einer Göttin vom erſten Rang einen ſo prächtigen Tempel aufzubauen, wie ſie dem Jaſon, der doch nur ein Heros iſt, gebaut hat. Aber ſie hat mit Recht geglaubt, daß es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana ſchuldig ſind, gemäßer ſei, ihren uralten Tempel zu laſſen wie ſie ihn gefunden; und es iſt und bleibt dem ungeachtet der oberſte und heiligſte Tempel von Abdera, was auch immer der Prieſter Jaſons dagegen einwenden mag.“

Strobylus ſagte dieſes letzte mit einem Eifer und einem Crescendo il Forte, daß Demokrit für nöthig fand ihn zu verſichern, daß dieß wenigſtens bei allen geſund Denkenden eine ausgemachte Sache ſei.

„Indeſſen, fuhr der Oberprieſter fort, hat die Republik gleichwohl ſolche Beweiſe ihrer beſondern Devozion für den Tempel der Latona und deſſen Zubehörden gegeben, daß gegen die Lauterkeit ihrer Abſichten nicht der geringſte Zweifel übrig ſein kann. Sie hat zu Verſehung des Dienſtes nicht nur ein Kollegium von ſechs Prieſtern, deren Vorſteher zu ſein ich unwürdiger Weiſe die Ehre habe, ſondern auch aus dem Mittel des Senats drei Pfleger des heiligen Teichs angeordnet, von welchen der erſte allezeit eines von den Häuptern der Stadt iſt. Ja, ſie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit ſtreitig zu machen nicht länger erlaubt iſt, die Unverletzlichkeit der Fröſche des Latonenteichs auf alle Thiere dieſer Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu dieſem Ende das ganze Geſchlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froſchfeinde aus ihren Grenzen verbannt.“

Wenn die Verſicherung, daß es nicht länger erlaubt iſt an der Richtigkeit dieſes Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände, ſagte Demokrit, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen zu erinnern, daß ſelbiges mehr in einer zwar an ſich ſelbſt löblichen, aber doch aufs äußerſte getriebenen Deiſidämonie, als in der Natur der Sache, oder der Ehrfurcht, der wir der Latona ſchuldig ſind, gegründet zu ſein ſcheint. Denn in der That iſt nichts gewiſſer, als daß die Fröſche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits ſehr beſchwerlich ſind, mit der Zeit ſich unter einem ſolchen Schutze ſo überſchwenglich vermehren werden, daß ich nicht begreife, wie unſre Nachkommen ſich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloß menſchlicher Weiſe, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheil der Obern, wie einem recht geſinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl, ſagte Strobylus, es mag nun Ihr Ernſt ſein oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch beſſer thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden ließen. Uebrigens kann nichts lächerlicher ſein als ſich vor Fröſchen zu fürchten und unter dem Schutz der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als dieſe guten unſchuldigen Thierchen jemals ſein können, wenn ſie auch unſere Feinde würden.

Das ſollt' ich auch denken, ſagte Euripides. Mich wundert, wie einem ſo großen Naturforſcher als Demokrit, unbekannt ſein kann, daß die Fröſche, die ſich von Inſekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menſchen vielmehr nützlich als ſchädlich ſind.

Der Prieſter Strobylus nahm dieſe Anmerkung ſo wohl auf, daß er von dieſem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unſers Dichters wurde. Die Herren hatten ſich kaum von ihm beurlaubt, ſo ging er in einige der beſten Häuſer und verſicherte, Euripides ſei ein Mann von großen Verdienſten. Ich habe ſehr wohl bemerkt, ſagte er, daß er mit Demokrit nicht zum beſten ſteht: er gab ihm ein- oder zweimal tüchtig auf die Kolbe. Er iſt wirklich ein hübſcher verſtändiger Mann — für einen Poeten.

10. Kapitel.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daß er darum anſucht, Erlaubniß, eines ſeiner Stücke auf dem Abderitiſchen Theater aufzuführen. Kunſtgriff, wodurch ſich die Abderitiſche Kanzlei in ſolchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomofylax. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Weg ſtand, allen Vorſchub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera ſämmtlich in Augenſchein genommen hatte, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl (einen Mann, der bloß wegen ſeiner Gemahlin bemerkt wurde) und eine große Geſellſchaft von Abderitiſchem Beau Monde fand, alle ſehr begierig zu ſehen, wie man es machte, um Euripides zu ſein.

Euripides ſah nur Ein Mittel, ſich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in ſo guter Abderitiſcher Geſellſchaft nicht Euripides — ſondern ſo ſehr Abderit zu ſein als ihm nur immer möglich war. Die wackern Leute wunderten ſich, ihn ſo gleichartig mit ihnen ſelbſt zu finden. Es iſt ein ſcharmanter Mann, ſagten ſie; man dächte, er wäre ſein Leben lang in Abdera geweſen.

Die Kabale der Dame Salabanda ging inzwiſchen tapfer ihren Gang und des folgenden Morgens war ſchon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit ſeinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine geſehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren verſammelten ſich, und einer fragte den andern, wenn Euripides ſein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wiſſen, wiewohl jeder poſitiv verſicherte, daß bereits die Zurüſtungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formaliſirten ſich die Freunde des Nomofylax nicht wenig darüber: „Wozu, ſagten ſie, brauchts uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen was ſchon beſchloſſen iſt, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache ſpricht?“

Einer der hitzigſten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu ſagen, und dadurch zeigen ſollte, daß Er Meiſter ſei.

„Das wäre mir ein ſauberes Participium, rief der Zunftmeiſter Pfriem; weil die ganze Stadt für die Sache bordirt iſt, und die fremden Komödianten zu hören wünſcht, ſo ſoll der Senat Nein dazu ſagen? Ich behaupte das Gegentheil. Eben weil das Volk ſie zu hören wünſcht, ſo ſollen ſie aufſpielen! Fox populus, Fox Deus! Das iſt immer mein Simplum geweſen, und ſoll es bleiben, ſo lange ich Zunftmeiſter Pfriem heißen werde!“

Die meiſten traten auf des Zunftmeiſters Seite. Der politiſche Rathsherr zuckte die Achſeln, ſprach dafür und dawider, und beſchloß endlich: Wenn der Nomofylax nichts dabei zu erinnern hätte, ſo glaube er, man könnte für dießmal connivendo geſchehen laſſen, daß die Fremden auf dem Stadttheater ſpielten.

Der Nomofylax hatte bisher bloß die Naſe gerümpft, gegrinſt, ſeinen Knebelbart geſtrichen, und einige abgebrochene Worte mit untermiſchtem Hä, hä, hä, gemäckert. Er mochte nicht gern dafür angeſehen werden, als ob ihm daran gelegen ſei, die Sache zu hintertreiben. Allein jemehr er's verbergen wollte, deſto ſtärker fiel's in die Augen. Er ſchwoll zuſehends auf, wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält; und endlich, da er entweder berſten oder reden mußte, ſagte er: „Die Herren mögen nun glauben was ſie wollen — aber ich bin wirklich der erſte, der das neue Stück zu hören wünſcht. Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Muſik ſelbſt gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding ſein. Indeſſen, weil er ſich nicht aufhalten kann, wie man ſagt, ſo ſeh' ich nicht, wie man mit den Dekorazionen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unſre Leute hergeben ſollen, wie zu vermuthen iſt; ſo bedaur' ich, daß ich ſagen muß, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken ſein.“

Dafür laſſen wir den Euripides ſorgen, ſagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda ſprach: man wird ihm ohnehin Ehrenhalber die ganze Direkzion ſeines Schauſpiels überlaſſen müſſen. — Den Rechten eines zeitigen Nomofylax und der Theaterkommiſſion in alle Wege unpräjudicierlich, ſetzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, ſagte Gryllus, die Herren wollen was neues — Gut! wünſche daß es wohl bekomme! bin ſelbſt begierig das Ding zu hören, wie geſagt. Es kommt freilich alles blos darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — verſtehen Sie mich? — Indeſſen wird Recht Recht, und Muſik Muſik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athener werden gerade ſo klingen wie die unſrigen, hä, hä, hä, hä!“

Es ging alſo mit einem großen Mehr durch: „Daß den fremden Komödianten ein- für allemal, und ohne daß dieſer Fall zu einiger Konſequenz ſollte gezogen werden können, erlaubt ſein ſollte, eine Tragödie auf der Nazional-Schaubühne aufzuführen, und daß ihnen hierzu von Seiten der Theater-Deputazion aller Vorſchub gethan, und die Koſten von der Kaſſe beſtritten werden ſollten.“ — Allein, weil der Ausdruck „erlaubt ſein ſollte“ dem Euripides, der nichts verlangt hatte, ſondern ſich bloß erbitten laſſen, hätte anſtößig ſein können: ſo veranſtaltete Frau Salabanda, daß der Rathsſchreiber (der ihr beſonderer Freund und Diener war) im Beſcheid die Worte erlaubt ſein ſollte, in erſucht werden ſollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides verwandelte — Alles übrigens dem Rathsſchluß und der Kanzlei unpräjudicierlich und citra consequentiam.

So wie der Senat aus einander ging, begab ſich der Nomofylax zum Euripides, überſchüttete ihn mit Komplimenten, bot ihm ſeine Dienſte an, und verſicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorſchub gethan werden ſollte, um ſein Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieſer Verſicherung war, daß ihm, ohne daß jemand Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beſchwerte er ſich, ſo wies ihn immer einer an den andern, und jeder betheuerte ſeine Unſchuld und ſeinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verſtehen gab, daß der Fehler bloß an dieſem oder jenem liege, der eine Viertelſtunde zuvor ſeinen guten Willen eben ſo ſtark betheuert hatte.

Euripides fand die Abderitiſche Art, allen möglichen Vorſchub zu thun, ſo beſchwerlich, daß er ſich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: ſeine Meinung ſei, ſich mit dem erſten Winde, woher er auch blaſen möchte, wieder einzuſchiffen, wofern ſie nicht einen Rathsſchluß auswirkte, der den Herren von der Kommiſſion anbeföhle, ihm keinen Vorſchub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekuzion war, ſo war das einzige Mittel in dieſer Noth, den Zunftmeiſter Pfriem und den Prieſter Strobylus, welche ſehr viel beim Volke vermochten, in Bewegung zu ſetzen. Salabanda übernahm beides mit ſo guter Wirkung, daß binnen Tag und Nacht alles, was von der Theaterkommiſſion beſorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um ſo leichter geſchehen konnte, da Euripides ſeine eigenen Dekorazionen bei ſich hatte, und alſo beinahe nichts weiter zu thun war, als ſie dem Abderitiſchen Theater anzupaſſen.

11. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hinderniſſe von ſeinen eigenen Schauſpielern aufgeführt. Außerordentliche Empfindſamkeit der Abderiten, mit einer Digreſſion, welche unter die lehrreichſten in dieſem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen ſein wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da ſie hörten, daß es eben die Andromeda war, die ſie vor wenig Tagen ſchon geſehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen Anfangs die fremden Schauſpieler einleuchten, deren Ton und Akzion ſo natürlich war, daß die guten Leute — gewohnt ihre Helden und Heldinnen wie Beſeſſene herumfahren zu ſehen, und ſchreien zu hören wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wußten was ſie daraus machen ſollten. Das iſt eine wunderliche Act zu agiren, flüſterten ſie einander zu; man merkt es gar nicht, daß man in der Komödie iſt; es klingt ja ordentlich als ob die Leute ihre eignen Rollen ſpielten. Indeſſen bezeigten ſie doch ihr Erſtaunen über die Dekorazionen, die zu Athen von einem berühmten Meiſter in der Theaterperſpektive gemalt waren; und da die meiſten in ihrem Leben nichts gutes in dieſer Art geſehen hatten, ſo glaubten ſie bezaubert zu ſein, wie ſie das Ufer des Meers, den Felſen, wo Andromeda angefeſſelt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Pallaſt des Königs Cefeus in der Ferne auf der andern, ſo natürlich vor ſich ſahen, daß ſie geſchworen hätten, es ſei alles wirklich und wahrhaftig ſo wie es ſich darſtellte. Da nun überdieß die Muſik vollkommen nach dem Sinne des Dichters, und alſo das alles war, was die Muſik des Nomofylax Gryllus — nicht war; da ſie immer gerade aufs Herz wirkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraſchend war: ſo brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamazion und Pantomime und mit der Schönheit der Stimme und des Vortrags vereinigt, einen Grad von Täuſchung bei den guten Abderiten hervor, wie ſie noch in keinem Schauſpiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß ſie in ihrem Nazionaltheater ſaßen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu ſein, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Perſonen, als ob es ihre nächſten Blutsfreunde geweſen wären, betrübten und ängſtigten ſich, hofften und fürchteten, liebten und haßten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter deſſen Gewalt ſie waren, gefiel; — kurz, Andromeda wirkte ſo außerordentlich auf ſie, daß Euripides ſelbſt geſtand, noch niemals des Schauſpiels einer ſo vollkommnen Empfindſamkeit genoſſen zu haben.

Wir bitten — in Parentheſi — die empfindſamen Frauenzimmerchen und Jüngelchen unſrer vor lauter Empfindſamkeit höchſt unempfindbaren Zeit ſehr um Verzeihung! Aber es war in der That unſre Meinung nicht, durch dieſen Zug der außerordentlichen Empfindſamkeit der Abderiten — ihnen einen Stich zu geben — und gleichſam dadurch einigen Zweifel gegen ihren guten Verſtand bei ihnen ſelbſt oder bei andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernſt, wir erzählen die Sache bloß wie ſie ſich zutrug; und wem eine ſo große Empfindſamkeit an Abderiten befremdlich vorkommt, den erſuchen wir höflichſt — zu bedenken, daß ſie, bei aller Abderitheit, am Ende doch Menſchen waren wie andre; ja, in gewiſſem Sinne, nur deſto mehr Menſchen — je mehr Abderiten ſie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben ſo leicht war ſie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemalten Trauben des Zeuxis hinein pickten; indem ſie ſich jedem Eindruck, beſonders den Täuſchungen der Kunſt, viel ungewahrſamer und treuherziger überließen, als feinere und kältere, folglich auch geſcheidtere Leute zu thun pflegen, welche man ſo leicht nicht verhindern kann, durch den Zauberdunſt, den man um ſie her macht, durchzuſehen.

Uebrigens macht der Verfaſſer dieſer Geſchichte hier die Anmerkung: „Die große Diſpoſizion der Abderiten, ſich von den Künſten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuſchen zu laſſen, ſei eben nicht das, was er am wenigſten an ihnen liebe.“ Er mag aber wohl dazu ſeine beſondern Urſachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünſtler, Maler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber, ſchlimmes

Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem ſolchen Publikum immer den größten Haufen ausmachen, ſind am ſchwerſten zu befriedigen. Anſtatt der Einwirkung ſtill zu halten, thut man alles, was man kann, um ſie zu verhindern. Anſtatt zu genießen was da iſt, räſonirt man darüber, was da ſein könnte. Anſtatt ſich zur Illuſion zu bequemen, wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann als uns eines Vergnügens zu berauben, ſetzt man, ich weiß nicht welche kindiſche Ehre darein, den Filoſofen zur Unzeit zu machen; zwingt ſich zu lachen, wo Leute, die ſich ihrem natürlichen Gefühl überlaſſen, Thränen im Auge haben, und, wo dieſe lachen, die Naſe zu rümpfen, um ſich das Anſehen zu geben als ob man zu ſtark oder zu fein oder zu gelehrt ſei, um ſich von ſo was aus ſeinem Gleichgewicht ſetzen zu laſſen.

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern ſich ſelbſt den Genuß, den ſie von tauſend Dingen, die in ihrer Art gut ſind, haben könnten, durch Vergleichungen derſelben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meiſtens ungerecht und immer wider unſern eignen Vortheil ſind. Denn das was unſre Eitelkeit dabei gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, iſt doch immer nur ein Schatten, nach welchen wir ſchnappen, indem uns das wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menſchen war, wo die Söhne des Muſengotts jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer ſpricht, ohne recht zu wiſſen was man ſagt. Die Wälder in Thrazien tanzten zur Leier des Orfeus, und die wilden Thiere ſchmiegten ſich zu ſeinen Füßen, nicht weil Er — ein Halbgott war, ſondern weil die Thrazier — Bären waren, nicht, weil Er übermenſchlich ſang, ſondern weil ſeine Zuhörer wie bloße Naturmenſchen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forſters Bericht) eine Schottiſche Sackpfeife die guten Seelen von Tahiti in Entzücken ſetzte.

Die Anwendung dieſer nicht ſehr neuen, aber ſehr praktiſchen Bemerkung, die man ſo oft gehört hat und doch faſt immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leſer ſelbſt machen; wenn's ihm beliebt. Unſer eignes Gewiſſen mag uns ſagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thrazier und Abderiten ſind: aber wenn wir's in dieſem einzigen Punkte wären, ſo möcht' es nur deſto beſſer für uns — und freilich auch für den größten Theil unſrer poetiſchen Sackpfeifer ſein.

12. Kapitel.

Wie ganz Abdera von Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurde. Filoſofiſch-kritiſcher Verſuch über dieſe ſeltſame Art von Freneſie, welche bei den Alten insgemein die Abderitiſche Krankheit genannt wird, — den Geſchichtsſchreibern ergebenſt zugeeignet.

Als der Vorhang gefallen war, ſahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug' und Mund nach dem Schauplatze hin; und ſo groß war ihre Verzückung, daß ſie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: Wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaßen; ſondern ſogar des Klatſchens vergeſſen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus (die bei der allgemeinen Stille am erſten wieder zu ſich ſelbſt kamen) nicht eilends dieſem Mangel abgeholfen und dadurch ihren Mitbürgern die Beſchämung erſpart hätten, gerade zum erſtenmale, wo ſie wirklich Urſache dazu hatten, nicht geklaſcht zu haben. Aber dafür brachten ſie auch das Verſäumte mit Wucher ein. Denn ſo bald der Anfang gemacht war, wurde ſo laut und lange geklatſcht, bis kein Menſch mehr ſeine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pauſirten einen Augenblick, und fingen dann wieder deſto ſtärker an, bis ſie von andern, die inzwiſchen ausgeruht hatten, wieber abgelöſt wurden.

Es blieb nicht bei dieſem lärmenden Ausbruch ihres Beifalls. Die guten Abderiten waren ſo voll von dem, was ſie gehört und geſehen hatten, daß ſie ſich genöthigt fanden, ihrer Ueberfüllung noch auf andere Weiſe Luft zu machen. Verſchiedene blieben im nach Hauſe gehen auf öffentlicher Straße ſtehen, und deklamirten überlaut die Stellen des Stücks, wovon ſie am ſtärkſten gerührt worden waren. Andre, bei denen die Leidenſchaft ſo hoch geſtiegen war, daß ſie ſingen mußten, fingen zu ſingen an, und wiederholten wohl oder übel, was ſie von den ſchönſten Arien im Gedächtniß behalten hatten. Unvermerkt wurde (wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt) der Paroxismus allgemein; eine Fee ſchien ihren Stab über Abdera ausgeſtreckt, und alle ſeine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte ſprach, ſang, trällerte, leierte und pfiff, wachend und ſchlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die große Arie — O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor u. ſ. w. und ſie wurde ſo lange geſungen, bis von der urſprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksburſche, zu denen ſie endlich herab ſank, ſie bei Nacht auf der Straße nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie ſo viele andre, die uns von den Weiſen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht praktikabel iſt, ſo würden wir eilen was wir könnten, allen Menſchen den Rath zu geben: „niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben.“ Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber ſeit mehr als dreißig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an ſolchen Erzählungen ordentlicher Weiſe kein Wort wahr iſt: und wir wiſſen uns im ganzen Ernſte nicht eines einzigen Falles zu beſinnen, wo eine Sache, wiewohl ſich erſt vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von jedem, der ſie erzählte, anders, und alſo (weil doch ein Ding nur auf eine Art wahr iſt) von jedem falſch erzählt worden wäre.

Da es dieſe Bewandtniß mit Dingen hat, die zu unſrer Zeit, an dem Orte unſers Aufenthalts, und beinahe vor unſern ſichtlichen Augen geſchehen ſind: ſo kann man leicht ermeſſen, wie es um die hiſtoriſche Treue und Zuverläſſigkeit ſolcher Begebenheiten ſtehen müſſe, die ſich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geſchriebenen oder gedruckten Büchern vorgeſpiegelt wird. Weiß der liebe Gott, wie ſie da der armen ehrlichen Wahrheit mitſpielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn ſie ein paar tauſend Jahre lang durch alle die verfälſchenden Fortpflanzungsmittel von Tradizionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatiſchen Geſchichten, kurzen Inbegriffen, hiſtoriſchen Wörterbüchern, Anekdotenſammlungen u. ſ. w. und durch ſo manche gewaſchene oder ungewaſchene Hände von Schreibern und Abſchreibern, Setzern und Ueberſetzern, Cenſoren und Korrektoren u. ſ. w. durchgebeutelt, geſeigt und gepreßt worden iſt! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieſer Umſtände ſchon lange bewogen worden, ein Gelübde zu thun, keine andere Geſchichte zu ſchreiben, als von Perſonen, an deren Exiſtenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverläſſigkeit — keinem Menſchen in der Welt etwas gelegen ſein kann.

Was mich zu dieſer kleinen Expektorazion veranlaßt, iſt gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verſchiedenen Schriftſtellern, welche ihrer Erwähnung thun, ſo ſeltſam behandelt und mißhandelt worden iſt, als ein gutherziger nichts Arges wähnender Leſer ſich vorſtellen kann.

Da iſt nun zum Beiſpiel, dieſer Yorick, dieſer Erfinder, Vater, Protoplaſtus und Prototypus aller empfindſamen Reiſen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Taſche, ja ohne nur ein paar Schuhſohlen darüber abgenutzt zu haben, empfindſame Reiſen, wer weiß wohin? bloß in der Abſicht gethan haben, um mit deren Beſchreibung ihre Bier- und Tabacksrechnung zu ſaldiren — ich ſage, da iſt nun dieſer Yorick, der, um ein hübſches Kapitelchen in ſein berühmtes Sentimental Journey daraus zu machen, dieſe nämliche Begebenheit ſo zubereitet hat, daß ſie zwar ſo wunderbar und abenteuerlich als ein Feenmärchen geworden iſt, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und ſogar alle Abderitiſche Familienähnlichkeit verloren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (ſagt er) war die ſchändlichſte und gottloſeſte Stadt in ganz Thrazien, wimmelte und brudelte von Giftmiſcherei, Verſchwörungen, Meuchelmord, Schmähſchriften, Pasquillen und Tumult. Bei hellem Tage war man ſeines Lebens nicht ſicher, bei Nacht war's noch ärger. Nun begab ſich's, (fährt er fort) als der Gräuel aufs höchſte geſtiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorſtellte. Sie gefiel allen Zuſchauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine ſtärker auf ſeine Imaginazion als die natürlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perſeus verwebt hatte —

O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor!

Alle Welt ſprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede des Perſeus: O Amor, du der Götter und der Menſchen Herrſcher! In jeder Gaſſe von Abdera, in jedem Hauſe: O Amor, O Amor! — In jedem Munde u. ſ. w. nichts als: O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor! Das Feuer griff um ſich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete ſich der Liebe. Kein Drogiſt konnte einen Skrupel Nieſewurz los werden — kein Waffenſchmidt hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu ſchmieden — Freundſchaft und Tugend begegneten ſich auf den Gaſſen — das goldne Alter kehrte zurück, und ſchwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm ſein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe, und ſetzte ſich keuſch, und horchte auf den Geſang.

In der That ein ſehr ſchönes Kapitelchen! Alle junge Knaben und Mädchen fanden es *deliciös* — „O *Amor, Amor! der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor!*“ — Und daß ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, die beiden Ohren des Königs Midas! der geringſte unter euern Haberrohrſängern ſich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine ſtehend zu machen getrauen kann — ein Wunder gewirkt haben ſoll, das alle Prieſter, Profeten und Weiſen der ganzen Welt mit geſammter Hand nicht im Stande geweſen ſind nur ein einzigesmal zu bewirken — das Wunder, eine ſo ſchändliche, heilloſe und gottvergeſſene Stadt und Republik, wie Abdera geweſen ſein ſoll, auf einmal in ein unſchuldiges, liebevolles Arkadien zu verwandeln — das gefällt freilich den gauchhaarigen, empfindſamen, gelbſchnäblichen Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie geſagt, daß am ganzen Hiſtörchen, ſo wie es Bruder *Yorick* erzählt, kein wahres Wort iſt.

Das ganze Geheimniß iſt: der wunderliche Menſch *war verliebt* als er ſich das alles einbildete; und ſo *ſchrieb* er (wie es jedem ehrlichen *Amoroſo* und *Virtuoſo*, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles was er ſich einbildete für Wahrheit hin. Nur iſts nicht hübſch an ihm, daß er — um ſeinem *Leibgötzen* und *Fetiſch*, *Amor*, ein deſto größeres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das ärgſte nachſagt, was ſich von Menſchen denken und ſagen läßt. Aber das ganze Griechiſche und Römiſche Alterthum ſoll auftreten und zeugen, ob jemals ſo etwas auf die guten Leute gebracht worden ſei! Sie hatten freilich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken, und was man im eigentlichſten Verſtande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache geweſen: aber ihre Stadt deßwegen zu einer *Mördergrube* zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreiheit, die (ſo einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugeſtehen will) doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samoſate, im Eingang ſeines berühmten Büchleins, *wie man die Geſchichte ſchreiben müßte — wenn man könnte*, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl mit ſeiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als *Yorick*. Er muß, wie es ſcheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der ſeltſamen Schwärmerei, die ſich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daß man zuletzt genöthigt war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Geleis ſetzen möchte — Und nun ſehe man einmal, wie der Mann das alles durcheinander wirft! „Der Komödiant *Archelaus* (der damals ſo viel war, als wenn man bei uns *Brockmann*, *oder Schröter*, *oder der deutſche Garrick* ſagt) — dieſer Archelaus kam in den Tagen des Königs Lyſimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein außerordentlich heißer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin ſchon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein ſtarkes Fieber aus der Komödie nach Hauſe. Am ſiebenten Tage brach ſich bei den meiſten die Krankheit entweder durch heftiges Naſenbluten, oder einen ſtarken Schweiß; hingegen blieb ihnen eine ſeltſame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbei war, überfiel ſie alleſammt ein unwiderſtehlicher Drang, tragiſche Verſe zu deklamiren. Sie ſprachen in lauter Jamben, ſchrieen wo ſie ſtanden und gingen, aus vollem Halſe ganze Tiraden aus der Andromeda daher, ſangen den Monolog des Perſeus“ u. ſ. w.

Lucian, nach ſeiner ſpöttiſchen Art, machte ſich ſehr luſtig mit der Vorſtellung, wie närriſch es ausgeſehen haben müſſe, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom ſiebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu ſehen, die aus allen ihren Leibeskräften: *Du aber, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor!* u. ſ. w. geſungen, und er verſichert, dieſe Epidemie habe ſo lange gedauert, bis der Winter und eine große eingefallene Kälte dem Unweſen endlich ein Ende gemacht.

Man muß geſtehen, *Lucians* Art den Hergang zu erzählen, hat vor der *Yorickſchen* vieles voraus. Denn ſo ſeltſam dieſes Abderitiſche Fieber ſcheinen mag, ſo werden doch *alle Aerzte* geſtehen, daß es wenigſtens *möglich*, und *alle Dichter*, daß es *charaktermäßig* iſt. Es gilt alſo davon, was die Italiäner zu ſagen pflegen: Se non è vero, è ben trovato. Aber *wahr* iſt's freilich nicht, wie ſchon aus dem einzigen Umſtand erhellt, da um die Zeit, da ſich dieſe Begebenheit in Abdera zugetragen haben ſoll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten ſchon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröſchen und Ratten überlaſſen hatten.

Kurz, die Sache begab ſich — wie wir ſie erzählt haben: und wenn man den Paroxismus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will; ſo war es wenigſtens von keiner andern Art als das *Schauſpielfieber*, womit wir bis auf dieſen Tag manche Städte unſers werthen Deutſchen Vaterlandes behaftet ſehen. Das Uebel lag nicht ſowohl im Blute, als in der *Abderitheit* der guten Leute überhaupt.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß es bei einigen, bei denen es mehr Zunder und Nahrung als bei andern finden mochte, ernſthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen; woraus denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entſtanden ſein mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glück befand ſich Hippokrates noch in der Nähe: und da er die Natur der Abderiten ſchon ziemlich kennen gelernt hatte; ſo ſetzten *etliche Zentner Nieſewurz* alles in kurzem wieder in den alten Stand — das iſt, die Abderiten hörten auf: *O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor!* zu ſingen, und waren nun ſammt und ſonders wieder — ſo weiſe als zuvor.

Zwei Göttergeſpräche.

I.

Jupiter, *Numa*, hernach ein *Unbekannter*.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich ſchon einige Tage nicht an der Göttertafel geſehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen geſehen hatte, wie die Sachen ſtänden.

Jupiter. Und wie haſt du ſie gefunden?

Numa. Ich ſage es mit ſchwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich ſage ich dir nichts neues damit: dein Anſehen bei den Sterblichen ſcheint unwiederbringlich verloren zu ſein.

Jupiter. Haſt du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel ſagte?

Numa. Er vertröſtete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieſer Troſt dreht ſich am Ende doch nur um ein Wortſpiel. Es iſt gerade als wenn ein Chaldäiſcher Wahrſager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genuſſe ſeiner Eroberungen an einem armſeligen Fieber ſterben mußte, mit der Verſicherung hätte tröſten wollen, daß zwei tauſend Jahre nach ſeinem Tode ein edler Enkel des großen *Wittekind* ſein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein ſolcher Gedanke mag, ſo lange man ſich wohl befindet, ganz angenehm ſein: aber für den Verluſt des erſten Thrones der Welt iſt es eine ſchwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp ſollte deine Vorſtellungen von ſolchen Dingen berichtiget haben!

Numa. Ich weiß ſehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einfluſſes, den du auf die Unterwelt haſt, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkſt! — mein Ohr iſt ſeit einiger Zeit ſehr duldſam geworden — *Aber* was?

Numa. Dieſer Einfluß muß doch wohl von keiner ſonderlichen Bedeutung ſein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Anſehens und der hohen Vorrechte, die du ſo viele Jahrhunderte lang in der ganzen römiſchen Welt genoſſen haſt, entſetzen laſſen konnteſt, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn *mein Flamen* ſo etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewiſſer Maßen für den Stifter der altrömiſchen Religion gelten kann, ſo war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policirung unumgänglich nöthig ſchien. Ich änderte zwar nichts weſentliches am Dienſte der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängſt in den Beſitz der öffentlichen Verehrung geſetzt hatte; indeſſen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer *reinern* Erkenntniß des höchſten Weſens, ſo zu ſagen, *offen zu erhalten*, und wenigſtens der gröbſten Art von Abgötterei *dadurch* vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thieriſcher noch ſelbſt unter menſchlicher Geſtalt abzubilden und in den Tempeln aufzuſtellen. Ich betrachtete ſchon damals die verſchiedenen Perſonen und Namen, die der Glaube der Vorältern zu Göttern erhoben hatte, entweder als *Symbolen* der unſichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als *Menſchen*, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienſte um das geſellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeiſter erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenſchein hat dich belehrt, daß du dich, in dieſer letzten Vorſtellung wenigſtens, nicht ſehr irrteſt; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Fidiaſſe und Allamenen im Lazium gegeben, vermuthlich würden dieſe Künſtler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns alſo nie für etwas andres gehalten haſt als was wir ſind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geſchehen laſſen können, wenn auch die Erdbewohner ſo weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag ſein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von ſo langer Zeit her immer im Beſitze der Anbetung der Menſchen zu ſehen, Schuld daran iſt. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich geſetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich geſtehe, daß es mir Mühe koſten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorſtellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Luſt, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimniſſe meiner Familie wegzuziehen, worüber ſich ſo viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirſt.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch ſchon da ſind, und wie weit unſere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieſes unermeßliche Ganze zu ſein angefangen hätte, deſſen Daſein vielmehr der überzeugendſte Beweis iſt, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben ſo großer Gewißheit ſagen, daß von allen ſichtbaren Theilen deſſelben keines immer ſo geweſen ſei, wie es iſt. So hat z. B. die Erde, die wir einſt bewohnten, ſchon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon ſich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den älteſten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieſer Art iſt die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden ſei. In der That waren die Bewohner der Erde in dieſem erſten Zeitraume, wofern man ſie anders Menſchen nennen kann, eine Art von Menſchen, die ſich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympiſche Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern ſeiner Gärten aufgeſtellt; ſo weit ragten ſie an Größe und Schönheit der Geſtalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geiſtes über die Menſchen der ſpätern Perioden empor. Die Erde befand ſich mit ihnen durch ſie in einem Zuſtande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtauſenden trugen ſich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenſchaft ihrer erſten Bewohner artete auf verſchiedenen Erdſtrichen aus, über welche ihr Anwachs ſie genöthigt hatte ſich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erſchütterungen, Vulkane, Ueberſchwemmungen, veränderten die Geſtalt dieſes Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verſchlungen wurden, ſtiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdenbewohner ging unter dieſen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zuſammen; aber ihre Nachkommen ſanken bald aus Mangel und Elend bis zu thieriſcher Wildheit herab. Inzwiſchen erholte ſich die Erde allmählich wieder aus dem chaotiſchen Zuſtande, der die natürliche Folge jener ſchrecklichen Konvulſionen war, und wurde immer geſchickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit ſie ſich wieder bevölkerte, nährten ſich kärglich von Jagd und Fiſcherei, und, wo dieſe fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; ſie wohnten größtentheils in Wäldern und Hölen, und die meiſten waren ſo roh, daß ſie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweiſe hatte ſich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener erſten vollkommenen Menſchenraſſe bei ſeinen urſprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künſte und der Wiſſenſchaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Kataſtrophen genöthiget, ihre angeerbten Wohnſitze zu verlaſſen, verbreiteten ſie ſich gegen Süden und Weſten, und überall, wohin ſie kamen, war ihre Ankunft der Erſcheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn ſie brachten nebſt einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künſte mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenſchen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel ſie eben zu dieſer unmenſchlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifſt, Freund Numa, daß ſie von dieſen armſeligen Geſchöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das ſie ihnen mittheilten, durch die Künſte des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch ſie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Geſellſchaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Geſetzgeber ſie wurden, durch die lieblichen Künſte der Muſen, wodurch ſie mildere Sitten, feinere Freuden und ſüßern Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifſt, ſage ich, daß ſie durch alle dieſe Wohlthaten ſich verdient genug um die Menſchen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufſteigen in dieſes reinere Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirſt du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die ſich einſt ſo viele und große Verdienſte um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menſchen, die das, was ſie zu den Menſchen machte, von ihnen empfangen hatten, ſich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles deſſen zu wachen, wovon ſie in gewiſſem Sinne die Schöpfer geweſen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel geſehen hatte; —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar ſein, warum ich ſagte: ich könne es ganz wohl geſchehen laſſen, wenn die Menſchen ſo weit in der Aufklärung kommen, daß ſie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich ſind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künſtlern und Mythologen kräftig unterſtützt, hatten den Dienſt, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen ſeines wohlthätigen Einfluſſes auf die Menſchheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch ſollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menſchlichen Dinge, endlich in ſich ſelbſt zuſammen ſinken mußte. Wie könnte ich verlangen, das etwas nicht erfolgt, was nach den ewigen Geſetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber dieſe fanatiſchen Neuerer begnügen ſich nicht, euern uralten und auf ſo große Wohlthaten gegründeten Dienſt zu reinigen; — ſie zerſtören, ſie vernichten ihn! Sie rauben euch ſogar, was ſie euch ſchlechterdings ſchuldig ſind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu ſtimmen, treiben ſie den Unſinn ihrer frevelhaften Freiheit ſo weit, euch ſogar für böſe Dämonen und hölliſche Geiſter zu erklären und als ſolche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanſtändige Mährchen gefallen laſſen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkoſten beluſtigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir ſpricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen iſt, da der Dienſt Jupiters den Menſchen wohlthätig zu ſein aufgehört hat? Soll ich ſie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Reſpekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen ſein, ob ſie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweiſen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir geſichert? oder ſchenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen iſt dran gelegen, Jupiter, ſich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinſchaft zwiſchen dir und ihnen, wozu ſie ſich verführen laſſen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genoſſen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menſchlichen Dinge in keinen ſo hohen Anſchlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften ſie wohl ſo gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als ſie empfänglich ſind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und ſo geht dann gewöhnlich alles ſeinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du ſiehſt, aber im Ganzen doch ſo, daß man dabei beſtehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige ſein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Beſten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu ſchwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu laſſen, das iſt Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erſcheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde ſein, der dort auf uns zukommt? Oder kenneſt du ihn ſchon etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in ſeinem Anſehen, das keinen gewöhnlichen Menſchen ankündigt.

Der Unbekannte. Iſt es erlaubt an eurer Unterredung Theil zu nehmen? Ich geſtehe, daß ſie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (für ſich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt alſo ſchon wovon wir ſprachen?

Der Unbek. Ich beſitze die Gabe zu ſein wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit ſuchen, da ermangele ich ſelten, ſichtbar oder unſichtbar, der dritte zu ſein.

Numa (den Kopf ein wenig ſchüttelnd). Ein ſonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekanntrn). So biſt du ein ſehr guter Geſellſchafter! Mich freut es deine Bekanntſchaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommſt?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir ſprachen blos von Thatſachen; und dieſe erſcheinen, wie du wiſſen wirſt, einem jeden Zuſchauer, nach ſeinem Standpunkt und nach Beſchaffenheit ſeiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Geſichtspunkt richtig geſehen werden.

Numa. Und der iſt? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leiſe zu Numa). Hinter dem iſt entweder ſehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennſt alſo das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennſt du ſeinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt iſt, und der ſich alles nähert.

Numa. Und wie erſcheint dir jede Sache aus dieſem Geſichtspunkte?

Der Unbek. Nicht ſtückweiſe, nicht was ſie in einzelnen Orten und Zeitpunkten iſt, nicht wie ſie ſich gegen dieſe oder jene Dinge verhält, nicht was ſie durch ihre Einſenkung in den Dunſtkreis der menſchlichen Meinungen und Leidenſchaften verliert oder gewinnt, nicht wie ſie durch Thorheit verfälſcht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: ſondern wie ſie ſich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Geſtalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das iſt, wie viel ſie zum ewigen Wachsthum ſeiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt ſich hören!

Numa. Und wie findeſt du aus dieſem Geſichtspunkte den Gegenſtand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft beſprachen? die große Kataſtrofe, die in dieſen Tagen alles, was dem Menſchengeſchlechte ſo viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigſte und Heiligſte war, ohne alle Rückſicht und Schonung umgeſtürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn ſie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windſtoß, um ein altes, übel zuſammengefügtes, durchaus morſches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzuſtürzen.

Numa. Aber es war doch ein ſo prächtiger Bau! ſo ehrwürdig durch ſein Alterthum, ſo einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, ſo wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Geſetze, die Sicherheit der Staaten unter ſeinen hohen Gewölben ſchon ſo lange gefunden hatten! War es nicht rathſamer es auszubeſſern, als zu zertrümmern? Unſre Filoſophen zu Alexandrien hatten ſo ſchöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur ſein ehemaliges Anſehen, ſondern ſogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von ſo großem Umfang und von ſo künſtlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — ſelbſt dieſe neue, wenn ſie nur verträglich ſein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen dieſen ſcheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willſt du, daß in einer Sache von ſo großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuſchung ſich vertragen ſollen?

Numa. Das geht ſehr gut an, wenn nur die Menſchen ſich unter einander vertragen; ſie, die nie ärger getäuſcht werden, als wenn ſie ſich ausſchließlich im Beſitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuſcht zu werden nicht ihre Beſtimmung iſt, — wie du doch wohl nicht behaupten willſt? — ſo kann und wird es auch ihr Loos ſein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwiſchen Finſterniß und Licht iſt Dämmerung und Helldunkel allerdings beſſer als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag iſt nun aufgegangen, und du wollteſt trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber ſind?

Jupiter. Du liebeſt die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Perſon ſpreche gern rund heraus. Vermuthlich willſt du ſagen, die Menſchen würden durch dieſe neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünſchen: aber noch ſehe ich ſchlechte Anſtalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es beſſer und unendlich beſſer mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird ſie in den Beſitz der Freiheit ſetzen, die das unentbehrlichſte Bedingniß der Glückſeligkeit iſt; denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich ſchon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieſer Art ſind eben ſo unwiderſprechlich und tragen eben ſo viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins iſt. Sobald du mir die Nachricht bringen wirſt, daß die albernen Leute da unten, ſeitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Vorältern, beſſere Menſchen geworden ſind, als ihre Vorältern, dann will ich dich für den Boten einer ſehr guten Zeitung gelten laſſen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menſchen war zu groß, als daß ſelbſt die außerordentlichſten Anſtalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden ſie beſſer werden, wenn die Wahrheit ſie erſt frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur dünkt mich, ſei damit nicht mehr geſagt, als wenn du ſagteſt: ſobald alle Menſchen weiſe und gut ſein werden, werden ſie aufhören thöricht und verkehrt zu ſein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen ſein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich ſehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorſätzlich verſchließen, durch ſie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weiſen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Biſt du in die Myſterien zu Eleuſis inizìirt?

Der Unbek. Ich kenne ſie ſo gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt ſein, was der letzte Zweck dieſer Myſterien iſt.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines beſſern Lebens zu ſterben. —

Jupiter. Du ſcheinſt mir ein großer Menſchenfreund zu ſein: weißt du etwas wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Myſtagogen zu Eleuſis verſprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das iſt mehr, als du oder ich zu leiſten vermöchten.

Der Unbek. Du haſt es nie verſucht, Jupiter.

Jupiter. Wer ſpricht gern von ſeinen Verdienſten? Indeſſen kannſt du leicht ermeſſen, daß ich zu der Ehre, die mir von ſo vielen großen und wohl policirten Völkern ſeit einigen Jahrtauſenden erwieſen wird, nicht gekommen ſein kann, ohne etwas um ſie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag ſchon lange ſein! Wer zum Beſten der Menſchen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus ſeiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel heilbringendes thun. Ich geſtehe, daß es mir ſauer geworden iſt.

Jupiter. Du gefällſt mir, junger Mann! In deinen Jahren iſt dieſe liebenswürdige Schwärmerei, die ſich ſelbſt für andere aufopfert, ein wahres Verdienſt. Wer könnte ſich für die Menſchen aufopfern, ohne ſie zu lieben? und wer könnte ſie lieben, ohne beſſer von ihnen zu denken, als ſie werth ſind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu ſchlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich ſehe, daß ihnen zu helfen iſt, und — es ſoll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das iſt es eben was ich ſage. Du biſt voll Muths und guten Willens; aber du biſt noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirſt du ein ander Lied ſingen!

Der Unbek. Du ſprichſt, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich ſo reden zu hören, nicht wahr? — Du haſt einen großen und wohlthätigen Plan zum Beſten der Sterblichen entworfen; du brenneſt vor Verlangen ihn auszuführen, du lebſt und webſt in ihn; dein weitſehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verſchlingt alle Schwierigkeiten; du haſt deine Exiſtenz daran geſetzt: wie ſollteſt du nicht glauben damit zu

Stande zu kommen? Aber — du haſt es mit *Menſchen* zu thun, mein Trauter! Nimm mirs nicht übel, daß ich geradezu ſpreche, wie ich denke; es iſt ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommſt mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauſpieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du biſt der erſte nicht, der es verſucht etwas Großes mit *Menſchen* auszuführen; aber ich ſage dir, ſo lange ſie ſind was ſie ſind, kommt aus allen ſolchen Verſuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müſſen *neue Menſchen* aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menſchen? (Lachend.) Das läßt ſich hören! Wenn du das kannſt! — Doch ich glaube dich zu verſtehen. Du willſt ſie umbilden, ihnen eine neue beſſere Geſtalt geben, das *Modell* dazu iſt da, — du darfſt ſie nur *nach dir ſelbſt* bilden. Aber damit iſt die Sache noch nicht gethan. Den *Lehm* zu deiner neuen Schöpfung hat dir die *Natur* gegeben, und *den* wirſt du ſchon nehmen müſſen wie er iſt. Denke an mich, mein Lieber! du wirſt dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn ſie aus dem Ofen kommt, wirſt du deine Schande an ihr ſehen.

Der Unbek. Der Lehm, — um bei deinem Gleichniſſe zu bleiben — iſt an ſich ſelbſt nicht ſo ſchlecht, als du denkſt; er kann gereinigt und ſo geſchmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und beſſere Menſchen daraus zu bilden.

Jupiter. Das ſoll mich freuen! Haſt du die Probe ſchon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im *Großen*. Denn daß unter tauſend Stücken *Eins* gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen iſt, ſo weiß ich wenigſtens, *warum* es nicht anders ſein konnte. Es wird mit der Zeit ſchon beſſer gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nnn ja! man hofft immer das beſte von der Zeit! wer wollte auch ohne dieſe Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen ſehen, wie die *Zeit* deinen Erwartungen zuſagen wird. Für die nächſten tauſend Jahre kann ich dir wenig Gutes verſprechen.

Der Unbek. Du haſt, wie ich ſehe, einen kleinen Maßſtab, alter König von Kreta! Was ſind tauſend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menſchengeſchlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geſchöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da haſt du Recht! Wie manches Jahrtauſend arbeiteten die *Hermetiſchen* Weiſen bereits an ihrem *Steine*, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was iſt das Werk der *weiſen Meiſter* gegen das deinige!

Der Unbek. Du ſcherzeſt zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, iſt eben ſo möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachſe; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht ſo ſchnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes ſo viel Zeit laſſen als du wollteſt, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewiſſen und ungeheuern Uebel, womit die Menſchen ſo viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewiſſen Gutes erkaufen ſollen, geben der Sache eine andere Geſtalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menſchengeſchlecht wohlthätig ſein ſoll, und in der Ausführung ſo übel geräth, daß ein ſehr großer Theil deſſelben, durch einen Zeitraum, deſſen Ende unabſehlich iſt, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger iſt — an Kopf und Herz ſchlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenſchein; und doch iſt alles, was wir ſeit der Ermordung des braven Enthuſiaſten *Julian* geſehen haben, nur ein kleines Vorſpiel des unermeßlichen Unheils, daß die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menſchen bringen wird, die ſich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken laſſen.

Der Unbek. Alle dieſe Uebel, über welche du im Namen der Menſchheit wehklagſt, — du, dem ihr Elend ſonſt ſo wenig zum Herzen ging! — ſind weder *Bedingungen* noch *Wirkungen* des großen Plans, wovon die Rede iſt: es ſind die *Hinderniſſe*, die ſich ihm von außen entgegen ſtellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finſterniß gänzlich überwältigt hat. Iſt es die Schuld des Weins, wenn er in einem ſchimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache iſt, daß die Menſchen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbeſſerung von innen und von außen ſo unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten ſich mit jedem Siege vermehren, und ſelbſt die *zweckmäßigſten Mittel* blos dadurch, daß ſie durch *Menſchenköpfe* gehen, in *Menſchenhände* geſtellt werden müſſen, wieder zu neuen *Hinderniſſen* werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht ſteht, meinen Brüdern die Glückſeligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verſchaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber *auch ich* vermag nichts gegen die ewigen Geſetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, ſo wollen wir ſie denn kommen laſſen, und die armen Tröpfe, mit denen du es ſo wohl meinſt, mögen indeſſen ſehen, wie ſie ſich behelfen! — Wie geſagt, *meine* Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem ſo weitſchichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das beſte iſt, das wir unſterblich ſind, und alſo die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platoniſche Jahre ſie auch auf ſich warten laſſen mag.

Der Unbek. Mein Plan, ſo groß er iſt, iſt im Grunde der einfachſte von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die *allgemeine Glückſeligkeit* zu bewirken gewiß bin, iſt eben derſelbe, worauf ich *jeden Menſchen* zur Glückſeligkeit führe; und was für ſeine Sicherheit bürget, iſt, — *daß es keinen andern gibt*. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es iſt unmöglich nicht getäuſcht zu werden, ſo lange man die Dinge ſtückweiſe, und, wie ſie im Beſondern erſcheinen, betrachtet. Sie ſind nichts *wirklich*, als was ſie im *Ganzen* ſind, und die *Vollkommenheit*, *die alles zu Einem verbindet*, *wohin alles ſtrebt*, und *worin* endlich alles *ruhen* wird, iſt der *einzige* Geſichtspunkt, woraus alle Dinge richtig geſehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verſchwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was ſagſt du dieſer Erſcheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

II.

Jupiter (halb ſitzend, halb liegend, auf einem mit Roſen beſtreueten Ruhebette). **Juno** (zu ſeinen Füßen ſitzend).

Jupiter. Und dieß iſt alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren haſt? Du hätteſt etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen verſucht haben, ob es nicht möglich zu machen ſei.

Juno. Du biſt ſehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu *deinem Departement* gehört, und es iſt das wenigſte, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannſt, daß ich dich in deinem eigenen Kreiſe ungehindert wirken laſſe.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünſche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundſätze kenne, ſo wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich *ſelbſt* der Könige etwas lebhafter annehmen ſollteſt.

Jupiter. Wie ich merke meinſt du, ich neige mich ſtark auf die Volksſeite? Es mag etwas an der Sache ſein; aber im Grunde geſchieht es doch blos darum, weil es eine meiner erſten Regierungsmaximen iſt, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit iſt den *Völkerhirten* nicht günſtig: die Reihe iſt nun an den Völkern, und ich beſorge ſehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir ſchwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirſt, keine Hinderniſſe in den Weg legen will.

Juno. So weit iſt es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu ſein, ſich nur *einbilden* dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über ſie!

Jupiter. Wie geſagt, du kannſt es verſuchen, ich laſſe dir freie Hände; ich ſehe nur voraus, daß du, ſo wie die Sachen ſtehen, wenig Freude daran haben wirſt.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das *nicht* voraus ſäheſt. Wenn ich argwöhniſch wäre —

Jupiter. Das biſt du immer ein wenig geweſen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdeſt du mir Unrecht thun. Es iſt mein völliger Ernſt, dir mein Verſprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Juno. Ich geſtehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menſchen bei der Sache der Könige ſo gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zuſehen kann, wie ſeine Subdelegirten un=

vermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin ſoll es doch ſo leicht nicht kommen, meine Beſte.

Juno. Dahin iſt es zum Theil ſchon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus ſich machen läßt, verdient nichts beſſeres zu ſein.

Juno. Das iſt eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt ſehr wohl, daß ſolche Könige, wie du da genannt haſt, äußerſt ſeltene Producte der Natur und der Umſtände ſind, und daß es nur deſto beſſer iſt. Die Könige ſind im Grunde doch nur unſere Stellvertreter; und dazu ſind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir ſie nur nicht fallen laſſen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruheſt, iſt eben nicht ſehr ſchmeichelhaft. Aber, baſta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung verſteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du ſie nenneſt, nicht fallen laſſen, ſo lange ſie noch auf ihren eigenen Beinen ſtehen können. Mein Amt iſt, niemand unterdrücken zu laſſen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergeſſen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da ſind.

Juno. Das iſt mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidſpruch, der, wie die meiſten weiſen Sprüche dieſer Art, viel zu ſagen ſcheint, und im Grunde ſehr wenig ſagt. Die Könige ſind da, um die Völker zu regieren, und die Völker ſollen ſich von ihnen regieren laſſen; — das iſt die Sache, und ſo verſtand es ſchon der alte Homer, da er den klugen Ulyſſes zu dem unverſtändigen Pöbel des griechiſchen Heeres ſagen läßt:

> „Vielherrſcherei taugt nichts! nur Einer ſei Herrſcher, nur Einer König!“

Und damit ſich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, ſetzt er weislich hinzu: daß es Jupiter ſelbſt ſei, aus deſſen Hand die Könige dieſes Zeichen der höchſten Gewalt empfangen. Dieß iſt Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer ſehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig ſprechen ſoll, was in jenen rohen Zeiten der erſten Jugend der Welt in gewiſſem Sinne für Wahrheit gelten konnte, iſt es nicht mehr, ſobald die Rede von einem Volke iſt, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es ſeiner Vernunft mächtig, und ſtark genug geworden iſt, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuſchütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit ſo gut wie einzelne Menſchen; und ſo lange ſie ſo unwiſſend, ſo ſchwach, und ſo unverſtändig wie Kinder ſind, müſſen ſie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorſam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig iſt, regiert werden. Allein Völker bleiben ſo wenig als einzelne Menſchen immer Kinder. Es iſt ein Verbrechen gegen die Natur, ſie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es iſt Unſinn und Verbrechen zugleich, ſie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn ſie bereits zu Männern gereift ſind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den erſten Epochen ſeiner Bildung ſteht, die angemeſſenſte iſt. Aber alle Weiſen des Erdbodens werden es nie ſo weit bringen, daß zehn Millionen Menſchen, die zuſammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondaſſe und Epikteten an ihrer Spitze haben ſollten; und ſo wird immer wahr bleiben, was Ulyſſes ſagt:

> „Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer:
> Vielherrſcherei taugt nichts! nur Einer ſei Herrſcher, nur Einer König!“

Jupiter. Liebe Frau, berühre dieſe Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am beſten, was an der Sache iſt: aber wenn es auch ſo wäre, wie du ſagſt, ſo würde doch den Völkern ſchlecht damit geholfen ſein, wenn die Könige niemand über ſich hätten als mich. Ich müßte ſie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder ſie würden gerade ſo regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn ſie mir auch alle Morgen in eigener Perſon und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige ſein ſoll, was ſie reſpectiren müſſen. —

Jupiter (etwas hitzig). Die ſchlechteſten Könige werden uns immer am meiſten reſpectiren. Sie ſind es eben, die den großen Ulyſſiſchen Grundſatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der erſten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligſten aller Pflichten macht.

Juno. Ich ſage ja, daß ſie nach Geſetzen regieren ſollen, deren Endzweck das gemeine Beſte iſt!

Jupiter. Das gemeine Beſte! — Ein ſchönes Wort! — Und wer ſoll ihnen die Geſetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis ſchon längſt auf dem ganzen Erdboben publicirt! Wo iſt ein Volk ſo barbariſch, daß ihm die allgemeinen Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du ſtellſt dich auch gar zu unſchuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorſamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Geſetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil ſie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede geſtellt werden dürfen, — ſo viel Böſes thun oder geſchehen laſſen (was dem Volke gleich viel iſt) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das iſt eben was wir verhindern müſſen, Jupiter! oder wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da haſt du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menſchen die Sache von einer andern Seite anſehen. Wir Menſchen, denken ſie, ſind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns ſelbſt helfen; alſo wollen wir uns ſelbſt helfen! Wer ſich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er ſelbſt thun kann, und woran niemanden mehr gelegen iſt als ihm, der wird immer ſchlecht bedient werden.

Juno. Wie du ſprichſt! Wenn dich die Menſchen da unten ſo reden hörten —

Jupiter. Wir ſprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar ſehen ſollten! — Indeſſen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menſchen wüßten, daß ich für meine Perſon es immer mit dem halte, der ſeine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute geſcheider werden. Es war eine Zeit, da ſie mir die unverdiente Ehre erwieſen, alles Unglück, das der Wetterſtrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu ſetzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottiſen ſagen laſſen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unſchuldigen zu treffen. Nun, ſeit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und ſeitdem die Leute wiſſen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmſpitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter ſind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einfiele eiferſüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moraliſiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkſt du, hat mit der Politik nichts zu ſchaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts iſt, ſei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch ſo dachte; es iſt eine ſehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern ſich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir feſt bleiben, ſo hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu ſehen als ihr übrigen. Dein zuverſichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das ſein, daß du ſo bedenklich dazu ausſieheſt?

Jupiter. Alles iſt dem ewigen Geſetze des Wechſels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe iſt nun an den Monarchien, und — (Etwas leiſe.) — die unſrige neigt ſich zu ihrem Ende, ſo gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß ſein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du ſprichſt im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erſt regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieſes machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirſt doch dein Reich nicht der Deputirten-Verſammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerſt kalt). Und nun — iſt das Reich der Nemeſis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemeſis?

Jupiter. Das Reich der Nemeſis! So ſagt mir ein uraltes, von Göttern und Menſchen lange vergeſſenes Orakel, das Themis von ſich gab, als ſie noch im Beſitz des Delfiſchen Bodens war, und deſſen ich mich in dieſen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, ſagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde ſein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menſchheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchſten Gipfel ſo nahe ſein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen ſich öffnen und alle Arme zur Rache ſich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemeſis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarſcharf meſſendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab ſteigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein ſtrenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menſchheit mit Füßen trat, und im Taumel ſeines Uebermuthes keine andere Geſetze kennen wollte, als die ausſchweifenden Forderungen ſeiner Leidenſchaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter ſelbſt nichts weiter als der Vollzieher der Geſetze ſein, welche ſie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturniſche wird ſich dann über die unzählbaren Geſchlechter beſſerer Menſchen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterſchied zwiſchen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus ſein.“

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubſt an dieſen lieblichen Dichtertraum, und biſt entſchloſſen, wie es ſcheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung deſſelben abzuwarten?

Jupiter (ernſthaft). Ich bin entſchloſſen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir iſt; und wenn du guten Rath hören wollteſt, ſo würdeſt du meinem Beiſpiele folgen, und ruhig kommen laſſen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zuſammen uns ſo ſehr vergeſſen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen laſſen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unſere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren ſind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homeriſchen Orakel: Vielherrſcherei taugt nichts! Die Völker ſollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger ſein; aber ſie ſollen ſich nicht ſelbſt regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältniſſe und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menſchen noch der Dinge iſt, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um ſie beim Erwachen ihr Elend deſto ſchrecklicher fühlen zu laſſen.

Jupiter. Sei unbeſorgt, meine Beſte! Nemeſis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu raſch oder zu einſeitig gethan wird, ins rechte Maaß zu ſetzen wiſſen.

Juno. Noch bin ich nicht geſonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte ſelber vorzuſtehen; und wenn du es immer mit denen hältſt, die ihre Schuldigkeit thun, ſo verſpreche ich mir deinen Beifall. Wenigſtens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wolleſt?

Jupiter. Und ich ſchwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemeſis, daß ich es halten will, ſo lange du weiſe genug bleibſt, dir ſelbſt einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältſt, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem ſie ihn umarmt). Laß dir den ſchönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du ſollſt mit mir zufrieden ſein.

Aus Johanna Gray
oder
der Triumph der Religion.

Trauerſpiel von Wieland.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney.

Schon lange hallt das Inn're des Palaſtes
Von klagendem Getön. — Des Königs Schickſal
Dein Schickſal, Albion, wird jetzt entſchieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch ſeh ich nicht
Des frommen Suffolk ſchöne Tochter,
Und Guilford's Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, ſich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böſe Botſchaft!

Lady Johanna.

Es iſt geſchehn! — Der König iſt nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute Sidney,
O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney,
O! miſch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König iſt nicht mehr!

Sidney.

Gott! welch' ein Schlag! Weh uns! — O Gott wie ſchwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

Lady Johanna.

Einer ſolchen Tugend
War dieſe Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein ſtärk'res Recht an ihm zurückgefordert.

Sidney.

Zu früh'! Ach allzufrüh, o theurer Jüngling
Eilſt du zurück, die Himmelsluſt zu athmen
Wo du geboren warſt — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe ſchon
Aus deinem hulderfüllten Antlitz ſtrahlte.
Dich flehten unſre ungeſtümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unſre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, ſeiner Feſſeln müde,
Der Tyrannei, der Todesſcenen müde,
Ermüdet zwiſchen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewiſſes Leben fortzuſchleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen,
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward!
Fliehſt du von uns? Eh' deines Volkes Glück,
Dich mit dem ſüßen, ſchönſten aller Namen,
Dem Namen, der im Ohre frommer Fürſten
So lieblich tönt, dem Vaternamen, krönte?

Lady Johanna.

Dieß, Freundin, dieß durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, ſo ſcharf er iſt, verſchwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,
Du kennſt noch nicht in ſeinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren haſt.
O! große Thaten, werth des Nachruhms, werth
Von künft'gen Aeltern nachgeahmt zu werden,
Den Fürſten, die noch ungeboren ſind,
Erhab'ne Muſter, hat ſein früher Tod
Der Welt geraubt! Was ſchön, was edel iſt,
Was erſt den Menſchen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geiſt, des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schweſtertugenden,
Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weihten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten;
Wie Herkules verſchmäht' er ſie, und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war ſein fühlend Herz,
Wie ſcharf ſein innres immer waches Ohr
Der Weisheit leiſe Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet ſeine Menſchenliebe!

Gefühlvoll für die Leiden ſeiner Brüder,
Von Sehnſucht glühend Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Bosheit ſtreng;
Wie ſanft, wie frei von Stolz und eitler Selbſtheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn ſie ihn beſtrafte —
O mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Iſt's möglich, biſt du alles, was von ihm
Mir übrig iſt? O flieh! du täuſcheſt mich
Ihn mir ſo lebend, ſo mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln ſeiner holden Augen
Stets vorzuſtellen — Theurer Jüngling! Nimmer
Ach! Nimmer werden dieſe holden Augen
Auf die Geſpielin deiner Kindheit lächeln!
Nie wird mich deiner Stimme ſüßer Ton
Bei'm Namen rufen? Nimmer werden uns
Bei deines Platon's göttlichen Geſprächen
Die Winterſtunden zu Minuten werden!
Iſt's möglich, kannſt du mich zurücke laſſen,
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läßt du mich
Zu deinen anverwandten Engeln eilend?

Sidney.

Gerecht ſind Deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird ſie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die ſchwarze Stunde
Da Edward ſtarb, iſt England's Todesſtunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freiheit ſtirbt mit ihm, die nun ſo lange
Aus Griechenland's und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion ſich eine Zuflucht ſuchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tigers Rachen,
Zu athmen anfing, unter Edward's Schutz
Die erſte goldne Zeit der Chriſten hoffte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade ſeines Meiſters ging,
Da Unſchuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe
Das Merkmal war, woran man Chriſten kannte?
Ach! jede Hoffnung beſſ'rer Zeiten ſinkt.
In Edward's Grab! und welche Schreckgeſtalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o ſchrecklicher Gedanke!
Verſchlingt die Erde, bebend vor Entſetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen ſprudelt.
Maria leiht der prieſterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten, unbewehrten Unſchuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unſrer nicht erbarmeſt,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabſteigt,
Der treue Schutzgeiſt ſeines Volks zu bleiben!

Lady Johanna.

Er wird, er wird es ſein! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren erſten Säugling
Als Edwards Herz für ſein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in ſeiner Bruſt,
Die nach der Reinigung der Kirche ſeufzten,
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand ſchon angelegt. Nur die Erinnerung
An ſie hielt ſeine Luſt zum Sterben auf.
In dieſer Nacht, da ſchon ſein Geiſt im Eingang
Des Himmels ſchwebte, naht ich unbemerkt,
Bei'm düſtern Schein der Lampe ſeinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und ſagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunſt ſeines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den ſtarren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Bruſt
Wie Pfeile drangen. „Gott, (ſo hauchte ſich
Die heil'ge Seele aus) nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O! meine Seele
Lechzt lange ſchon dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weißeſt es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu ſein! Und doch, um derer willen
Die du erwählt haſt, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Grenzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, ſondern deiner
Geſcheh!" Hier ſchwieg ſein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in namenloſer Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edward's letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel ſteigen.
Zwar Edward ſtarb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tauſend Mittel uns zu retten übrig.

Lady Johanna.

Die Wege Gottes ſind dem blöden Menſchen
Geheimniß, die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unſre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt ſind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreißen! — Edward's Krone
Fällt nach dem Reichsgeſetz, und Heinrich's letztem Willen
Jetzt auf Marien's Haupt. Die Stund' iſt da,
Auf welche ſie ihr racheſchnaubend Herz
So lang vertröſtete, die Stund' iſt da,
Nach der ſich Rom und ſeine Prieſter ſehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weiſſagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Prieſtern, die mit räuberiſcher Fauſt
Den Donner Gottes ſchleudern rings umgeben,
Wird ſie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenſchädel gründen, und den Himmel
Und Rom's erzürntes Haupt mit Menſchenopfern
Verſöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andere, deren tief verſteckte Bosheit
Zu Edward's Zeit ſich in Verſtellung hüllte,
Stehn ſchon bereit, den Gott der ſanften Liebe
In ihrer heuchleriſchen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach! die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen, verliert ſich in der Menge
Der falſchen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig ſind,
Dem zuzurauſchen, den das Glück begünſtigt.
O England, o zu früh verwaiſte Kirche!
So kürzlich erſt gepflanzt! jetzt ſchon im Keime
Von ſtrenger Gluth verſengt! O kleine Schaar
Der erſten ſchwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein ſchweſterliches Herz,
Für euch thränt unverſiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menſchlichkeit; er fordert nicht
Daß wir gefühllos ſeiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzeſſin, Deine Klagen
Und den gerechtſten Schmerz mit Dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwiſchen Furcht und Hoffnung
Erwartend ſchwebt, ihr Schickſal anzukünden.

Zweite Scene.

Lady Johanna. Lord Guilford.

Lady Johanna.

O Guilford! komm! und miſche Deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieſer Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief ſind wir der ſchönſten Morgenröthe
Des Glücks entſtürzt! — O wie iſt um mich her
Die Welt zerſtört! — Wie ſchwarz das Licht der Sonne!
Die Sphären ſtehen! Stumme Todesſtille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, Du allein
Biſt mir noch übrig, (letzter Troſt im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungetadelt
Und ungeſtört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! Du, — wo find' ich einen Namen,
Der Deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du ſchönſte, reinſte Seele, die ſich je
In Engelsbildung dieſer Erde zeigte,
Erſinke nicht den Leiden, die Dein zartes Herz
Zerreißen! Zage nicht, Du meines Lebens Wonne. Noch
Iſt alles nicht verloren; noch iſt Hoffnung da.
Dein Vater, deſſen fromme Redlichkeit
Und ſanfte Güte jedes Herz ſchon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater; und viel and're
Der Edelſten des Reiches, deren Anſehn,
Von Macht und Gunſt des Volkes unterſtützt,
Marien's Anhang leicht zur Erde drückt,
Die Alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

Lady Johanna.

O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menſchen, deren Kraft ein Schatten iſt,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom ſchwächſten Stoße fallen!
Dort über uns — ſchau durch die Wolken auf,
Die unſerm Blick die ſel'ge Ausſicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie ſchaut auf uns herab! Sie lenkt, ſie ordnet alles!
Nur der Gedank' an ſie — hält meine Seel' empor,
Daß ſie nicht ganz erſinkt!

Lord Guilford.

Vertraue nur,
Du ſchöne Heilige! vertraue Du
Der Vorſicht, die Du glaubſt, und deren Macht und Güte
Gleich unbekränzt, gleich unaufhaltbar iſt.
Sie wird uns retten! Aber ſie gebraucht
Zu ihren unſichtbaren Thaten ſtets,
Die ſichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menſchen Arm, und Witz und Leidenſchaften.
Sie wird die Helden, die ſich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht!
Mit Klugheit und mit ſtarkem Muth begeiſtern.
Der Rath verſammelt ſich. Den Augenblick,
Da ich hierherging, ſah ich meinen Vater
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken ſchienen, Hand in Hand
Mit Deinem Vater zur Verſammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leiſ' am Hof' umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern, — Edward habe,
In ſeinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unſer Wohl, ein Teſtament verlaſſen,
Wodurch die römiſchdenkende Maria,
Vom Throne ausgeſchloſſen ſei. Iſt dieß,
So hat des beſten Königs früher Tod
Die Ausſicht einer beſſern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freiheit ſchmachtet,
So kann Dein Guilford, der in Dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frei, noch glücklich ſein.

Lady Johanna.

Was Du mir ſagteſt, iſt mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrich's letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien gibt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuern Eides brechen,
Wodurch ſie ſich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns ſichtbar ward, des Vaters Angedenken
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.

Auch mir iſt ein Geheimniß was ich ſeh',
Und was ich hör', und was mein Herz mir weiſſagt.
Doch bald — (Ein Offizier erſcheint.)

Der Offizier.

Lord Guilford, der Senat erwartet Dich.

Guilford,

(zum Offizier, der wieder ſich entfernt).

Gut!

(Zu Lady Johanna.)
Nun wird Alles ſich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich ſtahl den Augenblick
Nur, Theu'rſte, Dich zu ſehen, und Deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt ſind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt England's Schickſal und das unſ'rige.
Die Feinde ſchlummern nicht — Ich eile, deſto bälder
Zu Dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna.

Ein guter Engel leite Deine Tritte!

Dritte Scene.

Lady Johanna (allein).

Indeſſen, daß die Weiſen, daß die Väter
Des Reiches ſich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz ſo feurig
Für England's Glück, für's allgemeine Wohl
Der Menſchen ſchlägt! — Was kann ich thun? — Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich ſelbſt vergeſſen!
Nur einſam weinen, und, die ſchwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menſchen Vater! —
Komm! ſtille Ruh, komm ſüße Einſamkeit,
Umſchatte mich! O kommt, geliebte Bilder
Von Tod und ſanfter Ruh im ſtillen Grabe,
Und vom Triumph der feſſelfreien Seele,
Die ſich dem Staub entſchwingt! Nur ihr allein
Beſänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den Kummer
In ſchlummerndes Vergeſſen einzuwiegen!

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Northumberland (allein).

Wenn nicht das Schickſal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig iſt, mein Werk zerſtört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einſam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betrügt, verläßt — ſo trennt mich nur ein Schritt
Vom höchſten Gipfel, den der Stolz der Menſchen
Erſtreben kann! — Wie günſtig fügt ſich Alles
Nach meinem Wunſch! — Durch ſeiner Tochter Band
Mit meinem Sohn, iſt Suffolk's Anſehn mein!
Das Volk iſt mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaßt der junge Fürſt! Sein letzter Wille,
Beſchworen von den Mächtigſten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Anſehn zwang,
Schließt Heinrich's ältſte Tochter von der Krone
Auf ewig aus, und gibt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Marien's Anhang darf, durch dieſen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, ſein beſtürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und ſeine Feſſeln haſſet,
Nach Freiheit ſeufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edward's Hand empfangen,
Die ihm ſo ähnlich iſt, — die er ſo zärtlich,
Wie ſeine Schweſter liebte, deren Tugend
So viel verſpricht! Ja Alles, Alles ſtimmt
In meine Abſicht ein! — O! Welche Ausſicht
Umglänzt mich. — Zwar mußt' ich ſie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch, verſchließe dich
In meine Bruſt, verderbliches Geheimniß,
Und ruh' auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie iſt es ſelbſt!
Wie ſchön, wie unſchuldsvoll! Wie malt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth iſt ſie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

Zweite Scene.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland.

Komm, meine Tochter, laß mich Dich umarmen,
Zum letzten Mal Dich mit dem ſüßen Namen
Begrüßen, der —

Lady Johanna.

Was ſagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mal? —

Northumberland.

So will die Pflicht es künftig!
Johanna, faſſe Dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürſten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, deſſen Fei'rlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — Dich — zur Königin der Briten.

Lady Johanna.

Mich? Mylord! — hör' ich recht? Iſt's Guilford's Vater
Der mit mir ſpricht? — Iſt's möglich? Kann er wohl
In dieſer ernſten Stunde, da der Himmel
Durch Edward's frühen Tod Britannien
Das Todesurtheil ſpricht, — in dieſer Stunde,
Da jeder weint, dem in der Bruſt ein Funke
Von Tugend glüht; da namenloſes Elend
Auf unſre Scheitel hängt, kann Guilford's Vater
Mit ſeiner leidenden Johanna ſcherzen?

Northumberland.

Mich wundert nicht, daß ſolch ein Wechſel Dir
Unglaublich ſcheint! Daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraſchtes Herz, von tauſend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuſchung hält! Doch ferne ſei von mir
In dieſer ernſten feierlichen Stunde,
Die unſern Thränen um den beſten König,
Die England's Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt iſt, gedankenlos zu ſcherzen!
Nichts iſt gewiſſer, als daß Dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk erſehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna.

Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland.

Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird Dein Vater,
Und Guilford, und der glänzende Senat
Britanniens, zu Deinen Füßen liegend,
Dich überzeugen! — Faſſe Dich, Johanna!
Sei Deiner würdig! Sei des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er Dir geben kann,
Von Dir empfängt. Fließt nicht das reinſte Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edward's Statt ſie zu beglücken,
Als Dich, in deren Bruſt der gleiche Geiſt
Der Tugend und der Menſchenliebe athmet?

Lady Johanna.

Wie ſoll — wie kann ich ſagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, ſo verſagt die Zunge mir
Sie auszuſprechen. — O wie konnt' in Edward's Herz,
Wie konnt' in Euers, Mylord, ein Gedanke
Wie dieſer kommen? — Ich erröth' und zittre
Es Euch zu ſagen — Nein, ich faſſ' es nicht,
Wie Eure Klugheit, Euer langgeübter,
Erfahrner Geiſt Euch ſo verlaſſen konnte!
— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend die Beſtürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs ſein Vaterland
Zurückzureißen, kann den Weiſeſten
Zu einem Anſchlag treiben, den die Klugheit,
Bei kälter'm Blute, unterdrücken würde!
Doch, ſagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt zürnen,
Wenn, ſtatt der Erbin, die das Reichsgeſetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter
Und Schweſter ſeiner Könige, ich, Suffolk's Tochter,
Geboren zum Privatſtand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muß nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partei
So zahlreich und ſo mächtig wie ſie iſt,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrich's, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, ſie werde keine Freunde finden,
Die ſich für ſie bewaffnen? Und nicht nur
Für ſie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgeſetze, die der Brite
Als das Palladion ſeiner Freiheit ehrt!
Wird Oeſtreich's Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Philipp, deſſen unbegrenzter Zepter
Die beiden Indien ſchreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzeſſin gibt,
Sich ſäumen, ihr gekränktes Recht zu ſchützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein ſchwaches, unerfahrnes, junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland.

— Meine theure Tochter!
Ich ließ Dich ungehindert Alles ſagen,
Was, wider unſer Hoffen, Deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geiſt, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geſchlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir ſie fähig glauben,
Der herrlichſten Beſtimmung ſich zu weigern,
Wozu der Himmel Menſchen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne dieſen Kleinmuth!
Schwing über dieſe weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was Dein Herz,
Dein Vaterland, Dein Glaube von Dir fordert.
Geziemt's der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,
Die ihrem Laufe trotzen, ſich zu ſcheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerſchreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freiheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der ſie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgeſtalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was Dein Edward ſelbſt
Dir ſterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der britiſche Senat, durch ſie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle dieſe Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geſchöpfe Deiner Phantaſie,
Die noch von Edward's Tod erſchüttert iſt.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Iſt größer als Du denkſt. Wer Freiheit liebt,
Wer Rom verabſcheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurſt ſeiner Mönche haßt,
(Und, o! wer haßt ſie nicht?) die Alle ſind
Mit uns vereint. Maria iſt im Auge
Des Volks nicht Heinrich's ältſte Tochter, nein!
Nur eine Sklavin Rom's, nur Philipp's Braut.
Wem in der Bruſt ein britiſch Herz noch ſchlägt,
O! dem empört in jeder Ader ſich
Das Blut, vom Schatten des Gedankens ſchon,
Sein freies Haupt in's abgeworfne Joch
Des ſtolzen Rom's zurück zu ſchmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird Dich als einen ſichtbar'n Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugeſandt.

Lady Johanna.

Ach! Wollte Gott, es wär' in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber dieſe Macht,
Gab mir der Himmel nicht! Er haßt die falſche Weisheit,
Die ungerechte, frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, ſo lange Heinrich's Töchter
Und Edward's Schweſtern leben. —

Northumberland.

Biſt Du nicht
Wie ſie, von königlichem Blut? — Die Enkelin
Von Heinrich's Schweſter? Hat Marien die Geburt
Dem beſten Prinzen mehr als Dich genähert,
So macht Dich Deine Tugend, Deine Güte
Zu Edward's Schweſter! — Pflegt' er Dich nicht ſtets
Mit dieſem ſüßen Namen zu benennen?
Verdient die ſtolze, grauſame Maria,
In deren Bruſt nur Gift und Rachſucht kocht,
Bei der die Ausſprüch' eines finſtern Mönch's
Orakel ſind, ſie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürſten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu ſuchen
Und, gleich der Gottheit, weiſ' und gut zu ſein —
Verdient ſie mehr als Du, die Edward's Geiſt und Herz
Uns wieder gibt, den Namen ſeiner Schweſter?

Lady Johanna.

Dieß Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonſt ſüß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr ſchmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es ſei! — Doch Alles, was Euch wider ſie
Empört, gibt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorſicht durch verderbte Fürſten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen ſtrafen,
So thut ſie nichts, als was wir längſt verdient,
Sie züchtigt uns durch unſre eignen Laſter,
Die Fürſten ſind nur ſchlimm, weil wir es ſind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sclaven ſind es, die Tyrannen machen.

Northumberland.

Ach! meine Tochter! wie betrügeſt Du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegſamkeit — Doch nein, Du wirſt Dich faſſen!
Ein wenig Zeit und reifre Ueberlegung
Wird Deine Zweifel heben.

(Er ſieht ſich um, und ſieht von Ferne Lady Suffolk ſich nähern.)

Wie erwünſcht
Kommt Deine Mutter! welch' Entzücken ſchimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet beſſer

Als Du, den Werth der angebotnen Krone,
Ihr überlaß ich Dich —
(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk.
O meine Tochter,
O Du, mein Stolz, mein Kleinod! meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunſt an mein Mutterherz Dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antworteſt Du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude —
Du weinſt, mein Kind? —

Lady Johanna.
Ach meine Mutter!

Lady Suffolk.
— Wie?
Du weißt, Johanna, welch' ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannſt noch trauern?
Kann England's Thron, die Majeſtät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'ſchen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu Deinen Füßen,
Kann die Gewalt, Glückſelige zu machen,
Und unter allen ſelbſt die Glücklichſte zu ſein,
Dein Auge nicht entwölken? — Edward's Geiſt
Iſt ſchon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von Deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß dich ganz den reizerfüllten Bildern
Der ſchönſten Zukunft, die er Dir, und uns
Durch Dich, vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umſchwebten, der ihm, noch
In ſeiner letzten feierlichſten Stunde
Des Himmels großen Rathſchluß in die Lippen hauchte
Zur Erbin ſeines Throns Dich zu erklären!

Lady Johanna.
Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen!
Warum empört mein bebend Herz ſich ſo
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie ſoll ich das,
Was ich empfinde, nennen? Dieſe Schauer,
Die Ahnungen, die meine Bruſt erſchüttern?
O Edward, du biſt glücklich! —

Lady Suffolk.
Ohne Zweifel
Genießt er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, iſt das höchſte Glück
Der Erde zugedacht! Er ſelbſt, Dein Edward ſelbſt
Beſtimmt' es Dir! — Kann der Gedank' allein
Es Dir nicht ſchätzbar machen?

Lady Johanna.
Eben dieß
Mehrt meine Zweifel! — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling in der letzten Stunde,
Im Angeſicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erſte Unrecht ſeines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ich's glauben?
Er liebte mich; er pflegte ſeiner Seele
Geheimſte Wünſch' und ſtille Sorgen oft
In meinen ſchweſterlichen Schooß zu ſchütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniß,
Das mich ſo nah betraf? und ein Geheimniß,
Von ſolcher Wichtigkeit, von ſolchen Folgen! —
Und war ich nicht in ſeiner letzten Nacht
Bei ſeinem Lager? Faßten meine Lippen
Nicht ſeinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bei, —
Ich ward einmal von ihm hinweggerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So ſchien ſein brennend Auge zärtlicher,
Mit ernſten Blicken, die bedeutend ſchienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hand,
Sein Mund verſuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor ſich auf den Lippen
In leiſes Liſpeln! — Ach, ſo war es dieß,
Was du mir ſterbend noch entdecken wollteſt? —
Mein Edward! —

Lady Suffolk.
Rufe dieſe Trauerbilder
Nicht ſtets zurück! Entfern' ihr Angedenken
Aus Deinem Geiſt! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer faſt
Unkennbar macht! Wo iſt die edle Denkart,
Der königliche Geiſt, die reife Tugend,
Die in den Augen Aller, die Dich ſahen,
Dich über Dein Geſchlecht erhoben?
Jetzt fordert Dich der Ruf des Himmels auf,
Vor'm Angeſicht der Erde ſie zu zeigen.
Sei freudig was er Dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Briten!

Lady Johanna.
Wie gern verſprechen wir doch unſern Wünſchen
Des Himmels Beifall! — Doch! wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter ſein,
Eh' mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.
Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel Deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendſte Monarchin
Der ganzen Welt zu ſein! — Ja, liebſtes Kind!
Mit Luſt entſag' ich meinem nähern Anſpruch,
Mit Freuden wähl' ich mir die Dunkelheit,
Nur Dich, den holden Liebling meines Herzens,
Erhöht zu ſehn! Welch' ein Triumph für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnſten Hoffnungen,
Im ſchönſten Licht, worin die Tugend ſich
Der Erde zeigen kann, von Nationen
Geliebt, bewundert, angebetet ſehn!
Genug für mich, wenn dieſe Myriaden,
Die Du beglücken wirſt, die Mutter ſegnen,
Die Dich gebar, die Bruſt, die Dich geſäugt;
Wie wallt mein Herz bei dieſer frohen Ausſicht
Von Freuden über! —

Lady Johanna.
Ach! das meine ſchmilzt
Von Wehmuth! — Beſte, zärtlichſte der Mütter!
Was ſoll ich thun? — O! warum kann ich nicht —

Lady Suffolk.
Nichts mehr, mein Kind! — Ich ſehe, wie gerührt Du biſt
Ich will Dich jetzt verlaſſen — Einſamkeit
Und ſtille Ueberlegung wird Dich bald
Zu einem Schluß, der Deiner werth iſt, bringen!

Vierte Scene.

Lady Johanna (allein).
Wie klopft mein Herz! — Wie taumeln durch mein Haupt
In inner'm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Dieſe Augen ſahen
Die Deinen brechen! ſahn das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf Deinem bleichen Angeſicht zurückließ.
Bald folg' ich Dir! Was iſt mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und ſeine eiteln Freuden?
Der Krone, die Dein Haupt jetzt unverwelklich ſchmückt,
Der werth zu ſein, iſt Alles, was ich wünſche! —
Und doch entzückt der reizende Gedanke
Mein Innerſtes, das Glück ſo vieler Menſchen
Zu machen! — Ach! Wie oft, wie oft war dieß
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieſes nur, nur um die edle Macht,
Den Menſchen wohlzuthun, Gott nachzuahmen
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt' es wahr ſein? Riefe mich die Vorſicht
Zu dieſem großen, göttlichen Geſchäfte? —
Wie gerne öffnet ſich mein willig Herz
Dem ſeligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilford's Vater, was der Mütter zärtlichſte,
Was wie es ſcheint, die Weiſeſten und Beſten
Des Rathes glauben, Edward's Wille ſei
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
In's Herz gehaucht? — Zu raſche Hoffnung! Nein!
Du täuſcheſt mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majeſtätiſche Senat
Britanniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einſicht ſetze?
Wie, wenn ſie beſſer als ein unerfahrnes Kind,
Was recht iſt, wiſſen, was die große Pflicht
Für's Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängſtigt dieſer zweifelhafte Stand

Mein ungewiſſes Herz! — Wer führet mich
Aus dieſem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geſchöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leiſen Warnung folgen, die mein Geiſt
Stets in ſich hört, der Stimme des Gewiſſens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja! Ja! Ich folge Dir! Du biſt
Die Stimme Gottes! Kein Phantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falſcher Schlüſſe
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(Sie ſieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel! ſtärke mich!

Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford. Lady Johanna.

Suffolk.

Iſt Dein Entſchluß
Wie ihn die Pflicht und unſre Liebe wünſchet,
So laß, Johanna, Deinen alten Vater,
Und Guilford, der Dein ganzes Herz verdient,
Die erſten ſein, die das erwünſchte Ja
Von Deinen Lippen hören! Wie? Du zögerſt noch?
Hat Guilford's Vater Dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung Deines armen Vaterland's
Sie hängt an Deinem Ja! Du kennſt, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir ſchweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen ſeufzen
Nach einer Fürſtin, die das große Werk,
Das Edward's Frömmigkeit begann, vollende!

Lady Johanna.

Erlaube mir, mein Vater eine Frage!
Iſt wirklich ſonſt kein Weg zu England's Rettung
Als dieſer? —

Suffolk.

Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es iſt kein andrer Weg zu Englands Rettung!

Lady Johanna.

Und war es Edward ſelbſt, der ſterbend mich
Zur Königin erklärt'?

Suffolk.

Er war es ſelbſt!

Lady Johanna.

Er ſelbſt? — So wars in einer bangen Stunde,
Da ſein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er that's — vielleicht gezwungen.

Suffolk.

Ja! von der Liebe ſeines Volk's gezwungen,
Vom Eifer, der in ſeiner Engelsbruſt
Für Gott und ſeine Wahrheit brannte!
Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falſchen Klugheit dieſer Welt verſchmähte:
Der zwang ihn! — Fühlteſt Du, was er empfand —

Lady Johanna.

O könnt', o könnte doch mein Blut Dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh ſollt' es für dich
Aus jeder Ader ſprudeln! — Du, Allwiſſender,
Du biſt mein Zeuge! —

Lord Guilford.

— Erlaube, Theuerſte,
Erlaube dem, der Deine Seele liebt,
Den rühmlichen Verſuch, Dich zu erbitten!
Doch nein! Dein Guilford haßt, verſchmäht den Zweifel
An deiner Großmuth! Niemals liebt' ich Dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemals ſchienſt Du mir
Bewundernswerther als in dieſer großen Stunde!
Aus Tugend weigerſt Du Dich unſern Wünſchen;
Nur eine Heldenſeele, wie die Deine,
Iſt fähig, Kronen auszuſchlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt iſt's größre Tugend, jetzt iſt's Pflicht
Sie anzunehmen! Laß nicht allzuzarte
Spitzfindige Begriffe Deinen Geiſt
Zum Nachtheil Deines reinen Herzens, täuſchen!
Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Geſetze
Es Unrecht nennen? Iſt das oberſte Geſetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna! — iſt es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Ueberlaß Dich frei den ſchönen Trieben
Der Großmuth, und dem ſanften Zug der Liebe
Zum menſchlichen Geſchlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur Dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freiheit ſchuldig werden!
Wie wird die ſpäte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniß ſegnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Bruſt,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die, wie wir,
Sich lieben, alle werden Dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke ſegnen!

Lady Johanna.

Ach! Guilford! Guilford! —

Lord Guilford.

Sieh Dein Vaterland
In mir zu deinen Füßen. Theures Mädchen!
Du kennſt das Elend, das auf alle wartet,
Auf Alle, die die Feſſeln Rom's zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme Dich des namenloſen Elends,
Das Rach' und Blutdurſt Deinem Volke dräut!
Erbarme Dich —

Suffolk.

Soll Dein Gemahl, Dein Vater,
Dein Vaterland, ſoll Edward ſelbſt vom Himmel
Vergeblich flehen?

Lady Johanna.

Nein! mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Knie nicht vor mir!
Mein Herz erſinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von Deinem holden Munde
So rührend ſchallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray
Was Euch gefällt!

Sechſte Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

Northumberland.

Die Fürſten Albions
Erwarten ſehnlich ihre Königin!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk.

Ja! ſie hat geſiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorſams,
Die ſie uns ſchuldig war!

Northumberland.

Hinfür gebührt es uns
In Deinen Winken unſre Pflicht zu leſen.
Heil Dir, Prinzeſſin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du ſchönſte Blume
Von York's und Lankaſter's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll! Durch deren klugen Zepter
Geſetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne, dieſe ſegensreiche Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt, Dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Lord Guilford.

Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Northumberland.

Gefällt es Dir, Prinzeſſin, den Senat
Durch Deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelſten der Briten
Den Eid der Treue zu empfangen?

Dann ſoll das ganze Volk den theuern Namen hören
Der unſern Enkeln heilig bleiben wird!

Lady Johanna.

Ich folge Dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles Schickſal!
Wie ſpielſt du mit den Menſchen! — Dieſe ſchnelle
Verwandlung — Doch ich ſchweige! Höre du,
Der du die Unſchuld dieſes Herzens kenneſt,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieſer ſchwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf England's Haupt, iſt dein gerechter Zorn
Noch nicht verſöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieſes unglückſel'ge Land
Zu ſtürzen? — Gott! So höre mein Gebet!
Verſchone ſeiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein, o Gott!
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!
(Geht ab.)

Johann Sebaſtian Wieland

war Prediger zu Heilbronn und ſtarb um 1660.

Er ſchrieb:

Der Held von Mitternacht, das iſt der allerdurchlauchtigſte großmächtigſte Fürſt und Herr Guſtavus Adolphus. Heilbronn, 1633.

ein höchſt mittelmäßiges Heldengedicht.

Ludwig Friedrich Auguſt Wieland,

Sohn von Chriſtoph Martin Wieland, wurde am 28. October 1777 zu Weimar geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde Doctor der Philoſophie und war von 1809—1811 Bibliothekar des Fürſten Eſterhazy zu Wien. Er lebte dann ſpäter als Privatgelehrter abwechſelnd zu Wien, Weimar und Jena, wo er am 12. December 1819 ſtarb.

Er gab heraus:

Die Familie Scharffenſtein; Trauerſpiel. Zürich, 1802.
Erzählungen; herausgegeben von L. W. Leipzig, 1802—1805. 2 Thle.
Evelina; Drama nach dem Engliſchen. Braunſchw., 1804.
Luſtſpiele. Braunſchweig, 1805.
Die Belagerten; Schauſpiel. Wien, 1814.
Mehrere politiſche Schriften, z. B. der Patriot. Jena, 1808.
Einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

W. hatte von der Natur ſehr glückliche Anlagen erhalten, und würde vorzüglich als politiſcher Schriftſteller Treffliches haben leiſten können, wenn ihm ein längeres Leben Reife und Ruhe geſchenkt hätte. Seine poetiſchen Verſuche ſind dagegen von geringer Bedeutung.

Ludolf Wienbarg

ward 1803 in Altona geboren, ſtudirte zu Kiel und Bonn, erwarb an letzterem Orte die philoſophiſche Doctorwürde und las ein Semeſter lang in Kiel über Aeſthetik und deutſche Literatur. Hierauf ging er nach Frankfurt am Main, um mit Gutzkow die deutſche Revüe zu redigiren. Nach der Proſcribirung des Jungen Deutſchlands hielt er ſich am Rhein auf, lebte dann in Hamburg, an der Börſenhalle und anderweitig vielfach literariſch beſchäftigt, und gegenwärtig in Altona, wo er die dortige politiſche Zeitung „der Altonaer Merkur" redigirt.

Von ihm erſchien:

Holland in den Jahren 1831—1832. Hamburg, 1833.
Schilderung von Kopenhagen. Hamburg, 1834.
Tagebuch von Helgoland. Hamburg, 1838.
Aeſthetiſche Feldzüge. Hamburg, 1834.
Die neueſte Literatur. Mannheim, 1835; 2. Aufl. Hamburg, 1838.
Geſchichtliche Vorträge über altdeutſche Sprache und Literatur. Hamburg, 1838.
Die Dramatiker der Jetztzeit. Altona, 1839.
Wanderungen durch den Thierkreis. Hamburg, 1835.
Quadriga. Altona, 1840.
Aufſätze u. ſ. w. in Journalen u. ſ. w.

W. hatte ſich früher den Beſtrebungen des ſogenannten jungen Deutſchlands angeſchloſſen, und in dem Sinne dieſer Partei, aber doch ſebſtſtändig und faſt ausſchließlich der Kritik ſich zuwendend, gewirkt. Jetzt iſt er von dieſen Männern derjenige, der ſich und ſeiner Sache am treueſten geblieben, indem er überhaupt von vorn herein nur die Sache ſelbſt im Auge hatte und ſich nie dazu hergab, ſich durch gehäſſige Perſönlichkeiten Geltung bei der Menge zu verſchaffen. Er beſitzt ſeltenen Scharfſinn, Klarheit, Reichthum der Gedanken, Feinheit und eine große Eleganz, Anmuth und Gewandtheit der Darſtellung. Seine äſthetiſchen Kritiken werden daher noch bleibenden Werth behalten, wenn andere ähnliche, aber ſeinem Weſen keinesweges wirklich verwandte Beſtrebungen längſt vergeſſen ſind.

Goethe und die Welt-Literatur.*)

Wir machen ein Geſetz an die junge Production und an die junge Kritik unſerer Zeit, das Moſes und die Propheten — Leſſing, Herder, Goethe und Schiller in ſich befaßt, das nämlich, ſich auf den Standpunkt der heutigen Welt-Literatur aufzuſchwingen.

Das Wort iſt ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetiſcher Blick Goethe's, der mit halbgebrochnem, ſtrahlenloſem und doch ſo weitſichtigem Auge in die entſtehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinſah. Es iſt wahr, der Alte machte in ſeinen alten Tagen viele ſteiffriſirte Wörter, viele ſpröde, brocklichte Zuſammenſetzungen — dem Alter gehen nicht nur die Haarwurzeln aus, ſondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkündete, taufte er ein Rieſenkind auf den einzig ihm gebührenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichſam zum Vermächtniß hinterlaſſen. Wäre das Wort für Naturphiloſophie noch nicht erfunden, ſo müßte man es herbeiſchaffen; ebenſo das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn ſo zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — ſtand auf einer hohen Warte, und ſah halb behaglichen, halb beſorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeſchüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, engliſche und franzöſiſche Journale, ſchüttelte manchmal das entlockte Haupt als Miniſter, wenn er den Byron ſo verwegen revolutionäre Grundſätze bekennen hörte, glühte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines ſeiner eigenen Jugend ſo verwandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuſchte. Er erlebte die Anerkennung des Auslandes, und vielleicht lag in dieſer ſchmeichelhaften Thatſache ein Grund mehr für ihn, ſich in gutes, wenn auch einſeitig artiſtiſches Verſtändniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu ſetzen, ein Verſtändniß, das Ludwig Tieck ſo ſehr vermiſſen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechſelverkehr der Literaturen, ihrem günſtigen Einfluß auf einander und endlicher Verſchmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten ſeine Bruſt, und er hatte keine Ahnung von dem ſchauerlichen Nachteulengekrächze, das Tieck über ſeinem Grabe erhoben hat.

---

*) Aus Wienbarg's: „Zur neueſten Literatur." Mannheim, 1835.

Goethe war der geborenſte Protektor der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachteſter Widerſacher. Das wollen wir beweiſen.

Mag man ſagen, Goethe hat die moderne Poeſie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeiſterung entzog, ſie zu miniſteriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit, ja vor den Leichenwagen der geſellſchaftlichen Entartung ſpannte — dieſes ſind nicht allein neueſte Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, ſondern bereits alte Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgeſprochen. Das Wahre davon iſt, daß er nur zu treu ſeiner Neigung und ſeinem Grundſatze Folge leiſtete, wonach ihm die Muſe nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens erſchien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieſes ſchmerzlicher empfunden, als er ſelbſt, daß die höchſte Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit ſeiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloſchen war in deutſchen Landen; man muß bedauern, daß das geſellſchaftliche äſthetiſch-ſittliche Leben ſeiner Zeitgenoſſen unwürdig war ſeines großen dichteriſchen Genius; man kann ſogar in dieſem Betracht die Poeſieloſigkeit eines Wilhelm Meiſter, der Wahlverwandtſchaften u. ſ. w. eben ſo thatſächlich nennen, als die Poeſieloſigkeit jener ſocialen Zuſtände, denen dieſe Dichtungen entkeimten — aber den Grundſatz muß man ſtehen laſſen und ſeine Neigung darf man nicht ſchelten. Dieſer Grundſatz iſt der Stern in der Nacht der Poeſie, Goethe's Werke ſind Magnetnadeln, die nach dieſem Polarſtern hindeuten. Poeſie und Leben ſind Inſeparabeln, das Weibchen härmt ſich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poeſie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poeſie. Dieſen Goethe'ſchen Grundſatz nennen wir das große Goethe'ſche Samenkorn, ausgeſtreuet in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, ſo lange kritiſch-polemiſch wuchernd, in liebender Sehnſucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausſchlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überraſcht.

Eben in Folge dieſes Grundſatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspenſion der Poeſie. Die Zuſtände, die zu Goethe's Zeit noch eben vorhielten, ſind gänzlich verbraucht, ſo daß man nur die nackten Nothnägel und Eiſenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu ſehen bekommt. Die Verwitterung iſt allgemein und die einſamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachſen, ſind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die ſchwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben iſt gehemmt, und muß einen großen Theil ſeiner Kräfte im offenſiven und defenſiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerſtände des alten verbrauchen. Daraus reſultirt die kritiſch-negative Richtung unſerer Zeit, die noch immer einen überwiegenden Moment der Literatur bildet und die frühern Geſtaltungen anathemiſirt, ohne mehr als ihr dürftiges religiöſes Creditiv vorzeigen zu können. Die Poeſie, die nur das Geſtaltete liebt und aus dieſem Gehalt und Stoff zu höhern Geſtaltungen entlehnt, iſt gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an ſich ſelber zu verzweifeln. Zwangsweiſe iſt ſie vermählt worden mit einem abgelebten Greiſe, deſſen Bett ſie entſprang, um den jungen Gegenſtand ihrer Sehnſucht aufzuſuchen. Wo findet ſie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöſtem Gewande irrt ſie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie fragt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten ſchlagen ſie, und wiſſen nicht, daß ſie ihre künftige Königin ſchlagen. Und bei Nacht ſitzt ſie auf in ihrem Kämmerlein und lauſcht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt ſie und glaubt ihn zu küſſen, und wenn ſie erwacht und die Augen aufſchlägt, zerrauft ſie ſich das Haar und iſt allein. Ach, ſie iſt viel unglücklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie geſehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm laſſen.

In ihrer Verzweiflung iſt Ludwig Tieck ihr genaht, ironiſch lächelnd, mit flitzbogigem Rücken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter ſich den geſtiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du biſt toll geworden, kreiſchte er ihr ins Ohr. Du vergifteſt dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenſchaft, du läufſt einem wilden wüſten Geſellen nach, der ſich gar nicht um dich kümmert. Du liebſt; das iſt abgeſchmackt. Die Poeſie iſt da, um ſich lieben zu laſſen, ſie ſelber liebt Niemand außer ſich ſelbſt. Sie bedarf Niemandes und iſt allgenügſam gleich Gott. Das ſiehſt du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen ſchreibe, die durchräuchert ſind von Poeſie. Aus Ironie und Humor deſtillire ich den feinſten poetiſchen Parfüm, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzuſprengen. — Die Poeſie hörte ihn nicht. Sie ſchaudert vor der Tieck'ſchen Ironie und vor dem Tieck'ſchen Humor. Vernichtung und Wahnſinn ſind ihr lieber, als dieſe greiſen Ungethüme. Es giebt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die ſie nicht vorzöge dem glänzendſten Looſe, das ihr die wollüſtige Greiſesohnmacht bieten könnte. Spielt ſie nicht die kläglichſte Rolle, iſt ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerriſſen, ihr Herz nicht geſpalten, iſt ſie nicht ſehr unglücklich? Und dennoch, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn ſie auch unſinnig, ihre Hoffnungen, wenn ſie auch eitel, oder auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichſte Protektor, Tieck der gemachteſte Gegner der neuen Literaturrichtung ſei, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe ſich gewaltig ſträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, ſobald wir ihm auch den Einfluß aller Conſequenzen aufzubürden gedächten. Aber hier iſt auch nur vom Prinzip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe ſelbſt über ſeine jugendlichen Produktionen den Stab gebrochen und namentlich den Fauſt auf die kühlſte Weiſe verläugnet und ſich halb zum Verbrechen angerechnet, daß er einmal in ſeiner Jugend ſo tollkühn war, daß Feuer der Poeſie vom Himmel zu holen und ſo unvorſichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ ſich nicht irre machen durch des ängſtlichen Meiſters Vertuſchung. Sie berief ſich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Miniſter Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieſer Production, von unüberſehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die ſeit Shakſpeare's Tode preßhafte Poeſie ihrem Buſen Luft und offenbarte ihr ſtürmiſches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantaſterei von ihr in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe ſie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philiſtern Deutſchlands, da wußte ſie ſich nicht zu laſſen vor Angſt und flüchtete ſich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unſägliches Weh dem alten blinden Harfenſpieler, der wie Shakſpeare's zürnender Schatten, Geſpenſt des Goethe'ſchen Gewiſſens, finſter und traurig in Wilhelm Meiſters Lehrjahren umſchleicht. Iſt es euch nicht immer aufgeſtoßen als Räthſel und ganz befremdlicher Widerſpruch, daß dieſes ſüße tiefpoetiſche Kind ſich an den poeſieloſeſten Kaufmannsſohn hängen und für ihn eine heftig ſchmerzliche krankhaft-ſehnſüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieſer Wilhelm Meiſter iſt dasjenige Geſchöpf, das übrig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die ſchaffende Seele der Poeſie genommen. Dieſe Seele haucht er Mignon ein, die als eine geiſterhafte Erſcheinung aus dem Lande der Poeſie herüberſchwebt, um ihren abtrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantiſche Heimath, Mignon, die das ewige Lied der Sehnſucht ſingt, daß ſie auf ſein brutales Verlangen in guter Geſellſchaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfaſſen und lieben darf, ohne ſein eignes Treiben zu verachten, und den Roman abgeſchmackt zu finden, deſſen Held er iſt, Mignon, deren Herz bricht über ſeine vornehmen Liebeleien und die erſt im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Roſe auf der Bruſt, ſein Gemüth erſchüttert und den vollen Gedanken an ihre Unerſetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe faſt in allen ſeinen Dramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poeſie einhaucht und das Märtyrerthum der Poeſie überträgt. Selten ſind die Männer, Gegenſtände ihrer Liebe und Aufopferung, derſelben werth. Freilich iſt Menzel, der ſonſt ſo kluge Menzel, überall in Goethe ſo verirrt, daß er ihm in dieſer Hinſicht den Vorwurf wollüſtiger Grauſamkeit macht, durch welche von ihm das edelſte weibliche Weſen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Geſichtspunkt theilen, der ein hohes Genie ſo fratzenhaft zuſammenſchrumpfen macht und uns vom Koloſſe nur die dickverkürzten Beine zeigt. Wir bekennen uns zu einer ganz verſchiedenen Anſicht und wiederholen dieſelbe, indem wir uns alſo faſſen: Goethe erniedrigte die Poeſie, indem er ſie zur Begleiterin der Trivialität machte. In dieſem Verſtand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer ſich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet wird, oder die Poeſie, daß ſie zum Adel gehören ſoll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poeſie in Deutſchland einen erhabenen Charakter andichten können, ihr Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In dieſem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schickſal hätte ſich an ihm vergriffen, als es ſeiner einzigen Naivetät den Wendepunkt einer Literatur-Epoche anvertraute, wir beſäßen zwei Schiller, ſtatt einem, und die ſociale Literatur wäre allem Abſehen nach um Scott und Byron, Heine und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Deſtinsſchriftſteller gekommen. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er ſchilderte ſeine Zeitgenoſſen. Shakſpeare die ſeinigen. Welch ein Unterſchied! **Heus! quid vir viro praestat.** „Shakſpeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleichgeſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menſchen-Coſtüm, und hierin gleichen ſich alle. Man ſagt, er habe die Römer vortrefflich dargeſtellt; ich finde es nicht; es ſind lauter eingefleiſchte Engländer, aber freilich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus und denen paßt wohl die römiſche Toga.“ — Und gegen einen obſcuren deutſchen Recenſenten, der bedauerlich von der Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflichen claſſiſchen Werken genäſelt, bedient er ſich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schlüſſel zum endlichen Verſtändniß in die Hand geben und die doch endlich dem moraliſch-politiſchen Geſchwätz über ihn das Maul ſtopfen mögen: „Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation *große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt u. ſ. w.*“

Welche von dieſen Eigenſchaften, die den National-Autor bilden, traf Goethe unter ſeinen Landsleuten? Verhüllen wir uns die Augen und ſeufzen: keine. Das mußte die arme Poeſie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja ſelbſt als Eleonore in Taſſo, die tiefer und tragiſcher leidet als ihr Dichter, weil ſie ſtill leidet. In allen dieſen weiblichen Geſtalten ſiehſt du die gekreuzigte Poeſie mit der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutſche Frauen darob ſtaunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geſchlechts die Leidensgeſchichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutſche Weib an unſern Erbärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poeſie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht geſehen? — Unbegreifliche Liebe, myſtiſche Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlöſung — ohne Abſehen. —

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, deſſen Geſellſchaftsdichtungen ſo peinlich wie die Geſellſchaft ſelber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakſpeare aus einem Becher Unſterblichkeit trank, offenbarte ſich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch ſtaunenswerthe und an Zauberei ſtreifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir in ſeiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge faſſen wollen. Auf einmal nämlich und faſt gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die engliſche und die franzöſiſche, ſichtbar von Deutſchland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aeſthetik erſchütterten und in England die, man kann wohl ſagen, ſeit Shakſpeare erſteiften und gelähmten Fittige der Poeſie in neuen Aufſchwung verſetzten.

In dieſen Worten liegen eben ſo viele Wunder. Die gedankenreichſte und fruchtbarſte aller Poeſieen, die religiöſe Weltpoeſie oder poetiſche Weltreligion Shakſpeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe ſie zugleich mit der aufblühenden deutſchen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich ſcheint ſie ſogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu ſein. Und dieſe deutſche Poeſie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung ſieht ſich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptſächlich in deſſen Perſon, zu einem höchſt bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, deſſen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Reſultate bezeichnen. Das Staunen wächſt, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, ſcharf ausgeprägt in ihrer nationalen Beſonderheit, ja faſt entgegengeſetzt und feindlich ſeit Jahrhunderten, beide ſtolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erſchollen, ihren eiferſüchtigen Stolz vereinigten zu beiderſeitiger Verachtung der Deutſchen und der bärenhäuteriſchen deutſchen Literatur. Und nun mußte ſich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakſpeare abhorrescirenden Voltaire bei den plumpen Deutſchen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poeſie zur Einſicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakſpeare die Schuhriemen aufzulöſen — daß die Engländer, gründlichſte Verächter alles Deutſchen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutſche Köpfe auftauchen ſahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, ſich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört dieſe Thatſache, dieſe Wirklichkeit, die den beſcheidenen Deutſchen über ihre kühnſten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeſchichte, ſo kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieſes Räthſels um, ſo möchten wir wohl am liebſten uns an die Quelle wenden, in welche ſich dem Schein nach hauptſächlich der junge Weltſtrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im ſechſten Bande ſeiner nachgelaſſenen Schriften zu einer ſolchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es ſcheint, aber ohne ernſthafte Abſicht, ſich über einige theils ſehr allgemeine und äußerliche, theils ſehr beſondere und zufällige Bemerkungen einzulaſſen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängſtlich wunderliche Abwehrungsſyſtem, das er ſich in ſeinem Alter und ſeiner Stellung zur Pflicht machte. Er ſah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm ſehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als ſähe er nichts, oder nur das Oberflächlichſte und Nächſte. Allein die Schuhu in Deutſchland irren ſich, wenn ſie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen geſehen. Wann und ſo oft er den hellen Stern ſeines Auges aufſchlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wunderſame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artiſten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufaſſen, die tiefer zu Grunde liegende äſthetiſche ſociale Bewegung aber von dem Kreiſe ſeiner Betrachtungen auszuſchließen. In dieſer Art ſprach er mit Enthuſiasmus von den Verdienſten und Leiſtungen Byrons, und fügte dann in der Regel ſein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenſchaftliche Lebensweiſe und inneres Mißbehagen ſeinen Freunden den reizenden Genuß an ſeinem hohen Daſein einigermaßen verkümmere.“ Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieſer ſeltſame geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen.“ Das iſt ſo ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was poſitiv vorauszuſetzen, Handel, Reiſen, Kriege, Studium der Sprachen, periodiſche Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwiſchen den Völkern, ſo fehlt doch noch immer ein anderes Element, was ſo außerordentliche Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt erſt möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechiſchen Literatur auf die römiſche, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieſer Einfluß war ein todter und brachte todte Kunſtwerke hervor. Er hatte nichts geſchichtlich Organiſches. Wir ſind genöthigt, für die tiefſte und lebendigſte literariſche Wechſelwirkung unſerer Zeit das Princip eines geſchichtlichen Zuſammenhanges aufzufinden, und etwa ein geiſtig regſames Ideenfluidum vorauszuſetzen, das die Welt durchſtrömt und in deſſen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen ſich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsſchiffen auf dem Weltmeer; wir müſſen annehmen, daß derſelbe Geiſt, welchem die deutſche Literatur ihr iſolirtes fremdartiges Daſein verdankte, auch in Nachbarländern ſeine lebendige Kraft äußere, und dort ſchon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet geweſen, als die deutſche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es iſt ſonderbar, wenn der Weltgeiſt den Menſchen etwas offenbaren will, ſo flüſtert er es zuerſt den Deutſchen in's Ohr, und dieſe machen ein Religionsſyſtem, eine Philoſophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutſchen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, ſich als nackte Gedanken vor den Weltgeiſt zu ſtellen, und ihm auf die naiveſte Weiſe ſeine Geheimniſſe abzufragen. Franzoſen und Engländer verlangten ſo hohe Dinge nicht. Sie begnügten ſich mit den praktiſchen Ergebniſſen und dem verſtändig ſinnlichen Zuſammenleben in der Geſellſchaft. Allein da jedem Leben, das ſich erneuern und fortpflanzen ſoll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein dieſe ſchöpferiſchen Acte ausgehen, ſo mußte auch durch die franzöſiſche und engliſche Geſchichte ein höherer Geiſt unſichtbar hinrauſchen — und dieſes Geiſtes träumeriſche Geburtsſtätte waren die hohen ſchweigenden Gipfel des germaniſchen Eichenwaldes. Ohne die deutſche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakſpeare, für Frankreich keinen Rouſſeau und — Robespierre. Daß man ſich Shakſpeare nur als Proteſtant vorſtellen könne, hat Goethe klar und ſchön bewieſen. Daß aber die Vorläufer der franzöſiſchen Revolution und dieſe Revolution ſelbſt, den weſentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Die franzöſiſche Revolution, ſchrieben wir vor kurzem, iſt die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einſt gewaltſam zum Durchbruch gelangte deutſche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paraliſirung des Adels und der Kirche, Hyperſthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumſchränkter herrſcht, als ſein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um ſogleich auf eine Deutſchland eigenthümliche innerlich geiſtige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar ſchuf ſie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdiſpute, Hexenprozeſſe, den abſcheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geiſtloſe geiſtliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ſie nichts als Uebel angeſtiftet. Allein um dieſe Zeit ſtreifte ſie die ſchwarzen, ſchweren ungethümlichen Schuppen von ſich ab; und ſiehe da, nicht Luther der Mönch, ſondern der genuine Deutſche kam zum Vorſchein, der Deutſche, der ſeine Prüfungsſchule in Heidenthum, Papſtthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl ſeit den Cheruskerkriegen und Herrmannsſchlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geiſtigen Dimenſionen um ein erhebliches gewachſen war. Nun traten die intereſſanteſten Zuſtände ein. Dem glücklich entzückten Deutſchen ſchien alles, was ſeine Hand berührte, jung, friſch und eben aus der Hand des Schöpfers entlaſſen. Winkelmann rieb ſich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunſtantike mit dem ſchwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopſtock, in eine gewiſſe abſtracte Idealität der germaniſch-chriſtlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutſchen über ſeinem Meſſias poetiſche Chriſtenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Leſſing angeleitet, in der abgeſtäubten Weltgeſchichte eine mannichfaltige ſich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, ſtufenweiſe zur Veredlung des menſchlichen Geſchlechtes, zum Bewußtſein menſchlicher Würde, zur Humanität emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe ſtürzte ſich Shakſpeare in die Arme, der erſte Menſch der ihn erkannte, und etwas ſchuf, worin ſein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anſchauung, Sprachſtudien führten unmittelbar zur Quelle, Ueberſetzungen entſchädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweiſe blieb unſern Deutſchen fremd. Das eine Volk der Deutſchen ward ein viel völkeriſches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländiſche und abendländiſche Gottheiten verſammelten ſich in unſerm Hain, und die Gebrüder Schlegel ſchlachteten ganze große kritiſche Hecatomben und ſchrieben Literatur-Geſchichte mit derſelben Andacht, wie Winkelmann Kunſtgeſchichte. Der Deutſche ſchöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoeſie mit der kriſtallnen Opferſchaale der Humanität. Und nichts ſchien den Genuß zu trüben. Kein Bodenſatz eigener Nationalität befleckte die reingewaſchene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeſchmack. Alles ſchmeckte göttlich und das goldene Zeitalter ſchien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten ſich frühzeitig, und juſt die größten Geiſter wurden von ihnen befallen. Herder's erhabne Stirn verfinſterte ſich. Er ſchaute über ſein Buch hin und ſuchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die ſich ihm erſchloſſen in der Vergangenheit! und er fand nicht, was er ſuchte und ſtarb in Mißmuth. Dichter zog ſich dieſelbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine ſchwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephiſtopheliſchen Blitze und der erhabene Donner des Fauſt ſich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poeſie ward es ſehr bedenklich und unſicher.

Indem ſich nun in dieſen wildſchönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach ausgefüllterer Gegenwart und nach Zuſammenhang zwiſchen Poeſie und Leben darthat, nützte ſich eben dieſes Leben immer mehr ab. Schiller, deſſen Herzlichkeit die Oede deſſelben unerträglich fiel, ſuchte Täuſchung und fand ſie in ſeinen bewunderten und bewundernswürdigen idealen Dichtungen und philoſophiſchen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir ſahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche daſſelbe Gefühl der Leere nach erſtem Rauſche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, ſei's ſich ſtolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, dieſe machten aus der Poeſie ein myſteriöſes, wunderſames, unerhörtes Etwas, das zwiſchen Himmel und Erde hing wie ein kaum ſichtbares phantaſtiſches Spinnegewebe, in deſſen Mittelpunkt ſie ſich ſelbſt verſetzten als ironiſche Kreuzſpinnen, dickbäuchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückiſche, undeutſche Poeſie, weil ſie gar kein Herz, keinen Ernſt und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem ſchönthat. Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und ſelbſt Hoffmann ſo viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an ſeine eigenen Geſpenſter glaubte.

Wir trauen dem Leſer zu, daß er unſern Zweck, einen Wendepunke im Leben der Völker zunächſt an den Aeußerungen deutſcher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelaſſen hat. Konnte dieſes auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geſchehen, und mußte ſogar eine außerordentlich bedeutſame Reihe, die philoſophiſche, gänzlich übergangen werden, ſo glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutſchen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweiſen.

Aehnliche Urſachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche ſittliche und geſellſchaftliche Zuſtände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt ſich nichts in der Welt auf dieſelbe Weiſe; am wenigſten im freiſten und geiſtigſten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für dieſen Aufſatz wäre es unzuläſſig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerkſamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzoſen und andern Völkern allmählig dieſelbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unſere Literatur ihren obenbezeichneten Urſprung nahm. Eine gewiſſe Auslebung im Poſitiven, Hiſtoriſchen, bei Erweiterung des nationalen Geſichtskreiſes und Würdigung des Allgemein menſchlichen, das gemeinſame Beſtrebungen der Völker wünſchenswerth macht, das ſind wohl die weſentlichen Grundzüge der modernen Völkerſtimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin ſehe ich ihren Zuſammenhang mit der deutſchen Literatur als einen nationalen Typus, der ſich in ihnen wiederholt, nach Unterſchied der Zeiten und Nationen. Den hiſtoriſchen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren in Deutſchland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott ſich bei ſeinen erſten Productionen zum Muſter nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, iſt eine um ſo müſſigere Frage, als Fauſt, Manfred, Don Juan, Reiſebilder aus einer und derſelben Quelle gefloßen, und denſelben rebelliſchen Geiſt der Kraft und Freiheit athmen, der ſich noch tauſendfältig wiederholen und ſich erſt unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Verſuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzuſtellen, und den Geiſt der Zeit in dramatiſchen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytiſchen Geſellſchaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die hiſtoriſchen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poeſie in dieſen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterſchilderungen unſerer Zeitgenoſſen ſpielen muß, iſt bereits von uns angedeutet worden. Der ächt poetiſche Roman wartet auf das ächt poetiſche Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlaſſen und ſind zufrieden, wenn wir den Blick irgend eines jungen Talents nach der Weltregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutſche Literatur ſoll ſich der Rückwirkungen nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfängt. Für ſelbſtſtändige volksthümliche Ausbildung thun ſich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel iſt aber gewiß, die Wechſelwirkung zwiſchen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachſen und inniger werden, mit dem ſtets wachſenden brüderlichen Bund der Völker.

Eine beſtimmte Literatur, z. B. die deutſche, in ihrem lebendigen Verhältniſſe zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, alſo namentlich zur franzöſiſchen und engliſchen auffaſſen und deren Erſcheinungen mit aufmerkſamer Rückſicht auf Wirkung und Wechſelwirkung folgen, das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, ſo wie wir auf der andern Seite Schriftſteller, welche ſich auf keinerlei Weiſe in dieſem Verkehr bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

Sigismund Wieſe

ward 1800 zu Culm in Weſtpreußen geboren, und widmete ſich ſehr jung zu Berlin dem Studium des Berg- und Hüttenweſens. Er wurde in Erlangen Doctor der Philoſophie und folgte nun ganz ſeiner Neigung zu Philoſophie und Poeſie. Gegenwärtig lebt er, von jeder amtlichen Beſchäftigung entfernt, zu Döbritz, einem Dorfe unweit Potsdam.

Von ihm erſchien:

Romane: Theodor. Leipzig, 1833.
Hermann. Leipzig, 1834.
Friedrich. Leipzig, 1836.
„Drei Trauerſpiele.“ Leipzig, 1835.
„Drei Dramen.“ Leipzig, 1835.
Don Juan. Leipzig, 1840.

W. iſt ein tieferer Denker als Dichter, obwohl als Solcher auch mit glänzenden Eigenſchaften ausgeſtattet. Die Zerriſſenheit in den Gemüthern, wie in den Lebensverhältniſſen unſerer Zeit als wirklich vorhanden darſtellend, ſchildert er dieſelbe in ſeinen Romanen wie in ſeinen Dramen mit den glühendſten Farben und ſeltenem Gedankenreichthum, ſtellt ihnen aber als verſöhnendes und befreiendes Princip entſchieden das Chriſtenthum entgegen.

Paul Wigand

ward am 10. Auguſt 1786 zu Kaſſel geboren, ſtudirte zu Marburg die Rechte und, beſonders durch Wachler angeregt, Geſchichte. Nach ſeinen akademiſchen Jahren wurde ihm die Redaktion der politiſchen Zeitung zu Kaſſel übertragen, welche früher ſein Vater beſorgt hatte. Die Einnahme Heſſens durch die Franzoſen im November 1806 brachte ihm mancherlei Bedrängniſſe, denen er erſt durch die Verſetzung nach Höxter als Friedensrichter des neuen Königreichs Weſtfalen entriſſen ward. Nach dem Jahre 1813, an deſſen Beſtrebungen er lebendigen Antheil genommen hatte, ward er, der Hoffnung auf Rückberufung in ſein Vaterland beraubt, von Preußen als Aſſeſſor bei dem Land- und Stadtgericht zu Höxter angeſtellt. 1821 wurde er vom Staatskanzler von Hardenberg nach Berlin berufen, und erhielt in des Letzteren großartigem Unternehmen zur Sammlung der in Preußen befindlichen Urkundenſchätze, — ein Plan, den Wigand ſchon längſt ſelbſtſtändig hatte ausführen wollen, — den bedeutenden Auftrag, das Archiv zu Corvei und einen Theil der Paderbornſchen zu ordnen. Alle ſeine Arbeiten fanden bei dem Juſtizminiſterium ſolche Anerkennung, daß er 1834 nach Wetzlar verſetzt wurde, woſelbſt er als Doctor der Rechte und Philoſophie und Stadtgerichtsdirector lebt.

Er gab heraus:

Kriegslieder der Deutſchen; von Veit Weber dem Jüngeren. Kaſſel, 1813.
Der Flußgott Rhein und noch Jemand; ein Freudenſpiel; und: Die Rheinfahrt; ein vaterländiſches Drama. Marburg, 1814.
Andreas Hofer. Frankfurt, 1816.
Geſchichte der Reichsabtei Corvei. Höxter, 1819. 2 Thle.
Das Vehmgericht Weſtfalens. Hamm, 1825.
Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. Hamm, 1825—1830. 4 Bde.
Heſſen in ſeiner wahren Geſtalt. Kaſſel, 1806.
Handbuch für Friedensrichter. Göttingen, 1813.

Echte Vaterlandsliebe, tiefes gründliches Wiſſen, ausgezeichneter Scharfſinn und raſtloſer Fleiß haben W. einen ſehr geachteten Namen unter den deutſchen Geſchichtsforſchern erworben.

Salomon Wild

war Bürger und Meiſterſänger zu Augsburg, und ſchrieb:

Schöner Komödien und Tragödien zwölf. Augsburg, 1566.

welche jedoch, ganz in dem ſchlechten Geſchmacke jener Zeit, nur höchſt unbedeutend ſind.

Der von Wildonia, ſ. Minneſinger.

Karl Ludwig Eberhardt Heinrich Friedrich von Wildungen

ward zu Kaſſel am 24. April 1754 geboren, und ſtudirte zu Halle, Nürnberg, Marburg, in welcher letztern Stadt er 1776 Regierungsaſſeſſor wurde. Im Jahre 1780 trat er als Regierungsrath in badiſche Dienſte, ging aber in derſelben Eigenſchaft 1787 nach Heſſen zurück, und erhielt 1799 die Oberhofmeiſterſtelle in Kaſſel. Er ſtarb am 14. Juli 1822 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Lieder für Forſtmänner und Jäger. Leipz., 1788.
Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber. Marburg, 1794—1800.
Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde. Marburg, 1801—1812.
Waidmanns Feierabende. Marburg, 1815—1823. 6 Bdchen.

Ein eifriger Freund des edeln Waidwerkes war W. emſig bemüht, daſſelbe vorzüglich durch Lieder zu verherrlichen, unter denen ſich viele durch ihre Friſche, Lebendigkeit und Heiterkeit ſehr vortheilhaft auszeichnen und weite Verbreitung fanden.

Heinrich Friedrich Wilhelmi

war zuerſt Pfarrer zu Rosbach, wurde aber ſpäter als Profeſſor an das Gymnaſium zu Heidelberg berufen und 1828 zum Director derſelben Anſtalt ernannt.

Er iſt der Verfaſſer von:

Wahl und Führung. Leipzig, 1818. 2 Thle.
Bilder aus dem innern Leben. Leipz., 1829. 2 Thle.
Cöleſtin der Mönch und der Menſch. Leipzig, 1821.
Die Seefahrer. Elberfeld, 1824. 3 Thle.
Liederkrone. Heidelberg, 1826.
Zeichnungen nach der Natur. Leipzig, 1829.

W. ſuchte in ſeinen Romanen vorzugsweiſe religiöſe Extreme zu vermitteln und religiöſe Fragen zu löſen und verfährt dabei mit großer Milde und Liebe, gute Erfindung mit trefflicher Darſtellung verbindend. Seine erſte Leiſtung dieſer Art „Wahl und Führung" fand einen großen Kreis von Leſern, und gehört zu den beſten auf dieſem Gebiet.

Friedrich Wilker

ward zu Ratzeburg am 23. Mai 1777 geboren und vollendete ſeine akademiſchen Studien zu Göttingen, wo er auch 1800 als theologiſcher Repetent zuerſt angeſtellt wurde. In dieſem Amte blieb er bis 1803, und erhielt dann einen Ruf als Inſtructor des Fürſten von Schaumburg-Lippe. Nachdem er dieſes Amt zwei Jahre verſehen hatte, ward ihm eine Profeſſur in Heidelberg, wo er auch 1807 Bibliothekar und 1816 Hofrath wurde, zu Theil. Aber auch dieſe Stelle gab er wieder auf, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, wo er geheimer Regierungsrath, Hiſtoriograph, Oberbibliothekar und Profeſſor der Philoſophie, ſo wie auch Ritter des rothen Adlerordens III. wurde. Er ſtarb daſelbſt 1841.

Von ihm erſchien:

Geſchichte des Verfalls der Wiſſenſchaft und Künſte, bis zu ihrer Wiederherſtellung im 15. Jahrhundert. Aus dem Engliſchen. Göttingen, 1802.
Geſchichte der Kreuzzüge nach morgenländiſchen und abendländiſchen Briefen. Leipzig, 1807—1829. 5 Bde.
Handbuch der deutſchen Hiſtorie. Heidelberg, 1816.
Geſchichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten berühmten Heidelberger Bücherſammlung. Heidelberg, 1807.
Geſchichte der königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828.

Einer der gründlichſten deutſchen Geſchichtsforſcher erwarb ſich W. vorzüglich durch ſein klaſſiſches Werk über die Kreuzzüge einen unvergänglichen Ruf.

Johann Gottlieb Willanow

ward am 15. Januar 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, und erhielt ſeit 1752 ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung zu Königsberg, wo er beſonders Philoſophie, Mathematik und morgenländiſche Sprachen trieb. 1758 kam er als Profeſſor an das Gymnaſium zu Thorn, gab aber dieſe Stelle auf, um 1767 als Director der deutſchen Schule nach Petersburg zu gehen. Er ſah ſich jedoch durch unangenehme Verhältniſſe bald genöthigt, dieſe Stelle wieder niederzulegen. Von dieſer Zeit an ernährte er ſich hier nur kümmerlich als Lehrer an einem Mädcheninſtitute, bis er am 21. Mai 1777 ſtarb.

Er gab heraus:

Dithyramben. Berlin, 1766. 2. Ausg.
Dialogiſche Fabeln. Berlin, 1765; neue Ausg. 1791.
Sämmtliche poetiſche Schriften. Leipzig, 1779. Wien, 1793. 2 Thle.
Einzelne Gedichte, Aufſätze, unter denen auch ein Luſtſpiel „der ſtandhafte Ehemann'', Fabeln u. ſ. w. in Zeitſchriften.

W. ſuchte in ſeinen Dithyramben, in welchen er ſich vorzüglich Pindar zum Muſter genommen hatte, den Schwung ſeines großen Vorbildes zu erreichen, aber es fehlte ihm an der Begeiſterung des wahren Genius, und der gelehrte Prunk, ſowie die Kühnheit in Behandlung der äußren Form, konnten dieſen Mangel nicht verbergen. Glücklicher war er in ſeinen Fabeln, unter denen ſich manches Treffliche findet.

Des Bacchus Rückzug aus Indien.

Chor der Satyrn.

Evoe Triumphirer!
Goldgehörnter Hüftenſohn des Zeus,
Dem die Fluthen gehorſam ſind,
Und der Tartarus huldigt, und der Olymp.
Stoßt zuſammen, güldne
Nektar ſchäumende Schaalen!
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe Triumphirer!
Feuergeborner Erdenbeglücker!
Du in heiliger Grotten Nacht
Von Nymphen erzogener Sorgentödter!
Friſche Roſen um die Becher,
Und ums flatternde Haar,
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Silen.

Ja! tanzt mit erſchütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt lauter in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln; brüllt laut Epheubekränzte!
Auf dem weitſchreitenden Elephanten taumelt Er
Unter dem Purpurteppich, der Weltenumzieher,
Euch nach. Horcht! ſein Thyrſus rauſcht! Aus ihm ſah ich ihn
Als Knaben euch wunderſam Honig ſchaffen. Größ're Wunder
That er am Ganges. Auf ſonnigten Hügeln
Göttermoſt ließ er ſich gebären, Reis und Weizen
Auf den Aeckern. Unter den Kokosſchatten hervor,
Und aus Klüften, und vierſtättigen Hütten rief er
Die braunen Wilden in hochmaurigte Städte,
Gab Geſetze und bildete Völker ſich.
Aber dem kommenden Götterſohn entgegen
Trotzten die Barbaren, haarbegürtete Pygmäen,
Und hundeköpfige Kaliſtrirer, und weitohrige Enotoköten.
Hohnlachend ziſchten ſie unſer Heer taumelnder Satyrn
Und trunk'ner Mänaden als weibiſch unkriegeriſch aus.
Da hub er den Kriegerarm auf. Es brüllte
Fürchterlich mein treues Thier Wuth und Streit.
Zum tödtlichen Speer ward jeglicher Thyrſus
Der wuthkochenden Thyaden plötzlich. Hui! Der Schlachtordnungen!
Dir thurmbeladenen Elephanten bebten zurück,
Und Schrecken ſchmolz der Krieger Tapferkeit weg,
Flucht und Tod war vor uns her ihm nach,
Bis die Ungeheuer vertilgt waren alle
Durch Bacchus unüberwindbares Kriegsgetöſe.

Chor der Satyrn.

Evoe, ſchrecklicher Thyrſußſchwinger!
Der mit Löwenklauen die Erdenſöhne zwang,
Die Gottheitverachtenden
Tyrrhener in Delphine verwandelte
Und den giftigen Biß der Amphisbäne
Mit einem Rebenſchlag tödtlich rächteſt,
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Chor der Mänaden.

Evoe, ſchrecklicher Thyrſusſchwinger!
Der in gräßliche Nachtvögelgeſtalten
Die hohnſprechenden Mineiden warf,
Und den trotzigſten Pentheus durch unſre Klauen
Mit Tigerwuth zerriſſen
Im ſchwarzen Blute umkommen ließ.
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Silen.

Ihr, taumelt daher, Faunen, Nymphen, Thyaden!
Ganzes Gefolge taumle rundkreiſigte Reigentänze
Mit Freudenſprüngen um den Erob'rer!
Ihr vor den gifttrunk'nen Pfeilen
Des ſchnelltreffenden Agyrus an Quellenkühlungen
Des hochbewaldeten Meros vom Bacchus geſchützte;
Denn die Götterkönigin, noch immer zürnend,
Hatte den weitſchleudernden mit Honigworten
Wider den Vater Dionyſus erſchmeichelt,
Und auf den Strahlen des Phöbus fuhren
Heiße, gift'ge Geſchoſſe der Peſt auf euch hernieder.
Da verbarg ſich Zeus in einen krumhörnigten Widder,
Und führte euch ſelber den Quellen zu.
Von dem heißen Tode geneſen ſeid ihr. —
Die porphyrnen Säulen mit Weinlaub
Friſch umflochten und aus Opferſchaalen mit ſchäumendem Moſt
Feierlich eingeweihet in Lyäens Gegenwart
Werden am fernen Ocean ewig
Des Ueberflußgebers Wunder verkündigen.
Städte, durch die wir auf Blumenwegen
Zwiſchen langen Reihen güld'ner Weihekelche
Durch Reben und Epheupforten einherjauchzen
Fröhlich lärmend, Vater Baſſareus, dir,
Werden ſagen: Da zogen die Triumphirer! —
Hui! tanzet mit erſchütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt laut in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln, brüllt laut, Epheubekränzte!

Chor der Satyrn.

Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus weiten Schläuchen —
Entzücker! Ueberflußgeber!
Unüberwund'ner! Völkerumſchaffer!
Taumelgebieter!
Voll, voll von dir,
Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus umblumten Kelchen —
Lebenerweckender! Scherzeliebender!
Vertraulichkeitſtifter! Liebepfleger!
Tänzegebieter!
Voll, voll von dir
Evoe! tanzen wir mit deinem Triumph.

Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Katze.

Du allerliebſtes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küſſe.

Alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, dieſe Nüſſe
Sind alle dein, wenn ich dich Einmal küſſe.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie ſie ſo freundlich ſpricht;
Ich geh....

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieſes Zuckerbrod, und andre ſchöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommſt.

Junge Maus.

Was ſoll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn.

Alte Maus.

Kind, ſag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird ſie mir denn thun? — Welch ehrliches Geſicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.

Ach, Mutter, hilf! ach, weh!
Sie würgt mich; ach! die Garſtige!

Alte Maus.

Nun iſt's zu ſpät, nun dich das Unglück ſchon betroffen.
Wer ſich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Johann Peter Willenbücher

ward 1748 zu Beerfelden im Erbach'ſchen geboren, und widmete ſich dem Studium der Theologie, welches er in Halle abſolvirte. Er erhielt ſogleich eine Lehrerſtelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, gab aber nach zwei Jahren dieſes Amt auf, um das eines Rectors der ſalderiſchen Schule, und eines Adjuncts des geiſtlichen Miniſteriums anzunehmen, bis er 1777 Rector des neuſtädtiſchen Lyceums und Frühprediger daſelbſt wurde. Er ſtarb am 31. Auguſt 1794.

Von ihm erſchien im Druck:

Magazin für Jünglinge. Berlin, 1783. 2 Thle. 2. Ausg.
Practiſche Anweiſung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutſchen Sprache. Leipzig, 1789.
Für deutſche Sprache, Literatur und Kulturgeſchichte v. W., Kinderling und E. J. Koch. Berlin, 1794.

Seine Beſtrebungen für die beſſere, namentlich geſchichtliche Kenntniß des Deutſchen, verdienen, obwohl längſt überflügelt, doch immer Anerkennung.

Willeram

in Franken, während der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts geboren, ſtudirte zu Paris und wurde, bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland, Canonicus in Bamberg. Später trat er zu Fulda in ein Kloſter und ward dann 1048 Abt des Kloſters Ebersberg. Hier ſtarb er 1085.

Er ſchrieb eine zwiefache Paraphraſe des Salomoniſchen hohen Liedes; die eine in lateiniſchen Hexametern, die andere in fränkiſcher Proſa, von der mehrere Handſchriften vorhanden ſind. Gedruckte Ausgaben derſelben beſorgten Paul Merula; Leiden, 1598. Schilter in ſeinem Thesaurus, Marquard Freher, Worms 1631, und Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1827.

Dieſe fränkiſche Paraphraſe iſt ein ſehr merkwürdiges Sprachdenkmal, jedoch auch nur als Solches hervorzuheben.

Wilmar, ſ. Genſicken.

Friedrich Philipp Wilmſen,

am 24. November 1770 zu Magdeburg geboren, ſtudirte Theologie und wurde zweiter Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin, auch führte er das Amt eines Inſpectors des kornmeſſeriſchen Waiſenhauſes und widmete ſeine Thätigkeit dem Luiſenſtifte zu Berlin, als Präſes der Direction und als Lehrer deſſelben. Er ſtarb am 4. Mai 1831.

Er gab heraus:

Brandenburgiſcher Kinderfreund. Berlin, 1800.
Der deutſche Kinderfreund. Berlin, 1820. 2 Thle. und ſeitdem unzählige Mal.
Lehrbuch der Geographie. Berlin, 1794 u. 95. 2 Thle.
Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1799 u. ſ. w.
Die Erde und ihre Bewohner. Berlin, 1812—1815. 3 Thle.
Der Menſch im Kriege. Berlin, 1815.
Guſtavs und Malvinas Bilderſchule. Berlin, 1815.
Die glücklichen Familien in Friedheim. Berlin, 1815.
Herſiliens Lebensmorgen. Berlin, 1816.
Dr. Martin Luther. Berlin, 1817.
Handbuch der Naturgeſchichte. Berlin, 1821. 3 Thle.
Merkwürdige Bergreiſen u. ſ. w. Berlin, 1822.
Euphroſyne. Berlin, 1819.
Eugenia. Berlin, 1819.
Theodora. Berlin, 1824.
Miranda. Berlin, 1828.
Benigna. Berlin, 1827.
Euſebia. Berlin, 1828 u. ſ. w.

W. iſt einer der bedeutendſten Jugendſchriftſteller, und erfreut ſich durch die treffliche Auswahl ſeiner Stoffe, und der lichtvollen und klaren, den Fähigkeiten der Jugend vollkommen angemeſſenen Darſtellung derſelben, als Solcher eines weitverbreiteten wohlverdienten Rufes.

Carl Joſeph Hieronymus Windiſchmann

ward am 24. Auguſt 1775 zu Mainz geboren, beſuchte ſeit 1787 das dortige Gymnaſium und ſeit 1792 die Univerſität, um Philoſophie zu ſtudiren. Die Franzoſen vertrieben ihn von Mainz; er ging nach Würzburg und wandte ſich der Medicin zu. 1796 promovirte er zu Mainz und begann im folgenden Jahre, als er von einem lehrreichen Aufenthalt in Wien zurückgekehrt war, daſelbſt zu gleicher Zeit als praktiſcher Arzt und als Docent zu wirken. Als 1798 die Franzoſen, von Neuem einfallend, den Hof und einen Theil der Akademiker nach Aſchaffenburg zu gehen bewog, blieb Windiſchmann als Arzt und verſenkt in ſeine philoſophiſchen Studien in Mainz zurück, bis er 1801 als Hofmedicus nach Aſchaffenburg berufen wurde. 1803 nahm er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Philoſophie und Univerſalgeſchichte an; 1811 wurde ihm die Hofbibliothek übertragen. 1818 folgte er, als Mitglied der philoſophiſchen und mediciniſchen Facultät, einem Rufe nach Bonn. Daſelbſt iſt er am 23. April 1839 geſtorben.

Seine Schriften ſind:

Kritiſche Betrachtungen über die Schickſale der Philoſophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in denſelben. Frankfurt, 1825.
Die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte. Bonn, 1827—1834.
Platon's Timäus, eine echte Urkunde wahrer Phyſik. Hadamar, 1804.

Als Philoſoph ein Anhänger der Schelling'ſchen Philoſophie in ihrer früheſten Geſtalt, dem Myſticismus zugeneigt, iſt W. beſonders bemerkenswerth als einer der heftigſten Gegner des Hermeſianismus; doch fehlte es ihm, wenn er auch aus voller Ueberzeugung handelte, an Klarheit und Kraft.

Johann Juſtus Winckelmann,

am 29. Auguſt 1620 zu Gießen geboren, wurde hochgräflich oldenburgiſcher und landgräflich heſſiſcher Rath und Hiſtoriograph daſelbſt. Er ſtarb 1690.

Von ihm erſchien:

Oldenburgiſche Friedens- und der benachbarten Oerter Kriegshandlungen oder Chronika von 1603 — 1667. 5 Thle.
Heſſiſche Chronik. Kaſſel, 1697. 6 Thle.
Mehrere hiſtoriſche und auch poetiſche Schriften u. ſ. w.

Großer Fleiß, aber eben ſo große Geſchmackloſigkeit in der Darſtellung characteriſiren ſeine Schriften.

Winfried, ſ. Hinſche.

Johann Joachim Winkelmann,

Sohn eines Schuſters, wurde am 9. December 1717 zu Stendal geboren. Er ſtudirte in äußerſt dürftigen Verhältniſſen zu Halle Theologie, und erhielt nach beendigten Studien zu Seehauſen in der Schweiz eine ſehr wenig einbringende Conrector-Stelle. In dieſem Verhältniſſe blieb er bis 1748, wo er in die Nähe von Dresden als Bibliothekar zum Miniſter von Bünau kam. Hier wurde zuerſt durch die Anſchauung der Dresdner

Kunſtſchätze jene Alles überſteigende Liebe zur Kunſt in ihm geweckt, welche ſo großen Einfluß auf ſein ſpäteres Leben übte und ihm ſeine eigenthümliche Richtung gab. Von nun an brannte er vor Sehnſucht, Italiens Kunſtwerke zu ſehen und zu ſtudiren. Um dies bewerkſtelligen zu können, ſcheute er den Uebertritt zur katholiſchen Religion nicht. In Folge deſſen erhielt er 1763 die Stelle eines Präſidenten der Alterthümer und Sekretärs der vaticaniſchen Bibliothek. Auf einer Reiſe in das deutſche Vaterland wurde er durch ſeinen italieniſchen Bedienten am 13. Auguſt 1749 zu Trieſt ermordet.

Seine Schriften ſind:

Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke. Dresden, 1755.
Ueber die Empfindung des Schönen. Dresden, 1763.
W's Briefe an ſeine Freunde. Herausgegeben von Doſtdorf. Dresden, 1771. 2 Bde.
Sämmtliche Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze. Dresden, 1808—1817. 7 Bde.
Nachträge. Berlin, 1824.

Eine der beſten kürzeren Characteriſtiken Winkelmann's und ſeiner Leiſtungen findet ſich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal 1802, S. 550, wo es von ihm heißt: „Soviel Scharfſinn, ſoviel Gelehrſamkeit, Geſchmack und reine Künſtlerbegeiſterung wie Winkelmann, hatten Wenige zu dem Studium der Alterthumskunde und der alten Kunſtwerke gebracht. Er hing mit einer Liebe und Leidenſchaft an den griechiſchen Idealen, als wären es beſeelte Körper. — Er brachte Licht in das Chaos der Geſchichte der Kunſt, ſetzte Epochen derſelben feſt, führte die Beurtheilung derſelben auf Grundſätze zurück, und erklärte viele Werke des ſchönen Alterthums, die noch unerklärt oder mißverſtanden waren, durch die Kunſt, ſich in den Geiſt und die Ideen des Künſtlers zu verſetzen, durch einen feinen, aus langer Uebung erworbenen Tacte, durch zartes Kunſtgefühl und durch ausgebreitete hiſtoriſche und mythologiſche Kenntniſſe. So entſtand das Werk, das Epoche gemacht hat, die Geſchichte der Kunſt, des Alterthums und ſo ſeine Monumenti antichi mediti, Werke, die ihn unſerer und der Bewunderung der Nachwelt werth machen, wenn ſie gleich einer denkbaren, höchſten Vollendung ermangeln. Seine Lebhaftigkeit riß ihn oft über die Grenzen der ſtrengen Kritik hinaus und ſeine feurige Phantaſie glaubte in den Werken der Kunſt bisweilen Schönheiten oder Züge zu ſehn, die der ruhigere oder kältere Beſchauer nicht darin fand. Seine Grundſätze waren noch zum Theil einſeitig oder nicht feſt genug begründet. Seine philoſophiſchen Kenntniſſe waren hinter den artiſtiſchen zurückgeblieben und daher ſeine Erläuterung der Kunſtwerke aus den Schriftſtellern und der Schriftſteller aus den Kunſtwerken nicht immer ganz ſicher. Aber er verbreitete Licht, Geſchmack und Begeiſterung für das ſchöne Alterthum und wurde dadurch ein wohlthätiger Genius für die Künſte, durch welche das Leben und deſſen Genuß ſo ſehr veredelt und verſchönert wird. (Vergleiche Winkelmann und ſein Jahrhundert, von Goethe. Tübingen, 1805. Heyne, Lobſchrift auf Winkelmann. Leipzig, 1778.)

Aus Winkelmann's Geſchichte der Kunſt des Alterthums.

Nachdem die Griechen, und ſonderlich die Athenienſer, ſich durch Eiferſucht und durch innere hartnäckige Kriege gänzlich entkräftet hatten, hob ſich Philippus, König in Macedonien, über dieſelben empor, und Alexander, deſſen Nachfolger, ließ ſich zum Haupte und Heerführer der Griechen erklären; in der That aber war derſelbe Herr von Griechenland. Da nun die Verfaſſung dieſes Volks eine andere Geſtalt annahm, änderte ſich zugleich das Verhältniß der Kunſt, ſo daß dieſe, da ſie bisher auf die Freiheit geweſen, ihre folgende Nahrung durch den Ueberfluß und durch die Freigebigkeit bekam; und dieſer nebſt der feinen Einſicht Alexanders des Großen ſchreibet Plutarchus den Flor der Kunſt unter dieſem Könige zu.

Die Griechen genoſſen unter ſeiner Regierung die Süßigkeit einer entwaffneten Freiheit, ohne die Bitterkeit derſelben zu ſchmecken, in einer Erniedrigung, aber in Eintracht; und die faſt erloſchene Eiferſucht, welche ſie entkräftet hatte, ließ ihnen, wie wenn die Wuth derſelben in Liebe aufhöret, eine ſtolze Erinnerung der vormaligen Größe und die Ruhe übrig, da die Macedonier, die Feinde ihrer Freiheit, aus welchem Lande man ehemals nicht einmal einen nützen Leibeignen haben konnte, ſich über ſie erhoben hatten, ſich aber noch begnügten, der Freiheit nur die Waffen genommen zu haben. Denn Alexander in Perſien, welcher Abenteuer und andere Reiche ſuchte, und Antipater, deſſen Statthalter in Macedonien, waren vergnügt, die Griechen ruhig zu ſehen, und man gab ihnen, nach der Zerſtörung von Theben, wenige Urſache zum Mißvergnügen.

In dieſer Ruhe überließen ſich die Griechen ihrer natürlichen Neigung zum Müßiggange und zu Luſtbarkeiten; und Sparta ſelbſt ging von ſeiner Strenge ab; der Müßiggang füllte die Schulen der Philoſophen und der Redner, die ſich vervielfältigten und ſich ein größeres Anſehn gaben; die Luſtbarkeiten beſchäftigten Dichter und Künſtler, und dieſe ſuchten nach dem Geſchmacke ihrer Zeit das Sanfte und Gefällige, da die Nation in der Weichlichkeit ihren Sinnen zu ſchmeicheln ſuchte.

Da dieſe Zeit die allerfruchtbarſte an Künſtlern und an Werken der Kunſt geweſen iſt, ſo erfordert dieſelbe auch eine umſtändlichere Betrachtung, die ſich aber unſerer Abſicht gemäß, wie vorher, alſo auch hier auf Nachrichten, die zugleich etwas Weſentliches in der Kunſt lehren, einſchränkt, mit Uebergehung anderer Anzeigen, die nicht zum eigentlichen Zwecke führen. Es kommen von jetzo an in der Geſchichte der Kunſt auch Künſtler zu bemerken, die durch Figuren in Edelſteine geſchnitten ſich berühmt gemacht; und dieſe Kunſt ſcheint durch die ſeltenen und koſtbaren Arten Steine, die aus den eroberten perſiſchen Reichen nach Griechenland gebracht wurden, mehr Künſtler, als vorher geſchehen war, erweckt zu haben; es ſind alſo auch dieſe nebſt den Bildhauern und Malern zu berühren.

Unter den Bildhauern war der berühmteſte Lyſippus, welcher in Erz arbeitete, und allein das Vorrecht hatte, des Alexanders Bildniß, ich verſtehe in Metall, zu machen. Wenn Plinius die Blüthe dieſes Künſtlers in die hundert und vierzehnte Olympias ſetzt, hat er in Beſtimmung dieſer Zeit, ſo wie beim Phidias und Praxiteles geſchehen, vermuthlich ſeine Abſicht auf die damaligen friedlichen Umſtände gehabt. Denn in dem erſten Jahre gedachter Olympias war, nachdem Alexander nach Babylon zurückgekommen, gleichſam in der ganzen Welt Friede. In Babylon, dieſer Hauptſtadt des perſiſchen Reichs, kamen damals die Geſandten unzähliger Völker bei dem Eroberer Aſiens an, theils demſelben Glück zu wünſchen, theils Geſchenke zu bringen, und andere, die errichteten Verträge und Bündniſſe zu beſtätigen.

Lyſippus ging auf der Bahn, die allezeit die größten Menſchen in ihrer Art betreten haben, zur Vollkommenheit in ſeiner Kunſt; dieſer Weg iſt, ſelbſt die Quelle zu ſuchen und zu dem Urſprunge zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermiſcht zu finden. Die Quelle und der Urſprung in der Kunſt iſt die Natur ſelbſt, die, wie in allen Dingen, alſo auch hier unter Regeln, Sätzen und Vorſchriften ſich verlieren und unkenntlich werden kann. Was Cicero ſagt, daß die Kunſt ein richtigerer Führer als die Natur ſei, kann auf einer Seite als richtig, auf der andern als falſch betrachtet werden. Nichts entfernt mehr von der Natur als ein Lehrgebäude und eine ſtrenge Folge nach demſelben, und dieſes war zum Theil mit die Urſache von einiger Härte, welche in den mehrſten Werken der Kunſt vor dem Lyſippus geblieben war. Dieſer Künſtler ſuchte die Natur ſelbſt nachzuahmen, und folgte ſeinen Vorgängern nur, in ſo weit ſie dieſelbe erreicht oder ſich weislich über dieſelbe erhoben hatten. Lyſippus hat den Ruhm, dieſelbe mehr als ſeine Vorgänger nachgeahmt zu haben. Er verfuhr, ſo wie zu unſern Zeiten in der Philoſophie und Medicin geſchehen iſt; er fing da an, wo die Kunſt angefangen hatte. In der Philoſophie geht man jetzo auf Erfahrungen, und man ſchließt nicht weiter, als das Auge ſieht und der Zirkel reicht; da fingen die erſten Menſchen an.

Hieraus iſt zu ſchließen, daß, da in der Kunſt vieles idealiſch geworden war, das iſt: da die vorigen großen Meiſter das Schönſte und das Höchſte zu erſchaffen ſuchten und ſich davon ein Bild gemacht hatten, welches über die Natur erhaben war, wird es geſchehen ſein, daß ſich dieſes Bild von der Natur entfernt hatte, die alſo in ihren Theilen nicht mehr völlig kenntlich war. Zu der Beobachtung und Nachahmung derſelben führte Lyſippus die Kunſt zurück, und dieſes wird vornehmlich in Unterſuchung deſſen, was mir Anatomie nennen, beſtanden ſein.

Von Werken des Lyſippus iſt vielleicht nichts erhalten, ſchwerlich auch künftig etwas zu hoffen, da dieſelben von Erz geweſen ſind; denn daß er der Meiſter ſei von vier ſchönen Pferden von Erz, die über dem Eingange der St. Markuskirche zu Venedig ſtehen, iſt nicht zu beweiſen. Unbeſchreiblich iſt der Verluſt der Werke dieſes Künſtlers auch in Betrachtung der Menge: denn wenn es auch unglaublich ſchiene, daß eines einzigen Künſtlers Hände ſechshundert und zehn Figuren von Erz hervorbringen können, wie man zu Plinius Zeiten vorgab, werden dennoch allezeit die ein und zwanzig Statuen zu Pferde derjenigen, die von der Garde des Alexanders zu Pferde bei dem Fluſſe Granikus geblieben waren, und die Metellus aus der Stadt Dium in Macedonien nach Rom führte, wo ſie auf deſſen Portico aufgeſtellt wurden, Werke ſcheinen, die das ganze Leben eines Künſtlers beſchäftigen können.

Ich kann hier nicht mit Stillſchweigen übergehen eine Statue des Herkules von Marmor, die in dem großherzoglichen Palaſte, Pitti genannt, zu Florenz ſteht, auf deren Sockel man eingehauen lieſt: *ΛΥΣΙΠΠΟΣ ΕΠΟΙΕΙ*, Lyſippus hat ihn gemacht; es verdiente dieſelbe aber nicht erwähnt zu werden, wenn ſie nicht von einem unerfahrnen Scribenten als ein wahres Werk dieſes Künſtlers wäre geprieſen worden. Ich verwerfe deſſen Meinung, nicht weil ich gedachte Inſchrift nicht für wirklich alt hielte; denn es befand ſich dieſelbe auf der Statue, da ſie auf dem Palatino ausgegraben wurde, wie Flamino Vacca bezeugt: es iſt aber bekannt, daß bei den Alten ſelbſt dergleichen Betrügereien gemacht wurden, welche ich im dritten Stücke des vierten Kapitels dieſer Geſchichte angeführt habe; und es iſt dieſes über die Inſchrift, von welcher wir reden, bereits vom Marcheſe Maffei bemerkt worden. Daß aber dieſe Statue nicht von der Hand des Lyſippus ſein könne, beweiſt theils das Stillſchweigen der Scribenten über Arbeiten dieſes Künſtlers in Marmor, theils die Statue ſelbſt, die keines Lyſippus würdig gehalten werden kann.

Das gütige Schickſal aber, welches auch über die Künſte bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder nach dem Verluſte von unzähligen Werken der Kunſt aus dieſer Zeit der höchſten Blüthe derſelben das ſchönſte Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geſchichte, von der Herrlichkeit ſo vieler vernichteten Meiſterwerke in der Statue des Laokoon erhalten, wenn die Künſtler derſelben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebt haben, welches wir jedoch nicht beweiſen können; die Vollkommenheit dieſer Statue aber macht es wahrſcheinlich. Denn Plinius giebt dieſelbe als ein Werk an, welches allen andern, ſowohl der Malerei als Bildhauerei vorgezogen werden müſſe. Die Künſtler derſelben ſind Ageſander, Polydorus und Athanodorus aus Rhodus, von welchen der dritte Sohn des erſten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athanodorus aus Rhodus ein Sohn des Ageſander geweſen, beweiſt die Inſchrift der Baſe einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laokoon macht wahrſcheinlich, daß auch Polydorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſei, weil widrigenfalls ſich nicht begreifen läßt, wie ſich drei Künſtler, ich will nicht ſagen in der Arbeit an einer und eben derſelben Statue theilen können, ſondern wie ſie ſich verglichen, da Laokoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur iſt, als die beiden Söhne deſſelben. Ageſander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und ſeine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laokoon.

Die Statue des Laokoon ſtand ehemals in dem Hauſe des Kaiſers Titus, und ebendaſelbſt (nicht aber wie Nardini und Andere vorgeben, in den ſogenannten ſieben Sälen als den Waſſerbehältern zu den Bädern) wurde ſie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieſes Kaiſers geweſen zu ſein ſcheint, aber durch eben dieſe Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiſerlichen Hauſes zeigt, als welches mit den Bädern vereinigt war. Hier ſtand Laokoon in einer großen Niſche an dem Ende des gedachten und ausgemalten Saales, von deſſen Gemälden ſich noch der irrig ſogenannte Coriolanus unter dem Geſimſe erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen geweſen, welches ihm alſo geſchienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht daß es wirklich ſo geweſen: denn ein paar tauſend Jahre haben endlich eine faſt unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteſte von den zweien Söhnen nicht aus eben demſelben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngſte Sohn gehauen ſind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht angeſetzt iſt, hat bereits Michael Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denſelben in Marmor aus dem Gröbſten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieſes Stück unten an der Statue.

Dieſer mit den Schlangen umwundene Arm würde ſich über das Haupt der Statue herüberbeugen, und es kann dieſes Künſtlers Abſicht geweſen ſein, den Begriff des Leidens im Laokoon, da deſſen übrige Figur frei iſt, durch die Annäherung dieſes Arms zu dem Haupte, als in zweien verbundenen Begriffen, ſtärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künſtler mit dem Wohlſtande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrſchen ſollte, abgewogen hat. Es ſcheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmſte Aufmerkſamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilt haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet geweſen ſein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgeſtreckt, um das Haupt der Figur frei zu laſſen, und um keinen andern Theil demſelben oberwärts zu nähern. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur ſitzt, ſcheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgeſtellt iſt, geſchah.

Da nun dieſe Statue unter ſo vielen tauſenden der berühmteſten Künſtler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchſte in der Kunſt geſchätzt worden: ſo verdient dieſelbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend iſt hervorzubringen, was dieſem Werke nur entfernter Weiſe könnte verglichen werden, deſto größere Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Der Weiſe findet darinnen zu forſchen und der Künſtler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeugt werden, daß in dieſem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdeckt, und daß der Verſtand des Meiſters viel höher noch als ſein Werk geweſen.

Laokoon iſt eine Statue im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht, und indem ſein Leiden die Muskeln aufſchwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchließen. Das bange Seufzen, welches er in ſich und den Athem an ſich zieht, erſchöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe ſchreien: denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Dufte auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreiend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth, und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwülſtig macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſtern offenbart. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, ſo drückt das Sträuben wider denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihren Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genannt werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meißelſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.

Zu eben dieſer Zeit und zugleich mit dem Lyſippus, blühte Pyrgoteles, ein Künſtler, in Edelgeſteine zu ſchneiden, welcher ſowohl als dieſer das beſondere Vorrecht hatte, Alexander den Großen abzubilden. Zwei Steine ſind bekannt mit dem Namen des Pyrgoteles; dieſer Name iſt aber auf dem einen verdächtig, und auf dem andern iſt der Betrug eines neuern Steinſchneiders nicht zweideutig.

Alexander der Große, deſſen Tod nicht weniger als ſein Leben in der Geſchichte der Kunſt ein merkwürdiger Zeitpunkt iſt, ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, im erſten Jahre der hundert und vierzehnten Olympias, und wenig Jahre nach deſſen Tode, namlich in der hundert und zwanzigſten Olympias, ſagt Plinius, habe die Kunſt aufgehört. Ich will nicht unterſuchen, ob dieſes eben ſo richtig geſagt ſei, als wenn Tacitus behauptet, daß nach der Schlacht bei Aktium Rom keine großen Geiſter mehr hervorgebracht habe; oder, wie wir wiſſen, daß mit dem Tode des Auguſtus die römiſche Sprache und Beredſamkeit plötzlich ausartete. Man könnte glauben, daß Plinius etwa auf Athen insbeſondere ſein Abſehen gerichtet habe, wie ich nachher berühren werde; denn aus der Folge dieſer Geſchichte wird in Abſicht der griechiſchen Kunſt überhaupt das Gegentheil darzuthun ſein.

Nach Alexander des Großen Tode erhoben ſich Empörungen und blutige Kriege in den eroberten Reichen deſſelben, ſo wie in Macedonien ſelbſt unter ſeinen nächſten Nachfolgern, die um die hundert und vier und zwanzigſte Olympias alle bereits mit Tode abgegangen waren, und dieſe Kriege dauerten fort auch unter den Nachfolgern und Söhnen von dieſen. Griechenland litt in kurzer Zeit durch feindliche Kriegsheere, mit welchen es unaufhörlich überſchwemmt wurde, durch die faſt jährliche Veränderung der Regierung, und durch die großen Schatzungen, womit die Nation erſchöpft wurde, mehr als in allen vorigen innerlichen Kriegen der griechiſchen Städte unter ſich ſelbſt.

Die Athenienſer, bei welchen der Geiſt der Freiheit nach Alexanders Tode aufwachte, machten den letzten Verſuch, ſich dem ſanften Joche der Macedonier zu entziehen, und brachten andere Städte wider den Antipater in Waffen; aber ſie wurden nach einigen erfochtenen Vortheilen bei Lamia geſchlagen und gezwungen, einen harten Frieden einzugehen, worin ihnen auferlegt wurde, die Unkoſten des Krieges und noch überdem eine große Summe Geldes zu zahlen, und in den Hafen Munychia Beſatzung einzunehmen. Ja die aus jetzt gedachter Schlacht entronnenen Athenienſer wurden allenthalben von den abgeſchickten Macedoniern aufgeſuchet, und aus den Tempeln, wohin ſie geflüchtet waren, mit Gewalt geriſſen, und ein Theil von den Bürgern wurde nach Thracien geſchickt, ſo daß die Freiheit der Athenienſer hiermit ein Ende hatte. Polyſperchon, des Antipaters Nachfolger in der vormundſchaftlichen Regierung in Macedonien, ließ zwar kurz nachher in einer öffentlichen Ankündigung allen Griechen ihre vormalige Verfaſſung und eigne Regierung darbieten; es wurde aber dieſes Anerbieten nicht erfüllet, und in Athen geſchah das Gegentheil; denn die Hafen dieſer Stadt blieben, auf Anrathen des Phocion, mit macedoniſchen Völkern beſetzt.

Die Kunſt, welche von der Freiheit gleichſam das Leben erhalten, mußte alſo nothwendig durch den Verluſt derſelben, an dem Orte, wo dieſelbe vornehmlich geblühet, ſinken und fallen. Caſſander, Sohn des Antipaters und König in Macedonien, nachdem er das ganze Geſchlecht Alexanders des Großen aus dem Wege geräumt hatte, ſetzte den Athenienſern den berühmten Demetrius Phalereus zum Regenten ihrer Stadt, welcher dieſelbe ganze zehn Jahre nach ſeinem Wink und Willen zu ziehen wußte, und Athen wurde wiederum ſo volkreich, als es ſonſt geweſen war. Man ſollte aus den dreihundert und ſechszig Statuen von Erz, unter welchen viele zu Wagen und Pferde waren, welche dem Demetrius Phalereus binnen Jahresfriſt von ſeinen Bürgern aufgerichtet wurden, ſchließen, daß die mehrſten Athenienſer reiche Bürger und Künſtler geweſen.

Dieſes Regiment beſtand, bis Demetrius Poliorcetes, Sohn des Königs Antigonus in Syrien, den Caſſander ſchlug und Macedonien eroberte, welchen Umſturz auch Athen empfand; denn die Stadt mußte ſich dieſem glücklichen Sieger übergeben, und der Regent wurde flüchtig und begab ſich nach Aegypten, wo er bei dem erſten Ptolemäus Schutz fand. Dieſes geſchah in der hundert und achtzehnten Olympias. Kaum hatte er Athen verlaſſen, da das unbeſtändige und unerkenntliche Volk alle ſeine Statuen umwarf und zerſchmelzen ließ; ja ſein Name wurde an allen Orten vertilget.

Gegen den Demetrius Poliorcetes hingegen bezeigeten ſich die Athenienſer ausgelaſſen in Ehrenbezeugungen, und es wurde eine öffentliche Verordnung gemacht über goldene Statuen, welche die Stadt dieſem ihren neuen Herrn und dem Antigonus, ſeinem Vater, ſetzen wollte. Daß hier wirklich goldene Statuen gemeint ſeien, ſollte man ſchließen aus einer ähnlichen Verordnung der Stadt Sigeum, im trojaniſchen Lande, über eine goldene Statue zu Pferde die daſelbſt eben dieſem Antigonus aufgerichtet werden ſollte. Aber eben dieſe verſchwenderiſche Schmeichelei gereichte zum Nachtheile der Wahrheit und des Fleißes in der Kunſt, und es könnte ſcheinen, daß man in der Kunſt die Blumen mehr als den Kranz geſucht habe; ſo wie, nach des Plinius Bemerkung, das Blumenreich den Griechen allererſt nach Alexander des Großen Zeit bekannt geworden.

Die niederträchtigen Schmeicheleien der Athenienſer hatten dieſe dem Demetrius Poliorcetes verächtlich gemacht, der ihnen nach Verdienſt begegnete, welches ſie veranlaßte, ſich wider ihn zu empören, nachdem Antigonus, ſein Vater, in der Schlacht bei Ipſus geblieben war, und Lachares warf ſich als das Haupt der Stadt auf. Dieſen Meineid ließ Demetrius die Athenienſer empfinden, indem er den Lachares verjagete, das Muſeum befeſtigte und Beſatzung hineinlegte, welche Umſtände dieſem Volke eine wirkliche Knechtſchaft ſchienen. In den nächſtfolgenden Zeiten war endlich dieſe ehemals mächtigſte griechiſche Stadt dermaßen heruntergekommen, daß, da Athen mit den Thebanern wider die Lacedämonier ein Bündniß machte, und zur Erſchwingung der Koſten eine allgemeine Schätzung von allen Gütern, von Haus und Hof, und von baarem Vermögen in dem ganzen athenienſiſchen Gebiete gemacht wurde, an der Summe von ſechstauſend Talenten annoch 250 Talente fehlten. In ſolche Umſtände waren die Athenienſer verfallen wenige Jahre nach der Zeit, da ſie einem einzigen Menſchen einige hundert Statuen von Erz errichteten, welche jetzt in der ganzen Chriſtenheit nicht bewerkſtelliget werden könnten. In dieſer Verarmung der Stadt Athen, wo Schiffahrt und Handel, als die Quellen des Reichthums, aufgehört hatten, ſahen ſich die Künſtler genöthiget, dieſen ihren vornehmſten Sitz zu verlaſſen, und anderwärts ihr Glück zu verſuchen; und die Kunſt ſelbſt verließ, ſo zu reden, Griechenland auf einige Zeit, und ging nach Aſien und Aegypten. Dieſer Fall des Flors der Kunſt iſt zu verſtehen von Künſtlern, welche ſich von neuem hervorgethan; denn diejenigen, welche, als Lyſippus, Apelles und Protogenes, beſagte Zeit überlebet, werden nach ihrem Flore gerechnet. Die große Veränderung nach Alexanders Tode äußert ſich auch in der Sprache und Schreibart der Griechen; denn ihre Schriften ſind von dieſer Zeit an größtentheils in dem ſogenannten gemeinen Dialekte abgefaßt, welcher zu keiner Zeit, oder an irgend einem Orte die Mundart des Volks war; es war eine Sprache der Gelehrten, ſo wie es die lateiniſche jetzt iſt.

Nicht weniger als die Ptolemäer ſuchten die erſten Nachfolger Alexanders des Großen in den aſiatiſchen Ländern, die Seleuciden, von Seleucus, dem Stifter dieſes Reichs, alſo benamet, die aus Griechenland wandernde Kunſt aufzunehmen, und zugleich die, welche geraume Zeit vorher unter den Griechen in Kleinaſien blühete, zu ſchützen und zu befördern; ſo daß die dortigen Künſtler denen, die in Griechenland geblieben waren, den Vorzug ſtreitig machten. Es erlangete dieſelbe aber nicht gleichen Ruhm mit der in Aegypten neu gepflanzten griechiſchen Kunſt; vermuthlich weil Seleucia, die neu angelegte Hauptſtadt, wohin dieſe Könige von Babylon ihre Reſidenz verlegten, und alſo der Sitz ihres Reichs, in dem Herzen von Aſien gelegen, zu weit von den übrigen Griechen entfernt war, wo es den Künſtlern kann ergangen ſein, wie es noch jetzt mit denen geſchieht, die ſich von Rom, dem heutigen Sitze der Kunſt, entfernen, und nach und nach ſinken und ſich verſchlimmern, weil ihr Geiſt und ihre Einbildung der Nahrung und der ſchönen Bilder beraubet iſt. Aegypten hingegen hatte von Alexandrien aus, vermittelſt der See, und durch die Schiffahrt und den Handel die Gemeinſchaft mit den Griechen offen, und die Künſtler konnten in weniger Zeit, was ihnen aus Griechenland nöthig war, erhalten, wozu ſich nicht gleiche Bequemlichkeit nach Seleucien fand. Daß die Entlegenheit des Sitzes der Seleuciden, und die Entfernung deſſelben von dem Meere und alſo von den Griechen, die Urſache des geringeren Fortgangs der griechiſchen Kunſt in den dortigen Ländern geweſen ſein könne, wird wahrſcheinlich durch den Glanz, mit welchem in folgenden Zeiten die Kunſt an dem Hofe der Könige von Bithynien und Pergamus, ſehr eingeſchränkten Staaten des joniſchen Aſiens, geblühet hat, wie unten wird gedacht werden. Unter den Künſtlern, die ſich an dem Hofe der erſten Seleuciden berühmt gemacht, iſt uns Hermokles von Rhodus durch die Statue des ſchönen Combabus bekannt.

Der bisher betrachtete Zeitpunkt der griechiſchen Kunſt unter den nächſten Nachfolgern Alexanders des Großen endiget ſich in der hundert und vier und zwanzigſten Olympias, in welcher dieſe Könige, nämlich Ptolomäus der Erſte von Aegypten, Seleucus von Syrien, Lyſimachus von Thracien, und Ptolemäus Ceraunus von

Macedonien, mit Tode abgegangen waren, wie ich oben angezeigt habe. In der folgenden hundert und fünf und zwanzigſten Olympias geſchah es, daß durch eine Verbindung, die wenige unbeträchtliche Städte in Griechenland machten, entfernterweiſe der Grund gelegt wurde zu einer neuen und verſchiedenen Geſtalt von Griechenland, durch welche zuletzt die eingeſchläferte Kunſt wiederum erweckt wurde. Die Griechen erfuhren damals, was öfters in menſchlichen Umſtänden zu geſchehen pflegt, daß das Uebel, wenn es auf das Aeußerſte geſtiegen iſt, ein Keim des Heils werden kann, ſo wie die zu ſtark geſpannte und zerſprungene Saite einer Violine einer andern Saite Platz macht, die mit mehr Behutſamkeit angezogen und harmoniſch geſtimmt wird.

In Griechenland, das von ſeinem ehemaligen Flor ſehr abgefallen, war die alte Verfaſſung durch das Uebergewicht der Macedonier dergeſtalt verändert worden, daß ſogar Sparta, wo die alte Regierung bis zu dieſer Zeit an vierhundert Jahre unverändert geblieben war, nach der Schlacht bei Leuktra eine andere Geſtalt bekommen hatte. Denn nachdem der ſpartaniſche König Cleomenes, wegen ſeiner deſpotiſchen Abſichten, aus ſeinem Vaterlande nach Aegypten hatte flüchtig werden müſſen, regierten die Ephori allein, die aber in einem Aufſtande nach dem andern mehr als einmal ermordet wurden. Nach Cleomenis Tode ſchritt man endlich von neuem zu einer Königswahl, und neben dem Ageſipolis, der noch ein Kind war, wurde die höchſte Würde dem Lycurgus ausgewirket, deſſen Vorfahren nicht aus königlichem Geblüte waren; und dieſes erhielt er durch ein Talent, welches er jedem Ephoro gab. Es mußte aber derſelbe, da deſſen Beſtechung bekannt wurde, ebenfalls flüchtig werden, und wurde endlich wiederum zurückgerufen; dieſes geſchah in der hundert und vierzigſten Olympias. Nicht lange hernach aber, und nach des Königs Pelobs Tode, warfen ſich verſchiedene Tyrannen in Sparta auf, unter welchen Nabis, der letzte von denſelben, völlig deſpotiſch regierte und die Stadt mit fremden Völkern vertheidigte.

Das ehemals berühmte Theben lag verſtört, und Athen befand ſich in gänzlicher Unthätigkeit, daher, da kein Retter der Freiheit war, hatten ſich allenthalben Tyrannen aufgeworfen, die vom Antigónus Gonatas, Könige in Macedonien, unterſtützt wurden. In dieſen Umſtänden unternahmen es drei oder vier in der Geſchichte kaum bekannte Städte, ſich der Herrſchaft der Macedonier zu entziehen, welches, wie ich geſagt habe, in der hundert und vier und zwanzigſten Olympias geſchah. Es gelang dieſen Städten, die Tyrannen, die ſich bei ihnen aufgeworfen hatten, theils zu verjagen, theils zu ermorden, und weil man das Bündniß dieſer Städte von keiner Folge hielt, blieben ſie ungekränket; und dieſe Vereinigung war der Grund und der Anfang zu dem berühmten achäiſchen Bunde. Viele große Städte, ja ſelbſt Athen, welche dieſen Entſchluß nicht gewagt hatten, befanden ſich beſchämt, und ſuchten mit gleichem Muthe die Herſtellung ihrer Freiheit. Endlich trat ganz Achaja in ein Bündniß, und es wurden neue Geſetze und eine beſondere Form der Regierung entworfen; und da die Lacedämonier und Aetolier aus Eiferſucht gegen die Achäer aufſtunden, ſo traten Aratus und Philopömenes, die letzten Helden der Griechen, und jener bereits im zwanzigſten Jahre ſeines Alters, an ihre Spitze, und waren muthige Vertheidiger der Freiheit, in der hundert und acht und dreißigſten Olympias.

Endlich brach die Eiferſucht zwiſchen den Achäern und Aetoliern in einen offenbaren erbitterten Krieg aus, in welchem die Feindſeligkeit beider Theile gegen einander ſo weit ging, daß man damals anfing, ſogar wider die Werke der Kunſt zu wüthen; und die Aetolier waren die erſten, die dieſen Unfug verübten. Als die Aetolier in Dios, eine macedoniſche Stadt, aus welcher die Einwohner geflüchtet waren, ohne Widerſtand einzogen, riſſen ſie die Mauern derſelben um, und die Häuſer nieder; die Hallen und die bedeckten Gänge um die Tempel wurden in Brand geſteckt, und alle Statuen daſelbſt zerſchlagen. Eben ſolche Wuth verübten die Aetolier in dem Tempel des Jupiters zu Dodona in Epirus, wo ſie die Galerien verbrannten, die Statuen zertrümmerten, und den Tempel ſelbſt zu Grunde richteten; und Polybius führet in einer Rede eines acarnaniſchen Geſandten viele andere Tempel an, die von den Aetoliern waren ausgeplündert worden. Ja die Landſchaft Elis, die bisher wegen der öffentlichen Spiele von feindlichen Parteien verſchont geblieben war, und das Recht einer Freiſtätte genoß, wurde, ſo wie andere Länder, von den Aetoliern heimgeſucht.

Die Macedonier aber unter dem Könige Philippus und die Achäer verübten das Recht der Wiedervergeltung faſt auf eben die Weiſe zu Thermä, der Hauptſtadt der Aetolier, verſchonten aber dennoch die Statuen und Bildniſſe der Götter; da aber gedachter König zum zweitenmale nach Thermä kam, ließ er die Statuen, die er vorher ſtehen laſſen, zu Grunde richten. Eben dieſer König ließ in der Belagerung der Stadt Pergamum ſeine Wuth wider die Tempel aus, welche er, zugleich mit den Statuen in denſelben, dermaßen zerſtörte, daß auch die Steine ſelbſt zertrümmert wurden, um zu verhindern, daß die Materialien nicht zu Wiederaufbauung dieſer Tempel dienen könnten. Dieſes giebt Diodorus dem Könige in Bithynien Schuld, welches vermuthlich ein Verſehen ſein muß. In gedachter Stadt war ein berühmter Aeſkulapius von Phylomachus gearbeitet, welcher Künſtler bei andern Phyromachus heiſſet. Athen war zu Anfang dieſes Kriegs ruhig geweſen, weil die Stadt gänzlich von den Macedoniern und von dem Könige in Aegypten abhing; durch dieſe Unthätigkeit aber waren ſie von ihrem Anſehen und ihrer Achtung unter den Griechen gänzlich heruntergefallen; und da die Stadt von den Macedoniern abging, rückte König Philippus in ihr Gebiet, verbrannte die Akademie vor der Stadt, plünderte die Tempel umher aus, und ließ auch die Gräber nicht verſchonet. Da die Achäer in ſeinen Vorſchlag wider Sparta und den Tyrannen Nabis nicht willigen wollten, ging er von neuem in das attiſche Gebiet, und zerſtörte die Tempel, welche er kurz zuvor ausgeplündert hatte, ſchlug die Statuen in Stücken, und ließ auch die Steine zertrümmern, damit ſie nicht zu Wiederherſtellung der Tempel brauchbar ſein möchten. Dieſe verübte Grauſamkeit war es, welche vornehmlich die Athenienſer bewegte, wider den König eine Verordnung zu machen, wodurch alle Statuen deſſelben ſowohl, als von Perſonen aus deſſen Hauſe beiderlei Geſchlechts, ſollten umgeworfen und vernichtet werden; alle Orte, wo irgend etwas zu des Königs Ehre von Inſchriften geſetzt war, wurden für unheilig und ſchändlich erklärt. In dem Kriege wider den König Antiochus in Syrien ließ der Conſul Manius Acilius, nach ſeinem Siege bei Thermopylä, den Tempel der itoniſchen Pallas in Böotien, worinnen gedachten Königs Statue ſtand, zerſtören. Die Römer, welche bisher in feindlichen Orten die Tempel verſchont hatten, fingen nunmehro auch an, nach ihrer Meinung das Recht der Wiedervergeltung zu üben, und plünderten in der Inſel Bacchium, welche Phocäa gegenüber liegt, die Tempel aus, und führten die Statuen mit ſich fort. In den oben erzählten Umſtänden befand ſich Griechenland in der hundert und vierzigſten Olympias.

Zu eben der Zeit, da die Kunſt in Griechenland niederlag, und die Werke derſelben auf das Schrecklichſte gemißhandelt wurden, blühete dieſelbe unter den Griechen außer ihrem Vaterlande in Sicilien, aber noch mehr unter den Königen zu Bithynien und zu Pergamum. Von der Blüthe der Kunſt in Sicilien um dieſe Zeit findet ſich zwar in alten Scribenten keine eigentliche Nachricht; wir können aber auf dieſelbe aus dem ſchönen Gepräge der Münzen dieſer Inſel einen Schluß machen. Denn die doriſchen Pflanzſtädte daſelbſt, deren Haupt Syracus war, ſcheinen mit denen, welche die Jonier beſetzt hatten, unter welchen Leontius eine der vornehmſten war, ſich den Rang in ſchönen Münzen haben abſtreiten zu wollen.

Ich rede, wie ich geſagt habe, von den Zeiten der nächſten Nachfolger Alexanders des Großen bis auf die Eroberung der Stadt Syracus von den Römern, in welchen ein betrübtes Verhängniß über dieſe von der Natur überflüſſig begabte Inſel ſchwebte; und in dieſer Betrachtung iſt zu verwundern, daß in den unaufhörlichen Kriegen nicht ſogar der Same der Kunſt völlig in Sicilien ausgegangen. Denn daß die Kunſt in den älteren Zeiten unter dem Gelo, Hiero, und den beiden Dionſien, Königen zu Syracus, geblühet habe, iſt allen bekannt, und es waren alle Städte in Sicilien mit Werken der Kunſt angefüllt; ſo daß die Thüren des Tempels der Pallas zu Syracus, die aus Gold gearbeitet und aus Elfenbein geſchnitzt waren, allen Werken dieſer Art vorgezogen wurden.

Es müſſen ſich aber auch in den folgenden trüben und verworrenen Umſtänden, die ich vorher berührt habe, ohnerachtet der beſtändigen Kriege, ſonderlich mit den Carthaginenſern und im erſten puniſchen Kriege, große Künſtler in Syracus erhalten haben, wie die außerordentlich ſchönen Münzen des Königs Agathokles, in Gold und Silber in verſchiedener Größe, darthun, welche insgemein auf der einen Seite einen Kopf der Proſerpina, und auf der andern eine Victoria vorſtellen, die einen Helm auf ein Siegeszeichen ſetzt, welche Rüſtungen auf den Stamm eines Baums gehängt ſind. Da nun die Tyrannei und die Kunſt nirgend zuſammenſtimmen, ſo muß es außerordentlich ſcheinen, wenn es in dieſem Falle und unter den grauſamſten Tyrannen geſchehen iſt. Es ſcheint daher glaublich, daß, da Agathokles in der Jugend ein Töpfer war, das iſt, wie ich glaube, die Kunſt gelernt hatte, Gefäße aus gebrannter Erde zu machen und zu malen, da derſelbe alſo zur Zeichnung angeführt worden, er aus eingepflanzter Neigung den Künſtlern zugethan geweſen. Er ließ eine Schlacht zu Pferde malen, die er gehalten, und in gedachtem Tempel der Pallas zu Syracus aufhängen, welches Gemälde ſehr geſchätzt wurde, und unter den Sachen war, die Marcellus in der Plünderung, um ſich Liebe bei den Einwohnern zu erwecken, unangerührt ließ.

Hiero der Zweite, und Nachfolger des Agathokles, wurde aus einem Bürger ſeiner Stadt mit einhelligen Stimmen zum Könige erwählt und ausgerufen, in der hundert und ſieben und zwanzigſten Olympias, und alſo berührt deſſen Geſchichte annoch die Zeiten der erſten Nachfolger Alexanders des Großen, und fällt vor in dem erſten puniſchen Kriege, welcher in dem letzten Jahre der hundert und acht und zwanzigſten Olympias anfing. Die große Anſtalten, die Hiero zu Waſſer und zu Lande machte, Sicilien in Sicherheit zu ſetzen, und die Ruhe, welche dieſe Inſel unter ſeiner Regierung genoß, gaben der Kunſt ein neues Leben. Von den prächtigen Entwürfen, die dieſer König ausführte, gibt unter andern großen Werken ein Beiſpiel das im ganzen Alterthum berühmte Schiff von zwanzig Reihen Ruder an jeder Seite, welches er bauen ließ, ſo daß dieſes Werk mehr einem Palaſte als einem Schiffe ähnlich war. Es waren Waſſerleitungen, Gärten, Bäder und Tempel auf demſelben, und in einem Zimmer war der Fußboden von Muſaico, oder mit kleinen Steinen ausgeleget, welches die ganze Ilias vorſtellt, und alles wurde von drei hundert Künſtlern in zwölf Monaten geendiget. Er ſandte dem römiſchen Volke zu der Zeit, da Hannibal allenthalben Sieger war, eine Flotte mit Getraide und eine goldene Victoria, welche dreihundert und zwanzig Pfund wog. Dieſe nahm der Senat an, da derſelbe, obwohl in dem äußerſten Mangel, von vierzig goldenen Schalen, welche die Abgeordneten der Stadt Neapel brachten, nur eine einzige, und zwar die leichteſte, behielt; diejenigen goldenen Schalen aber, die die Stadt Päſtum in Lucanien ſandte, wurden den Geſandten derſelben mit Dankſagung zurückgegeben. Dieſes führe ich an als Nachrichten, die in einiger Abſicht zu der Geſchichte der Kunſt dieſer Zeit mit gehören; denn dieſe Schalen werden außer dem Golde auch ihren Werth in der Arbeit gehabt haben.

Dieſer glückliche Regent endigte ſein ruhmwürdiges Leben nach einer ſiebenzigjährigen Regierung, im neunzigſten Jahre ſeines Alters, und in der hundert ein und vierzigſten Olympias. In dem erſten Jahre der folgenden Olimpias, da Hieronymus, der unwürdige Sohn und Nachfolger des Hiero, nebſt allen den Seinigen ermordet worden, und die Häupter der Stadt Syracus ſich waffneten, wurde dieſe Stadt vom Marcellus belagert und erobert, wie unten wird berührt werden.

Nicht lange nach den Zeiten des Agathokles iſt eine Münze der Stadt Segeſta in Sicilien gepräget, welche einige Aufmerkſamkeit verdient, nicht ſowohl in Abſicht der Kunſt, als vielmehr der Seltenheit derſelben, und in Abſicht der Zeitrechnung. Auf der einen Seite iſt ein weiblicher Kopf, welcher die Segeſta, des Hippotes aus Troja Tochter, vorſtellt, von welcher die Stadt den Namen führete. Auf der andern Seite iſt ein Hund, nebſt drei Kornähren, welche den fruchtbaren Boden bedeuten. Der Hund iſt ein Bild des Fluſſes Crimiſus, welcher ſich in dieſes Thier verwandelte, um die Segeſta zu genießen, welche von ihrem Vater hierher geſchickt war, ihr Leben zu retten. Denn da Neptunus mit dem Apollo den verdienten Lohn wegen aufgeführter Mauern der Stadt Troja vom Laomedon nicht erhalten, ſchickte derſelbe ein ſchreckliches Ungeheuer wider die Stadt, deſſen Wuth, nach dem Ausſpruche des Orakels des Apollo, die vornehmſten Jungfrauen von Troja ſollten ausgeſetzt werden. Das Merkwürdigſte dieſer Münze iſt der Name Egeſta und Segeſta zu gleicher Zeit. Dieſe von den Carthaginenſern belagerte Stadt wurde von Cajus Duilius in der hundert und neun und zwanzigſten Olympias entſetzt, und neunzehn Jahre hernach wurden die Carthaginenſer durch den Cajus Lutatius Catulus aus Sicilien verjaget, und dieſe Inſel wurde eine römiſche Provinz, das Reich des Hieron ausgenommen; in dieſer Provinz aber ließ man einigen Städten, unter welchen Segeſta genennet iſt, den völligen Genuß ihrer Freiheit. Die angegebenen neunzehn Jahre finden ſich auf dieſer Münze mit ΞIB angezeigt, wenn wir den Inhalt dieſer Zahl theilen; denn Ξ oder Z iſt ſieben, und IB zwölf; ungetheilt ſollte ſie *IΘ* geſchrieben ſein. Ich bin der Meinung, daß die Segeſtaner die Zeit von dem Entſatze an bis zur Eroberung von Sicilien, in welcher ihnen ihre alte Freiheit wider Vermuthen beſtätiget worden, auf dieſer Münze haben erhalten wollen, und daß ſie damals der Namen Egeſta in Segeſta verändert.

Unter den Pflegern und Beſchützern der Künſte dieſer Zeit ſind obenan zu ſetzen die Könige von Pergamum, Attalus der Zweite, und deſſen Sohn und Nachfolger, Eumenes der Zweite. Die zweien Regenten, die ihre Klugheit und Liebe für ihre Unterthanen unſterblich gemacht hat, machten aus einem kleinen Lande ein mächtiges Reich, und hinterließen Schätze, die attaliſche Reichthümer genennt wurden, um große Schätze zu beſchreiben. Sie ſuchten beide ſich die Griechen durch große Freigebigkeit zu verbinden, und Attalus bauete ſogar dem Philoſophen Lacydes, dem Haupte der neueren academiſchen Secte, einen Garten bei der Academie vor Athen, um in demſelben ungeſtört zu leben und zu lehren. Unter den Städten, denen er Gutes erwieſen, bezeugete Sicyon ihre Dankbarkeit durch eine koloſſaliſche Statue, die ſie ihm neben einem Apollo, auf dem öffentlichen Platze der Stadt ſetzte. Eumenes hatte ſich nicht weniger den Griechen dergeſtalt beliebt gemacht, daß ihm die mehrſten peloponneſiſchen Städte Säulen aufrichteten.

Nebſt den großen Abſichten, die zum Wohle der Länder abzielen, waren dieſe Könige zuerſt beſorgt, den Wiſſenſchaften die Hand zu reichen, und denſelben Nahrung zu geben; und zu dieſem Zwecke wurde eine große Bücherſammlung zu Pergamum angelegt, die zum öffentlichen Gebrauche beſtimmt war, ſo daß Plinius zweifelhaft iſt, ob dieſe Bibliothek, oder die zu Alexandrien, als die erſte in gedachter Abſicht errichtet worden. In Sammlung der beſten Schriften entſtand eine Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten zu Pergamum und denen zu Alexandrien, die ſo weit ging, daß am erſten Orte untergeſchobene Schriften unter dem falſchen Namen älterer Skribenten geſchmiedet wurden, und die Gelehrten in Alexandrien ſtritten mit jenen um den Vorzug in dieſem Betruge. Da Ptolemäus Philadelphus die Ausfuhr des ägyptiſchen Papyrus ebenfalls aus Eiferſucht verbot, wurde zu Pergamum die Kunſt erfunden, die Schaffelle zum Schreiben zuzurichten.

Mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften vereinigten dieſe Könige eine große Neigung zur Kunſt, und ließen berühmte Werke derſelben aus Griechenland kommen. Es war zu Pergamum das berühmte Paar Ringer von der Hand des Cephiſſodotus, Sohns des Praxiteles, und von Gemälden des Apollodorus Ajax, wie er vom Blitze getroffen wurde; das iſt: Ajax, welcher ſich im Schiffbruche auf einen Felſen rettete, und noch hier den Göttern trotzte, mit den Worten: „ich werde auch wider den Willen der Götter entkommen!“ Alſo iſt Ajax auf einem geſchnittenen Steine vorgeſtellt. Solche Gemälde wurden königlich bezahlt, wie Plinius von der Figur eines Kranken von dem berühmten Ariſtides angezeigt, welche Attalus für hundert Talente kaufte.

Von Künſtlern, welche am Hofe dieſer Könige geblühet haben, macht Plinius vier Bildhauer namhaft, den Iſigonus, Pyromachus, Stratonicus und Antigonus, deſſen Schriften über ſeine Kunſt ehemals geſchätzt waren, und er berichtet, daß viele Maler die berühmte und ſiegreiche Schlacht gedachter zwei Könige, wider die Gallier in Myſien, gemalt. Eben dieſer Scribent gibt uns Nachricht vom Soſus, der zu Pergamum in muſaiſcher Arbeit trefflich war, und auf einem dergleichen Fußboden war der Kehricht, welcher zuſammengefegt wird, aus lauter kleinen Steinen vorgeſtellt, welches Werk daher *ασαϱωτος οιϰος*, das iſt: das nicht gekehrte Haus, genannt wurde. In eben dieſem Fußboden und vermuthlich auf ſeiner Mitte, war eine Taube abgebildet, die aus einer Schale trank, und den Schatten von ſich in's Waſſer warf, da andere Tauben auf dem Rande dieſer Schale ſich ſonneten und ſich kratzen. Ich werde an einem andern Orte meine Zweifel anführen wider diejenigen, welche glauben, daß ein Muſaico, welches in der Villa Hadriani unter Tivoli entdeckt worden, und eben dieſes vorſtellt, auch eben daſſelbe ſei, deſſen Plinius gedenkt, und daß es gedachter Kaiſer von Pergamum nach ſeiner Villa führen laſſen.

Die vorher gedachten erdichteten Schriften unter den Namen berühmter Männer, die in dieſen Zeiten zu Pergamum erſchienen, veranlaſſen zu glauben, daß in der Kunſt eben dieſes geſchehen ſein könne, und daß man damals angefangen habe, auch Statuen unter dem Namen der großen Bildhauer voriger Zeiten zu verfertigen. Denn Werke von dieſer Art, mit einem falſchen Namen bezeichnet, ſowohl die noch vorhanden ſind, und oben von mir angezeigt worden, als diejenigen, deren Phädrus erwähnt, führten den Namen jener Künſtler. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß damals die Zeit der Copiſten ihren Anfang genommen, von deren Hand die Menge der Statuen von jungen Satyrs übrig geblieben, die alle einander ähnlich ſind, und als Copien des ſo berühmten Satyrs des Praxiteles angeſehen werden. Ich übergehe viele andere Figuren, die ebenfalls nach einem und ebendemſelben Modelle gearbeitet ſcheinen, wie es zwei Sileni ſind, mit dem jungen Bacchus in den Armen, in dem Palaſte Ruſpoli, die dem berühmteren Silenus, in der Villa Borgheſe, ähnlich ſind, und verſchiedene Figuren des Apollo Sauroktonos, als Copien desjenigen, der von der Hand des Praxiteles unter jenem Beinamen berühmt war. Die vielen Venus ſind bekannt, die alle die Stellung der Venus des gedachten Künſtlers haben; und wie viele Apollo finden ſich, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhend halten, mit einem Schwane zu den Füßen?

Nach dieſen angezeigten vortheilhaften Umſtänden der griechiſchen Kunſt in Sicilien und unter den Königen zu Pergamum, da dieſelbe in Griechenland unter den beſtändigen inneren Kriegen gefallen war, kehren wir zurück zu den Begebenheiten der Griechen, wo wir, nach geendigten Feindſeligkeiten, die Kunſt von neuem aufgelebt betrachten.

Da in gedachtem Kriege beide Parteien geſchwächt waren, ſuchten die Aetolier ſich zu helfen, und riefen wider die Achäer die Römer zu Hülfe, die damals zuerſt ihren Fuß auf den griechiſchen Boden ſetzten. Da aber die Achäer, welche die Partei der Macedonier ergriffen, durch Philopömenes, ihren Feldherrn, einen Sieg wider die Aetolier und ihren Beiſtand erfochten hatten: traten die Römer, da ſie beſſer von den Umſtänden in Griechenland unterrichtet waren, von denen ab, welche ſie gerufen hatten, und zogen die Achäer an ſich, welche mit ihnen Corinth eroberten, und den König Philippus von Macedonien ſchlugen. Dieſer Sieg wirkte einen berühmten Frieden, in welchem ſich der König der Entſcheidung der Römer unterwarf, und ſich bequemen mußte, alle eingenommenen Plätze in Griechenland abzutreten, und aus allen Orten ſeine Beſatzungen zu ziehen, und die Erfüllung alles dieſes mußte geſchehen vor den iſthmiſchen Spielen. In dieſen Umſtänden nahmen die Römer ein empfindliches Herz an gegen die Freiheit eines andern Volks, und der Proconſul Quintus Flaminius hatte im drei und dreißigſten Jahre ſeines Alters die Ehre, die Griechen für freie Leute zu erklären, die ihn faſt anbeteten.

Dieſes geſchah in dem vierten Jahre der hundert und fünf und vierzigſten Olympias, hundert und vier und neunzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung; und es iſt glaublich, daß Plinius dieſe Olympias, nicht aber die hundert und fünf und funfzigſte geſetzt habe, wenn er berichtet, daß die Künſte in derſelben wiederum zu blühen angefangen. Denn in der hundert und fünf und funfzigſten waren die Römer als Feinde in Griechenland; die Künſte aber können ohne beſondere glückliche Verhältniſſe niemals emporkommen. Bald hernach wurde den Griechen ihre Freiheit durch den Paulus Aemilius beſtätiget. Die Zeit, in welcher die Künſte in Griechenland niedergelegen, wird geweſen ſein, wie die Zeit von Raphael und Michael Angelo bis auf die Caracci. Die Kunſt fiel damals in der römiſchen Schule ſelbſt in eine große Barbarei, und auch diejenigen Künſtler, die von der Kunſt ſchrieben, als Vaſari und Zuccheri, waren wie mit Blindheit geſchlagen. Die Gemälde der beiden größten Meiſter in der Kunſt waren in ihrem völligen Glanze, und im Angeſichte derjenigen gemacht, die, wie ihre Arbeit zeigt, niemals ein aufmerkſames Auge auf dieſelben gerichtet, und keine einzige alte Statue betrachtet zu haben ſcheinen. Dem älteren Caracci gingen in Bologna zuerſt die Augen wiederum auf.

In gedachter Wiederherſtellung der Künſte in Griechenland haben ſich unter den Bildhauern berühmt gemacht Antäus, Kalliſtratus, Polykles, der Meiſter des ſchönen Hermaphrodit, Athenäus, Kallixenus, Pythokles, Pythias, Timokles und Metrodorus, der Maler und Philoſoph, die aber Plinius unter die vorigen Künſtler herunterſetzt; und dieſes iſt das letzte Alter der eigentlichen griechiſchen Kunſt.

Blüthe und Verfall der Kunſt unter den Römern.

Unter dem Trajanus bekam Rom und das ganze römiſche Reich ein neues Leben, und er fing an, nach ſo vielen Unruhen durch die großen Werke, welche er unternahm, die Künſtler aufzumuntern. Die Ehre einer Statue, welche er ſich nicht allein, mit Ausſchließung Anderer, anmaßete, ſondern mit wohlverdieneten Männern theilete, kann der Kunſt ſehr beförderlich geweſen ſein; ja wir finden, daß jungen Leuten von großer Hoffnung Statuen nach ihrem Tode geſetzet wurden.

Das größte Werk von (des) Trajanus Zeiten iſt deſſen Säule, welche mitten auf dem Foro ſtand, das er durch den Apollodorus von Athen bauen ließ, und zu deſſen Gedächtniſſe eine ſeltene goldene Münze gepräget worden, auf deren Rückſeite ein Gebäude dieſes Platzes angegeben iſt. Hat jemand Gelegenheit, die Figuren auf der Säule in Gyps geformet zu betrachten, ſo wird er erſtaunen über die unendliche Verſchiedenheit in ſo viel tauſend Köpfen an derſelben. Im ſechzehnten Jahrhunderte war noch der Kopf übrig von der koloſſaliſchen Statue dieſes Kaiſers, welche auf der Säule ſtand; von demſelben findet ſich weiter keine Nachricht.

Von den Gebäuden ſeines Forums, die jene Säule umgaben, und deren Decken oder Gewölbe von Erz waren, kann man ſich einen Begriff machen aus einer daſelbſt im Monate Auguſt 1765 entdeckten Säule von dem ſchönſten weißſchwarzen Granit, die acht und einen halben Palm im Durchmeſſer hielt. Es wurde dieſelbe gefunden, da man eine Gruft machte zur Grundlage einer Auffahrt zu dem Palaſte Imperiale, und zugleich mit derſelben ein Stück des oberen Geſimſes, oder die Corniſche der Architrave von weißem Marmor, welche dieſe Säule trug, und über ſechs Palmen hoch iſt. Da nun die Corniſche das Drittheil und noch weniger von dem Gebälke iſt, ſo muß daſſelbe über achtzehn Palmen hoch geweſen ſein. Dieſes Stück hat der Herr Cardinal Alexander Albani in ſeine Villa ſetzen laſſen, nebſt einer Inſchrift, die den Ort anzeiget, wo daſſelbe entdeckt worden. Es zeigten ſich beim Graben an eben dem Orte noch andere fünf Säulen von gleicher Größe, die in der Tiefe liegen geblieben ſind, weil niemand die Koſten tragen wollte, dieſelben heraus zu heben, und man hat auf dieſe Säulen die Grundlage gedachter Auffahrt geſetzt. Nach der Säule kann als das edelſte Werk der Kunſt, welches ſich erhalten hat, der koloſſaliſche Kopf gedachten Kaiſers, in der Villa des Herrn Cardinals Alexander Albani, betrachtet werden; es iſt derſelbe von der Halsgrube bis auf den Wirbel fünf römiſche Palm hoch.

Apollodorus, welchen Trajanus von Athen kommen ließ, den Bau dieſes Forums zu führen, zeiget, daß in dem, was die Kunſt betrifft, die Griechen allezeit den Vorzug hatten, ja es war ihre Sprache in Rom beliebter, als ſelbſt die römiſche, welches die in griechiſcher Sprache von Römern verfaſſeten Geſchichten unter anderen beweiſen. Daher geſchah es, daß ſich Römer griechiſche Grabſteine ſetzen ließen, und auf dem Sokel einer römiſchen Statue, die ſich zu unſerer Väter Zeiten in Rom befand, ſtanden die Worte: *ΚΑΛΩΣ ΤΕΛΩΝΗΣΑΝΤΙ*, dem, der den Zoll ehrlich verwaltet, welches ein Römer geweſen ſein muß.

In Abſicht der Baukunſt verdienet der Bogen des Trajanus zu Ancona mit angeführt zu werden; denn man wird an keinem alten Gebäude ſo erſtaunend große Blöcke Marmor angebracht finden. Das Baſament des Bogens bis an den Fuß der Säulen iſt aus einem einzigen Stücke; in der Länge hält es ſechs und zwanzig römiſche Palmen und ein Drittheil; die Breite iſt von ſiebenzehn und einem halben, und die Höhe von dreizehn Palmen. Oben auf dieſem Bogen ſtand dieſes Kaiſers Statue zu Pferde, wovon noch ein Huf auf dem Rathhauſe zu Ancona verwahrt wird. Die Pfeiler der Brücke des Trajanus über die Donau dienten, nachdem die Brücke abgeworfen war, wie Dion ſagt, blos dazu, die äußerſte Stärke der menſchlichen Kräfte zu zeigen.

Von öffentlichen Werken der Kunſt unter dem Trajanus ſind übrig, außer den ſchönen Stücken ſeines Bogens, woraus Conſtantin den ſeinigen zuſammenſetzen ließ, Trümmer von großen erhobenen Werken, die in der Villa Borgheſe liegen, und entweder von einem zweiten Triumphbogen dieſes Kaiſers, oder von einem anderen öffentlichen Gebäude ſeines Forums zu ſein ſcheinen, wie die Baſilika Ulpia war, welches Gebäude auf einer ſchon oben erwähnten ſeltnen goldenen Münze angedeutet iſt. Dieſe erhobenen Werke ſtellen Krieger mit ihren Feldzeichen vor, in Figuren von eilf Palmen in der Höhe, unter welchen man den Feldherrn unterſcheidet, aber nicht erkennet, weil der Kopf abgeſchellert iſt.

Die große Sorgfalt, welche Trajanus trug, die Werke der Kunſt, die gelitten hatten, auszubeſſern, iſt bekannt.

An den großen Werken, die dieſer Kaiſer aufführen ließ, ſcheinet Griechenland ſelbſt keinen Antheil gehabt zu haben; es war auch unter den Griechen keine Gelegenheit, die Künſte zu üben, da vermuthlich außer den Kaiſern, in keiner griechiſchen Stadt anderen Perſonen Statuen errichtet wurden. Wenn aber die Griechen damals dieſe Ehre einer Perſon erweiſen wollten, vergriffen ſie ſich an Statuen ehemaliger berühmter Männer, und begnügten ſich, die Inſchrift an denſelben zu ändern, wodurch eine Statue, die einen griechiſchen Helden vorſtellte, wider die Aehnlichkeit des Bildes einen römiſchen Prätor oder ſonſt einer Perſon zugeſchrieben wurde, wie Dio Chryſoſtomus ein ſolches Verfahren den Rhodiſern in einer beſondern Rede vorwirft. Dieſer Redner lebte zu den Zeiten, von welchen wir reden.

Auf den Trajanus folgte Hadrianus, der größte Freund, Beförderer und Kenner der Kunſt, welcher ſogar mit eigener Hand Statuen verfertiget haben ſoll; ſo daß daher Victor, als ein unverſchämter Schmeichler, ſagt, es könne dieſer Kaiſer als ein Künſtler neben den berühmten Bildhauern, dem Polykletus und dem Euphranor ſtehen. Wenn man von ſeiner Neigung gegen den alten Styl der römiſchen Sprache im Schreiben auf die Kunſt ſchließen könnte; würde er auch in dieſer jenen herzuſtellen geſucht haben. Nebſt der Liebe zur Kunſt war ſeine Begierde, alles zu wiſſen und zu ſehen, ohne Schranken; und es war dieſelbe der vornehmſte Grund der großen Reiſen, die er im ſechſten Jahre ſeiner Regierung nach allen römiſchen Provinzen antrat, ſo daß ſich Münzen finden von ſiebenzehn Ländern, die er durchreiſet iſt. Er ging ſogar nach Arabien und Aegypten, welches Land er, wie er ſelbſt in einem Briefe an den Conſul Severianus ſagt, völlig ausſtudirt hatte.

Durch den Hadrianus wurde die Kunſt auf den Thron erhoben, und die Griechen, ſo zu reden, mit derſelben; ſo daß ſeit dem Verluſte der Freiheit Griechenland keine glücklichere Zeit erlebte, und keinen mächtigern Freund gehabt hatte. Denn dieſer Kaiſer nahm ſich vor, Griechenland in die vorige Freiheit zu ſetzen, indem er es für ein freies Land erklärte, und ſuchte den griechiſchen Städten ihren vorigen Glanz wieder zu geben. In dieſer Abſicht ließ er nicht allein in Athen ſo ſtark bauen, wie Perikles vor Zeiten gethan hatte, ſondern es wurden auch alle berühmte Städte in Griechenland ſowohl als in Kleinaſien mit öffentlichen Gebäuden, Waſſerleitungen und Bädern ausgeziert. Ein Tempel, welchen er zu Cyzikum aufführen ließ, wurde unter die ſieben Wunderwerke der Welt gezählt: und vielleicht ſind von demſelben übrig die erſtaunenden Trümmer daſelſt, die ſeit langer Zeit den dortigen Einwohnern zu ihrem Baue dienen. Er trat den Parthen ein großes Land ab, um, wie es ſcheint, zugleich zu dieſen ſeinen großen Abſichten Ruhe zu haben.

Gegen Athen aber äußerte Hadrianus eine ganz vorzügliche Neigung, theils weil dieſe Stadt der Sitz der Künſte geweſen war, theils weil er viel Jahre daſelbſt gelebt und die Stelle eines Archon verwaltet hatte. Er gab den Athenienſern die Inſel Cephalenia wieder, bauete den Tempel des Bacchus und vollendete den Tempel des olympiſchen Jupiters zu Athen, nachdem derſelbe an ſiebenhundert Jahre, vom Piſiſtratus an, gelegen hatte, und es wurde ein Werk, welches viele Stadien im Umfange hatte. In demſelben ließ er, wie Pauſanias berichtet, unter andern Statuen, von Golde und Elfenbein verfertiget, eine ſolche koloſſaliſche Statue des Jupiters ſetzen; eine jede römiſche Stadt ließ in dieſem Tempel dem Kaiſer ſelbſt eine Statue errichten.

Der Eifer dieſes Kaiſers um die Kunſt erweckte eben den Trieb auch in anderen Griechen, ſo daß der einzige Redner Herodes von Athen, und daher Atticus zubenamet, in verſchiedenen griechiſchen Städten Statuen errichten ließ, welcher auch außer Athen ein ganz neues Stadium von weißem Marmor an dem Fluſſe Iliſſus, nebſt einem Theater in Athen und zu Korinth, und dieſes aus eigenen Mitteln, erbauete.

Es war jedoch dieſes Kaiſers Luſt, zu bauen und der Kunſt Nahrung zu geben, nicht blos auf Griechenland eingeſchränkt, ſondern die Städte in Italien hatten ſich gleicher Freigebigkeit zu rühmen. Von Nachrichten der Gebäude, die Hadrianus außer Rom in Italien aufgeführt, begnüge ich mich, eine vielleicht irrig verſtandene Inſchrift anzuführen, die man auf das Amphitheater zu Capua gedeutet hat, weil dieſelbe neben demſelben gefunden ſein ſoll, die aber das Theater eben dieſer Stadt angehet; welches von dem Amphitheater nicht über funfzig Schritte entfernt iſt. Mazzochi, welcher dieſelbe ergänzet hat, deutet die Säulen, die Hadrianus nach der Inſchrift hinzugeſetzt, auf die halb hervorſpringenden Säulen des Amphitheaters, ohne zu überlegen, daß dieſe Säulen, wie in allen Amphitheatern, mit den Lagen der Steine, an welchen ſie hervorſpringen, aus einem Stücke gehauen ſind. Es hat auch derſelbe nicht betrachtet, daß man in einem ſolchen Gebäude für Statuen keinen Platz findet, mit welchen ſowohl als mit Säulen nur Theater können ausgeziert werden. Von dem einen ſowohl als von dem andern haben wir den Beweis an einigen Säulen von Giallo antico, die zween Palmen und drei Vierteltheile im Durchmeſſer haben, ſo wie an vielen Statuen, die vor wenigen Jahren in dem capuaniſchen Theater ausgegraben worden, wovon man noch jetzt die Gruft ſieht. Dieſe Säulen nebſt den Statuen ſtehen zu Caſerta, und ſind für das dortige königliche Schloß beſtimmt. Unter den Statuen iſt die ſchönſte eine Venus Victrix, die den linken Fuß auf einen Helm ſetzt, und außer den Armen, welche mangeln, völlig erhalten iſt.

In Rom ſelbſt baute ſich dieſer Kaiſer das prächtige Grabmal, welches jetzt unter dem Namen der Engelsburg bekannt iſt. Außer einigen Säulengängen, welche umher gingen, war das ganze Gebäude mit weißem Marmor bekleidet, und mit Statuen beſetzt. Nach der Zeit diente dieſes Gebäude als eine Feſtung, und da in demſelben die Römer von den Gothen belagert wurden, vertheidigten ſich jene mit Statuen, die ſie auf die Feinde herunterwarfen, unter welchen der berühmte ſchlafende Faun über Lebensgröße, jetzt in dem Palaſte Barberini, war, den man bei Ausräumung des Grabens dieſes Caſtells fand. Eins der größten Werke der Bildhauerei, welche dieſer Kaiſer machen laſſen, würde deſſen Statue auf einem Wagen mit vier Pferden geweſen ſein, die auf der Spitze dieſes ſeines Grabmals ſoll geſtanden haben, und, wenn dem Scribenten, der es berichtet, zu glauben iſt, ſo groß war, daß ein ſtarker Mann in die Löcher, welche die hohlen Augen an den Pferden machten, hineinkriechen konnte: man gibt ſogar vor, daß dieſes Werk aus einem einzigen Blocke Marmor gehauen geweſen. Es ſcheint aber eine griechiſche Lüge aus der Zeit des Scribenten zu ſein, welche zu gleichem Paare geht mit der Nachricht eines andern griechiſchen Scribenten dieſer Zeiten, von dem Kopfe einer Statue der Juno zu Conſtantinopel, welchen kaum vier Geſpann Ochſen ziehen können. Hadrianus ließ allen ſeinen Freunden nicht allein nach ihrem Tode, ſondern auch bei Lebenszeit Statuen und zwar auf dem Foro zu Rom ſetzen.

Unter ſo vielen Werken, die Hadrianus, nachdem er vier Jahre vor ſeinem Tode nach Rom zurückkam, ausgeführet hat, war vermuthlich das größte Gebäude ſeine Villa unter Tivoli, deren Trümmer an zehn Miglien im Umfange haben, und außer vielen Tempeln und andern Gebäuden zween Theater in ſich begreifen, von welchen das eine den deutlichſten Begriff von allen alten Theatern in der Welt giebt, weil die ganze Scene erhalten iſt. Er ließ hier ſogar die berühmteſten Gegenden und Gebäude von Griechenland vorſtellen, bis auf die Orte, die unter dem Namen der elyſäiſchen Felder bekannt waren. Unter andern Gebäuden ſind die ſogenannten hundert Kammern berühmt und ſehenswürdig, in welchen die kaiſerliche Garde lag, welches Wohnungen waren, die keine Gemeinſchaft eine mit der andern hatten, ſondern vermöge eines hölzernen Ganges von außen, welcher durch eine Wache konnte beſetzt und geſchloſſen werden. Es ſind zwei Reihen Gewölbe über einander, welche in dem Winkel, welchen ſie machen, ein rundes Caſtell haben, wo man ſich das Corpo di Guardia vorſtellt. In jedem Gewölbe waren, vermöge eines bretternen Bodens, welcher auf hervorſpringenden Steinen ruhte, die man noch findet, zwei Wohnungen, und es findet ſich noch in einem derſelben der abgekürzte Name eines Soldaten mit ſchwarzer Farbe, wie mit einem Finger geſchrieben. Die Pracht dieſer Gebäude war ſo verſchwenderiſch, daß ein ſehr langer Teich, in welchem, wie man glaubt, Gefechte zu Schiffe vorgeſtellt worden, ganz und gar mit gelbem Marmor ausgefüttert war. In demſelben fand ſich beim Ausgraben, außer vielen Hirſchgerippen, eine große Menge Köpfe von Marmor, und von andern härteren Steinen, von welchen viele mit der Hacke zerſchlagen waren; die beſten von denſelben behielt Cardinal Polignac. Es waren lange Gänge zum Spazieren mit Muſaico belegt, von welchen man noch große Stücke ſieht: die Boden der Zimmer waren von eben dieſer Arbeit, aber von kleinern Steinen zuſammengeſetzt. Unzählig viele Tiſche von Muſaico, theils in Rom, theils anderwärts, ſind alle unter dem Schutte dieſer Trümmer gefunden worden. Mit Statuen, die hier in großer Menge ſeit dritthalb Jahrhunderten ausgegraben worden, ſind alle Muſeen in ganz Europa bereichert: es wird noch jetzt beſtändig gegraben und gefunden, und annoch für die ſpäte Nachkommenſchaft bleiben Entdeckungen zu machen übrig. Der Cardinal von Eſte, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas zu Tivoli die ſeinige erbaute, beſetzte dieſelbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und dieſe ſind nach und nach von dem Herrn Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführt, und ein großer Theil derſelben iſt von ihm dem Muſeo Capitolino einverleibt worden.

Außer den vorzüglichſten Werken in Marmor, die aus gedachter Villa des Hadrianus gekommen ſind, und von welchen ich nachher reden werde, gedenke ich zuerſt des berühmten Gemäldes in Muſaico, welches eine Schale voll Waſſer vorſtellt, auf deren Rande vier Tauben ſitzen, von denen die eine trinken will. Der Werth dieſes Werkes beſteht vornehmlich darin, daß es völlig aus den kleinſten harten Steinen zuſammengeſetzt iſt, und vielleicht als das einzige in dieſer Art kann angeſehen werden; denn in allen andern ſolchen Gemälden, auch in denen, die ich nachher beſchreiben werde, ſind Glaspaſten mit zu Hülfe genommen, um Farben heraus zu bringen, die ſich ſchwerlich in Steinen finden. Es wurde daſſelbe eingeſetzt gefunden mitten in dem Boden eines Zimmers, welches von gröberem Muſaico gelegt war, und umher einen handbreiten Streif von Blumenwerk hatte, und von eben ſo feiner Arbeit, wie jenes Muſaico iſt. Von dieſen Streifen, welche in's Gevierte auf demſelben umherliefen, hat der Herr Cardinal Alexander Albani ein Stück von einem Palmen breit, und von vier Palmen lang, in ein Tiſchblatt von orientaliſchem Alabaſter in ſeiner Villa einfaſſen laſſen, und von demſelben erhielt Seine königliche Hoheit der Kurprinz von Sachſen, da er in Rom war, ein ähnliches Tiſchblatt mit einer noch längern von dieſen Binden, von eben der Breite und von eben dieſer Arbeit.

Wäre es möglich geweſen, die Kunſt zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu erheben, ſo war Hadrianus der Mann, dem es hierzu weder an Kenntniß noch an Bemühung fehlte; aber der Geiſt der Freiheit war aus der Welt gewichen; und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verſchwunden. Es kann auch als eine Urſache der aufgeklärte Aberglauben, und die chriſtliche Lehre angegeben werden, welche ſich eigentlich unter dieſem Kaiſer anfing auszubreiten. Die Gelehrſamkeit, welcher Hadrianus aufhelfen wollte, verlor ſich in unnütze Kleinigkeiten, und die Beredſamkeit, welche durch bezahlte Redner gelehrt wurde, war meiſtens Sophiſterei: dieſer Kaiſer ſelbſt wollte den Homerus unterdrücken, und an deſſen Statt den Antimachus emporbringen und einführen. Außer dem Lucianus iſt der Styl der griechiſchen Scribenten dieſer Zeit theils ungleich, theils geſucht und gekünſtelt, und wird dadurch dunkel, wovon Ariſtides ein Beiſpiel ſein kann. Die Athenienſer waren bei allen verliehenen Freiheiten in Umſtänden, daß ſie einige Inſeln, welche ſie bisher behauptet hatten, verkaufen wollten. Die Kunſt konnte ſich eben ſo wenig, wie die Wiſſenſchaften, erheben, und der Styl der Künſtler dieſer Zeit iſt von dem alten merklich verſchieden, wie man ſelbſt damals, nach einigen oben angeführten Anzeigen der Scribenten dieſer Zeit, eingeſehen hat. Die Hülfe, welche Hadrian der Kunſt gab, war wie die Speiſen, welche die Aerzte den Kranken verordnen, die ſie nicht ſterben laſſen, aber ihnen auch keine Nahrung geben.

Die Antoninen ſchätzten die Künſte, und Marcus Aurelius beförderte ebenfalls dieſelben auch dadurch, daß er verdienten Männern Statuen ſetzen ließ; er ehrte das Andenken des Vinder, welcher wieder die Markomannen geblieben war, mit drei Statuen, und ließ auf dem Foro Trojani allen tapfern Männern, die in dem deutſchen Kriege geblieben waren, Statuen errichten; er verſtand die Zeichnung, in welcher ihn Diognetus, ein weiſer Maler, unterrichtete; dieſer war zugleich ſein Lehrer in der Weltweisheit. Aber die guten Künſtler fingen an ſelten zu werden, und die vormalige allgemeine Achtung für dieſelben verlor ſich, wie man aus den Begriffen dieſer Zeit ſchließen kann. Die Sophiſten, welche jetzt gleichſam auf den Thron erhoben wurden, und denen die Antoninen öffentliche Lehrſtühle bauen und ein großes Gehalt auf ihre Lungen und Stimmen zahlen ließen, Menſchen ohne eigene Vernunft und Geſchmack, ſchrieen wider alles, was nicht gelehrt war, und ein geſchickter Künſtler war in ihren Augen wie ein Handwerker. Ihr Urtheil von der Kunſt iſt dasjenige, welches Lucianus der Gelehrſamkeit in ſeinem Traume in den Mund legt; ja, es wurde an jungen Leuten als eine Niederträchtigkeit ausgelegt, nur zu wünſchen, ein Phidias zu werden. Daher es faſt zu verwundern iſt, daß Arrianus, ein Scribent dieſer Zeit, es für ein Unglück hält, den Jupiter des Phidias nicht geſehen zu haben.

Die Zeit der Antoninen iſt in der Kunſt, wie die ſcheinbare Beſſerung gefährlicher Kranken kurz vor ihrem Ende, in welchen das Leben bis auf einem dünnen Faden des Hauchs gebracht, dem Lichte einer Lampe ähnlich iſt, welches, ehe es gänzlich verlöſchet, alle Nahrung ſammelt, in eine helle Flamme auffährt, und plötzlich verlöſchet. Es lebten noch die Künſtler, welche ſich unter dem Hadrianus gebildet hatten, und die großen Werke, noch mehr aber der übrige gute Geſchmack und die Einſicht beſagter Kaiſer und ihres Hofes, gab ihnen Gelegenheit, ſich zu zeigen; aber nach ihrer Zeit fiel die Kunſt mit einemmal. Antoninus Pius bauete ſeine prächtige Villa bei Lanuvium, deren Trümmer von ihrer Größe zeugen. Von der Pracht derſelben gibt ein ſilberner Hahn einen Beweis, aus welchem das Waſſer in den Bädern dieſer Villa lief; es wurde derſelbe vor etwa vierzig Jahren an gedachtem Orte ausgegraben, und hielt dreißig bis vierzig Pfund am Gewichte, mit der Inſchrift: **FAVSTINAE NOSTRAE.** In den Bädern des Claudius lief ebenfalls das Waſſer in ſilbernen Röhren.

Damals wurden auch denen, die im Circo in den Wettläufen auf Wagen den Preis erhielten, Statuen aufgerichtet, von welchen man ſich einen Begriff machen kann aus einigen Stücken muſaiſcher Arbeit im Hauſe Maſſimi mit dem Namen der Perſonen, noch deutlicher aber von einem ſolchen Sieger, faſt in Lebensgröße, auf einem Wagen mit vier Pferden, in erhobener Arbeit, von einer großen ovalen Begräbnißurne in der Villa Albani, welche in meinem alten Denkmalen bekannt gemacht iſt und ſonderlich aus einer wirklichen Statue in der Villa Negroni. Aus dieſer Figur iſt in der Ergänzung derſelben ein Gärtner gemacht worden, wegen eines krummen Meſſers im Gürtel, welches der Sieger auf jenem erhabenen Werke auf eben die Art trägt, wie an jener Urne, und es iſt ihr daher eine Hacke in die Hand gegeben worden. Dieſe Perſonen waren mehrentheils vom Pöbel, deren Bruſt bis an den Unterleib mit einem Gürtel vielmehr umwunden und geſchnürt war. Lucius Verus ließ ſogar das Bildniß ſeines Pferdes, Volucris genannt, von Golde im Circo ſetzen. Bei den Werken unter dem Marcus Aurelius gemacht, fällt mir mehrentheils dieſes Prinzen eigene Schrift ein, in welcher außer einer geſunden Moral die Gedanken ſowohl als die Schreibart gemein, und eines Prinzen, welcher ſich mit Schreiben abgiebt, nicht würdig genug ſind.

Unter und nach dem Commodus, dem Sohne und Nachfolger des Marcus Aurelius, ging die letzte Schule der Kunſt, die gleichſam vom Hadrian geſtiftet war, und die Kunſt ſelbſt, ſo zu reden, zu Grunde. Derjenige Künſtler, von deſſen Hand der wunderſchöne Kopf dieſes Kaiſers in ſeiner Jugend im Campidoglia iſt, macht der Kunſt Ehre; es ſcheint derſelbe etwa um eben die Zeit, in welcher Commodus den Thron beſtieg, das iſt: im neunzehnten Jahre ſeines Alters gemacht zu ſein; der Kopf aber kann zum Beweiſe dienen, daß dieſer Künſtler nicht viel ſeinesgleichen gehabt, denn alle Köpfe der folgenden Kaiſer ſind jenem nicht zu vergleichen. Die Medaillons dieſes Kaiſers von Erz ſind in der Zeichnung ſowohl als in der Arbeit unter die ſchönſten ſolcher Schaumünzen zu rechnen; zu einigen derſelben ſind die Stempel mit ſo großer Feinheit geſchnitten, daß man an der Göttin Roma, die auf einer Rüſtung ſitzt, und dem Commodus eine Kugel überreichet, an den Füßen die kleinen Köpfe von den Thieren, aus deren Fellen man Schuhe trug, ausgeführt ſieht. Man kann aber von einer Arbeit im Kleinen auf die Ausführung eines Werks im Großen nicht ſicher ſchließen; derjenige, welcher ein kleines Modell eines Schiffs zu machen weiß, iſt dadurch nicht geſchickt zum Bau eines Schiffs, welches im tobenden Meere beſtehen kann; denn viele Figuren auf den Rückſeiten der Münzen folgender Kaiſer, die nicht übel gezeichnet ſind, würden ſonſt einen irrigen Schluß auf das Allgemeine der Kunſt veranlaſſen. Ein erträglicher Achilles, klein gezeichnet, wird von eben der Hand, groß wie die Natur ausgeführt, vielmals ein Therſites erſcheinen, welches ſich auch in Verkleinerung oder Vergrößerung der Figuren zeigt, indem es leichter iſt vom Großen in's Kleine zu zeichnen als umgekehrt; ſo wie man weiter von oben herunter, als von unten hinauf ſieht. Sante Bartoli iſt als ein ſehr guter Zeichner alter Werke berühmt worden durch kleine Figuren von der Größe, wie er die an den Säulen des Trojanus und des Marcus Aurelius entworfen hat; aber wenn er aus dieſem Maße gegangen iſt, und größer gezeichnet, wird er ſich ſelbſt ſehr ungleich, wie die erhobenen Werke unter dem Titel: Admiranda Antiquitanis, darthun können. Es iſt auch glaublich, wenn auf Münzen des dritten Jahrhunderts die Rückſeiten über den Begriff ſelbiger Zeiten gearbeitet ſind, daß man ſich alter Stempel bedient habe.

Das Bildniß des Kaiſers Commodus hat man in der Figur eines Herkules im Belvedere zu finden geglaubt, weil derſelbe auf der Löwenhaut ein Kind trägt, und dieſes Kind iſt auf dasjenige gedeutet worden, welches dieſem Kaiſer zu ſeinem Zeitvertreibe diente, und da daſſelbe ein Verzeichniß der Verſchwornen wieder den Commodus ergriffen hatte, und dieſe Liſte aus dem Fenſter fallen ließ, Urſache an deſſen Ermordung war. Zu der irrigen Benennung hat auch die Löwenhaut Gelegenheit gegeben, mit welcher Commodus wie Herkules bedeckt auf ſeinen Münzen erſcheinet. Das Kind, welches dieſe Statue trägt, iſt der junge Ajax, ein Sohn des Telamon; Herkules nahm dieſes neugeborne Kind auf ſeine Arme, und legte es auf die Löwenhaut, mit dem Wunſche, daß es künftig noch größer als deſſen Vater werden möchte. In der Gypsform von dieſer Statue iſt das vielbedeutende Kind weggelaſſen und man hat dem Herkules, anſtatt das Kind zu tragen, die drei heſperiſchen Aepfel in die Hand gegeben. Wright, welcher hier ſeinem blinden Führer nachgeſprochen, ſagt, dieſer Commodus ſei gut, aber es zeige derſelbe einen deutlichen Unterſchied zwiſchen dem griechiſchen und dem römiſchen Geſchmack in der Bildhauerei. Dieſes einfältige Urtheil gründet ſich bloß auf den Namen, und man hätte die ägyptiſche Kunſt in der Statue bemerken können, wenn derſelben der Name Ptolomäus hätte können gegeben werden. Mann kann verſichert ſein, daß dieſer Herkules ein Werk eines großen griechiſchen Meiſters ſei, welches unter den ſchönſten in Rom ſtehen kann; der Kopf iſt unwiderſprechlich der ſchönſte Herkules, welcher bekannt iſt, und die Haare ſind in der höchſten Manier ausgeführt, und wie die am Apollo gearbeitet. Eben ſo ungegründet iſt die Benennung des Commodus, die einer heroiſchen Statue mit einem ermordeten Knaben auf dem Rücken gegeben worden, weil der neue Kopf, welcher für alt gehalten worden, dieſer Kaiſer vorſtellt, und es ſoll derſelbe hier als Fechter gebildet ſein. Derjenige, welcher dieſe Statue auf einem ſehr ſchlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erſchienen, einen Atreus genannt, iſt der Wahrheit näher gekommen; das iſt: Atreus, welcher ſeines Bruders Thyeſtes Sohn ermordet. Es iſt alſo Jakob Gronov nicht der erſte, der dieſe Benennung gegeben, wie er will angeſehen ſein.

Des Commodus Andenken beſchloß der Senat zu Rom zu vertilgen, und dieſes ging vornehmlich auf deſſen Bildniſſe; dieſes fand ſich an vielen Bruſtbildern und Köpfen deſſelben, die der Herr Cardinal Alexander Albani entdeckte, da er den Grund zu ſeinem prächtigen Luſthauſe zu Nettuno am Meere graben ließ. Von allen Köpfen war das Geſicht mit dem Meißel abgeſchlagen, und man erkannte dieſelben nur an einigen andern Zeichen, ſo wie man auf einem zerbrochenen Steine den Kopf des Antinous an dem Kinne und Munde erkennt. In der Villa Altieri iſt ein Kopf eben dieſes jungen Menſchen, nach Anzeige des Mundes, welcher nur allein von demſelben erhalten war, als ein Antinous ergänzt.

Es iſt kein Wunder, daß die Kunſt anfing, ſich merklich gegen ihren Fall zu neigen, wenn man bedenkt, daß auch die Schulen der Sophiſten in Griechenland mit dem Commodus aufhörten. Ja, den Griechen wurde ſogar ihre eigene Sprache unbekannt: denn es waren wenige unter ihnen, die ihre beſten Schriften mit dem wahren Verſtändniſſe derſelben leſen konnten, und wir wiſſen, daß Oppianus in ſeinen Gedichten durch die Nachahmung des Homerus, und durch deſſen Ausdrücke und Worte, deren er ſich bedienet, ſo wie Homerus ſelbſt, den Griechen dunkel war. Daher hatten die Griechen Wörterbücher in ihrer eigenen Sprache nöthig, und Phrynichus ſuchte die Athenienſer zu lehren, wie ihre Voreltern geredet hatten: aber von vielen Worten war keine beſtimmte Bedeutung mehr zu geben, und ihre Herleitung wurde nach verlorenen Stammwörtern auf Muthmaßungen gegründet.

Wie ſehr die Kunſt nach dem Commodus gefallen, beweiſen die öffentlichen Werke, welche Septimius Severus einige Zeit nachher aufführen ließ. Er folgte dem Commodus ein Jahr nachher in der Regierung, nachdem Pertinax, Didius Julianus, Clodius Albinus und Peſcennius Niger in kurzer Zeit regiert hatten und ermordet waren. Die Athenienſer ließ Severus ſogleich ſeinen Zorn empfinden, wegen einer Beleidigung, welche ihm auf einer Reiſe nach Syrien zu Athen in voriger Zeit widerfahren war. Er nahm der Stadt alle ihre Vorrechte und Freiheiten, die ihr von den vorigen Kaiſern ertheilt waren. Die erhobenen Arbeiten an ſeinem Bogen, und an einem anderen Bogen, welchen die Silberſchmiede ihm zu Ehren aufführen laſſen, ſind ſo ſchlecht, daß es erſtaunend ſcheint, wie die Kunſt in zwölf Jahren, ſeit dem Tode des Marcus Aurelius ſo ganz und gar herunterkommen können. Die erhobene Figur des Fechters Bato in der Villa Panfili, in Lebensgröße, iſt ebenfalls ein Zeugniß hiervon; denn wenn dieſes der Fechter dieſes Namens iſt, welchen Caracalla prächtig beerdigen laſſen, ſo wird nicht der ſchlechteſte Bildhauer dazu gebraucht ſein. Philoſtratus gedenkt eines Malers Ariſtodemus, welcher ſich um dieſe Zeit hervorthat; er war ein Schüler eines Eumelus.

Es waren auch in dieſer Zeit die Künſtler noch beſtändig beſchäftiget, und dem Plautianus, dem Lieblinge und erſten Miniſter des Kaiſers Septimius Severus, wurden nicht allein zu Rom, ſondern auch in andern Städten des römiſchen Reichs, ſowohl von einzelnen Perſonen als vom Senate Statuen aufgerichtet, ſo daß dieſelben größer und zahlreicher waren, als diejenigen, die dem Kaiſer ſelbſt geſetzt waren. Unter dieſem Kaiſer geſchah in der harten Belagerung der Stadt Byzantium, welche die Partei des Peſcennius Niger wider jenen Kaiſer ergriffen hatte, was die von den Gothen belagerten Römer thaten, die auf die Feinde Statuen warfen. Die Byzantier ſtürzten ganze Statuen von Erz, ſowohl ſtehender als reitender Figuren von der Mauer herunter auf die Belagerer.

Es hat ſich unterdeſſen von der Kunſt dieſer Zeiten ein nachtheiliges Vorurtheil gleichſam zur Wahrheit gemacht, welches ſich ſonderlich auf die ſchlechte Arbeit an dem Bogen des Septimius Severus gründet. Man iſt aber gezwungen, wenn man unbezweifelte beſſere Werke von ſpätern Zeiten ſieht, daß vielleicht zu jenem Bogen und dem vornehmſten Denkmale gedachten Kaiſers nicht der beſte, wo nicht der ſchlechteſte Künſtler, wie noch bisweilen geſchieht, vorgeſchlagen und gebraucht worden. Man würde eben ſo unrichtig urtheilen aus ein Paar der letzten Gemälde, die in der St. Peterskirche zu Rom in Muſaico geſetzt ſind, wenn man glaubte, es ſei zu eben der Zeit kein beſſerer Maler in Rom bekannt geweſen, wie man gleichwohl zu gedenken hätte. Oder wenn man aus ein Paar Kirchen, die in Rom unter Benedictus XIV. ekelhaft gebauet und gezieret ſind, auf den allgemeinen Geſchmack in der Baukunſt unter gedachtem Papſte ſchließen wollte. Noch außerordentlicher iſt die marmorne Statue des Papſtes Leo X., des Vaters der Künſte, im Campidoglio, von einem Giacomo del Duca aus Sicilien, und Schüler des Michael Angelo, gearbeitet, welche eine wahrhafte Mißgeburt genannt werden kann. Es kann nicht ein ſchlechterer Bildhauer weder zu derſelben Zeit noch nachher geweſen ſein, und dennoch iſt derſelbe auserſehen worden, dieſe Statue für den ehrwürdigſten Ort in Rom zu arbeiten.

In Betrachtung oben gedachter Arbeiten ſollte man glauben, daß ſich noch ein Künſtler gefunden, welcher des Septimius Severus Statue von Erz in dem Palaſte Barberini machen können, ob ſie gleich nicht für ſchön gehalten werden. Die vermeinte Statue des Peſcennius Niger im Palaſte Altieri, welcher ſich wider vorgedachten Kaiſer aufwarf, und von ihm geſchlagen wurde, wäre noch weit ſeltener als jene, und als alle deſſen Münzen, wenn dieſelbe den Kaiſer vorſtellen könnte; der Kopf aber iſt dem Septimius Severus ähnlicher.

Caracalla befahl, in allen Städten Statuen Alexanders des Großen zu ſetzen, und in Rom waren einige mit einem doppelten Kopfe, des Alexanders und zugleich des Caracalla. Er lobte unter den alten Feldherrn ſonderlich den Sylla und den Hannibal, und verehrte ebenfalls ihr Gedächtniß mit Statuen und Bruſtbildern. Zwei von ſeinen Köpfen in der Kindheit befinden ſich in dem Palaſte Ruſpoli. Die einzige Statue des Macrinus, welcher dem Caracalla folgte, befindet ſich in dem Weinberge Borioni.

Von den Zeiten des Heliogabalus wird eine weibliche Statue in Lebensgröße in der Villa Albani gehalten. Es ſtellt dieſelbe eine betagte Frau vor, mit einem ſo männlichen Geſichte, daß nur die Kleidung das Geſchlecht derſelben anzeigt; die Haare ſind ganz über den Kopf gekämmt, und hinterwärts hinaufgenommen und untergeſteckt. In der linken Hand hält dieſelbe eine gerollte Schrift, welches an weiblichen Figuren etwas Außerordentliches iſt, und man glaubt daher, daß es die Mutter des beſagten Kaiſers ſein könne, welche im geheimen Rath erſchien, und welcher zu Ehren ein Senat von Weibern angeordnet wurde.

Alexander Severus, welcher dem Heliogabalus folgte, ließ die Statuen vieler berühmter Männer von allen Orten zuſammenholen, und auf dem Foro des Kaiſers Trajanus ſetzen; ſein eigenes Bild aber iſt in Marmor nicht auf die Nachwelt gekommen; wenigſtens findet ſich kein einziges in Rom.

Die eigentliche beſtimmte Zeit, in welcher der gänzliche Fall der Kunſt erfolgte, war vor dem Conſtantin, zur Zeit der großen Verwirrung durch die dreißig Tyrannen, welche ſich unter dem Gallienus aufwarfen, das iſt: zu Anfang der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Die Münzverſtändigen bemerken, daß nach dem Gallienus in Griechenland nicht einmal mehr Münzen geprägt worden; je ſchlechter aber die Münzen dieſer Zeit an Gehalt und Gepräge ſind, deſto öfter findet ſich die Göttin Moneta auf denſelben; ſo wie die Ehre ein häufiges Wort in dem Munde einer Perſon iſt, an deren Ehre man zu zweifeln hat. Der Kopf des Gallienus von Erz mit einem Lorbeerkranze, in der Villa Mattei, iſt blos wegen der Seltenheit zu ſchätzen.

Die Zeiten des Gallienus werden insgemein als der Zeitpunkt des gänzlichen Verfalls der Kunſt angegeben, und dennoch finden ſich Werke, die das Gegentheil darthun, und einen vortheilhaften Begriff geben. Es ſcheint vielmehr, daß die Barbarei ganz unvermuthet und plötzlich in Rom eingefallen ſei; und dieſes könnte man ſchließen aus den vielen Säulen und Schalen von Alabaſter und Marmor, nebſt Fußgeſtellen nnd rohen Stücken ausländiſchen Marmors, die da gefunden werden, wo der alte Hafen, oder die Ausladung an der Tiber, unter dem Aventino war, und wo das Haus Sforza-Ceſarina einen Weinberg hat, in welchem noch große Ueberbleibſel von den alten Magazinen ſtehen. Denn dieſe Werke waren vermuthlich auswärts beſtellt und aufgekauft, und nach Rom geſchafft, um dieſelben in Gebäuden anzubringen, welches nachher in der Beſtürzung über den Einfall der nordiſchen Völker in Italien unterblieb. Eine von den daſelbſt ausgegrabenen Säulen von geblümten Alabaſter (fiorito), von vier und zwanzig Palmen hoch, iſt die größte und ſchönſte dieſes Steins, welche bekannt iſt, und ſtehet in der Villa Albani. Ebendaſelbſt ſtehen zwei große Schalen aus ähnlichem Alabaſter, die zehn Palmen im Durchſchnitt halten, welche zertrümmert nebſt Stücken von mehr als zehn andern dergleichen Schalen an gedachten Orten gefunden ſind. In der einen von dieſen Schalen ſtehet in der Mitte das Haupt der Meduſa, und in der andern der Kopf eines Triton, oder auch eines Fluſſes; und da dieſelben keine Oeffnung haben, müſſen ſie, wie jetzt, blos zur Zierde eines Gebäudes beſtimmt geweſen ſein. Daß dieſe Werke aber nicht lange vor der Zeit, von welcher wir reden, gelegen haben, zeigte ſich an zwei großen Blöcken von ungearbeitetem Marmo Cipollino, wo an dem Ende von jedem eine Inſchrift eingehauen war, in Buchſtaben, deren Form auf dieſe Zeit deutet. Auf der einen ſtand das Conſulat nebſt der Anzeige desjenigen, wie es ſcheint, der dieſe Steine kommen laſſen, und nebſt der Anzahl derſelben:

. RVIANO III COS.
. . EXRAT
VALENTIS
. . LXXXIII.

Auf einem Ende des zweiten Blocks war eingehauen:

. SVB CVRA MINICI SI.
PR. CRESCENTE LIB. NI.

welches ich denen zu erklären überlaſſe, die hierin geſchickt ſind. Dieſer Conſul Nulianus iſt unbekannt; es finden ſich mehrere Conſuln dieſes Namens aus dem Geſchlechte der Fabier, die den Zunamen Nulianus führten; ſie ſind aber aus weit älteren Zeiten der römiſchen Republik. Dieſe von ihren Blöcken abgeſägten Inſchriften befinden ſich in der Villa Albani; aus den Blöcken ſelbſt ſind zwei Säulen gearbeitet, die im Jahre 1767 nach England abgegangen ſind.

Karl Gottfried Theodor Winkler

ward 1775 am 9. Februar zu Waldenburg im Schönburgiſchen geboren, vollendete ſeine akademiſchen Studien zu Wittenberg und wurde nach Beendigung derſelben Actuar bei dem Stadtgericht zu Dresden, 1801 geheimer Kanzliſt, 1804 geheimer Regiſtrator und 1810 geheimer Secretär. In den Jahren 1812 und 1813 bereiſte er Frankreich und Italien, und wurde bei ſeiner Rückkehr kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath und Theaterintendant. Nach der Heimkunft des Königs von Sachſen erhielt er 1815 die Aemter eines königl. ſächſiſchen Hofrathes und Sekretärs der königlichen Theater und der Akademie der bildenden Künſte zu Dresden; ſpäter wurde er Vicedirector dieſer Anſtalten. Als Schriftſteller iſt er unter dem Namen Theodor Hell bekannt.

Er gab heraus:

Luſtſpiele. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Neue Luſtſpiele. Leipzig, 1817 ff. 5 Thle.
Bianca von Toredo; Drama. Leipzig, 1808.
Macaria; Drama. Leipzig, 1806.
Zulima; Trauerſpiel nach Voltaire. Leipzig, 1811.
Angelika; Drama. Dresden, 1811.
Der Geſchäftige; Original-Luſtſpiel. Dresden, 1818.
Das Haus Anglada; Schauſpiel. Leipzig, 1818.
Die Maccabäer; Drama. Leipzig, 1819.
Bühne der Ausländer. Dresden, 1819.
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers; Drama. Braunſchweig, 1830.
Dramatiſches Vergißmeinnicht. Braunſchweig, 1823—1827. 5 Thle.
Lottchen; Erzählung. Leipzig, 1803.
Neue Erzählungen für häusliche Cirkel. Leipzig, 1811—1817.
Des Maurers Leben. Dresden, 1816.
Sängersreiſe. Stuttgart, 1816.
Byrons Mazeppa. Leipzig, 1820.
Lyratöne. Dresden, 1821.
Buntes Leben. Berlin, 1826. 2 Thle.
Neueſte Gedichte. Braunſchweig, 1829. u. ſ. w.

Ferner war er Herausgeber der Taſchenbücher: Agrionien, Penelope (ſeit 1811), Komus (1814—18. 3 Thle.); und mit Fr. Kind der Abendzeitung (ſeit 1817).

Glückliche Erfindungsgabe, große Gewandtheit in Behandlung des gewählten Stoffes, Lebendigkeit der Auffaſſung, Herrſchaft über Form und Sprache, gute Auffaſſung, Witz und Laune zeichnen W's poetiſche und dramatiſche Leiſtungen ſehr vortheilhaft aus und haben ihm in der literäriſchen Welt einen höchſt geachteten Namen erworben, trotz dem, daß er wiederholt, beſonders wegen ſeiner Leitung der Abendzeitung, die er jedoch, ſeinen Grundſätzen treu, bereits fünf und zwanzig Jahre mit immer gleichem Erfolge redigirt, auf das Heftigſte angegriffen worden iſt.

Gedichte von K. G. Th. Winkler.

(Theodor Hell.)

Sieg der Frauen.

Wenn das Reizendſte und Höchſte,
Was noch je der Menſch gewahrt,
Zu dem Kampfe um die Krone
Vor dem Richterſtuhl ſich ſchaart;
Wenn aus allen ihren Reichen
Die Natur ihr Füllhorn beut,
Und Gelung'nes ſonder Gleichen
Ueber ihre Erde ſtreut,
Iſt doch Eins uns, was ſie alle,
Alle ſtrahlend überwiegt —
Ruft's mit lautem Jubelſchalle,
Daß nur Frauenſchönheit ſiegt.

Böteſt Du für edle Thaten,
Für des Geiſtes hohen Schwung,
Für des Wiſſens regſtes Streben,
Für der Künſte Huldigung,
Perlen, Gold und Edelſteine,
Ehre, Ruhm und Schätze dar,
Wäre dieſer Gaben keine
Doch ein ächter Lohn, fürwahr.
Ein Begehr nur in der Seele
Reinern Tiefen ewig wohnt,
Und es werden Raphaele
Nur durch Frauenhuld belohnt.

Groß ſind Könige im Schmucke
Einer Krone, makellos,
Und der Weiſe mit der Schale
In der freien Hand iſt groß,
Edel magſt Du Helden preiſen,
Wenn der Oelzweig ſie erfaßt;
Doch in allen dieſen Kreiſen
Jeder andre Stern erblaßt,
Wenn mit reinem Silberglanze,
Der auf Stirn und Aug' ſich malt,
In der Blüthen ſchönſtem Kranze
Aechte Frauenwürde ſtrahlt.

Oel beſänftigt wilde Wogen,
Weiſem Wort wird gute Statt,
Und des ſtarren Kieſels Spitzen
Spühlt die ſanfte Welle glatt,
Fürſtenſpruch kann Kampf entſcheiden,
Und die Schwerdter ſenken ſich;
Aber was im Grimm der Zeiten
Keiner Macht, noch Güte wich,
Was, um niemals mehr zu enden,
Selbſt das Heiligſte noch höhnt,
Hat mit ſanft verſchränkten Händen
Frauenmilde doch verſöhnt.

Und wenn Alles in dem Drange
Der Gemeinheit ſich verflacht,
Heuchelei die Flamme ſchüret,
Von der Keckheit angefacht,
Wenn in der Verfinſt'rung Grauen
Jedes reine Licht erliſcht,

Auf der Freiheit weiten Auen
Keine Quelle mehr erfriſcht,
Und der Baum des regern Lebens
Keinen Keim zur Frucht mehr treibt,
Untergrabt Ihr eins vergebens:
Frauentugend! — ſie — ſie bleibt!

Grillenjägerlied.

Mel.: Was gleicht wohl auf Erden ꝛc.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?
Doch zeigt es allein nicht die Flur und der Wald,
Zu Hauſe giebt's Wild auch, in mächtigen Zügen,
Wir jagen und treiben zu Paaren es bald.
D'rum laßt uns auch heute beginnen das Jagen,
Und wenn nach dem Namen der Weidmann euch fragt,
So gebt ihm zur Antwort mit frohem Behagen:
Es iſt dies der Grillen hochherrliche Jagd.
Jo hoho! Dralara!

Zur Hand nehmt die Gläſer und Flaſchen vor allen,
Und ebnet mit Schüſſeln die Berge zum Thal,
Laßt Stöpſel von ſchäumenden Mündungen knallen,
Und frohe Geſänge durchtönen den Saal;
Erborgt euch das Zündkraut aus feurigen Blicken,
Zur Kugel geſtaltet den Scherz und den Witz;
Prometheus mag immer den Himmel berücken,
Ihr ſtehlt euch von Lippen und Augen den Blitz.
Jo hoho! Dralara!

Friſch auf! ſeht die erſte der garſtigen Grillen,
Und jagt ſie und brecht ihr das zähe Genick!
Das Streiten und Zanken will nimmer ſie ſtillen,
Sie nennt ſich gar vornehm und ſtolz Politik.
Laßt Kannen ſie gießen, und Keſſel ſie flicken,
Wir wiſſen was And'res und Beſſ'res zu thun,
Mit froher Erhebung und ſtillem Entzücken
Im Arme des Guten und Schönen zu ruhn.
Jo hoho! Dralara!

Dort ſpukt eine Andre, mit finſt'rem Geſichte,
Die Eiferſucht nennt die Hyäne ſich auch,
Macht tückiſch ſo Liebe als Freundſchaft zu nichte,
Vergiftet recht heimlich mit tödtendem Hauch.
Erlegt ſie, ihr Jäger, mit off'nem Gemüthe,
Vertrauend auf Unſchuld, und Treue, und Recht;
Vertrauen iſt höherer Tugenden Blüthe,
Und adelt das fröhliche Menſchengeſchlecht.
Jo hoho! Dralara!

Du Grille von Rang, die mit mächtiger Naſe
Hinan in die Wolken ſich brüſtet und ſtreckt,
Indeß ſie oft kriechend im ſchlammigen Graſe
Gar traulich bei Unke und Molch ſich verſteckt,
Dich jagen wir dahin, wo blind der Chineſe
Erniedrigt zum Staube ſich vor'm Mandarin;
Der innere Werth nur giebt Anſehn und Größe,
Wir achten im Fürſt wie im Bettler nur ihn.
Jo hoho! Dralara!

Auch Reichthum iſt Grille; wem ſo viel beſchieden,
Daß fröhlich das Leben er führet zum Ziel,
Der findet den Reichthum im ſeligen Frieden,
Der hat nicht zu wenig, und hat nicht zu viel;
Und Ruhm, ob er wachſe aus Blute der Schlachten,
Erblühe aus freundlichem Zweige der Kunſt,
Ob Lehrſtuhl, Katheder und Hörſaal ihn brachten,
Wir halten ihn doch nur für Grille und Dunſt.
Jo hoho! Dralara!

Und was in das menſchliche Leben ſich dränget
Mit finſterer Miene und ſträflichem Groll,
Was ängſtlich die Bruſt uns beklemmt und verenget,
Der Freude entziehet den pflichtigen Zoll,
Was Gute verſtöret, die Böſen ergötzet,
Dem Menſchen entfremdet den köſtlichen Hort,
Es wird bei der Grillenjagd weidlich gehetzet,
Es muß vom Gebiete der Fröhlichkeit fort.
Jo hoho! Dralara!

Und haben wir ſo, mit gebührlichem Streben,
Beendet die Jagd an dem heutigen Feſt,
So laſſet mit vollen Pokalen noch leben,
Was tief ſich im Buſen empfinden nur läßt:
Das Vaterland lebe! die Freundſchaft, die Liebe,
Der Glaube, die Hoffnung, die jenſeits uns tagt!
Wenn dieſes im Herzen uns immerdar bliebe,
Wir hätten das Höchſte dann wahrlich erjagt.
Jo hoho! Dralara!

Mein Reimlexikon.

Mancher wohl, der ſein Gedicht
Friſch und fröhlich hat begonnen,
Seine Arbeit unterbricht,
Weil der Reim nicht gleich gewonnen.
Mir jedoch geſchieht dies nicht,
Denn ein Lexikon von Reimen
Hab' ich klug mir nah gebracht,
Das den Reim ohn' alles Säumen
Mir auf jedes Wort gleich macht.

Doch vergebens ſuchet Ihr
Dieſes Lexikon zu finden,
Ob man's gleich, mit netter Zier,
Täglich pflegt neu einzubinden,
Denn es iſt nicht von Papier. —
Doch damit Ihr nicht vergeblich
Allzu lange rathet, wißt,
Daß dies Lexikon buchſtäblich,
Mein geliebtes Mädchen iſt.

Auf der Stirne, hell und klar,
Auf dem Mündchen, roth und niedlich,
In dem zarten Grübchenpaar,
In den Augen, mild und friedlich,
Iſt der Reim ſtets offenbar,
Und kaum hab' ich ſie geſchauet,
Wie ſein Liebchen ſchau'n man ſoll,
Als er auch ſchon niederthauet,
Regelrecht und wohllautvoll.

Wenn ich an der Feder ſauge
Ob des Reimes auf Geduld,
Seh' ich fragend ihr in's Auge,
Und es reimet: ohne Schuld,
Ja, ſogar auch manchmal Huld.
Und wenn ich im Dichterſtübchen
Sinne ob des Reims auf Helm,
Seh' ich ihr auf's Wangengrübchen,
Und ich hab' ihn gleich mit: Schelm.

Wenn zu einer Stanze Bunde
Schon gereimt iſt zieh'n und flieh'n,
Seh' auf ihrem Roſenmunde
Ich den dritten Reim: Carmin,
Und erhöht küſſend ihn,
Bis die finſt're Stirn verjaget
Mich von dieſem Dichterſchmaus,
Wenn ſie mir das Endwort ſaget
In dem böſen Reime: kraus.

Alſo bin ich nie verlegen
Um die Reime irgendwo,
Und ich Glücklicher kann pflegen,
Will ich ſein der Arbeit froh,
Oftmals nachzuſchlagen ſo;
Aber Stanze, Lied und Ode
Tragen auch die Spur davon. —
Nun — gefällt Euch die Methode,
Schafft Euch auch ein Lexikon.

Der Feuerdienſt.

Nun, ſo ſei's geſtanden frei,
Wär' es auch ein Laſter,
Daß ich ein Verehrer ſei
Ganz von Zoroaſter,
Daß dem Feuerdienſte ſich
All mein Leben weihet;
Freunde, hört, bedauert mich,
Aber dann — verzeihet.

Feuer! ja, das bet' ich an
In dem eig'nen Glühen,
Wie das Herz nur fühlen kann,
Phantaſie nur blühen,
Zu dem Feuer ſtrebt mein Sinn,

Daß er Wärme fod're,
Und es zieht mich mächtig hin,
Daß ich d'rin verlod're.

Doch iſt's nicht der Sonne Ball,
Welchen ich verehre,
Sind es nicht der Sterne all'
Zahlenloſe Heere,
Iſt es nicht der Wiederglanz
Auf des Mondes Runde,
Minder noch der Roſenkranz
In der Abendſtunde;

Nicht der Kerzen helles Licht
Im gefüllten Saale,
Noch der Schein, der lockend bricht
Durch kryſtall'ne Schaale,
Oder gar, nach Mancher Brauch —
Großer Zoroaſter,
Zürne nicht! — der glühe Rauch
In dem Pfeifchen Knaſter:

Nein! mein Feuerdienſt gehört
Zweien Augen=Sonnen,
Die — was ich mich auch gewehrt —
Mich ſo ganz gewonnen,
Daß ich d'rin mein Licht und Sein
Einzig nur erkenne,
Und bei ihrer Strahlen Schein
Selbſt in Gluth entbrenne.

Wer mag ſolchem Feuer nicht
Ewig ſich ergeben,
In der ſchönen Prieſterpflicht
Sonder Wanken leben?
Ach! ſie leuchten gar ſo mild
Und ſo glühend wieder,
Sind der Gottheit Ebenbild,
Strahlend uns hernieder.

Aber, wenn dies Feuer nun
Nur für Andre glühte,
Ich vergebens, ſonder Ruhm,
Mich im Dienſte mühte?
O! dann wär' dem Element
Ich der ärgſte Haſſer,
Und ſpräng' — wenn's zu ſehr mich brennt' - -
Lieber gleich — in's Waſſer.

Kennerſchaft.

Wie weit die Kunſtkritik doch geht,
Wenn's nur ein Kenner recht verſteht! —

War einſt ein Graf, als Dilettant
Im Niederlande wohl bekannt,
Der aber in der Kunſtkritik
Beſaß ein wunderbar Geſchick,
So daß, was er für Recht erkennt,
Auch Jedermann vortrefflich nennt;
Dagegen, was er fand als ſchlecht,
Auch dünkte keinem Menſchen recht,
Weil Alle ſtimmten überein,
Er müſſ' der größte Kenner ſein,
Da ſelten ihm etwas gefiel,
Und er mit Worten, breit und viel,
Und ſchier ganz unverſtändlich hoch,
Bewies, was er in Zweifel zog.
Dem mußte nun das Antlitz ſein
Auch Rembrandt einſt abkonterfei'n.
Und als das Bild nun fertig war,
Sehr wohl getroffen, offenbar:
Da kam der Graf mit Kennerſchaft,
Und fand es dennoch fehlerhaft,
Und mäkelt da, und mäkelt hie,
Und recht war ihm das kleinſte nie,
Obgleich der Meiſter ohne Stolz,
Bald dieſes inniger verſchmolz,
Bald jenes drängte mehr hervor,
Nie die Geduld dabei verlor.
Der Graf behauptet ſtets doch nur,
Es fehle Rembrandt an Natur,
Und mög' er ändern noch ſo ſehr,
Das Wahre find' er nimmermehr.
Da wird's dem Künſtler doch zu kraus,
Und denkt ſich flugs ein Plänchen aus,
Wie ſolchen großen Kenner hier
Er doch am Ende überführ'.
Und wenig Wochen nur vergehn,
Da bittet er den Grafen ſchön,
Zu kommen in ſein kleines Haus,
Dort ſteh' ein Bild ſo eben aus,
Worin er ſelbſt ſich konterfei't
Mit ſonderlicher Mühſamkeit,
Und woll' des größten Kenners Wort
Er gern drob hören alſofort.
Der Graf, ſich ſeiner wohl bewußt,
Wirft ſich nur wenig in die Bruſt,
Und ſagt mit Freundlichkeit im Nu
Das Kennerurtheil Rembrandt zu. —
Da tritt er in die Werkſtatt ein,
Und dort an einem großen Schrein,
Hängt auch des Rembrandt Konterfei,
Das gleicht ihm wie das Ei dem Ei.
Der Graf mit ernſter Miene tritt
Davon, nach Kennerart, zehn Schritt,
Faßt er das Ganze kunſtvoll auf,
Setzt ſich alsdann die Brille auf,
Tritt näher, doch nicht allzunah,
Weil dies von Kennern nie geſchah,
Und prüft nun lang, und prüft nun breit
Des Bildes Art und Weſenheit,
Worauf das Urtheil er zuletzt
Dann fällt, nachdem er ſich geſetzt:
Das Bild ſei gar nicht ſchlecht gemalt,
Und für ein Kunſtwerk wohl bezahlt,
Doch was betreff' die Aehnlichkeit,
So irr' es von der Wahrheit weit,
Und ſei ſo wenig Rembrandt das,
„Als eine Mondenſcheib' ein Faß.“

Darauf das Bildniß ſelbſt zur Stund'
Aufthut im Ingrimm ſeinen Mund,
Und ruft: „Nun, wenn ich *das* nicht bin,
Wo iſt denn da der Rembrandt hin?
Diesmal, mein theurer Herr mit Gunſt,
Geht betteln Dero Kennerkunſt;
Denn nur *gemalt* iſt dieſes nicht,
Es iſt mein *eignes* Angeſicht,
Und, was auch wend' der Kenner ein,
Das muß mir doch wohl ähnlich ſein!“

Lied.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und
beladen ſeid, ich will Euch erquicken.“
Matthäi, Cap. XI. V. 8.

Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Die mit Mühſal Ihr beladen,
Kommet her, in meiner Quelle
Stärkungsfluthen Euch zu baden,
Kommet her zum Kelch der Liebe,
Hin zu dem die Durſt'gen blicken,
Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Denn ich will Euch gern erquicken.

Alſo lautet die Verheißung,
Die der Vater uns gegeben,
Und in ſeinen Troſtesworten
Liegt die Kraft uns und das Leben,
Und mit ſeinen Vaterhänden
Hebt die Laſt er uns vom Rücken!
Wer mühſelig und beladen,
Den will er ja gern erquicken.

Tragt drum ruhig Eure Bürde,
Freuet Euch der ſchweren Laſten,
Denn Ihr werdet um ſo froher
Nach der bangen Mühe raſten;
Nach der Arbeit wirrem Drängen,
Ob ſelbſt Leiden Wunden drücken,
Wird er Euch mit Himmelsthaue
Um ſo herrlicher erquicken.

Einen Hafen nach dem Sturme,
Eine Rettung vor den Qualen,
Eine Lind'rung in der Hitze
Heißer Lebensſonnen=Strahlen,

Einen Troſt in allen dunkeln
Bangverworrenen Geſchicken
Habt Ihr! — Geht zu dem, Ihr Alle,
Der Euch will ſo gern erquicken.

Und die Krone der Vollendung,
Die dem Kämpfer nur beſchieden,
Und die Seligkeit der Ruhe,
Und der Eingang zu dem Frieden,
Der durch Müh' nur wird gefunden,
Wird Euch dann auf ewig ſchmücken:
Darum gehet hin, Ihr Alle,
Denn der Herr wird Euch erquicken.

Lied.

„Aber der Herr iſt mein Schutz; mein Gott iſt der Hort meiner Zuverſicht."
Pſalm XCIV. V. 22.

Thürmt euch nur empor, ihr Wellen,
Stürmet, raſet wild und laut,
Droht, das Schifflein zu zerſchellen,
Das dem Meer ſich anvertraut!
Ob die Fluthen d'rüber ſchlagen,
Ob der letzte Maſt zerbricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Birg dich, Sonne, hinter Schleiern,
Die der Wolken Schwärze webt,
Traure, wie bei Todtenfeiern
Sich dein blaſſes Antlitz hebt;
Ob du mir nicht mehr wirſt tagen,
Ob verlöſchen will dein Licht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht.

Oeffne, Erde, mir zu Füßen
Deinen bodenloſen Schooß,
Gieße aus den Felſenriſſen
Deine Gluthen auf mich los!
Ob die Feuerſäulen ragen,
Ob der Erde Axe bricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Denn im Kampf der Elemente
Bleibet er mein Schutz, mein Hort,
Hin zu dem ich gläubig wende
Meines Flehens Blick und Wort.
Mich am Herzen wird er tragen,
Und ſein Kind verlaſſen nicht:
Darum werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Troſt.

Der Herr iſt groß in Ungewittern,
  Wie bei der Weſte ſanftem Weh'n,
Er iſt's, vor dem die Berge ſplittern,
  Vor dem die Blumen leiſ' erſteh'n;
Aus ſeinen Händen ſtrömen Quellen,
  Und er ſtreut aus der Wüſte Sand,
Er hält die Lüfte wie die Wellen
  Und Erd' und Gluth in ſtarker Hand.

Wer mag's mit Menſchenſinn ermeſſen,
  Was er verſpendet und verhängt?
Habt Ihr mit ihm zu Rath geſeſſen,
  Zu ſeinem Richtſtuhl Euch gedrängt?
Wißt Ihr, was aus den Thränen ſprießet,
  Was mit dem Glücke unterſinkt,
Was nur hervor aus Felſen fließet,
  Der Sand im breiten Rinnſaal trinkt?

O! was uns Gottes Hand beſchieden
  Bei regem Streben, Ehr' und Treu',
Es dient gewiß zu unſerm Frieden,
  Ob es auch hart zu wähnen ſei.
Er hat die Seinen nie verlaſſen,
  Er weiß was ihnen frommt und nützt,
Und thürmen Wogen ſich in Maſſen,
  Der Vater hilft, er wacht und ſchützt.

Im Tempel.

Zurück, zurück, des Werkeltages Engen,
In eurem Treiben bleibt zurück!
Die Stunde kam, wo heiligen Geſängen
Erſtrömt der Ruhe ſel'ges Glück;
Die Stunde kam, wo in des Ew'gen Tempel
Die Seele mich zu Höherm trägt,
Und ſich der Weihe unverletzter Stempel
Auf Worte und Gedanken prägt.

Welch' ein Genuß, mit keinem zu vergleichen,
Im Tempel, wo der Vater thront,
Wo gleiches Heil dem Armen wie dem Reichen
Für gleichen Glaubens Treue lohnt,
Wo alle Schranken, die die Welt gezogen,
Verſchwinden vor des Himmels Höh'n,
Und der Verheißung ſel'ger Friedensbogen
Sich neigt zu jedes Beters Flehn.

Hinauf, hinauf, ihr Schwingen meiner Seele,
Zu dem, der wohnt in Lieb' und Licht,
Daß kein Gedanke ſich dem Herrn verhehle
Und das Gefühl des Herzens nicht;
Daß offen lieg' das Ganze meines Lebens
Vor dem, der prüfet und verzeiht,
Und den ja ſelbſt der Aufſchwung ſchon des Strebens,
Als ſei es die Vollbringung, freut.

Sein Wort erſchallt, und mehr als Menſchen wiſſen,
Sagt mir des Glaubens Zuverſicht,
Der Schleier iſt vom Grab hinweggeriſſen,
Aus beſſern Welten ſtrahlt das Licht.
Der Weg, den ich mit Kraft zu wandeln habe,
Liegt vor mir da, von ihm gebahnt,
Des Herzens Sehnen wird mir d'rauf zum Stabe,
Zum Führer, was die Seele ahnt.

Und mit mir all' des gleichen Sinns Genoſſen,
Sie hebt ein gleich Gefühl empor:
Ein feſter Bund, aus Gottes Macht entſproſſen,
Ein Ton' im großen Weltenchor.
Nicht mehr ſteh' ich allein im Lebensſtreite,
Vereint iſt eine treue Schaar,
Es ſtehn Vertraun und Hoffnung mir zur Seite,
Der Glaube beut ſein Schild mir dar.

O ſel'ge Zeit in dieſes Tempels Hallen,
Wie ſehnt nach dir mein Herz ſich hin!
Hieher laßt mich in Schmerz wie Freude wallen,
Weil hier nur ich mein eigen bin.
Hier laßt des Vaters Ruhm und Ehr' mich preiſen,
Wie's aus des Herzens Fülle bringt,
Bis ſich nach oben, zu den Sternenkreiſen,
Zum Himmelsdom die Seele ſchwingt.

Verlobung.

Und als ſie ſo ſelig am Herzen mir lag,
Da war nur in beiden ein einziger Schlag,
  Ergoſſen die Seele in Seele ſo tief,
  Daß nie mehr zur Trennung ſelbſt Ewigkeit rief.

Verſchmolzen, verbunden zu einem Gefühl,
Vorüber das wirre, das bunte Gewühl,
  Die Richtung zum Himmel gefunden nun aus,
  Die Erde für Beide ein ſtrahlendes Haus.

Sie ſenkte das Auge, die Thräne ſtand d'rin,
Noch ſträubte ſich ſchüchtern der magdliche Sinn,
  Doch hob ſie die Wimper, und Strahl nun zu Strahl
  Geſellte ſich glühend zu ewiger Wahl.

O Stunde! der keine auf Erden noch gleich,
An Wonne und Segen ſo überreich!
  O Stunde! das Leben, das nun mir beginnt,
  Durch dich den entzückendſten Anfang gewinnt!

Wie ernſt und wie fröhlich, wie laut und wie ſtill,
Als ob ſich das Herz es geſtehen nicht will,
  Und doch im Entzücken ſo woget und ſchlägt,
  Und in ſich die Keime der Seligkeit trägt!

Bleib' feſt in der Seele, du Augenblick!
Du Zeuge von meinem unendlichen Glück!
Geleite hinüber Erinn'rung mich nun,
Bis einſt an der Quelle des Lichtes wir ruh'n.

Fünf Jahre ſpäter.

Nicht mehr brauſt die Fluth der Wonne
Neugeboren in das Thal,
Ward ein Spiegel heller Sonne,
Abglanz von dem reinen Strahl,
Strömet ruhig fort durch Auen,
Von des Fleißes Hand belebt,
Läßt ſchon reich den Segen ſchauen,
Den ſie köſtlich ſich erſtrebt.

Was der Tag mir hat verſprochen,
Hielt der Jahre ernſter Zug,
Der den Stempel goldner Wochen
Immer mir entgegen trug,
Der ſelbſt in den trüben Stunden
Neues Licht dem Herzen gab,
Ew'ge Helle zu bekunden,
Leuchtend uns bis über's Grab.

Welche ſtille, heil'ge Stunde
An der Gattin treuer Hand,
Die uns treu vereint im Bunde
Bei der heut'gen Feier fand!
Friedlich ſank der Abend nieder,
Frieden auch in unſ'rer Bruſt,
Nur der Klang der Seelenlieder
Stieg empor, uns unbewußt.

Denn die äußern Töne ſchwiegen,
Aber innen ſprach's ſo laut,
Wie ſich — ſelig im Genügen —
Herz dem Herzen anvertraut,
Da ſind nur die Blicke Worte,
Wie ſie keine Sprache fand,
Und der reinſte der Akkorde
Ein verſchwieg'ner Druck der Hand.

Möcht' ich wohl das Früh're tauſchen
Um den jetzigen Beſitz?
Seiner Fluthen ſtürmend Rauſchen,
Seiner Katarakten Blitz
Um die ſchöne Friedenſtille,
Die mich nun ſo mild umgiebt,
Wo ein Herz wir und ein Wille,
Der nur inniger ſtets liebt?

Nein, es ward im Flug der Jahre
Erſt der ganze Himmel klar,
Und mit ihm das Aechte, Wahre
Meine Seele offenbar.
Laſſ' ihn, Ew'ger! nie ſich trüben
In den Augen, wo er lacht,
Dann iſt mir ein Stern geblieben
Selbſt in meiner trübſten Nacht.

Gewiſſe kleine Luſtſpiele gegen gewiſſe kleine Kritiker.

Wir armen, flücht'gen Blätter,
Beſcheiden und verlegen,
Wie kämpfen wir dem Wetter,
Das uns bedroht, entgegen?
Wie können wir beſtehen
Bei'm Götterblitz von oben,
Vor'm Arm, der zum Vergehen
Schon über uns erhoben?

Es ſei das letzte Lallen,
Das wir noch jetzo wagen,
Die Axt iſt ſchon gefallen,
Es geht an Hals und Kragen,
Es iſt der Seufzer letzter,
O Mitleid, ihn verwehr' nicht!
Dann ſinken in zerfetzter
Geſtalt wir in — den Kehricht.

Was thaten wir, Verehrte,
Euch nur zu Schmach und Leide,
Daß Ihr mit Eurem Schwerdte
So raſch ſeid aus der Scheide,
Und uns bekämpft ſo mächtig,
Als Rieſen-Artefacte,
Da wir doch nur ganz ſchmächtig,
Meiſt bloß in Einem Akte?

Iſt es uns denn zu Sinnen
Wohl jemals noch geſtiegen,
Den Wettkampf zu beginnen —
Bereit zum Unterliegen —
Mit jenen mächt'gen Rieſen
Der Spanier und Britten?
Die können fort uns — nieſen
Mit ſieben Meilenſchritten.

Nur wenn empor zu ihnen
Zu ſchau'n die Blicke müde,
Da ſind wir ſtill erſchienen,
Gleich einem leichten Liede
Nach einem Vollgeſange,
Und wußten's unbeſchweret,
Wir tönen nur ſo lange,
Bis jener wiederkehret.

Meiſt freilich nur von Franken
Entlehnten wir die Worte,
Doch giebt's auch dort Gedanken
Nicht bloß an Albion's Porte,
Und wenn beim Ueberſetzen
Ihr rüget das — Fatale,
Sagt, ſpielt denn Eure Götzen
Ihr im Originale?

Wenn Schiller alle Herzen
Mit ſeiner Gluth entflammte,
Die nur von Himmelskerzen
Im reinen Feuer ſtammte;
Wenn Göthe alle Geiſter
Durch ſeine Zauber bannte,
Und als der Meiſter Meiſter
Ihn Deutſchland anerkannte;

Wenn Leſſing ſich beſonnen
Die ernſten Kränze pflückte,
Was freundlich ausgeſponnen,
Mit Scherzen Jünger ſchmückte,
Da traten wir wohl immer
Beſcheiden auf die Seite,
Daß Vaterlandesſchimmer
Sich immer mehr verbreite.

Wir thäten's auch noch gerne
Vor andern deutſchen Werken,
Daß unſ're Mitzeit lerne,
An ihnen ſich zu ſtärken;
Allein, Ihr mächt'gen Streiter
Für Spanier und Britten,
Ihr habt dafür uns leider
Die Deutſchen abgeſtritten.

Wir dürfen nicht mehr lachen,
Wenn Kotzebue uns kitzelt,
Ihr habt uns ſeine Sachen
Als ſchamlos weggewitzelt;
Wir dürfen nicht mehr weinen,
Wenn Iffland's Ernſt uns rühret,
Weil ja nur zum Gemeinen,
Nach Euch, ſein Schauſpiel führet.

Ihr nennet krankenſtüblich
Des edlen Houwald Töne,
Es iſt bei Euch nur üblich,
Daß Müllner man verhöhne,
Ihr ſprecht von Irokeſen,
Wenn Raupachs Ihr gedenket,
Und weihet den dem Böſen,
Der Ottokar geſchenket.

Was nennt Ihr denn gelungen
In Euern wilden Fehden?
Dramat'ſche Niebelungen,
Und Holberg's Nuditäten?
Wen heute Ihr geprieſen,
Den laßt Ihr morgen ſinken,
Folgt er, gewalt'ge Rieſen,
Nicht bloß nur Euern Winken.

Drum gönnt uns doch einſtweilen
Das Plätzchen, das wir füllen,
Von ſelbſt wird uns ereilen
Das Todesloos im Stillen,
Wenn Deutſchlands volle Säfte
In dieſen Zweig ſich drängen,
Daß ihre Schöpferkräfte
Die harte Rinde ſprengen;

Und vor, in tauſend Keimen,
Und Knospen, Blättern, Blüthen,
Erwachſend, ihn umſäumen,
Und reiche Früchte bieten;
Dann ſchwinden, wie im Lenze,
Am deutſchen Eichenzweige
Von ſelbſt die *welken* Kränze,
Daß *friſches* Laub entſteige.

Paul von Winkler,

1630 zu Glogau geboren, war churbrandenburgiſcher Rath und Präſident zu Breslau; er ſtarb 1679.

Von ihm erſchien:

Zweitauſend eigene gute Gedanken. Leipz., 1685.
Der Edelmann; ein Roman. Frankfurt u. Leipz., 1696.

W's Roman, der Edelmann, wurde zu ſeiner Zeit über die Gebühr gelobt, man kam jedoch bald von dieſer Meinung zurück, da derſelbe keinesweges ſo reich an Geiſt und Erfahrung war, als von ihm geprieſen wurde.

Winli, ſ. Minneſinger.

von Winterſtetten, ſ. Minneſinger.

Joſeph Wismayr

ward am 30. November 1767 zu Freiſingen geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und erhielt ſeine erſte Anſtellung als Präfect am lodroniſch-rupertiniſchen Erziehungsſtift zu Salzburg, 1801 aber den Titel eines geiſtlichen Rathes. In dieſer Stellung blieb er bis 1803, wo er nach München berufen wurde, um die Funktionen eines Rathes der General-Schulen- und Studiendirection zu übernehmen; in der Folge wurde er Oberſtudien- und Oberkirchenrath; ſo wie auch Ritter des königlich bairiſchen St. Michael-, und des großherzoglich heſſiſchen Hausordens I. Er ſtarb 1833.

Seine Schriften ſind:

Grundſätze der deutſchen Sprache. Salzburg, 1796. 2 Thle.
Lehrbuch der deutſchen Sprache. Salzburg, 1797.
Blüthen und Früchte zur Aufmunterung und Veredlung jugendlicher Talente. Salzburg, 1797. 2 Thle.
Ephemeriden der italieniſchen Literatur. Salzburg, 1800—1803.

W. erwarb ſich vorzügliche Verdienſte um die gründliche Bearbeitung der deutſchen Sprache ſowohl, wie um die Kenntniß der neueren italieniſchen Literatur.

Johann Philipp Lorenz Withof

ward am 1. Juni 1725 zu Duisburg geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache war, und genoß ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Dann bezog er, 15 Jahre alt, die daſige Univerſität. Die erſten drei Jahre ſtudirte er blos die alten Klaſſiker und die Geſchichte; ſeine übrige Studienzeit verwandte er auf die Medicin. 1747 promovirte er als Doctor der Medicin in ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann als practiſcher Arzt nach Lingen; verließ aber 1750 dieſen Ort wieder, um ſich als Privatdocent nach Duisburg überzuſiedeln. Im Jahre 1752 wurde er an das akademiſche Gymnaſium zu Hamm als Profeſſor der Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit berufen. Von da ging er als Profeſſor der Medicin nach Frankfurt a. d. O., wo er fünf Jahre blieb, um einem Rufe als Leibarzt nach Steinfurt zu folgen. 1770 wurde er als Profeſſor nach Duisburg berufen, wo er 1789 am 3. Juli ſtarb.

Er ſchrieb:

Die moraliſchen Ketzer. Duisburg, 1760.
Die Redlichkeit. Halberſtadt, 1770.
Academiſche Gedichte. Kleve und Leipzig, 1782 u. 83. 2 Thle.
Unterhaltungen mit ſeinen Kindern. Duisburg, 1792 u. 93. 3 Thle.

W. iſt als einer der bedeutendſten deutſchen didactiſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten, wegen der Kraft ſeiner Gedanken und der Kühnheit ſeiner Darſtellung, und wurde als Solcher auch ſehr gefeiert, obwohl ſein Ausdruck häufig dunkel und voll Härten iſt.

Aus: Die moraliſchen Ketzer.

Wir ſuchen immer noch das rechte Glücksſyſtem;
Und fanden manches auch, und jedes unbequem.
Vernunft und *Sinnesluſt* und *Phantaſie* ſind Höhen,
Wohin dem Glücke zu nur blinde Wege gehen,
Wo mancher Götze täuſcht, dem man ſich anvertraut.
O! Muſe, die ſo gern an unſerm Heile baut,
O! ſinge Menſchen vor, was ihre Künſte taugen,
Und ſinge Blinden ſo die Nebel von den Augen!

Die *Bourignon* ergötzt der dürre Todtengraus.
Die Menſchen ſind verderbt; ſie zieht den Menſchen aus.
Bekümmert, wie ſie ſich, uns hold, um ſich entrüſte,
Zerſtöret ſie den Leib und alle ſeine Lüſte;
Dann eilt der reine Geiſt, der abgeſchiedne Sinn,
In ſeine Seligkeit in *Platon's* Fluge hin;
Und ſchmelzt ſein Weſen um, nun, wie die Reichsgenoſſen
Der Seraphinenſtadt, mit Tugend übergoſſen.
Ihm ſelbſt entzieht ihn ganz die neue Brüderſchaft.
Das reichſte Wörterbuch iſt ihm zu mangelhaft;

Die neue Seele muß auch neue Töne finden,
Sobald Gedanken ſich zu reden unterwinden.
Das in Beſchauung ganz entſündigte Geſicht
Verjauchzt die Thräne bald, und merkt die Wunde nicht,
Woran die Schwäche ſaugt, und eitle Triebe nagen.
Der Geiſt, der Luft entrückt, verkennt der Erde Plagen;
Er, der der Ewigkeit nun eingebürgert iſt,
Nur Gott und Himmel ſieht, und beide nur ermißt.
Vergebens mag der Neid um ihn die Naſe rümpfen;
Und Flüche haften nicht, die ſeine Wonne ſchimpfen.
Er zieht den unterſten dem höchſten Stande vor.
Müralt entadelt ſich, und wird der ärgſte Thor,
Und wandert nackt einher auf einer Frauenlehre,
Und ſteigt vom Schimpfe ſelbſt zur allerhöchſten Ehre.
Und ſinkt aus Müdigkeit der abgeſpannte Blick
Aus Ewigkeiten einſt ins Irdiſche zurück,
So ſind ihm alle fremd, und allen ſeine Triebe;
Dennoch zerfließt er oft in allgemeine Liebe.
Daß doch wir alle nicht auf dieſem Pfade gehn,
Worauf die Wünſche nichts, als hohe Wonne ſehn!
Allein wie manche Pflicht, und auch gemeſſne Pflichten,
Erkühnt die Himmelſucht ſich gierig zu vernichten!
Die kleine Tugend macht uns ſo, wie große, gut;
Wie Fleiß, Enthaltſamkeit; wie Demuth, Güte, Muth.
Die werden hier umſchränkt, die kleinen überſchritten,
In Rede Freundlichkeit und angenehme Sitten.
Die Welt der Myſtiker iſt eine Geiſterwelt,
Wo weniger Vernunft als Phantaſie gefällt.
Das kleine Menſchenherz, von eigner Größe trunken,
Vergöttert ſich, und ſtrahlt im Wahne Gottheitsfunken.
Doch ſchließt am Stolze ſich die Demuth und die Huld?
Und Stolz, wohin er geht, iſt immer arge Schuld.
Geſelligkeit iſt Pflicht; nicht, Miſanthrop zu werden.
Und was im Himmel blüht, wo reifte das auf Erden?

Der Sucher, Leibnitz, eilt auf ſeiner Straße fort,
Berechnet jede That, und wiegt das kleinſte Wort.
Geſunde Weisheit läßt ihm nie Begriffe fehlen;
Er wird nicht ohne Grund, nicht ohne Zwecke wählen.
Die Tiefe der Natur iſt ihm Akademie,
Wo Jeder ſich entſetzt, erblickt er Harmonie.
Und ſtaunt der Hof erhöht, und über die Gedränge!
Eukliden find't er ſelbſt bisher verborgne Gänge,
Die dornicht, jäh und ſchroff zur Weſentreppe gehn,
Und klettern dreiſt hinauf, die Schöpfung anzuſehn
Vom erſten Chaos aus, und ſpannt entdeckte Federn
Zu Geiſterrädern auf, ſo, wie zu Körperrädern;
Und ſicht, am ganzen All geſättigt, Menſchen an,
Bedauert, was er ſieht, und pflaſtert eine Bahn,
Worauf wir in das Reich der Pflichten logiſch eilen,
Die nur Vollkommenheit, das höchſte Gut, ertheilen.
Nur ſeine Lehre malt die Tugenden ſo ſchön.
Er kann im Mangel auch der Segen Fülle ſehn,
Woher der Wahrheit Luſt in ſeine Seele funkelt,
Ihm ſüße Ruhe ſchafft, und manches Weh verdunkelt.
Doch macht der lichte Geiſt ihn auch im Grunde gut?
Genügt es ihm was er der Welt zu Liebe thut?
Planeten, die ſich jetzt um ihre Sonne wälzen,
Wird, eh er ausgelernt, die große Flamme ſchmelzen.
Nur eine gute That, ein frommer Unterricht,
Vergehn in Ewigkeit mit ihrer Wonne nicht.
Erloſchen ſind ſie längſt, ſo ſtolze Morgenſterne;
Und Himmel tönen nun durch ihre ganze Ferne
Den unbedungnen Dank um eine Schnitte Brot,
Die Samariterhuld dem armen Manne bot.
In Thaten edel ſein, das iſt wahrhafte Stärke.
Wie leicht ſind Weiſe matt, und Worte keine Werke!
Erfreut es einen Wolf, wenn Neid und Lehre ficht?
Und trifft Undankbarkeit, und treffen Schimpfe nicht?
Den Nachbar ohne Pflicht, Xantippen gleiche Frauen,
Und das mißrathne Kind, erträgt man ohne Grauen?
Und hätte Weisheit auch ihm alle Qual entfernt,
Wo liegt Utopia, wo ſie das Volk erlernt?
Doch alle mach' er gleich, wie Balde ſeine Strophen!
Das wäre nun die Welt für finſtre Philoſophen!

Johann Heinrich Wilhelm Witſchel

wurde am 9. Mai 1769 zu Herfeld geboren. Er ſtudirte Theologie und war zuerſt Mittagsprediger zu Nürnberg, dann 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 zu Gräfenberg und 1819 Dekan, Stadtpfarrer und Schulinſpector zu Katzenhochſtädt.

Von ihm erſchien:

Hermolaus. Nürnberg, 1796.
Die Nacht am Rhein. Nürnberg, 1797.
Dichtungen. Nürnberg, 1798.
Pantheon für Damen. Nürnberg, 1799.
Balſora; Schauſpiel. Nürnberg, 1799.
Morgen- und Abendopfer in Geſängen. Nürnberg, 1800.
Moraliſche Blätter. Nürnberg, 1801.
Etwas zur Aufheiterung. Salzburg, 1807.
Klage und Troſt zum neuen Jahre. Salzburg, 1810.
Auswahl von Geſängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. Hannover, 1817.
Ueber die Herabwürdigung des Sonntags. Salzburg, 1822.

W. hat ſich vorzüglich durch ſeine religiöſen Dichtungen, in welchen ſich tiefe Innigkeit, Wärme, Klarheit und Einfachheit, verbunden mit guter Diction und gefälliger Behandlung der Form ausſprechen, einen großen Kreis von Leſern und Freunden erworben.

Karl Heinrich Gottfried Witte

ward am 8. October 1767 zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, war bis 1810 Pfarrer zu Lochau bei Halle, gab aber dieſes Amt auf, um ſeinen frühreifen Sohn (Karl W.) auf mehrere Univerſitäten und nach Italien zu begleiten. Seit dieſer Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin.

Er ſchrieb:

Die Lebensfreuden; Lehrgedicht. Halle, 1800.
Natalie und Dorothee; aus dem Franzöſiſchen. Mainz, 1803.
Die ehrliche Haut. Mainz, 1803.
Herr Puff; nach dem Franzöſiſchen. Mainz, 1804. 4 Thle.
Scenen aus meinen Reiſen. Mainz, 1804.
Romantiſche Scenen aus einer Reiſe durch die Schweiz und Italien. Mainz, 1805.
Israel oder der edle Jude. Leipzig, 1805.
Karl Philibert. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Wieſenblumen. Halle, 1806.
Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Ueber Erziehung deutſcher Töchter. Dresden, 1820.
Die fünf merkwürdigſten Tage Neapels. Altenburg, 1820.
Zichtau oder die altmarkiſche Schweiz. Stendal, 1824.

Die eigenthümliche Erziehung ſeines von der Natur ſehr reich ausgeſtatteten, jetzt als hochgeachteter Rechtslehrer an der Univerſität zu Halle wirkenden Sohnes, erwarb W. zur Zeit, als die frühe Entwickelung des talentvollen Knaben Aufſehn erregte, einigen Ruhm, den er jedoch durch ſeine Schriften keinesweges zu erhalten verſtand, und ſeitdem lange überlebt hat.

Karl Auguſt Friedrich von Witzleben,

(als Novelliſt von dem Gute ſeines Vaters, Tromlitz in Thüringen, A. von Tromlitz genannt) wurde am 17. März 1772 zu Tromlitz bei Weimar geboren. Früh in preußiſche Dienſte eingetreten, nahm er von 1792 bis 1795 als Officier an den Rheinfeldzügen Theil. Im Jahre 1806 war er als Oberlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunſchweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürſten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen genommen, ging er ſpäter als Hauptmann der Infanterie, darauf als Escadronschef eines Lancierregiments in großherzoglich bergiſche Dienſte über. Im Jahre 1811 führte er ein Münſterſches Lancierregiment bis vor Burgos in Spanien, kehrte aber ſchon 1812 nach Deutſchland zurück. 1813 zog er ſich, als Oberſt in ruſſiſchen Dienſten mit dem Commando der hanſeatiſchen Legion belehnt, vom preußiſchen Dienſt zurück und lebte nach dem Pariſer Frieden bis 1821 nahe bei Halle in ländlicher Zurückgezogenheit, darauf brachte er fünf Jahre in Berlin zu, bis er ganz nach Dresden zog, wo er, bald in der Stadt, bald in deren Nähe wohnend, ſchriftſtellernd privatiſirte. Er ſtarb am 9. Juli 1839.

Seine Schriften ſind:

Frauenwerth. Berlin, 1823.
Die Douglas; Schauſpiel. Berlin, 1826.
Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. Dresden, 1826 ff. 7 Thle.
Herbſtblüthen. Leipzig, 1828.
Novellen und Erzählungen. Dresden, 1827. 2 Thle.
Vielliebchen; Taſchenbuch. Leipzig, ſeit 1828.
Sämmtliche Schriften. Dresden, 1830. 18 Thle.
Dieſelben, in 3 Sammlungen:
erſte: 36 Bändchen. Dresden, 1829 — 1833.
zweite: 36 Bändchen. Dresden, 1834 — 1836.
dritte: 27 Bändchen. Dresden, 1837 — 1840.

W. war zu ſeiner Zeit einer der beliebteſten deutſchen Erzähler; ſeine Schriften werden von einem großen Theil des Publikums noch immer gern geleſen. Er hatte W. Scott zu ſeinem Vorbilde gewählt, und wußte hiſtoriſche, vorzugsweiſe deutſche Stoffe mit glücklicher Erfindungsgabe, lebendiger Phantaſie und großer Gewandtheit in gefälliger Darſtellung zu behandeln. Dagegen fehlte es ihm aber an Tiefe und Kraft in der Charakterzeichnung, an Durchdringung des Geiſtes der Geſchichte, an Conciſion und Beſtimmtheit. Die Aeußerlichkeiten der hiſtoriſchen Erſcheinungen verſteht er mit großer Treue und Wahrheit zu ſchildern, aber das eigentliche innere Weſen derſelben entgeht ſeinem Blick, und ſeine Auffaſſung wird durch eine ſentimentale moderne Süßlichkeit getrübt, ſo daß er zwar ganz angenehm unterhält, aber dem denkenden Leſer nichts Bleibendes gewährt.

Wilhelmine Karoline von Wobeſer

ward 1769 zu Berlin geboren, war die Tochter des Kammerpräſidenten von Rebeur zu Berlin, und die Gattin des königlich preußiſchen Hauptmanns Fr. von Wobeſer. Sie ſtarb 1807 zu Wirſchen bei Stolpe.

Von ihr erſchien:

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſoll. Leipzig, 1795; 6. Aufl. 1800.

Ein didactiſcher Roman, der zu ſeiner Zeit großes Aufſehn erregte und vielfach nachgeahmt wurde, und welchem man, wenn man dieſe Zwittergattung überhaupt gelten laſſen will, manches Verdienſtliche nicht abſprechen kann, obwohl die Anforderungen der Poeſie vor denen der beſtimmten Tendenz zurücktreten und ſich denſelben ſogar auf Koſten der Wahrheit des Lebens unterordnen müßten.

Arnoldine Charlotte Henriette Wolf

ward am 21. Januar 1769 zu Kaſſel geboren und war die Tochter des Regierungsprocurators und Univerſitäts-Syndicus J. K. A. Weißer zu Marburg. Später verheirathete ſie ſich mit dem Bergrath G. F. Wolf in Schmalkalden. Sie ſtarb 1820 am 5. März.

Von ihr erſchien im Druck:

Gedichte mit ihrem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeſchichte; herausgegeben von Dr. Kasp. Chr. G. Wiß. Schmalkalden, 1817.

Tiefes Gefühl und eine wohllautende Sprache zeichnen ihre poetiſchen Verſuche vortheilhaft aus.

Chriſtian Freiherr von Wolf

wurde am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, wo ſein Vater Bürger und Bäckermeiſter war. Er erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Marien-Magdalenengymnaſium ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann 1699 nach Jena, verließ aber dieſe Univerſität wieder, um nach Leipzig zu gehen, wo er 1803 Magiſter wurde und die Erlaubniß bekam, Vorleſungen zu halten. Wolf ward bald in der gelehrten Welt bekannt und erhielt mehrere ehrenvolle Anträge, bis er 1707 einen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Halle annahm. Dort gerieth er jedoch bald mit den Theologen, vorzüglich mit Dr. Lange, in Streit. Seine Gegner brachten es endlich dahin, daß ihm bei Strafe des Stranges befohlen wurde, innerhalb zwei Tagen das preußiſche Gebiet zu verlaſſen. Er begab ſich nun nach Kaſſel, wo ihn der Landgraf mit Freuden empfing, und als Hofrath und Profeſſor in Marburg anſtellte. Friedrich Wilhelm I., der ſein Unrecht bald einſah, ſuchte ihn zu bewegen, ſich nach Halle zurückzubegeben, allein ohne Erfolg. Erſt als Friedrich II. zur Regierung gelangte, ging er, da mittlerweile auch ſein erbittertſter Gegner Dr. Lange geſtorben war, 1740 als Geheimer Rath, Vicekanzler und Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er Kanzler und 1745 vom dermaligen Reichsvikar, dem Kurfürſten von Baiern, in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Außerdem war er auch königlich ſchwediſcher und fürſtlich heſſiſcher Regierungsrath. Er ſtarb am 9. April 1754 in Halle.

Seine Schriften ſind:

Vernünftige Gedanken von den Kräften des menſchlichen Verſtandes. Halle, 1713.
Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen. Leipzig, 1720.
Vernünftige Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen, zur Beförderung ihrer Glückſeligkeit. Halle, 1720.
Vernünftige Gedanken von dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen und inſonderheit dem gemeinen Weſen zur Beförderung der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts. Halle, 1721.
Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, 1743. Letzte Ausgabe.
Vernünftige Gedanken von den Abſichten der natürlichen Dinge. 1724.
Vernünftige Gedanken von dem Gebrauch der Theile des menſchlichen Leibes, der Thiere und Pfanzen, 1730. Letzte Ausgabe.
Geſammelte kleine philoſophiſche Schriften. Leipzig, 1736—1740. 6 Thle. Nachtrag, Halle 1755.

W's Leiſtungen auf dem Gebiete philoſophiſcher Forſchung zu entwickeln und zu würdigen, iſt hier nicht der Ort. Ueber das, was ihm die Ausbildung der deutſchen Proſa verdankt, urtheilt Eichhorn in ſeiner Geſchichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2. S. 1016 ſehr treffend: „Den erſten vorbereitenden Schritt zur Verbeſſerung des deutſchen proſaiſchen Vortrages that Chriſtian Thomaſius dadurch, daß er ſeit 1688 die deutſche Sprache zur Kritik in ſeinen Monatsgeſprächen und kurz darauf auch zum mündlichen und ſchriftlichen Vortrage der Philoſophie brauchte. Aber wie unbeholfen, ſchief und unbeſtimmt, diente ſie noch ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken! Wie verwickelt, und lateiniſch war ſie noch in ſeinem Periodenbau! Wolf faßte nach ihm ſeit 1709 eine Reihe philoſophiſcher Schriften in deutſcher Sprache ab, und brachte durch ſeine logiſche Genauigkeit in den deutſchen proſaiſchen Vortrag zwei wichtige Eigenſchaften: Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Es war nur zu bedauern, daß er ſich nicht auch zugleich der Anmuth und Zierlichkeit befleißigen mochte, um den proſaiſchen Vortrag noch durch Züge der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft zu heben und zu erheitern."

Friedrich Auguſt Wolf

wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhauſen geboren. Er genoß ſeine Schulbildung zu Nordhauſen und vollendete ſeine akademiſchen Studien zu Göttingen. 1779 wurde er als Kollaborator zu Ilefeld angeſtellt, welches Amt er jedoch 1782 aufgab, um eine Rectorſtelle in Oſterode zu bekleiden. Hier blieb er nur ein Jahr, indem er eine ihm angetragene Profeſſur der Philoſophie in Halle annahm. 1805 erhielt er den Charakter eines Geheimenrathes. Nachdem die Univerſität Halle aufgehoben war, begab er ſich 1806 nach Berlin, wo ihm eine Profeſſur der alten Literatur angetragen wurde; allein er nahm dieſelbe nicht an, ſondern las nur als Akademiker Collegia über ihm beliebige Gegenſtände. Er ſtarb den 3. Auguſt 1824 auf einer Reiſe zu Marſeille.

Seine Schriften ſind:

Ueber Semlers letzte Lebenstage. Halle, 1791.
Geſchichte der römiſchen Literatur. Halle, 1787.
Antiquitäten von Griechenland. Halle, 1787.
Fünf Briefe an Heyne. Berlin, 1797.
Vermiſchte Schriften. Halle, 1802.
Schreiben über eine halliſche Erzählung. Halle, 1807.
Mit Ph. Buttmann: Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. Berlin, 1807—1810. 2 Bde.
Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutſcher Verskunſt. Berlin, 1811.
Zu Platons Phädon. Berlin, 1811.
Ariſtophanes Wolken. Berlin, 1811.
Aus Ariſtophanes Acharnern Berlin, 1812.
Horatius erſte Satire. Berlin, 1813.
Literariſche Analekten. Berlin, 1817—19. 4 Hefte.
Encyklopädie der Philologie, nach ſeinen Vorleſungen im Winterhalbjahr von 1798 u. 1799; herausgeg. von Stockmann. Leipz., 1831.

W's große und ausgezeichnete Verdienſte um die Philologie ſind ſo allgemein und unbeſtritten anerkannt, daß ſie hier um ſo weniger ausführlicher dargeſtellt zu werden brauchen. als ihre beſondere Würdigung der in dieſem Werke zu löſenden Aufgabe durchaus fern liegt. Es genüge daher zu bemerken, daß dieſer große Kenner des Alterthums auch, was namentlich früher ſo ſelten der Fall war, ſeine Mutterſprache mit gleicher Meiſterſchaft behandelte, und auf dieſem Gebiete ebenfalls als Vorbild gelten kann. Namentlich hat er in Ueberſetzungen altklaſſiſcher Werke überaus Vortreffliches geleiſtet, und den Geiſt wie die Form der Originale auf das Muſterhafteſte wiedergegeben, ohne den Genius der deutſchen Sprache zu mißhandeln, oder ihm auch nur den leiſeſten Zwang anzuthun.

Pius Alexander Wolff

ward am 3. Mai 1784 zu Augsburg geboren, widmete ſich der Bühne und ward Hofſchauſpieler zu Weimar ſeit 1804, bis er 1816 als Mitglied des königlichen Nationaltheaters und Regiſſeur des Trauerſpiels nach Berlin ging. Er ſtarb den 28. Auguſt 1828 zu Weimar, als er es nach mehrjähriger Abweſenheit wieder beſuchte.

Von ihm erſchien im Druck:

Dramatiſche Spiele. Berlin, 1823 ff. 2 Thle.
Adele von Buday; Singſpiel. Berlin, 1823.

Als Schauſpieler höchſt ausgezeichnet, erntete W. auch als dramatiſcher Dichter wohlverdienten Beifall, indem er mit guter Bühnenkenntniß glückliche Erfindung, Witz, Laune, gute Charakterzeichnung und einen raſchen und lebendigen Dialog verband. Sein muſikaliſches Drama, „Pretioſa" erhielt, durch Carl M. von Weber's Compoſition verherrlicht, ſich fortwährend als ein Liebling des Publikums auf dem Repertoire.

Chriſtian Heinrich Wolke

ward 1741 am 21. Auguſt zu Jever geboren, ſtudirte Theologie, war zuerſt ein thätiger Mitarbeiter Baſedow's und darauf Director am Philanthropinum zu Deſſau. 1785 verließ er dieſe Stellung, um ſich nach Petersburg zu begeben und dort ein ähnliches Inſtitut zu organiſiren. Er kehrte als kaiſerlich ruſſiſcher Hofrath zurück und lebte nun als Privatmann in verſchiedenen Städten, bis er am 8. Januar 1825 zu Berlin ſtarb.

Von ihm erſchien im Druck:

Beſchreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfer. Leipzig, 1781. 2 Thle.
An die von ihm geliebten Kinder. Deſſau, 1784.
Welt- und Menſchengeſchichte. Leipzig, 1791.
Ueber den Unterricht der Taubſtummen, Schwerhörigen und Blinden. Leipzig, 1804.
Anweiſung für Mütter und Kinderlehrer zur Mittheilung der erſten Begriffe und Sprachkenntniſſe. Leipzig, 1805.
Kurze Erziehungslehre. Leipzig, 1805.
Anleitung zur deutſchen Volksſprache. Leipzig, 1816.
Lieder fröhlicher Geſellſchaft und einſamer Fröhlichkeit. Deſſau, 1782.
Saſſiſche or düdſge Sinngedigte. Leipzig, 1804.

W. machte ſich zu einer Zeit, wo die Pädagogik noch ſehr im Argen lag, ſowohl praktiſch wie theoretiſch um eine beſſere Erziehung der Jugend in Deutſchland ſehr verdient. Später wandte er ſich Sprachforſchungen zu und leiſtete auch hierin Lobenswerthes. Doch ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Luſt an oft wunderlichen Neuerungen verleiten, ſo daß er doch nicht ſo erfolgreich wirkte, wie er es hätte thun können.

von Wolkenſtein, ſ. Meiſterſinger.

Friedrich Wolter,

am 6. Oct. 1797 zu Köln geboren, ſtudirte die Rechte und ward Dr. dieſer Wiſſenſchaft. Er wurde zuerſt Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Eiſtorf im Bergiſchen, dann lebte er zu Wien und ſpäter zu Karlsruhe.

Seine Schriften, die er meiſt pſeudonym als Fedor Ismar herausgab, ſind:

Lieder. Frankfurt, 1820. 2. Ausgabe.
Poetiſches und proſaiſches Allerlei. Baſel, 1823.
Vorſtudien zur Weltgeſchichte. Baſel, 1823.
Die Dogen; Tragödie. St. Gallen, 1824.
Dramatiſche Beiträge. Rotterdam, 1827.
Don Pedro; Trauerſpiel. Hamburg, 1828.
Die Heerfahrt der Normannen; nach dem Franzöſiſchen. Hamburg, 1828.

Tiefes Gefühl, Gedankenreichthum, Kraft und Phantaſie weiſen ſeinen poetiſchen Leiſtungen, die lange nicht ſo bekannt wurden, wie ſie es verdienen, einen bedeutenden Rang an.

Chriſtoph Woltereck,

am 1. Juli 1686 zu Glückſtadt geboren, erhielt ſeine Ausbildung zu Hamburg und Leipzig. Er wurde zuerſt 1717 in Wolfenbüttel als Aufſeher der Kirchenarchive angeſtellt, gab aber dieſe Stelle 1720 auf, um als Sekretär in die Dienſte des Geheimen Raths von Münchhauſen zu treten. Im Jahre darauf wurde er mit dem Charakter eines fürſtlichen Sekretärs Actuar bei dem Reſidenzamte, und 1731 Oberamtmann zu Wolfenbüttel, wo er den 11. Januar 1735 ſtarb.

Er eröffentlichte:

Holſteiniſche Muſen. Hamburg, 1712.

W. iſt einer der correcteren und beſſeren Dichter aus der unglücklichen Periode der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Karl Ludwig von Woltmann

ward am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung und vollendete ſeinen akademiſchen Curſus zu Göttingen, wo er auch ſpäter einige Zeit als Privatdocent lebte. 1794 wurde er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Jena berufen; gab aber dieſe Stelle bald wieder auf. 1799 ward er preußiſcher Hofrath und lebte als Privatgelehrter zu Berlin. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines hamburgiſchen Legationsrathes und Reſidenten. 1804 wurde er Geſchäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806 der Hanſeeſtädte am preußiſchen Hofe. 1812 aber floh er nach der Schlacht bei Lützen nach Prag, um den Nachſtellungen Napoleons zu entgehen. Bereits 1805 war er geadelt worden. Er ſtarb am 19. Januar 1817 zu Prag.

Seine Schriften ſind:

Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode. Göttingen, 1793.
Grundriß der neuern Menſchengeſchichte. Jena, 1796.
Kleine hiſtoriſche Schriften. Jena, 1797. 2 Thle.
Geſchichte Frankreichs. Berlin, 1797 ff. 2 Thle.
Geſchichte Großbritanniens. Berlin, 1798 ff. 2 Thle.
Geſchichte der Reformation. Altenburg, 1800 ff. 3 Thle.
Geſchichte und Politik; Zeitſchrift. Berlin, 1800—1805.
Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Leipzig, 1808 ff. 2 Thle.
Johann von Müller. Berlin, 1810.
Geſchichte Böhmens. Prag, 1815. 2 Thle.
Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag, 1815. 3 Thle. (Gemeinſchaftlich mit ſeiner Gattin.)
Sämmtliche Werke, herausgegeben von ſeiner Gattin. Prag, 1819—1827.

W. war ein ausgezeichneter Schriftſteller, reich an Menſchenkenntniß, Scharfſinn und Geiſt und Meiſter in der Kunſt der Darſtellung; aber es fehlte ihm an gründlichen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Tiefe. Auch gab er in jeder Hinſicht zu viel auf den äußeren Glanz: ein Streben, das in allen ſeinen Leiſtungen, nicht eben zu ſeinem Vortheile, durchſchimmert.

Karoline von Woltmann

wurde am 6. März 1782 zu Berlin geboren; war eine Tochter des Geheimenrathes Dr. med. Stoſch und verheirathete ſich 1799 mit dem Kriegsrath K. Mühler. Allein dieſe Ehe wurde wieder aufgelöſt und ſie vermählte ſich mit dem oben bezeichneten K. L. v. Woltmann. Sie lebt zur Zeit in Prag.

Ihre Schriften ſind:

Euphroſyne. Berlin, 1804.
Bibliothek engliſcher Romane. Amſterdam, 1814. 2 Thle.
Orlando; Trauerſpiel. Prag, 1815.
Volksſagen der Böhmen. Prag, 1815. 2 Thle.
Marie und Walpurgis. Prag, 1818. 2 Thle.
Neue Volksſagen der Böhmen. Halberſtadt, 1820.
Hiſtoriſche Darſtellungen. Halberſtadt, 1820.
Bouilly's Geſchichten für junge Frauen. Leipzig, 1820. 2 Thle.
Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen. Prag, 1820.
Die weißen Hüte; hiſtoriſche Darſtellung. Halberſtadt, 1822.
Spiegel der großen Welt. Peſth, 1824.
Die Bildhauer; Roman. Berlin, 1829. 2 Thle.
Deutſche Briefe. Leipzig, 1833. 2 Bde.

Treffliche Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, gute Erfindung und eine ſehr elegante und anmuthige Darſtellung verleihen den literariſchen Arbeiten dieſer höchſt talentvollen und ausgezeichneten Frau einen bleibenden Werth.

Friederike Sophie Karoline Auguſte von Wolzogen

wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolſtadt geboren. Sie verheirathete ſich 1784 zuerſt mit dem nachmaligen Geheimerath von Beulwitz und darauf, nachdem dieſe erſte Ehe aufgelöſt worden, mit dem weimariſchen Oberhofmeiſter von Wolzogen. Gegenwärtig lebt ſie in Jena.

Sie gab heraus:

Agnes von Lilien. Berlin, 1797. 2 Bde.
Erzählungen von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. Stuttgart, 1823. 2 Bde.
Cordelia. Leipzig, 1840. 2 Bde.

Frau v. W. iſt eine der wenigen Schriftſtellerinnen, die mit ſeltener Bildung ausgeſtattet, im vertrauteſten Umgange mit den ausgezeichnetſten Geiſtern ihrer Zeit für alle bedeutenden Erſcheinungen ſtets offenen Sinn bewahrend, obwohl den höchſten Kreiſen angehörig, die Erfahrungen eines reichen harmoniſchen und ſchönen Lebens in ihren Werken niederlegte und mit großer Anmuth, Gewandtheit und Wahrheit, neu zu geſtalten wußte. Ihre trefflichen Leiſtungen können daher deutſchen Frauen nicht lebhaft genug empfohlen werden.

Friedrich Ludwig Würkert,

am 16. December 1800 zu Leisnig geboren, ſtudirte Theologie und erhielt ſeine erſte Anſtellung als Pfarrer zu Untergreiblau bei Langenſalza, wurde aber 1824 als zweiter Diakonus nach Mitweida berufen, wo er 1834 erſter Diakonus wurde.

Er gab heraus:

Morgenklänge; Erzählungen und Gedichte. Leipzig, 1821.
Dramatiſche Dichtungen. Leipzig, 1821.
Grundtöne. Berlin, 1830.
Haus und Kirche; religiöſe Lieder in der Abendzeitung und anderen Zeitſchriften.

W. zeichnete ſich als Dichter vorzüglich durch religiöſe Tiefe und Innigkeit, reiche Phantaſie und edle Sprache ſehr vortheilhaft aus.

Alexander Chriſtian Friedrich Graf von Würtemberg,

Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, iſt am 5. November 1807 geboren. Er bekleidet den Rang eines Oberſten in der würtembergiſchen Armee und lebt abwechſelnd zu Stuttgart und Wien. Als Lyriker trat er zuerſt im Morgenblatt unter dem Namen Sandor von S. auf.

Er gab heraus:

Gedichte. Stuttgart, 1837; darin:
Tſchikoſch Jury's Tod.
Lieder des Sturms.
Lieder eines Friedensſoldaten.

Reiche Phantaſie, große Lebendigkeit der Darſtellung, Friſche und Kraft, reihen ihn würdig den beſten lyriſchen Dichtern der neueſten Zeit an.

Hans von Würzburg, ſ. Minneſinger.

Konrad von Würzburg, ſ. Minneſinger.

Nicolaus von Wyle,

aus Bremgarten gebürtig, war Anfangs Stadtſchreiber zu Eßlingen, ſpäter Kanzler des Grafen von Würtemberg; die Zeit ſeiner Blüthe fällt um 1478.

Er überſetzte aus Aen. Silvius: Von zwei liebhabenden Menſchen, Euryalo und Lucretia. Augsburg, 1489.
Ferner überſetzte er verſchiedenes von Petrarch, Aretin, Poggius, Hammerlein, welches nebſt zwei ſelbſtſtändigen Arbeiten in: Translazion und Tuetſchungen, Straßburg 1478, herauskam.

Seine Ueberſetzungen zeichnen ſich für jene Zeit durch die gute Behandlung der Sprache und des Styls vortheilhaft aus.

Johann Rudolph Wyß

ward am 4. März 1781 zu Bern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und war ſeit 1805 Oberbibliothekar und Profeſſor zu Bern, wo er am 21. März 1830 ſtarb.

Er gab heraus:

Schönheit und Kunſt; Gedicht. Zürich, 1810.
Mit G. Kuhn, F. Meiſner u. A.: Schweizerroſen, Schweizeralmanach. Bern, 1811—1829.
Vorleſungen über das höchſte Gut. Tübingen, 1811. 2 Thle.
Der ſchweizeriſche Robinſon. Zürich, 1812. 2 Thle.
Idyllen, Volksſagen, Legenden und Erzählungen. Bern, 1815—1822. 2 Thle.
Sammlung von ſchweizer Kuhreihen. Bern, 1818. 3. Ausgabe.
Reiſe in das Berner Oberland. Bern, 1816 u. 17. 2 Thle.
Skizze einer maleriſchen Reiſe durch die Schweiz. Bern, 1816.
Mit E. Rivolin: Konrad Juſtingers Berner Chronik bis 1421. Bern, 1818.
Benjamin Tſchachtlams Berner Chronik von 1421—1466. Bern, 1819. 2 Bde.
Vater Anſelm Studs Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1526. Bern, 1825 u. 26. 2 Bde.

Ein echter Schweizer bearbeitete W. mit großer Liebe und hübſchem Talent die Sagenſtoffe ſeines Vaterlandes, welche er, ſo wie idylliſche Stoffe, ſehr anmuthig zu behandeln wußte. Auch erwarb er ſich bleibende Verdienſte durch die Veröffentlichung alter Berner Chroniken.

Z.

Juſt Friedrich Wilhelm Zachariä,

wurde am 1. Mai 1726 zu Frankenhauſen geboren. Er erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Schule ſeiner Vaterſtadt, und begab ſich 1743 nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, widmete aber ſeine Zeit mehr der ſchönen Literatur. Nachdem er drei Jahre in Leipzig verlebt, und eine Zeit lang ſeine Vaterſtadt beſucht hatte, begab er ſich 1747 nach Göttingen. 1748 wurde er Hofmeiſter am Karolinum zu Braunſchweig, 1761 ordentlicher Profeſſor der Dichtkunſt und 1775 erhielt er das Kanonikat bei dem St. Cyriaksſtifte zu Braunſchweig. Er ſtarb den 30. Januar 1777.

Seine Schriften ſind:

Der Renomiſt; das Schnupftuch; der Phaeton; Verwandlungen; Lagoſiade; Murner in der Hölle. — Die Tageszeiten; die vier Stufen des weiblichen Alters u. ſ. w. enthalten in: Poetiſche Schriften von J. F. W. Z. Braunſchweig, 1763—1765. 9 Bde.
Hinterlaſſene Schriften mit ſeinem Leben von Eſchenburg. Braunſchweig, 1781.
Miltons verlornes Paradies; überſetzt. Altenburg, 1760—1762. 2 Thle.
Auserleſene Stücke der beſten Dichter von M. Opitz an. Braunſchweig, 1766—1778. 3 Thle.
Spaniſches Theater. Braunſchweig, 1770 u. 71. 3 Bde.
Fabeln und Erzählungen in B. Waldis Manier. Braunſchweig, 1772.
Theatraliſche Werke. Dresden, 1772 u. 73. 3 Bde.

Bouterwek fällt in ſeiner Geſchichte der Poeſie Bd. XI. S. 175 folgendes vollkommen richtige Urtheil über dieſen früher ſehr beliebten Dichter: „In ſeiner Jugend hatte Zachariä zur Gottſchediſchen Schule gehört. Als ſein Geſchmack reifte, bildete er ſich mit vieler Gewandtheit nach mehreren Dichtern, die ihm nachahmenswerth ſchienen. Seine heitere Phantaſie war reich an Erfindungen und Bildern; ſein Witz gebildet und geſellig, und in der Kunſt, mit gefälliger Leichtigkeit in einer correcten Sprache und in fließenden Verſen ſich auszudrücken, wurde er von keinem deutſchen Dichter übertroffen. Deſſen ungeachtet ſind ſeine ſämmtlichen poetiſchen Werke faſt in Vergeſſenheit gerathen, weil es ihnen an Kraft der Gedanken, den ernſthaften, beſonders an hervorſtechenden Zügen fehlt, und die komiſchen ſich zu ſehr auf die Darſtellung vorübergehender Modethorheiten beſchränken. Zur komiſchen Poeſie hatte Zachariä das meiſte Talent. Dieß beweiſen ſeine Nachahmungen des Lockenraubs von Pope, und andere erzählende Gedichte, die man zu den komiſchen Epopöen zu zählen pflegt, z. B. ſein Schnupftuch, ſein Renomiſt und ſein Phaeton. Aber ſchon der überall hervorblickende Mangel an Originalität, und noch mehr die matte Dehnung der Tändelei und der Satyre ſchwächen die komiſche Wirkung der gelungenen Stellen. Als er ſich gar an die ernſthafte Epopöe wagte, und den Cortes, den Eroberer von Mexiko, zu ſeinem Helden wählte, blieb ihm faſt nichts als das Verdienſt eines maleriſchen Erzählungsſtyls und einer guten Sprache in reimloſen Jamben übrig. Das Publikum hat nichts dabei verloren, daß dieſes Heldengedicht unvollendet geblieben iſt. In der beſchreibenden Poeſie wollte er mit Thomſon und Kleiſt wetteifern, als er ſeine Tageszeiten in Hexametern ſchrieb; aber ſeine Beſchreibungen, ſo maleriſch ſie auch ſind, haben weder die philoſophiſche Würde der Jahreszeiten Thomſon's, noch die lyriſche Wärme des Frühlings von

Kleiſt. Noch weniger gelang ihm, in einer kühn ausgedachten Beſchreibung der Schöpfung der Hölle, Klopſtock's Ton zu treffen. Unter ſeinen lyriſchen Gedichten verdienen einige ſanfte und heitere Lieder ausgezeichnet zu werden. Seine kraftloſe Ueberſetzung von Milton's verlornem Paradieſe, in Hexametern, konnte kaum für beſſer, als die ungeſchlachte von Bodmer, gelten. Ein literariſches Verdienſt hat ſich Zachariä durch ſeine Sammlung auserleſener Stücke aus den Werken deutſcher Dichter, von Opitz an, erworben. Ziemlich gelungen ſind ſeine Fabeln in der Manier von Burkard Waldis."

Murner in der Hölle.

(Ein ſcherzhaftes Heldengedicht.)

Erſter Geſang.

Singe, ſcherzende Muſe, die großen heroiſchen Thaten,
Und den kläglichen Tod von einem unſterblichen Kater;
Welcher den ſchwarzen Cocytus beſchifft und ſeine Gebeine,
Gleich den Gebeinen der Helden, mit Marmor bedecket geſehen.

Du, o holde Roſaura, die du das Ende des Lieblings
Faſt drei Stunden beweint: (wie öfters weinet ſo lang nicht
Um den Tod des podagriſchen Manns die buhlriſche Wittwe!)
Holde Roſaura, beſeele dies Lied mit dem ſiegenden Auge,
Welches ſo viele Herzen entflammt, und lächle der Muſe
Würdige Kühnheit in's Herz, wenn ſie die Stygiſchen Waſſer
Unter ſich brauſen hört, und zu den traurigen Schaaren
Wandelnder Schatten ſich miſcht, die Charons Ueberfahrt fordern!

Mitten in einem veralteten Schloß am Ufer der Elbe
Wohnte der ehrliche Raban mit ſeiner Nichte Roſaura.
Artiger war kein Fräulein umher, als ſeine Roſaura;
Holder waren die Grazien nicht, und ſchöner nicht Venus,
Als ſie, vom Schaume des Meeres noch tröpfelnd die Fluthen herausſtieg,
Zärtlich liebte die Nichte den Onkel, und was ſie nur wünſchte,
War zu ihrem Befehl; doch wünſchte das Fräulein nur wenig,
Welches drum mehr noch das Herz des häuslichen Alten ihr neigte.
Einſam im Zimmer, zufrieden mit ſich, durchlebte ſie Tage,
Nicht vom Neide getrübt, noch von dem Stolze verdunkelt.
Mit ihr wohnten in einem Gemach zwei geſellige Thiere,
Cyper, ein fleckiger Kater, und ein geſchwätziges Papchen,
Welches über das Weltmeer kam, und ſeiner Gebiet'rin
Manche Stunde, ſo gut wie ein leerer Stutzer verplaudert.

Eben hätte der weichende Winter von ſtürmiſchen Schwingen
Seine letzten Schauer von rieſelndem Hagel geſchüttelt;
Ueber ſanft wallende bunte Tapeten von Veilchen und Tulpen
Fuhr im Triumph der Frühling daher; und Pandions Tochter
Stammelte ſchon gebrochene Verſuche zu mächtigen Liedern
Unter halbgrünendem Laub; als an dem öſtlichen Himmel
Blutroth ſich Aurora erhob, und ſchneidende Lüfte
Vor ihr her das einſame Schloß lautheulend umbrauſten,
Das die murrende Magd zum Vorrath des Holzes hinabſtieg,
Und von neuem wohlthätige Feuer die Ofen erhitzten.
Jetzt kam Cyper über das Dach. Er hatte die Nacht durch
Einſame Böden durchirrt, und Legionen von Ratten
Aus einander gejagt; mit ihrem rinnenden Blute
Seinen zähnvollen Rachen genetzt, und trunken von Siegen
Ueber die todten Leichname her ſich brüllend gewälzt.
Leiſe ſchlüpft er zum Zimmer hinein, als eben die Zofe
Brauſendes Waſſer geholt, mit ſanftem Chineſiſchem Tranke
Ihre Gebiet'rin zu wecken. Doch als ſie das gnädige Fräulein
Schlummernd noch fand, da fiel auf's neu' der rauſchende Vorhang
Wieder über das ſeidne Bett, und ſchleichend verließ ſie
Ihrer Fräulein Gemach. Von Abenteuern ermüdet,
Legte nun Cyper ſich hin dicht an den glühenden Ofen;
Streckte die Löwenklauen von ſich, und ſank bald geruhig
In den ſüßeſten Schlaf. Die phantaſirenden Sinne
Schweiften in güldenen Träumen umher. Er ſah die Geſtalten
Schöner Katzen verſammelt um ſich, und hörte die Seufzer,
Welche vom mooſigen Dach, von alten verwachſnen Gemäuern,
In vertraulicher Nacht um ſeinetwegen erſchollen,
Und dann dünkt ihm, er läge Roſauren vertraulich im Schooße,
Würde von ihrer marmornen Hand liebkoſend geſtreichelt,
Und vom hölzernen Junker, und zierlichem Fähndrich beneidet.
Eitle Gedanken! Er ſollte nicht mehr die Höhlen der Ratten,
Noch die Geliebten, Winzchen, beſuchen! er ſollte nicht wieder,
In Roſaurens Armen gewiegt, ſanftſchnurrend entſchlummern!
Eine der Furien, welche das Herz der wildeſten Xantippe
Mit der brennenden Fackel zum Zank mit dem Eh'mann entflammet;
Wollte die Oberwelt jetzt mit der finſtern Hölle vertauſchen,
Und flog ſcheußlich und ſchwarz, auf einer ſtinkenden Wolke,
Bei Roſaurens Fenſter vorbei. Ihr plauderndes Papchen
Saß im drähternen Haus, und rief lautſchimpfend: Du Scheuſal,
Als die ſchlangenhaarige Furie bei ihm vorbeiflog.
Auch die Furien tragen den Stolz im ſcheußlichen Buſen,
Schön zu ſein, zum mindeſten ſchön für der Hölle Bewohner.
Selbſt Alekto war Dame genug, voll Zorn zu entbrennen,
Daß ſie der Vogel für häßlich geſchimpft. Wie leicht, o Verwegner,
(Sagte ſie bei ſich ſelbſt) kann dich Alekto beſtrafen!
Deinen verrätheriſchen Hals könnt' ich im Zorne dir umdrehn,
Oder mit dieſer hölliſchen Fackel zu Aſche dich brennen!
Aber du biſt zu klein für einer unſterblichen Göttin
Eigene Hand! Geh, ſchimpfe mich mehr im Magen des Katers,
Der hier ſchläft, und welchem ich dich zum Opfer beſtimme!

Raſend vor Wuth, begab ſich Alekto zum ſchlafenden Kater;
Hauchte mit Mordſucht ihn an, und ſprach mit gleiſenden Worten:
Iſt es möglich? du ſchnarchſt hier ruhig unter dem Ofen,
Edler Murner, du Zierde der Kater; und haſt es vergeſſen,
Daß dich die Ehre zu herrlichen Thaten, zu Siegen gerufen,
Welche vor dir kein Kater erſtritt? — Verwandter der Tiger,
Willſt du die Schaaren allein der fliehenden Mäuſe verfolgen,
Und mit tapferer Klau' langſchwänzige Ratten nur würgen?
Durſtet dich nicht nach edlerem Blut? O ſiehe, wie trotzig
Sitzt der Liebling Roſaurens in ſeinem güldenen Käfich,
Schimpft nach ſeinem Gefallen dich aus, und waget oft ſelber
Flüche wider die holde Roſaura, worüber ſie lächelt,
Und ſie mit gütigem Blick und Schmeicheleien belohnet,
Da ſie indeß dich, Cyper, vergißt. O leide nicht länger,
Daß der geſchwätzige Vogel die Gunſt des Fräuleins dir raube,
Und den männlichen Laut von deiner Stimme verſpotte,
Wenn er ſo oft dich lächerlich macht! Den Plauderer ſchützet
Nur ſein Käfich umſonſt! Wie mancher Canarienvogel
Ward von deinen tapfern Ahnen im Käfich zerriſſen!
Würge denn du auch den plaudernden Spötter und ſtreu' im Triumphe
Seine Federn, worauf er ſtolzieret, in alle vier Winde!

Alſo ſagte die hölliſche Göttin. Der Kater erwachte,
Sah mit funkelnden Augen umher, und brüllte nach Blute.
Wie ein Blitz ſich vom hohen Olymp in die Felder hinabreißt,
Und den blühenden Baum zerſchmettert, worunter der Schäfer
Oft auf ſeinem harmoniſchen Horn die Auen ergötzet:
So riß Cyper ſich auch, den Nebenbuhler zu tödten,
Unter dem Ofen hervor, und ſprang ſo behend wie ein Panther,
Auf den goldenen Käfich. Der Vogel ſinket vor Schrecken
Auf den Boden des Käfichs; doch hätt' ihn Cyper unfehlbar
Voller Mordſucht gewürgt, wenn nicht der ehrliche Raban
Auf das wilde Geſchrei dem Vogel zu Hülfe geeilet.
Eben hatte der häusliche Greis den knotigen Dornſtock,
Seinen Feldſtab, in zitternder Hand; kaum ſah er den Kater
Ueber den Käfich geklammert, ſo ſchlug er mit männlichen Kräften
Seiner Nichte Liebling auf's Haupt; die grauſame Parce
Schnitt ſein neunfaches Leben entzwei, und Cyper, entſeelet,
Fiel vom Käfich, der Käfich auf ihn, und über den Käfich
Stürzte der Alte; vom donnernden Lärm erbebte das Zimmer!

Aengſtlich erwachte die holde Roſaura vom wüſten Getümmel;
Fliegt im leichten Gewand zu ihrem Gemache, worin ſie
Mit erſtarrendem Blick das blutige Trauerſpiel wahrnimmt.
Dreimal klang mit ängſtlichen Schall die ſilberne Schelle
Durch das hallende Schloß; doch eh' Liſette ſich nahet,
Hilft das Fräulein dem Alten bereits in den ſammetnen Lehnſtuhl.
Als er Athem geſchöpft, erhub er zur weinenden Nichte,
Welche den Leichnam des Cypers erblickt, die donnernde Stimme:
Siehe, der Hund! Schon war er bereit den Papen zu würgen!
Doch potz Stern! ich habe noch Kraft in den Knochen! da liegt er
Todt, der gierige Räuber! Er thut es nicht wieder, ich wette!
Alſo ſprach er prahlend und ſtolz, und drohte noch dreimal

Mit dem knotigen Stock dem ſchon verblichenen Cyper.
Aber das Fräulein weinte laut; ihr Antlitz verbarg ſich
Tief in ihr Schnupftuch, mit Thränen genetzt; ſie fiel in den Lehnſtuhl.
Sage mir, Muſe, die ſchmerzlichen Klagen des traurigen Fräuleins,
Und vergiß nicht das laute Geheul der Zofe Liſette,
Welche der Wiederhall ward von ihrem gnädigen Fräulein.
Armes Cyperchen! (ſeufzte laut die holde Roſaura)
Welch ein erbärmlicher Tod entreißet dich meiner Geſellſchaft! —
So unrühmlich fällſt du dahin in der Blüthe des Lebens,
Todtgeſchlagen, mit einem Stock, unedel und grauſam —
Todtgeſchlagen von dem, der dich mir ſelber geſchenket,
Regt kein Leben ſich mehr in dir? Und haben auf ewig
Deine grünen funkelnden Augen für mich ſich geſchloſſen?
Werd' ich dir nicht mehr den Knebelbart ſtreichen, und nicht mehr im Dunkeln
Feuer dem ſeidenen Haar entlocken? und wirſt du mich nicht mehr
Mit dem krummen Buckel, mit ſcherzenden Sprüngen ergötzen?
Alſo Roſaura — Die Zofe fuhr fort: Du Krone der Kater,
O wie vornehm ſaheſt du aus! Ganz anders, wie Kater
Niedrer Bauern im Dorf! Dein rothes, ſchimmerndes Halsband,
Wurde von allen Katzen im ganzen Umkreis beneidet.
O wie artig ließ es dir nicht! Nun ſollſt du vermodern,
Und das ſchöne Halsband mit dir? das niedliche Halsband,
Nein! ich nehm' es für mich! es ſoll nicht mit dir vermodern!
O wie rinnet dein purpurnes Blut nicht über dein Haupt her!
Ja, du biſt todt! Du biſt es auf ewig, du armer Cyper!

Als ſie dies ſprach, erhub ſich von neuem der Fräulein Gewinſel,
Und der Alte weinete ſelbſt. Er faßte die Nichte
Bei der Hand, und führte ſie weg vom traurigen Zimmer.
Und die Zofe heulete lauter: Der arme Cyper!
Und das Fräulein antwortete ſchluchzend: Der arme Cyper!
Cyper! rufte die Wand, und Cyper! Cyper! der Pape,
Welcher dem Feind' im Tode vergab. Die Furie ſah es
Voller hölliſchen Fröhlichkeit an, und ſtürzte ſich ziſchend
Durch die verdunkelte Luft, und ſank in die Fluthen des Orkus.

Zweiter Geſang.

Kaum beherrſchte Liſette nunmehr das einſame Zimmer
Unumſchränkt und allein; ſo nahm ſie die Maske der Trauer
Von dem Geſicht', und war nicht mehr der Seufzer Roſaurens
Stets gefälliges Echo. Sie warf auf den Leichnam des Katers,
Den ſie ſo ſehr im Leben gehaßt, zufriedene Blicke.
Alſo ſchaut der würgende Sieger zufrieden in's Schlachtfeld;
Weidet die Augen am Blut der Erſchlagenen; die wiehernden Roſſe
Tragen ihn hoch auf Leichnamen her — Indem die Poſaune
Siegender Heerſchaaren um ihn ertönt, ſo dünkt er ein Gott ſich.
Höhniſch ſtieß die erbitterte Zofe den blutigen Leichnam
Mit dem Fuß, doch riß ſie vorher mit entweihenden Händen
Von dem Halſe den blendenden Purpur, mit ſilbernen Blumen,
Und mit Laubwerk geſtickt; beſah ihn mit geizigen Blicken,
Rollt' ihn zuſammen, und ſprach: dem Himmel ſei Dank, daß du endlich
Deinen verrätheriſchen Hals gebrochen, verworfnes Geſchöpfe!
Wohl mir! daß ich dich todt, du falſche Beſtie ſehe!
O wie bin ich ſo ſicher nunmehr, daß künftig mein Fräulein
In dem Schooße dich wiegt, und dich aus Zärtlichkeit küſſet.
Pfui! wie konnten die ſchönſten Lippen ſo zärtlich dich küſſen,
Und wie konnte die weicheſte Hand dein Fuchshaar ſo ſtreicheln!
Geh nun hin, du hungriger Räuber, und friß mir den Braten,
Oder das braune Ragout, daß ich vom Munde mir ſparte!
Geh nun hin, und würge dir Tauben, und hole dir ferner
Papageyen zum leckernen Fraß! es ſei dir erlaubet!

Alſo ſpottete ſie des armen getödteten Murners.
O wie plötzlich ändern ſich nicht die gleiſenden Reden
Eines veränderten Hofs, der nichts mehr fürchtet und hoffet!
Jetzt eröffnet Liſette das Fenſter; ſie faſſet den Körper
Bei dem hinterſten Bein, und wirft ihn zum Fenſter herunter
Auf den ſchimpflichen Miſt. So ſtürzten die Statuen ehmals
Eines Tyrannen herab; ſo ward das Schrecken der Römer,
Nun ein verſtümmelter Rumpf in faule Canäle geſchmiſſen.

Fern vom traurigen Zimmer befand ſich indeſſen Roſaura
Bei dem gütigen Alten, der ſie mit holden Geſprächen,
Von anmuthigen Reiſen in's Bad zu tröſten bemüht war,
Ihr Geſchenke verſprach von neuen modiſchen Stoffen,
Und mit Soucis, und Lila, und Dauphine ſie erfreute.
Muntrer kam ſie zu ihrem Gemach; des Lieblings vergeſſend,
Denket ſie nicht an ſein Grab, und ſetzt zum Putze ſich.
Schachteln gingen da auf, und Büchſen wurden eröffnet;
Eiſen glühten in ſchwarzen Vulkanen; und Wolken von Puder
Wälzten ſich gegen den Tag; dann rollte die raſſelnde Kutſche
Glänzender Fremden über den Hof. Es dampfte die Küche
Hohen Geruch von Braten, Paſteten, und kräftigen Brühen.
Eine muntere Tafel, von leichten Scherzen umflattert,
Schmauſte den langen Nachmittag durch; die hellen Pokale
Taumelten unter dem Junker herum, bis durch die Gewölke
Freundlich der Abendſtern blinkt; da unterdeſſen das Fräulein,
Von der horchenden Schaar, am ſilbernen Flügel umringet,
Mit dem holden Geſang die eilenden Stunden verkürzte.
So ward alles Leid und alle Trauer vergeſſen.

Und nun eilte bereits die murrende Seele des Katers
Zu der Hölle hinab. — Verzeiht es, Stygiſche Mächte,
Ihr Beherſcher der Seelen, ihr einſamen Schatten; du Chaos,
Phlegeton, und ihre öden Behauſungen, daß ich es wage,
Vor der Lebenden Blick des Abgrunds Tiefen zu zeigen.
Murner wandelte fort durch dicke Cimmeriſche Nächte
Ueber Plutos finſtre Geſilde. Der Vorhof der Hölle
Schlang ihn ein. Da wohnten die Klagen, der rächriſchen Sorgen,
Bleiche tödtliche Seuchen, das traurige Alter, der Hunger,
Armuth und Furcht. Viel ſcheußliche Larven, der Krieg und die Zwietracht
Mit dem Schlangenhaar, hauſeten hier. In rauſchenden Hainen
Dunkler Ulmen flatterten da die ſchrecklichen Träume.
Schaarenweis gingen hier auch viel ſchreckende Ungeheuer,
Wilde Centauren, Gorgonen, Hyänen und ſchmutz'ge Harpyen.
Bang und zitternd eilete Murner durch dieſe Geſtalten
Zu den Stygiſchen Ufern, und wallte verlaſſen und traurig
Am Geſtade des dunkeln Cocytus. Es brauſten die Waſſer
Unaufhaltſam und wild zu den Pforten des Todes hinüber.
Durch ſie fuhr der finſtre Charon; ein ſchmutziger Alter,
Deſſen grauer verworrener Bart den Gürtel herabfloß.
Mürriſch ſaß er im Kahn, und ſteuerte langſam ſein Fahrzeug
Gegen die brauſende Fluth zum Ufer, wo Schaaren von Seelen
Zum Geſtade ſich drängten. Hier gingen unter einander
Fürſten, Comödianten und Dichter, und Huren und Nonnen,
Goldmacher, Räuber und Prokuratoren, und Aerzte; mit ihnen
Todtengräber, nebſt lachenden Erben. Auch gingen hier Seelen
Vornehmer Damen, mit Seelen von Hunden und Katzen, und Vögeln;
Da die Schatten indeß von ihren verachteten Kindern
Einſam an dem Geſtade zur Mutter die Stimmen erhuben,
Welche ſie vornehm verließ, und lieber die Seele des Hündchens,
Ihres Vergnügens im Leben in Charons Nachen mit wegnahm,
Wie im Herbſte der Nord die gelbgewordenen Wälder
Brauſend durchfährt, und dicke Wolken von fallenden Blättern
Ueber die Thäler verſtreut; und wie an Thulens Geſtaden
Schreiende Schaaren von wandernden Vögeln die Wogen bedecken:
Alſo ſtürzten die Schatten zum Ufer und ſtreckten die Hände
Bittend zum Charon empor, der einige Bittende einnahm,
Aber andre mit ſchwankendem Ruder vom Kahne zurückhielt.
Denn der mürriſche Greis führt keine verſtorbenen Seelen
Ueber die Stygiſchen Waſſer, und hohen Cocytiſchen Fluthen,
Wenn nicht ihr Körper auf Erden die letzten Ehren erhalten.
So ward auch der Schatten des Katers vom Fahrzeug entfernet.
Traurig ging er am Ufer herum, und hoffte vergebens
Ueber den Fluß zu kommen. Er ſprang zuletzt in die Fluthen,
Uns verſuchte herüber zu ſchwimmen; doch Charon ergriff ihn
Mit dem mächtigen Ruder, und ſchlug ihn zum Ufer zurücke.
Voller Verzweiflung miſcht' er ſich drauf zu bleichen Geſpenſtern,
Welche zur Oberwelt eilten, und kam mit ihnen von neuem
Zu dem Schloſſe zurück, wo ſein verachteter Leichnam
Auf dem Miſte noch lag, dem Knecht und der Viehmagd zum Abſcheu.

Dritter Geſang.

Lange ſchon hatte die finſtre Nacht mit mächtigen Schwingen
Ueber die Welt und das Dorf ſich verbreitet. Die furchtſame Schloßuhr
Schlug jetzt zwölf; die ſchreckliche Stunde, worin die Geſpenſter
Frei umhergehn, mit raſſelnden Ketten, mit glühenden Augen,

Und mit ſcheußlichen Larven. Die tiefſte Ruhe beherrſchte
Das altvätriſche Schloß; der alte Raban, Roſaura,
Koch und Kutſcher, und Magd lag tief im Schlafe vergraben.
Nur Liſette ſtickete noch, bei nächtlicher Lampe,
Ihrem Geliebten, dem ſchwarzen Jäger, Manſchetten; als plötzlich
Die gefürchtete Mitternachtsſtunde mit ſilberner Stimme
Durch das einſame Schloß erſchallt: da fiel ihr die Nadel
Aus der zitternden Hand; im Augenblick nahm ſie das Nachtlicht,
Und ging bebend aus Angſt zur ſchneckenförmigen Treppe.
Aber wie blind macht öfters die Furcht! Anſtatt daß die Zofe
Zu dem niedern Gemach dicht an dem Dache hinaufſtieg,
Kam ſie in ihrer Beſtürzung herab zur Thür des Kellers.
Dieſer war ſchrecklich und wüſt, ſchon lange die ſchwarze Behauſung
Aller Geſpenſter geweſen. In bangen Mitternachtsſtunden
Hörte man oft ein Winſeln darin, auch hatte der Kutſcher
Blaue Lichter bei flimmernden Schätzen drin brennen geſehen.
Wie vom Donner gerührt ſtand jetzt die furchtſame Zofe
Vor dem Schlunde des Kellers; ein kalter paniſcher Schrecken
Sträubt der zitternden Nymphe das Haupthaar empor; mit Entſetzen
Stieg ſie die Stufen von neuem hinauf, und wollte nun ſichrer
Ihre Kammerthür öffnen; da kam ihr der Schatten der Katze
Wild entgegen gebrauſt. Sie ſahe die funkelnden Augen,
Und den zähnefletſchenden Schlund, und ſtürzte ſich ſchreiend
Tief in ihr Bette. Hier lag ſie in Angſt drei ſchreckliche Stunden,
Ohne den Kopf aus dem tiefen Gewühle der Federn zu wagen;
Bis ſie der Schlaf mit dem Anbruch des Tags voll Mitleid beſuchte.

Aber der Schatten des Katers begab ſich zur Kammer des Alten,
Schnaubte Rache; ſprang wild auf den Tiſch, auf welchem ein Nachtlicht
Sterbende blaue Strahlen verſtreute. Die zitternde Flamme
Fuhr in die Höh' und erloſch; d'rauf ſchallte durch's einſame Zimmer
Murners Todtengeheul. Der Alte fuhr auf aus dem Schlafe,
Furchtſam und blaß; da ſah er den Cyper mit glühenden Augen,
Welcher hölliſche Flammen aus ſeinem Naſenloch brauſte.
Schrecklich rieß er den Mund auf und ſchrie. Vom wilden Geheule
Schallte das Schloß, und endlich verſchwand der ſpukende Murner.
Er flog jetzo mit weniger Schrecken zum Zimmer Roſaurens,
Und erſchien ihr im Schlaf mit blaſſem entſtellten Geſichte.
Schönſte Roſaura (ſo ſprach er zu ihr), vergieb es der Seele
Deines getödteten Cypers, wofern er die ſüßeſte Ruhe
Mit der blaſſen Erſcheinung dir ſtört! vergieb es der Seele,
Welche ſogar von den Ufern des dunkeln Cocytus gewieſen,
In der Irre ſich quält, da unbegraben mein Leichnam
Auf dem Miſte verachtet liegt, und meine Gebeine
Nicht einmal mit ein wenig Staub mitleidig bedeckt ſind.
Ach Roſaura! verdienet denn dies dein geweſener Liebling?
Hab' ich dir darum ſo oft im Leben die Hände geküſſet,
Und die ſcharfen Klauen verborgen? und hab ich dir darum
Deine widrigſten Feinde, die Ratten, ſo getreulich gefangen,
Um nicht einmal ein Grab nach meinem Tode zu haben?
Ach! was kann ich dafür, daß einer Furie Liſten
Mich auf deinen Vogel erhitzt? und kann ich die Triebe,
Welche die mächt'ge Natur zum Morden mir einblies, verändern?
Bin ich dafür nicht genug mit dem ſchmerzlichſten Tode beſtrafet?
Göttliche Schöne, wenn anders dein Herz Erbarmen empfindet,
Wenn dein Cyper dir je in ſeinem Leben gefallen:
O ſo laß es nicht zu, daß ſein verachteter Leichnam
Den gefräßigen Hunden und ſchnatternden Enten ein Raub ſei!
Gieb den armen Gebeinen ein Grab; und gönne die Ruhe
Seinem irrenden Schatten, daß ihm der mürriſche Charon
Ueber die ſtygiſche Fluth die Fahrt verſtatte; daß nicht mehr
Sein gepeinigter Geiſt mit andern Geſpenſtern umhergeh,
Und in finſterer Nacht mit ſeiner Erſcheinung erſchrecke.
Alſo ſagte der Schatten des Katers, und flog in die Lüfte.

Aengſtlich erwachte Roſaura. Die Morgenröthe bedeckte
Die Gebirge mit Purpur. Es tönte vom blumigen Anger
Das erweckende Horn des Hirten. Die nützlichen Stiere
Gingen langſam am Pfluge zum Acker. Der frühe Verwalter
Trabte mit ſeinem wiehernden Fuchs durch Haiden und Felder;
Dreimal zog Roſaura mit Macht die tönende Schelle,
Welche mit hellem, ſcharfen Geläute Liſetten erweckte.
Sie erſchien, vom nächtlichen Schrecken noch blaß und entſtellet,
Und das Fräulein red'te zu ihr mit geflügelten Worten:
Ach! wie haben wir's denn vergeſſen, den armen Cyper
In die Erde zu ſcharren! Im Traum erſchien mir ſein Schatten,
Welcher herumirrt, weil wir ihn nicht mit Ehren beſtattet.
Ich vergeb' es mir nie, ich Undankbare! Wie haſt du
Mich nie erinnert, Liſette! So lägen ſeine Gebeine
Nicht verachtet in freier Luft, den Thieren zum Raube!
Eile, befiel dem Gärtner, ſogleich vom Miſt ihn zu nehmen,
Und ihm unter den Linden am Waſſer ein Grab zu bereiten.
Alſo das Fräulein. Liſette verſetzt: Noch beb' ich vor Schrecken,
Denn auch mir iſt der Schatten des todten Cypers erſchienen.
O wie gräßlich drohte ſein Blick, indem er wildheulend
Ueber den Weg mir lief! Wir wollen ihn ſchleunig begraben,
Daß er nicht wieder mit ſeiner Erſcheinung die Nacht durch uns ſtöre!
Als ſie noch ſprach, da kam auch der Alte mit zitternden Füßen,
Lehnte ſich auf den Dornſtock, und ſprach: Ihr Kinder, begrabet
Schleunig den Leichnam des Katers! Noch bin ich des Todes vor Schrecken!
Denn Potz Stern! ich hab' ihn geſehn! Wie glühten dem Teufel
Seine hölliſchen Augen! Wie ſchnaubte die grimmige Naſe
Flammen umher — ich verlang' es nicht wieder noch einmal zu ſehen!

Eilend begab ſich die Iris des Fräuleins zum Gärtner und ſagte:
Conrad, folge mir nach, und nimm vom Miſte den Leichnam
Unſers verſtorbenen Cypers. Am Waſſer unter den Linden
Mach' ihm ein Grab, und leg' ihn darein; damit er nicht wieder
In dem Schloſſe mit ſeiner Erſcheinung die Lebenden ſchrecke.
Deine Mühe ſoll dir ein blanker Gulden belohnen,
Und ein Glas voll herrlichen Branntweins die Kehle dir netzen.

Alſo ſprach ſie. Ihr folgete Conrad, von Branntwein ermuntert,
Ging auf den Hof, und nahm auf den Spaten den Leichnam des Cypers
Trug ihn unter die Linden, und legte die ſtarren Gebeine
Tief in ein kühles Grab. Gleich flog ſein irrender Schatten
Wieder zur Hölle hinab, und miſchte ſich unter die Seelen,
Die zum ſchwankenden Kahn des alten Charons ſich drängten.

Vierter Geſang.

Und nun waffne dein Herz mit Muth von neuem, Roſaura,
Wenn du die Muſe zur Hölle begleiteſt; zur Hölle, die oftmals
Dich im Schauſpiel geſchreckt, wenn Teufel mit ſeidenen Strümpfen
Und mit blitzenden Schuhen getanzt; wenn Flammen von Pulver
Ueber die bunten papiernen Wände des Abgrunds ſich wälzten,
Und Colophoniendampf aus tiefen Schlünden heraufſchlug.
Strahlte nicht durch die Nacht mir dein Auge; wie könnt' ich es wagen,
Zu den finſtern Gefilden des Erebus zweimal zu wandeln.
Doch damit du das Schickſal des Cypers vollendet erfahreſt,
Soll ihn die kühnere Muſe noch jenſeits des Styxes begleiten.

Charon ſah den Schatten des Katers dem Fluſſe ſich nahen.
Weil er wußte, ſein Leichnam ſei zur Erde beſtattet,
Rückt er den Kahn an's Ufer, und nahm den Murner in's Schiff ein.
Rauſchend eilte der Kahn von ſelbſt zum Ufer hinüber,
Wo an den Pforten des Orkus der grauſame Cerberus wachte.
Als die Katze den Höllenhund ſah, der ſeine drei Rachen
Fürchterlich aufriß, und bellte, da fuhr ſie erſchrocken zurücke.
Krümmte den Buckel und ſchnaubte; daß ſelbſt der finſtere Charon
Seine Runzeln zum Lächeln verzog. Doch ſetzt' er ſie endlich
An das Ufer des Tartarus aus. Sie ſchlüpfte verſtohlen
Bei dem Höllenhunde vorbei, und kam durch die Höhle
Zu den Geſtaden des flammenden Phlegetons, welcher lautbrauſend
Ueber die ſchallenden Felſen die feurigen Wogen verfolgte.
Hier erblickte der Cyper die hohen, ehernen Mauern,
Und die demantnen Pforten, die zu dem Qualenreich führen.
Auf der eiſernen Warte, die hoch in die Lüfte ſich hebet,
Sitzet die immer wache Tiſiphone ſchrecklich am Eingang,

Peitſchet mit Schlangen den Flüchtling zurück, der voller Verzweiflung
Aus den ſchwarzen Gefilden der Pein zu entwiſchen gedenket.
Schaudernd hörte der Cyper die brüllenden Seufzer, die Schläge,
Mit dem Geſchwirre des Eiſens, und ſchwerer raſſelnder Ketten,
Welche die Elenden zogen; die hier der hölliſche Richter
Rhadamantus zu langen und grauſamen Martern verdammte.
Jetzo ſprangen mit ſchrecklichem Schall die demantnen Pforten
Aus den donnernden Angeln. Alekto mit brennender Fackel
Fuhr heraus, und faßte den Cyper, und wollte ſchon ſcheltend
Vor den Richter ihn ſchleppen, als ſie ihn plötzlich erkannte.
O biſt du es, (erhob ſie die Stimme) du trauriges Opfer
Meiner Rache, die du gewagt für mich zu vollbringen?
Dafür ſollſt du die Qualen nicht ſehn, die räuberiſche Thiere
Hier Jahrhunderte peitſchen. Denn wiſſe! hier werden die Löwen,
Blutige Tiger und Panther, und alle die ſtolzen Erobrer,
Eh'mals das Schrecken der Wälder, verſchieden gemartet.
Wölfe werden allhier bei langſamem Feuer gebraten!
Räubriſche Füchſe liegen gefeſſelt an feurigen Ketten,
Sehn die Hühner vor ſich, und können ſie niemals erreichen.
O was nützet es hier dem Adler, dem König der Vögel,
Daß er Monarch war, von allen Poeten und Rednern geprieſen!
Ewig ſitzet er hier in einem glühenden Käfich,
Und verfluchet, daß man in ihm den Räuber vergöttert.
Aber wie könnt' ich dir, Murner, unzählbare Qualen beſchreiben,
Welche das räubriſche Thier hier ſtrafen, wofern es die Unſchuld,
Oder die nützlichen Thiere gewürgt! Doch trifft nicht dieß Urtheil
Dich, und alle die Thiere, die mit den rächriſchen Zähnen,
Oder mit ſcharfen Klauen und Schnäbeln das Ungeziefer,
Ratten und Mäuſe, Schlangen und Eidechſen, Spinnen und Raupen
Zu verderben geſucht! die gehn in ſchattigen Hainen
Glücklich einher; doch müſſen die Katzen nicht ſingende Vögel
Oder unſchuldige Hühner erwürgen, ſonſt werden ſie gleichfalls
Mit den Wölfen gebraten, und mit den Füchſen gepeinigt.
Wohl dir! daß dich dein Schickſal bewahrt. Verfolge nun ferner
Deinen Weg von dieſem Fluſſe nach jenen Gefilden,
Wo die glücklichen Thiere wandeln — dir wird man auf Erden
Unter den Linden am Bach ein prächtiges Denkmal errichten,
Und bei dem Grabe weinen. So ſprach ſie. Die Pforten
Sprangen hinter ihr zu, und über die ehernen Säulen
Schlug ein ſchwefliger Dampf mit blauen Flammen vermiſchet.
Drauf ging Murner mit muthigerm Schritt durch dunkele Wege,
Bis er zu jenen glücklichen Wäldern und Auen gelangte,
Wo die milderen Thiere nach ihrem Tode ſpazieren.
Hier herrſcht ewiger Lenz; hier fließen die Quellen des Aethers
Sanfter aus gütigen Sonnen; und über die lachenden Felder
Hat die güt'ge Natur ihr ganzes Füllhorn verſchüttet.
Durch die blühenden Auen ergießt in gleiſenden Wellen
Lethe den ſchlängelnden Strom. Hier trinken mit durſtigen Zügen
Alle Thiere Vergeſſenheit ein, und ihre Naturen
Werden hier milder gemacht. Auch baden hier alle die Seelen,
Welche vom Schickſal zur Wandrung in andre Leiber beſtimmt ſind.
Hier ſah Cyper den Schatten des Hofhunds, welcher erwählt war,
Eines künftigen Harpagons Körper zur Wohnung zu haben.
Seelen von Papageyen, beſtimmt, in Weiſe zu fahren,
Und in Dichter, welche für ſich zu denken nicht wagen,
Gingen allhier; auch Seelen von Pfauen für eitele Damen,
Seelen von Raben für Richter, und Seelen von Füchſen für Schreiber.
Andere Seelen von beſſeren Thieren genoſſen hier Ruhe,
Freiheit und ewigen Lenz, in ihren Elyſiſchen Feldern.
Hier ging munter das edle Roß auf grünenden Wieſen;
Friſche Winde kräuſelten ihm die fliegenden Mähnen,
Und es wieherte Freiheit. Auf holden blumigen Angern
Stand der nützliche Stier, auf ewig vom Joche befreiet.
Das unſchuldige Schaf ſprang auf dem lachenden Hügel
Scherzend einher, und erndtete hier die ſüße Belohnung
Seiner Geduld und Nützlichkeit ein. Die blühenden Wälder
Schallten wieder von farbigen Sängern. Der Colibri Schaaren
Hingen wie Gold an den Aeſten. Der holden Nachtigall Lieder
Drangen bis in der Seelen Gefild, wo zärtliche Dichter
Ihren Seufzern zuhörten. Die gold'nen Canarienvögel
Füllten die Luft mit Muſik; der ſtrahlende Vogel der Sonne
Machte die Ufer umher von ſeinen Geſängen ertönen.
Murner trank den Letheiſchen Fluß mit geizigen Zügen,
Und ſein räubriſches Weſen ward bald in Sanftmuth verwandelt.
Als er freundlich im Sonnenſchein ſaß, da kamen die Tauben
Zu ihm vertraulich herab, und ſcherzend ſpielt er mit ihnen.
Er vergaß den ſchmerzlichen Tod, in ſtiller Erwartung,
Einſt in einem edleren Körper in's Leben zu kehren.

Fünfter Geſang.

Muſe, laß uns nunmehr aus unterirdiſchen Reichen
Wieder zur Oberwelt kehren! Und wenn du mit goldener Leyer
Mir die einſamen Stunden verſüßt; und wenn dich Roſaura,
Mit holdſeligem Beifall beehrt, ſo höre gelaſſen
Was der tiefgelehrte Pedant, das ſpitzige Fräulein,
Oder der Duns in der Knotenperücke zum Hohne dir ſagen.

Conrad hatte nunmehr das Mauſoleum des Katers
Mit der letzten Erde bedeckt. Er hob nun den Spaten
Auf die breiten Schultern, und ging, ſtillſchweigend und feiernd,
Ueber den Edelhof weg. So wenden ſich Todtengräber
Langſam feierlich wieder zurück, wenn unter dem Beileid
Chriſtlicher Juden und Wechsler ein reicher Geizhals verſcharrt iſt.
Ihn ſah über den Hof Roſaura; da ſtiegen ihr Thränen
In die himmliſchen Augen; ſie rührten den ehrlichen Raban,
Und er begleitete ſie mit ſeinem zärtlichen Mitleid.
Endlich brach Roſaura das traurige Schweigen, und ſagte:
Geh nun hin, getreue Liſette, bezahle den Gärtner
Für den letzten, dem Cyper erwieſenen Dienſt; und beſiehl ihm
Veilchen zu pflücken, damit ich ſein Grab mit Blumen beſtreue!

Alſo Roſaura; drauf nahm ſie den Hut, und ſtieg mit dem Onkel
Ueber den Hof. — Am Graben der Burg ſtehn heilige Linden
Mit den dicken waldigen Wipfeln bei zackigen Tannen.
Ihre Wurzeln waſchen beſtändig die ſilbernen Wellen,
Und ein höheres Grün belebet die ſaftigen Zweige.
In der Mitte ſtrecket ihr Haupt die größte von allen
Stolz zu den Wolken empor; es wohnen die Vögel des Himmels
Im ehrwürdigen Baum, der faſt den Augen ein Wald ſcheint.
Ein erfriſchender Balſamgeruch von Timiansbüſchen
Und Lavendel herrſchet allhier; und über dem Raſen
Blitzen viel tauſend geſternte Ranunkeln und ſchimmernde Blumen,
Welche die wilde Natur, die Kunſt zu beſchämen, hervorbringt.
Hier lag Murner am Fuß der großen Linde verſcharret;
Angenehm war ſein einſames Grab von Bäumen umſchattet,
Gleich den Gräbern der Alten, die nicht mit Leichengerüchen
Ihre Tempel erfüllt, und todt noch Seuchen erweckten.
Bei dem Grabe ſtanden Roſaura, der Onkel, mit ihnen
Conrad, Liſette, nebſt Herrmann, dem Jäger. Die holde Roſaura
Nahm zwo Hände voll Veilchen, und ſtreute ſie über das Grabmal
Ihres geliebten Cypers. Da nahm der Jäger ſein Jagdhorn,
Wie der gehörnete Mond geſtaltet, von männlichen Schultern,
Und fing an, mit kläglichem Ton in die Haine zu blaſen,
Wie nach Jägers Gebrauch der todte Haſe beklagt wird.
Alle Hunde wurden drauf laut; auch kamen die Katzen
Auf den Dächern des Schloſſes zuſammen, und heulten erbärmlich
Ueber den Tod des treuen Gefährten; da Ratten und Mäuſe
Heimlich jauchzten, und Feſttage hielten, daß Cyper gefallen.
Endlich wandte Roſaura ſich von dem Grabe; ſie ſprach noch
Als ſie ging: So ruhet denn ſanft im Schatten der Linden,
Werthe Gebeine des Cypers! O, daß nicht die Muſen die Stirne
Mir mit Lorbeer gekrönt, und daß nicht hier in dem Dorfe
Jemand die Sprache der Götter gelernt; ſonſt ſollte dein Name,
Zu den Sternen erhöht, den ſpäteſten Zeiten noch werth ſein.
So das Fräulein, und kehrte zurück nach ihren Gemächern.

Fama begab ſich indeß mit ihrer hellen Poſaune
Durch das Dorf, und ließ ſich herab zum Hauſe des Küſters,
Welcher mit majeſtätiſchem Ernſt die Jugend des Dorfes
Vor ſich ſah. Mit lautem Geſchrei und ſtammelnder Zunge,

Wiederholten ſie oft die ſchweren Verſuche zum Leſen.
Ihm naht ſich die Göttin, und ſpricht: Du Liebling Apollo's,
Schweigſt du jetzt beim Tode des Cypers des gnädigen Fräuleins,
Und verſäumſt nachläſſig, unſterblichen Ruhm zu erlangen?
Gab die Natur dir umſonſt die Wundergabe zu reimen,
Neujahrswünſche zu machen, mit mancher poetiſchen Inſchrift
Häuſer und Scheuern zu zieren? Und jetzo wollteſt du zaudern,
Einen klingenden Vers dem Cyper zu Ehren zu machen?
Alſo goß ſie den dichtriſchen Trieb in die Seele des Küſters,
Der ſich erhob vom krachenden Thron, aus Binſen geflochten
Und ſogleich der lärmenden Schule die Freiheit ertheilte.
Wie die Heerde geſchwätziger Gänſe, vom Schießhund gejaget,
Mit Geſchrei in die Lüfte ſich hebt, und über dem Dorfteich
In das ſichre Schilf ſich rettet: ſo drangen die Knaben
Jauchzend aus ihrem dumpfigen Kerker, und liefen zum Spielplatz,
Wo mit Jubelgeſchrei der elaſtiſche Ball in die Luft ſtieg.
Aber der Küſter ſteckte die Faſces des wichtigen Lehramts,
Seine birkene Ruth' und den Stock an das ſchwitzende Fenſter.
Jetzo war er allein. Er nahm die zaubriſche Feder,
Zog an der Stirne ſchreckliche Runzeln, verkehrte die Augen,
Und fing an mit tiefen Gedanken auf Reime zu ſinnen.
Dreimal ſchmiß er die Feder halb aufgefreſſen zur Erde,
Dreimal beſchwor er die Muſe, und ſeinen getreueſten Hübner.
Endlich ſprang er freudenvoll auf, und las mit Entzücken
Den erſtaunenden Wänden die herrliche Grabſchrift der Katze.
Muſe! dir iſt nichts verhüllt, erzähle der Nachwelt die Grabſchrift,
Wenn dein freierer Vers nicht vor den Reimen zurückbebt.
Alſo lautete ſie:
Hier liegt ein Kater der ſchönſten Art,
Der Cyper von Fräulein Roſauren zart.
Zu ſeinen Ehr'n hat dieſes geſtellt
Der Küſter, Martin Schinkenfeld.
Als er nunmehr auf Papier, mit Todtenköpfen gezieret
Dieſe Reime gemalt, und ſeine Perücke gekämmet;
Ging er voll Hochmuth zum Schloß, und überreichte Roſauren
Feierlich ſeine Geburt mit krummem, ſcharrenden Fuße.
Lächelnd nahm Roſaura die Grabſchrift, und ſagte: Herr Küſter,
Dieſes werde dem Cyper zu Ehren in Marmor geätzet,
Als ein ewiges Denkmal ſein frühes Grab zu bedecken.
Ihm, dem Dichter ſollen zwei Lüneburgiſche Roſſe,
Welche, noch neu, im Silbergewölk die Naſen erheben,
Seine Mühe verſüßen. So ſprach ſie, und ſchickte den Jäger
Nach dem Steinmetz, welcher die Grabſchrift mit künſtlichem Griffel
Auf den adrigen Marmor ſchrieb. Er liegt nun auf ewig
Ueber der Gruft; der gefällige Fremde betrachtet ihn oftmals;
Und der neugierige Wandrer erzählt in fernen Provinzen
Von dem redenden Stein. So ſteigt der Name des Cypers
Zu den Sternen hinan; und reicht in die ferneſten Zeiten.

Fabeln.

Der Fuchs, der Wolf und die Affen.

Ein Fuchs, der lange ſchon geſchmachtet,
Umſonſt nach manchem Huhn getrachtet;
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett ſei. Ha! (dacht' er ſchlau)
Vielleicht trag' ich vom Wochenſchmaus
Auch wohl ein fettes Maul nach Haus.
Man muß ſich in die Zeiten ſchicken,
Gefällig ſein, und viel ſich bücken:
Sonſt bleibet Börs und Magen ſchlapp.
So dacht' er bei ſich, und begab
Sich auf den Weg, zum Aufenthalt
Der Affen in den nächſten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
Aus weichem Heu; von Mann und Schwager
Und Muhm' und Schwiegerin umringt,
Von denen jeder etwas bringt,
So daß Herr Reineke, gar klug
Bemerkte, hier ſei Schmaus genug.
Er machte ſich deshalb gar zierlich
Zur Affin, bückte ſich manierlich
Bis auf die Schuh, und ſprach: Madam,
Daß ich den Weg zu ihnen nahm,
Iſt aus der Urſach blos geſchehn,
Die ſchönen Kinderchen zu ſehn,
Womit ſie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht,
Von ihrem adlichen Geſchlecht
Die beiden liebenswürd'gen Zweige,
Daß ich mich auch vor ihnen beuge!
Ihr Gnaden glauben ſicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!
Als dieſes die Frau Affin hört,
Gar freundlich ſie ſich zu ihm kehrt;
Reicht ihm die Hand, und ſpricht zum Mann,
Sieh doch den art'gen Fremdling an!
Er kommt hieher mit müden Füßen,
Bloß, unſre Kinderchen zu küſſen.
Hier, Freund, (ſprach ſie zum Fuchs) im Heu
Ruhn ſie im Schlummer alle zwei.
Sie ſagt' es, und zog mit der Hand
Ein pelzgefüttertes Gewand
Hinweg von ihrem Zwillingspaar,
Und ſprach zum Fuchs: mein Herr, nicht wahr,
Wenn ihr's aufrichtig wollt geſtehn,
Was ſchöners habt ihr nie geſehn?
Der Fuchs erſchrak. In langer Zeit
Hatt' er nicht ſo viel Häßlichkeit
An irgend einem Thier erblickt;
Doch rief er liſtig, wie entzückt:
O froher Tag! So ſeh' ich denn
Die beiden kleinen Engelchen
In jedem Liebreiz vor mir liegen?
O welche Freude, welch' Vergnügen,
Muß dieß den hohen Eltern ſein!
Fürwahr! trifft mein Vermuthen ein:
So werden ſie, das ahnet mir,
Die Luſt der Welt, der Affen Zier.

Als dieſes dieſes die Frau Affin hört,
Ward ſie von Freude ganz bethört,
Wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf dem Fuchs ſich um den Hals,
Bat ihn auf's freundlichſte zu Tiſche,
Trug auf Paſteten, Braten, Fiſche,
Viel Obſt, und Nüſſe groß und klein,
Und trank ihm zu vom beſten Wein;
So daß der Fuchs, ſehr wohl geſpeiſt,
Und halb berauſcht, von dannen reiſt.

Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an,
Und ſprach zu ihm: mein lieber Mann,
Ich ſeh an deinem vollen Bauch,
Du haſt geſchmauſt. Könnt' ich nicht auch
Zu einem ſolchen Feſt gelangen,
Bei dem es dir ſo wohl gegangen?
I! Freund, (verſetzt der Fuchs) gar leicht
Wird dieſer Wunſch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
Der hab' ich eben zugeſprochen.
Sie hat zwei allerliebſte Kinder,
Die zeigt ſie gern: wo du nicht minder,
Als ich, ſie lobſt: ſo giebt ſie dir
Mit Dank zu ſchmauſen gnug dafür.

So (ſprach der Wolf) brauch' ich nur dieß?
Dann hab' ich meinen Fraß gewiß!
Er eilte zu den Affen hin,
Und traf ſie an bei frohem Sinn;
Ward freundlich von dem Mann empfangen,
Nach ſeinem höflichen Verlangen
Zur Frau geführt, die, ſehr geneigt,
Ihm alſobald die Kleinen zeigt.
Herr Eiſengrimm mit ſtarrem Blick
Fuhr ganz erſtaunensvoll zurück.
Was Guckuk! (ſchrie, und lacht' er laut:)
Hier ſchaudert einem faſt die Haut!
Dies ſind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheuſäligen ſind euer?
Ei! ſchrien die Affen alleſammt,
(Die Mutter mit) von Wuth entflammt,
Ei! ſeht mir doch den Grobian
Mit ſeinen Schmeicheleien an!
Was braucht er denn hierher zu gehn,
Und unſre Kinderchen zu ſchmähn?
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
Durchklopften weidlich ihm den Kittel,
Daß er, an allen Vieren lahm,
Zum Fuchſe hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernommen,
Wie ſchlecht der Wolf davon gekommen,
Sprach er: ihr gebt mir wohl nicht Recht!
Allein ihr kennt die Welt noch ſchlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler ſtill;
Die Wahrheit niemand hören will.

⁂

Dieß hab' ich Leſer, auch gedacht,
Drum kommt ſie hier in Fabeltracht.

Der Hecht und der Hay.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Waſſer weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun ſei er
Der Fürſt und Heer im ganzen Weiher.
Was hindert mich denn, (ſing er an)
Daß ich im weiten Ocean
Nicht eben ſo gewaltſam wüthe,
Nicht eben ſo als Herr gebiete,
Wie hier? Er ſagt's, und ſchwimmt ſogleich
Hinab in's große Waſſerreich.
Doch wie erſchrak er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer ſah!
Ein Hay, der nicht ſo bald vernommen,
Weswegen er hierher geſchwommen,
That ſeinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verſchlang ihn drauf.

So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewalt'gern an,
Der ihn, von Siegen ſchon umringt,
Mit ſeiner größern Macht verſchlingt.

Der Knabe und der Stieglitz an der Spree.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben auf Verlangen
Zu ſeinem Eigenthum geſchenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als ſeines Vogels recht zu pflegen.
Er ſucht daher ihm allerwegen
Sein liebſtes Futter, füllt ſein Glas
Des Tages oft mit friſchem Naß;
Vergoldet ihm ſein kleines Haus,
Und bringt ihm manchen Diſtelſchmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich ſeinen Abſchied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin, du armer Vogel du?
Was hat dir denn bei mir gefehlt,
Daß ſich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht Alles dir gegeben,
Wovon die Herr'n Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palaſt,
Mit goldnen Dräthen eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt' ich dich! herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverei!
Hier hab' ich mehr, denn ich bin frei.

Der Biſchof und der Bettelbube.

Einſt ging ein Biſchof durch die Stadt;
Ein Bettelbube zu ihm trat,
Zog vor ihm ab gar tief den Hut,
Und ſagte: Herr, ſein Sie ſo gut,
Bis an den Hals ſteck' ich in Schulden,
Und ſchenken Sie mir einen Gulden
Zu dieſem lieben Neuenjahr;
Das wär' ein chriſtlich Werk, fürwahr!
Was? (ſchrie der Biſchof eifersvoll,)
Ich glaube, Junge, du biſt toll!
Ein Gulden, bei ſo ſchlechter Zeit,
Iſt wahrlich keine Kleinigkeit!
Nun, Herr, (fiel ihm der Bettler ein)
So mögen's denn acht Groſchen ſein.
Nichts, nichts! (verſetzt der Biſchof drauf)
Geh fort, und halte mich nicht auf!
Ihr Gnaden! Einen Groſchen dann —
Fort, fort! auch den nicht. — Nun wohlan!
Sie ſehn, wie ich mich handeln laſſe,
Ein Hellerchen? — Geh deiner Straße,
Nichts, gar nichts! Das iſt etwas arg,
(Sprach drauf der Bube.) Sie ſind karg!
Doch laſſen Sie ſich denn bewegen,
Und geben mir nur Ihren Segen!
Den ſollſt du haben, lieber Sohn,
(Erwiederte mit ſüßem Ton
Der Geiſtliche) knie hin vor mir,
Den beſten Segen geb' ich dir!
So? ſprach der Burſche, ganz verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen!
Ich hab' ihn zu geſchwind begehrt;
Wär' er nur einen Heller werth,
Sie gäben ihn, Hochwürd'ger Herr,
Gewiß nicht ſo gutwillig her.

Die Wölfe und der Rabe.

Zween Wölfe, die ſehr hungrig waren,
Begaben ſich mit viel Gefahren
Zu einem Schafſtall. Jeder nahm
Sich nach Belieben da ſein Lamm,
Und eilten drauf zum Wald hinein,
Von niemand mehr geſtört zu ſein.
Ein Rabe ſah's von ohngefähr;
Flog hurtig hinter ihnen her,
Und als ſie nun, nach langem Schmachten,
Sich über ihre Beute machten;
Rief er von einem Baum herab:
Ihr Herren, gebt mir doch auch was ab!
Ihr werdet mich doch nicht vergeſſen,
Und alles ſo allein hier freſſen?
Ich habe kühn und unverzagt
Mein Leben ja mit euch gewagt,
Drum gebt mir mein gebührend Stück,
Und weiſt mich hungrig nicht zurück.
Ja, ſprach ein Wolf, du haſt geflogen,
Und biſt uns treulich nachgezogen;
Doch, guter Freund, aus Eigennutz,
Und wahrlich nicht zu unſerm Schutz!

Die Spinne und das Podagra.

Das Podagra, und eine Spinne,
Geführt von ihrem Eigenſinne,
Entſchloſſen ſich, die Welt zu ſehn,
Und Abenteuern nachzugehn.
Sie trafen unterwegs ſich an,
Und grüßten ſich, da ſie ſich ſahn,
So leicht, ſo artig und galant,
Als hätten ſie ſich längſt gekannt.
Ich dächte, (ſprach das Podagra)
Wir ſetzen nach dem Dorfe da
Zuſammen unſre Reiſe fort.
Es ſcheint ein wohlgelegner Ort,
Und ſind Madam ſo müd als ich,
So wird uns beiden, ſicherlich!
Jedwede Herberg, groß und klein,
Auf dieſe Nacht willkommen ſein.
Der Spinne war das eben recht:
Sie kamen an das Dorf. Geſchwächt,
Hinfällig, kraftlos, und halb lahm
Erlag das Podagra, und nahm
So bald als möglich, voll Begier,
Beim erſten Bauer das Quartier.
Die Spinne hielt ſich für geſcheuter,
Und nahm den Weg noch etwas weiter,
Bis zu des Edelmannes Haus;
Hier wählt ſie einen Saal ſich aus,
In welchem man mit großem Prachte,
Zu einem Gaſtmahl Anſtalt machte.
Sogleich nahm ſie nach ihrem Witz
Von einem Fenſterrahm Beſitz;
Hub an, mit emſigem Beſtreben
Viel ihrer Fäden anzukleben;
Doch eh' ihr Netz noch fertig war,
Nimmt eine Stubenmagd es wahr,
Die mit dem Beſen drüber fährt,
Und unbarmherzig es zerſtört.
Die Spinne hub von neuem an
Zu weben wie ſie erſt gethan;
Da ward der Saal voll Herrn und Damen,
Mit denen viel Lakaien kamen.
Ein naſeweiſer Burſche ſah
Der Spinne Netz, und rief: ſie da!
Was machſt du hier? und ſtieß ſogleich
Den Hut quer durch ihr Faden-Reich.
Die Spinne ließ ſich's nicht verdrießen,
Und heftete mit muntern Füßen
Ihr hangend halbzerſtörtes Neſt

Zum drittenmal am Fenſter feſt.
Da trat ein junges Fräulein her,
Das ſah am Fenſter ungefähr
Die Spinne hangen, und ſchrie laut:
Ach! Herr Baron, mir graut, mir graut!
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron ſie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fing an im Netz herum zu fegen,
So daß mit Noth die Spinn' entkam
Und aus dem Saal den Abſchied nahm.

Dem Podagra ging's faſt auch ſo,
Es ward der Herberg wenig froh.
Nachdem es lange genug geſeſſen,
Sprach es: ich möcht' ein wenig eſſen!
Der Bauer brachte trocken Brod,
Zum Trunk dazu kalt Waſſer bot;
Dieß waren nach ſo langen Reiſen
Für's Podagra ſehr ſchlechte Speiſen.
Es aß nicht viel, trank kaum dazu.
Und ſprach betrübt: bringt mich zur Ruh!
Da wies der Bauer ihm zum Bette
Gar eine harte Lagerſtätte,
Worauf ein wenig Stroh nur lag.
Hier lag es kläglich, bis der Tag
Im Oſten an zu grauen fing,
Und ſeufzend es von dannen ging.

Es traf die Spinne wieder an,
Die auch kein Auge zugethan;
Und alle beide klagten ſich,
Wie elend, und wie jämmerlich
Sie beiderſeits die vor'ge Nacht
In Furcht und Sorgen zugebracht;
Ich ſeh wohl, wo der Knoten ſitzt,
(Sprach drauf das Podagra.) Dir nützt
Zum Aufenthalte kein Palaſt;
So wie ich niemals Ruh' und Raſt
Bei ſchlechten Bauern finden kann.
Drum geh' du zu dem armen Mann,
Und ich will deinen Junker ſehn,
So ſoll das Ding wohl beſſer gehn.

Dies waren beide wohl zufrieden,
Und beide gingen nun verſchieden,
Den Weg, ſo wie der Abend kam.
Das Podagra, voll Hoffnung, nahm
Zum Schloß des Junkers ſeinen Gang.
Und mit welch freudigem Empfang
Ward es von ihm nicht aufgenommen!
Kaum ſah' er es gehinket kommen:
So nahm er's höflich bei der Hand,
Führt's in ſein Zimmer; drinnen ſtand
Ein Sopha mit viel weichen Kiſſen
Davon legt er ihm drei zu Füßen,
Und ſprach: Ihr Gnaden fordern dreiſt,
Was Ihrem Gaum willkommen heißt.
Drauf rief er ſeine Diener her;
Da ward der Tiſch nicht einmal leer
Ven Thee, und Kaffee, und Orſade,
Von Chokolade, und Limonade,
Alsdann ward von der Schüſſeln Menge
Die große Tafel faſt zu enge;
Da kam franzöſiſches Ragout,
Weit umher dampfend nach haut Gout,
Schön Roſtbeef, nach der Britten Art,
Und Auſtern, mit und ohne Bart;
Dann kamen Auſtern am Kapaun,
Dann Auſtern ſchön gebraten, braun;
Dann wieder Auſtern in Paſteten,
Dann Fiſch mit Auſtern, bis zum Tödten;
Und ſchöne Braten, vom Faſan,
Bis auf den feiſten Ortolan.
Kurz! alles was die Schmauſewelt
Für ächte Leckerbiſſen hält,
War ſo im Ueberfluſſe da,
Als wär' es in Hammonia.
Die Weine? ja, wer kann die zählen?
Gewiß! hier durfte keiner fehlen,
Und das probiren riß nicht ab,
Vom Franzwein bis zum Vin de Cap;
So daß das Podagra ſogar
Satt bis zum höchſten Ekel war.

Die Spinne trat zum armen Mann
Indeß auch ihre Wallfahrt an.
Sie fand bei ihm ein freies Leben,
Fing an zu haſpeln und zu weben
Nach Herzensluſt mit Füßen, Händen,
An Thüren, Fenſtern, Balken, Wänden,
Und machte ſich manch ſchönes Netz
Nach ihres Eigenſinns Geſetz;
Rund, mit viel Strahlen, krumm und ſchief,
Gleich, ungleich, ſeltſam, flach und tief.
So herrſchte ſie im ganzen Haus,
Und niemand ſtört' und trieb ſie aus.

Als drauf die beiden Wanderer
Nach kurzer Zeit von ungefähr
Sich wieder ſah'n: da rühmten beide,
Mit welcher wahren Luſt und Freude
Ihr Leben nun verſüßet ſei.
Jedwedes blieb der Herberg treu;
Vergnügen war auf beiden Seiten.
Und ſo wohnt noch zu unſern Zeiten
Die Spinne bei den Armen gern,
Das Podagra bei großen Herrn.

Der Pfau und das welſche Huhn.

Vom Edelhof, der ihn erzogen,
War einſt ein Pfau hinweggeflogen;
Er wußt nicht mehr, wo er war,
Zuletzt kam er nach viel Gefahr
Zu einer kleinen Meierei.
Hier läuft gleich Jung und Alt herbei,
Und preiſ't mit übermäß'ger Freude
Den fremden Herrn im ſchönen Kleide.
Man ſtreut ihm reichlich Futter hin.
Die andern Hühner ſehen ihn
Mit heimlicher Bewundrung an,
Und mit gar großem Neid der Hahn.
Dem Pfau gefiel es hier ſo ziemlich,
Nur ſchien es ſeinem Stolz nicht rühmlich,
Daß er, ſo artig, ſo galant,
Hier nichts für ſich zu lieben fand.
Was kann nicht Langeweile thun?
Ein niedlich junges welſches Huhn
Schien unſerm Stutzer noch allein
Der Mühe werth, verehrt zu ſein.
Zwar eine Mutter war noch da,
Die ſcharf auf ihre Tochter ſah;
Allein der Pfau verſtand ſehr ſchön
Die Mutter ſelbſt zu hintergehn;
Und ſah noch überdieß gar bald
Daß in des Töchterchens Geſtalt
Der Mutter Blick vergaffet war.
Er nimmt daher des Vortheils wahr,
Macht an die Tochter ſich beherzt,
Liebäugelt, lobet, lacht und ſcherzt.
Sie war verliebten Tempramentes;
Der liſtige Herr Pfau erkennt es
Nur allzuſicher aus der Art,
Mit welcher ihm begegnet ward.
Die Mutter merkte jetzt den Handel,
Und ſprach: mein Herr, der Tugendwandel
Von meiner Tochter iſt bekannt;
Sie ſchickt ſich nicht für Ihren Stand,
Und iſt nicht aus dem Pfaugeſchlecht!
Wir ſind nur Hühner, ſchlecht und recht.
Madam, (ſprach hier der Pfau verſtellt,)
Ich bitte Sie, was in der Welt
Verdient es mehr, als wie Sie beide
Vom Pfaugeſchlecht zu ſein? O Freude!
Ich kann ein würdig Kind erhöhn,
Und es mir gleich und glücklich ſehn!
Madam betrachten ſelber nur
Die kleine ſüße Kreatur.
Gleicht ſie nicht völlig einer Pfau?
Und geht, und trägt ſie nicht genau,
Sich ſo wie unſre Schönen tragen?
Der Augenſchein wird's Ihnen ſagen!

Die Tochter höret ihn entzückt;
Die Mutter preiſet ſich beglückt.
Dem jungen Herrn ward viel erlaubt,
Der manche Gunſtbezeugung raubt,
So daß faſt jeder denkt, der Pfau
Und dieſes Huhn, ſei Mann und Frau.
In dieſem angenehmen Wahn
Kam plötzlich eine Pfauin an.
Sie ſetzet ſtolz ſich auf das Dach,
Schreit, und macht alles um ſich wach.

Der Pfau vernimmt kaum, daß ſie ruft,
So ſchwinget er ſich in die Luft,
Eilt undankbar mit ihr davon,
Und Schande blieb des Hühnchen Lohn.

* * *

So machen's noch in unſern Tagen
Die Herr'n, die Federhüte tragen.
Sie wiſſen's noch gar wohl, Madam,
Wie Herr Baron von Hochblut kam,
Vorlieb gern nahm mit Carolinchen;
Bis plötzlich Fräulein Edelinchen
Erſchien, und ihr den Bräut'gam ſtahl,
Und ſich der Herr Baron empfahl.

Die beiden Elſtern.

Gieb kluger Sparſamkeit Gehör,
Und rechne lieber Jahre mehr,
Als du vielleicht zu leben haſt;
Damit dich nicht des Mangels Laſt,
Auf den die Jugend ſorglos blickt,
Im Alter doppelt ſchwerer drückt.

Zwo Elſtern waren Nachbarinnen,
Kaum wurden ſie des Herbſtes innen:
So trugen ſie mit regem Fleiße
Sich auf den Winter ihre Speiſe
An guten Eicheln, braunen Nüſſen,
Und was ſonſt Elſtern haben müſſen,
Jedwed' in einen hohlen Baum,
Und gaben keiner Sorge Raum.
Der Winter kam vom hohen Brocken,
Das Haupt umringt mit Eis und Flocken;
Der freie Strom ward plötzlich hart,
Die ſterbende Natur erſtarrt.
Die Elſtern zehrten ohne Klagen
Vom Vorrath, den ſie eingetragen;
Doch flog die eine manchesmal
Beim erſten beſten Sonnenſtrahl
Hinaus in's Feld, und ſuchte ſich,
An Rain und Hügeln, kümmerlich,
Was noch zu eſſen dienlich war.
Die andre nahm dieß ſpöttiſch wahr
Und ſprach: fürwahr! Frau Nachbarin,
Wie lange denkt ihr denn noch hin
Mit eurem Vorrath auszukommen?
Habt ihr die Lerche nicht vernommen,
Die munter ſchon im Saatfeld ſingt,
Und uns den Frühling wieder bringt?
Der Winter kann nicht länger währen,
Und ſicher könntet ihr verzehren,
Was hier ſchon aufgeſammelt iſt,
Und ſonſt verdirbt, und niemand frißt.
Lebt ſo wie ich in Freud und Scherz,
Denn neue Nahrung bringt der März.

Ja, (ſprach die andere darauf)
Dem Schein nach hört der Winter auf;
Doch, uns zum größten Ungemach,
Kommt oft ein ſpäter Froſt noch nach.
Bleibt mir was übrig, nun wohlan!
Was ich nicht ſelbſt verzehren kann,
Wird unter dieſes Baumes Rinden,
Noch immer ſeinen Mann wohl finden.

Sie hatte Recht. Denn plötzlich kam,
Da ſchon der Lenz den Anfang nahm,
Ein neuer Winter. Tiefer Schnee
Bedeckte traurig Thal und Höh,
Und lag verſchiedne Wochen lang
Zu manches Thieres Untergang.
Kein Lenz erſchien, wie man gedacht;
Der Hunger kam mit ganzer Macht,
Und ihre Nachbarin erfriert,
Weil ſie nicht richtig calculirt.

Die Hunde mit der Löwenhaut.

Zween Hunde fanden in dem Wald
Ein Löwenfell, und fielen bald
Voll Neid und Rachſucht drüber her,
Zerzauſten und zerriſſen's ſehr.
Dies ſah voll Zorn ein Wolf, und ſprach:
Die Haut bedecket ihr mit Schmach;
Doch ſtäke noch der Löwe drin,
Wie hurtig wolltet ihr entfliehn!

Der Eſel und der Stier.

Der Eſel ging einſt auf der Weide
Mit einem Stier: da hörten beide
Viel Lärm, als wie von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zu Sturm mit allen Glocken läuten.
Was (ſprach Herr Heinz) mag das bedeuten?
Ach Freund, (erwiedert ihm der Stier,)
Ich zittre ſchon, der Feind iſt hier!
Laß uns ſogleich von hinnen fliehn,
Bis daß die Plündrer weiter ziehn;
Bekämen ſie uns hier zu faſſen,
Wir müßten beide Haare laſſen.
Der Eſel ſprach hierauf: Ei nun!
Willſt du entfliehn, das kannſt du thun.
Dir grauet, daß du wirſt erſtochen,
Und ſie dich ſchlachten, ſchinden, kochen,
Vor dieſem allen bin ich frei.
Mein Schickſal bleibt ſtets einerlei,
Und ich muß unter gleichen Plagen
Die Säcke doch zur Mühle tragen.
Kalt ſieht ſehr oft der Unterthan
Den Feind ſich ſeinen Grenzen nahn.
Er weiß, ihm bleibet Sklaverei,
Sein Sieger ſei auch wer er ſei.

Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock.

Wenn erſt der Mächtige dir droht,
Schwört auch der Kleinre dir den Tod.

Ein ſtarker Stier, ſonſt unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach ſeinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock ſtand da in Ruh,
Und hielt dem Stier ſogleich verwegen
Mit wildem Blick ſein Horn entgegen.
Der Ochſe wich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und ſprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw' iſt hinter mir.

Der Bauer mit den Birnen.

Verachte das Gewiſſe nicht,
So viel auch Hoffnung mehr verſpricht;
Sie täuſcht mit jedem Augenblick;
Was du verſchmähſt, iſt oft dein Glück.

Ein reicher Schultheiß ging von Haus
Gar früh zu einem Kirmesſchmaus.
Das Dorf lag weit von ſeinem Ort,
Indeß lief er doch nüchtern fort;
Denn ſchon ſaß er im Geiſt am Tiſch,
Bedeckt mit Braten, Fleiſch und Fiſch.
Da, (dacht' er) ſollſt du ſanft dich ruhn,
Und dir was rechts zu gute thun,
Wer wollte nicht mit leerem Magen
Auf einen Schmaus zu hungern wagen?
So ſtrich er mit vergnügtem Sinn,
Durch Haide, Wald und Fluren hin.
Der Mittag nahte ſich nunmehr,
Und ſieh! ihm fällt von ohngefähr,
Da ſchon die Sonne brennend ſticht,
Am Weg ein Birnbaum in's Geſicht,
Den kürzlich brav der Wind durchrüttelt,
Und manche Birn' herabgeſchüttelt.
Sie ſchienen reif und ſchön zu ſein,
Und luden unſern Wandrer ein,
Bei leerem Bauch davon zu eſſen:
Allein er ſtieß ſie ganz vermeſſen
Mit ſeinen Füßen fort, und ſprach:
Ich geh ganz andern Eſſen nach!
Ihr ſeid mir ſonſt ein gut Gericht,
Doch meiner Treu! nur heute nicht!
Er eilte fort, und kam gar bald
An einen Strom, wo durch Gewalt
Der Fluth; die Brücke weggeſchwommen.
Er konnte nicht darüber kommen,
Lief lang am Ufer auf und ab,
Bis er zuletzt ſich drein ergab,
Ungern den Weg zurücke nahm,
Und wieder zu dem Birnbaum kam,

Den er geſchmäht vor wenig Stunden.
Hätt' er da nicht die Birn' gefunden,
Die er getreten erſt mit Füßen!
So hätt' er halb verhungern müſſen.

Der Löwe und der Eſel.

Gebeuget unter ſchwere Laſten,
Und mager von dem vielen Faſten,
Ging einſt ein Eſel über Feld.
Ihn ſah der Thiere Fürſt, der Held,
Der ſo geprieſ'ne Löwe, gehn,
Und ſprach zu ihm mit bitterm Schmähn:
Weich aus, du niederträchtig Thier!
Man ſiehet ſeine Schand' an dir!
Du ſchleppeſt, wie man's haben will,
Und ſchweigſt zu jeder Drohung ſtill!
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier,
Denn mich, und meine Tapferkeit,
Rühmt man auf Erden weit und breit.
Mit Demuth hub der Eſel an:
Und was hat Gutes ſie gethan,
Die ſo gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerſtreut?
Ich nütze Menſchen ſpät und früh,
Und du, Held, Fürſt! zerreiſſeſt ſie!

Die Mücke und der Stier.

Mit lautem ſumſenden Gefieder
Ließ eine Mücke ſich hernieder
Auf einen Stier, und ſetzte ſich
Stolz auf ſein Horn, und ſprach: Drück' ich
Zu ſehr dich auch, mein lieber Stier,
So bitt' ich, ſage dreiſt es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
(Verſetzt der Stier.) Ich weiß ja kaum,
So ſehr du auch dein Daſein nützeſt,
Auf welchem Horne du mir ſitzeſt.

Der gefangene Trompeter.

Ein dicker Mohr, mit Namen Peter
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenſtoß,
Er aber rief: Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mit gekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt,
Und mein Piſtol nicht losgedrückt!
Das Bischen Blaſen auch allein
Wird ja ſo ſtrafenswerth nicht ſein!
Warum nicht Schurke? (fing man an)
Dein Blaſen endlich hat's gethan!
Du machteſt unſern Feinden Muth,
Und ſetzteſt ſie dadurch in Wuth.
Wer zu der That Ermunt'rung giebt,
Hat ſelber ſie mit ausgeübt.

Der abgebrannte Bauer.

Dem feindlichen Geſchick zum Trutz
Mach ſelbſt das Unglück dir zum Nutz!

Bei einem ſtarken Winterfroſt,
Und bei geringer ſchmaler Koſt,
Behalf ein armer Bauer ſich
Gar elend und gar jämmerlich.
Dem ward von Böſewichtes Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt
Er lief hinauf. Die helle Glut
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Half ihm zwar treulich; doch zuletzt
Ward alles Löſchen ausgeſetzt,
Da bei ſtets wachſender Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer ſah hierauf in Ruh
Den ſchönen hellen Flammen zu;
Trat näher, und hub lächelnd an:
Kann ich nicht löſchen, nun wohlan!
So will ich, ohne mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch noch wärmen!

Der Jäger und die Wachtel.

Ein Jäger, der mit ſüßen Griffen
Den Wachteln lange Zeit gepfiffen,
Fing endlich eine. Guter Mann,
(Hub ſie vertraut zum Jäger an,)
Ich weiß es wohl, an mir allein
Kann dir nicht viel gelegen ſein.
Doch willſt du mir das Leben ſchenken,
So wirſt du noch an mich gedenken!
Du ſollſt durch meine ſeltnen Gaben
Traun! Wachteln g'nug zu fangen haben!
Ich will ſie ſelbſt in's Netz dir führen,
Und du brauchſt nur es zuzuſchnüren.
Ei, (ſprach der Jäger voller Hohn)
Weißt du auch wohl der Falſchheit Lohn?
Da du ſelbſt Freunde willſt verrathen,
So will ich auch zuerſt dich braten!

Der Fuhrmann und der Gott Herkules.

Das Beten hilft, nur nicht allein;
Auch eigner Fleiß muß wirkſam ſein.

Ein Kärrner, der zu großem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen;
Saß endlich feſt mit ſeiner Laſt
In einem Wege voll Moraſt.
Sogleich rief er in tiefer Noth
Zum Herkules, dem mächt'gen Gott;
Und bat mit vielen Seufzern ihn
Mit ſeinem Karrn herauszuziehn.
Nachdem er lange Zeit geharrt,
Und endlich, nach der Faulen Art,
Schon in ſein Schickſal ſich ergab;
Rief eine Götterſtimm' herab:
Was ſchreit und heult da für ein Thor?
Hol' deine Hacke friſch hervor!
Räum' weg den Koth, wie ſich's gehört,
Und peitſche tüchtig auf dein Pferd;
Dann ruf' zum Herkules auf's neu,
Und, glaube mir, er ſteht dir bei!

Der verurtheilte Soldat.

Ein junger tapferer Soldat
Ward wegen einer Uebelthat,
Die er in böſem Trunk begangen,
Dafür ſein Urtheil zu empfangen,
Hinausgeführt. Sein braunes Haar,
Der großen ſchwarzen Augen Paar,
Sein gut Geſicht, die ſchöne Länge,
Bewegten ringsumher die Menge;
Vor allem ward er, wie man ſagt,
Vom weiblichen Geſchlecht beklagt.
Schon kniet er nieder auf den Sand,
Und ſchon war von des Henkers Hand
Das ſcharfe Schwert gezückt; als Halt
Durch den geſchloſſ'nen Kreis erſchallt.
Ein Mädchen drang zugleich herbei,
Und rief mit ängſtlichem Geſchrei:
Pardon! Pardon! ihr Leute denkt
Man hat ſein Leben mir geſchenkt.
Ich fiel dem Landesherrn zu Füßen,
Und ließ ſo lange Thränen fließen,
Bis ich vom Tod ihn losgemacht.
Ihm iſt Verzeihung zugedacht,
Wenn er zur Frau mich nehmen will!
Der arme Sünder ſah ſie ſtill
Und voller Ueberlegung an.
Was du (ſprach er) für mich gethan,
Iſt dankenswerth. Doch, trügt mich nicht
Dein wildes kupfriges Geſicht,
Dein rothes Aug', dein ſpitzes Kinn,
So biſt du eine Teufelin,
Die mir zur allerſchwerſten Bürde

Mein Elend Leben machen würde!
Ein böſes Stündchen iſt fürwahr!
Erträglicher, als zwanzig Jahr
Mit einem Weibe, ſo wie du,
In ſteter Qual; drum haut nur zu!

Der Froſch, ein Doktor.

Aus einem Teiche voller Rohr
Kroch einſt ein dicker Froſch hervor;
Die Zeit ward ihm im Waſſer lang
Er nahm zur Luſt drum einen Gang
Hin nach dem nächſten grünen Wald,
Dem angenehmen Aufenthalt
Von manchem groß und kleinen Thier.
Da ſtieg er voller Ruhmbegier
Auf einen runden Eichenklotz,
Sah um ſich her mit edlem Trotz;
Und als ſich auf den Blumenmatten
Viel Thier' um ihn verſammelt hatten:
Blies er die Backen auf, und ſprach:
Fühlt etwan wer ein Ungemach
An Leber, Lunge, Milz und Herzen:
Hat einer Pein, und große Schmerzen
Von Podogra, von Stein und Gicht;
Hat einer keine Oeffnung nicht;
Iſt er von hektiſcher Natur;
Liegt er am Fieber, an der Ruhr,
An Cacherie, Epilepſie,
An Agrypnie, Hydropiſie;
Hat er den Appetit verloren;
Fühlt Sauſen, Brauſen in den Ohren —
Der trete dreiſt zu mir heran,
Und nehme von mir Tropfen an!
Honette Herrn nach Standsgebühr,
Sie ſehn den größten Doktor hier!
Ich bin die halbe Welt durchreiſ't,
Und meinen großen Namen preiſ't
Paris und London, Wien und Rom,
Der Rhein, der Main, der Donauſtrom;
Denn alles hab ich ausſtudirt,
Und tauſende hab' ich kurirt!

Die Thiere glaubten ihn zum Theil,
Und kamen ſchon in großer Eil
Von allen Ecken hergelaufen:
Um Arznei von ihm zu kaufen.
Da rief der Fuchs: Ihr armen Thoren!
Sagt, habt ihr den Verſtand verloren?
Seht euren Doktor doch recht an,
Er iſt ja ſelber übel dran!
Die Augen ſtehn ihm aus dem Kopf;
Die Bruſt kocht wie ein alter Topf,
Der Mund iſt blaß, der Fuß geſchwollen;
Der dicke Bauch hervorgequollen;
Kann Er hievon ſich nicht befrein,
Wie will er andrer Doktor ſein?

Die Republik der Spinnen.

Dem Spinnenvolke fiel es ein,
In Zukunft ſicherer zu ſein,
Und nicht jedwedem zu vergönnen,
In ihrem Schloß herumzurennen.
Sie wohnten eben dazumal
In einem großen wüſten Saal,
Durch deſſen offne Fenſterbogen
Stets Mücke, Schwalb' und Sperling flogen.
Wir wollen, (murreten die Spinnen)
Den Vortheil euch wohl abgewinnen;
Und zogen in die Läng' und Quer
Viel Fäden vor den Fenſtern her.
Doch Schwalb' und Sperling kamen bald
Und fuhren dreiſt, und mit Gewalt,
Durch dieſe leichten Spinneweben,
Und nur die Mücken blieben kleben.

* * *

Ganz ſo, wie dieſe Spinnennetze
Sind oft im Staate die Geſetze;
Kein Mächt'ger wird darin gefangen;
Nur bloß der Schwache bleibt drin hangen.

Der Eſel und der Haſe.

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln ſtreiten.
Sie muſterten ihr Kriegesheer.
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieſer in der Krieger Zahl
Den Haſen und den Eſel ſah;
Sprach er zum Löwen: dieſe da
Mag ich in der Armee nicht wiſſen;
Wir können ſie gar wohl vermiſſen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß ſie ſich zum Teufel ſcheeren!
Der Thiere weiſer König ſprach:
Herr General, etwas gemach!
So ſehr ſie ihren Zorn erhitzen,
So ſehr kann ich ſie beide nützen!
Wir brauchen zum Courier den Haſen;
Der Eſel ſoll zum Treffen blaſen,
Den Feind mit ſeiner Stimm' erſchrecken,
Und unſern Kriegern Muth erwecken.

* * *

Laßt den Geringen auch nicht müßig,
Im Staat iſt niemand überflüſſig,
So ſchlecht er ſein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur.

Der Fuchs und der Habicht.

Ich möchte doch wohl von dir wiſſen,
(Hub einſt, gedrungen vom Gewiſſen,
Der Fuchs zu einem Habicht an,)
Was dir das Taubenvolk gethan,
Daß du ſo oft auf ſie ergrimmſt,
Und ſie zu deinem Raube nimmſt?
Der Habicht ſprach: kann dir's wohl ſagen!
Man hat das Amt mir aufgetragen,
Auf Recht und Billigkeit zu ſehn;
Als Richter jegliches Vergehn
Scharf zu beſtrafen; ohne Schonen
Jedwedem nach Verdienſt zu lohnen.
Man muß den Tauben ſtrenge ſein,
Sie freſſen Weizen, Erbſen, Lein,
Und ließe man ſie ſtets ſo walten,
Der Landmann würde nichts behalten.
Gut! (ſprach der Fuchs) das Ding hat Schein,
Doch warum ſtrafſt du nicht den Weihn,
Und Geier, Adler, Trappen, Raben,
Die ſo viel Korn zu Schande traben?
Die armen Tauben trifft dein Mord,
Und jenen ſagſt du nicht ein Wort.
Die ſind zu ſtark, (erwiedert ihm
Der Habicht,) voller Ungeſtüm
Würd' ihre Wuth vereint mich beißen,
Und mich vielleicht in Stücken reißen.
Du ſtrafſt ja auch den armen Haſen,
Der auf dem allgemeinen Raſen
Sonſt nichts als Gras und Kräuter ißt,
Und ſchonſt des Wolfs, der Lämmer frißt!
Wir ſind hierin wohl gleiche Brüder;
Man ſchonet uns, wir ſchonen wieder.

Die ſtolze Fliege.

Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man lacht nur deiner Eitelkeit.

Vier Pferde zogen einen Wagen,
Und ließen in dem ſchnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Es ſchwang ſich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf,
Und rufte bei des Wagens Lauf:
Ihr guten Leute, gebt doch Acht,
Den großen Staub hab' ich gemacht!

Karl Samuel Zachariä

ward am 14. September 1769 zu Meißen geboren, und ſtudirte die Rechte zu Wittenberg, wo er auch 1800 Aſſeſſor der Juriſtenfacultät und 1802 Profeſſor wurde. 1807 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Hofrath und Profeſſor. 1818 wurde er geheimer Hofrath, und kurz nach einander Ritter, Director der Geſetzgebungscommiſſion, Kommandeur und Geheimer Rath zweiter Klaſſe.

Er gab heraus:

Geiſt der deutſchen Territorialverfaſſung. Leipzig, 1800.
Ueber die vollkommenſte Staatsverfaſſung. Leipzig, 1800.
Janus. Leipzig, 1802.
Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat. Leipzig, 1802.
Philoſophiſches Privatrecht. Leipzig, 1804.
Philoſophiſches Kriminalrecht. Leipzig, 1805.
Die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung. Leipzig, 1806.
Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Leipzig, 1810.
Für die Erhaltung der Univerſität Heidelberg. Heidelberg, 1817.
Vierzig Bücher vom Staate. Stuttgart, 1820 ff. 4 Thle.
Strafgeſetzbuch. Heidelberg, 1826.
Ueber die Statiſtik der Strafgerichtspflege. Heidelberg, 1828.
Die Aufhebung, Umwandlung und Ablöſung der Zehnten. Heidelberg, 1831.
Ueber Europa's Zukunft. Heidelberg, 1832.
Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Heidelberg, 1832.
Viele einzelne Abhandlungen, Gutachten u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, geht Z. vom empiriſchen Standpunkt aus, und ſtellt den Staat dar, wie er wirklich iſt, nicht wie er ſein ſollte. Dieſe Anſicht führt er jedoch überall mit außerordentlichem Scharfſinn, tiefer Gelehrſamkeit, Klarheit und Gründlichkeit, in einem eleganten Vortrage durch, und ſtützt ſie auf Rechtlichkeit und Billigkeit.

Johann Baptiſt von Zahlhas,

1787 zu Wien geboren, trat unter dem angenommenen Namen Neufeld zuerſt in Wien, 1817 aber in Leipzig und 1821 zu Mannheim als Schauſpieler auf. Im folgenden Jahre wurde er als Mitdirector an das Theater zu Bremen berufen, gab jedoch 1825 dieſe Stelle auf, um als königlicher Hofſchauſpieler nach Dresden zu gehen, wo er indeſſen auch nur wenige Jahre verweilte. Seit dieſer Zeit hielt er ſich abwechſelnd in Frankfurt a. M., Köln und anderen Städten auf.

Er ſchrieb:

Calderons Schauſpiel: das Leben ein Traum, für die deutſche Bühne. Leipzig, 1818.
Heinrich von Anjou; Trauerſpiel. Leipzig, 1819.
Thaſſilo der II. Herzog von Baiern; Trauerſpiel. Leipzig, 1820.
Neue Schauſpiele. Bremen, 1824.
Shakeſpeares König Lear; Trauerſpiel. Bremen, 1824.

Gute Bühnenkenntniß, treffliche Behandlung der Form und glühende, mitunter zu ungeſtüme und übertreibende Phantaſie haben v. Z. dramatiſchen Leiſtungen ſtets eine freundliche Aufnahme bei dem Theaterpublikum bereitet.

Andreas Zaupſer,

am 27. December 1747 zu München geboren, erhielt ſeine Ausbildung auf den Jeſuitenſchulen ſeiner Vaterſtadt. 1774 wurde er Expeditor und Regiſtrator, und 1778 Sekretär beim Hofkriegsrath in München. 1781 nahm er die Stelle eines Sekretärs des Maltheſerritterordens an, und 1784 eine Profeſſur der Philoſophie. Er ſtarb am 1. Juli 1795.

Von ihm erſchien:

Ode auf die Inquiſition. 1777. 3. Ausg. Nebſt einer Palinodie, dem Herrn Pater Joſt in Landshut gewidmet. München, 1780.
Sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Ludwig Zaupſer. München, 1818.
Verſuch eines baierſchen und oberpfälziſchen Idiotikons. München, 1789. Nachleſe dazu, München, 1789. 1. Abtheilung.

Die Ode auf die Inquiſition von Seiten eines Katholiken bereitete dem Dichter zu ihrer Zeit eine, jedoch bald vorübergehende Berühmtheit. Bleibenderen Ruf erwarb er ſich durch ſein Idiotikon, das viel Brauchbares enthält.

Marie Eliſe Helene Freiin von Zay,

eine Tochter des Freiherrn von Caliſch auf Bitſitz, ward am 23. Februar 1779 zu Toth-Prona in Ungarn geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, und verheirathete ſich 1796 mit dem k. k. Kammerherrn von Zay, mit welchem ſie auf den ihnen gehörigen Gütern lebt.

Sie ſchrieb:

Erzählungen. Peſth u. Brünn, 1820—1823. 2 Thle.
Luſtſpiele. Peſth, 1820.
Neue Erzählungen. Wien, 1829. 2 Thle.

Innigkeit der Empfindung, Wärme und Feinheit der Darſtellung, gute Charakterſchilderung und Gedankenreichthum haben ihre Leiſtungen ſehr vortheilhaft vor ähnlichen Verſuchen ausgezeichnet.

Joſeph Chriſtian Freiherr von Zedlitz

ward im Jahr 1790 zu Johannesberg im öſterreichiſchen Schleſien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, diente dann in der k. k. Armee, privatiſirte darauf eine Zeit lang und lebt jetzt in Wien als k. k. Kammerherr und Geheimſecretär des Fürſten Metternich.

Er gab heraus:

Turturell; Trauerſpiel. Wien, 1821.
Zwei Nächte zu Valladolid; Trauerſpiel. Wien, 1825.
Liebe findet ihre Wege; Luſtſpiel. Wien, 1827.
Todtenkränze. Wien, 1827 u. öfter.
Lord Byrons Childe Harold. (Ueberſetzt.) Stuttgart, 1836.
Dramatiſche Werke. Stuttgart, 1836. 4 Thle.
Gedichte. Stuttgart, 1839.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Einer der vorzüglichſten jetzt lebenden öſterreichiſchen Dichter, hat v. Z. ſich durch die Gluth und den Schwung ſeiner Phantaſie, den Reichthum ſeiner Gedanken, die Kraft und Innigkeit ſeines Gefühls und die ſeltene Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf erworben. An ſeinen Trauerſpielen tadelt man, daß er ſich zu ſehr nach ſpaniſchen Muſtern gebildet habe, und über der Künſtlichkeit des Planes und der Eleganz der Diction mitunter die Wahrheit des Lebens verletze, doch finden ſich auch hier in nicht geringem Maaße große und wahrhafte Schönheiten. Daß ſein Talent ſich mit noch weit größerem Glücke in der lyriſchen Poeſie bewege und dieſer vorzugsweiſe zugeneigt ſei, beweiſen beſonders ſeine trefflichen Canzonen, „die Todtenkränze“, die eins der glänzendſten Erzeugniſſe auf dieſem Gebiete deutſcher Dichtkunſt ſind, ſo wie mehrere ſeiner Gedichte, vorzüglich die „nächtliche Heerſchau“, welche ſich wie ein echtes Volkslied über ganz Deutſchland verbreitet hat.

Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand:
Sie ſteigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ iſt die Parole,
Die Loſung: „Sankt Helena!“

Dies iſt die große Parade
Im elyſäiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

Johann Gottfried Zeidler

ward um 1658 zu Feinſtadt im Mannsfeldiſchen geboren, ſtudirte Theologie und war 20 Jahre Adjunct ſeines Vaters, eines Predigers; legte aber nach dem Tode deſſelben dieſe Stelle nieder und ging als Auctionator nach Halle; er ſtarb 1711.

Von ihm erſchien im Drucke:

Das verdeckte und entdeckte Karneval. — Neun Prieſterteufel. — Sieben böſe Geiſter, welche heutiges Tages guten Theils die Küſter regieren. — Die wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Metaphyſika. — Die hochedle, veſte und hochgelahrte Gnoſtologia. — Ihre Präcellenz die Noologia. — Die wohledle — — Fiſiologia. — Die wohlehrwürdige — — Pneumatica. u. ſ. w. Sämmtlich ohne Ort und Jahrszahl.

Z. gefiel ſich darin, die herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit, ſowohl im Leben, wie in der Wiſſenſchaft, durch ſatyriſche Schriften anzugreifen; es fehlte ihm jedoch dazu alles Talent, uud da er, wo er witzig und treffend ſein ſollte, nur plump und gemein war, ſo geriethen ſeine Angriffe ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Martin Zeiler,

am 17. April 1589 zu Räuthen in Steiermark geboren, wurde, nach vollendeten Studien, zu Ulm als Ephorus des Gymnaſiums, als Inſpector der teutſchen Schulen und als Büchercenſor angeſtellt; er ſtarb daſelbſt am 6. October 1661.

Seine Schriften ſind:

Epiſteln. Heilbronn, 1640. Ulm, 1641.
Einhundert Dialoge. Ulm, 1653.
Collectanea, oder nachdenkliche Reden u. ſ. w. Augsburg, 1658.
Miscellanea, oder allerlei zuſammengetragene poetiſche, hiſtoriſche und andere Sachen. Nürnberg, 1661.
Epiſtoliſche Schatzkammer. Ulm, 1683. Neue Ausg.
Topographien, Reiſebeſchreibungen u. a. hiſtoriſche Schriften. Ulm, 1653.

Als proſaiſcher Schriftſteller iſt Z. von keiner Bedeutung, größeres Talent zeigte er dagegen in ſeinen Epiſteln und Epigrammen, die ſich durch Correctheit, geſunden Verſtand und für jene Zeiten ſeltene Präciſion auszeichnen.

Chriſtian Friedrich Zernitz

ward am 11. Januar 1717 zu Tangermünde geboren, hatte das Unglück, ſchon früh ſeine Eltern zu verlieren, erhielt aber durch die Fürſorge ſeiner Vormünder eine treffliche Erziehung. Nachdem er in Leipzig die Rechte ſtudirt hatte, ward er 1738 Gerichtshalter zu Kloſterneuendorf und ſtand ſeinem Amte mit ſolchem Eifer und ſolcher unermüdlichen Thätitigkeit vor, daß er ſich dadurch eine unheilbare Krankheit zuzog. Er ſtarb am 7. October 1744, während der letzten Jahre an Händen und Füßen gelähmt.

Von ihm erſchien in Druck:

Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten. Hamburg u. Leipzig, 1748.

Ueber Z. urtheilt Küttner in ſeinen Charaktern deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 242 f.: „Man ſieht es den didactiſchen Verſuchen dieſes ernſthaften Poeten an, daß er Hallers Fußtapfen verfolgt, obgleich nicht ausgefüllt hat. Sein philoſophiſches Gedicht: von den Endzwecken der Welt, das unter allen am meiſten vollendet ſcheint, verräth einen forſchenden Geiſt, der an ſpeculative Unterſuchungen gewöhnt, und zu Auffindung neuer Wahrheiten genährt und gebildet ward. Er braucht ſein dichteriſches Talent, eine Reihe wichtiger Lehrſätze gefälliger und gemeinnütziger vorzutragen; er denkt tief und ſcharf; Blumen aus der Geſchichte, der Naturkunde und moraliſche Erfahrungen beleben zuweilen die metaphyſiſche Trockenheit ſeines Vortrags; voll von ſeinem Gegenſtande denkt er an poetiſche Verſchönerung wenig; nicht immer iſt er Meiſter des beſten Ausdrucks, und ſelbſt der Reim thut ihm oft Zwang an. Er hat mehr für den Verſtand, als für Herz und Einbildungskraft gedichtet, mehr ſtark, als ſchön philoſophirt, und Ebenmaß und Nettigkeit im Versbau faſt ganz vernachläſſigt. In der Schäferpoeſie ſteht er kaum zwiſchen Wernicke und Roſt: wenig Natur; gemeine Kunſt und doch manchmal arkadiſche Fröhlichkeit. — Rundung und Politur der letzten Hand fehlen überall.“

Aus dem Gedichte:

Von den Endzwecken der Welt.

Der Anfang einer Welt iſt Gott nur offenbar,
Und Uſſer bleibt vielleicht noch weit vom Schöpfungsjahr.
So viel erkennen wir, wenn, tief in Erdengründen
Wir noch das Bett des Meers bedeckt mit Muſcheln finden,
Wenn auf gebliebnem Sand der weggewichnen Fluth
Jetzt Latten, Erde, Thon, in feſten Lagen ruht,
Und die Natur nie ſpringt, zu Zwecken zu gelangen:
Daß ihr zu dieſem Bau geraume Zeit vergangen.
Wenn nun Gott, eh' die Dau'r der Welt zu Ende läuft,
Unzähl'ge Kreatur mit Wohlthun überhäuft,
Wenn zeitlich Gnügen iſt dem Liebeszweck geſchehen,
Und endlich eine Welt, ſchon alt zum Untergehen,
Nach ſeiner Weisheit Rath ins Nichts zurück geſtürzt?
Was ſpricht der Menſch: hat Gott der Welten Glück verkürzt?
Iſt jedem Menſchen nicht ein weiſes Ziel gegeben?
Der Erden Alter war ein Ziel für aller Leben.
Man hält hier thöricht Gott zum Zorn kein Unrecht vor,
Denn er verkehrt in Nichts, was er aus Nichts erkohr.
Kein Unterſchied wird ihm zur Zweckes Aendrung gelten.
Hier welkt ein Erdenſchwamm und dort vergehen Welten.
Inzwiſchen ſtrahlte gleich in uns kein heitres Licht
Von künft'ger Straf' und Lohn, und wär' die Hoffnung nicht,
In kluger Menſchen Bruſt den Wilden ſelbſt gegeben,
Daß wir nach unſerm Tod beglückter ſollen leben:
Ja, wär', ſo wie der Leib verfällt in Aſch' und Staub,
Des Menſchen Edelſtes, der Geiſt, der Zeiten Raub:
So, daß in jenem Reich der furchtbar dunkeln Stillen
Uns nichts mehr übrig wär' von dem Verſtand und Willen:
Wie? oder wenn der Menſch einſt ſchlief in jedem Stand,
Wo er ſich unbewußt vor der Geburt befand:
Wie? oder wenn vom Sein der Geiſt müßt ewig ſcheiden!
Die Liebe könnte doch in Gott nicht Abbruch leiden.
Denn trennte ſich in Nichts der Einſchränkungen Band,
So hört das Uebel auf, das uns dadurch entſtand;
Und da ſich Glück und Noth auf Vorſtellungen gründen,
So hörte beides auf, würd' einſt der Geiſt verſchwinden.
Dort würd' uns durch den Schmuck der Welt nicht Luſt erweckt,
Doch auch das Innre nicht vom ſchnellen Blitz erſchreckt.
Geſundheit wäre nicht, doch auch nicht Gliederplagen,
Nicht Reichthum; auch nicht Furcht; nicht Scherze; auch nicht Klagen.
Die Wahrheit gebe dort nicht Weiſen Seligkeit,
Das Vorurtheil nicht Müh', nicht Fleiß der Sätze Streit.
Dort herrſchte kein Beweis, auch kein gebietend Sprechen,
Nicht Stärke des Verſtands, und auch nicht ſeichte Schwächen,
Wodurch ein Thor entdeckt, daß aller Dinge Reih'
Nur ſchlecht, das Gute klein und Böſes größer ſei:
Wodurch unwirklich Leid er ſich verſchafft und mehret,
Das ſchöne Bild der Welt verfälſcht und ſich verkehret:
Wodurch er ſich beklagt, daß ihm kein Glücke blüh',
Und Gott zum Sündigen Vergnügen ihm verlieh.
Ja, welcher Sterblicher iſt mit der Welt zufrieden?
Wär' ſein gewünſchtes Glück ihm nicht in Nichts beſchieden.
Doch, ewig Heiliger, was einſt der Menſch wird ſein,
Sein Schickſal nach dem Tod, das ſieht er hier nicht ein.
Gewohnet an Begriff von hier erkannten Dingen,
Setzt er dort ein Geheul und dort der Engel Singen.
Des blinden Perſers Wahn, was ihm ſcheint offenbart,
Baut Höll' und Himmel ſich nach ſeiner Landesart.
Der Meßkünſtler vergnügt vom unfehlbaren Wiſſen,
Glaubt einſt die Welt zu ſehen in ihren ew'gen Riſſen.
Der Metaphyſiker, der leicht den Sinn betrügt,
Sieht dorten wie die Meng' der Monaden ſich fügt;
Und der Poet vermeint, ſich prächtig auszudrücken,
Wenn er den Himmel kann mit Glanz und Lichte ſchmücken.
Allein wie weit hierin man Recht hat, oder irrt,
Zeigt ſich, wenn unſer Thun Gott einſt belohnen wird.
Genug, man lebe hier in Hoffnung ohne Kränken;
Die Ewigkeit wird uns ein ſel'ges Glücke ſchenken.
Denn, o Gott, deine Huld und deiner Thaten Preis
Bleibt, daß der Geiſt nicht ſtirbt, der kräftigſte Beweis!
Es iſt, was in uns denkt, von uns noch nicht ergründet,
Ob es dereinſten ſchläft, wie, oder gar verſchwindet,

Dies hat noch nicht zu feſt der ſtärkſte Schluß vereint,
Wenn man den Grund allein im Geiſt zu finden meint.
Die Urſach liegt vielmehr in Gottes Sein verborgen,
Warum wer hier entſchläft, doch hofft des Lebens Morgen.
Die Zeit für Menſchen groß, iſt dennoch oft zu klein,
Als daß ſie könnt' ein Ziel der ew'gen Liebe ſein.
Gott, der unendlich iſt, dem alle Schranken weichen,
Wie ſoll denn nicht ſein Zweck auch ſeinem Weſen gleichen?
In ihm ruht ja der Quell, wo Weisheit ewig fließt,
Wie hemmte dir die Zeit, daß ſie ſich nicht ergießt!
Gott zeigte durch die Welt uns ſeine Macht und Stärke,
Soll dir unkennbar ſein nach dem zerbrochnen Werke?
Und da du hier, o Gott, voll Langmuth und Geduld,
Der Thoren Witz erträgſt, und Spötter deiner Huld,
Wie ſollten die nicht einſt, wenn dein Zorn wird entbrennen,
Gnad' und Gerechtigkeit in weiſer Straf erkennen?
Ja, Heiliger, dieß glaubt ein Weiſer dir zum Ruhm!
Die Welt, dein Werk iſt nicht des Todes Eigenthum.
Aus Liebe haſt du ſie einſt wollen zubereiten,
Und deine Lieb' iſt hier ein Vorſpiel künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unſern Leib mit Fäulniß einſt durchdringt,
Macht, daß der edlre Theil, der Geiſt ſich höher ſchwingt.
So wie vom Saamenkorn die Staude ſich erhebt,
Wird auch zuerſt der Menſch im dunkeln Stand belebt.
Er keimt in der Geburt, wächſt durch die Lebenszeit,
Und ſeiner Blüthe Frucht iſt die Unſterblichkeit:
Der Leib ſinkt der Natur, bei ſeines Zweckes Ende,
Verwelkt, um fernern Brauch, in die geraumen Hände.
Ja, wenn denn endlich auch nach Gottes weiſem Schluß,
Das prächt'ge Weltgebäud' in Nichts ſich ſtürzen muß:
Wenn nicht zum Mittelpunkt die Schwere mehr wird dringen,
Wenn Sonnen nicht mehr ſind, ſich Erden nicht mehr ſchwingen;
O! ſo verklärt doch dann des alten Raumes Nacht,
Gott, deiner Weisheit Glanz mit neuer Lieb' und Macht.
Vielleicht wird in dem Raum, wo Welten gehn verloren,
Den Geiſtern eine Welt im Himmel auserkohren.

Heinrich Gottlieb Zerrenner

ward am 8. März 1750 in Wernigerode geboren, ſtudirte Theologie und erhielt ſeit 1787 nach einander die Pfarre zu Bayendorf und Sohlen, die Superintendentur zu Derenburg und endlich die Generalſuperintendentur in Halberſtadt, wo er am 10. November 1811 als Conſiſtorial- und Schulrath ſtarb.

Er gab heraus:

- Predigten. Magdeburg und Leipzig, 1779 — 1781. 2 Sammlungen.
- Natur- und Ackerpredigten. Magdeburg und Leipzig, 1783.
- Chriſtliche Volksreden. Magdeburg und Leipzig, 1785.
- Volksbuch. Magdeburg und Leipzig, 1787. 2 Thle.
- Schulbibel. Halle, 1799.
- Deutſcher Schulfreund. Erfurt, 1791 — 1801. 24 Bde.
- Neuer deutſcher Schulfreund. Berlin, 1801—1804. 7 Thle.
- Mehrere Religionslehrbücher u. ſ. w.

Z. erwarb ſich durch ſeine Schriften große und bleibende Verdienſte um die Verbeſſerung der Schulen und die Bildung des Volkes.

Karl Chriſtoph Gottlieb Zerrenner,

Sohn des Vorigen, ward am 15. Mai 1780 zu Bayendorf bei Magdeburg geboren, ſtudirte in Halle Theologie und erhielt 1802 ein Lehreramt an der Kloſterſchule zu Magdeburg. Im Jahre 1805 ward er Prediger an der heil. Geiſtkirche, 1818 Conſiſtorial- und Schulrath daſelbſt. Er wirkt gegenwärtig dort noch höchſt ſegensreich als Director des Schullehrerſeminars und Schulinſpector; auch iſt er Ritter des rothen Adlerordens III.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

- Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend. Leipzig, 1803 ff. 4 Thle. u. ö.
- Der neue deutſche Schulfreund. Halle, 1811; 5. Aufl. 1824.
- Denkübungen. Leipzig, 1812.
- Taſchenbuch für tägliche Erbauung. Berlin, 1812.
- Methodenbuch für Volksſchullehrer. Magdeburg, 1813 u. ö.
- Grundſätze der Schulerziehung. Magdeburg, 1827.
- Auch ſetzte er fort ſeines Vaters deutſchen Schulfreund. Erfurt, 1812 — 1824. 47s — 60s Bdchen.
- Jahrbuch für das Volksſchulweſen. Magdeburg, 1825 ff.
- Einzelne Predigten u. ſ. w.

Gleich ſeinem Vater, in deſſen Fußtapfen er auf das Rühmlichſte trat, machte er ſich ebenfalls höchſt verdient um die Verbeſſerung der Volksbildung, wie des Volksſchulweſens, ſowohl durch ſeine trefflichen Schriften, als durch ſeine muſterhafte Leitung des ihm anvertrauten Seminars.

Johann Auguſt Zeune

ward am 12. Mai 1778 in Wittenberg geboren, ſtudirte Philologie und Theologie in ſeiner Vaterſtadt und kam dann 1803 als Lehrer am grauen Kloſter nach Berlin. Im Jahre 1807 erhielt er die Leitung der Blindenanſtalt daſelbſt, und 1810 eine Profeſſur an der dortigen Univerſität, wo er noch mit großem Erfolge wirkt. Er iſt auch Ritter der Berliner Geſellſchaften für deutſche Sprache und für Erdkunde.

Seine größeren Schriften ſind:

- Gea, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung. Berlin, 1808. 3 Bde. 3. Ausg. 1833.
- Beliſar, über den Unterricht der Blinden. Berlin, 1808.
- Thuiskon, über Deutſchlands Einheit. Berlin, 1810.
- Einfache deutſche Sprachlehre. Berlin, 1811.
- Das Nibelungenlied. (Ueberſetzung.) Berlin, 1814.
- Das Nibelungenlied. (Urſchrift.) Berlin, 1815.
- Ueber Blinde und Blindenanſtalten. Berlin, 1817.
- Der Krieg auf der Wartburg. Berlin, 1818.
- Ueber die neuen Aſſaſſinen. Berlin, 1819.
- London und Paris. Berlin, 1820.
- Gothiſche Sprachformen und Sprachproben. Berlin, 1824.
- Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften, Brochuren u. ſ. w.

Einer der tüchtigſten deutſchen Sprachforſcher, ein ausgezeichneter Lehrer und ein trefflicher Geograph, hat Z. ſowohl durch ſeine gründlichen und gediegenen Schriften, wie durch ſeine unermüdliche Thätigkeit, nach den verſchiedenſten Seiten hin, beſonders aber durch ſeine Direction der Blindenanſtalt, ſich große und unvergeßliche Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſowohl wie um die Menſchheit erworben.

Philipp von Zeſen,

auch Cäſius und Blau genannt, ward am 8. October 1619 zu Prirau, einem Dorfe im damaligen Kurfürſtenthum Sachſen geboren, wo ſein Vater als Prediger wirkte. Er ſtudirte in Halle, Wittenberg und Leipzig Philologie, und lebte nach vollendeter akademiſcher Laufbahn als Privatgelehrter. Später wurde er geadelt, als Dichter gekrönt und zum kaiſerlichen Pfalzgrafen ernannt, auch von mehreren ſächſiſchen Fürſten mit dem Titel eines Rathes beehrt. Nachdem er einen großen Theil ſeines Lebens auf Reiſen, und vorzüglich in Holland, zugebracht, ließ er ſich in Hamburg nieder, wo er bereits 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, oder den Roſenorden gegründet hatte. Auch war er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Er ſtarb am 13. November 1689.

Von ihm erſchienen im Druck:

Hochdeutſcher Helikon. Wittenberg, 1640; 4. Ausg. Jena, 1656. 3 Thle.
Hochdeutſche Sprachübung. Hamburg, 1643. Danzig, 1645. 12.
Roſenmond. Hamburg, 1651. 12.
Hochdeutſche helikoniſche Sichel. Hamburg, 1668.
Frühlingsluſt. Hamburg, 1642.
Dichteriſcher Roſengebüſche Vorſchmack. Hamburg, 1642 u. ö.
Luſtinne. Hamburg, 1645 u. 46. 12.
Dichteriſche Jugend- und Liebesflammen. Frankfurt, 1651.
Gekreuzigte Liebesflammen. Frankfurt, 1653. 12.
Dichteriſches Roſen- und Lilienthal. Hamburg, 1672.
Reiſelieder. Hamburg, 1677—1687.
Prirau, oder Lob des Vaterlandes. Amſterdam, 1680.
Roſelieb, das iſt ein Waldſpiel. Hamburg, 1646.
Die adriatiſche Roſemund. Amſterdam, 1645 u. ö.
Ibrahims und Iſabellens Wundergeſchichte. Amſterdam, 1645. Zweibrücken, 1665. 4 Thle. 12.
Die afrikaniſche Sophonisbe. Amſterdam, 1646. Frankfurt, 1647. 3 Thle. 12.
Aſſenat. Amſterdam, 1670 u. ö.
Simſon. Nürnberg, 1679.

Ueber Z's wunderliches Treiben, wie über ſeine mitunter höchſt ſeltſamen Schriften, fällt Küttner in den Characteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 164 bis 166 folgendes treffende Urtheil: „Das Andenken dieſes fruchtbaren Schriftſtellers, der einen Haufen kritiſcher, moraliſcher, poetiſcher und ſatyriſcher Werke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit zuſammenſchrieb, der eine neue ſchöngeiſteriſche Verbrüderung nuter dem Namen der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft ſtiftete, und zu ſeiner Zeit unerhörte Neuerungen in der deutſchen Orthographie wagte, verdient aus mancherlei Urſachen aufbehalten zu werden. Er ging damit um, unſere Sprache durch Ausmerzung fremder Wörter und entbehrlicher Buchſtaben von allem Ueberflüſſigen zu reinigen, und machte ſie mager und ungeſtaltet. Seine theoretiſchen Schriften über deutſche Dichtkunſt ſind ſo ſonderbar elend, als ſeine Poeſieen. Wer mag den Klingklang aller der geiſtloſen Ringelgedichte, Dattel- und Palmenreime (dactyliſcher Verſe) mit Geduld aushalten? wer in ſeinen Romanen die lächerlichen Sprünge ſeiner erhitzten Einbildungskraft ohne Bedauern anſehen? wer an den ekelhaften Tändeleien ſeiner ernſthaften Verſe Geſchmack finden? — Bei nicht gemeinen Einſichten in die Kritik der Sprache, die er umformen wollte, bei aller Erfindungskraft ſeines wunderbaren Geiſtes, bei allem Eifer zu verbeſſern, hat er ſich auf dem deutſchen Parnaß blos in die Reihe derjenigen eingedrängt, die mit dem Namen der Verderber des guten Geſchmacks, andern zur Warnung, auf immer bezeichnet ſind."

Märzlied.

Auf, meine Gedanken! Vergeſſet der Schmerzen!
Seid luſtig von Herzen im fröhlichſten Märzen;
O, ſeht, wie von Kränzen des Lenzen beſtreut,
Die Erde die wertheſten Schätze mir beut!

Bald werden die lieblichen Blumen entkeimen,
Zeitloſen und Liljen und Roſen nicht ſäumen;
Bald ſchauen wir wohl nach der blauen Viol,
Die opfert den Lüften von Düften den Zoll.

Der Tulpen und Nelken ſo holdes Gedeihen
Wird Viele beim Spiele der Farben erfreuen.
Dann könnt ihr, meine Gedanken, mein Sinn!
Euch völlig ergötzen und letzen forthin.

Man hört die geſittigten Kinder der Lüfte
Schon ſingen, daß ringsum erklingen die Klüfte.
Frau Nachtigall wirbelt, daß Hügel und Wald
Und Thal und Gebirge vom Wiederſchall hallt.

Sie preiſen in Weiſen, daß ihnen das Leben,
Die fertigen Zünglein der Schöpfer gegeben,
Froh binken die Finken den Buhlen auch hier
Bei Störchegeklapper und Lerchen-Tirlir.

Wie ſchön ſind auf Auen, ſo Perlen bethauen,
Die Hirſche, gelüſtend ſich brüſtend, zu ſchauen!
Froh ſpringen ſie weiter durch Kräuter und Klee!
Wie hüpfet und ſchlüpfet das flüchtige Reh!

Was Dichter muß ſchmücken, entzücken und lohnen
Das Lorberlaub grünet zu preislichen Kronen,
Und bildet im Innern uns kühneren Muth.
Auf, meine Gedanken, mein Leben, mein Blut!

Vergeſſet der Schmerzen und weiht euch von Herzen
Unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen!
Der Frühling erheitert und läutert euch recht:
Anf, meine Gedanken, mein edles Geſchlecht!

Friedrich Wilhelm Ziegler

ward 1761 in Braunſchweig geboren, und widmete ſich der Bühne, auf welcher er ſich als ein bedeutender Schauſpieler auszeichnete. Er ſtarb am 24. September 1827 als Conſulent der k. k. Hoftheater in Wien.

Von ihm erſchien:

Schauſpiele. — (Enthaltend: Eulalie Meinau; die Freunde; Weltton und Herzensgüte u. ſ. w.) Wien, 1791—1793. 5 Bde. 8.

Seine dramatiſchen Arbeiten, im Ifflandiſchen und Kotzebue'ſchen Geſchmack, meiſt ſogenannte Converſationsſtücke erſter Art, erwarben ſich auf der Bühne großen Beifall, da ſie höchſt geſchickt auf ſtarke Effecte berechnet waren, ſo daß einige derſelben ſich ſogar auf dem Repertoire erhalten haben, obwohl ſie nicht den mindeſten Anſpruch auf wahre Poeſie machen können.

Heinrich Anſhelm von Ziegler und Klipphauſen

ward am 6. Januar 1653 zu Radmeriz in der Oberlauſitz geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Görlitz und bezog dann 1680 die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, wo er die Rechte ſtudirte. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn verwaltete er das von ſeinem Vater ererbte Gut, ohne ſich um eine Anſtellung zu bemühen. Nachdem er dieſes Beſitzthum verkauft und dagegen Liebertwolkwitz erſtanden hatte, wo er ſeinen Aufenthalt nahm, bekleidete er noch die Stelle eines Stiftsrathes zu Wurzen. Er ſtarb auf ſeinem Gute am 8. September 1690.

Er gab heraus:

Hiſtoriſcher Schauplatz, oder hiſtoriſches Labyrinth der Zeit. Leipzig, 1686 ff. 2 Bde. Fol. u. ö. fortgeſetzt von B. G. Sinold. Leipz., 1718.
Aſiatiſche Baniſe. Leipzig, 1688 u. ö. Letzte Ausg. mit Fortſetzung von J. G. Hamann. Königsberg und Leipzig, 1766. 2 Thle.
Heldenliebe der Schrift Alten und Neuen Teſtaments. Königsberg und Leipzig, 1691 u. ö. mit Fortſetzung von G. C. Lehms. Königsberg und Leipzig, 1734—1737. 2 Thle.

Z. war nicht ohne Phantaſie und Kenntniß, aber ganz von dem falſchen Geſchmacke ſeiner Zeit ergriffen; dieß war auch allein der Grund, weshalb ſeine aſiatiſche Baniſe, deren Styl ſogar den Lohenſteins an Schwulſt und falſchem Pathos übertrifft, ſich, wenn auch nur auf kurze Zeit, allgemeinen Beifalls erfreuen konnte. In ſeinen Poeſien ahmte er ſein Vorbild, Hoffmanns-Waldau, ängſtlich nach; ſeine andern Schriften ſind nur Compilationen.

Kaſpar Ziegler

ward am 5. September 1621 in Leipzig geboren, ſtudirte Anfangs Theologie, wandte ſich dann aber der Jurisprudenz zu und zeichnete ſich auf dieſem Gebiete ſo aus, daß er binnen kurzer Zeit Dr. juris, Profeſſor, Appellationsrath und Director des Conſiſtoriums in Wittenberg wurde, wo er am 17. April 1690 ſtarb.

In deutſcher Sprache gab er heraus:

Tractatus von Madrigalen. Leipzig, 1653. Wittenberg, 1685.
Zwanzig Lieder über die Geburt, Leiden und Auferſtehung Chriſti. Leipzig, 1648.

Z. war einer der Erſten, welche das franzöſiſche Madrigal nach Deutſchland verpflanzten. Seine Verſuche in dieſer Gattung, ſo wie ſeine religiöſen Lieder zeugen von Geiſt und Talent.

Johann Georg von Zimmermann

ward am 8. December 1728 zu Brugg in der Schweiz geboren, und erhielt daſelbſt eine wiſſenſchaftliche Vorbildung; dann ſtudirte er in Bern, und ſeit 1747 in Göttingen Medicin. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn machte er eine Reiſe durch Holland und Frankreich, und ließ ſich darauf in ſeiner Vaterſtadt als Phyſicus nieder. Sein Ruf als ausgezeichneter Arzt verbreitete ſich ſehr raſch, ſo daß er im Jahre 1768 eine Einladung als königlich großbritanniſcher Leibarzt nach Hannover erhielt, welcher Einladung er auch Folge leiſtete. Neid und Partheiſucht verdarben ihm jedoch hier das Leben und ſtürzten ihn zu Zeiten in tiefe Hypochondrie, aus welcher er ſich nur durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen herausriß. Trotzdem ſchlug er indeſſen eine Einladung Katharina's II., nach Petersburg zu kommen, aus, was ihm die große Monarchin jedoch nicht verübelte. Für die Dienſte, die er ihr leiſtete, beehrte ſie ihn ſogar mit dem Wladimirorden. 1786 ward Zimmermann an das Sterbelager Friedrichs des Großen gerufen, und veröffentlichte, als er unverrichteter Sache zurückgekehrt war, über denſelben zwei Schriften, welche ihn in viele unangenehme Streitigkeiten verwickelten und ihn ſo verſtimmten, daß ſeine Melancholie ſich auf das Höchſte ſteigerte. Er ſtarb nach heftigen Schmerzen am 7. October 1795.

Seine Schriften ſind:

Verſuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen. Göttingen, 1779. 2. Aufl.
Ueber die Einſamkeit. Leipzig, 1784 u. 85. 4 Thle.
Ueber den Nationalſtolz. Zürich, 1789. 6. Aufl.
Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm. Leipzig, 1788.
Fragmente über Friedrich den Großen. Leipzig, 1790. 3 Thle.

In ſeinem praktiſchen Handbuche zur Lectüre der deutſchen Klaſſiker, Theil II. S. 292 f., bemerkt Pölitz ſehr treffend über Z.: „Eine vielſeitige, auf eigenes Beobachten gegründete Anſicht des Menſchen; eine ausgebreitete Bekanntſchaft mit der ältern und neuern Geſchichte, deren Belege er ſehr glücklich für ſeine aufgeſtellten Sätze zu benutzen wußte; eine Beſtimmtheit und Schärfe des Urtheils, die den lebhaften und ſeinen eigenen Unterſuchungen folgenden Forſcher verbürgen; eine Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks, die zwar nicht mit höherer ſtyliſtiſcher Kunſt und mit einer blühenden Darſtellung in Verbindung ſteht, doch aber durch die ſichere und ihm ganz eigenthümliche Haltung der ſtyliſtiſchen Form Intereſſe an derſelben erregt, ſind es, wodurch er als Styliſt den beſten Proſaikern aus der zweiten Periode unſerer Sprachbildung gleichgeſtellt zu werden verdient. Zwar gefällt er ſich nicht ſelten in paradoxen Sätzen, auch kann man nicht jede ſeiner Behauptungen unterſchreiben; bisweilen ſcheint ſelbſt ſeine ſtyliſtiſche Kürze und Energie mehr geſucht, als natürlicher Ton zu ſein: aber keiner wird ſein Buch von der Erfahrung in der Arzneikunſt, oder das vom Nationalſtolz, oder ſein Werk über die Einſamkeit ohne Belehrung und Befriedigung und ohne Gewinn für die Menſchenkenntniß aus der Hand legen.“

Aus von Zimmermann's Werk: Ueber die Einſamkeit.

Vortheile der Einſamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele iſt das höchſte Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt dieſe Ruhe, wenn man ſie abſondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle ſeine Anſprüche und Wünſche einſchränkt, allen Fügungen Gottes ſich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit anſieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des Waſſers von dem

Felſen herab, das Säuſeln erfriſchender Wind, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes iſt das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was ſich in ſanfte Bilder verſchmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Läſtigen zum Gefälligen, vom Geſchäftszwange zur Philoſophie, iſt auch Ruhe. Publius Scipio ſagte darum, er ſei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und ſei niemals weniger einſam, als wenn er allein ſei. Starke Seelen werden durch Muße und Einſamkeit nicht eingeſchläfert, ſondern ermuntert; und indem ſie ſich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen ſie nicht Ruhe für den Geiſt, ſondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man geſagt, wer einem Zuſtande nachſtrebe, der von aller Beunruhigung frei ſei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum ſeines Lebens recht froh ſein, ſo müſſe man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele ſtreben, ſondern ſie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und ſo ſuche man Ruhe in ländlicher Einſamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenſchaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie ſeligere Stunden als die, da ich ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Dieſe Stunden der Ruhe fand ich in jeder einſamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, Alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die Natur, und empfand nichts als leiſes Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieſer ſanften Wolluſt, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnſitzes Rudolphs von Habsburg, da allein, auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün[1]) ſich erheben. Ich ſah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabſtrömt, bald durch enge Felſen ſich ſtürzt, und dann wieder ruhig und langſam durch die ſchönen Auen ſich ſchlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedſam ſich mit ihr vereinigen. In dem ſchönen blumichten Vorgrund, ſah ich die königliche Einſamkeit[2]), wo die Gebeine Kaiſer Albrechts des Erſten, und ſo vieler fürſtlichen Perſonen des Hauſes Oeſtreich, und ſo vieler von den Schweizern[3]) erſchlagener deutſcher Fürſten, Grafen, Ritter und Edeln, in klöſterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindoniſſa[4]) ſtand, und die Ruinen, auf denen ich ſo oft, in ſtiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menſchlicher Größe ſaß. Im fernſten Geſichtskreiſe hinter dieſer herrlichen Gegend erhuben ſich über anmuthige Hügel, alte Schlöſſer und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen dieſen großen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich ſtand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterſtadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenſter in meinem Hauſe. Wenn ich dieß alles ſah, fühlte, überdachte und verglich, dann ſprach ich zu mir ſelbſt: Ach warum ward doch meine Seele ſo enge, mitten unter ſo vielen Veranlaſſungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der ſchöne heitere Winter ſo trübe? Warum hatte ich da ſo viele Langeweile, ſo viel Unluſt, ſo viel Gram; da ich doch jetzt, bei dieſer ſchönen Ausſicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle ſchiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergeſſe? Warum iſt dieſes kleine, hier zu meinen Füßen zuſammengepreßte Häuflein von Menſchen ſo unruhig, ſo uneinig? Warum lebt da manche gute Seele ſo verſcheucht? Warum iſt da der Regierende ſo groß, und der Regierte ſo klein? Warum iſt da ſo wenig Freiheit, Keckheit und Selbſtgefühl? Warum iſt da der eine ſo ſtolz, und der andere ſo demüthig und zerſchlagen? Warum iſt da, bei ſo vieler angeborner Gleichheit, ſo viel Stolz und ſo viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zuzuſammen vereinen in einen Geſang zum Lobe unſers Schöpfers? Dann ſtieg ich immer vergnügt und friedſam von meinem Berge herab, machte dem Regenten meiner Vaterſtadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt dieſe ſelige Stimmung der Seele, bis ich wieder die ſchönen Berge, und das lachende Thal, und die friedſamen Vögel, unter den Menſchen vergaß.

Ländliche Einſamkeit ziehet alſo ab, von allem, was uns an den Menſchen mißfällt; verändert oft die bitterſten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt ſo manche hohe Begeiſterung und ſo manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt ſo manches Herz von laſterhaften Neigungen beim Anblick der Natur; macht ſo gutmüthig, offen, zutraulich; hilft immer weit beſſer fort auf jedem guten Wege: wenn man nur ſeine Leidenſchaften zu guten Zwecken leitet und mit ſeiner Imagination nie ins Schwarze ſieht.

Etwas ſchwerer iſt freilich dieß Alles in ſtädtiſcher Einſamkeit. Es ſcheint zwar leicht, auch da in ſeiner Kammer ſich über Alles wegzuheben, was uns umgiebt. Aber wenige haben dieſe Kraft; denn ſobald man zu Hauſe in dem Laufe ſeiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geneckt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, ſtürzen auch, auf allen Gaſſen und in allen Geſellſchaften, traurige Gefühle ſchnell und unverſehends das Herz in Unmuth, und ſchwächen den nie genug gehobenen Geiſt.

Rouſſeau war immer äußerſt unglücklich in Paris[5]). Dieſer große Geiſt ſchrieb zwar auch da große Dinge; aber ſobald er auf die Gaſſen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geiſt verließ ihn, und der große Herzenskündiger, der durchſehende Philoſoph, der glänzende Schriftſteller, ward beinahe kindiſch.

Auf dem Lande geht man heroiſcher und zumal mit mehr Gelaſſenheit und Freundlichkeit von Hauſe. Hat da der Einſame in ſeiner Kammer ſich müde gearbeitet, gedacht, o ſo findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spaziergange nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menſchen, die er ſieht, und wird von allen, die ihn ſehen, geliebet. Da ergießt ſich nirgends ſeine Galle. Nirgends hebt ſich da, vor einem dicken adelſtolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in ſeinen Knochen. Kein vornehmer Zierbengel jagt ihn da mit ſeiner Kutſche zu Boden. Da ärgert er ſich über keine hochadeliche Hure, und über keine ſtiftsmäßige Gans.

Die Natur und ein ruhiges Herz, ſind ein ſchönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein von böſen Leidenſchaften freies Herz ihm ſein ſtilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfaſſen, müſſen Würmer nicht wollen in Mauern einſchließen. Er ſieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder ſteigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht ſeine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenſte und Angenehmſte in der Natur, das Herz bei jedem Blicke entzückt, und alle unſere Empfindungen zerſchmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Ohne die innigſte Rührung erinnere ich mir nie, die große und unausſprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der

---

[1]) Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf deſſen Gipfel ich gewöhnlich unter einem hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt ſich das alte Habsburg auf einem romantiſchen Berge über einem lieblichen Thale, frei und allein.

[2]) Das Kloſter Königsfelden liegt eine kleine Viertelſtunde von meiner Vaterſtadt Brugg, zwiſchen der Aar und der Reuß. Die Gemahlin des im Jahre 1308 von ſeinem Brudersſohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten ermordeten Kaiſers Albrecht des Erſten, erbaute auf dieſer Mordſtätte eine Kapelle. Die Söhne dieſes unglücklichen Kaiſers, Herzoge von Oeſtreich, ſtifteten daſelbſt im Jahre 1311 ein Nonnenkloſter und ein Mönchskloſter, die mit einander verbunden waren, und die eine gemeinſchaftliche Mauer umſchließet.

[3]) In der Schlacht von Sempach erſchlugen 300 freie Schweizer den Herzog Leopold von Oeſtreich ſammt ſein ſtolzes Heer — über 1300 Ritter, die Blüthe des deutſchen Adels.

[4]) Vindoniſſa war eine ſehr große und ſtark befeſtigte römiſche Stadt, der Waffenplatz der römiſchen Kaiſer gegen die Einbrüche der allemaniſchen Völker. Sie hielten hier eine beſtändige zahlreiche Garniſon wider dieſe muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein ſetzten, und das Aargau plünderten, aller Feſtungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiſer Conſtantius Clorus gelang es jedoch, die Allemanen im Jahre 297, in dieſer Gegend zwiſchen dem Rhein und der Aar zu ſchlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die römiſche Macht in dieſen Gegenden fiel, ward Vindoniſſa von den Allemanen erobert und zerſtört. Indeſſen ſcheint es, man habe Vindoniſſa zum zweitenmal wieder aufgebauet, denn unter der fränkiſchen Oberherrſchaft ward ein biſchöflicher Sitz daſelbſt errichtet, und bei nochmaliger Zerſtörung gegen das Jahr 579, nach Conſtanz verlegt. Auf den Trümmern dieſer großen Römerſtadt wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windiſch und von Altenbrugg, die Stammherren der Grafen von Habsburg. Von aller dieſer Herrlichkeit iſt jetzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denſelben meine kleine Vaterſtadt Brugg, nebſt den Dörfern Altenbrugg und Windiſch.

[5]) Je puis dire, ſagt er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre éloigné.

Zinne des Daches von ſeinem damaligen Wohnhauſe, wo er geboren und erzogen iſt, bei der ſchönſten Witterung faſt mit eben der Empfindung ging und ſaß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna 1). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Züricherſee und ſeine reichen Ufer, und über dieſem Spiegel die höchſten Schneegebirge in ihrer Majeſtät. Himmelsruhe umgab mich bei dieſem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er mit einem ſo unbewölkbarfrohen Gefühle ſeines Daſeins und ſeiner Kräfte umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort ſo demüthiglich, wegen ſeiner unverſchuldeten und wenigſtens nach den Geſetzen unvertilgbaren Exiſtenz um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er der höchſten und unerſchöpflichſten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig ſein kann, welchen ſein bloßer Name eine Aergerniß iſt; die höchſt ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm ſehen; die in eine peinliche Herzensklage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm ſagt, und etwas unerweislich Böſes von ihm ablehnt; die jede zu ſeinem Vortheil ſprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn ſchändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaſchen; denen ſeine Ehre eben ſo ſchmerzhaft iſt, als ihnen ihre eigene Schande; denen ſeine Schande ſo lieb iſt, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück iſt, was ihnen Glück für Lavater ſcheint; denen alles Glück iſt, wovon ſie wähnen, es ſei Lavaters Unglück; die alles Gute, das ſie von ihm wiſſen, gefliſſentlich verſchweigen; die ſich ein Feſt daraus machen, ſeine Fehler zu vergrößern, und mit ſichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weiſe zu verbreiten; die aber dann doch ſich ſelber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals ſeinen Ruhm erweitern, indem ſie ſich befleißigen denſelben zu vernichten.

Noch ruhiger und ſchöner als Lavater, und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und ſanft, wie die Natur, die ihn umgiebt, iſt ſeine Seele. Sein Haus iſt ein Tempel der Geſundheit, der Freundſchaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Züricherſee durch zwei hervorſpringende Landſpitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Oſten, iſt der nicht völlig eine Stunde breite See begränzt durch das in milden ſonnigten Hügeln ſich erhebende jenſeitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermiſchten Wieſen, Baumgärten, Felſen, Gebüſchen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuſer und Hütten.

Ein großes, herrliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet ſich von Oſten nach Süden. Die Ausſicht nach dem von dieſer Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führt hie und da, auf Landſpitzen, zerſtreute Inſeln, auf das vorſtehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperſchwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet ſich weiterhin, in einem halben Zirkel, das unerſchöpfliche Amphitheater. Im nächſten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hügelichte Landſpitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerſtreute Häuſer; dann höhere Berge, furchtbare Alpen in immer größern in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter dieſen Alpen ſteigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felſenhäupter. Südwärts öffnet ſich das Amphitheater, und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein ſolcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten ſich wieder von Süden nach Weſten; das Dorf Richtswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter dieſen ſind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen beſetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermiſchten Häuſern. Das Dorf Richterswyl iſt reinlich, die Straßen deſſelben gepflaſtert, die Häuſer von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf ſind am Seeufer angenehme Spaziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch ſchattige Wälder, und allenthalben die Ausſichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und Fremdling ergriffen wird, ſtille ſteht, nur Auge iſt; langſam, leiſe und tief ſeinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieſer ſchönen Erde iſt benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menſchen Hände arbeiten, Kinder und Greiſe ſind emſig.

Die zwei Häuſer des Arztes ſtehen mitten in dieſem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, ſo frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landſtraße, auf der ſeit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloſter Einſiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten ſieht man ſüdwärts vor ſich den großen majeſtätiſchen Ezelberg; ſein Haupt bedeckt ein ſchwarzer Wald, ſein Fuß iſt nur eine Stunde entfernt von dieſen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer ſchönen Kirche, und auf dieſer Kirche ruht an jedem ſchönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Züricherſee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in deſſen Waſſer ſich die Ufer ſpiegeln, oder deſſen Wellen, durch ſanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schaafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenſtern, oder athmet man einſam im Garten erfriſchende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerſtraße über den See hinzeichnet, ſo hört man mitten unter dieſer Todtenſtille, doch jenſeits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; hört des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; hört von ferne den Kahn des langſam herbeirudernden Schiffers, ſieht wie er in der feurigen Heerſtraße fährt, und mit den glänzenden Wellen ſpielt. Wer verſtummt nicht da, wo der Genferſee ganz offen liegt, bei der Majeſtät jenes Anblicks, als ſähe er ein Hauptſtück der ganzen Erdſchöpfung? Aber hier am Züricherſee, zu Richterswyl, bei dem lieben und großen Arzte iſt Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum iſt in den Häuſern dieſes Menſchenfreundes. Man ſitzt da auf Stühlen von Stroh; er ſchreibt auf Tiſchen von inländiſchem Holz, und ſpeiſet ſich und ſeine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrſchen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer geſtochener Menſchengeſichter iſt ſein einziger Aufwand. Der erſte Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieſer Edle ſchläft und ruht, und weckt ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengeſang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm ſchliefen.

Die erſte Morgenſtunde und die letzte Abendſtunde ſind ſein. Alle übrige Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich beſuchen. Sein wohlthätiger Beruf verſchlingt ſein ganzes Leben; aber er iſt auch ſeines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung ſeines Herzens. Kommt das Volk aus den gebirgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darſtellung ſeiner Noth, traut es ihm zu, daß er alles ſehe und wiſſe, beantwortete es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf wie Goldkörner, und geht dann von ihm, ſehnend, getröſtet, voll Hoffnung und guter Entſchlüſſe, wie von ſeinem Beichtvater in Einſiedeln, wieder weg: o ſo iſt er am Abend eines ſolchen Tages ein glückſeliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in ſein Zimmer, drückt ſie ihm die Hand, daß es ihn ſchmerzt; ruft ſie Jeſus Maria! wie war mein Mann ſo ſchlecht als ich heim kam, und nun iſts in zwei Tagen ſo viel beſſer; ach wie ſeid ihr mir ſo lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieſer Menſchenfreund, wie es einem König zu Muthe ſein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!

So iſt die Gegend der Schweiz, wo einer der größten Aerzte unſerer Zeit, Hotze wohnt; ein Arzt und Philoſoph, der durch ſeinen hellen Kopf, durch ſeine Geiſtesgröße und Erfahrung in einer Reihe ſteht mit meinen Herzensfreunden Tiſſot und Hirzel. So fließen ſeine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwei Stunden einſam, aber deſto wohlthätiger für unzählige Menſchen, die jeden Tag ſeines Lebens zu ihm kommen in dieſe paradieſiſche Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geiſt ruht nie, aber Himmelsruhe wohnt in ſeiner Bruſt. Ach ſolche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden 2). Aber ſolcher Ruhe biſt du fähig, lieber

---

1) Brydone ſagt: „Es ſchien, ſo wie wir über die Wohnungen der „Menſchen erhaben waren, als blieben alle niedere und gemeine Empfindungen zurück; als legte die Seele, da ſie ſich den ätheriſchen „Regionen näherte, ihre irdiſchen Leidenſchaften ab; und empfinge ſie „ſchon etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit.“

2) Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Markgrafen von Baden in dem ſchönen Karlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem großen und mächtigen deutſchen Fürſten den Auftrag, ihm die Stelle ſeines erſten Leibarztes, nebſt vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweitauſend Thalern anzubieten. Anmerk. d. Verf.

Leſer, wer du auch ſein magſt, wenn du auch nicht auf einem ſo ſchönen Erdenfleck wohnſt, nicht bei meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloſter bei Albano, nicht in meines Königs Hauſe zu Windſor.

Glücklich iſt jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück iſt leicht, zu Richterswyl am Züricherſee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieſes Buch über die Einſamkeit ſchreibe, wo ich ſeit ſieben Jahren nichts ſehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer *aus dem Herzen* quellen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedſam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns ſo leicht in Sanftmuth ein, denn ſich ſelbſt hat man mehr Urſache unter den Menſchen zu fliehen, als die Menſchen. *Friede mit ſich ſelbſt, iſt Friede mit der ganzen Welt.* Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menſchen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher Einſamkeit die Menſchen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß Alles mit uns theile.

Häusliche Glückſeligkeit wird darum unter gleich geſtimmten Seelen, auf dem Lande unausſprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz würden Allem zur Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man ſich aus dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückſeligkeit, gegen ſeinen Willen weggeriſſen ſähe in den Palaſt einer Königsſtadt, und in das ſchale Leben, wo man nichts thut, als ſpielen und gähnen, Langeweile haben und geben, ſich haſſen und beneiden, ſich ſtreicheln und zerreißen 1).

Gewiß iſt's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends ſo gut wie auf dem Lande. Rouſſeau ſagte darum den Menſchen in Städten ſo herzlich: das Landleben habe Vergnügen, von denen ſie nichts wiſſen; dieſe Vergnügungen ſeien weniger abgeſchmackt, weniger grob, als ſie glauben. Auch da könnte Geſchmack, Wahl und Niedlichkeit herrſchen. Ein Mann von Verdienſt, der mit ſeiner Familie auf's Land ſich begebe, und ſein eigener Pächter werde, ſehe da ſein Leben eben ſo ſanft hinfließen, als ihr auf euren Aſſembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau ſein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böſe in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten haſſet man die böſeſten Menſchen nicht, ſobald man ſie nicht ſieht. Nur im Gewirre des geſellſchaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, iſt das beſtändige Anprellen des Wahrheitsſinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der ſo vieles Elend über das menſchliche Leben ſtrömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft; beſtreuen jedem, der mehr Verſtand hat als ſie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher brave und geiſtvolle Offizier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wie mancher wackere, ſich aus dem Troß der Gemeinheit erhebende Geſchäftsmann, wie mancher patriotiſche Bürger wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe ſo wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüſte bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich ſehe Dummheit, Falſchheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, vornämlich ſolche, die Anſehn und Einfluß hat, wird inſonderheit dadurch ſchädlich und gefährlich, weil ſie Alles in der ganzen Stadt ſo *klein* machen will *als ſie* ſelbſt iſt, weil ſie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil ſie jeden Menſchen immer gerade für das Gegentheil von dem hält was er iſt, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer ſchwarz. Freie, offene und rechtſchaffene Menſchen müſſen, wenn ſie ſtädtiſcher Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben ſo gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi dem indianiſchen Fabeldichter. Jemand ſah einſt einen Fuchs eiligſt nach ſeinem Loch laufen, ſagt Saadi; und fragte ihn, warum ſo ſchnell? Haſt du etwas übels begangen, und fürchteſt du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, ſprach der Fuchs, mein Gewiſſen iſt rein; aber eben hörte ich die Jäger ſagen, ſie möchten wohl ein Kameel haben, ſie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtſchaft führen. Ei was kümmert dich das, du biſt ja kein Kameel? Lieber Gott, ſagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte und ihnen ſagte, da läuft ein Kameel, ſo würden mich die Kerle fangen und krumm ſchließen, und keiner würde unterſuchen: ob ich auch wirklich das Thier ſei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fiſchreiche Flüſſe, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Raſen und blumenreiche Wieſen, bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth ſeiner Feinde zu vergeſſen. O die vergißt man überall, im ſtillen frohen glücklichen Kreiſe der Seinigen — in der Einſamkeit häuslichen Glücks! — Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmerniſſe, verfliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geſchmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienſtbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und fliehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft, auch in glänzendem Wohlſtand, Reichthum und Ueberfluß.

Alſo kommt durch Einſamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; alſo macht ſie nicht nur gutmüthig; alſo überwindet und vergißt man in derſelben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid. Einſamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet ſich nirgends ſo gut, wie in der Entfernung vom Menſchengewühle und allen unwillkührlichen Weltverhältniſſen. Vortrefflich hat man geſagt, da komme der Menſch aus der Zerſtreuung zu ſich ſelbſt, fühle ſich ſelbſt, habe ein klares inniges Bewußtſein von dem, was er iſt und hat, und lebe mehr in ſich und für ſich, als in äußern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freien Zuſtand zurück, ſpiele keine künſtliche Rolle, ſtelle keine ihm fremde Perſon vor, denke, rede, handle ganz nach ſeinem eigenthümlichen Charakter, nach ſeinen jedesmaligen Empfindungen. Da ſei er ganz das und nichts anders, als was er wirklich iſt. Da drohe ihm kein Amtsgeſicht und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängſtige ihn weder Geſchäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Feſſeln der Gewohnheit und willkührlicher verabredeter Dienſtbarkeit; da könne ſein Verſtand immer laut denken, und ſein Herz ſeinen Empfindungen ſich immer überlaſſen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man ſich am Hofe frei glaube, wo man doch bei ſeinen geringſten Handlungen auf hundert verſchiedene Dinge ſehen müſſe, wo man nie laut denken dürfe, wo unſere Geſinnungen ſich immer nach Allem richten müſſen, was uns umgiebt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben ſcheint, uns zu verſuchen, und wo wir uns ſelbſt niemals genießen. Selbſtgenuß, ſagte dieſe Dame, iſt nirgends, als in der Einſamkeit; die erſte Bekanntſchaft mit mir ſelbſt machte ich in der Baſtille.

Freie Seelen ſind zu Kammerherren und Oberhofweſen eben ſo wenig geboren, als unſere Weiber zu Nonnen. Furchtſam ſieht der Höfling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüſſelloch, iſt immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Geſicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorſicht und ſolcher Zwang ſind unerträglich für jeden, der zum Höfling nicht geboren iſt. Aber auch in weit geringern Weltverhältniſſen werden freie, offene, ſelbſtſtändige und wirkſame Köpfe alle Feſſeln zerreißen. An Höfen muß man erzogen ſein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunſt; aus Mangel von Aufklärung und beſſerer Begriffe, wird da freilich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leſer, haſt du nie erfahren was das iſt, auch nur in ganz alltäglicher Geſellſchaft einen ganzen Abend ſitzen und ſprechen zu müſſen, ohne zu wiſſen, wovon du ſprechen ſollſt, und alſo auch ohne etwas zu ſagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Haſt du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten und über den Kopf deiner Geſellſchaft wegfloſſen, wie Waſſer über Wachstuch?

Welcher Sclave iſt überall ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche Sclavin eine vernünftige

---

1) Die Maintenon ſchrieb an Frau von Caylus, aus Verſailles: Nous ménons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l'esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entièrement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramasse quelque misère les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se caresse, et on se déchire.

Conventualin in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlacht und ausſtößt, was man ehrt, ſchätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannen giebt's als die Vorurtheile der Menſchen; die größten Sclaven ſind wir da, wo uns niemand verſteht. Ach es iſt nicht genug, daß man ſich ernſtlich vornehme, im Umgang zu gefallen; man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl Alles verſchmähen, was die ganze vernünftige Welt hochſchätzt, und Alles hochſchätzen, was jeder Mann von Geiſt und Verſtand verſchmäht: oder man ſpielt mit einem Kopfe, der ſich gegen ſo viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkoſten ſeines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein ſtilles häusliches Familien-Leben, ſchützen gegen allen dieſen Zwang. Nur ſo macht man ſich unabhängig und frei, von Allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiſte ekelt und den Magen beläſtigt.

Einſamkeit zerſtört allen eiteln Ehrgeiz, indem ſie die Güter der Erde von ihrem falſchen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieſer Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiſer Mann Aemter und Beförderungen ſeines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Conſulwürde ein Jahr lang ſein Feld ſelbſt nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römiſchen Armee zu ſtehen, ſchlug den Feind, bemeiſterte ſich ſeiner Provinzen, triumphirte in Rom und war in ſechszehn Tagen wieder bei ſeinem Pfluge.

Einſamkeit und eingeſchränkte Bedürfniſſe ſind eine wahre Glückſeligkeit für entſetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Necker von ihren Stellen durch das Thor der Unſterblichkeit ab. Dankbare Hände aber ſollten alle zu Gott erheben, wenn ſie nun auf einmal aus dem ſtürmiſchen Meere der Welt ſich verſetzt ſehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Miniſter ſeinem König mißfällt, wenn dieſer ihm befiehlt, daß er abgehe, das iſt, auf ſeine Güter ziehe, die er verſchönert und zum lieblichſten Aufenthalte gemacht hat: ach, ſo iſt ihm dieſer holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er ſchläft nicht, ſobald er ſein eigener Herr iſt. Muße und Freiheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondriſten, der Alles um ſich her drückt, und von Allem gedrückt wird; die Ungnade iſt ſehr oft der Tod[1]) eines Franzoſen. In England iſt es nicht ſo. Da gratulirt man dem abgehenden Miniſter wie einem Menſchen, der von einer großen Krankheit ſich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und beſſere Freunde hat, als vorher; denn ſeine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß ſie uns das Beiſpiel von Menſchen geben, die kühn genug ſind, Alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als ſie werth iſt. So wahnwitzig ſich auch viele Engländer gegen Gott empören, ſo höhniſch ſie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anſtand, alles ſittlich Schöne und Gute verlachen: ſo giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunſt verſtehen, mit ſich ſelbſt zu leben, viele, die auf ihren ſtillen und anmuthigen Landſitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat geſagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freiwilliger Ruhe des Alters eingegangenen Miniſtern großer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden und Landleute. Deſto beſſer für die Exminiſter; denn ſie haben gewiß, wie der vortreffliche Kanzler von la Roche in Speier, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren ſchönſten Tagen bei Hofe.

Herrlicher Stoff, ſetzte man hinzu, ſei dies zum Moraliſiren und Loben der Verachtung aller menſchlichen Herrlichkeit für Leute, die Welt und Menſchen nicht kennen. An dieſer geprieſenen Abgeſchiedenheit haben ländliches Vergnügen und Unſchuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe bei den mehrſten nur den wenigſten Antheil. Der Mann, der ſich in ſeinem Poſten unter unzähligen Hinderniſſen durchdringen, zwingen und mühen, bald mit Kunſt, bald mit Liſt ſeinen Zweck erreichen mußte, ſei nun erſt, was er bisher nie ſein konnte, nun erſt Souverän und regierender Herr. Er könne ſchaffen und zerſtören, pflanzen und ausrotten, Verſuche machen, wann, wie und wo er will. Er könne einen Obſtgarten zuſammenhauen, und ein engliſches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen, wo keine ſind, und Anhöhen dafür abtragen; das Waſſer laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und ſtutzen, wie es ihm einfällt; Ausſichten öffnen und verſperren; Ruinen machen laſſen, wo keine ſind; Tempel, in denen er ſelbſt Prieſter iſt, und Einſiedeleien, in denen man bleiben kann, ſo lange man will. Dies ſei nicht nur Entſchuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es ſei Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Miniſter an bis an ſein Ende, es ſei nun, daß er einem großen Staate vorſtehe, oder einem Hühnerhof.

Allerdings würde man Welt und Menſchen nicht kennen, allerdings würde man ſehr elend moraliſiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu genießen, müſſe man allen menſchlichen Leidenſchaften entſagen. Was in dem Menſchen iſt, muß in dem Menſchen bleiben. Wenn alſo der abgetretene Miniſter des Regierens und Befehlens nicht müde iſt, wenn er wirklich klein genug denkt, um es nicht zu ſein: o ſo mag er ſeinen Hühnern befehlen, was und ſo viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabei die Luſt verliert, ſich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen und Schiffbrüchen ſich auszuſetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht[2]). Früher oder ſpäter lernt auch der Exminiſter gewiß alle menſchliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt, daß die wahre Größe des Menſchen oft bei dem anfängt, was Miniſter für Nichtsſein halten; daß der Gram, nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeiz iſt; und daß Gärtner und Landpfarrer bei Kohl und Spargel und Hühnern weit vergnügter und glücklicher leben, als der größte Miniſter.

Die Glückſeligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückſeligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebt's in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr iſt, ſich todt zu ſtürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund ſchlägt; wo man über den Miſt in's Haus kommt, aus dem Stall in die Studierſtube, und durch die Rauchkammer zur Frau Paſtorin. Trockene Erbſen und roher Schinken ſind Leckerbiſſen für dieſe Patriarchen. Milch und Bier iſt ihr Getränke, und ſie wiſſen nichts von Kolik. Kein Fenſter iſt dicht, und ſie verkälten ſich nie. Die Frau Paſtorin lieſt keine Romane, und ihre Nerven ſind ſtark. Ihr einziger Almanach iſt der Gartenkalender. Flicken und Nähen iſt die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht ſie ſelbſt. Ihre einzige Liebe ſind ihre Kinder, jeder Verunglückter und ihr Mann. Der Herr Paſtor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch ſein Leben. Alle ſeine moraliſchen Handlungen ſind immerwährende Richtungen zu Gott. Chriſtus iſt ſein Fels, Vernunft bei Tage ſein Führer und Glauben ſein Leitſtern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über Alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er ſich, wenn ſein Feld am meiſten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein ſolcher Paſtor. Sein Beutel iſt oft leer, und ſein Herz iſt nie traurig: und darum iſt er glücklicher, als ein König und ein Conſiſtorialrath in der Stadt.

Einſamkeit brächte kein Glück bei ſo vielen Vortheilen, wenn man nicht in derſelben dem Grübeln an ſeinem Glücke entſagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das, was noch etwa beſſer ſein könnte, vergißt man Alles, was gut iſt. Wenn du immer an der ſchlimmen Seite aller Dinge ſchnüffelſt, Alles gerade haben willſt, was nun einmal ſchief iſt und ſchief bleiben ſoll, ſo mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß meſſen; denn ohne die vielen ſchiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte ſo luſtig!

Es iſt ein vortrefflicher Wegweiſer zu unfehlbarer Glückſeligkeit, wenn man ſich Alles in der Welt gefallen läßt, wie es iſt, oder mit einem berühmten deutſchen Philoſoph zum Grundſtein der ganzen Moral annimmt: man müſſe ſo viel Gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, ſo wie ſie ſind, zufrieden ſein. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit iſt dieß freilich; aber ſie ſchlägt doch zu leicht in Mönchsmoral[3]) um; taugt nicht für kühne

---

[1]) **C'est à ce terme**, ſagt ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, **où conduisent presque toutes les disgraces. Le credit, l'autorité, et la consideration dout on jouissoit avans de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude où ils laissent un voyageur.**

[2]) **Le Marechal de Boufflers est allé planter**, ſagte die Frau von Maintenon. **Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas faché, qu'on allât le chercher à la cherrue. En attendant il nous a tous chargé de penser à lui, s'il vaque quelque chose pendant son absence, qui doit être de quinze jours!**

[3]) **Laisser aller le monde comme il va**, ſagt ein geiſtvoller

Menſchen, und macht nicht Völker frei. Indeſſen iſt es wahr daß nichts ſo ſehr zur Unzufriedenheit führt, als wenn jeder Menſch gegen alles, was iſt, etwas zu erinnern findet.

Als mich einſt in Hannover mein Barbier einſeifen wollte, ſagte er mit einem großen Seufzer: es iſt heute erſchrecklich heiß! Sie ſetzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; ſeit neun Monaten ſagten Sie mir immer um den andern Tag: es iſt heute erſchrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht beſſer ſein, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie ſie kommt, und daß wir die armen Tage von Gottes Hand eben ſo dankbar annähmen, als die kalten? O ja, ſagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverläſſigkeit kann ich alſo behaupten: Genügſamkeit und Zufriedenheit mit ſeinen Schickſalen ſeien dem Menſchen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen biete Einſamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schickſal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander ſo mächtig, wie da, wo nichts dieſes ſüße Andenken ſtört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwiſchen ihre Herzen. Wechſelſeitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch ſo viele kleine Vorfälle täglich geriſſen werden kann, machen oft das Beiſammenſein der zärtlichſten Gemüther weniger mild. Man denkt in dieſen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man ſich heute nicht iſt, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens ſich war, auch noch jetzt und immer ſich ſein würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, ſtößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche ſüße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein ſo leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das ſchöne Bild verdunkeln, unter dem mir ſonſt mein Freund immer ſich darſtellt, und das immer ſo mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir ſonſt allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in dieſem Augenblicke nicht ſeinen eigenen Unmuth. Freilich iſt das eine Folge unſerer zwangloſen Freimüthigkeit; aber Freunde ſollen gegen einander nicht grämeln, da ſie ſonſt doch alles Unglück des Lebens zuſammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundſchaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechſelſeitigem Genuſſe immer wechſelſeitige Duldſamkeit und leiſes Nachgeben, immer Sanftmuth des Betragens gegen jede Verſtimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geſchieht dieß alsdann nicht, wenn jeder ſeinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, ſondern von den Stacheln ſeines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verſchwindet dieß Alles in der Einſamkeit, die das Andenken aller Geliebten unſerer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundſchaftsgenuß war. Sicherheit, Feſtigkeit und erprobte Treue ſteigen da wieder zu dem hohen Range, den ſie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles iſt jetzt Einklang; ich verſtehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verſtanden. Die lieben Unſichtbaren umſchweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das ſie auf die Wege meines Lebens ſtreuten; und jedes Blümchen, das ich ſehe, breche ich ab für ſie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch Alles iſt, ſcheint einen großen Rang unter den Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derſelben ſo behandelt, daß man ſie zu ihren Glückſeligkeiten zählen darf.

Liebe geſellt ſich gern zu allen Blicken in die ſchöne Natur. Zartfühlende Weiber fühlen Liebe bei jeder ſchöner Ausſicht, ſo wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz ſchmilzt viel leichter in ſtillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede ſtarke Erſchütterung wirkt in dem Menſchen immer am meiſten auf den gebrechlichſten Theil; alſo trifft in der weiblichen Seele jeder Enthuſiasmus immer früher oder ſpäter das Herz.

Weiber ſind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genuſſe des Landlebens. Sie fühlen viel beſſer die Schönbeit einſamer Spaziergänge und waldiger Schatten; mit ſanfterm Erſtaunen die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt ſich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar ſchien in der Stadt. Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. Was iſt der Liebe ähnlicher, ſagt ein großer deutſcher Philoſoph, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rouſſeau fand die Freude, mit welcher er die erſten Knospen kommen ſah, unausſprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferſtehung im Paradieſe. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für ſeine Augen waren die Reize ſeiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings Eins. Sein lange bedrücktes Herz erweiterte ſich auf einmal bei einer ſchönen Ausſicht; er athmete im Garten ſeine Seufzer leichter aus.

Verliebte ſind nirgends ſo gern wie im Stillen. Sie ſuchen Ruhe an einſamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es ſich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern ſie ſich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkle Kammern, ſchwarze Tannenwälder, ſtille Seen, in die ſie ihre Gedanken verſenken, ſind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen iſt eben ſo wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem ſchaurigen Geſchrei der Adler, als auf Fluren, wo eine einſame Hirtin ihrem Säugling die Bruſt reicht, indem ihr Geliebter neben ihr ſeinen harten Biſſen Brot bricht, und glücklicher iſt, als ihr Alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geiſt beſſer, wenn er verliebt iſt. Nichts in der Welt giebt ſo viel Geiſt, wo auch keiner iſt, wie Liebe.

Die ſüßeſten Erinnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung. Ach das erſte Erröthen, der erſte kleine Händedruck, der erſte Zorn über eine unerwartete Störerin oder einen unbehaglichen Zerſtörer ihrer ſüßen Unterredungen, dieß Alles ſind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe ſie ausgelöſcht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verſchloſſen bleiben eine lange Zeit, und ſtoßt ihr die Thüre nur ein wenig auf, ſo ſtürzt Alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unſerer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unſerer erſten Liebe, denen wir ſo gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchſten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unausſprechlich ſchön und wahr geſagt hat, jenes erſte glückliche Finden iſt, jener über alle Begriffe ſüße Augenblick, da beide Geliebten gewahr werden, daß ſie ſich lieben.

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in dieſem unerſchöpflichen Nachdenken den höchſten Genuß der Liebe. Herder ſagt, er wiſſe nicht, welche Mythologie irgend eines aſiatiſchen Volks ihre Zeiträume des höchſten Alterthums der Welt ſo eintheile, es haben ſich die Menſchen, damals noch paradieſiſche Geiſter, Jahrtauſende zuerſt durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung.

Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg, gern in die Einſamkeit geht. Wer erinnert ſich nicht aus Rouſſeaus Bekenntniſſen die Geſchichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der ſeine Geliebte verließ, blos um an ſie zu ſchreiben? Rouſſeau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieſer Mann auch geweſen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr ſagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts iſt und nichts ausdrückt; nie ſo viel, als wenn man im Moment der äußerſten Entzückung nur ſich anſieht, und völlig ſchweigt.

Liebe nimmt aber auch in einſamen Landgegenden, auf alten romantiſchen Schlöſſern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft oft den höchſten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenſte und grillenhafteſte Gemengſel von Empfindungen im Herzen und Ueberſpannung im Kopfe. Der ſchmachtende Jüngling nimmt den Text zu ſeiner erſten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß ſeine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts ſein könne als ewige Melancholie, indem er ſich erſtechen will aus Liebe, ſieht ihre erhitzte Phantaſie in ihm nichts, als das höchſte Muſter aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben ſich auf dem uralten hohen Schloſſe, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen ſich lieben, nicht in Proſe möchte ich wohl ſagen, ſondern dythirambiſch. Der geliebte Jüngling iſt zwiſchen den Felſen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein ſanfter, vernünftiger, geſitteter und lieber Jüngling; er iſt ein Gott. Ihr eigenes ganzes Weſen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem ſanften, artlichen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit.

Schriftſteller, faire son devoir tellement quellement, et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de moines, mais elle peut laisser le couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Daſein, ſchreiben ſich von jeder Poſtſtation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu ſprechen, oder ſprechen zu hören; aber dieſe bis zur höchſten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle geſiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wolluſt auf ihre Küſſe. Alle vier Evangeliſten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer ſonſt ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie ſieht nichts mehr in der Welt, wie es iſt, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament iſt in nichts, Reinheit iſt in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Achſe, um zu beweiſen, daß Alles recht iſt, was ſie thut und was ſie will; und erſchafft ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für ſich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einſamkeit. Auch die ſchwärmeriſche Liebe, die nicht dichtet, keine Farben borgt, ſich nichts einbildet, nie idealiſirt, keine ſolche Kraftſprünge macht, verzehrt am Ende den Menſchen und macht ihn unglücklich. Mit der einzigen Perſon beſchäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unſerer Seele verſchlingt, flöhen und verſchmähten wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabenſten Aufopferung Alles für uns that, die unſer einziger Troſt war in allen Trübſalen unſers Lebens, in der tiefſten Bedrückung unſer einziges Glück, in jeder Entfernung der höchſte Lichtpunkt unſerer Sehnſucht, unſere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unſer beſter Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o ſo wäre in träger Einſamkeit Schmachten unſere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir ſchlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menſchen, die Sehnſucht nach den fürchterlichſten Wüſten, nagten dann an unſerm Herzen, und trieben uns einſam auf den Fluren umher, fern von den Fußtapfen der Menſchen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genferſee, und ſuchten wir Freiheit in Weſten und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: ſo wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit ſich ſchleppt, der es verwundet.

Bei ſolchen Convulſionen der Imagination iſt Einſamkeit keine Arzenei. Auch hat Ovid vortrefflich geſagt: vermeidet ihr bis zur Schwärmerei Verliebten einſame Oerter, hütet euch allein zu ſein; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge ſeid ihr ſicher.

Einſamkeit iſt auch für jene Liebe keine Arzenei, die der Tugend ſchadet. Nähme Liebe im Herzen einen ſündhaften Schwung, ſo wäre doch die Gegenwart der geliebten Perſon, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einſamkeit und Abweſenheit werden die geheimſten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Perſon unterdrückt in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden: in der Entfernung glaubt man ſich in Sicherheit und hält darum ſeiner Imagination nicht den Zügel. Einſamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wolluſt, alles was Wünſche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuſchung fort, und dann wird Leidenſchaft gefährlich.

Wollüſtig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felſen von Vauclüſe, wo er Ruhe ſuchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die ſchönen Bilder weg, und ſeine Liebe ward geiſtig; und glühet noch, mit himmliſcher Reinheit, in ſeinen unſterblichen Liedern, die er unter jenen Felſen ſang.

Liebe und Ruhe umarmen ſich, wenn du dich demüthig ergiebſt, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entriſſen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüſte, und wollteſt du dich nirgends mehr niederſetzen, als da wo ſie ſtand und wo ſie ging, dann würden deine Thränen fließen bis in den Tod. Trauern heißt nicht, Gott ergeben ſein. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr iſt, und nicht mehr ſein kann. Er ſucht immer, und findet nie. Er lauſcht, und hört nichts. Er glaubt, er ſehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es iſt nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Roſen ab, von dem Grabe der weggeſunkenen Freude ſeines Lebens, begießt ſie, pflegt ſie, liebelt mit ihnen, und freuet ſich ihres ſanften Geruches; doch auch dieſes letzte lebende Andenken vergeht, die Roſe blättert ab, und verdorrt. Aber hat der Trauernde in der Einſamkeit lange genug ſich geſträubt gegen die Scheidewand des Schickſals; hat er lange vergebens ſeine Arme ausgeſtreckt in leere Luft, hat er lange genug ſtarr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verſchwundenen Schatten, oder ſich vergebens geſehnt nach thränenfreiem Wiederſehen: dann übt er doch allmählig ſeine Kräfte, trägt Unglück heroiſch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einſamer Berge, in dunkeln, engen, ſchauerigen Thälern, freueſt du dich jedes Sieges über dich ſelbſt, une jedes Heldenſchrittes in deinem Leben, beſſer als über allen Menſchenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzeſt da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und giebt, deine Erbſen.

Aechte Liebe wird in der Einſamkeit nie überwunden, aber geheiligt. Was in der Natur des Menſchen iſt, muß in der Natur des Menſchen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, ſondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher ſein willſt als Petrarcha, deine Einſamkeit mit dem liebenden Weſen, das beſſer als alle unſere Philoſophie, alle unſere Sorgen und alle unſere Lebenspein hintergeht und wegkost. Ein ſehr weiſer Mann hat geſagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geiſtes, eines mit dem unſrigen gleichgeſtimmten und uns liebenden Herzens, der Einſamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, ſondern dieſelbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o ſo entwöhnt auch ſie dich, durch freie und ſüße Mittheilung ihrer innerſten Gedanken und Empfindungen, von den Menſchen nur deſto beſſer! So mannichfaltig auch noch die Geſchäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens ſind, ſo vervielfältigen ſich dadurch nur um ſo mehr die Gegenſtände des vertrauten Geſprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß ſolche häusliche Glückſeligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles ſo unübertrefflich lehrt, und ſagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenoſſen würde, und keine Empfindung die ſich nicht beiden Herzen mittheilt! Alſo muß und kann ſolchen Menſchen, die durch wahre innige Liebe und Freundſchaft mit einander verbunden ſind, alles wichtig ſein, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Alſo betrachten nur ſie die Vorzüge des einen mit neidloſem Wohlgefallen, und nur ſie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur ſie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verſtehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfniſſe, jedem Verlangen des andern zuvor, richten ſich immer nach den Abſichten des andern, ſtimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen ſich von ganzem Herzen über Alles, ſelbſt das geringſte Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einſamkeit, die man mit einem liebenden Weſen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude beſtehen, und ſo macht ſie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geiſt und Laune ſo zuſammentreffen, dann wird die Liebe auch in der Einſamkeit die edelſten Geſinnungen in der Seele unterhalten, den Geiſt immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laſter immer mehr verſcheuchen, jede Tugend immer mehr ſtärken und erweitern. So wird jeder Anfall unſerer übeln Laune gemildert, die Heftigkeiten unſerer Leidenſchaften beſänftigt, und der bittere Kelch des Lebens verſüßt. So erheitert ſich Alles in der Einſamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen ſtreut auf alle unſere Wege.

Einſamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in ſüße Melancholie. Alles was mit Milde in die Seele wirkt, iſt Balſam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, ſind darum jedem Seelenkranken, und jedem Leidenden ſo willkommen. Ach wenn mir auch ſonſt Alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich Alles was ich hatte, nicht mehr mochte, wenn Unluſt an Allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze ſchöne Erde zu einer Grabesſtätte machte, ſo lag doch noch immer für mich in weiblicher Güte eine tröſtende Kraft. Nichts verſüßt mehr unſere Leiden als die Ueberzeugung, daß ſie einer liebenswürdigen Perſon nicht gleichgültig ſind.

So wie weiblicher Verſtand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, ſo beruhigt ſich auch der Schwermüthige, beim Anblick von tauſend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt ſich dann in ſanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süße Melancholie wird ſchon in früher Jugend oft durch Einſamkeit veranlaßt. Junge Mädchen auf dem Lande von funfzehn bis achtzehn Jahren, von zarter Empfindung und weitſehendem Blick, haben dieſe ſüße Melancholie, wenn ſie ſehr empfänglich für Liebe ſind, nach Liebe ſich ſehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe ſehen und finden. Dieſe Melancholie ſah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rouſſeau hatte dieſe Melancholie in Vivis (Vevay) als er dort an den ſchönen Ufern des Genferſees ging. Mein Herz, ſagt er, warf ſich da mit Gewalt und Hitze in tauſend unſchuldige Glückſeligkeiten; ich ward aufs zärtlichſte erweicht, ich ſeufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft ſetzte ich mich dort auf einen großen Stein hin, und ſah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Waſſer fielen!

Auch ich ſchrieb dieſe Zeilen nicht ohne Thränen der ſüßeſten Erinnerung. In meinem ſiebenzehnten Jahre ſaß ich, unter gleichem Drucke, oft in ſtillen Schatten, an denſelben ſchönen Ufern. Liebe heilte meinen Zuſtand, Liebe unter den Bäumen am Genferſee! Einſamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in dieſem Zuſtand auch gerne ungeheilt. So ſanft, ſo ſüß leiden, traurig ſein ohne recht zu wiſſen warum, und dann doch die Einſamkeit Allem vorziehen; gern allein ſein, an dem klaren See, auf Felſen, in Klüften, im ſchwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um ſich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffaſſe, und übrigens die ganze Welt thun und denken laſſen was ſie will: dieß iſt ein Zuſtand, den jeder Jüngling einmal genießen ſoll, weil er das Alter fliehet.

Es giebt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgeſtorbenen foltert, die ſchauern und zittern, wenn ſie eine von der erblaßten verſchwundenen Hand geſchriebene Zeile ſehen, die ſtumm und ohnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verſchlang. Ach die Sonne lächelt nicht für ſie! Keinen Reiz hat für ſie die erſte Viole, der Geſang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausſtehen; und Gärten, auf die man ſie in den Zeiten ihrer tiefſten Traurigkeit einlud, ſind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Geſicht ab, von der lieben Hand, die ſie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein ſind ſolche Betrübte, ſind ſie Menſchen von heftiger Gemüthsart, dabei gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe und großes Nachgeben.

Dahingegen hat die Natur mächtige Reize für ſanftere Gemüther, deren Verluſt auch eben ſo groß iſt, als jener, welche denſelben eben ſo gewaltig empfinden. Sie denken ſich ihr Unglück auch eben ſo groß; aber ſie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Roſen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Geſtalten, haben ihr Herz immer nach den Abgeſtorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahrhafteſten und aufrichtigſten Trauer, in einer ſeligen Mitte zwiſchen Erde und Himmel. Solche Trauernde nenne ich glücklich, wenn niemand ſie in ihrer Trauer ſtört, ſo ſehr mir auch mein Herz bei dem Gedanken ihres Verluſts bebt und blutet. Aber ſcheue dich zu ſagen, ſie ſeien nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der ſchrecklichſten Schmerzen, zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdeſt durch einen ſo beleidigenden Irrthum ein Barbar.

Ueble Laune und Grämelei verſchwinden in der Einſamkeit bei dem kleinſten Herzensgenuß, bei jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückſeligkeit. Ueble Laune iſt ein häßlicher unbehaglicher Zuſtand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeugt. Vor ſolchem Unglück darf man nur bloß ſeine Thür abſchließen. Grämelei iſt zwar erdroſſelter Zorn, den Männer mit Blicken und Geberden ſtillſchweigend äußern, und den das ſchöne Geſchlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelſchlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann ſoll ſich in Geſellſchaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einſamkeit.

Alle dieſe Betrachtungen über die Vortheile der Einſamkeit leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigſtens in der Einſamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu ſein, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückſeligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einſamkeit dem Herzen giebt: auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott, und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geſchieht in der Welt von Amtswegen. Der Geiſtliche lehrt und tröſtet, der Rechtsgelehrte verſchaffet Recht, der Arzt macht ſeine Beſuche, ſeufzt und ſchwitzt oft Blut dabei und kurirt gut oder übel; Alles aus Menſchenliebe, ſagen die Herren. Davon iſt kein Wort wahr. Man tröſtet, verſchaffet Recht, und kurirt nicht immer aus Trieben ſeines Herzens, ſondern weil man muß: weil man dazu aufgefordert iſt; weil man einen ſchwarzen Rock trägt, in dieſem Collegio ſitzt, oder dieſen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebornen wohlbekannte Menſchenliebe, ein Wort, bei dem ich immer auffahre, und womit viele tauſend an mich geſchriebene Briefe immer anfangen, iſt nichts als eiskalter Canzleiſtyl, Ziererei, Lüge. Menſchenliebe iſt Tugend, Adel der Seele vom erſten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieſes aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke ſind alſo nicht immer Gottesdienſt. Deſſen Herz, der ſich von Weltgeſchäften vollends nie losreißt, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut ſein: groß ſein in Geſchäften, und klein in ſeinem Herzen1). Tugend iſt ſeltener, als man glaubt. Mit Menſchenliebe, Tugend, Patriotismus, und allen Wörtern dieſer Art, muß man darum haushälteriſch umgehen. Man muß ſie nur bei großen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer ſolche Wörter zu oft ausſpricht, ſchwächt ſie, und macht ſie verächtlich. Wer ſollte ſich nicht ſchämen, gelehrt oder menſchenliebend zu heißen, da oft ſo äußerſt elende Kerle hochgelehrt ſind, und da man ſo manchen Schurken wegen ſeiner wohlbekannten Menſchenliebe lobt!

Wahrſcheinlich geſchieht in der Einſamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Menſch von einiger Bedeutung iſt wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider ſind Exempel des Guten gar zu ſelten in der Welt, ſondern weil er bei ſtiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geſchieht wirklich das meiſte Große in der Welt durch ſtille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einſamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand ſchämt ſich in der Einſamkeit der Tugend, da ſie hingegen gebeugt durch die Welt ſchleicht und in großen Verſammlungen beſcheiden in der Ecke ſteht. Unſer Umgang mit der Welt iſt eine Erziehung zum Laſter. Bei den beſten Entſchlüſſen fehlen wir doch alle, täglich, unter ſo vielen Fallſtricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt ſpielt, mangelt es freilich an guten Entſchlüſſen, bei manchem ſind die Entſchlüſſe gut, und die Werke ſchlecht. Vielleicht ſind wir des Morgens in unſerer Kammer, ehe der Wirbel unſerer Geſchäfte herankommt, noch ganz gut, noch unpartheiiſch und frei; niemand ſetzt ſich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachſamkeit und Vorſicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über ſich ſelbſt, wenn man mannigfaltig geneckt iſt von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerlei Geſchäfte betreiben muß, mit vielen Menſchen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeſchmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbſt in der Einſamkeit war es daher die äußerſte Thorheit, daß Seelen wähnten, die Körper hatten, ſie wollen ſich da an den höchſten Gipfel ſpeculativer Tugend hinauffaſeln. Man iſt und bleibt, auch in der Einſiedelei, doch immer Menſch. Tugend iſt nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren ſind; aber dann iſt ſie auch nicht mehr Herrſchaft über uns ſelbſt. Manchen Einſiedler ſchuf Gott zu ſchwach, um aus dem Abgrunde ſich zu retten, weil Er ihn ſtark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es iſt eine ſchöne Bemerkung eines vortrefflichen ſchottiſchen Menſchenbeobachters und Menſchenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß ſie eines Menſchen vornehmſte Glückſeligkeit aus ſeinem Verhalten entſpringen laſſe. Ein böſer Menſch ſei ganz und gar ein Geſchöpf der Welt; er hänge von ihrer Gunſt ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und ſei glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derſelben gelingt oder fehl ſchlägt. Bei einem Tugendhaften aber ſei der glückliche Fortgang ſeiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeordnete Abſicht. Habe er, wie es ihm gebühre, ſeine Schuldigkeit gethan, ſo ſei ſein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlaſſe er der Vorſehung. Sein Zeuge ſei im Himmel, und der ihn kenne, ſei in der Höhe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewiſſens, genieße er ſeiner eignen Unſchuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als ſolche edle Grundſätze unſere Herzen regieren, machen wir uns alſo von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, ſie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Abſicht und iſt das Ende meiner wenigen Philoſophie in dieſem Werke über die Einſamkeit. Nicht in Wüſten will ich die Men-

---

1) Viri potestatibus sublimes, ſagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animae suae consulant.

ſchen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menſchenfurcht benehmen, ich möchte ſie, ſo viel als es ſich thun läßt, unabhängig machen, ich möchte ihre elenden Feſſeln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einſamkeit einflößen, damit ſie ſich doch wenigſtens ein paar Stunden im Tage ſagen können, wir ſind frei.

Solche Unabhängigkeit und ſolche Freiheit kann auch den größten Freiheitshäſſern nicht mißfallen, denn ſie führt bloß zu einem gewiſſenhaften Gebrauche der Einſamkeit. Sie iſt die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Geſinnungen, die uns dann noch immer ſo viel geſchickt und emſig machen, die rechtmäßigen Obliegenheiten unſers Standes zu erfüllen.

Wahre Apoſtel der Einſamkeit haben gezeigt: Erſt in ſolchen recht angewendeten Stunden freier Muße, faſſen wir feſte und gründliche Entſchließungen zu Beherrſchung unſers Gemüths, und zu Führung unſers Wandels. Erſt dann können wir die Umſtände unſers Lebens, die gewöhnlichen Verſuchungen, denen wir unterworfen ſind, die ſchwachen Seiten unſers Herzens, die wir am meiſten zu verwahren haben, mit ungeſtörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Geſellſchaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es alſo auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenuſſe die Grenzen des Vergnügens enger zuſammenziehe, ſo finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß ſie in der That ſie erweitere. Halte ſie von Ausſchweifungen in einigen Vergnügungen zurück, ſo werden eben dadurch andere durch ſie begünſtigt und vermehrt. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als ſolchen, die entweder phantaſtiſch und eingebildet ſind, oder ſchädlich und zerſtörend. Der Weltmenſch erfreue ſich ſeiner Beſitzungen, der Wollüſtling ſeiner Ergötzungen, der Geſellige ſeiner Freunde und Geſellſchaften; aber der wahrhaftig gute Menſch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten ſeines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne ſcheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit Alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenſtand werde ſchöner in ſeinen Augen, und er ziehe ſeine Straße fröhlich. Unſer Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finſterniſſe einer ſolchen Einſamkeit ſehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unſere Geſchäfte vollkommener ausrichten, und den Reizungen zur Sünde beſſer widerſtehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerſtreuten und feurigen Gebete in der Einſamkeit zu danken, und unſerer Abſonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, ſind alſo große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenſchaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß ſie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, ſondern man erlaubt auch nicht ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man gerne läßt wie ſie ſind, weil man ſie verlacht. Das häusliche Leben iſt dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdruſſes, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenſchaften, die Wohnung des Grams, der übeln Laune, des mannichfaltigen Streites, der boshaften Qualſucht, und ein Vorſpiel der Hölle. Frieden und Glückſeligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entſagt, und eben darum nur deſto fähiger iſt, Vergnügen um ſich her zu verbreiten. Wer ſich entfernt aus dem Dunſtkreiſe der Laſterhaften, wer wegflieht, vor dem niederſchlagenden Anblick hochgeſchätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unſers Lärms, aller unſerer Behauptungen, und aller unſerer Anſprüche ſieht, kommt in ſeinem Hauſe nie aus ſeiner Faſſung.

Alles Weltvergnügen verliert ſeine Reize vor jedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, ſagte mir einſt eine deutſche Dame. Sie ſchien nicht zu wiſſen, daß ſich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und Alles was man in den Städten hervorſucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergeſſen. Man iſt immer glücklich, wenn man Kräfte in ſich ſelbſt findet, die man ſich ſelbſt nicht zutraute. Einſamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erſtattet durch tauſend neue und ſtille Freuden jeden Verluſt.

Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt und in der Einſamkeit ſei. Aber doch wirft das Laſter immer ſeine ſeidenen Netze aus und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführeriſche Begierde zu wachen, nicht erſt wenn ſie da iſt, ſondern ſchon wenn ſie von weitem kommt; böſe Lüſte durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchſte Sieg der Seele über die Welt und ſich ſelbſt, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich iſt derjenige, der dieſen Frieden ſchon in die Einſamkeit bringt, die ihn ſo ungeſtört erhält. Was hülfe es die Städte zu verlaſſen, Einſamkeit, Stille und Ruhe zu ſuchen, wenn man dabei noch immer Menſchenhaß im Herzen trüge, da noch dieſer grimmigen Leidenſchaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden ſich dann eben ſo wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einſamkeit, und in den Trauerſchlünden finſterer Zellen. Läuterung und Behütung unſers Herzens iſt alſo das Erſte und das Letzte, was wir in der Einſamkeit thun und ſuchen müſſen; und iſt dieſes gethan, dann finden wir Glückſeligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menſchen fliehen; man kann ſie Alle fliehen und ihnen Allen doch Gutes wünſchen.

Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehört, daß er hochſchätze, was die Menſchen verachten, und verachte, was die Menſchen hochſchätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anſtatt des Lucullus den Pompejus zu ſeinem oberſten Befehlshaber ernannte, alſo das ganze Reich den Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne, da er ſein Creditiv erhielt, ſchlug auf ſeine Schenkel und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! wäre ich nicht glücklicher geweſen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harniſch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und ſanft und ſtille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war ſchön geſagt, aber erlogen; denn Pompejus ſchätzte noch nicht genug, was Männer von ſeiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals Alle nach Herrſchaft gierige Römer hochſchätzten. Aber das that Manlius Curtius. Er war der größte Römer ſeiner Zeit, hatte kriegeriſche Völker überwunden, den Pyrhus aus Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genoſſen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand ſein Gärtchen. Als die Geſandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausſchlug, ſaß er bei ſeinem Heerd und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürſt in der Welt iſt ſo glücklich wie Manlius Curtius, als er ſeine Rüben kochte. Könige und Fürſten wiſſen es nur zu gut, daß ſie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; ſie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menſchen von Geiſt, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und Fürſten, denn im Grunde ſind ſie doch nie frei von Zweifeln, Beſorgniſſen und Qualen. Fürſtenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitſamen und zufriedenen Landmanns. Nie ſind die Freuden der Länderbeherrſcher ſo beſtändig, nie iſt ihr Leben ſo ruhig und ſo heiter. Das Eſſen des Bauers iſt ſchlecht, aber es ſchmeckt ihm; ſein Bett iſt hart, aber er ſchläft doch beſſer als Könige und Fürſten.

Einem Menſchen, der ſich gewöhnt hat ſeinen Geiſt in der Stille zu ſammeln, ſind die Stunden, die er Gott in der Einſamkeit weiht, die ſchönſten Stunden ſeines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Ueberſicht unſers Lebens ſein ſoll, eine Prüfung unſers Wandels, ein neuer Reiz und ein feſter Entſchluß nach dem Willen Gottes zu leben, ſo wird jede einſame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerſtreuten Blicken in uns ſelbſt. Jede Abweichung von unſerer Glückſeligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt herauszuziehen. Allmählig ſehen wir dann immer freier und ſchärfer in uns ſelbſt. Wir werden immer geſchickter uns ſtrenge zu prüfen, zu beſtrafen, zur Beſſerung unſerer Sinnesart und unſers Wandels zu erwecken, und Alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens iſt. Wenn wir wiſſen, was unſere Handlungen Gott gefällig macht, ſo mag es genug ſein für die Menſchen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für ſie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden noch ſo manche Nebenabſicht, die Gott nicht gefällig ſein kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unſtreitig Ruhe ins Herz; aber iſt dieſe Ruhe immer rein? Iſt ſie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Abſichten, oder flüchtiger Enthuſiasmus, oder Selbſtliebe eher als Liebe des Nächſten? Solche Erforſchungen unſerer Sinnesart, unſerer Handlungen und unſerer Wege, machen wir gewiß weit beſſer, wenn wir uns ruhige und abgeſonderte Zeiten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieſer großen Wahrheiten einſame Stunden wählen, wo wir allein ſind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einſamkeit von der Gemeinſchaft mit Menſchen zum Zurückſchauen auf unſern Lebensgang, zur Prüfung unſers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns ſelbſt an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwiſchenräume religiöſer Ruhe erleichtern jeden guten Vorſatz im Leben, beſänftigen das Herz, zeigen ihm den ſicherſten Durchgang zwiſchen fürchterlichen Klippen; und ſo ſind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Menſch um uns iſt, weil alsdann noch der bei uns iſt, deſſen Aufſicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menſchlichen Geſchlechts.

Einſamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerſtand, von der Tyrannei des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unſichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einſamkeit, um mit Gott zu reden, ſo geht man doch gerne aus Sälen voll Geräuſch und Thorheit in ſein ſtilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen ſo gar nichts von einer feinern und moraliſchen Natur kommt. In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens treten wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unſerer Lampe wacht.

Prediger der Geſelligkeit ſtellen ſich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt ſehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geſchähe erſt alsdann, wenn jeder in ſeinem Fache etwas mehr thäte als ſeine Pflicht; und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Feſtigkeit in der Tugend, erlangt man nirgends ſo gut wie in der Einſamkeit, und auch da durch nichts ſo gut, wie durch Religion. Dieſe macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menſchen, voll Vertrauen in die Vorſehung. Einſamkeit und Religion vervollkommnen alle unſere moraliſche Geſinnungen, ſo lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden ſich miſcht; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beſtändigen Läuterung und Erhöhung ſolcher Geſinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unſerer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnſucht nach dem Vergänglichen verſchwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der ſchon hier erlangte Zuſtand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrſchenden Vergnügtſeins unſerer Seele wahrſcheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchſte Freiheit, Alles zu thun und zu ſein, was wir wollen, weil wir im Himmel nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unſchuld, wenn wir ſein werden wie dieſe Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorſehung; das zweifelloſe Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unſere Seele liebte: dieß ſind wenigſtens Wünſche und Ausſichten in die Ewigkeit, die man ſich nach meinem Bedünken hier, bei ſtillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher andere gewiß eben ſo gern, wie ich, alle andere Multiplication unſerer jetzigen Güter hingäbe, da eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend der Welt beſteht.

Einſamkeit in Verbindung mit Geſelligkeit.

Es war nie meine Abſicht, irgend eine geſellſchaftliche Tugend bei irgend einem Menſchen zu ſchwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückſeligkeit erlöſcht gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Giebt auch eine gewiſſe Erhebung des Gemüths dem ſpeculativen Einſamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, ſo macht dann doch dieſelbe wirkſame Denkart, durch die ſo mancher Menſch ſchon in der Einſamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das geſellſchaftliche Leben zu ausgebreiteter Geſchäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille ſeine Denkkraft übt, deſto nützlicher wird er in der Folge, wenn er ſeinen ganzen Beruf nur gehörig verſtehen lernt, für ſich und die Welt.

Alle Glückſeligkeit kann man nicht in ſich ſelbſt finden. Unſere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu ſehr an irgend ein liebendes Weſen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge ſeien; weiſe Selbſtgenügſamkeit findet ſich nirgends als bei Gott. Es iſt auch darum unmöglich, ein abgeſondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geiſtes und eine eiſerne Geſundheit haben, um fähig zu ſein, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einſamkeit immer zu zerſtreuen. Wer dieſe Kräfte nicht beſitzt, und ganz von ſeines Gleichen getrennt iſt, hat keine Stütze, an die er ſich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Troſt. Die Natur ſelbſt will unſere Vereinigung mit einem Geſchöpfe unſerer Art, und ruft uns dieſes Geſetz durch alle unſere Gefühle in's Herz. Die ganze Geſchichte der hochgelobten Einſiedler von Egypten und dem ganzen Orient bezeugt dieſe ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Geſellſchaft lebenden menſchlichen Geſchlechte den ſchauerigſten und abſcheulichſten Begriff haben, wenn man wie jener franzöſiſche Mönch ſich auf dem Veſuv eine Einſiedelei baut, und die Nachbarſchaft dieſes Feuerſchlundes werther hält, als die Geſellſchaft der Menſchen.

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen. Ohne Convulſionen der Seele vertrocknet gewiß in einem ſolchen Gemüthe die Begierde nie, den Menſchen ſich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an ſie ſich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen.

Aber ohne abwechſelnden Umgang mit den Menſchen und ſich ſelbſt, und dieß iſt es vorzüglich, was ich empfehle, kann der Menſch ſeine ganze Beſtimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewiſſen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr iſt, was ein weiſer Menſchenlehrer geſagt hat, nie werde unſere ganze Beſtimmung erfüllt, ohne dieſen Wechſel des Umgangs mit den Menſchen und des Umgangs mit ſich ſelbſt; ohne den Frohſinn des geſellſchaftlichen und den Ernſt des einſamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirkſamkeit unter Vielen und Anwendung ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt; ohne Thätigkeit in Geſchäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräuſch und Stille; ohne Zerſtreuung und Sammlung aus der Zerſtreuung.

Es iſt löblich ſeine Muße mit edeln Ideen auszufüllen, Quellen der Glückſeligkeit zu beſitzen, die uns für immer geſichert ſind, und uns unabhängig von den Menſchen machen; aber es iſt Pflicht, deſſen ungeachtet auch für die Geſellſchaft zu leben und an den Geſchäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unſtreitig genießt der Einſame für ſich größerer geiſtiges Vergnügen, als der Geſchäftsmann, oder man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen ſeinen Pflichten gegen die Welt entſagte, um ſich den geiſtigen Vergnügungen der Einſamkeit ganz zu überlaſſen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal intereſſirt, kann uns doch nicht immer intereſſiren, und wo das Herz einmal hinſtrebt, da wird es nicht ewig hinſtreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Geſellſchaft der Menſchen und ſagt: Thätigkeit unter Menſchen ſei der Zweck, wo die Natur hinſtrebt, und ohne deſſen Erreichung ſei man auch bei den größten Verſtandsvorzügen im Beſitze keines Gutes glücklich.

Gott ſelbſt will, daß wir mit andern Menſchen in Verbindung leben; der ſtarke Trieb der Geſelligkeit, den er in unſere Natur gelegt hat, iſt eine ſehr deutliche Erklärung ſeiner Abſichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärteſten Ausleger ſeiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorſchriften des göttlichen Wortes, zur Dienſtfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beſte, und zu manchen andern Pflichten der Geſellſchaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes ſein ſollte, mit einer gänzlichen Abſonderung uns von der Welt zu entfernen, und unſere Tage zuzubringen in einem einſamen und andächtig ſcheinenden Müſſiggange. Die aufgeklärteſten Theologen ſagen uns, der Heiland der Welt habe durch ſeine Lehren und ſein Leben jene anachoretiſchen Grundſätze widerlegt, welche die Menſchen wohl zu eigenſinnigen Sonderlingen und Menſchenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordert uns der Erlöſer mit ſeinem Beiſpiele auf, daß wir zu gewiſſen Zeiten uns in die Einſamkeit begeben. Er habe in Geſellſchaft wie andere Menſchen gelebt, und alſo auch zu ſeinen Jüngern weder Einſiedler noch Müſſiggänger verlangt. Er habe ſich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einſamkeit vertraulich mit Gott ſich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Chriſt ſich nicht beſtändig durch die Geſchäfte und Angelegenheiten der Welt müſſe zerſtreuen laſſen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, ſondern er müſſe ſich zuweilen von ihr abſondern, und keine andere Geſellſchaft haben als ſein Herz und Gott. Alſo ſei ein gänzliches Zurückziehen von der Welt ſo wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römiſche Kirche wähnte, ſondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts anders, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geſchäftigkeit des Lebens und die Geſchäftsfülle im Stillen wird auch ſchon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die geringern Freuden der Welt, als Erholungen nach

Arbeit und Sorge betrachten. Alles iſt gut, was die Menſchen vereinigt, was ſie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiſer, tugendhafter, unter ſich ſelbſt liebreicher, zutraulicher und einträchtiger macht; und in ſo weit lege ich einen Werth auch auf Aſſembleen. Es iſt vielleicht kein Menſch, der nicht erfahren hat, daß durch unſchuldiges ſinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberſpannte in unſern Urtheilen und Sitten ſeine Schärfe verliert. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menſchen bemerken, der uns auf den Gaſſen immer ſtolz, ſteif und kalt anblickte! Eine frohe Geſellſchaft und ein freundliches Mahl, geben der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Geſtalt; und beide gewannen gewiß ſchon manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tabacksnebel.

Abtrünnige aus der Geſellſchaft giebt es indeſſen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer größern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gern viel ſitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geſelligkeit doch zuweilen Vergebung, und bei vielen Menſchen eine freundliche Aufnahme, wenn ſie auch nicht immer da zu ſehen ſind, wo man ſie erwartete. Wichtig iſt nicht Alles, was Tauſende von Einem verlangen; und jedem rechtſchaffenen Manne wird ſein Gewiſſen genug ſagen, was das wichtigſte iſt, das er in jedem Tage zu thun hat. Man iſt deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnet; mancher würde ſehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entſchleicht blos dem Tumult, um etwas Weſentlicheres zu thun als im Tumult geſchiehet; aber er geht auch gern in den Wirrwar des Lebens, wenn etwas Weſentliches darin zu thun iſt. Viele Geſchäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirkt in der Einſamkeit mit ſeiner Feder für weit mehr Menſchen Gutes, als das rüſtigſte Geſchäftsmännlein durch das perpetuum mobile ſeiner zwei Beine.

Gelehrte Einſamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock iſt ein ſehr ehrwürdiges Leben; denn wer ſagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unſern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menſchen nur immer Bezug auf nützliche Gegenſtände hat, ſo iſt der Gebrauch ſeiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch ſchreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und iſt gewiß oft ſehr thätig zu ihrem Beſten. So einſam und beſchaulich ſein Leben auch immer ſcheinen mag, ſo emſig er ſich auch immer von den Geſchäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, ſo thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Geſellſchaft, indem er ihr laut aus ſeiner Kammer ſagt, was er ihr unter den Feſſeln der Geſelligkeit, der Höflichkeit und des Reſpects verſchweigt.

Ein Gelehrter kann die ununterbrochene Wachſamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die ſich ein Weltmann der Geſellſchaft angenehm macht[1]). Muß man viel in der Welt leben, ſo iſt es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und ſieht ſich von allem dem leeren abgeſchmackten Geſchwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießungen des Herzens befördert, ſondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: ſo thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die inſonderheit für äußerliche Ausbildung die Geſellſchaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig iſt der Gelehrte, der ſelbſt in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit gelernt hat, durch ſeinen Verſtand und durch ein gutes Herz, aller Menſchen Herzen zu ſich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einſamen aus der gelehrten Klaſſe für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juriſten, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeſchichten überfließt. Die Urſache iſt gar nicht, daß dieſe Herren etwa Gelehrte ſind, denn das ſind ſie ſehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich: die Urſache ſei, weil keiner von dieſen geſchwätzigen Juriſten, und keiner von dieſen geſchwätzigen Aerzten, Herr über ſich iſt; weil jeder von einer gewiſſen Leidenſchaft beherrſcht wird, oder von gewiſſen Ideen eingenommen iſt, die ſich mit Gewalt hervordrängen; die ſich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir alſo ein ſolcher unbändiger Juriſt mit ſeinen Prozeſſen, und ein ſolcher abgeſchmackter Arzt mit ſeinen Krankengeſchichten auf den Leib, ſo denke du mit Lammesſinn, was uns Garve ſo menſchenfreundlich lehrt: dieſe guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verloren, womit man ſeine Reden und Handlungen immer nach den Umſtänden und nach den Perſonen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenſchaftliche Menſchen ziehen ſie keine Umſtände zu Rathe; ſie richten ſich bloß nach ſich ſelbſt. Sie begehen Unſchicklichkeiten, wegen der völligen Vergeſſenheit aller Dinge, den einzigen Gegenſtand ihrer Leidenſchaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeſchichten ausgenommen.

So wenig ſind die deutſchen Univerſitäten die Wohnſitze der Pedanterie, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meiſten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutſchen Provinz, mitten in der ſchönen Welt, unter der ſeltſamen und zahlreichen Claſſe von Menſchen, die man anjetzt die Leſewelt nennt, ſo wie die Bücher, welche ſie leſen, Leſebücher.

Der Name iſt neu, wie die Sache. Die deutſche Leſewelt iſt eine von der Gelehrtenrepublik äußerſt verſchiedene Republik; denn durch die eine kommt der menſchliche Verſtand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verſtändige Menſchen leſen, um aus Büchern zu lernen; die Leſewelt lieſt, um mit Büchern Pedanterei zu treiben, das iſt, in das Wenige, was ſie lieſt, eine große und ausſchließende Wichtigkeit zu ſetzen, die nicht darin iſt, und dann von allen andern Menſchen kurz um zu verlangen, daß ihnen dieſe Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es iſt ganz unleidlich, wie man examinirt wird, ſobald man das Unglück hat, etwa unverſehens mitten unter dieſe Leſewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, ſo fällt euch ſchon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtoriſch wiſſen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leſet? Ein anderer ſcheint ſeiner Sache völlig gewiß, und ſagt: Sie leſen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein ſechſter, ein ſiebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten, und laut: ganz unſtreitig haben Sie die hellrothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeiſiggrüne und orangegelbe Journal geleſen? Auf einer einzigen Aſſemblee, und bei einem einzigen Souper, läuft man bei der Leſewelt gewöhnlich funfzigmal durch die Hechel; und muß ſich dann freilich einen ſchnöden Blick von jedem gefallen laſſen, deſſen Journal man nicht lieſt, oder nicht geleſen zu haben vorgiebt. Völlig für verloren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Leſewelt, der vollends zwiſchen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatſchriften und Journale leſen, ſondern gar alle Neuigkeiten[2]).

Widerſinnig iſt hingegen die Rolle, die man mitten unter allem dieſen Leſelärm, mitten unter allem dieſem beſtändigen Geſchwätze von dem Wenigen, was man lieſt, mit denjenigen ſpielt, welche Bücher ſchreiben. Von Rechtswegen ſollte ein Schriftſteller, der zuweilen lebende Menſchen und Sitten an die Wand malt, mit allen Menſchen verlegen ſein; aber jeder, der mit ihm umgeht, iſt es vielmehr mit ihm. Alle Geſichter ründen und verſchließen ſich vor ſeinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf ſein Buch ſich beziehendes Wort aus. Die Leſewelt hütet ſich, ihm von ſeinem Buche zu ſprechen, wie man ſich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft iſt man wahrlich geneigt, bei dieſer allgemeinen Zurückhaltung, bei dieſer komiſchen Verlegenheit ſeiner Leſer und Mitbürger zu denken: ſie halten alle insgeſammt Schriftſtellerei für ein Landesverbrechen[3]).

---

[1]) Tout homme absorbé dans des meditations profondes, ſagt Helvetius vortrefflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde; aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mène à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne sélève point au-dessus de la mediocrité, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un desir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espèce de desir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

[2]) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern ſolche Sachen, die für die Leſewelt gehören: Journale, Monatsſchriften, Almanache, Comödien, Romane, kleine luſtige Sachen und Poetereien, auch Pasquille und Schmähſchriften, die gewöhnlich den geſchwindeſten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalog kommen.

[3]) Hierher gehört auch die Aengſtlichkeit, mit der ſich die Leſewelt ſo ſchnell als möglich einen Schriftſteller vom Leibe ſchafft, deſſen Buch ſie geſchenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müſſen, ergreift man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hauſe abgeliefert wird, und alſo bevor es möglich iſt, etwas mehr als das Titelblatt geleſen zu haben, und bedankt ſich ehrerbietigſt für das vortreffliche Werk, oder man findet ſich mit dem Verfaſſer durch ein Compliment im Canzleiſtyl ab, das ſich auf ein Buch juſt eben ſo gut paſſet, als auf ein paar geſchenkte Knackwürſte.

Alle dieſe Sonderbarkeiten der Weltleute in unſerm Deutſchland, zeigen alſo wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht iſt, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel beſſer es wäre, gar nichts zu leſen, als ſeine Leſerei jedem unter die Naſe zu reiben, und dann vor dem Schriftſteller ſich zu ſcheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrſcht, wo man keine Art von Pedanterei treibt und duldet, und wo ſogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier ſich außer ſeinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel allein ſind, wäre ſolcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürſten und Großen, eine Uebung in der männlichſten Philoſophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einen Großen eine einzige kühne Wahrheit ins Geſicht zu ſagen, als hundert ſolche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergeſſen, wie gefährlich es iſt, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beinahe nichts ſagen, von deſſen Wirkung man nicht gewiß iſt. Wer Welt und Menſchen kennt, redlich und offen ſpricht, alle Schliche verachtet, keinem Menſchen Unrecht thut, keinem ſchaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute aushebt, das doch beinahe von jedem Menſchen geſagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürſten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, ſind doch wahrlich für jeden Denker intereſſant. Wer freuet ſich nicht innigſt, wenn er ſieht, wie liebenswürdig auch Monarchen ſein können, vor deren üble Laune Millionen von Menſchen zittern. Welcher Menſchenbeobachter möchte nicht den jungen Cäſar ſchon in der Zeit oft ganz allein geſehen und geſprochen haben, als Scylla von ihm ſagte: traut dieſem jungen Menſchen nicht, der ſo unbeſcheiden durch die Gaſſen geht, ich ſehe in ihm viele Marius! Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muſter wird für alle, oder großer Kräfte in ihrem Keim, ſind beide äußerſt intereſſant und wer freut ſich nicht, wenn er in der Nähe ſieht, daß feines Gefühl und ſanfte Menſchheit bei ſolchen Kräften wohnen.

Umgang mit Vornehmen ſollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutſchland zumal, findet man doch ganz unſtreitig die meiſten liebenswürdigen Menſchen in der Claſſe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Menſch, der ſich einem Vornehmen aus keiner andern Urſache aufdringt, ihn aus keiner andern Urſache ehrt und ſchätzt, als bloß, wegen ſeiner Geburt, wegen ſeines Namens und Ranges, weil es ſeinem erbärmlichen Ehrgeiz ſchmeichelt.

Benutzt man aufs Beſte jede Lage, in die uns die Vorſehung geſetzt hat, ſo findet ſich auch leicht Troſt in der Einſamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einſamkeit giebt alles, was man im Umgange nicht findet. Umgang, ſo ſchlecht er auch ſein mag, giebt dagegen immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und ſelbſt durch den Nichtgebrauch ſeiner Kraft einen neuen Zufluß von Geiſt und Kraft. Geht mit Widerwillen zuweilen in Geſellſchaft, wenn es nicht anders ſein kann, aber geht; überlaßt euch da einem anſtändigen Frohſinn: nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, ſo gering es auch ſein mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelingt wieder ernſthafte Meditation und eiſerne Arbeit.

Billig halten ſich in mancher Abſicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des ſpeculativen Lebens die Wage. Ein ſehr großer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuſchauer in der Welt zu ſein. Deswegen müſſe man das ſpeculative Leben ganz verwerfen, in ſo fern es nämlich ganz auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, und in der menſchlichen Geſellſchaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachſichtig wird man dann wieder den eigenſüchtigſten Einſamen, der doch nur auch ſeine Verſtandeskräfte übt, dem es doch auch zu etwas nütze iſt, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einſamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenſchen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man ſieht, wie ſie dadurch alle Aufmerkſamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geiſteskraft bei ihnen erſchlafft und wegſchwindet; wie leer, wie ſchal, wie kernlos, allmählig alles wird, was ſie denken und ſagen; wie ſchwer man ſich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Gaſſenlaufens zu intellectueller Würde aufrafft, wie ungern man ſeine Begriffe ſammelt, und ſeine Neugier wieder anfacht, um mit Eifer auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt fortzuſchreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr ſei als Gutes denken, gemeinnützige Geſchäftigkeit mehr als innere Beſchäftigung des Verſtandes und Unterſuchungen, welche man bei ſich insgeheim anſtellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienſtlicher als der reinſte Selbſtgenuß: ſo kann man doch nicht läugnen, daß man auch ſchon viel Gutes in der Stille thut, wenn man ſich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Menſch iſt eben ſo gut zum Denken wie zum Handeln, alſo zum ſpeculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Abſicht, daß er in beiden ſich übe, und dann fähig ſei, in beiden der Abſicht Gottes zu entſprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre alſo eben ſo wenig Philoſophie, als eine gänzliche Unluſt an der Einſamkeit. Man muß wechſelsweiſe beide ſatt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entſchuldigung ſcheint der Trieb zur Einſamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man dieſe in der Welt nicht hatte, und in der Einſamkeit nicht findet, dann iſt offenbar etwas Ungeſundes in der Seele, und dann mißbilligt die Vernunft dieſen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menſchen in die Einſamkeit, und wir vergeſſen in derſelben unſer Mißvergnügen und unſere Abneigung, ſo iſt der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß iſt der Fall, wenn wir uns in der Einſamkeit nützlich beſchäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlaſſen hatten, in unſere Einſamkeit mitnehmen, wenn uns da auch unſer Mißmuth über alles, was wir ſehen und hören, nicht verläßt, ſo verlieren wir an Menſchenliebe, was wir vielleicht an Menſchenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menſchen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meiſten Menſchen, die dich umgeben, ſollteſt du doch dieſe Menſchen nicht immer fliehen. Je weniger du alle ſiehſt, deſto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen, und deſto gewiſſer wirſt du ein Miſantrop. Vermeideſt du hingegen die Geſellſchaft der Menſchen nicht ganz, ſo haſt du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menſchen zu ſehen, den du nur nicht genug kannteſt; du wirſt Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubteſt, er verdiene ſie nicht. Niemals ſollte man darum mehr verſuchen, in Geſellſchaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meiſten Angſt und Zwang koſtet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Geſellſchaft ſich zeigt, kommt doch manchmal aus derſelben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich alſo Miſantropie ausſäen. Gerade das Entgegengeſetzte iſt mein Ziel.

Bart und Kaputze mögen immer den Werth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als weiſe Weltbürger leben, und ſo viel Gutes, als uns möglich iſt, unter den Menſchen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können, ſo oft es uns gutdünkt, und allein zu ſein mitten im Drange der Geſchäfte, und der allgemeinen Jagd nach ſinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiſt nach ſeinem eigenen Geſchmacke zu leben, und ſich abzuſondern von den Menſchen bei dem erſten Winke der Vernunft. Man überlaſſe nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Viſitenkarten, und alle übrigen großen Dinge dieſer Art den Herren und Damen, die nichts beſſeres kennen. Wer mit ſich ſelbſt und ſeinen Hausgenoſſen fertig werden kann, macht ſich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keines andern Menſchen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil ſie ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft immer beſchäftigen.

Gänzliche Einſamkeit iſt doch zuweilen der höchſte Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, alſo in einer ganz andern Welt, als die iſt, die ſie umgiebt. Solches Glück iſt nur wenigen beſcheert. Die Welt ſagt, es ſei eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was ſie ſagt.

Vergleicht man den Werth des beſchaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufkeimen, bei dieſem ſchlummern, ſo entſteht denn eine Vorliebe für die Einſamkeit, wegen des Muthes, den ſie erzeugt, und der Stärke, die ſie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutſchen Herzen zu entzünden, ach dies iſt eine Begierde, die man gewiß einem Schriftſteller verzeiht, der in deutſcher Sprache über Einſamkeit ſchreibt, und die mir alſo auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzuſagen, wie ich es fühle, und wie es iſt.

In mancher deutſchen Provinz, wo noch immer der Adel dem perſönlichen Verdienſte nur einen ſehr eingeſchränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menſchen verdrängt; wo alſo der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es ſei eine himmelhohe Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande befeſtigt; wo man alle menſchlichen Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäuſten unabläſſig anwendet, dieſe Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieſes anerkannten Standesunterſchieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel ſeine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, ſondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung ſchnappt: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Neid, ſondern auch ſogar einen ſo ausſchweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch ſeinen Geiſt ſich zu heben ſucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, ſondern ſich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menſchen, benimmt ihm das Gefühl ſeines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falſchen Ehre lüſtert, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel verſagt, und jeden Menſchen als ſeines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als bloß zufällige und unbeträchtliche Vorzüge anſieht. Immer mögen uns die Philoſophen lehren, es ſei ſowohl eine Folge des Bewußtſeins von Talenten oder Verdienſten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angeſehenen Namens, daß der Menſch dreiſter wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht, und iſt es nicht; und ſchmiegt ſich gewiß immer ſo lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhniſcher Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigſten Secretair um ſeine Einfälle, macht den ſcharfſichtigſten Prediger ſtumpf und unwiſſend, und verurſacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln ſeiner Seele lähmt.

Ein kraftloſes unfähiges Geſchöpf iſt alſo der Menſch, der ſich ſelbſt nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle ſo eben in die Ungnade eines hochſtämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei ſolcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert ſind ſeine Bewegungen, wie ſcheint jede ſeiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einſamkeit gelernt hat, ſolche Menſchen und ſolche Vorfälle *blos nach ihrem innern Werthe* zu ſchätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einſamkeit, aber Geſchicklichkeit zur Anwendung dieſer Stärke, aller Vortheile der Einſamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth iſt die Hauptſache im Leben. Muthvoll handelt der Einſame als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht, muthige Entſchlüſſe mit gutem Erfolge auszuführen. Einſamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es iſt nicht genug, daß man auch Menſchen, vor denen andere zittern, keck in die Augen ſieht; man muß auch die Kunſt kennen, dieſen Menſchen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, deſſen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben und alſo doch gerne jedem andern den ſeinigen zerſtören. Der Einſame und der Welt Unkundige geht in allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er ſtille ſtehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen ſoll, und ergreift den Augenblick zum Durchſetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Alſo Einſamkeit und Umgang wechſeln ab. Seneca ſagt vortrefflich: jene mache uns Luſt, wieder Menſchen zu ſehen, dieſe treibe uns zu uns ſelbſt zurück; eins ſei die Arznei des andern. Die Einſamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdruſſe der Einſamkeit. Der Geiſt müſſe nicht immer geſpannt ſein, ſondern auch zum Scherze geneigt. Sokrates habe ſich nicht geſchämt, mit Knaben zu ſpielen; Cato habe ſich beim Weine erholt, wenn er ſich durch ſeine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegeriſche und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwiſchen Welt und Einſamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen muß man ſich darum mit edlem und männlichem Geiſte theilen; und ſo verleitet uns gewiß weder der Leichtſinn des Zerſtreuungsſüchtigen zur Thorheit, noch der finſtre, mürriſche Ernſt des Einſiedlers zum Menſchenhaſſe; *denn zwiſchen Weltumgang und Einſamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.*

Julius Wilhelm Zinkgref

ward am 3. Juni 1591 in Heidelberg geboren, ſtudirte daſelbſt die Rechte und machte dann von 1611 — 1616 eine größere Reiſe durch die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er die juriſtiſche Doctorwürde, privatiſirte eine Zeit lang und wurde darauf Generalauditeur bei der Garniſon ſeiner Vaterſtadt. Als Heidelberg von den Baiern erobert wurde, verlor er dieſes Amt und trat als Secretair in die Dienſte des franzöſiſchen Geſandten Mareſcot, den er auf ſeinen Reiſen begleitete. Eine Krankheit zwang ihn jedoch, ſich von demſelben zu trennen; er lebte nun in Straßburg und Worms, ward ſpäter Landſchreiber in Kreuznach und bald nachher in Algei, die Unruhen des dreißigjährigen Krieges zwangen ihn jedoch, eine Zuflucht bei ſeinem Schwiegervater in St. Goar zu ſuchen, wo er am 1. November 1635, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, ſtarb.

In deutſcher Sprache ſchrieb er:

Deutſche Apophthegmata, das iſt der Deutſchen kluge Sprüche. Straßburg, 1626. Ferner: Amſterdam, 1653. 3 Thle. in 12. (der dritte iſt von Zinkgref's Freunde J. L. Weidner); und öfter.

In der von ihm beſorgten Ausgabe von Opitz Gedichten, Straßburg, 1624 in 4. finden ſich im Anhange auch mehrere Gedichte von Zinkgref ſelbſt.

Seine Apophthegmen zeichnen ſich, abgeſehen von dem wirklich intereſſanten Inhalte, durch den trefflichen prägnanten Styl und die lakoniſche Beſtimmtheit höchſt glücklich vor anderen gleichzeitigen Schriften aus. Als Dichter gelang ihm am beſten das Epigramm.

Georg Joachim Zollikofer

ward am 5. Auguſt 1730 in St. Gallen geboren, erhielt eine treffliche Schulbildung in Frankfurt a. M. und Bremen, und ſtudirte darauf in Utrecht Theologie. Bei ſeiner Rückkehr in das Vaterland ward er reformirter Prediger zu Murten, und ging dann 1758 in gleicher Eigenſchaft nach Leipzig, wo er dreißig Jahre hindurch höchſt ſegensreich wirkte, bis ihn am 22. Januar 1788 der Tod abrief.

Von ihm erſchien:

Geſammelte Predigten. Leipzig, 1789 — 1804. 15 Bde.
Geſangbuch. Leipzig, 1786. 8. Aufl.

Ueber Z. urtheilt Pölitz a. a. O. Thl. I. S. 90 f.: „Zollikofer war einer der erſten Kanzelredner ſeiner Zeit. In ſeinen Religionsvorträgen herrſcht Klarheit der Begriffe und Wärme der Empfindung. Der Form nach gehören ſie zu den vollendetſten ſtyliſtiſchen Producten, welche Deutſchland aus jener Periode beſitzt. Seine Diction iſt reich und mannigfaltig; ſein Periodenbau hat Wohlklang; die Verbindung der Begriffe in ſeinen Vorträgen, die Uebergänge und Wendungen geben denſelben ein friſches Leben. Er ging zwar bei ſeinen philoſophiſchen Grundſätzen von dem Eudaimonismus oder von dem Glückſeligkeitsprincip in der Moralphiloſophie aus; aber ſeine Moral iſt keineswegs eine bloße Klugheitslehre, ſie trägt das Gepräge reiner Triebfedern, die er für die menſchlichen Handlungen empfiehlt. Nicht immer iſt ſtrenge logiſche Ordnung in ſeinen Vorträgen; ſie gleichen mehr freien Aufſätzen, aber demungeachtet findet ſich in denſelben ein philoſophiſcher Zuſammenhang zwiſchen den aufgeſtellten Begriffen, und ein Strom von Beredſamkeit, der aus der Lebendigkeit ſeiner Ueberzeugung von der Kraft moraliſcher Wahrheit und aus der Wärme eines edlen Herzens hervorgeht, und keineswegs das Product der Erkünſtelung oder ſclaviſche Befolgung rhetoriſcher Regeln iſt. Die Lectüre von Zollikofers Predigten wird noch immer jedem Manne von hellem Verſtande und warmem Gefühle zuſagen, er gehöre, zu welchem Stande er wolle; er baue dieſe oder jene Wiſſenſchaft an. Aber den künftigen Theologen werden ſie als Muſter der Nachahmung aufgeſtellt, damit er lerne, wie er auf Verſtand und Herz zugleich wirken könne. Zollikofer hält beinahe durchgehends die mittlere Schreibart feſt; ſelten hat er in der niedern geſchrieben; nie in der höhern. Sein richtiger Takt und ſein geläuterter Geſchmack bewahrten ihn vor einer unſteten Vermiſchung der verſchiedenen Schreibarten unter einander.“

Einige der vornehmſten und gemeinſten Fehler der Kinderzucht *).

Text, Epheſ. 6, 4.

Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Geiſtes und ihres Herzens, iſt unſtreitig das wichtigſte, aber auch das ſchwerſte Geſchäft der Eltern. Wenn wir bedenken, wie viel auf die erſten Eindrücke in dem menſchlichen Gemüthe ankömmt, wie tief ſie in demſelben eingegraben werden, und wie ſchwer ſie nachgehends auszulöſchen ſind; wenn wir erwägen, wie ſtark und faſt unüberwindlich die Gewalt des Vorurtheils und der Gewohnheit iſt, und wie viel Mühe es uns koſtet, einen Weg zu verlaſſen, den wir oft betreten, auf dem wir viele Annehmlichkeiten gefunden, und den wir lange für den ſicherſten und beſten gehalten haben: ſo werden wir leicht einſehen, wie viel daran gelegen iſt, ob man uns in unſrer erſten Jugend gute oder böſe, wahre oder falſche Grundſätze und Lebensregeln beibringt, ob man uns die Güter und Vortheile dieſer Welt ſo oder anders vorſtellet, ob man uns niederträchtige oder edle Geſinnungen eingeflößt, ob man uns zur Tugend und Frömmigkeit oder zum Laſter und zur Verachtung Gottes und Chriſti Gelegenheit und Reizungen giebt. Nachdem dieſes oder jenes geſchieht, nachdem haben wir mehr oder weniger Hinderniſſe auf dem Wege der Tugend zu überſteigen, und nachdem wird es uns leichter oder ſchwerer fallen, unſere Beſtimmung zu erreichen und ſelig zu werden. Wie wichtig muß nicht dieſen Betrachtungen zufolge die Erziehung der Kinder ſein! Wie ſchwer muß aber nicht auch auf der andern Seite dieſes Geſchäft ſein! Wenn wir überlegen, wie viel Aufmerkſamkeit, Verſtand, Sorgfalt, Geduld und Beſtändigkeit dazu erfordert werden, und wie viel Muth dazu gehört, ſich allgemeinen, aber nichts deſto weniger ſchädlichen Sitten und Gebräuchen zu widerſetzen; wenn wir überlegen, wie verſchieden die natürlichen Fähigkeiten, die Neigungen und Charaktere der Menſchen ſind, wie leicht man entweder auf der einen oder auf der andern Seite zu weit gehen, entweder zu ſtrenge oder zu gelinde ſein kann, und wie oft man verſucht wird, in ſeinen Bemühungen verdroſſen und müde zu werden, weil man die gewünſchten Früchte derſelben nicht gewahr wird: ſo werden wir bald finden, daß dieſe Arbeit beträchtliche Kräfte vorausſetzt und mit manchen Beſchwerden verknüpft iſt. Je gewiſſer es aber iſt, andächtige Zuhörer, daß die Erziehung der Kinder ein höchſt wichtiges und ſchweres Geſchäft iſt, deſto mehr Gründe hatte der Apoſtel, die Chriſten in unſerm Texte zu ermahnen: ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und deſto weniger werdet ihr es mir verdenken, wenn ich euch heute von einer Pflicht unterrichte, die von einer ſo allgemeinen Verbindlichkeit iſt, die ſo ſelten mit der gehörigen Sorgfalt beobachtet wird, und von deren Beobachtung doch das Glück derjenigen, die uns am theuerſten ſind, großen Theils abhängt. Da aber die Materie zu weitläufig iſt, als daß ich ſie in ihrem ganzen Umfange vortragen könnte, ſo werde ich euch diesmal blos vor einigen der vornehmſten und gemeinſten Fehler der Kinderzucht warnen. O Gott, bereite du ſelbſt die Herzen der Zuhörer zur willigen Aufnahme dieſer Warnungen und erwecke ſie zu einem getreuen Gebrauche derſelben. Zerſtreue durch das Licht der Wahrheit die Vorurtheile, die ſie daran verhindern könnten, und laß ſich die Früchte dieſes Vortrags in dem tugendhaften Verhalten der Kinder, die du ihnen anvertrauet haſt, offenbaren!

Der erſte Fehler, den ich in der Erziehung der Kinder bemerke, iſt dieſer, daß man die Sinnlichkeit die Oberhand in ihnen gewinnen läßt, und ſich dieſer Quelle des ſittlichen Verderbens nicht ſorgfältig genug widerſetzt. Der Schöpfer hat uns unſtreitig die Sinne in weiſen und gütigen Abſichten gegeben. Sie ſind die Mittel, wodurch wir unſere erſten Vorſtellungen und Begriffe erlangen. Sie geben unſerer Vernunft die Materie zum Nachdenken und zur Ueberlegung. Sie warnen uns vor dem, was uns ſchädlich ſein, was unſern Körper, unſere Geſundheit und unſer Leben ſchwächen und zerſtören könnte. Sie ſind Werkzeuge, durch welche uns der Urheber unſerer Natur eines mannigfaltigen Vergnügens fähig gemacht hat; und wir würden ſeinem Willen zuwider handeln, wenn wir uns dieſes Vergnügens gänzlich beraubten, oder daſſelbe ſchlechterdings für ſündlich hielten. Vermittelſt der Vorſtellungen, die wir durch die Sinne von den äußerlichen Dingen bekommen, werden Empfindungen in uns gezeugt, die in manchen Fällen allein vermögend ſind, unſern Entſchließungen das nöthige Leben zu geben, und den Schaden zu verhüten, den langſame und kalte Ueberlegungen bei ſolchen eingeſchränkten Geſchöpfen, als wir ſind, verurſachen könnten, — Empfindungen, die uns zu vielen Handlungen auf eine unwiderſtehliche Weiſe antreiben, welche wir entweder ganz unterlaſſen, oder doch nicht mit der gehörigen Geſchwindigkeit und Munterkeit thun würden, wenn wir uns bloß nach dem Urtheile der Vernunft richteten. So nothwendig und nützlich uns aber die ſinnlichen Vorſtellungen und Empfindungen in allen dieſen Abſichten ſind: ſo verderblich iſt der Einfluß, den ſie in unſern Charakter, und in unſer Verhalten haben, wenn wir denſelben zu ſehr nachhängen, wenn wir uns von denſelben beherſchen und regieren laſſen. Dies geſchieht aber, wenn wir die Beſchaffenheit und den Werth der äußerlichen Dinge bloß nach den Eindrücken, die ſie auf unſre Sinne machen, beurtheilen; wenn wir uns ſo ſehr an die ſinnlichen Vergnügen gewöhnen, und unſern natürlichen Abſcheu vor Allem, was unangenehm und ſchmerzhaft iſt, dergeſtalt ſtärken, daß wir jenes nicht ohne die äußerſte Mühe verleugnen, und uns zu dieſem nicht ohne vielen innerlichen Streit oder äußerlichen Zwang verſtehen können, — daß wir allemal oder doch in den meiſten Fällen, ein gegenwärtiges Vergnügen einem künftigen vorziehen, ob dieſes ſchon viel größer und dauerhafter iſt als jenes, und daß wir ſorgfältiger ſind, ein kleines gegenwärtiges Uebel zu vermeiden, als durch die freiwillige Erduldung deſſelben einem künftigen zu entgehen, das viel beträchtlicher iſt, und viel länger dauert. Wer ſo geſinnt iſt, bei dem hat die Sinnlichkeit die Oberhand. Wie fruchtbar iſt aber dieſelbe nicht an ſchädlichen Folgen! Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die der Seele ihre Stärke raubt, ſie zu einer niedrigen Art von Geſchöpfen herabſetzt, und den Menſchen ſo denken und handeln lehrt, als ob er ganz Fleiſch wäre? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die, indem ſie alle ſeine Gedanken und Neigungen bloß auf das Gegenwärtige und Sichtbare richtet, ihm dadurch alle Luſt und Fähigkeit benimmt, ſich mit geiſtlichen und himmliſchen Dingen zu beſchäftigen, ſich zu dem unſichtbaren Gott zu erheben, und, ſeiner Beſtimmung gemäß, für die zukünftige Welt zu ſorgen? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die den meiſten Menſchen einen überwiegenden Abſcheu vor Allem, was Mühe und Arbeit heißt, was eine beſondere Anſtrengung der Kräfte des Geiſtes, oder eine ſchmerzhafte Verleugnung unſerer Lüſte erfordert, einflößet, und ſie dadurch verhindert, in der Tugend und Frömmigkeit mehr als ſchwache Anfänger zu ſein? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die aus eben dieſem Grunde ſo ſchwer, ja unmöglich macht, das allgemeine Beſte ihrem beſondern Nutzen vorzuziehen, ihrer Pflicht oder der Glückſeligkeit ihrer Brüder gewiſſe Vortheile, Vergnügungen und Bequemlichkeiten aufzuopfern, und ſich zu ſolchen Geſchäften zu verſtehen, die der Geſellſchaft ſehr nützlich, ihnen ſelbſt aber mühſam und verdrießlich ſind? Kurz, iſt es nicht die Sinnlichkeit, die ſie untüchtig macht, die Würde vernünftiger und unſterblicher Geſchöpfe, die Würde wahrer Chriſten zu behaupten, ſich nach dem Muſter der Heiligkeit, das ihnen ihr Erlöſer gegeben, zu bilden, und einen ſolchen Wandel zu führen, der Bürgern und Erben des Himmels anſtändig iſt?

---

*) Aus G. J. Zollikofer's Predigten. Erſter Band. Dritte Auflage. Reutlingen 1791.

Giebt man ſich aber wohl die nöthige Mühe, dieſen traurigen Folgen einer herrſchenden Sinnlichkeit durch eine ſorgfältige und weiſe Erziehung der Kinder vorzubeugen, und ihnen dadurch die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern? Suchet man wohl ihren Hang zum ſinnlichen Vergnügen in den gehörigen Schranken zu erhalten? Widerſetzt man ſich dem Wachsthume deſſelben mit der erforderlichen Behutſamkeit und Klugheit? Thut man nicht vielmehr Alles, was dieſen Hang ſtärken, und ihm zur Herrſchaft über die Vernunft verhelfen kann? Wodurch treibt man insgemein die Kinder zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit, zum Fleiße und zur Arbeitſamkeit an? Iſt es nicht durch Verſprechung ſolcher Dinge, die ihren Sinnen, ihrem Geſchmacke, ihrem Geſichte und ſo weiter ſchmeicheln? Wodurch ſchreckt man ſie von der Begehung dieſer oder jener Thorheiten und Fehler ab? Iſt es nicht durch Drohung ſolcher Strafen, die ihnen leibliche Schmerzen verurſachen, oder durch Entziehung ſolcher Güter und Vortheile, die ihre Sinne auf eine angenehme Weiſe rühren? Richtet man aber nicht dadurch alle ihre Gedanken, Begierden und Abſichten auf ſinnliche Dinge? Gewöhnet man ſie nicht dadurch, bei ihren Entſchließungen und Handlungen bloß nach dem ſinnlichen Vergnügen und Mißvergnügen zu Werke zu gehen, das ſie davon zu hoffen oder zu fürchten haben? Und wenn ſie nun zehn, funfzehn und mehr Jahre lang ſo denken, ſo urtheilen und handeln, — wie ſchwer wird es ihnen in der Folge der Zeit fallen, ſich nach andern Regeln, nach andern Grundſätzen zu verhalten, und Gewohnheiten zu beſtreiten und abzulegen, die ſo tiefe Wurzeln in ihnen geſchlagen haben? Wie fremd wird ihnen alsdann alles dasjenige vorkommen, was uns die Vernunft und die Religion von Enthaltſamkeit, von Mäßigung, von Selbſtverläugnung, von Bezwingung unſerer Lüſte und Begierden ſagen? Wie geneigt werden ſie nicht ſein, dieſes Alles für übertriebene Forderungen, für unmögliche Dinge zu erklären, und mit jenen Juden auszurufen: Das iſt eine harte Rede, wer kann die hören? Ja, wie leicht können ſie nicht dadurch verleitet werden, die Religion und Tugend ſelbſt, als gar zu ſtrenge Gebieterinnen, zu verwerfen, und ſich den gröbſten Ausſchweifungen zu überlaſſen? Traurige Ausſichten für Eltern, die noch einige Furcht vor Gott haben, und denen das Wohlſein ihrer Kinder am Herzen liegt!

Wollet ihr eure Kinder vor dieſen Abwegen bewahren, ſo wendet Alles an, daß die Sinnlichkeit nicht die Oberhand bei ihnen gewinne. Suchet ſie mehr durch vernünftige ihrer Faſſung gemäße Vorſtellungen von dem Einfluſſe, den ihr Verhalten in ihren künftigen Wohlſtand hat, als durch gegenwärtige und augenblickliche ſinnliche Vergnügungen, zum Gehorſam und zur Pflicht zu ermuntern. Bauet ihren Geiſt ſo frühe an, als es ſich nur thun läßt. Lehret ſie bei Zeiten auf die natürlichen guten und böſen Folgen ihrer Handlungen merken. Suchet ihnen eine herrſchende Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit einzuflößen. Vermeidet in Anſehung ihrer Nahrung, ihrer Kleidung, ihrer Geſchäfte und ihrer ganzen Lebensart Alles, was der Trägheit, der Weichlichkeit, und einer allzu großen Empfindlichkeit Vorſchub thut. Bezeuget ihnen ja kein beſonderes Mitleiden, wenn ihnen geringe widrige Zufälle begegnen, oder wenn ſie ſehr erträgliche Schmerzen leiden, und behandelt dieſe Zufälle oder dieſe Schmerzen als Kleinigkeiten, die keine Aufmerkſamkeit verdienen. Leget ihren kindiſchen Freuden keinen allzugroßen Werth bei. Gewöhnet ſie nach und nach, ſolche Dinge, die ihnen angenehm und in ſich ſelbſt unſchädlich ſind, zu ſehen, das Schöne und Reizende, das ſie an ſich haben, zu bemerken und ſich mit Andern davon zu unterreden, ohne heftig darnach zu verlangen, oder ſich über den Mangel derſelben unordentlich zu betrüben. Vornehmlich aber übet ſie darin, ſich zuweilen eines erlaubten Vergnügens zu enthalten, oder daſſelbe zu unterbrechen, um eine gewiſſe höhere Pflicht zu erfüllen, oder ein wichtigeres Geſchäft zu verrichten, und leget mehr Zufriedenheit über dieſe Proben des vernünftigen Gehorſams an den Tag, als über alle anderen Beweiſe des Fleißes und der Geſchicklichkeit. Dieſe Uebungen machen in dem gegenwärtigen Stand der Zucht und der Prüfung den Grund aller wahren Tugend aus, und es iſt unmöglich, ohne jene einen merklichen Grad der Fertigkeit in dieſer zu erlangen.

Ein zweiter eben ſo ſchädlicher und gemeiner Fehler bei der Erziehung der Kinder iſt: daß man ihren Stolz nährt, anſtatt daß man denſelben unterdrücken, und ihnen beſcheidene und demüthige Gedanken von ſich ſelbſt beibringen ſollte. Es iſt kein Laſter, das ſich des menſchlichen Herzens früher und leichter bemächtigt, als der Stolz; und doch iſt kein Laſter, das uns ſchwachen, dürftigen und ſündhaften Geſchöpfen unanſtändiger iſt, uns weiter von dem Himmelreiche entfernt, und uns auf gefährliche Abwege verleitet, als eben dieſes. Wir ſind natürlicher Weiſe nur gar zu geneigt, uns für beſſer zu halten, als wir wirklich ſind. Wird dieſe Neigung in unſerer erſten Jugend geſtattet, ſo feſſelt ſie uns in kurzer Zeit dergeſtalt, daß wir uns hernach ſehr oft vergeblich bemühen, uns ihrer ſtrengen Herrſchaft zu entziehen. Sie verblendet uns, daß wir unſre Fehler und Schwachheiten nicht ſehen, und alſo auch nicht mit rechtem Ernſte an die Verbeſſerungen derſelben gedenken. Sie macht uns taub gegen die Erinnerungen und Warnungen unſrer Lehrer, unſrer Freunde, ja unſers eignen Gewiſſens. Sie verhindert uns, in bedenklichen Fällen bei Andern Licht, Rath und Hülfe zu ſuchen, weil wir uns ſelbſt mehr Weisheit, Klugheit und Stärke zuſchreiben, als wir in der That beſitzen. Wir verachten alsdann die Verſuchung zum Böſen, und werden von denſelben dahingeriſſen, ehe wir uns dagegen in die gehörige Verfaſſung ſetzen können. Wir geben uns wenig oder gar keine Mühe, in der Erkenntniß und Tugend zu wachſen, weil wir es ſchon ſehr weit darin gebracht zu haben glauben. Wir finden endlich ſowohl in den Lehren, als in den Vorſchriften des Chriſtenthums tauſend Schwierigkeiten, weil ſie mit unſern hohen Einbildungen und ſündlichen Leidenſchaften ſtreiten; und die Bedingungen, auf welche uns das Evangelium Gnade und Seligkeit anbietet, mißfallen uns, weil ſie unſerm Stolze widerſprechen. Können wir uns denn jemals zu frühe und zu ernſtlich gegen dieſen Feind unſrer Vollkommenheit und unſers Glücks waffnen? Kann man jemals zu ſorgfältig ſein, ihm den Eingang in die Herzen junger Kinder zu verwehren? Geſchieht aber dieſes wohl allemal, andächtige Zuhörer? Sucht man ihnen geringe und beſcheidene Gedanken von ſich ſelbſt einzuflößen? Nein! im Gegentheil, man verſäumt gewöhnlich nichts, was den Hochmuth in ihnen zeugen und befördern kann. Man bringt ihnen ſogleich große Begriffe von ihrer Schönheit, oder von ihrer vornehmen Herkunft, oder von andern nichtsbedeutenden Vorzügen bei. Man erhebt jede richtige Antwort, die man von ihnen erhält, jeden lächerlichen Einfall, womit ſie uns beluſtigen, als Merkmale eines beſondern ſcharfſinnigen Verſtandes. Man erzählt dieſe zweideutigen Proben ihres Witzes in ihrer Gegenwart, und Jedermann überhäuft ſie mit Lobſprüchen, die ſie nicht verdienen. Jeder Beweis ihres Fleißes oder ihres Gehorſams wird ihnen als ein großes Verdienſt angerechnet, da man ſich befriedigen ſollte, ſie zu verſichern, daß ſie in dieſen Stücken ihre Pflicht erfüllt und ihren eigenen Vortheil beobachtet haben. Man erweiſt ihnen faſt eben dieſelben äußerlichen Ehrenbezeugungen, die man erwachſenen Perſonen ſchuldig iſt, und findet ſich wohl gar beleidigt, wenn ſie von andern als Kinder behandelt werden. Man nimmt ſo vielen Antheil an Allem, was ſie betrifft; man iſt ſo geſchäftig, allen ihren Bedürfniſſen unverzüglich abzuhelfen, und ihre Wünſche augenblicklich zu erfüllen, daß ſie ſich nothwendig einbilden müſſen, wichtige Glieder der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein, und eine anſehnliche Stelle in derſelben zu bekleiden. Auf der andern Seite weiß man alle ihre Thorheiten und Fehler zu entſchuldigen, ſollten ſie auch ſchon vorſätzliche Bosheit zum Grunde haben. Man ſchreibt ſie alle der jugendlichen Flüchtigkeit, dem Mangel der Aufmerkſamkeit und der Ueberlegung zu; wenigſtens beſchönigt man ſie bei andern damit, um den Kindern eine in der That heilſame Beſchämung und Verwirrung zu erſparen; und ſo gewöhnet man ſie, die eitle Ehre bei den Menſchen über Alles zu ſchätzen und ſich mehr um den Schein als um das Weſen der Rechtſchaffenheit und Tugend zu bekümmern. Wer ſieht aber nicht, daß dieſes den Stolz in ihren Herzen nährt und die wahre Demuth aus denſelben verbannt?

Wollet ihr eure Kinder vor dieſem an ſchädlichen Folgen ſo fruchtbaren Laſter bewahren, ihr, die Gott zu Eltern, zu Aufſehern und Lehrern gemacht hat, ſo erinnert ſie oftmals an den ſchwachen, dürftigen, unvermögenden und abhängigen Zuſtand, in welchem ſie ſich befinden. Schreibet ihren Fähigkeiten und guten Eigenſchaften ja keinen höhern Werth zu, als ſie wirklich haben. Lehret ſie dieſelben als unverdiente Geſchenke des Höchſten betrachten, die uns niemals berechtigen, uns über andere zu erheben, die uns aber auf das ſtärkſte verpflichten, Andern auf alle Art zu dienen und nützlich zu ſein. Lobet ſie ſelten in ihrer Gegenwart, und geſtattet nicht, daß Andere ſolches auf eine verſchwenderiſche Weiſe thun. Redet ihren Fehlern und Vergehungen niemals das Wort, und ſuchet ſie zu einer richtigen Erkenntniß des ſittlichen Verderbens zu bringen, das die Kräfte der menſchlichen Seele geſchwächt und die Ordnung unter denſelben geſtört hat. Zeiget ihnen bei allen Gelegenheiten, wie wenig Urſache ſie haben, ſich ihrer Geſundheit, ihrer Schönheit, ihrer Stärke, ihrer Gaben, ihrer Geſchicklichkeit zu rühmen, oder ſich darauf zu verlaſſen; wie bald ſie alle dieſe Vorzüge verlieren können; wie weit ſie von vielen Andern in dieſen Stücken übertroffen werden; und wie ſchwach, wie unvollkommen, wie gebrechlich wie unbeſtändig überhaupt die Erkenntniß, die Tugend und die Glückſeligkeit der Sterblichen ſei. Führet ſie endlich in die Schule des Erlöſers; unterrichtet ſie von ſeiner herablaſſenden und großmüthigen Liebe gegen die Menſchen; ſtellet ihnen ſeine Demuth und Sanftmuth zum Muſter der Nachahmung vor, und präget es ihren zarten Herzen tief ein, daß es unmöglich iſt, ein wahrer Chriſt zu ſein und ſelig zu werden, wenn man nicht dem Heilande, wie in allen, alſo auch in dieſen Tugenden, nachfolgt und ähnlich wird. Wie ſehr werden ihnen nicht dieſe Geſinnungen die Erfüllung aller übrigen Pflichten des Chriſtenthums erleichtern! Welch ein ſanftes Licht, welch einen milden Glanz werden ſie nicht über alle ihre guten Eigenſchaften und wirklichen Verdienſte ausbreiten, und wie ſehr werden ſie ſich dadurch gedrungen finden, Alles, was hinter ihnen iſt, zu vergeſſen, und immer nach einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu ſtreben!

Ein dritter Hauptfehler in der Erziehung der Kinder iſt, daß man ſie nicht richtig von den Vorzügen, Vergnügungen und Geſchäften dieſes Lebens urtheilen lehrt. Wie mannigfaltig ſind nicht die falſchen Begriffe, die man ihnen ſchon in ihrer Kindheit von dieſen Dingen beibringt! und wie verderblich iſt der Einfluß, den dieſe Irrthümer nachgehends in ihr ganzes ſittliches Verhalten haben! Man ſtellt ihnen gewöhnlich den Ueberfluß, die Hoheit, den Rang, die Macht, das äußerliche Anſehn als Güter vor, die in ſich ſelbſt unſre Hochachtung verdienen, und die demjenigen, der ſie beſitzt, einen wahren Werth beilegen; als Güter, deren Mangel oder Verluſt den Menſchen ſchlechterdings unglücklich macht, und die folglich würdig ſind, mit dem größten Eifer geſucht, und mit aller möglichen Sorgfalt erhalten zu werden. Man macht ſie zu früh auf den Unterſchied der Stände in der menſchlichen Geſellſchaft aufmerkſam, man unterdrückt ihren natürlichen Hang, ſich gegen Jedermann ohne Anſehn der Perſon freundlich, gütig und dienſtfertig zu betragen; man verbietet ihnen, Leute von geringerem Herkommen, aber von guten Sitten, einer gewiſſen Vertraulichkeit zu würdigen, oder zuweilen mit ihnen umzugehen; und flößet ihnen nach und nach, wo nicht eine gänzliche Verachtung, doch gewiß eine große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen diejenigen ein, die weniger Glücksgüter und äußerliche Vortheile beſitzen, als ſie. Der Reichthum wird ihnen ſchöner als die Tugend, die Armuth und Niedrigkeit häßlicher als das Laſter beſchrieben. Die irdiſchen Vortheile, die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die ſie bei mehrern Jahren zu erwarten haben, werden ihnen mit ſo lebhaften und reizenden Farben abgemalt, daß ſie dem Genuſſe derſelben mit der heftigſten Begierde entgegen ſehen, und ſie zum Ziel aller ihrer Wünſche machen. Und was für einen Unterricht ertheilt man ihnen gewöhnlich von der Beſtimmung des Menſchen und von den Geſchäften dieſes Lebens? Man muß arbeiten, heißt es, um ſich Nahrung und Kleidung zu erwerben; man muß genau auf ſeinen eigenen Vortheil ſehen; und keine Gelegenheit, denſelben zu befördern, unbenutzt laſſen; man muß ſich bemühen, Schätze zu ſammeln, ſich aus dem Staube der Niedrigkeit emporzuſchwingen, und alle diejenigen, die eben dieſe Abſicht haben, weit hinter ſich zurückzulaſſen; man muß ſich ſchlechterdings nach den eingeführten Sitten und Gewohnheiten richten, ſie mögen gut oder böſe, vernünftig oder unvernünftig ſein, damit man nicht für einen beſchwerlichen Sonderling gehalten werde, und ſich dadurch an ſeinem zeitlichen Glück ſchade; man muß zu leben wiſſen, das iſt man muß durch Verſtellung, Schmeichelei und Falſchheit Jedermann zu gefallen und ſich bei Jedermann beliebt zu machen ſuchen, und ſich wohl hüten, ſo zu reden, wie man denkt, oder ſo zu urtheilen, wie es die Beſchaffenheit der Sache mit ſich bringt. Dieß ſind die vornehmſten Lehren, die man insgemein den Kindern giebt, um ſie zu ihrem Eintritte in die große Welt vorzubereiten, und zur glücklichen Führung ihrer künftigen Geſchäfte geſchickt zu machen. Kein Wunder, wenn ſie hernach, von dieſen Vorurtheilen verblendet, ganz an der Erde kleben, wenn ſie von dem niederträchtigſten Eigennutze regiert, und zu allen edeln und großmüthigen Handlungen unfähig werden. Kein Wunder, wenn ſie ſich der Welt in allen Stücken gleichſtellen, ſich von dem Strome des herrſchenden Verderbens ohne Widerſtand dahinreißen laſſen, und ſich mit dem eiteln Ruhme befriedigen, daß ſie keine Mörder, keine Räuber, keine Böſewichter ſind. Kein Wunder, wenn ſie am letzten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit trachten, ſich um die Beſſerung und das Heil ihres unſterblichen Geiſtes am wenigſten bekümmern, und ſo leben, als ob ſie nach dem Tode nichts zu hoffen und zu fürchten hätten.

Eltern, wollet ihr, daß eure Kinder dieſe Wege der Thorheit und des Laſters vermeiden; wollet ihr ſie auf den Pfad der ewigen Weisheit leiten: ſo bringet ihnen geſundere Begriffe von den Vorzügen, von den Vergnügungen und Geſchäften dieſes Lebens bei. Lehret ſie dieſe Dinge in ihrem eigentlichen Verhältniſſe auf unſere gegenwärtige und zukünftige Glückſeligkeit kennen. Warnet ſie vor dem Betruge der Sinne, vor dem blendenden Glanze, der die Mächtigen dieſer Erde umgiebt, vor dem ſcheinbaren Glücke, das hohe Ehrenſtellen und große Reichthümer ihren Beſitzern verſprechen. Zeiget ihnen, daß die Ruhe des Gemüths und die Zufriedenheit des Geiſtes ſehr oft in ſchlechten und niedrigen Hütten, aber nur ſelten in prächtigen Häuſern und Paläſten gefunden werden. Saget ihnen, daß nicht der Rang, nicht der Titel, nicht die Gewalt, ſondern nur der rechte Gebrauch derſelben unſere Hochachtung verdiene; daß nur Tugend und Rechtſchaffenheit, nur wahre Verdienſte den Menſchen ehren und ihm einen wirklichen Vorzug vor andern geben; und das der geringſte Tagelöhner, der ſeiner Pflicht getreu iſt, in den Augen des Höchſten unendlich mehr gilt, als der gekrönte Fürſt, der ſeine Macht zur Unterdrückung des Unſchuldigen mißbraucht. Saget ihnen, daß nur das Laſter den Menſchen erniedrigt, daß Gott ſowohl der Schöpfer und Vater der Armen als der Reichen ſei, daß wir uns Alle als Brüder betrachten, als ſolche herzlich lieben, und einander nach unſerm Vermögen dienen müſſen. Unterrichtet ſie davon, wie nichtig alle Luſt dieſer Welt iſt, wie oft die empfindlichſten Schmerzen, die bitterſte Reue, die heftigſte Unruhe auf den unordentlichen Genuß derſelben folgen, und wie ſehr ſich diejenigen betrügen, die darin ihre Glückſeligkeit ſuchen. Stellet ihnen die Geſchäfte dieſes Lebens, die Erfüllung der Pflichten ihres Berufs, nicht blos als Mittel vor, ſich ſeinen Unterhalt oder Ueberfluß und gemächliche Tage zu verſchaffen, ſondern als Mittel, ſeine Gaben und Geſchicklichkeiten zum Nutzen anderer Menſchen anzuwenden, und etwas zum allgemeinen Beſten beizutragen. Lehret ſie edel und uneigennützig denken und nicht ſowohl ihren beſondern Vortheil, als vielmehr das Wohlſein der ganzen Geſellſchaft, deren Glieder ſie ſind, zum letzten Endzwecke ihrer Bemühungen machen. Führet ihnen endlich oftmals zu Gemüthe, daß ſie eine unſterbliche Seele haben, die eines unaufhörlichen Glücks fähig iſt, daß dieſe Erde der Ort nicht iſt, wo ſie ihre Beſtimmung erreichen ſollen, daß ſie Gott zur Ewigkeit geſchaffen, daß er ſie hier in einen Stand der Prüfung und der Uebung geſetzt hat, in welchem ſie ſich zu dem künftigen Leben vorbereiten und geſchickt machen ſollen, und daß dieſes das allerwichtigſte Geſchäft iſt, das ſie hier zu beſorgen haben. Dieſe Art zu denken und zu urtheilen, wird ſie vor dem Wege des Verderbens bewahren und weiſe machen zur ewigen Seligkeit.

Ich bemerke endlich als einen vierten Hauptfehler, den man bei der Erziehung der Kinder begeht, daß man ſie mehr durch Vorſchriften als durch Beiſpiele unterrichten und beſſern will. Vorſchriften machen lange nicht ſo tiefe und bleibende Eindrücke auf ſie, als Beiſpiele; und wenn es an dieſen fehlet, ſo werden jene größtentheils gar keinen Nutzen haben. Die Urſache davon iſt offenbar. Die Sinne und Einbildungskraft ſind bei Kindern weit geſchäftiger, als der Verſtand, und ſie ſind viel geneigter, dem, was ſie ſehen und hören, nachzuahmen, als die rechtmäßige oder unrechtmäßige Beſchaffenheit deſſelben durch mühſames Nachdenken zu unterſuchen. Die Erfahrung lehrt dabei, das die beſten Grundſätze ſehr oft nicht vermögend ſind, der Gewalt des böſen Exempels zu widerſtehen; ſo wie im Gegentheil ſchöne Muſter der Tugend und Frömmigkeit nicht ſelten den Mangel des Unterrichts reichlich erſetzen. Wie oft geſchieht es aber nicht, daß ſich Eltern oder Aufſeher damit befriedigen, ihren Kindern oder Untergebenen gute Lebensregeln vorzuſchreiben, ohne ſelbſt an die Beobachtung derſelben zu gedenken! Ja, wie oft geſchieht es nicht, daß ſie ihren Lehren und Vorſchriften durch ein mit denſelben ſtreitendes Verhalten alle Kraft benehmen, und die Religion und Tugend ſelbſt durch dieſen Widerſpruch verdächtig und verächtlich machen! Dieß iſt die vornehmſte Urſache, warum ſo oft alle ihre Vorſtellungen, Warnungen, Ermahnungen und Beſtrafungen vergeblich ſind. Ihr eigenes Beiſpiel zernichtet ſie, und ſie berauben ſich ſelbſt aller Früchte ihrer Arbeit.

Wolltet ihr dieſer ſüßen Früchte genießen, ihr, denen Gott Kinder anvertrauet hat, ſo beweiſet die Nothwendigkeit, die Anſtändigkeit, die Schönheiten der Tugend, die ihr ihnen anpreiſet, durch eine ſorgfältige und ſtandhafte Ausübung derſelben. Wollet ihr, daß eure Kinder Gott fürchten, und ihn im Geiſte und in der Wahrheit dienen: ſo laſſet ſelbſt eine wahre Gottesfurcht von euch blicken. Redet niemals ohne die tiefſte Ehrerbietung von dieſem herrlichen Weſen; hütet euch vor allem Mißbrauche ſeines heiligen Namens; nehmt die Uebung des öffentlichen und geheimen Gottesdienſtes mit unverſtellter Andacht wahr; ſchreibet alle Vortheile, die ihr genießet, der unverdienten Gnade des Höchſten zu, und betet alle ſeine Wege in demüthiger Unterwerfung an. Wollet ihr, daß eure Kinder Gerechtigkeit, Billigkeit, Menſchenliebe, Gutthätigkeit lernen ſollen: ſo laſſet ſie Zeugen davon ſein, daß ihr ſelbſt dieſe Pflichten auf das genaueſte zu erfüllen ſucht.

Verurtheilet ohne Anſehn der Perſon jede ungerechte, jede unbarmherzige That, und ſtellet ſie in ein ſolches Licht, daß ſie ihnen Schrecken und Abſcheu verurſacht. Freuet euch mit ihnen über jede Gelegenheit, Andern wohlzuthun, und laſſet nicht leicht einen Nothleidenden, oder einen Betrübten ungetröſtet von euch gehen. Wollet ihr, daß eure Kinder mäßig, keuſch und züchtig leben: ſo befleißiget euch ſelbſt dieſer Tugenden. Vermeidet in euern Worten, in euren Geberden und Handlungen Alles, was der Ehrbarkeit im Geringſten zuwider iſt — Alles, was ihnen zu unordentlichen und ausſchweifenden Gedanken und Begierden einigermaßen Anlaß oder Reizung geben kann. Uebet euch in der Enthaltſamkeit, und zeiget ihnen, daß ihr viele Dinge, die euch ſonſt angenehm ſind, entbehren könntet, ohne deswegen unruhig oder unglücklich zu ſein. Wollet ihr eure Kinder Sanftmuth und Demuth lehren, ſo laſſet euch ja nicht in ihrer Gegenwart von dem Zorne dahin reißen, ſondern beherrſchet euch ſelbſt. Rühmet euch niemals eurer Vorzüge, und verachtet Niemanden, der ſich nicht durch Thorheit und Laſter verächtlich macht. Gehet nicht auf eine allzu gebietriſche Weiſe mit denjenigen um, die euch Gehorſam ſchuldig ſind, und beweiſet es durch euer Betragen gegen ſie, daß ihr ſie für eure Mitgeſchöpfe erkennet, daß ihr ſie liebet, und für ihren Wohlſtand ſorget. Vergebet denjenigen, die euch beleidigen, von ganzem Herzen und hütet euch, rachgierige Geſinnungen gegen dieſelben an den Tag zu legen. Wollet ihr endlich eure Kinder zu Bürgern des Himmels bilden, ſo führet ſelbſt einen himmliſchen Wandel. Laſſet eine edle Verachtung alles deſſen, was irdiſch und vergänglich iſt, von euch blicken. Vergleichet oftmals das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen. Sehet mehr auf das Unſichtbare, als auf das Sichtbare und richtet euer ganzes Thun und Laſſen ſo ein, daß man daraus ſchließen kann, daß euch nichts ernſtlicher angelegen ſei, als eure Seelen zu erretten, und ſelig zu werden.

Werdet ihr dieſe und die vorhergehenden Regeln des Verhaltens ſorgfältig beobachten, andächtige Zuhörer, ſo werdet ihr gewiß die Fehler, vor welchen wir euch in dieſer Stunde gewarnt haben, nicht mehr begehen. Ihr werdet eure Kinder nach der Forderung unſers Textes *aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn*; und der Herr wird eure Bemühungen, wenn ſie aufrichtig und beſtändig ſind, gewiß nicht ungeſegnet laſſen. Er wird euch dereinſt den herrlichen Lohn geben, den er ſeinen treuen Haushaltern und Knechten verheißen hat. Und welch ein Glück, welch eine entzückende Freude wird es nicht für euch ſein, wenn ihr an jenem großen Tage der Vergeltung mit Unerſchrockenheit vor dem Angeſichte des Richters der Lebendigen und der Todten erſcheinen, wenn ihr ihm von der Verwaltung des euch anvertrauten Amts eine freudige Rechenſchaft geben, und von den Eurigen begleitet, zu ihm ſagen könnet: *Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir anvertrauet haſt.* Amen.

Johann Heinrich Daniel Zſchokke

ward am 22. März 1771 in Magdeburg geboren, erhielt in ſeiner Vaterſtadt eine wiſſenſchaftliche Bildung und ſtudirte dann in Frankfurt an der Oder, wo er ſich ſpäter habilitirte, und 1793 Profeſſor der Philoſophie wurde. Er gab jedoch dieſen Beruf wieder auf, und ging 1797 nach Graubünden, wo er die Leitung einer Erziehungsanſtalt übernahm. Zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion trat er überall vermittelnd, nur für das Beſte des Landes, das er als ſein zweites Vaterland betrachtete, ſtrebend ein, und wirkte als Regierungscommiſſar verſchiedener Cantone, und während 1800 — 1801 als Regierungsſtatthalter zu Baſel höchſt ſegensreich. Dann zog er ſich nach Schloß Biberſtein im Aargau zurück, wurde aber 1804 bereits wieder in die Verwaltung berufen und leitete das Berg- und Forſtweſen. 1815 trat er in den großen Rath des Cantons. 1829 legte er jedoch ſeine ſämmtlichen Aemter nieder, und lebt gegenwärtig, nur ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit ſich hingebend, hochgeehrt in Aarau.

Seine Schriften ſind:

Romane: Die ſchwarzen Brüder; Abällino (1793, auch als Trauerſpiel, 1795); Koronato; Stephan Bathori; Alamontade; Prinzeſſin von Wolfenbüttel. 2 Thle; die Nonne; Guilio della Obizzi; der Feuergeiſt; das Goldmacherdorf; der Flüchtling im Jura; der Freihof von Aarau, 2 Thle.; Addrich im Moos, 2 Thle. ff.

Dramen: Graf Monaldeſchi; Julius von Saſſen; die eiſerne Larve; Mißverſtändniß; Hippolyt und Roswida; der Marſchall von Sachſen; Molière's Luſtſpiele. 6 Thle. (Zürich 1805 ff.)

Hiſtoriſche Schriften: Geſchichte vom Kampf und Untergang der ſchweizeriſchen Bergcantone. 1801. Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung. 1803. 3 Thle. Geſchichte des baierſchen Volks und ſeiner Fürſten. 1813 — 1818. 4 Thle. Des Schweizerlands Geſchichten für das Schweizervolk. 1822 u. ſ. w.

Gab ferner heraus: Den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten ſeit 1798. Miscellen der neueſten Weltkunde. 1807 — 1813. Erheiterungen. 1811 — 1825. Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. 1817 — 1823. Sämmtliche ausgewählte Schriften. Aarau, 1825 ff. 40 Thle. Ausgewählte belletriſtiſche Schriften. Aarau, 1826. 14 Thle. 12. u. öfter.

Z. hat ſich faſt in allen Gattungen ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, und überall mit Erfolg verſucht. Am glücklichſten iſt er als Erzähler, indem er mit künſtleriſcher Beſonnenheit, reiche Phantaſie, treffende und conſequente Charakterzeichnung, Lebendigkeit des Vortrags, und einen ſeinen Stoffen ſtets höchſt angemeſſenen natürlichen und doch edeln und correcten Styl verbindet. Am Meiſten gewirkt hat er dagegen wohl als Hiſtoriker und durch ſeine Volksſchriften, da er ſtets den Geiſt der Zeit zu erfaſſen und zu durchdringen, und geſunde Anſichten zu entwickeln und zu verbreiten bemüht iſt.

Vergleiche Zſchokke's Leben von *Ernſt Münch*. Haag, 1830.

Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

(Erzählung von Zſchokke.)

1.

Mutter *Käthe*, des alten Nachtwächters Frau, ſchob am Sylveſterabend um neun Uhr das Zugfenſterlein zurück und ſteckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in ſtillen, großen Flocken, vom Fenſterlicht geröthet, auf die Straßen der Reſidenz nieder. Sie ſah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menſchen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeſchenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäuſern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzſälen ſtrömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Luſt und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Naſe belegten, zog ſie den Kopf zurück, ſchob das Fenſterlein zu, und ſagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hauſe und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es ſchneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gaſſen wird es die ganze Nacht lebhaft ſein. Es iſt, als wäre in allen Häuſern Tanz und Feſt. Man ſieht viel Masken. Da hat unſer Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte *Gottlieb* nickte mit dem Kopf und ſprach: „Käthchen, ich laſſ' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's ſchon zwei Tage voraus geſagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienſt erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier geſagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeiſter in einem Regiment ſeines Königs geweſen, bis er bei Erſtürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erſte im Kampfe für das Vaterland erſtieg, zum Krüppel geſchoſſen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze beſtieg, nachdem ſie erobert war, empfing für ſolche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienſtkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeiſter mußte froh ſein, mit dem zerſchoſſenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeiſterſtelle, denn er war ein verſtändiger Mann, der eine gute Handſchrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbeſſerung des Schulweſens war ihm aber auch die Lehrerſtelle entzogen, weil man einen jungen Menſchen, der nicht ſo gut, als er, leſen, ſchreiben und rechnen konnte, verſorgen wollte, indem einer von den Schulräthen deſſen Pathe war. Den abgeſetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm ſeinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthſchafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb, ein wahrer Weltweiſer, der mit Wenigem recht glücklich ſein konnte. Philipp verdiente ſich bei dem Gärtner, in deſſen Lohn er ſtand, ſein täglich Brod zur Genüge, und wenn er beſtellte Blumen in die Häuſer der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübſcher Burſche von ſechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm blos ſeines Geſichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben ſolch' ein Geſicht nicht aufweiſen konnte.

Frau Käthe hatte ſchon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hauſe den Sohn zu rufen, als dieſer in die Stube trat.

„Vater,“ ſagte Philipp und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es ſchneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich dieſe Nacht ablöſen, wenn du willſt. Lege du dich ſchlafen.“

„Du biſt brav!“ ſagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen ſei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch eſſen und mir gütlich thun. Mütterchen, haſt vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ ſagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleiſch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaſchen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn ſie theilen. Da können wir ſchon wohl leben.“

„Nun, deſto beſſer für euch. Und habt ihr ſchon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achſeln.

Philipp legte Geld auf den Tiſch und ſagte: „Da ſind zweiundzwanzig Gulden, die ich erſpart habe. Ich kann ſie wohl entbehren. Nehmet ſie zum Neujahrgeſchenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und ſorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es geſund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich ſorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb ſagte: „Philipp, du biſt wahrhaft der Troſt und Stab unſers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu ſein und deine Eltern zu lieben. Ich ſage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünſche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das ſteht in deiner Macht. Dann biſt du reich genug. Dann haſt du deinen Himmel im Gewiſſen.“

So ſprach der alte Gottlieb, ging und ſchrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und ſagte: „Was du mich als Kind gekoſtet, haſt du beinahe ſchon Alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Erſparniſſen ſchon dreihundert und ſiebenzehn Gulden empfangen und genoſſen.“

„Dreihundert und ſiebenzehn Gulden!“ rief Frau Käthe mit großem Erſtaunen. Dann wandte ſie ſich mitleidig zu Philipp und ſagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerſt mich. Ja, recht ſehr jammerſt du mich. Hätteſt du die Summe für dich ſparen und zurücklegen können, ſo würdeſt du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Roſe heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröſte dich. Wir ſind alt; du wirſt uns nicht mehr ſo lange unterſtützen müſſen.“

„Mutter,“ ſagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redeſt du? Röschen iſt mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieſer Welt keine Eltern mehr haben, als euch, aber wenn es ſein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich ſchon unter zehntauſend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte.“

„Du haſt Recht, Philipp!“ ſagte der Alte: „Lieben und Heirathen iſt kein Verdienſt: aber alte, arme Eltern ehren und unterſtützen, das iſt Pflicht und Verdienſt. Sich ſelbſt opfern mit ſeinen Leidenſchaften und Neigungen für das Glück der Eltern, das iſt kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich.“

„Wenn nur,“ ſagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen iſt ein ſchönes Mädchen, das muß man ſagen. Es iſt freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es iſt tugendhaft und verſteht die Haushaltung.“

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!“ verſetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geſchworen, ſie nehme keinen andern Mann, als mich; und das iſt genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszuſetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es iſt nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander ſo oft zu ſehen, als wir gern möchten. Sie ſagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß ſehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu ſprechen; denn Röschen bringt den Sylveſterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich ſie des Nachts heim.“

Unter dieſen Geſprächen ſchlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel ſeines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorſorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünſchte den Eltern gute Nacht und begab ſich auf ſeinen Poſten.

2.

Philipp ſchritt majeſtätiſch durch die beſchneiten Gaſſen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutſchen fuhren her und hin. Alles war in den Häuſern hell und licht. Unſern Nachtwächter beluſtigte das heitere Leben. Er ſang und blies im angewieſenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebſten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hauſe unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört ſie mich,“ dachte er, „nun denkt ſie an mich, und vergißt vielleicht Geſpräch und Spiel. Wenn ſie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!“

Und als er ſeinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und ſah nach den erleuchteten Fenſtern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen ſah er weibliche Geſtalten am Fenſter, dann ſchlug ſein Herz ſchneller. Er glaubte Röschen zu ſehen. Verſchwanden die Geſtalten, ſo ſtudierte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten ſei und was ſie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Froſt und Schnee da zu ſtehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Froſt und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage ſo romantiſch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen. Er ſpürte den Einfluß der Kälte erſt, als es eilf Uhr ſchlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen ſollte. Die Zähne klapperten ihm vor Froſt. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blaſen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um ſich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einſames Nebengäßchen ging, trat ihm eine ſeltſame Geſtalt entgegen, ein Menſch mit ſchwarzer Halblarve vor dem Geſicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, ſeitwärts aufgeſchlagenen Hut, fantaſtiſch mit vielen hohen, ſchwankenden Federn geſchmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Dieſe aber vertrat ihm den Weg und ſagte: „Du biſt mir ein allerliebſter Kerl, du! Du gefällſt mir! Wo gehſt du hin? Sag' mir's.“

Philipp antwortete: „In die Mariengaſſe, da ruf' ich die Stunde.“

„Göttlich,“ rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närriſcher Kerl, und laß dich hören; aber das ſag' ich dir, als Virtuoſe laß dich hören, ſonſt bin ich nicht zufrieden. Kannſt du ein luſtiges Stückchen ſingen?“

Philipp ſah wohl, der Herr war ein luſtiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glaſe Weins in warmer Stube beſſer, als bei ſolcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erſtarrt.“ — Damit ging er ſeines Weges in die Mariengaſſe und ſang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und ſprach: „Das iſt kein Kunſtſtück. Das kann ich auch, du närriſcher Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blaſen und ſingen. Du ſollſt dich halb zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächſten Station den Bitten der Maske nach, und ließ ſie blaſen und ſingen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten=, zum dritten= und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu ſein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geſchicklichkeit unerſchöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des luſtigen Herrn, der vermuthlich aus froher Geſellſchaft oder von einem Balle kam, und ſich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgeſtimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Luſt, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Iſt es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuſchchen auf meine Rechnung; und haſt du eins, ſo komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommſt du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinſt du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Luſt. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finſteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn alſo das Nachtwächter=Vikariat auf eine Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann ſollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauſchen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensſchatz!" rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küſſen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärſt. Nun, es ſoll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr ſtelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!"

Die Kleider wurden vertauſcht. Die Maske vernachtwächterte ſich. Philipp band die Larve um, ſetzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte ſich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er ſeinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte ſich noch einmal um und ſagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienſt rauben."

„Was denkſt du denn, närriſcher Kerl?" rief der Vikar: „Meinſt du, ich wiſſe nicht, was meines Amtes ſei? Dafür laß mich ſorgen. Ich bin ein Chriſtenmenſch, ſo gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwiſchen die Beine. Um zwölf Uhr biſt du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibſt mir meine Kleidung wieder. Adjeu! Das iſt ein Teufelsſpaß für mich."

Trotzig ging der Nachtwächter ſeines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palaſtes bog, fühlte er ſich von einer maskirten Perſon berührt, die ſo eben vor dieſem Palaſte aus einem Wagen geſtiegen war. Philipp blieb ſtehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiſer Stimme: „Was ſteht zu Befehl?"

„Gnädigſter Herr, Sie ſind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" ſagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und ſchielte nach der ſtrahlenden Diamantſchleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie ſich hüllen mögen, Ihre edle Geſtalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligſt vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie ſehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Alſo ſpielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger: ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter=Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börſe, über Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem beſtürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wiſſen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieſer und ſchob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüſterte mit einer graziöſen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In dieſem Augenblick hörte Philipp ſeinen Stellvertreter in einer benachbarten Gaſſe vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erſt merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Reſidenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geiſtvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauſchen. „Nun," dachte Philipp, „ſpielt er den Nachtwächter gut, ſo will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz ſein kann. Es iſt ſeine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock ſchieße. — „Er wickelte ſich feſter in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörſe an, ſteckte ſie ein und ſagte: „Maske, wer ſind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück."

„Ich bin der Kammerherr Pilzow."

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen."

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorſtufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tauſend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen ſich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den ſchwebenden Kriſtallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharniſchte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perſer und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauſpiel hatte er ſein Lebtag nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales ſchwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmoniſchen Wellen der Muſik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung ſo gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeiſchwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltiſch?" flüſterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht beſehen, als Bramine da ſtand.

„Laſſen Sie mich nur erſt aufthauen!" entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt."

„Aber ein Glas warmen Punſch?" ſagt der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pſeudo=Prinz ließ ſich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punſch war gut, und bald ergoß ſich ſein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie ſteht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?" fragte er den Kammerherrn, als ſie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine ſeufzte und zuckte die Achſeln: „Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, ſie liebe mich . . . denken Sie ſich meine Verzweiflung . . . unſere Häuſer waren einig . . . plötzlich bricht ſie gänzlich mit mir ab."

„Ei, das iſt das Erſte, was ich höre!" rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wiſſen nicht? Die ganze Reſidenz ſpricht davon!" ſeufzte der Kammerherr: „Schon ſeit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe ſchickte ſie mir unerbrochen zurück. Sie iſt eine geſchworne Feindin der Baroneſſe Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit ihr zu meiden. Denken Sie ſich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht ſie mich zum Kavalier der Baroneſſe — was ſollte ich thun? Konnte ich widerſprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . ſie erfuhr Alles . . . ſie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramin, benutzen ſie den Augenblick, die allgemeine Freude verſöhnt Alles. Iſt die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie ſie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei ſchwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr —"

Philipp, den der Punſch begeiſtert hatte, dachte: da iſt ein gutes Werk zu thun! und machte ſich ohne Umſtände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtetete ihn eine Weile ernſt und erröthend, als er ſich an ihrer Seite niederſetzte. Sie war ein ſchönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, ſein Röschen ſei noch zehntauſendmal ſchöner.

„Meine Gräfin —" ſtammelte er, und gerieth in Verlegenheit, als ſie ihren hellen, ſchwärmenden Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," ſagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt deſto ernſthafter."

„Deſto beſſer, ſo darf ich Sie nicht fliehen, Prinz."

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in dieſem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?"

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin — Ihre Grauſamkeiten — Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlaſſen ſteht.“

Die ſchöne Karmeliterin ſchlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wiſſen Sie auch, ſchöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geſchichte ſo unſchuldig iſt, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ ſagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was ſagten Sie mir nicht erſt vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie ſelbſt ſagen es ja. Nun ſchwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen ſeinen Willen dahin, mußte beſtändig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal ſein —“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte ſpöttiſch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baroneſſe faſt alle Grenzen des Anſtands verletzt, hat ſich durch ſein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verſtoßen!“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie ſich für Pilzow ſo lebhaft intereſſiren? Sonſt war's doch nicht ſo.“

„Es geſchieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger ſeine traurige Lage, in die Sie ihn ſtürzten. Ich ſchwöre Ihnen, er iſt unſchuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen.“

„Still!“ liſpelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!“ — Sie legte ihre Larve vor, ſtand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen eiferſüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat ſchüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entſtand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Beſſeres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu ſagen, und überließ ſie ihrem Schickſal. Er ſelbſt ging in den Saal zurück.

4.

Hier ſtieß ihn ein Mameluk an und ſagte haſtig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Iſt das Roſenmädchen hier im Kabinet?“ — Der Mameluk trat hinein und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!“ und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenſter.

„Was ſteht zu Befehl?“ fragte Philipp.

„Ich beſchwöre Sie,“ ſagte der Mameluk mit gedämpfter aber fürchterlicher Stimme, „wo iſt das Roſenmädchen?“

„Was geht mich das Roſenmädchen an?“

„Aber mich deſto mehr!“ entgegnete der Mameluk, deſſen gepreßte Stimme, deſſen unruhige Bewegungen eine ſchreckliche Gährung ſeines ganzen Innern verriethen: „Mich deſto mehr! Es iſt mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beſchwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnſinn. Laſſen Sie von meinem Weibe.“

„Von Herzen gern!“ antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu ſchaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußerſten entſchloſſen, und ſollte es mir das Leben koſten. Verſtellen Sie ſich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — ſehen Sie — hier iſt das Billet, das Ihnen das falſche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es geleſen zu haben, im Gedränge verloren.“

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleiſtift war von einer weiblichen Hand darauf geſchrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig ſind, lohn' ich's Ihnen.“

„Hm!“ brummte Philipp: „Das iſt, ſo wahr ich lebe, nicht an mich geſchrieben. Ich kümmere mich um Ihre Gemahlin wenig.“

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht raſend. Wiſſen Sie, wen Sie vor ſich haben? Ich bin der Marſchall Blankenſchwerd. Daß Sie meinem Weibe nachſtellen, iſt mir ſeit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.“

„Herr Marſchall,“ verſetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eiferſucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir ſo tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin ſoll Ruhe vor mir haben.“

— Iſt es Ihr Ernſt, Prinz?“

„Vollkommen.“

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben ſie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reiſen. Bereden Sie ſie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient iſt.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entſetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Menſch könne in ſeiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er ſich in der Maſſe der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die ſchwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüſterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt ihnen die verlaſſene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröſter zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröſter zählen?“

„Warum ſind ſie ſo ungehorſam und änderten die Maske nicht?“ ſagte die Wittwe, indem ſie mit ihm ſeitwärts ging, wo ſie freier mit ihm in's Geſprach treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt ſind?“

„Die Leute,“ verſetzte Philipp, „ſind doch ungewiß und irren ſich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie ſich nicht auf der Stelle anders, ſo verlaſſe ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das ſchöne Roſenmädchen. Sind die Roſen ſo ſchnell verblüht?“

„Was iſt nicht vergänglich? Beſonders Männertreue! Ich ſah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon ſchlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen.“

„Hm!“ verſetzte Philipp trocken, „klagen Sie mich nicht an, ſonſt klag' ich Sie auch an.“

„Zum Beiſpiel, ſchöner Schmetterling?“

„Es giebt zum Beiſpiel doch keinen treuern Mann, als den Marſchall.“

„Das iſt er wohl. Und ich habe Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unſer Verhältniß ausgeſpürt.“

„Seit der letzten Redoute am Hofe, ſchöne Wittwe.“

„Wo Sie zu ausgelaſſen und unvorſichtig waren, ſchöner Schmetterling.“

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich ſchätze den Marſchall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden ſehen.“

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile ſprachlos.

„Haben Sie,“ fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, ſo reiſen Sie mit dem Marſchall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es iſt beſſer, daß wir uns nicht zu viel ſehen. Eine ſchöne Frau iſt ſchön; eine treue, tugendhafte Frau iſt aber noch ſchöner.“

„Prinz!“ rief die beſtürzte Marſchallin, „iſt das Ihr Ernſt? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen!“

„Sehen Sie,“ ſagte Philipp, „ich bin ein Verſucher ganz eigener Art. Ich ſuche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde ſie ſo ſelten. Die Treueſte und Tugendhafteſte kann mich allein feſſeln — darum feſſelt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefeſſelt. Aber es thut mir leid, Frau Marſchallin, das ſind eben Sie gerade nicht.“

„Sie ſind in einer abſcheulichen Laune, Prinz!“ ſagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Buſens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein,“ erwiederte Philipp, „ich bin, ſo wahr ich lebe, in der ehrlichſten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch geſagt.“

„Wie?“ rief die Wittwe erſchrocken, „Sie haben dem Marſchall Alles offenbart?“

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte.“

Die Wittwe wandte ſich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte ſie: „Wo iſt mein Mann?“

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langſamen Schritten daher kam.

„Prinz!“ ſagte die Wittwe mit einem Tone voll unausſprechlichen Zorns, „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abſcheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menſchen fähig. Sie ſind ein Verräther. Mein

Mann iſt ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie ſind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieſer Welt ſehen Sie mich nicht wieder." — Mit dieſen Worten wandte ſie ihm ſchnell und ſtolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor ſich mit ihm, wie man ſah, in eine ſehr ernſte Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor ſich in den Bart und dachte bei ſich: „Mein Subſtitut, der Nachtwächter, mag ſehen, wie er zurecht kommt. Ich ſpiele meine Rolle in ſeinem Namen ſo übel nicht. Wenn er nur morgen ſo ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden und erblickte mit Vergnügen die ſchöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieſer ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, ſo warf er ihm eine Kußhand zu und bezeichnete pantomimiſch die Höhe ſeiner Seligkeit. Philipp dachte bei ſich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute ſollten bald alle mit mir zufrieden ſein. Es iſt in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu ſein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beſte Advokat mit einer langen Rede. Er hatte das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu ſprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz ſein."

Er ſah nach der Uhr, es war erſt halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Haſt auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin verſöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es iſt gut, daß es geſchah. Sie will noch dieſe Nacht abreiſen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch ſei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank iſt ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marſchall ſchnell davon wollte, „was ſoll ich mit dem Papier?"

Der Marſchall antwortete: „Es iſt meine Spielſchuld von voriger Woche, die ich faſt vergeſſen hatte, und jetzt bei der Abreiſe nicht vergeſſen möchte. Ich habe den Wechſel auf Ihre königliche Hoheit endoſſirt." Damit verſchwand der Marſchall.

5.

Philipp ſchielte in das Blatt, las da etwas von fünftauſend Gulden, ſteckte das Papier zu ſich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wiſperte ihm Jemand in's Ohr: „Königliche Hoheit, wir ſind Beide verrathen. Ich erſchieße mich." — Philipp ſah ſich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

„Was wollen Sie, Maske?" fragte Philipp ganz gelaſſen.

„Ich bin der Oberſt Kalt!" antwortete flüſternd der Neger: „Die unſelige Marſchallin hat dem Herzog Herrmann geplaudert, und dieſer ſpeit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

„Meinethalben!" verſetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" ſeufzte der Neger ängſtlich, „vielleicht werde ich dieſe Nacht ſchon arretirt und morgen auf die Feſtung gebracht. Ich erhänge mich lieber."

„Davon haben Sie keinen Nutzen!" ſagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande Preis geben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken iſt gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich ſpringe von der Brücke und erſäufe mich noch dieſe Nacht."

„Behüte Gott!" ſagte Philipp, „was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?"

„Ihre königliche Hoheit ſcherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigſt, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir."

Philipp folgte dem Neger in ein einſames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düſtern Schein verbreiteten. Der Neger warf ſich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und ſeufzte laut. Philipp fand auf einem Tiſche Erfriſchungen, nebſt feinen Weinen, und ließ ſich's ſchmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit ſo ruhig bei der verdammten Geſchichte bleiben kann!" ſagte der Neger; „wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geiſterbeſchwörer ſpielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer Liſt retten können. Jetzt hat er ſich aus dem Staube gemacht."

„Deſto beſſer!" erwiederte Philipp, und füllte ſein Glas von neuem, „ſo ſchieben Sie alle Schuld auf ihn. Er iſt davon."

„Wie auf ihn ſchieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marſchallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus ſeinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geiſterbannerei beſtachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geiſt war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es iſt ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

„Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er iſt gut!" ſagte Philipp, und nahm mit großer Eßluſt ein friſches Stück Torte. „Und überhaupt," ſetzte er hinzu, „muß ich Ihnen offen geſtehen, lieber Oberſt, daß ſie für einen Oberſten ſehr feig ſind, und ſich da einer Narrengeſchichte willen gleich erſchießen, erſäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre ſchon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen ſagen, daß ich aus ihrem Geſchwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde."

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Der Kammerjunker des Herzogs — er iſt mein alter Freund — vertraute mir dieſen Augenblick, die Marſchallin ſei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm geſagt: die Komödie im Hauſe des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian geſtiftet, der Ihnen ſeine Schweſter nicht gönnte. Die Hexe, die ſie ſahen, war ich ſelbſt, als Abgeordnete der Prinzeſſin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu ſein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze haben ſollten, ſo wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, daß Sie, nach der Vermählung mit der Prinzeſſin, als Mätreſſe zu ſich nehmen und adeln laſſen wollten. Und der Geiſt, der Sie abprügelte, war Oberſt Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie ſich keine Hoffnung länger; Sie waren vergebens. — So hat die Marſchallin dem Herzog geſagt, und iſt verſchwunden."

Philipp ſchüttelte den Kopf und brummte: „Das ſind mir auch ſaubere Geſchichten! Solcher Streiche ſchämt man ſich ja im gemeinſten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!"

„Nein," rief der Oberſt, „Raſenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marſchallin. Das Weib muß eine Furie ſein. — Gnädigſter Herr, retten Sie mich."

„Wo iſt denn der Herzog?" fragte Philipp.

„Der Kammerjunker ſagte, er ſei ſchnell aufgeſtanden und habe blos gerufen: ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unſere Hiſtorie nach ſeiner Art malt."

„Iſt denn der König hier?"

„Allerdings. Er ſpielt im Nebenzimmer mit dem Erzbiſchof und dem Polizeiminiſter l'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit," ſagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht ſein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim erſten böſen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit dieſen Worten verſchwand der Neger.

6.

„Es iſt hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirſt, Philipp!" dachte Philipp bei ſich ſelber, „du verwickelſt dich und deinen Subſtitut in gottloſe Händel, aus denen dich und ihn weder ſeine noch deine Klugheit rettet. — Das alſo wäre der Unterſchied zwiſchen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geſchehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webſtuhl, bei Spaten und Leiſten nichts träumen laſſen! Man bildet ſich ein, die Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthſchaft! Ich habe in einer Viertelſtunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einſam, mein Prinz?" flüſterte hinter ihm eine Stimme, „ich preiſe mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp ſah ſich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juwelen. — „Was wollen Sie?" fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigſtes Gehör!" antwortete der Knappe, „es iſt dringend, das Reſultat ihnen vielleicht lieb."

„Wer ſind ſie denn, Maske, wenn ich fragen darf?"

„Graf Bodenlos, der Finanzminiſter, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" verſetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Geſicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Naſe eine neue Larve zu ſein ſchien.

„Nun, Herr Graf, was ſteht zu Befehl?“ fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich ſchon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelaſſen zu werden. Und doch — Gott iſt Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh ſo lebhaften Antheil, als ich.“

„Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden!“ verſetzte Philipp, „aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.“

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?“ fragte der Bergknappe.

„So viel Sie wollen.“

„Es hat ſich an mich wegen der fünfzigtauſend Gulden gewendet, die Sie ihm ſchuldig geworden ſind. Es droht, ſich an den König zu wenden. Und Sie wiſſen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

„Können die Leute nicht warten?“ fragte Philipp.

„So wenig als die Gebrüder Goldſchmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundſiebenzigtauſend Gulden fordern.“

„Mir gleich. Wenn die Menſchen nicht warten wollen, ſo muß ich . . .“

„Keine verzweifelten Entſchlüſſe, gnädigſter Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Geleis zu bringen, wenn . . .“

„Was denn, wenn?“

„Wenn Sie mir Ihre Gnade ſchenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranſtaltet, ſo daß daſſelbe ſehr im Preis geſtiegen iſt. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe ſchnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles iſt in der Ordnung. Das Haus ſtreicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundſiebenzigtauſend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umſtande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifenſack, mich aus dem Miniſterium zu verdrängen, ſo bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißeſter Wunſch wäre. Es ſteht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifenſack verlaſſen, und unſer Spiel iſt gewonnen. Für mich iſt es einerlei, ob ich im Miniſterium bleibe, oder nicht. Ich ſehne mich nach Ruhe. Aber es iſt mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen miſchen, ſo habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminiſter, auf Antwort wartend, eine Brillantendoſe hervorzog und eine Priſe nahm, ſagte Philipp: „Wenn ich Sie recht verſtehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten, und wird es der König zugeben?“

„Wenn ich an den Geſchäften bleibe, ſo laſſen Sie das meine Sorge ſein, gnädigſter Herr. Sobald die Preiſe der Lebensmittel ſteigen, wird der König gleich von ſelbſt an eine Kornſperre denken und die Getreideausfuhr mit ſchweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie geſagt, kommt der Greifenſack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er ſich in's Fach hineinſtudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann ſpielen, um nachher den König und das Land deſto ärger zu prellen. Er muß erſt ſein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifenſack. Sein Geiz iſt ſtinkend.“

„Schöne Ausſichten!“ ſagte Philipp, „wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminiſter auf ſeinem Poſten ſtehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für ſich und unſereins etwas zu ſchneiden?“

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

„So ſollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminiſter zu machen, wenn er immer ehrlich bedient ſein will.“

„Ich hoffe, gnädigſter Herr, ſeit ich die Finanzen führe, iſt dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

„Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke deſto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erſchwingen. Sie ſollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.“

„Mit uns?“ — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

„Nein, barmherziger mit dem Volke ſollten Sie verfahren, meine ich.“

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten ſchuldig bin. Der König mit ſeiner erlauchten Familie iſt das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land iſt des Königs Eigenthum. Völker ſind nur in ſofern achtbar, als ſie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derſelben vergrößern. Aber es iſt hier nicht der Augenblick, den abgedroſchenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; ſondern ich bitte um gnädigſten Entſcheid, ob ich die Ehre haben ſoll, Ihre Schulden auf die bewußte Weiſe zu beſeitigen?“

„Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkoſten, von hunderttauſend und mehr armen Familien.“

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauſes Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtauſend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt ſich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation ſo viel, daß —“

„Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.“

„Ihre königliche Hoheit belieben zu ſcherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

„Sie ſind ſehr gütig.“

„Alſo darf ich hoffen, mein Prinz?“

„Herr Graf, ich werde thun, was recht iſt; thun Sie Ihre Pflicht.“

„Meine Pflicht iſt, Ihnen zu dienen. Morgen laſſe ich den Levi berufen, ſchließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die beſagten Quittungen zu überreichen, nebſt Anweiſung auf fünfzigtauſend Gulden.“

„Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.“

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnaden wieder zu? Denn ohne im Miniſterium zu ſtehen, könnte ich dem Abraham Levi unmgölich —“

„Ich wollte, Sie und Ihr Miniſterium und Ihr Abraham Levi ſäßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das ſag' ich Ihnen, entſteht eine Kornſperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgeſpeicherte Getreide ſogleich um den Ankaufspreis: ſo gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie ſammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlaſſen Sie ſich darauf; ich halte Wort.“

Philipp drehte ſich um, ging in den Tanzſaal und ließ den Finanzminiſter ganz verſteinert hingepflanzt ſtehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren ſoll?“ flüſterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländiſcher Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

„Ich fahre nicht.“

„Es iſt halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die ſchöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile.“

„So mag ſie ſich etwas ſingen.“

„Wie Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich laſſen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie ſeit zwei Monaten vergebens ſeufzeten? — Ihr Billet, das Sie dieſen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillantenuhr ſchickten, that ſeine Wunder. Die ſtolze Spröde ergibt ſich. Sie waren den Mittag noch ſo hoch entzückt, und nun mit einemmal ſo kalt wie Eis? Was iſt mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

„Das gilt mir gleich.“

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?“

„Freilich.“

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie iſt nicht am Ball erſchienen; wenigſtens iſt hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte Sie an Ihrem Gange und an ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tauſenden unterſcheiden. Wie, Prinz?“

„Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?“

„Ah, ich verſtehe und ſchweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigſtens wiſſen laſſen, daß Sie nicht kommen werden?“

„Hat ſie mich zwei Monate ſeufzen laſſen, ſo mag ſie auch einmal zwei Monate für ſich ſeufzen. Ich gehe nicht.“

„Alſo aus dem prächtigen Halsſchmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeſchenk beſtimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

„Wenn's auf mich ankommt, ſchwerlich.“

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigſter Herr?“

„Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.“

„Nun denn, Prinz — ſo darf ich offen ſein. So darf ich die Wahrheit ſagen, die Sie vielleicht aber ſchon wiſſen. Ich vermuthe es wenigſtens aus Ihrer ſchnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenſchaft für die Rollina ſchreckte mich ab, es Ihnen früher zu geſtehen. Sie ſind betrogen.“

„Von wem?“

„Von der liſtigen Operiſtin. Sie würden die Gunſt derſelben mit einem Juden theilen müſſen.“

„Mit einem Juden?“

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi.“

„Iſt der Schelm denn überall?“

„Sie wiſſen alſo noch nicht? Ich ſage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwiſchen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.“

„Mir nicht.“

„Die Metze verdient den Staubbeſen.“

„Es wird Mancher nicht nach Verdienſt gewürdigt.“

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beiſpiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menſchen kennen das himmliſche Geſchöpf. Puh, was iſt die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen ſchlank und ſchwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben ſah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt dieſe Venus? Es iſt eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf dieſe müſſen wir Jagd machen.“

„Alſo ein Bürgermädchen?“

„Freilich nur eine Griſette, aber — nein, Sie müſſen ſie ſehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preiſen! Was Sie ſich je in den ſchönſten Träumen Entzückendes träumen konnten, iſt da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebſte, zarteſte, unentweihteſte Unſchuld! — Man ſieht ſie aber ſelten. Sie weicht ſelten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsſpaziergang, den ſie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich ſchon ausgeſpürt, daß ein junger hübſcher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann ſie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel iſt, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter iſt die Wittwe eines an der Auszehrung geſtorbenen Leinwebers.“

„Wie heißt die Mutter?“

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, ſchön wie eine Roſe, heißt, was ſie in der That iſt, Röschen.“

Dem guten Philipp wurde es bei dieſem Namen kalt und warm. Er hätte die beſte Luſt gehabt, dem Erzähler die geballte Fauſt auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?“ rief Philipp.

„Gelt!“ ſagte der Holländer, „ich habe ſchon gut gekundſchaftet. Sie müſſen das niedliche Ding erſt ſehen. Oder wie, mein Prinz, ſollte Ihr Scharfblick ſchon die köſtliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie ſie wirklich?“

„Ich kenne ſie allerdings.“

„Deſto beſſer. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die ſoll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie ſpielen den Menſchenfreund. Die Armuth der Wittwe iſt Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden ſehen. Sie erkundigen ſich theilnehmend nach den Umſtänden der guten Frau, laſſen ein Geſchenk zurück, wiederholen die Beſuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt ſich. Der Gärtnerlümmel iſt bald beſeitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt.“

Philipp wußte vor Grimm nicht, was ſagen. „Der Donner ſoll drein ſchlagen, wenn ——“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umſtände macht?“ unterbrach ihn der Holländer: „o dafür laſſen Sie mich ſorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnſchlüſſel, ſo gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner ſtecke ich unter die Soldaten und ſchicke ihn zur Armee. Da kann er ſich für das Vaterland ſchlagen. Unterdeſſen ſind Sie Meiſter im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burſchen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht ſein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingeſogen hat. Ich will es aber ſchon in die Schule nehmen.“

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnſchlüſſel . . .

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O ſagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigſter Herr! Sie wiſſen, jeden Augenblick iſt mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das ſüße Geſchöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längſt ſchon in Ihren Armen.“

„Kein Wort mehr davon!“ rief Philipp grimmig, ſo grimmig er mit gedämpfter Stimme an dieſem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, ſchwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um ſich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!“

„Nein, Thaten!“ fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen ſollen die Laufgraben gegen die Feſtung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie ſind gewohnt zu ſiegen. Mit den lauerſamen Vorpoſten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmſchritt!“

Philipp konnte ſich kaum mehr mäßigen. Er packte mit ſeiner Fauſt den Arm des Holländers und ſagte: „Herr, wenn Sie ſich unterſtehen —“

— Um Gotteswillen, gnädigſter Herr, mäßigen Sie ſich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufſchreien. Sie zerquetſchen mir den Arm.

„Wenn Sie ſich unterſtehen,“ fuhr Philipp fort, „und ſtellen dieſem unſchuldigen Mädchen nach, ſo zerquetſche ich Ihnen, ſo wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.“

„Gut, gut!“ ſeufzte der Holländer in ſchmerzlicher Angſt: „Geruhen Sie nur, mich loszulaſſen.“

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinſchielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, ſo ſind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie ſich.“

Der Holländer ſtand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ ſagte er zitternd, „ich konnte nicht wiſſen, daß Sie das herrliche Mädchen ſo ernſthaft liebten, wie es ſcheint.“

„Sehr ernſthaft, das will ich vor der ganzen Welt geſtehen.“

— „Und werden wieder geliebt?“

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie mehr an das Mädchen; Ihr Gedanke ſchon beſudelt. — Nun wiſſen Sie meine Meinung. Packen Sie ſich.“

Mit dieſen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdeſſen hatte auch Philipps Subſtitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt ſeine Rolle geſpielt. Es iſt wohl nicht nöthig, erſt zu ſagen, was Jeder von ſelbſt weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des ſüßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuſchen. — Sobald er den Philipp verlaſſen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzensluſt, machte zu ſeinem Geſange allerlei komiſche Zuſätze, und bekümmerte ſich wenig um das vorgeſchriebene Revier, das er zu behüten und zu beblaſen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers ſann, ging ſeitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bſt! bſt! Dann zog es ſich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ ſeine Verſe fahren, und folgte der angenehmen Erſcheinung. In der Finſterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme liſpelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leiſe, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Geſellſchaft weggeſchlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Biſt du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ ſagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig ſein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu ſagen. Du ſollſt morgen Abend bei uns eſſen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommſt du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian: „und ſo lange du willſt. Ich wollte, du könnteſt beſtändig bei mir ſein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlſt doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überraſcht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog ſie zurück und in ſeinen Arm. „Willſt du mich ſo kalt von dir ſcheiden laſſen?“ fragte er und drückte ſeinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit zu ſagen. Denn Philipp war immer ſo beſcheiden und zärtlich geweſen, daß er höchſtens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchſten Liebe und des höchſten Schmerzes der erſte Kuß gewechſelt worden; ſeitdem nie wieder. Röschen ſträubte ſich; aber der vermeinte Philipp war ſo ungeſtüm, daß man, um kein verrätheriſches Geräuſch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und ſagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, ſondern ſagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinſt du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ ſeufzte Röschen, „es iſt doch aber nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Iſt denn das Küſſen in deinen zehn Geboten unterſagt?“

„Ja,“ verſetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? wenn es nichts Anderes iſt, alle Tage kannſt du mich haben, wenn du willſt.“

„Ach, Philipp, wie ſprichſt du auch heute ſo wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernſtlich daran. Wenn du nur willſt.“

„Philipp, haſt du ein Räuſchchen? Ob ich will? Geh, du beleidigſt mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt.“

„War's was Schönes?“

„Du habeſt in der Lotterie gewonnen, Philipp, da hatten wir Beide Jubel. Du hatteſt dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein ſchönerer Garten iſt in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinſten Gemüſes, und die Bäume hingen ſchwer von Obſt. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, haſt du etwa in die Lotterie geſetzt? Haſt du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung.“

„Wenn ich bei dir, du ſchönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geſchähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?“

„Wenn du auch nur ſo glücklich wärſt, tauſend Gulden zu gewinnen. Dann könnteſt du ſchon einen artigen Garten kaufen.“

„Tauſend Gulden? Und wenn es mehr wäre?“

„O Philipp, was ſagſt du? Iſt's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du haſt geſetzt, du haſt gewonnen. Geſteh' es nur.“

„So viel du willſt.“

„O Gott!“ rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tauſend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?“

Unter ihren Küſſen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Geſtalt in ſeinen Armen zu halten, deren Liebkoſungen ihm doch nicht galten, und die er doch ſo gern für ſeine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es ſchon; und macht's dir Freude, ſo geb ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägſt es mit dir?“

Der Prinz nahm ſeine Börſe hervor, die er, ſchwer von Gold, zu ſich geſteckt hatte, um ſie beim Spieltiſche anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ ſagte er, und legte ſie, indem er die kleinen zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibſt du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärſt.“

„Und wie, zum Beiſpiel, wenn ich dir noch einmal ſo viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ ſagte Röschen.

Indem ging eine Thüre droben auf; man hörte Mädchenſtimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erſchrack und flüſterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und ſprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz ſtand wieder im Finſtern. Er ging zum Hauſe hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenſter. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich ſehr unzeitig geſchehen. Zwar die Geldbörſe gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war: wohl aber, daß er das Geſicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht geſehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob ſie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernſt machen würde, wenn er ihr in ſeiner wahren Geſtalt erſchiene. Inzwiſchen vertröſtete er ſich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewieſen. Julian verſtand bald, daß er ſein glückliches Abenteuer nur dieſem, doch ohne deſſen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geiſt des Weins durch die wachſende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuſchung in ſeiner Wirkung geſteigert ward; der Muthwille des fürſtlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke ſtehen, und ſtieß mit ſolcher Kraft in's Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurückſprangen und die Männer vor Schrecken ſteif wurden. Dann rief Julian die Stunde und ſang dazu:

Der Handel unſrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbſt unſre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt ſich, wie ſie kann,
Und bringt ſie doch nicht an den Mann.

„Das iſt doch unverſchämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anweſenden Männern aber lachten viele aus vollem Halſe. „Da capo!“ ſchrien einige luſtige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ ſchrien Andere. „Was unterſtehſt du dich, Kerl, unſere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ ſchnob ein junger Lieutenant, der ein hübſches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter ſingt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, beſtätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennſt du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt ſich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuſchwärmen? Morgen ſag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu ſchaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte ſich das Geſicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht ſo leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er ſtieß eine Menge Flüche aus, und da dieſer kein Wort ſchuldig blieb, ſchwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben ſich zwei dicke ſpaniſche Rohre, von bürgerlichen Fäuſten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitſchulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des ſchlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er iſt ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, ſo wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Profeſſioniſt kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unſerer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen ſich alle über ihren Stand erheben; ſtatt Strümpfe zu flicken, leſen ſie Romane; ſtatt Küche und Keller zu beſorgen, laufen ſie in Komödien und Konzerte. Im Hauſe bei ihnen iſt Unflat, und auf den Gaſſen gehen ſie geputzt einher, wie Prinzeſſinnen. Da bringen ſie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar ſchöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebſchaften, Romane und Faulheit. Herr, ich ſpreche aus Erfahrung. Wären unſere Bürgerstöchter nicht ſo verderbt, ich wäre längſt verheirathet.“

Alle Umſtehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant ſtreckte langſam das Gewehr vor den beiden ſpaniſchen Rohren und ſagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!“

„Was, bürgerliches Pack?“ rief ein Nagelſchmied, der das zweite ſpaniſche Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unſern Steuern und Abgaben füttern müſſen, wollt ihr von bürgerlichem Pack ſprechen? Eure Lüderlichkeit iſt an allem Unglück in unſern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb ſo viel ehrliche Mädchen ſitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt.“

Nun ſprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meiſter und Handwerksburſche ſammelten ſich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dickſten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erſte Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Naſe. Dieſer hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechſels gehört hatte, war längſt wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen ſeines Geſanges. Er kam an den Palaſt des Finanzminiſters Bodenlos. Mit dieſem Herrn ſtand er nicht im beſten Vernehmen, wie das ſchon Philipp erfahren hatte. Julian ſah alle Fenſter erleuchtet. Die Gemahlin des Miniſters hatte große Geſellſchaft. Julian in ſeiner ſatiriſchen Poetenlaune pflanzte ſich dem Palaſte gegenüber hin und blies kräftig ſein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil ſie eben nichts Beſſeres zu thun hatten, das Fenſter, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „ſing' auch ein hübſches Stück zum Neujahr.“ Dieſer Zuruf lockte noch mehrere von der Geſellſchaft der Frau Miniſterin an die Fenſter.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, ſang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr ſeufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot.
Fleht, daß der Herr in dieſer Nacht
Euch zum Finanzminiſter macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land
Weil er ſie behält in ſeiner Hand.

„Das iſt ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Miniſterin, die ebenfalls zu einem der Fenſter getreten war: „Wer iſt denn der niederträchtige Menſch, der ſich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verſtellter Stimme, indem er den jüdiſchen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch ſchon.“

„Wei mir!“ ſchrie eine Stimme oben am Fenſter: „Ehrvergeſſener Kerl, wie willſt du ſein Abraham Levi? Bin ich nicht ſelber Abraham Levi? Du biſt ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Miniſterin: „Laßt den Menſchen arretiren!“

Bei dieſen Worten verließen alle Gäſte in großer Behendigkeit die Fenſter. Aber auch der Prinz blieb nicht ſtehen, ſondern nahm im Doppelſchritt den Weg durch einige kleine Quergaſſen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzſekretären, ſtürzte aus dem Palaſte hervor und jagten umher, den Läſterer zu ſuchen. Plötzlich riefen einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten ſie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unſchuld auf dem Wege ſeines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie ſehr er ſich auch ſträubte, wegen ſeiner ſarkaſtiſchen Einfälle auf die Hauptwache geſchleppt.

Der wachthabende Offizier ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte: Man hat mir ſchon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verſe, die er auf die Mädchen der Reſidenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwiſchen Offizieren und Bürgerlichen verurſacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts geſtehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrſcheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung ſeines ihm anvertrauten Amtes geſtört hätten. Einer der Finanzſekretäre ſagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Miniſterin und aller ihrer Gäſte erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erſchütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber ſchwor mit Thränen, ihm ſei ſo etwas nie in den Sinn geſtiegen.

Während man noch mit dieſem Verhör beſchäftigt war, der Nachtwächter ſeine Unſchuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzſekretäre in der That ſchon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob ſie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!“

Die Soldaten ſprangen davon. Die Finanzſekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu beſtürmen. Indem trat der Feldmarſchall in die Wachtſtube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Laſſen Sie mir den Kerl da krumm ſchließen!“ rief der Feldmarſchall, und zeigte mit der Hand hinter ſich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?“ rief der wachthabende Hauptmann ganz erſtaunt aus.

„Ich will den Böſewicht morgen ſeine infamen Verſe bezahlen!“ ſchrie der Feldmarſchall.

„Ihre Excellenz,“ verſetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verſe gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!“

„Schweig, Schurke!“ brüllte mit entſetzlicher Stimme der Feldmarſchall: „Du ſollſt mir auf die Feſtung oder an den Galgen. Und widerſprichſt du mit einem Muck noch, ſo haue ich dich auf der Stelle in Krautſtücken!

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marſchall in aller Ehrerbietigkeit: es müſſe eine poetiſche Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ſein; denn er habe nun ſchon drei dieſer Patrone in einer Viertelſtunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren,“ ſagte der Feldmarſchall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl ſchlechterdings nicht eingeſtehen will, daß er den Vers geſungen habe, ſo beſinnen Sie ſich auf das Paſquill, ehe Sie es vergeſſen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn ſchon zum Geſtändniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?“

Die Offiziere beſannen ſich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende ſchrieb und da kam Folgendes heraus:

Der Federbuſch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen ſteifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Bruſt heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenſchall,
Bei Kuß und Spiele Fel marſchall.

„Willſt du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarſchall den erſchrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willſt du läugnen, daß du das geſungen haſt, als ich aus der Thür meines Hauſes trat?“

„Mag es geſungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefeſt du denn davon, als du mich vortreten ſaheſt?“ fragte der Marſchall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere; „Du nicht gelaufen? Warſt du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren ſo gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marſchall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis Morgen Zeit genug ſich zu beſinnen.“ Mit dieſen Worten eilte der Marſchall hinweg.

Der Lärm auf den Gaſſen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung geſetzt. Noch in derſelben Viertelſtunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine ſollte auf den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ein ſchwäbliches Lied geſungen haben, des Inhaltes: der Miniſter wäre nirgends auswärtiger, als in ſeinem Departement. Der andere war beſchuldigt, vor dem biſchöflichen Palaſt geſungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber ſie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch ſeinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Reſidenz ſo ſchlimmes Spiel machte, entſchlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gaſſe zu Gaſſe kecker. Die Sache machte Geräuſch. Man hatte ſogar dem Polizeiminiſter, der beim Könige am Spieltiſche ſaß, von der poetiſchen Inſurrektion der ehemals ſo friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverſe ſchriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die ſchlechte Polizei ſelbſt gerichtet war, die ihre Spürnaſe in alle Familiengeheimniſſe der Stadt ſtecke, und doch im eigenen Hauſe nichts rieche; daher ihr wohl eine Priſe zu gönnen ſei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen Er ſtand vom Spieltiſche auf; denn er ſah, der Polizeiminiſter hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzſaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürſtete Nachtwächter, ſo eben von ſeiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit ſei, ſich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzuſtellen. Er ſelbſt war froh, ſeinen Purpurtalar und Federhut an den Subſtituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür ſuchte, um ſich davon zu ſchleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und ziſchelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Herrmann ſucht ſie allenthalben! — Philipp ſchüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie ſie Beide in das Vorzimmer traten, flüſterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte ſich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit ſchnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich ſuchte Sie ſchon lange.“

„— Nur geſchwind,“ entgegnete Philipp, „denn ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug geſucht. Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog und zog die Larve ab: „Nun wiſſen Sie, wer ich bin, und Ihr böſes Gewiſſen muß Ihnen das Uebrige ſagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die ſchändliche Geſchichte im Keller des Bäckermädchens angeſtellt. Auf Ihr Anſtiften hat ſich der Oberſt Kalt an meiner Perſon vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marſchallin Blankenſchwerd hat mir erſt vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geiſterkomödie, die Sie mit mir ſpielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geiſterkomödien mit ſich ſpielen laſſen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, ſo mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie ſchlagen ſich mit mir, oder — zum König.“

— Ihre Durchlaucht.... ſtotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernſt; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müſſen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider ſeine Abſicht hatte ſpielen müſſen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und ſah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwiſchen und entſpringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengſtlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und ſchleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!“ antwortete der Herzog wüthend: „Er ſoll hören, wie ſchändlich man an ſeinem Hofe einem fürſtlichen Gaſt begegnet.“

— Gut! ſagte Philipp, der ſich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit! Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Verſicherung ausſtellten....

„Poſſen! Larifari!“ erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweiſen.“

Indeſſen ſchien es dem Herzog doch mit dem Ausweiſen nicht gar Ernſt zu ſein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philipp zum König zu führen, und das war dem Philipp ſchon recht; deſto ungeſtümer beſtand der Herzog darauf, daß ſie Beide in den Wagen ſitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrenſache mit Piſtolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er ſtellte dem Herzog alle böſen Folgen dieſes Schrittes vor. Jener aber in ſeinem Grimme ließ ſich durch nichts in ſeinem Verlangen abwendig machen; verſicherte, er habe ſchon Fürſorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geſchäfts noch in der Nacht abreiſen.

„Wenn Sie nicht,“ fuhr der Herzog fort, „der feigſte Menſch in Ihrem Lande ſind, ſo folgen Sie mir zum Wagen, Prinz.“

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der ſich zum Aeußerſten getrieben ſah.

„Sie ſind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht.“

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog ſein Geſicht und ſprach: „Nun? Bin ich der Prinz?“

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Geſicht erblickte, prallte zurück und ſtand wie verſteinert. Seine geheimſte Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte ſeine Beſtürzung und Verlegenheit. Ehe er ſich noch aus dieſer ſammeln konnte, hatte Philipp ſchon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald ſich Philipp im Freien befand, nahm er blitzſchnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in dieſen, und ſo beides unter den Arm, ſprang er die Gaſſe entlang, der Gregorienkirche zu.

Da ſtand Röschen ſchon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte, und harrte ſein.

„Ach Philipp, lieber Philipp!“ ſagte ſie zu ihm, ſobald ſie ihn erkannte, und drückte ſeine Hand: „Welche Freude haſt du mir doch gemacht! O wie glücklich ſind wir! Sieh ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da biſt. Schon ſeit beinahe einer Viertelſtunde ſtehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide.“

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier alle den Schnickſchnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir ſchon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Haſt du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du biſt nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da iſt’s wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb haſt?“

— Wetter, woher weißt du denn ſchon, daß ich ein großer Herr war.

„Du haſt es mir ja ſelber geſagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht ſtolz wirſt, nun du entſetzlich reich biſt. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu ſchlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe ſchon bei mir gedacht, wenn du mich verlaſſen könnteſt, ſieh ich wollte lieber, du wäreſt ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlaſſen könnteſt.“

— Röschen ſage mir, was ſchwatzeſt du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz geweſen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich ſolchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und ſo arm wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftauſend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, ſie gehören mir nicht.

„Du ſprichſt wunderlich, Philipp!“ ſagte Röschen, und gab ihm die ſchwere Geldbörſe, die ſie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel faſt zu ſchwer.“

— Was ſoll ich mit dem vielen Gelde? Woher haſt du das, Röschen?

„Du haſt es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp.“

— Was? Hab’ ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhauſe geſagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte geſetzt und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Ausſteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann ſagte mir, als ich den Nachmittag zu ſpät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, alſo doch gewonnen! Jetzt kauf’ ich den größten Garten, und du biſt meine Frau. Wie viel iſt’s denn geworden?

„Philipp, haſt du dir ein Räuſchchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt beſſer wiſſen, wie viel es iſt. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tiſche heimlich in die ſchöne Börſe hineingeſchielt, und bin recht erſchrocken, als ich ein Goldſtück neben dem andern blitzen ſah. Da dachte ich: nun wundert’s mich nicht, daß der Philipp ſo unbändig war. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir ſelber um den Hals fallen und mich recht ſatt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willſt, ich mag es wohl leiden. Aber hier iſt ein Mißverſtändniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und geſagt, es ſei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hauſe im Kaſten, und kein Menſch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Poſſen. Du haſt’s mir vor einer halben Stunde ſelber geſagt und mir ſelber das Geld gegeben.“

— Röschen, beſinne dich. Dieſen Morgen ſah ich dich beim Weggehen aus der Meſſe, da wir mit einander unſer Zuſammenfinden für dieſe Nacht verabredeten. Seitdem ſahen wir ja einander nicht.

Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blaſen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägſt du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehſt du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtſinnig machen. Du biſt gewiß in einem Wirthshauſe geſeſſen, und haſt dir mehr zu Gute gethan, als du ſollteſt. Gelt? Was haſt du für ein Bündelchen? Mein Himmel, daß ſind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp! wo biſt du geweſen?“

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willſt dich, glaub’ ich, über mich luſtig machen? Antworte mir, woher haſt du das Geld?

„Antworte mir erſt, Philipp, woher haſt du dieſe Frauenzimmerkleider? Wo biſt du geweſen?“

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen ſie an, auf einander etwas mißtrauiſch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in ſolchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander ſtreitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Bruſt hervorzitterte, hatte ſie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er geſtand ſein Unrecht, indem er ſie tröſtete, und bekannte: er ſei auf einem Maskenball geweſen, und was er unter dem Arm trage, ſei kein weibliches Gewand, ſondern ein Seidenmantel nebſt Larve und Federhut.

Nach dieſem reumüthigen Eingeſtändniß aber begann erſt das ſtrengſte Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, iſt für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man ſtürzt ſich in ein Meer anmuthiger Gefahren und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer iſt. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den beſten Schwimmer; es iſt ſchwer zu ſagen, warum. Alſo mußte er zuerſt erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte ſie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ ſich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch ſetzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgeſammt von vornehmer Abkunft geweſen und hätten ihn für einen andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte ſie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er ſeine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, ſchüttelte ſie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrſcheinlicher war ihr ſein Geſchichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienſte gethan, während Philipp auf dem Balle geweſen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Verſicherung, der Prinz — denn dafür halte er ſeinen Subſtituten — werde laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erſcheinen, und die ſchöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauſchen.

Nun ging dem erſchrocknen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals ſchon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp ſo etwas Fremdartiges in ſeinem Weſen gehabt hatte. Da nun die Reihe an ſie kam, Alles haarklein zu beichten, wie ſie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, ſtotterte ſie lange und ſuchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward. —

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, ſtockte ſie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es iſt nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat er dir doch gegolten,“ ſagte Röschen leiſe und ſchmeichelnd. Philipp rieb ſich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit ſie nicht zu Berge ſtehen ſollten.

„Höre, Philipp, biſt du es nicht geweſen,“ ſagte Röschen ängſtlich, „ſo glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir geſagt haſt, — ſo iſt es Prinz Julian in deinen Kleidern geweſen.“

Das hatte Philipp ſchon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küſſe beſtohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir ſeine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich ſein!“ — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opertänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte ſein Verhör ſtrenger als vorher: ob und wie ſie den Prinzen vorher geſehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen ſei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeſchlichen ſei, oder der ſich im Milchgäßchen Geſchäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder ſonſt Jemand zu ihrer Mutter gekommen ſei, um ſie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlaſſenheit zu unterſtützen?

Röschens Antworten fielen ſämmtlich ſo beruhigend aus, und trugen ſo ſehr das Gepräge der unbefangenſten Unſchuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte ſie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Menſch ſchon recht unglücklich geworden ſei. Man vergab ſich alle in der Unwiſſenheit begangenen Sünden und Philipp ſtand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm beſtimmt geweſen und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im beſten Augenblick durch eine fremde Erſcheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Menſch gegen ſie gerannt, der odemlos bei ihnen ſtehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle ſeinen Mann. Dieſer hingegen ſuchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und ſagte: „Gnädigſter Herr, hier Ihre Sachen. In dieſer Welt tauſchen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!“

Der Prinz rief: „Nur geſchwind, nur geſchwind!“ warf die nachtwächterliche Amtstracht von ſich weg in den Schnee, band die Larve und den Mantel um und ſetzte den Hut auf. Röschen ſprang erſchrocken zurück. Philipp bedeckte ſich mit ſeinem alten Filz und Mantel und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld verſprochen, Kamerad,“ ſagte der Prinz, aber ſo wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir.“

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börſe hin; „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigſter Herr, wir verbitten uns Geſchenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du haſt, und mache dich geſchwind aus dem Staube; es iſt für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel feſt: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh, ſag' ich dir, Nachtwächter! flieh, man ſtellt dir nach.“

„Ich habe keine Urſache, zu fliehen, gnädigſter Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börſe —“

„Die behalte. Lauf, was du kannſt!“

„Und einen Wechſel des Marſchalls Blankenſchwerd von fünftauſend Gulden zuzuſtellen.“

„Der Hagel, wie kommſt du mit dem Marſchall Blankenſchwerd zuſammen, Nachtwächter?“

„Er ſagte, es ſei eine Spielſchuld, die er ihnen zu zahlen habe. Er will dieſe Nacht noch mit ſeiner Gemahlin auf ſeine polniſchen Güter.“

„Biſt du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?“

„Gnädigſter Herr, und der Finanzminiſter Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie ſich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Miniſterium bleibe.“

„Nachtwächter, biſt du vom hellen Teufel beſeſſen?“

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewieſen.“

„Du den Miniſter?“

„Ja, gnädigſter Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen verſöhnt.‘

„Wer von uns Beiden iſt ein Narr?“

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina iſt eine gemeine Metze, gnädigſter Herr. Ich kenne deren Liebesgeſchichten. Sie ſind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, ſich mit ihr einzulaſſen, und habe für dieſe Nacht das Abendmahl bei ihr abbeſtellt.“

„Die Rollina? Wie kamſt du zu der?“

„Noch Eins. Der Herzog Herrmann iſt fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeſchichte. Er wollte Sie beim König verklagen.“

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?“

„Er ſelbſt. Sie ſind noch nicht ſicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er ſich mit Ihnen auf Tod und Leben ſchlagen. Nehmen Sie ſich in Acht vor ihm.“

„Eins ſage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —“

„Er weiß Alles von der Marſchallin Blankenſchwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß ſie als Hexe bei dem Gaukelſpiel geſeſſen.“

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und ſagte: „Spaßvogel, du biſt kein Nachtwächter!“ Er drehte ihm das Geſicht gegen eine aus der Ferne herſchimmernde Laterne, und erſchrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menſchen ſah.

„Wer biſt du denn?“ fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!“ antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den ſuchen wir eben! Halt, Burſch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz ſahen ſich plötzlich von ſechs handfeſten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erſchrockenen Mädchens Hand und ſagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achſel und ſagte: „Es iſt ein dummer Streich. Ich ſagte dir nicht vergebens, du ſolleſt dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es ſoll dir nichts widerfahren.“

„Das wird ſich hintennach ergeben!“ verſetzte einer der Handfeſten, „einſtweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ verſetzte Philipp; „ich bin in meinem Dienſt; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir ſchon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ ſagte Julian, und ſuchte in allen Taſchen nach Geld. Da er nichts fand, flüſterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börſe zu geben. Die Handfeſten aber riſſen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske iſt verdächtig und muß mit uns!“

„Die nicht!“ ſagte Philipp, „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeſchäften zu nehmen, ſo führt mich, wohin es euch beliebt. Dieſen Herrn aber laßt gehen.“

„Das iſt nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten ſollen!“ verſetzte einer der Polizeidiener. „Marſch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp. „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für ſie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Geſichtchen müſſen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es iſt die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ ſagte Philipp, und ärgerte ſich nicht wenig, als die Kerls alle das Geſicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaternen drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!“ ſagte Philipp, „geh heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewiſſen.“

Röschen aber ſchluchzte laut, daß es ſelbſt den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte dieſen Umſtand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfeſten einer war noch ein beſſerer Springer, ſtand mit einem Satz vor ihm und ſagte: „Hollah! der Herr hat ein ſchlechtes Gewiſſen; er muß mit uns. Vorwärts, marſch!“

„Wohin?' fragte der Prinz.

„Direkte und ſchnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminiſter.“

„Hört, Leute,“ ſagte der Prinz ſehr ernſt, doch leutſelig — denn ihm war in dieſer Geſchichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben ſein Nachtwächterſtückchen nicht verrathen wiſſen wollte — „hört, Leute, ich bin dieſen Augenblick nur ſehr zufällig zu dieſem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu ſchaffen. Ich bin vom Hofe. Unterſteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Waſſer und Brod im Thurme ſitzen.“

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!“ rief Philipp, „verlaſſet euch auf mein Wort, es iſt ein großer Herr, der euch euern Dienſt garſtig verſalzen kann. Es iſt — —“

„Schweig!“ rief Julian, „es ſoll Niemand aus Deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn Du allenfalls errathen hätteſt, wer ich ſei. Hörſt Du, Niemand! Niemand, ſage ich Dir, es komme, wie es wolle. Hörſt Du?“

„Wir thun unſere Schuldigkeit!“ entgegnete ein Polizeidiener, „und dafür ſetzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende dem Herrn in der Maske ſelbſt widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen ſchon und fürchten ſolche Drohungen nicht. Vorwärts, marſch!“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ rief Philipp, „es iſt ein ſehr angeſehener Herr am Hofe.“

„Und wenn's der König ſelber wäre, müßte er mit uns; das iſt unſere Pflicht; er iſt verdächtig!“ gab Einer zur Antwort.

„Ei ja,“ rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nächtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu ziſcheln.“

Während man noch des Prinzen wegen hin und her ſtritt, kam ein Wagen, achtſpännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieſer eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen ſtand. Der Kutſchenſchlag öffnete ſich. Ein Herr ſprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menſchengruppe. Er ſtieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und ſagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an ſeinen Federn von weitem. Maske, wer ſind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin ſich in ſeiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian ſchüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, ſich fortzubegeben. Dieſer aber ward noch erpichter, zu wiſſen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Dieſe ſtanden mit entblößten Häuptern um den Herzog und ſagten: ſie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminiſter zu führen; der Wächter habe gottloſe Verſe geſungen, wie ſie mit ihren eigenen Ohren gehört; ſei ihnen aber durch Kreuz- und Quergaſſen entſprungen; hier nun bei der Kirche hätten ſie ihn im vertraulichen Geſpräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger ſchien, als der Nachtwächter. Die Maske habe ſich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das ſei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Menſch iſt nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog, „darauf könnet ihr ſicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat ſich unerlaubter Weiſe auf den Ball eingeſchlichen und Jeden glauben gemacht, er ſei Prinz Julian. Er hat ſich mir endlich entlarven müſſen, da er auch mich betrogen und mir entwiſchte. Es iſt ein unbekannter Menſch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeiſter, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit dieſen Worten drehte ſich der Herzog um, ſtieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz ſah ſich verloren. Den Polizeidienern ſein Geſicht zu zeigen, hielt er für unſchicklich; durch dieſe wären ſeine Genieſtreiche allzu ſtadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeiſter oder dem Polizeiminiſter die Larve abzog. Alſo rief er entſchloſſen: „Meinethalben! Kommt!“

Sie gingen. Röschen ſah ihnen weinend nach.

11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn ſo verworren und bunt es in dieſer Nacht zuging, war's ihm in ſeinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich ſich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauſcht, und dann, wider ſeinen Willen, deſſen Rolle auf dem Ball geſpielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel geſpielt haben mochte — denn warum mußte er ſich als Nachtwächter verhaften laſſen? — hoffte er bei dieſem Gnade zu finden.

Beim Palaſte des Oberhofmeiſters ſchlug dem armen Philipp das Herz ſtärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz ſprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeſchickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ ſagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und ſagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch ſehen.“

Philipp war faſt außer ſich vor Schrecken. Seine Knie wurden ſchwach. Er ward in ein ſchönes Zimmer geführt. Da ſaß der alte König lachend an einem kleinen Tiſche. Neben ihm ſtand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonſt war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menſchen eine Zeitlang, und, wie es ſchien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau,“ ſagte der König zu ihm, „was du in dieſer Nacht gethan haſt.“

Philipp gewann durch die leutſelige Anrede des ehrwürdigen Greiſes wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und beſcheiden genug, das zu verſchweigen, was er in ſeiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit geſetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einigemal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beſchäftigung, nahm ein Paar Goldſtücke vom Tiſche, gab ſie ihm und ſagte: „Nun geh Du, mein Sohn, und warte Deines Berufs. Es ſoll Dir nichts Leides geſchehen. Aber entdecke keinem Menſchen, was Du in dieſer Nacht getrieben und erfahren haſt. Das befehle ich Dir. Nun geh!“

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte deſſen Hand, indem er einige Worte des Dankes ſtammelte. Als er wieder aufſtand, um fortzugehen, ſagte der Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigſt, daß Ihre Majeſtät dem jungen Menſchen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm dieſe Nacht verurſachte, noch eine kleine Schuld abzutragen.“

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte ſich.

„Prinz!“ ſagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger, „ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit ſagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden albernen Poſſen Verzeihung widerfahren laſſen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal ſolch ein Pagenſtreich und ich werde unerbittlich ſein. Nichts wird Sie dann entſchuldigen. Die Geſchichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was ſie über den Polizei- und Finanzminiſter ſagten, erwarte ich ebenfalls Beweiſe. Gehen Sie jetzt und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der ſeinigen.“

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in ſeinen Palaſt zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und geſprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: „Höre, Philipp, Du biſt ein geſcheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin ganz zufrieden mit Dir. Was Du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marſchall und ſeiner Frau, dem Oberſt Kalt, dem Finanzminiſter und den Uebrigen geſagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es anſehen und halten, als hätte ich es ſelbſt geſagt. Dagegen mußt Du zu den Verſen ſtehen, die ich in Deinem Namen als Nachtwächter geſungen habe. Du wirſt zur Strafe Deines Nachtwächterdienſtes entſetzt werden; das laß Dir gefallen. Dafür mache ich Dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe Dir meine Gärten von den beiden Schlöſſern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich Deiner Braut gegeben, ſoll ihre Ausſteuer bleiben, und den Wechſel des Marſchalls Blankenſchwerd löſe ich auf der Stelle bei Dir mit fünftauſend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe Dich gut auf.“

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; ſie ſaß mit ihrer Mutter am Tiſche und weinte. Er warf die volle Börſe auf den Tiſch und ſagte odemlos: „Röschen, das iſt Deine Ausſteuer! und hier fünftauſend Gulden, die ſind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartſchaft auf des Vaters Dienſt, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter und Röschen, müßt mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müſſen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen guten Leuten ein ſolch gutes Neujahr!“

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wiſſen nöthig war, erzählt hatte, ſtand ſie ſchluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an ſein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wiſſen das Alles auch Dein Vater und Deine Mutter ſchon?“ und da es Philipp verneinte, rief ſie: „Röschen, mache Feuer an, thue Waſſer über, koche einen guten Kaffee für unſerer Fünf!“ nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte ſich hinein und ging zum Hauſe hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Waſſer. Sie ſtanden noch in feſter Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten ſegnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte ſie Kaffee, mußte ihn ſelber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienſt einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen ſeine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminiſter Bodenlos. Man hat auch ſeitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Genieſtreiche gemacht habe.

Reinmar von Zweter, ſ. Minneſinger.

Anhang.

I.

Verzeichniß der vorzüglichſten Minneſinger in alphabetiſcher Ordnung.

A.

Endelhard von Adelburgh ſtammte wahrſcheinlich aus dem Würtembergiſchen, 1226 — 1250. Gedichte von ihm ſtehen in der Maneſſeſchen Sammlung.

Alexander (der wilde) (1276 — 1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Konrad von Altſtetten (1276 — 1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Heinrich von Anhalt, wahrſcheinlich Heinrich der Fette, 1218 Fürſt; geſtorben 1267. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Dietmar von Aſt aus dem Thurgau (1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Hartmann von der Aue (Owe) aus Schwaben (1180 — 1200). Lyriſcher und elegiſcher Dichter. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. Verfaſſer des „Iwein mit dem Löwen“, herausgegeben von Bachmann und Benecke. Berlin, 1827; der Legende: der heilige Gregor auf dem Steine; der Erzählung: der arme Heinrich; herausgegeben von J. und W. Grimm. Berlin, 1815.

Brunwart von Augheim (1251 — 1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

B.

Biterolf, Diener des Landgrafen Herrmann von Thüringen, war bei dem Sängerkriege auf der Wartburg, blühte von 1201 — 1225. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Boppo (1251 — 1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Johann, Herzog von Brabant (jüngerer Sohn Heinrichs III., Bruder Heinrichs IV.; 1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Otto, Markgraf von Brandenburg (mit dem Pfeile), ſtarb 1298. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Walther von Breiſach (1250 — 1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Reinmann von Brenneberg (1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Heinrich, Herzog von Breslau (Heinrich IV., 1266 Herzog, geſtorben 1299). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der Freiherr von Bubenberg (aus der Schweiz, 1276 — 1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der von Buchheim (1201 — 1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

D.

Dietmar der Sitzer (1276 — 1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Diurner (1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Düring (1251 — 1270). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

E.

Goesli von Ehenheim (1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Ulrich von Eſchenbach (Bruder des Folgenden (1251 — 1300). Verfaſſer eines Epos von Alexander dem Großen, handſchriftlich in Wolfenbüttel.

Wolfram von Eſchenbach (Eſchilbach) aus der Oberpfalz, Geheimſchreiber Herzogs Otto von Oeſtreich; gegenwärtig bei dem Wartburgskriege; Lyriker; Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. Verfaſſer des Titurel (Druck 1477 o. J.); Parzival; des Wilhelm von Narbonne (herausgegeben von Caſparſon; Kaſſel 1784 in 4.); des trojaniſchen Krieges, abgedruckt in der Müllerſchen Sammlung Bd. III.; des Herzog Friedrich von Schwaben (handſchriftlich in Wolfenbüttel, Heidelberg u. ſ. w.)

Der Schulmeiſter von Eßlingen (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

F.

Herr Flecke, der gute Konrad. Verfaſſer des Buches von Flos und Blankflos (13. Jahrhundert); abgedruckt bei Müller Th. II.

Günther von dem Forſte (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Heinrich von Frauenberg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Heinrich Frauenlob von Meißen, Dr. th., Domherr zu Meißen, ſtarb 1317. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Friedrich oer Knecht (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

G.

Herr Geltar (aus dem Walliſer Lande) 1276—1300. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der Gliers (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Goeli (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Wirnt von Gravenbergh (1201—1225). Verfaſſer von Wigolais mit dem Rade; herausgegeben von G. F. Benecke; Berlin, 1819.

Abram von Greſten aus Oeſtreich oder Tyrol. (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Ulrich von Guterburg (1225—1260). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

H.

Herr Habart (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Meiſter Johann Hadloub aus Zürich (1301—1350). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Albrecht von Halberſtadt lebte 1212 am Hofe des Landgrafen von Thüringen; bearbeitete Ovid's Metamorphoſen poetiſch; handſchriftlich in Wien; überarbeitet von G. Wickram. Mainz, 1545. Fol. u. ö.

Chriſtian von Hameln (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der Hardegger (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Kaiſer Heinrich VII., Sohn Friedrich's II., gekrönt 1222, geſtorben 1242. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Wilhelm von Heinzenburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Graf Otto von Henneberg, gewöhnlich von Bodenlauben genannt, ſtarb 1254. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. Eine Ausgabe ſ. G. bereitet L. Bechſtein vor.

Johann von Hildesheim, ſchrieb im 14. Jahrhundert eine Legende von den heiligen drei Königen; bearbeitet von G. Schwabe. Stuttgart, 1822.

Rüdiger von Hiedichofen, ſchrieb im 14. Jahrhundert: Herzog Beliand; handſchriftlich in Gotha und Heidelberg.

Markgraf von Hochburg (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Eilhard von Hohbergen, wahrſcheinlich aus Oeſtreich; dichtete einen Triſtan (1226—1250); handſchriftlich in Wien und Dresden.

Rudolph von Hohenems, Dienſtmann zu Montfort, dichtete einen Roman: Alexander der Große (1251—1300); verfertigte eine Bibelüberſetzung; ferner: Barlaam und Joſaphat; herausgegeben von Köpke. Königsberg, 1818.

Burkard von Hohenfels aus der Pfalz; (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Graf Werner von Honberg, ſtarb 1323. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Bernge von Horheim (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Bruno von Hornberg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Ottokar von Horneck aus Steiermark, dem Grafen Otto von Lichtenſtein dienend (1279—1330); ſchrieb eine Reimchronik von Oeſtreich in 2 Theilen von 1250—1309. Vergl. Schacht, aus und über O. v. H. Mainz, 1821.

Friedrich von Huſen (Hauſen) 1201—1225. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

J.

Der von Johannsdorf, ein Kreuzfahrer (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

K.

Der Kanzler (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Meiſter Kelga (1254—1260). Gedruckt in dem Jenaiſchen Minneſingercodex.

Henkel von Kemmenat, ſchrieb Gedichte von der Schöpfung u. ſ. w. in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts; handſchriftlich in Heidelberg.

Wachsmuth von Kinzingen (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Graf Konrad von Kirchberg (Kilchberg) 1201—1225. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Walther von Klingen aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Meiſter Nicolaus Klingsohr aus Ungarn (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

König Konrad der Junge (wahrſcheinlich Konradin, 1268 enthauptet; oder deſſen Vater, geſtorben 1254). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Pfaff Konrad, Verfaſſer des Rolandsliedes, handſchriftlich zu Heidelberg; abgedruckt bei Schilter Theil II. (1200—1225).

Der von Kurenberg (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

L.

Hadamar von Laber ſchrieb in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein allegoriſches Gedicht von der Jagd; handſchriftlich zu Heidelberg.

Konrad Schenk von Landeck auf Büren im Thurgau; um 1276. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Meiſter Elias von der Leine (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Graf Friedrich von Leiningen (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Ulrich von Lichtenſtein aus der Steiermark (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. — Frauendienſt; herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart, 1812.

Der Schenk von Limburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung

Reinold von der Lippe (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Der Litſchauer (1301—1350). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung und dem Jenaer Codex.

Der Burggraf von Liuez in Tyrol (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Chriſtian von Lupin aus Thüringen (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

M.

Rüdiger von Maneſſe, Rathsherr in Zürich, veranſtaltete die berühmte, handſchriftlich in der Bibliothek zu Paris befindliche Sammlung von Liedern der Minneſinger, gemeinſchaftlich mit ſeinem Sohne zu Anfange des 14. Jahrhunderts; herausgegeben von Bodmer.

Konrad von Marburg, dichtete im 13. Jahrhundert ein Leben der heiligen Eliſabeth.

Der Marner (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Heinrich, Markgraf von Meißen (Henricus Illustris) 1226—1250. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der ältere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der jüngere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Walter von Metz (1226—1250), dichtete deutſch und franzöſiſch; Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Rudolph von Montfort dichtete im 13. Jahrhundert das hiſtoriſche Gedicht: Wilhelm von Brabant; handſchriftlich in Kaſſel und Heidelberg.

Heinrich von Morungen (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Wachsmuth von Mühlhauſen (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Der von Munegiur (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

N.

Graf Rudolph von Neuenburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Gottfried von Nifen (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Herr Nithard (von Rüwenthal?) 1201—1225. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Herr Niuniu (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Herr Kohl von Niuſſen (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

O.

Der von Obernburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich von Ofterdingen am Hofe Herzog Leopolds VII. von Oeſtreich; war gegenwärtig bei dem Wartburgskriege. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

P.

Herr Pfeffel (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Püller (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

R.

Albrecht Marſchall von Rapprechtsweil, ein Schweizer (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Raute aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Meiſter Barthel Regenbogen, ein Schmied zu Mainz (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Burggraf von Regensburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Reinmar der Aeltere war bei dem Wartburgskriege und 1217 bei dem Kreuzzuge Herzog Leopold's. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Reinmar der Fiedler (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Burggraf von Rietenburg (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heſſo von Rinach aus dem Aargau (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Johann von Rinkenberg aus der Schweiz (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich von Riſpach (der tugendhafte Schreiber?) 1201—1225. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Kunz von Roſenheim (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Rudolph von Rothenburg aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Herr Rubye (aus Tyrol?) (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Rudolph der Schreiber (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich von Rugge aus dem Thurgau (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Meiſter Rumelant von Schwaben (13. Jahrhundert). Didactiſche Gedichte im Jenaer Codex; derſelbe? (Rumslant) Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

S.

Der von Sachſendorf (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Poſt Kirchherr zu Sarne in Unterwalden (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Bruder Eberhard von Sax, Dominicanermönch (1231—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich von Sax, um 1254. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Scharfenberg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Hiltbolt von Schwanegoi (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Milon von Sevelingen (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Liutolt von Seven (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Seyfried dichtete (1251—1300) den Roman von Alexander dem Großen.
Meiſter Sigeherr (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Ulrich, Truchſeß von Singenberg aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Meiſter Friedrich von Sonnenburg (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Sperrvogel (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Stadecke (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Stamheim (aus Tyrol); 1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Hartmann von Starkenberg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Bligge von Steinach (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Steinmar (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Gottfried von Straßburg (1226—1250); groß als lyriſcher und epiſcher Dichter. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. — Von der Minnen. — Triſtan u. ſ. w. Sämmtliche Werke herausgegeben von von der Hagen. Breslau, 1824. 2 Thle. gr. 8.
Heinrich von Strettlingen (1254—1258). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Stricker (1301—1350); dichtete Daniel von Blumenthal, handſchriftlich in Heidelberg; Karl der Große bei Schilter (II. 241); die Welt; handſchriftlich zu Heidelberg.
Der von Suonegge (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Süßkind, der Jude von Trimberg (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammmlung.

T.

Der Tannhäuſer (aus Salzburg) um 1265. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Meiſter Heinrich Täſchler (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich von Tettingen (aus Zürich) (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der Thaler (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Otto von Thurne (1201—1225). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Graf Kraft von Toggenburg (1251—1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Hugo von Trymberg, Schullehrer zu Thöſtadt bei Bamberg (1260—1300) ſchrieb den Sammler und den Renner; handſchriftlich zu Wolfenbüttel, Erlangen, Leipzig u. ſ. w. — Druck, Frankfurt am Main, 1549 Tübingen, 1827.
Werner von Tüfen aus dem Thurgau (1226—1250) Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Ulrich von Türheim, ſetzte Gottfried von Straßburgs Triſtan fort (1226—1250); herausgegeben von v. Groote. Berlin 1821. 4.; von von der Hagen, in G. v. S. Werken; ſchrieb den erſten und dritten Theil von Wilhelm von Oranſe. S. Eſchenbach.

U.

Peter von Urach ſchrieb ein Gedicht Irwinn (1301—1350); handſchriftlich in Bützow.

V.

Heinrich von Veldeck um 1180. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung; ferner: die Eneit, abgedruckt in Müllers Sammlung Bd. I.
Der Vogler (1180—1200) wird als einer der Dichter des Heldenbuches genannt.
Heinrich von Vriberg (1226—1250) ſetzte Gottfried von Straßburgs Triſtan fort.

W.

Walter von der Vogelweide aus dem Thurgau, der bedeutendſte lyriſche Dichter unter den Minneſingern, (1201—1225). — Gedichte, herausgegeben von Lachmann. Berlin, 1827. — Geſchildert von L. Uhland. Stuttgart, 1822.
Jacob von der Warte (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Weiſſenlo (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Heinrich Hetzbold von Weißenſee (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Der von Wengen aus dem Thurgau (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Wenzel, König von Böhmen, geboren 1206, geſtorben 1253. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Hugo von Werbenwag aus Schwaben (1226—1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.
Werner der Pfaff, um 1232. Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Bruder **Werner** (um 1157), Leben der heiligen Maria; herausgegeben von Dettev. Nürnberg, 1802.

Der von **Wildonia** (1226 — 1250). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung

Winli (1276—1300). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Schenk Ulrich von **Winterſtetten** (1250 — 1260). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

Hans von **Würzburg** dichtete 1314 Herzog Wilhelm von Oeſtreich; handſchriftlich zu Gotha.

Meiſter Konrad von **Würzburg**, lyriſcher, epiſcher und didactiſcher Dichter (1276 — 1300); Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung. — Die güldene Schmiede; herausgegeben von W. Grimm. Frankfurt am Main, 1816; und im Kotoczaer Codex von Mailath und Köffinger. Peſth, 1817; der heilige Alexius; Engelhart und Engeldrut, u. a. Erzählungen; der trojaniſche Krieg u. ſ. w.

3.

Ulrich von **Zazichoven** (Säbenhofen) überſetzte Lanzelot vom See (1180 — 1200) aus dem Franzöſiſchen; handſchriftlich zu Wien und Heidelberg.

Thomaſin von **Zirkler** aus Friaul ſchrieb 1215 den **welſchen Gaſt**, didactiſches Gedicht; handſchriftlich zu Ulm, Gotha, Heidelberg, Wolfenbüttel.

Reinmar von **Zweter**, Sohn des älteren Reinmar. (1251 — 1275). Gedichte in der Maneſſeſchen Sammlung.

II.

Verzeichniß der vorzüglichſten Dichter aus der eigentlichen Meiſterſingerzeit in chronologiſcher Ordnung.

A. Lyriſche Dichter.

a) Weltlicher Lieder.

1369. Heinrich von **Müglin**, Dr. Theol. zu Prag.
1400. **Muſcablüt.** (S. Down's Muſeum Bd. II. H. 1.)
1386. **Peter** der Suchenwirth. Werke herausgegeben von Primiſſer. Wien, 1827.
1400 — 1500. Konrad **Harder.**
Meiſter **Altſchwert.**
Der **Hulzing.**
Der **Büherlin.**
Meiſter **Rumelant.**
Albrecht **Leſch.**
Peter **Zwinger.**
Der Mönch von **Salzburg.**
Peter von **Reichenbach.**
Peter von **Saſſen.**
Jürg **Schilcher.**
Ernbald **Spiegel.**
Kunz **Schneider.**
Konrad **Oetinger.**
Der **Velſchberger** u. ſ. w.
1476. — Veit **Weber** aus Freiburg im Breisgau, ſang Kriegs- und Siegeslieder der Schweizer (um 1476) im Kampfe gegen Burgund. Die Lieder ſind von H. Schreiber, Freiburg, 1819, herausgegeben worden.

b) Geiſtlicher Lieder.

1380. Konrad von **Queiefurt**, Pfarrer zu Steinbach, ſtarb 1382. Verfaſſer des älteſten bekannten deutſchen Kirchenliedes.
1420. Meiſter Sixt **Buchsbaum** dichtete Paſſionslieder; Pſalter Mariä. Erfurt, 1493. 4.
1480. Peter von **Dresden**, geſtorben 1440 (Huſſit in Prag); dichtete lateiniſch deutſche Kirchenlieder.
1494. Hieronymus Schenk von **Sumauwe.** Salve Regina in ein Carmen gemacht. Würzburg, 1504. 4.
1517. Martin **Millius**, geiſtlicher Chorherr in Wengen zu Ulm, brachte die Paſſion in Lieder. Konſtanz, 1517. 4.

B. Epiſche Dichter.

a) Ueberarbeiter der alten Heldenſagen.

1472. Kaspar von der **Rhön** bearbeitete Sagen des Heldenbuches.
1487. Ulrich von **Fürterer** bearbeitete cykliſch die Artus- und Graalſagen, den Argonautenzug und den trojaniſchen Krieg.

b) Verfaſſer hiſtoriſcher Dichtungen und Reimchroniken.

1378. Ern. de **Kirchberg**; Mecklenburgiſche Reimchronik. S. Westphalen mon. in ed. V. IV.
1400. Meiſter Heinrich von **Neuſtadt**, Arzt in Wien: Apollonius von Tyrlandt. Augsburg, 1471. Fol. u. ö.
1453. Herrmann von **Sachſenheim**; die Mörinn. Straßburg, 1512. Fol.
1457. Hans **Roſenplüt** der Schnepperer; Wappenmaler in Nürnberg. Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel 1450; Abdruck in Canzlers und Meißners Quartalſchrift III. St. 7; viele Schwänke u. ſ. w. Satyren u. ſ. w.
1470. Michael **Behem.**
1477. Hans Eberhard **Tüſch**: Beſchreibung des letzten Feldzuges Karl's des Kühnen. Straßburg, 1477. Fol.
1499. Nicolaus **Schradin**: Reimchronick vom Kriege Maximilians I. mit dem ſchwäbiſchen Bund. Surſee, 1500. 4.
1517. Melchior **Pfinzing.**
1520. Nicolaus **Mareſchalk**, Profeſſor zu Roſtock: Reimchronik der Mecklenburgiſchen Regenten; gedruckt in Pistorii, Amoenotates. T. I.

c) Legendendichter.

1450. Johann **Rothe**, Prieſter zu Eiſenach, Leben der heiligen Eliſabeth. Abgedruckt in Menke Script. rer. sax. T. II.

d) Verfaſſer von poetiſchen Erzählungen.

1456. Thüring von **Ringolfingen**: Meluſine. Augsburg, 1474. Fol. u. ö.
1456. Heinrich **Kaufringer.** Erzählungen; handſchriftlich (1464) im Vatican.
1456. Hans **Volz** (Folz) aus Worms, Barbier. Geſchichte vom Urſprung des heiligen römiſchen Reiches. Nürnberg, 1480. — Schwänke u. ſ. w.

C. Didactiſche Dichter.

1390? — Hederich der **Teichner**, Proben in Grimm's altdeutſchen Wäldern.
1411. Johann der **Vintler**: Buch der Tugend. Augsburg, 1486. kl. Fol.
1456. Johann **Rothe**, S. oben. Von der Keuſchheit. Abgedruckt in Adelungs Magazin. Bd. II.
1462. Püttrich von **Reichertzhauſen**: Ehrenbrief; herausgegeben von Adelung. Leipzig, 1788.
1520. Bernhard **Klingler**: Warnung wider das Spiel. Straßburg, 1520. 4.

D. Dramatiſche Dichter.

1450. Hans **Roſenplüt**, S. oben. Sechs Faſtnachtſpiele. Vergleiche Gottſcheds nöthigen Vorrath Bd. II. S. 43 — 80. Nürnberg. Magazin 1780, St. 2. Nr. 6.
1480. Theodor **Schernberk** ſchrieb das Spiel von Frau Jutten. Eisleben, 1505.
1486. Hans **Nydhart** bearbeitete den Eunuchus des Terenz. Ulm, 1486. S. Gottſched a. a. O. I. 37.
1515. Pamphilus **Gegenbach** ſchrieb mehrere dramatiſche Schwänke und eine Tragödie von zwei Liebhabenden. S. Meiſter's Beiträge I. 263.
1520. Sigismund **Grimm**, Dr. med. zu Augsburg;
Max **Wirſurg.** (Vgl. Gottſched a. a. O. I. 52.)

Die übrigen hier nicht aufgeführten Dichter und Schriftſteller aus der Meiſterſingerzeit ſiehe im Lexicon ſelbſt unter den mit ihren Namen bezeichneten Artikeln.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

57771

ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008

KD.605.7
nr inw. 851